



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten ...

Heinrich Kurz



*Ex bibliotheca
Theodori Karajan.*

5464 413C

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

THE SPINGARN COLLECTION
OF
CRITICISM AND LITERARY THEORY
PRESENTED BY
J. E. SPINGARN

NAD R
Kurz

**Geschichte
der deutschen Literatur**

von

Heinrich Kurz.

Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

^{O.C.}
Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten
Illustrationen in Holzschnitt.

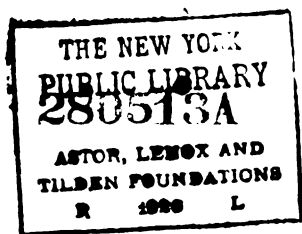


Erster Band.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1853. - 46. 69



V o r w o r t.

Hat eine Vorrede zunächst den Zweck, das Publikum mit dem Standpunkte bekannt zu machen, den der Verfasser bei der Bearbeitung seines Werks eingenommen, so möchte eine solche bei einem Buche ganz unnöthig erscheinen, von welchem schon ein großer Theil in den Händen der Leser ist, da dieselben schon hinlängliche Gelegenheit hatten, die Grundsätze, die bei dessen Abfassung leiteten, kennen zu lernen und zu beurtheilen. Da jedoch bei der Ankündigung des vorliegenden Buchs das Versprechen gegeben worden ist, in einer Vorrede jene Grundsätze zu entwickeln, so glaube ich mich verpflichtet, diese Zusage zu erfüllen: es wird aber aus den angegebenen Gründen eine gedrängte Darstellung der wesentlichsten Punkte vollkommen genügen.

Vor Allem ging meine Absicht dahin, eine Literaturgeschichte für das größere Publikum zu schreiben; dieser Absicht mußte die ganze Behandlungsweise entsprechen. Das größere Publikum will zwar eben so gut, als der Gelehrte, in den Büchern, die ihm dargeboten werden, Wahrheit und richtige Darstellung der ihm vorgelegten Verhältnisse und Thatsachen finden; aber es will nicht auch, wie jener, den mühevollen Weg gehen, den der Verfasser bei seiner Arbeit zurücklegen mußte. Wenn dem Gelehrten daran liegt, zu wissen, wie der Verfasser eines Buchs zu Werke gegangen ist, welche Quellen er hatte, wie er dieselben benutzt hat, so genügt es dem größeren Publikum, die Ergebnisse dieser Forschungen zu erfahren; aber es verlangt auch zugleich, daß ihm diese Ergebnisse in einer klaren, dem Inhalt entsprechenden Darstellung gegeben werden, welche die Thatsachen mit Wahrheit und Anschaulichkeit vorführt und den Leser so viel als möglich von dem Urtheile des Verfassers unabhängig macht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, schien es nothwendig, die bisher gewöhnliche Weise der Darstellung und Entwicklung zu verlassen. So bedeutende Vor-

theile es auch gewähren mag, die gesammte Geschichte der Literatur wie ein zusammenhängendes Gemälde vor den Augen des Lesers zu entfalten, so unverkennbar es namentlich ist, daß auf diesem Wege allein der innere Entwicklungsgang der gesammten Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf die spätesten Zeiten zum Verständniß gebracht werden kann; so ist es eben so sicher, daß der Leser bei dieser Methode ganz in die Hände seines Führers gegeben ist, der ihm die Thatsachen nur in übersichtlicher Kürze und von denselben auch nur die mittheilt, welche seiner Anschauung entsprechen, da er sich sogar meistens darauf beschränken muß, sein Urtheil auszusprechen, das zwar vollkommen richtig sein kann, aber den Beweis seiner Richtigkeit nicht mit sich führt. Uebrigens haben solche allgemeine Urtheile, so geistreich und gewandt sie auch vorgetragen werden mögen, immer etwas Unbestimmtes, Unsicheres an sich, sie können die lebendige Anschauung mit ihrer Sicherheit in keiner Weise ersetzen, und mag sie sich der Leser noch so gut einprägen, er wird doch nichts Bleibendes und Dauerhaftes gewinnen. Diese Darstellungen haben in der That nur für den Werth, der den Stoff schon kennt, nicht aber für den, der ihn erst soll kennen lernen. Ich glaubte daher, um dem größeren Leserkreis und dessen Bedürfnissen zu genügen, einen andern Weg einschlagen zu müssen, und der besteht darin, daß ich jede einzelne Erscheinung im Gebiete der Literaturgeschichte gleichsam selbstständig behandelte, jeden Schriftsteller einzeln vorführte und ein möglichst getreues Bild seiner Leistungen zu geben mich bestrebte, indem ich dieselben je nach ihrer Bedeutsamkeit in gedrängter Uebersicht darstellte oder ausführlicher zergliederte, und diese Zergliederung mit einem darauf begründeten Urtheile begleitete. Doch auch dies schien mir noch nicht hinlänglich, um den angegebenen Zweck zu erreichen. Wer eine Geschichte der Kunst schreiben wollte, ohne seinem Buche Abbildungen der darin be-

schriebenen Kunstwerke beizufügen, würde seinen Zweck, die Entwicklung und Ausbildung der Kunst zur Anschauung zu bringen, kaum zur Hälfte erreichen. Denn auch die lebendigsten und richtigsten Schilderungen der einzelnen Kunstwerke würden im Geiste des Lesers die sinnliche Anschaulichkeit nicht ersetzen, welche eine auch nur mittelmäßige Abbildung gewährt. Gerade so verhält es sich auch mit den Werken der Poesie und der künstlerischen Prosa; es wird das richtigste und schärfste Urtheil im Leser nur ein ungenügendes Bild des Schriftstellers erwecken. Soll er mit demselben in der That bekannt gemacht werden, so ist es unumgänglich nothwendig, daß er ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, lebendig vorgeführt, daß ihm solche Stellen aus seinen Schriften mitgetheilt werden, welche am geeignetsten erscheinen, seine Eigenthümlichkeit anschaulich hervortreten zu lassen. Zwar gibt es mancherlei Sammlungen, welche Proben aus den meisten deutschen Klassikern geben, doch war es nicht thöulich, auf sie zu verweisen, weil die Mittheilungen derselben oft von ganz andern Gesichtspunkten ausgehen, als diejenigen sind, die hier maßgebend sein mußten, abgesehen davon, daß man gezwungen gewesen wäre, bald auf diese, bald auf jene Sammlung zu verweisen, weil keine alle die Stücke enthält, deren nähere Betrachtung und Kenntniß erforderlich schien, und selbst eine nicht geringe Zahl derselben in keiner der bekannten Sammlungen zu finden ist.

So häufig auch die Schriftstellerischen Leistungen eines Mannes mit dessen Lebensschicksalen in nur geringer oder gar keiner nähern Beziehung zu stehen scheinen, so geben diese doch in vielen Fällen bedeutende Anhaltspunkte zur richtigen Beurtheilung seiner Schriften; es dürfen daher in einer Literaturgeschichte biographische Notizen nicht fehlen, und selbst dann nicht, wenn Lebensverhältnisse und schriftstellerische Thätigkeit weit aus einander stehen. Es war die Mittheilung solcher Notizen zudem eine nothwendige Folge des eingeschlagenen Weges, die einzelnen Schriftsteller in selbstständiger Auffassung darzustellen. Ist es aber richtig, daß die nähere Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen eines Schriftstellers wesentlich zum Verständniß seiner Werke beitrage, so liegt der Wunsch nahe, ihn auch in seiner persönlichen Erscheinung kennen zu lernen, weil auch diese folgenreiche Blicke in das Seelen- und Geistesleben des Menschen gestattet: das geistige Bild, welches wir uns aus den Werken eines Schriftstellers zusammentragen müssen, erscheint uns in den Zügen seines

Gesichts in lebensvoller Wahrheit, und es wird uns aus ihnen manche seiner Eigenthümlichkeiten erst recht verständlich. Soll aber die Absicht solcher Illustrationen nicht ganz verfehlt werden, so ist es vor Allem nöthig, nur gute und ächte Porträts zum Grunde zu legen. Es war freilich nicht immer leicht, solche ausfindig zu machen, da bekanntlich in den Kupferstichsammlungen die Bildnisse nicht nach den Namen der dargestellten Personen, sondern, wie es auch dem Zwecke einer solchen Sammlung allein entspricht, nach den Künstlern, von denen sie herrühren, geordnet sind. Es gibt vielleicht auch solche Sammlungen, welche als Porträttsammlungen angelegt und daher nach den abgebildeten Personen geordnet sind; allein solche sind wahrscheinlich nur im Besitze von Privaten, und jedenfalls wurde mir auch bei fortgesetzter Nachfrage keine bekannt. Trotz den hieraus erwachsenen Schwierigkeiten ist es jedoch gelungen, eine gute Auswahl von Bildnissen zu veranstalten, für deren Treue um so mehr gebürgt werden darf, als der Herr Verleger keine Opfer gescheut hat, um sie in würdiger und ächt künstlerischer Weise nachzubilden zu lassen. Bei den älteren Schriftstellern bis zum Ende des 15. Jahrh. herab, war es mit einer oder zwei Ausnahmen freilich nicht möglich, ächte Porträts aufzufinden; um aber die betreffenden Theile des Werks nicht ganz leer ausgehen zu lassen, wurden passende Gemälde aus alten Handschriften in Nachzeichnungen mitgetheilt. Wenn diese auch den Mangel eines Bildnisses nicht ersetzen, so machen sie uns doch mit den Anschauungen und Lebensverhältnissen, vor Allem mit Kleidung und Tracht jener Zeiten bekannt, und sind daher für das Verständniß der Dichtungen oft das, was die Bildnisse für das Verständniß des Dichters sind. Aus demselben Grunde wurden auch einzelne Nachbildungen von Holzschnitten aus alten Drucken mitgetheilt. Diese hätten freilich sehr leicht in weit größerer Menge gegeben, und so hätten z. B. verglichen auch von einigen älteren Poesien, die schon in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst durch dieselbe vervielfältigt wurden, mitgetheilt werden können, allein es wäre eben dadurch gerade das verfehlt worden, was vor Allem beabsichtigt wurde; denn die Holzschnitte jener alten Drucke behandeln bekanntlich das Costüm ihrer Figuren durchaus gegen alle historische Wahrheit, indem sie auch den Personen der frühesten Zeiten diejenige Tracht geben, die zu der ihrigen gebräuchlich war; sie führen uns daher nicht

in die Zeiten zurück, in welchen die Dichtung entstanden ist, und es war doch gerade dieß der Punkt, welcher hier beachtet werden mußte. Aber auch von den Schriften, welche zur Zeit der ersten Versuche in der Buchdruckerkunst verfaßt worden sind, bei denen also jene Rücksicht wegsiel, schien es angemessen, nur wenige Holzschnitte mitzutheilen, weil dieselben in den meisten Fällen keinen künstlerischen Werth haben, weil sie tief unter dem damaligen Standpunkt der Kunst stehen und sie daher nicht auch, wie jene Gemälde aus alten Handschriften, zugleich als Repräsentanten der gleichzeitigen Kunstbestrebungen gelten konnten. Unter alten Künstlern nahm im Mittelalter vorzüglich die Architektur einen hohen Aufschwung; um dieß zu vergegenwärtigen und zugleich den Mangel an Bildnissen zu ersetzen, wurden Abbildungen von solchen Werken der Baukunst mitgetheilt, welche entweder mit den Schriftstellern oder mit deren Werken in irgend einer Beziehung standen. Wenn in den späteren Perioden auch von den Häusern, Wohnungen u. s. w. einzelner Schriftsteller Abbildungen mitgegeben werden, so geschieht dies freilich weder aus Mangel an Bildnissen, noch um den Zustand der Baukunst zu veranschaulichen, sondern um den Leser auch auf diesem Wege in die nächste Beziehung zur besprochenen Persönlichkeit zu bringen; daß dieß aber nur bei wenigen hervorragenden Gestalten geschehen soll, wird man gewiß zweckmäßig finden.

Nicht weniger bedeutsam ist die Handschrift, in welcher sich, wenn auch wohl nur im Großen und Allgemeinen, der Charakter des Menschen ausdrückt; es schien daher aus demselben Grunde, der zur Mittheilung von Bildnissen veranlaßte, angemessen, getreue Nachbildungen von Handschriften der bedeutenderen Schriftsteller beizufügen, so oft dergleichen zu erhalten waren.

Ich konnte nicht verkennen, daß durch die gewählte Behandlungsweise die Geschichte der Literatur in eine Menge von kleineren Bildern aufgelöst werden mußte, welche in ihrer Gesamtheit eben so wenig ein überschauliches Gemälde geben können, als sich aus einer Reihe von Biographien der Könige, Staatsmänner, Feldherren u. s. w. eine Weltgeschichte bilden ließe. Um diesem allerdings sehr bedeutenden Uebelstande zu begegnen, habe ich nicht nur so viel als möglich bei den Darstellungen der einzelnen Schriftsteller ihre Stellung zur Gesamtheit anzudeuten, oder, wo es nothwendig erschien, ausführlicher nachzuweisen

versucht, sondern auch jedem Zeitraum und jedem Hauptabschnitte innerhalb der Perioden eine zwar möglichst gedrängte, aber doch alle Verhältnisse berührende Darstellung des Entwicklungsgangs unserer Literatur vorangestellt, in welcher ich vorzüglich darnach gestrebt habe, diejenigen Punkte kräftig hervorzuheben, welche auf die Gestaltung und den Charakter der deutschen Poesie von wesentlichem Einflusse waren. Ich habe mich insbesondere bemüht, in diesen einleitenden Bemerkungen, wie auch bei der Darstellung der einzelnen Schriftsteller nachzuweisen, daß unsere Literatur, wie keine andere, wesentlich aus der Gesamtheit des Volks hervorgegangen, daß sie ihrer ganzen Entwicklung und ihrem unverkennbaren Charakter nach durchaus volksthümlich ist, wie keine andere; daß sie stets auf Abwege gerieth, wenn sich einzelne bevorzugte Stände ihrer ausschließlich bemächtigten, und daß sie immer wieder nur dadurch dem Verderben und dem drohenden Untergang entrissen wurde, wenn sich die Schriftsteller wieder unbedingt an das Volk wendeten, als an die wahrste und lebendigste Quelle der Poesie sowohl, als der Richtigkeit und Schönheit der Sprache. Nur in der Zeit des Minnegesangs haben die höhern Stände großen und zum Theil wohlthätigen Einfluß auf die Literatur ausgeübt. Aber wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie den Charakter der damaligen Poesie bestimmt, derselben ihre Richtung gegeben haben; so finden wir doch neben den ritterlichen Dichtern auch hervorragende, ja darunter selbst die größten der Zeit, die nicht adeliger Abkunft waren, und zugleich erhebt sich die rein volksthümliche Dichtung zu einer solchen Fülle und Höhe, daß sie die höfische Poesie weit überragt. Seit dem Absterben des Minnegesangs aber nimmt der Adel als solcher keinen Theil mehr an der geistigen Entwicklung des Volks und bis auf die neueste Zeit sind abelige Dichter oder Schriftsteller nur als seltene Ausnahmen zu betrachten. Auch von Einfluß der Höfe auf die Literatur ist keine Spur mehr zu finden; denn selbst am Hofe zu Weimar hat nicht sowohl der Hof auf die Literatur gewirkt, als vielmehr umgekehrt diese auf jenen; es hat nicht die höfische Bildung auf die Literatur Einfluß gehabt, es hat vielmehr diese den Hof zu höherer Bildung gehoben, die erst allmählich auch an andern Höfen Eingang fand. Bei keinem Volke haben sich die höheren Stände so entschieden alles Einflusses auf die Literatur begeben, als es bei uns der Fall war. In Frankreich, in Italien und selbst in England finden wir

Sprößlinge der edelsten Geschlechter unter den berühmtesten und einflußreichsten Schriftstellern, während wir in Deutschland nur selten einen solchen an den allgemeinen Bestrebungen Theil nehmen, noch seltener zu ausgezeichnete Bedeutsamkeit gelangen sehen. Zudem blieb in jenen Ländern die Theilnahme der Höfe an der Literatur und ihr Einfluß auf dieselbe gleich bedeutend. Die größte Periode der französischen Literatur ist an den Namen Ludwigs XIV. geknüpft; in Italien sind die Medicis und andere fürstliche Familien Beförderer der Künste und Wissenschaften gewesen; in England ist es schon lange Sitte, die großen Dichter in Westminster beizusetzen, wo auch die Könige ruhen. In Deutschland finden wir von allem dem Nichts, haben ja selbst die zwei einzigen Fürsten, die Herzöge Heinrich Julius und Anton Ulrich von Braunschweig, die selbst Dichter waren, keinen bemerkbaren Einfluß auf ihre nächsten Umgebungen ausüben können.

Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Literatur eben wegen dieser Theilnahmslosigkeit der höheren Stände gegen die der andern Völker in Nachtheil steht; es hat sich die künstlerische Seite eben deshalb nur schwer und nur spät entwickeln können; es hat ihr das Element der feinern, gesellschaftlichen Bildung, und das, was man geistreich zu nennen pflegt, lange

gefehlt; sie ist zu Zeiten in die ungeschickten Hände der Gelehrten gefallen, welche ihr den Stempel des langweiligsten Pedantismus aufgedrückt haben. Aber dagegen hat sie den unendlichen Vorzug vor den Literaturen aller übrigen Völker, daß sie die breiteste und unvergänglichsste Grundlage hat, nämlich das Volk selbst, daß sie daher nur mit diesem sinken und vergehen kann, daß sie mit ihm auch sich heben muß, daß ihr noch eine große Zukunft bevorsteht, wie dem Volke selbst, während die Literatur der andern Völker, namentlich aber der Franzosen, weil sie auf beschränkterer Basis beruht, mit dieser auch fallen und sich erst ein neues Leben, eine neue Grundlage schaffen muß. Seit dem Untergange des alten Hofes hat die französische Literatur ihren Mittelpunkt, ihr bewegendes Element verloren; sie hat sich daher seitdem auch nicht wieder erholen können. Ist ja selbst die Helbenzeit unter Napoleon für sie spurlos vorübergegangen, während die Erhebung des deutschen Volks im J. 1813 einen Uhlund und Rückert hervorbrachte, und in der neuesten Zeit die bloße Ahnung einer größeren Zukunft eine Menge von Talenten hervorgerufen hat, die, ohne selbst überwiegend Großes und Unvergängliches zu leisten, dennoch die Gewähr geben, daß Solches unzweifelhaft zu erwarten steht.

Narau, im October 1853.

Heinrich Kurz.

Uebersicht des Inhalts.

Erster Zeitraum.			
Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts.			
Einleitende Bemerkungen	1		
Erster Abschnitt: Prosa	6		
I. Gothisches — Ulfilas			
II. Althochdeutsches	7		
Schwur Karls des Kahlen			
Schwur des Volke Ludwigs des Deutschen	8		
Zweiter Abschnitt: Poesie			
I. Altniederdeutsche Denkmäler	9		
Hildebrandslied			
Helland	11		
Prophezeiung von der Jerusalem des Tempels	12		
II. Althochdeutsche Denkmäler	17		
Offenb.			
Aus der Evangelienharmonie			
1. Lob der Franken			
2. Bergpredigt	19		
Das Lutherslied	21		
Zweiter Zeitraum.			
Von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.			
Einleitende Bemerkungen	23		
Erster Abschnitt: Poesie	30		
I. Vorläufige Poesie	31		
Reinmar von Silz	32		
Lieder:			
1. Der Falke	33		
2. Die Trennung			
Der von Rürnberg			
Lieder:			
1. Liebeslied	34		
2. Des Geliebten Abschied			
3. Das Unerreichbare			
4. Der Falke			
5. Trennungsschmerz			
6. Weib und Falke			
Der Vogel			
Sprüche und Lieder:			
1. Lebensmuth	35		
2. Spruch			
3. Armuth das größte Uebel	36		
4. Unkern			
5. Jugend das schönste Kleid			
6. Der Wolf als Rind (Fabel)			
7. Eise Zeit			
8. Was schadet			
9. Weihnachtslied			
10. Der Bauer			
11. Hymnus			
Friedrich von Hagen			
Lieder:			
1. Sehnsucht	37		
2. Die falsche Kreuzfahrer	38		
3. Sie ist so schön!			
4. Zwiebsalt			
5. Liebestummer			
6. Stangen	39		
Heinrich von Veldeck			
Lieder:			
1. Macht der Liebe			
2. Wahre Liebe			
3. Graues Haar			
4. Feiz und Liebe	40		
Kaiser Heinrich VI.			
Lied: Liebe, die schönste Krone			
Heinrich von Morungen			
Lieder:			
1. Härte der Geliebten	41		
2. Ich will immer singen			
3. Meine Grabkiste			
4. Ich bin Kaiser ohne Krone	42		
5. Da tagte es			
Hartmann von Aue	42		
Lieder:			
1. Kreuzlied	43		
2. Doppelter Gewinn			
3. Der Falsche			
4. Einmal und nicht wieder			
5. Wahre Minne			
Reinmar der Alte	44		
Lieder und Sprüche:			
1. Freude des Wiedersehens	46		
2. Liebesthage			
3. Klage um Leopold von Deherreich			
4. Klage			
5. Welch ein Kinderspiel	47		
6. Klage			
7. Botenlied			
8. Ich muß immer an sie denken			
9. Feiz und Liebe	48		
10. Trost			
11. Papst und Kaiser			
Walther von der Vogelweide			
Lieder und Sprüche:			
1. Die drei Dinge	54		
2. Der Weise	55		
3. Der Klausner			
4. An den Kaiser			
5. Reichthum der Kirche			
6. Fluch und Segen			
7. Aufforderung zum Kreuzzuge			
8. Zwei Jungen			
9. Das gelobte Land			
10. Der Hof zu Eisenach	56		
11. Der Pfaffen Wahl			
12. Weichte			
13. Der Pfaffen Habsucht			
14. Lob der Frauen			
15. An König Friedrich	57		
16. Das Reichslehen			
17. Gut und Ehre			
18. Wirth und Gast			
19. Stolle			
20. Der neue Judas			
21. Wo Rehts geschrieben?			
22. Der wälsche Schrein			
23. Der Kirchenhof	58		
24. Männliche Schönheit			
25. Trost im Leide			
26. Schöne Bierge			
27. Frauen und Frühling			
28. Weib und Frau	59		
29. Schönheit und Anmuth			
30. Mainwonne			
31. Frau Glück			
32. Deutschlands Ehre			
33. Erbe Zeit	60		
34. Legter Wille			
35. Der Kaiser als Spielmann			
36. Verfall des Gefanges			
37. Der Greis am Stabe	61		
38. Langweile			
39. Selbstbeherrschung			
40. Auf den Tod Reinmars des Alten			
41. Feiz zu Rürnberg			
42. Sinnen des Reichs			
43. Der Tausch	62		
44. Lebensregeln			
45. Die Traumdeuterin			
46. Abschied von der Welt			
47. Wein und Faß	63		
48. Botenlied			
49. Der Sieger im Schach			
50. Die Hauberin			
51. Graubte Lüge	64		
52. Heimkehr			
Wolfram von Eschenbach			
Lieder:			
1. Wächterlied	65		
2. Es ist nun Tag	66		
3. Er muß scheiden	66		
4. Tanzweise			
Ulrich von Egingenberg	67		
Lieder und Sprüche:			
1. Die Liebesthage			
2. Reimspiel			
3. Zwiesgespräch	68		
4. Lebensglück			
5. Klage um Walther von der Vogelweide			
Albrecht von Johannedorf			
Lieder:			
1. Abschiedsgedanken	69		
2. Lust und Leid			
3. Alles um ihre Willen			
4. Zwiesgespräch			
Witzhart			
Lieder:			
1. Zwiesgespräch	72		
2. Wandelbarkeit der Männer			
3. Mutter und Tochter			
4. Tanzlust	73		
5. Vergebliche Warnung			
6. Heppigkeit der Bauern			
7. Du blase	74		
Gülfkind von Trimbberg	76		
Sprüche:			
1. Gedankensfreiheit			
2. Abschied von der Kunst			
3. Falschheit			
Graf Otto von Botenlauben			
Lieder und Sprüche:			
1. Der Karfunkel	77		
2. Liebesthage			
3. Liebestummer			
Christian von Hamle	78		
Lieder:			
1. Liebesthage			
2. Der Anger			
3. Schönheit der Geliebten			
4. Treue	79		
5. Wächterlied			
Gottfried von Risen			
Lieder:			
1. Minnetlied	80		
2. Der zerbrochene Krug	81		
3. Die Flachsbrecherin			
4. Wiegenslied			
5. Der Pilgrim			
6. Die Nachtigall			
Bruder Werner			
Sprüche:			
1. Adam und Eva	83		
2. An den Papst			
3. Das jüngste Gericht			
4. Reize Liebe			
5. Das Haus ohne Dach			
6. Lieder schweigen, als das Laster loben	84		
7. Es kommt Nichts Besseres nach			
8. Wäre ich ein Herr!			
9. Weiberherrschaft			
10. In spät!			
11. Falschheit der Welt			
12. Falsche Freunde			
13. Falsche Fürsten	85		
14. Tadel bis zum Tode			
15. Die Unverbesserlichen			
16. Die Rüge			
17. Auf den Tod des Herzogs Friedrich von Oesterreich			
18. Verderbte Welt			
19. Auf den Tod des Herzogs Ludwig von Bayern			
Der Lantshäuser	86		
Lieder und Reize:			
1. Liebesabenteuer	87		

Uebersicht des Inhalts.

2. Das Humdglücke	88
3. Des Sängers Klage	89
Der Marner	
Sprüche und Fabeln:	
1. Die Ameise	91
2. Der Ugel	—
3. Die Fuge	—
4. Spottgedicht auf Meinmar von Zweier	—
5. Geld her!	—
6. An die heilige Jungfrau	—
7. Ebut Ruße!	—
8. Dem Reich die Kleie, dem Pfaffen das Mehl	92
9. Die Frösche	—
10. Der Arme ist verachtet	—
11. Was Gott thut, ist wohlgethan	—
42. Lügenmäre	—
13. Der Kiese Anteus	—
14. Die Rude	93
15. Die Minnesinger	—
16. Der Fiel und der Fuchs	—
17. Was soll ich singen?	—
18. Alle Müß' umsonst!	—
Ulrich von Lichtenstein	
Aus dem Frauenlied:	
1. Einleitung	97
2. Aventiur, wi der Uolrich sinen vinger verlor	99
3. Aus der Aventiure, wi der Uolrich in küniginne wise fuor	100
4. Aus der Aventiur, wie der Uolrich an üssetzenstat zuo siner vrowen come	102
5. Ein Reich	103
Schenk Ulrich von Winterketten	106
Lieder:	
1. Lanzwelse	—
2. Der Schenk v. Winterketten	107
3. Frau, schau wem?	—
4. Ein altes Wort	108
Burkhard von Hohenfels	109
Lieder:	
1. Gleichnisse	—
2. Zum Tanz!	—
Herzog Heinrich von Breslau	110
Lied: Der Minneboß	—
Meinmar von Zweier	111
Sprüche und Fabeln:	
1. Weibl. Tugend das Höchste	114
2. Weibliche Hoheit	—
3. Keuschheit	—
4. Gedanken sind frei	—
5. Wer ist edel?	—
6. Zweierlei Adel	—
7. Ueudler Adel	—
8. Wahl der Freunde	115
9. Das schlimmste Fleisch	—
10. Die reine Zunge	—
11. Der Hahn	—
12. Das Spielen	—
13. Macht des Spiels	—
14. Was im Trinken	—
15. Die größte Thorheit	—
16. Römer und Vabst	116
17. Der unheilige Rau	—
18. Verderbniß der Kirche	—
19. Hofmüdnche und Klosterkitter	—
20. Alles ist feil	—
21. Jesus zum zweitenmal verkauft	—
22. Kaiser Friedrich	—
23. Des Reichs Siechthum	—
24. Die Venetianer	117
25. Das Reich ist nicht des Kaisers Eigenthum	—
26. Der König von Böhmen und sein Hof	—
27. Die drei Hausbiere	—
28. Die Goldfischer	—
29. Zwei Redensarten	—
30. Man ist nirgends vor dem Unglück sicher	—
31. Des Fischers Traum	118
32. Der greise Dichter an die Jugend	—
33. Das Jahr (Näthsel)	—
34. Die Ehe	—
35. Maria's Name	—

36. Doppeltathsel	119
37. Die Neben Aurfürsten	—
Konrad Schenk von Landegge	
Lieder:	
1. Vor Wien	—
2. Lob der Geliebten	120
Meister Friedrich von Sonnenburg	—
Sprüche:	
1. Auf Kaiser Friedrichs Tod	121
2. Wer die Welt tadelt, tadelt Gott	—
3. Das Höchste kommt von der Welt	—
4. Die Welt übertrifft selbst den Himmel	—
5. Falsche Redensart	—
6. O wohl dir, Welt!	—
7. So will ich lügen!	122
8. König Rudolfs Krönung	—
Meister Ameland	—
Sprüche:	
1. Spottgedicht auf d. Marner	123
2. Auf Marner's Tod	—
3. An den Marner	—
4. Wer ist ein Held?	—
5. Alles wird Räuber	—
6. Die Kunst	—
7. Es gibt kein Recht mehr!	—
8. Der Gerechten Zahl ist klein	124
Bruder Eberhard von Gar	—
Geistliches Minnelied	—
Konrad von Würzburg	126
Lieder, Sprüche und Fabeln:	
1. Der Fuchs und der Affe	127
2. Der Löwe und der Spiegel	—
3. Unmilde	—
4. Minnelied	—
5. Minnelied	128
6. Der bestrafte Held	—
7. Seid einig	—
8. Der Schoßhund und der Fiel	—
9. Der Weigner	—
10. Göttlichkeit der Kunst	129
Der Weigner	—
Sprüche und Gleichnisse:	
1. Die böse und die gute Zunge	130
2. Ueudler Adel	—
3. Rechter und unrechter Bann	—
4. Verschiedener Adel	—
5. Doppeltann	—
6. Gesang ist das Höchste	—
7. Deutschlands Erniedrigung	—
8. Sprüche	—
9. Armuth bei reicher Kunst	131
10. Das Kamaleon	—
Meister Stolze	—
Sprüche:	
1. Anleitung zur Zuchtlosigkeit	—
2. Kaiser Rudolfs	—
3. Näthsel	132
4. Des Adels Erniedrigung	—
Der Schulmeister von Ehlingen	—
Sprüche:	
1. König Rudolf	133
2. Gott und der König	—
3. Wohl ab!	—
4. Die drei Spiele	—
5. König und Adler	—
Der Unverzagte	134
Sprüche:	
1. Die Unberufenen	—
2. An die Fürsten	—
3. Weiser und Säger	—
4. König Rudolf	—
Der Kanzler	135
Sprüche, Lieder und Fabeln:	
1. Die Aunklöfen	—
2. Die Aunklöfen nochmals	—
3. Frühlingssied	—
4. Weibes Minne der beste Trost	136
5. Minne über Alles	—
6. Frühlingssied	—
7. Der Wödnir	137
8. Gleichnisse	—
9. Des Dichters Klage	—
10. Der Fuchs und der Hake	—
Steinmar	—
Lieder:	
1. Herbstlied	138

2. Sehnsucht nach der Geliebten	138
3. Heimliche Minne	—
4. Tröste mich	139
5. Sommerlied	—
Meister Johannes Hadlaub	—
Lieder:	
1. Der Brief	141
2. Die Zukunft	142
3. Als sie ein Kind liebte	143
4. Trost der Geliebten	—
5. Der Spaziergang	—
6. Auf Müdiger und Johann Waneß	144
7. Die Hute	—
8. Herbstlied	—
9. Gentelied	145
10. Grunelied	—
Hermann der Damen	146
Lied: An Frauenlob	—
Heinrich Frauenlob	—
Sprüche und Lieder:	
1. Die Fürsten	150
2. Die schlimme Zeit	—
3. Zuchtlosigkeit der Pfaffen	—
4. Vehlen	—
5. Die Böse	—
6. An die Mitter	151
7. Was in allen Dingen	—
8. Guter Rath	—
9. Der wahre Meister	—
10. Preis der Armuth	—
11. Treue	—
12. An die Frauen	152
13. Lob der Frauen	—
14. Armuth führt zum Himmel	—
15. Auf den Tod Konrads von Würzburg	—
16. Geistliche u. weltliche Nacht	—
17. Ehret die Frauen!	—
18. Erlösung	—
19. Priamel	—
20. Wecet	153
Regenbogen	—
Lieder:	
1. Die drei Stände	154
2. An die Meister des Gesangs	—
3. Der Dichter und der Tod	155
4. Trieb zur Kunst	156
5. Auch ich bin ein Dichter	—
6. Des Dichters Selbstbewußtsein	—
7. Dichter und Schmied	—
8. Näthsel	—
9. Aufklärung	157
10. Die Zukunft	—
11. An die Juden	158
Der Sängerkrieg auf der Wartburg	—
Ein Näthsel	159
Ein zweites	160
Vollslieber und Lieder von ungenannten Dichtern	161
1. Das Herzensschlüssel	—
2. Wirkung der Liebe	—
3. Was ist Minne?	—
4. Frauensucht	—
5. Malenlaß	162
6. Wer soll mich minnen?	—
7. Aufmunterung zur Freude	—
8. Liebesruf	—
9. Liebeslust	—
10. Feuer ohne Gluth	—
11. Das Traugemüdelied	—
II. Didaktische Poesie	163
Heinrich	165
Von des todes gehügede	166
Der Winberke	170
Strophe 1—27. 30—32. 34—36. 38—45. 54	171
Die Winberke	174
Strophe 1—3. 23—31	—
König Enrol von Schotten und Friedebrecht sein Sohn	176
Strophe 14—24	—
Thomasin von Zirclare	—
Aus dem weissen Gast:	
1. Fähr Frauen	178
2. Was man sehn soll	179
3. Von dem Adel	180
4. Fürchte Nichts	—

Uebersicht des Inhalts.

5. Fabel und Dichter . . .	181	2. Der verlorene Ring . . .	280	Reinbot von Dorn . . .	445
6. Der Esel und der Löwe . . .	182	3. Des Raben Klage . . .	281	Aus dem „heil. Georg“: Georg	
Freibaut . . .	183	Salomon und Morolt . . .	282	und die arme Frau . . .	446
Aus der Felsidenheit:		1. Aus „Salman und Morolt“ . . .	285	Bernher der Gartendäre . . .	447
1. Von Gote . . .	186	2. Aus dem zweiten Morolt . . .	290	Aus „Heimbrecht“: Heimbrechts	
2. Von den ketzern . . .	187	2. 6 ößliche Epil . . .	—	erke Thaten und Heimkehr . . .	450
3. Von höchverte . . .	187	Heinrich der Glischesäre . . .	298	Jans der Ennefel . . .	453
4. Von den plassen . . .	188	Aus dem „Reinbart Fuchs“ . . .	300	Aus der „Weltchronik“: Kaiser	
5. Von künegen unt vürsten . . .	188	Der Pfaffe Konrad . . .	306	Karl und die Schlang . . .	454
6. Von schätze unt pfeninge . . .	189	Aus dem „Rolandslied“ . . .	306	Meister Gottfried Hagen . . .	455
7. Von Róme . . .	190	1. Rolands Tod . . .	307	Aus der „Reimchronik der Stadt	
8. Von der zungen . . .	191	2. Des Kaisers Gericht . . .	309	Edin“: Der Ediner Ausfall . . .	456
Der Stricker . . .	—	Der Pfaffe Lamprecht . . .	311	Konrad von Würzburg . . .	458
Mären, Parabeln und Fabeln:		Aus dem „Alexander“ . . .	311	Otto mit dem Barte . . .	460
1. Mære vom vráz . . .	192	1. Kampf mit Porus . . .	316	Albrecht . . .	466
2. Parabel . . .	193	2. Alexanders Brief . . .	321	Aus dem „Titurcl“: Sigunens	
3. Der Artifel . . .	194	Graf Rudolf . . .	324	Klage . . .	467
4. Der Wolf und die Gense . . .	195	Rudolfs Kampf gegen die Chrißen . . .	325	Leben der heiligen Elisabeth . . .	—
5. Gleichnis . . .	195	Heinrich von Belbeck . . .	—	Elisabeths Verkündigung . . .	468
6. Das Wír vom Turken . . .	196	Aus der „Enit“ . . .	—	Hugo von Langenstein . . .	470
Nrich von Lichtenstein . . .	196	1. Ravinens Gespräch mit ih-		Aus der „Marter der heiligen	
1. Aus der „Vrouwen buoch“ . . .	197	rer Mutter . . .	328	Martina“: Martinas Kopf-	
2. Daz ander büechlin . . .	199	2. Ravinens Geständnis . . .	330	schmuck . . .	—
Konrad von Würzburg . . .	202	3. Jweilckampf des Aeneas mit		Lohengrin . . .	471
Aus der „Goldenen Schmiede“ . . .	203	Turnus . . .	331	Lohengrins Fahrt nach Brabant	
Geirfried Helbling . . .	206	Hartmann von Aue . . .	333	Ottakar . . .	474
Aus dem ersten Büchlein . . .	207	1. aus dem „Erec“: Erec und		Aus der „Deisterreichischen Chro-	
Aus dem fünftebnten Büchlein . . .	209	Enite . . .	338	nik“: Rudolfs Tod . . .	475
Hugo von Trimberg . . .	210	2. Aus dem „Gregorius“: Gre-		3. Volkstümliches Gnos . . .	478
Aus dem Kerner: . . .		gorius auf dem Steine . . .	339	Das Nibelungenlied . . .	482
1. Von den wilden und un-		3. Aus dem „Armen Heinrich“:		1. Wie Gunther gen Islande	
steten meiden . . .	218	Heinrichs Helling u. Heirat		nach Prünhill vuor . . .	497
2. Von höher tühter lobe . . .	219	Heinrichs Helling u. Heirat		2. Wie Gunther Prünhill ge-	
3. Wie der lewe künec wart . . .	—	4. Aus dem „Iwein“: Iwein		wan . . .	500
4. Von der walleferte des fuh-		und Lunete . . .	344	3. Wie Sifrit erslagen wart . . .	504
ses und des woltes und eins		Ulrich von Hainhoven . . .	346	4. Wie der margrave Ruede-	
andern nözzes . . .	220	Aus dem „Ranzlet“: Der Pau-		ger erslagen wart . . .	508
5. Ein mære von einer besloz-		bermanlet . . .	350	Die Klage . . .	513
ten frouwen . . .	221	Herbert von Frieglar . . .	353	Chels Klage . . .	514
6. Von worten . . .	—	Aus dem „Rid von Troja“: Pa-		Bitterolf und Dietleib . . .	516
Ulrich Boner . . .	223	ris und Helena . . .	354	Wie Dietleib gen Hiunen sinen	
Fabeln und Erzählungen:		Wolfram von Eschenbach . . .	357	vater suocht . . .	517
1. Von einem boume uf einem		1. Aus dem „Pargival“: Pargi-		Gudrun . . .	520
berge . . .	224	val und der Graf . . .	369	1. Wie suozte Hörant sanc . . .	529
2. Von einer veltmús und ei-		2. Aus dem „Titurcl“: Sigune		2. Wie Hettel nach siner tochter-	
ner statmús . . .	225	und Tichonaturlander . . .	376	terkam uf den wülpensant	
3. Von dem ritter und von der		3. Aus dem „Willehalm“: Tod		3. Wie Ortwin und Hertwic	
vló . . .	—	des Wibianz und Willehms		dar kómen . . .	533
4. Von einem hunde und ei-		Klage . . .	377	Walther und Hildegunde . . .	539
nem wolfe . . .	227	Meister Gottfried von Straß-		Walthers u. Hildegundes Heim-	
5. Von einem plassen und ei-		burg . . .	381	kehr . . .	540
nem esel . . .	—	Aus dem Erikan: . . .		Swerg Laurin . . .	541
6. Von einer nahlegal, wart		1. Erikan Schwertleite . . .	390	Wie Laurin die Gäste bewirbet	
gevangen . . .	228	2. Der Drachekampf . . .	393	Der Niese Eizenot und Eken	
7. Von einem bischove und ei-		3. Der Minnetrant . . .	398	Ausfahrt . . .	543
nem erzpriester . . .	—	Wirt von Cravenberg . . .	402	Die richs Kampf mit Eden . . .	545
8. Von einem künige und ei-		Aus dem „Wigalois“: Wigalois		Der Hofengarten . . .	548
nem scherer . . .	229	Kampf mit Hoag, Jastens Kla-		Isans Kampf mit Volter . . .	549
Konrad von Mammenshausen . . .	230	ge und Tod . . .	405	Die Schlacht vor Ravenna . . .	550
Aus dem „Schachzabelbuch“ . . .		Meister Otto . . .	409	Der Tod von Frauen Helchen	
1. Legende . . .	232	Aus dem „Graflied“: Der Schuf-		Edhnen . . .	552
2. Von Bärbern, Fuchsheerern		digen Regnadlung . . .	410	Ortnit . . .	554
und Bärbleren . . .	233	Konrad von Ruffesbrunnen . . .	413	Ortnits Kampf mit Alberich	
3. Große Treue . . .	—	Aus der „Kindheit Jesu“: Das		Hug- und Wolfdietrich . . .	560
III. Epische Poesie . . .	235	Jesußkind unter den Räubern		Wolfdietrich bei den Wölfen . . .	561
1. Uebergangsgedichte . . .	236	Konrad Fleck . . .	417	Zweiter Abschnitt: Prosa . . .	562
Iran Woa . . .	237	Aus „Glore und Blanschehur“:		Physiologus . . .	564
Aus dem „Leben Jesu“ . . .	—	Wieberleben . . .	420	Die Ratter . . .	565
Voetische Bearbeitung der Wä-		Heinrich von dem Türlin . . .	422	Der Sackenspiegel . . .	—
der Woffis . . .	239	Aus der „Krone“: Dichterlob		Die zwei Gewalten . . .	—
1. Eridaffung des Menschen . . .	—	Wigamur . . .	424	Reppowische od. Sackenschronik	566
2. Joleths Traumdeutungen . . .	241	Wigamur erzählt von einer Jung-		Vrieder der andere . . .	—
Beruber von Tegersee . . .	242	frau Unterricht . . .	425	David von Augsburg . . .	567
Aus dem „Leben der Jungfrau		Der Stricker . . .	427	Aus den „Sieben Vorregein der	
Maria“ . . .	244	1. Aus dem Rolandslied: . . .	429	„Zugend“ . . .	568
Lobgerang auf dem heil. Anno		1. Kaiser Karl . . .	429	Bruder Berchthold . . .	569
1. Eingang . . .	253	2. Rolands Tod . . .	431	Bruchat von den sieben Tugenden	
2. Die Weltmonarchien . . .	—	2. Aus dem „Plassen Amis“:		Der Schwabenspiegel . . .	578
Die Kaiserchronik . . .	256	Der Pfaffe Amis und der Bi-		1. Von tiutischer lüte ären . . .	—
1. Julius Cäsar . . .	257	schof . . .	432	2. Werze rechte künienac gesin . . .	—
2. Kaiser Karl und das Jung-		Rudolf von Ems . . .	434	3. Wá man den künick kiesen sol . . .	—
frauenbeer . . .	260	1. Aus dem „Wihelm von Dr-		4. Wer den künic kiesen sol . . .	—
König Rother . . .	261	franz“: Dichterlob . . .	437	5. Wie der künic dem richen	
Rothers Gefangenchaft und Rei-		2. Aus dem „Alexander“: Die		hulde swere sol . . .	579
tung . . .	263	epischen Dichter . . .	438	6. Wie man dem künige an	
Spring Ernst . . .	268	3. Aus „Barlaam und Josa-		den lip gesprechen müge . . .	—
der Ragnatberg und das Land		phat“: Parabel . . .	440	Meister Eckhart . . .	—
Armaspy . . .	271	4. Aus dem „Guten Gerhard“:		Aus einem Tractate . . .	580
Orendel . . .	275	Gerhard u. die Gefangenen		Christian der Küchenmeister . . .	—
Orendel und der Niese Retwin		Bruder Philipp . . .	444	Aus den „nūwen casus monasterii	
St. Oswald . . .	278	Aus dem „Leben der heil. Jung-		Sancti Galli“: Abt Berthold	
1. Der Rabe und das Meerweib		frau“: Von dem palmboum,		von Gassenstein . . .	581
279		dó Maria under raste . . .			

Uebersicht des Inhalts.

Dritter Zeitraum.	
Von der Mitte des 14. bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts.	
Einfleitende Bemerkungen	582
Erster Abschnitt: Poesie.	586
I. Lyrische Poesie	591
Johannes Lantier	595
Geistliche Lieder:	
1. Von inwendige blotheit	596
2. Weihnachtlied	—
Heinrich von Müglin	—
Epruchgedicht: Von eim übeln wyb	597
Hermann, Mönch von Salzburg	—
Geistl. Lied: Von dem heiligen geist	—
Der Zudenstun	598
Lieder:	
1. Der Hirsch	599
2. Lob der Frauen	—
Salb Oster	—
Siegelied: Von dem stritz Sem-pach	600
Muscatblüt	604
Lieder:	
1. Frühlingslied	—
2. Minnelied	605
3. Ain grosse lug	—
Guge von Montfort	606
Lieder:	
1. Minnelied	607
2. Ein Brief	—
Oswald von Wolffenstein	608
Lieder:	
1. An die Gestehte	609
2. Guter Rath	—
Heinrich von Laufenberg	—
Geistliche Lieder:	
1. Heimweh	610
2. Preis der heiligen Jungfrau	—
3. Veni redemptor	611
4. An meine Seele	—
Michael Beheim	—
Lied: Wi Michel Beheim zuerst sein kunst hat funde	612
Sans Rosenblüt	612
Spruchgedichte: Beringrabe und Weinlegen	—
Zeit Weber	613
Siegelied: Von dem Siege bei Muren	614
Martin Wollnus	615
Geistl. Lied: Die Christenlich verkündung etc.	616
Volkslieder	—
1. Frauenklage	617
2. Die Nachtgall	—
3. Der Schreiber im Korbe	—
4. Trinitlied	—
5. Bruchstück eines politischen Lieds	618
6. Die Städte	—
7. Edelmannslehre	619
8. Ritter und Bauer	—
9. Egypte von Geisingen	620
10. Meisterslied	—
11. Das recht Dorneck lyed	621
12. Ein Lied der Dittmarschen (1404)	—
13. Ein anderes (1500)	—
14. In dulci jubilo	622
15. War ume dich	—
II. Didaktische Poesie.	623
Heinrich der Zeichner	624
Epruchgedichte:	
1. Daz die herren nicht siid schaffen	625
2. Von der Hasen Leppigkeit	626
Heinrich von Müglin	628
Bruchstück aus dem „Buch der Maibe“	—
Peter der Zudenwirt	—
Epruchgedichte:	
1. Daz ist die verlegenheit	630
2. Von der fürsten chrieg und von des reiches steten	631
Sans Wastler	632
Aus dem „Buch der Jugend“: Von dem Aberglauben	633
Heinrich von Laufenberg	635
Sebastian Brandt	635
Aus dem „Karrenschiff“	—
1. Von Verachtung armüt	639
2. Vom abgang des glauben	640
3. Von falsch und beschis	641
Spiegel des Regiments	642
Bruchstück aus demselben	—
Thomas Wurner	643
1. Aus der „Karrenbeschwörung“	—
1. Die satel narung	648
2. Stiel vff die bend sehen	649
3. Ein luten schlaf im herzen hon	—
II. Aus der „Schelmenzunft“:	—
1. Uß einem hollen hafen reden	650
2. Tieffe wörter geben	—
3. Von ruckstetten reden	651
4. Der tüfel ist apt	—
III. Aus dem „Lutherischen narren“	—
1. Des bunds hauptmann	—
2. Das suß fenlin	652
3. Das reißig fenlin	—
4. Das troßfenlin	—
5. Klag der gemeinen griffen	—
6. Das baner der warbeit	—
7. Das ewangelisch baner	653
8. Das baner der freyheit	—
Die Welschgattung	654
Anfang der „wälschen gattung“	—
Prämelein	656
1. Unnütze arbeit	—
2. Ein gleiches	—
3. Werthlose dinge	—
4. Wibernatürliche dinge	—
5. Was zusammengehört	657
6. Ursache und Wirkung	—
7. Ein guter Reichthiger	—
8. Ein schlechter Reichthiger	—
9. Macht des Pfenning	—
10. Werthlose Dinge	—
11. Eintracht	—
12. Haushaltungsregeln	—
III. Epische Poesie.	—
Peter der Zudenwirt	661
Von fünf fürsten	—
Der Ritter von Laufenberg	663
Wie dem ritter ein schöne frow erschein	664
Philipp Strauffurter	667
Aus dem „Hassen von Kalenberg“	—
Sans von Bübel	668
Aus „Dietrichs Leben“: Der redenbe Vogel	669
Der höhrnne Siegfried. — Das Hildebrandlied	671
1. Aus dem höhrnne Siegfried	—
2. Das Hildebrandlied	672
Heinrich Wittenweller	673
Aus dem „Ring“: Vertschl fragt seine freunde um Rath	675
Johannes Rothe	678
Aus dem „Leben der heiligen Elisabeth“: Von dem tode der heiligen Elisabeth	—
Sans Rosenblüt	679
Erzählungen:	
1. Der Mann im Garten	681
2. Das gredlein zu lichtmess	682
3. Dy Beycht	683
Hermann von Sachsenheim	684
Aus der „Mörin“:	—
1. Die Hermann von einem zwerg gefangen wart	685
2. Die daz zwergin sich und den varriant mit zaubertisch über meer furt	686
Sans Polz	—
Erzählungen:	
1. Von dreht pawen frag	687
2. Von weyer strawen krig	688
Michael Beheim	690
Aus dem „Buch von den Wintern“: Wie der Holzer hoh	691
Kaspar von der Nöu	—
Aus „Heil Hofhaltung“: Die Jungfrau	692
Ulrich Rüterer	693
Aus dem „Buch der Abenteuer“:	—
Wien und der Löwe	—
Reineke Vos	—
1. Wo Reineke kumt in den hof	697
2. Wo Reineke vorlaget wart	—
3. Wo Reineke gevangen unde gebunden wart	698
4. Wo Reineke dat vmmet tut, syne bycht openbar to den unde wat he beschiede	—
5. Wo der konink sei swagent beiten	699
6. Wo Reineke openbar wroget	—
7. Wo Reineke sprift unde ver-voiget syne laggen	700
8. Wo Reineke noch sprift von syne vader	—
9. Wo Reineke den konink unde de soniginne vorleidet mit loggenen	701
10. Wo Reineke deme konninge danket	—
11. Wo Reineke valsche orsaken vorwendet zc.	702
Der Thuerdank	703
Aus dem „Thuerdank“	—
IV. Dramatische Poesie.	704
Marientlage	715
Anfang der Marientlage	716
Das Innsbrucker Osterspiel	—
Zwischenpiel	717
Das Höllefelder Passionspiel	722
Bekehrung der Maria Magdalena	726
Leoborich Scherndt	—
Aus „Frau Jutta“: Jutta's Tod und Södenfahrt	727
Sans Rosenblüt	730
Kastnachtspiele	—
1. Vom babst, cardinal und von bischoffen	732
2. Der Luneten mantel	733
Sans Polz	737
Aus dem Epel. „Von könig Salomon und Markolf“	738
Spil vom Kaiser und Wt	739
Ein spil von einem keiser und eim apt	740
Zweiter Abschnitt: Prosa.	742
I. Profabichungen.	743
Die sieben weisen Meister	744
Reylich von der schlangen	745
Gesta Romanorum	—
Von künig Dario und seinen dryen sinen	746
Niclas von Wyle	747
Von der schönheit Eucree und Curliol	749
Heinrich Seinhilwe	750
1. Aus dem Leben Hesops	751
2. Von einem listigen weib eynes weingartens	—
Gulenspiegel	752
Wie Hülspiegel zu Berlin eynem künigen Wolff für Wolfspeis macht	753
II. Historische Prosa.	754
Hermann von Reiphar	756
Sancte Bonifacien tas	756
Briffische Closenet	—
Die grosse geischelfari	757
Jakob Zwingler von Königs-hoven	759
1. Von unser frowen münster	760
2. Von den andern Engelendern	761
Die Limburger Chronik	761
Von Bassen Kleidung u. Längen	762
Konrad Lustinger	763
1. Das hef Rodolf von Erlach gen Bern kom und zu einem houptman erwelt wart	—
2. Der groaz strit von Lauppen	764
3. Die Walstatt und die von Bern	—
Eberhard Windet	765
Wanderlust's Reife	—
Das 9. Capitel des 1. Buchs	—
Johannes Rothe	766
1. Wi grafte Lodewig der springer gefangen wart	—
2. Wi grafte Lodewig von Gebichensteyn sprang	767
3. Wi Lantrafe Lodewig der andir cau erst getan were	—

Uebersicht des Inhalts.

4. Wi en der smed in der Rula herte	767
5. Von lantgrahn Lodewige, dem togtinsamnen	—
Peter Eschenloer	768
Wie der stritte vor Grichisch Weizenburg zugegangen hat (1456)	—
Thüring Frickard	769
Rede Adrians von Dudenberg	770
Nelchior Rug	772
Wye die von Lutzeran erworben hant, Hörhörner oder Harschhörner zuo füren	772
Niebold Schilling	773
1. Belagerung von Granfon	—
2. Schlacht bei Murten	774
Bernhard von Breidenbach	775
Reichlehen	776
Die Kölner Chronik	—
Streit der Beden und Bollener. beiter mit dem Rath zu Göln	777

Petermann Etterlin	778
Der Bund auf dem Grütli und Wilhelm Tell	—
Der Weiskunig	779
Wie der Jung Weiskunig kunstlich was mit der Artalerey	780
III. Didaktische Prosa	781
Johannes Tauler	782
Vorrede zu der „Nachfolgung des armen Lebens Christi“	783
Heinrich von Nördlingen	784
An Margaretha Ebnerin	—
Heinrich Cuso	—
Aus dem Büchlein von der ewigen Wahrheit	785
Deutsche Theologie	—
Das xvj Capittel. Was da si der alde mensch vnd auch was da si der newe mensch	786
Otto von Passau	—

Der acht alte seret, was mynen sey	797
Konrad von Regenberg	—
Von den Ganen	798
Albrecht von Eyb	—
Von lieb vnd sorg der kinder vnd wie sy erzogen sollen werden	799
IV. Rhetorische Prosa	790
Nicolaus von Straßburg	791
War zuo onevehlungen nütze si	—
Johannes Tauler	—
Predigt über Paulus zweite Epistel an die Korinther, 3. Cap. 6. Vers	792
Johannes Geiler von Kaisersberg	793
An dem sonntag Jubilate gepredigt von der XXV blattern des Runds, vnd sagt vom vnernünftigem zeul schweigen	795
Wörterverzeichnis	798

Uebersicht der Illustrationen.

	Seite		Seite
1) Schreibender Mönch (nach einem Wiffale des 12. Jahrhunderts)	1	30) Sigung der Meistersänger (nach einem alten Gemälde)	582
2) Runen	3	31) Oswald von Wolkenstein (eben so)	608
3) Bisssäule Karls des Großen in Frankfurt a. M.	5	32) Sebastian Brant (nach dem alten Porträt von Balbung Grün)	635
4) Gotthisches Alphabet	7	33) Facsimile von dessen Handschrift	—
5) Hohenhausen	23	34) Thomas Murner (nach einem alten Holzschnitt)	643
6) Dietmar von Aist (nach dem Gemälde der Pariser (Manessischen) Niederhandschrift)	33	35) Facsimile von dessen Handschrift	—
7) Reinmar der Alte (eben so)	44	36) Wie der Murner den großen Narren beschwört (nach einem Holzschnitte in Murners „Ruthenrischem Narren“)	647
8) Walther von der Vogelweide (eben so)	54	37) „Des bunds hauptmann“ (eben so)	651
9) St. Stephanskirche in Wien	70	38) „Das baner der freiheit“ (eben so)	653
10) Grabmal Otto's von Botenlauben (im Kloster Frauenrode bei Riffingen)	77	39) Die Feste Nürnberg	679
11) Ulrich von Richtenstein (wie 6)	97	40) Der Ritter und der Zwerg (nach einem Holzschnitte im alten Tructe der „Mörin“ von Hermann von Sachsenheim)	686
12) Collegiatkirche zum heil. Kreuz in Breslau	110	41) Der Dom zu Worms	—
13) Reinmar von Zweter (wie 6)	113	42) Michael Beheim's Wappen	690
14) Frauenlobs Grabmal in der Mainzer Domkirche	147	43) Reinde am Hofe des Löwen (nach einem Holzschnitte in der Ausgabe v. Jahr 1379. Frankfurt a. M.)	697
15) Der Dom zu Mainz	150	44) Kaiser Maximilian I. (nach einem alten Gemälde)	702
16) Der Singerkrieg auf der Wartburg (wie 6)	159	45) Facsimile von dessen Handschrift	—
17) Maria im Tempel (aus der Berliner Handschrift von Wernher's „Marienleben“)	250	46) Theuerdanks Abschied von seinem Vater (nach einem Holzschnitte von Hans Schüpflein in der ersten Ausgabe des Theuerdanks. Nürnberg 1517)	704
18) Salomo, Morolt und dessen Weib (nach einem Holzschnitte in dem alten Druck)	285	47) Wappen Nicolaus von Wyle	747
19) Ganelon vor Kaiser Karls Gericht (nach einem Gemälde in der Heidelberger Handschrift des „Rolandsliedes“)	309	48) Eulenspiegel (nach Haffner's Trachten d. christl. Mittelalters)	752
20) Heinrich von Veldecke (wie 6)	328	49) Der Straßburger Münster	760
21) Hartmann von Aue (eben so)	334	50) Granson	773
22) Wappen Wolframs von Eschenbach	357	51) Der Dom zu Regensburg	787
23) Gottfried von Straßburg (wie 6)	382	52) Albrecht von Gybe (nach einem Holzschnitt in dessen Spiegel der Sitten)	788
24) Tristan und Isolde (nach der Münchner Handschrift von Gottfried's „Tristan“)	400	53) Geiler von Kaisersberg (nach Boissards Biblioth. chalcograph.)	793
25) Der Dom zu Köln	455		
26) Siegfried's Abschied von Kriemhilden (nach Cornelius)	504		
27) Siegfried's Tod (eben so)	507		
28) Kampfszene auf der Treppe (eben so)	508		
29) Normännisches Schiff (nach der Tapete von Bayeux)	530		

Geschichte der deutschen Literatur.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.



Die Geschichte der deutschen Literatur im weitern Sinne umfaßt die Darstellung der sämtlichen niedergelegten Geisteszeugnisse des deutschen Volkes. Da jedoch die nationalen

Eigentümlichkeiten eines Volkes sich wesentlich in denjenigen schriftlichen Denkmälern bekräftigen, welche aus freier Geistes- thätigkeit hervorgegangen sind, und diese sich vorzugsweise in den poetischen Erzeugnissen kund gibt; so beschränkt sich die Litera-

turgeschichte zunächst auf die Behandlung dieser letzteren, und zieht von den übrigen schriftlichen Denkmälern nur diejenigen hinzu, bei welchen sich eine ähnliche freie Geistes thätigkeit in größerem oder geringerem Grade kund gibt, oder mit andern Worten, welche von ihren Verfassern auf künstlerischem Wege hervorgebracht wurden. Demnach sind die Werke der Gelehrsamkeit für sich keineswegs ausgeschlossen; sie müssen vielmehr in die Darstellung der Literaturgeschichte gezogen werden, sobald sie die Ergebnisse der gelehrten Forschung in künstlerischer Form darstellen, zu welcher wesentlich eine schöne Sprache gehört. Da aber die deutschen Gelehrten, insbesondere die Philosophen, bis in die neueste Zeit herab in ihren Werken, mögen dieselben in anderer Rücksicht auch noch so vortrefflich sein, künstlerische Behandlung des Stoffs nur selten versucht, oder sich auch nur einer schönen, reindeutschen Sprache befleißigt haben, da ihnen vielmehr der Vorwurf gemacht werden muß, daß sie die Sprache nur zu oft verunstaltet haben; so würde nur eine sehr beschränkte Zahl von Werken der Gelehrsamkeit in die Darstellung

der Literaturgeschichte aufgenommen werden können, wenn nicht ein weiterer Grund dazu bestimmen müßte, auch solche herbeizuziehen, bei denen die künstlerische Behandlung vermißt wird. Nicht selten haben Gelehrte durch die in ihren Schriften niedergelegten Ideen einen unverkennbaren Einfluß auf die geistige Entwicklung des gesamten Volkes gehabt und insbesondere auf die Werke der Kunst eingewirkt, so daß diese nicht gründlich verstanden werden könnten, wenn nicht die Bekanntschaft mit den Männern und Ideen vorausginge, die als erste Quelle jener Werke angesehen werden müssen.

Die Gesamtheit der deutschen Literatur zerfällt nach der jeweiligen herrschenden Sprachform in drei Hauptgruppen (Zeit des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Neuhochdeutschen); da jedoch diese aus innern und äußern Gründen in Unterabtheilungen zerlegt werden müßten, so ist es der leichteren Uebersicht wegen geeigneter, diese sogleich als selbstständige Abschnitte aufzufassen, deren Charakteristik am passenden Orte gegeben werden soll.

Obgleich die einzelnen Formen der Darstellung sich gegenseitig durchdringen und ergänzen und selbst diejenigen, welche am weitesten von einander entfernt zu sein scheinen, nicht selten in naher gegenseitiger Beziehung stehen, so macht es die leichtere Uebersicht doch nothwendig, sie in der Darstellung zu trennen. Und da wir nicht eine Geschichte der einzelnen Schriftsteller, sondern eine Geschichte der Literatur zu geben beabsichtigen, und demnach die einzelnen Werke eines Schriftstellers für uns nicht sowohl als Erzeugnisse seiner besondern Thätigkeit, sondern vielmehr als Produkte des gesamten Volksgeistes erscheinen; so ist es klar, daß die Werke eines und desselben Mannes nach den besondern Formen der Darstellung getrennt werden müssen, wobei es immer leicht sein wird, sich ein allgemeines Bild eines besondern Schriftstellers zu bilden, wenn man die einzelnen Abschnitte zusammenhält, in welchen die Werke desselben besprochen werden.

Die Deutschen stammen ursprünglich aus Asien, was aus mannigfaltigen Sagen, hauptsächlich aber aus der Sprache nachgewiesen werden kann, die mit den ältesten asiatischen Sprachen, namentlich

mit den heiligen Sprachen der Indus und Perser, nah verwandt ist. Doch läßt sich daraus nicht ermitteln, wann die Einwanderung nach Europa Statt gefunden hat; die frühesten Nachrichten, die uns über die alten Deutschen zugekommen sind, weisen auf eine viel spätere Zeit hin. Denn wo sie uns zuerst in der Geschichte beegnen, sind sie mit den von ihnen bewohnten Ländern schon so sehr verwachsen und eins geworden, daß dies einen sehr langen Aufenthalt in jenen Gegenden voraussetzt, obgleich andrerseits die Erinnerung an das ehemalige Vaterland sich in Sagen, Sitten, Anschauungen und Rechtsgebräuchen noch so lebendig ausdrückt, daß die Zeit der Auswanderung nicht zu weit zurückgelegt werden darf.

Was wir von den Zuständen und der Bildungsstufe der alten Deutschen wissen, ist uns vom römischen Geschichtschreiber Tacitus überliefert worden, der ihnen eine außerordentliche Aufmerksamkeit widmete, wie wenn er geahnt hätte, daß sie dazu berufen seien, auf den Trümmern des römischen Weltreichs ein neues Leben zu gründen. Freilich ist das, was uns Tacitus mittheilt, mehr geeignet, unsere Neugier zu reizen, als sie zu befriedigen; doch genügt es, um uns ein allgemeines, ziemlich zuverlässiges Bild von den Zuständen zu geben, in welchen sich die deutschen Völker zu seiner Zeit befanden, insbesondere wenn man es mit dem zusammenhält, was spätere Schriftsteller berichten.

Selbst wenn Tacitus nicht ausdrücklich versichert, daß die Germanen (wie die Deutschen bei den Römern hießen) Lieder und Gesänge gehabt hätten, würden wir mit voller Sicherheit das Dasein poetischer Erzeugnisse annehmen dürfen, da die Poesie eben so tief in der menschlichen Natur wurzelt, als die Sprache, und jene, wie diese, eine naturgemäße und naturnothwendige Entwicklung des menschlichen Wesens ist. Wie das Kind nicht bloß dann spricht, wenn es irgend einen Gedanken mittheilen will, sondern noch viel häufiger ohne einen solchen äußern Zweck, von einem innern Drange getrieben, aus reinem Wohlbehagen an der Sprachdarstellung; wie es eben deswegen oft die merkwürdigsten Verhältnisse erfindet (was die oberflächliche Beobachtung Lüge nennt), dieselben ausmalt, bis zum Märchenhaften entwickelt und so unbewußt oft die wunderbarsten Gebilde hervorbringt; wie es in seinen Spielen stets das Leblose belebt, die fremdesten Gegenstände zu einander in Beziehung bringt, die mannigfaltigsten Zustände erdenkt, und diese sodann zu einem Gesamtbild zusammenfaßt, mit Einem Worte bei Allem, was es thut und treibt, stets dichtet: so verhält es sich auch mit dem Menschen überhaupt, in welchem der natürliche Trieb nach poetischer Gestaltung um so lebendiger sich äußert, je weniger er von den äußern Verhältnissen des Lebens gebunden wird, daher die poetische Kraft in der Jugendzeit der Völker am reichlichsten ist, wie sie denn auch im Volke stets größer ist, als bei den Gebildeten. Dieser Trieb zu dichten liegt so ganz in der menschlichen Natur, daß wir ihn sogar bei solchen Kindern und Völkern finden, die keine besonders große Geistesfähigkeit entwickeln. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was ein Reisebeschreiber von den Lappen erzählt. Wenn sie, sagt er, mit ihren Rennthieren von Weide zu Weide ziehen, so be-

singen sie alle Gegenstände, die sie auf ihrem Wege wahrnehmen. Sehen sie einen Baum, so singen sie: „Jetzt habe ich einen Baum gesehen“, und dies so lange, bis etwa ein Vogel ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und der Gesang ohne Veränderung der Melodie (wenn man ihr eintöniges Ableiern so nennen kann) in die Worte ausbricht: „Da ist ein Vogel hergeflogen“. So gering die Geistesfähigkeit hiebei auch ist, so spricht sich doch auch darin der unwiderstehliche Trieb aus, Erlebtes und Gesehenes in Worten darzustellen, nicht um eines äußeren Zweckes willen, sondern aus reiner Lust an der Sprachdarstellung: es ist Aeußerung des poetischen Triebes, mag diese Aeußerung auch noch so schwach und unfruchtbar sein. Wir werden hier an die Worte eines der edelsten Dichter unserer Lage erinnert, welche die Naturnothwendigkeit der Poesie auf das Vortrefflichste ausdrücken:

„Und singend eint und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Bleibt als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.“

So lang es Menschen gibt, werden auch Dichter sein, wie der erste Mensch gewiß auch der erste Dichter war.

Dieser Satz, daß der Trieb zur poetischen Gestaltung in der Natur des Menschen liegt und daß er im Volke kräftiger und lebendiger ist, als in den Gebildeten, eröffnet uns allein das Verständniß der poetischen Literatur eines jeden Volks und des deutschen insbesondere, weil sich bei keinem andern die Erscheinung so oft wiederholt hat, daß die poetische Kraft des Volks stets neue Zweige und Blüthen trieb, so oft die Poesie in den Händen der Gelehrten und Gebildeten abgestorben war, wie denn überhaupt im Volke allein die Quelle alles Großen und Lebenskräftigen in Sprache und Dichtung, in Sitte und Politik gesucht werden muß.

Wie die Poesie selbst, so liegt auch das Singen des Gedichteten in der Natur des Menschen begründet, und das Eine ist die nothwendige Folge des Andern. In der erhöhten Stimmung, in welcher der Dichtende sich befindet, sucht er nach einem erhöhten Ausdruck des Gedankens, und er findet diesen Ausdruck nicht bloß in den Worten, sondern auch in dem erhöhten Ton, den er auf seine Worte legt. Da er aber zugleich sich bestreben muß, den Ton mit den Worten in Uebereinstimmung zu bringen, und er somit die Stimme bald höher, bald tiefer, bald stärker, bald schwächer erschallen läßt, und zugleich bei den wichtigeren Begriffen den Ton länger anhält, als bei den unwichtigeren; so bildet sich eine Melodie, die sein Ohr erfreut, wie der ausgesprochene Gedanke seine Seele mit Wohlgefallen erfüllt. Das Singen ist zugleich mit dem Dichten gegeben, wie wir uns ebenfalls bei den Kindern überzeugen können, welche in erhöhten Stimmungen ihren Worten stets Melodie zu geben trachten. Auch hätte, wenn das Singen und Dichten nicht naturgemäß verbunden wären, die poetische Sprache gar nicht entstehen, oder sie hätte die musikalische Natur nicht annehmen können, die wir auch bei den ältesten Dichtungen an ihr wahrnehmen. Daraus ist auch allein zu erklären, warum überall und bei allen Völkern Dichter und Sänger nur Eines sind und sie erst dann als getrennte Individuen

erscheinen, wenn die Dichtkunst sich so selbstständig ausgebildet hat, daß sie auch ohne Hülfe des Gesangs bestehen kann.

Denn uns also auch nicht ausdrücklich berichtet wäre, daß die alten Deutschen gebichtet und gesungen hätten, so würden wir es doch mit vollkommener Sicherheit voraussetzen können, da Beides tief in der menschlichen Natur begründet liegt. Aber, wie schon angedeutet, haben wir bestimmte Nachrichten hierüber, die freilich nur sehr allgemeiner Natur sind. Tacitus erzählt uns, daß die Germanen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als die Stammväter des Volkes besungen und das Andenken an den Römerbesieger Arminius in Gesängen gefeiert hätten. Eben so spricht er von Schlachtliedern, die vor Beginn des Kampfs gesungen worden, so wie von Gesängen bei fröhlichen Gelagen. Doch hat sich, wie leicht zu begreifen, von allen diesen Liedern und Gesängen Nichts erhalten, und wir können nur vermuthen, daß sie schon einen gewissen Grad künstlerischer Ausbildung erreicht hatten, da das Volk selbst nichts weniger als roh und ungebildet war, was aus dem Umstand ersichtlich ist, daß es den Gebrauch des Geldes und des Eisens kannte, und zum Theil auch daraus, daß es sich die römische Civilisation schnell aneignete. Noch größere Beweisskraft liegt aber darin, daß sie die Kunst zu schreiben besaßen, wenn dieselbe auch wohl nicht allgemein, sondern vielleicht nur den Priestern bekannt war. Dies scheint wenigstens der Name der Schrift zu beweisen: *rēna*, d. h. Geheimniß. Doch mag der Name auch daher rühren, daß die Runen vorzugsweise zu Weissagungen gebraucht wurden. Es gab mehrere Arten von Runen, von welchen wir hier eine mittheilen.

	(<i>asch</i> , fraxinus, Esche)	Â
	<i>birith</i> , be ula, Birke	B
	<i>chēn</i> , ? ?	C
	<i>thorn</i> , spina, Dorn	D, TH
	<i>ech</i> , <i>ehu</i> , equus, Pferd	E
	<i>feck</i> , pecunia, Geld	F
	<i>gibu</i> , donum, Gabe	G
	<i>hagule</i> , grando, Hagel	H
	<i>his</i> , glacies, Eis	Î
	<i>gilch</i> , chilch, ? ?	K
	<i>lagu</i> , aequor, Meer, See	L

	<i>man</i> , vir, Mann	M
	<i>nôt</i> , necessitas, Noth	N
	(<i>ôthil</i> , patria, Vaterland)	Ô
	<i>perch</i> , mons, Berg	P
	<i>chôn</i> ? ?	Q
	<i>rehit</i> , equitatio, Ritt	R
	<i>sugil</i> , sol, Sonne	S
	(<i>tac</i> , dies, Tag)	T
	<i>hur</i> , bos, Stier, Auerochse	Û
	<i>huun</i>	W
	<i>helahe</i> ? ?	X
	<i>huyri</i> ? ?	Y
	<i>ziu</i> ? ?	Z

Die Runen waren jedoch zuerst gewiß nicht eine Buchstabenschrift, sondern sie sind wohl, wie die meisten uns bekannten alten Alphabete, ursprünglich Bilder gewesen, aus denen sich erst später die Buchstabenschrift entwickelte. Da die Bilderschrift für jeden Begriff ein besonderes Bild verlangt, so häuft sich allmählich eine solche Masse von Bildern an, daß man dieselben endlich nicht mehr beherrschen kann. Und da außerdem doch viele Begriffe nicht durch Bilder dargestellt werden können, so muß die Schrift nothwendig eine andere Richtung nehmen, wenn sie anders ihrem Zwecke entsprechen will. Die Nothwendigkeit führte ohne Zweifel zuerst dahin, die Laute zu bezeichnen, statt die Begriffe durch Bilder auszudrücken. Dazu benutzte man jedoch die schon vorhandene Schrift, indem man aus der Menge der Bilder einzelne wählte, die man dann fortwährend gebrauchte, um einen bestimmten Laut zu bezeichnen. Dies gewinnt dadurch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß alle Runenbuchstaben einen bezeichnenden Namen haben, dessen erster Laut auch der ist, der durch den Buchstaben bezeichnet werden soll. Da dies der Gang vielleicht aller Schriftentwicklung ist, so darf man voraussetzen, daß noch frühere Denkmäler vorhanden waren als diejenigen sind, in welchen die Runen schon als Buchstaben gebraucht werden. Vielleicht war die Entwicklung derselben zur Buchstabenschrift schon vor der Wanderung nach Europa geschehen. Die Mannigfaltigkeit der Runenalphabete läßt sich übrigens ganz sichtlich aus dem angegebenen Ursprung derselben erklä-

ren: die verschiedenen Stämme werden auch verschiedene Bilder zur Bezeichnung der Laute gewählt haben.

Es liegt in der Natur der Sache selbst, daß nicht alle Germanen der Kunst des Dichtens und Singens mächtig waren; doch wenn wir auch annehmen müssen, daß es Sängere gab, so bildeten diese doch keinen eigenen abgesonderten Stand, wie zum Beispiel die Barden bei den keltischen Völkern, oder die Skalden bei den Skandinaviern, was darauf hinzuweisen scheint, daß die Sanges- und Dichtkunst im Volke selbst wurzelte. Eben deshalb darf man auch wohl die Vermuthung wagen, daß manche Sagen, die uns später als vom Volke erhalten und ausgebildet erscheinen, schon in den frühesten Zeiten besungen wurden: dies mag namentlich von der Siegfriedsage und von der acht deutschen Thiersage gelten, wenn auch anzunehmen ist, daß dieselben in den nachfolgenden Stürmen der Völkerwanderung mancherlei Umgestaltung ihres ursprünglichen Gebräuges erhalten haben werden. Diesen Stürmen ist es zum großen Theil auch zuzuschreiben, daß die damalige Bildung der Germanen völlig unterging und wir von den früheren Zuständen nur höchst ungenügende Nachrichten besitzen.

Die Völkerwanderung brachte unter den deutschen Völkern die vielfältigsten Veränderungen hervor, so daß selbst von den Stämmen, die früher am mächtigsten waren, manche ganz verschwanden und neue, bis dahin völlig unbekannte, auftraten und mächtig wurden. Vorherrschend wurden nun die Gothen, Longobarden, Burgunden, Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen, von denen manche, nachdem sie große Reiche gestiftet hatten, entweder ganz untergingen oder sich in andern Stämmen verloren. Beinahe in noch höherem Maße wirkte die Einführung des Christenthums auf die deutschen Völker, da sie mit demselben nicht bloß ihre alte heidnische Religion, sondern auch bis auf einen gewissen Grad ihre Nationalität verloren; jedenfalls ist es sicher, daß die nationale Entwicklung in ihrem naturgemäßen Gang gestört wurde. Die meisten Dichtungen der alten Deutschen, selbst die gewöhnlichsten Lebes- und Gesellschaftslieder standen ohne Zweifel in Beziehung zu ihrem alten Glauben; daher machten sich die Geistlichen eine Pflicht daraus, gegen diese Gesänge mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln anzukämpfen, sie als teuflisch zu bezeichnen und ihre weitere Verbreitung zu verbieten. Um ihren Zweck desto sicherer zu erreichen, setzten sie den alten Volksliedern mit heidnischem Gepräge neue, religiöse entgegen, wobei sie wohl die alten Sangweisen beibehielten, um dem Volke die Annahme der neuen Worte zu erleichtern. Vielleicht wäre die Geistlichkeit schonender verfahren, wenn die ersten Bekehrer selbst Deutsche gewesen wären; aber die meisten derselben waren aus den Britischen Inseln herübergekommen; sie hatten, weil sie dem Volke fremd waren, kein Gefühl für das Volksthümliche, und sie verfuhrn daher auch um so rücksichtsloser gegen die Volkspoesie, so daß es ihnen in der That gelang, deren Erzeugnisse ganz zu vernichten. Doch bewahrte das Volk mit der ihm eigenthümlichen Kraft, oder wenn man lieber will, Fähigkeit einen großen Theil der alten Stoffe, die von Mund

zu Mund, wohl oft nur sehr kümmerlich, sich fortzupflanzen, bis endlich eine bessere Zeit ihm vergönnte, dieselben wieder poetisch zu entfalten.

Die christlichen Bekehrer hatten, um ihrer großen Aufgabe mit desto größerer Sicherheit und Wirkung zu entsprechen, bei den verschiedenen deutschen Stämmen Bistümer und Klöster gegründet, bei den letzteren auch Schulen errichtet, welche allerdings mächtig dazu beitrugen, Bildung zu verbreiten; aber immerhin war diese eine fremde, römische, so daß selbst die lateinische Sprache in allen den Fällen gebraucht wurde, wo nicht die Nothwendigkeit zwang, sich des Deutschen zu bedienen. Allein auch dies geschah zum Nachtheile der deutschen Sprache, die sich in Worten und Wendungen der lateinischen anschmiegen mußte und daher in ihrem innersten Wesen verkümmert wurde. Unter diesen Klöstern und Klosterschulen zeichneten sich durch mannigfaltige Thätigkeit vor allen die Fulda und St. Gallen aus; und unter diesen ist wiederum das Benediktinerkloster von St. Gallen namentlich zu erwähnen, weil es am meisten für die Pflege deutscher Sprache und Poesie bethätigt war. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß das volksthümliche Element von jeher in der Schweiz am kräftigsten war, in der es sich auch in Zeiten erhielt, wo es in den übrigen deutschen Ländern wie ausgestorben zu sein schien. Diese Kraft des volksthümlichen Bewußtseins hat sich auch in der Periode bewährt, von der wir hier sprechen. Während deutsche Sprache und Dichtkunst sonst überall aus den Kreisen der Gebildeten, das heißt der Geistlichkeit verschwunden war, sahen wir dieselbe zuerst wieder in St. Gallen zu neuem Leben sich entwickeln, wenn auch Anfangs nur schwach und schwächern, doch nach und nach immer erstarkend und eine reiche Zukunft verkündend. So dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß eine der ältesten poetischen Bearbeitungen der deutschen Heldensage von einem St. Galler Mönche herrührt, der sich dabei freilich der lateinischen Sprache bediente, immerhin aber dadurch seine rege Theilnahme an den in seinem Volke lebenden Sagen bekundete. Der Dichter hieß Ekkehardt (gest. 973); das Gedicht behandelt die Sage von Walthere von Aquitanien, der zugleich mit Hildegunde, einer Burgundischen Prinzessin, als Geliebter am Hofe Karls lebte. Obgleich beide in großem Ansehen leben und vom König wie von dessen Gemahlin geliebt und gut behandelt werden, so können sie doch die Sehnsucht nach der Heimat nicht unterdrücken. Und so benutzen sie eines Tages die sich ihnen darbietende Gelegenheit, aus dem Lande Karls zu entfliehen. Sie kommen mit den mitgenommenen Schätzen glücklich bis an den Rhein, wo sie von König Günther, der nach ihren Schätzen lüstern ist, überfallen werden. Walthere besiegte die Burgundischen Helden, verliert aber dabei die rechte Hand. — Obgleich der St. Gallische Mönch die alten Epiker Homer und insbesondere Virgil sich zum Muster genommen hat, so hat dies doch nur auf die äußere Darstellung Einfluß gehabt; die Sage hat dabei kaum an Wahrheit verloren: vielmehr bricht der eigenthümliche Charakter derselben überall kräftig durch und macht sich selbst in einzelnen Zügen geltend, so daß es einem neuern Dichter (Simrock) gelingen konnte, dieselbe auf eine der alten Sage

entsprechende Form zurückzuführen, was wohl das glänzendste Zeugniß für die getreue Auffassung Eckebards ist.

Vielleicht hätte der Einfluß der Geistlichkeit eine für den deutschen Volksgehalt nicht so ganz ungünstige Wendung genommen, wenn sie nicht politisch mächtig geworden wäre, was besonders durch Karl den Großen und dessen Nachfolger herbeigeführt wurde, wenn auch schon die Keime hierzu in früheren Zeiten liegen. Ueberhaupt hat vielleicht kein anderer Mann in allen nachfolgenden Zeiten auf das deutsche Volk und dessen Entwicklung so gewaltig eingewirkt, als jener mächtige Frankenkönig, obgleich andererseits angenommen werden darf, daß er das nicht beabsichtigte, was die Folge seiner Bestrebungen war.



Bildsäule Karls des Großen in Frankfurt a. M.

Karl der Große (768—814) vereinigte alle deutschen Stämme und Staaten, die aus den Stürmen der Völkerwanderung hervorgegangen waren, zu einem großen Ganzen; er sicherte das Christenthum, indem er sich im Norden die noch heidnischen Sachsen unterwarf und sie dem großen fränkischen Reiche einverleibte, und im Süden dem Andringen des Mahometanismus durch Befiegung der spanischen Araber siegreich widerstand. Während er aber auf diese Weise die deutsche Nationalität, man darf wohl sagen, neu begründete, legte er auch zugleich den Keim zu ihrer Auflösung, indem er das abgestorbene römische Kaiserthum zu neuem Leben hervorrief, welches die Quelle alles nachfolgenden Unglücks wurde, das Deutschland oft bis an den Rand des Abgrunds brachte und noch in unsern Tagen seinen unheilbringenden Einfluß äußert. Dadurch, daß Deutschland an die römische Kaisertrone gefesselt wurde, wurde seine ganze Kraft Jahrhunderte lang nach Außen gelehrt. Während seine tüchtig-

sten Herrscher in dem Ringen nach dem Schattensbilde der Welt Herrschaft ihr Leben einsetzten und Tausende ihres Volkes aufopferten, zerriß das Band, welches die einzelnen Stämme an einander knüpfte, immer mehr, so daß endlich aus dem Einigen Staaten hunderte von Staaten sich bildeten, die in gegenseitiger Befiegung ihren größten Stolz und ihren schönsten Ruhm fanden. Es ist ferner unbestreitbar, daß Karl der Große sehr viel für die Bildung seines Volkes that; allein da er hiezu nur Geistliche verwendete, so erweiterte er deren unglücklichen Einfluß auf die nationale Entwicklung, von dem schon oben die Rede war, und da er insbesondere Männer aus der Fremde herbeirief (Peter von Pisa, Paulus Diaconus, Alcuin aus England), so wiederholte sich die nämliche Erscheinung, von der wir oben bei Gelegenheit der ersten christlichen Bekehrer gesprochen haben: die von Karl berufenen Gelehrten brachten und verbreiteten allerdings Bildung, aber eine fremde, der nationalen Entwicklung entgegenstehende, ja oft feindselige Bildung. Und wenn sich auch hie und da ein Mann vorfand, der, wie der gelehrte *Grabanus Maurus* (776—856 Abt zu Fulda und Gründer der dortigen Klosterschule) Sinn für deutsche Sprache und deutsches Volksthum hatte, so stand eine solche Erscheinung doch so allein da, daß sie es nicht vermochte, die Herrschaft der fremden Bildung zurückzudrängen. Selbst die eigenen Bemühungen Karls um nationale Bildung mußten unter solchen Umständen wirkungslos bleiben. Wir wissen, daß er die deutsche Sprache und Poesie mit Liebe pflegte, daß er unter Anderm auch die alten Heldenlieder des Volkes sammeln ließ, und diese Liebe zur vaterländischen Sprache mag auch zu seiner Zeit manche Geistliche bestimmt haben, in deutscher Sprache zu dichten: allein es blieben im Ganzen ihre Dichtungen immer auf das rein kirchliche beschränkt, ja es hatte die vaterländische Poesie so wenig Gnade bei ihnen gefunden, daß sie die erwähnten Sammlungen Karls des Großen in unverzeihlicher Nachlässigkeit untergehen ließen, oder, was noch wahrscheinlicher sein mag, mit Ueberlegung vernichteten. Wenigstens läßt es sich nur auf diese Weise erklären, daß jene alten Lieder bis auf einige kleine Bruchstücke vollständig verloren gegangen sind.

Wir wollen hier nicht erwähnen, daß Karl der Große auch die weltliche Macht des Papstthums erst fest begründete und dadurch den Grund zu jenen unseligen Kämpfen legte, in denen die deutschen Kaiser ihre Würde, das deutsche Volk seine Kraft verlor; wir wollen nur noch hinzufügen, daß der ungünstige Einfluß der nach und nach ganz römisch gewordenen Geistlichkeit sich unter den frömmelnden Nachkommen Karls des Großen noch immer mehr steigerte, so daß die kirchliche Bildung mit Vernachlässigung und Befindung des Vaterländischen immer mehr zur ungetheilten Herrschaft gelangte. Schon sein Sohn, *Ludwig der Fromme*, trat zur nationalen Entwicklung in die vollständigste Opposition. Er hatte die von seinem Vater gesammelten deutschen Lieder in seiner Jugend gelernt; in seinem Alter aber verachtete er dieselben so sehr, daß er sie weder lesen, noch hören, noch viel weniger selbst herfagen wollte.

Zwar trat bald nach Karls Tod ein Ereigniß ein, das für Deutschland die segensreichsten Fol-

gen hätte haben können, wenn die Stimme des Schicksals verstanden worden wäre. Im Jahre 843 theilten nämlich die Enkel Karls durch den Vertrag zu Verdun das große Frankenreich, wodurch Deutschland von dem schon romanisirten Frankreich getrennt wurde, und zugleich die Kaiserwürde auf den Beherrscher Italiens überging. Leider aber wurde dieselbe ein Jahrhundert später von Otto dem I. (936—973) wieder mit der deutschen Königskrone vereinigt, wodurch Deutschland aus sich selbst herausgerissen und in die unglücklichsten Kämpfe mit Italien verwickelt wurde, dessen Freiheit es vernichtete, dabei aber zugleich die seinige verlor. Unterdessen hatten auch die räuberischen Einfälle der Normannen, Slaven und Ungarn die blühendsten Provinzen des deutschen Reiches verwüstet und die kaum gewonnene Bildung wieder vernichtet. Erst unter den sächsischen Kaisern (919—1024) erhob sich dieselbe allmählich wieder, aber wie früher, so war sie auch jetzt nur auf den Stand der Geistlichen beschränkt, welche die Sprache der Kirche der vaterländischen vorzogen und daher meistens nur lateinisch schrieben. Alle Bildung aber, die nicht auf der breiten Basis des Volkes wurzelt, kann, eben weil sie keinen festen Grund hat, nicht lange bestehen; sie muß früher oder später in sich zerfallen. So geschah es auch damals. Die Geistlichkeit wurde immer mächtiger, weil die Kaiser sich ihrer gegen die Großen des Reichs bedienen wollten; sie machte sich immer mehr unabhängig von der weltlichen Gewalt, und die nächste Folge davon war, daß sie ihre Studien vernachlässigte, sich in den Strudel der weltlichen Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, so daß endlich alle Bildung und Zucht verschwand. Hätte der Sinn für Poesie und für das Vaterländische nicht unbemerkt und ungeliebt kräftig im Volke fortgelebt, hätte es nicht selbst in den traurigsten Zeiten der Unterdrückung die alten Heldensagen seiner Väter mit frommem Sinne getreulich bewahrt und auf seine Nachkommen vererbt, so wäre Deutschland vielleicht für immer der Barbarei verfallen.

Nachdem wir in wenigen, aber, wie wir hoffen, genügenden Zügen den Gang der geistigen Entwicklung in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zum Schluß der Periode gezeichnet haben, die uns zunächst beschäftigt, bleibt uns noch übrig, die wenigen Denkmäler zu erwähnen, die aus jener unfruchtbaren Zeit auf uns gekommen sind. Daß diese im Allgemeinen nur in Bezug auf die Sprache Werth haben, deren damaligen Zustand wir sonst nicht kennen würden, so wie, daß die meisten Schriftwerke rein kirchlicher Natur sind, hat sich aus den obigen Andeutungen schon ergeben. Wir werden uns daher in der Betrachtung dieser Denkmäler um desto kürzer fassen können, die wir am füglichsten mit der Darstellung der Sprache in jener Zeit beginnen.

Die gesammte deutsche Sprache zerfiel schon in den frühesten Zeiten in eine große Zahl von Mundarten, die sich auf fünf Hauptgruppen zurückführen lassen, nämlich 1) Gothisch, 2) Hoch- oder Oberdeutsch, 3) Niederdeutsch oder Sächsisch, 4) Angelsächsisch und 5) Nordisch. Da das Angelsächsisch und das Nordisch (oder die skandinavischen Sprachen) sich in den frühesten Zeiten schon selbstständig entwickelt haben, und die Völker, welche dieselben sprechen, eine der deut-

schen zwar verwandte, doch immerhin verschiedene Nationalität zeigen; so kommen sie bei einer Geschichte der deutschen Literatur nicht in Betracht. Aus demselben Grunde könnte man auch das Gotthische füglich übergehen; weil sich jedoch gerade im Gotthischen die ältesten Denkmale deutscher Sprache erhalten haben, und dieselben zudem sich auf wenige beschränken, wird es nicht ungemessen sein, dieselben in den Kreis unserer Besprechung zu ziehen. Da ferner schon von den frühesten Zeiten an die Literatur sich im Gebiete der hochdeutschen Mundarten bewegte, und das Hochdeutsche bis auf unsere Zeiten allgemeine Schriftsprache geblieben ist, so sollte auch das Niederdeutsche ausgeschlossen bleiben. Allein da auch in dieser Mundart verhältnismäßig wenig Denkmäler vorhanden sind, diese aber von besonderer Wichtigkeit sind, so können sie um so füglicher mit erwähnt werden, als die Stämme niederdeutscher Mundart bis auf wenige Ausnahmen das Hochdeutsche als Schriftsprache angenommen haben, und daher eine Lücke in der Darstellung ihrer geistigen Ausbildung entstehen würde, wenn nicht auch dasjenige berührt werden sollte, was sie in ihrer besondern Mundart geschrieben haben. — Das Hochdeutsche erscheint in drei Hauptformen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch nennt. Das Althochdeutsche zerfiel in mehrere Mundarten, von denen als die wichtigsten die fränkische, die alemannische, schwäbische und die bayerische zu nennen sind. In den uns erhaltenen Schriftentwürfen erscheint keine derselben ganz rein ausgeprägt, vielmehr zerließen sie in einander, was aus den vielfachen Beziehungen zu erklären ist, in welchen die oberdeutschen Stämme zu einander standen. Doch ist in den früheren Zeiten das Fränkische vorherrschend, eine Folge der Uebermacht des fränkischen Stammes, während in den späteren die alemannische Mundart immer mehr Uebergewicht erhielt, weil die Völker dieses Stammes vorzugsweise die Träger der geistigen Bildung wurden.

Erster Abschnitt: Prosa.

Während wir in den nachfolgenden Perioden mit der Darstellung der poetischen Denkmäler beginnen werden, weil sich in der Poesie vorzugsweise das künstlerische Element der Literatur bezeugt, so müssen wir dagegen in diesem Zeitraum die Darstellung der prosaischen Denkmäler voranschicken, weil sie weit aus die ältesten und zudem die Kunst an den poetischen Schriftwerken wenig oder gar keinen Antheil hat. Eben deshalb scheiden wir auch die Denkmäler nicht nach ihrer Form, sondern nach den Mundarten, in denen sie geschrieben sind.

I. Gothisches.

Nach den freilich nicht immer genügenden Berichten zu urtheilen, die uns über die Gothen zukommen sind, waren dieselben schon früh gebildet; jedenfalls haben sie unter allen deutschen Völkern zuerst das Christenthum angenommen. Wir wissen, daß sie Lieber hatten, in denen die Heldenthaten der Väter besungen wurden; aus diesen

Liebern schöpft der Geschichtschreiber Jornandes die ersten Nachrichten über das gothische Volk. Dasselbe kannte höchst wahrscheinlich schon vor seiner Bekehrung zum Christenthum die Kunst zu schreiben; man darf wenigstens mit voller Sicherheit annehmen, daß die spätere gothische Buchstabenschrift nicht aus dem griechischen Alphabet hervorgegangen ist, sondern aus den alten deutschen Runen, wie sich schon aus der Vergleichung derselben mit der gothischen Schrift ergibt.

Α Β Γ Δ Ε Ζ Η
a b g d e q z h

Ψ Ϊ Ι Κ Λ Μ Ν Σ
p i i k l m n j

Η Π Κ Σ Τ Υ Φ Χ
u p r s t v f x

Θ Ϻ Υ
w o 90

Jedoch blieb auch die griechische Schrift nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung des gothischen Alphabets; dasselbe wurde ihr ähnlicher gemacht, und wo die Runenschrift Lücken darbot, aus ihr ergänzt. Dieses Verdienst gebührt dem Ulfila, den die Uebersetzung sogar den Erfinder der gothischen Schrift nennt. Ulfila war, wie sich aus den neuesten Forschungen ergibt, im J. 318 n. Chr. geboren; er wurde schon in seinem dreißigsten Jahre, also 348, Bischof, mußte aber im J. 355, vom heidnischen Könige seines Volkes geächtet, Dacien, wo damals die Gothen wohnten, verlassen, worauf er sich mit einer großen Anzahl Gothen, die sich mit ihm zum Christenthum bekannten, am Fuße des Hämus niederließ. Im J. 388 nahm er an der großen Synode zu Constantinopel Theil, um dort für seine Glaubensansicht — er war nämlich ein feuriger Anhänger der arianischen Lehre — zu kämpfen, die auf dem früheren Concil von 383 als ketzerisch verdammt worden war. Dort erkrankte er; im Vorgefühle seines nahen Todes schrieb er sein Glaubensbekenntnis nieder, welches auch deshalb sehr wichtig ist, weil er darin die arianische Lehre bestimmt und in Zusammenhang dargestellt hat. Er starb noch in demselben Jahre (388). Während seines langen Lebens war er fortwährend für die Verbreitung und festere Begründung des Christenthums thätig; er predigte ohne Unterlaß griechisch, lateinisch und gothisch, schrieb auch mehrere Abhandlungen in diesen drei Sprachen, besonders machte er viele Uebersetzungen, und erwarb sich namentlich durch die Uebersetzung der Bibel unsterbliches Verdienst. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß er alle Bücher der Bibel in die gothische Sprache übertrug; denn außerdem daß sich bis jetzt einzelne Theile, z. B. die Apostelgeschichte, die Offenbarung Johannis u. s. w. noch nirgend vorgefunden haben, rührt vielleicht nicht einmal Alles von ihm her, was auf uns gekommen ist.

Wertwüirdig ist der alte Bericht, daß er die ganze Bibel übersezt, doch die Bücher der Könige absichtlich übergangen habe, damit seine Gothen durch das Lesen der in denselben enthaltenen Kriegsthaten nicht in ihre alte Kriegeslust verfielen. Wie dem auch sei, so besitzen wir jedenfalls nur Bruchstücke der Evangelien, wenn auch darunter ziemlich große, die Briefe des Paulus, obgleich auch diese nicht immer vollständig, und noch andere kleinere Fragmente in gothischer Sprache. Die vorhandenen Theile der Uebersetzung reichen aber doch hin, um ein genügendes Urtheil über dieselbe zu bilden. Sie ist mit Geist abgefaßt, und obgleich getreu, doch nichts weniger als slavisch, sondern mit Bewahrung der Eigenthümlichkeiten der gothischen Sprache, worin sie sich sehr vorthellhaft von den späteren althochdeutschen Uebersetzungen der Geistlichen unterscheidet, die das Gefühl für ihre vaterländische Sprache oft ganz verloren zu haben scheinen.

Das nachfolgende Stück wird hinreichen, einen allgemeinen Begriff von der Sprache und Uebersetzungsweise des Ulfila zu geben.

Atta unsar thu in himinam, vei hnai
Vater unser du in (den) Himmeln, geweiht werde
namo thein; qvimai thiudinassus theins;
Name dein; (es) komme (die) Herrschaft dein;
vairthai vilja theins, sve in himina,
(es) werde (der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel,
jah ana airthai; hlai unsarana thana sinteinan
auch auf Erden; Brod unseres dies fortwährende
gis uns himma daga, jah allet uns theatei skulans
gib uns diesen Tag, und erlasse uns das schuldige
sijaima svasve jah veis alletam thaim
wir seien, so wie auch wir erlassen thein
skulam unsaraim; jah ni brigga is uns in
Schuldigen unseren; und nicht bringest uns in
fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin;
Versuchung, sondern löse uns ab diesem Uebel;
unte theina is thiudangardi jah mahis
denn dein ist (das) Herrscherhaus und (die) Macht
jah vulthus in airvins. Amen.
und (der) Glanz in Ewigkeit. Amen.

II. Althochdeutsches.

Wie schon oben gesagt wurde, sind alle althochdeutschen Sprachdenkmäler, deren übrigens eine ziemlich große Anzahl auf uns gekommen ist, nur Uebersetzungen oder Umschreibungen aus dem Lateinischen oder Griechischen, weshalb sie nur in Bezug auf die Sprache von Bedeutung sind. Die wichtigsten sind: die Regel des heiligen Benedikt, welche um das Jahr 780 vom St. Gallischen Mönch Kero mit geistloser Treue übersezt wurde, sodann die Uebersetzung der unter Tatians Namen erschienenen Evangelienharmonie in fränkischer Sprache aus dem 9. Jahrhundert; der Schwur der Könige und der Völker bei Straßburg im J. 842, eine Eidesformel, welche von Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen in deutscher und romanischer (französischer) Sprache gegenseitig geleistet wurde. Wir theilen nur die Eidesformeln mit, da diese nicht bloß in Beziehung auf die Sprache, sondern auch historisch wichtig ist.

Schwur Karls des Kahlen.

In godes minna ind in thes christianes folches
In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes

ind unser bēdherō gehaltnissi, son thesemo dage und unfer beider Bōhsfarth, von diesem Tage frammodes, sō fram sō mir got gewicz ind vorwārt, so weit als mir Gott Weisheit und mahd furgibit, sō haldih tesan minan bruodher, Macht gibt, so helse ich diesem meinem Bruder, sōsō man mit rehtū minan bruodher scal, in thiū so wie man mit Recht seinem Bruder sol, in dem thaz er mig sō sama duo, ind mit Ludheren in daz er mir so gleich thue, und mit Luthē in nohheiniu thing ne gegangu thē minan willon, keinem Ding nicht gehe ich ein mit meinem Willen, imo ce scaden werdēn. ihm zu Schaden werden. *)

Schwur des Volks Ludwigs des Deutschen.

Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder Ludhuwige gesuor, geleistit, ind Ludhuwig, Ludwig schwor, hält, und Ludwig, min hērro, then er imo gesuor, forbrichit, ob mein Herr, den er ihm schwor, bricht, wenn ih inan es irwenden ne mag, noh ih, noh ich ihn das abwenden nicht kann; weder ich, noch therō nohhein then ih es irwenden mag, (von) diesen keiner, den ich davon abwenden kann, widhar Karle imo ze follusti ne wirdhu. wider Karl ihm zu Hülfe nicht werde. **)

Außerdem sind noch die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen durch Notker Labeo, Mönch in St. Gallen, der am Ende des 10. Jahrhunderts lebte, und endlich die Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes von Williram, Abt zu Ebersberg, aus dem 11. Jahrhundert zu erwähnen.

Zweiter Abschnitt: Poesie.

Die ältesten deutschen Verse bestanden aus Langzeilen von acht Hebungen; jede Langzeile zerfiel durch einen in die Mitte fallenden Abschnitt in zwei Hälften, von je vier Hebungen, welche durch die Alliteration zu einem Ganzen verbunden wurden, an deren Stelle erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts der Reim trat. Die Alliteration bestand darin, daß diejenigen Wörter der Langzeile, welche die stärkste Betonung hatten, mit dem gleichen Laute beginnen mußten; und zwar alliterirten gewöhnlich zwei Wörter in der ersten und eines in der zweiten Hälfte des Verses. Doch finden sich von dieser Regel mancherlei Abweichungen. Der Reim wurde nicht alsogleich herrschend; man findet ihn zuerst mit der Alliteration zugleich gebraucht. Erst später trat er ganz an deren Stelle, indem die beiden Hälften

der Langzeile durch einen Endreim verbunden wurden. Es ist oft behauptet worden, daß der Reim durch den Einfluß der romanischen Sprachen in die deutsche Poesie gedrungen sei; dies ist aber gewiß durchaus unrichtig. Denn wenn auch angenommen werden dürfte, daß die Bekanntschaft mit den romanischen Dichtungen die schnellere Verbreitung des Reims herbeiführte, so wäre die Aufnahme desselben doch kaum möglich gewesen, wenn er nicht schon im Wesen der deutschen Sprache selbst gelegen wäre. Es läßt sich wohl denken, daß fremde Formen in die Kunstpoesie aufgenommen werden und in derselben sogar große Verbreitung erhalten, aber sie dringen doch niemals in das Volk; den besten Beweis liefern uns wohl die griechischen Formen, die von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart mit großem Glücke behandelt wurden, ohne doch jemals volkstümlich werden zu können. Ja man darf wohl behaupten, daß manche Dichtung (wie z. B. Göthe's Hermann und Dorothea) nur deswegen alleiniges Eigenthum der sogenannten höheren Stände blieb, weil sie wegen der fremden Form dem Volke widerstrebte.

Der Reim aber ist so tief in der Natur aller Sprachen begründet, daß er in jeder derselben ursprünglich liegt, und kein Volk sich ihn vor dem andern zuschreiben kann. Auch ist es ganz ungeeignet, von einer Erfindung desselben zu sprechen; er ist eben so wenig erfunden worden, als die Sprache selbst: er ist vielmehr durchaus als organischer Ausdruck einer erböbeten Gemüthsstimmung zu betrachten, so daß er mit dieser Gemüthsstimmung zugleich und unwillkürlich in die Erscheinung tritt. Daher ist der Reim schon da gewesen, ehe er sich zur Kunstform der Poesie entwickelte: die gereimten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, wie sie sich gerade in der deutschen Sprache in so großer Anzahl vorfinden, geben davon das vollständigste Zeugniß. Ja man könnte versucht sein, die Behauptung aufzustellen, daß der Reim schon in den frühesten Zeiten bei den Deutschen im Volksliede vorkam. Denn obgleich in den uns erhaltenen Bruchstücken altheidnischer Poesie die Alliteration unverkennbar die Verszeilen zusammenhält, so bricht in ihnen doch auch oft der Reim durch. Von noch größerer Beweiskraft ist aber der Umstand, daß D. t. fried den Reim anwandte, der es sich gerade zur Aufgabe machte, seine kirchlich-religiösen Verse der Dichtung des Volks entgegenzusetzen. Um aber seinen Zweck zu erreichen, mußte er seinem Gedichte nothwendig eine dem Volke bekannte Form geben, eine Form, die sich in den von ihm täglich gesungenen Liedern wiederfand, gerade wie es die Jesuiten in Frankreich (und vielleicht auch anderswo) machten, wo sie neue kirchliche Lieder nach den bekanntesten Sassenbauern, oder auch nach den Melodien der Gedichte Berangers und Anderer abfaßten und bei ihren Missionen singen ließen. Man kann nicht einwenden, daß der Reim bei D. t. fried oft ungenau ist, daß statt desselben oft bloße Assonanz und häufig sogar die Alliteration erscheint; denn wir finden das Rämische auch bei den Volksliedern (selbst aus der neuern Zeit), eben weil der Reim dem Volke eine zwar nothwendige, aber doch unbewusste Form des poetischen Ausdrucks ist, die sich bei ihm

*) Ludwig schwur den nämlichen Eid in romanischer Sprache; er lautete also: Pro deo amor et pro christian populo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjuha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

**) Das Volk Karls des Kahlen leitete den nämlichen Eid in romanischer Sprache: „Si Lodhuwigs sacrament, que son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus, meos sendra, de suo part non lo stant, si io returnar non lin poi, ne io ne neuls, cui eo returnar int poi, in nulla ajudha contra Lodhuwig nun li iver.

einfadet, ohne daß es sie sucht, weshalb es dieselbe auch nicht vermisst, wenn sie hie und da fehlt, was häufig der Fall ist, wenn der Reim sich nicht unmittelbar aus dem Gedanken ergibt. Eine nähere Betrachtung solcher Volkslieder, in denen der Reim zur bloßen Affonanz wird oder ganz und gar verschwindet, wird übrigens zur Ueberzeugung führen, daß das Ausfallen des Reims nicht nur keinen unangenehmen Eindruck macht, sondern umgekehrt oft von der größten Wirkung ist, die durch den Gegensatz hervorgebracht wird, wie denn das Volk das tiefste und reinste Gefühl für wirkungsvolle Formen hat. Wenn übrigens Otfried in seinem Gedichte öfters den Reim ausließ, so geschah es offenbar nicht aus dem angegebenen Grunde, nicht aus künstlerischer Absicht, sondern ganz einfach, weil ihm gerade kein Reim zu Gebote stand, so daß die liebergehörigen Stellen seines Gedichtes nicht die erwähnte Wirkung äußern, sondern umgekehrt höchst unangenehm berühren, weil sie an die Armuth des Dichters erinnern.

Es ist schon oben gesagt worden, daß beinahe alle Dichtungen dieses Zeitraums von Geistlichen verfaßt wurden, und daß sie daher auch einen vorwiegend religiösen oder kirchlichen Charakter an sich tragen. Obgleich aber wohl angenommen werden darf, daß den weltlichen Liedern eine große Anzahl von geistlichen Dichtungen entgegengesetzt wurde, so sind aus jenem Zeitraum, so viele Jahrhunderte er auch in sich begreift, doch im Ganzen nur sehr wenige Denkmäler auf uns gekommen, was aus dem schon erwähnten Umstande zu erklären ist, daß die Geistlichkeit in den späteren Zeiten dieser Periode aller Bildung und geistigen Thätigkeit entsagt hatte. Sie war so tief herabgekommen, daß sie nicht einmal für die Aufbewahrung der sie zunächst berührenden Dichtungen Sorge trug, da sie die mit denselben verbundenen Zwecke erreicht und sie daher nicht mehr nöthig hatte. So wenig wir übrigens an denselben vom Standpunkte der Kunst und ächten Poesie verloren haben mögen, so müssen wir ihren Verlust doch mit Rücksicht auf die Sprache bedauern, abgesehen davon, daß man aus ihnen manche wichtige Bemerkung über Geschichte, Sitten, Glauben und den geistigen Zustand jener Zeit hätte entnehmen können. Die wenigen uns erhaltenen Denkmäler, von denen wir nur die wichtigsten erwähnen, lassen sich, wie die prosaischen, am besten nach der Sprache einteilen, in welcher sie verfaßt sind; und da unter den niederdeutschen eines sich vorfindet, welches aus den heidnischen Zeiten des Volkes stammt, so stellen wir dieses billig voran.

I. Ulniederdeutsche Denkmäler.

Wollten wir die angelsächsischen Dichtungen in das Reich unserer Darstellung ziehen, so könnten wir freilich eine größere Menge von Dichtungen namhaft machen, da sich in England schon bald nach Verbreitung des Christenthums die Volkssprache zur Schriftsprache ausbildete, und auch in den Klöstern vielseitige geistige Thätigkeit sich kund gab; doch müssen wir aus den ausgesprochenen Gründen diese angelsächsischen Literatur als nicht liebergehörigen unerwähnt lassen, so verführerisch es sein möchte, in einer so oden und unfruchtbaren Periode wahrhaft Poetischem zu begegnen.

Hildebrandslied.

Das älteste Denkmal deutscher Poesie ist das Hildebrandslied, welches leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen ist, so daß wir seine Bedeutsamkeit mehr ahnen, als wirklich erkennen können. Es ist nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen, und auch diese nur sehr unvollständig, weshalb der Text nicht mit voller Sicherheit hergestellt werden kann. Die Handschrift stammt aus dem achten Jahrhunderte; das Lied selbst ist aber ohne Zweifel viel älter, und vielleicht ist es ein Bruchstück der von Karl dem Großen veranstalteten Sammlung altdentscher Volkslieder, von der oben gesprochen wurde. Es ist in alliterirenden Versen geschrieben, und behandelt einen interessanten Theil der deutschen Heldensage, nämlich den Zweikampf des aus dem Hunnenlande zurückkehrenden Hildebrand mit seinem Sohne Hathubrand, der, während des Vaters Abwesenheit zum kräftigen Ritter herangewachsen, die Landesgrenze beschützt und sich dem Einbringen des fremden Ritters widersetzt. Die Sprache des Liedes ist niederdeutsch, doch mit vielen hochdeutschen Formen, so daß man eben deshalb zur Vermuthung geführt werden könnte, es sei ursprünglich hochdeutsch abgefaßt und sei erst durch den Abschreiber in niederdeutsche Sprache gebracht worden. So fragmentarisch das Gedicht auch ist, so stehen wir doch nicht an, dasselbe sowohl wegen seines ehrwürdigen Alters, als wegen der Sprache vollständig mitzutheilen, wobei wir die Lücken der Handschrift durch Punkte bezeichnen.

Ik gihôrta dhat seggen,
dhat sih urhêtun
ænôn muotin
Hiltibraht enti Hadhubrant
untar herjun tuem,
Sunufatarungôs
irô saro rihtun
garutun sê irô Gûdhamun,
gurtun sih irô suert ana,
helidôs, ubar hringâ,
dô siê to derô hiltin ritun.
Hiltibraht gimahalta:
her was herôro man,
serahes frôdro;
her frâgên gistuont
sôhên wortum,
huuer sin fater wâri
firod in folche.

.

Ich gehörte das sagen,
daß sich erhiepen (herausforderten)
zu einem Zweikampfe
Hiltibracht und Hadhubrand
unter Heeren zweien.
Sohn und Vater zusammen
ihre Panzer richteten,
gerbten (bereiteten) sie ihre Schlachtleider,
gürteten sich ihre Schwerter an,
(die) Helden, über (die) Ringe (der Kampfkleider),
da sie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibracht sprach:
er war der hebrere Mann,
(des) Geistes (der) klügere;
er zu fragen gefand (begannt)
mit wenigen Worten,
wer sein Vater wäre,
(der) Männer im Volke.

.

„eddo huelihhes ennosles du sis.
Ibu du mi **anan** sagès
ik mi dè òdrè wèt,
chind in **chuningriche**,
chud ist mi al irmindeot.“

Hadubraht gimahalta,

Hiltibrantes sunu:

„Dat sagètun mī
ûserè liut:
altè anti frôtè,
deà **Er** hina wārun,
dat **Hiltibrant** hætti min fater;

ih **heittu** **Hadubrant**.

Forn her **ôstar** giweit,

flôh her **Otachres** nid,

hina miti **Theotrihhe**

enti sinerò **deganô** flu.

Her furlaet in lante

luttilla sitten

pruit in **bûre**,

harn unwahsan,

arbeolaosa;

(her ræt **ôstar** hina), dèt.

Sid **Detrichhe**

darbā gistuontun

fateres mines,

dat was sô **friuntlaos** man.

Her was **Otachre**

ummet tiuri,

deganô **dechisto**,

unti **Deotrichhe**

darbā gistontun.

Her was eò **folches** at ente;

imo was eò **fehtha** ti leop.

Chud was her

chönnem mannum;

ni wānju ih, iu lib habbè.

„oder welches Geschlechts du seist.

Wenn du mir Einen sagst,

ich mir die Andern weiß:

(Du) Kind, im Königreiche

kund ist mir alles Erdenvolk.“

Hadubraht sprach:

Hiltibrants Sohn:

Das sagten mir

unsere Leute,

alte und kluge,

die eher (von) binnen (dabin, gestorben) waren,

daß **Hiltibrant** hieß mein Vater;

ich heiße **Harubrant**.

Vordem er ostwärts zog,

floß er **Otachers** Reid,

(von) binnen mit **Theodorich**

und seiner **Degen** viele.

Er verließ im Lande

klein sitzen

(die) **Braut** (Frau) im **Bauer** (Gebäude, Haus),

(ein) **Kind** unerwachsen,

erbfelos,

er ritt ostwärts von binnen, (und das) Volk.

Seither (dem) **Dietrich**

Darungen (Verlust) entstanden

meines Vaters,

das war (ein) so freundloser Mann.

Er war (dem) **Otacher**

unmäßig theuer,

(der) **Degen** liebster,

bis (dem) **Dietrich**

Darungen entstanden.

Er war ja am Ende (an der Spitze) des Volks,

ihm war ja Geseht zu lieb.

Kund war er

rühnen Männern;

nicht wāhne ich, (daß er) noch Leib (Leben) habe.

„Wittu, **Irmingot**,
Obana ab hevane,
dat **du** nèò **dana** halt
mit sus sippan man
dinc ni **gileitôa**.“

Want her dô ar arme

wantanè bougā,

cheisuringū gitān,

sô imo sè der **chuning** gap,

Hüneo truhtin:

„Dat ih dir it nu bi **huldi** gibu.“

Hadubraht gimalta,

Hiltibrantes sunu:

„Mit **gerū** scal man

geba infāhan,

ort widar **orte**.

Dū bist dir, **altēr** **Hūn**,

ummet **spāhēr**;

spenis mih

mit dinēm **wortun**, **wili** mih

dinū **sperū** **werpan**;

pist **alsô** **gialtēt** man

sô du **ewin** **inwit** **förtôs**.

Dat sagètun mi

sēolidantē

westar **ubar** **wentilsæo**,

dat man **wic** **furnam**:

Tôt ist **Hiltibrant**,

Heribrantes suno!“

Hiltibraht gimahalta,

Heribrantes suno:

„Wela **gishu** ih

in dinēm **brustim**,

dat du **habēs** **hēme**

hērrou **gōten**,

dat du noh bi **desemo** **riche**

reccheo ni wurti

.....“

Wittu, **Menschengott**,
oben ab (dem) **Himmel**,
daß du nie noch mehr
mit so verwandtem **Manne**
Ding (**Kampf**) **geleitetest**.“

Wand er da vom **Arme**
gewundene **Spangen**
(aus einem) **Kaiserringe** gemacht,
sowie ihm sie der **König** gab,
(der) **Günnen** **herr**:

„Daß ich es dir nun mit **hulde** gebe.“

Hadubraht sprach:

Hiltibrantes Sohn:

„Mit (dem) **Gere** soll

man **Gabe** empfahn,

Spize wider **Spize**.

Du bist dir, **alter** **Günne**,

unmäßig spāhend (schlau),

spannest mich

mit deinen **Worten**, **wilist** mich

(mit) deinem **Speeere** **werfen**;

bist also **gealterter** **Mann**,

wie du ewigen **Betrug** führtest.

Das sagten mir

Seefahrende,

westwärts über (den) **Wendessee** (**Ocean**),

daß ihn **Schlacht** **wagnahm**:

Todt ist **Hiltibrant**,

Heribrantes **Sohn**.“

Hiltibraht sprach:

Heribrantes **Sohn**:

„Wohl gesehe ich

an deinen **Rüstungen**,

daß du **habest** **dabeim**

(einen) **Herren** **gut**,

daß du noch bei diesem **Reiche**

Wentheurer nicht **wurdest**

.....“

Welaga nu, waltant got!
 wewurt skihit!
 ih wallôta sumarô
 enti wint rô sehtic,
 dâr man mih eô sœrita
 in folc sœotanterô,
 sô man mir at bure ænigeru
 banun ni gifasta.
 Nu scol mih suâsat
 chind suertû hauwan.
 Bretôn mit sinû billjû
 eddo ih imo ti banin werden.
 Doh maht du nu sœdlihho,
 ibu dir din ellen taoc,
 in sus heremo man
 brusti giwinnan,
 rauba birahanen,
 ibu du dâr ênic reht habes.“

„Der si doh nu argôsto
 starliutô,
 der dir nu wiges warnê,
 nu dih es sô wel lustit.
 Gûdea gimeinnûn
 niusê dê muotti,
 hverdar sih derô hregilô
 hiutû huomen muotti,
 erdo deserô brunndônô
 bederô waltan.“
 Do lættun se œrist
 askim scritan,
 sœarpen sœûrim,
 dat in dêm sœikim stont.
 Dô stœptun to samane
 staimbort chlodun;
 hewun harmlicco
 hviutê sciltê,
 untî im irô lintûn

Sehe nun, waltender Gott!
 Beschicksal geschickt!
 Ich waltete (der) Sommer
 und Winter sechzig,
 da man mich immer scharte
 Ins Volk der Schiephenen,
 so wie man mir in einiger Burg
 (den) Tod nicht festhielt.
 Nun soll mich (mein) eignes
 Kind (mit dem) Schwerte bauen,
 (hin) breiten mit seinem Stabe,
 oder ich ihm zum Tödter werden.
 Doch magst du nun leichtlich,
 wenn dir deine Kraft taugt,
 an so beßrem Manne
 Rührung gewinnen,
 Rand erbeuten,
 wenn du dazu einiges Recht hast.“

„Der sei doch nun (der) ärgste
 (der) Ofleute,
 der dich nun (des) Kampfes warne,
 nun dich es so sehr gelüßt.
 Kampf gemeinsamen
 genieße (und) die Begegnung,
 wer von beiden sich der Gewänder
 heute rühmen müsse,
 oder dieser Brünnen (Panzer)
 Feider Gewalt haben.“
 Da lichen sie erst
 mit Eichen schreiten,
 mit scharfen Schauern,
 daß (es) in den Schilden stand.
 Dann schritten sie zusammen,
 die Steinärzte erlangen;
 (sie) hieben verderblich
 weiße Schilde,
 bis ihre Schilde

luttilô wurtun
 giwigan miti wâbnum.

klein wurden
 gemacht mit (den) Waffen.

Heliand.

Ungefähr ein Jahrhundert jünger als das Lied von Hildebrand und Hathubrand ist die alt sächsische Evangelienharmonie, welche von ihrem gelehrten Herausgeber (Schmeller) richtiger Heliand genannt wird, denn dies Wort ist die alt sächsische Form für unser neuhochdeutsches Heliand. Nach einer Sage, die von alten Zeugnissen bestätigt zu werden scheint, soll dies Gedicht aus Auftrag Ludwigs des Frommen (also im 9. Jahrh.) von einem sächsischen Bauern verfaßt worden sein, der nicht nur als außerordentlich begabt, sondern sogar als von Gott unmittelbar begeistert dargestellt wird. Aus dieser weitverbreiteten Meinung können wir auf das große Ansehen schließen, in welchem der Heliand bei seinen Zeitgenossen und noch später stand. Und in der That zeichnet sich derselbe vor allen übrigen poetischen Schriftwerken der damaligen Zeit außerst vortheilhaft aus. Ob er gleich, wie die übrigen Poesien aus der christlichen Zeit, einen religiösen Gegenstand behandelt, so ist die Auffassung doch wahrhaft poetisch, die Darstellung frei, selbstständig, in Sprache und Form an den volkstümlichen Gesang sich anschließend, so daß die von Geistlichen verfaßten religiösen Dichtungen mit ihrer frostigen und schüchternen, oft slavischen Nachahmung lateinischer und griechischer Vorbilder weit hinter ihm zurückstehen. So läßt uns der Heliand mehr als alles Andere ahnen, was wir an den zu Grunde gegangenen volkstümlichen Dichtungen verloren haben, so wie er uns andererseits die Ueberzeugung gewährt, daß das Gefühl für ächte Poesie niemals im Volke ausstirbt, daß es vielmehr um so kräftiger in ihm ruhet, je mehr es von den höhern Ständen zurückgedrängt wird. Der Heliand ist in alliterierenden Versen abgefaßt; die Sprache ist reich und lähn, ohne daß jedoch die volkstümliche Einfachheit der ganzen Haltung dadurch im Mindesten gestört würde. Er hält sich im Ganzen streng an die Erzählung der Evangelisten, doch zeigt sich die selbstständige Schöpfungskraft des Dichters darin, daß er die einzelnen Begebenheiten mit viel Glück ausführt. Das Gedicht erhält dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz, daß die christlichen Anschauungen in den Ausdrucksweisen des alten Mythos, in den lebendigen Bildern der alten Sagen und Lieder dargestellt werden. Während die geistlichen Dichter oft volkstümliche Formen wählen, um durch dieselben das volkstümliche Element zu bekämpfen und fremde Bildung, fremde Weltanschauung einzudrängen, will der für seine Rationalität tief fühlende sächsische Bauer das Christenthum auf deutschen Stamm vspossen, ihm deutsches Gewand geben. Und darin zeigt er wahrlich ein höheres Verständniß der Christusreligion, als jene romanisirenden Geistlichen, welchen die Form Alles galt, weil sie nicht begriffen, daß das Göttliche nicht an die Form gebunden ist. Die Personen im Heliand sind lebensfrisch und lebenswarm, weil

sie der Dichter nicht seinem Originale ängstlich nachbildete, sondern mitten aus dem Leben herausnahm, wodurch er freilich gegen die historische Wahrheit sündigt, aber eben dadurch seinen Beruf als Dichter beurfundet. Wenn auch die einzelnen Gestalten in ihrer Haltung Gepräge und Charakter der Deutschen und insbesondere der Sachsen zu des Dichters Zeiten haben (mit Ausnahme Christi jedoch, dessen innere Größe ihn über die gewöhnlichen Formen des Lebens erhebt); so macht dies auf uns ungefähr den nämlichen angenehmen Eindruck des Raiven, welchen wir z. B. bei der Betrachtung der Bilder des großen Lucas Cranach wahrnehmen. Auch dieser hat in seinen Gemälden Christus und die Apostel, die Römer und Juden in die Tracht seiner Zeit und seines Volks gekleidet; allein da er es in der Uebergengung that, daß er das Rechte treffe, so ergreift auch uns diese Uebergengung, und wir vergessen den Widerspruch, der doch in solcher Darstellung liegt, um so mehr, als der Charakter der Personen sich in ihren Gesichtern, in ihrer Haltung und in ihren Geberden auf das Vollständigste ausgeprägt findet.

Wir haben im nachfolgenden Stücke die Alliteration durch den Druck bezeichnet; jedoch nur die regelmäßig wiederkehrende, durch welche je zwei Verszeilen zu einem Ganzen verbunden werden. Außerdem findet sich die Alliteration noch häufig, aber dann ist sie nicht als rhythmische Form anzusehen, sondern als eine poetische Figur, welche die Darstellung lebendiger, malerischer machen soll, ungefähr wie in neueren Gedichten die Assonanzen mitten im Verse. Bezüglich der Darstellung haben wir noch eine Bemerkung hinzuzufügen, aus welcher sich ergibt, daß der Dichter, bewußt oder unbewußt, die Kunstmittel gebrauchte, welche der Darstellung Lebendigkeit und Wirklichkeit verleihen. Obgleich je zwei Verszeilen durch die Alliteration zu einem rhythmischen Ganzen verbunden werden; so bemerken wir dagegen häufig, daß ein Satz mit der ersten Zeile endigt, und mit der zweiten ein neuer beginnt. Dadurch entsteht ein scheinbarer Widerspruch zwischen Form und Sinn der Darstellung, der aber in der That dazu dient, die vollkommenste Einheit herzustellen, da auf diese Weise der vorangehende Gedanke auch formell mit dem nachfolgenden verbunden wird. Außerdem tritt gerade durch diesen Widerspruch sowohl die Form, als der Sinn lebendiger hervor, weil man durch die Pause, welche zwischen den beiden Gliedern der Alliteration entsteht, eines Theils auf diese, andern Theils aber auch auf den Inhalt der beiden durch die Alliteration verknüpften Sätze aufmerksam gemacht wird. Des nämlichen Mittels bedienen sich aus demselben Grunde die neuern Dichter in Bezug auf den Reim. So ist die ganze Form der Ganzzone auf diesen Widerspruch zwischen Reim und Inhalt gegründet, und so finden wir in gereimten Dramen sehr häufig, daß die Rede einer Person mit einer Zeile aufhört, zu welcher der Reim erst in der Rede der folgenden Person erscheint.

Prophezeiung von der Zerstörung des Tempels.

Geng imu tho the Godes sunu,
endi is iungaron mit imu.

(Es) erging sich da der Gottes Sohn,
und seine Jünger mit ihm,

Waldand fan themu wihe,
all so is willio geng.
Jac imu uppen thene berg gisteg,
barn drohtines,
sat imu that mit is gesidun,
endi im sagde slu

waroro wordo.

Sie bigunnum im tho umbi thene wih sprekan.
thie gumon, umbi that godes hus;
quadun, that ni wari gotlicora
alah obar Erdu
thurh Erlo hand,
thurh maunes giwerk
mid megincraft
rakud arilhid.

Tho the rikio sprak,
her hebenecuning,
hordun the odra.

„Ik mag iu giselien“, quad he,
that noh wirdid thin tid kumen,
„that is afstanden ni scal
sten obar odrum;

ac it fallid ti fodu
endi it siur nimid,
gradad logna,

tho it nu so godlic si,
so wislico diwarht.

Endi so duthesaro weroldes giscapu:
tegliddi groni wang.“

Tho gengun imo is iungaron to,
fragadon iua so stillo:

„Hus lango scal standen noh“, quadun sie,
„thius werold an wunniun,
er than that giwand kume,
that the lasto dag

biohtes skine
thurh wolkanskion?

estho hvan is est thin wan kuman
an theenne middilgard,

(der) Waltende von dem Tempel,
gang sowie sein Wille (war), gieng (er).

Auch ihm auf den Berg stieg (er),
(der) Geborne (des) Herrn,

setzte sich dort mit seinen Gefellen
und ihnen sagte viele

wahrer Worte.

Sie begannen ihm darauf über den Tempel (zu) sprechen,

die Männer, von dem Gottes Hause;

sagten, daß nicht wäre herrlicher

(ein) Tempel auf Erden,

durch Mannes Hand,

durch Mannes Werk,

mit Bollkraft

(ein) Palast errichtet.

Da der Mächtige sprach,

er (der) Himmelskönig,

hörten die Andern.

„Ich kann Euch erzählen“, sprach er,

daß noch wird die Zeit kommen,

daß seiner (d. h. von ihm) stehen nicht soll

(ein) Stein über dem andern,

sondern (daß) es fällt zu Boden

und es (das) Feuer nimmt,

(die) gefräßige Flamme,

obgleich es nun so herrlich ist,

so weidlich gearbeitet.

Und so thut (d. h. geschieht es) dieser Welt Geschäffen:

(es) vergeht die grüne Aue.“

Da giengen ihm seine Jünger zu (d. h. giengen zu ihm),

fragten ihn so still (d. h. heimlich):

„Wie lange soll stehen noch“, sagten sie,

„diese Welt in Wonne,

ehe denn das Ende kommt,

daß der letzte Tag

Lichtes (d. h. im Lichte) erscheint

durch (den) Wolkensraum?

oder wann ist wieder dein Wahn (d. h. Absicht) zu kommen

auf diesen Mittelgarten (d. h. Erde),

Mankunni
 te **adomienne**
dodun endi quikun?
 Fro **min**, the **godo**,
 us is thes **firwit mikil**,
waldandeo Krist,
 hvan that **giwerden sculi**!“
 Tho im **andwordi**
alowaldo Krist
godlic fargaf,
 them **gumun selbo**.
 „That **habad so bidernid**“, quad he.
drohtin, the **godo**,
 jac so **hardo farholen**
himilrikies fader,
waldand thesaro weroldes,
 so that **wilen ni mag**
enig mannisc barn,
 hvan **thiu marie tid**
giwirdid an thesaru weroldi.
 Ne it ok te **waran ni kunnum**
godes engilos,
 thie for imo **eginwarde**
simlun sindun.

Sie it ok **giseggian ni mugun**
 te **waran mid iro wordun**,
 hvan that **giwerden sculi**,
 that he **willie an thesan middilgard**,
mahtig drohtin,
firino sandon.

Fader wet it eno,
belag san himile;
clear is it biholen allun,
quikun endi dodun,
 hvan it **kumi werdad**.
 Ik mag in **thoh gisellien**,
 hvilie er **tecan bivoran**
giwerdad wunderlic,
 er he an these **werold kume**

(das) **Menschengeschlecht**
 in richten,
 (die) **Todten und (die) Lebendigen?**
 herr mein, der gute (d. h. du guter),
 und ist des **hüthig großer** (d. h. große Reuegerde),
waltender Christ,
 wann das werden soll!“
 Trauf ihnen **Kutwort**
 (der) **allwaltende Christ**
 gütlich (d. h. liebevoll) gab,
 den **Männern selbst**.
 „Das hat so **verborgen**“, sagte er,
 (der) **herr, der gute**,
 auch so sehr **verhehlt**
 (des) **Himmelreichs Vater**,
 waltend dieser **Welt**,
 so das (es) **wissen nicht kann**
 irgendein **Mannes Kind**,
 wenn die **berühmte Zeit**
 wird (d. h. kommt) in dieser **Welt**.
 Auch es auch in **Wahrheit nicht kennen**
Gottes Engel,
 die vor ihm **gegenwärtig**
 immer **sind**.

Sie es auch **gesagen nicht mögen**
 in **Wahrheit mit ihren Worten**,
 wann das werden soll,
 das er **wolle auf diesem Mitteltgarten**,
 (der) **mächtige herr**,
 die **Sünden untersuchen**.
 (Der) **Vater weiß es allein**,
 (der) **heilige vom Himmel**;
 sonst ist es **verhehlt Allen**,
 (den) **Lebendigen und Todten**,
 wann sein **Kommen wird** (d. i. geschieht).
 Ich kann auch **jedoch erzählen**,
 welches eher **Zeichen vorher** (eher überflüssig)
 wird (d. i. geschieht) **wunderbar**,
 ehe er auf diese **Welt kommt**

an themu **mareon daga**.

That **wirdid er an themo manon skin**,
 jac an theru **sunnun so same**:
gisverkad siu bethiu,
 mit **sinistre werdad bifangan**;
fallad sterron,
hvit hebentungal,
 endi **hrisid erde**,
bivod thus brede werold.
 Wirdid **sulikaro bokno flü**:
grimmid the groto seo,
 wirkid thie **gebenes strom**
egison mit is udhiun
erdbuandun.

Than thorrot thi thiod
thurh that gethving mikil,
solc thurh thea forhtia:
 than nis **fridu hvergin**;
 ac **wirdid wig so maneg**
 obar these **werold alla**
hetili afhaben;
 endi **heri ledid**
kunni obar odar.

Wirdid **kuningo giwin**,
meginfad mikil,
 wirdid **managoro qualm**,
open urlagi.

That is **egislic thing**,
 that io **sulik mord sculun**
man afhebbien!
Wirdid wol so mikil
 obar these **werold alle**,
mansterbono mest
 thero, the **gio an thesaru middilgard**,
saulti thurh suhti.
 Liggiad **seoka man**,
driosat endi doiat,
 endi iro **dag endiad**,
fulliad mid iro serahu.

an dem berühmten Tage.
 Das wird vorher an dem **Rond** offenbar,
 auch an der **Sonne** eben so:
 verdunkelt (werden) sie beide,
 mit **Finckerniß** werden sie umfassen;
 (es) fallen die **Sterne**,
 (die) klaren **Himmelslichter**,
 und (es) **ergittert (die) Erde**,
 (es) **bebt diese weite Welt**.
 (Es) **geschehen solcher Zeichen viele**:
 (es) **ergrimmet die große See**
 (es) **bewirkt der Meeres Strom**
Schrecken mit seinen Wogen
 (den) **Erdbewohnern**.
 Dann **verdorret das Bost**
 durch dieses **Drangsal groß** (große Drangsal),
 (die) **Menge durch die Furcht**:
 denn nicht ist **Kriebe irgendwo**;
 sondern (es) **wird Krieg so mancher**
 über diese **Welt alle**,
 (der) **wilde, erhoben**;
 und **heere führt**
 (ein) **Geschlecht über das andre**.
 (Es) **entsteht (der) Könige Kampf**,
 (ein) **großer Streit**;
 (es) **entsteht vieler Tod**,
offener Krieg.
 Das ist (ein) **sprechliches Gericht**,
 das je solchen **Mord sollen**
 (die) **Menschen erbeben**!
 (Es) **entsteht Seuche so groß**
 über diese **Welt alle**,
Menschensterbens vorzüglich (d. i. so viel)
 derer, die je auf dieser **Welt**
starben durch Krankheiten.
 (Es) **liegen die sicken Menschen**,
 fallen und **sterben**,
 und ihre **Tage enden**,
 erfüllen (sich) mit ihrem **Leben**.

Ferit unmet grot
hungar, **h**etigrim,
 obar **h**elido barn,
metigedeono **m**est.
 Nis that **m**iinniste
 therō **w**iteo an thesaru **w**eroldi,
 the **ēr** giwerden sculun
ēr **d**omos **d**age.
 So hvan so gi thea **d**adi gisean
 giwerden an thesaru **w**eroldi,
 so mugun gi than te **w**aran farstanden,
 that than the **l**azo dag
liudiun nahit,
mari, te **m**annun,
 endi **m**aht godes,
himilcraftes **h**rori
 endi thes **h**elagon kumi,
drohtines mit is **d**iuridun.
Hvat! gi thesaro **d**adeo mugun
bi thesum **b**omum
bilidi antkennien:
 Than sie **b**rustiad endi **b**loiat,
 endi **b**ladu togeat,
bobh antlukid;
 than witun **l**iudio barn,
 that than it **s**an astar thiū
sumer ginahid,
warm endi **w**unsam
 endi **w**eder sconi.
 So witun gi ok bi thesun **t**ekunn,
 the ik iu **t**alde her,
 hvan the **l**azo dag
liudiun nahit.

Than seggio ik iu te **w**aran,
 that **ēr** thit **w**erod ni mot
 tesaran thit **s**olcscepi,
ēr than werde gesfullid so
 minu **w**ord giwarod.
 Noh giwand kumid

Es kommt (eine) unmäßig große
 Hungernoth, (eine) heftige,
 über (die) Menschen Kinder,
 (des) Speisemangels Uebermaß.
 Nicht ist das Mindeste
 der Leiden auf dieser Welt,
 welche eher entstehen sollen
 vor (des) Gerichts Tag.
 Sobald ihr daher diese Thaten sehen
 werdet auf dieser Welt,
 so möget ihr dann in Wahrheit verstehen,
 daß dann der letzte Tag
 den Leuten naht,
 (der) berühmte, zu (den) Menschen,
 und (die) Macht Gottes,
 (der) Himmelskraft Bewegung,
 und des Heiligen Kommen.
 (des) Herrn mit seiner Herrlichkeit.
 Wahrlich! ihr dieser Thaten möget (ihr möget dieser Th.)
 an diesen Räumen
 Zeichen erkennen.
 Wenn sie sprossen und blühen
 und Blätter hervorbringen,
 Laub erskillegen,
 dann wissen (der) Leute Kinder,
 daß dann ist sogleich nach diesem
 (der) Sommer genahet,
 warm und wonnesam
 und Wetter schön.
 So wisset auch bei diesen Zeichen,
 die ich euch erzählte vorhin,
 wann der letzte Tag
 (den) Leuten naht.
 Dann sage ich euch in Wahrheit,
 daß eher diese Menge nicht muß
 vergehen, diese Volksschaft,
 ehe dann werden erfüllt so
 meine Worte verheißen.
 Auch das Ende kommt

himiles endi **ē**rdun,
 endi steid min **h**elag word
fast **f**ordwardes,
 endi wirdid al gesfullod so
 gilestid an thesumu **l**iuchte,
 so ik for thesun **l**iudiun gespriku.

Wakot gi **w**arlico;
 iu is **w**iscumo
domdag, the **m**areo,
 endi iuwes **d**rohtines craft,
 thiū **m**ikilo **m**eginstrengiu
 endi thiū **m**arie tid,
 giwand thesaro **w**eroldes.
 Forā thiū gi **w**ardon sculun,
 that he iu **s**lapandie
 an **s**uefrestu
farungo ni **b**isafe
 on **f**irinwerkun
menes fulle!

Mutspelli cumit
 an **t**hiustrea naht:
 al so **t**hiof ferid
darno mit is **d**adiun;
 so kumit the **d**ag mannun,
 the **l**azo theses **l**iuchte,
 so it **ēr** these **l**iudi ni witun;
 so samo so thiū **s**lod deda
 an **f**urndagun,
 the thar mid **l**agustromun
liudi **f**arteride
 bi **N**oeas tidun
 biutan that ina **m**eride God
 mit is **h**iwiskea

helag drohtin
 wid thes **s**lodes **f**arm.

So ward ok that **f**iur kuman,
het fan **h**imile,
 that thea **h**ohon burgi
 umbi **S**odomoland,

(des) Himmels und der Erden,
 und (es) steht mein heilig Wort
 fest fürderhin,
 und wird ganz erfüllt so,
 geschieht an dieser Welt,
 wie ich vor diesen Leuten spreche.
 Wachtet ihr sorgfältig:
 euch ist gewiß kommend
 der Gerichtstag, der berühmte,
 und eures Herren Kraft,
 die große Gewalt,
 und die berühmte Zeit,
 das Ende dieser Welt.
 Deswegen ihr (auch) bewahren (in Acht nehmen) sollt,
 daß er euch schlafend
 in Schummerruhe
 unversehens nicht befange (ereile)
 in Sündenwerfen,
 Sünden voll!

Mutspelli (Wetende) kommt
 in düsterr Nacht:
 ganz wie der Dieb einherstiehlt
 heimlich mit seinen Thaten:
 so kommt der Tag (den) Menschen,
 der letzte dieser Welt,
 so es eher diese Leute nicht wissen,
 eben so wie die Fluth that
 in früheren Tagen,
 die da mit Meeres-Strömen
 (die) Leute verhehre
 bei Noahs Zeiten,
 ausgenommen, daß ihn befreite Gott
 mit seinem Geschlecht,
 der heilige Herr,
 wider der Fluth Gewalt.
 So (d. h. vöthlich) ist auch das Feuer gekommen,
 (das) flammende vom Himmel,
 daß die hohen Stidte
 um **S**odomoland,

snart logna, bifeng,
grim endi gradag,
that ther nenig gumono ni ginas,
bintan Loth eno.
Ina antleddun thanen
drohtines engilos
endi is dohter tua
an enan berg uppen.
That odor al brinnandi flur,
ia land ia liudi,
logna farteride.
So farungo ward that flur kumen;
so ward er the flod so samo;
so wirdid the lazzo dag.
For thiū scal allaro liudio gehuilic
thenkean fora thema thinge:
thes is tharf mikil
manno gehuilicumu:
bethiu latad iu an iuwan mod sorga.
Hnand so huan so that gewirdid,
that waldand krist,
Mari mannes sunu,
mid theru maht godes
kumit, mid thiū craftu
kuningo rikeost,
mittean an it selbes maht,
endi samod mit imu
alle thea engilos,
the thar uppa sind,
helaga an himile:
than seculun tharod helido barn,
elitheoda, kuman -
alle tesamme
libbeandero liudio.
so huat so io an thesumu liothe
ward sirho afodid,
Thar he themu folke scal
allumu mankunnie,
Mari drohtin,
(eine) schwarze Rohe, umfeng,
grim und gierig,
daß da seiner (der) Menschen nicht davon kam,
angenommen Roth allein.
Ihn entführten von dannen
(des) Herren Engel,
und seine Töchter zwei
auf einen Berg hinauf.
Das Andere all (das) brennende Feuer,
sowohl Land als Leute
(die) Rohe verzehrte.
So plötzlich ist dieses Feuer gekommen,
so ist früher die Gluth eben so;
so wird der letzte Tag (nämlich: einst kommen).
Deswegen soll aller Leute (ein) Jeglicher
denken vor diese Dinge (d. h. diese Dinge vorbedenken):
daß ist Nothwendigkeit groß
(der) Menschen (einem) Jeglichen:
beibald laßt (auch) in euren Herzen Sorge (sein).
Denn wenn dieses wird,
daß der waltende Christ,
der hehre Menschen - Sohn,
mit der Macht Gottes
kommt, mit der Kraft
(der) Könige, (der) mächtigsten,
(ja) sñen mit seiner eigenen Macht,
und zugleich mit ihm
alle die Engel,
die da oben sind,
(die) heiligen im Himmel:
dann sollen dahin (der) Menschen Söhne,
(die) andern Völker, kommen,
alle zusammen,
(von den) lebendigen Menschen
was irgend nur je in dieser Welt
war (der) Menschen geboren.
Da er dem Volke soll (d. h. da wird er zc.),
allem Menschengeschlechte,
der erhabene Herr,

adelien astar iro dadiun.
Than skedid he thea fardnunan man,
thea farwarhton weros,
an thea winistron hand.
So duot he ok thea saligon;
an thea suitheron half.
Grotid he than thea godun
endi im tegegnes sprikid:
Kumad gi, quidid he, thea thar gikorene sindun,
endi antfahad thiū craftiga riki,
that gode, that thar gigerewid stendid,
that thar ward gumono barnun
giwarht fan thesaro weroldes endie.
Iu habad gewihit selbo
fader allaro sircho barno;
gi motun thesaro frumono neotan,
gewaldon theses widon rikeas
hauad gi oft minan willeon frumidun,
fulgengun mi gerno,
endi warun mi iuwaro gebo mildie,
than ik bithuungan was
thurstu endi hungun,
frostu bifangan,
estho an feteron lug,
biklemmid an Markare:
oft wurdun mi kumana tharod
helpa fan iwun handun.
Gi warun mi an iuwomu hugi mildie,
wisodun min werdico.
Than sprikid imu eft that werod angegin:
Fro min, the godo, quedat sie,
hvan warl thu bifangan so
bethuungan an sulicun tharabun
so thu fora thesaro thiod telis,
mahtig menis?
Hvan gisah thi man enig
bethuungen an sulicun tharabun,
huat thu habes allaro thiodo giwald,
iac so samo thero medmo,
(das) Urtheil sprechen nach ihren Thaten.
Dann scheidet er die schuldigen Menschen,
die verdammten Männer,
zu der linken Hand.
So thut er auch die Seligen (Frommen)
zu der rechten Seite.
Anredet er dann die Guten
und ihnen entgegen spricht er:
Kommet ihr, sagt er, die da erforen sind,
und empfanget das herrliche Reich,
das gut, das da bereitet steht,
das da ward (den) Menschen - Söhnen
geschaffen von dieser Welt Anbeginn.
Iuch hat geweiht selbst
(der) Vater aller Menschen Kinder;
ihr werdet dieses Reichen genießen,
Gewalt haben (über) dieses weite Reich,
weil ihr oft meinen Willen gethan (habt),
gefolgt (habt) mir gerne,
und wart mir (mit) euren Gaben milde (freigebig),
wenn ich bedrängt war
(mit) Durst und Hunger,
(mit) Frost befangen,
oder in Banden lag,
eingesperrt im Kerker:
oft wurde mir gekommen (kam mir) dorthin
Hülfe von euren Händen.
Ihr wart mir in eurer Seele mild,
besuchtet mich ehrfurchtsvoll.
Dann spricht ihm wieder die Menge entgegen:
Herr mein, der gute (d. i. du guter), sagi sie,
wann warst du gefangen so,
bedrängt in solchen Nothen,
wie du vor diesem Volke erzählst,
mächtigen Verbrechens?
Wann sah dich Mann irgend einer (irgend ein Mann)
bedrängt in solchen Nothen,
da du hast (über) alle Leute Gewalt,
und eben so (über) die Schätze,

thero the io manno barn
gewunnun an thesaro weroldi?
Than sprikid im eft waldand god:
So hvat so gi dadun, quiddid he,
an iuwes drohtines namon,
godes, fargabun
an godes era
them mannun, the her minniston sindun,
thero nu undar thesaru menegi standid
endi thurh odmodi
Arme warun
weros, hvand sie minan willeon fremidun,
so hvat so gi im iuwaro welono fargabun.
gidadun thurh diurida,
that aufeng iuwa drohtin selbo;
thiu helpe quam te hebencuninge.
Be thiu willi in the helago drohtin.
Ionon iuwomn gilobon:
gibid iu lif ewig.
Wendid ina than waldand
an thea winistron hand,
the drohtin, te them farduannan mannun.
sagad im, that sie sculun thea dad outgelden.
thea man iro men giwerk.
Nu gi fan mi sculun, quiddid he,
saran, so farslocane,
an that siur ewig,
that thar gigarewid ward
godes andsacun,
sundo folke
be firinwerkun.
Huand gi mi ni hulpun,
than mi hunger endi thurst
wegde the wundrun,
estha ik, giwardies los,
geng iamermოდ,
was mi grotun tharf:
than ni habde ik thar enige helpe,
than ik geheslid was,
die, welche je (der) Menschen Kinder
gewannen auf dieser Welt?
Da sagt ihnen wiederum (der) waltende Gott:
Was nur auch ihr thatet, sagt er,
in eures Herren Namen,
Gottes, gabt (was ihr auch gabt)
zu Gottes Ehre
den Menschen, die hier die geringsten sind,
(von) denen, (die) nun unter dieser Menge stehen,
und aus Demuth
arm waren [selbsthaben];
Menschen (arme Menschen waren), wenn sie meinen Hil-
was nur auch ihr ihnen (von) euren Reichthümern gabt,
thatet (ihr) zum Ruhm,
den empfeng euer Herr selber;
die Hülfe kam zum Himmelskönig.
Deshalb will auch (der) heilige Herr
lohnen eueren Glauben:
(er) giebt (euch) das ewige Leben.
(Es) wendet sich dann der Waltende
zu der linken Hand,
der Herr, zu den verdamnten Menschen,
sagt ihnen, daß sie sollen die Thaten entgelden,
die Menschen ihre Sünden-Werke.
Nun ihr von mir sollt, sagt er,
fahren, ihr so verfluchten,
in das Feuer, (das) ewige,
das da bereitet ward
(den) Gottes Widersachern,
(den) bösen Volke
wegen der Sündenwerke.
Da ihr mir nicht geholfen habt,
wenn mich Hunger und Durst
peinigete zum Verwundern (d. i. bestiglich),
oder ich, (des) Gewandes entblößt,
(eliber) gieng jämmerlich,
(so) war mir große Noth:
denn nicht hatte ich da einige Hülfe,
wenn ich gebunden war

an litho kospun bilokan,
estha mi legar bifeng,
suara suhti:
than ni weldun gi min siokes thar
wison mid wihti.
Ni was iu werd eo wiht
that gi min gebugdin.
Be thiu gi an hellie sculun
tholon, an thiustre!
Than sprikid imo eft thiu thiod angegin:
Wola waland god, quedad sie,
hui wilt thu so wit thit werod sprekan,
mahlien with these menegi?
Hvan was thi io manno tharf,
gumono godes?
Hvat! sie it al be thinun gebun ehtun
welon an thero weroldi.
Than sprikid eft waldand god:
Than gi thea armostun, quiddid he,
eldibarno,
manno thea minniston,
an iuwomu modsebon,
helidos farhugun
letun sea iu an iuwomu hugi lethe
bedeldun sie iuwaro diurda,
than dadun gi iuwomu drohtine so sama:
gi wernidun imu iuwaro welono.
Be thiu ni willi iu waldand god
antsahen, fader iuwa,
ac gi an that siur sculun,
an thene diopun dōd
diublu thionon,
wredun widersakan:
hvand gi so warhtun bi voran.
Than astar them wordun
skedit that werod an tue,
thea godun enda thea ubilon:
sarat thea fargriponon man
an thea hetan hel
mit Glieder-Geffeln, (den) geschlossenen,
oder mich (das) Rager festhielt,
(und) schwere Krankheiten:
denn nicht wolltet ihr mich, den Kranken, da
besuchen auf (irgend) einer Weise.
Nicht war (ich) euch werth irgend Etwas,
daß ihr mein gebachtet.
Deshalb ihr in (der) Hölle sollt
dulden (selben), in (der) düstern!
Dann sagt ihnen wiederum dieses Volk entgegen:
Ach! waltender Gott, sagen sie,
warum willst so lang mit diesen Leuten sprechen,
reden mit dieser Menge?
Wann war dir je (an) Männern Noth,
(an) Menschen Gottes?
Wahrlich! sie es alle wegen deiner Gaben besaßen,
(den) Reichthum in dieser Welt.
Dann sagt wiederum (der) waltende Gott:
Da ihr die Kernsten, sagt er;
(die) Menschenkinder,
(unter den) Menschen die Geringsten,
in eurem Herzen,
(die) Menschen verachtetet,
siehet sie in eurem Herzen böse,
vorenthieltet ihnen euer Mitleid,
da thatet ihr euerm Herrn eben so;
ihr weigertet ihm euren Reichthum.
Deshalb nicht will euch der waltende Gott
empfangen, (der) Vater euer,
und ihr in diesem Feuer sollt,
in diesem tiefen Tod
(den) Teufeln dienen,
(den) schrecklichen Widersachern:
denn ihr handeltet so vorher.
Dann nach diesen Worten
schrieb er die Menge entzwei,
die guten und die bösen:
(es) fahren die verdamnten Menschen
in die brennende Hölle

hriwig mode;
 thea farwarhton weros
 witi antfahat
 ʒbil endilos.
 Ledid ʒp thanen
 her lebencuning
 thea hluttaron theoda
 an that langsame hioht;
 thar is lif ewig
 gisarewid, godes riki,
 godaro thiado.
 traurigen Herzens;
 (die) verdammten Menschen
 Strafe empfängt,
 Nebel endlos.
 (Es) führt hinauf dann
 (der) befre Himmelskönig
 (die) lauterer Menschen
 in das unvergängliche Licht;
 da ist (das) Leben, (das) ewige,
 bereitet, Gottes Reich
 den guten Menschen.

II. Althochdeutsche Denkmäler.

Wenn uns verhältnismäßig auch mehr althochdeutsche Dichtungen erhalten worden sind, so haben die meisten derselben doch wenig andern Werth, als den, daß sie uns Zeugnisse über den Zustand der damaligen Sprache geben. Doch sind das sogenannte Wessobrunner Gebet und ein Gedicht über das jüngste Gericht, Muspilli genannt (beide übrigens nur in Bruchstücken vorhanden), auch in Bezug auf die Form wichtig, da sie alliterierend sind, wie sie denn auch rücksichtlich der selbstständigen Auffassung den übrigen althochdeutschen Dichtungen vorzuziehen sind. Beide scheinen im Xten Jahrh. abgefaßt worden zu sein. Merkwürdig ist ferner, weil es das einzige nicht kirchliche Denkmal gelehrter Poesie aus diesem Zeiträume ist, das Bruchstück einer alten Weltbeschreibung aus dem 11ten Jahrh., welches unter dem Namen Merigarto (Meergarten, d. h. Welt) bekannt wurde. Die wenigen uns erhaltenen Verse handeln vorzüglich von den Gewässern der Erde, insbesondere von einigen wunderbaren Quellen. Eine nähere Erwägung verdienen Dtfrieds Evangelienharmonie und das Ludwigslied.

Dtfried.

Von Gebnrt wahrscheinlich ein Franke, scheint Dtfried seine erste Bildung im Kloster zu Fulda erhalten zu haben und somit ein Schüler des Hrabanns Maurus gewesen zu sein. Wahrscheinlich ist er später nach St. Gallen gekommen, so daß er gerade an denjenigen Orten verweilte, wo die deutsche Sprache am treuesten gepflegt wurde, was ihn wohl zunächst veranlaßte, sich in seinem Gedicht derselben zu bedienen. Wir finden ihn zuletzt im Benedictiner-Kloster zu Weissenburg im Elßaß, wo er auch sein Gedicht abfaßte, das er im Jahre 808 vollendete und mit einer deutschen Zueignungsschrift dem König Ludwig dem Deutschen, sowie mit einer lateinischen Vorrede dem Erzbischof Luitbert von Mainz übersandte. Letztere ist deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns den Standpunkt angibt, von welchem Dtfried ausging, als er sein Gedicht niederschrieb. Er verfaßte dasselbe nämlich in der Absicht, es den Dichtungen des Volkes entgegenzusetzen, die ihm wegen ihres heidnischen oder weltlich gefärbten Inhalts ein Gräuel waren. Nicht

die Ueberzeugungskraft hat ihn also zum Dichter gemacht, wie jenen sächsischen Bauern; er hat nicht wie dieser das deutsche Element durch die Verfündigung des Christenthums veredeln wollen: seine Absicht ging vielmehr dahin, dasselbe zu vernichten, ihm Fremdes entgegenzusetzen. Daher ist sein Gedicht auch nur in Bezug auf Sprache und rhythmische Form deutsch; in Bezug auf Anschauung und poetische Gestaltung ist es durchaus fremd, indem er sich hierin die epischen Dichter der Römer zu Muster nahm. Zwar hat er dieselben, was die Composition des Ganzen betrifft, nicht ohne Glück nachgeahmt, indem er den in den Evangelien niedergelegten Stoff nach seinen Bedürfnissen vertheilte; aber darin liegt auch allein der Werth seines Gedichts. Denn die Ausführung ist durchgängig schwach und frostig, ohne episches Leben, in didaktische Betrachtungen ausartend. Selbst die Sprache steht der im Heliand weit nach. Es fehlt ihr nicht nur die kühne Begeisterung, die wir bei jenem bewundern, sie ist auch viel weniger rein und ächtdeutsch, oft matt und schwerfällig, wie es bei dem Bestreben des Dichters, seine Gelehrsamkeit hervorleuchten zu lassen, nicht anders möglich war. Ueber die metrische Form der Evangelienharmonie des R r i s s von Dtfried haben wir schon oben (S. 8 f.) das Nöthige gesagt; es bleibt uns nur übrig, eine Probe desselben mitzutheilen. Wir wählen hiezu die Stelle aus dem ersten Kapitel, in welchem Dtfried das Lob der Franken bejingt, weil daraus eine tiefgefühlte Vaterlandsliebe hervorleuchtet, die uns einigermaßen mit dem Geinde der heimatlichen Poesie versöhnt, und sodann zur Vergleichung mit dem Heliand die Rede Christi auf dem Ölberge.

1. Lob der Franken.

Sie sint so sāma kuani,
 sēlb so thie Romāni;
 ni thārft man thaz ouh rēdīnon,
 thaz Kriachi in thes giwīdaron.

Sie eigan in zi nūzzi
 so sāmaliho wizzi.
 in fēlde ioh in wāldē
 so sint sie sāma balde.

Richidum ginūagi,
 joh sint ouh silu kuani,
 zi wāfane snelle;
 so sint thie thēgana alle.

Sie būent mit giziugon,
 joh warun io thes giwōn,
 in guātemo lānte;
 bi thiū sint sie īnscante.

Iz ist silu feizit,
 hārto ist iz giwēizit

Sie sind eben so kühn,
 gerade wie die Römer;
 nicht darf (ein) Mann das auch sagen, [treffen].
 daß die Griechen ihnen dies absprechen (sie darin über-

Sie haben es (sich) zum Rugen
 gleicher Weise Klugheit,
 im Felde und im Walde
 da sind sie eben so kühn.
 (An) Nacht genug (reich)
 sind (sie) auch sehr kühn,
 zu Waffen bereit —
 so sind die Degen alle.

Sie bauen mit Gezug (Werkzeugen),
 auch waren (sie) ja des gewohnt,
 in (einem) guten Lande;
 dabei sind sie schandlos (ruhmvoll).
 Es ist sehr fett (fruchtbar),
 sehr ist es erzeigt (ersehen)

mit mánagfaltén éhtin;
nist iz bi unsén fréhtin.

Zi núzze grébit man ouh thár
ér inti kúphar,
joh bi thia meina
isine steina.

Ouh thára zua fúagi
silabar ginúagi;
joh lésent thar in lánthe
góld in iro sante.

Sie sint fistmuate
zi mánagemo guate,
zi mánageru núzzi;
thaz dúent in iro wizzi.

Sie sint filu redje,
sih fianton zirretine;
ni gidúrrun sies biginnan;
sie éigun se ubarwúnnan.

Liut sih in nintfúarit,
thaz iro lánt ruarit,
ni sie biro gúati
in thionon io zi noti.

Joh ménnisgon alle,
ther sé iz ni untarfälle,
ih weiz iz, Gót worahta,
al éigun se iro forahta.

Nist liut thaz es biginne,
thaz widar in ringe;
in éigun sie iz írméinit,
mit wáfanon gizéinit.

Sie lértun sie iz mit svérton,
náles mit then wórtón,
mit spéron filu wáflo;
bi thiú fórahén sie se nóh so.

Ni si thiot, thaz thes gidráhte,
in thiú iz mit in félite,
thoh Médi iz sin, joh Pérsi,
núbin es thiwirs si?

Lás ih iu in alawár

mit mannigfaltigen Arten (Gaben) —

nicht ist es mit unserm Verdienst.

Zu Ruhen gräbt man auch da

Erz und Kupfer,

auch nach der Meinung (wie ich glaube)

Eisene (Krysalle).

Auch dazu zur Hügung (Vereitlung)

Eisener genug;

ja sie lesen da im Lande

Gold in ihrem Sande.

Sie sind sehr müßig

zu manchem Guten,

zu manchem Ruhen —

das thut ihnen ihre Weisheit.

Sie sind sehr rasch,

sich (den) Feinden zu entreißen;

nicht wagen sie es zu beginnen (anzugreifen),

(so) haben sie dieselben überwunden.

(Kein) Volk sich ihnen entzieht,

das ihr Land berührt,

nicht bei ihrer Tapferkeit

ihnen zu dienen ja nothgedrungen.

Auch alle Menschen,

wer sich ihm nicht unterwirft,

ich weiß es, Gott bewirkte,

alle haben sie ihrer (vor ihnen) Furcht.

Nicht ist (ein) Volk, das es beginne (angreife)

das wider dasselbe ringe,

ihm haben sie es vertrieben,

mit Waffen vorgezeichnet.

Sie lehrten sie es mit Schwertern,

nicht aber mit den Worten,

mit Speeren, vielen Waffen;

vor diesen fürchten sie sich noch so.

Nicht ist (ein) Volk, das darnach trachte,

darin, (daß) es mit ihm fechte,

wenn auch Weder es seien, oder Perser,

ob nicht ihnen es desto schimmer sei?

Was ich ja in aller Wahrheit

in einen búachon, ih weiz wár,
sie in sibbu joh in áhtu
sin Alexándres slahtu,

Ther wórolti so githréwita,
mit svértu sia al gistréwita
úntar sinen hánton
mit filu herten bánton.

Joh fánd in theru rédinu,
thaz fon Macedónju
ther liut in gibúrti
giscéidiner wúrti,

Nist untar in thaz thúlte,
thaz kúning iro wálte,
in wórolti níhéine,
ni si thie sie zugun héime,

Odo in érdringe
ándér es biginne
in thihéinigemo thióte,
thaz ubar si gibiate.

Thes éigun sie io núzzi
in snélli joh in wizzi;
nintrátent sie níhéinan
unz sinan éigun héilan.

Er ist gizál ubar ál
io so édil thegan scál,
wiser inti kúani;
thero éigun se io gintiagi.

Wéltit er githiuto
mánagero liuto,
joh zuihit er se réine,
selb so sine héime.

Ni sint thie imo ouh derjen,
in thiú nan Fránton werjen,
thie snélli sine irbithen,
thaz sie nan umbirithen.

Wanta állaz thaz sies thénkent,
siez al mit Góte wirkent,
ni dúent sies wiht in noti
ána sin girati.

in einem Buche, ich weiß, wo,
sie (sien) in Eypthant und in Verwandtschaft
gemein Alexanders Geschlecht,
Der (der) Welt also gedrohte,
mit Schwertern sie ganz hinkreuzte (niederwarf)
unter seine Hände.

mit sehr starken Banden.
Auch fand (ich) in dieser Rede (Erzählung),
daß von Macedonien
dieses Volk im Ursprung
abgefordert wurde.

Nicht ist unter ihnen geduldet,
daß (ein) König ihrer walte
in der Welt keiner,
wenn sie dieselben sich nicht erzogen dabeime,

Oder im Erdkreis

(ein) Anderer es beginne,

in irgend einem Volke,

daß (er) über sie gebiete.

Davon haben sie auch Vortheil

in Mannhaftigkeit und in Weisheit;

nicht erschrecken sie vor irgend Einem,

so lang sie ihn (ihren König) haben gesund.

Er ist kühn vor Allen,

wie so edler Degen soll,

weise und kühn;

deren haben sie wohl genug.

Wahret er freundlich

(über) manches Volk,

auch erziehet (regiert) er sie gut,

gerade wie seine dabeime.

Nicht sind, die ihm auch Schaden,

so lange als ihn Franken wehren (vertheidigen),

die kühn seiner warten,

daß sie ihn umreiten (reitend umgeben).

Denn Alles was sie denken,

sie es Alles mit Gott wirken (thun),

noch thun sie Etwas in (der) Noth

ohne seinen Rath.

Sie ſint Gótes worto
ſizig ſlu hártó ,
tház ſie thaz gilérnen ,
thaz in thia buáh zellen ;

Tház ſie thes biginnen ,
iz úzana giſingen ,
joh ſie iz ouh irfüllen
mit michilemo willen.

Gidán iſt es nu rédina ,
thaz ſie ſint gúote thegana ,
ouh Góte thiononte álle ,
joh wiſdames folle.

Sie ſind Gottes Wortes
bekñnen ſehr viel ,
daß ſie das gelernen ,
waß ihnen die Bücher (Bibel) erzählten ;

Daß ſie das beginnen ,
es außwendig ſingen ,
und ſie es auch erfüllen
mit fräftigem Willen.

Gethan iſt nun (die) Rede ,
daß ſie ſind gute Degen ,
auch Gott dienen álle ,
auch weißeitvoll.

2. Von der Lehre des Herrn an ſeine Jünger auf dem Berge.

Giáng tho drúhtin thánana ,
mit imo ouh ſine thegana ,
ougtun ſie imo innan thes
gizimbri thes húses.

Quad ér: „Giwiſſo ih ſágen in ,
thie ſteina wérdenť noh zi thiú ,
thaz ſie ſint só unthrate ,
hiar liggent al zi sáte.“

Er sáz ſid thémó gänge
in themo óliberge ;
frágetun ſie nan súntar —
ſie wás es ſlu wúntar :

„Ságe uns , meistar , thánne
wio thiú zit gigánge ,
zeichan wio thu quéman ſcalt ,
ioh wio thiú wórolť ouh zigát ?“

„Góumet“ , quad ér , „thero dátó ,
ioh weſet gláwe , thrátó ,
thaz iu ni dáron in fára
thie mánagon lúginara.

Yrwéhsit iamarlichaz thing
úbar theſan wórolť ring ,
in húngere int in súhti
in wénegeru súhti !“

Tho zált in thiú ſin gúati

(Es) gieng hinauf (der) Herr (von) dannen ,
mit ihm auch ſeine Diener (Jünger) ,
zeigten ſie ihm inbeſſen
(den) Bau des Hauſes.

Sprach er: „Gewißlich ich ſage Euch ,
dieſe Steine werden noch zu dem (náml. kommen) ,
daß ſie ſind ſo unwerth ,
(und) hier liegen all zur Saat (d. h. wie geſáet).“

Er ſaß (d. i. ſetzte ſich) nach dieſem Gange
auf dem Delberge ;
fragten ſie ihn inbeſondere ,
ſie war es (d. i. nahm es) ſehr Wunder :

„Ságe uns , Meistar , denn ,
wie die Zeit geht ,
als Zeichen , wie du kommen ſolſť
und wie die Welt anſeinandergeht ?“

„Beachtet“ , ſprach er , „dieſe Thaten (Ereigniſſe) ,
ja ſeid vorſichtig , trachtet ,
daß euch nicht bringen in Gefahr
die manchen (vielen) Jünger.

(Es) erwácht jämmerliches Ding
úber dieſen Welt-Ring ,
in Hunger und in Dúch ,
in armſeligſter Kúcht !“

Drauf erzählte ihnen die ſeine Gúte

thio ſelbun árabeti ,
thie ſie ſcoltun rinan
thuruh námon ſinan :

Mánno haz ouh máuagan ,
ubar ſie giléganan ,
nid ſlu stréngan ,
ſo frám ſie iz múgun bringan ;

Wió ſe ſcoltun fáhan ,
zi hérizohon ziahan ,
gibúntan furi kúninga
thie ſine liabun thegana.

Det ér in dróſť tho álles
thes iro tódes fáles
quad theíz ni wári bi álles waz ,
ni ſi thuruh ſinan éinan haz.

Ni sórget forá themo liute ,
thár ir ſtet in nóte ,
in fórahtun ni wénťet ,
waz ir in ántwurtet.

Ih wiſero wórtó
giwárnon iúih hártó ,
rehtera rédina ,
ir birut míne thegana.

Ih bin ſélbo zi thiú ,
ioh thár ouh ſprichu uzar iu ,
giwárnon hérzen guates ,
ioh thrátó feſtes múates.

Ságet in ouh zi wáre
ſon themo éndidagen tháre .
giwúag in ouh ginóto
thes ántikriſten zito ,

Thes githuingniſſes ,
thes wórolť thúltit thanne lés ;
„Giwiſſo thaz , ni hiluh thih ,
theiſť zitun allen úngilih.

Sie ſint thanne in wéwen ,
in árabetin séren ,
thaz er ni ward ió súlih ſal ,
ouh iámer wérdan ni ócál.

die ſelben Múhſeligkeiten ,
die ſie ſollten erdulden
um ſeinen Namen (ſeinetwegen) ;
Menſchenhaß auch manchen ,

über ſie gelegen ,
Reið ſehr unerbíttlichen ,
ſo weit ſie es können bringen ;
Wie ſie ſollten ſehen ,
zu (den) Herzogen (Richtern) ziehen ,
gebunden vor Kónige
die ſeinen lieben Diener.

Was er ihnen Troſť dazu anders
(über) den ihren Todesfaß ,
ſagte , daß es nicht wáre für anders waß ,
wenn nicht um ſeinen alleinigen Haß.

„Nicht ſorget (fürchtet euch) vor dem Volke ,
wenn ihr ſteht in Noth ,
aus Furchť nicht wendet
waß ihr ihnen antwortet.

Ich weiſer Wortes (mit weiſen Worten)
bewaffne euch recht ,
(mit) rechter Rede ;
Ihr ſeid meine Degen (Jünger).

Ich bin ſelbſť zugegen ,
ja da auch ſpreche (ich) aus euch ,
bewaffne (eure) Herzen (mit) Gútem ,
und ſehr mit feſtem Ruthe.“

Ságt ihnen auch in Wahrheít
von dem Endetag dort ,
erwáhnt ihnen auch genau
des Antikriſtes Zeit ,
des Bedrúngniſſes ,

daß die Welt erduldet dann leider :
„Gewiß daß , nicht hehl ich es ,
daß iſť allen Zeiten ungleich .

Sie ſind dann in Wehen ,
in Múhſeligkeiten ſchmerlichen ,
daß vorher nicht ward wohl ſolcher Fall ,
auch immer werden nicht ſoll.

Thaz kürzit druhtin säre
thuruh thie drüta sine,
thuruh then góteleidon
mit sinen giuádon.

Duit máno ioh thiú sunna
mit finstere únwunna,
ioh fállent ouh thie stérro
in érda flú férron.

Sih, weinot thanne thuruh thia quist
ál thaz hiar in érdú ist,
thúruh thio selbun grúnni
al thiz wórolt kunni.

So séhent se mit githunge
quéman thara zi thinge
fon wólkono herasun
then selbon ménnisgen sun.

Sine éngila ouh in ala wár,
sie blásent iro Wörn thar,
thaz dúent si ió gilicho
flú kráftlicho.

Thaz sie thes thar giáfalón,
sine drüta al sámánon,
thaz sie quémen thara zi in,
so war in wórolti sie sin.

Thaz iúer iagillih nu quit
bi thesa iúngistun zit,
nist ther thia gizéino,
ni si min fáter eino.

O'do iz wizi wórolt man,
wánne iz sculi wérðan,
wanne iz Gót wolle,
thaz wórolt al zifálle.

Thoh wirdit in giwissi
ér michil stílnissi,
so iu was untar liutin
bi alten Nóes zitin.

So sie tház wísar thar bífíang.
so er érist thia árka ingíang,
so gáhun químit herasun

Dies kúzet der Herr bald
wegen der Góteleiden seinen,
wegen der Gótteliden
mit seinen Gnaden.

(Es) verbreitet (der) Mond und die Sonne
Finsternis Unwonne,
und (es) fallen auch die Sterne
auf (die) Erde sehr weit.

Sieh, (es) weinet dann ob dieser Drangsal
alles, das hier auf Erden ist,
wegen der selben Unfälle,
all dieses Welt-Geschlecht.

Dann sehen sie mit Bedrängnis
kommen daher zu Gerícht
von (den) Wolken herab
den selbigen Menschen-Sohn.

Seine Engel auch in aller Wahrheit,
sie blásen ihre Hórner dann,
das thun sie immer gleich
sehr kráftlích.

Damit sie da Genúge haben,
seine Góteleiden all zusámmen,
das sie kommen her zu ihm,
wo immer in der Welt sie sind.

Was euer (ein) Beglícher nun fragt
von dieser jüngsten Zeit,
nicht ist, der dies beríchtet,
wenn nicht mein Vater álleín.

Rícht es wéi (auf der) Welt (ein) Mann,
wann es géschehen soll,
wann es Gótt wolle,
das (die) Welt all zerfálle.

Dann wird in Gewíßheit
zuerst góße Stílle,
wie einst war unter (den) Menschen
bet (des) alten Noa Zeíten.

Wie sie das Wáßer da befleng,
wie er zuerst (in) die Árche eingleng,
so jáh (plóßlích) kommt herab

ther selbo ménnisgen sun.

Bi thiú sit ió giuóto
wáchar flú thráto,
wanta ist fírhólan iuh ál,
wánne druhtin quéman scal.

Oba ther mán westi,
ther heime ist in ther fésti,
al thaz úngizami
wio ther thíob quami;

Er wácheti bi nóti
thánne in théru ziti,
dribi then thíob thanana úz,
ni líazi ígrában sinaz hús.

Bi thiú wahtet álla thia náht,
thoh er iz dúe ubar máht,
thaz er thaz sin ginerie
ioh fíanton biwérie.

Duet ir ouh, so so ther dúit,
wanta ir ni wizut thia zit,
sit wáchar io, so ih gibót
thaz ir bimidet then nóti! "

Ságeta er tho then líobon
fon then zehu thíarnon
bildi biquámi,
ioh thára zua gizámi;

Wio thio fínf suarun,
thie úngiware wárun,
ni wárun wola wáchar,
bi thiú missigiangun sie thar.

Wio wola iz thén gifuar ouh thár,
thio hiar io warun wáchar,
thes hérzen sie hiar wíaltun,
ioh réino gíhíaltun.

Er zálta ouh bílidi ánder,
thaz sie síh wármotin thiú mér:
wio suar ein mán ríchi
in ander kúningríchi;

Wio ér iz ér gíméinta,
sinaz dréso deílla

der selbe Menschen-Sohn.

Wegen dieses (deshalb) seid ja bestimmt
wachsam sehr klar,
weil ich verheißt euch allen,
wenn der Herr kommen soll.

Wenn der Mann wáchte,
der dabeim ist in dem Haus,
alles Ungesáhl,
wie der Díeb kommt;

Er wáchte nótwéndig
dann in der Zeit
triebe den Díeb dann hinauß,
nicht ließe (er) ergraben (plándern) sein Haus.

Wegen dieses (deshalb) wáchet (er) alle die Nacht (die
obgléich er es thue úber Bermógen, [ganze Nacht],
daß er das Seine rette,
auch (vor) Feínden bewahre.

Thuet ihr auch, so wie der thut,
da ihr nícht wíßet die Zeit,
seid wachsam ja, wie ich gebet,
daß ihr vermeidet die Noth! "

Ságte er drauf den Líeben
von den zehu Díren
ein Bíld fassend

auch dazu gésémb,
Wie die fínf (sích) auffúhrten,
welche unachtsam waren,
noch waren wohl wachsam,

deshalb írgíngen sie da.
Wie wohl es denen bekaum auch das,
die hier ja waren wachsam,
des Hérzens sie hier wáleten,
auch rein beílehten.

Er erzálte auch Gíelíkníß anderes,
daß sie síh bewáhrten desto méhr:
wie réifte ein Mann réich
in (ein) andres Kónígréich;

Und wie er es vórher beíschloß,
sein Scház theílte

üntar sinen scálkon
zi süorglichen wérkon;
Gibót thaz sie iz bifóratin
iöh thar ana wórahin
wúachar gizámi,
únz er avur quámi.

Thie zvéne es wola zilotun,
iöh wola iz mérotun;
ther thritto was nihein héit
thúruh sina zágaheit.

Er ward fírdámnót thuruh nót,
thár man inan pinot
giwiso réhto thuruh tház
want et wáchar ni was.

Thie ándere zvene sine
gidét er silu blide,
gifrewet in hártó iro múat,
so guat héréro duat.

Gisázt er sie tho scóno
ubar búrgi sino,
gideta ér se silu riche
thaz in thaz thionost liche.

„Bi thiú sit io wáchar
allaz iuer lib hiar,
dáges indi náhtes,
so thénket io thes réhtes;

Thaz ir thes io gíilet,
thia zála bimidet,
iöh io thes gigáhet,
themo égisén intsiáhet;

Tház ir werdet wírdig,
sar so químit minaz thing,
thaz ir stét in rihti
in mineru gisihti!“

Lert er dáges ubarlút
ofono állan then liut;
sie quámun io ginóto
zi imo sar gizíto

Fuar thánne mit then knéhton

unter seinen Dienern
zu sorglichen Werken;
Gebot, daß sie es verwendeten,
auch daran bewirkten
Bücher (Rufen) passenden,
bis er aber (wieder) läme.

Die zwei es wohl erzielten (verwendeten),
ja sehr es mehrten;
der dritte war kein guter
wegen seiner Bagdelt.

Er ward verdammt zur Qual,
drauf man ihn vernigte,
gewiß recht wegen dieses,
weil er wachsam nicht war.

Die andern zwei seine
that (machte) er sehr glücklich,
erfreute ihnen sehr ihren Muth (ihr Herz)
wie (ein) guter Herr thut.

Sehte er sie drauf schön
über Burgen seine,
machte er sie sehr reich,
daß ihnen der Dienst gefalle.

„Wegen dieses seid ja wachsam
all euer Leben biez,
Tages und Nachts,
so gedent (ihr) gewiß des Nachts;

Daß ihr das ja (euch) beileit,
die Gefahr vermeidet,
auch gewiß des (euch) bemühet,
dem Schrecken entfliehet;

Daß ihr werdet würdig,
sobald kommt mein Gericht,
daß ihr steht im Gerichte
in meinem Angesichte!“

Lehte er (des) Tages sehr laut
offen allen den Leuten;
sie lamen gewiß genau
zu ihm fortwährend (zur) Zeit.

(Er) fuhr dann mit den Knechten (Jüngern)

in then öliberg zen náhton,
was io thár ubar náht,
so hiar fóra ward giwáht.

auf den Delberg zu Nacht,
war gewiß dort über Nacht,
wie hier zuvor ward bemerkt.

Das Ludwigslied.

Das Gedicht, welches den Sieg Ludwigs III., Königs von Austrasien und Neustrien, über die Normannen (bei Saucourt im J. 881) verherrlicht, würde schon einen vollständigen Beweis in sich tragen, daß es vor ihm solcher Kriegs- und Siegeslieder viele gegeben haben müsse, wenn dieses uns auch nicht auf das Bestimmteste berichtet wäre. Denn die ganze Darstellung, namentlich aber die des Kampfes, trägt ein so ganz eigenthümliches Gepräge, daß wir dasselbe als feststehend, im Laufe der Zeiten ausgebildet ansehen müssen, gerade wie es bei den Kriegs- und Siegesliedern des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall ist. Weil die einzige Handschrift dieses Liedes in einer Klosterbibliothek gefunden wurde, gerieth man auf den Einfall, es für die Arbeit eines Mönchs auszugeben. Allerdings wird diese Annahme durch den Umstand unterstützt, daß ein Mönch, Namens Hucbald (+ 930), der mit Ludwig III. in genauen Verhältnissen stand, und zur Zeit der Normannenschlacht im Kloster St. Amand lebte (dem nämlichen, in welchem die Handschrift aufgefunden wurde), als Dichter und Tonkünstler berühmt war. Allein so merkwürdig dieses Zusammentreffen auch ist, so reicht es doch noch nicht hin, ihn oder überhaupt einen Geistlichen für den Verfasser des Gedichts zu halten, da die vollstänige Haltung desselben einer solchen Annahme entschieden widerspricht. Das Ludwigslied ist übrigens nicht ganz vollständig erhalten; es fehlen in der Mitte mehrere Zeilen, und ist auch am Ende mangelhaft. Doch können auch hier nur wenige Zeilen fehlen. Es ist in einer vierzeiligen Strophe abgefaßt, deren Zeilen paarweise durch den Reim verbunden sind, welcher aber sehr häufig in bloßen Anklang der Vokale sich auflöst.

Das Ludwigslied.

Einan kuning weiz ih,
heizsit her Hludwig,
ther gerno Gode thionót;
ih weiz, her imos lónót.

Kind warth her faterlós;
thes warth imo sár buoz:
holóda inan truhtin,
magaczogo warth her sin.

Gab her imo dugidi,
frónisc githigini,
stual hier in Vrankón:
só brúchê her es lango!

Thaz gideild her thanne

Einem König weiß ich,
heißet er Ludwig,
der gerne Gott dienet;
wohl er ihm's lohnet.
Kind ward er vaterlos,
des ward ihm bald Ruße (Erz)ß;
führte ihn (der) Herr,
Erzieher ward er sein.

Gab er ihm Fühige (Edle),
statliches Gedege (Gefolge),
Stuhl hier bei (den) Franken;
so brauche er es lange!

Das geihelle er dann

sâr mit Karlemanne,
bruoeder sinemo,
thia czala wunnionô.
Sô thaz warth al gendiôt,
korôn wolda sin God,
ob her arbeidi
sô iung tholôn mahti.

Liez her heidinê man
obar sêo lidan,
thiot Vrankônô
manôn sundiônô.

Sumê sâr verloranê
wurdun, sum erkoranê;
haranskara tholôta,
ther êr misselebêta.

Ther, ther thanne thioB was,
inder thanana ginas,
nam sina wastôn;
sidh warth her guot man.

Sum was luginâri,
sum was skâchâri,
sum fol lôses;
inder gibuoza sih thes.

Kuning was ervirrit,
thaz richi al girrit,
was erbolgan Krist:
leidhôr thes ingald iz.

Thoh erbarmêd es got,
wisser alla thia nôt,
hiez her Hludwigan
tharôt sâr ritan:

„Hludwig, kuning min,
hilph minan liutin!
heigun sâ Northman
harto bidwungan.“

Thanne sprah Hludwig;
„Hërro, sô duon ih!
Dôt ni rettê mir iz,
al thaz thù gibiudist!“

bald mit Karlmann,
(dem) Bruder seinem.
dazu (eine große) Zahl Wiesen.
Wie dies ward all geenbigt,
prüfen wollte Gott es,
ob er Mühseligkeiten
so lange dulden möchte.
Ließ er heidnische Männer
über See gleiten,
(das) Volk (der) Franken
mahnen (der) Sünden.
Einige bald verlorene
wurden, einige erkorene:
Haarscheeren (Schmach) erduldeten,
der eher (früher) mißlebete (ein schlechtes Leben führte).
Der, der dann ein Dieb war,
und der davon genas,
nahm seine Fassen:
seitdem ward er (ein) guter Mann.
Mancher war (ein) Lügner,
Mancher war (ein) Mörder,
Mancher voll Lohigkeit (Halschheit),
und er büßte (reinigste) sich davon.
(Der) König war enifernt,
Das Reich ganz getrrt.
(es) war erzürnt Christus:
leider des entgalt es.
Da erbarmete es Gott,
wußte er alle die Roth,
hieß Herrn Ludwigen
dahin bald reiten:
„Ludwig, König mein,
hilf meinen Leuten!
(es) haben sie die Normannen
hart bedrängt!“
Dann sprach Ludwig:
„Herr, so thue ich!
Tod nicht entreiß mir es 'mache es mir unmöglich),
Nies, das du gebietest!“

Thô nam her Godes urlub,
huob er gundfanon iſ,
reit her thara in Vrankôn
ingagan Northmannôn.

Gode thancôdun
thê sin beidôdun,
quâdhun al: „Frô min,
sô lango beidôn wir thin!“

Thanne sprah lûto
Hludwig ther guoto:
Trôstet iuh, gisellion,
miuê nôtstallon!

Hera santa mih God,
ioh mir selbo gibôd,
ob iuh rât thâhti,
thaz ih hier gevuhiti.

Mih selbon ni sparôti,
unz ih iuh gineriti.
Nû will ih, thaz mir volgôn
allê Godes holdon.

Giskerit ist thiû hier wist
sô lango, sô wili krist;
wili her unsa hina varth,
therô habêt her giwalt.

Sô wer sô hier in ellian
giduot Godes willion,
quimit her gisund ûz:
ih gilônôn imoz.

Billibit her thâr inne,
sinemo kunnie

• • • • •

Thô nam her skild indi sper,
ellianlichô reit her,
wold er wâr errahchôn
sina widarsahchon.

Thô ni was iz buro lang,
fand her thia Northman;
Gode lob sagêda;

Da nahm er Gottes Urlaub,
hob er (die) Kriegsfahne auf,
ritt er dann zu (den) Franken
entgegen (den) Normannen.

Gott dankten,
die seiner warteten,
sprachen alle: „Herr mein,
so lange warten wir dein!“

Dann sprach laut
Ludwig der Gute:
„Trôstet euch, Gefellen,
meine Rothgefâhrten!“

Her sandte mich Gott,
auch mir selbst gebot,
ob euch Rath dâchte,
daß ich hier kämpfte.

Mich selbst nicht schonte (ich),
bis ich euch erreichte.

Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottes Helden (Getreuen)

Bescheert ist das Hiersein,
so lange als es Christus will;
will er unsere Hinfahrt,
des hat er Gewalt.

Wer also hier in Kraft
gethut Gottes Willen,
kommt er gesund aus,
ich gelohne es ihm.

Bleibt er darin,
seinem Geschlechte

• • • • •

Da nahm er Schild und Speer,
gewaltiglich ritt er,
wollte er die Wahrheit darthun
seinen Widersachern.

Da war es nicht sehr lang,
fand er die Normannen,
Gott Lob sagte (er),

her sihit, thes her gerèda.

Ther kuning reit kuono,
sang lioth frònò,
joh allè saman sungun:
„Kyrrie leison!“

Sang was gisungan,
wig was bigunnan;
bluot skein in wangòn,
spilòdun ther Vrankòn.

Thàr vaht thegenò gelih,
nichein sò sò Hludwig;
snel indi kuoni,
thaz was imo gekunni.

Suman thuruh skluog her,
suman thuruh stah her;

.....

er sieht, daß er begehrt.

Der König ritt süß,
sang (das) Lied heilig,
ja alle zusammen sangen:
„Kyrie eleison!“

Sang war gesungen,
Kampf war begonnen,
Blut schien in den Wangen,
(es) kämpften freudig da (die) Franken.

Da socht, Heiden gleich,
Keiner so wie Ludwig,
schnell und süß,
daß war ihm angestammt.

(Den) Einen durchsah er,
(den) Andern durchsah er,

.....

Her skancta ce hanton
sinàn fianton
bitteres lides:
Sò wè im hio thes libes!

Gilobòt si thiù Godes kraft!
Hludwig warth sigihast;
jah allèn heiligon thauo:
sin warth ther sigikamf.

Dò dâr abur Hludwig
Kuning was sâlig,
garo, sò ser hio was

.....

Sò wâr, sò thes thurst was,
gihaldè inan, trultin,
bi sinan èrgrehtin.

Er schenkte zu Handen
seinen Feinden
bitteres Leides:
so weh ihnen hier des Lebens!

Gelobet sei die Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghast;
sprach allen Heiligen Dank:
sein ward der Siegeskampf!

Da hier aber Ludwig
(der) König war gesegnet,
ganz so sehr er hier war,

.....

So wahr, als dessen Noth war,
Erhalte ihn, Herr,
bei seiner Herrlichkeit!

Zweiter Zeitraum.

Von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.



he wir zur allge-
meinen Betrachtung der
literarischen Zeitun-
gen dieses Zeitra-
umes übergehen, ist
es nöthig, einige all-
gemeine Bemerkun-
gen über die politischen Ver-
hältnisse Deutschlands voranzu-
schicken, weil sich aus diesen der rich-
tige Standpunkt zur genauern Würdigung der geist-
igen Entwicklung des deutschen Volks gewinnen läßt.

Während in der vorangehenden Periode die Kai-
ser sich der Geistlichen bedient hatten, um mit ih-
rer Hilfe die nach Selbstständigkeit ringenden Gro-
ßen niederzuhalten, sehen wir im vorliegenden Zeit-
raume umgekehrt, daß die Kaiser sich nach Bundes-
genossen zur Bekämpfung der geistlichen Macht um-
sehen, welche zu einer selbst das Kaisertum be-
drohenden Höhe emporgewachsen war. Da die
Streitigkeiten zwischen der weltlichen und der geist-
lichen Macht nicht bloß geistiger Natur waren, son-
dern insbesondere wegen der Beziehungen zu Ita-
lien auch auf dem Schlachtfelde ausgefochten wer-
den mußten, so ist es begreiflich, daß die Kaiser
alle wehrfähigen Männer für sich zu gewinnen
suchten. Die nächste Folge davon war, daß die-
jenigen, welche mit der Führung der Waffen ver-
traut waren, immer mehr an Ansehen gewannen,
daß sich der Herrschaft aus der übrigen Masse
der Nation immer mehr auschied und eine abge-
sonderte Stellung einnahm, die um so bedeutungs-
voller wurde, als der Ab-
stand zwischen den kämpfen-
den Parteien stehend, die volle Wahl hatte, zu
welcher er sich schlagen, welche er mit dem Gewichte
seiner Waffen und seines Muths unterstützen wollte.
So kam es, daß ihm die Kaiser, um ihn zu ge-
winnen, nach und nach immer mehr Vorrechte ein-
räumten, die seine Selbstständigkeit mehrten und
ihn endlich selbst dem Kaisertum fürchtbar
und verderblich machten. Doch hatte noch ein anderer
Umstand wesentlichen Einfluß auf die eigenthüm-

liche Entwicklung und Ausbildung des Herrenstandes in Deutschland. Obgleich der Keim hiezu allerdings in den altgermanischen Einrichtungen lag, indem der Kitterstand, der aus edeln und vollstren Leuten gebildet war, und seit dem 10. Jahrhundert den Kern der deutschen Heere ausmachte, schon sehr frühe eine bevorzugte Stellung gewonnen hatte, die durch das Lehenwesen zu immer festerer Gestaltung gediehen war; so ist doch die eigenthümliche, charakteristische Form, in welcher nun das Ritterthum erscheint, nicht ursprünglich deutsch; sie hat sich vielmehr zuerst bei den französischen Normannen zur Zeit des ersten Kreuzzugs ausgebildet, von denen sie sich zunächst zu den übrigen romanischen Völkern und dann auch über Deutschland verbreitete. Zur Aufnahme in den Ritterstand wurde vor Allem adelige Abkunft verlangt (wenn auch zuweilen Nichtadelige zu Rittern geschlagen wurden, so erscheint dies bloß als Ausnahme). Dadurch entstand eine scharfe Abgränzung von den übrigen Ständen, die namentlich in Deutschland schroff hervortrat, aber auch in den romanischen Ländern groß genug war, um den Ritterstand immer mehr nach äußerlichen Formen zu drängen, die ihn von den Nichtrittern unterscheiden sollten. Man bestrebte sich namentlich, in den gesellschaftlichen Vereinigungen feinere Manieren anzunehmen, welche man in Frankreich mit dem Worte Courtoisie bezeichnete, und in Deutschland, den Namen wie die Sache nachahmend, höfische Sitte nannte. Durch die glänzenden Zusammenkünfte der Ritter bei festlichen Gelegenheiten, wie Königswahlen, Reichstagen, Vermählungen fürstlicher Personen, bei Turnieren u. s. w. wurde diese feine Sitte immer mehr ausgebildet; aber eben deswegen richtete sie sich auch vorzugsweise auf das bloß Äußerliche, wodurch sich das Scheinwesen ansetzte, welches das Ritterthum, namentlich in Deutschland, charakterisirte.

Doch vereinigten sich im nördlichen Spanien und im südlichen Frankreich mancherlei Gründe, dieser ursprünglich ganz nach Außen gerichteten Gestaltung des Ritterthums auch eine geistige Richtung zu geben; insbesondere wirkten wohl die Nachklänge der römischen Civilisation und die vielfachen Berührungen mit den gebildeten, geistreichen Arabern darauf hin, durch welche das in jenen Völkern tief liegende poetische Element geweckt oder wenigstens zu künstlerischer Ausbildung geleitet wurde. Mit der äußern Form des Ritterthums nahmen die Deutschen auch die geistige Bildung ihrer Vorbilder an; leider entwickelten sie aber hiebei wenig Selbstständigkeit, vielmehr schlossen sie sich im Ganzen nur slavisch an die Franzosen, die sie in Form und Stoff nachahmten, ohne sie jedoch weder in der einen noch der andern Seite zu erreichen. Der Mangel an Selbstständigkeit beurkundet sich bei den ritterlichen Dichtern besonders darin, daß sie die volksthümlichen Elemente der Poesie vollständig vernachlässigten, ja dieselben sogar verachteten. Ehe wir jedoch diese allgemeinen Grundzüge weiter ausführen, müssen wir zuerst angeben, auf welchem Wege die französisch-ritterliche Bildung nach Deutschland gelangte. Es ist der erste und nächste Grund hievon in den Kreuzzügen zu suchen, durch welche die Deutschen mit den meisten Völkern Europas in folgenreiche Berührung kamen, da Franzosen und Provenzalen, Italiener, Normänner und

Engländer gleichmäßig dem unwiderstehlichen Zuge folgten, der sie ins ferne Morgenland trieb, das hellige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Da unter allen diesen Völkern die Provenzalen nebst den nördlichen Franzosen durch ritterliche und höfische Bildung glänzten, und sie auch die allgemeinste Bewunderung erregten; so war es natürlich, daß man ihnen nachzuahmte, ihre feine Sitte und Bildung sich anzueignen suchte. Man lernte ihre Sprache, machte sich mit ihren Wesen bekannt, nahm Abschriften von denselben, und bald regte sich auch die Lust, diese in die heimatliche Sprache zu übertragen, oder Nachbildungen derselben zu entwerfen. Durch die Kreuzzüge erweiterte sich auch außerdem der Gesichtskreis; der rege Verkehr mit so vielen verschiedenen Völkern machte mit deren Sitten und Eigenthümlichkeiten, mit ihrer Anschauungsweise, ihrer Sagenwelt bekannt, und selbst die feindlichen Sarazenen blieben in dieser Rücksicht nicht ohne nachhaltigen Einfluß. Durch den Anblick so mannigfaltiger Länder mit ihrem besondern charakteristischen Gepräge, das um so gewaltiger auf die Phantasie wirkte, in je größerem Gegensatz es zur Heimat stand, wurde der Sinn für Naturgenussheit geweckt, der in den deutschen Dichtungen jener Zeit ganz besonders ausgebildet erscheint. Diese geistige Regsamkeit hatte die unaussprechliche Folge, daß die Bildung, welche bis dahin ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit gewesen war, auf die Laien überging, was um so mehr der Fall sein mußte, als die Geistlichkeit, wie wir gesehen haben, gerade im Beginn der Kreuzzüge völlig entartet war. Wenn auch im Laufe des vorliegenden Zeitraums manche Geistliche an dem geistigen Entwicklungsgange Theil nehmen, so ist ihre Thätigkeit doch im Ganzen nicht nur untergeordnet, sondern sie hat sich auch beinahe durchgängig an die Bestrebungen der Laien angeschlossen.

So mächtig die Anregung auch war, von der wir eben gesprochen haben, so mußten sich doch noch andere Umstände einfinden, welche dieselbe erhielten, und die empfangenen Reime zur Blüthe und Frucht entwickeln konnten; es mußte auch in Deutschland selbst die Anregung fortdauern. Die gewaltigen Bewegungen der Völker hatten Verkebr und Handel gehoben, und einen früher ganz unbekannten Wohlstand gebracht, der sich namentlich über die Städte verbreitete. Diese, ursprünglich zur Abwehr feindlicher Einfälle gegründet, entwickelten, zuerst beinahe unbemerkt, eine immer größere Selbstständigkeit, und wurden allmählich Stätten der Freiheit und der Macht, besonders als sie sich zu größeren Bünden vereinigten, wie die Hanse im Norden, der Bund der rheinischen und schwäbischen Städte im Westen und Süden, die ohne Zweifel Deutschland eine ganz andere Gestalt gegeben hätten, wenn die Entel ihrer Ahnen würdig geblieben wären. Mit dem täglich steigenden Wohlstand der Städte erwuchs in ihren Bürgern Sinn für Wissenschaft und Kunst, der sich aber vorzugsweise in Werken der Baukunst äußerte, mit welchen viele, selbst kleinere Städte geziert wurden. Besondere Neigung zur Poesie oder gar Beschäftigung mit derselben konnte sich während des besprochenen Zeitraums noch nicht zeigen, da die Bürger immer noch ganz auf das praktische Leben hingewiesen

waren, das sie mit seinen vielseitigen Anforderungen noch ganz in Anspruch nahm, denen sie aber auch in solchem Umfange entsprachen, daß die Geschichte der Städte jener Zeit gewiß zu den schönsten und erbedendsten Punkten der deutschen Geschichte gehört, um so mehr, als das Volk selbstthätig, und nicht bloß, wie später, als willenlose Maschine der es unterdrückenden Großen erscheint.

Die wahre, aus unwiderstehlichem Drange nach Gestaltung sich entwickelnde Poesie bedarf keiner äußerlichen Unterstützung einzelner Mächtigsten, sie wird sich auch ohne solche frei und kräftig entfalten, während andere Künste den Schutz der Mächtigen und Reichen nicht entbehren können, da ihre Schöpfungen oft großartige Geldmittel voraussetzen, ohne welche sie nicht in die Erscheinung treten könnten. Wenn aber die Poesie nicht die Wirkung innerer Nothwendigkeit ist, wenn sie vielmehr nur auf Nachahmung beruht, wenn sie als eine fremde Pflanze erscheint, die nur durch die sorgsamste Pflege in einem neuen Klima gedeihen kann, wie es bei der ritterlichen Poesie der Fall war; so verlangt sie allseitige und mächtige Unterstützung, wenn sie nicht schon im ersten Reime zu Grunde gehen soll. Es war daher ein großes Glück, daß gerade damals ein Herrscherge schlecht die deutsche Kaiserkrone trug, welches lebendigen Sinn für die Kunst hatte, ja sie sogar selbst ausübte. Ohne die Hohenstaufen, welche von 1138 bis 1294 dem deutschen Reiche eine Reihe bedeutender Herrscher gaben, wäre der aus dem Auslande herübergebrachte Reim der Poesie kaum zur Entwicklung gekommen. Da aber die Kunst bei ihnen Anerkennung und mächtige Unterstützung fand, da sie es selbst nicht unter ihrer Würde hielten, derselben ihre Muse zu widmen; so reizte dies nicht bloß ihre Umgebung, sich ebenfalls mit der Poesie zu beschäftigen, es regte auch andere mächtige Fürsten an, ihnen nachahmend, die Dichter in ihre Nähe zu ziehen und ihren Höfen dadurch den allgemein bewunderten Glanz des Hohenstaufischen zu verschaffen. Namentlich waren es die Herzöge von Oesterreich aus dem Babenbergischen Hause und die Landgrafen von Thüringen, welche mit dem schwäbischen Kaiserge schlecht in dieser Beziehung zu wetteifern trachteten. Da die Hohenstaufen selbst aber ihre Bildung im Auslande gewonnen hatten, wie denn auch zum Unglück für Deutschland ihre Blicke mehr auf die Fremde, besonders auf Italien gerichtet waren, als auf die ursprüngliche Heimath; so ist es erklärlich, daß die Poesie durch dieselben in ihrer ausländischen Natur bekräftigt wurde, daß sie, statt sich eigenthümlich und dem Volkscharakter gemäß zu entwickeln, immer wieder auf ihren fremden Ursprung zurückkam, und sich Form und Stoffe aus der Fremde holte. In dem Umstände, daß die Pflege der Dichtkunst von den Höfen der Fürsten ausging, lag auch wiederum die Nothwendigkeit, daß sich vorzugsweise der Adel der Ausübung der Poesie zuwenden mußte, weil bei der schroffen Scheidung der Stände der Nichtadelige im Allgemeinen sich keinen Zutritt bei den Fürsten hätte verschaffen können, wenigstens nicht in dem Umfange, wie es dem Adelligen möglich war; es hätte also schon deshalb die Poesie eine ritterliche werden müssen, wenn nicht auch die schon früher erwähnten Umstände dahin geführt hätten. Obgleich

aber die Fürsten und Herren sich es zur Aufgabe machten, die Dichtkunst durch ihren Schutz und ihre warme Theilnahme zu fördern, obgleich Kaiser und mächtige Herzöge und Grafen selbst unter den Dichtern erscheinen, so war es doch im Ganzen nur der ärmere dienende Adel, welcher die Kunst wirklich ausübte, der darin ein Mittel sah, sich Ehre, Ruhm und auch wohl weltliche Güter zu erwerben. Auch diese Erscheinung ist sehr bezeichnend, weil sie die schon gemachte Bemerkung bestätigt, daß die damalige Kunst nicht aus innerem Drang hervorzusch, sondern aus rein äußerlichen Verhältnissen sich entwickelte und daher auch den Charakter ihres Ursprungs fortwährend bewahrte. Es blieb immer ein gewisser innerer Widerspruch im Wesen der ritterlichen Dichter, besonders derjenigen, welche darauf hingewiesen waren, ihren Erwerb mit Hülfe der Poesie zu suchen. Mochten sie auch Ruhm und Güter auf diesem Wege sich verschaffen; sie fühlten sich dadurch doch herabgedrückt und auf eine Linie mit den von ihnen so herzlich verachteten Volksängern gesetzt, die ebenfalls von der Ausübung ihrer Kunst lebten. Daber ersieht man die adelige Geburt, die dem Adel zukommende Beschäftigung mit den Waffen unendlich höher, als die Poesie, und selbst Volkram von Eschenbach sagte, gleichsam über sein Schicksal erbittert, das ihn zwang, das Schwert mit der Leier zu vertauschen:

„Schildes ambet ist min art:
swâ min ellen si gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witzze kranc“

Diese Worte, in denen sich eine tiefgefühlte Enttäuschung ausdrückt, beweisen zur Genüge, daß sich die adeligen Dichter der Poesie, nur durch äußere Nothwendigkeit getrieben, hingaben, und dies erklärt wiederum, warum sie von Hof zu Hof zogen, und sich insbesondere bei festlichen Gelegenheiten einfanden. Denn offenbar war es nicht bloß die Absicht, ihre Dichtungen einem größern Kreise mitzutheilen, der sie zu dieser wandernden Lebensart bewegte, welche gewiß mit mancherlei Unannehmlichkeiten begleitet war, wenn sie auch andererseits für abenteuerliche Gemüther manchen Reiz haben mochte. Man wird übrigens noch mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Poesie von den Dichtern der damaligen Zeit vorzugsweise als Erwerbsquelle benutzt wurde, wenn man die bitteren und wiederholten Klagen der Dichter über die Nichtachtung der Dichtkunst, über die Kargheit der Mächtigen gegen die Dichter hört, Klagen, welche sich schon zur Zeit der höchsten Blüthe der ritterlichen Poesie finden, ob sie gleich freilich erst gegen das Ende des Zeitraums am häufigsten wiederkehren. Und als die Fürsten und Mächtigen, von den Zeitumständen bedrängt, die Dichtkunst und die Dichter nicht mehr zu unterstützen vermochten, da zog sich der Adel auch immer mehr von einer Beschäftigung zurück, bei der nunmehr weder Ehre und Ansehen, noch Geld und Gut erworben werden konnte. Doch trugen auch die äußeren Umstände wesentlich dazu bei. Als während des Interregnums (1254 bis 1273) eine Zeit der Gefefloßigkeit und Willkür anbrach, das Faustrecht sich festsetzte, welches Feinden aller Art hervorrief, und Fürsten, Adel, Städte sich einander bekämpften, da zerrann auf einmal das glänzende Scheinbild des Ritterthums, weil es nicht von innen heraus sich entwickelt hatte, nicht

auf dem Volkstume wurzelte. Die angelernte Glätte des höfischen Lebens verschwand; der Adel versiel in die alte Rohheit, die bald um so fürchterlicher um sich griff, als sie unterdessen gleichsam durch äußere Gewalt zurückgehalten worden war. Wenn irgend eine Erscheinung in der Geschichte, so ist gewiß das Ritterthum einer Treibhauspflanze zu vergleichen, die, von künstlicher Wärme getrieben, schnell sich entwickelt und zur Blüthe gelangt, aber eben so schnell auch alle Lebenskraft verliert und abdorrt. Mit dem Ritterthum selbst mußte natürlich auch die ritterliche oder höfische Poesie zu Grunde gehen, die aus ihm hervorgegangen war; nur überlebte sie jenes, theils weil sie an sich mehr geistiger Natur war, theils weil sie, wie wir bald sehen werden, von der Volkspoesie berührt worden war und von ihr Lebenskraft erhalten hatte, so daß sie dem Sturm, welcher das Ritterthum zernichtete, länger widerstehen konnte. Uebrigens sehen wir gegen das Ende des Zeitraums die Poesie immer mehr in die Hände des Bürgerthums übergehen, welches leider in seiner städtischen Abgeschlossenheit den wohlthätigen Einflüssen der immer jugendlichen Volkspoesie eben so unzugänglich blieb, als es im Ganzen die Träger der höfischen Poesie gewesen waren, weshalb es sich beinahe ausschließlich der überlieferten Form des Minnegesangs angeschlossen, welche nach und nach in seinen Händen immer mehr erstarrte.

Doch gehört dies schon einer spätern Zeit an, welcher wir hier nicht vorgreifen wollen; dagegen müssen wir jetzt noch einige Bemerkungen über die im zweiten Zeitraume vorherrschende Sprache anfügen.

Während in der ersten Periode die besten poetischen Erzeugnisse in niederdeutscher Sprache geschrieben waren, tritt dieselbe jetzt immer mehr zurück, wogegen das Hochdeutsche sich zur allgemeinen Schriftsprache erhebt. Nur am Anfang des Zeitraums blickt noch Einfluß des Niederdeutschen durch, indem sich in den älteren Denkmälern bei hochdeutscher Grundlage viele niederdeutsche Formen finden, was daraus zu erklären ist, daß die ältern Dichter entweder selbst Niederdeutsche waren oder an niederdeutschen Höfen lebten, unter welchen die von Braunschweig, Cleve und Thüringen schon früher durch ihren der Poesie erwiesenen Schutz sich auszeichneten. Doch finden sich diese niederdeutschen Elemente nur in den weltlichen Dichtungen, während die geistlichen Gedichte, welche auch meistens von süddeutschen Dichtern verfaßt sind, durchgehends reines Hochdeutsch zeigen. Wir haben schon im vorigen Zeitraume bemerkt, daß die Schwäbische oder Alemannische Mundart allmählich an Ausbreitung zunahm und sich als Schriftsprache festzusetzen begann; diese Erscheinung dauerte fort, bis diese Mundart endlich vollkommen herrschend wurde, was insbesondere dem Einfluß der Hohenstaufen zugeschrieben werden muß, die ja selbst zum alemannischen Stamme gehörten. Sie wurde durch sie zur Sprache des Hofes erhoben, und bald von allen Gebildeten überhaupt gebraucht; ja ihre Herrschaft wurde so allgemein, daß selbst die Volkspoesie davon ergriffen wurde, welche freilich dadurch nur gewinnen konnte, weil sie durch die schöne, ausgebildete Sprache selbst verehelt wurde. Eben wegen ihrer allgemeinen Verbreitung und Geltung wurde die alemannische Mundart auch für die Prosa gebraucht.

Das Hochdeutsche, welches in seiner nunmehrigen Gestalt Mittelhochdeutsch genannt wird, hat einen von dem Althochdeutschen sehr abweichenden Charakter; es war mit der gesammten Sprache in der That eine vollständige Veränderung vor sich gegangen. Insbesondere hatten die Bildungs- und Biegungs sylben ihre vollständigen Vokale verloren, an deren Stelle das tonlose *e* trat, wodurch die Sprache freilich viel von ihrem früheren Wohlklange einbüßte. Sie verlor aber zugleich auch an Deutlichkeit, weil viele ursprünglich verschiedene Sylben auf diese Weise zusammenfielen; deshalb mußte man häufig frühere Wortbildungen ganz aufgeben und zur Zusammensetzung greifen, welche immer mehr zunahm, je mehr die Sprache an innerer Bildungsfähigkeit verlor. Doch blieb dieselbe immer noch reich, lebendig und kräftig; die bessern Dichter entfalteten eine große Mannigfaltigkeit von Ausdrücken und Wendungen, so wie eine künstlerische Vollendung des Sprachbaues, die auch in der Prosa mit vielem Glücke nachgebildet wurde. Leider begegnen wir schon im zwölften Jahrhunderte dem deutigen Erbübel, fremde, besonders französische Wörter, ja ganze Lebensarten einzumischen, welche Unsitte im dreizehnten Jahrhunderte bis zum Uebermaße stieg, und selbst von den besten Dichtern mit sichtlichem Wohlgefallen angenommen wird. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß diese traurige Erscheinung eine Folge des französischen Einflusses war, der sich besonders an den Höfen geltend machte, da sich diese von jeher gern der volkstümlichen Entwicklung entzogen, und sich durch ausländische Sitten und ausländische Sprache von dem Volke zu scheiden strebten, welchem sie durch einen aus der Fremde geborgten Schein zu imponiren suchten. Als die Poesie in die Hände der Bürger überging, verlor sich die gerügte Unsitte; dagegen gewannen aber die verschiedenen Mundarten wieder an Einfluß, es drängten sich Wörter und Formen derselben in die Schriftsprache ein, welche späterhin noch mehr an ihrer Reinheit verlor, als sich die Gelehrten derselben bemächtigten, welche sie mit lateinischen Wörtern und Wendungen verunfälschten.

Mit der Sprache mußte nothwendig auch die Verskunst eine durchgreifende Veränderung erleiden, da das Abschleifen der früher vollständigen Bildungs- und Biegungs sylben den Rhythmus gänzlich störte. Auch sind die Gedichte aus den ersten Zeiten dieser Periode vollkommen roh und geschmacklos; es scheint, daß die Dichter allen Sinn für Wohlklang verloren hatten, da sie z. B. oft ganz kurze Verse mit übermäßig langen Zeilen willkürlich verbinden, die häufig nur durch einen ganz rohen, ungefügigen Reim zusammengehalten werden. Nur in der Volkspoesie hat sich größere Regelmäßigkeit erhalten, weil die volkstümlichen Gedichte immer gesungen wurden und ihr Rhythmus durch die Melodie des Gesanges bedingt war; und so sehr die Volkspoesie, wie schon bemerkt wurde, im Allgemeinen von den höfischen Dichtern verachtet war, so blieb sie doch gerade in Beziehung auf geschmackvollere Behandlung des Verses nicht ohne glücklichen Einfluß auf die ritterliche Dichtkunst, da die früheren Gesetze des Versbaues, welche nur durch die Volkspoesie bewahrt worden waren, in so weit wieder erscheinen, als sie bei der neuen Gestaltung der Sprache angewendet werden konnten.

Im Althochdeutschen hatte man statt des vollen Reims sehr häufig bloße Assonanz gebraucht; wenn diese aber bei dem Vollaute der Bildungs- und Biegunge sylben föhlig an die Stelle des Reims treten konnte, weil diese Sylben mit ihrem nachhaltigen Töne das Ohr immerhin erfüllen, so konnte sie dagegen im Mittelhochdeutschen nicht mehr gebraucht werden, da jene Sylben zur gänzlichen Tonlosigkeit herabgesunken waren. Man findet die bloße Assonanz daher nur noch in den früheren Dichtungen dieses Zeitraums; nach und nach machte sich das Streben nach strengen Reimen immer mehr geltend, bis diese Reinheit endlich ganz durchdrang und zur vollkommensten Ausbildung gelangte, die selbst in unsern Tagen nicht wieder erreicht wurde, obgleich nicht verkannt werden darf, daß in den letzten Jahrzehnten in dieser Beziehung Bedeutendes geleistet worden ist.

Wie der Reim, so zeigt auch die metrische Form der Dichtungen eine bewundernswürthe Mannigfaltigkeit. Die einfachste und früheste bestand aus bloßen Versreihen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen, wobei jedoch die besten Dichter den oben (S. 12) bezeichneten Gegensatz zwischen Form und Sinn regelmäßig beobachteten. In dieser einfachen Form sind die meisten erzählenden, nicht vollstümlichen Gedichte abgefaßt; doch zeigte sich das Bestreben nach einer kunstmäßigen Gliederung schon frühe darin, daß die einzelnen Abschnitte der Gedichte durch längere Schlußzeilen (was wohl eine Nachahmung der vollstümlichen Form war, von der weiter unten gesprochen wird) oder durch einen dreifachen Reim bezeichnet wurden, den J. B. Wirt von Graßbach in seinem Wigalois mit Glück anwandte. In manchen Gedichten wurde der Schluß eines Abschnitts dadurch bezeichnet, daß das letzte Reimpaar im Widerspruch mit der gewöhnlichen Regel auch den Gedanken abschloß, was hauptsächlich bei denjenigen Gedichten der Fall ist, welche sonst jene Regel durchgreifend und streng beobachteten. Diese verschiedenen Kunstmittel, den Schluß eines Abschnitts in einem längern Gedichte zu bezeichnen, bringt ungefähr denselben Eindruck hervor, den wir bei den gereimten Schlußzeilen in ungereimten Dramen, hauptsächlich in Schillers Tragödien, wahrnehmen.

Aus diesen einfachen Versreihen entwickelte sich die Strophe, welche in den ältesten Gedichten noch sehr einfach ist, indem zwei, drei oder mehrere Reimpaare zu einem Ganzen verbunden werden. Auf diese Weise wurde die sogenannte Keimung gebildet, welche jedoch aus Langzeilen besteht. Jede derselben zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste 4, die zweite 3 Hebungen hat; nur die vierte oder Schlußzeile der Strophe hat in ihrer zweiten Hälfte meistens auch 4 Hebungen. Ein weiteres Mittel, die Strophe zu einem Ganzen abzugrängen, bestand darin, daß man zwischen das letzte Reimpaar derselben eine ungereimte Zeile, die man die Waife nannte, einschob. Die Abgränzung wurde ferner auch dadurch erzielt, daß man zwischen Langzeilen von acht oder sieben Hebungen kurze Zeilen von nur drei oder vier Hebungen einschaltete, oder die kurzen Zeilen den Langzeilen vorausgehen ließ. Später wurden aber auch künstlichere Strophen mit verschlungenen Reimen gebildet, welche bei aller Mannigfaltigkeit des Baues stets ein festes, allgemeines Gesetz be-

folgten. Jede Strophe mußte nämlich in drei Glieder zerfallen, deren zwei ersten symmetrisch gebaut und gereimt waren, während das dritte seinen eigenen Bau und seine eigene Reimstellung hatte. Die zwei ersten Glieder hießen die beiden Stollen oder zusammen der Aufgesang, und das dritte der Abgesang; die Strophe selbst hieß **liet**. In den Gedichten, die aus mehreren Strophen oder Liedern bestanden, wurde die Form der ersten Strophe meistens auch in der folgenden durchgeführt. Die ganze Anlage des Strophenbaues mußte natürlich zu einer großen Mannigfaltigkeit von Strophenformen führen, da jeder Dichter sich nach den jedesmaligen Bedürfnissen eine neue Form, welche man den Ton nannte, unterlegen konnte. Zudem scheinen die Dichter eine Ehre darin gesucht zu haben, stets neue Töne zu erfinden. Dieses Bestreben wurde wesentlich dadurch unterstützt, daß die lyrischen Gedichte nicht vorgelesen oder recitirt, sondern immer gesungen und von irgend einem musikalischen Instrumente, namentlich der Geige, begleitet wurden. Dagegen konnten diese mannigfaltigen Formen auf die erzählenden Gedichte nicht angewendet werden, da sie nicht zum Gesange bestimmt waren. Zwar findet man auch Versuche, künstlich gebaute Strophen beim epischen Gedichte zu gebrauchen, aber da dies mit der ruhig schreitenden Natur desselben in Widerspruch steht, so können diese Versuche nur als verfehlt bezeichnet werden, und vielleicht hat Wolfram von Eschenbach deshalb seinen *Itzirel* nicht vollendet, weil er selbst fühlte, daß die Strophenform, die er bei demselben gebrauchte, dem Gange des Gedichts nicht angemessen war. Der Widerspruch zwischen Form und Wesen der Dichtung deutet immer auf den Verfall der Kunst, deshalb wurde später, als die Kunst von ihrer Höhe sank, Wolframs Versuch mehrfach nachgeahmt.

Es gab noch eine Art von lyrischen Gedichten, bei welchen die nämliche Strophenform nicht immer wiederkehrte, wie bei den eigentlichen Liedern, welche vielmehr auf der Abwechslung der Strophenform beruhten, indem der Dichter bei jedem neuen Gedanken oder bei dem Wechsel der poetischen Stimmung eine neue Strophenform gebrauchte. Doch war es ihm gestattet, auf eine frühere Form zurückzukommen, wenn Gedanke oder Stimmung den früher dargestellten sich wieder näherte. Auch bei diesen Gedichten, welche man *Leiche* nannte, wurde jener oben besprochene Gegensatz zwischen Form und Inhalt angewendet, indem der Sinn von einer Form in die andre hinübergriff, während bei den Liedern dies nicht geschehen durfte, sondern jede Strophe auch einen abgeschlossenen Gedanken enthalten mußte. Die Leiche waren ursprünglich aus den lateinischen Kirchenliedern entstanden, und daher in den früheren Zeiten auch vorzugeweise religiösen Inhalte; später wurden sie aber auch auf weltliche Gegenstände angewendet, wurden dann aber häufiger Reien und Länze genannt.

Von den Liedern und den Leichen ist endlich noch der Spruch zu unterscheiden, der meistens aus einer einzigen Strophe bestand, doch auch mehrere enthalten konnte, welche übrigens, wie bei den Liedern, in drei Theile zerfielen. Nur kommt es vor, daß, von dem allgemeinen Gesetz abweichend, in der Strophe des Spruchs der Abgesang zwischen die beiden Stollen eingeschoben wurde.

Die mannigfaltigen Geseze, welche bei Anwendung des Reims, bei Bildung der einzelnen Verszeilen und vorzüglich bei dem Strophenhau beobachtet werden mußten, lassen voraussetzen, daß es eines eigenen Studiums bedurfte, um dieselben in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, und sie zu beherrschen. Ja man darf wohl annehmen, daß die in so hohem Maße ausgebildete metrische Kunst nicht ohne praktische Anleitung erlernt werden konnte. Es haben daher wohl schon in jenen Zeiten Anfänge von Bildungsschulen bestanden; wenigstens werden die jungen Leute, welche sich der Dichtkunst widmen wollten, bei einzelnen gepriesenen Meistern in die Lehre gegangen sein, worauf der Ausdruck Walthers von der Vogelweide hinweist, daß er „in Oesterreich habe singen und sagen lernen“. Diese Vermuthung wird durch den ferneren Umstand unterstützt, daß die meisten, namentlich ritterlichen Dichter weder lesen noch schreiben konnten, wie z. B. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Eichenstein. Da solche aber die Kunstregeln nicht aus den niedergeschriebenen Gedichten ihrer Vorgänger erlernen konnten, so mußten sie dieselben offenbar aus mündlichen Mittheilungen schöpfen, und sie werden die nöthige Belehrung wahrscheinlich bei denjenigen Dichtern gesucht und gefunden haben, die aus der Dichtkunst einen Erwerb machten und diesen auf solche Weise erhöhen konnten. Uebrigens mögen sich auch schon frühzeitig freie Genossenschaften von Dichtern gebildet haben, aus denen sich allmählich die eigentlichen Schulen der Meistersänger entwickelten.

Nachdem wir die formelle Seite der ritterlichen Poesie ausführlich dargestellt haben, wollen wir noch einen Blick auf den ganzen Charakter derselben werfen. Die hohe Ausbildung der Form führt leicht zur Vermuthung, daß in ihr der Glanzpunkt der damaligen Dichtkunst zu suchen ist, daß die Bestrebungen der Dichter vorzugsweise auf die Schönheit der Form gerichtet waren. Dies gilt sogar von der in den Dichtungen der damaligen Zeit dargestellten Gedankenwelt. Die Poesie sollte das Abbild des Ritterthums, der von ihm und in ihm begründeten Sitten, höfischen Sitte sein; daher wurden nur die Gedanken und Empfindungen zugelassen, welche dieser Sitte entsprachen, und nur in so fern, als sie in einem dem ritterlichen Wesen angemessenen Ausdrucke dargestellt waren. Diese Ansicht war so durchgreifend, daß sie selbst auf die wenigen bürgerlichen Säger der Zeit übergingen. So will Gottfried von Straßburg nicht von Krankheit und Arznei sprechen; er sagt es ausdrücklich, daß er alle Rede vermeide, die nicht „des hoves si“; Rumelant findet den Zweck der Kunst einzig und allein darin, „die Herrn froh zu machen“; Walther von der Vogelweide tadelt seinen merkwürdigen Zeitgenossen Ritbard, daß er in Bauerungsweise spreche. So hat die ritterliche Poesie viel Aehnlichkeit mit der höfischen Dichtkunst zur Zeit Ludwigs XIV., deren hauptsächlichstes Bestreben ebenfalls nach dem gerichtet war, was „des Hofes sei“. Eleganz, Anmuth, Feinheit der Sprache und Sitte, Lebenswürdigkeit und Glätte, Vermeidung alles Anstößigen und alles dessen, was nicht höfisch war — dahin zielten vorzugsweise die Bestrebungen der Dichter unter den Hohenstaufen, wie unter Ludwig XIV. Es läßt sich nicht läugnen, und es geht aus der

obigen Darstellung genugsam hervor, daß die Minnesänger in dieser Beziehung wirklich Großes geleistet haben; namentlich haben sie die Sprache außerordentlich gebildet und entwickelt, sie haben die höchste Vollendung im Ausdruck erreicht; aber eben so wahr ist es, daß bei dieser Einseitigkeit der Auffassung die Poesie an Tiefe, lebensvoller Mannigfaltigkeit und Wahrheit des Gehalts verlieren mußte, wie denn auch eine nähere Betrachtung der Poesien jener Zeit hinlänglich darthut, daß nur wenige Dichter diese Einseitigkeit überwandten und wahrhaft große Dichtwerke schufen. Und diese wenigen Dichter waren — von einigen weiß man es bestimmt, von andern ist es wahrscheinlich — nicht aus dem Adel, sondern aus dem Bürgerstande hervorgegangen, so daß man bei ihnen eine kräftigere Einwirkung der Volkspoesie voraussetzen kann. Es soll übrigens damit nicht gesagt werden, daß bei den übrigen Dichtern kein poetisches Talent zu finden sei; eben so wenig, als man den französischen Dichtern zur Zeit Ludwigs XIV. hohes Talent absprechen kann; dagegen darf man wohl behaupten, daß bei den Einigen wie den Andern das Talent in Folge der selbstgeschaffenen Schranken nicht leisten konnte, was es bei freier Bewegung ohne Zweifel hätte leisten können. — Diese vorzugsweise formelle Richtung macht es begreiflich, wie die Poesie unter den sogenannten Meistersängern ganz in der Form untergeben mußte, da sie, statt sich das Ueberlieferte selbstthätig anzueignen und mit ihrer eignen Thätigkeit zu beleben, starr an der herkömmlichen, erbten Form kleben blieben.

Wie das Ritterthum selbst in seiner höfischen Entwicklung ein ausländisches auf heimischem Stamm gepropfted Reis war, und daher aller innern Wahrheit entbehrte, als kindisches Spiel oder als gehaltlose Phantasterei erschien, so verhielt es sich auch mit der ritterlichen Poesie, die in dieser Beziehung die auffallendste Aehnlichkeit mit der Schäferpoesie des 17. und mit der affectirten Sentimentalität des 18. Jahrhunderts hat. Es war den Rittern mit ihrem Frauencultus eben so wenig Ernst, als den Paganen mit ihrer idyllischen Welt; hier wie dort war die Begeisterung nur eine gemachte, die mit dem wirklichen Leben im vollsten Widerspruche stand. Die von den damaligen Dichtern so mannigfaltig ausgesprochene Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte hatte nur dann denkbar sein können, wenn die höchste Sittenreinheit geherrscht hätte; wie wenig aber diese in der That vorhanden war, würden wir leicht aus den vielen, nicht bloß sinnlichen, sondern wirklich unzünftigen poetischen Erzählungen jener Zeit ersehen können, wenn es nicht schon anderweitig bekannt wäre. Ja selbst diejenigen Gedichte, lirsche wie epische, welche ausdrücklich die Frauen verherrlichen sollen, lassen uns oft genug, wenn auch unwillkürlich erkennen, was es eigentlich mit dieser gepriesenen Scheu vor der Unschuld für eine Bewandniß hatte. Waren es ja doch meistens verheirathete Frauen, denen der Ritter seinen Dienst widmete, für die er Abenteuer bestand, deren Vortrefflichkeit er mit dem Schwert in der Hand jeden Augenblick und gegen männlich zu beweisen bereit war, von denen er aber auch zum Lohn für seine Heldenthaten, für seine Hingebung den Minnesold erwartete und nach den Ansichten der Zeit auch zu fordern berechtigt war. Vielleicht stellte sich die Sache in der Wirklichkeit

nicht so schlimm, als sie uns von den Dichtern dargekehrt wird; aber dann erscheint unser Urtheil, daß die poetischen Gedanken und Stoffe nicht auf Realität beruhen, daß die dargestellten Empfindungen nicht aus dem Innern hervorgingen, sondern nur gemacht waren, nur um so mehr als richtig. Man kann sich die vom größten Kenner der ritterlichen Dichtkunst gemachte Bemerkung, daß sich die Minnesinger in Allgemeintheiten bewegten, daß ihnen Objectivität der Anschauung mangelt, nicht besser erklären, als durch die eben aufgestellte Behauptung. Wenn die lyrischen Gedichte der Minnesinger einander so ganz ähnlich sehen, wenn in denselben weder die Eigenthümlichkeit des Dichters, noch die der besondern Verhältnisse, in denen er lebte und dichtete, lebendig anschaulich entgegentritt; so kommt es eben daher, daß der Dichter gemachte Verhältnisse schilderte, und daß er sie auf eine vorgeschriebene Weise darstellte. Seine Seufzer über die Härte der Dame seines Herzens hatten eben so wenig Wahrheit, als die sentimentalen Ergießungen der Dichter in der Slegwartischen Periode, deren Liebesunglück nur in der Einbildung beruhte. Diese Allgemeinheit der Auffassung ohne reelle Unterlage hatte sich so ganz festgesetzt, daß sie auch da erscheint, wo die Wirklichkeit doch nahe lag. Daher tragen auch die Naturbeschreibungen der Minnesinger dieses Gepräge. Obgleich viele dieser Dichter in den schönsten Gegenden Deutschlands wohnten, in der Schweiz, im Tirol, in Steiermark, am Rhein u. s. w., so erscheint doch nirgend eine auch nur entfernte Andeutung auf die besondern Naturschönheiten dieser Länder. Die Minnesinger des Südens, wie die des Nordens wissen nur vom Mai und Frühling, von farbigen Blumen, von grünem Laub und Gras zu sprechen, als ob es keine Alpen und keine Ströme gebe. Ja selbst bei dem objectivsten aller Dichter dieses Zeitraums, bei Walther von der Vogelweide, suchen wir vergeblich nach bestimmten Andeutungen seiner Heimat, oder nach poetischer Schilderung der vielen schönen Länder, die er auf seinen vielfachen Wanderungen besuchte. So ist denn nicht bloß der Stoff beschränkt, den die Minnesinger behandeln — Liebeshändel, Liebesseufzer, Freude am Mai — sondern auch die Darstellungweise dieses Stoffes; ja selbst die religiösen Gedichte, vornehmlich aber diejenigen, welche das Lob der heiligen Jungfrau bezingen, sind in Form und Sprache ganz so gehalten, wie die weltlichen Liebeslieder. Doch drückt sich in den geistlichen Dichtungen, sie mögen von Geistlichen oder Laien abgefaßt sein, zugleich noch eine andere charakteristische Seite des Mittelalters, wir meinen die mythische Auffassung des religiösen Elements, aus, welche in ihrer Abschwächung zur trockenen Allegorie führte. Aus dieser Auffassung entstand zunächst das geistliche Ritterthum, welches sich dem Dienste Gottes oder der heiligen Jungfrau ungefähr auf dieselbe Weise weihte, wie die weltlichen Ritter dem Dienste ihrer Damen. Daß die Kreuzzüge auf die Bildung der geistlichen Ritterorden von wesentlichem Einfluß waren, ist freilich wahr; allein es hätten sich dieselben gar nicht so entwickeln können, wie es der Fall war, wenn ihnen das weltliche Ritterthum und dessen eigenthümliche Lebensanschauung nicht zu Grunde gelegen wäre. Die mythische Natur des geistlichen Ritterthums tritt uns in den Dichtungen

über den heiligen Gral recht lebendig entgegen, welche auf einer ähnlichen Erscheinung, den Tempelritzen oder Rittern des Grals, beruhen. Nichts kann uns aber die ganz phantastische Richtung der Zeit besser veranschaulichen, als gerade diese Gedichte. Denn obgleich den Dichtern die geistlichen Ritterorden offenbar dabei vorzuschwebten, und sie in deren Thaten die breiteste Unterlage für die Handlungen ihrer Helden haben konnten, so verschwimmt bei ihnen das Große, Beterschütternde vollkommen, und alle diese Gedichte lösen sich sämmtlich in einzelne Begebenheiten einzelner Ritter auf, in denen wir Turnieren, Zweikämpfen aller Art begegnen, keineswegs aber Gemälde des Gesamtlebens der damaligen Zeit erblicken. Aus der Iliade lernen wir das griechische Leben in seiner Gesamtheit erkennen: Sitten, Gebräuche, Lebens- und Religionsansichten, Kriege- und Friedensbeschäftigungen, Staatseinrichtungen und Geschichte — Alles spiegelt sich in ihr vollkommen ab; im Parzival dagegen (welches Gedicht als die höchste Blüthe der ritterlichen Epik erscheint) läuft Alles auf eine biographische Skizze hinaus, deren Hintergrund nicht in großen Begebenheiten, sondern in den gewöhnlichsten Ritterabenteuern besteht. So wurde in jenen Zeiten eben so viele Dichterkraft, als Helden- und Thatkraft vergeudet, weil der Dichter sich wie der Krieger von phantastischen Geschehnissen irre leiten ließ, die im Leben keinen Haltspunkt darboten. Und es hatte der so oft und so unbillig verschriene Voltaire vollkommen Recht, als er sagte: „Wenn die Scipionen in geschlossener Rennbahn gekämpft hätten, um zu erfahren, wer die schönste Geliebte habe, so würden die Römer nicht Sieger und Gefegeher der Völker geworden sein.“

Wir haben in der obigen Entwicklung mehrfach Gelegenheit gehabt, auf die Volkspoesie hinzuweisen; es ist jetzt Zeit, dieselbe genauer ins Auge zu fassen. Zwar war sie, wie wir wissen, im vorigen Zeitraum von der Geistlichkeit bekämpft und im Ganzen auch siegreich zurückgedrängt worden; nichts desto weniger hatte sie sich im Stillen von den Vätern auf die Enkel fortgeerbt: es wurzelte die aus dem Volke hervorgegangenen und von ihm von Geschlecht zu Geschlecht fortgebildeten Lieder und Gesänge zu tief in demselben, als daß sie ihm gänzlich hätten entzissen werden können. Es ist glaublich, daß sie namentlich dann wieder allseitig und mächtig hervordrang, als die Geistlichkeit in Unthätigkeit und Trägheit verfallen war, und sie, mit den erworbenen Reichthümern und Befähigungen zufrieden, in der früheren Strenge gegen die Erinnerungen aus dem Heidenthum nachließ. Damals hatte sich der Adel noch nicht in dem Maße von dem Volke geschieden, als es bei der weiteren Entwicklung des Ritterthums geschah; er hatte keine andere Bildung, als die des gesammten Volks, denn die gelehrte Bildung war nur bei der Geistlichkeit zu finden. So waren denn die Lieder und Gesänge des Volks auch Eigenthum des Adels. Als derselbe mit der fremden Dichtung bekannt wurde und sie auf deutschen Boden verpflanzte, konnte die Volkspoesie nicht ohne großen Einfluß bleiben, es mußte auch volksthümliche Form und Auffassung in die frühern Versuche, die fremde Poesie nachzuahmen, unwillkürlich sich eindrängen. Deshalb finden wir auch bei den älteren Epikern des Zeitraums Vers- und Strophendbildungen, welche sich

an die volkstümlichen Formen anschließen, oder vielmehr aus ihnen sich herausgebildet haben, so wie die poetische Auffassung ebenfalls selbständiger ist und den volkstümlichen Anschauungen entspricht. Erst später, als der Einfluß des Fremden immer mächtiger wurde, trennten sich die böhsischen Dichter namentlich darin von der Volkspoesie, daß sie ausländische Stoffe wählten, und in ihren lyrischen Gedichten die beschränkte Welt des Ritterthums besangen. So sehr auch Alles darauf hinweist, daß die Volkspoesie in jener Zeit einen mächtigen Aufschwung gewann, indem das Volk durch die Kriege und Kreuzzüge überhaupt regbarer wurde, und auch der tief in ihm liegende poetische Trieb in aller Kraft erwachte; so darf es doch nicht auffallen, daß von Liedern und Gesängen des Volks nur sehr wenig auf uns gekommen ist. Dies findet seine sehr natürliche Erklärung darin, daß jene Lieder nicht aufgeschrieben wurden, theils weil die Kunst des Schreibens eben nicht sehr verbreitet war, theils weil die Schriftkundigen im Dienste des Adels standen und sich daher mit dem Niederschreiben der ritterlichen Dichtungen vorzugsweise beschäftigten. Uebrigens darf man wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß viele Volkslieder, welche in den nachfolgenden Zeiten aufgezeichnet wurden, aus früheren Jahrhunderten stammen, ob sie gleich, wie nicht anders möglich war, im Munde des Volks nach und nach die spätere Sprachform angenommen hatten, denn das Volk hält mit Festigkeit an dem, was einmal sein Eigenthum geworden ist; es bewahrt es treu und unerschütterlich durch alle Wandelungen der Zeiten hindurch, besonders wenn es aus seinem tiefsten Innern hervorging. Nur wenige Dichtungen, welche schon damals niedergeschrieben wurden, sind uns erhalten worden, aber diese gehören auch zu dem Vortrefflichsten, was die damalige Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Wie aber einerseits die Volkspoesie auf die böhsische Dichtung einwirkte, ja wie sie recht eigentlich als erste Lebensquelle derselben anzusehen ist, so ist diese andererseits nicht ohne Einfluß auf jene geblieben, der sich insbesondere in Beziehung auf die Sprache geltend machte, welche bei den volkstümlichen Gedichten nicht weniger in hoher Ausbildung erscheint, als bei den böhsischen Dichtungen. Eben so mag auch die große poetische Regsamkeit des Adels nicht ohne Nachwirkung auf die poetische Thätigkeit des Volks geblieben sein; und wie die adeligen Sänger von Hof zu Hof zogen, um ihre Dichtungen vorzutragen, so bildete sich auch allmählich ein eigener Stand von Volksängern, fahrende Leute genannt, welche von Dorf zu Dorf, von einer ländlichen Festlichkeit zur andern wallfahrteten und theils die allgemein bekannten Volkslieder, theils eigene, in volkstümlicher Weise gebildete Gesänge vortrugen. Sie wählten für letztere natürlich solche Stoffe, welche dem Volke nahe lagen, somit vorzugsweise aus der heimathlichen Heldensage, während die fremden Stoffe der ritterlichen Poesie, als dem Volke ganz unverständlich, von ihnen nicht behandelt wurden. Unter den fahrenden Leuten gab es übrigens mancherlei Abstufungen; manche unter ihnen waren höher gebildet, so daß sie sogar an Höfen gern gehört wurden, selbst dann noch, als die ritterliche Poesie zur höchsten Blüthe gelangt war, schon deshalb, weil die frühere Liebe zu den heimischen Sagen unter den Fürsten und Herren gewiß nie ganz erlos-

chen war. Daher kamen jene fahrenden Leute auch mit den böhsischen Dichtern in nähere Verbindung, von denen sie auch wohl künstlerische Formen annahmen, ohne sich jedoch zur Kunstlei verleiten zu lassen, was auch mit ihren Stoffen in Widerspruch gestanden wäre. Doch gab es unter ihnen auch solche, welche sich den böhsischen Dichtern ganz angeschlossen, die nämlichen Stoffe bearbeiteten und die böhsische Kunstform in ihren epischen, wie in ihren lyrischen Dichtungen annahmen, wie umgekehrt auch manche begabtere ritterliche Dichter die Volksdichtung mehr auf sich wirken ließen, und wenn auch nicht in der Form, doch in Auffassung und poetischer Anschauung an das volkstümliche Element erinnern. Und gerade diese Dichter sind auch in jeder Beziehung die ausgezeichnetsten; es genügt für jetzt auf Walther von der Vogelweide und Gottfried von Straßburg einerseits, auf Hartmann von Aue, zum Theil auch auf Wirt von Gravenberg andererseits hinzuweisen.

Indem wir nunmehr auf die Betrachtung der besondern Erscheinungen des Zeitraums übergehen, wollen wir zuerst die Werke der Poesie und sodann in einem zweiten Abschnitt die der Prosa unsern Lesern in möglichst anschaulicher Weise vorzuführen suchen.

Erster Abschnitt: Poesie.

Wir haben in den vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen schon vielfältig Gelegenheit gehabt, anzudeuten, daß die Masse der poetischen Erzeugnisse des gegenwärtigen Zeitraums außerordentlich groß ist. Zwar ist sehr Vieles im Laufe der Zeiten untergegangen, wie wir zum Theil mit ziemlicher Gewißheit vermuthen können, zum Theil aber auch bestimmt wissen; demungeachtet ist die Menge der auf uns gekommenen Dichtungen noch so groß, daß wir uns auf die Betrachtung der bedeutendsten Erscheinungen beschränken müssen. Dagegen werden wir bei diesen um so ausführlicher sein, da die passende Hervorhebung der bedeutenden Einzelheiten ein festeres Bild und eine bestimmtere Anschauung gewährt, als die oberflächliche Besprechung aller, auch der untergeordneten Erscheinungen.

Es ist aus dem bisher Gesagten schon ersichtlich geworden, daß besonders die lyrische und epische Dichtungsform von den böhsischen Dichtern gepflegt wurde; doch ist auch die didaktische Poesie mit vielem Glücke, ja sogar mit größerer Selbstständigkeit behandelt worden; dagegen erscheint das Drama erst in seinen ersten, noch rohen Anfängen. Wir werden die einzelnen Dichtungsformen nach einander betrachten, bei jeder einzelnen aber die Dichter oder Dichtungen in der Ordnung, in welcher sie der Zeit nach erscheinen, auf einander folgen lassen. Zuerst müssen wir jedoch noch eine Bemerkung über die Theilnahme der verschiedenen Gegenden Deutschlands an den poetischen Bestrebungen der damaligen Zeit voranschicken. Die erste Bekanntschaft mit der französischen Poesie wurde höchstwahrscheinlich durch Belgien vermittelt, wo dieselbe damals in hoher Blüthe stand; daher sind es auch zuerst niederdeutsche, und noch näher niederrheinische Dichter (Heinrich von Veldke und Friedrich von

hausen), welche die höfische Dichtkunst entgegen den dem Volksgefang entgegensehen. Zwar verbreitete sich dieselbe bald mit wunderbarer Schnelligkeit über ganz Deutschland, und es gibt kaum eine Gegend, die nicht irgend einen Minnesinger aufzuweisen hätte; allein ihre höchste und allseitigste Entwidlung fand sie doch vorzüglich in der Schweiz nebst dem angrenzenden Schwaben, so wie auch in Oesterreich. Mit wenigen Ausnahmen stammen die bedeutendsten Dichter aus jenen Gegenden; und wenn es auch im Ganzen mehr die niederdeutschen Höfe sind, welche neben den Hohenstaufen große Theilnahme an der Kunst zeigten, so waren die Dichter, die sie um sich sammelten, meistentheils aus dem südlichen Deutschland. Dieses hat aber nicht bloß eine größere Menge von Dichtern aufzuweisen, sondern im Allgemeinen auch die bedeutendsten, so wie nicht zu läugnen ist, daß die Dichtungen der Schweizer und Oesterreicher, namentlich die Iurischen, im Ganzen weit aus größere Objectivität zeigen, als die der Niederdeutschen, daß jene weit weniger in Unbestimmtheit und Allgemeinheit verschwimmen, als diese, daß endlich die Oesterreicher und Schweizer der volkstümlichen Poesie immer viel näher stehen, als die übrigen Dichter. Dies scheint zu dem Glauben führen zu müssen, daß in jenen Gegenden die Volkspoesie und somit auch das Volk selbst eine viel größere Lebens- und Thätigkeit hatte, als im Norden, was übrigens noch jetzt gelten mag, wie die Poesie und die Geschichte der neuesten Zeit genugsam beweist.

I. Lyrische Poesie.

Wir haben über die metrische Form der lyrischen Gedichte dieses Zeitraums schon das Nöthige mitgetheilt; es bleibt nur noch übrig, über den Inhalt und über die verschiedenen Gattungen derselben einige allgemeine Bemerkungen zu machen. Liebe, Minne, das ist, wie schon erwähnt wurde, vorzugsweise der Stoff, der uns in den lyrischen Dichtungen jener Zeit begegnet; es war dieser Stoff so ganz der eigentliche Mittelpunkt aller poetischen Bestrebungen, daß sogar die sämmtlichen Dichter nach demselben bezeichnet und daher Minnesinger genannt und selbst diejenigen darunter begriffen werden, die keine lyrischen Gedichte oder überhaupt keine Dichtungen verfaßt haben, welche von der Minne handeln.

Nach den verschiedenen Beziehungen, welche in den Liedern dargestellt wurden, hatten dieselben auch verschiedene Benennungen. So hießen diejenigen, in welchen der Schmerz über die Trennung der Liebenden nach genossenem Liebesglück besungen wurde, *Lied*, oder *Wächterlieder*; den letzteren Namen hatten sie daher, daß die Scheidung als von einem Wächter veranlaßt erschien, der die Aufgabe hatte, die mögliche Ueberraschung zu verhindern, und der daher durch ein Zeichen den Liebenden ankündete, daß der Tag anbreche. Andere haben die Form von Wechselgesängen zwischen den Liebenden, und wieder andere führen Vortänze ein, welche den Frauen Mittheilungen von den Rittersn brachten, daher sie *Vortänzer* heißen. Alle diese Arten von Gedichten haben ihrer ganzen Anlage nach etwas Dramatisches; auch gehören sie im Allgemeinen weit aus zu den besten Erzeugnissen der lyrischen Gattung. Die Minnelieder beginnen sehr häufig mit der Schilderung der Natur, zu

welcher die Liebenden in Beziehung treten, daher dem Dichter das Liebesglück stets im Frühling, zur Zeit der Blumen und des lieblichen Vogelsangs zu Theil wird, während er die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe mit dem Herbst und dem Verwelken der Blumen und Blätter in Verbindung bringt. Vielleicht ist diese Haltung des Minnelieds aus dem Volksliede hervorgegangen, denn auch in diesem erscheint die Natur häufig als Unterlage der geschilderten Empfindung. Während in den gewöhnlichen Minneliedern die Liebe der Mittelpunkt des ganzen Gedichts ist, und die Naturbeschreibung nur zur Hebung des besungenen Gefühls dient, findet in den Frühlingss- und Ernteliedern nicht selten das umgekehrte Verhältniß Statt. Eigenthümlich ist der höfische Dorfsgefang, der das Leben und die ländlichen Feste der Landbewohner beschreibt, bei denen der Dichter immer als Theilnehmer erscheint, und oft durch seine Zudringlichkeit gegen die schönen und lebensfrohen Dirnen die Eiferucht ihrer Liebhaber erregt, welche dann gewöhnlich auch nicht verfehlen, ihren Unmuth thatsächlich zu beweisen. Als die bedeutendsten oder in irgend einer Beziehung merkwürdigsten Minneliedichter sind anzuführen: Dietmar von Aist, der Kurenberg, Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, Kaiser Heinrich VI., Heinrich von Morungen, Hartmann von Aue, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Singenberg, Otto von Botenlaube, Christian von Hamle, Gottfried von Risen, der Lannhäuser, Ulrich von Lichtenstein, Heinrich von Breslau, Steinmar und Meister Hadlaub. Unter den Dichtern der sogenannten Dorfpoesie sind vorzugsweise zu erwähnen: Rithart, dann auch der Lannhäuser, Steinmar und Hadlaub.

Eine große Anzahl von Liedern ist religiösen Inhalts, von denen die früheren noch volkstümliche Auffassung darbieten. Die späteren mit mehr kunstmäßiger Form besungen vorzugsweise die heilige Jungfrau und die Dreieinigkeit, verlieren sich aber bald in das Allegorische und Ueberschwängliche. In vielen dieser Gedichte werden die Kreuzzüge verührt; doch beschränken sie sich meistens darauf, zur Befreiung des heiligen Grabes aufzufordern und das Verdienst derjenigen zu preisen, welche zu diesem Zwecke Heimat, Gut und Leben aufopfern. Ganz charakteristisch ist es, daß man nicht ein einziges eigentliches Kriegs-, Schlacht- oder Siegeslied findet; die Poesie lebte sich selbst da nicht an die Wirklichkeit, wo dieselbe noch so gewaltig dazu aufforderte. Als Dichter religiöser Gesänge haben sich besonders ausgezeichnet: Spervogel, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Reinmar von Zweter, Kunelaud, Konrad von Würzburg und Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob.

Zwar begegnen wir vielen Gedichten, welche an die Fürsten und Genossen der Zeit gerichtet sind; die meisten dieser Lieder beschäftigen sich aber lediglich mit den persönlichen Beziehungen, in welchen die Dichter zu den Fürsten und Herren standen, und sie erscheinen als Lob- oder Strafgedichte, je nachdem die Milde und Freigebigkeit der Großen und ihr der Kunst erzeugter Schutz ge-

priesen, oder deren Kargheit und Verachtung der Dichter und der Dichtkunst getadelt wird. Da Lob und Tadel nur gar zu oft in unwürdige Bettelart artet, erregen diese Gedichte nicht geringen Widerwillen gegen die Sänger, die so ganz die Würde ihres Berufs vergessen. Ebleren Tons sind die hiehergehörigen Klaggelänge um Verstorbene. Nur wenige Dichter haben die politischen Verhältnisse und Zustände der Zeit poetisch dargestellt, und sich über die persönlichen Beziehungen erhebend, eine rege Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bekundet; es scheint beinahe, als ob die riesenhaften Kämpfe zwischen Kaiserthum und Kirche, die mannigfaltigen Kriege, diezüge nach Italien spurlos an den ritterlichen Dichtern vorübergegangen wären. Später, als das Reich in die trübseligste Verwirrung gerieth, da erhoben zwar manche Dichter ihre Stimme, um dieselbe zu beklagen, die Entartung der Geistlichkeit und des Adels zu tadeln; aber ihre Dichtungen bewegen sich dabei in solcher Allgemeinheit, daß man sieht, es habe den Dichtern der rechte Muth gefehlt, das Schlechte auch als haßenswerth darzustellen. Zudem hören ihre Klagen auch bald auf und an ihre Stelle treten die niedrigsten Schmeicheleien auf geistliche und weltliche Herren, welche die Dichter in einem noch traurigeren Lichte erscheinen lassen. Sicher sind vor Allen zu rechnen: der Spervogel, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide, Bruder Werner, der Marner, Reinmar von Zweter, Amelant, Konrad von Würzburg und Heinrich von Meissen.

Die Tage der Herrichtung brachten aber doch auch manches Gute zum Vorschein. Die besseren Gemüther wandten sich von dem tändelnden Spiele des Minneliedes und von der unfruchtbaren Liebesklage ab, um sich ganz der Betrachtung des Lebens und der Lebensverhältnisse zuzuwenden. So entstanden die Sprüche und auwmischen Gedichte, welche ihrem Inhalte nach zwar zur didaktischen Poesie gehören, wegen ihrer ganz lyrisch gehaltenen Form jedoch hieher gezogen werden müssen. In diesen Sprüchen, welche bald rein betrachtend, bald belehrend und bald strafend sind, findet sich oft die kernhafteste Lebensweisheit ausgesprochen, die häufig durch Beispiele oder Fabeln anschaulich gemacht wird, oder ganz in die Allegorie übergeht. Die bedeutendsten Spruchdichter sind: der Spervogel, Walther von der Vogelweide, Bruder Werner, der Marner, Friedrich von Sonnenburg, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, Meister Stolle, Regenbogen und Heinrich von Meissen.

Noch haben wir der Räthsel oder Säfte zu erwähnen, so wie der Liederstreite zwischen einzelnen Dichtern, welche wohl zunächst aus den Tenzonen der südlichen Dichter hervorgegangen sind, während die Räthsel auf einen volkstümlichen Ursprung hinweisen. Der berühmteste unter den poetischen Wettkämpfen ist der Krieg auf Wartburg, so wie dann der zwischen Regenbogen und Frauenlob geführte Streit, ob man Weib oder Frau sagen sollte.

Es wurden schon sehr frühe Sammlungen von Dichtungen der Minnesinger angelegt, von welchen mehrere sich, obgleich nicht immer vollständig, bis auf unsere Tage erhalten haben. Diese Sammlungen verdanken ihren Ursprung höchst wahrscheinlich

den fahrenden Sängern, welche nicht bloß ihre eigenen Dichtungen vortrugen, sondern vielmehr suchen mußten, für jede sich darbietende Gelegenheit reichen und passenden Stoff zu haben. Da man von ihnen gewiß am häufigsten die Lieder der berühmteren Dichter zu hören verlangte, so hat man die Erhaltung derselben hauptsächlich ihnen zu verdanken. Die älteste der noch vorhandenen ist wohl die, welche früher im Kloster Weingarten aufbewahrt wurde, und daher als Weingartner Liederhandschrift bezeichnet wird. An Umfang so wie an Schönheit der Ausführung steht sie jedoch der Pariser Handschrift nach, von der man früher glaubte, sie sei vom Ritter Rüdger Manesse aus Zürich angelegt worden, weshalb man sie die Manessische Sammlung nannte (welche Bezeichnung wir der Kürze wegen beibehalten). Dieselbe zeichnet sich vorzüglich durch die fleißig ausgeführten und gut erhaltenen Gemälde der Dichter aus, von denen Lieder mitgetheilt werden. Natürlich können die Zeichnungen der Personen auf Ähnlichkeit keinen Anspruch machen; nichts desto weniger sind sie durch die dem Charakter der Dichter und ihrer Lieder entsprechende Haltung äußerst merkwürdig, so wie sie auch in Bezug auf Tracht und Kleidung von hohem Interesse sind.

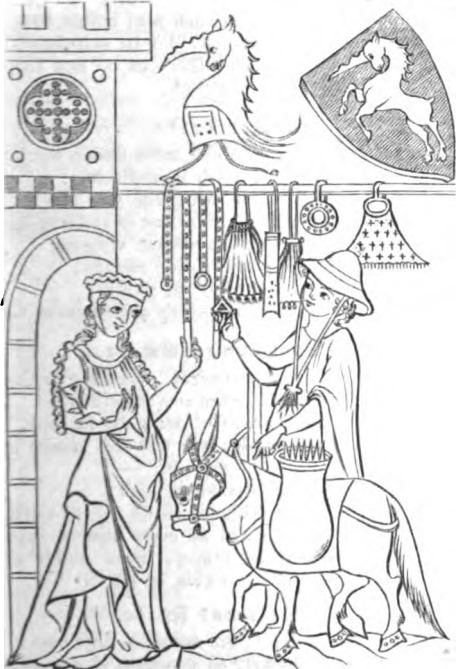
Wir heben aus der sehr großen Anzahl von Iurischen Dichtern, von welchen Gedichte auf uns gekommen sind (es sind deren gegen Zweihundert) die folgenden als die in jeder Beziehung wichtigsten heraus.

Dietmar von Aist.

Von den Lebensumständen Dietmars von Aist, dessen Name auch Aste, Eist und Eüste geschrieben wird, wissen wir Nichts; es läßt sich sogar nicht mit Bestimmtheit sagen, woher er gebürtig war. Zwar weist sein Name auf den Eburgau, in welchem das Geschlecht derer von Aist im zwölften Jahrhundert blühte, und es wird auch gewöhnlich angenommen, daß er zu diesem gehörte; allein Andere halten ihn demungeachtet für einen Oesterreicher. Eben so wenig ist auch die Zeit bekannt, in welcher er lebte; wir können bloß aus der Sprache und Haltung seiner Lieder vermuthen, daß er ungefähr in der Mitte des zwölften Jahrhunderts geblüht haben mag. Offenbar tritt in seinen Gedichten das volkstümliche Element in Form und Anschauung noch kräftig hervor, so daß er kaum zu den eigentlichen höfischen Dichtern gerechnet werden kann. Dietmars Lieder zeigen zum Theil zwar schon künstliche Reimverschlingungen, doch sind sie auch zum Theil noch in den einfachen Reimpaaren der alten epischen Dichtungen abgefaßt, wir wir sie zum Beispiel im Reinhart, im Roland des Passen Konrad und im König Rother finden, denen sie auch darin ähnlich sind, daß der Reim noch nicht entschieden durchgeführt ist, sondern oft in bloße Assonanz übergeht. Auch in der Haltung erinnern Dietmars Gedichte, von denen übrigens nur sehr wenige auf uns gekommen sind, an das epische Volkslied, indem sie weit mehr episch fortschreitend als ruhig beschauend sind. Dabei zeichnen sie sich vor vielen spätern Dichtungen durch Innigkeit, Tiefe und Lebhaftigkeit des Gefühls vortheilhaft aus, ohne ihnen an Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nachzustehen. So singt er von einer Frau, die, alleine stehend, der Ankunft

ihrer Geliebten wartet, der über die Haide kommen soll. Da sieht sie einen Falken fliegen. „Wohl dir, o Falke!“ ruft sie ihm zu; „du fliegst hin, wohin dir lieb ist, du erkiesest dir im Walde einen Baum, der dir gefällt: so habe auch ich gethan. Ich habe mir einen Mann erkoren, um den mich schöne Frauen beneiden. Doch, warum lassen sie mir ihn nicht? ich begehre ja keinen von ihren Trauten!“ Dann wendet sie sich an den Geliebten, ihn zur Treue ermahnend (doch ist die zweite Strophe vielleicht als selbstständiges Lied anzusehen), er solle andere Frauen nicht minnen. „Als du mich zum erstenmale sahst,“ schließt sie, „da dächte ich dir so minniglich gethan; des mahne ich dich nun!“ (1) Noch mehr erinnert das zweite Gedicht an das Volkslied: „Schläfst du, schöner Freund?“ ruft eine Frau ihrem Geliebten zu. „Leider stört uns ein Vögelein, das auf dem Zweige der Linden sich wagt.“ „Ich war sanft entschlafen,“ antwortet er, „nun rufst du mir. Liebe kann ohne Leid nicht bestehen; doch was du gebietest, das thue ich, meine Freundin!“ Da begann die Frau zu weinen: „Nun reitest du fort, und läßt mich allein! Wann wirst du wiederkommen? Ach! du führst meine Freude mit dir fort!“ (2) So gibt uns der Dichter ein liebliches, fortschreitendes Bild, zwar nur in einzelnen, beinahe abgerissenen Zügen, aber wir errathen Alles, was er aus Zartgefühl verschweigt. *)

Das Gemälde der Manessischen Sammlung zeigt uns eine vor der offenen Thüre eines thurmähn-



lichen Gebäudes stehende Frau, die ein kleines Hündlein auf dem Arme trägt; vor ihr steht der

*) Die Ueberschriften der Gedichte rühren von dem Verfasser dieses Buches her; sie waren nothwendig, um die angeführten Gedichte leichter und schneller bezeichnen zu können.

Dichter, als Kaufmann verkleidet, der seinen Kram (Gürtel, Waidmesser, Taschen u. dgl.) ausgebreitet hat; neben ihm ein beladener Esel. Obgleich der Kaufmann auf seine Waaren zeigt, und mit der Frau im offenbaren Handel begriffen ist, so geht doch aus dem Ausdruck der Augen und des ganzen Gesichts hervor, daß er ganz andere Absichten hat, als seine Waaren anzubringen; daher mag sich das Gemälde wohl auf ein verliebtes Abenteuer des Dichters beziehen.

1. Der Falke.

Es stuont ein vrouwe aleine
unt warte uber heide,
unt warte ir liebes,
sô gesach sie valken vliegen.
„Sô wol dir, valke, daz du bist!
Dû vliugest, swar dir lieb ist;
dû erkiesest dir in dem walde
einen boum, der dir gevalle.
Alsô hân ouch ih getân:
ih erkôs mir selben einen man
den erwelten minin ougen;
daz nident schöne vrouwen.
O wê, wan lânt si mir min liep?
jo engerte ich ir dekeines trûtes niet!“

Sô wol dir, sumerwunne!
Daz gevogel sanc ist gesunde,
alse ist der linden ir loup.
Jâr lanc truobent mir ouh
minlu wol stênden ougen.
Min trût, du solt dich gelouben
anderre wibe,
wan, helt, die soltu miden.
Dô du mîh êrste sâhe,
dô dûhte ih dih ze wære
sô rehte minneclîche getân;
des man ich dih, lieber man!

2. Die Trennung.

„Slâvéstu, vriedel ziere?
Wan wecket uns leider schiere
ein vogellin sô wol getân,
daz ist der linden an daz zwi gegân.“ —
„Ih was vil sanfte entslâfen,
nû rîefestu, kint, wâfen!
Lieb âne leit mac niht gesin:
swaz du gebiutest, daz leiste ich, min vriedin!“

Diu vrouwe begunde weinen:
„Du rîtest hinnen unt lâst mich einen:
wenne wiltu wider her zuo mir?
O wê, du vîerest mine vrôude sant dir!“

Der von Kûrenberg.

Es ist auch von diesem Dichter unbekannt, wo und wann er lebte; doch ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß er aus der alten Burg Kûrenberg bei Rinzlingen im Breisgau stammte, ob sich gleich nichts Aufkundliches hierüber nachweisen läßt. Aus der Sprache und Form der wenigen Lieder, die unter seinem Namen auf uns gekommen sind, darf man wohl den Schluß ziehen, daß er jedenfalls aus dem südlichen Deutschland stammte, und daß er gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt haben mag. Sie gehören zu den ältesten Denkmälern des Minnegefangs; ja sie zeugen noch so festes Anschmiegen an volkstümliche

Form und Anschauungsweise, daß man ihn kaum zu den ritterlichen Dichtern zählen kann. Wie bei Dietmar von Aist ist auch bei ihm der Reim noch nicht ausgebildet, statt desselben begnügt er sich meistens mit bloßen Assonanzen. Die Strophensform, in allen Liedern dieselbe, ist die epische des Ribelungenlieds, und paßt vollkommen zum Inhalt der Gesänge, welche aus kleinen epischen Bildern bestehen und mehr noch als die Lieder Dietmars von Aist das Gepräge des Volksgefangs haben. Man wird bei ihnen unwillkürlich an die kleinen vierzeiligen Liedchen der Tyroler erinnert, mit welchen sie das ächt poetische Verdienst gemein haben, daß trotz des kleinen Maßmens die Charaktere und Situationen doch kräftig und sicher hervortreten, ein Verdienst, das wir billiger Weise um so mehr anerkennen müssen, als es sich in den spätern Minneliedern so selten fund gibt. Es sind im Ganzen noch fünfzehn Strophen des von Kürnberg auf uns gekommen, die man als Ueberbleibsel mehrerer größeren Lieder anzusehen gewohnt ist. Es scheint jedoch dem Inhalte und dem Gange der noch vorhandenen Strophen angemessener, jede einzelne Strophe als ein für sich bestehendes Ganze anzusehen (nur ein oder zweimal mögen zwei Strophen bestimmt zusammengehören), so daß sie auch in dieser Beziehung mit den Tyroler Volksliedern verglichen werden können, deren einzelne Strophen zwar einen und denselben Hauptgedanken durchführen, doch in so allgemeiner Weise, daß im Gesange selbst bald diese, bald jene ausfallen kann, ohne daß der Gedanke oder der Gang des Ganzen dadurch beeinträchtigt würde. Diese ganz volkstümliche Haltung der Lieder des von Kürnberg würde sogar die Annahme rechtfertigen können, daß sie wirkliche Volkslieder sind, und nur aus irgend einem Grund dem Dichter beigelegt worden seien, wenn sie nicht so entschieden von Rittern und adelichen Damen handelten, um welche sich das Volkslied jener Zeiten wohl wenig bekümmert haben wird. Daß übrigens selbst in unsern Tagen alte Volkslieder bestimmten Kunstdichtern beigelegt wurden, werden wir später an einem auffallenden Beispiele sehen. — Eines dieser Lieder beginnt merkwürdiger Weise mit einer Sentenz, während die Volkslieder und die nach ihnen gebildeten Gedichte von einem Naturbilde ausgehen. „Leid bringt Sorge, heißt es, und große Liebe bringt Bonne! Ich kannte einen schönen Ritter; aber die Aufpaffer mit ihrem Reid haben mir ihn entrisen, darum konnte seitdem mein Herz nicht wieder froh werden!“ (1) — Diese Trennung ist der Gegenstand eines andern Liedes. Die Geliebte stand in später Stunde auf einer Zinne, da hörte sie einen Ritter in des Kürnbergers Weise singen. „Der muß die Lande räumen, ruft sie aus, oder ich muß mich ihm ergeben!“ „So bringt mir schnell mein Roß, ruft der Ritter voll Schmerz entgegen, bringt mein Eifengewand, denn ich muß um einer Frauen willen aus dem Lande weichen! Sie will mich bedrängen, weil ich ihr hold bin, aber nun soll sie auch immer meiner Liebe entbehren!“ (2) Ein andermal singt die Geliebte: „Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr; als ich ihn gezähmt hatte, wie ich ihn haben wollte, und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand, da hob er sich empor und flog in andere Land. Seitdem sah ich den Falken schön fliegen; er hatte an seinem Fuße

seidene Riemen, und sein Gefieder war ganz rothgölden. — Gott führe die zusammen, die gerne Geliebte sein wollen!“ (4) — Und als die Geliebte klagt, daß sie sich von ihrem Ritter trennen muß, und Gottes Zorn herabrufst über die Lügner, welche die Trennung verursachten, da entgegnet tröstend der Dichter: „Wie der Abendstern sich birgt, so thue auch du, schöne Frau, wenn du mich siehst; lasse deine Augen auf einen andern Mann schweifen, daß Niemand erfahre, wie es unter uns zweien gethan sei!“ (5)

1. Liebesleid.

Leit machet sorge, vil liep wunne!
Eines hübschen ritters gewan ich künde:
daz mir den benomen hân die merker und ir nit,
des mohte mir min herze nie vrô werden si!

2. Des Geliebten Abschied.

Ich stuont mir nehtin späte an einer zinne,
dô hört ich einen riter vil wol singen
in Kürnberges wise al ûz der menigin:
Er muoz mir diu lant rûmen, alder ich geniete
mich sin!
„Nu brinc mir her vil balde min ros, min isen
gewant,
wan ich muoz einer vrouwen rûmen diu lant:
diu wil mich des betwingen, daz ich ir holt si,
si muoz der minner minne iemer darbende sin!“

3. Das Unerreichbare.

Ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân,
daz mich des geluste, des ich niht mohte hân,
noch niemer mac gewinnen: daz ist schedelich;
jone mein ich golt noch silber: ez ist den liuten
gelich.

4. Der Falke.

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr:
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich in sin gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôte unt slouc in anderiu lant.
Sit sach ich den valken schône vliegen:
er vuorte an sinem vuoze sidine riemen,
unt was im sin gevidere al rôt guldin:
Got sende si zesamene, die geliep wellen gerne sin!

5. Trennungsschmerz.

„Ez gât mir vomme herzen, daz ich geweine:
ich unt min geselle müezen uns scheiden!
Daz machent lugenære, Got der gebe im leit,
der uns zwei versuonde; vil wol des wære ich
gemeit.“ —

Der tunkelsterne, der birget sich:
als tuo dû, vrouwe schône; sô dû sehest mich,
sô lâ du dinu ougen gên an einen anderu man,
sone weiz doch lützel ieman, wiez under uns
zwein ist getân!“

6. Weib und Falke.

Wip unt vederspil, diu werdent lihte zam:
swer si ze rehte lîcket, sô suochent si den man.
Als warb ein schône riter ûmbe ein vrouwen guot:
als ich daran gedenke, sô stêt wol hôte min muot.

Spervogel.

Ob der Name Spervogel ein wirklicher oder ob er nur ein augenommener ist, kann mit Sicher-

heit nicht ausgemittelt werden, da sich für die eine wie für die andere Vermuthung Gründe angeben lassen. Für die erste Meinung scheint nicht nur der bedeutsame Name, sondern auch das in der Manessischen Sammlung gegebene Bild des Dichters zu sprechen, welcher mit einem Speer in der Hand dargestellt ist, an welchem Vögel angepießt sind. Für die zweite Vermuthung dagegen spricht wohl, daß es zwei Dichter dieses Namens gegeben hat, welche als der ältere und jüngere unterschieden werden.

Die Heimat des älteren Sperdovogel, von dem hier die Rede ist, wird nirgends angegeben; doch ist er der Sprache nach ohne Zweifel aus Oberdeutschland gewesen. Eben so wenig ist bekannt, wann er gelebt habe, und wir können auch in dieser Beziehung nur aus der Sprache und Form der Gedichte den Schluß ziehen, daß er in das zwölfte Jahrhundert gehört; denn wie bei Dietmar von Aist und dem Rügenberg zeigt sich auch bei ihm bloßer Anflang statt des Reims. Daß er aus bürgerlichem Geschlechte war, ist nicht allein daraus zu entnehmen, daß er in der Manessischen Sammlung Meister genannt wird, während sie den ritterlichen Sängern immer den Titel „her“ gibt; es geht dies auch aus der tüchtigen bürgerlichen Gesinnung hervor, die sich in seinen Gedichten so entschieden ausspricht. Dieselben sind zum größten Theil Sprüche, voll gesunder, kernhafter Lebensweisheit, welche von der gesuchten Schwärmererei des Minnelieds freilich weit abstehen.

Sie behandeln vorzugsweise die allgemein menschlichen Lebensverhältnisse, Ehe, Freundschaft, Gastlichkeit, die Beziehungen des Herrn zum Diener, überhaupt das häusliche Leben, wie er denn seine Bilder meistens auch aus demselben nimmt. „Es geziemt dem Manne, lehrt er, nach Leide froh zu sein, denn nie ist ein Unglück so groß, daß nicht Heil dabei wäre. Wenn wir auch ein eitles Gut verlieren, so sollen wir drob nicht verzagen, da noch ganz andere Prüfungen kommen können.“ (1) Schon ganz wie die spätern Psalmen lautet es, wenn er sagt: „Wer einen Freund suchen will, wo es keine gibt, und im Walde jagen, wenn der Schnee zergeht, und wer ungesehen viel laßt, und ein verlorenes Spiel hält, und einem bösen Mann dient, daß er ohne Lohn bleibt, dem wird wohl Nachreue kund, wenn er es lang treibt.“ (2) — „Regengüsse schaden dem Brunnen, wie die Sonne dem Reis und der Regen dem Staub. Armuth bringt dem Tapfern Verachtung; so schadet es dem jungen Mann, wenn er zu viel begehrt; Treue und weiser Rath geziemt den Alten wohl.“ (3) Es mag vielleicht eigene Erfahrung aus ihm sprechen, wenn er das Elend beklagt, das mit der Armuth verbunden ist. „Sie benimmt dem Menschen Klugheit und Verstand; und die Freunde können leicht denjenigen entbehren, der Nichts besitzt; sie küssen ihm den Rücken und grüßen ihn kaum; wenn er aber in Fülle lebt, da hat er auch freundliche Verwandte.“ (4) Noch entschiedener spricht er von eigenem Unglück im folgenden Spruch: „Ich bin so unglücklich, daß ich von einem See ungetrunken gehen mußte, aus dem ein lähler Bach floß. Mancher hat darin seinen Durst gelöscht, aber so oft ich auch meinen Napf hinhielt, blieb er immer ungenetzt.“ (5) Von den Frauen sagt er, daß die Tugend ihr schönster Pug sei; auch in schlechten Klei-

dern glänze die Tugendhafte wie die lichte Morgensonne; die sei dagegen verachtet, die nur in schönen Kleidern ihre Ehre suche. (6) Vortrefflich und voll Wirkung ist die Schilderung der bösen Zeit, die der Dichter wohl mit erlebt haben mag. „Die Kinder, sagt er, verschmähen den Rath der Alten; Untreue hat das Land mit Schande erfüllt. Die Länner sind öd und wüst, und wo früher der Landmann in vollen Freuden lebte, da krähet jetzt weder Hahn noch Henne, da findet man nicht Geiße, Kinder, Rosse noch Schafe auf der Weide; Niemand wird von den Glocken im Schlafe gestört; die Kirchen stehen verlassen, man muß den Pfarrer anderswo suchen. (7) Oft werden seine Sprüche zur Fabel oder Erzählung, wodurch sie eine erfreuliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit gewinnen. „Einst bereute ein Wolf seine Sünden und er ging ins Kloster, wo man ihn der Schafe pflegen ließ. Bald wurde er aber wandelnd in seinem guten Entschlusse; er zerbiß Schafe und Schweine, und sagte, des Pfaffen Hund habe es gethan.“ (8)

Wenn die Sprüche ihrer Natur nach in schlichter, dem gesunden Menschenverstande entsprechender Darstellung sich bewegen, so steigert sich die Sprache des Dichters in dem religiösen Liede dagegen bis zur Erhabenheit des Psalms, welche um so lebendiger ergreift, als sie dabei den Charakter kunstloser Einfachheit bewahrt. „Er ist gewaltig und stark,“ heißt es im schönen Weihnachtsliede, „der zu Weihnacht geboren ward, das ist der heilige Christ. Alles lobt ihn, nur der Teufel nicht aus großem Uebermuth; aber ihm ward auch die Hölle zu Theil. Wer dort seine Heimat hat, dem scheint weder Sonne, noch Mond, noch Sterne. Im Himmelreich dagegen steht ein Haus, deren Säulen sind marmelfeineren und von unserm Herrn mit edlem Gesteine geziert. Dahin aber kommt Niemand, der nicht von allen Sünden rein ist. Wer gern in die Kirche geht, dem wird einst der Engel Gemeinschaft zu Theil; wohl ihm, daß er geboren ward! Ich aber habe leider einem Manne gedient, der in der Hölle ist; hilf mir, heiliger Geist, daß ich mich aus seiner Schlinge befreie!“ (9) Noch erhabener lautet der folgende in Auffassung und Darstellung gleich großartige Hymnus: „Die Wäurze des Waldes, die Erge des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herre, künde; die stehn in deiner Hand: alle himmlischen Heere vermögen nicht, dein Lob zu Ende zu bringen!“ (11)

1. Lebensmuth.

Es zimt wol helden, daz si vrò nâch leide sin:
kein ungelücke wart nie sô grôz, dâ enwære bi
Ein heil; des sülû wir uns versehen,
uns mac wol vrûm nâch schaden geschehen:

Wir haben verlorn ein veigez guot, vil stolze
helde, enruochet,
dar ümbe sülü wir niht verzagen, ez wirt noch
baz versuochet.

2. Spruch.

Swer einen vriunt wil suochen, dâ er sin niht
enhât,
unde vert ze walde spûrn, sô der snê zergât,
Unt konket ungeschouwet vil,
unt haltet gar verlorniu spil,
Und dienet einem hœssen man, da er âne lôn
belibet,

dem wirt wol afterriuwe kunt, ob erz die lenge tribet.

3. Armuth das größte Uebel.

Sô wê dir, armuote! du benimst dem man beidiu, wizze und ouch den sin, daz er niht kan;

Die vriunde getuont sin lihten rat,
swenne er des guotes niht enhât,

Sie kèrent im den rügge zuo unt grüezent in vil träge,
di wile daz er mit vollem lebt, sô hât er holde mäge.

4. Unstern.

Daz ich ungelücke hân, daz tuot mir wê:
des muoz ich ungetrunken gân von einem sê,

Der ûz ein küeler brunne vlöz,
des kraft was michel unde gröz;

Da buozete maniger sinen durst unt wart da wol ergezset:
swie dicke ich minen napf da bôt, er wart mir nie genezzet.

5. Tugend das schönste Kleid.

Treit ein reine wip niht guoter kleider an,
sô kleidet doch ir tugent, als ich mich kan entstân,

Daz si vil wol geblüemet stât,
alsô diu lichte sunne ûf gât,

Diu gegen den morgen schinet vruo, sô lüter unde reine:
swie vil ein valsche kleider treit, doch sint ir ere kleine.

6. Der Wolf als Rindch.

Ein wolf sine sunde vlôch,
in ein klôster er sich zôch,

Er wolde geistlichen leben;
dô hiez man in der schäfe pflegen.

Sit wart er unstæte:
dô beiz er schâf unde swin,
er jach, daz ez des paffen rude tæte.

7. Böse Zeit.

Der alten rât versmähete nû den kinden;
unbetwungen sint die jungen,
âne reht wir leben;

Untriuwe hât gemachet, daz wir vinden in dem lande
mange schande;
uns ist vür vrönde gegeben

Ungenâde, blôze huobe, wîestîn lant:
dâ man ê wirt in vollen, staten vrönden vant,
dane krat diu henne, noch der hanc, ein pfäwe
ist niender dâ,
die weide enezzent geize, rinder, ros noch schâf,
dane brechent ouch die glocken nieman sinen slâf;
diu kilche ist æde, ir sult den paffen suochen anderswâ.

8. Was schadet.

Gûzze schadent dem brunnen,
sam tuot dem rîsen diu sunne,

Sam tuot dem stoube der regen.
Armuot hænet den degen;

Sô schadet ouch dem jungen man, wil er ze vil gehalten;
triuwe unde wiser rât, daz zieret wol den alten.

9. Weihnachtslieb.

Er ist gewaltig unde starc,
der ze wihennacht geborn wart,

Daz ist der heilige Krist!
Jâ lobt in allez, daz dir ist.

Niwan der tievel eine,
dur sinen grôzen fûermuot;
sô wart im diu helle ze teile.

In der helle ist michel unrât!
swer da heimüete hât,

Diu sunne schinet nie sô licht,
der mâne hilfet in niht.

Noch der lichte sterne:
jâ müet in allez, daz er siht,
jâ war er dâ ze himel alsô gerne!

In himelrich ein hûs stât,
ein guldin wec darin gât;

Die siule die sint marmelin,
die zieret unser trehtin

Mit edelem gesteine;
dâ enkumt nieman in
ern si von allen sünden alsô reine.

Swer gerne zuo der kilchen gât,
unde âne nû da stât,

Der mac wol vrœlichen leben:
dem wirt ze jungest gegeben

Der engel gemeine.
Wol im, daz er je geborn wart!
ze himel ist daz leben alsô reine.

Ich hân gedienet lange
leider einem manne,

Der in der helle ûmbe gât,
der prüvet mine missetât;

Sin lôn der ist bæse:
hilf mir, heilliger geist,
daz ich mich von siner vanknisse erlæse!

10. Der Bauer.

Korn sâte ein hûman,
do enwolde es niht ûf gân,

In erzurnte daz.
Ein ander jâr er sich vermaz,

Daz erz en egerde lieze:
er solte ez im gütliche geben,
der dem andern umb-sineu dienest iht gehieze.

11. Hymnus.

Wurze des waldes
und erze des goides

Und elliu abgründe,
diu sint dir, hêrre, kûnde,

Diu stênt in diuer hende:
allez himelschez her,
daz enmôhte dich niht volloben an ein ende.

Friedrich von Hausen.

Der Kaiser Friedrich I. seinen Kreuzzug unternahm, folgte ihm auch Friedrich von Hausen, der sich durch Muth und Tapferkeit, so wie durch edle Gesinnung im Kreuzzuge ungetheilte Anerkennung erwarb und im Angesichte desselben einen rühmlichen Tod fand. Er war, als das Kreuzbeer Klein-Asien durchzog, und bei Philomelium ein Treffen lieferte, unter den Vordersten, und richtete nach dem Zeugnisse eines alten Chronisten große Verheerung unter den Feinden an; da er aber von seiner Schlachtlust hingerissen, die Türken zu häufig verfolgte, stürzte

sein Roß mit ihm, als er über einen Graben sehen wollte, und erdrückte ihn. Ueber seinen Tod entstand im Kreuzheere eine solche Trauer, daß Alle vom Kampfe abließen und das Kriegsgeschrei in Wehklage verwandelten. Dies geschah im Jahre 1190 am Montag nach Himmelfahrt. Von seinen Lebensumständen wissen wir weiter Nichts, als daß er fünfzehn Jahre früher mit Kaiser Friedrich in Italien war, mit dem er überhaupt in vertrauten Verhältnissen gestanden haben mag, ob sich gleich hierüber in seinen Liedern keine Andeutungen finden. Dagegen spricht er von den Gegenden um den Rhein, als von seiner Heimat, als welche von Einigen die Gegend um Trier, von Andern die Rheinpfalz bei Mannheim gehalten wird. Da Friedrich von Hausen einer derjenigen ist, welche die eigentliche Kunstform in die deutsche Lyrik eingeführt haben, und diese sich zunächst durch den von Belgien aus sich verbreitenden Einfluß der französischen Dichtung am Niederrhein entwickelte, so dürfte man wohl annehmen, daß Friedrich in diesen Gegenden gelebt haben möge, wenn er auch nicht von dort stammte. Dafür scheint auch eine Stelle in seinen Gedichten zu zeugen, in welcher er von Trier in einer Weise spricht, daß er diese Stadt und ihre Umgebung gekannt haben muß. (4)

Wenn Friedrich von Hausen auch unzweifelbar zu den höchsten Kunstdichtern gezählt werden muß und seine Lieder weder in Form noch in Auffassungsweise das Gepräge des Volksthümlichen an sich tragen, so ist die Kunstform bei ihm doch erst in der Entwicklung begriffen. Die Weisen sind im Ganzen noch einfach, die Reime noch unvollkommen, obgleich nicht mehr bloß affonierend, ganz wie bei Heinrich von Veldeke, dessen Werke er übrigens kannte, wie aus einer Anspielung auf die Gneit dieses Dichters ersichtlich ist.

In Bezug auf die Form ist ein Lied Friedrichs von Hausen deshalb merkwürdig, weil es ganz die Bildung der italienischen Oktave hat, (6) wie wir bei einem Späteren auch die Sonettenform antreffen werden. Wahrscheinlich hatte er diese Strophenart während seines Aufenthalts in Italien kennen lernen.

Seine meisten Lieder beziehen sich auf seine Kreuzfahrt, einige auch auf seinen italienischen Zug; sie sind auch wohl zum größten Theil in der Fremde gedichtet worden. Weil die in ihnen ausgesprochene Sehnsucht nach der Heimat und der Geliebten auf der Wirklichkeit beruht, tragen die dargestellten Empfindungen das Gepräge der Wahrheit, und es sind daher die Gedichte Friedrichs von Hausen von weit aus größerer Wirkung, als die meisten Lieder der nachfolgenden Minnefinger mit ihrem eingebildeten Schmerz und ihren erzwungenen Gefühlen. „Erlebte ich noch die schöne Zeit,“ singt er, „daß ich das Land wieder sehen sollte, in welchem alle meine Freude bei einer schönen Frau zurückgeblieben ist, so würde mich wohl Niemand mehr traurig sehen. Früher glaubte ich ihr so fern zu sein, und nun wünschte ich ihr wieder eben so nahe zu leben. Vielleicht würde ich dann bessere Röhre vernahmen.“ Doch wagt er nicht, sich dem schönen Wahne zu überlassen; denn „so oft ich ihr auch gesungen habe,“ schließt er, „wie sehr sie mein Herz bezwingt, so hat sie es allein nicht glauben wollen, daß mein Auge sie gerne sieht.“ (1) „Oft habe ich den Leuten mitten in der Nacht guten Morgen geboten,“ sagt er in einem andern Liede, „so sehr war ich in die Erinnerung an sie versunken. Und auch jetzt denke ich stets an sie,

was mir Gott vergeben möge. Wenn dies eine Sünde ist, warum hat er sie so schön geschaffen?“ (3) Und wiederum klagte er: „Mein Herz und mein Leib, die wollen scheiden, die mit einander waren lange Zeit; der Leib will gerne sechten gegen die Heiden, jedoch liegt meinem Herzen ein Weib so nahe vor aller Welt: das bestümmert mich, daß sie einander nicht folgen. Wir haben die Augen viel zu Leide gethan. Gott allein kann noch den Streit scheiden. Da ich dich, mein Herz, nicht wenden kann, und du mich in Trauer lassen willst, so bitte ich Gott, daß er dich an eine Stätte zu senden geruhe, wo man dich wohl empfangen wolle; denn wie sollte es dir Armen sonst gehen? Ich wäunte, von diesem Kummer befreit zu sein, als ich das Kreuz nahm, und so sollte es auch sein; doch sehe ich wohl, daß es dem Herzen gleichgültig ist, wie es mir auch am Ende ergeht. Niemand darf mir es zum Vorwurfe machen, wenn ich die hasse, die ich früher geminnt, denn so oft ich sie flehte oder bat, that sie, als ob sie es nicht verstehe. Mir kommt es vor, als ob ihr Wort dem Sommer von Trier ähnlich sei. Ich müßte ein Thor sein,“ schließt er mit scheinbarer Resignation, „wenn ich ihren Unverstand billigen sollte; dies geschieht nie und nimmermehr!“ (4) Vielleicht zeigte sie ihm doch später bessere Gesinnungen, denn im folgenden Gedichte läßt er die Geliebte klagen, daß sie ihm ihre Liebe nicht zeigen dürfe, da sie fürchten müsse, ihre Ehre und sein Leben in Gefahr zu bringen. „Wehe!“ ruft sie voll Schmerz aus, „thäte ich, was er begehrt, so würde mir dies ja Leid und Ungemach bringen; wenn ich ihm aber nicht gewähre, so ist das ein Lohn, das nie gutem Manne ward. Jetzt erst thut es mir wehe, daß ich ihn oder er mich je sah! Soll ich seiner als Freund entbehren, so ist es mir leid, und doch muß es sein! Ich will meiner hüten, denn ich darf ihm nicht gewähren!“ (5) — Viele seiner Lieder beziehen sich, wie gesagt, auf die Kreuzzüge; in dem einen derselben tadelt er diejenigen, welche das Kreuz genommen und doch zu Hause geblieben sind. „Die wännen dem Tode entronnen zu sein,“ ruft er aus, „welche Gott um seine Fahrt betrügen; aber sie haben sich Schlimmes bereitet, wie sich am Ende zeigen muß, wenn ihnen die Pforte versperrt wird, die Gott den Seinigen öffnet.“ (2)

1. Sehnsucht.

Gelebt ich noch die lieben zit,
daz ich daz lant solde beschouwen,
Dar inne al min vröude lit
nu lange an einer schönen vrouwen,
Sô gesæhe wol min lip
nie mër weder man noch wip
getrûren, noch gewinnen rouwen;
mich dühte nû vil manigez guot,
dâ von ie swære was min muot.

Ich wande ir è vil verre sin,
da ich gerne nu vil nahe wære;

Alrêste hât daz herze min
von der vremde grôze swære:

Ez tuot wol sin triuwe schin.
Wær ich iender umb den Rin,
sô vriesche ich lihte ein ander mære,
des ich doch leider nie vernam,
sit daz ich über die berge kam.

Ich sage ir nu vil lange zit,
wie sere si min herze twinget:

Als ungeloubelic ist ir nit,
daz si der zwivel dar üz bringet,

Daz si hât als selhen kip,
den ze rehte ein saelic wip
nie mër rehte volle bringet:
daz si dem ungelõnet lât,
der si vor al der werlte hât.

Nie man sol mir daz verstân,
sine möhte mir vor eime jære

Von sorgen wol erlõset hân,
ob ez der schœnen willen wære;

Ouch half mir sere ein lieber wân,
swanne si min ougen sân,
daz was ein vrõude vür die swære:
al eine wil sis gelouben niht,
daz si min ouge gerne siht.

2. Die falschen Kreuzfahrer.

Si wænent dem tode entrannen sin,
die Gote erliegent sine vart,

Dës wâr, êst der geloube min,
daz si sich übel hân bewart.

Swer das kriuze nam, unt niender vert,
dem wirt doch ze iungeste schin,
swanne im diu porte ist vor versperrt,
die er tuot ûf den liuten sin.

3. Sie ist so schön!

Si darf mich des zihen niht,
min herze enhete si in pfliht,
dez mohte si die warheit an mir sehen:

Unt wil sis jehen,
ich kom sin dicke in sô grôze nôt,
daz ich den liuten guoten morgen bôt

Engegen der naht;
ich was sô verre an si verdaht,
daz ich mich under wilent niht versan,
unt swer mich gruozt, daz ich sin niht verstân.

Min herze unsanfte sinen strit
lât, den ez nu menge zit
hât wider daz allerbeste wip,

Der ie min lip
muoz dienen, swar ich iemër var;
ich bin ir holt; swenne ich vor Gote getar,

Sô gedenke ich ir:
daz geruoche ouch er vergeben mir!
Ob ich des sünde stûle hân,
zwiu geschuof er si sô rehte wol getân?

Mit grôzen sorgen hât min lip
gerungen alles umb ein wip:
ich hêt ein leben, daz mir vil nâhe gie,

Daz verlie mich nie;
an wisheit kêrte ich minen muot:
daz was diu minne, diu noch meugem tuot

Die selben klage.
Dar ümbe ich niht an Got verzage:
der kan den liuten helfen üz der nôt;
nieman weiz, wie nâhe ime ist der tót.

Miner vrouwen was ich undertân,
diu âne lôn minen dienst nan,
von der spriche ich niht, wan allez guot,

Wan, daz ir muot
wider mich ze unmitte ist gewesen:
vor aller nôt do wände ich sin genesen,

Do sich verlie
min herze ûf genâde an sie,
der ich da leider vunden niene hân:
nû wil ich dienen dem, der lœuen kan.

Ich kom von minne in kumber grôz,
des ich doch selten ie genôz;

swaz schaden ich dâ von gewunnen hân,

Sô gevriesch nieman,
daz ich ir iht sprâche, wan guot,
noch min munt von vrouwen nie mër getuot.

Doch klage ich daz,
daz ich sô lange Gotes vergaz,
unt wil ez iemer vor allen dingen klagen,
und im dar nâch ein holdez herze tragen.

4. Zwiepsalt.

Min herze und min lip die wellent scheiden,
die mit ein ander wâren, nû menigiu zit:

Der lip wil gerne vehten an die heiden,
iedoch dem herzen ein wip so nâhen sit

Vor al der werlt; daz müet mich iemer sit,
daz si einander niht gevolgent beide.
Mir habent diu ougen vil getân ze leide:
Got eine mûeze scheiden noch den strit!

Sit ich dich, herze, niht wol mag erwenden,
dune wellest mich vil trûreclichen lân,

Sô bite ich Got, daz er dich geruoche senden
an eine stat, dâ man dich wol welle enpfân,

Owê, wie sol ez armem dir ergân!
wie getorstest eine an solhe nôt ernenden?
wer sol dir dine sorge helfen wenden
mit triuwen, als ich dicke hân getân?

Ich wände ledic sin von solher swære,
dô ich daz kriuze in Gotes êren nan:

Ez wær ouch rehte, daz ez alsô wære,
wan daz min stæteket mir sin verban.

Ich solte sin zefrehte ein lebendig man,
ob ez den tumben willen sin verbære:
nû sihe ich wol, daz im ist gar unære,
wie ez mir sül noch an dem ende ergân.

Nieman darf mir wenden daz ze unstæte,
ob ich die hazze, die ich dâ minnet ê:

Swie vil ich si gevlehete oder gebæte,
sô tuot si rehte, als sis niht verstê.

Mich dunket rehte, wie ir wort geliche gê,
reht als ez der sumer von Triere tæte:
ich wær ein gonch, ob ich ir tumpheit hæte
vür guot: es engeschilt mir niemer mê.

5. Liebestummer.

Wol ir, si ist ein saelic wip,
diu von sender arbeit nie leit gewan!

Des hât ich den minen lip
vil wol behüetet, wan, daz mich ein saelic man
Mit rehter stæte hât ermant, daz ich im guo-
tes gan:

nû twinget mich der kumber sin unt tuot mir wê,
und ist daz min angst gar,
sin nement wol tûsent ougen war,
wenne er kome, dâ ich in sê.

Er ist mir lieb, und lieber vil,
danne ich im vil liebem manne sage;

Ob er daz niht gelouben wil,
daz ist mir leit, so nâhe, als ich die liebe trage.

Getorste ich genenden, sô wolte ich im enden
sine klage;

wan daz ich vil sendez wip
ervürhten muoz der êren min
unde des lebes sin,
der mir ist, alsam der lip.

① wê, tæst ich, des er gert,

dā von mōht ich gewinnen leit und ungemach;
 Lāze aber ich in ungewert,
 daz ist ein lōn, der guotem manne nie geschach.
 Alrēst mūet mich, daz ich in, ald er mich ie
 gesach;
 unt sol ich sīn ze vrunde enbern,
 daz ist mir leit, und muoz doch sīn;
 ich wil hūeten mīn:
 ich engetar sīn niht gewern.

6. Stangen.

Ich lobe Got der siner gūete,
 daz er mir ie verlech die sinne,
 daz ich si nam in mīn gemūete,
 wan si ist wol wert, daz man si minne;
 noch bezzer ist, daz man ir hūete,
 danne leglicher si brāhte inne
 des, daz si ungerne hōrte,
 unt mir die vrōude gar zerstōrte.
 Noch bezzer ist, daz ich si mīde,
 danne si āne huote wāre,
 und ir deheiner mir ze nīde
 sprāche, des ich vil gerne enbāre.
 Ich hān si erkorn, swaz ich līde,
 sō lāze ich niht dur die merkāre;
 vremde ich si mit den ougen,
 si minnet ie doch mīn herze tougen.
 Mīn lip was ie ungebunden,
 und doch gemuot von der blīden;
 alrēst hān ich rehte ervunden,
 waz man muoz nāch liebem wībe līden:
 des muoz ich ze mangan stunden
 der besten vrouwen eine mīden;
 des ist mīn herze dicke swāre,
 als ez mit vrōuden gerne wāre.
 Swie dicke ich lobe die huote,
 doch wart ich nie an mir selbem inne,
 daz ich in iemer in dem muote
 werde holt, die sō gar die sinne
 gewendet haben, daz si, diu guote,
 enpfremde mir ir stāten minne:
 dēswār, tuon ich in niht mēre,
 ich gevreische doch gerne alle ir unēre.

Heinrich von Belded.

Da Heinrichs von Belded poetische Thätigkeit vorzüglich auf das Epische gerichtet war, werden wir in dem betreffenden Abschnitte auf ihn zurückkommen und dort das Nöthige über seine Lebensumstände und seinen dichterischen Charakter mittheilen. Seine Minnelieder haben in Form und Sprache viel Gemeinsames mit denen seines Zeitgenossen Friedrich von Hausen; dagegen fehlt ihnen die reale Unterlage, und sie bewegen sich daher auch mehr in allgemeinen Anschauungen. Bei ihm finden wir zuerst den Ton angeschlagen, der von den spätern Minnesingern in so mannigfaltigen Weisen nachklingt: Mai und Minne sind die Grundgedanken seiner Lieder. Doch klagt auch er schon über die entartete Zeit, welche die ächte Minne nicht mehr kennt, und sich an Lüsterungen der Frauen erfreut. (2) So tadelt er auch die Frauen, daß sie graues Haar bassen und lieber unverständige als weise „Amis“ (Freunde) haben. Er aber hasse an den Frauen den francken Sinn, daß sie neues Zinn dem alten Golde vorzögen und den Jungen aus Lüsterheit hold seien. (3) Glücklich ist der Gedanke des Lieds, in

welchem er die Stärke seiner Liebe preist, die noch unvergänglicher sei, als die Liebe Tristans zu Isolt, ob er gleich nicht, wie jener, einen Zauberkraut getrunken habe. (1)

1. Macht der Liebe.

Tristan muose sunder danc
 stete sīn der küniginne,
 Wan in der poisūn dar zuo twanc
 mēre, dan diu kraft der minne.
 Des sol mir diu guote danc
 wizen, daz ich solchen trauc
 nie genam und ich si doch minne-
 baz, danne er; unt mac daz sīn
 wol getāne,
 valsches āne,
 lā mich wesen dīn,
 unde bis dū mīn.

Sit diu sunne ir liechten schin
 gegen der kelte hāt geneiget,
 Und diu kleinen vogellin
 al ir sanges sint gesweiget,
 Trūric ist daz herze mīu:
 ich wāne, ez wil nū winter sīn,
 der uns sīne kraft erzeiget
 an dien bluomen, die man siht
 in liechter varwe
 erblichen garwe:
 dā von mir beschīht
 leit, und anders niht.

2. Wahre Liebe.

Dō man der rehten minne pflac,
 dō pflac man ouch der ēren:
 Nū mac man naht unde tac
 die bösen site lēren:
 Swer diz nū siht und jenz dō sach,
 o wē, waz der nū klagen mac:
 tugende welnt sich nū verkēren.
 Die man sint nū niht vrūot,
 wan si die vrouwen schelten;
 Ouch sint si dā wider guot,
 daz si in es niht wol vergelten.
 Swer daz schiltet, der tuoz,
 dā er sich bi genern muoz:
 der prūvet melden, die gedihent selten.
 Swer ze der minne ist sō vrūot,
 daz er der minne dienen kan,
 Und er durch minne pine tuot,
 wol im, derst ein sēlic man.
 Von minne kumt uns allez guot,
 diu minne machet reinen muot:
 waz sold ich sunder minne dan?
 Ich minne die schōnen sunder danc,
 ich weiz wol, ir minne ist klār;
 Ob miniu minne ist kranc,
 sō wirt ouch nie mēr minne wār.
 Ich sage ir mīner minne danc,
 bi ir minne stāt mīn sanc;
 erst tump, swerz niht geloubet gar.

3. Graues Paar.

Man seit al vūr wār
 manio jār,
 Diu wip hazzen grāwez hār.
 Das ist mir swār:
 Und ist ir misse pris,

die lieber hât ir amis
tump, danne wis.

Dest mê, noch dest min,
daz ich grâ bin:

Ich hazze an wiben kranken sin,
daz si niûwez zîn

Nement vûr altes golt:
si jehent, si sin den jungen holt
durh ungedolt.

4. Lenz und Liebe.

Dô si an dem rise
die bluomen gesâhen
bi den blaten springen,
dô wâren si rîche

Ir manicvalten wise,
der si verjâhen,
si huoben ir singen
lûte unde vrôliche,

Nider unde hô.
Min muot stât alsô,
daz ich wil wesen vrô:
reht ist, daz ich min gelücke prise.

In dem aberellen,
sô die bluomen springen,
sô louben die linden,
unt gruonen die buochen,

Sô haben ir wellen
dâ die vogel singen,
wan si minne vinden,
aldâ si si suochen

Reht an ir genôz,
wan ir blideschaft ist grôz,
der mich nie verdrôz,
doch si ir singen an den winter stellen.

Môht ich erwerben
miner vrouwen hulde!
kûnde ich die gesuochen,
als ez ir gezæme!

Ich sol verderben
al von miner schulde,
sine wolle ruochen,
daz si von mir næme

Buoze, sunder tôd,
ûf genâde und dur nôt:
wan ez Got nie gebôt,
daz dehein man gerne solte sterben.

Kaiser Heinrich VI.

Daß auch Fürsten an der allgemeinen poetischen Bewegung Theil nahmen, ist bereits erwähnt worden; als das erste und sprechendste Beispiel führen wir den Kaiser Heinrich VI. an, von dem noch zwei Lieder vorhanden sind, deren Zartheit um so mehr zu bewundern ist, als sie mit seinem tyrannischen und blutdürstigen Charakter im grellsten Widerspruch steht. Wenn wir in dem einen derselben, welches wir hier mittheilen, den gleich schön gedachten als ausgedrückten Gedanken lesen, daß er eher die Krone missen wolle, als die Liebe der Holten, die er so herzinniglich minne, so müssen wir, um dem Dichter Recht widerfahren zu lassen, uns zwingen zu vergessen, daß die Herrschsucht ihn zu den unmenschlichsten Grausamkeiten gegen die Italiener verleitete. Im J. 1185 geboren, wurde er schon 1180 zum römischen König gekrönt; 1190

folgte er seinem Vater Friedrich I. in der Kaiserwürde. Er starb, vielleicht durch Vergiftung, am 28. September 1197 zu Messina und wurde zu Palermo begraben.

Liebe, die schönste Krone.

Ich grüeze mit gesange die süezen,
die ich vermeiden niht wil, noch enmac;

Dô ich si von munde rehte mohte grüezen,
ach, leider, des ist manic tac.

Swer nu disiu liet singe vor ir,
der ich sô gar unsentflich enbir,
ez si wib oder man, der habe si gegrüezet von mir.

Mir sint diu rich unt diu lant undertân,
swenne ich bi der minneclichen bin;

Unde swenne ich gescheide von dan,
sô ist mir al min gewalt unt min richtuom dâ hin:

Wan senden kumber, den zelle ich mir danne
ze habe;

sus kan ich an vrôuden stigen ûf und ouch abe,
unt bringe den wehsel, als ich wæne, durh ir
liebe ze grabe.

Daz ich si sô gar herzeclichen minne,
unt si âne wenken zallen ziten trage

Beide in herzen und ouch in sinne
under wilent mit vil maniger klage,

Waz git mir dar umbe diu liebe ze lône?

Dâ biutet si mir sô rehte schône:

ê ich mir ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Er sündet, swer des niht geloubet,
daz ich môhte geleben manigen lieben tac,

Ob joch niemer krône kæme ûf min houbet,
des ich mich ân si niht vermezzen mac.

Verlûr ich si, waz het ich danne?

Dâ tôhte ich ze vrôuden weder wibe noch manne,
unt wær min bester trôst beide ze âhte unt ze
banne.

Heinrich von Morungen.

Es gab mehrere Geschlechter, welche den Namen Morungen oder Möringen führten, die einen im nördlichen, die andern im südlichen Deutschland. Da wir aber von den Lebensumständen des Minnefingers dieses Namens Nichts wissen, so kann man auch nicht mit Sicherheit ausmitteln, zu welchem dieser alten Geschlechter er gehörte. Die Sprache allein, welche niederdeutsche Färbung hat, führt uns zu der Vermuthung, daß er vom sächsischen Geschlechte der Morungen abstammte, welche ihre Burg bei Göttingen am Klüßchen Mor hatten. Eben so dürfen wir vermuthen, daß er ein Zeitgenosse Heinrichs von Veldeke gewesen, und somit in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen sei. Dafür spricht auch der Charakter seiner Lieder, welche in Sprache sowohl als in Haltung noch etwas Alterthümliches haben, und offenbar in die Zeit der ersten Entwicklung der höfischen Poesie gehören, wie ihn denn auch Hugo von Trimberg als einen der früheren Dichter nennt. Wie die Veldekschen haben Morungens Gedichte meistens noch einfachen Strophenbau, obgleich sich auch künstlichere Bildungen finden, unter welchen besonders der Rebrim des letzten von uns mitgetheilten Liedes (5), sodann (im zweiten Gedichte) die seltene Verbindung aller Strophen durch den gleichen Reim aller Schlußzeilen zu bemerken ist. Außerdem zeichnen

sich seine Lieder durch raschen, lebendigen Gang, so wie durch großen Reichthum an wirkungsvollen Bildern und geistreichen Wendungen aus. „Wüste ich,“ sagt er einmal, „ob es verschwiegen bliebe, so ließ ich Euch sehen meine schöne Frau. Wer mir entzwei bräche das Herze mein, der könnte sie gut darin schauen; sie ist durch die Augen mein ohne Thür bineingekommen; so sollte ich auch von ihrer süßen Minne minniglich begrüßt werden. Wenn Jemand lange in den Wald ruft, so antwortet es ihm bisweilen daraus; doch so oft ich ihr von meiner Minne Reib auch klage, so bleibt sie stumm. Ein Papagei oder ein Staar hätten seitdem von Minne sprechen lernen. Da ich ihr so lange Zeit gedient habe, so könnte sie sich wohl meiner Rede erinnern; aber es geschieht nicht, es möchte denn Gott ein Wunder an mir erzeigen; leichter möchte ich einen Baum mit meiner Bitte niederbeugen.“ (1) Und in einem andern Liede heißt es: „Die Nachtigall schweigt, wenn sie ihr Lied vollendet hat; ich aber folge der Schwalbe, welche weder aus Liebe noch aus Leid zu singen aufhört.“ (2) „Wenn ich aus Liebeseuth sterbe,“ singt er an einem andern Orte, „so soll man auf meinem Grabstein schreiben, wie lieb sie mir war, und wie gleichgültig ich ihr gewesen, damit alle, welche über mich gehen und dieses lesen, von der großen Sünde Kunde gewinnen, die sie an ihrem Freund begangen hat.“ (3) Und wiederum ruft er freudig aus, daß er durch sie und seine stäte Liebe ein Kaiser sei, wenn er auch seine Krone und sein Land habe; aber sie unterbricht ihn mit dem Verwurfe, daß er auch andere Frauen minne, weshalb sie ihn hassen müsse. (4) Doch mag sie ihn später wieder zu Gnaden aufgenommen haben, wie aus dem schönen Wechselgespräche ersichtlich ist, in welchem sie sich beide beklagen, daß der heranbrechende Tag sie zur Trennung zwingt. (5)

1. Härte der Geliebten.

West ich, ob ez wol verschwiegen möchte sin,
ich liez iuch sehen mine schöne vrouwen:

Der en zwei bräche mir daz herze min,
der möchte si schöne drinne schouwen:

Si kam her dur diu ganzen ougen min, sunder tür, gegangen;
o wê, solde ich von ir süezen minne sin als minne-
nechlich empfangen!

Der sô lange ruoft in einen touben walt,
ez antwurt im dar ûz eteswenne:

Nû ist diu klage vor ir dicke manievalt
von miner nôt, swie sis niht erkenne,

Doch klaget ir maniger minen kumber vil dicke
mit gesange:

o wê, jâ hât si geslâfen alles her-
alder geswigen alze lange!

Wær ein sitich alder ein stâr, die möhten sit
gelernet hân, daz si sprächen minnen:

Ich hân ir gedienet her vil lange zit,
mac si sich doch miner rede versinnen?

Nein, si niht, Got enwelle ein wunder vil verre
an mir erzeigen:

jâ, möht ich baz einen boum mit miner bete sun-
der wâfen nider geneigen.

2. Ich will immer singen.

Ez ist site der nahtegal,
swan si ir liet volendet, sô geswiget sie;

Dur daz volge ab ich der swal,
diu durch liebe, noch durch leide ir singen nie
verlie.

Sit daz ioh nû singen sol,
sô mag ich von schulden sprechen wol:
O wê, daz ich ie sô vil gebat,
und gevlête an eine stat,
dâ ich genâden niene sê!

Swige ich, unde singe niet,
sô sprechent si, daz mir min singen zême baz;
Sprich ab ich unt singe ein liet,
sô muoz ich dulden beide ir spot und ouch ir haz.

Wie sol man dien nû geleben,
die dem man mit schöner rede vergeben?
Owê, daz in ie sô wol gelanc,
und ich lie dur si min sanc:
Ich wil singen ab als ê!

Owê miner besten zit,
und owê miner liechten wunneclichen tage!

Waz der an ir dienste lit,
nû jâmert mich vil maniger senelicher klage,

Die sie hât von mir vernomen,
und ir nie ze herzen kunde kômen.

Owê, miniu gar verlornen jâr,
diu riuwent mich vûr wâr:
in verklage si niemer mê.

Ir lachen und ir schöne ansên
und ir guot gebêrde hânt betôret lange mich;

In kan anders niht verjên,
swer mich ruomes zihen wil, der sündet sich.

Ich hân sorgen vil gepflegen,
und dien vrouwen selten bi gelegen.
Owê! wan daz ich si gerne an sach,
und in ie daz beste sprach,
mir enwart ir nie niht mê.

Ez ist niht, daz tiure si,
man habe ez destê werder, wan den getriuwen
man;

Der ist leider swêre bi;
er ist verlorn, swer nû niht wan mit triuwen kan.

Des wart ich vil wol gewar,
wand ich ir mit triuwen ie diene dar.
Owê, daz ich triuwen nie genôz!
des stên ich nû vrôuden blôz:
doch diene ich, swie ez ergê.

3. Meine Grabchrift.

Sach ieman die vrouwen,
die man mac schouwen
in dem venster stân?

Diu vil wol getâne,
diu tuot mich âne
sorgen, die ich hân.

Sie lihtet, sam der sunne tuot
gegen dem liechten morgen;
ê was si verborgen,
dô muost ich sorgen:
die wil ich nu lân.

Ist aber ieman hinne,
der sine sinne
her behalten habe,

Der gê nâch der schönen,
diu mit ir krônen
gie von hinnen abe,

Daz si mir ze trôste kome,
ê daz ich verscheide.
Diu liebe und diu leide,

die wellen mich beide
vürdern hin ze grabe.

Man sol schriben kleinie
reht ûf dem steine,
der min grap bevât,

Wie liep si mir wære,
und ich ir unniere:
swer danne über mich gât,

Daz der lese dise nôt
und ir gewinne künde,
der vil grôzen sünde,
di sie an ir vrûnde
her begangen hât.

4. Ich bin Kaiser ohne Krone.

Ich bin keiser âne krône,
sunder lant; daz meinert mir der muot;

Der gesthont mir nie sô schône:
danc ir liebes, diu mir sanfte tuot.

Daz schaffet mir ein vrouwe vrut,
dur die sô wil ich stête sin:
wan in gesach nie wip sô rehte guot.

„Gerne sol ein riter ziehen
sich ze guoten wiben, dêst min rât;
Bôsiu wip, diu sol man vliehen:
er ist tump, swer sich an si verlât,
Wan sine gebent niht hâhen muot.
Jedoch sô weiz ich einen man,
den ouch die selben vrouwen dunkent guot.

Mirst daz herze worden swêre,
seht, daz schaffet mir ein sende nôt:

Ich bin worden dem unniere,
der mir dicke sinen dienstet bôt.

Ôwê, war umbe tuot er daz?
Und wil er sichs erlauben niht,
sô muoz ich im von schulden sin gehaz!“

5. Da tagte es.

Ôwê! sol aber mir iemer mê
geluhten dur die naht,

Noch wizer, danne ein suê,
ir lip wol geslah?

Der troue diu ougen min,
ich wân, ez solte sin
des liechten mânen schin —
dô tagte ez!

„Ôwê! sol aber er iemer mê
den morgen hie betagen,

Als uns diu naht engê,
daz wir niht durfen klagen?

Ôwê! nû ist ez tac!
Als er mit klage pfac,
dô er jungest bi mir lac —
dô tagte ez!“

Ôwê! si kuste âne zal
in dem slâfe mich,

Dô vielen hin ze tâl
ir trehene nider sich.

Jedoch getrôste ich sie,
daz si ir weinen lie,
unt mich al ûmbe vie —
dô tagte ez!

„Ôwê! daz er so dicke sich
bi mir ersehen hât!

Als er endacte mich,
sô wolt er sunder wât

Min arme schonwen blôz:
ez war ein wunder grôz,
daz in des nie verdroz —
dô tagte ez!“

Hartmann von Aue.

Da Hartmann von Aue, wie Heinrich von Veldes, vorzüglich als epischer Dichter zu nennen ist, beschränken wir uns hier auf einige Bemerkungen über seine lyrischen Gedichte. In ihnen erblicken wir schon die ganz ausgebildete höfische Poesie mit ihrer Formvollendung, ihrer mannigfaltigen Gestaltung, ihrer reichen, wohlklingenden Sprache, ihrem vollstimmenden Reime. Bei diesen Vorzügen, die er mit manchen andern Dichtern theilt, hat er sich meistens vor der eigenthümlichen und gesuchten Empfindung frei erhalten, die bei den Minnesängern so charakteristisch ist. Heiteren Gemüths, thatkräftig und thatenlustig will er zwar der Liebe nicht entsagen; aber es ekelt ihn, wie andere schwärmende Dichter, zu girren und zu seufzen, und vor der Frauen Thüren sich müde zu stehen. So mag er, des Wartens überdrüssig, irgend eine schöne Frau verlassen haben. (4) Die ihn heimlich liebte, und deren Klage um den verlorenen Freund der Gegenstand eines schönen Gedichtes ist. „Wenn man die Seele mit Lüge errettet,“ ruft sie aus, „so weiß ich Einen, der heilig ist, dessen List mich verführte, ihn zum Freunde zu erküren; aber er ist ohne Falsch, wie das Meer ohne Bogen. Er ist in süßen Worten so erfahren, daß man sie schreiben möchte, und so folgte ich ihm bis auf das Eis, aber der Schaden muß mir bleiben.“ (3) Wie wenig ihm das empfindelnde Wesen zusagte, hat er selbst ausgesprochen, und es ist zu bedauern, daß die Minnesänger seinen Juraß voll gemüthlichen Spottes nicht verstanden oder beachtet haben. „Ich fahre übers Meer,“ sagt er, „weil die Geliebte mir es befiehlt. Mancher Andere rühmt sich, was er aus Minne thut, allein ich höre nur seine Rede, seine Werke sehe ich nicht. Das heißt minnen, wenn man, wie ich, aus Liebe sein Vaterland verläßt; denn Saladin und sein ganzes Heer würden mich nicht aus Franken ziehen. Ihr Minnesänger, euch muß es misslingen, wenn ihr dichtet, da ihr nur leeren Wahn besingt; ich dagegen kann mich rühmen, gut von der Minne zu singen, seit sie mich hat und ich sie habe. Was ich will, seht, das will auch mich gern haben; ihr aber müßt den leeren Wahn aufgeben, wenn euch das Dichten gelingen soll; ihr ringet um Liebe, die euch nicht will: ihr Armen müßt solche Minne minnen, wie ich!“ (5) —

Hartmanns Kreuzlieder gehören in jeder Beziehung zu seinen gelungensten Gedichten und ziehen durch die darin sich ausprechende Thatkraft an. „Dem Kreuze geziemt ein reines Gemüth und keusche Sitte,“ sagt er; „man soll es nicht bloß auf dem Kleide, sondern auch im Herzen tragen. Die Ritter sollen ihr Leben und ihre Kraft dem widmen, der ihnen Leben und Gut gegeben. Auch ihn habe die trügende Welt angelacht, und er sei ihr nachgefolgt, nun wolle er ihr aber entsagen, und er hoffe, daß seine Kreuzfahrt auch seinem verstorbenen Herrn zu Gute kommen möge.“ (1) — Und in einem andern heißt es: „Welche Frau sendet ihren lieben Mann mit rechter Gefinnung auf diese Fahrt, die erwirbt halben Lohn daran, wenn sie zugleich

dabeim kensch und züchtig lebt. Sie bete für sie beide hier, so fährt er für sie beide dort!" (2)

1. Kreuzlied.

Dem kriuze zimt wol reiner muot
unt kiusche site,
sô mac man sælde und allez guot
erwerben dâ mite;

Ouch ist es niht ein kleiner haft
dem tumben man,
der sime libe meisterschaft
niht halten kan.

Es wil niht daz man si
der werke dar under vri:
waz touc es ûf der wât,
der sin an dem herzen niene hât?

Nû zinsent, ritter, iuwer leben,
und ouch den muot
durch in, der iu dâ hât gegeben
beide lip unt guot.

Swes schilt ie was zer werlte bereit
ûf hôhen pris,
ob er den Gote nû verseit,
der ist niht wis.

Wan swem daz ist beschert,
daz er dâ wol gevert,
daz giltet beidiu teil,
der werlte lop, der sêle heil.

Der hacken hân ich manigen tac
geloufen nâch,
dâ nieman stæte vinden mac,
dar was mir gâch.

Diu werlt lachet mich triegende an
unt winket mir;
nû hân ich als ein tumber man
gevolget ir.

Nû hilf mir, herre Krist,
der min dâ vârende ist;
daz ich mich dem entsage
mit dinem zeichen, daz ich hie trage.

Sit mich der tût beroubet hât
des herren min,
swie nû diu werlt nâch im gestât,
daz lâze ich sin.

Der vrôude min den besten teil
hât er dâ hin;
schüefe ich nû der sêle heil,
daz wære ein sin.

Mag im ze helfe komen
min vart, die ich hân genomen,
ich wil ime ir halber jehen:
vor Gote müeze ich in gesehen!

2. Doppelter Gewinn.

Swelch vrouwe sendet ir lieben man
mit rechtem muote ûf dise vart,

Diu koufet halben lôn dâr an,
ob si sich heime alsô bewart,

Daz si verdienet kiuschiu wort:
si bete vûr si beidiu hie, sô vert er vûr si beidiu dort.

3. Der Falsche.

Ob man mit lügen die sêle nert,
sô weis ich den, der heilig ist,

Der mir dicke meine swert,
mich überwant sin karger list,

Daz ich in zeime vriunde erkôs,
dâ wânde ich stæte vûnde,
min selber sin mich dâ verlôs,
als ich der werlte kûnde:
sin lip ist also valsche lôs,
sam daz mer der ûnde.

War ûmbe suocht ich vremden rât,
sit mich min selbes herze trouc,

Daz mich an den verleitet hât,
der mir noch nieman guoter touc?

Es ist ein schwacher mannes pris,
den er begêt an wiben;
süezer worte ist er sô wis,
daz man si môhte schriben;
den volget ich unz ûf das is:
der schade muoz mir beliben.

Begûnde ich vêhen alle man,
daz tete ich durch sin eines haz;

Wie schuldic wæren si dâr an?
Jâ lônnet meniger siner baz,

Diu hât sich durh ir schœnen sin
gesellet sælecliche;
diu lachet, swenne ich trûric bin;
wir alten ungeliche,
nâch leide huop sich min begin:
daz senfte Got der riche!

4. Einmal und nicht wieder.

Maniger grüezet mich alsô,
der gruoze tuot mich ze mâze vrô:

„Hartman, gën wir schouwen
ritterliche vrouwen!“

Mag er mich mit gemache lân,
und ile er zuo den vrouwen gân:
bi vrouwen trîuwe ich niht vervân,
wan daz ich müede vor in stân.

Ze vrouwen habe ich einen sin:
als si mir sint, als bin ich in;

Wand ich mac baz vertriben
diu zit mit armen wiben.

Swâr ich kum, dâ ist ir vil,
da vinde ich die, diu mich dâ wil;
diu ist ouch mines herzens spil:
waz touc mir ein ze hohez zil?

In minner tôrheit mir beschach,
daz ich zuo zeiner vrouwen sprach:

„Vrouwe, ich hân mine sinuc
gewant an iuwer minne!“

Dô wart ich twerhes an gesehen,
des wil ich, des si iu bejehen,
mir wib in solher mâze spehen,
diu mir des niht enlânt beschehen.

5. Wahre Minne.

Ich var mit iuwern hulden, herren unde mâge,
liut unde laut, die müezen sælic sîn;

Es ist unnôt, daz ieman minner verte vrâge,
ich sage wol vûr war die reise mîn.

Mich vienc diu minne, und lie mich varn ûf
mine sicherheit:

nû hât si mir enboten bi ir liebe, daz ich var;
ez ist unwendic, ich nuoz endelichen dâr;
wie kûme ich brieche mine triuwe und minen eit!

Sich rûemet maniger, waz er dur die minne
tæte:

wâ sint diu werc? die rede høre ich wol;
Doch sæhe ich gerne, daz si ir eteslichen bæte,

daz er ir diente, als ich ir dienen sol.

Ez ist geminnet, der sich dur die minne el-
lenden muoz:
nû seht, wie si mich ûz minner zungen ziuhet
über mer:

unt lebte min her Salatin und al sin her,
dien bræhten mich von Vranken niemer einen vuoz.

Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen;
daz iu den schaden toot, daz ist der wân:

Ich wil mich rûemen, ich mac wol von minne
singen,
sit mich diu minne hât, und ich si hân.

Daz ich dâ wil, seht, daz wil also gerne ha-
ben mich:

sô müezt aber ir verliesen under wilent wânes vil;
ir ringent ümbe liep, daz iuwer niht enwil:
wan müget ir armen minnen solhe minne, als ich!

Reinmar der Alte.



Auch von diesem Dichter ist weder die Heimat bekannt, noch können wir die Zeit, in welcher er lebte, genau bestimmen. Nur so viel ist gewiß, daß er ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide und wahrscheinlich älter als dieser war, der ihn überlebte, so daß er noch weiter zurück in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden muß, als Walthers. Aus dem Wenigen, was wir von ihm wissen, könnte man vielleicht den Schluß ziehen, daß Reinmar aus der Schweiz stammte. Er brachte einen Theil seines Lebens in Oesterreich zu, wo er vielleicht Walthers Lehrer oder doch wenigstens sein Vorbild in der edlen Sangeskunst war. Doch mögen die beiden Dichter später in Zwiespalt gerathen sein, da Walthers in dem Gedichte, in welchem er Reinmars Tod beklagt, die Aeußerung fallen läßt, daß der Verstorbene ihn wahrscheinlich nicht eben so betrauern würde, worauf er noch hinzufügt, daß er weniger die Person des Dichters, als die mit ihm gestorbene Kunst beklage. Und wenn Reinmar in

einem Liede sagt, daß Mancher, der sich jetzt nicht um ihn bekümmere, ihn nach dem Tode beklagen würde, (6) so scheint sich dies nach den eben mitgetheilten Aeußerungen Walthers auf diesen zu beziehen.

Aus mehreren Liedern Reinmars erfahren wir, daß er einen Kreuzzug mitgemacht hat, doch läßt sich nicht ermitteln, wann er ins heilige Land gezogen ist, so wenig bekannt ist, in welchem Jahre er starb; übrigens mag er ziemlich alt geworden sein, da er in mehreren Liedern (z. B. im „Trost“ 10) von seinen grauen Haaren spricht. Das Lied, in welchem er die Freude des Wiedersehens besingt, (1) mag er wohl auf der Rückkehr von Palästina gedichtet haben.

Daß Reinmar schon zu seinen Zeiten hohen Rufes sich erfreute, haben wir aus Walthers oben angeführtem Zeugnisse ersehen; und so mag er wohl der von Hagenau sein, welchen Gottfried von Strassburg als den trefflichsten Lieberdichter vor Walthers nennt. Und in der That ist Reinmar nicht nur einer der gewandtesten und fruchtbarsten Dichter, sondern er ist ohne Zweifel derjenige, welcher den von Heinrich von Veldeke angebahnten Minnengesang in hochdeutscher Sprache zuerst zur völligen Ausbildung brachte. Mit wenigen Ausnahmen sind seine Gedichte Minnelieder, in denen sich die mannigfaltigsten Liebesverhältnisse dargestellt finden. Es erscheinen die späteren Minnelieder häufig als bloße Variationen der von ihm zuerst ausgesprochenen Gedanken: und so ist Reinmar in Bezug auf den Inhalt der höfischen Lyrik das, was Heinrich von Veldeke rücksichtlich der Form ist. So findet man bei ihm schon die Verbindung des Liebesglücks mit Mitleid. „Als ich das grüne Laub ersah, da ließ ich viel Kummer zurück; denn von einem Weibe mir geschah, daß ich muß immermehr sein wonniglich wohlgenuth.“ „Sie hat“, fährt er fort, „von Sorgen mich befreit, so daß ich keinen Kummer mehr habe, was viertausend andere Frauen nicht vermocht hätten. Viele wollen mir übel, aber ihre Falschheit hilft sie Nichts, denn sie wissen nicht, wie es seit Kurzem ergangen ist.“ (9) Voll Jartheit ist die Liebesklage. „Mich erfreut, was mich lange erfreuen soll, daß ich nie ein Weib mit Rede verletzte; und sprach Jemand anders als gut von ihnen, so war das ein Vergehen, das ich nie verzieh. Ihnen ward nie ein Mann so gar unwerth, der ihr Lob so gerne hörte, und dem ihre Ehre lieber wäre. Und doch haben sie meinen Dienst: denn all mein Trost und all mein Leben, das muß an einem Weibe sein! Wie mag mir wohl Etwas so lieb sein, dem ich so lange unwerth bin? Leide ich die Liebe mit dem Willen mein, so hab ich nicht zu guten Sinn. Kann ichs aber nicht abwenden, so möchte mir ein Weib ihren Rath entbieten und ihre Hülfe senden, und mich nicht verderben lassen. Ich habe noch Trost, wie klein er auch sei: Was geschehen soll, das geschieht!“ So wenig ihm seine Rede bisher geholfen, so will er doch von ihrem Dienst nicht absteigen, ja er will sogar nicht mehr singen, wenn sie es ihm nicht befiehlt. Zum Schlusse spricht er seine Freude darüber aus, daß er sie gesehen; nur beklagt er, daß er vor Liebe nicht habe sprechen können, „was übrigens“, fügt er hinzu, „noch Wankendem geschehen könnte, der sie sähe, wie ich sie sah.“ (2) Insbesondere ist die Form der Botenlieder zuerst von ihm mit großem Glück

bearbeitet worden, weshalb er denn unzählige Nachahmer fand. Es hat diese Form etwas Dramatisches, wodurch die Eindringlichkeit der den Minneliedern zu Grunde liegenden Gedanken einigermaßen verschwindet. Zu den lieblichsten Liedern dieser Gattung gehört unstreitig das von uns mitgetheilte, welches sich auf das so eben erwähnte Gedicht bezieht. „Sage, damit ich dir lohne, hast du den vielliebten Mann gesehen? Ist es wahr, und lebt er wohlstandig, als sie sagen und ich dich versichern höre?“ — „Frau,“ antwortet der Bote, „ich sah ihn: er ist froh, sein Herz steht, wenn ihm gebietet, immer hoch.“ — „Ich verbiete ihm Freude nimmer; unterlasse er nur Eine Rede, so thut er wohl! Das bitte ich ihn heute und immer, denn dem ist also, daß man's versagen muß.“ — „Fraue, nun verredet Euch nicht; er sagt: Alles, was geschehen soll, das geschieht!“ — „Hat er aber geliebt, Gefelle, daß er nimmermehr ein Lieb künge, es sei denn, daß ich ihn bitten wolle?“ — „Fraue, es war seine Meinung, als ich von ihm schied; auch mögt ihr's wohl vernommen haben.“ — „O weh!“ ruft nun die Frau aus, indem sie über des Dichters Folgsamkeit selbst erschrickt, „wenn ichs nun gebiete, so mag Schaden daraus entstehen. Wenn ichs aber nicht gebiete, so verlöre ich mein Glück an ihm, und es verfluchen mich die Leute, daß ich der ganzen Welt ihre Freude nehme. Jetzt erst geht mir Sorge zu! O weh, nun weiß ich nicht, ob ichs lasse, oder ob ichs thue!“ (7) Das Selbstbewußtsein des Dichters, welches sich in diesem Liede so entschieden ausspricht, berührt doch in keiner Weise unangenehm, weil es aus dem Munde der Frau kommt, die ihm, um vor seinen Bemerkungen Ruhe zu haben, sogar das Singen verbieten wollte. Aber selbst, wenn er unmittelbar von der großen Wirkung seiner Kunst spricht, thut er es auf eine Weise, die nicht im Mindesten verlezt; man freut sich seines wohlbegründeten Stolzes, wenn er ausruft: „Ich habe hunderttausend Herzen von Sorgen erlöst!“ und wenn er dann hinzusetzt: „Niemand ist von Sorgen also weh, ich mache ihn wohlgemuth. Ist er aber an Freuden so verzagt, daß er keiner Abhilfe begehrt, so kümmer ich mich nicht, ob er auch immer klagt. Höret, was ich zur Abhilfe thue, daß ich nicht mit Zauberei umgebe: Rinnliche Worte thue ich dazu, den besten Willen streiche ich dran, Längen und Sünge muß ich haben, das Künste ist wonniglicher Trost: so kann ich den leidenden Sichen laben.“ (10) Selbst bei den Kreuzliedern ist oft die Minne der Mittelpunkt der Dichtung, wenigstens wird ihr meistens eine bedeutende Stelle eingeräumt. Am häufigsten wird die Erwähnung der Reise und der Entfernung dazu benutzt, die Geliebte zu versichern, daß selbst die Abwesenheit seine Treue nicht brechen könne. Ein oft wiederkehrender Gedanke ist der, daß der Dichter fürchtet, durch die Liebe von den frommen Gedanken abgelenkt zu werden. „Des Tages, da ich das Kreuz nahm,“ sagt er, da hüete ich meine Gedanken, wie es dem Reichen wohl ziemte und als ein rechter Pilgrim; da glaubte ich sie bei Gott so feste, daß sie keinen Fuß breit mehr aus seinem Dienste treten würden. Nun wollen sie aber ihren eigenen Willen haben, und so ungebunden fahren, wie früher. Diese Sorge ist freilich nicht bloß mein, sie thut auch andern Leuten weh.“ — „Die Mutter und Jungfrau, fährt er fort, möchte

seine Gedanken nicht abirren lassen von ihrem heiligen Ziel. Doch wünsche er, sie manchmal an die Geliebte zu schicken, und sie zu grüßen; sie sollten aber bald zurückkehren und ihm zur Buße helfen.“ (8) So sind seine Gedanken auch auf der Rückreise bei der Geliebten. „Ich glaube, singt er, daß mir Liebes geschehen will; mein Herz bebet sich zur Bönne, zu Freuden schwingt sich mein Gemüth, wie der Falke im Fluge thut und der Aar im Schweben. Ich ließ Freunde daheim; wohl mir, wenn ich sie gesund wieder finde, wie ich sie verließ. Herrlich ist es, bei ihr zu sein: Herr Gott, gestatte mir, daß ich sie sehe und alle ihre Sorge stille; wenn sie in Sorgen ist, daß ich ihr die mildere und sie die meinen dabe! So mögen wir Freude genießen. Wohl mir dann der langen Nacht! wie könnte sie mir lästig werden?“ (11).

Eines der schönsten und tiefgefühltesten Gedichte Reinmars ist das Klage lied über den Tod des Herzogs Leopold von Oesterreich. Der Dichter legt die Klage einer liebenden Frau in den Mund, wie er auch bei andern Liedern thut: „Sie sagen, der Sommer sei hier, die Bönne sei gekommen, und daß ich mich eben so wohl befinden möge, als früher. Aber nun ratet und sprecht, wie? Der Tod hat mir entrisen, was ich nimmermehr verschmerzen kann. Was bedarf ich wonniglicher Tage, seit aller Freuden Herr, Leopold, in der Erde liegt, den ich nie einen Tag traurig sah? Es hat die Welt an ihm verloren, daß ihr an einem Manne nie so bejammernswerther Schaden geschah. Mir armem Weibe war zu wohl, wenn ich an ihn gedachte, und wie mein Hells an seinem Leben lag. Daß ich das nun nicht haben soll, darob geht mir Jammer hin, was ich noch immer leben mag. Meiner Bönne Syllegel ist verloren; den ich mir zu sommerlicher Augenweide erkoren, dessen muß ich leider beraubt sein! Als man mir sagte, er wäre todt, da fiel mir das Blut vom Herzen auf die Seele mein. — Alle Freude ist mir genommen durch meines lieben Herrn Tod, so daß ich ihn fortan entbehren muß. Da nun des nicht Rath werden muß, so mildere ich es nicht mit der Noth, daß mir mein klagendes Herz ist jammersvoll; denn die ihn immer beweinet, das bin ich; denn nur er, der viel gesegnete Mann, tröstete mich im Leben. Der ist nun hin, was nütze ich hier? Sei ihm gnädig, Herr Gott! denn ein tugendhafterer Gast kam in deine Dienerschaft nie!“ (3) Dieses Gedicht ist um so wirkungsvoller, als es den tiefen Jammer des liebenden Weibes in der einfachsten, dem herben Schmerz angemessenen Sprache darstellt; vortrefflich ist besonders der Schluß mit seinem nativen Gebet: die liebende Frau wünscht, daß Gott den Geliebten mit ihren Augen ansehen, mit ihrem Herzen beurtheilen möge.

Noch erwähnen wir eines Spottlieds auf Kaiser und Pabst, welches wahrscheinlich unvollständig auf uns gekommen ist, aber auch in dieser Gestalt noch des Dichters Ansicht von dem damaligen Zustand der Dinge klar erkennen läßt. Die Streitigkeiten zwischen der weltlichen und geistlichen Macht erscheinen ihm als ein muthwilliges Spiel, durch welches das ganze Leben gestört wird. (11) Freilich erhebt er sich hierbei nicht zu der Höhe der Anschauung, welche wir in seinem Zeitgenossen Walther werden bewundern lernen; allein wenn ihm auch die vaterländische Gesinnung abzugehen scheint,

aus der Balthers Dichtungen hervorgingen, so ist immerhin der unabhängige Geist lobend anzuerkennen, der aus dem Liede spricht. Oder sollte Reinmar einen noch höheren Standpunkt eingenommen haben? sollte sein Gedicht aus der freieren Anschauungsweise der in der Entwicklung begriffenen Reichstädte hervorgegangen sein?

1. Freude des Wiedersehens.

Ich wän, mir liebe geschehen wil,
min herze hebet sich ze spil,
ze vröuden swinget sich min muot,
als der valke in vluge tuot
und der ar in sweime,
Jo liez ich vriund daz heime:

Wol mich, vinde ich die
wol gesunt, als ich sie lie.
Vil guot ist daz wesen bi ir;
hërre Got, gestate mir,
daz ich sie sehen müeze
und alle ir sorge hüeze,

Ob si in deheinen sorgen si.
daz ich ir die ringe, unt si mir di mine dā bi;
sō mügen wir vröude uiezen:
O wol mich danne langer naht! wie künde mich
verdrizen?

2. Liebesklage.

Mich hœhet, daz mich lange hœhen sol,
daz ich nie wip mit rede verlôs;

Sprach in ieman anders danne wol.
daz was ein schult, die ich nie verkôs.

In wart nie man sō gar unmære,
der ir lop sō gerne hôte, und dem ir ère lieber wære:

doch habent sie den dienest min;
war al min tröst und al min leben,
daz muoz an einem wibe sin.

Wie mac mir iemer iht sō liep gesin,
dem ich sō lange unmære bin?

Leide ich die liebe mit dem willen min,
sō hân ich niht ze guoten sin.

Ist aber, daz ichs niht mac erwenden,
sō möhte mir ein wip ir rât enbieten und ir helfe
senden,

unt lieze mich verderben niht;
ich hân noch tröst, swie klein er si:
Swaz sol geschehen, daz geschiht!

In disen bösen ungetriuwen tagen
ist min gemach niht guot gewesen;

Wan daz ich leit mit zühten kan getragen,
in-kunde niemer sin genesen.

Tæte ich nâch leide, als ichz erkenne,
si liezen mich vil lihte, die mich dā gerne sâhen
eteswenne,

unt mir vil sanfte wâren bi:
nû muoz ich vröude næten mich,
dur daz ich bi der werlte si.

Der ie die werlte gevrouete baz danne ich,
der müeze mit genâden leben;

Der tuoz ouch noch, wan si verdrizet mich:
mir hât min rede niht wohl ergeben;

Ich diende ir ie, nur lônde niemen:
daz truoc ich alsô, daz min ungebærde sach vil
lützel iemen,

und daz ich nie von ir geschiet:
si sâlic wip enspreche: „Sinc!“ —
niemer më gesinge ich liet.

Ich sach si, wære ez al der werlte leit,
die ich doch mit sorgen hân gesehen.

Wol mich sō minnelicher arebeit!
mir enkunde niemer baz geschehen.

Dar nâch wart mir vil schiere leide:
ich schiet von ir, daz niemer man von wibe mit
der nôt gescheide,

noch daz mir nie sō wê geschach:
o wê, do ich danne muoste gân,
wie jâmerliche ich umbe sach!

Wê, daz ich einer rede vergaz!
daz tuot mir hiute und iemer wê,

Dô si mir âne huote vor gesaz,
war umbe rette ich dô niht më?

Dô was eht ich sō vrô der stunde
und der vil kurzen wil, daz man der guoten
mir ze sehene gunde,

daz ich vor liebe niene sprach.
Ez möhte manigem noch geschehen,
der sie sâhe, als ich sie sach.

3. Klage um Leopold von Oesterreich.

Si jehent, der sumer der si hie,
diu wunne, diu si komen,
und daz ich mich wol gehabe si è.

Nû râtent unde sprechent wie:
der tût hât mir benomen,
daz ich niemer überwinde më.

Waz bedarf ich wunneclicher zit,
sit aller vröuden hërre, Liupolt, in der erde lit,
den ich nie tac getrûren sach:
ez hât diu werlt an im verlorn,
daz ir an einem manne nie
sō jâmerlicher schade geschach.

Mir armen wibe was ze wol,
swenne ich gedâhte an in,
unt wie min heil an sinem libe lac.

Sit ich des nû niht haben sol,
des gât mit jâmer hin,
swaz ich iemer nû geleben mac.

Miner wunnen spigel, der ist verlorn,
den ich mir hête ze sumerlicher ougenweide
erkorn,

des muoz ich leider ænic sin.
Dô man mir sête, er wære tût,
ze hant viel mir daz bluot
von dem herzen ûf die sêle min.

Die vröude mir verboten hât
mins lieben hërren tût,
alsô daz ich ir mër enberen sol.

Sit des nû niht mac werden rât,
in ringe mit der nôt,

daz mir min klagendez herze ist jâmers vol,

Diu in iemer weinet, daz bin ich:
wan er vil sâlic man, jô tröste er wol ze lebene
mich.

Der ist nû hin: waz töhte ich hie?

Wis im genâdic, hërre Got,
wan tugendhafter gast
kam in din gesinde nie!

4. Klage.

Mir ist ein nôt vor allem minem leide,
doch dur disen winter niht.

Waz dar umbe valwent grüne heide?
Solher dinge vil geschiht:

Der ich aller muoz gedagen,
ich hân më ze tuonne danne bluomen klagē.

Swie vil ich gesage guoter mære,
 sô ist niemen, der mir sage,
 Wenne ein ende werde minner swære,
 dâ zuo maniger grôzen klage,
 Diu mir an daz herze gât:
 wol bedôrft ich wiser liute an minen rât.
 Niender vinde ich triuwe, dèst ein ende,
 dar ich doch gedienet hân.
 Guoten liuten leit ich mine hende;
 woldens ûf mir selbem gân,
 Des wær ich vil willic in:
 ouwê, daz mir niemen ist, als ich im bin!
 Wol den ougen, diu sô spehen kunden,
 und dem herzen, daz mir riet
 An ein wip: diu hât sich unterwunden
 guoter dinge, und anders niet.
 Swaz ich durch si liden sol,
 dèst ein kumber, den ich harte gerne dol.

5. Belûc ein Rinderspiel.

Als ich mich versinnen kan,
 sô gestuont din werlt nie so trûric mē;
 Ich wæne, iender lebe ein man,
 des dinc nâch sins selbes willen gē:
 Wan daz ist und was ouch ie,
 anders sô gestuont ez nie,
 wan daz beide liep und leit zergie.
 Swer dienet, dâ man sin niht verstât,
 der verliuset al sin arebeit,
 Wan ez im anders niht ergât,
 dâ von wahset niuwan herzeleit.
 Alsô hât ez mir getân;
 der ich vil wol getriuwet hân,
 diu wil mich gar an vrôude gelân.
 Stæte hilfet, dâ si mac;
 daz ist mir ein spil, si gehalf mich nie.
 Mit guoten triuwen ich ir pflac,
 sit der zit, daz ich ir künde gevie.
 Ich wæne, mich sin gelouben wil:
 nein. sô verlûr ich ze vil.
 Ist daz alsô, seht, welch ein kindesspil!

6. Klage.

Ich gehabe mich wol, und enruochte ie doch,
 ob mir ein vil lützel wære baz,
 Ich bin alles in den sorgen noch;
 wirt mir sanfter iht, ich rede ouch daz.
 Zuo den sorgen, die ich hân,
 ist min klage, ine habe der tage envollen niht,
 daz min swære iht müge ze herzen gân.
 Ez erbarmet mich, daz si alle jehen,
 daz ich anders niht künne, wan klagen;
 Mügt ir michel wunder an mir sehen,
 waz solt ich nû singen oder sagen?
 Solte ich swern, ine wizze, waz?
 Gesæhe ich wider abent einen kleinen boten,
 sône gesanc nieman von vrouwen baz.
 Ich bin aller dinge ein sælic man,
 wan des einen, dâ man lônē sol;
 Ob ich dise unsælte verwenden kan,
 sô vert ez, nâch ungenâden, wol.
 Mir ist ungeliche deme,
 der sich eteswenne wider den morgen vrout:
 alsô tæte ouch ich, weste ich, mit weme.
 Treit mir ieman tougenlichen haz,
 waz der siner vrôude an mir nû siht!

Wê, war ûmbe tæte aber ieman daz?
 Wan, Got weiz wol, ine tuon nieman niht.
 Wan sol mir genâdic sin:
 mich beginnet doch nâch minem tode klagen
 maniger, der nû lihte enbære min.

7. Botenlied.

„Sage (daz ich dirs iemer lône),
 hâstû den vil lieben man gesehen?
 Ist es wâr, unt lebt er schône,
 als sie sagent und ich dich hære jehen?“ —
 „Vrouwe, ich sah in, er ist vrô,
 sin herze stât, ob irs gebietet, iemer hô!“ —
 „Ich verbiute im vrôude niemer:
 lâze eht eine rede, sô tuot er wol:
 Des bite ich in hiute und iemer,
 dem ist alsô, daz manz versagen sol.“ —
 „Vrouwe, nû verredet iuch niht;
 er spricht: Allez, daz geschehen sol, daz ge-
 schiht!“
 „Hât aber er gelobt, geselle,
 daz er niemer mē gesinge liet,
 Ez ensi, ob ich ins biten welle?“ —
 „Vrouwe, ez was sin muot, dô ich von im sohiet;
 Ouch mügt irz wol hân vernomen.“ —
 „Ouwê! gebiute ichs nû, daz mac ze schaden komen!
 Ist aber, daz ichs niht gebiute,
 sô verliuse ich mine sælde an ime,
 Unde vervluochent mich die liute,
 daz ich al der werlte ir vrôude nime.
 Alrêrst gât mir sorge zuo;
 ô wê! nûn weiz ich, ob ichz lâze, oder ob ichz tuo.
 Daz wir wip niht mügen gewinnen
 vriunt mit rede, sine wellen mē!
 Daz müet mich; ine wil niht minnen;
 stæten wiben tuot unstæte wê.
 Wær ich, des ich niene bin,
 unstæte, lieze er danne mich, sô lieze ich in.“ —

8. Ich muß immer an sie denken.

Des tages, dô ich daz kriuze nam,
 dô huote ich der gedanke min,
 Als ez dem zeichen wol gezam,
 und als ein rechter bilgerin:
 Dô wände ich si ze Gote alsô bestæten,
 dazs iemer vuoz ûz sime dienste mēr getræten.
 Nû wellents aber ir willen hân
 unt ledecliche varn, als è:
 diu sorge diu ist min eines niet;
 si tuot ouch mære liuten wê.
 Noch vüere ich aller dinge wol,
 wan daz gedanke wellent toben;
 Dem Gote, dem ich dâ dienen sol,
 den enhelfent si mir niht sô loben,
 Als ichs bedôrft und ez min sælde wære;
 si wellent allez wider an diu alten mære,
 unt wellent, deich noch vrôude pflege,
 als ich ir eteswenne pflac:
 daz wende, muoter unde maget,
 sit ichs in niht verbiuten mac:
 Gedanken wil ich niemer gar
 verbiuten (dèst ir eigen lant),
 In erloube in eteswenne dar,
 und aber wider sâ zehant.
 Sô si unser beider vriunde dort gegrûezen,
 sô kèren dan unt helfen mir die sünde büezen,
 unt si in allez daz vergeben,

swaz si mir haben her getân:
doch vürhte ich ir betrogenheit,
daz si mich dicke noch bestân.

Sô wol dir, vrôude, und wol im si,
der din ein teil gewinnen mac!

Swie gar ich din si worden vri,
doch sach ich eteswenne den tac,

Daz du über naht in miner pflege were;
des hân ich aber vergezzen nû mit maniger swære;
die stige sint mir abe getreten,
die mich dâ leiten hîn an dich:
mirn hulfe niemen wider ze wege,
er hete min dieneſt unde ouch mich.

9. Lenz und Liebe.

Dô ich daz grüne loup ersach,
dô liez ich vil der swære min.

Von einem wibe mir geschach,
daz ich muoz iemer mære sin

Vil wunneclichen wol gemuot:
ez sol mich allez danken guot,
swaz si mir tuot.

Ich sach vil wunneclichen stân
die heide mit den bluomen rôt.

Der viol, der ist wol getân:
des hât din nahtegal ir nôt

Wol überwunden, diu si twanc,
Zergangen ist der winter lanc;
ich hôrte ir sanc.

Si schiet von sorgen mineu lip,
daz ich deheine swære hân;

Wan âne si vier tûsent wip
dien hetens alle niht getân.

Ir gûete wendet miniu leit;
ich hân si mir ze vriunde bereit,
swaz ieman seit.

Mir enmac niht leides widerstân:
des wil ich gar ân angest sin;

Ergât ez, als ich willen hân,
ich lege si an den arm min,

Daz mir der schœnen wûrde ein teil,
daz diuhte mich ein michel heil,
und wære ouch geil.

Deich ir sô holdes herze trage,
daz ist in sumelichen leit:

Darûmbe ich niemer sô verzage;
si vliesent al ir arbeit.

Waz hilfet si ir arger list?
Sine wizen, wie ergangen ist
in kurzer vrist!

10. Trost.

Ich hân hundert tûsent herze erlöst
von sorgen; also vrô was ich.

Wê, jâ was ich al der werlte trôst:
wie zæme ir daz, sin trôste ouch mich?

Si ensol mich niht engelten lân,
daz ich sô lange vor ir was,
darzuo, daz ichs engolten hân.

Ich wil bi den wol gemuoten sin,
wan ist unvrô, da ich ê dâ was.

Dâ entrœstent kleiniu vogellin,
dâ entrœstent bluomen unde græs,

Dâ sint alsô jæmerlichiu jâr,
daz ich mich under den ougen rampf,
und sprach: „Nû gênt ûz, grâwiu hâr!“

Kume ich wider an mine vrôude, als'ê,
daz ist den senden allen guot:

Nieman ist von sorgen also wê,
wil er, ich mache in wolgemuot;

Ist aber er an vrôuden sô verzaget,
daz er enkeiner buoze gert,
sô enruoche ich, ob er iemer klaget.

Hœret, waz ich zuo der buoze tuo,
daz ich mit zouben niht envar:

Minneclichiu worte stôze ich darzuo,
den besten willen striche ich dar,

Tanzen unde singen muoz ich haben,
daz vûnfte ist wunneclicher trôst:
sus kan ich senden siechen laben.

Als unrehte vrô enwart ich nie,
daz solt eht sin; nû ist ez geschehen;

Mich bekennent noch diu liute hie,
die mich anders hânt gesehen.

Also vrôuden rîche was ich dô,
daz ich mich vrôute unt vrôude gap:
wie tuot man wider mich nû sô?

11. Pabst und Kaiser.

Blatte unt krône wellent muotwillic sin!

Sô wennent topfkneben wislichen tuon,

Sô jaget unbilde mit hasen eberswin,
sô ervluget einen valken ein unmehtic huon;

Wirt danne der wagen vûr diu rinder gende,
treit danne der sac den esel zuo der mûhl,
wirt danne ein eltiu gurte zeinem vûln:
sô siht manz in der werlte twerhes stende.

Waltther von der Vogelweide.

Während sich die meisten und unter ihnen selbst die besten Liederdichter des Mittelalters immer nur in Allgemeinheiten bewegen, und sich nicht aus dem engen Gedankenkreise herauswagen, welcher die ganze gebildete Welt der damaligen Zeit gleichsam umschürt hielt, so daß der ganze Liederſchatz der höfischen Dichter als eine Sammlung von Variationen über ein und dasselbe Thema erscheint, tritt uns in Waltther von der Vogelweide ein Dichter entgegen, der mit kühnem Geiste die engen Gränzen der poetischen Welt erweitert hat, indem er Gedanken und Anschauungen ins Bereich der dichterischen Darstellung zog, welche von keinem seiner Vorgänger geahnt, von nur wenigen seiner Nachfolger ergriffen, und von keinem derselben mit gleich hohem Geiste behandelt wurden. Da er zudem diejenigen poetischen Ideen, welche den Mittelpunkt der höfischen Kunst bilden, mit überraschender Neuheit der Auffassung und geistreicher Wendung darstellt; da er an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form, an Reichthum und Reinheit der Sprache von keinem andern Dichter jener Zeit übertroffen, nur von den besten erreicht wird, so verdient Waltther in der That die allgemeine Anerkennung, die ihm zu Theil ward, weßhalb sich denn auch eine ausführlichere Darstellung seiner poetischen Thätigkeit von selbst rechtfertigt.

Leider läßt sich von seinen Lebensverhältnissen wenig berichten, da wir für dieselben keine andere Quelle haben, als seine eigenen Gedichte. Zwar bieten diese mehr Anhaltspunkte, als es bei andern Dichtern der Zeit der Fall ist, weil er regen Antheil am öffentlichen Leben nahm, und die wichtigsten Verhältnisse seiner Tage in seinen Dichtungen

befprochen werden; allein wir werden sehen, daß sich daraus doch nur sehr allgemeine Bestimmungen folgern lassen.

Wir find selbst über seine Heimat in Ungewißheit; Manche halten ihn für einen Oesterreicher, Andere für einen Steyermärker, und wieder Andere find geneigt, sein Vaterland in Franken zu suchen. Die frühere allgemein verbreitete Meinung war, daß er aus der Schweiz stamme, und wir glauben, daß diese Ansicht die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Man nimmt ferner allgemein an, daß er adeligen Geschlechts gewesen; uns scheint, daß auch diese Ansicht irrig ist, und daß Walthar ohne Zweifel bürgerlicher Abkunft war.*)

Da er in einem Gedichte ausdrücklich sagt, daß er in „Oesterreich habe singen und sagen gelernt,“ (19) so läßt sich wohl daraus schließen, daß er seine Jünglingsjahre in diesem von der Natur gesegneten Lande zugebracht habe. Da er ferner mit Reinmar dem Alten in nahen Verhältnissen stand und dieser offenbar älter war, als er, so ist es vielleicht nicht so gewagt, anzunehmen, daß er von jenem berühmten Sänger, dessen Tod er rührend besingt, (40) in der edlen Kunst des Gesanges unterrichtet worden ist. Walthar besingt in mehreren Gedichten den österreichischen Herzog Friedrich den Katholischen, welcher im J. 1198 in Palästina starb; und er spricht von ihm in einer Weise, welche zu erkennen gibt, daß er an dessen Hof gelebt, bei demselben in hohem Ansehen gestanden haben müsse. Es ist aber deshalb nicht nöthig, anzunehmen, wie es gewöhnlich geschieht, daß er damals 30 Jahre oder noch älter gewesen sein müsse; vielmehr bürgt die Jugendfrische und die rüchichtslose Haltung der nach dieser Zeit verfaßten Dichtungen, daß sie noch in der vollsten Lebenskraft des Dichters geschrieben worden sein müssen.

Nach Herzog Friedrichs Tod fand sich der Dichter vom Wiener Hof vernachlässigt, was ihn bewegen konnte, Oesterreich zu verlassen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt sein wanderndes Leben, das ihn durch den größten Theil von Deutschland und selbst ins Ausland führte; denn wie er selbst sagt, hat er die Länder von der Elbe bis zum Rhein und bis Ungarn, (32) von der Seine bis zur Mur, von der Trave bis zum Po (17) gesehen. Daß er selbst im heiligen Lande gewesen, wird sich weiter unten zeigen. Zuerst begab er sich von Wien, wie es scheint, zu Philipp dem Hohenstaufen, der am 6. März 1198 von einigen Fürsten zum Kaiser gewählt worden war, während die welfische Partei Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen, gewählt hatte. Walthar ergriff die Partei Philipps; er verlor dessen Rechte auf die Krone in einigen Gedichten, die schon deshalb merkwürdig sind, weil sie wohl die ersten Dichtungen waren, in welchen öffentliche Angelegenheiten in das Gebiet der Poësie gezogen wurden. So ermahnt er ihn (2), sich den Weisen, d. h. die Krone aufzusetzen, und den unglücklichen Wirren ein Ende zu machen, in welche Deutschland in Folge der doppelten Kaiserwahl geführt worden war. Dieselben hatten eine um so bedenklichere Wendung genommen, als Pabst Innocenz III. dieselben recht absichtlich unterhelft, und

vielleicht beziehen sich einige gegen diesen Pabst gerichtete Sprüche auf diese Zeit, ob sie gleich gewöhnlich auf spätere Verhältnisse bezogen werden. Jedenfalls aber gehört das Gedicht hieher, in welchem er die Intriguen des Pabstes beklagt, durch welche Deutschland zerrissen wurde und das mit dem Ausrufe schließt: „O weh! der Pabst ist zu jung: Gott, helfe deiner Christenheit!“ (3)

Im Jahre 1200 finden wir den Dichter wieder in Wien, wo er die feierliche Schwertnahme des jungen Herzogs Leopold VII. besang; doch war damals sein Aufenthalt in Oesterreich nur vorübergehend, da er der zweiten Krönung Philipps beiwohnte, welche am 5. Januar 1205 in Mainz Statt fand. Da der Kaiser ihn jedoch nicht nach seinen Erwartungen belohnte, und dieser sogar, wie es scheint, gegebene Versprechungen nicht hielt, wendete sich Walthar nach Thüringen, wo Landgraf Hermann regierte, von dem schon berichtet wurde, wie er sich vor den meisten andern Fürsten seiner Zeit durch den der Dichtkunst zugewandten Schutz auszeichnete, weshalb denn auch die Sage den berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg an seinen Hof versetzt. Auch Walthar wird unter den Kampfsenden genannt; ja er ist es sogar, der dem Landgrafen den Preis vor den übrigen Fürsten zuerkennt. Doch mag es ihm am Eisener Hof nicht am besten gefallen haben, denn er klagt, daß es dort zu lärmend zugegangen sei. „Wer in den Ohren fleh ist und Reigen hat, das ist mein Rath, der melde den Hof zu Thüringen; denn kommt er dahin, so wird er ganz bethört. Ich habe mich hinzugedrängt, bis ich nicht mehr drängen mag. Eine Schaar fährt aus, die andre ein, Nacht und Tag; ein groß Wunder ist's, daß da noch Jemand höret.“ Doch versetzt er nicht, um dieses Drängen zu erklären, zugleich die große Freigebigkeit des Landgrafen zu preisen. „Der Landgraf,“ fährt er fort, „ist so gesinnt, daß er mit stolzen Felden seine Habe verthut, von denen ein Jeglicher wohl ein Kämpfer wäre. Mir ist seine hohe Art wohl kund: und gälte ein Fuder Weines tausend Pfund, so stünde doch nie eines Ritters Becher leer.“ (10)

Nach Kaiser Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach ward dessen Nebenbuhler Otto auf einem Reichstage zu Frankfurt am 11. November 1208 von den Fürsten einstimmig wieder zum Kaiser erwählt, und so ist es begreiflich, daß Walthar auch ihm nun huldigte, so entschieden er auch vorher gegen ihn Partei ergriffen hatte. Otto war zwar von Innocenz III. anerkannt worden, allein da der Kaiser sich dem herrschsüchtigen Pabste nicht unbedingt unterwerfen wollte, hatte dieser schon im November 1210 den Bannfluch gegen ihn und seine Anhänger geschleudert und seine Unterthanen ihres Eids entbunden. Doch ließ sich Walthar durch diesen Bannfluch nicht schrecken; er erinnert den Pabst mit klugen Worten daran, daß er selbst der Christenheit geboten habe, dem Kaiser zu gehorchen, und daß er bei dessen Krönung gesagt habe, es solle gesegnet sein, wer ihn segne, und wer ihm fluche, der solle mit vollgemessenem Fluche verflucht sein. (6) „Gott gibt zum Könige, wen er will,“ heißt es in einem andern Spruche (8); „ich glaube das von Herzen gern; allein mich wundert doch der Pfaffen Lehre, die jetzt den verdammen, den sie noch vor Kurzem erhoben hatten. Einmal haben sie offenbar gelogen; daher möchte ich gerne wissen, welchem Worte man

*) Die Begründung dieser Ansicht gehört nicht hieher; wir werden sie an einem andern Orte mittheilen.

Glauben schenken solle.“ Um die nämliche Zeit (gegen das Jahr 1212) forderte Walthers den Kaiser zu einem Kreuzzuge auf, (7) und wahrscheinlich gehört auch das Gedicht (52) hieher, in welchem er seinen Schmerz darüber ausdrückt, daß er nicht würdig sei, für die Befreiung des heiligen Grabes zu kämpfen. Denn wenn er in demselben auch von der Flüchtigkeit der Jahre spricht, so setzt dies doch nicht nothwendig ein höheres Alter voraus; es kann ein vierzigjähriger Mann, der nach langer Zeit wieder in die Heimat kommt, in welcher er Alles verändert findet, von der Vergänglichkeit des Lebens gewiß eben so tief erfaßt werden, als ein sechszigjähriger Greis. Zudem läßt Walthers in dem angegebenen Gedichte nicht die leiseste Aeußerung fallen, welche auf ein vorgerückteres Alter schließen ließe, und doch wäre dies so natürlich, ja so nothwendig gewesen, wenn es sich wirklich so verhalten hätte.

Walthers zeigt sich hierin als einen großen, seine Zeitgenossen weit überragenden Mann, daß er zwar an dem großen Gedanken festhält, der jene Lage bewegte, zugleich aber über die irrigen Schlussfolgerungen sich erhebt, die man allgemein daraus zog. Er ist von der Idee durchdrungen, daß es heilige Pflicht der Christenheit sei, das Land, in welchem der Erlöser einst gewandelt und gelehrt, aus den Händen der Ungläubigen zu befreien; er verehrt den Papst, als das geistliche Oberhaupt der gesammten Christenheit; allein er verabscheut das Streben des römischen Stuhles nach irdischer Herrschaft, worin er gerade den Keim zum Untergang des Glaubens erblickt. Daher spricht er seinen Schmerz darüber aus, daß König Constantin (dies war die von den Päbsten verbreitete und allgemein angenommene Ansicht) die weltliche Herrschaft der Geistlichkeit gegründet habe, woraus alles spätere Unglück des Reichs entstanden sei. „Als König Constantin, sagt er, dem Stuhl zu Rom Speer, Kreuz und Krone gegeben, habe der Engel Schaar laut Wehe geschrien, und mit Recht, denn nun sehe man, wie der Papst seine Macht mißbrauche, den Kaiser zu verderben, und die Fürsten gegen ihn aufzuwiegen.“ (11) Zugleich geißelt er die Sittenverderbnis der Geistlichkeit, die schlimmer sei, als die Laien, welche sie doch belehren sollte; ja ihre Zuchtlosigkeit sei so groß, daß keine Frau vor ihren Schlingen sicher sei. (21) Eben so wenig blieb dem scharfen Auge Walthers verborgen, daß die Sammlungen, welche der Papst in den christlichen Ländern anstellte, um mit dem auf diese Weise zusammengebrachten Geld die Kreuzfahrer zu unterstützen, weniger diesen Zweck hatten, als vielmehr dem römischen Stuhle die Mittel zu geben, seine herrschsüchtigen Pläne zu verfolgen. Daher erhob er seine Stimme fohn und kräftig gegen diesen Unfug. „Wie mag der Papst zu Rom christlich lachen,“ ruft er aus, „wenn er sieht, daß die gutberigigen Deutschen fasten, um ihn zu bereichern, und seinen Stod (die Kiste, in welchem die Steuer nebengelegt wurde) mit deutschem Silber zu füllen!“ (22) „Denn des Silbers,“ sagt er in einem andern Gedichte, „fürcht' ich, kommt wenig zur Hül' in Gottes Land, da die Pfaffen nicht gerne Geld geben. Der Stod sei ganz allein darum hergesendet, um zu sehen, wie viel Thörinnen und Narren im deutschen Lande zu finden seien.“ (23)

Man könnte ohne weitere Beweise voraussetzen, daß eine solche Sprache, die von so hohem La-

sent unterstützt wurde, nicht ohne tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen bleiben konnte; doch wissen wir auch auf das Bestimmte aus dem Zeugnisse eines gleichzeitigen Schriftstellers, daß Walthers Stimme sogar über die Grenzen des deutschen Landes hinaus gewaltig wirkte. Thomasin von Zerkläre, ein friaulischer Dichter, sagt geradezu in einer Stelle seines welschen Gastes (die wir bei demselben ganz mittheilen wollen), daß sich Jener schwer am Papste versündigt habe, der da gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen welschen Schrein füllen. Damit habe er Alles, was er sonst Gutes gedichtet, selbst vernichtet, so daß man auf ihn nicht mehr höre. Dichter sollten aber, wie die Prediger, ihre Worte wohl überlegen, daß man sie nicht verstehen könne; es gezieme ihnen nicht, zu lügen; sie sollten vielmehr immer die Wahrheit sprechen. Walthers habe aber durch diese einzige Rede Tausende bethört, daß sie Gottes und des Papstes Gebot überhört hätten.

So gewaltig jedoch Walthers auch seine Stimme für den vom Papste bebrängten Kaiser erhob, so wenig scheint er von ihm den erwarteten und gewiß auch gebührenden Lohn erhalten zu haben; denn bald darauf finden wir ihn wieder in Thüringen bei dem Landgrafen Hermann, der sich gerade zu dieser Zeit mit Kaiser Otto ausgesöhnt hatte (1214). Doch auch diesmal fand er sich in seinen Erwartungen getäuscht. (19)

Um diese Zeit war Friedrich II., dem schon auf den Reichstagen zu Mainz (1212) und zu Frankfurt (1213) die Mehrzahl der Fürsten gebuldt hatte, in Nachen (am 25. Juli 1215) feierlich gekrönt worden. Nun ergriff auch Walthers, der für Deutschland von Otto kein Heil mehr erwarten konnte, Partei für den jungen Kaiser, in dessen Nähe er sich wahrscheinlich begab, und bei dem sein Talent bald Anerkennung fand, da Friedrich bei seiner in Italien gewonnenen Bildung die Trefflichkeit des deutschen Sängers in ihrem ganzen Umfang zu schätzen wußte. Auch mag wohl Friedrich II. in Walthers, dessen kühne Dichtungen er ohne Zweifel schon kannte, einen erwünschten und einflußreichen Bundesgenossen gegen die Anmaßungen des Papstes zu erwerben gesucht haben, da er sicherlich vorausah, daß auch er mit dem römischen Stuhle in Zwistigkeiten gerathen würde. Denn wenn man nicht ein so nahes Verhältniß annehmen dürfte, ließe es sich kaum begreifen, daß Walthers schon in den ersten Zeiten seines Aufenthalts bei Friedrich denselben um einen eignen Heerd bittet. Des Wanderns und rubelosen Lebens überdrüssig, wünscht er eine bleibende Ruhestätte. Die hieher bezüglichen Gedichte gehören zu den vorzüglichsten des Sängers. Es ist nicht möglich, eindringlicher und zugleich mit größerer Zartheit des Gefühls um eine Gabe zu bitten. „Erbarmt Euch,“ ruft er dem Kaiser zu, „daß man mich bei so reicher Kunst so verarmen läßt. Könnte ich mich am eignen Heerde wärmen, wie wollte ich dann von den Vögeln und von den Blumen und von der Riene singen! Nur wer einen eignen Heerd hat, kann fröhlich seinen Sang ertönen lassen!“ (15) Nie höre er sich als Wirth begrüßen, heißt es in einem andern Gedichte, er müsse sich vielmehr immer als Gast demüthig neigen. Es sei eine tolle Gaulefahrt, bald hier, bald dort zu sein; wie viel schö-

ner sei es, selbst Gäste begrüßen zu können! „Gast und Schach“, schließt er, „kommt selten ohne Gast; darum möge ihm der Kaiser vom Namen Gast helfen, damit ihn Gott vom Schache behüte“ (18), womit er auf den Kampf anspielt, den Friedrich noch mit Otto zu bestehen hatte. Der Kaiser erhörte seine Bitte. Mit Jubel berichtet der Dichter, daß er ein Leben erhalten habe. Nun fürchte er den Winter nicht mehr, und er brauche auch nicht mehr lange Herrn um Gaben anzusehen; jetzt sei er auch bei den Leuten besser angesehen, die ihn früher geschrien hätten, so lang er an der Armuth Uebel krank gewesen sei (16). Durch dieses Leben war nun Walthar in den Stand der Herren getreten, vielleicht war er sogar zum Ritter geschlagen worden. So selten es übrigens vorgekommen sein mag, daß Bürgerliche geadeht worden, so werden uns doch anderweitig Beispiele der Art berichtet; so hat z. B. derselbe Kaiser Friedrich II. im J. 1226 einem Mailänder Bürger den Adel ertheilt. Worin übrigens das Leben bestanden habe, mit welchem Walthar belehnt wurde, ist nicht bekannt, eben so wenig, wo es gewesen sei, obgleich der Umstand, daß er in Würzburg gestorben ist und daß in dieser Stadt ein Hof „zur Vogelweide“ stand, der Vermuthung Raum läßt, es möge sein Leben dort zu suchen sein. Dasselbe mag ihn jedoch nicht so sicher gestellt haben, als er wünschte. „Mein Leben trägt dreißig Marken ein,“ sagt er; „dies klingt hoch, doch ist der Rugen so gering, daß ich ihn weder greifen, noch hören, noch sehen kann. Nun kommen die Pfaffen, die selbst schon volle Risten haben, und verlangen, daß ich ihnen davon geben solle.“ (13) In der That scheint die Gabe den Dichter nicht vor dem Banerleben geschützt zu haben, denn wir finden ihn bald darauf zum drittenmale in Wien (gegen 1219), wo er sich längere Zeit aufhielt. Aber er fand am Hofe nicht Alles, wie er es wünschte. Insbesondere schmerzte es ihn, den Verfall der Kunst wahrnehmen zu müssen. „O weh, hofeliches Singen,“ so klagt er, „daß dich ungefüge Löne sollten je vom Hofe verdrängen, daß dich Gott selbst beinahe verhöhnt! O weh, daß deine Würde also darnieder liegt! Des sind alle deine Freunde unfrom. Es muß nun einmal also sein: nun sei es also! Fröhlicher Unfug, ihr habt gestiegen! — Wer uns Freude wieder brächte, die recht und kunstreich wäre, hei, wie wohl man des gedächte, wo man nur von ihm spräche! Es wäre ein viel hofeliches Beginnen, das ich immer gern herbeiwünsche. Frauen und Herren geizmet es wohl: o weh, daß es Niemand thut! — Die das rechte Singen stören, deren ist ungleich mehr, als die es gerne hören. Doch folg' ich der alten Lehre: Ich will nicht streben nach der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manchen rohen Ton hat. Sagt, wer soll da die Harfe spielen? — Die so freventlich schallen, derer muß ich vor Zorne lachen, daß sie sich selbst wohlgefallen mit so ungefügen Sachen. Die thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien also wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, da sie doch gern mehr sänge. — Wer Unfug schweigen hiesse, was man da noch vor Freunden sänge! und wer ihn von den Burgen stieße, daß er da die Frohen nicht verdrängte! Würden ihm die großen Hufe benommen, das wäre Alles nach dem Willen mein; bei den Bauern ließ ich ihn

wohl sein: von da ist er auch hergekommen.“ (36) Daß Walthar unter den angefügten, unhöfischen Dichtern vorzugsweise den Rithart gemeint habe, ist schon von Uhlund bemerkt, von Andern bestritten worden, welche sich darauf stützen, daß Rithart ein höfischer Dichter gewesen, wie er denn selbst einmal ausdrücklich sage: „Das will ich mit Gesänge nun den Hofeleuten klagen!“ Allein es ist ja gerade dieses, was Walthar tadelt; er erhebt ja eben seine Stimme gegen die Fürsten und Herrn, daß sie ihr Ohr solchen Gesängen leihen. Auch der weitere Grund, der gegen Uhlunds Meinung vorgebracht wird, daß Ritharts Dichtungen kunstgerecht seien, und rücksichtlich der äußeren Form zu den vollendetsten gehören, ist nicht beweisend, da Walthar hier offenbar nicht die Form, sondern den unhöfischen, d. h. gemeinen Stoff im Auge hat, der gerade Ritharts eigenthümliche Seite bildet.

Wie lange Walthar damals in Wien geblieben sein mag, wissen wir nicht; nur so viel scheint sicher zu sein, daß er während dieser Zeit auch vorübergehend am Hofe von Rärnthen und bei Berthold, dem Patriarchen von Aquileja, sich aufgehalten habe. Später hat er, wie aus einem in Palästina gedichteten Liebes ersichtlich ist, einen Kreuzzug mitgemacht; wann dies aber geschehen sei, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Die wahrscheinlichste Annahme ist die, daß er im Jahre 1228 den Kaiser Friedrich II. nach Palästina begleitet habe und vielleicht auch mit demselben zurückgekehrt sei. Gewiß ist, daß er denselben öfters ermahnt hatte, den Kreuzzug auszuführen, welchen zu unternehmen er feierlich versprochen hatte. Da der Kaiser zu der festgesetzten Zeit nicht abgefahren war, hatte der Papst den Bann über ihn ausgesprochen, und er hätte als ein von der Kirche Verfluchter eigentlich den Zug nicht unternehmen dürfen; allein Walthar trat auch hier den Anmahungen Roms kräftig entgegen, welche nur darauf abzielten, das Reich in immer größere Verwirrung zu stürzen. „Vote, sage dem Kaiser seines armen Mannes Rath, ich weiß keinen besern, wie es nun steht. Ob man ihn auch auf Gut und Leute warten läßt, so fahre er bald und lehre bald zu uns, er lasse sich nicht bethören, er verwirre die, welche Gott und ihn geärgert haben. Die guten Pfaffen warne er, daß sie den schlimmen kein Gehör schenken, welche das Reich in Verwirrung zu bringen suchen; er scheide sie von den guten, oder er lasse allen die Kirchen verschließen!“ (4)

Die von Einigen aufgestellte Behauptung, daß Walthar nie einen Kreuzzug mitgemacht habe, steht mit dem deutlichen Wortlaute des erwähnten Liedes in zu offenbarem Widerspruch, als daß sie gebilligt werden könnte. Wenn er auch in einem andern Gedichte (17) den Po als die südliche Gränze seiner Wanderungen bezeichnet, so ist dasselbe eben früher abgefaßt, als das Kreuzlied. Auch darf man sich hier wohl auf den Sängerkrieg berufen; denn wenn dieser auch im Ganzen sagenhaft ist, so ist doch nicht Alles Erdichtung, und man darf wohl ohne zu große Kühnheit diejenigen Thatfachen für historisch wahr annehmen, welche durch andere Zeugnisse beglaubigt werden. Da er nun ausdrücklich berichtet, daß Walthar in Constantinopel, Bagdad und Babylon gewesen sei, so wird dies durch das Kreuzlied bestätigt, wie dieses wiederum

durch den Sängerkrieg Beglaubigung erhält. Uebri-
gens spricht das erwähnte Kreuzlied so entscheidend
und ausdrücklich, daß offenbar den Worten Ge-
walt angethan wird, wenn man in ihnen bloß den
Ausdruck der Sehnsucht nach dem heiligen Lande
finden will. „Run erst lebe ich mir werth,“ sagt er,
„seit mein sündlich Auge sieht das hehre Land und
auch die Erde, der man viel Ehre erweist. Mir
ist geschöhen, darum ich bat, ich bin ge-
kommen an die Stätte, wo Gott in mensch-
licher Gestalt einherging. — Schöne Lande, reich
und hehr, so viel ich noch deren gesehen habe,
so bist du doch herrlicher als alle!“ — „Hier ließ
sich Christus taufen,“ sagt er weiter; „hier ließ
er sich verkaufen; hier erlitt er den grimmigen Tod.“
— „Christen, Juden und die Heiden,“ so schließt
das Gedicht, „die sagen, daß dies ihr Erbe sei;
Gott möge es zu Recht entscheiden bei seinem drei-
einigen Namen. Die ganze Welt strebt hieher, nur
wir haben das rechte Verlangen, und so ist es recht,
daß er es uns gewähre!“ (9) Wenn sich ein Dich-
ter auch in eine bloß gedachte Lage versetzen kann,
so wird er es doch nie in dieser Weise thun, wie
es hier der Fall wäre, am wenigsten ein Dichter,
wie Walther, dem die Wahrheit so heilig ist. Hätte
er sich aber wirklich durch die Kraft seiner schaffenden
Phantasie in das gelobte Land versetzt, so
würde der Widerspruch dieses poetischen Zustandes
mit der Wirklichkeit nothwendig in dem Dichter die
Sehnsucht erweckt haben, das poetische Gebilde
verwirklicht zu sehen; in dem vorliegenden Gedichte
spricht sich aber nicht nur keine solche Sehnsucht
aus, sondern es ist vielmehr ausdrücklich gesagt,
daß sie in Erfüllung gegangen sei.

Von den weiteren Lebensschicksalen des Dichters
ist nichts weiter bekannt; wenn auch einige Gedichte
nach dem angegebenen Zeitpunkt verfaßt worden
sein mögen, wie vielleicht dasjenige, in welchem er
berichtet, daß er vierzig Jahre und länger von der
Minne gesungen habe (37), so enthalten diese doch
keine Andeutungen, welche zu weiteren Schlüssen
berechtigen könnten. Daß Walther in Würzburg
gestorben ist, beweist sein Grabmal, welches sich,
wie die um 1350 abgefaßte Würzburger Lieder-
handschrift berichtet, im Kreuzgange des neuen
Münsters befand und mit einer lateinischen Inschrift
versehen war. In einer handschriftlichen Chronik
findet sich folgende liebevolle Sage. Im Gange des
neuen Münsters, Lorenzgarten genannt, sei Wal-
ther unter einem Baume begraben. Dieser habe in
seinem Testament verordnet, daß man auf seinem
Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken
gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, habe er
in den Stein, unter dem er begraben liege, vier
Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vö-
gel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe
dieses Vermächtniß für Vögel in Semeln verwan-
delt, welche an Walthers Jahrestage den Ghorherren
gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln!

Das Grabmal ist nicht mehr vorhanden; dage-
gen hat man ihm vor nicht langer Zeit einen ein-
fachen Denkstein errichtet, und die frühere Inschrift,
von welcher Abschriften sich erhalten hatten, auf
demselben wiederholt. Sie ist lateinisch und lautet
in deutscher Uebersetzung also:

„Der du im Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen,
Du, die Blume der Kunst, der Weisheit Mund, bist ge-
storben:

Daß die himmlische Krone nun deine Tugend erringe,
Spreche, wer dieses liest: Gott möge sich seiner erbarmen!“

Ehe wir zur Würdigung Walthers als Dichter
übergehen, haben wir noch einige Bemerkungen über
seine äußern Verhältnisse und seine Person nach-
zutragen. Daß er das Leben eines fahrenden Sän-
gers führte und zu Pferde reiste, ist schon berich-
tet worden. Seine Lieder, die er mit der Geige
begleitete („Bohlauf!“ — sagt er einmal — „wer
tanzen wolle nach der Geigen!“), trug er selbst
vor, und zwar nicht bloß an Höfen, sondern auch
auf der Straße, wie er selbst berichtet, was wohl
wiederum beweist, daß er kein adeliger Sänger
sein konnte. Er war arm, wie wir ebenfalls schon
gesehen haben; selbst das von Friedrich ertheilte
Lehen hatte ihn nicht so sicher gestellt, daß er des
Banderlebens überhoben gewesen wäre. So drückend
dieses für ihn auch gewesen sein mag, und so sehr
er nach Unabhängigkeit strebte, blieb er dabei doch
ungebeugten Muthes, wie er denn in seinem dich-
terischen Testamente seine Armuth mit Laune be-
spricht. „Ich will nun theilen, ehe ich dahinsfare,
mein fahrend Gut und des Eigenthums viel, daß
Niemand es ansprechen dürfe, als die, denen ich
es hier bescheiden will. All mein Unglück will ich
hinterlassen jenen, die sich an Haß und Reid gern
gewöhnen, dazu mein Mißgeschick; meinen Kum-
mer sollen die Lügner haben; mein thöricht Ein-
nen lasse ich denen, die mit Falschheit minnen,
den Frauen vermache ich nach Herzensfreude seh-
nend Leid.“ (34) In ähnlicher betterer Weise macht
er dem Glücke Vorwürfe über seine Parteilichkeit:
„Frau Glück theilt rings um sich her Gaben aus
und lehret mir den Rücken zu; da ich sie nicht be-
wegen kann, sich meiner zu erbarmen, so weiß ich
nicht, was ich thun soll. Sie steht ungern mir ge-
genüber, und laufe ich herum, so bin ich doch im-
mer hinter ihr; sie gerubet nicht, mich anzusehen.
Ich wollte, daß ihr die Augen im Nacken ständen,
so müßt es gegen ihren Willen geschehen!“ (31)
Von Gestalt mag er nicht schön gewesen sein; we-
nigstens dürfen wir es aus dem tiefgefühlten Liede
entnehmen, in welchem er sich wundert, daß ihn
die Geliebte andern vorziehen könne (50), ein Lied,
das an ein ähnliches des französichen Dichters
Beranger erinnert*), der überhaupt manchen Ver-
gleichungspunkt mit unserm Walther darbietet.
Wenn dieser es aber unbegreiflich findet, daß eine
Frau einen nicht schönen Mann, der vielleicht schon
vor dem Alter ergraut war**), so herznüßlich
lieben könne, so ist dies nicht so zu verstehen, als
ob er selbst so großes Gewicht auf Mannerschön-
heit gelegt hätte; vielmehr sagt er ausdrücklich,
man solle die Schönheit an den Frauen preisen,
den Männern stehes solches Lob übel, weil es weich
und südtisch klinge; den Männern aber gezieme
Rühmbeth, Wilde und Beständigkeit. (24)

Walther war ein Dichter im wahrsten Sinne
des Wortes, der einzige aus jener Zeit, den Deutsch-
land mit Stolz und ohne Vorurtheil den größten
Sängern des Auslandes an die Seite setzen darf.
Man kann keinem Fremden zumuthen, daß er an
dem schroffen und abenteuerlich mystischen Wesen
eines Wolframs Geschmack finde, weil sich darin

*) Qu'elle est jolie!

**) „Wan wie stät mir min houbet! daz ist niht zo
wol getän!“ sagt Walther, und Beranger: „Mon front
chauve avant trente ans.“

nur eine beschränkte Weltanschauung geltend macht, die aberdies keineswegs in künstlerischer Gestaltung in die Erscheinung tritt. Wer aber reges Gefühl für ächte Poesie besitzt, wer Sinn für edle Gesinnung und Tiefe der Gedanken, für Schönheit der Sprache und der poetischen Gestaltung hat, der muß an Walthers eben so großes Wohlgefallen finden, als an Petrarca oder irgend einem andern großen Dichter, möge er der deutschen Geschichte und dem deutschen Bildungswege noch so fremd sein. Denn Walthers stellt uns in allen seinen Dichtungen stets nur das rein Menschliche dar; er mag die Gebrechen seiner Zeit mit gewaltiger Stimme geißeln, und kühn sich gegen die Annahmen der weltbeherrschenden Päpste erheben, oder er mag die Seligkeit, den Schmerz der Liebe schildern, oder heitere Bilder des Lebens entwerfen. Und ob er schon ganz der Dichter seiner Zeit ist, so erhebt er sich doch wiederum so sehr über dieselbe — was von keinem andern deutschen Dichter des Mittelalters zu rühmen ist — daß seine Dichtungen, obgleich zum Theil aus der speciellsten Gelegenheit hervorgegangen, die allgemeinste Geltung gewinnen, für alle Zeiten und für alle Völker geschaffen sind.

Wir haben ihn in der Darstellung seines Lebens vorzugsweise als vaterländischen Dichter kennen gelernt, dem das Glück und die Ehre des geliebten Vaterlands vor Allem am Herzen lag. Wie rührend ist nicht (um diese Seite des Gemäldes zu vervollständigen) die Klage über die verschwundene Herrlichkeit des Reichs, dessen Lob einst allen Zungen gemein war, während nunmehr durch die Verheerlichkeit der Richter der traurigste Verfall eingetreten sei! (42) Wie erhebend dagegen das Lob des deutschen Volks, dem er kein anderes zur Seite stellen könne, so viel Länder er auch gesehen habe! „Ihr sollt sagen: Willkommen! Der Euch Neues bringet, das bin ich. Alles, was ihr habt vernommen, das ist ganz eitel: nun fraget mich! Ich will aber Lohn; und wird dieser gut, so sage ich euch leicht Etwas, das euch wohlbehagt. Seht, was man mir Würdiges bietet. — Ich will deutschen Frauen sagen solche Mähr, daß sie desto besser der ganzen Welt behagen sollen: ohne großen Lohn thue ich das. Was wollt ich auch zum Lohn? Sie sind mir zu sehr. So bin ich beschieden, und bitte sie um Nichts weiter, als daß sie mich lieblich grüßen. — Ich habe der Lande viel gesehen, und nahm der besten gerne wahr; übel müßte mir geschehen, könnte ich je mein Herz dahinbringen, daß ihm fremde Sitte gefallen solle. Was hälfe es mir, wenn ich Unrechtes behaupten wollte? Deutsche Zucht geht über Alle! — Von der Elbe bis an den Rhein und herwieder bis nach Ungerland, da mögen wohl die besten sein, die ich in der Welt kennen gelernt. Weiß ich recht zu schauen schöne Gestalt und schönen Leib, so mir Gott helfe, so würde ich wohl schwören, daß hier die Weiber besser sind, denn andere Frauen! — Deutsche Männer sind wohl gezogen; Engeln gleich sind die Frauen gestaltet; wer sie schilt, der ist betrogen; ich kann es anders nicht verstehn. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land: da ist der Wonne viel! Lange möge ich darin leben!“ (32)

Obgleich Walthers, wie wir gesehen haben, gegen die Annahmen der Kirche eifert, die Gab-

sucht der Geistlichen mit starken Worten tabelt — wie er ihnen auch einmal zuruft, ihren Reichtum zu milden Gaben zu verwenden (5); ob er gleich insbesondere das falsche Spiel der Päpste aufdeckt, welche die Christenheit in immer größere Wirren stürzten (20), so weiß er doch die Religion wohl von der Geistlichkeit zu trennen. Er war frommen, ächt christlichen Sinnes. Oder ist es nicht die reinste, kindlichste Frömmigkeit, die aus seiner Beichte spricht? „Ich thue die rechten Werke nicht, klagt er sich an, ich habe die wahre Liebe weder zu Dir, noch zu meinem Nebenmenschen, denn ich liebe keinen so, wie mich. Mögest du meine Sinne erleuchten, daß ich auch den lieben lerne, der mir Böses thut!“ (12). So ist auch er, ganz im Geiste seiner Zeit, von der Idee durchdrungen, daß das gelobte Land aus der Knechtschaft der Ungläubigen befreit werden müsse; und wenn er nicht nur zum Zuge nach Palästina auffordert, sondern selbst sein Leben für den hohen Zweck einzusetzen bereit ist, so steht dies mit den Warnungen, keine Steuern für die Kreuzzüge zu geben, nicht im Widerspruch, da er ja ausdrücklich sagt, daß diese für ganz andere Zwecke bestimmt seien. (23)

Dieser ernsten Würdigung der öffentlichen Verhältnisse und des Glaubens entsprechen auch die allgemeinen Lebens- und Weltansichten des Dichters. Wie er über Männerschönheit und Männerwerth denkt, haben wir schon oben gesehen. Nur derjenige kann Großes leisten, sagt er an einem andern Ort, wer sich selbst bezwingt und sich aus dem wilden Sturm in den sichern Hafen der Zucht und Tugend rettet. Wer dagegen nur nach äußerem Scheine strebe, könne wohl eine Zeitlang damit täuschen, doch würde der falsche Schimmer bald vor der Wahrheit verschwinden (39). Voll der einfachsten und eben deshalb auch der kernhaftesten Lebensweisheit ist das auch in formeller Hinsicht ausgezeichnete Lied über die Erziehung (44), das recht eigentlich dazu gebichtet zu sein scheint, dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden. Es ist so ganz der kindlichen Fassungsart angemessen, daß man sich leicht der Vermuthung hingeben möchte, Walthers habe das liebliche, melodienreiche Lied für seine eigenen Kinder gebichtet.

Nicht weniger groß ist Walthers als Sänger der Liebe, von der er nach seiner eigenen Versicherung (37) wohl vierzig Jahre und darüber gesungen hat. Seine Minnegesänge bieten in Inhalt und Form nicht bloß die reichste Mannigfaltigkeit, worin er keinem andern Dichter des Mittelalters nachsteht; sie zeichnen sich auch vor allen übrigen Minneliedern durch „sinnliche Kraft der Darstellung, durch die Anschaulichkeit und den Farbenglanz ihrer Lebensbilder“ aus. Wir haben eben das schöne Lied angeführt, in welchem er das Lob des deutschen Volks besingt, wobei er die Frauen nicht vergißt, die er wegen ihrer Schönheit und Zier den Frauen aller andern Länder weit vorzieht. Eine Stelle aus dem Frauenlied Ulrichs von Lichtenstein, die sich auf dieses Lied bezieht, zeigt uns, daß Walthers Minnegesänge eben so weit verbreitet und in ihrer Wirkung nachhaltig waren, als seine politischen Gedichte. Ulrich erzählt nämlich Folgendes: Als er einst auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, nach Wien reitet, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der

Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her, und singt ein Lied, wodurch er kund gibt, daß er gute Botschaft bringe:

„Heißt mich froh willkommen sein,
der euch Neues bringt, das bin ich!“

„Das Lied, sagt Ulrich, klang mir in meinem Herzen und that mir inniglich wohl!“

Balthar ist, wie die andern Minnesänger, unerschöpflich im Lobe der Frauen; aber während jene meistens immer in einem und demselben Gedankenkreise sich bewegen, weiß er stets neue Saiten anzuschlagen. „Die Frauen, sagt er, können den Bekümmerten von Sorge und Leid erlösen (25); es muß vor ihnen selbst die Herrlichkeit des Frühlings weichen (14. 27). Doch ist Anmuth und Liebreiz noch viel höher zu achten, als Schönheit; oft ist Haß in schöner Brust, nie aber bei der Anmuth, die selbst eine minder schöne Frau verschönt (29) und als zarte Weiblichkeit sich äußert, weshalb ihm auch der Name Weib theuer und lieb ist (14).“ — „Weib“, heißt es in einem andern Gedichte, welches von den späteren Dichtern oft angeführt wird, „muß immer sein der Weiber höchster Name, und preist besser, als Frau, wie ich es ansehe (28).“

Liebesverhältnisse schildert er am liebsten in Form von Gesprächen, wodurch die Schilderung eine reizende Lebhaftigkeit gewinnt. So läßt er zwei Liebende sich über die Frage unterhalten, welche Vorzüge sie am geliebten Gegenstande zu finden wünschten (26). Geistreich durchgeführt ist ein anderes Gedicht, in welchem der Liebende seiner Geliebten den Vorschlag macht, ihren Leib mit dem seinigen zu vertauschen. Alles ist so zart und fein gehalten, daß man sich unwillkürlich in den Kreis jener höfischen Feste versetzt, wo jeder durch geistvolle Unterhaltung und lebenswürdigen Witz zu glänzen sich bestrebte (43). Mit eben so viel Glück bedient sich der Dichter der epischen Form, wie in der heiteren Erzählung von dem schönen Traum, der so süßen Eindruck hinterläßt, daß er beim Tanze die Frauen bittet, sie möchten den Gut, der ihr Gesicht beschattet, etwas rücken, in der Hoffnung in einer von ihnen das schöne Traumbild wiederzusehen (38). Man sieht, daß der ernstbaste Balthar auch muthwillig sein kann; aber dieser Muthwille ist ihm eben so natürlich, als sein Ernst, und er gefällt eben, weil er aus Wahrheit der Empfindung hervorgeht. Von eben so heiterem Humour ist das Gedicht: „die Traumdeuterin“, in welchem Balthar die Traumdeutungen bespöttelt, und welches einen weiteren Beweis gibt, daß er auch in dieser Beziehung hoch über seiner Zeit stand (45).

Wenn Balthar von seiner „reichen Kunst“ spricht, gibt er selbst in Einem Worte das vollständige Bild seiner poetischen Thätigkeit. Es ist in der That die vollendetste Kunst, die sich in seinen Dichtungen äußert. Manche andere Dichter mögen eben so gedankenreich sein, oder die Sprache eben so in ihrer Gewalt haben, wie er; Andere mögen ihn an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Sprache erreichen, aber bei Wenigen nur erscheint diese Harmonie des Inhalts und der Form, die jedem seiner Gedichte das Gepräge der Meisterschaft ausdrückt. Wenn er auch manchen Ton wiederholt hat, so scheint es doch immer, als ob er erst für den Gedanken, den er darstellt, geschaffen, aus demselben hervorgegan-

gen wäre. So schmiegt sich bei ihm der großartigste, reichste Gedanke, dessen Darstellung die möglichste Breite zu erfordern scheint, oft an die engste Form, und bringt eben dadurch die lebendigste Wirkung hervor, weil er auf diese Weise am kräftigsten in die Erscheinung tritt.

Das Bild der Manessischen Sammlung, welches wir wiedergeben, stellt den Dichter in sinnreicher Auffassung so dar, wie er sich selbst zeichnet (1), auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend.



1. Die drei Dinge.

Ich saz uf einem steine:
dô dâhte ich hein mit beine,
dar uf sazt ich den ellenbogen;
ich hete in mine hant gesmogen
daz kinne und ein min wange.
Dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte sollte leben:
deheinen rât kond ich gegeben,
wie man driu dine erwurbe,
der keines niht verdurbe.
Diu zwei sint ære und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde:
die wolte ich gerne in einen schrin.
Jâ leider desn mac niht gesin,
daz guot und weltlich ære
und gotes hulde mære
zesamene in ein herze komen.
Stig und wege sint in benomen;
untruwe ist in der sâze,
gewalt vert uf der strâze;
fride unde reht sint sêre wunt:

diu driu enhabent geleites niht,
diu zwei enwerden ê gesunt.

2. Der Weise.

Ich hörte ein wazzer diezen
unt sach die vische fliezen,
ich sach, swaz in der welte was,
velt, walt, loup, rôr unde gras;
swaz kriuchet unde flüget,
unt bein zer erde biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz:
der keinez lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme,
die stritent starke stürme;
sam tuont die vogel under in;
wan daz si habent einen siu:
si endühten sich ze nihte,
si schüefen starc gerihte;
si kiesent künge unde reht,
si setzent hêren unde kneht.
Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt din ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz din êre alsô zergât!
Bekêrâ dich, bekêre!
die cirkel sint ze hêre,
die armen künge dringent dich:
Philippe, setze ein weisen ûf,
und heiz si treten hinder sich!

3. Der Klausner.

Ich sach mit minen ougen
manne und wibe tougen,
deich gehörte und gesach,
swaz iemen tet, swaz iemen sprach.
Ze Rôme hörte ich liegen,
unt zwêne künge triegen.
Dâ von huop sich der meiste strit,
der ê was oder iemer sit,
dô sich begunden zweien
die pfaffen unde leien.
Daz was ein nôt vor aller nôt:
lip unde sêle lac dâ tôt.
Die pfaffen striten sêre,
doch wart der leien mêre.
Diu swert, diu leiten si dernider,
und griffen zuo der stôle wider:
si bienen, dî si wolten,
und niht den si solten.
Dô stôrte man diu gotes hûs;
dô hörte ich verre in einer klûs
vil michel ungebære:
dâ weinte ein klôsenære,
er klagete Gote siniu leit:
O wê, der bâbest ist ze junc,
hilf, hêre, diner kristenheit!

4. An den Kaiser.

Bot, sage dem keiser sines armen mannes rât,
daz ich deheinen bezzern weiz, als ez nû stât.
Ob in guotes unde liute ieman erbeiten lât,
Sô var er balde und kome uns schiere, lâze
sich niht tôren,
irre ouch etelichen, der Got und in girret hât;
Die rehten pfaffen warne, daz si niht gehôren
den unrehten, die daz riche wænent stôren,
scheides von in, oder scheides alle von den kêren!

5. Reichthum der Kirche.

Solt ich den pfaffen râten an den triuwen mîn,
sô spræche ir hant den armen zuo: Sê, daz ist dîn!
ir zunge sunge unt lieze manegem man daz sîn,
Gedâhten, daz si wâren ouch durch Got al-
muosenære:
dô gap in êrste gelt der künio Constantin.
Hêr er gewest, daz dâ von ûbel künftic wære,
sô het er wol underkomen des riches swære:
wan daz si dô wâren kiusche und übermüete lære.

6. Fluch und Segen.

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
Wir hörten iuch der kristenheit gebieten,
Wes wir dem keiser solten pflegen,
dô ir im gabet Gotes segen,
daz wir in hiezzen hêre und vor im knieten.
Ouch solt ir niht vergezzen,
ir sprâchent: Swer dich segen, der si
gesegent, swer dir fluoche, der si verfluochet
mit fluoche volmezzen!
Durch Got bedenkent iuch dâ bi,
ob ir der pfaffen êre iht geruochet.

7. Aufforderung zum Kreuzzuge.

Hêr keiser, ich bin frônebote
und bring iu boteschaft von Gote;
ir habt die erde, er hât daz himelriche.
Hêr hiez iu klagen, ir sint sîn voget;
in sines sunes lande broget
diu heidenschaft iu beiden læsterliche.
Ir muget im gerne rihten:
sîn sun, der ist geheizzen Krist,
er hiez iu sagen, wie erz verschulden welle.
Nû lât in zuo iu pflihten:
er rihtet iu, da er voget ist,
klagt ir joch über den tievel ûz der helle.

8. Zwei Zungen.

Got git ze künge, swen er wil;
dar umbe wundert mich niht vil,
uns leien wundert umbe der pfaffen lère.
Si lêrten uns bi kurzen tagen,
daz wellents uns nû widersagen.
Nû tuonz dur Got und dur ir selber êre;
Unt sagen uns bi ir triuwen,
an welcher rede wir sîn betrogen.
Volrecken uns die einen wol von grunde,
die alten ê, die niuwen;
uns dunket einz si gelogen;
zwô zungen stânt unebue in einem munde.

9. Das gelobte Land.

Allerêrst lebe ioh mir werde,
sit min sündic ouge siht
Daz hêre lant und ouch die erde,
der man vil der êren giht.
Mîrst geschehen, des ich ie bat,
ich bin komen an die stat,
dâ Got mennischlichen trat.
Schœniu lant, rich unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
Sô bist duz ir aller êre,
Waz ist wunders hie geschehen!
Daz ein magt ein kint gebâr,
hêre ûbr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine si;

Dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden fri:

Anders wæren wir verlorn!
Wol dir, sper, kriuz unde dorn!
Wê dir, heiden, deist dir zorn!

Do er sich wolte ûbr uns erbarmen,
hie leit er den grimmen tût,

Er, vil rîche, ûbr uns vil armen,
daz wir kômen ûz der nôt.

Daz in dô des niht verdrôz,
dâst ein wunder alze grôz,
aller wunder ûbergnoz.

Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, da 'r inne lac;

Des was ie der vater geselle,
und der geist, den niemen mac

Sunder scheiden: êst al ein,
sleht und ebener danne ein zein,
als er Abrahâme erschein.

Do er den tîel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,

Dô fuor er her wider ze lande.
Dô huob sich der Juden leit,

Daz er hêrre ir huote brach,
und daz man in sit lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage; dô fuor er dar,

Dannen in sin vater sande.

Sinen geist, der uns bewar,

Den sant er hin wider zehant.

Heilic ist daz selbe lant:
sin name der ist vor Gote erkant.

In diz lant hât er gesprochen
einen angeslichen tac,

Dâ diu witwe wirt gerochen,
und der weise klagen mac

Und der arme den gewalt,
der dâ wirt mit ime gestalt:
wol im dort, der hie vergalt!

Unser lantrechtære tichten
fristet dâ niemannes klage;

Wan er wil ze stunden rihten,
so ez ist an dem lesten tage:

Und swer deheine schult hie lât
unverebenet, wie der stât
dort, da er pfant noch bûrgen hât!

Ir enlât iuch niht verdriezen,
daz ich noch gesprochen hân;

Sô wil ich die rede entsliezen
kurzwîlen und iuch wîzzen lân:

Swaz Got mit der welte ie
..... begie,
daz huob sich dort und endet hie.

Kristen, Juden und die heiden
jehent, daz dis ir erbe si;

Got müez ez ze rehte scheiden
durch die sine namen dri.

Al diu welt diu stritet her;
wir sint an der rehten ger,
reht ist, daz er uns gewer.

10. Der Hof zu Eisenach.

Der in den ôren siech von ungesûhte si,

daz ist mîn rât, der lâz den hof ze Dûringen fri;
wan kumet er dar, dês wâr er wirt ertœret:

Ich hân gedrunge, unz ich niht mê dringen
mac.

Ein schar vert ûz, diu ander in, naht unde tac:
grôz wunder ist, daz iemen dâ gehœret.

Der lantgræve ist sô gemuot,
daz er mit stolzen helden sine habe vertuot,
der iegeslicher wol ein kenpfe wære.

Mir ist sin hôhiu fuor wol kunt:
und gulte ein fuoder guotes wînes tûsent pfunt,
dâ stûende ouch niemer ritters becher lære.

11. Der Pfaffen Bâhl.

Kûne Constantin der gap sô vil,
als ich ez iu bescheiden wil,
dem stuol ze Rôme, sper, kriuz unde krône:

Zehant der engel lûte schrê:

Owê, owê, zem dritten wê!

Ê stuont diu kristenheit mit zûhten schône;

Der ist ein gift nû gevallen,
ir hœne ist worden zeiner gallen:
daz wirt der werlt her-nâch vil leit.

Alle fûrsten lebent nû mit êren,
wan der hœhste ist gewachtet:
daz hât der pfaffen wal gemacht.

Daz si dir, sûezer Got, gekleit!
Die pfaffen wellent leien rêht verkeren:
der engel hât uns wâr geseit.

12. Beidte.

Vil wol gelopter Got, wie selten ich dich prsie!
Sit ich von dir beide wort hân unde wîse,
wie getar ich sô gefreveln under dime rise?

Ichn tuon diu rehten werce, ichn hân die wæren
minne

ze minem ebenkristen, hêrre vater, noch ze dir:
sô holt enwart ich ir dekeinem nie sô mir.

Frôn Krist, vater unt sun, dîn geist berihte mine
sinne!

Wie solt ich den geminnen, der mir übele tuot?
Mir muoz der iemer lieber sin, der mir ist guot.
Vergib mir anders mine schulde, ich wil noch ha-
ben den muot!

13. Der Pfaffen Gabsucht.

Der kûneo, mîn hêrre, lêch mir gelt ze drizec
marken:

des enkan ich niht gesliezen in den arken,
noch geschiffen ûf daz mer in kielen noch in barken.

Der nam ist grôz, der nuz ist aber in solher
mâze,

daz ich in niht begrifen mac, gehœren noch ge-
sehen:

wes sol ich danne in arken oder in barken jehen?
Nû râte ein ieglich friunt, ob ichz behalte, ode
ob ichz lâze!

Der pfaffen disputieren ist mir gar ein wiht:
si prûeven in den arken niht, da ensi ouch iht:
nû prûeven her, nû prûeven dar, son habe ich
drinne niht.

14. Lob der Frauen.

Durhsûezet unt geblûemet sint die reinen frou-
wen:

ez wart nie niht sô wûnnecliches an ze schouwen
in lûften noch ûf erden, noch in allen grûenen
ouwen.

Liljen unde rösen bluomen, swâ die lîhten
in meien touwen dur daz gras, und kleiner vocele
sanc,

daz ist gein solher wûnnebernden fröide kranc,
swâ man ein schône frowen siht. Daz kan trûeben
muot erluhten,

Und leschet allez trûren an der selben stunt,
sô lieblich lache in liebe ir sûezer rôter munt,
unt strâle ûz spilnden ougen schieze in mannes
herzen grunt.

15. An König Friedrich.

Von Rôme vogt, von Pülle kûneo, lât iuch er-
barmen,
daz man mich bi richer kunst lât alsus armen!
Gerne wolde ich, möhte ez sîn, bi eigenem flure
erwarmen.

Zai, wiech danne sunge von den vogellînen,
von der heide unt von den bluomen, als ich wil-
lent sanc!

Swelch schône wip mir denne gæbe ir habedanc,
der liez ich liljen unde rösen ûz ir wengel schinen.

Kume ich späte und rite fruo, gast, wê dir, wê!
Sô mac der wirt wol singen von dem grünen klê:
die nôt bedenkent, milter kûneo, daz iuwer nôt
zergê!

16. Das Reichslehen.

Ich hân min lêhen, al die werlt, ich hân min
lêhen!

Nû enfürhte ich niht den hornunc an die zêhen,
und wil alle böesen hêrren dester minre flêhen.

Der edel kûneo, der milte kûneo hât mich be-
râten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
Minen nâhgebûren dunke ich verre baz getân:
si sehent mich niht mêr an ir butzen wis, als si
wilent tâten.

Ich bin ze lange arm gewesen an minen dano;
ich was sô volle scheltens, daz min âten stanc:
daz hât der kûneo gemacht reine, und dar zuo
minen sanc.

17. Gut und Ehre.

Ich hân gemerket von der Seine unz an die
Muore,
von dem Pfâde unz an die Traben erkenne ich al
ir fuore:

Diu meiste menege enruochet, wies erwirbet
guot.
Sol ichz alsô gewinnen, sô gane slafen, hôher
muot!

Guot was ie genæme, iedoch sô gie diu ère
vor dem guote: nû ist das guot sô hêre,
daz ez gewalteclîche vor ir zu den frowen gât,
mit den fûrsten zuo den kûnegen an ir rât.
Sô wê dir, guot! wie rœmesch riche stât!
du enbist niht guot: dû habest dich an die schande
ein teil ze sêre!

18. Wirt und Gast.

„Sit willekomen, hêr wirt!“ dem grooze muoz
ich swigen:
„sit willekomen, hêr gast!“ sô muoz ich sprechen
oder nigen!

Wirt unde heim sint zwêne unschamelîche
namen:

gast unde hereberge muoz man sich vil dicke
sohamen.

Noch müez ich geleben, daz ich den gast ouch
grüeze,

sô daz er mir dem wirt danken müeze.

„Sit hinaht hie, sit morgen dort!“ waz gongel-
fuore ist daz!

„Ich bin heime!“ ode „ich wil heim!“ daz trœstet
baz.

Gast unde schâch kumt selten âne haz:

nû büezet mir des gastes, daz iu Got des schâ-
ches büeze!

19. Stoffe.

Nû wil ich mich des scharpfeu sanges ouch ge-
nieten:

dâ ich ie mit vorhten bat, dâ wil ich nû gebieten.

Ich sihe wol, daz man hêrren guot und wibes
gruoz

gewalteclîch und ungezogenlîch erwerben muoz.

Singe ich minen hôvescheu sano, sô klagent
siz Stollen!

Dêswâr ich gewinne ouch lîhte knollen:

sit si die schalkheit wellen, ich gemache in vol-
len kragen.

Ze Osterrîche lernit ich singen unde sagen;

dâ wil ich mich allererst beklagen:

Find ich an Liupolt hôveschen trost, so ist mir
min muot entswollen.

20. Der neue Judas.

Wir klagen alle, und wîzzen doch niht, was
uns wirret,

daz uns der bâbest unser vater alsus hât verirret.

Nû gât er uns doch harte vaterlîchen vor,
wir volgen ime und komen niemer fuoz ûz sinem
spor.

Nû merke, welt, waz mir dar an missevalle:

gitsset er, si gitsent mit im alle;

liuget er, si liegent alle mit im sine lûge,

und triuget er, si triegent mit im sine trûge.

Nû merkent, wer mir daz verkêren mûge:

Sus wirt der junge Judas mit dem alten dort ze
schalle!

21. Wo steht's geschrieben?

Diu kristenheit gelepte nie sô gar nâch wâne!

Die si dâ lèren solten, die sint guoter sinne âne:

„Ez wær ze vil, und tæet ein tumber lele daz.“

Si sündent âne vorhte: dar umb ist in Got gehaz.

Si wîsent uns zem himel, und varent si zer helle;

si sprechent, swer ir Worten volgen welle,

und niht ir werken, der si âne zwivel dort genesen.

Die pfaffen solten kiuscher dan die leien wesen:

an welhen buochen hânt si daz erlesen,

daz sich sô maneger flizet, wa er ein schœnez
wip vervelle?

22. Der wâlsche Schrein.

Ahî, wie kristenlîche nû der bâbest lachtet,
swanne er sinen Walhen seit: „Ich hân alsô ge-
macht!“

Daz er dâ seit, des solt er niemer hân gedâht!

Er giht: „Ich hân zwên Almân under eine krône
brâht,

Daz si riche sulen stœren unde wasten;

ie dar under fûllen wir die kasten;

ich hân an minem stock gement, ir guot ist al-
lez min,

ir tinschez silber vert in minen welschen sohrin.
Ir pfaßen, ezzenet hüenr unt trinkent win,
unde lant die tinschen vasten!

23. Der Kirchenstod.

Sagt an, hêr Stoc, hât iuch der bâbest her
gesendet,
daz ir in rîchet und uns Tiutschen ermet unde
pfendet?

Swenn im diu volle mâze kumt æ Latrân,
sô tuot er einen argen list, als er è hât getân.
Er seit uns danne, wie daz rîche stê verwarren,
unz in erfüllent aber alle pfarren.
Ich wæn, des silbers wênic kumet ze helfe in Gotes lant:

grôzen hort zerteilet selten pfaßen hant.
Hêr Stoc, ir sit ûf schaden her gesant,
daz ir ûz tiutschen liuten suochet tœrinne unde
narren!

24. Mânliche Schônheit.

An wibe lobe stêt wol, daz man si heize schœne:
manne stêt ez übel, ez ist ze wîch und ofte hœne.
Küene unt milte, und daz er dâ zuo stæte si,
sô ist er vil gar gelobt: den zwein tugende wol daz
dritte bi.

Wilz iu niht versmâhen, sô wil ichz iuch
lêren,
wie wir loben suln und niht unêren.
Ir müezet in die liute sehen, welt ir erkennen wol:
nieman ûzen nâch der varwe loben sol.
Vil manic tœre ist innen tugende vol:
wie wiz der biderben herze sint, der si wil umbe
kêren!

25. Trost im Leide.

Swer verholne sorge trage,
der gedenke an guotiu wip: er wirt erlöst;
Unt gedenke an lichte tage:
die gedanke wâren ie min bester trôst.
Gegen den vinstern tagen hân ich nôt,
wan daz ich mich rihte nâch der heide,
diu sich schamt vor leide:
sô si den walt siht gruonen, sô wirts iemer rôt.

Frowe, als ich gedenke an dich,
waz diu reiner lip erwelter tugende pfliget,
Sô lâ stân: du rüerest mich
mitten an das herze, dâ diu liebe liget.

Liep unt lieber, des enmein ich niht:
dû bist mir aller liebhest, daz ich meine;
dû bist mir alleine
vor al der welte, frowe, swaz sô mir geschiht.

Wil ab iemen wesen frô,
daz wir iemer in den sorgen niht enleben?

Wê, wie tuont die jungen sô,
die von frôiden solten in den lûften sweben?

Ichn weiz anders, weme ichz wizen sol,
wan den rîchen wîze ichz und den jungen;
die sint unbetwungen,
des stât in trûren übel und stüende in frôide wol.

Wie frô Sælde kleiden kan,
daz si mir git kumber unt hôhen muot!

Sô gits einem rîchen man
ungemüete: owê, waz sol dem selben guot?

Min frou Sælde, wie si min vergaz,
daz si mir sin guot ze minem muote
nien schriet, si vil guote?
Min kumber stüende im dort bi sinen sorgen baz.

26. Schônste Fierde.

Frowe, ich hœr iu sô vil der tugende jehen,
daz iu min dienst iemer ist bereit.

Enhæt ich iuwer niht gesehen,
daz schâtte mir an minner werdekeit.

Nû wil ich iemer destê tiurre sin,
und bite iuch, frouwe,
daz ir iuch underwindet min.

Ich lebete gern, kunde ich leben:
min wille ist guot, nû bin ich tump,
nû sult ir mir die mâze geben.

„Mund ich die mâze, als ich niene kan,
sô wer ich zer welte ein sælic wip.

Ir tuot als ein wol redender man,
daz ir sô hôhe tiuret minen lip.

Ich bin noch tumber danne ir sit:
waz dar umbe?

doch wil ich scheiden disen strît:
tuot ir alrêst, des ich iuch bite,
unt saget mir der manne muot,
sô lère ich iuch der wibe site.“

Wir man, wir wellen, daz diu stætekeit
in guoten wiben gar ein krône si;

Kumt iu mit zûhten sin gemeit,
sô stêt diu lilje wol der rôsen bi.

Nû merket, wie der linden stê
der vogele singen,
dar under bluomen unde klê:
noch baz stêt wiben werder gruo;:
ir minneclicher redender munt,
der machet, daz man küssen muoz.

„Ich sage iu, wer uns wiben wol behaget:
wan der erkennet übel unde guot,

Und ie daz beste von uns saget,
dem sint wir holt, ob erz mit triuwen tuot.

Kan er ze rehte ouch wesen frô,
unt tragen gemüete
ze mâze nider unde hô,
der mac erwerben, swes er gert.
Welch wip verseit im einen vaden?
Guot man ist guoter sîden wert!“

27. Frauen und Frühling.

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,

Und diu kleinen vogellin wol singent
in ir besten wîse, die sie kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelichen zuo?

Es ist wol halb im himelriche!
Suln wir sprechen, waz sich dem geliche,
sô sage ich, waz mir dicke baz
in minen ougen hât getân;
und tæte ouch noch, gesæhe ich daz.

Swâ ein edeliu schœne frowe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewile zuo vil liuten gât,

Hovelichen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den sternern stât —

Der meie bringe uns al sin wunder,
waz ist dâ sô wünneliche under,
als ir vil minneclicher lip?

Wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an das werde wip.

Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen,
gên wir zuo der meien hôhgezite!

Der ist mit aller siner krefte komen.

Seht an in unt seht an schöne frouwen,
wederz ir daz ander überstrile,
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen?

Owê, der mich dâ welen hieze,
deich daz eine dar daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür!
Hêr Meie, ir müeset merze sin,
ê ich min frouwen dâ verlûr!

28. Weib und Frau.

Wip muoz iemer sin der wibe hôhste name,
und tiuret baz dan frowe, als ichz erkenne.

Swâ nû deheiniu si, diu sich ir wipheitschame,
diu merke disen sanc und kiese denne.

Under frowen sint unwip,
under wiben sint si tiure;
wibes name und wibes lip
die sint beide vil gehiure.
Swiez umb alle frowen var,
wip sint alle frowen gar.
Zwivellop daz hœnet,
als under wilen frouwe:
wip, dœst ein name, ders alle krœnet!

29. Schönheit und Anmuth.

Merzeliebez frowelin!

Got gebe dir hiute und iemer guot!

Mund ich baz gedenken din,
des hete ich willesichen muot.

Waz sol ich dir sagen mê,
wan daz dir nieman holder ist, dann ich? dâ
von ist mir vil wê.

Sie verwizent mir, daz ich
sô nidere wende minen sanc;

Daz si niht versinnent sich,
waz liebe si, des haben undanc;

Sie getraf diu liebe nie!
Die nâch dem guote und nâch der schœne min-
nent, wê! wiewinnent die?

Bi der schœne ist dicke haz:
zer schœne niemen si ze gâch!

Liebe tuot dem herzen baz,
der liebe gêt diu schœne nâch;

Liebe machet schœne wip:
desn mac diu schœne niht getuon, sin machet
niemer lieben lip.

Ich vertrage, als ich vertruooc
und als ichz iemer wil vertragen;

Dû bist schœne und hâst genuoc:
waz mugen si mir dâ von gesagen?

Swaz si sagen, ich bin dir holt,
unt nim din glesin vingerlin für einer kûneginne
golt.

Mâst dû triuwe unt stætekeit,
sô bin ich des ân angstet gar,

Daz mir iemer herzeleit
mit dinem willen widervar;

Mâst ab dû der zweier niht,
son müezest dû mir niemer werden! Owê danne,
ob daz geschiht!

30. Mäthenwonne.

Muget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?

Seht an, pfaßen, seht an, leien,
wie daz allez vert!

Grôz ist sin gewalt;
ine weiz, ob er zouber künne:
swar er vert mit siner wünne,
dân ist niemen alt.

Uns wil schiere wol gelingen:
wir suln sin gemeit,

Tanzen, lachen unde singen
âne dörperheit.

Wê, wer wære unf rô?

Sit die vogeles alsô schône
singent in ir besten dône,
tuon wir ouch alsô!

Wol dir, meie, wie dû scheidest
allez âne haz!

Wie wol dû die boume kleidest
und die heide baz!

Diu hât varwe mê.

„Dû bist kurzer, ich bin langer!“
alsô stritents ûf dem auger
bluomen unde klê.

Rôter mund, wie dû dich swachest!
Lâ din lachen sin!

Scham dich, daz dû mich an lachest
nâch dem schaden min.

Ist daz wol getân?

Owê sô verlornen stunde!
Sol von minnecllichem munde
solch unminne ergân?

Daz mich, frowe, an frôiden irret,
daz ist iuwer lip:

An iu einer ez mir wirret,
ungenædic wip!

Wâ nemt ir den muot?

Ir sit doch genâden riche!

Tuot ir mir ungnædecliche,
sô sit ir niht guot.

Scheidet, frowe, mich von sorgen,
liebet mir die zit,

Oder ich muoz an frôiden borgen.

Daz ir sælic sit!

Muget ir umbe sehen?

Sich frôit al diu welt gemeine:

môhte mir von iu ein kleine
frôidelin geschehen!

31. Frau Glâd.

Frô Sælde teilet umbe sich,
unt kêret mir den rûgge zuo;

Da enkan si niht erbarmen ich,
in weiz, waz ich dar umbe tuo.

Si stêt ungerne gegen mir:
louf ich hin umbe, ich bin doch iemer hinder ir:
sin ruochet mich niht an gesehen.

Ich wolte, daz ir ougen an ir nacke stûenden,
sô müest ez ân ir danc geschehen!

32. Deutschlands Ehre.

Ir suln sprechen: Willekomen!
der iu mære bringet, daz bin ich.

Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû fraget mich!

Ich wil aber miete;

wirt min lôn iht guot,

ich sage iu vil lihte, daz iu sanfte tuot:
seht, waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frowen sagen
solhiu mære, daz si destê baz

Al der werlte suln behagen;
âne grôze miete tuon ich daz.

Waz wold ich ze lône?

Si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege, unt bite si nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:

Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,

Daz im wol gevallen
wolde fremeder site!
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn,
und her wider unz an Ungerlant

Sô mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte hân erkant.

Man ich rehte schouwen
guot gelâz unt lip,
sem mir Got, sô swüere ich wol, daz hie diu wip
bezzet sint, danne ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wip getân;

Swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sin anders niht verstan.

Tugeht unt reine miene,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

33. Trûbe Zeit.

Di zwivelære sprechent, ez si allez tût,
ezn lebe nû nieman, der iht singe:

Nû mugen si doch bedenken die gemeinen nôt,
wie al diu welt mit sorgen ringe!

Kumt sanges tac, man hœret singen unde
sagen:

man kan noch wunder!
Ich hœrte ein kleine vogellin daz selbe klagen,
daz tet sich under:
„Ich singe niht, ez welle tagen!“

34. Letzter Bîsse.

Ich wil nû teilen, è ich var,
min varnde guot und eigens vil,

Daz iemen dürfe strien dar,
wan den ichz hie bescheiden wil.

Al min ungelücke wil ich schaffen jenen,
die sich hazzes unde nides gerne wenen,
dar zuo min unsælkeit;

mine swære
haben die lügenære;

min unsinnen

schaff ich den, die mit velsche minnen,
den frowen nâch herzeliebe senendiu leit!

35. Der Ratser als Spielmann.

Ob ich mich selben rüemen sol,
sô bin ich des ein hübescher man,

Daz ich sô munge unfuoge dol
sô wol, als ichz gerechen kan.

Ein klösenære, ob erz vertrüege? ich wæne,
er nein!

Hæt er die stat, als ich sie hân,
bestüende in dan ein zörnelin,
ez wurde unsanfter widertân.

Swie sanfte ichz alsô lâze sin,
daz und ouch inê vertrage ich doch dur eteswaz.

Frowe, ir sit schône unt sit ouch wert:
den zwein stêt wol genâde bi.

Waz schadet iu, daz man iuwer gert?
joch sint jedoch gedanke fri.

Wân unde wunsch daz wolde ich allez
ledic lân:

höveschent mine sinne dar,
waz mag ichz, gebents iu minen sanc?

Des nement ir lihte niender war:
sô hân ichs doch vil hôhen danc!

Treit iuch min lop ze hove, daz ist min wer-
dekeit.

Frowe, ir habt mir geseit alsô,
swer mir beswære minen muot,

Daz ich den mâche wider frô;
er schame sich lihte unt werde guot.

Diu lère, ob sie mit triuwen si, daz schi-
ne an iu!

Ich fröwe iuch, ir beswæret mich:
des schamt iuch, ob ichz reden getar,

lât iuwer wort niht velschen sich,
unt werdet guot, sô habt ir war.

Vil guot sit ir, dâ von ich guot von guote wil.

Frowe, ir habt ein werdez tach
an iuch geslouft, den reinen lip,

Wan ich nie bezzet kleit gesach:
ir sit ein wol bekleidet wip!

Sin unde sælde sint gesteppeet wol dar in.
Getragene wât ich nie genam:

dise næm ich, als gerne ich lebe!

Der keiser wurde ir spileman
umb alsô wünnecliche gebe.

dâ keiser, spil! Nein, hêre keiser, anderswâ!

36. Berfall des Gefangs.

Owê, hovelichez singen,
daz dich ungefüege dôene

Solten ie ze hove verdringen!
daz dich schiere Got gehœne!

Owê, daz din wirde alsô geliget!
Des sint alle dine friunde unfrô.

Daz muoz eht alsô sin; nû si alsô!
Frô Unfuoge, ir habt gesiget!

Der uns fröide wider bræhte,
diu reht unt gefüege wære,

Mei, wie wol man des gedæhte,
swâ man von im seite mære!

Ez wær ein vil hovelicher muot,
des ich iemer gerne wünschen sol.

Frowen unde hêren zæme ez wol:
Owê, daz ez nieman tuot!

Die daz rehte-singen stœrent,
der ist ungeliche mære,

Danne die ez gerne hœrent.
Doch volg ich der alten lère:

Ich enwil niht werben ze der mül,
dâ der stein sô riuschent umbe gât,

und daz rat sô munge unwise hât;
merkent, wer dâ harpfen sül.

Die sô frevellichen schallent,
der muoz ich vor zorne lachen.

Daz in selben wol gevallen
mit als ungefüegen sachen.

Die tuont sam die frösche in eime sê,
den ir schrien alsô wol behaget,

daz diu nahtegal dâ von verzaget,
sô si gerne sunge mē.

Swer ungeflēge swigen hieze,
waz man noch von frōiden sunge!

Unt si abe den bürgen stieze,
daz sie dâ die frôn niht twunge.

Wurden ir die grōzen hōve benomen,
daz wær allez nâch dem willen min;
bi den gebūren liez ich si wol sin:
danne ist si och her bekomen.

37. Der Greis am Stabe.

Ir reinen wip, ir werden man,
ez stēt alsô, daz man mir muoz
er unde minneclichen guoz
noch volleclicher bieten an.

Des habet ir von schulden grœzer reht, dan ē;
welt ir vernemen, ich sage iu wes.
Wol vierzec jâr hab ich gesungen oder mē
von minnen und als ieman sol.

Dô was ichs mit den andern geil:
nu enwirt mirs niht, ez wirt iu gar;
min minnesanc, der diene iu dar,
und iuwer hulde si min teil.

Lât mich an eime stabe gân
unt werben umbe werdekheit
mit unverzageter arebeit,
als ich von kinde habe getân.

Sô bin ich doch, swie nider ich si, der werden ein,

genuoc in minner mâze hō. [nein!
Daz müet die nideren: ob mich das iht schwache?
Die biderben hânt mich destē baz.

Der werden wîrde diust sô guot,
daz man inz hōchste lop sol geben:
em wart nie lobelicher leben,
swer sô dem ende rehte tuot.

38. Langweife.

„Nemt, frowe, disen kranz,“
Also sprach ich zeiner wol getânē maget,
„Sô zieret ir den tanz
mit den schœnen bluomen, als irs ûffe traget.

Met ich vil edele gesteine,
daz müest ûf iuwer houbet,
obe ir mirs geloubet;
sêt mine triuwe, daz ichz meine.

Frowe, ir sit so wol getân,
daz ich iu min schapel gerne geben wil,
So ichz aller beste hân.

Wîzer unt rôter bluomen weiz ich vil,
Die stēt sô verre in jener heide;
dâ si vil schœne entspringent
und die vogeles singent,
dâ suln wir si brechen beide.“

Si nam, daz ich ir bôt,
einem kinde vil gelich, daz êre hât;

Ir wangen wurden rôt,
same diu rôse, dâ si bi der liljen stât;
Dô erschampten sich ir liechten ougen,
dô neic si mir vil schœne:
daz wart mir ze lône;
wart mirs iht mēr, daz trage ich tougen.

Mir dûhte, daz mir nie
lieber wurde, danne mir ze muote was;

Die blumen vielen ie
von dem boume bi uns nider an daz gras:

Seht, dô muost ich von frōiden lachen,
Dô ich sô wünnecliche
was in troume rîche,
dô taget ez unde muos ich wachen.

Mir ist von ihr geschehen,
daz ich disen sumer allen meiden muoz

Vast unter dougen sehen.
Lihte wirt mir miniu: so ist mir sorgen buoz!

Waz obe si gêt an disem tanze?
Frowe, dur iuwer gûete
rucket ûf die hûete;
owê, gesæhe ichs under kranze!

39. Selbstbeherrschung.

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und disen?

Daz tuot jener, der sich selber twinget,
und alliu siniu lit in huote bringet

Uz der wilde in stæter zûhte habe.
Geligeniu zuht unt schame vor gesten
mugen wol eine wile erglesten:
der schin nimt drâte ûf und abe.

40. Auf den Tod Reimar des Älten.

Dêswâr, Reimâr, dû riuwes mich,
michels harter, danne ich dich,
ob dû lebtes und ich wær erstorben.

Ich wilz bi minen triuwen sagen,
dich selben wolt ich lûzel klagen,
ich klage din edelen kunst, daz sist verdorben.

Dû kundest al der werlte frōide mēren,
so daz ze guoten dingen woltes kēren.
Mich riuwet din wol redender munt und din vil
sûezer sanc,

daz die verdorben sint bi minen ziten.
Daz dû niht eine wile mohtest biten!
Sô leiste ich dir geselleschaft: min singen ist niht
lanc.

Din sêle müeze wol gevarn, unt habe din zunge
danc!

41. Fest zu Nürnberg.

Si frâgent mich vil dicke, was ich habe ge-
sehen,
swenne ich von hove rîte, und waz dâ si ge-
schehen:

Ich liuge ungerne, und wil der wârheit halber
niht verjehen.

Ze Nûrenberge was guot gerihte, daz sage ich
ze mære;
umb ir milte frâget varndez volc: daz kan wol
spehen;

Die seiten mir, ir malhen schieden danne lære.
Unser heimschen fürsten sint sô hovebære,
daz Liupolt eine müeste geben, wan dêr ein gast
dâ wære.

42. Sinken des Reichs.

Ich sach hie vor eteswenne den tac,
daz unser lop was gemein allen zungen:

Swâ uns dehein lant iender nâhe lac,
daz gerte suone oder ez was betwungen.

Rîcher Got, wie wir nâch êren dô rungen!
Dô rieten die alten, unt tâten die jungen.

Nû krumb die richter sint,
(diz bîspel ist ze merkenne blint)
swaz nû dâ von geschehe, meister, daz vînt!

43. Der Tausch.

Frowe, lât iuch niht verdriezen
miner rede, ob si gefüege si;

Möhte ichs wider iuch geniezen,
sô wær ich den besten gerne bi.

Wizzet, daz ir schône sit;
hât ir, als ich mich verwêne,
güete bi der wolgetæne,
waz danne an iu einer êren lit!

„Ich wil iu ze redenne gunnen,
sprechent swaz ir welt, ob ich niht tobe;

Daz hât ir mir an gewonnen
mit dem iuwern minneclichen lobe.

Ichn weiz, obe ich schône bin,
gerne hete ich wibes güete;
lêrt mich, wie ich mich behüete:
schöner lip entoye niht âne sin!“

Frowe, daz wil ich iuch lèren,
wie ein wip der werlte leben sol.

Guote liute sult ir êren,
minneclich an sehen unt grêuzen wol;

Eime sult ir iuwern lip
geben für eigen, nement den sînen!
Frowe, wolent ir den mînen,
den gæb ich umb ein sô schône wip!

„**Beide** schowen unde grêuzen,
swaz ich mich dar an versümet hân,

Daz wil ich vil gerne bûezen.

Ir hânt hovelich an mir getân;
Tuont durch minen willen mê,
sit nit wan min redgeselle.
In weiz nieman, dem ich welle
nemen den lip: ez tæte im lihte wê.“

Frowe, lânt michz alsô wâgen
(ich bin dicke komen ñz grôzer nô!),

Unde lânts iuch niht betrâgen:
stirbe ab ich, sô bin ich sanfte tô!t!

„**Mêrre**, ich wil noch langer leben!

Lihte ist iu der lip unmære:
waz bedorfte ich solher swære,
solt ich minen lip umb iuwern geben?“

44. Lebensregeln.

Nieman kan mit gerten

kindes zuht beherten:
den man zêren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.

Dem ist ein wort als ein slac,
den man zêren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

Hüetent iuwere zungen,
das zimt wol dien jungen:
stôz den rigel für die tür,
lâ kein böse wort dar für!

Lâ kein böse wort dar für,
stôz den rigel für die tür;
daz zimt wol dien jungen:
hüetent iuwere zungen!

Hüetent iuwere ougen
offenbar unt tougen,
lânt si guote site spehen
und die böesen übersêhen!“

Und die böesen übersêhen
lânt si, guote site spehen:
offenbar unt tougen
hüetent iuwere ougen!

Hüetent wol der ôren,
oder ir sint tôren:

lânt ir böesiu wort dar in,
daz gunêret iu den sin!

Daz gunêret iu den sin,
lânt ir böesiu wort dar in,
oder ir sint tôren:
hüetent wol der ôren!

Hüetent wol der drier
leider alze frier!

Zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, zêren blint.

Dicke schalchaft, zêren blint
zungen, ougen, ôren sint:
leider alze frier
hüetent wol der drier!

45. Die Traumdeuterin.

Dô der sumer kumen was,
und die bluomen dur daz gras
wünneclichen sprungen,
aldâ die vogelesungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
dâ ein lûter brunne entspranc:
vor dem walde was sin ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

ûf dem anger stuont ein boum;
dâ getroumde mir ein troum:

Ich was zuo dem brunnen
gegangen von der sunnen,
daz diu linde mære
den küelen schaten bære.
Bi dem brunnen ich gesaz,
miner swære ich gar vergaz,
schier entschlief ich umbe daz.

Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten elliu lant,
wie min sêle wære
ze himel âne swære,
unt wie der lip solte
gebâren swie er wolte.
Dâne was mir niender wê:
Got der waldes, swiez ergê,
schöner troum enwart nie me!

Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsæligiu krâ
diu begonde schrien.
Daz alle krâ gedien,
als ich in des gûnne!
Si nam mir michel wünne:
vor ir schrien ich erschrac;
wan daz dâ niht steines lac,
sô wær ez ir suontac.

Wan ein wunderaltez wip,
diu getrôste mir den lip;
die begond ich eiden;
nû hât sie mir bescheiden,
waz der troum bediute.
Daz hœret, lieben liute;
Zwên und einer, daz sint dri!
Dannoch seit si mir dâ bi,
daz min dûme ein vinger si.

46. Abschied von der Welt.

Frô Welt, ir sult dem wirtle sagen,
daz ich im gar vergoltten habe;

Min græste gûlte ist abe geslagen,
daz er mich von dem briewe schabe.
Swer ime iht sol, der mac wol sorgen:
ê ich im lange schuldic wære, ich wolt ê zeinem
Juden borgen.

Er swiget unz an einen tac,
sô wil er dan ein wette hân,
sô jener niht vergelten mac.

„Walther, dû zürnest âne nôt,
dû solt bi mir beliben hie:

Gedenke, was ich dir êren bôt,
waz ich dir dînes willens lie,
Als dû mich dicke sêre bæte.
Mir was vil innedichen leit, daz dûz sô selten tæte.
Bedenke dich, din leben ist guot:
sô du mir rehte widersagest,
sô wirst dû niemer wol gemuot!“

Frô Welt, ich hân ze vil gesogen;
ich wil entwonen, des ist zît:

Din zart hât mich vil nâch betrogen,
wand er vil sûezer frôiden git.

Do ich dich gesach reht under ougen,
dô was din schowen wunderlich, al sunder longen:
doch was der schanden alse vil,
dô ich dich hinden wart gewar,
daz ich dich iemer schelten wil.

„Sit ich dich niht erweuden mac,
sô tuo doch ein dinc, des ich ger;
Gedenke an manegen liechten tac,
unt sich doch underwilent her

Niuman sô dich der zît betrâge!“
Daz tæte ich wunderlichen gerne, wan deich fûhrte
dine lâge,
vor der sich nieman kan bewarn.
Got gebe in, frowe, guote naht;
ich wil ze herberge varn!

47. Bein und Faß.

Der guote win wirt selten guot, wan in dem
guoten vasse:
wirt daz bereit ze rehte wol, sô habet ez den win.

Dar umbe wunder nieman, ob ich an dem kû-
nege hazze,
hât er ein herze, als si dâ sagent, sol daz niht
werden schin.

Im sint die reife alsô vertriben: er welle ræzer
sin,
sonst ist vaz unt tranc ein wiht:
guot win mac ie sô lange ligen, daz man in sei-
ger siht.

48. Botensted.

Frowe, vernemt dur Got von mir diz mære:
ich bin ein bote unt sol iu sagen,
Ir sûnt wenden einem ritter swære,
die er lange hât getragen.

Daz sol ich iu künden sô:
ob ir in welt frôiden richen,
sicherlichen
des wirt manic herze frô.

Frowe, enlât iuch des sô niht verdriezen,
ir engebt im hôhen muot:

Des muget ir und al die wol geniezen,
den ouch frôide sanfte tuot.

Dâ von wirt sin sin bereit,
ob ir in ze frôiden bringet,

daz er singet
iuwer êre unt werdekeit.

Frowe, sendet im ein hôhgemüete,
sit an iu sin frôide stât;

Er mac wol geniezen iuwer gûete,
sit diu tûgent und êre hât.

Frowe, gebt im hôhen muot;
welt ir, sin trûren ist verkêret,
daz ez in lêret,
daz er daz beste gerne tuot.

„Jâ môte ich mîchs an in niht wol gelâzen,
daz er wol behuote sich;

Krumbe wege, die gênt bi allen strâzen:
dâ vor, Got, behûete mich!

Ich wil nâch dem rehten varn,
ze leide im, der mich anders lère:
swâr ich kêre,
dâ mûeze mich doch Got bewarn!“

49. Der Steger im Schach.

Mir tuot einer slahte wille
sanfte, und ist mir doch dar under wê:

Ich minne einen ritter stille,
den enmag ich niht versagen mê,

Des er mich gebeten hât:
tuon ichs niht, mich dunket, daz min niemer
werde rât.

Dicke dunke ich mich sô stæte
mines willen; sô mir daz geschiht,

Swie vil er mich denne bæte,
al die wile sô enhulfe ez niht.

Jeze hân ich den gedanc:
waz hilfet daz? Der muot ist kûme eines tages
lanc.

Wil er mich vermîden mære,
sô versuochet er mich alze vil:

Ouwê! des fûrht ich vil sêre
daz ich muoz verjehen, swes er wil.

Gerne het ichz nû getân,
wan deichz im muoz versagen unt wibes êre sol
begân.

In getar vor tûsent sorgen,
die mich twîgent in dem herzen mîn,

Den âbent und den morgen
leider niht getuon des willen sin.

Daz ichz iemer einen tac
sol fristen, dêst ein klage, diu mir ie bi dem
herzen lac!

Sit daz im die besten jâhen,
daz er alsô schône kûnne leben,

Sô hân ich im vil nâhen
in mime herzen eine stat gegeben,

Dâ noch nieman in getrat:
si hânt daz spil verlorn, er eine tuot in allen mat.

50. Die Zauberin.

Mich nimt iemer wunder, waz ein wip
an mir habe ersehen,

Dazs ir zouber leit an minen lip!
Waz ist ir geschehen?

Si hât ouch ir ougen:
wie kumt, dazs als ûbel gesiht?
Ich bin aller manne schœnest niht,
daz ist âne loughen!

Habe ir ieman iht von mir gelogen,
sô beschowe mich baz!

Sist an miner schœne gar betrogen,

wils anders niht, wan daz.

Wan wie stât mir min houbet!
Daz ist niht ze wol getân:
sie betriuget lihte ein tumber wân,
ob sis niht geloubet.

Dâ si wont, dâ wonent wol tûsent man,
die vil schœner sint;

Wan daz ich ein lûtzêl fuoge kan,
sô ist min schœne ein wint.

Fuoge hân ich kleine,
doch ist sie genæme wol,
sô daz si vil andern liuten sol
iemer sin gemeine.

Wil si fuoge fûr die schœne nemen,
so ist si wol gemuot:

Kan si daz, sô muoz ir wol gezemen,
swaz si mir getuot.

Sô wil ich mich neigen
unt tuon allez, daz si wil.

Waz bedarf si denne zoubers vil?
ich bin doch ir eigen.

Lât iu sagen, wiez umbe ir zouber stât,
des si wunder treit:

Sist ein wip, diu schœne und êre hât,
dâ bi liep und leit.

Daz iht anders künne,
daz sol man gar übergeben.
wan daz mir ir wûnneclîchez leben
machet sorge unt wûnne.

51. Erlaubte Lüge.

Bi den liuten nieman hât
hovelichern trôst denn ich;

Sô mich sende nôt bestât,
sô schine ich geil unt trœste selben mich.

Als hân ich dicke selbe mich betrogen,
unde durch die werlt manege fröide erlogen:
daz liegen was ab lobelich.

Leider ich muoz mich entwenen
maneger wûnne, der min ouge an sach;

War nâch sol sich einer senen,
der niht geloubet, waz hie vor geschach?

Der weiz lûtzêl, waz daz si, gemeit!
Daz ist senender muot mit gerender arebeit;
unsêlic si daz ungemach!

Maneger wænet, der mich siht,
min herze si an fröiden lô;

Hôher fröide hân ich niht,
unt wirt mir niemer wider, wan alsô:

Werdent tiusche liute wider guot,
unde trœstet si mich, diu mir leide tuot,
sô werde ich aber wider frô.

Ich hân ir gedienet vil,
der werlte, und wolte ir gerne dienen mê,

Wan dazs übel danken wil,
unt wænet des, daz ich mich niht verstê.

Ich verstên mîchs wol an eime site:
des ich aller sêrest ger, sô ich des bite,
sô gît siz einem tôren ê.

Ichn weiz, wiechz erwerben mac:
des man dâ phligt, daz widerstuont mir ie;

Wirbe ab ich, sô man ê phlac,
daz schadet mir lihte: sus enweiz ich, wie?

Doch verwæne ich mich der fuoge dâ,
daz der ungefüegen werben anderswâ
genæmer si, dan wider sie!

52. Heimkehr.

Owê, war sint verschwunden alliu miniu jâr!
Ist mir min leben getroumet, oder ist ez wâr?
Daz ich ie wânde, daz iht wære, waz daz iht?
Dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.

Nû bin ich erwâht, und ist mir unbekant,
daz mir hie vor was kûndic als min ander hant.
Liute unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir vrômde worden, reht als ob es si
gelogen.

Die mine gespilen wâren, die sint träge unde alt;
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt;
wan daz daz wazzer flûzet, als ez wilent flôz:
fûr wâr ich wânde min unglücke wurde grôz!
Mich grûezet maneger träge, der mich kande ê wol:
diu welt ist allenthalben ungenâden vol!
Als ich gedenke an manegen wûnneclîchen tac,
die sint mir enphallen gar, als in daz mer ein slac:

Jemer mære ouwê!

Owê, wie jâmerliche junge liute tuont,
den nû vil riuweclîche ir gemûete stuont!
Die kûnnen niuwan sorgen; wê! wie tuont si sô?
Swer ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô.

Tanzen, singen, daz zergât mit sorgen gar:
nie kristenman gesach sô jâmerliche schar.
Nû merket, wie den frowen ir gebende stât:
die stolzen ritter tragent dôrperliche wât.

Uns sint unsenfte briewe her von Rôme komen,
uns ist erlobet trûre unt fröide gar benomen:
daz mûet mich inneclîchen sêre (wir lebten ie vil
wol),

daz ich nû fûr min lachen weinen kiesen sol.

Die wilden vogel betrûebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von verzage?

Waz spriche ich tumber man durch minen bösen
zorn?

Swer dirre wûnne volget, der hât jene dort verlorn.
Jemer mër ouwê!

Ouwê, wie uns mit sûezen dingen ist vergeben!
ich sihe die bittern gallen mitten in dem honige
sweben:

diu welt ist ûzen schœne, wiz, grûen unde rôt,
und innân swarzer varwe, viuster sam der tût.

Swen si nû verleitet habe, der schouwe sinen
trost:

er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlöst.

Dar an gedenkent, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir tragent die liechten helme und manegen herten
rinc,

Dar zuo die vesten schilte und diu gewihten
swert.

Wolte Got, wær ich der sigenûnfte wert,
sô wolte ich, nôtic man, verdienen richen solt!
Joch meine ich niht die huoben noch der hêrren
golt;

ich wolte sælden krône êweclichen tragen:
die môhte ein soldener mit sime sper bejagen.

Môht ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen, wol unt niemer mër
ouwê!

Wolfram von Eschenbach.

Wolfram ist vorzüglich als epischer Dichter be-
kannt, wie er denn auch seine Thätigkeit beinahe
ausschließlich auf erzählende Dichtungen verwendete.
Wir werden daher bei dem betreffenden Abschnitte

sowohl über sein Leben als über seine Stellung in der Reihe der mittelalterlichen Dichter das Nöthige mittheilen.

Als lyrischer Dichter steht er zwar seinem Zeitgenossen Walthar weit nach, den er weder in objectiver Auffassung, noch in Reichthum der Gedanken, noch in Mannigfaltigkeit der Form erreicht; doch zeichnet ihn die süße Bildersprache seiner Lieder vor den übrigen Minneängern vortheilhaft aus. Ueberhaupt hatte Wolfram weit mehr Talent zur lyrischen Poesie, als zur epischen, da sein ganzes Wesen sich mehr zur inneren Beschaulichkeit, als zur klaren, objectiven Auffassung hinneigte. Dies ist schon aus der ganz lyrischen Strophensform, die er im Litteral gebrauchte, ersichtlich, noch mehr aber aus der lyrischen Haltung und Bewegung seiner epischen Gedichte überhaupt. Seine Lieder gehören meistens zu derjenigen Gattung, welche man Tageweisen oder Wächterlieder nennt, für deren Gründung Wolfram gilt, da sich vor dem zwölften Jahrhundert noch keine finden und er der älteste Dichter ist, der solche verfaßt hat. Zwar hat auch Walthar ein Tagelied gedichtet, allein es ist dieses, wie die Form schon beweist, offenbar eine Nachbildung der Wolframschen Weise, wenn sie auch, wie es von Walthar nicht anders erwartet werden kann, in Sprache und Auffassung die vollste Selbstständigkeit bewahrt. Wenn übrigens Wolfram auch durch die südfranzösischen Gedichte ähnlicher Art auf die Gründung der Wächterlieder gekommen ist, was viel Wahrscheinlichkeit hat, so hat er doch auf jeden Fall den Wächter auf der Zinne als Hüter der Liebenden zuerst eingeführt.

Wolframs Tageweisen sind seinen übrigen Minneliedern weit vorzuziehen. Sie scheinen zwar mit ihrer glühenden Leidenschaftlichkeit dem ernststen Wesen des Dichters am wenigsten zu entsprechen, aber eben darum, weil er durch deren Inhalt gezwungen war, sich selbst zu vergessen, seine mystische Lebensanschauung zu verläugnen, konnte sein Talent um desto freier, selbstständiger sich bewegen. Es ist, als ob er sich dieser Freiheit selbst freue, so lebhaft sind die Gedanken, die Sprache, die Bilder, die Formen dieser Lieder. So beginnt eines derselben (1) mit dem süßen Bilde, daß der Tag seine Klauen durch die Wolken geschlagen habe, darum der Wächter dem Ritter mahnt, von der Geliebten zu scheiden, um nicht Ehre und Leben zu verlieren. In einem andern (2) umarmen sich die Liebenden vor der Trennung so fest und innig, daß, wenn auch drei Sonnen leuchteten, kein Strahl hindurch dringen könnte. Voll Gefühl ist das folgende Gedicht (3): Eine Frau sah voll Trauer den Tag anbrechen, denn er zwang sie ja, sich vom Geliebten zu trennen. „O weh, Tag!“ rief sie weinend aus; „alle Geschöpfe freuen sich deiner, nur ich allein muß trauern.“ Sie schloß die Läden der Fenster, aber umsonst, die Strahlen der Sonne drangen auch da hindurch. Endlich mußten sie scheiden; da umarmten sie sich noch so zärtlich, daß, wenn ein Maler solches Bild entwürfe, er genug daran hätte. Am nachdrücklichsten tritt die Aufgabe des Wächters im letzten Liede (4) hervor, da dessen Warnungen recht eigentlich als der Mittelpunkt des ganzen Gedichts erscheinen, wie sie denn auch zwei volle Drittel desselben ausmachen, während die letzte Strophe, in welcher die Trennung der Liebenden geschildert wird, eigentlich nur als der nothwendige Abschluß und als Folge dieser

Warnungen erscheint. Es zeichnet sich dies Gedicht zudem noch durch seinen Reichthum an Reimen und die äußerst glückliche Behandlung derselben aus; es ist von unünnachahmlichem Wohlklang, der insbesondere durch den glücklichen Wechsel der Vokale herbeigeführt wird.

1. Wächterlied.

„Sine klāwen
durh die wolken sint geslagen,
er stiget ūf mit grōzer kraft,
Ich sih in grāwen
tāgeliċ, als er wil tagen,
den tac, der im geselleschaft
Erwenden wil, dem werden man,
den ich mit sorgen in verliez.
Ich bringe in hinnen, ob ich kan:
sin vil manegiu tugent michz leisten hiez.“

„Wah̄tær, du singest,
daz mir manege freude nimt
unde mæret mine klage.

Mær du bringest,
der mich leider niht gezimt,
immer morgens gegen dem tage.

Diu solt du mir verswigen gar:
daz biut ich den triwen din,
des lōn ich dir, als ich getar;
sō belibet hie der geselle min!“

„Er muoz et hinnen
balde und āne sūmen sich:
nu gib im urloup, sūezes wip.

Lāze in minnen
her nāch sō verholne dich,
daz er behatte ēr und den lip.
Er gab sich miner triwe alsō,
daz ich in brāhte ouch wider dan:
ez ist nu tac; naht was ez dō,
mit druck an brust din kus mirn au gewan.“

„Swaz dir gevalle,
wah̄tær, sine, und lā den hie,
der minne brāht und minne enphienē.

Von dinem schalle
ist er und ich erschrocken ie:
sō ninder morgenstern ūf giene
Uf in, der her nāch minne ist kommen,
noch ninder lūhte tages licht,
du hāst in dicke mir benomen
von blanken armen, und ūz herzen nieht.“

Von den blicken,
die der tac tet durh diu glas,
und dō der wah̄tær warnen sanc,

Si muose erschriken
durh den, der dā bi ir was.
Ir brüstelin an brust si dwanc;

Der riter ellens niht vergaz
(des wold in wenden wah̄tær don):
urloup nāh und nāher baz
mit kusse und anders gab in minne lōn.

2. Es ist nun Tag.

„Ez ist nu tac,
daz ich wol mac
mir wārheit jehen, ich wil niht langer sîn;

Diu vinstær naht
hāt uns nu brāht
ze leide mir den morgenlichen schin!“

„Sol er von mir scheiden nuo,

min friunt, diu sorge ist mir ze vrno!
 Ich weiz vil wol, daz ist ouch ime,
 den ich minen ougen gerne burge,
 möhte ich in alsô behalten.
 Min kumber wil sich breiten:
 owê des, wie kumt ers hin?
 der höhste fride müez in noch wider an minen
 arm geleiten.“

Daz guote wip
 ir vriundes lip
 vast umbevienc: der was entschlafen dô.

Dô daz geschach,
 daz er ersâch
 den grâwen tac, dô muose er sin unfrô.

An sine brüste dructe er sie,
 und sprach: Jane erkande ich nie
 kein trûric scheiden alsô snel!
 Uns ist diu naht von hinnen alze balde:
 wer hât sie sô kurz gemezzen?
 Der tac wil niht erwinden.
 Hât diu minne an sælden teil,
 diu helfe mir, daz ich dich noch mit vrôiden
 müeze vinden!“

Si beide luste,
 daz er kuste
 si genuoc: gevluochet wart dem tage,

Urlop er nam,
 daz dô wol zam:
 nu merket, wie da ergiene ein schimpf bi klage.

Si heten beide sich bewegen,
 ez wart sô nâhe nie gelegen,
 des noch diu minne hât den pris.
 Obe der sunnen dri mit blicke waren.
 sin möhten zwischen si geliuhten.
 Er sprach: „Nû wil ich riten!
 Din wiplich güete neme min war,
 und si min schilt hiut hin und her, und her nâch
 zallen ziten!“

Ir ougen naz
 dô wurden baz:
 och twanc in klage, er muose dan von ir.

Si sprach hin zime:
 „Urlop ich nime
 zen vrôiden min, diu wil nu gar von mir,

Sit daz ich vermiden muoz
 dinen munt, der mangen guoz
 mir bôt und ouch din stiezen kus,
 als in din ûz erweltiu güete lerte,
 und diu geselle din, diu triuwe.
 Weme wilt du mich lâzen?
 Nu kum schier wider ûf rehten trôst: [mäzen!“
 owê, dur daz enmac ich strenge sorge niht ge-

3. Er muß scheiden!

Den morgen blic bi walters sange erkôs
 ein froue, dâ si tougen
 an ir werden friundes arme lac;

Dâ von si höher freuden vil verlôs.
 Des muosen liehtiu ougen
 aver nazzen. Si sprach: „Owê, tac!

Wilde und zam, daz frewet sich din
 und siht dich gerne,
 wan ich ein: wie sol iz mir ergên!
 Nu enmac niht langer hie bi mir bestên
 min vriunt: den jaget von mir din schîn.“

Der tac mit kraft al durh diu venster drauc;
 vil slôze si besluzzen:
 daz half niht; des wart in sorge kunt.

Diu friundin den vriunt vast an sich dwanc;
 ir ougen diu beguzzen
 ir beider wangel; sus sprach zim ir munt:
 „Zwei herze und einen lip hân wir
 gar ungescheiden:
 unser triwe mit ein ander vert.
 Der grôzen liebe, der bin ich vil gar verbert,
 wan sô du kumest und ich zuo dir!“

Der trûric man nam urloup balde alsus:
 ir liehten vel, diu slehten,
 komen nâher: sus der tac erschein

Weindiu ougen, süezer frouen kus.
 Sus kunden si dô vlehten
 ir munde, ir brüste, ir arm, ir blankiu bein.

Swelh schiltær entwurfe daz
 geselleliche
 als si lâgn, des wære ouch dem genuoc.
 Ir beider liebe doch vil sorgen truoc:
 si phlâgen minne an allen haz.

4. Tageweise.

„Von der zinnen
 wil ich gên, in tageweise
 sanc verbern.“

Die sich minnen
 tougenliche, und obe si prise
 ir minne wern,

So gedenken sere
 an siue lere,
 dem lip und ere
 ergeben sin.
 Der mich des barte,
 dês war ich tæte
 im guote ræte
 und helfe schîn.
 Ritter, wache, hüete din!

Niht verkrenken
 wil ich aller waltær triuwe
 an werden man;

Niht gedenken
 soltu, vrowe, an scheidens riuwe
 ûf künfte wân.

Ez wære unwæge,
 swêr minne pfæge,
 daz ûf im læge
 meldes last.
 Ein sumer bringet,
 daz min munt singet;
 durch wolken dringet
 ein tagender glast.
 Hüet din, wache, süezer gast!“

Er muos et dannen,
 der si klagen ungerne hôte;
 dô sprach sin munt:

„Allen manneu
 trûren nie sô gar zerstôrte
 ir vrôiden funt!“

Swie balde ez tagte,
 der unverzagte
 an ir bejagte,
 daz sorge in flôch:
 unvrômedez rucken,
 gar heinlich smucken,
 ir brüstel drucken,
 und mêr dannoch
 urloup gap, des pris was hôch.

Ulrich von Singenberg.

Dieser liebliche, heitere Dichter stammt aus dem Thurgau, und war Ertruchseße des Abtes von St. Gallen. Er erscheint in mehreren Urkunden, von denen die älteste im Jahre 1209 ausgestellt wurde, doch läßt sich aus denselben nichts Bedeutendes über seine Lebensumstände nachweisen. Nur so viel darf mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß er zu Walthers von der Vogelweide in nahem, persönlichen Verhältnisse stand, vielleicht sogar von diesem in der edlen Kunst des Gesangs unterrichtet worden war. Bei keinem andern Dichter finden wir so häufige Beziehungen und Anspielungen auf Walthers, als bei ihm; kein anderer hat die Weise des großen Meisters in so hohem Grade sich anzu eignen gesucht, als Ulrich von Singenberg; und wenn auch in der schönen Klage um Walthers (5) ein persönliches Verhältniß nicht geradezu ausgesprochen ist, so scheint doch ein solches aus jedem Worte des tiefgefühlten Gedichts hervorzugehen. Viele Lieder Ulrichs lehnen sich geradezu an Gedichte Walthers, bald ihrem Inhalte nach, bald auch in Bezug auf die Form. So ist das Gedicht, in welchem Ulrich das Glück seines Lebens preist (4), ein vollständiges Gegenstück zu Walthers Klage an den Vogt von Rom (Kaiser Friedrich): „Daß man ihn bei so reicher Kunst verarmen lasse: „Ich preise euch,“ so jubelt Ulrich, „dich Herrn der Welt, und dich König des Himmels, daß ihr mir erlassen habt zu erfahren, wie dieser und jener an fremdem Orte über meinen Gesang spottet. Es klagt mein Meister von der Vogelweide so sehr, wie ihn dies und jenes bedrängt, das mich noch nie bedrängt hat; sie lassen ihn bei so reicher Kunst verarmen, daß ich mich gewiß nicht auf ihre Gnade hin von dem Meinen trenne. So helfe ich Wirth und rette heim, wo mir wohl ist; da singe ich von der Heide und von dem grünen Alee. Mögest du dies Glück dauern lassen, milder Gott, daß es mir nicht zergerbe!“ Ein anderes Lied (2) begnügt sich nicht bloß, ein Gedicht Walthers in der Form nachzuahmen, es sucht sogar dieselbe zu überbieten. Walthers hatte nämlich ein Lied gedichtet, in welchem die fünf Vokale nach und nach als Reimklänge erscheinen, so daß in jeder Strophe ein Vokal als Reim durchgeführt wird. Ulrich ahmte dieses nach, trieb aber dabei das Reimspiel so weit, daß er den ersten Reim einer jeden Strophe entweder mit dem bloßen Vokal begann oder doch denselben in der Schrift hervorhob, damit seine Absicht recht deutlich werde.

Die übrigen Gedichte Ulrichs sind zum größten Theile Minnelieder; sie gehören unstreitig zu den besten Erscheinungen der Art, indem sie nicht bloß durch die schöne Form, sondern auch durch Wahrheit der Empfindung, Lebendigkeit und Reichthum des Ausdrucks Wohlgefallen erregen. Lebenswürdig ist die Mischung von Wehmuth und Heiterkeit in dem Lied, in welchem er sein Liebesglück zu preisen scheint, während der Keckreim den vollständigsten Widerspruch enthält. „Daß meine Seele so inuliglich froh ist, das möge der Theuren Glück bringen, die mich von so mancher Sorge befreit und mir so sanften Trost gegeben hat, daß nie ein Mann schöneren von einem so reinem Weibe gewann, da sie mir alle Unlust in so beständige Freude verwandelte. — Ich sage Euch, wäre es so, wie ich Euch gesagt, so möchte mir meine endlose Klage wohl

geschwieget sein. — Der Theuren Trefflichkeit hält mich werth, sie, die alle guten Eigenschaften hat. Doch was lobe ich sie? Sie lobt sich selber damit, daß sie ihre Güte so beständig erweist. Ihr liebevolles Wesen erfreut Jeden, den sie will, und so erfreut sie auch mich mehr, als viel. — Ich sage Euch, wäre es so, wie ich Euch gesagt, so möchte mir meine endlose Klage wohl geschwieget sein.“ — Und nun läßt er die Geliebte ihm erwidern: „Ihr habt stets von den Frauen wohl gesprochen; habe ich des Nutzen gehabt, so vergelte es Euch Gott! Viel gerne will ich dafür verpflichtet sein, doch nicht so, daß ich darob der Welt Spott würde. Ich gewann noch nie Reigung zu Euch, doch ist mir der lieb, der Euch etwas zu Liebe thut. Ich sage Euch, wie ich schon gesagt; so kann noch Eure endlose Klage nicht geschwieget sein!“ Lieblich endlich ist das Zwiegespräch zwischen dem Dichter und der Geliebten (3). Nachdem er sein Liebesleid geklagt, spricht er es aus, daß sie ihm sein Herz verwundet, und er beschwört sie, ihn wieder lieb zu haben, wenn sie Gottes Minne behalten wolle. „denn“, schließt er, „wer den nicht wieder minnet, der ihn herzlich minnt, der ist verloren!“

1. Die Liebesklage.

Daz vrô min muot von herzen si,
des müeze die vil werde swæleliche leben,
Diu mich von maniger sorge vri
gemachet hât und ouch vil lihten trôst gegeben,
Daz lieber trôst nie manne von so reinem
wibe kam,
dô si mir alle unvrûde mit sô swæter vrûde nam.
Ich sage iu, war ez, als ich hân gesaget,
sô möhte nû min endelôsîu klage wol sin verlaget.

Der werden wurde wirdet mich,
ûf die si sich mit allen guoten dingen wiget;
Waz lobe ich? Si lobt selbe sich,
dâ mit, daz si sô swæleliche ir gûete pfliget;
Ir sælde sældet lib und ère, swem si wil,
diu selbe vrût ein teil mich mære, danne vil.
Ich sage iu, war ez, als ich hân gesaget,
sô möhte nû min endelôsîu klage wol sin verlaget.

Ir sprachet ie den vrouwen wol;
hah ich des iht genozzen, daz vergelte in Got!
Vil gerne ouch ichz gedienen sol,
wan'sô, daz ich darûmbe niht ensi der werlte spot.
Ich gewan noch nie gegen in dekeinen muot;
mir ist anders inueclliche liep, swer iu iht ze
liebe tuot.
Ich sage iu, als ich hân gesaget,
sô endarf noch iuwer endelôsîu klage niht sin
verdaget!“

2. Reimspiel.

Sol ich mich richten nach dem Â
daz kan ich wol zezeigen, wâ,
Dâ kère ich ûf des meisters slâ,
der ê sank von der nebelkrâ.
Vinde ich niht meisterscheft dâ,
so kère ich mich herwider sâ,
unt klopf ich anders wâr darnâ.
Genuoge sprechent: „Sing als Ê,
prûeve uns die bluomen unt den klê!“
Die wellent niht, daz ich verstê,
waz mir dar an ze herzen gê:

Swie vil ich in hievor geschrê,
daz tet in in den oren wê:
nûn wil ich si niht touben mê.

Ich mac wol sprechen baz: owî!“
danne ieman, der nû lebende si;

Mir wont ein ungemüete bi,
daz swære machet, als ein bli.

Und hæet ich miner krefte dri,
ich dort, als ein vervorniez zwî:
diu liebe tuo mich sorgen vrî!

Ich vröute mich, da stuont ez sô:
o wê! wan wære ez also dô,

Sô stüende min gemüete hô;
durch vorhte lieze ich, noch durch drô,

In wurde noch wol also vrô
zuo minen vröuden, der sint zwô,
hæt ich die schöenen ûf ein strô.

Ich mac wol wunder schrien; wû!
daz ich bin so verdorben nû;

Ma hêre Got, wan woldestû,
daz ich niht læge in leides drû!

Ich hân den acker, noch den bû,
min sleht ist allez worden rû:
des muoz ich liden spottes, hû!

3. Zwiagesprach.

Hât ieman leit, als ich ez hân?
nein! ist ez, als ich mich versinne.

„Saget an, wie ist iuwer leit getân?“
Seht, dâ verderbet mich diu minne.

„Wie mag iuch verderben, daz nieman ge-
sach?“

Gedanke vüegent wol gemach und ungemach!

„Ist im danne also?“

Jâ, ich wurdelichte noch von herze lieben mæren vrô!

„Wer kan iu solhiu mære sagen,
diu ir welt hân vür liebiu mære?“

Daz kan, diu mir nie half getragen
min leit. wan si, daz ich verbære.

„Wer hât iuch betwungen ûf die selben nôt?“
Daz hât der schöenen gûete und ouch ir munt sô
rôt!

„Waz kan iuch daz verrân?“

Leider lichte niemer niht; sô habe ich doch den
lieben wân!

„Ir müget wol wænen, swes ir welt,
in tröst iuch niht, daz ez vervâ.“

Min wân ist noch niht ûz gezelt,
dar zuo gêt mir min liep ze nâ.

„Ez verret lichte; est hiure verrer, danne vert.“
Wie wære ich danne ân liebe leides sô gewert?

„Als ouch vil maneger ê!“

Nein, den was nâch herzeliebe niht sô herze-
liche wê!

„Ist halbez wâr, daz ir dâ klaget,
so ist iuwer ungemach niht kleine!“

Ez ist gar, als ich iu hân gesaget,
ir sit ez, die ich von herzen meine.

„Darûmbe tuon ich niht, wan des ich tæte doch.“
Waz obe ir iuch vil lichte baz bedenket noch.

„Warûmbe tæet ich daz?“

Daz ir an dirre werlte niemer mër an niht getæ-
tet baz.

„Ez diuhte iuch lichte baz getân,
danne ich mich guotes dran versinne.“

Al solhen zwivel solt ir lân,
welt ir behalten Gottes minne.

„Die wil ich behalten gerne; wiset, wie?“
Da habet liep den, der iuch von herzen minnet ie.
„Nein! daz ist baz verlorn!“
Swær niht minnet, der in herzedliche minnet, der
ist verlorn!

4. Lebensgüld.

Der welte voget, des himels künig, ich lob
iuch gerne,
daz ir mich habet erlân, daz ich niht lerne,
wie dirre und der an vremder stat ze minem sange
scherne.

Min meister klaget sô sêre von der Vogelweide,
iu twinge daz, in twinge jenz, daz mich noch nie
betwank:

den lânt si bi sô richer kunst an habe ze krank.
daz ich mich kûme ûf ir genâde von dem minen
scheide.

Sus heize ich wirt und rîte hein, dâ ist mir
niht wê;

dâ singe ich von der heide unt von dem grünen klê:
daz soltu stæten, milter Got, daz ez mir iht zerge!

5. Klage um Balthar von der Vogel- weide.

Uns ist unsers sanges meister an die vart,
den man ê von der Vogelweide nande,

Diu uns nâch iû allen ist vil unverspart.
Nu waz rumet, swaz er ê der welt erkande?

Sin höher sin ist worden kranc.

Nû wünschen ime dur sinen werden hovelichen sanc.
sit dem sin vröude si ze wege,
daz sin der süeze vater nâch genâde pflege!

Albrecht von Johannsdorf.

Wenn wir diesen Dichter erwähnen, von dessen
Leben wir nichts wissen, als daß er an einem Kreuz-
zuge (wahrscheinlich dem von 1217 oder von 1228)
Theil genommen hat, so geschieht es deshalb, weil
sich in seinen Liedern der Charakter des ritterlichen
Minnegefangs aus der Blüthezeit auf das Vollkom-
menste ausgeprägt findet und er mehr als jeder An-
dere die abelige Dichtung repräsentirt. Einerseits
tritt uns in seinen Liedern die vollendet schöne
Form entgegen, in welcher die Minnefinger die
Dichter aller nachfolgenden Zeiten weit übertreffen,
und die von um so größerer Wirkung ist, als sich
in ihren Gedichten Alles vereinigt findet, was die
Schönheit der äußeren Gestaltung erhöhen oder
vielmehr zur Vollkommenheit bringen kann. Ge-
bildete, reiche und wohlklingende Sprache, schöner,
dem Inhalt entsprechender Rhythmus des einzelnen
Verses und eben so kunstvoller als mannigfaltiger
Strophenbau mit reichem und reinem Reim — alle
diese den Minnefingern eigenthümlichen Vorzüge
finden sich bei Albrecht von Johannsdorf in
hohem Maße vereinigt. Andererseits bemerken wir
aber auch in seinen Liedern die Beschränktheit der
poetischen Welt, die wir als ein Kennzeichen der
ritterlichen Dichtung angegeben haben. Er ist zwar
unverkennbar talentvoller, als mancher andere ade-
lige Sänger, er weiß insbesondere dem altberge-
brachten Gedanken der Liebeslust oder des Liebes-
schmerzes oft eine neue geistreiche Wendung zu
geben, aber doch erhebt er sich nie über diesen Stoff,
der ihn sogar in seinen Kreuzliedern gefesselt hält;
und selbst dann, wenn er seinen Gedanken noch so
geistreich behandelt, fehlt es ihm doch an Körper-

lichkeit, an äußerem Leben. Man sieht es auch seinen Gedichten an, daß die Minne ihm nicht sowohl eine Angelegenheit des Herzens, als eine von der guten Gesellschaft geforderte Eigenschaft war, welche jeder Ritter haben mußte, der auf Bildung Anspruch machte, ohne welche er eben so verachtet gewesen wäre, als wenn er sich nicht auf die Führung der Waffen verstanden hätte. So sind denn die Lieder Albrechts, wie die der ritterlichen Sänger überhaupt, bei aller äußeren Lächlichkeit und geistreichen Auffassung, doch nur Abbildungen der Liebespielerei, welche in der damaligen gebildeten Welt Sitte war: man würde den Ausdruck wahrer Leidenschaft vergeblich in ihnen suchen, weil sie in der Wirklichkeit auch nicht vorhanden war. Allerdings sind Liebeständeleien auch poetisch berechtigt, aber sie müssen, um es zu sein, auch nur als solche erscheinen und nicht ein Gefühl zur Schau tragen wollen, das doch nicht in ihnen liegt.

1. Abschiedsgedanken.

Ich und ein wip, wir haben gestritten
nu vil manige zit;
ich hân von ir zorne leides vil erliten,
noch haltet si den strit.

Si wænet des, dur daz ich var,
ich lāze si noch vri;
Got vor der helle niemer mich bewar,
ob daz min wille si.

Swie vil daz mer und ouch die starken ûnde
toben,

ich wil si niemer dā verloben;
der doure slege mōhte aber lichte sin,
dur die si mich lieze.

Nū sprechet, wes si wider mich genieze:
si kumt mir niemer tac ûz den gedanken min.

Swer minne minnecliche treit
gar āne valschen muot,
des sūnde wirt vor Gote niht geseit;
si tiuret und ist guot.

Wan sol miden bösen kranc
unt minnen reiniu wip;
tuot erz mit triuwen, sō habe iemer danc
sin tugentlicher lip.

Mûnd er si ze rehte beidiu sich bewarn,
vûr die wil ich ze helle varn:
die aber hie mit listen wellent sin,
vûr die wil ich niht vallen;
ich meine, die dā minnent āne gallen,
als ich mit triuwen tuon die lieben vrouwen min.

Ob ich si iemer mēre gesehe,
des enweiz ich niht vûrwâr;
dā bi geloube mir, swes ich ir jehe,
ez gêt von herzen gar:

Ich minne si vûr elliu wip,
unt swer ir des bi Gote,
daz herze min, sin und ouch al der lip,
die stēnt in ir gebote.

Ich erwache niemer, ez eusi min erste segē,
daz Got ir ēren mēze pflegen,
unt lāze ir lip mit lobe hie bestēn
und iemer ēwedeliche,
nū gib ir, herre, vrōude in himelriche;
daz ir geschehe, alsō mēze ez ouch mir ergēn.

Swie gerne ich var, doch jāmert mich,
wie ez nū hie gestē;
ich weiz wol, ez verkēret allez sich:
diu sorge tuot mir wē.

Die ich hie lāze wol gesunt,
der vinde ich aller niht;
swer leben sol, dem wirt menic wunder kunt,
daz alle tage geschiht.

Wir haben in einem järe der liute vil verlorn,
an den man siht den Gotes zorn.
Nu erkenne sich ein ieglich herze guot:
diu welt ist niemen stæte,
unt wil doch, daz man minne ir valschen ræte:
nū siht man wol ir lōn, wie si an dem ende tuot.

2. Lust und Leid.

Dā gehœret manic stunde zuo,
ē daz sich gesamne ir zweier muot:

Dā daz ende dan unsanfte tuo,
ich wæne wol, daz si niht alze guot.

Lange si ez mir unbekant;
unt werde ich iemen liep,
der si siner triuwe an mir gemant.

Der ich diene und iemer dienen wil,
diu sol mine rede vil wol verstān;

Spræche ich mēre, des wûrde alze vil,
ich wil ez alles an ir gûete lān.

Ir genāden der bedarf ich wol,
unt wil si, ich bin vrō,
unt wil si, sō ist min herze leides vol.

3. Alles um ihrentwillen.

Sæhe ich iemen, der jæhe, er wære von ir
komen,
wære ich dem vient, ich wolte in græzen:

Allez daz ich ie gewan, het er mir daz ge-
nomen,
daz mōht er mir mit sinen mæren bûezen:

Swer si vor mir nennet,
der hāt gar mich ze vriunde ein ganzes jār,
unt het er mich verbrennet.

4. Zwiegespräch.

Wie sich minne hebt, daz weiz ich wol,
wie si ende nimt, des weiz ich niht;

Ist, daz ich es inne werden sol,
wie dem (. .) herzeliep beschilt,

Sō bewar mich vor dem bescheiden, Got,
daz, wæn, bitter ist; disen kumber vûrhte ich
āne spot.

„Swā zwei herzeliep gevriundet sich,
und ir beider minne ein triuwe wirt,

Die sol niemer scheiden, dunket mich,
al die wile unz si der tōt verbirt.

Wær diu rede min, ich tæte alsō:
verlûr ich minen vriunt, seht, sō wûrde ich nie-
mer mēre vrō!“

Rithart.

Benn auch manche von den diesem Dichter zu-
geschriebenen Liedern ohne Zweifel nicht von ihm
herrühren, so ist die Anzahl derjenigen, welche für
ächt gelten können, doch noch immer so bedeutend,
daß er hierin alle andern Minnesinger übertrifft;
er würde schon wegen dieses Reichthums unsere Auf-
merksamkeit auf sich ziehen müssen, wenn nicht an-
dere Gründe zu einer näheren Betrachtung seiner
Dichtungen aufforderten.

Rithart stammte höchstwahrscheinlich aus
Bayern (jedoch hält ihn Grimm für einen Oester-
reicher) und war adeliger Herkunft, vermuthlich aus
dem Geschlechte der Fuchs, wie man ihn denn

auch im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten allgemein *Reidhart Fuchs* nannte. Uebrigens zeigt das Wappenschild auf seinem Grabmale einen Fuchs, welches Thier auch in den Wappen der mannigfaltigen Grafen, Freiherren und Edlen dieses Namens erscheint. *Nithart* besaß in Bayern ein Dorf, *Miuwent al* (Meuenthal), als Eigenthum, welches er, nach einer Stelle seiner Lieder zu urtheilen, von seiner Mutter ererbt, nach andern Aeußerungen des Dichters aber als ein persönliches Leben erhalten hatte. Die Zeit, die er dort verlebte, scheint seine glücklichste gewesen zu sein, da er auch in spätern Liedern immer auf diesen Aufenthalt anspielt, und gern von ihm spricht. So wenig seine Dichtungen auf religiöse Tiefe hinweisen, konnte er sich doch dem allmächtigen Drang der damaligen Zeit nicht entziehen; er nahm an einem Kreuzzuge Theil, wahrscheinlich begleitete er den Herzog Ludwig I. von Bayern ins heilige Land, der im September 1221 nach dem Verlust von Damiette wieder nach Deutschland zurückkehrte. *Nithart* wurde in Palästina verwundet; doch war es weniger dieser Umstand, der seine Sehnsucht nach der Heimat erweckte, als das heitere, oft übermüthige Leben, das er in derselben verlassen hatte. Gegen 1230 verlor er durch die Umtriebe des „*Unge nanten*“ die Guld des Herzogs von Bayern; er mußte seine Freunde und sein liebes Miuwenthal verlassen. Dagegen ward er in Oesterreich, wohin er sich nun wandte, vom Herzoge Friedrich II. freundlich aufgenommen, der ihm die Burg *Medelsche* (Medling) in der Nähe von Wien zur Wohnung anwies (6), wofür er jedoch einen bedeutenden Zins entrichten mußte, wie er denn einmal den Herzog bittet, er möchte den Zins verringern, denn er müsse so viel bezahlen, daß er seine Kinder nicht unterhalten könne.

Wie lange *Nithart* gelebt habe, ist unbekannt; die geschichtlichen Spuren in seinen Liedern reichen bis zum Jahre 1234; doch hat er ohne Zweifel noch länger gelebt. Jedenfalls ist er in Wien gestorben, da sich dort und zwar an der südlichen Mauer der St. Stephanskirche sein Grabmal befindet, das freilich jetzt sehr verstümmelt ist. *)

Die Lieder *Nitharts* stehen von denen der übrigen Minnesinger merkwürdig ab; während diese meistens in sentimentaler Weise erdachte Verhältnisse besingen, führt uns jener mitten in das Getriebe des Lebens ein und zwar schildert er uns nicht das höfische Leben der Ritter und Edeln, sondern die Freude und Lust des Landvolks, dessen Feste, Tänze und Schlägereien. Dabei versinkt er freilich oft ins Böbelhafte, und es ist wirklich eine auffallende Erscheinung, daß, während im bürgerlichen *Walt her* der höchste Adel der Gesinnung sich ausdrückt, die poetische Darstellung des Gemeinen von einem adeligen Dichter ausging, und daß dieser das Vorbild aller späteren Dichter dieser Gattung wurde, wie denn dieselbe sogar seinen Namen erhielt, da man unter einem „*Reidhart*“ ein Lied verstand, welches das rohe Leben der Bauern darstellte. Daher darf wohl auch nicht bezweifelt werden, daß *Walt her* oben erwähn'ter Ansehn auf die unhöflichen Dichter gegen *Nithart* persönlich gekielt war, dessen Rich-

tung ihm um so verderblicher erscheinen mußte, als sie am Hofe von Oesterreich großes Glück machte. Man hat dieses zwar bestritten wollen, ja man hat sogar versucht, die von *Nithart* geschilderten Scenen aus dem Dorfleben auf höfische Verhältnisse zu deuten; unter den Bauern sollen eigentl. Höflinge zu verstehen sein, deren übermüthiges Betragen *Nithart* dem Spotte hätte Preis geben wollen. Allein diese Erklärungsweise stützt sich auf keinen hinreichenden Grund; sie widerspricht vielmehr durchaus der ganzen Anschauungsweise jener Zeit, in welcher sich gewiß Niemand herausgenommen hätte, Ritter, Adelige, Vertraute und Freunde des Fürsten mit Bauern zusammenzustellen, ihnen die rohen, unhöflichen Sitten der „*Dörper*“ (Dörfer, Dorfbewohner) anzudichten. Dagegen ist es sehr leicht denkbar, daß ein armer Ritter, wie *Nithart*, der im Ganzen doch wohl nur von Unterstützung lebte, gern die Gelegenheit ergriff, sich unter die reichen Bauern zu mischen, nicht bloß um bei den schönen Dorfmadchen sein Glück zu versuchen, sondern auch um an den Schwelgereien der übermüthigen Landleute Theil zu nehmen. Daß er dabei oft in Unannehmlichkeiten gerieth, ist leicht zu begreifen, weil theils die „*Dörper*“ des Ritters Liebeleien mit ihren Dirnen nicht gleichgültig ansehen mochten, theils, weil *Nithart* ohne Zweifel dem Uebermuth des Reichthums den Uebermuth der adeligen Abkunft entgegengestellt und seiner angeborenen Neigung zu Neckereien sich ohne Maß hingegeben haben wird. Man darf sich aber nicht verwundern, daß *Nithart* diese Streiche, die er den Bauern gespielt und die ihm von denselben reichlich vergolten wurden, poetisch darstellte; er wollte vor Allem den Hof, von dem er abhing, unterhalten, selbst wenn es auf seine Kosten ging; denn er war in der That doch wohl nichts weiter, als ein Lustigmacher. Daher wurde er in späterer Zeit der Träger einer Menge von Schwänken, in denen er geradezu als Hofnarr erscheint,



* Siehe hierneben die Abbildung der St. Stephanskirche in Wien.

es müßte denn, wie Manche annehmen, einen späteren Reidhart Kuchs gegeben haben, der wirklich zu Anfang des 14. Jahrhunderts am Hofe Ottos des Fröhlichen, Herzogs von Oesterreich, Hofnarr gewesen wäre. Doch selbst dann verliert die Annahme, daß der Minnesinger Rithart ein Lustigmacher gewesen sei, nicht an Wahrscheinlichkeit oder vielmehr an Gewißheit, da sie von dessen Liedern laut genug unterstützt wird. Hat auch ein späterer Hofnarr dieses Namens gelebt, so sind ohne Zweifel beide Persönlichkeiten im Laufe der Zeiten zu einer einzigen verschmolzen, was sich daraus ergibt, daß dem späteren Reidhart Kuchs Streiche zugeschrieben werden, welche der Minnesinger in seinen Liedern erzählt. Es ist aber wahrscheinlicher, daß nur Einer dieses Namens, und zwar der Minnesinger, gelebt habe, und daß später alle Streiche, die von irgend einem Schalk erfunden oder wirklich ausgeführt werden mochten, unter seinem Namen erzählt wurden. Es erscheint uns dies um so sicherer, als F i s c h a r t, der mit der älteren Literatur und Sittengeschichte sehr vertraut war, nur von Einem Reidhart Kuchs spricht.

Die Lieder Ritharts unterscheiden sich von denen der übrigen Minnesinger nicht sowohl in der Form, als in ihrem Inhalt und ihrem Stoffe, darum man sie und ihre zahlreichen Nachahmungen ganz passend mit dem Namen der „höfischen Dorfpoesie“ bezeichnet hat. Sie waren für den Hof gedichtet, und wenn sie auch manche Züge darbieten, die an den Volksgefang erinnern, so kommt dies nur daher, daß der Dichter den Stoff seiner Darstellungen aus dem Volke nahm, und vielleicht unbewußt, manchen Klang aus dem Volksliede wiedergab. Seine Lieder wirken auch ganz vorzüglich durch den Widerspruch, der zwischen der kunstmäßigen, höfischen Form und dem Inhalt besteht. Ja der Dichter beabsichtigt diese Wirkung so augenscheinlich, daß er sogar die kunstreich gegliederten Reimgebände des Minnegefangs oft noch zu überbieten sucht. Noch auffallender zeigt sich diese Absicht darin, daß er seine Dichtungen ganz in der empfindsamsten Weise der Minnelieder beginnt, und dann plötzlich auf die Schilderung des rohen, lärmenden Bauernlebens übergeht, was allerdings eine ächt komische Wirkung hervorbringt.

Rithart hat zwar auch eigentliche Minnelieder gedichtet, die oft durch Zartheit des Gedankens und schöne, reiche Form überraschen; doch sind es nicht diese, welche ihm den großen Ruf erworben haben, dessen er sich Jahrhunderte lang erfreute; wir haben daher auch nur diejenigen näher ins Auge zu fassen, in denen sich sein eigenthümliches Talent zeigte. So sehr er sich jedoch in denselben durch Stoff und Anschauungsweise von den übrigen Minnesingern unterscheidet, so kann man ihn doch keineswegs von dem Vorwurf der Eintönigkeit frei sprechen, die ein so charakteristisches Merkmal der Dichter jener Zeit ist. So mannigfaltig seine Lieder auch in formeller Beziehung sind, so verschiedenartig der in ihnen verarbeitete Stoff ist, so arm sind sie dagegen in Bezug auf Darstellung und Entwicklung. Wie die Natur schilderungen der Minnesinger sich größtentheils darauf beschränken, Blumen, Alee, Laub und Vogelsang zu erwähnen, so hat auch Rithart in seinen Darstellungen des Dorflebens nur einige wenige Züge ersast, die immer wiederkehren, so daß es kaum möglich ist, unun-

terbrochen eine größere Anzahl seiner Lieder zu lesen, ohne Langeweile zu empfinden. Selbst in den Gedichten, welche die Streiche erzählen, die er den Bauern spielte, zeigt sich eine ermüdende Eintönigkeit der Darstellung und Entwicklung, was vielleicht der sicherste Beweis ist, daß diese Gedichte von ihm herrühren. Uebrigens schien Rithart diesen Mangel an Erfindungsgabe selbst zu fühlen, und suchte ihn durch eine gewisse Weitschweifigkeit zu verdecken, welche aber die komische Wirkung der Darstellung natürlich schwächen mußte. Obgleich endlich der Stoff aus der Wirklichkeit entnommen ist, so gelingt es dem Dichter doch nicht, dieselbe zu lebendiger Anschauung zu bringen, weil ihm die Gabe fehlt, die handelnden Personen zu individualisiren; er glaubt schon genug gethan zu haben, wenn er uns weitsäufig erzählt, wie Männer und Frauen gekleidet waren und sich ihres Auges freuten, wobei er nie vergißt, seinen Reid über den Brunk der verachteten Bauern auszusprechen. So wenig aber Ritharts Dichtungen vom dichterischen Standpunkt aus genügen können, indem man an ihnen höchstens die reiche Mannigfaltigkeit der rhythmischen Formen bewundern kann, welche den dargestellten Scenen glücklich entsprechen; so wichtig sind dieselben für die Sittengeschichte seiner Zeit, für welche sie eine reiche Ausbeute gewähren.

Die unten mitgetheilten Gedichte werden hinreichen, ein vollständiges Gemälde des so fruchtbaren Dichters zu geben, da sich in ihnen seine hauptsächlichsten Stoffe und Darstellungsweisen vereinigt finden; nur die ziemlich zahlreiche Gattung von unzünftigen Liedern ist billiger Weise ausgeschlossen geblieben.

Mit wenigen Ausnahmen beginnen Ritharts Lieder mit einer kurzen Naturbeschreibung, in welcher bald der Frühling und die Freude über dessen Ankunft, bald der Winter und die Trauer, die er verbreitet, dargestellt wird. An diesen Anfang knüpft er sodann die besondere Scene oder Begebenheit, die er schildern will. Oft besteht das Gedicht bloß aus einem kurzen Zwiegespräch lebenslustiger Mädchen, die sich mit festlichem Gewand schmücken, um zum fröhlichen Tanz unter der grünen Linde eilen zu können (1). Noch häufiger handelt das Gespräch von der Liebe. So klagt ein Mädchen über die Wandelbarkeit der Männer, worauf ihre Gespielin ihr erwidert, daß es noch viele gebe, die gerne guten Frauen dienen; so werbe Einer um sie, der die Traurigkeit wohl vertreiben könne. „Den sollst du mir zeigen,“ erwidert die erste; „ich will dir dafür meinen Gürtel geben. Kenne mir den, der dich so geheimnißvoll minnet. Mir hat heute von dir geträumt, daß deine Gedanken nach der Fremde gerichtet seien.“ — „Den man von Rimental nennt, und dessen Sang überall gekannt ist, der ist mir hold, wofür ich ihm auch lobne. Um seinerwillen will ich mich jezt schmücken. Aber horch,“ schließt sie, um anzudeuten, daß sie den Geliebten noch aussuchen wolle, „man lüetet zur Vesper!“ (2) — „Alles freut sich des Frühlings,“ ruft der Dichter in einem andern Liede aus; „laßt auch uns zur Linde und zum Tanze eilen!“ Ohne weiteren Uebergang läßt er nun ein Mädchen, als ob es diesen Aufruf zur Freude gehört hätte, die Mutter bitten, sie zur tanztustigen Schaar gehen zu lassen. „Bleibe daheim,“ spricht die Mutter, „denn, der eben gesungen hat, der hat sich ver-

messen, dich zu bestricken, wenn er nur Einen Blick von dir erhalte. Bleibst du aber nicht, so sind dir Schläge gewiß.“ „Magst du noch so drohen,“ antwortet die Tochter, „ich gehe doch, denn ich habe es ihm versprochen; du magst heute den Garten allein besorgen (3).“ — Oft ist es die alte Mutter, welche trotz ihres grauen Haars von unwiderstehlicher Langlust hingerissen wird (4), oder trotz der Warnungen ihrer Tochter den Geliebten aufsucht (5). — In einem andern Liede, dessen Gedankengang sich in vielen andern wiederfindet, beginnt der Dichter mit der Schilderung der winterslichen Zeit, welche mit Trauer und Sehnsucht nach dem schönen Frühling erfüllt und den Dichter an sein Unglück in der Liebe erinnert. Denn zwei Gesellen, Hildebold und Hildiger, haben ihm die Geliebte entzissen. Nun schildert er ihre äupfige Kleidung, und geht ohne merklichen Uebergang zur Darstellung einer Schlägerei über, die sich zwischen ihnen beim Tanze erhob (6). — Ein anderes Mal sind es wieder andere, über welche er sich beklagt; und auch dieses Gedicht endigt mit der weitläufigen Erzählung einer Schlägerei (7).

1.

Diu zit ist hie!
Ichn gesach vor mangan jären schoener nie;
Ende hät der winter kalt;
des vreut sich manec herze, das sin sere engalt;
Aber gloubet stät der walt.
Des meien zil
bringet vogel sauges und bluomen vil.
Wartet, wie diu heide stät
schöne in liechter wæte unt wunneclicher wät;
Leides si vergezzen hât.
„**Wol** dan mit mir
zuo den linden, trüt gespil! dâ vinde wir
Alles des din herze gert.
Jâ weistu vil wol, war ich dich sande vert:
Disiu reise ist goldes wert.“
„**Nu** dâ hin
nâch der wæte, sit ichs in dem willen bin,
Daz ich leiste mine vart.
Nû gesage ez niemen, liebiu Irmengart,
Wol mich siner künfte wart.“
Sâ zehant
brâhte man der magde ir süberlich gewant;
Schiere het siz an geleit.
„**Zuo** der grünen linden mich min wille treit;
Ende haben miniu leit!“

2.

Ine gesach die heide
nie baz gestalt,
In liechter ougenweide
den grünen walt.
An den beiden kiesen wir den meien.
Ir magde, ir sult iuch zweien,
gein dirre liechten sumerzit in höhern muote reien.
Lop von manegen zungen
der meie hât;
Die bluomen sint entsprungen
an maneger stat,
Da man è deheine kunde vinden.
Geloubet stânt die linden;
sich hebt, als ir wol habt vernomen, ein tanz
von höfchen kinden.

Die sint sorgen âne
unt vröuden rich.

Ir maget wolgetâne
unt minneclich

Zieret iuch, daz iu die Beier danken,
Die Swäbe unt die Vranken;
ir briset iuwer hemde wis mit siden wol zen lanken.

„**Gein** wem sult ich mich zâsen?“
sô redet ein magt;

„**Die** tumben sint entslâfen;
ich bin verzagt.

Vreude und ère ist al der werlde unmare;
die man sint wandelbare;
deheiner wirbet umbe ein wip, der er getiuret
wære.“

„**Die** rede sultû behalten!“
sprach ir gespil;

„**Mit** vröuden sül wir alten;
der manne ist vil,

Die noch gerne dientent guoten wiben.
Lât solhe rede beliben!

Ez wirbet einer umbe mich, der trûren kan ver-
triben.“

„**Den** sultû mir zeigen,
wie er mir behage!

Der gürtel si din eigen,
den ich umbe trage.

Sage mir sinen namen, der dich minue
sô tougenlicher sinne:
Mir ist getroumet hint von dir, din muot der stê
von hinne.“

„**Den** si alle nennent
von Riuwental,

Unt sinen sanc erkennen
wol über al,

Der ist mir holt. Mit guote ich im des lône.
Durch sinen willen schöne

sô wil ich brisen minen lip. — **Wol** dan, man
liutet nône.“

3.

Schöne als ein golt grüenet der hagen;

Guot mare ich den vrouwen wil sagen,

Daz von liechten rösen diu heide hât gewant,
daz beste, daz si vant.

Nû wol ûf, stolziu magedin! der meie ist in die
lant!

Nû ist wol breit der linden ir ast;

Diu was è des loubes ein gast.

Nû ist si wol behangen mit süberlicher wât.

Schouwet, wie si stât!

Nû loset, wie diu nahtegal dar näher strichen lât.

Seht, wie sich vreut boum unde wise!

Dar abe ich mir hiure lise

Von den gelben bluomen ein krenzel, daz ich
trage

alle viretage.

Nû wol ûf, trütel Adelheit! dû spring, als ich
dir sage.

Stolzen jungen, ir sult sin gemeit

Der kleider, diu diu zit an die boumen hât
an geleit!

Der walt, der stêt nû grüne; in dem winter
was er val;

dar in ist michel schal:

[wental!

dâ hin; dô sülû wir reien gân mit dem von Ri-

„**Muoter** min, lâtû mich dar,

Stolzlichen spring ich an der schar
Vor den knappen allen, daz si mir müezen jehen.
Selbe soltû sehen,
daz ich ûf der erde niene siffel mit den zehen.“

„**Tôhterlin, tuostû den ganc;**
Der daz gimpel gampel sanc,
Der hât sich vermezzen, unt werde im din
ein blic,

er lege dir sinen stric.
Belibestû hie heime niht, dir wirt von mir ein
zwic.“

„**Zwicke unde slege hâstû verlorn!**
Dû wilt hiure reizen den zorn,
Daz dû mir verbiuest, des er mich hât gebeten.

Ich gehilf im treten:
dû muost hiute âne Juten dinen garten jeten.“

„**Strich von mir balde, unde swic!**
Mei, strûche unt vergên ich dir den stic.
Dû getuost ein springen, daz dir ze leide wirt,
unt dinen rûcke swirt.

Ich geschaffe, daz dich, krot, diu reise gar
verbirt!“

4.

Ein altiu vor den reien trat,
Diu mër dan tûsend runzen hât:
„Tohter, hûet dâ heime wol:
ich bin worden vrönden vol!“

„**Muoter, waz ist iu geschehen?**
Oder was habt ir hiure ersehen?
Nû ist sin mër den vûnfzec jâr,
daz ir truoget grâwez hâr!“

Si swanc sich ûf reht als ein vogel:
„Jâ ich wil hiure sin vil gogel;
Seht her an mine siten junc,
diu tuot noch manegen geilen sprunc!
Tohter, hûete mir der tür,
Und lâ mich springen wider und vûr,
Und nim des knappen tougen war,
der dâ treit daz walve hâr.“

„**Muoter, ich wil iuch vertreten:**
Ein hübscher man hat mich gebeten,
Der kürzet uns die wile lanc.“
Her Nithart disen reien sanc.

5.

Ein altiu diu begunde springen
hoh alsam ein kiz eubor;
si wolde bluomen bringen.

„**Tohter, reich mir min gewant:**
ich muoz an des knappen hant,
der ist von Riuwental genant.

Traranuretum traranuriruntundeie.“

„**Muoter, ir hûetet iuwer sinne:**
er ist ein knappe sô gemuot,
er pfiget niht stæter minne.“
„Tohter, lâ ir mich ân nôt!
Ich weiz wol, waz er mir enbôt.
Nâch siner minn sô bin ich tôt.

Traranuretum traranuriruntundeie.“

Dô sprachz ein altiu in ir geile:
„Trût gespil, wol dan mit mir!
Ja ergât ez uns ze heile.

Wir suln beid nâch bluomen gân:
warumbe solt ich hie bestân,
sit ich sô vil geverten hân?

Traranuretum traranuriruntundeie!“

6.

Sumer, diner süezen weter müezen wir uns
ânen:
dirre kalte winter trûren unde senen git.

Ich bin ungetrœstet von der lieben wolgetânen:
wie sol ich vertriben dise lange swære zit,

Diu die heide velwet unde manege bluomen
wol getân?

Alsô sint die vogel in dem walde des betwungen,
daz si ir singen müezen lân.

Alsô hât diu vrouwe min das herze mir be-
twungen,

daz ich âne vröude muoz verswenden mine tage.
Ez vervahet niht, swaz ich ir lange hân ge-
sungen;

mir ist alse mære, daz ich mære stille dage.
Ich geloube niht, daz si mannen immer werde
holt:

wir verliezen, swaz wir dar gesingen unde ge-
rûnen,

ich und jener Hildebolt.

Der ist nû der tumbist der geilen getelingen,
er, und einer, nennet man den jungen Hildegêr.

Die enkund ich disen sumer nie von ir ge-
dringen,

sô der tanz gein âbent an der strâze gie entwer.
Manegen twerhen blic den wurfen si mich mit
den ougen an,

daz ich sunder mines guoten willen von in beiden
ze sweime muose gân.

Ôwê, daz mich sô maneger hât von lieber
stat gedrunge,

beidiu von der guoten und ouch wilent anderswâ.
Oedelichen wart von in ûf minen traz ge-
sprungen;

ir gewaltes bin ich worden in mim schopfe grâ.
Jedoch sô neic diu guote mir vil lützel über
schildes rant.

Gerne mugt ir hœren, wie die dôrper sint ge-
kleidet:

ûppeclich ist ir gewant.

Lange rœcke tragent si und enge schaperûnen,
rôte hûete, rinkelohete schohe, swarze hosen.

Engelmâr getet mir nie sô leit an Vriderûnen,
sam die zwêne tuont. Ich nide ir pfellerine pfosen,

Die si tragent; dâ lit inne ein wurze, heizet
ingewer:

der gap Hildebolt der guoten eine bi dem tanze,
die gezuht ir Hildegêr.

Sagt ich nû diu mære, wie siz mit ein ander
schuofen,

des enweiz ich niht; ich schiet von danne sâ
zehant.

Manneglich begunde sinen vriunden vaste
ruofen;

einer, der schrei lûte: „Hilf, gevater Wezerant!“
Er was lihte in grôzen nœten, dô er sô nâch
helfe schrê.

Hildeboldes swester hôte ich eines lûte schrien:
„Wê mir mines bruoder, wê!“

Ein geiler getelinc, der kam geloufen von
dem strite,

den vragte ich der mære, welher dâ mit ellen
streit;

Des Hildeboldes schaperûn, der wart gezerret
wite

und sin enger roc noch baz, den zweier spannen
breit.

Daz wart umb die wurzen, die man der schen-
nen üz der hende brach:
des engalt vil mangiu spehe hube, di man bi
dem tanz
zezerret ligen sach.

Bedelohete sporen treit mir Fridepreht ze leide,
niuwe rezzel; dar zuo hât er zweier hande cleit.
Bucket er den afterreifhin wider uf die scheide,
wizzent, miniu vriunde, daz ist mir ein herzeleit.

Zwêne niuwe hantschuoh er uf den ellenbogen
zôch.

Mugt ir hœren, wie der selbe gemzinc von der
lieben
hiure ab dem tanze vlôch.

Er gêt wol versigelt, reht als im si angebunden
ein swines blase, alsô man den wilden hunden
tuot.

Ofte brach er sinen zelt, als si doch wol be-
vunden,

Hazze unde **Blezze** und ir gespîle Hadelmuot,
Vrâget Engeltrûten, wie ez læge umb ir bruo-
der Vridebreht;

ach, ach, er hât ertrenket sich vor vorhte ,
hât mirz geseit der tâersche kneht.

Siht aber ieman jenen dôrper mit der vœchen
tocken,

die tregt er uf der hende unt klopfet uf sin niu-
wes swert,

Da mit er uns des nahtes uf der gazzen tuot
erschrocken;

der selbe dunket sich mër denne drier bônen wert.

Als er dan gerinzet unt grâzet, der vil ûbel
man,

alsô im sin tasche ringloht klinget dem geliche,
daz man wæn, er trag ein gollier an.

Wâ von sol man hine vûre min geplez er-
kennen?

Hie envor dô kande man ez wol be Riuwental.

Dâ von sülte man mich noch von allem rehte
nennen:

eigen unde lêhen sint mir dâ gemezzen smal.

Mint, ir heizet iu den singen, der sin nû ge-
waltec si;

ich bin sin verstôzen âne schulde: mine vriunt,
nû lazet mich des namen vri!

Ich hân des minen hêrren hulde verlorn ân
mine schulde;

dâ von sô ist min herze jâmers unde trûrens vol.

Richer Got, nû rich dû mich sô gar nâch
diner hulde

vil manges werden vriundes, des ich mich sô
ânen sol.

Des hân ich ze Beiern gelâzen allez, daz ich
ie gewan,

unt var dâhin gein Ôsterriche unt wil mich sel-
ber dingen

an den werden Ôsterman.

Miner vinde wille ist niht ze wol an mir er-
gangen;

woldez Got, sin môhte noch vil lichte werden rât.

In dem lande ze Ôsterriche ward ich wol
empfangen

von dem edelen vûrsten, der mich nû behûset hât.

Mie ze Medelicke bin ich immer âne ir aller
danc.

Mir ist leit, daz ich von Eppen unt von Gumpen
ie ze Riuwental sô vil gesanc.

7. Diu blâse.

Winter dinu meil
diu verderbent uns den walt,
die bluomen unt die heide alsam:
sumer, din gesinde daz ist allez vrôuden lôs.

Manic herze geil
hat ze trûren sich gestalt,
den allen vrôude wol gezam,
wie zimt einem wip, die ich vûr alliu wib erkôs,

Daz si nie
mir vervie
minen sanc ze guote,
den ich ir ie mit triuwen williclichen sanc,
unde stân noch hiut in minner huote,
daz si an minner stæte vinde ninder argen wanc.

Sol min stætkheit
unt der lange dienst min
erwerben niht wan ir versagen,
sô muoz mich von schulden riuwen, daz ich si
ie began.

Doch ist mir geseit
daz, die stæte kunnen sin,
daz si gelücke wol bejagen.
Vrouwe Sæld', uf dinen trôst ich noch die guo-
ten man,

Daz si ir nit
und ir strit
gein ir vriunden lâze:
tuot si daz, sô wirt vil liht daz ende guot.
Si schaffe ir ungenâden noch ein mâze!
Owê, daz iemer wib an guoten vriunden missetuot!

Liebe mir geschach;
wær diu lieb alsô beliben!
Ich kam, dâ ich vil rosen vant;
üz den brach ich eine, diu dâ schiere wart verlorn.

Leid und ungemach
hant mir vrôuden vil vertriben;
ich sag iu, waz mir wart bekant:
dô ich si brach, mir tet vil leit ein ungeslahter
dorn.

Darum ich wil
hiure vil
wislich rôsen brechen,
unz ich besehe, welch der rechten einiu si.
Sümlich rôsen sint, die kunnen stechen:
gewisse rôsen, die sint aller wandelunge vri.

In den vrôuden min
bin ich leides über laden.
Nu hœret, vriunde mine klage!
Râtes und ouch lère, der bedorft ich nie sô wol.

Eppe und Engelwin,
die tuont mir ungedienten schaden;
daz eltet mich è miner tage;
nieman wæne des, daz ichz mit guotem willen dol.

Disiu jâr
sunder vâr
wurbens umb ir minne,
diu mir hiut und iemer ist vûr alliu wip.
Vrouwe, mines herzen küniginne,
dû solt niemer man getrœsten, niur min einigen lip.

Diner ôren tür,
mûez in gar versperret sin,
daz iemer iht von in verneme,
die min wider dich gedenket anders, danne wol.

Lät die rede vür,
liebe herze vrouwe min,
diu dir ze ören niht enzeme.
Guotes rātes vriunt dem sinen vriunt rāten sol.

Adelbreht,
Engelbreht,
die zwen tenzelære,
die vārent diner èren nāch, vrouwe, den versage!
Daz sint nū die meisten minne swāre,
der ich tegeliche manic in minem herzen trage.

Seht her an min hār!
daz ist grā, reht als ein is,
unt griset mir; des ist niht rāt,
sit mir von eim getelinge niwan leit geschach.

Daz ist Engelmār,
von des schulden bin ich gris,
der hiute noch die schulde hāt
daz er Vriderūn den spiegel von der siten brach.

Jemer sit
von der zit
wart ich niemer mēre
vrō: ich bet al wegen ein niuwez herze leit,
unt bin doch vrō in grōzem minem sere
von der guoten, diu mir in dem herzen liebe treit.

Von der Elb unz an den Rīn
von der Tonouwe an den Pfāt,
diu lant, diu sint mir alle kunt:
dā weiz ich minder als eben hiuzen dorffman,

Als in dem kreizelin
ze Österreich in einer stat:
dā ist vil manger niuwer vunt:
seht, den prüvet mir einer, der mir selten guotes gan.

Wankelbolt,
selten holt
wirt er mir mit triuwen;
er ist scharmeister in dem Lugetal;
er oder gouch, ez mag in wol geriuwen;
kunt er mir ze rām, ich dūrhel im die hirneshal.

Üz dem Lugetal
einer mit gewalte vert;
des muot ist hert, denne ein vlins.
sine triuwe habent wider haken als ein gēr.

Er vert über al:
ouwē, daz imz ieman wert!
Er vūrtet nieman umb ein lins.
Mōht er mich ze schaden bringen, vrouwe, das tāt er.

Lachet an
er den man
unt spīt in mit der zungen:
wē daz mir in sin muoter ie ze leide truoc!
Er hāt mich von lieber stat verdrungen:
ich hān von sinen schulden niender euen gēnden pfluoc.

Ich sach ze tanze gān
mangen hiuzen getelinc
vor einer meide, diu was wert:
dā hup sich ein strit von einer blāsen, hōrt ich wol.

Si kāmen uf den plān,
ze hant dō machtens einen rīnc,
dō missekerten si diu swert,
einer hin, der ander her, als ich iu sagen sol.

Der junge Kanz
durch den tanz
gienc vermezzenlichen;

Kozzel hiez der spilman, dem ruofte er dar:
„Ir, strichet uf die rehten hove strichen!“
Er sluoc die blāsen durch den rīnc, daz si vil lūte erkar.

Lāt iuch bescheiden baz,
wie der tanz ein ende nam,
und wie diu blāse wart zeslagen.
Si begunden alle nāch swerten grifen hinter sich
Umbe den selben haz.
Vil schiere kam ein vride man,
der het ein rüetel ē getragen.
Er sprach: „Swē den strit erhebt, der misse-
machet mich!“

Schiere kam
Engelrām
mit uf erburtem swerte;
er sprach: „Nu strichet uf ein rehten hove tanz!
Sich hebet ie, des ie min herze gerte;
hie wirt entrennet, daz da heime wāre bliben ganz.“

Der scharen waren zwō;
ir iegelicher sinen vriunt
bat, daz er im gestüende bi.
Dō wart vil manic scheidē lār, diu ē vol isens was.

Seht, des wart ich vrō:
dō liefen durch des meiers piunt
hiuzer getelinge dri,
die stuonden dā ze vrōne mēn unt wolten riu-
ten gras.

Übelher
kom ze wer
mit sinem kipfelisen;
er sprach; „Swes ir welt, des spil ich iu nu mite;
man muoz mich hiut gein zwelven können prisen!“
Ze hant verkert er sinen ganc nāch spāhem hove site.

Dō sprach Enzeman:
„War umb geviel iu niht der tanz?
nu was ez doch ein niuwer treit:
in hāte iuwers vaters wip mit èren wol getreten.“
Sie liefen ein ander an,
Übelher und ouch der Kanz.
Zāhi! wie lūt vrou Mazze schrei:
„Wā sint nu die wisen alle, daz si ez under-
treten?“

Durch den bac
wart ein slac
dem kūenen Übelheren,
daz man siner zende siben vallen sach.
swie er niwan zwelver wolte weren:
des hāt ein halp sines mundes wenig nuz gemach.

Dō kom des dorfes schar
mit vil mēger vrenden wer,
zwiβerstangen, spiez und gabel,
zietern ūz dem pfluoc unt leitern von der stu-
ben want.

Dō sah Engelmār,
daz sin veter Übelher
was sēr gegrüezet durch den snabel;
er sprach: „Wer hāt dir den schopf verhouwen
uf den zant?“

Zwar, ich sol
gelten wol
dise grōzen smāhe.“
Er gie limmend, als ein wildez eber swin:
„Wā ist er nū? daz ich in mir ersāhe!“

Ich trouw ez minem swert, ez schrôt die hirne
gupfen sin.“

Vil schiere kam gegân
der wise meier Mangolt;
er truoc vor im ein halbe tür,
und einen mistkorp, den het er geriemet vast
an sich.

Er sprach: „Ir sult ez lân,
Engelmâr und Willebolt!“
Dicke bot den schirm er vûr;
Er sprach: „Swer nû sleht, dem gib ich einen
mezzer stich!“

Seht! der schiet
die toerschen diet,
daz si niht mër sluogen;
ez wer anders dâ ein schedelin getân.
Doch sah ich zwen, die si von dannen truogen,
die muosten zehen wochen doch ir sprenzelie-
ren lân.

Süßkind von Trimberg.

Der Wertwürdigkeit wegen erwähnen wir auch
den Juden Süßkind mit dem Zunamen von
Trimberg, der im Anfang des 13. Jahrh. in
Würzburg lebte. Es mögen sich die verachteten
Juden damals wohl nur selten mit der edlen San-
gestkunft beschäftigt haben, auch ist Süßkind der
einzige, von welchem wir Lieder besitzen; diese ge-
hören aber nicht zu den schlechtesten, und so viel
wir aus den wenigen Strophen urtheilen können,
die auf uns gekommen sind, behandelt er die Sprache
und die Form mit auerkenntenswerther Leichtigkeit.
Der schöne Spruch über die Freiheit der Gedan-
ken mag wohl durch den Druck der Verhältnisse
herborgehoben worden sein, unter dem er mit sei-
nen Glaubensgenossen schmachtete (1), und wenn
er sich beklagt, daß die Großen ihm seine milden
Gaben zukommen lassen, weshalb er sich auch ent-
schleht, der Kunst zu entsagen, und fürderhin als
ein Jude zu leben; so ist wohl anzunehmen, daß
ihm seine Religion manche Unbill zugezogen haben
wird, die der tief fühlende Mann schmerzlich em-
pfinden mußte (2). Offenbar bezieht sich auch die
Fabel vom Wolfe auf seine eigenen Verhältnisse,
oder wenigstens auf die seiner Stammes- und Re-
ligionsgenossen. Es wird diesen, denn dieß ist
ohne Zweifel der Sinn der Fabel, mit Unrecht
vorgeworfen, daß sie sich durch Handel und Geld-
geschäfte bereichern; sie sind eben so gut dazu ge-
zwungen, als der Wolf genöthigt ist, seinen Hun-
ger durch Raub zu stillen. „Manche, sagt der Wolf,
sind angesehen und geachtet, die in sündlicher Weise
Gut gewinnen; der Falsche ist viel schädlicher als
ich; und will doch dabei für unschuldig gelten“ (3).

1. Gedankenfreiheit.

Gedenke nieman kan erwern den tören noch
den wisen,
dar ümbe sint gedenke vri ûf aller hande sache;
herz unt sin dur gemacht
dem menschen sint gegeben,
Gedenke slüssen dur den stein, dur stahel
und dur isen;
gedank klein ahte, wie diu hant diz unde daz
gemache;
swie man gedenke nie gesach,
si doch horte streben,

Gedank ist sneller über velt,
den der blic eins ougen;
gedank glust bringet nâch der minne gelt,
nâch der gesihtu tougen,
gedank kan wol ob allen arn hôch in dien lûf-
ten sweben.

2. Abschied von der Kunst.

Ich var ûf der tören vart
mit miner künste zware,
daz mir die hêrren niht welut geben,
daz ich ir hof wil vliehen,
Unt wil mir einen langen bart
lân wahsen griser hâre,
ich wil in alter Juden leben
mich hinnan vûr wert ziehen.
Min mantel der sol wesen lanc,
tief unter einem huote,
demieteclie sol siu min ganc,
unt selten mē gesingen hovelichen sanc,
sit mich die hêrren scheiden von ir gnote.

3. Falschheit.

Ein wolf vil jemerlichen sprach:
„Wâ sol ich nû beliben,
Sit ich dur mines libes nâr
muoz wesen in der âlte?
Darzuo sô bin ich geboren, diu schult, diu ist
niht min.
Vil manic man hât guot gemacht,
den man siht valscheit triben
unt guot gewinnen offenbâr
mit sündelicher trâhte;
der tuot wirser vil, dan ob ich nâm ein genselin.
Jan hab ich niht des goldes rôt.
ze gebene umb mine spise,
des muoz ich rouben ûf den lip durch hungers nôt.
Der valsch in siner wise
ist schedelicher vil, dan ich, unt wil unschul-
dic sin.“

Graf Otto von Botenlauben.

Otto stammte aus dem Hause der Grafen von
Henneberg und war der vierte dieses Namens.
Anfangs nannte er sich auch Graf von Henneberg,
später aber nach seinem Wohnsitze, der Burg Boten-
lauben in Franken, die er wahrscheinlich selbst hatte
erbauen lassen. Er war meistens im Gefolge Kai-
ser Heinrichs VI., doch zog er auch in das heilige
Land, wahrscheinlich im J. 1217, wo er eine Kö-
nigstochter heirathete, die er in die Heimat führte.
Beide Gatten stifteten im J. 1231 das Benedicti-
ner-Kloster Frauenrode bei Rißingen. Es war
noch im vorigen Jahrhundert in der Gegend die
Sage verbreitet, daß Graf Otto von Botenlauben,
der sich durch seine Tapferkeit im Kriege gegen die
Ungläubigen auszeichnete und große Reichthümer
erworben hatte, das Kloster an der Stelle erbaut
habe, wo er einen kostbaren Schleier wiedergefun-
den, den der Wind auf dem Schloßhofs seiner Frau
vom Haupte geweht und das Kloster deshalb Frauen-
rode genannt habe. Seine Frau, Beatrix, starb
schon vor 1244; er ging, wahrscheinlich aus Küm-
mer über diesen Verlust, in diesem Jahre in das
von ihm gestiftete Kloster, als dessen Probst
er am 4. Octbr. 1254 starb. Sein dort noch vor-
handenes Grabmal zeigt sein Bild in Lebensgröße

und im langen geistlichen Kleide mit einem kleinen Wappenschild auf der Brust, welches den Hennesbergischen Grafen auch durch die Henne bezeugt.



Otto ist einer der gemüthlichsten Dichter seiner Zeit; zwar beschränken sich seine Lieder auf Lob und Preis der Minne, ihre Freuden und ihren Schmerz, allein er ist in seinen Darstellungen oft neu, und er ist, wenn auch nicht reich an Bildern, doch in der Wahl derselben glücklich. So ist die Zusammenstellung der Geliebten mit dem Karfunkelstein, der im Rheine versenkt liegt (vermuthlich deutet der Dichter damit auf den Ort der Nibelungen) und mit dem wunderbarschönen Edelstein in der Kaiserkrone von großer Wirkung (1). Noch schöner ist es aber, wenn er sich mit der Nachtigall vergleicht, die über ihrem Freudengesange ihr Leben aushaucht (3). Von eben so tiefem als wahrhaftem Gefühl zeugt das Lied, das er der Geliebten in den Mund legt. Sie, welche Jugend, Schönheit und hohe Geburt für seine Liebe hingegeben habe, sei von Zweifeln beängstigt worden, ob er ihr auch die Liebe bewahrt habe, da er so lange entfernt gewesen; allein nun sei sie wieder glücklich, seitdem sie ihn wieder umarmen könne (2). Wenn sich dies Gedicht offenbar auf seine Frau, die morgenländische Königs-tochter bezieht, so geht ein anderes ohne Zweifel

auf eine frühere Geliebte, die am Rheine wohnte. Er verabschiedet sich von ihr, als er das Kreuz nimmt. „Wäre Christi Lohn nicht so süß, sagt er, so würde ich die liebe Frauen mein nicht verlassen, denn sie ist wohl mein Himmelreich. Während sie am Rheine lebt, helfe mir, o Gott, daß ich mir und ihr deine Huld erwerbe!“ — Und die Geliebte antwortet: „Wann er sagt, ich sei sein Himmelreich, so habe ich ihn zu meinem Gott erkoren, daß er nie von mir sich entferne: Herr Gott, mögest du darob nicht zürnen! Er ist mir nicht ein Dorn in den Augen, der mir vielmehr zur Freude geboren ist: kommt er nicht wieder, so ist meine Freude auf immer dahin!“ (4)

1. Der Karfunkel.

Karfunkel ist ein stein genannt:
von dem sagt man, wie liehte er schine.

Derst min, und ist daz wol bewant;
ze Lóche lit er in dem Rine.

Der küníc alsó den weisen hât,
daz ime den nieman schinen lât.
Mir schinet dirre, als ime tuot der:
behalten ist min vrouwe, als er.

2. Liebesorge.

Bis mir wille kómen, mines libes trost,
mins herzen vróude, vil lieber man unt hêrre min!
Got ichz ie mêr lobe, der mich hât êrlóst
ûz sorgen, ouch danke ichs den tugenden und den
triuwen din,

Der ich doch was sêre in zwîvel kómen sit:
dû hâtest min vergezzen so langer zit;
waz half mich min schóne, min hôher name?
dû vergeze min gar âne schâme.

Nû ist das herze min richer tugende vró,
sit ich mit armen hân umbevungen lieben lip.

Lieber man, nû sage, ist dir liep alsó?

Dû seitest mir, ich wêr dir liep vûr elliu wip.

Ich gap dir ûf din triuwe und âf din edelen
tugent
miner vróuden króne, bluome, blüende jugent:
O wê vil maniger abent sender klage,
diu mich twanc, unze gegen dem tage.

3. Liebeskummer.

Ich hân êrwelt mir selben sôezen kumber,
den wil ich hân vûr aller bluomen schîn;

Erst niht wîse, der mich hât destê tumber:
nit was ie, der muoz ouch ie mer sîn.

Durch die liebe trage ich disen pîn,
den hân ich êrwelt; nû si ouch mîn:
tuo mir, swie dû wellest, vrouwe, der gewalt
si din!

Ich mane die sôezen, reinen noch ir triuwen
die si mir gap; dest unmazen lanc;

Kâm ich wider, ich schiedo ûz allen riuwen:
geschicht des niht, sô wirt min leben kranc.

Nâch der ie min herze sêre ranc,
mir geschicht von ir minne sunder wanc, [sanc.
als der nahtegal, diu sizzet tót, ob ir vróuden

Solte ich sterben von ir grôzen leiden,
daz wære mir ein angeslichiu nôt;

Wes schult daz si, daz wil ich iu bescheiden:
daz ist ir minneclicher munt sô rôt.

Vremde ich si lange, daz ist mîn tât!

Ouch wurden ir vil liehtiu ougen rôt,
Dô ich urloup nam unt mich in ir genâde bôt.

4. Abschied.

Wäre Cristes lön niht alsd süeze,
so enlieze ich niht der lieben vrouwen min,
Die ich in minem herzen dicke grüeze:
si mac vil wol min himelriche sin.
Swâ diu guote wone alumben den Riu,
herre Got, sô tuo mir helfe schin,
daz ich mir und ir erwerbe noch die hulde din.
„Sit er giht, ich si sin himelriche,
so habe ich in zuo Gote mir erkorn,
Daz er niemer vuoz von mir entwiche:
herre Got, lâ dirz niht wesen zorn.
„Erst mir in den ougen niht ein dorn,
der mir hie ze vröuden ist geborn:
kumt er mir niht her wider, min spilnde vröude
ist gar verlorn.“

Christian von Samle.

Man kann von diesem Dichter nur vermuthen, daß er um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte und daß er aus der Schweiz war. Doch ist die Bestimmung seiner Heimat noch weniger sicher, als die seiner Zeit, da er nach Sprache und Form seiner Lieder unbedenklich in die Blüthezeit der höfischen Poesie gestellt werden darf.

Seine Lieder zeichnen sich durch die brennende Glut der Darstellung, sowie durch die Kühnheit und Reinheit der Bilder aus, worin er dem großen Meister Wolfram beinahe gleich kommt; ja es scheint oft, daß er diesen zu seinem Vorbilde genommen und manche Wendung ihm abgelauscht habe. Da ist Tiefe des Gefühls und Wahrheit der Empfindung; da findet man Nichts von den hergebrachten Phrasen von Minne und Rai, wie in hundert andern Liedern selbst bedeutender Minnesinger. Bei Christian ist Alles voll Leben, frische und ächte Poesie; es ist daher höchlich zu bedauern, daß uns nur wenige Gedichte desselben aufbewahrt worden sind. Ohne Zweifel hat er sich mehr an der Volkspoesie, als an der höfischen Kunst herangebildet; denn wenn auch die Form seiner Lieder durchaus kunstgemäß, und der rhythmische Gang derselben ihrem Inhalt vollkommen angemessen ist (1), so begegnen uns doch manche Anschauungen, die an den engen Zusammenhang des Volks mit der Natur erinnern, während diese sich zu den Minnesingern gewöhnlich als etwas ganz Aeußerliches verhält. Dies ist besonders der Fall in dem schönen Liede, in welchem der Dichter dem Anger Sprache wünscht, damit er sagen könne, wie glücklich er gewesen, als des Dichters Geliebte auf seinem grünen Grase gewandelt. „Herr Anger,“ ruft ihm der Dichter zu, „welche Freude müßtet Ihr haben, da meine Herrin gegangen kam, und ihre weißen Hände nach Eueren schönen Blumen zu strecken begann! Erlaubet mir, Herr grüner Plan, daß ich meine Füße setze, wo meine Herrin gegangen ist. Herr Anger, bittet, daß mich von meinem Kummer befreie ein Weib, nach der mein Herz steht; so wünsche ich dann, daß sie mit bloßen Füßen noch heuer auf Euch müsse gehn; dann schadet Euch nimmermehr der Schnee. Wird mir von ihr ein lieblich Grüssen, so grünet mein Herz wie Euer Klee (2).“ Weniger eigenthümlich in Auffassung und Darstellung, aber doch von hoher Anmuth ist das folgende Gedicht (3), in welchem er die Schönheit seiner Geliebten beschreibt und sich zu ihrem Dienst verpflichtet. Voll großer

Kraft der Empfindung und des Ausdrucks ist dagegen ein anderes, in welchem er die Geliebte seiner Treue und Beständigkeit versichert (4). Dramatisch lebendig ist das Tagelied (5). „Ich bin der, warnt der Wächter, der Lieben liebe Märe kumt, Und der Lieben zu Liebe oft Unangenehmes bringt! Was ich soll, das leiste ich ihnen in Treuen gar: Bringe ich Lieb zu Lieb, so ist es Beiden lieb albar; Singe ich aber zum Scheiden, des nehmen sie wenig wahr!“ — „Wächter, erwiedert die Frau, wie mag dich nach so kurzer Zeit schon belangen. Seit ich hab den lieben Mann zu mir gefangen, Der mir in dem Arme und in dem Herzen liegt, Und mir für Liebesorge Liebesfreude gibt: Wächter, hältst Du des Mondes Schein für des Tages Zeit?“ — „Frau, ich kann Euch zu Gefallen nicht wohl singen: Gott lasse es Euch Beiden immer wohl gelingen! Jedoch beklage ich den werthen, süßen Mann; mir ist leid, soll ich ihm helfen nicht von dannen! Wohl dem, der bei Liebe Leides sich hüten kann!“ — „Da Dein Rath in Treuen gegeben ist, Wächter gut, so gehe von der Mauer herab, um ihn zu hüten; ich durste ja nicht eher mein Leid Dir klagen! O weh des lieben Mannes und meines Herzens weh! Wächter, nimm mein Geld, und hilf ihm, wie es mir auch ergeht!“

1. Liebesglück.

Swâ sich vier ougen
sô rehte gerne sehen,
dâ müezen ouch zwei herzen vil holt ein ander si;
Si grüezen sich vil tougen,
swaz in mac geschehen,
vröude unde trüren wont in beides bi.
Dâ brennet diu minne vorliebe, als ein gluot;
dennoch grözer wunder diu minne dâ tuot.
Si lât sich münde an einander vergezen,
alda hât diu minne mit maneger hande
vröude, sorge unt trüren gar übersezen;
alda hât diu liebe die minne überwegen:
wol ir sâlden, die mit zûhten des pflegen!

2. Der Anger.

Ich wolde, daz der anger sprechen solte,
als der sitich in dem gras,
Und er mir danne rehte sagen wolte,
wie gar sanfte im hiure was,
Do min vrouwe bluomen las
ab im, unde ir minneelichen vüeze
ruorten ûf sin grüenez gras.
Her anger, waz ir iuch vröuden muostet nieten,
dô min vrouwe kam gegân,
Und ir wizen hende begunte bieten
nach iuwern bluomen wol getân!
Erloubet mir, her grüener plan,
daz ich mine vüeze sezen müezen plân,
dâ min vrouwe hât gegân.
Her anger, bittent, daz mir swære sol büezen
ein wip, nâch der min herze stê;
Sô wünsche ich, daz si mit blôzen vüezen
noch hiure müeze ûf iu gê:
Sô geschadet in nie mer snê.
Wirt mir von ir ein lieplich grüezen,
sô grüonet min herze, als iuwer klê.

3. Schönheit der Geliebten.

Wünneelichen sol man schouwen
meien schin über elliu lant,

Vogelin singen in den ouwen,
diu man dicke trüric vant,
Swâ è lac
vll toup diu heide,
dâ siht man schœne ougen weide;
nû ist min liehter meien tac.

Swenne ich sihe die vrouwen mine
wûnneclichen vor mir stân,

Gar gelich dem liechten schine
von dem sunnen wolgetân,

Der liebe gât
Über elliu rîche,
reht alsô diu minneclîche
min herze ûf durh lihtet hât.

Wol ir, wie si valsches âne
in wiplichen zûhten lebet;

Reht alsam der liehte mâne
in den sternern dicke swebet,

Dem stât wol
gelich diu reine;
nieman vindet die schœne aleine;
si ist ganzer tugende vol.

Swenne diu liebe und ouch diu beste
lacht, ich wæne, ir rôter munt

Nahtes ûz der vinster glesete;
ei, solt ich in lange stunt

Tougen spehen
in rehter næhe!

Dicke ich gerne bi mir sæhe
die vil liechten rœte brehen.

Möhte ich gegen der, die ich meue.
tûsent manne dienst gepflegen,

Daz künde allez harte kleine
gegen ir richen lône wegen:

Ich wil an
die reinen guoten
lônes noch genâden muoten,
als von reht ir eigen man.

4. Treue.

Wol mich des sliezens, des si slöz,
diu liebe, in das herze min,

Der stæte mich noch nie verdröz,
si moost ob allen vrouwen sin

Min tröst, min heil und al min wunne,
daz nie mer wip getræsten kunne

mich, wan ir vil werder lip,
des swer ich tûsent eide: ich minne si vûr elliu
wip.

Mêt ich der zeder boume tage,
die wolt ich mit ir eine leben;

Ir aller lob ich gerne sage,
iedoch wil ich si niht begeben;

Si ist mir liep vor allen wiben.
Bi ær stæte wil ich an ihr beliben,

swaz dar ûmbe mir geschîht;
si ist mir in den ougen sûeze, unt kumt mir ûz
dem herzen niht.

War ûmbe solt ich si verlân,
sit si alsô vil der tugende hât?

Trûege mich ein swachez wenkel dan,
ir liehter schîn mich niht verlât,

Der in das herze min erlihtet,
alsam des meien tou die heide ervinhtet
mit siner vrôude bernden zit;
diu rôse lihtet ûz den bluomen, als schînet si
gar sunder strit.

5. Wächterlied.

„Ich bin der, der lieben liebiu mære singet,
Unt der liep ze liebe dicke unsanfte bringet:
Swaz ich sol, daz leist ich mit triuwen gar.
Bringe ich liep ze liebe, sô ist beiden lieb aldar;
singe ich aber ein scheiden, des nement si vil
kleine war.“

„Wahter, wie mac dich sô kurzer wîle er-
langen.

Sit ich hân den lieben man zuo mir gevangen.
Der mir an dem arme und in dem herzen lit,
und mir vûr sendende sorge spilnde vrôude git?
Wahter, bekennestû des mânen schîn vûr tages
zit?“

„Vrouwe, ich kan iu. zê hulden niht wol ge-
singen;

Got, der lâze iu heiden iemer wol gelingen!
Jedoch klage ich den edelen, werden, sûezen
man:

mir ist leit, sol ich im helfen niht von dan.

Wol im, der bi liebe leides sich behûeten kan!“

„Sit din rât mit triuwen vert, wahter guote,

Sô ganc von der wer her ûmbe an dise huote;
Jâ getorste ich dir min leit niht wol geklagen è.

O wê lieben mannes unt mines herzen wê!

Wahter, nim min golt, unt hilf im hin, swiez mir
ergê!“

Gottfried von Rîfen.

Das Geschlecht der Herren von Rîfen, deren
Burg bei dem Städtchen Reufen unweit Tübingen
stand, erscheint im 12. u. 13. Jahrhundert in viel-
facher Beziehung zu den Hohenstaufen, welchen es
mit Treue und Anhänglichkeit zugethan war. Auch
Gottfried mag diese Beziehungen fortgeführt
haben. Von seinen Lebensumständen ist Nichts
weiter bekannt, als daß er im J. 1230 mit seiner
Frau, Rechtilb, dem Kloster Maulbronn einen Theil
seines Eigenthums vergabte, daß er mit seinem Bru-
der Heinrich den Bischof Heinrich von Konstanz be-
sehdete und von diesem im J. 1235 bei einem un-
glücklichen Treffen im Schwiggertbale nebst seinem
Bruder und vierzig andern Rittern und Edelknechten
gefangen wurde. Später befehdeten beide doch den
Bischof von Speier und halfen das Kloster Bal-
nang verwüsten. Gottfried erscheint noch in Urkun-
den vom J. 1270 und vielleicht sogar noch vom J.
1278. In seinen Gedichten finden sich nur wenige
und unwichtige Andeutungen über sein Leben und
seine Lebensverhältnisse; nur so viel ist sicher, daß
er mit mehreren gleichzeitigen Dichtern in näherer
Beziehung stand. So erwähnt er die Bete Boten-
lauben, was ohne Zweifel auf Bekanntschaft mit
dem gleichnamigen Dichter hinweist; auch mit dem be-
nachbarten Ulrich von Winterstetten ist er ohne Zwei-
fel persönlich bekannt gewesen, wie denn auch beide
Dichter manche Aehnlichkeit mit einander haben.

Hätte Gottfried nur Minnelieder gedichtet, so
würden wir ihn kaum erwähnen, weil er sich in die-
sen von den übrigen Dichtern wesentlich nicht un-
terscheidet, er sich vielmehr, wie die andern, nur
im engen Kreise von Minne- und Mäulust, und ele-
gischer Liebesklage bewegt. Er kannte aber neben
dem ritterlichen auch das ländliche Leben; er ließ
sich in manches Liebesabenteuer mit den lebensfro-

ben Dorf Mädchen ein und gewann eben hiedurch einen Blick in die freilich roheren, aber auch natürlicheren Verhältnisse der Dorfbewohner, die er in mutwilligen Zügen schilderte. Wenn er in diesen Liedern auch bisweilen derb erscheint, so ist er doch nie zur gemeinen Vöbelhaftigkeit eines Rithart herabgestiegen, der am Gemeinen Freude hat, eben weil es gemein ist. Gottfrieds hiehergehörige Gedichte tragen sämmtlich das Gepräge des Volksmäßigen, so daß man geneigt sein möchte, sie für reine Volkslieder zu halten; und ohne Zweifel ist der Volksgefang nicht ohne Einfluß auf den Dichter geblieben, der so gerne mit dem Volke verkehrte; es zeigen sich selbst in seinen höfischen Minneliedern Spuren dieses Einflusses. Von diesen erwähnen wir nur eines, das, geistreich mit den Worten spielend, gerade dadurch des Dichters Gedankenreichtum bekrundet (1). Wenn auch der Form nach an die höfischen Lieder sich angeschlossen, gehört das Gedicht vom „*zerbrochenen Krug*“ seinem Inhalte nach doch der ländlichen Poesie an. Der Dichter hat einem Mädchen, welches Wasser holte, den Krug zerbrochen, und sich gefreut, als sie ihm darob eben kein böses Gesicht machte. Zwar klagt sie ihm, daß es ihr schlimm ergehen würde, da sie von ihrer Herrin am vorigen Tage seinetwegen geschlagen worden sei; doch scheint es, daß sie sich deswegen nicht unglücklich gefühlt habe. Nun macht ihr der Dichter den Vorschlag, sie solle mit ihm gehen, und sich auf diese Weise dem Zorn ihrer Frau entziehen. „Das kann nicht sein!“ erwidert sie nun, „ehe ließe ich mich tödten, denn ich würde meiner Frauen Minne ganz verlieren; sie ist mir einen Schilling und ein Hemd schuldig, und dies wäre alles für mich verloren. Doch, setzt sie hinzu, wenn mir das zu Theil wird, so will ich Euch Hülfe erweisen.“ Vielleicht ist das Gedicht unvollständig auf uns gekommen; vielleicht hat aber auch der Dichter den weiteren Verlauf der Geschichte vom zerbrochenen Krug nur wollen errathen lassen, was bei der unverkennbaren Kunst desselben wohl das Wahrscheinlichste ist (2).

Nicht immer fand der Dichter auf seinen Streifzügen so schnelle Erhebung als bei der leichtsinnigen Wasserträgerin; die Antwort, welche ihm von dem mit Flachsbrechen beschäftigten Mädchen zu Theil wurde, war so derb, daß er jede weitere Unterhaltung für überflüssig hielt. Dieses Lied ist übrigens in Form und Darstellung ganz eigenthümlich gehalten; im Abgesang, der zugleich als Refrain in jeder Strophe wiederkehrt, wird die beim Volksliede so häufige und beliebte Schallnachahmung mit Glück angewendet; und es ist auch ganz im Geiste des Volkslieds, daß die Worte keinen andern Zweck haben, als eben den Laut des Flachsbrechens nachzubilden, daher durchaus bedeutungslos sind (3). Einen ähnlichen Rehrreim finden wir in dem folgenden Liede, in welchem die Bewegung des Wiegens durch die rhythmische Bewegung der Worte nachgeahmt wird. Da aber die Bewegung nicht das Ohr berührt, so ist es begreiflich, daß die Wörter, welche dieselben nachbilden sollen, Bedeutung haben mußten (4). Wie diese beiden Gedichte, so ist auch das Lied vom Pilgrim in Form und Darstellung ganz volkethümlich gehalten; besonders ist die schalkhafte Haltung ganz dem Volksliede abgelauscht (5). Nicht weniger gilt dies von dem letzten Liedchen, auf welches die Bemerkung angewendet werden kann, welche wir bei Betrachtung der

ähnlichen Lieder eines älteren Minnesängers gemacht haben (6).

1. Minnelied.

Nû siht man aber die heide val,
nû siht man valwen grünen walt,
nû hœrt man niht der kleinen voglin singen,

Die sint geswigen über al,
ir sümme, diu was manicvalt;
die nahtegal, die wil der winter twingen.

Der nôt klage ich, und da bi mine swære,
die mir diu herzeliebe tuot:
dâ von sô bin ich ungemuot.
Nû ist si doch guot,
diu liebe, unwandelbære.

Wâ wart ie herzen mê sô wol,
dan dâ zwei sendiu herzen sint
einmüetic nâch der süezen minne willen?

Si sint sô tougen vrôuden vol,
doch machet si diu minne blint,
si kan in beiden herzeleit wol stillen.

Si vrôuwent sich besamen unt niht besunder.
Swâ herzeliep bi liebe lit,
daz wunne bernde vrôude git,
dast âne strit,
dâ tuo diu minne ein wunder.

Sit daz diu minne wunder kan,
war ümbe tuot si wunder niht
an mir und an der minneclichen süezen?

Nû bin ich doch ir dienest man.
Swie man mich in dien sorgen siht,
daz mac diu minnecliche mir wol bûezen.

Vil heriu minne, twinc die vrôuden rîchen,
daz si niht gar in wunnen swebe,
ê daz si mir ir hulde gebe.

Die wile ich lebe,
ich diene ir eigenlichen.

Wâ wart ie mündelin sô rô?
wâ wart ie baz gestalter lip?
wâ wurden ie sô vrôelich stendiu ougen?

Diu mich hânt brâht in grôze nôt!
Genade minneclichez wip!

Ach! hête ich iuwer süeze minne tougen!

Nû wizzet, daz ich gerne bi iu wære.

Genâde, rôse varwer munt,
wan machestû mich niht gesunt?

Sprich zeiner stunt:

„Ich wil dir bûezen swære!“

Nû lache, daz ich vrô hestê,
nu lache, daz mir werde wol.
vil rôter munt, nu lache lacheliche.

Nû lache, daz mîn leit zergê,
sô wurde ich sender vrôuden vol.
nu lache, daz mir ungemüete entwiche.

Nû lache, daz mir sendiu sorge swinde,
nu lache mich ein wenig an.
sit ich dir niht entwenken kan,
ich sender man,
sit ich dich lieplich vinde.

Einmüetic, dast ein lieplich wort,
einmüetic, dast der minne gir.
einmüetic sendiu herzen vrôude lêret:

Einmüetic, dast der liebe hort,
swie doch diu minnecliche mir
mit wibes gûete selten vrôude mêret.

Einmüetic mange süeze vrôude machet,

einmüetic vrout ze maniger stunt,
 einmüetic, dast ein lieplich vunt,
 swâ rôter munt
 gegen liebe lieplich lachet.

2. Der zerbrochene Krug.

Rife und anehanc
 hât die heide betwungen,
 daz ir liechter schin
 ist nach jâmer gestalt,
Unt der vogel sanc,
 die mit vrôuden wol sungên,
 die sint nû geswin;
 dar zuo klage ich den walt,
Der ist unbekleit.
 Dennoch kan si vûegen
 herter herze leit,
 diu daz wazzer in krûegen
 von dem brunnen treit, nâch der stêt min gedanc.

Ich brach ir den kruoc,
 dâ si gienc von dem brunnen;
 ich wart vrôuden rîche,
 dô ich die lieben sach.

Dô si daz vertruoc,
 mir was sorge zerrunnen.
 Herte minneclîche
 diu liebe dô sprach:
 „Ich hân arebeit:
 daz ist von iuvern schulden:
 min vrouwe tuot mir leit,
 daz ich allez muoz dulden,
 diu mich gester vûnf stunt dur inwern willen
 sluoc.“

„Nû tuo den willen min,
 sô helfe ich dir ûz nœten,
 unt var sant mir hinne,
 sô bistu âne zorn!“

„Des enmac niht sin,
 è lieze ich mich ertœlen,
 minner vrouwen minne
 were iemer mê verlorn.“

Einen schillinc sol
 si mir, und ein hemedê;
 daz weiz ich vil wol,
 daz wære allez mir vremede.
 Sô mir daz nû wirt, sô tuon ich iu helfe
 schîn.“

3. Die Glashochererin.

Uns jungen mac
 an vrouwen sanfte misselingen:
Ez kam umb einen mitten tac,
 dô hôte ich eine swingen:

Wan si dahs
 wan si dahs
 si dahs, -si dahs.

Quoten morgen hôt ich ir,
 ich sprach: „Got müeze iuch êren!“
Ze hant dô neic diu schœne mir,
 dar in sô muost ich kœren.

Wan si dahs,
 wan si dahs,
 si dahs, si dahs.

Si sprach: „Hie enist der wibe
 niht, ir sit unrehte gegangen;
E iuwer wille an minem lîbe
 ergienge, ich sâhe iuch lieber hangen!“

Wan si dahs,
 wan si dahs,
 si dahs, si dahs.

4. Biegenlied.

Sol ich disen sumer lanc
 bekûmbert sin mit kînden,
 sô wær ich lieber tôt.
Des ist mir min vrôude kranc,
 sol ich niht ze den lînden
 reigen, o wê dirre nôt!

Wigen wâgen, gugen gagen!

Wenne wil es tagen?

Minne, minne, trûte minne, swig, ich wil
 dich wâgen!

Amme, nim daz kindelin,
 daz ez niht enweine;
 als lieb, als ich dir si,

Binge mir die swære min,
 dû maht mich alleine
 minner sorgen machen vri.

Wigen wâgen, gugen gagen!

Wenne wil ez tagen?

Minne, minne, trute minne, swig, ich wil
 dich wâgen!

5. Der Pilgrim.

Von Walhen vuor ein pilgerin
 mit sinem kôtzeline,

Zerhouwen waren im die schuo,
 er was so rehte fine;

Er bat der hereberge in der minne.

„Jâ enist er niht guot pilgerin,“
 sprach der wirt, „vil leit ist er mir hie inne.“

„**Waz** hilfet iuwer metti gân,
 und iuwer venien suochen,

Daz ir des armen pilgerins
 hie inne niht wellet ruochen?“

Er bat der hereberge in der minne.

„Jâ enist er niht guot pilgerin,“
 sprach der wirt, „vil leit ist er mir hie inne.“

6. Die Nachtigall.

Diu nahtegal, diu sanc sô wol,
 daz man irs iemer danken sol,
 und andern kleinen vogellin:
 dô dâht ich an die vrouwen min,
 diu ist mis herzens künigin.

Bruder Bernher.

Obgleich die Bezeichnung „Bruder“, welche dem Namen des Dichters stets beigegeben wird, auf einen Mönch hindeuten scheint, so ist derselbe doch, wie er selbst ausdrücklich sagt, ein Laie gewesen. Vielleicht heißt er so als Wallbruder, der durch das Kreuz zur großen Bruderschaft der Wallfahrer gehörte, nicht aber als Krieger, sondern nur als Pilgrim. Wenigstens stellt ihn das Gemälde der Manessischen Sammlung als Pilger mit dem Reisebündel auf dem Rücken dar, wie er, auf den Stab gestützt, vor einem Manne und einer Frau steht und ihnen von seinen Fahrten zu erzählen scheint. Da er nur mit dem Taufnamen **Bernher** (auch **Werner**) genannt wird, so wissen wir auch nicht, zu welchem Geschlecht und Stand er gehörte; denn daß ihm das Gemälde der Pariser

Liederhandschrift ein Wappen beilegt, kann noch nicht beweisen, daß er von adeliger Geburt gewesen sei. Wahrscheinlich stammt Werner aus Oesterreich, jedenfalls hat er lange in diesem Lande gelebt. Die Zeit seiner Blüthe fällt in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts, da von seinen Gedichten, deren Abfassungszeit sich mit einiger Genauigkeit bestimmen läßt, das älteste vom Jahre 1220, das jüngste von 1248 ist. Sicher ist, daß er ein fahrender Sänger war (14), weshalb wir ihn auch in verschiedenen deutschen Ländern finden. Daß er zum heiligen Grab gezogen sei, ist schon oben angedeutet worden; wann dies aber geschehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Es ist wohl kein Zweifel, daß Bruder Werner mit Walther in näherem Verkehr stand; wenigstens dürfte man dies aus seiner Neigung, den großen Meister nachzuahmen, mit einigem Rechte schließen. Wie dieser nimmt auch Werner lebhaften Antheil an den Zeitereignissen, welche er beinahe noch schärfer beurtheilt, als Walther. Zwar gingen seine Mahnungen und sein Tadel nicht sowohl, wie bei diesem, aus der richtigen Erkenntniß der Verhältnisse, sondern vielmehr aus einer gewissen ihm angeborenen Tadelssucht hervor, die seinen Dichtungen oft das Gepräge der Bitterkeit aufdrückt. Auch fehlte ihm wohl das tiefe Gefühl der Liebe zum Vaterland und zur ganzen Menschheit, welches in Walthers Dichtungen auch dann hervorbricht, wenn er seinem Unmuths den schärftsten Ausdruck verleiht. Es gibt Menschen, denen Alles in schwarzem Lichte erscheint, welche daher auch jede Erscheinung im Leben mit ihrem Tadel überschütten; und ein solcher mag Werner gewesen sein. Daher sagt er selbst, daß er schelten wolle, so lange er die Zunge rühren könne (14), und um gleichsam seine Tadelssucht zu entschuldigen, berichtet er uns, daß sein Sang schelten müsse, weil es ihm ein Beichtiger zur Strafe seiner Sünden anferlegt habe (16). So ist denn auch Niemand vor den Ausbrüchen seines Unmuths sicher: er tadelt Adam und Ewen, daß sie von dem verbotenen Obste gegessen, und den König Heinrich (diesen freilich mit vollem Recht), daß er sich habe verleiten lassen, sich gegen seinen Vater, Kaiser Friedrich, zu empören (1); er tadelt den Papst, daß er in der Lombardei die Keger aufgenommen lasse, weil er nur daran denke, den Kaiser zu verfolgen, statt seinem geistlichen Amte die nothwendige Aufmerksamkeit zu schenken (2); er tadelt die Weiber, welche sich die Oberherrschaft im Hause anmaßen, und die Männer, welche dies dulden (9). Er klagt über die verdorbene Welt: die Menschen dächten nicht an das Heil ihrer Seele, und an das ungewisse Schicksal, das diese erwarte, wenn sie sich vom Leibe trenne; sie verschöben die Besserung bis es zu spät sei, dem vergleichbar, der beim Brande des Hauses Feuer schreie und selber darin verbrenne (10); und so würden sie endlich durch das jüngste Gericht überrascht werden (3). Er klagt insbesondere, daß in Oesterreich Treue, Ehre, Scham, Zucht, Milde und andere Tugenden täglich mehr schwinden, weil man die jungen Edeln ohne Zwang und Zucht aufwachsen lasse (18); er klagt, daß die Frauen nur dem Reichen ihre Liebe schenken und daß das Gut die wahre Minne verdrängt habe (4); er klagt, daß so viele „Perren“ in Schande leben, falsche Eide schwören, auffahrend gegen ihre Freunde und demüthig gegen

ihre Feinde seien, unrecht Gut sich aneignen und bösem Rath Gehör geben (8); man bedauere sie bei ihrem Tode nur, weil sie noch schlimmere Erben hinterließen, welche Wälder ausreuten lassen, weite Felder bauen, Gold und Silber graben, Straßen- und Wasserzölle erheben, und doch dabei geizig und knauserig seien (7). Und wiederum warnt er vor falschen Freunden, die viele Worte machen, ohne zu helfen; sie seien, wie der Glaube ohne gute Werke; insbesondere aber warnt er den Kaiser vor den Fürsten, welche ihm Treue bezeugen, aber in Wolfswaise sich zu ihm gesellen und falsches Beginnen brüten (13). Wer aber unverständig dahin lebe, sagt er, sei mit einem Manne zu vergleichen, der ein Haus baue, dasselbe mit allem Nöthigen ausrüste, jedoch das Dach vergesse (5). Es ist das Tadeln und Schelten so ganz mit seiner Natur verwachsen, daß er selbst sagt: „Wenn ich von Aers in die Heimat zurückkehre, und meine Ankunft im Land erschalt, so wird wohl Mancher erwarten, daß ich die wieder table, die sich nicht vor Schande bewahren. Doch bis dahin sollen sie Ruhe haben, fügt er hinzu; wenn ich auch meinen Tadel nicht lassen kann, so hilft er doch Nichts; eher wollte ich einem Steine Blut abzapfen, als einen Kargen zur Milde rühren (15).“ Ja er klagt über sich selbst, daß er sich der falschen Welt hingegeben, die ihm den Halm wie einer jungen Kage vorgezogen, ihm ihren Zaum in den Mund gelegt und ihn durch ihre Lehre blind gemacht habe. So müsse er naht, wie er geboren, von ihr scheiden, sein ganzer Lohn sei ein Leintuch in dem Grabe (11).

Allerdings hat Werner auch gelobt, aber wie es sich beinahe von selbst versteht, nur Töbte; und so verschwenderisch er mit seinem Tadel gegen die Lebenden ist, so unerschöpflich ist er mit dem Lobe, das er den Verstorbenen spendet. Uebrigens gehören die hiehergehörigen Lieder zu seinen besten. In dem Ginen beklagt er den Tod des Herzogs Ludwig von Bayern, der im September 1231 auf der Kelheimer Brücke ermordet wurde. „Der Kaiser und der König“, sagt er, „haben an ihm ihre beste Stütze verloren, da er das Reich so in Ordnung hielt, daß alle deutschen Lande des Friedens sich erfreuten; ohne ihn wäre das heilige Land ganz verloren worden; er hat zwischen Papst und Kaiser Sühne gestiftet; er hat den jungen König bei seiner Pflicht zu erhalten gewußt. So möge Gott geben,“ schließt er, „daß es ihm dort besser ergehe, als hienieden!“ (19) Das zweite Lied beweint den Herzog Friedrich von Oesterreich. „Ich habe ihn schon seit zwanzig Jahren geklagt, und werde ihn bis an mein Ende klagen. Denn sein reines Herz vergaß sich nie gegen Freie, Grafen oder Dienstmannen. Ritter und Knechte wurden alle bei ihm reich; aber so wurde ihm auch von ihnen Alles, was er begehrte, und ihre Tapferkeit war in manchen Kämpfen Goldes werth. Noch sind sie gegen Feinde gute Schildgefährten. Willst du dich daher, werther König von Böhmen, gegen Feinde sicher stellen, so hilf den Widenen aus Oesterreich, und folge mir, so wirst du nicht missfahren!“ (17) Man sieht aus dem Schlusse des Gedichts, daß es eigentlich einen andern Zweck hat, als den schon vor zwanzig Jahren verstorbenen Herzog Friedrich zu beklagen, daß die Absicht desselben vielmehr dahin geht, den König Ottokar von Böhmen gegen die Edlen Oesterreichs milde zu

stimmen. Der Dichter hätte dies aber gewiß auf keine bessere Weise thun können, als indem er das schöne Verhältniß des österreichischen Adels zum geliebten Fürsten darstellt, und zugleich andeutet, welche mächtige Hülfe der Herzog in schweren Zeiten bei seinen Vasallen fand. Und so ist die Composition und der Gang des kleinen Gedichts wirklich meisterhaft zu nennen, wie denn Werner gerade in dieser Beziehung ausgezeichnet zu werden verdient. Seine Sprüche — denn zu diesen gehören die meisten seiner Gedichte — sind in Form und Darstellung gleich gelungen, und namentlich muß die Kunst anerkannt werden, mit welcher er die Gedankenfülle seiner Dichtungen in den engen, meistens zwölfszeiligen Rahmen zu fassen weiß, den er vorzugsweise liebte. So haben seine Sprüche etwas Sonettenartiges; und ob sie gleich den schönen Bau des Sonetts nicht haben, so behandelst er die von ihm gewählte Form doch mit solcher Gewandtheit, daß ihm höchstens Walthers vorgezogen werden kann. Uebrigens scheint er, nach einem seiner Gedichte zu urtheilen (6), ein sehr fruchtbarer Dichter gewesen zu sein, so daß wohl nur ein kleiner Theil seiner Dichtungen auf uns gekommen ist.

1. Adam und Eva.

Got hât Adâm und Ève geben in paradise
wunne vil
Adâm tet er undertân gar wilde unt zâm, bis ûf
ein zil,
einobez, daz dû soldest mîden dur solch ungemach.
Derslange ez Ève ezzen hiez; nu ezze dûz ouch
ûf ir rât.
Mir ist leit, daz dus niht eine engûlte, und es diu
werlt noch kumber hât.
Es kam alsô, daz einem jungen künige alsam ge-
schach,
Dem ouch der krône was gedâht,
richeit und ère, wan daz er niht wolde mîden
einen schalc, dem hât der tievel valschen rât ze
munde brâht,
dâvon si beide ein sûrez muosten liden.
Sûn wir engelten des, unt daz Adâm und Ève
den apfel az,
sô engûlte ich, des ich nie genôz; Got hêrre,
vûege ez allez baz!

2. An den Pabst.

Grêgôrje, bâbest, geistlich vater, wache unde
brich abe dinem slâf,
du wende, daz in vremder weide iht irre loufen
diniu schâf:
ez wahset junger wolve vil in trûgelicher wât.
Lamparten glüet in ketzerheit: war umbe le-
schestu daz niht,
daz man sô vil der dîner schâfe in ketzer vuore
weiden siht?
Si schenkent dir von golde ein franc, daz dich in
sünden lât.
Dem keiser hilf sin reht behaben,
daz hêhet dich nûd alle geistlich orden.
Gedenke wol, daz Got die marter umb uns leit
unt wart begraben!
Lâz zwischen dir und im niht hazzes horden;
sô wirt der vride und der geloube starc, unt nimt
niht abe;
sô sûn wir prüeven eine vart vûr sünde hin ze
Gotes grabe.

3. Das jüngste Gericht.

Dâ mite wir nu sin geboren, dâ mite muoz ouch
enden-sich:
die engel blâsent ûf ir horn ze jungest, alsô dun-
ket mich,
dâ mûezen wir ze buoze stân der sünden, daz ist
reht.
„Ist aber iht genâden dâ?“ sô spricht diu jê-
merliche schar.
„Jâ, dâ ist genâden vil, swer si ze rehte brin-
get dar;
wan siht in einer wirde dâ den hêrren und den
kneht.“
Got sprichet: „Diz leit ich dur dich,
mîne wunden bluotent mir vil sêre!“
Wir leben in der werlte in vrien muote; daz er-
barme dich,
hêrre Got, dur dîner marter ère,
daz uns niht geschehe, als in; wir sparn ez ûf
den lesten tac;
wir setzen diu hôhin pfant, diu nieman dort er-
lâsen mac.

4. Feile Liebe.

Gevater und der vûle zant an grôzen nâten sint
ze schwach;
smêhe viende und kleine wunden dicke vûegent
ungemach;
hât schwach geburt grôz übermuot, dâ kiesent tô-
ren bi.
Manic zunge sprichet sûeziu wort, dâ doch der
angel stichet dar;
ein wise man, der minnet Got, swaz er geret,
daz lât er wâr:
hât rîcher man vershamten muot, der ist gar
êren vri.
Diu schame ist vor der zungen guot;
ziht êret wol den alten und den jungen;
ein schône wip mit reinen siten gît werdem manne
hôhen muot;
guot hât der minne reht ein teil verdrungen;
swer gît, der ist liep; daz hân ich an den swar-
zen buochen wol erlesen:
sit sich diu werlt hie hât vershamt, sô schaffen,
daz wir dort genesen.

5. Das Haus ohne Dach.

Swer kosteliche ein schône hûs mit holze reht
entworfen hât,
die siule grôz, die wende starc, ûf dremel wol
gedillet stât,
gespenget wol, und daz die tûrn mit slozen sin
bewart,
Der virst in rehter mâze erhaben, mit starken
hengelboumen sleht,
dar ûf mit latten wol gestrôut, an hêhe und an der
wite reht;
ob ez nu gar bereitet sî, mich dunket an der vart,
Lât erz beliben âne dach,
die tremel, siule und ouch die starken wende,
daz wûrde ein niht. Ich wâne, ich ir einez wilent
ze Wiene sach;
daz nam dâ von vil lasterlich ein ende:
als ez diu nezze und ouch der snê mit winde sun-
der dach ergreif,
si schuofen, daz in kurzer vrist an êren ez vil gar
zersleif.

6. Lieber schweigen, als das Laster loben.

Ich hân so vil gesungen ie, daz manger nu gewüere wol,
ich hete gar gesungen ûz: ich hân noch ganze winkel vol
der kunst, diu reht an singen zimt, als ich si bringe vür.

Ich wolde ê gar swigen, ê ich niemer mê gesünge niht,
ê daz ich schande alsô verswige, der leider al ze vil geschicht,
und daz ich minen süezen spruch an valscher milte vlür.

Durch vorhte maniger swigen muoz,
der ouch dur lösen lop den argen singet;
demselben wirt ze lône kûme ein danken und ein valscher gruoze,
swer tôren vrôut und ir gemüete ringet.
Ich bin vil dicke alsam gevrouet, dar nâch ze trûren mir geschach,
dô mir niht baz gelônêt wart, unt ich doch lop mit triuwen sprach.

7. Es kommt nichts Bessres nach.

Swâ herren sterbent, daz ist schade, unt sol des doch wol werden rât,
wan daz ir eteslicher hie so gar unnützen erbe lât;
der guot erstirbet, des sich vil der liute solde nern.

Wan siht in welden riuten vil unt dar zuo bûwen breitiu velt,
wan grebt in silber und in golt; diu strâzze und al der wazzer gelt,
das dienet in, unt siht man si doch kleinecliche zern.

Sô wê mir, wê der alten vlorn,
daz man der jungen siht sô vil verzihen,
und iemer wê, daz ich vür eteslichen hân sô vil gesworn,
an dem ich wände, er wolde ûmbe êre entlihen
sin guot den kumberhaften; dem die richer gernde schuldic sint:
wir sûln den argen iemer klagen, der uns hie lât sin erger kint.

8. Wäre ich ein Herr!

Ich weiz der hêrren manigen, und hete ich ir eines guot,
ich wolde verre baz, danne er, vor schanden sin behuot,
ich wolde ouch baz die sêle vor des tievels banden nern.

Ich wolde ouch varndez guot dur Got und êre baz verzern,
ich wolde ouch valscher eide niht von herzen vil geswern,
gedultic sin gegen vriunden, unt gegen vienden hôch gemuot.

Ich wolde ouch rehter vuore pflegen,
unt wolde valsche lân;
unreht gewinnen guot, des wolde ich mich vil gar bewegen:
mich dunket, daz wære allez wol getân.
Ich wolde ouch hazzen böesen rât, den schalc den liuten zôren traget,
dâ mite die hêrren würden wert, swie lützel manz in vor gesaget.

9. Weiberherrschaft.

Wan siht vil dicke an manger stat, daz wip gewaltes pfliget,
unde daz selten wibin man ir strîes an gesiget;
ein mennin man, der under stüende des gewaltes vil,

Der spräche: „Vrouwe, dû solt niht anders tuon, wan daz ich wil;
Lâ mich mit dir geliche ziehen in der êren sil:
tuostu des niht, ich wâne, mannes zorn ûf dir geliget.“

Ein wip, diu guote wizze hât,
diu teile ir manne mitte,
alsô daz im in wibes güete gebe getriuwen rât.
daz er sich wende an werdecliche sitte.
In hôhem muot ein mennin man, in süezer kiusche ein reinez wip,
der name ir orden wol gezimt, unt ist gelopt ir beider lip.

10. Zu spät!

Swer sine riuwe anz ende lât.
der tuot als ein unwiser man,
der gebûwen hât ein hûs mit schœnem holze guot;

Dô kom ein zûrnic viur dar an,
dô stuont sin sin, sin wort, sin rât
ûf anders niht wan: „Leschâ, hêrre!“ als noch vil maniger tuot.

Dô im vergie daz viur die tür,
dô muost er selbe und ouch sin guot in sinem hûse verbrinnen.

Diz bispel kûnde ich mir und tumben liuten vür,
daz wir den sünden vor dem tôde enpflihen und entrinnen.

Het ouch der selbe unwise man gewonnen ê den rehten muot,
sô het er vor des viures kraft sich selben ûz getragen und ouch sin guot.

11. Falschheit der Welt.

Sô wê dir, welt, sô wê im, der dir volgen muoz!

Din lôn ist kranc, du gist den angel iemer nâch der süeze,
du treist untriuwe und allen valsch ûf dinem rûgge enbor;

Ich hân in dinen wec gesetzet minen vnoz;
ezn wende Got von himele, sô wâne, ich dir volgen müeze,
du ziuhest mir den halm als einer jungen kâzen vor.

Din lôn ist als ein richer troum,
der nâch dem slâfe swindet;
du hâst in minen munt gestricket dinen zoum,
dâ von min lip in diner lère erblindet.
Ze dir ich nackent wart geborn, und scheide ouch wider blôz von dir:
ein linin tuoch vür mine schame, und anders niht, gist du ze lône mir.

12. Falsche Freunde.

Ein wort der keiser Otte sprach,
daz ich unz an min ende wil behalten.
Klagte ime ein valscher ungemach,
des triuwe er ûze und inne wol erkande,

Dô sprach er: „Mir ist umbe dich,
des setze ich mine wâreheit dir ze pfande,
rehte, also dir ist umbe mich;

der stæte sūn wir gegen ein ander walten.“

Ein valscher vriunt mit valsche klaget,
swaz sinem stæten vriunde leides wirret;
wil er gelouben, swaz er saget,
sō wirt der stæte vriunt an sinem trōste gar ver-
irret.

Wan seit, daz der geloube si gar āne guotiu were
ein niht:

als ist mit rede ein vriunt, den man niht an der
helfe siht.

13. Falsche Fürsten.

Swelch vürste nāch dem keiser gāt
in dem geliche, als ern mit triuwe meine,
und ūf in prüvet valschen rāt,
der hāt sich zim in wolves wis.gesellet.

Der slichet in dem walde nāch
dem man, ist, daz er strūchet ald er vellet,
zehant sō wirt dem wolve gāch,
daz er ūf im gelige, der valsche unreine.

Mer keiser, seht zem vuoze vür,
ir sult iuch hinden wol mit witzten hūeten;
der iuch in wolves orden spür,
daz understēt enzit, ē daz der valsch beginne
brūeten.

Von eim halme kumt ein viur, der niht sin zün-
den under stāt,
dā von ein hūs enbrinnet gar und an die schiü-
ren gāt.

14. Tadel bis zum Tode.

Nieman sol guot vor mir versparn:
sint daz ich gedenke, vil der järe
hān ich der lande vil durch varn;
sō ken ich ouch der dorfe deute mēre.

Ich kan ouch deute baz gesagen,
wā mit der man verliuset wūde und ēre:
swar ich daz iendert muoz verdagen,
daz vrūmet vor schanden niht gegen eime hāre.

Ich wil ouch unverworfen sin,
derwile unde ich gerūeren mac die zungen,
sō tuon ich mit gesange schin,
ob ich ein schelten prüeven kan den alten und
den jungen;
ich meine die alten, die mit schanden haben ge-
lebet von Kindes jugent,
dar zuo mein ich die jungen, die dā wahsen āne
tugent.

15. Die Unverbesserlichen.

Swenne ich von Åkers kum gewant
ber in der Tiutschen habe,
min kumft erschillet in diu lant,
daz eteslicher wol da vür geswüre,

Der niht vor schanden ist bewart,
sō müeze ich Kristes grabe
niemer geleisten mine vart,
ob ich die selben niht mit schelten rüere.

Die wile sō gibe ich in allen vride,
daz ich ir laster offenbær gesinge,
unt weiz doch wol, solt man mich læsen von der
wide,

daz ich niht mac verlāzen, ald ich betwinge;
unt weiz doch wol, ē ich ein argen zagen ge-
twūnge ūf milten muot,
daz ich mit riemen liehter twūnge einen stein, daz
man im an der ader lieze bluot.

16. Die Buße.

Der hērrēn guot unt hērrēn namen
ze rehte nieman solte hān,
niwan der mit den beiden ordenliche künde leben.

Daz ist unherliche getān,
swer sich niht wil untriuwen schamen
unde ouch der grōzen kerge, dā man solte umb
ēre geben.

Die hān ouch ich vür hērrēn niht,
si müezen anders, denne wol, an mime sange
veigen;

sus bin ich hie gescheiden von der werden pfliht;
des möhte ir sumelicher lichte an mir erzeigen
ein schelten, daz von mir ūf in von sinen schul-
den gāt:

daz gab ein bihteger ze buoze mir vür alle mine
missetāt.

17. Auf den Tod des Herzogs Friedrich von Oesterreich.

Ich hān geklaget unt klag ez an
wol zweinzic jār, ie baz unt baz,
unt muoz ouch an min ende klagen den vürsten
Vriderich.

Sin reines herze sich nie vergaz
gegen graven, vrien, dienst man;
ritter unt knechte, die wurden alle bi im rich.

Er hete von in, swes er gert,
swā man dem lande ēre werdicliche solde beherten,
ir ellen was in manigen striten goldes wert.
Doch sint sie gegen vienden noch vil guote schilt-
geverten.

Vil werder künic ūz Beheimer lant, wiltu dich
gegen vienden scharn,
sō hilf den biderben ūz Österreich, unt habe ūf mir,
dir mac nie missevarn.

18. Verborgene Best.

Ich hān durch zuht vil zuhtelich
dā her alle mine leit gedaget,
nū wellen si von tage ze tage ie lenger brei-
ten sich.

Ach, hērrē Gott, dir si geklaget;
daz triuwe unde ēre in Österreich,
scham unde zuht, diu mīlte, tugent swindent,
daz klage ich.

Åne twano læt man die jungen wesen,
des vürhtent sie niht, daz sie ieman welle ūf
ēre ziehen.

Nū rātet, wise vriunt, wie daz ich sūle genesen,
sit daz die richen edelen wellen alle tugende
vliehen.

EWilen was diu zuht sō wert, daz man ir zallen
arten gert:
nū hāt ez sich verkēret sō, daz man die jungen
tugende niht enlert.

19. Auf den Tod des Herzogs Ludwig von Bayern.

Junc unde alt, riche und arm, helfet mit mir
klagen
des vürsten tōt ūz Beierlant! Wer sol uns nū er-
getzen

der grōzen triuwe, die man stæteclichen an im
vant?

Dem keiser und dem künige ist helfe an im
erslagen;

er kunde daz riche alsô berihten unde alsô be-
setzen,
daz ez âne alle werre stuont über alliu Diudische
lant.

Daz lant über mer were gar verlorn
wan sine starken ræte;
der bâbes unt der keiser heten grôzen zorn:
die suone machte er mit triuwen stæte;
er schuof ouch, daz der künic bleib an siner
rehten è:
alsô er ez geschaffen habe, Got gebe, daz ez im
dort baz ergê.

Der Lantshûser.

Es gehôrt dieser Dichter ohne Zweifel zu dem
Oesterreichisch-Bayerischen Geschlechte der Grafen
von Tannhûsen, obgleich spätere Uebersieferung
ihn einen Franken nennt. Da man seinen Lantshû-
sen nicht kennt, ist es nicht möglich, Näheres über
ihn zu ermitteln; doch geben seine Lieder mancher-
lei Andeutungen über seine Lebensverhältnisse und
seine Beziehungen zu verschiedenen Fürsten, da er
als wandernder Sânger von seiner Kunst lebte.
Wir finden ihn zuerst am Hofe des Herzogs Fried-
rich II. von Oesterreich, der im J. 1246 starb.
Diesem Fürsten, dem er ein Loblied sang, hatte er
viel zu verdanken; er hatte von ihm sogar mehrere
Besigungen erhalten. Nach des Herzogs Tod ging
es ihm ziemlich schlecht, da er sein Gut verpfändete
und Niemand ihm zu Hülfe kam (3); er sah sich
daher wieder zum wandernden Leben gezwungen.
Vorher schon (wahrscheinlich im J. 1228) hatte er
eine Kreuzfahrt mitgemacht, von der er in mehreren
Gedichten spricht, die nicht nur durch die Erzäh-
lung seiner Reiseabenteuer, sondern auch dadurch
interessant sind, daß er die Länder und Völker er-
wähnt, die er besucht oder von denen er gehört
hatte. Von Oesterreich scheint er sich nach Bayern
gewendet zu haben, wo er am Kunstliebenden Her-
zog Otto II. (1231—1253) einen neuen Beschüt-
zer fand, durch dessen Tod er aber wieder in Rân-
gel und Dürftigkeit gerieth und neuerdings den
Wanderstab ergreifen mußte. Er zog nun zu man-
chen Fürsten und Herren, doch ist sein Aufenthalt
bei denselben immer nur kurz und vorübergehend
gewesen. Wahrscheinlich ist er schon vor 1273 ge-
storben, da sich in seinen Gedichten keine Spuren
finden, daß er die Zeit Rudolfs von Habsburg er-
lebt habe. Seine Name kûpft sich bekanntlich an
eine Sage, in welcher erzählt wird, daß er in den
Bennusberg gezogen sei; es mag wohl sein, daß der
Dichter selbst die erste Veranlassung zu dieser Sage
gegeben hat, da er allerdings in Leichtsinne und Uep-
sigkeit lebte, und er in späteren Liedern sein Le-
ben bereute, wie denn das Volkslied die Reue des
Lantshûsers ausdrücklich erwähnt, ja dieselbe zum
Mittelpunkt der ganzen Begebenheit macht.

Wie Nithart, so hat auch der Lantshûser vor-
zugsweise das Landleben und seine ländlichen
Abenteuer zum Gegenstande seiner Dichtungen ge-
wählt; allein, wenn er auch oft in seinen Darstellun-
gen die Grângen des Anstands überschreitet, so
versällt er doch nicht leicht ins Pöbelhafte und Ge-
meine, wie sein Vorgänger. Eben so wenig aber
ist er mit Gottfried von Nîfen zusammenzustellen.
Denn dieser hat nicht bloß die Stoffe zu seinen

Liedern aus dem Landleben genommen, er hat sie
auch in volksthümlicher Weise dargestellt; er hat
Sinn und Geist des Volkslieds in sich aufgenom-
men, so daß uns bei ihm das wirkliche Volksleben
entgegentritt, dessen Natürlichkeit und Wahrheit
uns mit seiner Verbhheit versöhnt. Der Lantshû-
ser streift dagegen den höfischen Dichter niemals ab;
daher sind seine Bauenirdnen, von denen er in der
Erzählung seiner mannigfaltigen Liebesabenteuer
spricht, nur daran als solche zu erkennen, daß er
sie auf dem Lande sucht und findet. Sie könnten
eben so gut Stadtmädchen oder adeliche Damen
sein; denn der eigenthümliche Charakter der Land-
bewohner, die naive Einfalt, die frühliche Lebens-
lust, die sich von der civilisirten Kûsternheit wesent-
lich unterscheidet, gelangt in seinen Darstellungen
niemals zur Erscheinung. Dazu kommt noch, daß
er überall mit seinem Wissen glänzen will, auf alle
möglichen Dichtungen und deren Personen anspielt,
und manchmal im Uebermaße französische Worte ein-
mischt, was seinen Liedern und Leichen einen wid-
rigen Anstrich von Pedantismus gibt (1), der mit
der Darstellung ländlicher Scenen in grellem Wi-
derspruche steht. Ueberhaupt hat er kein schöpferi-
sches Talent, was er selbst fühlte, als er sagte,
daß es ihm an guten Liden fehle (3). Daher ist
es auch nicht zu verwundern, daß er jeden guten
Gedanken, der ihm auf irgend eine Weise entgegen-
kam, nicht eher fahren ließ, als bis er ihn auf das
Vollständigste ausgebeutet hatte. So zieht sich der,
daß seine Geliebte als Preis ihrer Minne Unmög-
liches von ihm fordert, durch drei Lieder hindurch,
von denen wir Lined, „des Sângers Klage“
aufgenommen haben (3). Und zudem rührt dieser
Gedanke wahrscheinlich nicht einmal von ihm her,
sondern ist vermutlich irgend einem Volksliede en-
tnommen; wenigstens ist das Tragikomische, wel-
ches darin liegt, ganz volksthümlich und zudem fin-
den wir in den Volksmâhrchen sehr häufig als Mit-
telpunkt der Erzählung, daß irgend Jemandem Un-
möglichkeiten auferlegt werden, von deren Erfüllung
gewöhnlich großes Glück, insbesondere der Besitz
einer geliebten Person abhängt. Der mitgetheilte
Lantleich (1), dessen rhythmische Bewegung aller-
dings dem Inhalte vollkommen entspricht, gibt sonst
keinen sehr hohen Begriff von des Dichters poeti-
ischem Talent; denn statt uns mit einigen wenigen
Zügen ein anschauliches und treffendes Bild der
Geliebten zu geben, erwâhnt er in langweilliger Auf-
zählung jede einzelne Schönheit derselben, wodurch
gerade der Gesamteindruck, auf den es doch haupt-
sächlich ankam, vollständig verloren geht. Ueber-
haupt ist der Lantshûser nichts Anderes, als ein
gewöhnlicher Bänkelsânger ohne eigene Gedanken,
ohne Tiefe der Empfindung, der aber dabei viel
Gewandtheit besaß, so daß er sich fremde Ideen und
Formen leicht aneignete, und hiedurch einen sehr
unverdienten Ruf erwarb. Um sich davon recht zu
überzeugen, braucht man nur eines seiner besten
Lieder, dasjenige, in welchem er sein trauriges,
selbstverschuldetes Schicksal besingt (3), mit denen
Walters zu vergleichen, die dessen Armuth zum
Gegenstande haben. Aus demselben Liede geht
übrigens hervor, daß der Lantshûser eigentlich
nichts Anderes war als ein Spasmmacher, denn
wenn er in der Verzeiwung ausruft: „Wer hält
noch Liden, wie er (der Herzog von Oesterreich)
that?“ so meint er doch damit vor Allem sich selbst.

1. Liebesabenteuer. Ein Tanzleth.

Der winter ist zergangen,
daz prüeve ich uf der heide,
aldar kam ich gegangen,
got wart min ougen weide.

Von den bluomen wolgetân,
(wer sach ie so schönen plân?)
der brach ich zeinem kranze,
den truog ich mit tschoie zuo den vrouwen an dem tanze.

Welle ieman werden hôch gemuot, der hebe sich
uf die schanze.

Dâ stât viol unde klê,
sumerlaten, camandrê,
die werden zitelôsen,
ôstergloien vant ich dâ, die liljen und die rôsen:
dô wunschte ich, daz ich sant miner vrouwen
solte kôsen.

Si gap mir an ir den pris,
daz ich wære ir dulz amis
mit dienste disen meien:
dur si sô wil ich reien.

Ein fôres stuont dâ nâhen,
aldâr begunde ich gâhen,
dâ hôte ich mich enpfâhen
die vogel alsô suoze;
sô wol dem selben gruoze!
Ich hôte dâ wol schantieren,
die nahtegal toubieren;
aldâ muoste ich parlieren
ze rehte, wie mir wære;
ich was âne alle swære.

Ein riviêre ich dâ gesach,
durch den fôres gieng ein bach
ze tal über ein planiure;
ich sleich ir nâch, unz ich si vant, die schönen
creatiure;
bi dem fontâne saz diu klære, diu sùeze von
faniure.

Ir ougen licht unt wolgestalt,
si was an sprûchen niht ze balt,
wan mehte si wol liden;
ir munt ist rôt, ir kele ist blanc
ir hâr reit val, ze mâze lanc,
gevar alsam die siden:
solde ich vor ir ligen tôt, in mehte ir niht ver-
miden.

Blanc, alsam ein hermelin,
waren ir diu ermelin,
ir persône, diu was smal,
wol geschaffen über al.

Ein lützel grande was si dâ,
wolgeschaffen anders wâ,
an ir ist niht vergezzen:
lindiu diehel, slehtiu bein, ir vûeze wol gemezzen;
schöner forme ich nie gesach, diu min côr
hât besezzen;

an ir ist elliu volle:
dô ich die werden êrest sach, dâ huop sich min
parolle.

Ich wart vrô,
unt sprach dô:
„Vrouwe min,
ich bin din,
dû bist min,
der strit, der mûeze iemer sin.

Dû bist mir vor in allen;
iemer an dem herzen min
muostu mir wol gevallen;
swâ man vrouwen prüeven sol, dâ muoz ich vür
dich schallen,
an hübsch und ouch an gûete,
dû gist aller contrâte mit tschoie, ein hôch
gemûete!“

Ich sprach der minnedlichen zuo:
„Got, und anders nieman tuo,
der dich behûeten mûeze!“
Ir parol, der was sùeze.

Sâ neic ich der schönen dô,
ich wart an minem libe vrô,
dâ von ich ir salwieren,
si bat mich, ir schantieren
von der linden esten
unt von des meijen gleston.

Dâ diu tâvel runde was,
da wir dô schöne waren,
daz waz loup, dar under gras;
si kunde wol gebaren;
dâ was niht massenie mê,
wan wir zwei dort in einem klê:
si leiste, daz si dâ solde,
unt têt, daz ich dâ wolde.

Ich tet ir vil sanfte wê;
ich wûnschte, daz ez noch ergê;
ir zimt wol daz lachen;
dô begunden wir beide dô ein gemellichens machen;
daz geschach von liebe und ouch von wunderli-
chen sachen.

Von amûre seit ich ir;
daz vergalt si dulze mir,
si jach, si lite ez gerne,
daz ich ir tæte, als man den vrouwen tuot dort
in Palerne.

Daz dâ geschach, dâ denke ich au;
si wart min trût und ich ir man:
wol mich der aventure!
Erst iemer sælic, der si siht,
sît daz man ir des besten jiht;
sist alsô gehiure;
elliu granze dâ geschach von uns uf der planiure.

Ist ieman, dem gelinge baz,
daz lâze ich âne haz;
si was sô hôhes muotes,
daz ich vergaz der sinne:
Got sône ir alles guotes!
sô twinget mich ir minne.

Waz ist, daz si mir tuot?
allez guot,
hôhen muot
habe ich von ir iemer;
in vergezze ir niemer.

Wol uf, Adelheit,
dû solt sant mir sin gemeit!
Wol uf, wol uf, Irmengart,
dû muost aber an die vart!
Diu dâ niht entspringet, diu treit ein kint!
Sich vrôuwent al gemeine, die dir sint.

Dort høre ich die vlôuten wegen,
hie høre ich den sumber regen.
Der uns helfe singen,
disen reijen springen,

dem müeze wol gelingen
zallen sinen dingen!

Wa sint nû di jungen kint,
daz si bi uns niht ensint?
Sor ie, sô sælic si miu Künigunt!
Solt ich si küssen tûsent stunt
an ir vil rôse varwen munt,
sô wære ich iemer mê gesunt,
diu mir daz herze hât verwunt
vaste unz ûf der minne grunt,
der ist enzwei.
Heia, nû hei!
des videlæres seite der ist enzwei!

2. Das Unmögliche.

Min vrouwe diu wil lônén mir,
der ich sô vil gedienet hân,
des sult ir alle danken ir,
si hât sô wol ze mir getân:
Si wil, daz ich ir wende den Riu,
daz er vûr Kobelenze iht gê;
sô wil si tuon den willen min;
mag ich ir bringen von dem sê
Des grienes, dâ diu sunne gêt
ze reste, sô wil si mich wern;
ein sterne dâ bi nâhe stêt,
des wil si mir von mir niht entbern.
Ich hân den muot,
swaz si mir tuot,
daz sol mich allez dunken guot;
si hât sich wol an mir behuot, diu reine:
sunder Got al eine,
sô weiz die vrouwen nieman, die ich dâ meine.

Ich muoz den mânen sinen schin
benemen, sol ich si behaben,
sô lônét mir diu vrouwe min,
mag ich die werlt alumbé graben:

Mecht ich gevliegen als ein star,
sô tæte diu liebe, des ich ger,
und hôhe sweiben als ein ar,
unde ich ze mâle tûsent sper

Zertreute, als min her Gâmuret
vor Kamwoleis mit richen tjost,
sô tæte diu vrouwe mine bet:
sus muoz ich haben hôhe kost.

Ich hân den muot,
swaz si mir tuot,
daz sol mich allez dunken guot;
si hât sich wol an mir behuot, diu reine:
sunder Got aleine,
sô weiz die vrouwen nieman, die ich dâ meine.

Si giht, muge ich der Elbe ir vluz
benemen, sô tuo si mir wol,
dar zuo der Tuonouwe ir duz,
ir herze ist ganzer tugende vol.

Den sâlamander muoz ich ir
bringen ûz dem viure her,
sô wil diu liebe lônén mir,
unt tuot ze mir, des ich dâ ger.

Mag ich den regen und den snê
erwenden, des hêre ich si jehen,
dar zuo den sumer und den klê,
sô mac mir lieb von ir geschehen.

Ich hân den muot,
swaz si mir tuot,
daz sol mich allez dunken guot;
si hât sich wol an mir behuot, diu reine:

sunder Got aleine,
sô weiz die vrouwen nieman, die ich dâ meine.

3. Des Sängers Klage.

Daz ich ze herren niht enwart, daz müeze Got
erbarmen:
des git man mir des goldes niht, daz man dâ
vüert von Walhen:

Die herren teilentz under sich: sô kapfen wir,
die armen,
wir sehen jâmerliche dar, sô vûlt man in die
malhen.

Sô kumt uns anderthalben von Düringen vil
von guote,
daz lâze ich ûf die triuwe min, daz ich des nien-
der muote;
swie tumb ich si, ich vinde dâ den, der mich ge-
hielte schône:
ich wære ê iemer âne guot, ê ich schiede von
der krône.
Dem künige spriche ich wol: in weiz, wenne er
mir lône.

Ich solde wol ze hove sin, dâ hôte man min
singen:
nû irret mich, daz nieman weiz, in kan niht guo-
ter done,

Der mir die gæbe, sô sunge ich von hoveli-
chen dingen,
ich sunge verrer unde baz von allen vrouwen
schône;

Ich sunge von der heide, von loube unt von
den meien,
ich sunge von der sumerzit, von tanze und ouch
von reien;
ich sunge von dem kalten snê, von regu unt
von winde,
ich sunge von dem vater und der muoter, von
dem kinde:
wer læset mir diu pfant? — wie wênic ir der vinde!

Diu schœnen wip, der guote win, diu mur-
sel an dem morgen
unt zwirent iu der wochen baden, daz scheidet
mich von guote.

Die wile ich daz verpfenden mac, sô lebe ich
âne sorgen;
swenne ez an ein gelten gât, sô wirt mir wê ze
muote,

Und ich diu pfant sol læssen, sô kumt daz lieb
ze leide,
sô sint diu wip gar missevar, swenne ich mich
von in scheide,
der guote win, der sûret mir, swenne ich sin niht
mac verpfenden.

Wenne sol min tumber muot an trûren sich voll-
enden?
Jâ weiz ich der herren niht, die minen kumber
wenden.

Jâ, herre, wie hab ich verlorn den helt ûz
Österriche,
der mich sô wol behûset hât nâch grôsen sinen
êren!

Von sinen schulden was ich wirt: nû lebe ich
trûrecliche,
nû bin ich aber worden gast: war sol ich armer
kêren?

Der mich sin noch ergetze, wer tuot nâch im
daz beste?

wer haltet tōren, als er têt, sô wol die stolzen geste?

des var ir irre, nun weiz, wâ ich die wolgemuotten vinde.

Unt lebte er noch, sô wolde ich selten rîten gegen dem winde.

Der wirt sprichet: „Wê, her gast, wie vriuset iuch sô swinde!“

Ze Wiene hât ich einen hof, der lac sô rehte schône;

Linpoldsdorf war dar zuo min, daz lit bi Luchse nâhen;

Ze Hîperc hât ich schône guot; Got im der wurde lône!

Wenne sol ich iemer mêr die gûlte dar abe enpfâhen?

Ez sol mir nieman wîzen, ob ich in klage mit triuwen:

min vrûnde ist elliu mit im tût, dâ von muoz er mich rîuwen.

Wâ wiltu dich behalten iemer mêre, Tanhûsere? Weist aber ieman, der dir helfe bûezen dine swære?

Ôwê, wie daz lenget sich; sin tût ist klagebære.

Min soumer treit ze ringe gar, min pferit gât ze swære,

die knehte min sint ungeriten, min malhe ist worden lære,

Min hûs, daz stât gar âne dach, swie ich dar zuo gebære,

min stube steht gar âne tûr, daz ist mir worden swære,

Min kelre ist in gevallen, min kûche ist mir verbrunnen,

min stadel stât gar âne bant, des hûos ist mir zerrunnen;

mir ist gebachen, noch gemaln, gebrûwen ist mir selten;

mir ist diu wât ze dünne gar, des mag ich wol engelten:

mich darf durch gerâte nieman niden, noch bescheuten.

Der Marner.

Der Name Marner war in früheren Zeiten die gewöhnliche Benennung der Meersfahrer; manche Andeutungen könnten vermuthen lassen, daß auch der Dichter, der diesen Namen führt, denselben seiner großen Reisen wegen erhalten habe: doch ist es deshalb nicht wahrscheinlich, weil er, so viel bekannt ist, keine Seefahrten gemacht hat; und so mag Marner doch sein Geschlechtsname sein. Sein Vorname war Konrad. Es ist zweifelhaft, ob er von adeliger Geburt gewesen, ob er gleich von den späteren Meistersängern „ein Edelmann“ genannt wurde; wie bei Walther, so scheint auch bei ihm die ganze Richtung seiner Gedichte auf bürgerliches Element hinzuweisen. Sicher ist, daß er aus Schwaben stammte, und schon gegen 1240 dichtete. Auch er war ein wandernder Sänger und theilte das gewöhnliche Loos dieser Leute, Armuth und Dürftigkeit. Doch mag er auch bessere Zeiten erlebt haben, denn er klagt ausdrücklich über die Wandelbarkeit der Freunde, die ihn geehrt und gerufen hätten, als er noch bei Gute war und ihnen manchen Dienst erwies, ihn aber nicht mehr kennen wollten, seit er arm geworden (10). Sein

wanderndes Leben führte ihn nothwendig mit andern gleichzeitigen Dichtern zusammen; er scheint aber nicht in den freundschaftlichsten Beziehungen zu ihnen gestanden zu haben, wie seine Spottgedichte auf Helmar von Zweter (4) und Rumelands Satyre auf ihn deutlich genug darthun (s. unten bei diesem 1). Daß die fahrenden Sänger nicht bloß ihre eigenen Gedichte, sondern auch und wohl vorzugsweise Lieder anderer Dichter vortrugen, geht unzweifelhaft aus einem Spruche des Marners hervor, in welchem er klagt, daß die Leute lieber die Abenteuer von Dietrich von Bern, den Nibelungen und so weiter singen hören, als seine eigenen Lieder (17), denn er stellt diese offenbar denen entgegen, die er namentlich anführt, und es beweist gerade dieser Gegensatz, daß er diese von ihm genannten Dichtungen nicht selbst verfaßt haben kann, was von der Fagen anzunehmen scheint, wie denn auch kein Grund für die Behauptung vorliegt, daß der Marner nicht die auf uns gekommenen Lieder der Nibelungen u. s. w. vorgetragen habe, sondern andere, von denselben ganz verschiedene. Daß aber die wandernden Sänger nicht bloß volkstümliche Dichtungen, sondern auch epische und lyrische Poesien anderer höfischen Dichter vortrugen, erhellt genugsam aus einem andern Spruch, mit welchem er vermuthlich seine Zuhörer auffordert, selbst zu bestimmen, was er singen solle, und mit dessen Schluß er die unzufriedenen Tableur schon von vornherein abweisen wollte. „Ich sänge wohl eine Fabel oder eine Erzählung, eine Wahrheit oder eine Lüge; ich sänge wohl, wie Titirel die Templeisen bei dem Grale erzog (also von Wolfram v. Eschenbach); wie süß der Sirenenfang ist und arg des Krokodillen Jorn; ich sänge auch von der Drachen feurigem Hals und wie der Greife fliegt, wie sich des Salamanders Zell im heißen Feuer streckt und schmiegt, und wie sich theilt der Schimären Leib und wie die Viper wird geboren. Ich sänge auch wohl, wie seine Eier brüten kann der Strauß, wie sich der Phönix verjüngt, wie der liegt, der Manchen wegen seines Geiges in der Wunderburg verschlungen hat. So lebt ein Wunderthier am Hof mit wunderlichen Sitten: mit Pfauenschritten und mit Menschentritten kann es schleichen, laufen, bitten, es hat mit seiner Zunge manches Herren Muth verwundet — dem kann ich aber Nicht singen, an dem ist meine Rede gar verloren!“ (18).

Aus einem Gedichte Rumelands wissen wir, daß der Marner als blinder, kranker Greis schändlich ermordet worden ist (vor 1287); doch berichtet er nichts Näheres über diese Schandthat (s. unten).

Der Marner wurde von seinen Zeitgenossen für den besten lebenden Dichter gehalten, und in der That verdient er diesen Ruf, doch nicht sowohl wegen seiner immerhin schönen Minnelieder, als vielmehr wegen seiner Spruchgedichte. Er hatte sich nach dem großen Meister Walther gebildet, dessen würdiger Schüler er genannt zu werden verdient, denn wenn er auch dessen hohes Talent nicht besaß, so hat er doch nichts desto weniger Bedeutendes geleistet. Seine Sprüche sind gedankenreich, sie beurlunden ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht, er weiß dem Gedanken stets einen schönen, oft bilderreichen Ausdruck zu geben und er ist endlich auch Meister in der Form. Dabei ist er bescheiden; er erkennt nicht bloß die Verdienste der

verstorbenen alten Meister an, sondern auch die seiner Zeitgenossen^{*)}; und ähnlich wie Platen in den „Sonettendichtern“ schließt er: „Leicht finde ich einen Fund, den sie gefunden haben, die vor mir gewesen: denn ich muß aus ihrem Garten und aus ihren Sprachen Blumen lesen.“ (15) Auch er ist gelehrt und vielseitig gebildet, wie er denn sogar lateinische Gedichte geschrieben hat; aber wenn seine Gelehrsamkeit auch in seinen Gedichten durchblickt, so ist er doch weit entfernt, mit derselben zu prahlen, wie z. B. der Lanhäuser; es dienen ihm vielmehr seine mannigfaltigen Kenntnisse nur dazu, den dargestellten Gedanken zu größerer Anschaulichkeit zu bringen. So liebt er es, von der Erwähnung irgend einer Naturerscheinung auszugehen und an sie irgend einen moralischen Satz anzuknüpfen. „Beobachtet die kleine Aneise,“ sagt er; „wenn sie den Winter vor sich wehrt, so sammelt sie während des Sommers Erndte flug ihre Speise. So thue auch du, o Mensch! Pflanze und säe gute Werke während deines Lebens hienieden, daß du jenseits vor deinem Herrn bestehen mögest.“ (1) „Der Igel ist in seinem Rechte,“ sagt er anderswo, „daß er Stachel an seiner Haut trägt; ihm ungleich sind die falschen Leute, die innen schellig und außen schlacht sind.“ (2) Ranschmal knüpft er seinen Gedanken auch an eine zu seiner Zeit allgemein bekannte Sage. „In Rom war früher jedes Land abgebildet, und an jedem hing ein Glöcklein; empörte sich eines, so erschallte dessen Glöckchen, daß die Römer schnell gegen die Empörer ziehen und sie bezwingen konnten. Wenn man auch in allen deutschen Landen Sturm läuten wollte, so würde dem Reiche geringe Hülfe entstehen. Die Pfaffenfürsten haben nicht recht die Inful auf dem Haupte, das Krümme auf dem Stabe, denn sie haben Dienstmannen, Münze, Zölle; der Kaiserstuhl in Aachen ist unbefestigt; der Papst hat einen geraden Stab (statt des geistlichen Krümms); sie mahlen, wo der Kaiser mahlte; des Reiches ist die Kleie, so wird ihnen der Kern; deshalb lassen die Herren das Reich ohne König!“ (8) Ja er holt seine Anknüpfungspunkte auch wohl aus der Mythologie. „Wie einst Anteus“, sagt er, „das Gorgonenhaupt abschlug, so sollten die Fürsten jeden falschen Mann vernichten.“ (13) Nicht weniger liebt er es, dem Gedanken eine passende Fabel voranzuschicken. So erzählt er die bekannte Fabel von den Fröschen, welche von ihrem Gotte einen König erbaten, und er fügt hinzu: „Wir sind die Frösche, die da schreien; das Reich ist der Balken, auf den sich arge Frösche gesetzt haben, die der Ehre des Reiches feind sind. Storch, wann kommst du wohl? Die des Reiches Erbe verschlingen, derer sind viel; treibe sie wieder in ihre eigene Höhle, wenn du sie nicht verschlingen willst.“ (9) Eine andere dieser ähnlichen Fabel ist deshalb merkwürdig, weil sie uns des Warnings dichterisches Talent in glänzendem Lichte zeigt. „Die Thiere kamen einst zusammen, um einen König zu wählen; Alles was vier Beine hatte, erschien auf dem Wahlplatz.

Da kam auch eine Kröte, die bei der Wahl nicht fehlen wollte, worüber die Thiere spotteten. Sie aber sagte: Ich habe auch vier Beine, ich will das Königreich haben! Der Löwe sprach: Sei verwanst, du bist den Thieren nicht gleich. Da blähte sie sich noch größer auf, worüber sie zerplatzte.“ (14) Es ist dies die alte bekannte Fabel vom Frosch, der sich aufbläht, um dem Ochsen an Größe gleich zu kommen, und ohne Zweifel hat der Warner diese gekannt, sie aber mit großem Geschick verändert. Die ganze Begebenheit ist von ihm besser motivirt, weil es sich nicht bloß um Befriedigung eines lächerlichen Stolzes, sondern um die Erreichung eines allerdings wichtigen Zweckes handelt. Daß er die Kröte statt des Frosches gewählt hat, ist durchaus gut, weil diese ein noch verächtlicheres Thier ist; und der Zug, daß die Kröte ausruft, sie habe auch vier Beine, ist ganz vortreflich, weil sie dadurch ihre Gemeinheit recht offen an den Tag legt; denn es liegt eben in der Natur gemeiner Seelen, sich unbedeutender Vorzüge zu rühmen. Und wieder erzählt er von dem Esel, der sich dem Fuchse zum Dienstmann gab. Dieser warnte ihn vor dem Wolfe; als er aber auf der Wiese war, ließ er sich das Gras so gut schmecken, daß ihm sein Magen Unfreude bereitete, und er ein Lied anstimmte, wodurch der Wolf herbeigezogen wurde, der nun behauptete, der Esel sei sein Eigenthum, was er auch beschnüden wollte. Reinhart führte ihn nun zu einer Felle, die er für ein Reliquienkästchen ausgab, und forderte ihn auf, dasselbe anzurühren, während er den Eid schwöre. Der Wolf thats und wurde durch die Felle versträmmelt. „Ach Gott,“ ruft der Dichter aus, „wäre jegliches Reliquienkästchen eine Felle, wenn es an den falschen Eid geht, das wäre recht; denn ihrer sind gar zu viele, die einen Meineid schwören!“ (16). Spielend ist die Lügenmäre, in welcher er über diejenigen spottet, welche da Wunderbares von Reisen erzählen, die sie doch nie gemacht haben (12); wie verderblich aber das Lügen sei, zeigt er in einem schönen Rätsel (3).

Aus diesen Gedichten geht schon zur Genüge hervor, daß der Warner voll tiefen Ernstes war, und daß er das Böse bekämpfte, wo es sich nur zeigte. Mit klarem Auge erkannte er die Gebrechen seiner Zeit, insbesondere den innern Verfall des Papstthums und der Geistlichkeit, die nur ihren zeitlichen Vortheil im Auge habe und die mit den Fürsten den Untergang des Reichs herbeiführe. „Die Stola“, heißt es in einem andern Gedichte, „ist zum Schwerte geworden, welches nicht Seelen, sondern nur Gold zu erkämpfen strebt. Wer hat Euch, Bischof von Rom, das gelehrt, daß Ihr unter Felmen reitet, während die Inful süßnen sollte? Quer trummer Stab, der ist gewachsen zu einem langen Speer; die Welt habt Ihr bezwungen gar — Euer Sinn steht nach nichts Anderem als nach: Gebt nur her!“ (5) Bei alle dem ist Warner kindlich fromm und voll Ergebung in den Willen Gottes; seine Verehrung gegen die heilige Jungfrau hat er in vielen Liedern ausgesprochen, von denen das mitgetheilte durch den psalmähnlichen Schwung der Rede sich auszeichnet (6). Eindringlich ruft er den Sündern zu, sich zu bekehren, und von der Welt abzulassen, die zum Verderben führe. „Sieh vor dich hin, wie du die Straße zum Lode einschlägst; sieh hinter dich, wie noth dir dein Schö-

*) Der „Heinburg“ den er als den größten Dichter unter seinen Zeitgenossen nennt, kann nicht der Rinesinger Wilhelm von Heinburg sein, da dessen Lieder nichts weniger als meisterhaft sind: wir müssen daher annehmen, daß die Voeßen des von Warner erwähnten Dichters verloren gegangen sind.

er ist, des Leibs sich an das Kreuz für uns sich
anbot, der süße Christ; willst du gedenken, was er
um dich litt, so sieh über dich, was Bönne und Ehre
dir im Himmel ist bereit; unter dich besieh die im-
mer währende Qual in der Hölle — scheue und
flieh den ewiglichen Tod!“ (7) Am liebenswürdig-
sten zeigt sich sein kindlich ergebener Sinn in dem
Gedicht, in welchem er seine Armuth beklagt. „Du
theilest ungleich, lieber Herr Gott, dein Gut; du
gibst Einem, woran wohl viere möchten genug ha-
ben und wohl mit Ehren auf Gewinn denken. Man-
cher ist reich und hat großen Uebermuth. Lieber
Vater Jesus, ist das gut gethan? Oder weißt du
nicht, daß ich so bedürftig bin, daß du mir Nichts
gibst, als wäre ich ein unmäßiger Mann? Nun bin
ich doch gar sehr mäßig; Herr, was hab' ich ge-
than? da ich doch gewiß deiner mehr gedanke.
Rein! wer weiß, ob ich dein nicht vergäße? Herr
Gott, theile du aus, wie bisher; du bist der, der
da theilen und wollen soll; ich will dich nimmer
mehr tadeln, denn du thust wohl!“ (10)

1. Die Amsel.

Merket an, die kleine ameis,
sô si den winter vor ir weiz,
si sammet in des sumers ernde kündecliche ir
spise:

Sam tuo dû, mensche, unt bûwe en zit;
ein starker winter uf dir lit,
der machet dich in sorgen alt und in dem alter
grise.

Dû maht hie bûwen ende sên
mit guoten werken gegen Gote und dinen eben-
kristen,
daz du maht sniden unde mên,
und ouch dich dort gegen dinem hôhen herren
maht gevristen,
sô dû den zins ze hove gist,
die sêle Gote, und du in armem melwe begraben list,
dû schaffe ez sô, daz din diu sêle warte imme
paradise.

2. Der Egel.

Treit der igel dorne in siner hiute,
daz ist niht ein wunder, wan ez ist sin reht:

Dem sint ungelich die valschen liute,
die sint innen rûch und âzerthalben sleht.

Tump man, nim dich an,
swer dich mit den worten löslich trunte,
tuo im sam, si er ein ritter oder ein kneht.

3. Die Lüge.

Ich spûr ein wunder dur diu lant
in gelwer, grüener varwe schin,
ez hât vuoz, ougen, noch die hant,
unt wil doch bi den liuten sin,
beide armen unde richen.

Ez bindet manigen âne bant,
ez vert die Tuonouwe und den Rin,
ez treit den herren ir gewant,
unt trinket mit den vûrsten win;
ez kan bi den vrouwen slichen.

Ez stûrbet hie unt wahset dort, ez vert spâte
unde vruo;
ez sleich uf einen boum der ersten mêgede zuo;
ez sluoch der werlde vierden teil,
unt sleht noch ouch
vil manigen gouch,
rint âne horn;

ez hât vil manie man sin heil,
sin lip, sin sêle von im verlorn:
sage an, wem mac ez sich gelichen?

4. Spottgedicht auf Reinmar von Zweter.

Wê dir, von Zweter Regimâr!

Dû niuwest mangen alten vunt;
dû speltest als ein milwe ein hâr,
dir wirt ûz einem orte ein pfunt,
ob din liezen dich niht triuget.

Dir wirt ûz einem tage ein jâr,
ein wilder wolf wirt dir ein hunt,
ein gans ein gouch, ein trappe ein stâr,
dir spinnet hirz dur dinen munt:
wâ mît hâst du daz ersluget?

Ein luc dur dine leape sam ein slehtiu wâr-
heit vert,
dû hâst dien vischen huosten, krebzen sât erwert;
bi dir sô sint driu wundertier:
daz ist der git,
haz unde nit.
Dû dône diep,
dû briuwest âne malz ein bier;
supf ûz! dir ist ein lecker liep,
der den herren vil geluget.

5. Geld her!

Got helfe mir, daz miniu kinder niemer wer-
den alt,

sit daz ez in der werlte ist sô jâmerlich gestalt:
wie stêt ez über drizec jâr,
sit man die psaffen siht sô sêre striten?

Sagt mir, der bâbst von Rôme, waz sol iu der
krumbe stap,
den Got dem guoten Sante Pêter, uns zenbinden,
gap?

Stôl und infel gab er dar,
daz er uns lôt von sünden zallen ziten.

Nu sint diu stôle worden swert,
diu vehtent niht nâch sêlen, wan nâch golde.
Wer hât iuch, bischof, daz gelêrt,
daz ir under helme ritent, dâ diu infel sûenen
solde?

Iuwer krumber stab, der ist gewahsen zeinem
langen sper;
die werlt habt ir betwungen gar, — iur muot stêt
anders niht wan: „Gib eht her!“

6. An die heilige Jungfrau.

Ob allen vrouwen vrouwe,
reiniu muoter unde maget,
hoh erborne Gotes tohter, unt sin brût,
wer kan diner tugende rîcheit volleclich erzeln?

Rose in himel touwe,
sunder sünde dorn betaget,
dû bist vor aller creature Gotes trût,
er geruochte dich ûz al der werlte im selbe erweln.

Din lob ist allen zungen über krefte unt ze stârce;
wer künde selche kraft erspannen?
Got sich menschlich in dir barc;
sunder mannes helfe din lip den gebâr,
dem alle künige mûezen mannen;
ouch dienet im der engel schar.
Dû bist aller vrouwen schilt vûr itewiz,
den in Êva brâhte umb einen kleinen apfel biz.

7. Iht Buße!

Sûnder besich die strâzen
in der werlte, war si gân,

wannen du sist komen, ald wie din leben si,
war du wellest, sô du mit der werlte vür dich verst.

Sich, wie si hât gelâzen
die, die si niht wolden lân:
lâ die werlt. ir wont ein bitter ende bi;
sich vür dich die strâze, wie du die zem tôde kêrst.

Sich hinder dich, wie nôt dir von dem reinen
schepfer ist,

des lip sich an das kriuze hêre
vür unsich bôt, der sêze Krist.

Wiltu des gedenken, waz er dur dich leit,
sich über dich, was wünne und êre
dir ze himel ist bereit;
under dich besich die iemer wernden nôt
in der helle, — schiuch unt vluch den êwec-
lichen tât.

8. Dem Reich die Kleie, den Pfaffen das Rehl.

Ze Rôme stuont gemâlet
listelich an einer want
manic lant, ieglichem hienc ein glöclîn obe:
saste sich der keinez wider, des schelle lûte sich.

Dâ wart niht me getwâlet,
Rômer vuoren ûz ze hant,
unt betwungen ez dem riche sô mit lobe.
Lâte man ze sturme in allen landen, dûhte mich,

Dem riche nu kleine hülfe kâme; dâ von
nimt ez abe:

pfaffen vürsten hân niht rehte
infel ûf houbet, krumb ûf stabe,
dienstman, münze, zölle, in Âche stât der stuol;
der bâhest hât des stables nu daz slehte;
si malent ouch, dâ der keiser muol;
des riches sint die klie, sô wirt in der kern:
dâ von lânt die herren daz riche küniges wol
enbern.

9. Die Frösche.

Die vrösche wilent nâmen
ein geschrê, daz rou si sider,
zuo zir Gote, der solde in einen künic geben;
alsô schriwen si tac unt naht ûz einem witen sê.

Dô liez er einen trâmen
ûf si von der hœhe nider,
den ervorhten si, biz er begunde sweben:
ûf in hupften si zehant, unt schriwen nâch kû-
nige, als è.

Dô sant er einen storch aldar; der slant si
zunder zal.

Wir sin die vrösche, die dâ schrient;
daz riche ist des trâmen val,
ûf sint gesezzen arge vrösche nu,
die sint des riches êren vrient.
Storche, wenne kumestu?
Die des riches erbe slindent, der ist vil:
trip si wider in eigen hol, der du niht slinden wil.

10. Der Arme ist verachtet.

„Swer git, der ist der werde;
swer niht enhât, der ist unwert!“
Alsô sprach ein künic, der was Dâvit genant.
Ich hâte manigen lieben vriunt, dô ich bi guote
was;

Die smâhent mich ûf erde,
ir keiner min ze vriunde gert,
dien ich dicke hân geboten mine hant,
die kêrent mir den rûge zuo, si sint mir mit
gâbe laz.

Ich weiz vil wol, swer selbe iht hât, daz ist
guot vür den zorn;

schade scheidet liebe mâge,
die doch vil nâhe sint geborn;
daz liebe kint die muoter sin, diu ez gebar,
den vater grûezet ez vil träge,
unt nimet sîn vil kleine war.
In armen mannes munde ertrinket wizze vil;
swer in dem seckel niht enhât, daz ist ein her-
tez spil.

11. Was Gott thut, ist wohlgethan.

Du teilest ungeliche,
lieber herre Got, din guot.
du gist einem, daz wol viere möhten hân
genough, unt wol mit êren möhten setzen ûf gewin;

Maniger der ist riche
unt hât grôzen übermuot.
Lieber vater Jêsus, ist daz guot getân?

Ald weistu, lieber herre Got, daz ich sô nôtic bin,
Daz du mir niht gist, als einem ungemæzen
man?

Nu bin ich doch gar gemæze, —
herre, waz hân ich getân? —
und ich doch vil lihte din gedenke mê.
Nein, waz ob ich din vergæze?
herre Got, dû teile, als è;
dû bist, der dâ teilen unde wellen sol:
ich wil niemer mê gestrafen dich, wan dû tuost
wol.

12. Lügenmære.

Maniger saget mære
von Rôme, die er nie gesach;
alsô wil ouch ich iu wol ein mære sagen:
Ein snegge vür ein lehpert wol tûsent klasten
spranc;

Daz mer stât wazzers lare;
von einer tûben daz beschach,
diu tranc ez ûz, das hôt ich zwêne vische klagen,
die vlügen dâ her von Nifen, unde sungen niu-
wen sanc.

Ein hâse zwêne winde vienc, dô si in solden
jagen;

dô sach ich starker wolwe viere,
die hât ein altez schâf erslagen;
dô sach ich einen reiger eines habches gern,
unt vienc in in den lûften schiere;
dô sach ich einen wizen bern,
den vienc ein wilder esel an des meres grunt;
der half im ein salamander, dem wâren diu waz-
zer kunt.

13. Der Riese Antêus.

Ein wunderlicher kunder,
Gorgôn ez geheizen was
wilent; swer daz houbet sach, der was ein stein.
Bi der zit ein ritter lebte, der hiez Antêus;

Den nam des michel wunder,
daz nieman vor im genas,
er wart in sinem muote des enein,
daz er macht ein kristallin schilt, unt truoc den sus

Vor sinen ougen, er ersach ez dur den schilt,
und streit
mit im, er sluoc ez sô manlichen,
daz man ez noch von im seit. —
Ir werden vürsten, merkent disen list:
dem ritter sult ir luch gelichen;
swâ ein valschez houbet ist,

sehst ez durh iuwer èren klären schilt,
unt slahet ez, wan ez keiner arger dinge niht
bevilt.

14. Die Kröte.

Diu tier ze samne kamen,
unt wolt enen künic weln;
ein und èren, wisent und helfant, löuwen unt bern,
hirz und einhorn, swaz vier bein hete, des kom
vil al dar.

Mislichen krieck si namen,
des enkan ich niht erzeln.
Ein krote, diu kam ouch dar, diu wolte niht
enbern,
si war an der wal; des namen diu tier dur spot-
ten war.

Si sprach: „Ich hân ouch vier bein, ich wil
hân daz künierich!“

Der löuwe sprach: „Bôsheit, var verwâzen!
Dû bist tieren niht gelich!“
Si blâte sich noch grôzer, hie mite si gar zerbrast.
Daz diz bispel kumt den ze mâzen,
die èren gern, und sint ir gast,
dâ von daz nature an in niht tugenden treit:
swâ vrou Ère wol gevert, daz ist vrou Schan-
den leit.

15. Die Minnesinger.

Lebt von der Vogelweide
noch, min meister her Walther,
der Vênis, der von Rugge, zwêne Reimâr,
Heinrich der Veldeggære, Wahsmuot, Rubiu,
Nithart,

Die sungen von der heide,
von dem minne werden her,
von den vogeln, wie die bluomen sint gevar.
Sanges meister lebent noch: si sint in tôdes vart.

Die tôten mit den tôten, die lebenden mit den
lebenden sin!

Ich vorderte ze geziuge
von Heinburc den herren min,
dem sint rede, wort unt rime in sprûchen kumt,
daz ich mit sange nieman triuge:
lîhte vinde ich einen vunt,
den si vunden hânt, die vor mir sint gewesen:
ich muoz ûz ir garten und ir sprûchen bluomen
lesen.

16. Der Esel und der Fuchs.

Ein esel gap vûr eigen sich
dem ruhse, daz was guot;
dô lert ern sprechen witzelich,
si wâren beide hôchgemuot.
Seht, dô vuort her Reinhart sinen knappen in
den grünen klê;

Er sprach: „Min esel, hüete dich!
der wolf dir schaden tuot,
erhört er dich; des warte ûf mich!“

Der esel in dem grase wuot;
dâ schuof im sin mag unvrôuden, daz er sanc
ein lûgeliet, als ê.

Zuo dem gedæne balde kam gegangen Isen-
grin;
swaz Reinhart seit, der wolf sprach, der esel
wære sin,

des wolt er iezund swern.
Dô vuorte in Reinhart zeiner drû. Er sprach: „Ich
mac mîchs niht erwern.“
Dô muos er die kâfsen rûeren, des war er bereit;

daz wart im leit:
diu drû den wolf versneit;
er wart bestûmbelt, sô man seit.
Ach Got, war ieglich kâfs ein drû, swenne ez gât
an den valschen eit!
daz wære wol; irst gar ze vil; nu swerâ, lieger!
wê dir, wê!

17. Was soll ich singen?

Singe ich den liuten miniu liet,
sô wil der êrste daz,
wie Dieterich von Berne schiet,
der ander wâ künic Ruothêr saz;
der dritte wil der Riuzen sturm, sô wil der vierde
Eggehartes nôl,

Der vûnfte, wen Kriemhilt verriet;
dem sehsten tæte baz,
war komen si der Wilzen diet;
der sibende wolde eteswaz,
Heimen ald hern Wîtchen sturm, Sigvrides ald
herrn Eggen tût.

Sô wil der aht dâ bi niht wan hûbschen min-
nesanc;
dem niunden ist diu wîle bi den allen lanc:
der zehende enweiz, wie:
nu sust, nu sô; nu dan, nu dar; nu hin, nu
her; nu dort, nu hie.

Dâ bi hete manger gerne der Nibelunge hort;
der wigt min wort
ringer danne ein ort;
des muot ist in schatz verschort:
sus gêt min sanc in manges ôrn, als der mit
blige in marmel bort;
sus singe ich unt sage iu, des in niht bi mir
der künic enbôt.

18. Alle Mûb umsonst!

Ich sunge ein bispel oder ein spel,
ein wârheit oder ein lûge,
ich sunge wol, wie Titurel
die Templeise bi dem grâle zûge,
wie sîzeze ist Sirênen dôn und arc des cocatril-
len zorn.

Ich sunge ouch drâchen viûrin kel,
unt wie der grife vlûge,
wie sich des salamanders vel
in heizem viure strachte und smûge,
unt wie sich teilt schimæren lip, unt wie diu
vipper wirt geborn.

Ich sunge ouch wol, wie sîniu eiger brüeten
kan der strûz;
ich sunge ouch wol, wie sich der fênix junget ûz;
ich sunge ouch wie der lit,
der manigen in der wunderburc verslunden hât
dur sinen git.
Ein wunder wont dem hove bi mit wunderlichen
siten:

mit pfâwen schriten,
unt mit menschen triten
kan ez lâgen, lösen, biten;
ez hât mit siner zungen wâfen maneges herren
muot versniten:
dem kan ich gesingen niht, min rede ist an ime
gar verlorn.

Ulrich von Lichtenstein.

Während uns aus Oesterreich bis jetzt nur solche
Dichter entgegentraten, welche durch die Objecti-
vität ihrer Darstellung zu den übrigen Minnefin-

gern einen bemerkenswerthen Gegensatz bildeten, müssen wir nunmehr einen derselben Lande angehörigen Dichter erwähnen, der die phantastische Seite der höfischen Poesie im vollsten Umfange repräsentirt, da er alles dasjenige, wofür die ritterlichen Sänger meistens nur schwärmten, im Leben durchzuführen suchte und sodann in einem größeren Werke befang, welches eben deshalb von der größten Wichtigkeit ist, so gering auch sein poetischer Werth angeschlagen werden mag. Ulrich von Lichtenstein, aus einem angesehenen Geschlechte der Steyermark entsprossen, wurde am Anfang des 13. Jahrhunderts geboren. Schon fröhe (wir erzählen nach seinem eigenen Bericht) wurde er belehrt, daß nur getreuer Dienst einer hohen Frau wahre Würdigkeit und Freude gewähre, so daß er sich schon im zwölften Jahre eine Herrin wählte, der er sein Leben widmete. Fünf Jahre lang lebte er bei ihr als Edelknaube; aber auch als er auf des Vaters Befehl scheiden mußte, blieb sein Herz bei ihr (1). Er kam nun zum Herzog Heinrich, dem Bruder Leopolds des Tugendhaften von Oesterreich, der ihn nicht nur in den ritterlichen Uebungen unterrichtete, sondern ihn auch höfisch von Frauen sprechen und in Briefen süße Worte dichten lehrte. Nach seines Vaters Tod zog Ulrich in die Burg seiner Ahnen, wo er sich im Turnieren übte. Als im J. 1223 Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich seine Tochter Agnes mit einem Fürsten von Sachsen vermählte, wurde Ulrich zum Ritter geschlagen; bei dieser Gelegenheit sah er auch seine Herrin wieder, ohne ihr jedoch, aus Furcht vor den Spähern, ein Wort zu sagen. Erst später läßt er ihr durch eine Verwandte ein Lied überreichen, in welchem er sie um ihre Einwilligung bittet, sich ihrem Dienste weihen zu dürfen. Die Dame lobte zwar das Lied, sie verschmähte aber seinen Dienst, besonders wegen seines mißgestalteten Mundes, weshalb er sich in Grätz eine seiner drei Lippen von einem Wundarzte abnehmen ließ. Zwar führte ihn sein muthiger Entschluß noch nicht zum Ziele, doch blieb er seiner Dame standhaft ergeben, dichtete und sendete der Herrin seine Lieder, die sie ihm jedoch zurückschickte. Da sah er, daß Etwas hineingeschrieben war; weil er aber nicht lesen konnte, und sein Schreiber nicht bei ihm war, trug er es zehn Tage und Nächte auf seinem Herzen, bis der Schreiber kam, der ihm im heimlichen Zimmer diese acht Reimzeilen vorlas, worin es hieß, daß Mancher spreche, was seinem Herzen fremd sei. Der Spruch: „Wer wünscht, was er nicht soll, versagt sich selbst,“ war dreimal wiederholt; dies betrübte ihn, doch tröstete ihn der Gedanke, daß es doch von ihr komme. Er zog nun überall hin, wo es zu turnieren gab, und erwarb sich manchen Preis. An einem Turniere zu Brigen wurde ihm ein Finger durchstoßen (2), zu dessen Heilung er nach Bogen ritt, wo ihm das Glück zu Theil wurde, durch einen Boten seiner Herrin zu vernehmen, daß sie seinen Unfall im Frauendienste beklage; sie schickte ihm vier Büchlein, um sich nach Ritterfittte durch Lesen und Gesang die Welle zu kürzen. Am folgenden Tag brachte ihm der Bote von der Herrin eine in deutschen Landen noch unbekannte Welse, welche sie ihn deutsch zu singen bat. Ulrich lernte sogleich die Welse und sang in derselben die Würdigkeit der Frauen; das Lied gefiel der Herrin so, daß sie ihm ein Händlein zum

Lohne schickte. Doch wurden neue Versuche des Ritters, ihre Minne zu gewinnen, entschieden abgewiesen. Er entschloß sich nun, nach Rom zu reiten, wo er sechzig Tage blieb. In die Heimat zurückgekehrt, sendet er wiederum Boten an die Herrin, doch empfängt sie dieselben noch schönder, als zuvor; sie erklärt, daß Ulrichs Liebe nicht wahrhaft sei, wie er denn keineswegs einen Finger um sie verloren habe. Als Ulrich dies hörte, ließ er sich den Finger abhauen, und schickte ihn der Erwählten, welche den Boten nunmehr freundlich aufnahm und Ulrichs That beklagte, welche sie übrigens, fügte sie hinzu, einem vernünftigen Mann nicht zugetraut hätte. Auch erklärte sie, daß sie zwar den Finger beklage, jedoch nicht aus Liebe zu Ulrich, sondern weil er ihn ihrentwegen verloren; sie wolle den Finger gut in ihrer Lade bewahren und täglich ansehen, dennoch würde es ihm nicht helfen, und wenn er ihr auch tausend Jahre diene. Doch entschloß er sich, ihr zu Ehren eine abenteuerliche Fahrt zu machen, zu welcher sie ihm auch ihre Einwilligung gab. Er verließ Lichtenstein, wo er damals war, im Winter 1227, als Pilger gekleidet, wie wenn er nach Rom wallfahren wolle. In Venedig ließ er sich zwölf Frauenröcke, dreißig Frauenärmel an feinen Hemden und drei Mäntel von weißem Sammet machen, und kaufte zwei mit Perlen bewundene Hölse; die Sättel waren silberblank, darüber weiße Decken von Luch. Zwölf Knappen erhielten ebenfalls weißtuchnen Gewand. Alles, was er und die Seinen führten, war schneeweiß, Helm, Schild und hundert neue Speere; sein Wappenrock von seinem Luche schön gefaltet, und drei Wappendecken des Rosses von Sammet. Seine Rosse wurden ihm heimlich zugeführt; die Knappen nahm er aus der Fremde, sein Geheimniß zu bewahren.

Als Alles bereit war, sandte er dreißig Tage vor seiner Abfahrt einen Boten voraus mit einem offenen Briefe, worin allen Rittern in Lamparten (Lombardien), Friaul, Kärnthen, Steier, Oesterreich und Böhmen verkündigt ward, daß die Minnegöttin und Königin Venus zu ihnen kommen und ihnen Frauendienste lehren werde; sie werde sich am Tage nach St. Georg (24. April) bei Mestre aus dem Meere erheben und bis in Böhmen fahren. Jeder Ritter, der ihr entgegenkomme und einen Speer auf sie verstecke, erhalte ein güldnen Ringlein für seine Liebste, welches die Kraft habe, daß sie immer schöner werde und ihn treu minne. Wer dagegen von Frau Venus niedergestochen werde, solle sich nach allen vier Enden der Welt einer Frau zu Ehren (Ulrichs Herrin) verneigen; wer aber die Göttin niederstiehe, erhalte alle ihre Rosse. Sie werde auf der Fahrt weder Antlitz noch Hände sehen lassen, und mit Niemandem sprechen. Jeden Ritter, der ihre Fahrt vernehme und sich nicht stelle, thue sie in der Minne und aller guten Frauen Acht. Am achten Tage nach Ende der Fahrt gebiete sie einen Turnel zu Neuburg.

Ulrich erhob sich am bestimmten Tage früh am Morgen zu Mestre unter großem Zulauf: voran ritten sein Marschall und Koch, dann folgte sein schwanenweißes Banner zwischen zwei reitenden Posaunern, hierauf drei Saumrosse, neben welchen drei Gargune (Buben) liefen; nach diesen drei gesattelte und gebedte Rosse mit drei Knappen; dabei führte man Ulrichs Schild und Helm; weiter

ein Höltenbläser, der den „Sumer“ (Paule) schlug; drei Rächte, jeder mit drei zusammengebundenen Speeren, zwei ganz weißgekleidete Mägde, zwei gute Fiedler, die eine fröhliche „Reisenote“ (Marsch) hielten. Nun folgte Ulrich selber zu Rosse in weißsamtem Kappemantel, einem mit weißen Perlen geschmückten Gut auf zwei braunen Karlen Höschen, die, mit Perlen bewunden, über den Gürtel schwannten; am Leibe einen Frauenrock, darunter ein eben so langes weißes Hemde mit zwei Frauenärmeln; an den Händen trug er seidene Handschuhe.

So zog er durch die genannten Länder, überall mit Jubel aufgenommen, überall Gelegenheiten findend, zu Ehren seiner Herrin zu kämpfen; denn aller Orten kamen ihm Ritter entgegen, die seinen Anruf vernommen hatten. Es wäre zu weitläufig und jedenfalls auch zu langweilig, von allen den Rennen, Turnieren und Festlichkeiten aller Art zu berichten, die Ulrich mit genauer Angabe aller Personen in seinem Buche erwähnt; wir schränken uns darauf ein, das Interessanteste herauszuheben. In Glogentz fand er sein „liebes Gemahl“, bei der er einen Tag lang blieb, ohne daß er von andern Leuten erkannt wurde. Seine Gattin, Bertha von Weizenstein, war aber natürlich nicht die Herrin, zu deren Ehre er als Frau Venus die Lande durchzog. Auf der Straße nach Malandsdorf begegnete ihm sein Bote, der ihn grüßte, ohne daß jedoch Ulrich erwiderte. Der Bote ritt ihm nach zur Ankündigung guter Botschaft, das Lied Walters singend: „Ihr sollt sprechen willkommen“ n. s. w., welches Ulrichen tief ins Herz erklang. Er leckte von der Straße ab und der Bote, der ihm unvermerkt gefolgt war, verkündigte ihm minniglichen Gruß von „seines Herzens Marienschein“, welche ihm einen Ring sandte, den sie zehn Jahre lang an ihrer Hand getragen habe, worüber der Ritter die innigste Freude empfand. Der Bote wünschte ihm beim Scheiden Heil zu Wien, wo mutzstarke Ritter ihn erwarteten. Ulrich hieß ihn getrost sein, weil ihm nunmehr kein Unglück widerfahren könne, und wenn für jeden auch ihrer drei wären (3). Darauf ritt er im Frauenkleide mit 80 Rittern nach Wien, denn es schlossen sich unterwegs viele Ritter an ihn an, welche an dem abenteuerlichen Zuge Geschmack und Freude fanden. Vor ihm zog sein Marschall mit den Knappen nach Wien, wo er so gewaltig schaltete, daß auch die reichsten Bürger Herberge geben mußten. Ulrichs Ginzug in Wien war überaus prächtig, so wie die dort abgehaltenen Stächen. Doch blieb er nicht lange daselbst, sondern setzte seine Fahrt fort, bis er endlich an die Tera in Böhme kam, wo die Fahrt mit einem letzten Rennen auf einer schönen Wiese beschlossen wurde. Auf dem ganzen Zuge, dessen Kosten ungeheuer groß gewesen sein müssen, da er Alles selbst bestritt, und nirgends die angebotene Gastfreundschaft annahm, hatte Ulrich 307 Speere verstoßen und 271 Ringe gegeben für eben so viele auf ihn verstoebene Speere, wobei er nicht ein einzigesmal gewankt, dagegen vier Ritter niedergewundet hatte. Uebrigens war er mehreremale verwundet worden.

Hierauf zog er nach Neuburg (bei Wien), wo das angefragte Turnier Statt fand. Dort brachte ihm sein Bote traurige Näre; seine Herrin habe ihm Haß zugeschworen und verlange auch ihren

Ring wieder, weil er einer andern Frau diene. Darob empfand der Ritter so heftigen Schmerz, daß er wie ein Kind weinte und nur gezungen zum Turniere ritt, bei welchem er jedoch ritterlich socht. Hierauf schickte er seinen Boten an die Herrin mit einem Liebe, in welchem er sie seiner Treue versicherte; er selbst ritt traurig zu seinem „lieben Gemahl“, die ihm nicht lieber sein könnte, wenn er sich auch ein ander Weib zu seiner „Frauen“ erwählt hatte. Die Herrin nahm den Boten freundlich auf; sie wisse schon, mit welchem Schmerz Ulrich die letzte Botschaft aufgenommen habe; sie wünsche ihn zu sehen, er solle daher als Ausfäzger verkleidet kommen; sie verlange es aber nicht, um ihn zu minnen, sondern um ihn ihres Dienstes zu entheben. Doch gehorchte Ulrich; er ritt mit einem einzigen Begleiter heimlich zur Burg seiner Herrin, verschaffte sich in einer Stadt Rapse und Kleider, wie sie die Ausfäzigen tragen, und mischte sich vor der Burg unter eine Schaar von Armen und Kranken, die von der mildthätigen Herrin Speise erhielten. Er gab sich zu erkennen, und endlich, nachdem sie ihn mehrere Tage lang hatte schmachten lassen (4), wurde ihm das Glück zu Theil, zu der hohen Frau zu kommen; man zog ihn eines Abends an einem Leinlachen in das Schloß hinauf. Doch gelang es ihm nicht, ihrer Minne sich zu erfreuen, sie wußte durch eine klug ausgesonnene List den Zudringslichen wieder zu entfernen. Sinnlos vor Leid wollte er sich in das Wasser stürzen, doch wurde er von seinem Begleiter zurückgehalten; und als ein Bote der Herrin kam, und ihm das Wangentissen der Geliebten gab, welches sie ihm zur Befänstigung sende, und als er endlich von seinem Gesellen hörte, daß die Herrin ihn über zwanzig Tage zum vollen freudigen Empfang entbielte, den sie ihm diesmal wegen einer unzuverlässigen Frau nicht habe gewähren können, ritt er halbgetröstet nach Lichtenstein zurück. Dies war jedoch von dem Begleiter nur ausgedacht worden, um den Ritter von Verzweiflung abzuhalten; und als sein Bote wieder zur Herrin kam, sagte sie höhnisch, daß kein trauriger Ritter ein werthes Weib erwerben, und ließ dem Ritter gebieten, um ihre Minne eine Fahrt über Meer zu thun. Ulrich sagte zu; er schickte der Herrin ein neues Büschlein und ein Lied, worin er sie bittet, ihm zu bescheiden, in welcher Weise er die Fahrt thun solle. Büschlein und Lied gefielen der Erwählten überaus wohl; sie hieß den Ritter sich zur Fahrt bereit halten, aber aus Vorsicht nicht mehr Botschaft senden, sie werde ihn noch zu sich entbieten. Der Bote fand Ulrichen in Wien, wo er mit schönen Frauen kurzweilte, sich der Botschaft freute und im Lande zu andern schönen Frauen umherritt (1229). In Folge eines schönen Liedes, das er der Geliebten dichtete und das ihr gar wohlgefiel, erließ sie ihm die Fahrt und gab ihm neue Hoffnungen, die aber eben so wenig erfüllt wurden, als ihre früheren Versprechungen. So hielt sie ihn noch mehrere Jahre hin, welche er übrigens ganz fröhlich unter Ritterspiel und Frauendienst zubachte. Im Sommer 1232 jedoch „that ihm seine Geliebte ein Ding, daß alle Fiedlern, wenn er es aus Zucht melden dürfte, sein Leid mit ihm klagen würden“; und als sie auch trotz seiner Klagen von ihrer Unthat nicht ließ, sagte er ihr den langen treuen Dienst auf, dichtete einige

zürnende Kieder, die viel gesungen wurden. Namentlich gefiel ein „Reich mit hohen und schnellen Noten“, wie er sich selbst ausdrückte. Er hatte in demselben einen ganz neuen Ton angestimmt und mancher Fiedler sagte ihm Dank dafür (5). Der harten Frau aber mißfielen diese Gedichte sehr, doch hörte er erst auf Bitten anderer Frauen auf, sie in seinen Gesängen zu tadeln, ohne sich jedoch wieder ihrem Dienste widmen zu wollen. — Da er aber bedachte, daß man nicht ohne Herrin und Minne sein solle, erkor er sich unter den Frauen eine, die vor Allen weiblich, schön, gut, sanft, leusch und lieblich war. Er ritt hin zu ihr, erklärte sich, ward gut aufgenommen und erhielt von ihr nach einiger Zeit den lang ersehnten Minnesold. — Der neuen Herrin zu dienen, unternahm er einen zweiten abenteuerlichen Zug. Diesmal stellte er den König Artus vor, der aus dem Paradiese kommt, um die Tafelrunde wiederherzustellen. Jeder Ritter, der Mitglied derselben werden wollte, mußte drei Peere, ohne zu fehlen, auf den König Artus versetzen und erhielt dann den Namen eines Helden der Tafelrunde. Doch dauerte diese neue Spielerei, welche mit großem Glanze begonnen und durchgeführt wurde, nur kurze Zeit. Sie fand im J. 1240 Statt. Die darauffolgenden Jahre brachte Ulrich nach gewohnter Weise im Dienste seiner Herrin zu. Darnach kam ein Tag, der ihm stets verhaßt blieb, da sein „rechter Herr“ und Fürst, Friedrich von Oesterreich, dessen „rechter Diensmann“ er war, erschlagen wurde; es geschah dies am 15. Juni 1246, in der Schlacht an der Leita, wohin der Herzog zum Schutz seines Landes gegen den Ungarinkönig Bela gezogen war. Ein persönliches Unglück traf ihn noch in demselben Jahre; er wurde von zwei Männern, denen er bis dahin befreundet gewesen, in seinem eigenen Schlosse Frauenburg unter abscheulichen Mißhandlungen gefangen genommen, welche sodann auch die Burg mit ihren Leuten besetzten und Ulrichen in eine Kette schmieden ließen. Ulrichs Frau und Kinder (mit Ausnahme des Sohnes) hatten sie nebst den Dienstknechten aus der Burg verstoßen; sie zogen nach Richtenstein. So lag er ein Jahr und drei Wochen gefangen, bis Graf Meinhard von Grätz, von Kaiser Friedrich II. als Herr in Steierland gesendet, ihn befreite. Ulrich mußte seine beiden Söhne und die Burg zum Pfande lassen, er löste jedoch später Alles ein. Die Geliebte allein gewährte ihm Trost für das erlittene Unglück und er sang ihr manches Lied, während das Land durch Ketzten und Raub in unsägliches Verderben gestürzt wurde und der Frauendienst ganz darnieder lag. Mit diesen Liedern, in welchen er die Vortrefflichkeit der Frauen befragt, schließt das Buch, welches er nur auf Geheiß und zum Dienst seiner Frauen gedichtet habe. „Dies Buch“, lautet die Schlusstrophe, „gibt guten Weibern zugeeignet sein; ihnen hat darin die Zunge mein gesprochen viel manches süßes Wort: es soll recht sein ihres Lobes Wort. Ihr Lob kann drob wohl steigen hoch, es soll sie ofte machen froh. Frauendienst ist es genannt; als solcher soll es sein bekannt.“

Dies Buch, welches Ulrich, wie er selbst sagt, vollendete, als er schon 33 Jahre Ritter gewesen (1255), haben wir hier nicht nur deswegen so ausführlich seinem Inhalte nach besprochen, weil es die Lebensgeschichte des Dichters darstellt, sondern

vorzüglich deswegen, weil es uns das anschaulichste Bild des höfischen Minnegefangs und der höfischen Dichter gibt. Was wir schon öfter ausgesprochen haben, daß die ritterliche Dichtkunst auf durchaus unwahrer Sentimentalität beruhte, daß die ritterlichen Sänger nur gemachte und gesuchte Empfindungen darstellten, daß insbesondere der so hoch gepriesene Frauendienst derselben eine Lüge war, die sie sich selbst vorspiegeln, dies Alles bewährt sich aufs Entschiedenste gerade durch Ulrichs Buch. Denn wenn auch die in demselben mitgetheilten Lieder durch wirkliche Begebenheiten hervorgerufen worden waren, so erhalten sie dadurch nicht mehr innere Wahrheit und Begründung, weil die Begebenheiten selbst auf Lüge und Affektation beruhten. Oder war Ulrichs dreißigjähriges Schmachten etwas anderes, als Lüge? Wenn es auch denkbar wäre, daß er in der heftigsten Periode seiner Liebeskränkung eine Frau genommen hätte, weil er ja die schon vermählte Geliebte nicht heirathen konnte, und vielleicht Familienrücksichten ihn zwangen, sich zu vermählen, wenn man also auch aus diesem Umstande nicht den Schluß ziehen wollte — so sehr man doch dazu berechtigt wäre — daß seine Liebe zur gepriesenen Herrin nicht so tief und unerschütterlich gewesen sei, als er es will glauben machen; so geht dies doch unbezweifelbar aus dem ganzen Verlauf der Liebesgeschichte selbst hervor. Nachdem er ungefähr 25 Jahre lang der Auserwählten gedient hatte (welche übrigens schon ein hübsches Alter erreicht haben mußte, da sie zu seiner Knabenzeit bereits vermählt war), und er endlich zur Ueberzeugung kommt, daß ihm der ersehnte Minnelohn niemals zu Theil werden würde; da verschwindet seine Leidenschaft so plötzlich, er trägt seine Liebe und seinen Dienst so schnell und so ohne allen Kampf auf eine andere Dame über, daß es offenbar genug hervortritt, wie sein Liebeschmerz nur erheuchelt war, so wie man zur vollen Ueberzeugung gelangen muß, daß der Frauendienst der Ritter und ritterlichen Sänger bei allen hochtönenden Phrasen von weiblicher Hoheit, Reinheit, Keuschheit und wie diese stehenden Ausdrücke alle hießen, keinen andern Zweck, als die gemeinste Befriedigung der sinnlichen Lust hatte. Was bei Ulrich nicht in Zweifel gezogen werden kann, das gilt aber gewiß auch von den übrigen Dichtern und Rittern, insbesondere von den früheren; denn er wollte ja ausdrücklich durch sein Beispiel und sein Wort die gute, alte Zeit des Frauendienstes in ihrem vollsten Glanze wiederherstellen; er suchte sich nach den alten Mustern ächter ritterlicher Courtosie zu bilden und er fand diesen nicht so entfernt, daß er nicht eine richtige Ansicht derselben gehabt haben könnte. Und wenn auch wohl zugegeben werden darf, daß er seinem Charakter gemäß alle Verhältnisse in übertriebener Weise aufgefaßt und dargestellt hat, daß er namentlich gar Manches ins Leben einführen wollte, was nur in den Romanen zu finden war; so bleibt doch immerhin so viel gewiß, daß er die allgemeine Anschauungsweise seiner Lage und der unmittelbar vorhergehenden Blüthezeit des Ritterthums und der höfischen Poesie richtig erfaßt und dargestellt hat. Es wird daher auch nicht auffallen, daß Ulrich in seiner ganzen Lebensgeschichte alle die bedeutenden Ereignisse nicht erwähnt, die während seiner Zeit vorkamen, und die ohne Zweifel großen Einfluß auf sein Leben gehabt

haben müssen, an denen er gewiß selbst thätigen Antheil genommen hat. Auch darin ist er ein achter Nachfolger des Ritterthums, dessen ganze Lebensaufgabe in Liebesabenteuern und ritterlichen Spielereien bestanden zu haben scheint.

Was Ulrichs „Frauendienst“ als Werk der Poesie betrifft, so kann demselben kein großer Werth beigelegt werden; es ist in der That nicht viel Anderes als eine gereimte Chronik, in welcher die Abenteuer des Ritters ohne alle künstlerische Gestaltung aneinander gereiht sind. Wenn auch einzelne Begebenheiten in größerer Ausführlichkeit dargestellt erscheinen, so hat dies bloß in dem reicheren Stoffe seinen Grund, nicht aber in dem Bestreben des Dichters, dieselben poetisch hervorzuheben, wie er denn bei jeder Kleinigkeit, an die er sich erinnert, eben so wohlgefällig verweilt, als bei wichtigeren Verhältnissen. Von Licht und Schatten der Komposition ist bei ihm keine Rede; eben so wenig verräth die Sprache einen auch nur einigermaßen begabten Dichter. Dies ist um so merkwürdiger, als Ulrichs lyrische Poesien in formeller Beziehung zu den bedeutendsten Erscheinungen der Zeit gehören; er hat ihnen nicht nur die vollendetste Kunstform gegeben, sie müssen auch in Beziehung auf Zierlichkeit der Sprache und auf Wohlklang des Versbaues den besten Erzeugnissen des Minnegefangs an die Seite gestellt werden. Besonders ist rücksichtlich der vollendeten Kunstform der *Leich* (5) mit Ruhm zu erwähnen, in welchem sich, wie schon von Andern bemerkt wurde, die beiden Hauptformen der lyrischen Poesie vereinigen, indem nach Abrechnung weniger Zeilen am Anfange und am Ende des Gedichts das Uebrige eine einzige große Liedstrophe (zwei Strophen und den Abgesang) darstellt.

Außer dem Frauendienst, in welches der Dichter seine sämtlichen Minnelieder einflocht, hat er noch ein didaktisches Gedicht: „*Itwiz*“ (Vorwurf, Ladel, Spott), oder der *Frauen Buch*“ verfaßt, welches er zwei Jahre später vollendete, also im J. 1257. Es enthält in der Form eines Gesprächs zwischen einem Ritter und einer Dame Klagen über den Verfall des ritterlichen Frauendienstes. Der Ritter wirft die Schuld auf die Frauen, welche unfreundlich gegen die Männer seien, sich nicht mehr schmückten, äußere Frömmigkeit heuchelten, dabei aber doch nach niedriger Minne strebten. Sie dagegen behauptet, daß die Ritter ausgeartet seien, Gelage, Jagd und noch Schlimmeres der Minne edler Frauen vorzögen, worauf Ulrich selbst hinzukommt und den Streit schlichtet, indem er seine phantastischen Ansichten über den Frauendienst auseinander setzt. Auch dieses Buch ist für die Sittengeschichte von großer Wichtigkeit, und obgleich nicht gerade poetisches Talent bezeugend, doch weniger langweilig, als der Frauendienst, weil die dialogische Form der Darstellung Lebendigkeit gibt.

Von Ulrichs späterem Leben ist wenig bekannt; nur so viel ist gewiß, daß sein Alter durch unglückliche Erfahrungen bitter getrübt wurde. Im J. 1268 wurde er bei einem Feste, welches König Ottokar von Böhmen in Breslau veranstaltete, mit andern Edeln öffentlich des Hochverraths angeklagt. Er erbot sich zwar zum Kampfurtheil, wurde aber nach Rügenberg in Böhmen gebracht, wo er 26 Wochen lang in strenger Gefangenschaft verblieb, von der er sich nur durch die Uebergabe seiner Bur-

gen Lichtenstein, Murau und Frauenburg befreien konnte, welche, mit Ausnahme der letzten, zerstört wurden. Er starb wahrscheinlich zwischen 1274 und 1277.

Das Gemälde der Manessischen Sammlung stellt ihn in voller Rüstung zu Pferde mit einem langen Schwert in der Hand dar; auf seinem Helm ist ein Amor mit Pfeil und Flammen in den Händen. Der Ritter sprengt durch ein wogendes Meer, worin Seeungeheuer mit einander kämpfen, was wohl seine aus dem Meere von Benedig hervorgehende Fahrt als Frau Venus andeutend soll. Das Wappen des Gemäldes, ein quer getheiltes Schild, oben roth, unten Gold, mit zwei blauen Sparren, ist übrigens weder das Wappen der Lichtensteiner, noch das, welches Ulrich als Frau Venus führte.



Aus dem Frauendienste.

1.

Den guoten wiben si genigen
von mir, swie si mich doch verzigen
nach dieneſt ofte ir lönes hant.
Her, waz si tugent doch begant!
Der werlde heil gar in stät
Ich wen, Got niht sô guotes hât,
als ein guot wip. Daz ist alsô:
des stät ir lop von schulden hô.

Man muoz mirs jehen, wan ez ist wâr,
daz wibes gûete niemen gar
volloben an ein ende mac:
ir lop sich breitet als der tac.
Wô endet sich der sunnen schin?
Swer mir daz ûf die triuwe sin
kan gesagen, dem muoz ich jehen,
daz er vil verre hab gesehen.

Ir schin durchliuhtet elliu lant;
dâ von ist mir vil unbekant
ir schines sprunc, ir schines ort.
Sich endent sanfter elliu wort,

und swindent lihter elliu jâr,
ê daz der wibe gûete gar
und ouch ir hôhiu werdekeit
mit worten werde gar volseit.

Wie sol man des vol ze ende komen,
des ende nimmer wirt vernomen,
und daz fûr wâr niht endes hât?
Alsô diu werlt nu gar zergât,
dannoch ist der wibe bris
ze himel und in paradîs;
dâ von min sin und min gedanc
in lop ze sprechen ist ze kranc.

Wip sint reine, wip sint guot,
wip sint schône und wol gemuot,
wip sint guot fûr senediu leit,
wip, die fûegent werdekeit,
wip, die machent werden man.
Wol im, der daz verdienen kan,
daz si im bîetent vriundes gruoz!
Dem wirt vil maneger sorgen puoz.

Wip sint hôher sâlden rich;
den engeln nie niht sô gelich
wart, alsam ir schôner lip.
Ein tugentriche reine wip,
diu sich vor wandel hât behuot,
diu hât fûr wâr wol engels muot:
ir lip hât ouch wol engels schin:
daz nim ich ûf die triwe min.

Nâch disem lob sô heb ich an
ein mære, als ich beste kan;
in Gotes namen ich ez hebe,
unt wûnsche des, daz er iu gebe
gein mir sô zûhterichen muot,
daz ez iuch alle dunke guot;
sô wirt min arbeit niht verlorn.
Ich hab daz liegen dran versworn.

Dô ich ein kleinez kindel was,
dô hôt ich ofte, daz man las,
und hôt ouch die wîsen sagen,
daz niemen wol bi sînen tagen
erwerben môhte werdekeit,
wan der ze dienst wâr bereit
guoten wîben sunder wanc;
die heten hôhen habedanc.

Die wîsen hôt ich sprechen sô,
daz niemen wære rehte frô,
noch in der werlte wol gemuot,
wan der ein reine vrowen guot,
diu wol von tugenden hiez ein wip,
hete liep als sîn selbes lip:
daz heten alle die getân,
die gern êre wolden hân.

Dô ich daz hôt, ich was ein kint,
unt tump, als noch die jungen sint,
sô tump, daz ich die gerten reit,
und dâht doch in der tumpheit:
„Sît daz diu reinen, sûezen wip
sô hôhe tiurent mannes lip,
sô wil ich dienen immer mê
den vrowen, swie so ez mir ergê.

Lip, guot, muot und dar zuo daz leben
wil ich den vrowen allez geben,
und dienen, als ich beste kan;
und wird ich immer ze einem man,
mîn dienst muoz an in geligen,
dâ mit verderben oder gesigen:

ich wil in immer dienen sîn!“
Sus riet mir daz herze mîn.

In den gedanken, daz ist wâr,
wuchs ich unz in daz zwelfte jâr.
Ich dâhte her, ich dâhte hîn
nâch mines jungen herzen sîn.
Mit vrâge vuor ich durch diu lant:
swâ iemen werde vrowen vant,
der site, der lip, der muot, der tugent
erfuor ich gar in minner jugent.

Swer lop von guoten wîben sprach,
dem sleich ich allez âmielent nâch.
Ir lop, daz tet mir alsô wol,
daz ich dâ von wart vreuden vol.
Mir tet vil manic wîser munt
ir lop und ouch ir êre kunt:
sie lobten jene, sie lobten die,
sie lobten dort, sie lobten hie.

Ir aller lobes vernam ich vil:
von einer ich doch sagen wil.
Der lop was iu die hûhe komen;
ir lop sich heten an genomen
die besten gar ûbr elliu lant.
Swem rehte wart ir tugent bekant,
und kunde der ihr tugende spehen,
der muost ir hôher tugende jehen.

Si was zer besten ûz erkorn,
si was von hôher art geborn,
si was schône, si was guot,
si was reinlich gemuot,
si was kiusche, senfte gar,
si was minnedich gevar;
von ir vil tugende wart vernomen:
si was an tugaden gar volkomen.

Man lobt si hôhe: daz was reht.
Ich was der selben vrowen kneht
vil nâch unz in daz fûnfte jâr;
daz ich iu sage, daz ist wâr.
Mîn ougen kunden nie ersehen
an ir unwîpheit, noch erspehen:
si was ouch ze allen zîten guot,
in wîbes zûhten wol gemuot.

Dô sprach mîn herze wider mich:
„Guot vriunt, geselle, wil du dich
fûr eigen einer vrowen geben
und ir ze dienst immer leben,
daz sol disiu vrowe sîn!
daz rât ich ûf die triwe mîn:
diu ist gar alles wandels vri;
der sûl wir sîn mit triwen bi!“ —

„Ich volg dir, herze, swes du wil,
doch ist uns beiden gar ze vil,
daz wir ir dienen umb den solt,
den man von guoten wîben holt.
Jâ ist diu guote vrowe mîn
vil hôher, denn wir beidiu sîn,
si ist ze hôh gar uns geborn:
des mac der dienst werden vlorn.“ —

„Swic, lip, unt høre: ich wil dir sagen,
ez wart nie wip bi iemeus tagen
sô hôch, sô rich, noch alsô wert,
ist daz ein edel ritter gert
ir ze dienen sîne zît,
sô daz er herze, lip, guot git
in ir dienst, als er sol,
im mûge an ir geligen wol.“ —

„Herze, ich swer dir einen eit
 uf alle mine selikeit,
 daz si mir ist für elliu wip
 unt lieber, dan min selbes lip.
 Uf den minneclichen wân,
 den ich gein ir vil guoten hân,
 sô wil ich hint und immer mê
 ir dienen, swie so ez mir ergê!“

Dô sich bewac herz unde lip,
 ze werben umb daz werde wip,
 dô gie ich für die guoten stân,
 und sach si minneclichen an.
 Ich dâht: „Wol mich, sol si daz sîn,
 diu werde, sūeze vrowe min,
 bi der ich immer mër muoz wesen.
 bi ir verderben oder genesen.“

„Ich dâht: „Waz sol ich dienen ir,
 daz sich rehte fūge mir
 für vil manic edel kint,
 die bi ir hie in dienest sint?
 Der dienet ir liht einēz bāz;
 sô wirt min vrowe mir gehāz.
 Nu eweiz ich, waz ich anders tuo,
 ich dien ir spāt, ich dien ir fruō.“

Ir mac wol einēz dienen mē;
 ich wân, dem doch sîn herze iht stē
 gein ir, alsam daz mine stāt,
 unt wāns ouch iht sô liebe hāt,
 als ichs in minem herzen hân.
 Des einen wil ich in vor gān
 und allen luten miniu jār:
 daz weiz ich endelichen wār.“

Einēz ofte mir geschach:
 Swenne ich iht schōner pluomen brach
 des sumers, sô daz solde sîn,
 die truog ich sâ der vrowen min.
 Nam si die in ir wizen hant,
 sô wart mir freuden vil bekant;
 ich dâht: „Dâ du si grifest an;
 dâ hân ich in alsam getân!“

Min vreude was vil ofte grōz,
 swenne ich kom, dâ man wazzet gōz
 der herzenlieben vrowen min
 uf ir vil wizen hendelîn:
 daz wazzet, dâ mit si sich twuoc,
 verholn ich daz von danne truoc;
 vor liebe ich ez gar ūz tranc:
 dâ von sô wart min trûren kranc.

Kindlich ich ir diene vil,
 daz ich nu hie verswigen wil.
 Swaz sô ein kint gedienen mac,
 daz dient ich ir unz ūf den tac,
 daz mich min vater von ir nam.
 Dâ wart mir senlich trûren zam:
 mir wart der minne kraft bekant
 in minem herzen sâ zehant.

Min lip, der schiet von danne sâ:
 daz herze min beleip aldâ,
 daz wolde mit mir danne niht.
 Daz war ein wunderlich geschicht,
 daz man den lip von danne treip,
 und daz min herze aldâ beleip:
 daz was bi ir naht unde tac,
 daz ez vil selten ruowe pfac.

Swâ sô min lip reit oder gie,
 min herze, daz kom von ir nie:

ez wære tac, ez wære naht,
 min liebe hete gein ir die maht,
 daz ich si ze allen ziten sach:
 von herzenliebe daz geschach.
 Swie verre ich was, ir liechter schin
 schein nâhtes in daz herze min.

2.

Aventiur, wi der Uolrich sinen vinger verlôs.

Dô ich ze Prihsen kom geriten,
 die ritter mich nâch ritters siten
 empfiengen ritterlichen wol,
 alsô man geste empfiēhen sol.
 An ir gruoze mir niht gebrast;
 ich was in ein vil lieber gast,
 si buten mirz wol sust unt sô:
 des dancte ich in unt was sîn vrô.

Der turnei wart geteilet zuo;
 wir zogen ūz des morgens fruō;
 ein velt diu Merre ist genant,
 dâ zogt wir ūf gar sâ zehant.
 Der turnei huop sich unt wart guot;
 wol hundert ritter wol gemuot
 mit manger hande arbeit
 des tages erwurben werdikeit.

Dô sich der turnei gar zerlie,
 nu hœret, wie ez dô ergie.
 Von Pôtzen her Uolschalch mich bat,
 durch mine vrowen an der stat
 mit im verstecken dâ ein sper:
 daz was gar mines herzens ger.
 Den helm min ich sâ ūf bant;
 als tet ouch er sâ zehant.

Mit zwein starken spern sâ
 wir ūf ein ander ranten dâ:
 ein schōne tjust aldâ geschach.
 Der hōch gelobt Uolschalch mir stach
 einen vinger ūz der hant.
 Dô ich der wunden dâ enpfant,
 dô bant ich abe den helm min;
 ich muost daz stechen lāzen sîn.

Dar nâch sô merket, waz ich sage:
 Die ritter waren dâ in clage
 alle gar umb den schaden min;
 ich sprach: „Daz sūlt ir lāzen sîn;
 ez hebt mich selben vil unhô.
 Ich sagiu, wâ von ichs bin frô:
 ez ist mir durch ein wip geschehen:
 diu muoz sîn mir für dienest jehen.“

Dô zogt wir wieder in die stat;
 ein meistr ich mir gewinnen bat.
 Dô er gesach die wunden gar,
 beidiu dort unde hie
 (der vingr an einer ader hie),
 er sprach: „Er wirt iu rehte wol,
 ob man im tuot reht, als man sol.“

Des trôstes wart min herze vrô,
 und sprach wider den meister sô:
 „Triegt ir mich niht, und sit getriu,
 sô gib ich willeclichen iu
 alsô kreffteclichez guot,
 des ir sit immer wol gemuot;
 macht ir den vinger mir gesunt,
 ich gibiu, welt ir; tûsent pfunt.“

Er unterwant sich min zehant,
 den vinger er zehant mir bant.
 In den banden ich dô lac

reht unz an den sehsten tac.
Dô er die wunden wolde sehen,
und ir varwe begunde spehen,
dô was si swarz und ungevar:
des erschrac ich und der meister gar.

Dô sprach ich: „Wie, meister min?
Ich mac vil wol versümet sin
mit iuwer meisterschefte gar:
diu wunde ist alsô missevar.“
Er sweic, daz er nie wort gesprach,
wan daz er jæmerliche sach;
bî mir er vast in sorgen saz.
Ich sprach: „Nu vart den Gotes haz

Alsam ein böswilt von mir hin!
Ir sit ein man gar æne sin,
daz ir deheinen biderben man
iuch geturrt genemen an
mit erzenie, und kunnt des niht.
Min munt von wårheit iu des giht,
liez ichz durch Got niht, daz ist wår,
sô hiez ich iuch besniden gar.

Min herze daz was ungemuot.
Ich hôte sagen, ein meister guot
wær ze Pötzen: dar reit ich.
Man tröst des endelichen mich,
und kœm ich kurzlichen dar,
er machte mir den vinger gar
mit siner meisterschaft gesunt.
Ich reit zuo im sâ an der stunt.

Dô ich dar uf dem wege reit,
von gedanken mir min leit
swant ein teil; ich dâht also:
„Ich mac wol immer wesen vrô.
Daz ich der werden dienen sol,
daz tuot mir innerlichen wol!“
Min herze singen mir dô riet
von minner vrouwen disiu liet:

Ein tanzwise.

Wê, daz mir diu guote
verret sô ir minne!
Des bin ich in dem muote
vil ofte unfrô.

Sol mir niht gelingen
an ir, der ich sinne,
sô muoz min herze ringen
mit trûren sô,

Daz ich nimmer mære
ze freuden gesinne.
Si hât des lützel ère,
stêt min herze unhô.

Schœne bî der güete
stât vil wol den wiben:
sô stât ouch hœchgemüete
den mannen wol.

Hœchgemüete wolde
vil gern ie beliben
bî mir, het ich si holde,
von der ich dol

Herzenliche swære.
Dâ von muoz ich miden
vil vreuden, der mir wære
sus min herze vol.

Jâ man ich vil sære,
vrowe, dine güete,
daz dû mich durch din ère
bedeukest baz.

Lâ mich gnâde vinden,
daz dich Got behüete,
an dir sô müez mir swinden
der minne haz.

Diu ist mir gevære;
dâ von min gemüete
ist vil vreuden lære.
Guot wip, wende daz!

3.

*Auß der Aventure, wi der Uoltrich in küneginne wise fuor
durch diu lant mit ritterschefte (17 mai, montag).*

Sâ dô mir kom der ander tac,
nu hœret, wes min lip dô pfac.
Der wart vil wünnedich gekleit
iu wîziu liehtiu vrowen kleit.
Ich wart è nie gekleidet baz;
wan ich fûr wår wol weste daz,
daz min hœh minne geruder lip
des tages sêh manc schœne wip.

Min lip wart è nie baz geeleit.
Dô min gesinde wart bereit,
dô huob ich mich zehant von dan.
Von Gors der vil biderbe man,
der werde kamerære min,
der wolt dô des niht lâzen sin,
er zeumt zuo den fuozen dannen mich.
Er het vil wol gekleidet sich.

Ich was vrô, ich was gemeit;
fûr Malanstorf die strâz ich reit.
Dâ widerfuor mir al zehant
ein kneht, den ich vil wol bekant;
der kunde hœfscher niht gesin.
Er was fûr wår der bôte min.
Dô ich in gegen mir rîten sach,
vil herzenlieb mir dran geschach.

Mit zûhten mir der hœfsche neic;
min danken ich gein im versweic.
Fûr in sô reit ich balde dâ;
er huob sich hœfschlich nâch mir sâ
unt sanc ein liet sâ an der stunt.
Dâ mit sô tet er mir daz kunt,
daz er mir brâht die botschaft,
diu mir gæb hœhes muotes kraft.

Daz liet mir in daz herze klanc,
daz dâ der hœfsche kluoge sanc:
ez tet mir innerlichen wol,
wan ich dâ von wart freuden vol.
Ez dûht mich sœze, ez dûht mich guot,
von im wart ich vil hœchgemuot;
min muot stuont uf gedingen hê.
Nu hœrt daz liet; daz sprach alsô:

„**Ir** sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich!
Allez daz ir hab vernomen,
daz ist gar ein wint; ir vrâget mich.
Ich wil aber miete: wirt min lôn iht guot,
ich sage iu lîhte, daz iu sanfte tuot.“

Sâ dô ich daz liet vernam,
von vreuden wart min trûren lâm.
Ich trahte her, ich trahte hin:
„Jâ herre, wie gesprich ich in
sô, daz ez iemen hie verstê?
Got gebe, daz ez mir wol ergê!
Ich muoz fûr wår den boten min
vernemen und al die botschaft sin.“

Dô ich der sprache mich bewac,

dâ bi der strâze nâhen lac
ein schoeni uwe, dar reit ich.
Min kamerer, der vleis des sich,
daz iemen nâch mir rite dar in.
Min bote was hôfsch unt het ouch sin:
der huob sich anderhalben dar,
sô daz des niemen wart gewar.

Iu si für wâr von mir geseit,
in die owe selb fünft ich reit.
Sâ dô ich ich dar komen was,
dô erbeist ich ûf daz grüne gras:
aleine ich in die owe gie,
dâ ich den boten min empfe.
Ich sprach: „Vil lieber bote min,
du solt mir willekomen sin!“

Er sprach: „Ich nim des gruozes niht;
er wær der botschaft min enwiht.
Kniet ir niht balde gegen mir nider,
ich fûer die botschaft min hin wider.“
Zehant als er die rede sprach,
vor sinen fuozen er mich sach.
knien, als ich spräche min gebet;
min lip daz willeclichen tet.

Er sprach: „Nu stêt ûf: sin ist gnuoc!
Nie man sô hôhen pris getruoc,
daz ich iu sage; solt ichz im sagen,
er müeste hôchgemuete tragen,
unt müest von schulden wesen vrô.
Iu mac der muot wol stigen hô:
ich hân iu solhiu mære brâht,
der iu ze sælden ist gedâht.

Nuch heizet willekomen sin
iwers herzen meien schin:
si hiez iuch grûezen minneclich,
unt giht, ob ir sit freuden rich,
des si si herzenlichen vrô.
Si hat enboten iu alsô,
daz si von iwer werdikeit
in herzen hôchgemuete treit.

Diu schône tugentrich giht,
si habe an iweren êren pfliht:
swaz sô iu êren si geschehen,
des welle si für sælde jehen.
Ir habt die vart durch si getân:
dâ von wil si des êre hân,
swaz sô iu êren widervert;
dâ mit ir trûren wirt verzert.

Ir mûgt wol hôhes muotes sin:
si hât ditz vingerlin
iu ze liebe her gesant;
daz hât si an ir wîsen hant
getragen mër dan zehen jâr:
daz hiez si sagen iu für wâr.
Ir sult für wâr gelouben daz,
si ist iu holt gar sunder haz.“

Dô ich daz vingerlin empfe,
ich kniete nider an diu knie;
ich knet es sâ wol hundertstunt:
dâ mit tet ich im liebe kunt.
Ich sprach: „Sô wol mich, immer wol!
Ditz kleine vingerlin mir sol
immer geben hôhen muot:
es muoz mir sin für trûren guot.

Immer mër, die wile ich lebe,
wol mich der wûnne pernden gebe!
Mir muoz ditz kleine vingerlin

vil liep in minem herzen sin,
wan ez mir gibt vil hôhen muot.
Ich hân ez liep für allez guot,
unt liep für allez, daz ich hân
und immer mër gewinnen kan.

Wol mich, daz ich ie wart geborn!
Wol mich, daz ich si hân erkorn
ze vrowen über minen lip!
Si reine, sûeze, sælic wip,
si vrowe ob al den vreuden min,
sist mines herzen freuden schin,
sist miner hôhen freuden gebe:
ich dien ir, al die wile ich lebe.

Swaz ich vil minne gerder man
ir immer mër gedienen kan,
des hât si mir gelônnet wol.
Ob ich die wârheit sprechen sol,
nie man sô hôhez lop getruoc,
im wære der werdikeit genuoc,
diu mir hie ist von ir geschehen:
des muoz ich von der wârheit jehen.“

Dô sprach zuo mir der bote min:
„Ir sult niht langer bi mir sin;
ir schûlt gein Wiene schiere varn.
Daz iuch dâ mûeze Got bewarn!
Des ist iu nôt gar endelich:
si sint vil hôhes muotes rich,
die iu dâ wartent mit den spern:
iuch sehent die hôchgemuoten gern.“

Ich sprach: „Vil lieber bote min,
du solt min gar âne angest sin!
wie kunde iht leides mir geschehen,
sit daz ich dich høre jehen,
daz mir min vrowe genædie si?
Unt wære ir iegliches dri,
die mir dâ wartent mit den spern,
ich trowe si alle wol gewern.“

Sus schiet ich von dem boten dan,
reht als ein hôch gemuoter man;
ich was vil herzenlichen vrô:
min muot gestuont mir nie sô hô.
Ich dâht: „Ich sol hie speres krach
machen und den ungemach
füegen, die sich wâpent hie.“
Ze minen pferden ich dô gie.

Miner kneht dô einer sprach,
dô er mich zuo im komen sach:
„Vrowe, wâ sint ir hin gewesen?
ir kûnnet lange bluomen lesen.“
Ich sprach: „Ich hân ein plüemikin
gebrochen, des daz herze min
muoz immer wesen hôch gemuot:
ez ist mir gar für trûren guot.

Des soltu mit mir loben Got.
Nu rite hin, unt wis min bot,
unt sage den rittern, daz si sich
wâpen schier; als tuon ich mich.
Ich wil aber der vrowen min
mit speres krach dienunde sin.
Du solt in von mir sagen sô,
mir stât der muot ze vreuden hô.“

Sâ dô der bote von mir reit,
und er den hôchgemuoten seit,
daz min lip het tjoste ger,
si sprâchen alle: „Harnasch her!“
die hôchgemuoten balde sich

zimierten dâ; als tet ouch ich.
Ich wart gezimirt schône sâ
in liehtiu wâpenkleit aldâ.

Min zimir was des tages guot;
ich wart ê nie sô hôchgemuot.
Ich het ein starkez sper genomen,
dô sach ich gegen mir her komen
von Horschendorf den biderben man;
er wolt ot aber mich bestân:
er het vil gern ein vingerlin
verdienet mit der tjoste sin.

Ich sage in kürzlich, wiez geschach.
zehn sper ich dâ ûf im verstach,
daz er der tjost gar vâlet min:
dâ von sach man in zornie sin.
Sin zehendiu tjost alsô geschach:
min ros er durch daz houbet stach,
daz ez vil kûm dâ von genas:
diu tjost dem biderben leide was.

Sâ ûf ein ander ros ich saz.
Ir sult für wâr gelouben daz,
ich het dâ gern gestochen mër.
Dô kom von Gors her Wolfkêr,
der werde kamerære min;
er sprach: „Sin sol hie nimër sin:
ich lâze iuch stechen nimër hie!“
Durch sine bet ich ez dô lie.

4.

*Aus der Aventiur wi der Uolrich an âzsetzen stat zuo
siner wrowen kome, unt wi er si gesach.*

Die naht was ich in einer stat,
dar inne ich mir bereiten bat
âzsetzen nepfe und swachiu kleit;
diu wurden fruo dâ angeleit
von mir und von dem boten min:
si kunden swacher niht gesin.
Wir nâmen zuo uns mezzet lanc,
als uns des libes vorht betwanc.

Des suntagn morgens fruo ich reit
von dan zwô mil swachlich gekleit.
Die pfert liez ich verholn stân;
ich unt min bote wir giengen dan
zwô mil für ein bure wûnnedich;
dar ûf sô was diu tugende rich,
min vrowe, der ich nie vergaz:
diu guote mit hûs dar ûfe saz.

Dô gie ich für die bure zehant,
dâ ich vil armer liute vant;
der saz dâ âne mâzen vil.
Für wâr ich iu daz sagen wil:
wol drizic âzsetzen oder mê
dâ sâzen, den ir siechtuom wê
tet: ir suht si sêre twanc;
mit grözem siechtuom maneger ranc.

Dô muost ich zuo in sitzen gân:
daz het ich doch vil gerne lân.
Dar wist mich der geselle min
sam ich unkreftic solde sin.
Dâ gruozen uns der siechen schar
mit grözem snôuden, daz ist wâr:
vil ungesunt ir maneger was.
Dâ saz ich zuo in in daz gras.

Dô wir gesâzen zuo in dâ,
si vrâgten alle gemeine sâ
von wanne wir wâren dar bekomen:
diu vrâg mir leide was vernomen.

Ich sprach: „Wir sin zwên geste hie:
wir kômen bède her noch nie;
uns riet her unser armuot,
ob uns hie iemen tete guot.“

Si sprâchen: „Ir sit reht her kômen.
Wirn wizen, ob irz habt vernomen:
Die hûsfrowe iezuo siech hie lit,
dâ von man uns vil oft hie git
pfenninge unde spise genuoc.
Ein juncfrowe iezuo vor iu truoc
uns her brôt und dar zuo win:
daz si immer sâlio müeze sin!

Weste man iuch hie, geloubet daz,
man gebe iu her für eteswaz.
Ir mügt wol klopfen unde biten
nâch unser armer liute siten:
man git iu her für win unt brôt,
dâ mit ir bûezet des hungers nôt;
unt git man iu hiut pfenninge niht,
für wâr ez morgen doch geschiht.“

Dô gienc ich von den siechen dan
gein einer line hin nâher stân.
Dâ für sô was ein tepich guot
gehangen, als man ofte tuot
für line, dâ man wil windes niht
noch lieht: für diu zwei ez geschiht.
Vor der line der tepich hie,
dar in vil kleine iht windes gie.

Dô nam ich her für den napf min;
der kunde heller niht gesin.
Dô klopft ich, daz ez lûte erschâl
und in die kemenâten hal.
Nâch dem klopfen an der stat
ich vil iæmerlichen bat,
daz man mir gebe her für das brôt:
mich twunge grôziu hungers nôt.

Sâ dô ich die bet sprach,
ein juncfrowe ûz der lin her sach.
Dô si uns sach dô sunder stên,
und unser wâren niwan zwên,
dô tet si wider zuo die lin,
unt gie sâ zuo ir wrowen hin:
der sagte si, wir wâren dâ:
diu reine santes zuo uns sâ.

Diu juncfrowe ûz dem tor her gie
An einem orte si ane vie;
si gabe den siechen allen dâ
ieslichem einen pfenninc sâ.
Dô si kom hin, dâ si uns sach,
diu siæze ûz rôtem munde sprach:
„Sagt an, wenn sit ir kômen her?
Ich gesach iuch hie niht mër.“

Mit verkêrter stimme ich sprach:
„Von kumber lid wir ungemach,
von siechtuom unt von armuot,
Swer uns durch Got iht guotes tuot,
daz mac au selden in gefrumen.
Wir sin durch grôze armuot her kumen,
unt sin vil nâch vor hunger tât:
vor armuot lid wir grôze nôt.“

Si gie zuo uns sâ nâher stân;
si sprach: „Ir sult mich wizen lân,
wer ir sit; daz tuot mir kunt
vil endelich hie an der stunt.
Ich sol bi iu niht langer sin.
Sit ir durch die frowen min

komen, daz sult ir mir sagen,
die rehten wârheit niht verdagen.“

Dô sprach ich zuo der schœnen magt:
„Frowe, iu si fûr wâr gesagt,
mich hiez iur frowe komen her,
unt wizzet daz: ich binz der,
des freude an ir genâden stât,
und der ir ie gedienet hât,
und der ir immer dienen wil
mit triuwen an sin endes zil.“

Dô sprach diu maget zehant alsô:
„Stât iu der muot durch frowen hô,
sol iwer manlich werder lip
umbe vâhen werdez wip;
habt ir mit tjos iht sper verswant
ûf frowen lôn mit iwer hant,
gefuor iur lip ie ritterlich:
dem sitz ir hie vil ungelich.“

Ich wil zuo miner frowen gân,
unt wil si von iu wizzen lân
daz ir durch si sit her bekomen:
iwer kunft vil lieb ist ir vernomen.
Ich kum zuo iu her wider sohr,
unt sage iu êndelich von ir,
wie iwer lip sol varn hie.“
Dâ mit diu maget von mir gie

Min, dâ si die vil guoten vant.
Si saget der reinen al zehant
von rehter wârheit, ich wâr dâ.
Dô sprach diu reine stêze sâ:
Dêswâr, des bin ich harte vrô.
Dû solt im von mir sagen sô,
daz er mir si wilkomen;
sin kunft ich hân gern vernomen.

Dû solt hin wider zuo im gên,
sô daz sichs iemen mûge verstên,
unt trag im hin fûr eteswaz,
unt sage dem hôch gemuoten daz,
daz er schir ab dem berge var,
unt sich vor melden wol bewar,
und ouch wol hâete der êren min,
als lieb im si daz leben sin.

Bit in hin ze âbnt her wider gân
her ûf; sô wil ichn wizzen lân,
wes ich mit im hie hân gedâht,
und umbe wiu ichn hân her brâht;
daz heize ich im danne allez sagen.
Dû solt im spise hin fûr tragen,
hûener, dâ zuo brôt unt win,
unt bit in Got wilkomen sin.“

Diu maget gie dô alzehant
hin, dâ si mich noch wartent vant;
si und ein ander juncfrou truoc
mir spise unt wines ouch genuoc.
Dô ich si sach selbe ander gân,
den napf min satzt ich verr hin dan
unt sprach: „Frowe, dâ legt ez in,
wan ich leider vil siech bin.“

Diu eine juncfrowe stuont stille sâ;
diu ander gie zuo mir vil nâ;
diu sprach alsô: „Swaz mir geschiht,
ich schinh iuch durch den siechtnom niht.
Iuch hât diu werde frowe min
Got wilkomen heizen sin,
unt giht, si welle iuch gerne sehen,
swanne ez mit fuoge mûge geschehen.“

Si hât enboten iu bi mir
(des mûgt ir gerne volgen ir),
daz ir schir ab dem berge wart
und iuch vor melden wol bewart,
unt hûet iuch wol: des gât iuch nôt;
tuot ir des niht, sô sit ir tôt.
Teilt mit iu selbe iwer sin:
daz rât ich wol, swie tump ich bin.

Ir sult hin ze âbnt wider gân
her ûf: sô sol ich iuch lân
gar wizen miner wrowen muot:
ich wæne wol, der si gegen iu guot.
Ir sult fûr wâr gelouben daz:
iu ist diu reine niht gehaz;
si wart sô holt noch ritter nie.“
Dâ mit diu juncvrou von mir gie.

Sâ dô diu juncvrou von mir quam,
spise unde trinken ich sâ nam,
zuo den ûssetzen ich ez truoc;
ich sprach: „Uns hât min wrowe genuoc
spise unde trinken hiute gegeben:
Got lâz si lange mit selden leben!
Almuosen sô grôz ich nie enpfie:
daz wil ich mit iu teilen hie.“

Swaz ich sin hie enpfangen hân,
daz sül wir gar gemeine hân,
dar umb, swann man iu spise guot
gebe, daz ir daz selbe tuot
uns“. Si sprachen: „Daz sol sin!
Man git uns oft vleisch, brôt unt win:
daz teil wir mit iu gar gelich;
wir leben mit iu gesellelich.“

Ze ringe sâz wir alle sâ,
unt satzen in die mitte aldâ
die spise guot und ouch den win.
Ich sach dâ manges hende sin
alsô, daz ichs niht tar gesagen:
jâ muoz ichs vil durch zuht verdagen.
Bi miner hôfscheit, ez ist wâr,
vor unvlât gie ze berg min hâr.

Mir wart dâ grôz unvlât bekant:
die vinger manegem ûz der hant
wâr alsô gefûlet abe,
als einem, der tôt in dem grabe
gelegen ist wol hundert tage.
Bi miner wârheit ichz iu sage:
ir âtem als ein hunt dâ stanc,
als si ir miselsuht betwanc.

Mit in muost ich dâ ezen pflegen.
Ich het des libs mich ê bewegen,
ê daz ich mit in het dâ gâz:
dô twanc mich zuo dem ezzen daz,
daz ich der werden wrowen min
ir êre muoste hûetent sin.
het ich mit in niht gâz aldâ,
ich wâr fûr wâr vermeldet sâ.

Nû weiz ich wol, daz maneger giht,
ich kund mit disen siechen niht
deheine wile haben gâz,
si heten wol erfunden daz,
daz ich wâr miselsûhte vri.
Swer des giht, dem wæne, iht si
gar kunt, waz man mit wûrzen tuot:
si sint ze manegen dingen guot.

Mir ist noch hiut diu wûrze kunt,
swelch mah genæms reht in den munt,

daz er dâ von gewülle gar,
und daz er wurde als missevar,
daz er wær immer unbekant,
durchfür sin lip gar ellu lant,
daz niemen möhte erkennen in:
die kunst kan ich, swie tump ich bin.

Die selben wûrte het ich dâ;
ich het min hâr gevârbet grâ;
des, wæn ich, nu bedorft niht,
wan man mich vil nâch halben siht
grâwen von den sorgen min:
vor alter solt sin noch niht sin.
Sus hât diu minne und ander leit
min houbt ze dem andern mâl gekleit.

Diu minne und ungetriwer rât
min houbet grâ gevârbet hât.
Swelch man der minne dienet vil,
und im diu minn niht lônên wil,
der muoz vil ungemüetes tragen,
wan er sin leit sol niemen klagen,
wan al eine der vrowen sin:
des muoz er ofte trûre sin.

Swâ sô mir ungetriwer rât
schaden unde leit gefüegēt hât,
daz wil ich iezuo gar verdagen,
unt wil daz mære iu für baz sagen.
Dô wir siechen gâzen hie,
vil palde ich ab dem berge gie
in daz gen an siechen stat,
dâ ich des almuosens pat.

Man gab mir dâ vil stückelin;
diu nam ich durch die vrowen min.
Man gab mir aller slaht genuoc;
vil gûetlich ich daz danne truoc:
in einem zilē leit ichz nider;
ich kom dar nâch für wâr nie sider.
Ich weiz niht reht, wer ez dâ nam:
ich weiz wol, daz ez mir niht zam.

Durch kürzwile ich sus petent gie,
biz sich diu sunne nider lie
gegen dem berge mit ir schin,
und daz ez wold schir âbent sin:
dô gienc ich für die burc sâ wider,
unt saz an mine stat dâ nider,
dâ ich die siechen aber vant:
die enpfingen mich dâ sâ zehant.

Dô ich hie bi den siechen saz,
ich vrâgtes, ob man hete gâz;
si sprâchen all: „Man izzt alzan:
ir sit ze rehter zît her gegân.
Dez almuosn man des âbends git
uns armen in sô rehter zît,
daz unser ieslicher gât
wol dannoch, dâ er herberge hât.“

Dô ich gesaz guot wile alhie,
diu magt ot aber her zuo uns gie:
mit der schônen man uns truoc
spise unt wines aber genuoc.
Si sprach zuo mir: „Ir sult ab gân,
unt sult für wâr des niht enlân,
ir komt her fruo ab ze ezzen zît:
seht, daz ir hint gewârlîch sit.“

Ich sprach: „Waz frumt di vrowen min
alsô min wunderlich hie sin,
daz ich si heinlich niht sol sehen?“
Diu maget sprach: „Des mac niht geschehen

biz morgen, daz ez wirdet naht.
Si hât ze sehen iuch gedâht
für wâr, è daz ir hinnen vart;
seht, daz ir meldens iuch bewart.“

Dô diu juncfrowe kom von dan,
ezen man mich sach hin gân
zuo den siechen aber als è.
Mir tet ir geselleschaft vil wê,
des mich von schulden wol betwanc
ir unvlât und ir âtem stanc.
Ir sult für wâr gelouben daz,
daz ich mit in ungern az.

Dô wir die spise verzerten dâ,
die siechen mich dô alle sâ
bâten ze hûse wider strit;
dô jach ich: „Miner gesellen lit
einer siech: dar wil ich gân;
ich hân in vil unkrefte lân.
Bi dem sô wil ich hînte sin
durch Got und durch die triwe min.“

Dô gie ich von der burc zehant
in ein velt verre, dâ ich vant
ein korn dick gewahsen hôch:
darin ich vor den liuten vlôch,
ich und ouch der geselle min;
das korn muost unser herberg sin.
Ir sult für wâr daz ûf mir hân;
ein vil böse naht ich dâ gewan.

Sâ dô der tac ein ende nam,
und daz diu vinster naht bequam,
dâ huob sich sâ ein wint vil grôz,
mit regenes ungefügem gôz:
dô muost ich liden ungemach.
Für den regen was min dach
ein rock und ouch ein mântelin:
diu kunden böser niht gesin.

Ich was vil nâch vor vroste tôt;
dannoch sô leit ich dâ ein nôt,
wolt ich an dem mære iht verdagen,
daz ichs iu nimmer solt gesagen:
die ungenanten wûrme mich
pizen sô die naht, daz ich
an dem lib vil gar ûz brast:
mich peiz die naht vil manic gast,

Und ouch für wâr manc gestin.
Dô ich ersach des tages schin,
des wart ich herzenlichen vrô.
Al zehant min lip lief dô
umb sô vil, daz mir wart warm.
Do Erek an Eniten arm
lac, dô was im verre baz
danne mir die naht; geloubet daz.

Sô böse naht ich nie gewan;
und wære ich niht ûf lieben wân
die selben naht aldâ gewesen,
jâ wære ich nimmer wær genesen.
Guot gedinge derst vil guot;
lieber wân noch sanfter tuot:
swer lieben wân bi kumber hât,
des mac mit vreuden werden rât.

Dô was ouch nû diu sunne ûf hô:
min lip, der gie zehant aldô
für die burc an mine stat,
dâ ich mit klopfen tiwer bat,
daz man mir gæbe abr eteswaz.
Swaz ich an hete, daz war gar naz;

daz tet mir herzenlichen wê.
Dô kom diu juncfrowe aber als ê.

Mit ir truoc man ab spise vil;
ich dâht: „Ich wân, min vrowe wil
Mich gern machen siech alhie.“
Dâ mit diu maget zuo mir gie;
si sprach: „Wâ sit ir hinte gewesen?
Wie sit vor wetter ir genesen?
Ir habt geliten ungemach,
sit ir gewesen sunder dach.“

Ich sprach: „Ich hân erliten nôt:
mir was der lip hint vil nach tût
vor vrostē und ouch vor mēr geschiht,
der ich iu tar gesagen niht;
daz ich doch gütlich allez dol:
wan ich wird sin ergetzet wol,
ob min diu guote genâde hât,
an der genâden min lip stât.“

Si sprach: „Nu ezzet unt vart wider
abe dem berge balde nider,
unt komt hint ze âbent wider her.
Bi minen triwen ich iuch wer,
daz diu vil werde vrowe min
iuch sô niht lân hie wil mēr sin:
si wil iuch vil kurzlichen sehen:
bi dirre naht sol daz geschehen.“

Dâmit sô schiet si von mir dô.
Ir rede tet mich von herzen vrô.
Zuo den siechen ich dô gie:
mit den muost ich ahr ezzen hie,
daz ich doch vil ungerne tet.
Dô ich gâz, sâ an der stet
gie ich von danne in einen walt;
dâ sungen vogel manic valt.

An eine sunne min lip dô saz,
des vrostes min ich gar vergaz.
Dâ sach ich den gesellen min
mit klûben vil unmuozic sin:
er klûbte dort, er klûbte hie;
der tac im gar dâmit zergie.
Mit solher kunst ein wâlsch man
niht bezzers môht dô hân getân.

Mir wart für wâr nie tac sô lanc;
der minnen gir min herze twanc;
mich twanc diu minne ûf hôhen muot.
Diu minne ist werden liuten guot,
dâ von diu herze werdent vrô.
Swelch herze gerne minnet hô,
daz schamt sich aller missetât:
din minne ist reines herzen rât.

Nû wizzet, daz ein werder man
für wâr gar nimmer werden kan,
er minn mit triwen guotiu wip.
Zwiu sol eines jungen ritters lip,
der niht wil werben umbe den solt
den man von werden wiben holt?
Der solt kan hôchgemüete geben,
mit êren ritterlichez leben.

Sus saz ich in dem walde alhie
bî daz der âbent aber angie.
Dô stuont ich ûf unt gie von dan
in hôhem muot, reht als ein man
des herz hât hôhe minne ger
und des wænt, daz man in wer:
des muot muoz hôh von schulden stân.
In disem wâne gie min lip dan.

5. Ein leich.

Got füege mirs ze guote:
ich bin noch in dem muote,
daz ich wil guoten wiben
mit dienest âne valschen muot immer bi beliben.
Dâvon rât ich einen rât
der allen wol gemuoten mannen tugentlichen stât.

Ich rât iu, êre gerende man,
mit triwen als ich beste kan;
Ob ir welt werende freude hân,
sô sit den wiben undertân

Mit triwen âne valschen muot.
Ir güete ist alsô rehte guot:
swer in mit triwen dienest tuot,
den können si wol machen frô.

Der werlde heil gar an in lit:
ir güete ist freuden hôchgezît;
ir schœne sô vil freuden git,
dâ von diu herze stigent hô.

Werdekeit sunder leit
k können si wol friunden geben;
Swem sô si witzte bi,
der sol nâch ir hulden streben.
unde zinsen in sin leben.

Daz râte ich ûf die triuwe min.
Swer êren sælic welle sin
unt rîche an hôhem muote;

Der sol mit triuwen guotiu wip
reht minnen, als sin selbes lip.
Vil guot vor allem guote

Ist der wibe güete, und ir schœne schœne
ob aller schœne.
Ir schœne, ir güete, ir werdikeit ich immer gerne
krœne.

An ir schœne und an ir güete stât min heil
und ouch min wünne:
wær guoter wibe schœne niht, wie selten ich ge-
[wünne] Deheinen êren gernden muot.

Wol mich, daz si sint alsô guot,
daz man hât von ir güete

Sô hôhen trôst für senediū leit.
Ir schœne, ir güete, ir werdikeit
git mir vil hôch gemüete.

Min muot von wiben hôhe stât:
waz danne ob mir ir einiu hât

Erzeiget hôhe missetât?
Dêswâr des mac wol werden rât.

Swaz si gegen mir hât getân,
daz wil ich gern wizzen lân
mit zûhten, als ich beste kan
ûf genâde guotiu wip.

Ich hân ir driu und zehen jâr
gedienet sunder wenken gar,
bi minen triwen, daz ist wâr,
daz in der zit min senerer lip

Nie gewan sôhen wan
daz min stæte wurde kranc:

Al min gir was gein ir
sleht mit triwen âne wanc.
Nû vert entwer ir habedanc

Reht als ein rât, daz umbe gât,
und als ein marder, den man hât
in eine lin gebunden.

Kund ich, als si, unstæte sin,
sô het ich nâch dem willen min
ân si ein frowen funden. [ten wiben,

Ob daz ich min ritterliche stæte bræch an guo-
ich wold ê immer valscher wibe hulde vri beliben:

Ich muoz in der stæten wibe dienst sunder
lôn verderben,
oder ich muoz ir stæten herzen lieb alsu erwerben,

Daz ich gewenke nimmer wano
von in. Ir hôhen habedanc,
unt mag ich den erringen,

Sô hân ich allez, daz ich wil,
süeze ougen wunne, herzen spil,
vil wunne an allen dingen.

Nû waz bedarf min seneder lip
genâden mër, ob ich ein wip

Ze frowen vinde alsô gemuot,
diu sich vor wandel hât behuot
unt niht wan daz beste tuot?

Der sol min dienst sin bereit
immer mê
swie ez ergê,

sunder valscheit mit stætekeit:
dâ von gewinne ich werdekheit

Und alsô freude richen sin,
des ich getiuret immer bin
an aller hande dingen.

[hulden ringen,
Vind ich si, ich sol sô ritterlichen nâch ir
daz mir von ir stætekeit muoz hō an ir gelingen.

Si muoz abr ûf die triuwe min
gar vri von allem wandel sin,
die ich mich lâze twingen
und ouch in kumber bringen.

Jâ gehœret man mich nimmer mê [gesingen.
deheines valschen wibes lop gesprechen noch

Schent Ulrich von Winterketten.

Dieser liederreiche Minnesinger war vermuthlich der Bruder Konrads von Winterketten, auf dessen Veranlassung Ulrich von Thûrheim Gottfrieds Tristan bald nach Gottfrieds Tode fortsetzte; er lebte daher gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Winterketten, aus dem Geschlechte der Truchseffen von Waldburg, hatten ihre Stammburgen in Schwaben, wo auch Ulrich lebte, von dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er nebst seinem Bruder Konrad mancherlei Fehden mit dem Bischof von Konstanz zu bestehen hatte. Als Dichter steht er seinem Zeitgenossen und Landsmanne Gottfried von Rîfen am nächsten; wie er denn auch oft das ländliche Leben zum Gegenstande seiner Dichtungen nimmt. Doch ist in ihm das volkstümliche Element weit weniger ausgebildet, als bei Gottfried. Nicht nur haben seine meisten Gedichte in Form und Haltung, in Gang und Sprache das Gepräge des höfischen Minnelieds; es läßt sich auch in denjenigen, welche volkstümlicher gehalten sind, der ritterliche Dichter nie verkennen, der zwar voll heitler Lebenslust an der Freude des Volks Theil nimmt, dabei aber seiner höhern Stellung in Stand und Bildung nie vergißt, selbst dann nicht, wenn ihn der höchste Laumel der Lust fortzureißen scheint. Dagegen nahm er vom lebendigen Geist der Volkspoesie so viel in sich auf, als mit der höfischen Kunst verträglich war, wodurch denn selbst seine Minnelieder eine seltene Frische und Lebendigkeit erhalten (3. 4). Daraus ist aber auch zu erklären, wie seine Lieder zum Theil in den Mund des Volks übergehen konnten, was insbesondere wohl auch dadurch vermittelt wurde, daß sie durch ihre rasche, wohlklingende Bewegung zum Gesange geeignet waren, was namentlich von

den Langliedern (1) gilt, deren leichter hüpfender Takt mit dem weichen, volltönenden Reim der brausenden Fröhlichkeit des lebenslustigen Landvolks vollkommen entsprach. Daß seine Lieder gesungen wurden, bezeugt er übrigens selbst in einem Gedicht, aus welchem auch hervorgeht, daß er durch seine Sangeskunst manches Mädchenherz sich geneigt gemacht habe.

1. Tanzweise.

Swâ
quäle
nimt wäle,
dâ
wirt man grâ:
nie
die
pine min sendez herz verlie.

Tuo, vrouwe,
sorgen mir, noch buoz:
vil gerne ich schouwe
dinen gruoze.
Unz ûf den vuoze
dir nigen muoz,
vil sêlie wip
min sender lip.

Sit ich dich prise,
vrouwe guot,
von leide wise
mir den muot;
von sorgen vluot
bin ich behuot,
unt wirt mir schin
diu helfe din.

Gerne ich sunge
mê unt brunge
dien, die singent
unde bringent
disen sanc
durh ir êre
vür: min lere
werdent hœne
diz gedene
ist in ze lanc.

Ich gedinge,
der ich singe,
daz si lerne
doch vil gerne
disen tanz;
diu vil guote,
wol gemuote
ir ir jugende
hât an tugende
lobes kranz.

Wol ûf, ir kint,
sint
vrô,
sô
muoz
buoz
sorgen sin!
Trûren, var hin!
Sin,
muot
tuot
geil,
heil
werden schin.

Wa ist nu Uot
unt Guot,
unt tuot
uns sorgen bar?
Hiute unt Hille
unde Wille,
stille
koment dar!

Springent vrœlich an den tanz!
hiure ist der sumer glanz:
dâ wirt diu vrœude ganz;
man siht dâ manigen kranz.

Vrouwen, nû singent,
unt dringent,
unt springent
hûbsche trite!
Rihtent ze minne
die sinne
dâr inne
mit guotem site!

Pfaffen, leigen, trettent an,
dien Got der sælden gan:
er ist gar ein sælic man,
der mit dien liuten kan.

Under dien linden
bi hûbschen kinden
sorge muoz swinden;
lachen
machen
kunnen,
wunnen
wol diu kint.
Ërent den meien,
singent den reien,
ir sult iuch zweien,
Hetze,
Metze,
Nese,
Gese,
Götelint!

Ich wil hœren; es ist zit:
ich hân der liute nit;

Wan des reigen ist ze vil,
des ich erwinden wil.

Ir sint müede, dunket mich:
ez ist ungemenlich.

Schrient alle: heia heil!
nû ist der seite enzwei!

2. Der Schenke von Winterketten.

„Ist iht mære schœnes,“
sprach ein altez wip,
„danne der der Schenke singet?
dast ein wunder gröz.“

Wê mir dis gedœnes,
daz mir dur den lip
und dur diu ôren dringet!
Des mich ie verdröz.

Wan si gelfent sinen sanc tac unde naht
in dirre gazzen,
und ist er doch hûbschem sange niht geslaht;
man sol in hazzen!“

Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô
grâ!“

„Mêrâ!“ sprach diu junge,
„wes bist im gehaz?“

dur Got mich des bescheide,
liebez müeterlin.

Ob er iht guotes sunge,
wen beswæret daz?
jâ tuot er nieman leide:
er muoz vrœlic sin.“

„**D**a wolt er dich vernent mir genomen hân
an minem bette:
kumt der übel tiuvel her, ich wil dich lân,
ê daz ich dich rette.“

Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô
grâ!“

„**L**iebiu muoter, schœne,“
sprach das megetin,
„du solt dich baz bedenken,
er ist unschuldic dran;
Niht sô rehte hœne,
liebe, laz ez sin;
du zürnest sanft dem Schenken,
der dâ singen kan;

Uf min triuwe, ez was im ûz der mæze leit:
ez tet sin bruoder.“
Diu alte sprach: „Ir keiner hât bescheidenheit,
unt wære ir ein vuoder.“

Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô
grâ!“

„**D**â gestant dien liuten
umbe ir tôrheit bi,“
sô sprach der megde muoter,
„dû bist missevarn.“

Waz sol ez betiuten?
Dû bist al ze vri,
dû minnest niemen guoter,
vil unsælic barn!

Waenestit, daz dir der Schenke gebe sinen sanc,
den er dâ singet?
Dû bist niht diu schœnste, diu in ie betwanc,
alder noch betwinget.“

Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô
grâ!“

Si begunde singen
hovelich ein liet
ûz röse rôtem munde,
diu vil stolze maget;
Si lie suoze erklingen,
daz von sorgen schiet,
ein liet, daz si wol kunde,
si was unverzaget.

[dâht?
„**O** wê,“ sprach die muoter, „wes hastu ge-
du wilt von hinnen:
Schenken lieder hân dich ûz dien sinnen brâht,
du wilt entrinnen.“

Si sprach: „Muoter, jâ,
ich wil in die erne oder anderswâ.“

3. Frau, schau, wem?

Elz ist niht lanc, daz ich mit einer minnecl-
ichen vrouwen

begunde hûbscher klaffe vil,
die ich von herzen minne;

Ich sprach: „Lânt iuwer tugende an mir und
iuwer güete schouwen;
ich binz, der iu dâ dienen wil
in muote und in dem sinne:

An worten und an werken hânt ir min gewalt.
 Juwer tugent manievalt
 sol mich des geniezen lân,
 daz ich iuch vor allen vrouwen in dem herzen hân.
 Ich bin iu holt,
 ir sint min golt,
 min hort, min edel gesteine;
 ûfen sêle und ûfen lip
 und dar zuo ûf elliu wip
 aht ich gegen iu sicherlichen kleine.“

Si sprach: „Die rede hânt ir wol tûsent vrou-
 wen è gekündet:

ir wænent lichte tœren mich:
 ir wænent ein lügenære.

Der ir dâ singent und iu hât daz herze gar
 enzündet,

diu ist iu lieber vil, danne ich;
 mirst iuwer klaffe unmare.

Ir wænent, daz ich si der mære ein göucheliu:
 eft ein ander man, danne min;
 ich erkenne si vil wol,
 diu iu daz herze dicke tuot in leide jâmers vol.

Ir gouch govolt,
 der sint ir holt,
 und ahtet si vil kleine
 ûfen iuweren tœrschen lip,
 wan si ist gar ein biderb wip:
 iuwer minne ist allenthâlp gemeine.“

Dô swuor ich manigen eit, si wære diu, der
 ich dâ singe,
 unt sprach: „Ir sulnt mich schelten niht,
 wan ich bin iuwer eigen. [gelinget]

Ich bin iu herzelichen holt, swie mir dar an
 swaz iemer mir dâ von geschicht,
 ich wil iu dienst erzeigen.

Wan in gesach ûf erde nie sô reine vruht:
 schœne und alle wiplich zuht
 hât Got selbe an iuch geleit,
 swie daz ir mir nû ein teil der zûhte hânt verseit.
 Ich bin iu holt,
 ir sint min golt,
 min hort, min edel gesteine;
 ûfen sêle und ûfen lip
 und dar zuo ûf elliu wip
 aht ich gegen iu sicherlichen kleine.“

Si sprach: „Ir soltent vrouwen loben, dâ man
 iu baz geloubet,
 und iuweren dienst bieten dar;
 dâ man iuch dienstes bæte.

Ich weiz wol, wâ si wont, diu iuch der sinne
 gar beroubet:

dâ nimt man iuwer kleine war;
 si jîht, ir sint unstæte.

Ein biderp wip mag an iu werwort vinden wol;
 dâ von man iuch schiuen sol.
 Ir hânt ungetriuwen muot;
 dâ von iu diu minneclîch unminneclîchen tuot.

Ir gouch govolt,
 der sint ir holt,
 und ahtet si vil kleine,
 ûfen iuweren tœrschen lip;
 wan si ist gar ein biderb wip:
 iuwer minne ist allenthâlp gemeine.

Ich sprach: „Vil liebû vrouwe min, nû trœ-
 stent mir die sinne.“

Si sprach: „Ir sult von hinnen gân;
 wie lange went irz triben?

Sold ich vûr vremden kumber sin gegen iu
 ein trœsterinne,
 des müest ich iemer laster hân
 gegen allen guoten wiben.

Ja enbin ich niht, dur die ir lident selhen pin.“

Ich sprach: „Jâ ir, vrouwe min!“

Si sprach: „Daz ist rehte erlogen!

Ir hânt unze her dâ mit vil manic wip betrogen.

Nûn saget mir niht,
 swaz iu geschicht,
 wan ich geloube iu kleine.

Juwer trugehafter lip

hât betrogen manic wip!“

alsus sô schiet von mir diu sœze, reine.

4. Ein altes Wort.

Sumer ouget sine wunne
 daz ist an der zit;

Frûeve er wol, swer tihten kunne,
 was mäterje lit

An dem walde und ûf der heide breit:
 man mac schouwen,

wie die ouwen
 stânt bekleit,
 waz der anger liechter bluomen treit.

Êst ein alt gesprochen wort:

„Swâ dîn herze wont, dâ lit dîn hort!“

Ich habe endelichen vunden
 einen schœnen hort,

Den kôs ich mir zeinen stunden;
 nûst min herze dort

Bi dem horde, der mir vûeget pin.

Diu vil reine,
 wandels einê
 muoz mir sîn
 hort in dem vil senden herzen min.

Êst ein alt gesprochen wort:

„Swâ dîn herze wont, dâ lit dîn hort!“

Min hort kan wol tugende horden
 unde hôhen muot:

Diu mir ist ze horde worden,
 dëst min vrouwe guot,

In der gûetelêse wolgestalt,
 ir gebâren

an den jâren
 mich tuot alt,
 swie ir tugende doch si manievalt.

Êst ein alt gesprochen wort:

„Swâ dîn herze wont, dâ lit dîn hort!“

Maniger, der hât hort verborgen,
 des er trœstet sich;

Min hort git mir niht, wan sorgen
 unde smæhet mich.

Min vil lieber hort ist mir alsô
 gar unnütze;
 minne schûtze,

Cupidô
 traf min herze; sit bin ich unvrô.

Êst ein alt gesprochen wort:

„Swâ dîn herze wont, dâ lit dîn hort!“

Minne, diu ist gewalteclîchen
 allen dîngen obe;

Ir kan niht ûf erde entwichen,
 ez gevâhe ir klobe.

Wisheit, hort, diu beide nigent ir.
 Minne sœze,
 kumber bûeze

nâch der gir:
 twinge minen hort geliche mir.
 Est ein alt gesprochen wort:
 „Swâ din herze wont, dâ lit diu hort!“

Burthard von Hohenfels.

In weinteicher Gegend am schwâbischen Ufer des Bodensees stehen noch jetzt Trümmer der Burg Alt-Hohenfels, auf welcher Burthard in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebte. Da mehrere Urkunden ihn zugleich mit den Winterketten und den Rifen erwähnen, darf man wohl annehmen, daß er mit den beiden Minnefingern aus jenen Geschlechtern in näherem persönlichen Verhältnisse stand; da jedoch von seinem Leben gar keine Nachrichten auf uns gekommen sind, so bleibt selbst dieses nur eine Vermuthung, welche freilich auch durch die große Verwandtschaft einigermaßen bestärkt wird, die in den Dichtungen dieser drei schwâbischen Ritter herrscht. Besonders haben die Lieder Ulrichs von Winterketten und Burthards unverkennbar große Aehnlichkeit, so daß Alles, was von jenem gesagt wurde, füglich auch auf diesen bezogen werden kann. Nur darin erscheint Burthard eigenthümlich, daß er seine Bilder, an denen er überhaupt sehr reich ist, gern von der Jagd und ihren Beschäftigungen, überhaupt vom Leben in der freien Natur entlehnt. So reißt sich in den „Gleichnissen“ Bild an Bild aus der Thierwelt. „Nach des Adlers Weise schwebt der Geliebten Sinn hoch empor. Die Schande flieht vor ihr, wie vor dem Falken die Lerche. Er dagegen strebt nach ihr, wie der Fisch aus der Kufe; er gefällt sich in ihrem Anschauen, wie der Affe im Spiegel; seine Gedanken folgen ihr, wie die Bienen ihrer Königin; und wie das Einhorn durch eine keusche Jungfrau gebändigt wird, so auch er durch das holde Weib, das er minnt.“ (1) Ganz vollstän- dig in Inhalt und Darstellung ist das Gespräch zweier Mädchen, von denen sich die Eine freut, daß ihr Dienstjahr zu Ende sei, so daß sie sich ungestört der Lenzlust hingeben könne, die ihr bisher versagt gewesen. Die Andere klagt, daß sie nicht auch arm sei, wie jene; ihre Ruhme habe ihr die Kleider verschlossen, daß sie nicht zum Reithen gehen könne. „Traure ich,“ fügt sie hinzu, „so sagt sie, es sei aus Liebe; freue ich mich, so heißt es wieder, daß die Liebe daran Schuld sei!“ Nun erbietet sich die erste, ihr Kleider zuzuschneiden, daß sie auch an der Lenzlust Theil nehmen könne; die zweite ruft aus: „Nun will ich mich rächen! Sie duldet nicht, daß ich gegen irgend Jemand freundlich sei, so will ich einen Armen wählen, das ärgert sie. — Mir aber (schleßt sie mit dem Rehrreim) ist ein Strohkrantz und freier Ruth lieber, als ein Rosenkrantz mit Zwang.“ (2)

1. Gleichnisse.

Nâch des arn site ir ere
 hôte sweimet und ir muot;
 Schande wenket von ir sere,
 sam vor valken lérche tuot.
 Swer ir gruoß nimt, derst vor schanden
 banden vri, sist sâlden wer.
 Der wilde visch in dem bère
 nie genam sô manigen wane,
 Als min herze in jâmers lère

nâch ir; dest min vrôude kranc.

Wan min vriheit sich vür eigen
 neigen der vil lieben kan.

Swie der affe si gar wilde,

doch sô vâhet in sin schîn,

Sor in dem spiegel siht sin bilde:

sus nimt mir diu vrouwe min

Sin, lip, herze, muot und ougen,

tougen, dèst min ungewin.

Einen vürsten hân die bien,
 swar der vert, si volgent nâch;

Minen gedenken, den vrien,
 ist sus nâch der lieben gâch:

Ir wil vrôuden vrühlic lachen
 machen kan wol vrôude mir.

Der einhûrn in megede schôze
 giû dur kiusche sinen lip;

Dem wild ich mich wol genôze,
 sit ein reine, selic wip

Mich verderbet; an den triuwen
 riuwen mac si dar gerich.

2. Zum Lantz!

„Ich wil reien,“

sprach ein wunneclichiu magt,

„Disen meien

wart mir vrôude gar versagt;

Nû hât min jâr ein eude,

des bin ich vrô;

nieman mich vrôuden wende,

min muot stêt hô.

Mir ist von strowe ein schapel unt min vrier muot
 lieber, danne ein rösen kranz, sô ich bin be-
 huot.“ —

„Lâz erbarmen

dich,“ sprach ir gespil ze hant,

Daz mich armen

niht geschuof diu Gotes hant,

Wan si geschuof mich richen:

hi, wær ich arn,

sô wolt ich mir dir strichen,

ze vrôuden varn.“

Mir ist von strowe ein schapel unt min vrier muot
 lieber, danne ein rösen kranz, sô ich bin be-
 huot.

„Ez ist verdrozzen

hie, sit daz min müemel hât

Vor beslozzen

mir die minne lichten wât.

Trûre ich, si jilt, ich gewinne

von liebe nôt;

vrôuwe ich mich, daz tuot minne:

wê, wan wær ich tût!“

Mir ist von strowe ein schapel unt min vrier muot
 lieber, danne ein rösen kranz, sô ich bin be-
 huot. —

„Wiltu sorgen,

waz sol din schœner lip?

Du solt morgen

sant mir; trûren von dir trip!

Ich wil dich lèren sniden;

wis vrôuden vol;

tuot daz we, wir sûlnz miden,

un swirt aus wol.“

Mir ist von strowe ein schapel unt min vrier muot
 lieber, danne ein rösen kranz, sô ich bin be-
 huot. —

„Ich hân schiere
mir gedâht einen gerich;

Wan ich zwiere
swâ man zwinket wider mich;

Si enlât mich niender lachen
gegen werdekeit;
sô nim ich einen schwachen:
daz ist ir leit!“

Mir ist von strowe ein schapel unt mîn vrier muot
lieber, danne ein rösen kranz, sô ich bin be-
huot!

Herzog Heinrich von Breslau.

Heinrich IV., Herzog von Breslau, gelangte beim Tode seines Vaters Heinrichs III. im Jahre 1266 zur Regierung; da er aber noch minderjährig war, so übernahm sein trefflicher Oheim Blaudislaw, Erzbischof von Salzburg, die Verwaltung der Länder, welche dieser auch bis zu seinem im J. 1270 erfolgten Tode fortführte. Im J. 1278 heirathete Heinrich eine Tochter Markgraf Otto's V. von Brandenburg. Er hatte während seines Lebens mancherlei Fehden mit benachbarten Fürsten zu bestehen, die er zum Theil glücklich beendigte. Unter Anderm gerieth er mit dem schlesischen Bischof und der Geistlichkeit in Zwist und nahm ihre Einkünfte in Beschlagnahme, in Folge dessen er vom Erzbischof Jakob von Gneseu mit dem Bann belegt wurde. Doch ließ sich Heinrich dadurch nicht irren; er belagerte den Bischof Thomas in Ratibor, der nun in feierlicher Procession zu ihm heraustrug, und dadurch seinen Gegner so sehr rührte, daß dieser sich mit ihm aussöhnte und auf seine Ansprüche verzichtete. Dies und noch mehr weil er viele Stiftungen, Kirchen und Klöster reichlich begabte, erwarb ihm den Beinamen des Milden. Im Jahre 1288 ließ er den Bau der Collegiatkirche zum Heiligen Kreuz in Breslau beginnen,

welche noch jetzt eines der größten und bedeutendsten Bauwerke der Stadt ist. Er erlebte jedoch ihre Vollendung nicht, da sie erst im J. 1295 eingeweiht werden konnte.

Im J. 1289 wurde Heinrich zum Herzog von Krakau erwählt, was ihn in einen Krieg verwickelte, den sein Vetter Heinrich von Liegnitz im J. 1290 glücklich beendigte, während er selbst in Breslau krank darnieder lag. Nicht lange konnte er sich des Siegs erfreuen, denn er starb noch in demselben Jahre 1290 am 23. Juni, auf seiner Burg in Breslau. Er wurde in der von ihm gestifteten Kirche beigesetzt; sein Grabmal, welches bald nach seinem Tode errichtet wurde, gehört zu den schönsten und merkwürdigsten Denkmälern altdeutscher Baukunst.

Nach Ottobars von Hornes Zeugniß war Heinrich ein ritterlicher Held und vielseitig gebildet, ja selbst gelehrt. Obgleich polnischen Stammes liebte er doch deutsche Sprache und Bildung, welche überhaupt in Schlesiens durch die deutsche Bevölkerung weit um sich griff. Von seinen in deutscher Sprache verfaßten Gedichten sind freilich nur zwei Lieder auf uns gekommen, aber diese bezeugen sein dichterisches Talent zur Genüge. Namentlich gehört das von uns mitgetheilte zu den besten Erzeugnissen der bössischen Kunst. Der Dichter klagt dem Mai, der Sommerwonne, der Halbe, dem Klee, dem Wald, der Sonne, der Venus, daß er von der Geliebten gequält werde, und bittet sie um Trost. Sie versprechen ihm Hülfe: der Mai will den Blumen verbieten, sich vor der Spröden zu schließen, die Sommerwonne den Vögeln ihr zu fügen; die Halbe will sie zurückhalten, wenn sie Blumen sucht, und will sie ihm geneigt machen; der Klee will sie blenden, der Wald ihr sein Laub entziehen, die Sonne will sie durchhitzen und Venus endlich will ihr Alles verleihen, was minniglich geschaffen ist. Aber der Dichter findet diese Straßen zu hart, eher will er selber sterben, als die Geliebte von diesen Wonnen geschieden wissen.

Der Minnehof.

Ich klage dir, meie, ich klage dir, summer
wunne,

ich klage dir, liehtiu heide breit,
ich klage dir, ouge brehender klê,

Ich klage dir, grüener walt, ich klage dir,
sunne,

ich klage dir, Vênus, sendiu leit,
daz mir diu liebe tuot sô wê.

Welt ir mir helfen pflihten,
sô trâwe ich, daz diu liebe müeze rihten
sich ûf ein minneclichez wesen:
nu lât iu sin gekündet minen kumber
dur Got unt helfet mir genesen.

„Waz tuot si dir? lâ hœren uns die schulde,
daz âne sache ir iht geschê
von uns, wan daz ist wiser sin.“

In liebem wâne habe ich wol ir hulde,
wanne aber ich vür baz ihtes gê,
si jilt, ich sterbe, ê solch gewin

Mir von ir werde ze teile,
daz ist ein tût ân minneclichem heile.
O wê, daz ich si ie gesach,
diu mir in herzelieber liebe reichet
sô bitterlichez ungemach!



G. LAUFER SC.

„Ich, meie, wil dien bluomen min verbieten,
dien rösen rôt, dien liljen wîz,
daz siu sich vor ir eliesen zuo.“

„Sô wil ich, sumer wunne, mich des nieten,
der kleinen vogelin süezer vlîz,
daz der gegen ir ein swigen tuo.“

„Ich, heide breit, wil vâhen
si, swenne si wil nâch glanzzen bluomen gâhen
âf mich, ich wil si halten dir.
Nu si von uns ir wider seit, der guoten,
sas muoz si sin genâdic dir!“

„Ich, brehender klê, wil dich mit schine
rechen,
swenne si mich an mit ougen siht,
daz si vor glaste schillhen muoz.“

„Ich, grüener walt, wil abe min lûuber
brechen,
hât si bi mir ze schaffene iht,
si gebe dir danne holden gruoiz.“

„Ich, sunne, wil darhîten
ir herz, ir muot; kein schate huot vûr switzen
mac ir gen mir gehelfen niht,
sia welle dinen senden kumber swenden
mit herzelieber liebe geschîht.“

„Ich, Vênus, wil ir allez daz erleiden,
swaz minneclîch geschaffen ist,
tuot si dir niht genâden rât.“ —

O wê, sol man si von din wunnen scheiden,
ê wolde ich sterben sunder vrist,
swie gar si mich betrûebet hât. —

„Wil du dich rechen lâzen,
ich schaffe, daz ir aller vrôuden strâzen
ir widerspenic müezen wesen.“ —
Ir zarter lip, der môht es niht erliden:
lânt mich ê sterben, si genesen!

Reinmar von Zweter.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieser Dichter der Sohn des Älteren Reinmar gewesen sei, mit welchem er übrigens schon früher verwechselt wurde. Er ist, wie er selbst sagt, am Rhein geboren (26), aber in Oesterreich aufgewachsen; und vielleicht hat er seinen Beinamen von dem in Oesterreich gelegenen Städtchen Zwetl, früher Zwetel erhalten. Er scheint jedoch vorzugsweise sich in Böhmen aufgehalten zu haben, wenigstens sagt er in dem eben angeführten Gedichte ausdrücklich, daß er sich Böhmen erkoren habe, mehr des Herrn als des Landes wegen, obgleich beide gut seien. Doch mag er dort Ananachismen gehabt haben, da er hinzusetzt, daß nur Eines ihn schmerze, daß außer dem König ihm Niemand ehre, was ihm selbst bei Gott im Himmelreiche Unrecht scheinen würde, wenn ihm die Seine Rücksicht bezogten. Er habe, schließt er, gerade wie im Schachspiel, den König allein, ohne Ritter, Roch und Bauer. Es bezieht sich auf diese Mißverhältnisse eine ganze Reihe von Sprüchen, in welchen der Dichter mit Bitterkeit von dem Leben am böhmischen Hofe spricht und seine Freunde blutig geißelt. Vielleicht haben ihn diese Umstände bewogen, späterhin Böhmen zu verlassen und an den Rhein zu ziehen; wenigstens spricht er in einigen Gedichten von den Rheingegenden in einer Weise, daß man mit Sicherheit schließen kann, er habe sich dort aufgehalten. Er war verheiratet, doch nicht glücklich in seiner Ehe, da er sich ausdrücklich beklagt, daß er, dem Hahne un-

ähnlich, der wohl zwölf Weiber meißere, die einzige Frau, die er habe, nicht zügelu könne, die ihn aller Freuden und Sinne beraube und ihm järe, wenn er fröhlich sei (11). Auch falsche Freunde verbitterten ihm das Leben. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß Reinmar ein wandernder Sänger war und als solcher verschiedene Länder und Höfe besuchte, die er übrigens meistens nicht näher bezeichnet, so haben wir ungefähr Alles berichtet, was von seinen Lebensumständen bekannt ist. Er mag gegen 1270 gestorben und soll nach einem alten Zeugnis zu Eßfeld in Franken begraben worden sein. — Außer zwei größeren Gedichten, hat Reinmar von Zweter nur Sprüche geschrieben, die sämtlich in einer und derselben Strophenart gedichtet sind, welche später nach ihm Reinmars Frau Herenton genannt wurde. Diese Strophe besteht aus 12 Zeilen, von denen die sechs ersten die beiden Stollen (je 3 Zeilen) und die sechs letzten den Abgesang bilden. Er behandelt diese Strophe mit großer Kunst und ist namentlich darin dem Bruder Werner gleichzustellen, daß der Gedankesich der Form stets vollkommen anpaßt, und sich niemals weder Leere noch irgend eine durch Uebelfälle herbeigeführte Undeutlichkeit zeigt. Da Reinmar beinahe nur in der angegebenen Strophenart (Ton) gedichtet hat, so ist es kaum begreiflich, wie der Warner ihn einen „Lönedieb“ nennen konnte, wie denn auch die Beschuldigungen, die jener gegen ihn vorbringt, deshalb schon ungerecht zu sein scheinen, weil Reinmar in seinen Sprüchen die ihm vorgeworfenen Laster mit Ernst bekämpft.

Wenn Reinmar beinahe nur in Einem Tone dichtet, so ist der Inhalt seiner Gedichte dagegen von der größten Mannigfaltigkeit: er berührt beinahe alle Verhältnisse des öffentlichen und des häuslichen Lebens, er spricht von Kaiser und Reich, von den Fürsten und dem Adel, vom Papst und der Geistlichkeit, von der Minne und der Ehe, von der Freundschaft, von Lebensklugheit und Erfahrung, von Gott und göttlichen Dingen, und von allen diesen Gegenständen immer in der schönsten, gewähltesten Sprache so wie in den passendsten Ausdrücken. Die Minne tritt freilich bei ihm merklich in den Hintergrund, denn er ist für ihre Tändeleien zu ernst und für die ehebrecherische zu sittenrein. Daher mag er vielleicht geradezu seinen Zeitgenossen Ulrich von Lichtenstein gemeint haben, als er sagte: „Der ist wohl der Minne Thor und an rechter Klugheit ein Gauch, der wohl geweiht ist und auf eine andre Frau wendet seinen Sinn.“ Daß aber hier Ulrich in der That gemeint sei, geht aus dem Zusage noch deutlicher hervor: „Und wer auch das Turnieren so minnet, daß er dabei vergißt der Hausheire, der hat des Maages nicht behalten!“ (15) Zwar hat Reinmar auch eine Reihe von Sprüchen gedichtet, welche die Minne und deren Freuden zum Gegenstand haben; doch sind diese Gedichte von dem süßlichen Spiel anderer Dichter weit entfernt; sie preisen vielmehr die hohe Würde ächter Weiblichkeit, die nicht in Liebessändeleien, sondern in reiner Zucht und Keuschheit besteht. So sagt er: „Ein Weib, das sich von aller Mißthat frei gemacht hat, hat sich hoch gefürstet, wenn es auch weder Land noch Leute hat. Sind ihre Gedanken frei von Unkeuschheit, von unkeuschen Worten ihr Mund, so sagen wir, daß sie Weib sei, ein Engel und ein Weib; an Liebe ein Weib, an

Lugend eine Frau, ein Engel an Reinheit" (1) — „Der Welt Hort“, heißt es in einem andern Spruche, „liegt an den reinen Weibern; was auch Gott an Creaturen schuf, das wird von reinen Frauen übertroffen; ward ja sein eigner Leib von einer Magd geboren!“ (2) — „Das reine Weib ist dem Gral zu vergleichen, den man vor Parcivalen trug. Wer diesen neuen Gral erwerben will, der soll keusch sein, mild zu allen Zeiten.“ (3) Aus dieser höheren Ansicht vom weiblichen Geschlechte, mußten sich in ihm ganz andre Begriffe von der Ehe entwickeln, als diejenigen waren, welche zu seinen Tagen ziemlich allgemeine Geltung hatten. Reinmar erhebt die Ehe nämlich über alle geistlichen Orden (Barfüßer, Prediger, Kreuzer, Schottenbrüder, Schwertrüder), was ihm auch darum geschehen möge. „Wer der Ehe in rechter Weise pflegt, der hat hier und dort gesiegt; wer dem widerspricht, dem folget nicht; der läßt!“ (34) Der nämliche tiefe Ernst der Welt- und Lebensanschauung zeigt sich eben so entschieden in den Gedichten, welche die Welt und das Leben im Allgemeinen berühren. Ohne Bruder Berners Bitterkeit zu haben, tadelt er doch eben so streng alle Fehler, Gebrechen und Laster seiner Zeit. Das Spiel ist ihm ein Gräuelf, das zu allen Schandthaten Anlaß gibt und manche Seele ins Verderben stürzt, weil es von Gottes Minne abwendet (12). „Daß schöne Weiber den Mann bezwingen,“ heißt es im folgenden Spruch, „und wenn auch Sünde dabei ist, so kann man sich doch darüber nicht wundern: so bezwingt auch das Gold seinen Knecht, und des Weines Kraft bezwingt den Mann, daß er sinnlos wird. Doch weiß ich ein wunderbares Bezwingen, wunderbarer als alle andre Dinge, daß einem todten Würfelbeine ein lebender Mann Herz und Sinn so ganz und gar unterthänig macht, daß es ihm Sinn und Verstand entzieht.“ (13) So erklärlich er dem Spiel gegenüber die Trunkenheit findet, so ernst warnt er doch vor derselben (14). Auch die Junge zu hüten ermahnt er: sie ist das schlimmste Stüd Fleisch, das er kennt, denn sie kann verläumben, betrügen, Meineidschwören, spotten, schmeicheln, fluchen und noch viel mehr (9). Doch kann sie auch, zum Guten angewendet, die vortrefflichsten Wirkungen haben; sie kann Freunde versöhnen, den schwersten Zorn löschten. „Wer eine reine Junge hat, den will ich, wes Standes er sei, für edel und wohl geboren halten.“ (10) „Man soll bei der Wahl seiner Freunde und Lebensgefährten vorsichtig sein; die Schönheit ist wie vergoldetes Kupfer und versilbertes Zinn, wenn sie Falschheit birgt. Des Feuers Blut ist schön, aber wer sie angreift, der mag den Schaden haben.“ (8)

Wie Walther, der überhaupt nicht ohne Einfluß auf seine Geistesrichtung geblieben sein mag, nimmt Reinmar lebendigen Antheil an den Zeitverhältnissen und spricht sich mit Kraft und Entschiedenheit insbesondere gegen die Uebergrieffe der geistlichen Gewalt aus, so wie gegen die mächtig eingegriffene Zuchtlosigkeit des geistlichen Standes. Wahrscheinlich meint er den Papst Gregor IX., wenn er sagt: „Die keine Engel sind noch Engels Kinder, und dabei voll Haß, neidisch, hochmüthig sind, wie könnten die einen rechten Papst erwählen? Die Römer sind nicht gar heilig, eben so wenig die Cardinäle, und doch wollen sie den unheiligen

Mann, den sie gewählt haben, für heilig ansetzen.“ (16) Mit besonderer Beziehung auf den gegen den Kaiser ausgesprochenen Bann sagt er, daß der Bann nicht Gottes sei, in welchem fleischlicher Zorn stecke; „wer unter der Stola kucht und bannet und unter dem Helme raubt und brennt, der will mit geistlichem und weltlichem Schwerte streiten, was St. Petrus nicht gethan hat.“ (17) Die Mönche seien zu weltlich gesinnt: „Haar und Bart nach Klosterfitten, und klösterlich Gewand nach klösterlicher Weise geschnitten, des finde ich genug, ich finde aber derer nicht viel, die es recht tragen. Halb Fisch halb Mann ist weder Fisch noch Mann, und so läßt sich von Hofmüthen und Klosterittern wenig Gutes sagen.“ (19) Der Papst solle sich mehr um die Kirche bekümmern, er solle nachsehen, ob alle ihre Orden gesund seien, ob ihr etwa nicht unter den Bärten Gräten steckten. Die Kirche sollte mit Simonie und Reberel Nichts gemein haben; das Gut sei nicht wohl gewonnen, das man dort nehme und hier verhehle (18). Geldgier sei ein allgemeines Uebel und habe auch die Geistlichkeit angesteckt; Jesus sei von den Juden verkauft worden, allein wenn er wieder auf die Erde käme, so würden ihn die Getauften eben so verkaufen, wie jene (21). Während die Welt, einem stürmischen Meere vergleichbar, immer tiefer in die Wellen der Sünde versinke, denken die Primaten (Bischöffe) mit ihren krummen Stäben nur daran, Geld zu fischen (28). So seien auch die weltlichen Herren, Fürsten und Grafen, Freie und Dienstmannen feil, so daß der Antichrist sie alle wohlfeilen Kaufs haben könne, wenn er sie nur haben wolle (20). Feil sei das ganze römische Reich (21), daher wollten die Venetianer, spottet er, die gute Gelegenheit benützen und es ihrem Herzoge laufen, der ein guter Kürschner sei (24). Dagegen rühmt er den Kaiser (Friedrich II.), daß er des Reiches Brod nicht unverdient essen wolle; er habe solchen Drang nach strengem Gerichte, wie der hungrige Bär nach dem Honig, sein erhabenes Schwert werde die Schuldigen, die Friedebrecher treffen; daher möchten sich die Selbstherrn vor ihm hüten, denn die Thoren hätten endlich einen Damm gefunden (22). „Das Reich war sehr flech geworden,“ heißt es in einem andern Gedichte, „seine Stimme war vor Klage dumpf, heiser und rauh geworden, roth waren ihm die Augen, die Ohren taub, stumm war es auch geworden; den Kropf konnte es nicht verhehlen, und einen ungesüßten Kropf trug es an seiner Kehle; es konnte weder gehen, noch reiten, auf allen Vieren kroch es kaum, bis ihm Gott den weisen Kaiser sandte, der das Siechtum besiegte, nur daß ihm noch eine Gräte, der Kaiser weiß wohl wo, zwischen den Zähnen steck.“ (23) So sehr er aber auch den Kaiser preist und dessen Beglücken rühmt, so ist ihm doch das Reich, das Vaterland noch mehr als der Kaiser. Als daher (im Jahre 1230) Papst Gregor den Bann gegen Friedrich II. geschleubert und die Fürsten zu neuer Wahl aufgefordert hatte, rief Reinmar denselben zu: „Das Reich ist nicht des Kaisers; er ist nur dessen Pfleger und Vogt; findet ihr ihn schuldig, ihr Fürsten, so nehmt euch Einen, der euch besser diene und auch dem Reiche. Seid ihr dem Kaiser gram, so laßt das Reich es nicht entgelten!“ (25) Daß er unter den Fürsten diejenigen sieben meint, welchen die Wahl damals schon zutam, beweist das

Gedicht, in welchem er dieselben mit Angabe der von ihnen versehenen Reichthümer aufzählt (37).

Reinmar stand, wie aus dem Vorbergehenden erhellt, in Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse über seiner Zeit; ihn konnte weder die Macht, noch der Stand, noch die hergebrachten Ansichten über geistliche und weltliche Gewalt blenden. „Die Gewalt“, sagt er, „kann zwar das Reden verbleuten, aber den Gedanken muß man ledig, frei, ungefangen gehen lassen; nie war Kaiser oder König so mächtig, daß er den Gedanken hätte verwehren können.“ (4) „Der Adel ist ein hoher Name,“ sagt er an einem andern Orte; „edel ist aber nur der, der edel handelt, dem kein unedler Sinn seinen Adel zu zerstören vermag!“ (5) — „Es gibt zweierlei Adel: von Geburt kann einer edel sein und ist doch dabei ein Gauch; der andere ist an Tugend edel und nicht an hohem Namen. Wer aber von seinen Eltern her edel ist, und nicht von Herzen, der bricht seiner edeln Vordern Tüchtigkeit. Nun aber der edeln Väter Kinder von hohem Adel doch unedel sind, wohin soll sich die Ehre wenden?“ (6) — „Ich bin edel, spricht mancher Mann, an dem man weder Tugend, noch Ehre, weder Tucht noch Würde erkennen kann. Der edle Stein paßt wohl zu rothem Golde; wer edlen Stein in Kupfer fassen wollte, der würde dadurch dessen Werth vernichten. Also geschieht einem Edelmann, der den Adel nicht mit reiner Sitte verbinden kann, der Adel wird herabgewürdigt.“ (7)

Wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Bekämpfung der Geistlichkeit in ihrer Annahme und ihrer damals sprichwörtlich gewordenen Zuchtlosigkeit keineswegs aus frivolem oder irreligiösem Sinne hervorging; und so finden wir auch bei Reinmar eine ächt fromme Gesinnung, die ihm allein jene erwähnten schönen Gedanken über Menschenwerth und wahre Sittlichkeit einflößen konnten. Unter den religiösen Gedichten, die er verfaßt, zeichnen sich besonders die der heiligen Jungfrau gewidmeten Sprüche durch tiefe Innigkeit und andächtige Begeisterung aus, obgleich das Bestreben, die göttlichen Dinge unter dem Gewande der Allegorie darzustellen, oft eine gewisse Kälte über diese Gedichte verbreitet. Am wenigsten kann dies von den fünf Sprüchen gesagt werden, in welchen er den Namen der Jungfrau Maria zu denken suchte. Jeder Buchstabe dieses Namens ist bedeutungsvoll und erinnert uns an die Hobeit, Milde und Gnade der Mutter Gottes (35). Reinmars Frömmigkeit war thatkräftig; weit entfernt sich in pietistische Grübeleien zu verfangen, warnt er ausdrücklich vor denselben, und verlangt, daß der Mensch das ihm anvertraute Pfund vernünftig, zu seinem eigenen und seiner Mitmenschen Wohl gebrauchen solle. „Es war vorausbestimmt“ und „Es mußte sein,“ sagt er, „sind zwei Redensarten, mit denen dumme Leute ihre Schmach verdecken wollen. Diese Worte höre ich manchen Affen sprechen, wenn sein eigener Sinn ihn verleitet, Sünde und Schande zu begeben, und dann sagt, es sei so beschlossen gewesen ohne seine Schuld.“ (29) Wenn die tüchtige Gesinnung des Dichters nirgends zu erkennen ist, so tritt doch dessen ganze Lebenswürdigkeit in dem Gedichte erst recht hervor, in welchem er, obgleich schon alt, seine Liebe zur Jugend bekennt und sie zur Thätigkeit ermahnt, sie zur Frömmigkeit auf-

fordert, aber zugleich auch vor Wollust warnt, einer Krankheit, schlimmer als alle andern (32).

Daß Reinmar gern in Bildern spricht, hat sich aus den erwähnten Gedichten schon ergeben (z. B. 3. 7. 8. 11. 23. 28); öfters spielt er den Gedanken ganz zu einem Gleichnisse aus. „Merke, junger Mensch, warum drei Thiere: der Hund, die Kage und der Hahn Hausrath heißen: da rathen sie, was Manchem zu Gute kommt. Des Hundes Bellen kündet dir, wie du gegen Fremde sein sollst, schnell und nicht zu laß; die Viederer in Ehren zu halten, ziemt dir wohl, und stete Gut gegen Böse. Die Kage liebt das Unreine und verunreinigt das Reine: das thue du nicht! habe immer reine Sitte! Der Hahn kündet dir mit Gesänge dreimal des Nachts des Tages Ankunft; verschläfst du seinen Ruf in Todes Last, so schläfst du zu lange.“ (27) Das Gleichniß wird manchmal auch zur vollständigen Fabel, so in dem Gedicht vom Manne, den das Unglück unablässig verfolgt (30), und in dem vom Fischer, der, seinem betrügerischen Traume folgend, der kleinen Fische nicht achtete und nur nach großen seine Netze auswarf (31). Reinmar ist in Gedichten dieser Art sehr glücklich und man muß nur bedauern, daß er deren nicht noch mehr verfaßt hat. Eben so gelungen sind die Räthsel, die wir mittheilen, während andere so überaus dunkel sind, daß sie kaum einer Lösung fähig erscheinen. Das schon im Oriente vorkommende Räthsel vom Jahr ist, wenn wir nicht irren, ganz eigenthümlich aufgefaßt (33); das andere ist ein Doppelräthsel, dessen zwei Theile in keiner Beziehung zu einander stehen, da in dem ersten Rain, in dem zweiten der Rebel gemeint ist, den am Morgen Sonne und Wind verschlucken (36).

Das Gemälde der Manesischen Handschrift, welches Reinmar darstellt, ist eins der schönsten und bedeutungsvollsten. Unter dem mittlern von drei verzierten Spitzbögen sitzt der bärtige Sänger mit zerklüfteter Mäße auf den kurzen Locken, einem



weiten reichen Pelzrock über dem Unterkleide auf einem erhöhten Sessel, die Wange mit der Hand stützend, während der Arm auf dem Knie ruht; die Augen sind gesenkt, als ob er, in sich gekehrt, sinne und dichte. Auf der mit einer Linde umgebenen Bühne, worauf sein Sessel steht, sitzt zu seinen Füßen ein langlockiges gekränzttes Mägdlein und schreibt mit einem Griffel auf eine lange von ihrem Schooße herabhängende Rolle. Ihr gegenüber, ganz unten auf einer Bank oder Stufe der Bühne, sitzt mit übergeschlagenen Beinen ein kurzlockiger gekränztter Jüngling und schreibt mit einem Griffel in eine aufgeschlagene Schreiftafel. So stellt dieses Bild den Dichter sehr treffend als den alten sinnigen Lebrichter der Jugend, der Frauen und Männer dar, wie er in seiner Abendzeit noch den jungen Leuten heitere und doch ernste Lehre gibt, und auf seinem Arme ruhend, doch nach Ehre trachtet (32).

1. Weibliche Jugend das Höchste.

Swelch wip sich sô gevriet hât,
daz ir lip ist vri vor aller missezemender tât.
diu hât sich hôch gevürstet, swie si doch lant,
noch eigen linte habe.

Sint ir gedanke unkünische vri,
unkünischer worte ir munt, sô jehen wir, daz si
beide si,
ein engel und ein wip; des lobes gêt ir niemer
guot man abe.

Swer si dan wip, vronwe und engel nennet,
der hât bekant, rehte als si Got erkennet,
von liebe ein wip, von tugende ein vrouwe,
ein engel an der reinekeit,
dâ mit der geist ie widerstreit
fleischlicher gir, als sunne tuot dem touwe.

2. Weibliche Hoheit.

Ich wil inuch lèren, werdin wip;
der lère volget, sô wirt getiuret iuwer werder lip.
Besliezet in iuvern herzen tugent, kiusche, dar
zuo reinen muot;

Dar zuo sult ir iuch sêre schamen,
sit demüetig unt wol gezogen, daz priset iuvern
namen,
getriuwe und êrebare, daz stât wol und ist ouch
vrouwen guot.

Der werlde hort lit gar an reinen wiben,
ir lop, daz sol man hœhen unde triben.
Swaz Got geschuof ie creatiure,
daz über guldent reinin wip:
ez wart geborn sin selbes lip
von einer magt; daz gab er in ze stiure.

3. Keuschheit.

Man tuot uns michel wunder kunt,
wie man vür Parzivalen truoc mit zûhten man-
ger stunt
den Grâl von arte reine, des wunsch was allen
künierichen obe.

Dem Grâl ich wol gelichen wil
ein reinez wip; der kiusche reichet wol des Grâ-
les zil:
diu sich vor valsche vrit, diu wirt geziert wol
nâch der wisen lobe.

Wil ieman nâch dem niuwen Grâle striten,
der sol sin kiusche, milte zallen ziten,
als alle, die des Grâles pfâgen,
unt noch vil guoter vrouwen pflegen:

wirt in ein reinez wibes segen,
si werdent vri vor schanden und ir mâgen.

4. Gedanken sind frei.

Gewalt mac melden understân,
gedanke muoz man ledic, vri, ungevungen lâ-
zen gân;
ez wart nie keiser, künic sô hêr, der gedank unt
merken kunne erwern.

Unzuht, waz ist dir destê baz?
Swiget der munt, sô sint dir reinin herze doch
gehaz;
nert dich gewalt vor melden, vor merken kan
dich nieman wol ernern.

Unreht gewalt, ze valle stê din brügge,
stæte als ein tou si ir rippe und ouch ir rügge!
In tiefem wâge ûf dânem ise,
wünsche ich, daz din geverte si,
dar ûf din last, swær als ein bli:
din vorgedanc in dinem buosen rise!

5. Wer ist edel?

Diu Edele ist ein hôher nam:
wol im, der si behaltet sunder lasterliche scham!
Dem jihe ich âne wenken, daz er besitzet wol
der êren stat.

Nu sprechet, waz mac bezzer sin,
danne edelricher lip? der daz mit werke machet
schin,

sin leben mit zûhtenheite, nâch tugende rât, unz
an sins lebenes mat.

Dem sult wir alle sprechen wol gemeine:

ich hânz dar vür, daz er si engelreine.

Swer edel si, daz solt ir hœren:

Daz ist, der edellichen tuot,
dem niht unedellicher muot
sin edele mac zervüeren, noch zerstœren.

6. Zweiterlei Adel.

Zwei adel sint an den linten ouch:
von sinem künne ist einer edel, und ist doch selbe
ein gouch;
der ander ist von sinen tugenden edel unt niht
von hôhem namen.

Swâ dise zwêne solten leben
ze wette umb êre, wem daz lop die wisen sol-
ten geben,
sô nâme ich in ze kempfen, der sich vor untu-
genden kunde schamen.

Swer edel ist von mâgen, niht von muote,
der brichet siner edelen vordern huote.
Nu sprechent ir, nâch spehende liute,
sint daz der edelen veterê kint
von hôhem adel geunedelt sint,
war êre mûge, dâ man si müede triute?

7. Unedler Adel.

„Ich bin edel,“ spricht manic man,
an dem man tugent noch êre, zuht noch wirde
erkennen kan.
Ich wolde, daz der wære niht wol geborn, noch
edels mannes sun,

Dur daz er pfâge edeler site,
und daz die edeln swachen ir adel êrten noch
dâ mite,
und daz man zallen zîn die edelen sêhe adel-
lichen tuon.

Der edel stein zimt wol in rôtem golde;

swer edeln stein in kupfer legen wolde,
dâ mite sin wurde wær vermachtet:
alsô geschicht eime edelen man,
der edele niht erkennen kan
mit reinen sîten; des edele wird gewachtet.

8. Bâhl der Freunde.

Vergûldet kupfer, silberschin
ob zin, die mugen wol gelich in einer art gesellen sin,
unt swer in schœnem libe groz valsch und un-
gevuoge verborgen hât,

Êz si ein wip, ez si ein man.
Viures gluot ist schœne, swer si ze gâhes grifet an,
der mac des schaden gewinnen; dâ vor hûetet
iuch, daz ist min rât.

Swer nu mit stæten vrôuden alten welle,
der neme war, zuo wem er sich geselle,
daz des herze si alsô geschœnet;
ob im zûht, triuwe wône bi,
swie sal er an der hiute si,
des schœne stât vûr maniges schœne gekrœnet.

9. Das schlimmste Gleiçh.

Daz bæste vleisch, daz ie getruoc
wolf oder hunt in sinem munde, daz was bæse
genuoc;
des bæsen menschen zunge ist bæser vil; sô wê
in, die si tragen!

Mit worten krenket si den luft,
unt senket jene, die si traget, in der helle gruft.
Knierrûnen, lugelosen, meinswern, spotten, smeichen,
vluoch bejagen,

Daz kan diu bæse zunge und dannoch mære.
Si enzûndet schande unt leschet hoves ère;
si snabelsnellet ûf die besten
daz bæste, daz si vinden kan.
Diu werlt nie bæser vleisch gewan;
des mûezen sich die maden an ir mesten!

10. Die reine Zunge.

Diu reine zunge ist alsô guot,
daz si Gote mit den worten saufte in sinen oren
tuot;
si sîenet unt samnet vriunt, unt leschet mangel
swæren zorn.

Wol im, der si behûset hât,
und ouch dem herzen, daz der zungen schenket
solhen rât!

Er si, swes kint er welle, ich wil in haben vûr
edel unt wol geborn.

Diu reine zunge lât sich niht ermieten,
die miete kan sich niemen an gebieten,
daz si sich zunriuwen valde.
Diu reine zunge erwerben kan
guot wip ze vriunde und werden man:
er sælic munt, der reiner zungen walde!

11. Der Sâhn.

Mer han, ich wil in siges jehen:
ir sit so rehte küene, als ich vil dicke hân gesehen;
iwer meisterschaft ist grôz gegen iuwern wiben,
der ir habt doch vil.

Nu ist niht wan eine mir beschert,
diu hât mich aller vrôude unt minner sinne gar
beheret,
si treit daz lenger mezzet, unt zûrnet, swenne ich
vrœlich wesen wil.

Met ich ir zwô, sô getærste ich niht gelachen;
het ich ir viere, sô müeste mir vrôude swachen;
het ir ir elute, wie genæse ich denne?
sô wurde ich schiere von in verzert.
Her han, daz iuch iuwer vrûnkeit nert,
dast iuwer heil, wan ir meistert zwelf hennen!

12. Das Spielen.

Ô wê dir spil, wie bæse ein amt!
Mich wundert, daz sich din niht al diu werlt ge-
meine schamt,
und doch sô manic man von dir verlorn hât sæle
unde lip.

Dû grâwest sunder alter jugent;
in kan an dir gemerken noch geprûeuen keine
tugent,
daz du alsô dick beswærest unt betrüebest reiniu
wip!

Din wirt getiuret lûtel ieman selten,
dû prüevest roup, mort, liegen, steln, schelten;
dû hâst gekêrt von Gotes minne,
unt brâht dem tielvel manigen man.
Sit ich daz wol erkennen kan,
mide ich dich niht, spil, swâr daz sint unsinne.

13. Nacht des Spiels.

Daz schœniu wip betwingent man,
und ist dâ sünde bi, son ist dâ doch niht wun-
ders an;
sô twinget schatz ouch sinen kneht, alsô daz er
im dienen muoz;

Sô twinget guotes herre ouch guot,
daz er im dienen muoz unt liden, swaz er mit im
tuot:
sô twinget wines kraft ouch sinen man, daz im
wirt sinne buoz.

Danuoeh weiz ich ein wunderlichez twingen,
daz wunderlicher ist ob allen dingen:
daz einem tôten würfelbeine
ein lebende man herz unde muot
sô gerlich undertænic tuot,
daz ez im nimt sinne unde witze aleine.

14. Raß im Trinken.

Êz sol ein rittermæzic kneht
den zapfen gerner schliuhen, dan den schilt, daz
ist sin reht:
gesiget der zapfe an im, sô entwahset im der
schilt in vremde hant.

Stêt im der muot eben in den schilt,
alsô daz herz und ouge im reht ûf schildes ambet
spilt,
sô wirt mit werder tjoste ein edel kneht ze ritter
wol erkant.

Ir edelen knehte, lernet alsô trinken,
daz ir iht schildes halp beginnent hinken.
Vûr durst ist trinken wol erlaubet;
swem aber durch des zapfen klinc
unmærent ritterlichiu dinc,
der treit hin hein vil lîhte ein trunken houbet.

15. Die größte Thorheit.

Der tôren mîlte tôre lobet:
swer dan dur tôren lop sin guot vertœret unt
vertobet,
der habe der tôren lob unt si dâ bi ân ère und
âne guot.

Diu minne hât ir tôren ouch,

er wol der minne töre unde rehter witze ein gouch,
swer wol gewibet ist unde ıf ein ander wendet
sinen muot.

Swer ouch turnieren minnet alsö sere,
daz er dā bi vergizet der hūsere,
dern hāt der māze niht behalten.
Ein genuoc turnieren, daz ist guot:
ze vil an allen dingen tuot
bruch an dem lobe; sus sagent die wisen alten.

16. Römer und Pabst.

Die engel sint, noch engel kint,
unde dā bi hezzic, nidic, hōch gemüetic sint,
wie kunden si nāch Gotes eren einen rehten bābst
erweln?

Römære sint niht heilic gar,
alsö sint die cardinal, ob ichz gesprechen tar,
swen si unheiligen erwelnt, den weln si vür heiligen zeln.

Unrehte weler welnt vil dicke unrehte;
die Gotes erwelten, die sint sine knehte.
Swer Gotes erwelter bābest wære
nāch dem orden Melchisedech,
dem er kröne unde kelch verlech,
der wār uns wol ze Rōme vaterbare.

17. Der unheilige Bann.

Swer bannen wil unt bannen sol,
der hüete, daz sin ban iht si vleischliches zornes vol;
swā vleischlich zorn im banne steckt, daz enist
niht Gotes ban.

Swes ban mit Gote ist und in Gote,
der wirbet wol nāch Gote, als ein gesanter Gotes bote;
swer des bannes niht envürtet, der ist niht ein
wiser man.

Der unter stōle vluochet, schiltet, bennet,
und under helme roubet unde brennet,
der wil mit beiden swerten striten:
mac daz geschehen in Gotes namen,
sō darf sich Sante Peter schamen,
daz er des niht enpfac bi sinen ziten.

18. Berberniß der Kirche.

Ir seht der kirchen in den munt,
her bāpst, unt nement war, ob alle ir orden sin
gesund;
tuot war, ob under berten iht stecken gräte in der
kirchen keln.

Ein orden, der sich streichen lāt -
mit simonie hant, und doch der kirchen zeichen hāt
au mantel und an schappn, der wil daz iure mit
dem üzern heln.

Diu kirche ensolt niht mit der simonie
gemeine hān, noch mit der hēresie:
daz guot, daz ist niht wol gewunnen,
daz man dort nimt und dishalp hilt.
Wer ist ein diep, wan der dā stilt?
Nu heln unt steln — doch breite ichz an die
sinnen.

19. Hofmünche und Klösteritter.

Mār unde bārt nāch klöstersiten,
unt klösterlich gewant nāch klösterlichen siten
gesniten,
des vinde ich genuoc: in vinde aber der niht vil,
diez rehte tragen.

Malp visch, help man ist visch, noch man;
gar visch ist visch, gar man ist man, als ichz er-
kennen kan;
von hovemünchen unt von klösterittern kan ich
niht gesagen.

Hofmünchen, klösterittern, disen beiden
wolte ich ir leben ze rehte wol bescheiden.
ob si sich wolten lāzen vinden,
dā si ze rehte solten wesen:
in klöster münche suln genesen,
sō suln des hofs sich ritter underwinden.

20. Alles ist feil.

Wes sūmestu dich, Endekest,
daz du niht kumst? Du darfst niht mēre biten
deheine vrist,
du vindest vürsten veile, veile graven, vrien,
dienestman.

Kumbst āne houbet, daz lā sin:
hāstu in ze gebene silber, golt, si werden alle dīn.
An den si gelouben solden, dā kērent si sich lei-
der lützel an;

Der si geschuof, des hant si gar vergezzen:
der meisten menige herze hāt besezzen
des übeln küniges Pharaōnes herte;
rehtes gelouben sin si vri,
in wont unrehte witze bi;
si volgent niht dem, der si gerne nerte.

21. Jhesus zum zweitenmale verkauft.

Wes sūmestu dich, Endekest,
daz du niht kumst, sit al diu werlt sō gar schatz-
gigig ist?
Nu hāstu doch ze geben, des si dā gert: gist ir,
si git sich dir.

Du vunde nie sō guoten kouf,
sō nu; du endarfst niht vürthen den gelouben,
noch den touf;
ez ist ir allez veil: sō gar stēt nu nāch guote ir
herzen gir.

Jēsus Krist, den ē die Juden verkouften,
wār er hie en erde, ich wāne, in die getouften
noch verkouften sumeliche.
Kum, Endekest, du tumber gouch;
den pfaffen zuo der kirchen ouch,
die vindestu wol veile unt rōmschez riche.

22. Kaiser Friedrich.

Der keiser wil des riches brōt
niht unverdienet ezzen, nāch gerichte ist im sō nōt,
sō daz dem hungerigen bern nāch honiges sūeze
nie sō nōt enwart.

Gerichtes wil er sich nū saten:
sin hōchtragendez swert muoz durch die schulde-
haften waten.

Ir vride brechen, ir wizzet, daz man iuch von den
vride habenden schart.

Swelch tumber sich gegen siner wisheit wetzet,
der wirt der sinne von sinen sinnen entsetzet.
Volle vert er, als ers hāt begunnen;
sō hüeten sich vor sinen zügen
selpheren, herren, swā si mügen:
der tören heil hāt wider swal gewonnen.

23. Des Reiches Siechtum.

Daz riche was vil sere siech,
sin stimme was vor klage tunkel, heiser unde
riech,

rôt wâren im diu ougen, diu ôren toup, erstum-
met was ez ouch;

Den hover kunde ez niht verheltn,
und einen ungevüegen kropf truoc ez an siner keln,
ezn mohte gën, noch riten; ûf allen vieren ez vil
kûme krouch,

Unz im gesante Got den keiser wisen,
des wisheit sulen alle wisen prisên,
der hât die siecheit understanden:
des riches dinc vil ebene stât,
wan daz im stecket noch ein grât,
er weiz wol wâ, enzwischen sinen zanden.

24. Die Venetianer.

Venèdiar die hânt vernomen,
daz ræmesch riche veile si; des sint in briewe
komên;

nu hânt si sich vermezzen, si wellen gern dar zuo
ir stiure geben,

Daz ez noch kome in ir gewalt.
Swaz si daz kosten mac, des sint si willic unde
balt;

si jehent, wurde in daz rich, si wolden iemer
deste gernier leben.

Ir herzoge ist ein mehtie kürsenære;
unt wart ie kürsenære krönebare
mit sinem igelvarwen glatze,
sô mac ouch er wol kröne tragen,
son darf ouch vûrbaz nieman jagen,
dâ man ez müge vergelten baz mit schatze.

25. Das Reich ist nicht des Kaisers Eigenthum.

Daz riche, dast des keisers niht:
er ist sin pfleger unt sin voget; ir vürsten, sehent
ir iht

an im sô schuldehafts, dâ von er süle des riches
abe gestên,

Sô nement iu einen, der iu zeme
und ouch dem riche baz, dan er, unt wartent
alle deme:
sit ir dem keiser gram, die räche lânt niht über
daz riche gën.

Ir sult des riches wol von rehte schônen,
swenne ir dem keiser nû genemt die krônen:
swelch iuwer si dan ûf gesetzet,
der sol daz riche wol entladen,
beidiu von unrehte unt von schaden:
sô werden wir des keisers wol ergetzet.

26. Der König von Böhmen und sein Hof.

Von Rine sô bin ich geborn,
in Oesterriche erwachsen, Bêheim hân ich mir
erkorn
mêr dur den herren, danne dur daz lant, doch
beide sint si guot.

Der herre ist guot, sin lant ist sam;
wan deich mich einer dinge sêre bi in beiden
scham,

daz mich nieman wirdet, ob erz aleine tuot.

Wære ich bi Gote im vrônen himelriche,
unt heten mich die sine unwerdecliche,
daz dihte mich ein missewende.
Ich hân den künic aleine noch,
unt weder ritter, noch daz roch,
mich stiuret niht sin alte, noch sin vende.

27. Die drei Hausthiere.

Merke, tumbes muotes junger man,

war umbe drie creatiure, der hunt, diu katze und
ouch der han,
heizent hûsgeræte: dâ râtent si, daz manigem
kumt ze guote

Des hundes bellen dir kûndet daz,
wie du gegen vremden liuten solt wesen snel unt
niht ze laz,

die biderben haben nâch êren, daz zimt dir wol, ge-
gen böesen statiu huote.

Diu katze minnet unrelnes und entreint daz
reine:

daz tuo dû niht, habe reine site gemeine.

Der han dir kûndet mit gesange

dri stunt zer naht des tages kunft:

verlâfestu sinen sigenunt

in tôdes last, sô slâfestu ze lange.

28. Die Goldfischer.

Diu werlt gelichet sich dem mer,
daz iemer tobet und ûndet über mâze und âne wer:
alsô tobet und ûndet der werlte leben mit gelicher
geselleschaft.

Der ungetouften si geswigen;
ich klage, daz die getouften in den kumber sint
gedigen,
des si wol mugen verderben, ez enwende diu
starke Gotes kraft.

Belibent si die lenge in dirre vreise,
sô werden wir kielbrüstic ûf der reise,
wir sweben in der sünde ûnden.
Primaten mit ir krumben steben,
die vischent niht wan nâch den geben,
unt lânt dâ bi die sêle in grôzen sünden.

29. Zwei Lebensarten.

„**Beschaffen**“ und „**Ez muoste sin**“
mit disen zwein bedeckent tumbelute ir schan-
den schin;

„**Beschaffen**“ und „**Ez muoste sin**“, diu
werfent niemans êre hin.

Swer selp sin êre übersiht,
und die verliuset, der endarf diu zwei des zihen
niht,

„**Beschaffen**“ und „**Ez muoste sin**“; wand
ich des widerkempfe bin.

„**Ez muoste sin**“ und „**Ez was mir be-**
schaffen“,

daz høre ich dicke sprechen mangen affen,
als in sin selbes muot betriuget,
daz er sünde unt schande begât,
unt giht, ez si beschaffniu tât
ân sine schult: vûr wâr, der tôre liuget.

30. Man ist nirgends vor dem Unglück sicher.

Ez war gar ein unsêlic man
in einer stat gesessen, dar inne er nie kein heil
gewan;
der dâhte: „Ich wil versuochen, wie min gelücke
in vremden landen si!“

Dô im der reise ze muote wart,
Unsêlde wart sin geverte, diu huop sich mit im
ûf die vart:

er lief gegen einem walde; er wânde, er wære
Unsêlden worden vri;

Er sprach: „Unsêlde, nû bin ich dir ent-
runnen!“

„**Nein!**“ sprach Unsêlde, „ich hân den sig ge-
wunnen;“

swaz du geliese, daz selbe ich rande;
 uf dinem hals was min gemach.
 Der man dā zuo im selben sprach:
 „Sost niht sō guot, iohn kere wider ze lande.“

31. Des Fisches Traum.

Ein vischer troumt, er solde lān,
 swaz er vienc kleiner visch, er solte niht wan
 grōze vān,
 die ime unt sime gesinde wāren helfelich vūr
 alle ir armuot.

Der vischer volgte dem troume nāch;
 swaz er vienc kleiner visch, dern ahtet er niht,
 im was gāch,
 wie er die grōzen vienge: in betrouc der troum,
 als er noch manigen tuot.

Sus wart der vischer grōzer sorgen riche.
 Dem vischer ich vil manigen man geliche,
 der kleines guotes niht enahet,
 unt gewinnet er des grōzen niht,
 reht als dem vischer im geschicht,
 der die kleinen lie unt nāch den grōzen trahet.

32. Der greise Dichter an die Jugend.

In miner ābent zit ich bin,
 unt trage doch jungen liuten gar junclichen mor-
 gen schin;
 ich lege mich uf minen arm, und spanne doch
 nāch ēren wol.

Min ābent sunnenschin ist bleich;
 ist aber der jungen morgen rōt, dā bi ir ellen
 weich,
 sō wirt ir lip gemaches rich, dā bi an ēren sel-
 ten vol.

Junc man, nu wis vrō, unde doch mit zūhten.
 ūlfheit ist ein suht ob allen sūhten
 an jungen ēre gernden liuten;
 ūlfheit erziuhet jungen lip,
 sō daz Got, noch reinu wip
 in niht mugen geminnen, noch getriuten.

33. Das Jahr.

Ein aneller wol gevierter wagen,
 der gāt uf zwelf schiben, unt hāt lange her ge-
 tragen
 zwō unt vūnfzec vrouwen, die sint dar uf gesetzet
 nāch ir zal.

Der wagen niemer stille stāt,
 sin orden zallen ziten snelle loufet unde gāt,
 ūz holze niht gehouwen, ern ist ze kurz, ze lanc,
 ze breit, ze smal.

Den wagen ziehent siben ros, sint wize,
 und ander siben swarz mit stetem vlize.
 Wer ist, der mir den wagen betiutet?
 Dem gebe Got jār āne leit!
 Der wagen ist iu vor geseit:
 der louft, unz in sin meister daz verbiutet.

34. Die Ehe.

Aller orden pris ich niht
 sō sere, als die ē aleine, swaz dar ūmbe mir ge-
 schiht;
 barvuozer, bredigære, kriuzer orden sint dā en-
 gegen blint.

Grā, wis, swarzer münche ist vil,
 hornbruoder unt martere, als ich iuch beschei-
 den wil,
 schottenbruoder und die mit den swerten sint dā
 engegen alle gar ein wint.

Tuomherren, nannen unde leijnpfaffen,
 und alle die orden, die Got hāt geschaffen,
 die lebent des diu ē hāt erzuget.
 Swer der ē ze rehte pfiget,
 der hāt hie und dort gesigat:
 swerz widerredet, des volget niht, er liuget.

35. Maria's Name.

Mariā ist ein sūezer name,
 sō selden vrūhtic unt sō rehte wunnesame,
 zuo dem suln wir gedingen, au dem lit unser
 selden hōchgewin.

Der erste buochstap ist genant
 ein M, dā von uns schuldbehaften wesen sol be-
 kant,
 daz si *Mediatrix* heizet, daz spricht en tiutschen:
 si ist ein sūenariu.

Ir milte sūenet uns vil mauge schulde,
 ir gūete ist aller gūete ein übergulde,
 si machet ir kindes zorn uns līnde,
 unt git vūr sūnde guoten rāt,
 si tilget unser missetāt:
 des loben wir die muoter mit dem kinde.

Waz nu der under buochstap si?

Ein A: *Auxiliatrix* ist dā betiutet bi,
 helferin genennet; ir helfe suln wir gemeine
 nemen war.

Mit wisser vor bedēhtikeit
 wart ir der name geformet unt vor maniger stunt
 bereit
 von dem, den si ze trōste der Kristenheit an dise
 werlt gebat.

Er was ir kint, ir vater, ir schepfære;
 wol dem wunder, daz der wunderære
 gewundert hāt an der vil zielezen,
 sit er kan kint unt vater sin!
 Daz wunder tuot uns helfe schin:
 si helferin, si kan wol helflich grūezen.

Der dritte sol ein R sin:
 daz sprichet *Reparatrix*, sist ein widerbringæriu
 vil maniger armen sēle, diu anders wære verlorn
 iemer mē.

Ir widerbringen was sō starc,
 daz sich diu klāriu gotheit in ir kiuschem libe barc,
 dā mit si uns widerbrāhte in menschen bilde ūz
 jāmer berndem wē,

Swer ir des widerbringens nu gedenket,
 und ir mit heizen trehenen wider schenket
 ūz riuwigem herzen, daz sint sinne.
 Si widerbringet liute vil,
 swer im und ir getrūwen wil,
 er mehtic künic, si mehtic küniginne!

Der vierde ein I geheizen ist:
 daz sprichet *Illuminatrix*; dū, vil sēldenriche, bist
 erliuhtærin genennet! nie reiner name von vrou-
 wen wart gelesen.

Din lip brāht uns des līches schin,
 din lieber sun uns lōste von der vīsternisse pin,
 dā wir āne wunne und āne ende mūesten sin ge-
 wesen.

Alsō durch līhtic sō was dīn gemūete,
 daz Gotes geist ūz dīnem herzen blūete.
 Nū erliuhte ouch unser trūbeherzen,
 daz wir in dem gelouben vri:
 durch sine sūezen namen dri
 behūete er uns vor ēwelichen smerzen!

Der vünfte und ouch der jüngeste wol
von schulden ist ein A: *Adjutrix* man si heizen sol,
schirmærin genennet, ein helferin vür endelöse nôt.
Mariâ, muoter, reiniu meit,
ein schirm vor sünden werken, von dir ein schir-
mer ist uns bereit:
er helfer siner weisen, dû helferin vür jâmer
bernden tût.

Nim uns, hilf uns, bringe uns von dem blicke,
erledege und erlase uns vor dem schricke,
den wir hân zuo dines kindes gerichte.
Swer dâ vor urteile wirt ernert,
der ist ganzer vrôuden unverhert:
Got, uns gewer der selben zuoversichte!

36. Doppelrâthsæl.

Ein bruoeder sinen bruoeder sluoc,
ê daz ir beider vater wart geborn; den ungevuoc
den sol ein wiser râten, wan daz was ein wun-
derlich geschicht.

Der nâch ich eine brügge sach,
diu wart in einer naht geworht über einen brei-
ten bach,
swaz künige ûf erde lebt, die wurhten aller sol-
cher brügge niht.

Dô kâmen zwêne, die die brügge brâchen,
und die beide nie kein wort gesprâchen;
den einen sach man unt niht hôte,
den andern hôt man unt niht sach;
werz al der werlte ein ungemach,
der beider kraft die brügge gar zerstôrte.

37. Die sieben Kurfürsten.

Daz riche siben vürsten hât,
der höhsten und der besten, an den alle sin
wurde stât,
die künige im solden kiesen, unde ouch dem
riche holde solden swern.

Daz sint die pfaffenvürsten dri,
von Mênze und ouch von Triere, der von Kölne
ist ouch dâ bi;
der leienvürsten viere, die ez beschirmen solden
unt bewern.

Mer künic von Bêheim, dar an sult ir ge-
denken,
daz man iuch nent des riches wer, den schenken;
von Brandenburc der kemere, der
truhsæze diu Palze ûfme Rin,
sô sol der herzoge marschalc sin
von Sahsen lant: daz sint diu wâren. mære.

Konrad, Schenk von Landegge.

Die jezt gänglich verschwundene Burg Landegge
in der ehemaligen Grafschaft Loggenburg war der
Sitz eines adeligen Geschlechts, welches nebst den
Truchsess von Singenberg bei den Äbten von
St. Gallen das Erbschenkenamt bekleidete; aus die-
sem Geschlechte stammte der Dichter Konrad,
welcher im letzten Drittel des dreizehnten und am
Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Er
nahm im Winter des Jahrs 1276 unter König Ru-
dolf Antheil an der Belagerung Wiens (1), und der
König vergütete ihm zum Lohne für diese Kriegs-
dienste die Vogtei Scheftenau im Loggenburgischen
um 30 Mark Silbers. Doch hat Konrad wohl noch
fernere Dienste geleistet; denn er klagt in einem an-
dern Liede, daß in Frankreich an der Seine

und am Meer, so wie an der Rîsne das trübe,
kalte Wetter alle Freude störe, und er sehn sich des-
halb nach Schwaben, an den Rhein und an
den Bodensee, wo gewiß noch Sommerwonne
und Vogelgesang sei, und wo seine Geliebte wohne,
an welche er stets denke, deren Schönheit Schwä-
benland ziere und die nicht ihres Gleiches habe:
„Fennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, die
Picardie hat so schönes nicht, noch so lieblich An-
gesicht.“ (2) Es bezieht sich dieses wahrscheinlich
auf den Feldzug, welchen R. Rudolf im J. 1289
gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund un-
ternahm, um ihn wieder unter die Hoheit des deut-
schen Reiches zu zwingen.

Konrad von Landegge gehört zu denjeni-
gen unter den späteren Minnesängern, welche den
Charakter des alten Minnelieds am besten bewahrt
oder nachgebildet haben, und er verdient insbeson-
dere deshalb Erwähnung, weil er, von seinem gu-
ten Geschmache geleitet, seine Lieder in einfachen,
leichten Reimen abfaßte, und sich von der schon
mächtig eindringenden Sucht, durch überkünstliche
Formen Aufsehen zu erregen, nicht besangen ließ.
So einfach sein Strophenbau ist, so gebildet und
der bessern Zeiten würdig ist seine Sprache und
Darstellung. Dagegen erhebt sich der Inhalt sei-
ner Lieder nicht über die gewöhnlichen Gedanken
der höfischen Lyrik, und er unterscheidet sich von
seinen älteren Zeitgenossen Gottfried von Rîsen
und Ulrich von Winterstetten wesentlich dadurch,
daß in seinen Dichtungen auch nicht der geringste
Einfluß der volksthümlichen Poesie sichtbar wird.

1. Vor Wien.

Nû hât sich diu zit verkêret,
daz vil manigem sorge mêret;
walt und ouwe, die siunt val.

Dâ bi anger und diu heide,
die man sach in liehtem kleide
in den landen überall.

Dâ bi klage ich vogellin;
wan si singent sêze dône
in der blüenden meien schône:
seht, die mûezen trûric sin.

Swie der winter uns wil twingen,
doch wil ich der lieben singen,
der min herze nie vergaz;

Dast ein wip in wibes gûete,
diu ist sô guot vür ungemûete,
daz nie niht gevrouete baz

Mich vil senden, danne si tuot,
swanne ich denke, daz diu reine
mich in herzen lieplich meine,
dêst vür alle sorge guot.

Vrouwe minne, ich wil dir danken
iemer mêre, ân allez wanken,
durch sô vrôuderichen vunt,

Daz du mir ze vrouwen vunde,
der ich min ze dienste ie gunde,
diu lit an mines herzens grunt.

Minne, tuo sô wol an mir,
hilf, unt twink der reinen sinne,
daz si mich, als ich si, minne:
sich, sô wirt gedienet dir.

Diu vil sêze, diu vil reine,
diu vil liebe, valsches eine,
der ich iemer dienen wil,

Diu ist minneclichen schœne,
maniger tugende ich si krœne,
der gewan nie wip sô vil.

Sô ist ir gebâren guot:
si ist minneclichen stæte,
si ist vri vor missetæte,
si ist mit zûhten wolgemuot.

Kûnde ich minneclichen singen,
daz müest ir ze lobe erklingen,
wan sist schœne unt wolgestalt.

Der vil süezen, der ich diene,
singe ich disen sanc vor Wiene,
dâ der kûnic lit mit gewalt.

Der bedenket des riches nôt:
sô gedenke ich nâch dem gruoze,
den sô minneclichen suoze
git ir mûndel rôsenrôt.

2. Lob der Geliebten.

Mich muoz wunder hân,
wie ez sich stelle bi dem Rine
umb den Bodensê,
ob der sumer sich dâ zer.

Vrankich hât den plan,
den man siht in trûebem schine,
rife tuont in wê
bi der Sêne unt bi dem mer.

Dise nôt hânts ouch bi Âne,
dâ ist ir vrôude kranc;
wûnne unt vogelsanc
ist in Swâben, des ich wâne;
dar sô jâmert mich
nâch der schœnnen minneclich.

Lieb und allez guot
wünsche ich ir, die ich dâ meine,
unde nige aldar
einer wile tûsent stunt;

Ich hân minen muot
gar vereinet an si eine:
swaz ich lande ervar,
mir wart nie sô liebes kunt.

Diu vil süeze, reine, wandelsvrie
zieret Swâbenlant;
Hanegôuwe, Brâbant,
Vlandern, Vrankich, Picardie
hât sô schœnes niht,
noch sô lieblich angesiht.

Swer erkennen wil
vrôude unt wernez hœchgemüete,
dem gibe ich den rât,
der vûr trûren saufte tuot:

Rehter vrôuden spil
ist ein wip in wibes güete,
diu ir wipheit hât
wiplich mit ir zûht behuot;

Die sol er mit ganzen triuwen minnen,
als ich tuon ein wip,
der herze unde lip
kan ûf wibes lop sô sinnen,
dazs ûz êren pfat
niemer kumt, noch nie getrat.

Meister Friedrich von Sonnenburg.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieser Dichter, dessen Name in verschiedenen Handschriften verschieden lautet (Sonnenburg, Suonenburg, Suonburg),

adeligen Stammes gewesen sei, weil es viele adelige Geschlechter des Namens Sonnenburg oder Sonnenberg gegeben hat und noch gibt. Dieser an sich schon ganz unhaltbare Grund wird durch das rein bürgerliche Element in den Gedichten Sonnenburgs vollkommen widerlegt, wozu noch der Umstand kommt, daß er auch schon von den alten Liederhandschriften Meister genannt wird. Es sind demnach die Vermuthungen, welche man, gestützt auf die Ähnlichkeit in den Namen alter Burgen und Städte, über seine Heimat aufgestellt hat, in keiner Weise begründet; es ist dieselbe vielmehr noch keineswegs ausgemittelt. Eben so wenig kann man aus den Personen, welche er besungen, oder den Ländern, von denen er in seinen Gedichten spricht, irgend einen Schluß auf seine Heimat ziehen, da er als wandernder Sänger viele Gegenden des deutschen Reiches durchzog und sogar bis nach Verona kam. Am längsten hielt er sich am bayerischen Hofe auf, mit welchem er in näheren Verhältnissen gestanden zu haben scheint. Sicherer als seine Heimat läßt sich die Zeit bestimmen, in welcher er gelebt hat; denn es läßt sich nachweisen, daß er schon vor 1253 gedichtet und daß er im J. 1287 bereits verstorben war.

Sonnenburgs Gedichte, deren Zahl ziemlich beträchtlich ist, beziehen sich zunächst auf die Fürsten und Höfe, die er auf seinen Wanderungen besuchte, und auf die Verhältnisse, in welchen der Dichter zu ihnen stand. Wir finden bei ihm, wie bei den meisten übrigen wandernden Sängern, das Lob der Milde, den Tadel der Kargheit und wiederholte Aufforderungen an die Großen, die Kunst zu ehren und die Sänger reichlich zu beschenken. Eigenthümlich und die Verachtung beurkundend, welche die Dichter gegen die Großen hatten, ist unter den hierhergehörigen Gedichten dasjenige, in welchem er sich vornimmt, von nun an ärger zu lügen, als irgend einer von seinen Kunstgenossen, weil sich mit der Wahrheit Nichts erwerben lasse (7). Wichtiger sind die Lieder, in welchen er die öffentlichen Angelegenheiten bespricht, unter welchen wir das hervorheben, welches vom Tode des Kaisers Friedrichs II. (13. Dez. 1250) handelt, weil darin der Dichter die damals von der Geistlichkeit verbreitete Meinung zu theilen scheint, daß der große Hohenstaufe wegen seiner Streitigkeiten mit der Kirche der Hölle und ewigen Verdammniß verfallen sei (1). Ein anderes Gedicht erwähnt die wunderbare Erscheinung des großen Kreuzes über dem Dome zu Aachen, während König Rudolf gekrönt wurde, woraus der Dichter entnimmt, daß ihn Gott selbst durch der Fürsten Mund zum König erwählt habe (8). Es ist dies Gedicht übrigens auch deswegen merkwürdig, weil es eines der wenigen ist, in welchen Rudolf ohne allen Rückhalt gelobt wird.

Die meisten Gedichte Sonnenburgs sind jedoch religiösen und beschaulichen Inhalts; sie behandeln größtentheils die nämlichen Gedanken, welche wir bei Bruder Werner, dem Marner, zum Theil auch bei Reinmar von Zweter kennen gelernt haben und die sich später auch bei andern Dichtern wiederfinden. Bei seinem tiefen religiösen Gefühl erhebt sich Sonnenburg über die zu seiner Zeit geltenden Ansichten, welche in der Welt und im Weltleben den Keim alles Bösen erblickten. „Wollte ich Gottes hohe Wunderwerke schelten,“ sagt er, „so würde ich Gott selbst schelten in seinen Schöpfungen, in

denen Nichts Wandelbares ist, als wo die Menschen-
kinder mit Sünden leben.“ (2) — „Gott hat aus
der Welt das Höchste genommen, seine Menschheit,
seine Mutter, alle Heiligen; was wäre uns Gott,
wenn die Welt nicht wäre?“ (3) „Der Welt geschieht
ja das Heil, daß Gott das Brod aus ihr nimmt,
in welchem er selbst verborgen liegt, und wodurch
die Erde selbst die Himmel übersteigt, weil die
Engel dieses Wunders entbehren.“ (4) „Es ist die
Rede, sich der Welt abthun, ein Unfönn, weil
es überhaupt nicht geschehen kann. Man kann wohl
der Sünde sich abthun, nicht aber der Welt; denn
wenn der Mensch auch der Welt Fleisch und Ge-
beine lassen muß, so erstehen diese doch mit der
Seele, um dann ewiglich zu leben.“ (5) „Man soll
daher nicht Wehe über die Welt rufen, sondern sie
preisen. Hat ja Gott selbst in seinem Gebote, Va-
ter und Mutter zu ehren, uns angewiesen, die Welt
zu ehren, durch welche er uns alle Geschöpfe unter-
than gemacht hat.“ (6)

1. Auf Kaiser Friedrichs Tod.

Waz hilfet nû des riches guot
dem keiser? er ist erstorben,
von dem die edeln kristen lident nôt unde arebeit.

Waz half im ouch sin wiser muot?
hât er dort niht erworben
daz himelriche, daz Got al der werlde hât bereit.

Ob er hie durch die richen habe
hât gar die werlt verirret,
sô wirt im dort ein sîre labe,
daz ez der sêle wirret;
sô hât daz golt den sin betrogen
unt muotwillen sines herzen,
unt hânt die plassen niht gelogen,
der lide ouch dort den smerzen.

2. Wer die Welt tadelt, tadelt Gott.

Schülte ich Gotes hôhiu wunderwer, an diu
er hât geleit
nû alre sinre almehtekeit ère unde mangiu wer-
dekeit,
sô schülte ich Got iesâ ze hant,
an der geschepde sin;

Schülte ich im sine vlîze, siniu wer, unt siniu
wort,
schülte ich, darûz er hat genomen al siner hô-
sten vrôuden hort,
sô würde ich sûnder sin bekant
in der unwizze min,

Von der, ûz der, in der, mit der gezieret unt
geleit
er sine hôhen gottheit hât mit siner menscheit;
daz ist diu welt, die scheltent si: an der ist wan-
delbares niht,
wan swâ diu menschenkinder habent mit argen
sünden pflibt.

3. Das Höchste kommt von der Welt!

Wol dir, Gotes wundertal, ich mein dich,
tiuriu Welt!
Got nimt unt hât ûz dir genomen al siner hôsten
vrôuden gelt,
die sine hôhen menscheit,
die edelen muoter sin,

Gar alle Gotes heiligen hât Got uz dir ge-
nommen.

Welt, wærstu niht, waz wære uns Got, wer wære
ze Gotes riche komen?

Waz wære liep, waz wære leit,
din vinsten liehter schin?

Dâ zarter Gotes garte, in dem Got wunder
wunders hât
gewundert und erbûwen manic tiure wundersât:
die himelschen Jerusalem er noch ûz dir vol zie-
ret wol,
ûz dir alle sine kære werdent sines lobes vol.

4. Die Welt übertrifft selbst den Himmel.

Ir lobt gar elliu Gotes wer! sô lert der künig
Dâvît;
dâ von, swer dich beschiltet, Welt, der schiltet
Got, dast âne strit:
Got inz vergebe, des ist in nôt,
si sint unwise erkant.

Der welte ob aller Gotes geschäft diu werdekeit
geschiht,
daz man ir wuocher alle tage ob aller himel h r he
siht,
dâ sich Got birget in ein brôt
in siner priester hant,

Alâ ze hant diu erde hât die himel überstigen.
Al selber gabe sint die hôhen engel gar verzigten;
sine mugen niht den Gotes Sun dem vater ge-
opfern, alse wir:

Vrou welt, diu ère haben wir von Gote und ouch
von dir.

5. Falsche Redensart.

Ich høre dicke sprechen sô: „Die habent sich
abe getân
der welte;“ daz doch nie geschach, noch niemer
mensche erziugen kan
enheine stunde, naht, noch tac,
noch niemer enheine zit.

Man tuot sich vries lebendes wol und ouch der
sünden abe:
ân Got und ân der welte küele und ouch ir werme
und ouch ir labe

geleben nieman niht enmac;
noch swenne er tôt gelit,

Der mensche muoz der welte hie vleisch unt
gebeine lân,
und darnâch êweclich der lip mit samt der sêle
erstân,
dâ sie iemer mër ân ende lebet in êweclicher
êwekeit:

vrou Welt, al solhe stæte hât Got selbe an iuch
geleit.

6. O wohl dir, Welt!

Wol dir, Welt, o wol dir hiute und iemer
mère wol!
O wol dir des, daz ich daz himelriche noch be-
sitzen sol!

Daz ist von Gote und ouch von dir:
dar zuo gebær du niht.

Âne dich nie menschen kinde nie kein guot
geschach,
âne dich nie menschen ouge Got, noch nie kein
liep gesach.

Einvaltic mensche, hære mir,
Got lêret selber dich;

Er lêret dich: du solt èren vater unt muoter din;
unt tuostu daz, von dir diu welt muoz unbeschol-
ten sin:

vrou welt, von Gote und ouch von dir wir solhe
wird und  re h n,
daz alle cr tiure sint dem menschen undert n.

7. So wilt ich s gen!

Waz sol mir richiu kunst, sint ich der s lde
niht enh n?

waz sol mir sanges kraft, sit man mich des niht
wil geniezen l n?

Ich muoz der w rheit abe st n,
unt liegen  mbe guot.

Sit ich bi rehter kunst bin gabe unt guotes
als  bl z,

s  wil ich s rer liegen, denne m ge einer min gen z.
Swelich hêrren milte nie verdr z,
daz h t gegen mir argen muot.

Daz ungelücke unde unreht, daz m g ich wol
Gote klagen;

man git unk nste baz, wan kunst, daz muoz mir
misschagen:

swelich h rre unk nste hilfet, unde l t kunst bli-
ben in der n t,

der h rre ist  weliclichen verlorn unde an  ren t t.

8. König Rudolfs K rdnung.

Sie vragent, wie der könig von R me Ruodolf
mir behage:

er behaget mir, als er sol, sit daz er Gote be-
haget an dem tage,

d  er in ze vogete, als ich iu sage,
gab aller kristenheit.

Unde als  er Gote behagete, als  der Br neck r
uns jach

daz er unt manic t sent man ansihtlicliche wol
ansach,

z che über dem m nster daz geschach:

h , lanc, wit unde breit

Ein sch ne kriuze swebete ob im, derwile daz
er saz

gekr net und die wihe euphenc; hie bi s  weiz
ich daz,

daz in Got durch der y rsten munt zuo zeinem
vogete h t erwelt:

n  si  r dir, almehtic Got, in dinen vride gezelt!

Meister Rumeland.

Rumeland oder Rumsl nd war ohne Zwei-
fel aus Sachsen, aber obgleich seine Sprache nie-
derdeutsche Eigenheiten verräth, doch wohl aus
Obersachsen, und jene Eigenheiten sind wohl seinem
längeren Aufenthalt im nördlichen Deutschland zu-
zuschreiben. Denn daß er dort gewesen, beweisen
seine Lobsprüche auf mehrere norddeutsche Fürsten
(z. B. auf den Fürsten Barnam von Stettin, den
Herzog Albrecht von Braunschweig, den Grafen
Gunzelin von Schwerin). Ja wir finden ihn sogar
am Hofe König Erichs VII. von Dänemark. Doch
auch im südlichen Deutschland war er wohlbekannt;
mehrere Gedichte besingen das Lob des Herzogs
Ludwig von Bayern. Er lebte zur Zeit des Inter-
regnums (1254—1273), in welcher bekanntlich die
höchste Verwirrung im Reiche herrschte, die Gese-
ze ihr Ansehen verloren hatten, und nebst allgemeiner
Besiedlung Raub und Mord an der Tagesordnung
waren. Daher berühren auch mehrere Gedichte Ru-
melands die entsetzlichen Wirren dieser Zeit, da die
Kriegesheere überall raubten und plünderten, der
t hne Räuber allein für einen klugen Helden galt (4),

und die Bauern durch die entsetzlichen Mi band-
lungen gezwungen wurden, den Fluch zu verlassen
und selbst Räuber zu werden (5). Und wahrlich
jene Zeit mußte eine entsetzliche sein, da der Dich-
ter sich veranlaßt fand, nach strengem Gericht zu
rufen, damit sich Diebe, Räuber, Mörder, Betr -
ger und Böcherer nicht mehr so leicht von der
Strafe loskaufen könnten (7). Ja in einem aus
seinen späteren Tagen herr brenden Spruch sagt er
sogar, daß er nicht f nf Menschen gekannt habe,
die recht gelebt hätten. Wenn nur Einer ohne Gab-
sucht, Haß und Reid gefunden würde, sollten sich
Sonne und Mond vor ihm neigen (8).

Da Rumeland ein fahrender Sänger war und
von der Milde der Reichen abh ng, so ist es be-
greiflich, daß er die Freigebigen lobte, die Kargen
tadelte, wobei er freilich das Jartgef hl Walthers
keineswegs an den Tag legte. Und doch hatte er
dabei würdige Begriffe von der Kunst, die, von
Gott stammend, an ihrem Mißbrauch unschuldig
sei, und den wahren Künstler dem Edelmann gleich-
stelle (6).

Das wandernde Leben Rumelands macht es er-
klärlich, daß er zu den bedeutendsten Dichtern seiner
Zeit in näheren Beziehungen stand, so namentlich
mit Marner, den er seinen viel lieben Freund
nannte und als den besten unter den lebenden deut-
schen Sängern pries, der die Musik an der Hand
und die S lben an den Fingern habe. „Doch m ge
er“, f hrt er fort, „deshalb einen L ten nicht zu
sehr verschmähen; Gott vermdge viel, und g be ei-
nem Sachsen eben so viel als einem Schwabe-
n.“ (3) Welleicht liegt darin schon eine Andeu-
tung, daß der Schwabe Marner den norddeutschen
Rumeland eben wegen seiner Heimat, da die Kunst
allerdings vorzugsweise in Schwaben zur höchsten
Blüthe gelangt war, nicht so hoch achtete, als die-
ser zu verdienen glaubte; und so ließe sich erklären,
daß diesem Lobliebe andere folgten, in welchen
Marner mit den ärgsten Schmähungen überhäuft
wird. Am bittersten verspottet er ihn in einem Ge-
dichte, in welchem er, Marners Namen umkehrend
(renram), diesen selbst zugleich als R ttsel aufgibt.
„Ren, Ram, Rind, wer errathet dies? Es war
ein Rind und ward ein Mann und ist ein Rind ge-
worden (auf Marners hohes Alter anspielend); es
ist ein Rennthier an Wildheit, ein Rammler
(Bock) an Unbeh ndigkeit, ein Rind an Zucht; vor
Alter geht es hinter sich, wie sein Lob; es trägt
graues Haar auf Kindes Rinn: es ist genannt —
n u r a t h (mit Anspielung auf Marners Vornamen
Konrad) — so wirst du des Namens inne.“ (1)
So feindselig sich aber Rumeland in diesem und an-
deren Spottgedichten gegen Marner zeigte, so ver-
s hnte ihn des greisen Dichters Lob, den er in
einem für Beide gleich ehrenvollen Gedichte in r h-
render Weise besang. „Gott hatte einen „Mar-
ner““ (d. h. Meersf hrer) lange gesrifet, der man-
ches Mannes Marner war; nun hat ihn mörderischen
Lodes Ueberfall besiegt. Sch ndlicherer Mord ward
noch nie begangen an einem franken, blinden, alten
Manne, dem selbst nach dem Lode verlangen mochte.
Seine Mörder stehen in Gottes Baun. Christi Mut-
ter, s  e Jungfrau, gedenke, wie schön er deines
Lobes Gr  f kunstvoll Ranshem singen konnte!“ (2)

Wie schon die ganze Zeit, so neigte sich auch
Rumeland zum Didaktischen; doch entbehren seine
Spr che sowohl der Mannigfaltigkeit als auch der

Liese, die wir an Andern bewundert haben. Dieser Mangel an Lese und Innigkeit der Empfindung ist aber besonders in seinen religiösen Gedichten sichtbar, die sich theils in frostigen Allegorien bewegen, theils kirchliche Lehrbegriffe darstellen. Dazu kommt, daß die Sprache derselben (wie übrigens auch nicht selten bei seinen andern Gedichten) geschraubt, gesucht und oft dunkel ist, so daß er in keiner Weise seinen größeren Zeitgenossen Reinmar, Bernhart und Marner gleichgesetzt werden kann.

1. Spottgedicht auf den Marner.

Ren, ram, rint, rehte räten ruoch, nâch meisterlichem orden,
wie mac daz wunderliche wunder sin genennet?
Ez was ein kint, und wart ein man, und ist ein kint geworden;
daz wunder ist vür wunder wunderlich erkennet.
Ez ist ein ren der wildekeit, ein ram der unbehende.

der zûht ein rint; [wende.
vor alter gêt ez hinder sich, sin lop hât wider-
Daz wunderkint
treit grâ gevar gestopfl hâr ûf kindes kinne:
ez ist genant — nu râte, wirstu des namen inne.

2. Auf des Marners Tod.

Jêsus Krist, der Kristen
ê wart gihtic,
der mac uns vil wol gevristen;
daz ist ougensihtic,
tôdes kunft uns allen
willich ist bereit.

Got hete einen marner
lange gevristet,
der was maniges warner.
Nû hât in verlistet
mortliches tôdes vallen;
Got, daz ist mir leit!

Schentlicher mort, der wart noch nie begangen
an eime kranken, blinden, alten manne,
deme selber nâch dem tôde mohte erlangen.
Die morder sin, die stênt ze Gotes banne.
Kristes muoter, sêuze
maget, gedenke,
waz er diner lobes grêuze
schône mit gelenke
manigem kunde schallen diner wirdikeit!

3. An den Marner.

Vil lieber Marner, vriunt, bistû der beste
Diutsche singer.
den man nû lebendic weiz, des hât din name
grôze êre;

Dû hast die museken an der hant, die sillaben an dem vinger
gemezzen: des versmâ die leien niht ze sêre.

Du weizt niht al, daz Got vermac, wie er al
sine gâbe
geteilet hât;

jâ git er eime Sâhsen alsô vil, alsô eime Swâbe,
helfe unde rât;
daz sante Pawel in der pisteln hât gesprochen:
„Got git nâch sime willen“, lâ daz ungerochen!

4. Wer ist ein Feld?

Ir knechte, seht iuch alle vür, des sult ir mir
gelouben,
der vürsten und der herren vride ist ûz gegangen;

Swer nu kan tac unde naht hûs unde strâzen
rouben,
der wirt in der herberge wol enpfangen.

Swenne er maniger hande ware in sime sacke
bringet,

sô wirt im gelt,
dâ von im sin gère und ouch sin biutel dicke
erklinget.

Er kluoger helt,
ist er dan ein küene rouber grimmes muotes,
im gebrichet ê des libes, dan des guotes.

5. Alles wird Räuber.

Got, der nie sündeuwerce begienc, der machet
in ze sûre,
des schult ez si, daz man urluige niht ensüenet.
Si heten leides alze vil, die armen lantgebûre;
nu sih ich, daz bi irme guote maniger küenet.
Diu kranke diet von swacher art die Kristenheit
nu neisen,

gebûres kint,
diene lâzen nihtes niht den armen, witewen unde
weisen;

die rouber sint,
sie loufen sumeliche von ir meister pfluoge:
den armen liuten nieman tuot sô grôze unvuoge.

6. Die Kunst.

Alle kunst ist guot, dâ man ir guote zuo be-
derbet;
swâ man übele tuot mit kunst, des ist diu kunst
unschuldic:

kunst ist guot in sich, ze guote hât sie Got gedâht.
Swer niht guoter kunst enkan, der lâze sie
unverderbet!

Kunstere, wis bi grôzer kunst demuotic unde ge-
dultic,
sô wirt Gotes wille an dir mit künsten vollenbrâht.

Den Got mit künsten hât gerichet,
tuot er wol mit kunst, der edele rîche,
sô hât er ez alsô gelîchet,
daz er sich eime edelen manne gelîche.
Kunster, hüete, daz bi kunst din laster niht en-
blîche;
sô hüete ein edel man, daz in diu schande niht
beslîche,

niht ûz adele wîche,
der in adele ist wol geslâht.

7. Es gibt kein Recht mehr!

Swaz man sprichet,
uns ûn brîchet
niht sô vil an herren, sô gerihtes:
unreht verdrînget âne wer
die rehtikeit, diune kan sich niht ernern.

Ze bösen wîhten
rihter pflîhten,
swie die sint, ich zige nieman nihtes.
Der sünden und der schanden her
wære niht sô grôz, woltenz die rihter wern.

Daz diebe, rouber, morder sint,
verræter, trieger, valscher wuocherære,
sô vil der ungetriuwen kint,
daz ist der bösen herren schult, die sie beschirmen.
Daz sint bösiu mære,
swer tûsent marke roubet, unde mordet, unde stilt,
daz er mit zwelven bûezen mac dem rihter, daz er
siniu werk verhilt.

7. Der Gerechten Zahl ist klein.

Ich muoz der werlde werden gram:
sit ich ze minen jären quam.
daz mir diu merke wart gegeben,
sô merk ich an den liuten

Ibi girikeit haz unde nit.
Ichne sach in aller miner zit
niht menschen viuue. die sô leben,
als ich iu wil bediuten.

Vil rehte sult ir merken daz,
sie solten wesen âne
der girikeit; nit unde haz,
der solt in verre enpflieden ûz dem wâne.
Vünd ich zer werlt nu menschen dri
der drierhande sache vri,
den wolt ich gerne wesen bi.
Swâ joch der menschen einer si,
dem solte nigen sun und ouch der mâne!

Bruder Eberhart von Sar.

Wie das Wappen bezeugt, das diesem Dichter in der Manessischen Handschrift beigegeben wird, stammte derselbe aus dem Geschlechte der Freiherrn von Sar, deren Burg gleichen Namens (auch Hohen-Sar genannt) im Rheinthale am Fuße der Appenzellischen Gebirge stand. Ein späterer Nachkomme dieses Geschlechts, der kurfürstliche Geheime Rath Johann Philipp von Sar besaß die Manessische Handschrift, welche von seiner Wittwe dem Kurfürsten von der Pfalz überlassen wurde, und auf diese Weise nach Heidelberg kam, von wo sie bekanntlich im 17. Jahrhunderte nach Paris entführt wurde.

Vom Minnesinger Eberhart ist nur sehr Ungenügendes bekannt. Nach der Ueberschrift des einzigen von ihm erhaltenen Gedichts war er ein Predigermönch oder Dominikaner, als welcher er auch im Gemälde der Pariser Liederhandschrift dargestellt ist. Da aber der Dominikanerorden erst in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Schweiz feste Sitze gewann, so darf man den Bruder Eberhart wohl auch nicht in eine frühere Zeit setzen. Das Gedicht, welches uns allein aufbewahrt worden ist, ein geistliches Minnelied, ist so wohl dem Inhalte als der Form nach bedeutend. Es befragt die heilige Jungfrau als die höchste göttliche Minne, die schon von den Propheten und im „Buche von der Minne“ d. h. dem Hohenliede gepriesen worden sei. Gang und Haltung des Gedichts erinnern an die schönen lateinischen Kirchenhymnen der älteren Kirche, welche dem Dichter ohne Zweifel auch als Muster vorgeschwebt haben. Die Sprache ist bilderreich ohne im Mindesten überladen zu sein; es entspricht dieser Bilderreichtum aber auf vortreffliche Weise dem Schwung der Begeisterung und der Fülle der Anschauungen, die das ganze Gedicht durchziehen. Dabei tönt überall die würdigste Einfachheit durch, welche die schönste Wirkung hervorbringt. Diese wird aber nicht wenig durch die Form gehoben, deren Reimfülle das Ohr mächtig ergreift. Jede Strophe zerfällt in drei Theile von je vier Zeilen, von denen die drei ersten unmittelbar auf einander folgende weibliche Reime haben, während die vierte Zeile einen männlichen in jedem Theile wiederkehrenden Reim hat. So ist jeder Theil für sich abgeschlossen und

doch mit dem übrigen zu einem schönen harmonischen Ganzen verbunden, das einer ernstlichen und feierlichen Kirchenmusik in würdiger Weise entspricht.

Geistliches Minnelied.

Münd ich wol mit worten schöne
würken ganzen lobes kröne,
wirdelich, in süezem dône,
gezieret nâch dem willen min,

Gar nâch êren, als ich meine,
die wolde ich der megde reine,
diu ie stuont gelichen eine,
smiden âne valschen schin.

Nu hât mir den sin bestürzet,
daz ir lop noch stêt gekürzet,
und doch dicke hât gewürzet
in so künsterlichen sin.

Dû bist gar vor allem ruome
kiuscher scham ein blüender bluome,
gib von diner gnâden tuome
mir dins lobes anevanc.

Sich hât schöne unterscheiden
Gottes wort, dâ ez sich weiden
wolt in dir, unt von dir kleiden
sich, dar nâch sin gûete ie ranc.

Dû bist der beslozen garte,
den Got selber im bewarte,
dâ er wônt mit süezem zarte:
menschlich lob ist dir ze krauc.

Dû bist der nâthre wunder,
himel, erd lobt dich bisunder,
von des hœrsten geistes zunder
din lip gar geviuret stât;

Wan du genzelich enbrunnen
wære von dem wâren sunnen,
der von dir ist ûz gerunnen,
und uns alle erliuhtet hât.

Din vrid ist gar ungemezzen,
Got an dir niht hât vergezzen,
dich dur vüllet unt besezzen
hât sin hôhe majestât.

Diu kiuscheit, diu ie bluote,
sam hern Aarônes ruote,
wunneclich in dinem muote
hât gezieret dinen kranz.

Daz bevant nâch wâren sinnen
Moîsès, dô er sach brinnen
einen boschen ûz und innen
âne mâzen unde ganz.

Wir muu merken an dem trône.
den der künic Salamône
hât gebûwen alze schöne,
daz din lop stêt âne schranz.

In der höhsten wisheit râte
Got dich selb nâch wunsche drâte,
als er dich in begeret hâte,
zeinem sunder stuole sin,

Der sô hôhe hât gereiget.
daz er sich dar in geneiget
hât, als ez was vor gezeiget
von der grôsen wirde din.

Wer mac wol din lop gesingen.
volleclichen ze liehte bringen?
Est verzigen allen dingen:
sô klâr ist sin reiner schin.

Dich bezeichent hât diu gerte
kûng Alvéres, die er kërte
dem, den er sin hulde lërte,
oder sinen senften muot.

Swer hie dine gnâde vindet,
dem wirt dort Got sô gelindet,
daz er in im sâ gesindet
über sin erweltez guot.

Von Jâkob ûf gënder sterne,
swer in dinem lichte gerne
gât, der wizze, daz er lerne,
wie er Gotes willen tuot.

Ezechiël sach ein porte
ie beslozen zallem orte,
dâ Got ein mit sinem worte
tougentlich kam in gegân

Zuo dir gar, dur reine schouwe,
die er vant an dir, ô vrouwe,
aller tugent ein blüende ouwe,
rôsegarte dornes ân,

Dâ der bluome wart gezwiget,
der uns alle hât gevriget,
die mit sünden wân besniget:
sinu kraft ist sô heilsan.

Des kraft nie wart überwunden,
senftelichen wart gebunden
zuo dir an dien selben stunden,
dô du eine dirne dich

Bute Got, dô er dich süezen
zeiner muoter wolde grüezen,
dâ von mir dir jehen müezen,
daz du bist genâden rich;

Dâ von du dô swanger wære
Gotes suns, den du gebære:
disiu vrûdebernden mære
machent dich vil minneclich.

Du gelichest wol dem schrine,
übergûldet nâch dem lichten schine
wol gewirket von sechine,
daz man niht erwerben siht.

Der daz himelbrôt beslozen
hât, daz ie ist unbedrozen
dem, der sin iht hât genozen,
oder joch bevunden iht.

Der vil edel margarite
bi dir in der gnâden zite
vunden wart, der dich sô vrite,
daz man dir vil guotes jiht.

Din lop nieman überstigen
mac, doch wil ich siu niht swigen;
diner hōhen wurde nigen
muoz der reinen engel schar.

Von dir wart der ümbe vangen,
des kraft nieman kan erlangen,
den slûz dû in dinen augen,
dâ wart er von dir gevar,

Dô er in dir menschlich bilde
einte siner gotheit wilde;
swen dins lobes ie bevilde,
der ist rehter sinne bar.

Dû hâst ellu wip gepriset,
swie uns eine hab verwiset,
dô si wider Got gespiset
wart, nâch ir gelüste kranc;

Die hâstû von itewize
ûz genomen mit tugenden vlize:

swas dir ieman lobes rize,
daz ist eines schaten wanc,

Nâch der wurde diner êren,
die kein zunge mac gelêren:
in guot ende kanstu kêren
Êven tumben anevanc.

Got in sinés geistes brünste
an dir zeigte sine künste,
dô er aller sünden tünste
gar von dir geveimet hât;

Dû bist in der minne smitten
sô geziert mit reinen sitten,
daz din kûme hât erlitten
diu vil hōhe Trinitât.

Dû bist der gezeichnet brunne,
dar in schein diu lebendiu sunne:
gar mit aller tugenden wunne
ist geblüemet wol din wân.

Dû bist Gotes paradise,
dâ gepflanzet wart diu spise,
diu nach wunsche richer wise
alle girde vullen mac;

Von des süesten geistes touwe
wær du berhaft, reiniu vrouwe,
gar an alles wandels schouwe,
rehter kiusche ein liehter tac.

Wê, kûnd ich din lop sô velzen,
daz ez wenken, noch gewelzen
mōht, mit golde wol dur smelzen,
dar nâch, als din wurde ie wac!

Dû bist aller sâlden gimme,
wan diu süeze Gotes stimme
dich ûz allen vrouwen imme
zeiner muoter ûz erlas,

Den dû, maget, doch gebære,
âne schâm und âne swære,
dâ bi alles sêres lære,
sam. diu sunne dur daz glas.

ûz und in kam er gegangen
senftelichen, âne drangen,
bi dir minneclich gevangen,
des kraft ungemezzen was.

Vrouwe, din lop ist ze wilde,
wan an dinem schœnem bilde
Gote wonders nie bevilde,
dâ er in dur wunne siht.

Dû hâst hōhe ûf gedrungen,
swaz dir aller menschen zungen
riches lobes ie gesungen,
das ist allez doch ein niht.

Swer din loblich wil gedanken,
dem muostû genâde schenken
von dem brunnen unde trenken,
dem man aller wisheit jiht.

ûzer der profeten munde
vil man dines lobes vunde,
der wol dar in suochen kunde,
unde volleclichen spehen.

In dem buoche von der minne,
dâ bistû geprüevet inne
wol nâch lobe richem sinne,
sam die wîsen müezen jehen.

Got in sinem hōhen trône
hât begeret diner schōne,
dâ er wil, ô wîbes krōne,
mit gelüste dich an sehen.

Swer nu rehte wil erkunnen,
wer diu ist, diu mit der sunnen
ist bekleit, mit richen wunnen,
gekrœnet mit zwelf sternem klar.

Und ir schamel ist der mæne
daz ist alles zwifels æne,
in der wårheit, niht nâch wæne,
diu maget, diu Got gebar.

Willu crætiure zeiget
din lob, unt wirt doch erreiget
niht, wan Got hât sich geneiget
diner minne wunne var.

Der berc, dâ von wart gesnitten
ein stein, niht nâch menschen sitten,
bistû, des wir kûm erbitten
hân, er ist sô tugentsam:

Er kan heilen alle wunden;
der mit sünden ist gebunden,
læset er al sâ ze stunden,
unt bedeckt alle scham.

In dir wuohs der lebende sâme,
der gelobt hern Abrahamæ
wart von Gote, ze sælden krâme,
alsô siner gûete zam.

Dines lobes underwinden,
ist gespilt nâch site der kunden,
von den varwen sam des blinden
sprechen, die er nie gesach:

Als ist ouch in minem munde
din lop, vrou, swie gerne ich kunde
dich geprisen wol von grunde,
nû ist mir diu kunst ze schwach.

Ich wæne, alle engel künden
din lop niht ze reht ergründen.
ob siz joch mit vlize begünden,
wan im endes ie gebrach.

Muoter der vil schœnen minne,
in der vinster lihterinne,
zûnde, enbrenne mine sinne
in der wæren minne glout,

Dâ ich inne werde gereinet,
unt mit Gote gar vereinet;
waz ich anders hân gemeinet,
daz bedecke, vrouwe guot!

Vrouwe, erbarme zallen stunden!
wan dû hâst genæde vunden,
Gotes zorn hât überwunden
din vil tugent richer muot.

Konrad von Würzburg.

Wahrscheinlich aus Würzburg gebürtig, da er sich selbst nach dieser Stadt benannte, lebte Konrad (Kuonrat, auch abgekürzt Kuonze) in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts während des Interregnums und der Regierung Kaiser Rudolfs von Habsburg. Er hatte die Dichtkunst als seinen Lebensberuf ergriffen, war daher ein wandernder Sänger; doch scheint er sich meistens am Oberrhein aufgehalten zu haben. In Basel, wohin er schon frühe kam, schrieb er die Legende vom heiligen Alexius für zwei dortige Bürger, die ihm Wohlthaten erwiesen hatten, und eben so dichtete er in späteren Jahren den Trojanischen Krieg für den „wertigen Sänger Dietrich von Basel“. Auch in Straßburg scheint Konrad sich aufgehalten zu haben, da er ein Lobgedicht auf einen Bürger die-

ser Stadt verfaßt hat. Er ist, wahrscheinlich als Dominikanermönch, im Kloster dieses Ordens zu Freiburg im Breisgau am 30. Januar 1287 gestorben.

Konrad war einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Zwar gründet sich sein Ruf vorzüglich auf seine epischen und didaktischen Gedichte, auf welche wir später zurückkommen werden; doch ist er auch als lyrischer Dichter besonders durch die Künstlichkeit seiner „Lône“ berühmt geworden, die bei den späteren Meistersängern in hohem Ansehen standen. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß er eine große Gewandtheit, ja man darf wohl sagen Meisterschaft in der Behandlung der Sprache und eine seltene Kunstfertigkeit besaß; aber es fehlte ihm die höhere Weiße des ächten Talents, was er selbst gefühlt zu haben scheint, indem er seine Gedankenarmuth durch die glänzende Form seiner Dichtungen zu verbergen suchte. Dieses Bestreben und die Leichtigkeit, mit welcher er Sprache und Reim handhabte, verleitet ihn aber oft die Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten und nicht nur überkünstliche, mit Reimen überladene Strophien zu bilden, sondern sich auch in bloßen Reimspielereien zu bewegen. Der Mangel an ächt poetischer Erfindungsgabe führte ihn zur allegorischen Auffassung, die selbst in seinen lyrischen Gedichten erscheint, wie z. B. in einem größeren Leich, in welchem er die Wirren des Interregnums darstellt. Herr Raas und Frau Wandelmuth (Zwietracht) haben durch Raub und Brand den Gott Amur vertrieben, der sein Reich wieder gewinnen und mit Minne wieder Freude bringen soll.

Eine große Anzahl seiner lyrischen Gedichte enthält Klagen über den Verfall der Kunst und die Nichtachtung derselben Seitens der Reichen und Mächtigen, welchen Gedanken er auch in einem größeren allegorischen Gedicht ausführt. Frau Bildigkeit (Aventüre) führt ihn in einen Wald zur Gerechtigkeit, die, von Milde, Ehre, Minne u. s. w. umgeben, auf einem Throne prangt. Die bittelhaft gekleidete Kunst erhebt ihre Klage gegen die falsche Milde, welche die Kunstlosen bereichert; und die Gerechtigkeit fällt das Urtheil, daß, wer den Kunstlosen Gut und Ehre gebe, von der Minne gemieden werden solle. Unmilde, sagt er in einem anderen Gedichte, ist wie der Winter, der das grüne Kleid der Aue und ihre Blumen mit Schnee bedeckt. Die Herren um den Rhein sind nicht wie Saladin, der einst um Ehre manche Mark gab. Daher wird auch der Karge nicht gelobt, wenn er es auch wünschte, denn zu spät kräht ihm der Sälbe (Seligkeit, Heil) Hahn, er hat es versäumt, als sie seiner Seligkeit Schnur spann (3). Seinen Klagen gibt er oft das Gewand der Fabel (1. 6), die er nicht ohne Glück behandelt. Merkwürdig ist insbesondere die, in welcher er die Böller auffordert, zusammenzuhalten, um den Kampf gegen ihre Tyrannen aufzunehmen (7); es könnte die Fabel vom Löwen, der im Spiegel ersah, wie viel stärker er sei, als sein Wächter, und sich deshalb von ihm befreite, auch in eben dieser Weise gedeutet werden, was jedenfalls besser wäre, als sie, wie der Dichter that, auf einen Fürsten zu beziehen, der seinen falschen Rathgeber verjagt (2). Die „Kunstlosen“ vergleicht er mit dem Esel, der seinem Herrn schmeicheln wollte, wie dessen Lieblingshund, dafür aber Schläge erhielt; und so sollten auch die Herren mit

den „Kunstlosen“ verfahren, die sich ihnen aufdringen wollen (8). Eines der besten Gedichte Konrads ist dasjenige, in welchem er die Herrlichkeit der Dichtkunst beingt, die nicht gelehrt und gelernt werden könne, die aus sich selbst wachsen und entspringen und durch Gottes Gnade aus dem Herzen klingen müsse (10). Ob er auch den Reizner zu jenen hohen von Gott begeisterten Dichtern rechnete, ist sehr zweifelhaft. Denn er sagt zwar von ihm, daß er alle Meister am Rhein in Bezwang lege; ihn hätten (wie Alexandern im Titarel) Greise über das starre, unfahrbare Lebermeer geführt und Sirenen hätten ihn unterwegs in der Sangeskunst unterrichtet, so daß selbst Helena von Griechenland ihm danken würde, wenn sie noch lebte; allein er schließt das so hoch anstimmende Lobgedicht mit einer Bemerkung, die alles Lob zu verneinen scheint. „So kann ich auch lehren, sprach Einer, der von Eggen sang!“ womit Konrad offenbar einen herumziehenden Völkelfänger meint, mit welchem er sonach den Reizner zusammenstellt (9).

Konrads Minnelieder sind weniger durch ihren Inhalt, da in ihnen die Gedanken der früheren Dichter nachklingen, als durch ihre kunstreiche Form bemerkenswerth, und in der That sind manche seiner Lieder in Strophenaufbau, Reichtum des Reims und schöner zierlicher Sprache unübertrefflich (5). Aber, wie schon bemerkt, hat er sich durch die Leichtigkeit, mit welcher er den Reim behandelt, verleiten lassen, denselben in Ueberfülle zu gebrauchen, wie in einem schon erwähnten Liede, in welchem ein Reim sechs- oder siebenmal wiederholt wird. Ja es wird durch diese Ueberfülle alle Harmonie der Sprache zerstört, und die also gereimten Dichtungen erhalten einen komischen Charakter, den sie keinesweges haben sollten; so ein Gedicht, in welchem jedes Wort mit einem andern gereimt ist (4).

1. Der Fuchs und der Affe.

Zuo dem vuohs ein affe sprach:
„Vriunt, min hinder hät kein dach,
gip dā vür dines zagels mir ein kleine,
Der dir kelget in den mist.“

„Nein!“ sprach er, „swie lanc er ist,
ich wil in doch tragen alters eine;

Ach tuon dir, sam der karge tuot, der in hor
und in erden

birget sine richen habe,
ē daz er gebüezet drabe
läze eim armen sinen kumber werden.“

2. Der Löwe und der Spiegel.

Ein löuwe einen spiegel kôs,
dā von wart er meister lôs,
wan er spurte an sines bildes kreftē,
Daz sin pfleger, der in twanc,

schein dā wider im ze kranc:
des entweich er siner meisterscheftē.

Diz merke ein herre, der nu sehe in ēren
spiegel sere:

oh er drinne erkennen müge,
daz sin rätgebe im niht tūge,
sô versmähe er sine kranken lere.

3. Kunstmisde.

Jār lanc treit
heide breit
manige nôt und arebeit:

si was āne leit,
dô si vrōude erstreit,
unde rōsen willeclieche bar.

Grüeniu kleit
unde weit
ir der liehte sumer sneit
āne cunterfeit:
diu sint nû verseit
ir von schedelicher næte gar.

Si muoz horden
leides orden:
worden ist ir hübescheit
unbereit,
wan si sneit
rife durch die werdekeit,
daz mau in vermeit,
unde maniger streit
nāh ir blumen wunnecliech gear.

Herze min,
vogellin
unde glanze rōsen fin
lā nu dulten pin,
unde klage dīn
selbes truren mīchel unde starc.

Tugende schrin
umbe den Rin
siēt vor dir beslozen in:
des dorre unde swin!
Künic Salatin
gāp durch ēre wilent manige marc:

Nû wil schande
in maniger hande
lande vollekomen sin
kūnigin;
ēren schiñ
blicket, als ein baldekin,
daz vernezzet win;
tugende wider grin
worden ist nû manic herre karc.

Schanden gran
und ir zan
missezierent richen man,
dem ich wurde erban
und im lobes niht gan,
durch daz ie siu herze tugende verswuor.

Eren van
von im dan
snurret wizer, danne ein swan;
er ist milte wan,
diu von im entran,
unde zuo dem tugent richen vuor.

Im ze rāte
gar ze spāte
krāte des gelückes han;
sit im kan
haften an
git, er sich nie tugende versan,
sit im dā zerran,
dā diu sælde span
siner ēweclichen wunne snuor.

4. Winterlied.

Gar bar lit
wit walt kalt,
snē wē tuot:
gluot si bi mir.
Gras was ē,

klê spranc' blanc,
bluot guot schein:
ein hac pfac ir.

Schöne döne klungen
jungen liuten, triuten
inne minne merte;
sunder wunder bære
swære wilden bilden
heide, weide rerte,
dô vrò sâzen die
der ger lâzen spil wil hie.

Trût brût, sich
mich an; man
hât rât dâ
swâ dû nû bist.

Din schin wil
gît muot guot
dem, swem sin
pin arc, starc ist.

Sûeze, bûeze trûren,
sûren smerzen herzen
reine kleine mache;
kluogen vuogen schône
lône mære sære,
niuwe riuwe swache:
lich rich lehen mir,
wip, lip vlehen sol wol dir.

5. Minnelied.

Jâr lanc wil diu lînde
vom winde
sich velwen,

Diu sich vor dem walde
ze balde
kan selwen;

Trûren ûf der heide
mit leide
man ûebet;
sus hât mir diu minne
die sinne
betrüebet.

Mich hânt sende wunden
gebunden
ze sorgen;

Die muoz ich von schulden
nu dulden
verborgen.

Diu mit spilnden ougen
vil tougen
mich sêret,
diu hât min leit niuwe
mit riuwe
gemêret.

Genâde, vrouwe reine!
du meine
mich armen!

Lâ dich minen smerzen
von herzen
erbarmen!

Min gemûete enbinde
geswinde
von leide!
Ûz der minne viure
din stiure
mich scheide!

6. Der bestrafte Reid.

Einen kargen wilent des bevilte,

daz ein man sich milte
und êren underwant;
des kerte er ze walde
zeinem schacher balde,
den bat er, daz er den milten sluege.

Dô sprach er, solt er den man verhouwen,
sô wolt er beschouwen
sinen lôn zehant.

Des bôt der unholde
driu pfunt im ze solde;
wand er vûnvîu in sinem seckel trûge.

Dô sprach der schacher: „So morde ich durch
vûnvîu lieber argen schalc.

danne ich ûmbe driu den milten sære;
dîn bluot ich verrêre,
wan ich dinen balc
hie ze tôde snide.“
Swer den vromen nide,
dem geschehe alsam, daz ist gevûege.

7. Seid einig.

Zwelf schacher zeines tûrsen hûs in einem
walde kâmen;
der vraz er einlif sunder wer, die schiere ein
ende nâmen;

sit begund er râmen
dasse alle wurden gar verzert.

Dô werte sich der zwelfte, unt wolte, alsam
ein helt, gebâren;

dô sprach der tûrse: „Du enmâht nu keiner wer
gevâren:

dô dîn zwelve wâren,
dô soltestu dich hân gewert!

Dir gelichet ein geslehte, daz ein hêrre stur-
ren wil;

daz enlâze sich niht vil
besunder under zûcken,
ez wer sich mit einander sin, swenne ers be-
ginne drûcken:

wil ez sich einzelingen under sine vûeze smûcken,
sô wirt ez in stûcken
ze jungest gar von im verliert.

8. Der Schooßhund und der Esel.

Ein hûbescher hunt, der spilte gegen sinem
herren schône,
wan er spranc ûf in unde bal in sûezer stimme
dône;

des wart er ze lône
von im gestreichet sâ ze stunt.

Daz sach ein esel, unde wânde, im solte al-
sam gelingen,
dâ von er lûejende ûf den herren ouch begunde
springen:

des hiez er in swingen;
von slegen wart im sin rûgge wunt.

Sus entuot der edel niht, der einen künstelô-
sen schalc

trîutet, dem er sinen balc
mit stecken solte weichen;
durch sin gebrehte kan er im rilliche miete sleichen,
unt wil gevûegen man durch kunst enheine gâbe
reichen,

den er solte streichen,
alsam der herre tet dem hunt.

9. Der Reifner.

Der Missenâr hât sanges hort in sinen her-
zen schrîne,

sin dōn ob allen ræzen dænen vert in èren schine,
dā mit er bi Rine
die singer leit in sin getwanc.

In vuorten überz lebermer der wilden grifen
zwēne:

dā lerte in underwegen dæne singen ein Syrène:
lebte noch Elēne
von Kriechen, si seit im ir danc.

Dur sin adellichez dænen, daz dā klinget
hōh enbor,

er gēt an der wirde vor
smaragden unt saphiren,
er dænet vor uns allen, sam diu nahtegal vor
giren;

man sol ze sinem sange ūf einem messetage
viren.

„Alsus kan ich liren,“
sprach einer, der von Eggen sanc.

10. Göttlichkeit der Kunst.

Vür alle vuoge ist edel sanc getiuret unt ge-
hëret,
dar ūmbe, daz er sich von nihte breitet unde
mëret;

elliu kunst gelëret
mac werden schöne mit vernunft,

Wan daz nieman gelernen kan rede unt ge-
dæne singen:
diu beide müezent von in selben wahsen und
entspringen;

ūz dem herzen klingen
muoz ir begiu von Gotes guunst.

An der vuoge durfen alle rātes unt geziu-
ges wol:

swer si triben rehte sol,
der muoz hān daz gerüste,
dā mit er si volende nāch der liute muotgelūste;
son darf der sanc niht helfe, wan der zungen
und der brūste:

sunder valsche akūste
gēt er dā von vür alle kunst.

Der Meißner.

Wie der Name besagt, war dieser Dichter ohne Zweifel aus Meissen; er lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und seine dichterische Thätigkeit fällt vornämlich zwischen 1260 und 1280. Auch er war ein wandernder Sänger, der von Land zu Land, von Hof zu Hof zog, um sich seinen oft kümmerlichen Lebensunterhalt zu gewinnen. Daber besteht ein großer Theil seiner Gedichte aus Lobliedern auf diejenigen Großen, die seine Kunst besaßen, oder aus Schmähgedichten auf diejenigen, welche die Milde nicht kannten. Daß er arm geblieben, sagt er selbst in mehreren Sprüchen. Wenn ihn seine Armuth auch oft lähmen mochte, so blieb er der Kunst doch immer getreu, und er hat dieselbe würdig besungen. „Wort und Sang ist das Höchste im Himmel und auf Erden, wie der Engel Chor, und die aus dem Wort entstehende Verwandlung des Brods in Gottes Leib bezeugen. Der Sang ist göttlicher Natur, er lehrt die Tugend ausüben, falschen Rath fliehen, er erfreuet und mildert den Kummer. Getöne ohne Wort aber ist nur todter Schall.“ (6) Doch hatte der Meißner im Grunde kein hervorragendes Talent; und wenn

ihn seine Zeit hochstellte und ihn mit Konrad von Würzburg für den besten lebenden Dichter hielt, so beweist dies nur, daß die Zeit selbst unpoetisch war und die frühere Blüthe der Kunst in Vergessenheit zu gerathen begann.

Wir haben an den unmittelbar vorausgehenden Dichtern die Bemerkung machen können, daß die Poesie sich schon zum Didaktischen neigte und der Gedanke immer mehr der freien Schöpfungskraft der Phantasie entgegentrat; im Meißner spricht sich diese didaktische Richtung noch viel entschiedener aus, weil er in seinen Gedichten nicht bloß beinahe ausschließlich eine didaktische Tendenz hat, sondern weil er auch dem Gedanken eine durchaus prosaische Darstellung gibt, die sich von gewöhnlicher Prosa oft nur durch die rhythmische Bewegung und den Reim unterscheidet. Ja es tritt dieser im Gegensatz zu Konrad und dem Kanzler, die ihn geradezu mißbrauchten, oft vollständig in den Hintergrund: es erscheinen bei dem Meißner oft so lange Verszeilen, daß der Reim kaum mehr vernehmbar ist (10). Zudem war er gedankenarm und arm an Erfindung; daher sind seine sämtlichen Gedichte beinahe eben so viele Nachahmungen früherer Dichter; es findet sich in ihm fast kein Gedanke, der nicht auf ähnliche Weise von dem Bruder Bernher oder dem Marner, Reinmar von Zweter und Andern schon ausgesprochen worden wäre; ja es scheinen seine Gedichte oft geradezu von denen seiner eben genannten Vorgänger hervorgehoben worden zu sein. Wie Walther von der Vogelweide klagt er, daß er bei reicher Kunst arm bleiben müsse (9); die Gedichte von der bösen und der guten Zunge (1) und von dem Banne (3) sind offenbar den ähnlichen von Reinmar von Zweter nachgebildet (s. bei diesem 9 und 17); die Sprüche über den Adel (2. 4) erinnern an den Bruder Bernher, den Marner und Reinmar, so wie auch seine Klagen über die Wirren im Reich (7). Alle diese Gedanken finden sich aber schon bei Walther, und es tritt nun recht klar hervor, daß dieser der Verkündiger des bürgerlichen Elements war, welches bei Verwilderung des Adels und Erhebung der Städte in Deutschland immer kräftiger wurzelte, und jene tüchtige sittliche Gesinnung verbreitete, welche die Reformation herbeiführte und auch im Staatsleben Großes begründet haben würde, wenn sie sich auf der Höhe des 13. und 14. Jahrhunderts zu erhalten gewußt hätte.

Der Meißner hat auch die bei seinen Vorgängern bemerkte Eigenthümlichkeit, den Gedanken an irgend eine Erscheinung aus der Natur, dem Leben, der Geschichte oder Sage anzuknüpfen, in übertriebener Weise nachgeahmt, indem er solche Bilder übermäßig häuft und gerade dadurch deren Wirkung schwächt (4). Es wird daraus vollkommen deutlich, daß Konrads Gedicht auf den Meißner (Konrad, 9) im eigentlichen Sinne ein Spottlied und das Lob nur ironisch zu verstehen ist. — Bei alle dem ist aber die sittliche Richtung, die der Dichter in allen Lagen des Lebens bewahrt und die er bei jeder Gelegenheit bekräftigt, nicht zu verkennen, woraus sich auch erklären läßt, daß er gerne in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten sich bewegte (8). Der Werthwürdigkeit wegen führen wir auch den Spruch an, der zweierlei Sinn darbietet, je nachdem man die Unterscheidungszeichen setzt, eine Spielerei, deren sich die Dichter der damaligen Zeit manche erlaubten (5).

1. Die böse und die gute Zunge.

Sô unreine, noch sô arc wart nie kein spinne,
sô giftic, sô valsch, sô unnütze, alsô ich mich
versinne,
sô diu hiese zunge des menschen ist.

Sie liuget, triuget, smeichet, manigen mort
sie stiftet.
ir untriuwe, ir lüppikeit alle gift übergiftet;
vervloochet unt yrwäzen ist ir list.

Sô ist diu guote zunge dâ bi sô guot, daz man
ir muoz lobes bekennen;
sie sluzet zuo die helle, unt tuot den himel ûf;
alliu diu kan sie nennen;
sie hât wunsches gewalt gegen Gotes barmunge,
unde aller sælden seggen, sô guot ist diu guote
zunge;
des muoz sie Got gewern an alle vrist.

2. Uuedler Adel.

Ein edel man von geburt, der sin adel swachet
mit untugenden, der nidert sich, daz er guot
zübele machet,
dâ ist ûz adele unart worden wol.

Swâ aber ein unedel man sich mit tugenden
richet,
der hæhet sich unt sinen namen; dem lobe niht
gelichet,
des tugent vür jenes adel man prisn sol.

Hô edel man, nu tugende dich in der jugent, sô
wirt din lop in alter reine;
ein guot gehügede ist bezzet, danne golt oder
silber oder edel gesteine;
swer hie mit richen tugenden dienet lob unde ère,
dem wünschet man nach sime tode heiles immer
mère:

hô edel man, dâ von wis tugenden vol.

3. Rechter und unrechter Bann.

Ban ist ein bant, der lib unt sêle bindet,
ban ist ein Gotes vlooch: swen man dâ vindet,
daz er im banne stirbet, des wirt nimmer rât.

Je doch unrechter ban niemanne wirret,
unrechter ban den ban er selben irret;
unschult zwiespeltic lôn vor Gotes ougen hât.

Ban vleisches vol, der kumt von zorne;
verdieneter ban den ban er selten bannen kan.
verdieneter ban, vruht hôch geborne,
verdirbet sêle unt lip: des schiuwet sülhen ban.
Der bâbes mac niht unrechten ban erlauben,
dar ûmbe erne mac niht Got sines rehtes rouben:
Got ist gereht, er wil krönen den gerechten man.

4. Verschiedener Adel.

Ein wolf der solte dem lûwen sin gar un-
dertân,
der hunt dem wolve, der vult dem hunde, alsô hêr
ich die wîsen jehen vür wâr;
ouch ist mir daz wol kunt:

Der lûwe, der bezeichent uns den edelen man,
der wolf den argen hêren, der die armen liute
roubet offenbâr

der hunt des leckers munt;

Der vult den valschen man, des zunge mûeze
erlâmen.

Sich, edeler man, niht entwirde dinen namen:
wis, alsô du sis, wirt niht ein wolf, daz ist
min rât,

vliuch vultses list und wultses site; tuostu daz,
din lob in vrönden stât,
dâ ez nimmer ende hât.

5. Doppelsinn.

Ich singe din lob niht habe in vlooch, wis arc
niht tuo nâch èren;

wis milte selten diene haz;

wis ouch in Gotes banne nimmer ère Kristen;

Pflic hôchvart selten gip durch Got, wis
guot niht schilt die hêren;

wis zühtic niht ze tugenden laz;

unrehtes guotes ger niht wis gram valschen listen;

Unreiniu wort, diu sprich niht vil

sünden soltu dich schâmen;

die vrouwen ère ungerne stil

würze, golt ûz den kramen;

pflic mordes selten wunsches spil

si dir bi: nû rât, schilt oder lobe ich dinen
namen?

6. Gesang ist das Höchste.

Daz sanc daz hôste si in himele und ûf erden,
des züh ich an die engel, die mit sange lobent Got
in himele dort.

Mit worten mac von bröte Gotes lichnam
werden;

des ist sanc unde wort das hôste, sit daz ie
unde ie was Gotes wort.

Sanc lèret tugende pflegen, vlien valschen rât,
sanc vrôuwet, sanc ringet vil der swære;
sanc ist gotelich, sanc der ist lônebære:

gedœne âne wort, daz ist ein tœter galm, sô ist
vor Gote sanc gehort.

7. Deutschlands Erniedrigung.

Daz sô lange gestanden hât âne keiser Rœ-
misch rîche,

daz ist von diner girikeit, Diutsche zunge, si-
cherliche,

von dir ist Rœmisch rîche gar verweistet.

Dir solte dienen al diu werl: nû wiltu dich
eigen machen;
verliuset Diutshiu zunge ir reht, daz wirt sie
an èren swachen;

o wê, din girikeit daz rîche neiset!

Gib niht din erbe in vrendiu lant, daz dir
din schepfer hât an gerbet;

gedenke, wie unbarmeliche der künie Chuourât
wart verderbet,

dâ von noch allen Diutschen vürsten eiset.

8. Sprüche.

Diz bîspel merket al gemeine:

Swer über houbet vilhet, wider strom swimmet,
dem risent spæne in sinem buosem; ez ist ûz
minem râte.

Der tugenden lösen ahte ich kleine;

swen der ber aller sêreste brummet,

sô slæt in der jeger nider, daz er geswiget drâte.

Tumpliche tuot er, der sich gegen sinen rehten
herren setzet;

gewalt gesiget vil gerne an gewalteline; swer
dâ hetzet

mit mîusen eine starke katzen,

der tuot unreht, sol sie hin wider kratzen,

sô mac sie betwingen wol die mîuse unde ouch
beschätzen.

9. Armuth bei reicher Kunst.

Min kumber weret mir ze lange;
daz ist mir schædelich unde ist mir swære.
sol ich sus bi richer kunst verarmen unt ver-
derben.

Ich kan mit sprichen unt mit sange
gewirden wol, die mir sint helfebære:
den tugende lösen bin ich gram, den wunsche ich,
daz sie sterben.

Ouch bite ich keinen erylösen niht, der hie
lebet lesterliche,
ich weiz wol, daz mir nieman git, erne si gar
tugenden riche.

Waz solde mir eines schalkes gabe?
Des guotes ger ich niht, noch siner hæbe:
den schilte ich, daz er stinket wirs, dan ein vñ-
ler ræbe.

10. Das Kamälcon.

Gamaliön, daz ist ein tier, daz hât die site,
swaz varwe ez siht, die im gevællt,
gel oder rôt, grüne oder blâ, wiz oder swarz,
swon ez wil, sam wirt ez ouch gestellet.
Mensche, bi dem tiere unt bi den varwen gib ich
dir lère:

Gel, daz din triuwe guldin si; rôt, daz man sich
schame unde daz man Got vürhte unt minne;
grüne an der milte, unt niht val; blâ himel var,
daz der munt, daz herze unde die sinne
trage über ein; wiz, daz man schande vlie unt
minne ère;

Swarz, daz man wol bescheiden si, barmherzie
unde gruoosam, diz merke, edele jengende,
swarz zieret alle varwe gar: sam tuot beschei-
denheit, din meistert alle tugende.
Tier unde mensche in menschen hût, meister dinen
lip, daz er din sehs varwe an im dulde,
sô wirt dir hie der werlde gunst, dort vröude
unde Gotes hulde.

Meister Stolle.

Auch dieser Dichter lebte gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; er war, der Sprache nach zu urtheilen, wahrscheinlich aus Oberdeutschland und vielleicht war er der Geistliche dieses Namens, dessen eine Urkunde als im Jahr 1268 zu Heidelberg lebend gedenkt. Die meisten Gedichte Stollens sind geistlichen Inhalts; doch hat er auch mancherlei Sprüche, in welchen sich die Gedanken wiederholen, die wir bei den früheren Spruchdichtern kennen gelernt haben, die er aber selbstständiger behandelt, als der Meißner. Wir führen ihn vorzüglich aus dem Grunde an, weil sich bei ihm die Sonettenform findet, die den übrigen deutschen Dichtern jener Zeit unbekannt war, oder die doch erst nach Stollens Vorgang von andern bearbeitet wurde, wie sie denn auch nach ihm „Stollens Element-Don“ genannt wurde. Alle seine Gedichte sind in dieser Form geschrieben, ja man vermuthet, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die in derselben abgefaßten Gedichte, welche von den Handschriften Andern beigelegt werden, ebenfalls ihm zugeschrieben werden müssen. Ob er diese Form italienischen Dichtern nachahmt, oder ob er sie selbst erfunden, wissen wir nicht; wir möchten das Letztere glauben, weil er sie sonst gewiß in ihrer ganzen Reinheit aufgefaßt haben würde,

während er von der strengen Form abweicht. Außerdem ist Stolle auch deshalb zu erwähnen, weil er in einem Lobgedichte auf Kaiser Rudolf, dessen große Eigenschaften er lobend anerkennt, zugleich scharfen Tadel über dessen Kargheit gegen die Sänger ausspricht (2). Wie dieses Gedicht schon beweist, daß er geistreicher Auffassung fähig war, so geht dies auch aus einem andern hervor, in welchem er in ironischer Weise Anleitung zur Zuchtlosigkeit gibt (1), so wie aus dem schön dargestellten Räthsel, das in gut gewählten Antithesen das Leben und die Jahre des Menschen darstellt (3). Endlich führen wir noch das Gedicht an, in welchem er die Ritterschaft beklagt, weil es einen tiefen Blick in die Verhältnisse des Adels zu jener Zeit gestattet, der, arm und verachtet, von den Großen hart bedrängt wurde (4). Daß der Adel aber im Allgemeinen in der That tief gesunken war, hat sich aus den früher mitgetheilten Gedichten ergeben, und so möchte vielleicht der schon erwähnte Spruch (1) zugleich auch eine bittere Satyre auf das Treiben des damaligen Adels sein.

1. Anleitung zur Zuchtlosigkeit.

Swelich junger herre balde lob unde ère er-
werben wil,
der sol der messe und des gebetes achten niht
ze vil;

sin nüechtern trunc, sin morgen segan,
slint er den vruo, wie mac im misselingen?

Ein junger herre vaste liegen unde triegen sol,
ot vil gedröuwen unt lützel tuon, daz zimt im
allez wol;

er sol ouch böeser worte pflegen,
nâch lotere und nâch huore vaste ringen;

Er sol undæres gruoos sin,
unde über dem tische jæmerlich gebären,
die guoten spise unde ouch den win

Sol er vermüren, dar zuo sol er eines win-
kels vâren,
mein eide unde ouch unendlich, daz ist allez
wol getân,
den vriunden wolf, den vienden schâf, unt sine
diener in den næten lân.

2. Kaiser Rudolf.

Der künig von Rôme ne git ouch niht, unt
hât doch küniges guot:

erne git ouch niht, er ist wærlich rehte alsô
ein löuwe gemuot;

erne git ouch niht, er ist kiusche gar,
erne git ouch niht, unde ist doch wandels eine;

Erne git ouch niht, er minnet Got unde èret
reiniu wip,

erne git ouch niht, ez enwan nieman sô vollen
komenen lip,

erne git ouch niht, er ist schanden bar,
erne git ouch niht, er ist wis unde reine;

Erne git ouch niht, er rihtet wol,
erne git ouch niht, er minnet triuwe unde ère;

erne git ouch niht, er ist tugenden vol.
Erne git ouch leider nieman niht, waz sol
der rede mære?

erne git ouch niht, er ist ein helt mit zühten
vil gemeit,

erne git ouch niht, der künig Ruodolf, swaz ieman
von im singet oder geseit.

3. Räthsel.

Des ich sô lange gewünschet hân dâ her al
mine tage,
des hân ich alze vil; daz ist mines senden her-
zen klage,
und bit ouch aller tegelich
den süezen Got, daz ich sin mê gewinne.

Als ich sin mê gewinne, ich wolte sin gerne
minner hân,
ich wolt ez minen vienden geben, ê ich ez den
vriunden wolte lân;
sine wart ouch nie kein man sô rich,
erne vorhte sêre, daz ez im entrinne.

Ich engæbe dar ûmbe niht einen ort,
daz ich sin richer wan ein keiser wære;
ez ist ein ungenæmer hort,

Ez enbringt niht wan stuften unde klageliche
swære,
unt komet doch ze jungest endelichen ûf den tac,
iue gæb sin niht ein pfenninc wert um allez, daz
ein künic geleisten mac.

4. Des Adels Erniedrigung.

Sô wê dir, armer ritterschaft, vil arm bistu
ze wâren;
ez muoz sich wunderliche gevüegen, soltu wol
gevaren,
din ungelimpf, der breitet sich;
hâstu inder vuoc, wie kleine er dich vervâhet!

Daz du gedienen maht, deist wælich ûbel
an geleit,
dir wirt ze lône niht, wan daz manz bôste von
dir seit,

du kanst des niht behûeten dich,
din armuot machet, daz du bist vermâhet.

Sô du gedienes an daz zil,
des wære zit, daz man dir helfen solte,
sô hâstu gense ertretet vil,

Unt zihent dich, du sis ein man, der nieman
volgen wolte;
alsô geheizen sümeliche herren vûr daz geben:
die herren lâz uns armen, Got, und die ez in râ-
ten, vil unlange leben!

Der Schulmeister von Eßlingen.

Obgleich dieser Dichter von der Manessischen Sammlung nicht näher bezeichnet wird, darf man doch wohl unbedenklich annehmen, daß er der „Mâgister Heinrich, Schultrektor oder Kinderlehrer zu Eßlingen“ war, welcher in einer Urkunde vom Jahr 1280 vorkommt, weil diese Zeit vollkommen auf dessen Gedichte paßt, die sich meistens auf Rudolfs von Habsburg Wahl zum König beziehen. Wie schon Stolle, so hat auch er und zwar noch mit größerer Bitterkeit über des Königs Kargheit und Habsucht geklagt, und wenn man sich erinnert, daß Rudolf allerdings bei seinen großartigen Bemühungen, dem Reiche wieder Ruhe und Frieden zu geben, sein Haus nicht vergaß, daß er nicht bloß seine Töchter mit den mächtigsten Fürsten vermählte, sondern auch die eingelegenen Reichslehen unter seine Söhne und Verwandten vertheilte; so braucht man nicht anzunehmen, daß der Schulmeister zur Partei Ottokars von Böhmen und anderer Feinde des Habsburgers gehörte, oder gar in ihrem Solde stand, um seine Ausfälle zu begreifen. Man darf dem Meister Heinrich scharfen Blick nicht

absprechen, und sollte er nicht vielleicht geahnt haben, daß die Rändergier des Habsburgischen Stammes, die sich in deren Stifter so mächtig aussprach, dem Reich eben so verderblich werden müsse, als es die italienischen Jüge der Hohenstaufen waren? Wie dem auch sei, so sind des Schulmeisters Satiren voll Geist und poetischer Erfindung und würden sich schon hiedurch rechtfertigen, wenn sie auch hie und da die Grenzen der historischen Wahrheit überschritten haben sollten. Doch schon ehe Rudolf Kaiser wurde, war seine Habsucht so allgemein bekannt, daß der Bischof von Basel, der den Nargauer Grafen wohl zu beurtheilen wußte, bei der Nachricht von Rudolfs Wahl anscrief: „Sige fest, Herr Gott, oder Rudolf nimmt deine Stelle ein!“ Diesen Ausspruch, welcher, wie es scheint, bald große Verbreitung erhielt, benutzte Meister Heinrich mit großem Glücke. „Den König“, sagt er, „kann Niemand bestehen, deshalb sieh dich vor, o Gott, daß er dein Reich nicht erschleiche, und seib munter, St. Peter, daß er die Himmelsporte nicht in seine Gewalt bekomme; denn hätte er den Himmel zu der Erde, so gäbe er Niemanden etwas, und wir würden übel berathen sein, denn er beschenkt hier die laum, die in seinen Diensten stehen.“ (1) „Einst“, berichtet der Dichter, „wollten Gott und der König einen Krieg beginnen; der König sagte: Gott hat mich überworteilt, denn er will den Himmel ganz allein haben; so ist seine Herrschaft gar zu groß und meine Gewalt zu beschränkt: er soll mir mehr zutheilen, oder unsere alte Freundschaft kann nicht in die Länge bestehen. Da ward der Dichter zum Schiedrichter erwählt und er sprach: Herr König, was hienieden ist, das ist Euer; seib Ihr hienieden Gott, und laßt den Alten oben walten! Thut Ihr das nicht, so werde ich Euch aus dem Himmelreiche verstoßen! Als aber der Streit zwischen Gott und dem König geschlichtet war, so wollte dieser den Teufel aus der Hölle jagen; da hebt sich darob ein Worden; wer der Böseste sei, solle Vodesstat in der Hölle werden. Der König ist viel ärger; denn der Teufel konnte nimmer so viele Leute und Lande vertreiben, als jener schon vertrieben hat und noch immer vertreibt. So will der Dichter sein voriges Urtheil abändern, und wenn der König vom Himmelreiche verbannt werde, so solle er dafür desto mehr von der Hölle haben.“ (2) Die Kargheit und Habsucht des Königs wird auch im folgenden Gedichte gegeistelt, bei welchem jede Zeile mit Wol ab! beginnt. „Der König gibt Euch Nichts, er gäbe es lieber seinen Kindern, die doch noch mehr bedürften, denn sein Geschlecht ist arm; das will er an uns ersparen; aber ehe es gesättigt wird, sind wir herab und unser Antheil wird gar sehr klein.“ (3) Rudolf ließ bekanntlich die italienischen Angelegenheiten auf sich beruhen, weswegen er auch im Papst einen Freund und mächtigen Bundesgenossen fand. Namentlich gab er die Ansprüche des Reichs auf Neapel und Sicilien auf, die dem deutschen Volke schon so viele und traurige Opfer gekostet hatten. Der Schulmeister macht ihm auch darüber Vorwürfe, welche freilich ungerecht sind, da Rudolfs Verfahren die vollkommenste Billigung verdient. „Karl von Anjou“, sagt Meister Heinrich, „hat um Sicilien drei Spiele auf den Tod angesetzt; das erste Zuf genannt, hat der Prinz (Manfred) mit Land und Leben verloren; das

zweite „Bon Haupt o weh!“ hat König Konradin verloren; zu dem dritten „Hacke nach!“ hat König Rudolf keine Eile, denn der „Scharle“ lann es ihm zu gut.“ (4) Ein anderes Gedicht scheint bald nach der Wahl Rudolfs zum Kaiser verfaßt worden zu sein, dessen Anordnungen zuerst von den Großen und selbst von dem niedern Adel mit Hohn aufgenommen wurden, bis er ihnen durch bewundernswürdige Kraftentwidelung Anerkennung verschaffte. „Der aufrechte Adler auf Goldgrund im Wappen des Reichs bedeutet hohe Geburt, welche die Könige haben sollten; seine (schwarze) Farbe erregt Grausen; aber Euch, Herr König, fürchtet man nicht sehr; Ihr gebt Friede, wie eine Vogelschenke im Gerstenfeld. Sättet Ihr die Probe bestanden, wie des Adlers Jungen, welche alle die abwirft, die den Sonnenglanz nicht vertragen können, so wäre es Euch ergangen wie diesen, oder Ihr müßtet Recht und Unrecht besser ansehen. König und Adler sollen hoch schweben, aber Euch zeihen Ritter und Knecht, Ihr klopftet um ihre Güter, als um einen faulen Baum der Specht. Ihr seid geiziger als der Adler, daher will Euch des Reichs Wappen übel anstehen.“ (5)

1. König Rudolf.

Ein künic hie mit gewalte vert,
dem sich uf erde niht erwert,
er sin Kristen, Juden oder Heiden;
Swes er wil ungenade hân,
daz kan eht vor im niht bestân,
ez werde im iemer wæger halp gescheiden.
Got, nu sich ze dinem rîche,
alsô daz er dir niht ersliche
dinen himel âne wer;
unde boch er dar mit einem worte,
Sant Pêter, sô sit munder;
wan swaz der künic wil dar under
twingen, dast im, als ein ber;
unde pfeiget wol der himelporte,
dar zuo hûet allez himelsch her.

Got herre, nu warte ümbe dich,
ieh warn in triuwen sicherlich
unt hân gehœret aber vremdiu mære:

Der gester vuor in küniges schîn,
der ist nû keiser ümbe den Rîn;
diu mære seit man uns stille und offenbare.

Seht, würde er gewaltic iemer
des himels, er beriet uns niemer!
Got, den hab in diner pfliht,
daz er uns beidenthalben iht versûme,
dort, dâ wunne wert bi werde.
Het er den himel zuo der erde,
sô engeb er nieman niht:
er læset mangan hie diu pfant sô kûme,
die man in sinem dienste siht.

2. Gott und der König.

Got unt der künic wolten kriegên, sunder wân,
si wolten mit ein andern sêre bâgen unde bochen.

Dô sprach der künic: „Es mac niht mër alsus
ergân,
Got hât mich über teilet, dës wâr, ez wirt an im
gerochen.

Wil er die himel haben gar,
sô wær sin herschaft gar ze wit, unt min gewalt
gar zenge.

Rize er mir baz des hûsen dar,
alt unser eltiu vrientschaft kan gewern niht die
lenge!“

Dô schied ichz, si liezenz beidenthalp ze mir;
ich sprach: „Her künic, swaz si hie niderthalp,
daz habet ir;
sit ir hie Got, lât sich den alten dort begân:
tuot ir des niht, ich heize iuch battlich von dem
himelriche stân!“

Sit daz Got und der künic nû gescheiden sint,
sô wil der selbe künic den tievel ûz der helle
twingen;

Dâ hebt sich ein gemürde von, daz ist niht
ein wint;
sô sint si beide vreidic: herre, wem sol dâ ge-
lingen?

Si kriegent, wer der wirser si,
der sol potestât ze der helle sin iemer mære.
Der künic ist wirser, ouwi!
der tievel kunde in manger zit vertriben nie sô sêre
liut unde lant, als der künic vertriben hât,
unde tuot ouch noch in kurzer vrist, des ist kein
rât.

Derz an mich lât, ich teilz dem künige baz,
danne è:
schied ich in von dem himelrich, im wirt der helle
deste mære.

3. Wol ab!

Wol ab, der künic, der git iu niht,
wol ab, er lât iuch bi im vrezzen, habt ir iht,
wol ab, sin hervart wirt ein niht,
wol ab, swaz er geheizet, dast ein spel.

Wol ab, enruoet, wie ez im ergê,
wol ab, er gæbe ez sinen kinden è,
wol ab, si bedorften dannoch mære,
wol ab, si waren an guote gar ze hel.

Wol ab, sin künne, daz ist arn,
wol ab, daz wil er an uns ersparn,
wol ab, è sin geslehte erkrupfet wirt,
wol ab, sô sin wir verirt:
wol ab, sô wirt der brâte harte harte kleine.

4. Die drei Spiele.

Der Scharle hât driu spil vûrpfliht,
swer der keinz verliuret, des leben ist ein wiht,
ez gilt den lip und anders niht;
des wil daz lant Cecilje bûrge sin.

Daz erste spil ist buf genant,
daz verlôz der Prinz, er brach die bunde sâ zehant,
des gab er leben unde lant.

Daz ander spil verlôs künic Konradin,
Daz heizet wol von houbt ouwê;
wan das verklagt er niemer mære.
Ze dem dritten spil sô ist künic Ruodolf niht ze
gâch;

ez mac wol heizen Hackâ nâch!
Ich wæn, der Scharl künne ez ime ze vil.

5. König und Adler.

Ir nemet des riches schiltles war,
den prüvet ordentlich:
im golde ein ûf reht adelar
hât uf den schilt gestreckt sich.
Seht, daz betiutet hôch geburt, die solten künge
hân.

Der adelar ist swarz gevar,
sin varwe ist grûsenlich.

Her künic, ich sprich iu nimme dar,
wan vürht iuch kleine, dunket mich;
ir gebt vrid, als ein geschuue in einer gersten,
sunder wân.

Wæret ir versuocht, als des adelars kindelin,
(swelz in die sunnen niht ensiht, daz tuot er hin)
iu wær alsam geschehen,
ir wæret verworfen, ald ir müeset reht und un-
reht baz ansehen.

Künc und adelar sünt höhe sweiben, daz ist sleht.
Her künic, nu seht,
daz wære des schildes reht;
sus zieht iuch ritter unde kneht,
ir klocket ümbe ir hüebel, als ümbe einen vülen
boum ein speht:

ir sit kerger, danne der adelar: der schilt, der
wil iuch übel an stân.

Der Unverzagte.

Die Heimat des Unverzagten ist unbekannt. Da sich in seinen Gedichten einige niederdeutsche Formen finden, könnte man versucht sein, ihn für einen Norddeutschen zu halten; doch wäre es auch möglich, daß er sich diese Formen während eines längeren Aufenthalts in Norddeutschland angeeignet hätte; denn er war ein fahrender Sänger, der, wie er selbst berichtet, viele fremde Länder durchzog und von seiner Kunst lebte. Sein Name ist ohne Zweifel bloß ein angenommener, und er mag diesen von dem Freimuth und der Kühnheit erhalten haben, mit welchem er das Tadelnswürthe rügte. Er lebte zur Zeit König Rudolfs, welchem er seine Kargheit gegen die Sänger eben so wenig verzeihen konnte, als die vorher genannten Dichter: ein Spruch, in welchem er die Vorzüge und Tugenden des Königs besingt, schließt, wie das ähnliche des Meisters Stolle, mit dem Vorwurf, daß er den Dichtern und Sängern Nichts gebe (4). Daß aber das vielseitige Lob, welches diesem Vorwurf vorangeht, ernst gemeint war, und daß der Dichter insbesondere die Gerechtigkeit und die Kraft anerkannte, mit welcher Rudolf das Reich leitete, geht aus einem andern Gedicht hervor, in welchem er die Fürsten mit Bitterkeit tadelt, daß sie das Reich mit Raub und Brand verwüsten ließen oder vielleicht gar selbst verwüsteten (2).

Wir übergeben diejenigen Gedichte, in welchen er nach damaliger Sitte die Kargen tadelt und die Wilden preist, sowie andere, in denen er die Fürsten auffordert, Gerechtigkeit zu üben, nebst denen, in welchen er allgemeine Lebensregeln erteilt, ob sie gleich alle durch einfache und schöne Sprache sich auszeichnen; wir erwähnen nur noch zwei Sprüche, welche die Kunst zum Gegenstande haben. In dem Einen tadelt er die Thoren, welche nach der Affen Art ihre eigenen Sangesweisen loben, an denen doch nichts Lobenswerthes sei. Diese seien zu früh aus ihrem Neste geflogen, in welchem sie so lange hätten bleiben sollen, bis ihnen die Flügel hinlänglich gewachsen (1). Merkwürdig ist der andere Spruch, weil der Dichter die Kunst des Gesanges dem Saitenspiel entgegensetzt. Dieses erstene zwar das Herz der Menschen, aber der Gesang belehre Mann und Frau, man könne ihn schreiben und lesen und er diene zu der Welt Heil (3). Man hat darin einen Gegensatz zwischen dem früheren Minnegesang, der mit der

Geige begleitet und beim Tanz gesungen wurde, und dem späteren Meistergesang finden wollen; allein der Dichter mag wohl hier etwas Anderes im Sinne gehabt haben. Es läßt sich vielleicht nachweisen, daß die eigentlichen ritterlichen Dichter sich gerade darin von den bürgerlichen und insbesondere von den fahrenden Sängern unterschieden, daß nur diese ihre Gesänge mit der Geige begleiteten und zum Tanze spielten. Als aber die Richtung der Zeit immer ernster wurde, und das didaktische Element immer kräftiger sich entfaltete, da mögen wohl auch diejenigen unter den fahrenden Sängern, welche dieser Richtung vorzugsweise ergeben waren, es mit ihrer Würde unverträglich gehalten haben, mit Geige und Saitenspiel den Tanzbelustigungen beizuwohnen, so daß nur noch untergeordnete fahrende Leute sich dazu vergaben. Und so hat denn der Unverzagte wohl diesen Gegensatz im Auge gehabt; er wollte den ernsten Sang, welcher immer mehr an das bürgerliche Leben sich angeschlossen, der bloß zur Belustigung dienenden Bänkelsängerei entgegensetzen, welche an den Höfen und beim Adel beliebter war, als jene nur den Ernst des Lebens darstellende Dichtweise.

1. Die Unberufenen.

Tören lobent al ir wise
gerne nâch der affen prise;
daz behaget in allez wol, des si pflegen.

Blözer vogel, wænstu vliegen,
daz mac dich an sinnen triegen,
du læzes dinen kranken vluc an den regen.

Sitze an dinem neste, gouch, unz din zit
kome, daz sich dine vlügele breiten,
sô mahtu ze sange reiten:
lâ den snudel underwegen, der des pflit.

2. An die Fürsten.

Ir gelêrten vürsten, schouwet,
wâ mite ir die werlt ervrouwet:
man siht rouben unde brant iber al.

Wænnet ir sus heilic werden?
Nein, ir müezet wider zer erden,
sô ist iuwer höchmuot gelegen und der schal.

Unze uns kumt der leste tac, daz Got sol
rihten über unser schulde;
gerne heten wir dan sine hulde:
sô kumt iu ein ewic val zornes vol.

3. Geiger und Sänger.

Ez ist ein lobeliche kunst,
der seitenspil ze rehte kan:
die giger vrôuwent maniges muot.

Nie vor trag ich ze dem sange gunst:
sanc lêrt vrouwen unde man,
sanc ist ze Gotes tische guot;

Er blest dâ in der seiten klanc.
Swer iu dâ lobet vor meistersanc,
der sol mines lobes âne wesen:
sanc mac man schriben unde lesen,
mit sanc ist al diu werlt genesen.

4. König Rudolf.

Der künic Ruodolf miunet Got und ist an triu-
wen stæte,
der künic Ruodolf hât sich manigen schanden wol
versaget,

Der künic Ruodolf rihtet wol und hazzet val-
sche ræte,
der künic Ruodolf ist ein helt an tugenden un-
verzaget;

Der künic Ruodolf èret Got und alle werde
vrouwen,
der künic Ruodolf læt sich dicke in hōhen èren
schouwen.

Ich gan im wol, daz im nāch siner milte heil ge-
schiht:

der meister singen, gigen, sagen, daz høert er ge-
ne unt git in darūmbe niht.

Der Kanzler.

Man hat diesen Dichter, der sich selbst „Herr
Kanzler“ nennt (9), für Heinrich von Klingens-
berg gehalten, der zuletzt Bischof von Konstanz
wurde und der vorher Probst in Zürich und Kanzler
K. Rudolfs war. Aber obgleich dieser von Hadlaub
als sangeskundig gerühmt wird, und der Dichter
Kanzler wohl auch aus Zürich oder doch aus der
Schweiz war, so kann er jener Heinrich von Kling-
enberg schon deswegen nicht sein, weil er sich selbst
in dem schon angeführten Gedicht als einen armen,
von Land zu Land fahrenden Sänger schildert. Es
ist deshalb ohne Zweifel der Name Kanzler die
wirkliche Geschlechtsbenennung des Dichters. Da
es in Zürich ein jetzt ausgestorbenes Geschlecht die-
ses Namens gegeben hat, so würde man annehmen
dürfen, daß der Dichter zu diesem gehörte, wenn
sich nachweisen ließe, daß es schon damals in Zü-
rich oder überhaupt in der Schweiz einheimisch war.
Die späteren Meisterfänger, welche den Kanzler zu
ihren zwölf alten Meistern zählen, nehmen nach ei-
ner älteren Uebersieferung an, daß er aus Steyer-
mark gewesen sei; dem widerspricht aber außer an-
deren Gründen wenigstens die Sprache seiner Dich-
tungen auf das Entschiedenste.

Der Kanzler gehört zu den vielseitigsten Dich-
tern seiner Zeit, indem er sowohl das eigentliche
Minnelied, als auch den mehr didaktischen Spruch
bearbeitet hat. Und diese Vielseitigkeit zeigt sich
nicht bloß in seinen Stoffen, sondern auch in der
Form seiner Dichtungen, in denen man neben ein-
fachen und leicht sich bewegenden Tönen, auch künst-
licher zusammengesetzte antrifft, welche letztere er
übrigens mit großer Gewandtheit behandelt, so daß
der Gedanke trotz des kunstreichen Strophenbaues
doch zum vollkommenen Ausdruck gelangt.

Seine *Rei-* oder Minnelieder erheben sich freilich
eben so wenig zur Objectivität, als die der früheren
Minnesänger; wir finden in ihnen die nämlichen Ge-
danken, die nämliche Allgemeinheit der Auffassung,
wie bei jenen; doch weiß er seiner Darstellung durch
eine geistreiche glückliche Wendung oft den Reiz der
Neuheit zu geben. „So wunnereich die schöne
Sommerzeit ist,“ heißt es in einem dieser Lieder,
„so bietet des Weibes Liebe doch noch größeres
Glück.“ (3) Man soll sich des Sommers freuen,
allein auch in der größten Freude soll man nicht
vergeffen, die Frauen zu ehren, welche aller Wonne
ein Wunder sind (6), wie sie denn auch allein den
trüben Winter erheitern können (4. 5).

In den didaktischen Sprüchen liebt er, wie an-
dere gnomische Dichter, den Gedanken durch Bil-
der und Gleichnisse anschaulich zu machen; und diese
gelingen ihm in der That sehr wohl, wie sie auch

die mannigfaltigen Kenntnisse des Dichters beur-
kunden. So vergleicht er den edlen Mann dem ge-
läuterten Holze und des Weibes Reinheit mit der
auch im Winter grünen Palme (8). Der Phö-
nix, heißt es in einem andern Gedichte, gebiert seine
Zungen, sondern er jüngt sich, indem er sich in
Feuersgluth verbrennt. „Und so möchte ich,“ fährt
er fort, „daß ihm die Guten und die Bösen glichen,
daß die Guten sich verjüngten und daß die Bösen
keine Nachkommenschaft hätten.“ (7) Nicht so häu-
fig als andere Dichter hat er dagegen die Fabel zur
Veranschaulichung seiner Gedanken gebraucht; wir
haben die von ihm mit Glück nachgeahmte alte Fabel
vom Raben und Fuchs mitgeteilt (10), in welcher
er diejenigen Großen dem Raben vergleicht, welche
ihr Gut den falschen Schmeichlern spenden. Gleich
den meisten fahrenden Sängern klagt auch der Kan-
zler über die Kargheit der Großen und tadelt sie,
daß sie die Kunst nicht achten, die Kunstlosen den
wahren Dichtern vorziehen. Jene seien aber dem
Esel in der Löwenhaut, dem Raben mit den Pfauen-
federn und dem klappernden Storch zu vergleichen
(1); und wer dem kunstlosen Schalk die Meister-
schaft zuerkennt, der achtet die Geiß gleich dem
Hirsche, die Schnecke, Schwalbe und Spinne gleich
dem Bracken und Falken (2).

1. Die Kunstlosen.

Ein esel in löwen hute,
ein rappe in pfäwen wāt
mugent vil der tœrschen triegen,
sint si an künste blint;

Ir stimme ouch wisen tiute,
wie ir nātüre stāt;
diu mac niht lange liegen,
sin künd in, wer si sint.

Ir edelen tugende richen,
ir merket, ob ir munt,
waz tœren ir gelichen
in disem liede sunt
dem esel und dem rappen:
die singer künsterūch;
niht wan ein snabelsnappen
zeigt mir storchē kūch.

2. Die Kunstlosen nochmals.

Ein trages sneggen slichen,
einr snellen swalwen vluc,
dis birzen und jens beizen
mit meisterscheffe kan

Si bracken, valken gelichen;
dēst ein gebiurscher tuc,
swer hirzen unde geizen
gelicher werde gan.

Der snegge slichet träge,
sō kan die spinne weben:
swer swalwen spise vräge,
der kenne ouch mucken leben.
Her hīrz, und ir, her valke,
der kennet iuwer niht,
swer kunstelōsem schalke
der meisterscheffe jiht.

3.

Sumerwunne, swer dich schouwen
welle, der kēre in die ouwen,
ūf die berge und in diu tal.

Wilder missevarnen geste

hant empfangen boumen este,
wan siht bluomen überal.

Rilich gedene in süezer wise
singt kleinu vogellin.
Meie, daz si dir ze prise,
rifen, snê mit kaltem ise
swindent gegen der lûfte din.

Werden alten, und ir jungen,
swer den winter was betwungen,
der ensol niht trûren mê:

Schouwent an die grünen heide,
wie gar diu von leide scheide,
wie gar wunneclîch si stê!

Swem in bluomen under blüete
lieplich nâhe ein ûmbevanc
hiure kûndet wibes gûete,
der lâze allez ungemûete,
unt sage des dem meien danc.

Uz einem rôsenvarwen munde
kumt von wibes herzen grunde,
daz man gerne schouwen mac:

Reiner wibe süezes lachen
mac baz sendes trûren swachen,
danne ein blüetericher hac.

Swaz ûz süezem dône erklinget
swaz der walt des loubes treit,
swaz diu heide bluomen bringet,
swaz diu nahtegal gesinget,
dast gegen wiben ungereit.

4. Beibes Minne der beste Trost.

Wê dir, winter, daz din twingen
tuot sô manigen herzen wê!

Dû verderbest vogelin singen,
lichte bluomen und den klê.

Wer hât uns den walt beroubet,
der sô schône stuont geloubet?
Rife und ouch darzuo der snê.

Sumerwunne, zît des meien,
viol, liljen, rôsen rôt,

Wol verklagt, ir stolzen leien,
merkent, waz ie vrôude bôt:

Seht an reiner wibe gûete,
wie die kunnen ungemûete
wenden unde mange nôt!

Wibes minne trûren krenket,
lieplich wunsch an wiben lit,

Minne hôchgemûete schenket,
minne lieb in herzen git;

Minne ir vriunden vrôude teilet,
minne wundet, minne heilet,
minnen stillet senden strit!

5. Minne über Alles.

Winter kalt,
din gewalt
tuot mit rifen ungestalt
anger, ouwen, heiden breit;

Snêwes twanc
machtet kranc
kleiner vogelin süezen sanc,
daz ist nahtegal verzeit.

Glanze varwe sint verschwunden,
mit den meie hiure entwarf
bluomen bluot
schône unt guot;

des wirt manic herze unvrut:
diz kumt von den winden scharf.

Wie diu zît
trûren git,
wie diu heide in jâmer lit!
doch ist lieplich trôst daran:

Wibes guost
sorgen brunst
leschet mit der minne kunst,
swem ir gûete vrôude gan.

Wip sol man vür bluomen schouwen
wiben dienen hôhet muot;
minnen wan
lieben kan
nan dem wibe, wip dem man:
dist der werlte hôchste guot.

Wiplich zuht
sender suht
git von mannes herzen vluht.
Wol dem man, der schouwen mac

Ein wip guot,
wol behuot;
treits im stæten holden muot,
der si vrô naht unde tac!

Wart ie bezzer ougenweide,
danne ein reine, schône wip?
endelich,
sunder wîch,
aller wunne ist überraich
wibes name unt wibes lip.

6. Frühlingslied.

Var hin, verwâzen winter lanc!
din getwanc
wirt noch kranc,
joch muostu verschwinden.

Der sumer wil berg unde tal
überal
âne zal
gar von nôt enbinden.

Kalt is siht man zervliezen,
daz kumt von der sunnen glanz,
man siht noch hiure hofschen tanz,
manigen swanz
unde kranz:
wen sol der verdriezen?

Wip diu sint darunder
besunder
ganzer vrôude ein anevanc
und aller wunne ein wunder.

Habt urloup, rifen unde snê,
jâr lanc mê,
dur den klê
siht man bluomen dringen:

Des sult ir wesen an vrôuden balt,
jung und alt!
manicvalt
hêrt man vogel singen:

Walt, anger, heide und ouwe
liechter meie hât bekleit;
nu wol ûf, zuo der linden breit,
sunder leit,
swer gemeit
schônheit welle schouwen.

Wip diu sint darunder
besunder

ganzer vröude ein anevanc
und aller wunne ein wunder.

Ir jungen leien wolgemuot,
wesent vrucht
gegen der bluot:
schön stêt das gevilde.

Ir sunt verdienen êren zol,
tuont so wol,
sam man sol,
êrent wibes hilde.

Wip sint der tugende ein krône,
guoter dinge ein überdach:
von in wirt iuwer ungemach
sunder ach
kranc unt swach:
daz wirt iu ze lône.

Wip diu sint darunder
besunder
ganzer vröude ein anevanc
und aller wunne ein wunder.

7. Der Phönix.

Fenix ein vogel ist genant,
der wunderlicher arte pflegt:
er lebt alleine, sunder pâr,
dekeine vrucht er birt.

Swenne sin nature im tuot bekant,
daz im daz alter angesigt,
diu schrift betuotet uns vürwâr,
wie er gejunget wirt:

In viure er sich verbrinnen lât,
ze selcher nôt in sin nature twinget,
der sunnen kraft, der viuchte rât
den fenix ûz dem pulver wider bringet.
Sus genätüret, daz wolt ich,
die biderben edeln und die bösen waren:
die biderben, daz si jungeten sich,
die bösen, daz si niemer vrucht gebaren.

8. Gleichnisse.

Swâ golt geliutert wirt alsô,
daz ez niht mære gunters hât,
dâ minret sich sin tugende niht
von keiner brünste schaden.

Al durch des argen winters drô
der palmen louh in grüne stât,
swie daz man in in snêwe siht
mit rîfen überladen.

Dem golde geliche ich wol den man,
des herze ist sô geliutert unt sô reine,
daz in der bôsheit hitze enkan
niht brennen sô, daz er iht arges meine.
Der palmen gelichet sich ein wip,
diu an sich reiner tugenden varwe strichet,
sô daz mit niht ir werder lip
durh arge lust in schanden kleit erblichet.

9. Des Dichters Klage.

Mich vrâget manic edel man:
„Her Kanzeler, ir kûndet mir,
man seit, ir kûnnest künste vil,
waz tuot iuch guotes bar?“

Des antwûrte ich im, ob ich kan,
dur waz ich guotes ofte enbir:
„Die hêrren kargent âne zil,
swar ich der lande var.“

Met ich gelücke und dâ bi kunst,

und ouch die hêrren milte bi ir guote,
erwurb ich danne der edelen guinst,
armuot, sô schiede ich gar von diner huote.
Sus hât gelücke von mir pfliht;
ob ich iht kan, waz sol mich daz genützen?
Mir sint die hêrren milte niht,
mich schiuhet ir guot, sam wildiu krâ den
schützen.

10. Der Fuchs und der Hase.

Ein vuhs zeinem rappen sprach,
der hôh ûf einem boume saz
unt truog ein kâse in sinem snabel:
„Her rappe, ir sint gar kluooc,
Sô schoenen vogel ich nie gesach;
nie lêrche, noch galander baz
gesanc, danne ir; sus ich niht zabel,
ich hôrt ez gerne genuoc!“

Der rappe dur den valschen pris
mit lûter stimme im sinen sanc erbôrte:
des viel der kâse im unders ris
in greif der vuhs, den sanc er gerne hôrte.
Sus gebent guot tœrscher herren vil
dur valschez lop, dur smeychen, liegen, triegen:
wol vûeget den affen tœrenspil,
ez gebent die narren gerne ir guot den giegen.

Steinmar.

Wahrscheinlich war dieser Dichter einer der beiden Brüder Konrad und Berthold aus dem adeligen Geschlechte der Steinmar im Thurgau, welche in verschiedenen Urkunden zwischen 1251 und 1271 vorkommen. Im J. 1276 zog er mit König Rudolf gegen Ottokar von Böhmen und wohnte, wie aus einer Stelle in seinen Liedern erhellt, der Belagerung von Wien in demselben Jahre bei. Nach einer andern Andeutung muß er auch arm gewesen sein.

Während die unmittelbar vorangehenden Dichter, die alle dem Bürgerstand angehörten, uns den Ernst des öffentlichen und des Privatlebens, wenn auch nicht immer mit dichterischem Talente, doch stets in würdiger Haltung vorführten, werden wir durch den ritterlichen Steinmar wieder in den Kreis des Minneliedes zurückgebracht, was einen neuen Beweis davon gibt, wie wenig der Adel seine Zeit begriff und eines höheren Schwunges fähig war, und in welchen engen Schranken sich die höfische Poesie bewegte, welche sie nicht einmal dann zu überschreiten wagte, wenn alle Verhältnisse dazu zu drängen schienen. Der Ritter Steinmar nahm an den wichtigsten Begebenheiten seiner Zeit unmittelbaren Antheil; er begleitete den großen Rudolf auf seinen Kriegszügen, die ihn weit von der Heimat führten; wahrscheinlich stand er, der Schweizer, mit dem Schweizer Habsburg in persönlichen Beziehungen: aber von allem dem ist in seinen sämtlichen Liedern keine Spur; wir erfahren nur zufällig aus einem Liebesgedicht, daß er vor Wien lag, wo ihn die Sehnsucht nach der Geliebten quält. Wie viel höher steht der einfache Schulmeister von Göttingen, der mitten in den engsten Lebensverhältnissen doch so regen Antheil am Schicksale seines Vaterlandes nahm! Und es war nicht etwa die reine Liebe zu einem edlen, der begeisterten Sehnsucht würdigen Mädchen, die jenen mit Heimweh erfüllte; denn wenn auch Steinmar einige

Minnelieder im höhern Styl gedichtet hat, so betreffen seine meisten Gedichte doch nur vorübergehende Abenteuer mit muthwilligen Dorfdirnen, denen er nachstellte (3. 5). Uebrigens hat er unverkennbares Talent, und was wir schon bei Andern zu bemerken Gelegenheit hatten, gilt auch von ihm, daß nämlich der Umgang mit dem Volke selbst auf seine eigentlichen Minnelieder glücklichen Einfluß gehabt hat, indem sich in ihnen eine Wahrheit und Frische der Empfindung ausdrückt, welche die gemessenen und sich immer wiederholenden Darstellungen der älteren Minnesinger weit überträgt (2). Seine Liebe ward, scheint es, nicht erhdrt, aber weit entfernt in Trostlosigkeit zu verfallen oder in Klagen auszubrechen, wie es bei den höfischen Dichtern bergebracht war; und ein armes Minnerlein und Martirer zu bleiben, bietet er sich dem Herbst zum Gehülsen an, da diesem sein „Gebe-win“ gestorben. Der Herbst will ihn annehmen, wenn er ihn recht besingen könne, worauf er sich zum Wirthe wendet, und allerlei Speisen und welschen Wein verlangt. „denn durch mich“, sagt er, „geht eine Straße; so schaffe uns zu essen und so viel Wein, daß er ein Rad treiben könnte!“ (1) Dies ist vielleicht das erste Herbstlied, das von einem Minnesinger gedichtet wurde, eine Gattung, die vielerlei Nachahmung fand, wenn auch wenige der späteren die lebhafteste Darstellung haben, welche überhaupt Steinmars Dichtungen auszeichnen.

1. Herbstlied.

Sit si mir niht lönen wil,
der ich hân gesungen wil,
seht, sô wil ich prisen

Den, der mir tuot sorgen rât,
herbest, der des meien wât
vellet von den risen.

Ich weiz wol, ez ist ein altez mære,
daz ein armez minnerlin ist reht ein marterære;
seht, zuo den was ich geweten:
wâfen! die wil ich lân unt wil inz luoder treten.

Herbest, underwint dich min,
wan ich wil din helfer sin
gegen dem glanzten meien;

Durch dich mide ich sende nôt.
Sit dir Gebewin ist tût,
nim mich tumben leien

Vür in zeime stæten ingesinde.
„Steimâr, sich, daz wil ich tuon, swenne ich
nû daz bevinde,
ob du mich kanst geprîueven wol.“
Wâfen! ich singe, daz wir alle werden wol.

Herbest, nu høre an min leben:
Wirt, du solt uns vische geben,
mê danne zehen hande;

Gense, hüener, vogel, swin,
dermel, pfâwen sulnt dâ sin,
win von welschem lande.

Des gib uns vil, unt heiz uns schüzzel scho-
chen;
köpfe unde schüzzel wirt von mir unz an den
grunt erlochen.

Wirt, dû lâ din sorgen sin,
wâfen! joch muoz ein riuwic herze trösten win!

Swaz du uns gist, daz wûrze uns wol,
baz, dan man ze mâze sol,
daz in uns werde ein hitze,

Daz gegen dem trunke gange ein dunst,
alsô rouch von einer brunst,
und daz der man erswitze,
Daz er wâne, daz er vaste lecke;
schaffe, daz der munt uns als ein apotêke
smecke:
erstumme ich von des wines kraft,
wâfen! sô giuz in mich, wirt, durch geselle-
schaft!

Wirt, durch mich ein strâze gât:
dar ûf schaffe uns allen rât
manger hande spise,

Wines, der wol tribe ein rât.
Hœret ûf der strâze pfât,
minen slund ich prise:

Mich wûrget niht ein grôziu gans, sô ichs
slinde.
Herbest, trût geselle min, noch nim mich ze
ingesinde:
min sêle ûf eime rippe stât,
wâfen! diu von dem wine dar ûf gehûpfet hât.

2. Sehnsucht nach der Geliebten.

Sô diu ouwe unt heide wirt grüne,
ê solt ich min liep gesehen,

Daz ich mich wol mit im versüene,
sô wær liebe mir geschehen.

Ich hân mich nâh ir verdâht
unt versenet; daz hât mich brâht
in die nôt;
in gesehe vil schiere min liep, alder ich bin tût.

Vil senelichez jâmer schricken
rûschet in dem herzen min,

Nâh ir vil süezen ougen blicken,
sô si sælic müeze sin.

Mirst ir vremden al ze lanc,
des bin ich an vrôuden kranc.
Dast ein nôt;
in gesehe vil schiere min liep, alder ich bin tût.

Sol ich iemer vrôude gewinnen,
diu kumt von der vrouwen min;

Der munt sach ich von rœte brinnen:
ich wânde, in der sunnen schin

Sehen, dô ich in ir ougen sach;
von ir schône ich niht ensprach.
Ach, der nôt!

in gesehe vil schiere min liep, alder ich bin tût!

3. Heimliche Minne.

Sumer zit, ich vrôuwe mich din,
daz ich mac beschouwen

Eine süeze sældærin,
mines herzen vrouwen.

Eine dirne, diu nâch krûte
gât, die hân ich zeinem trûte
mir erkorn:

ich bin ir ze dienst erborn.
Wart ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

Si was mir den winter lanc
vor versperret leider;

Nû nimt si ûf die heide ir ganc
in des meien kleider,

Dâ si bluomen zeinem kranze
brichet, den si zuo dem tanze
tragen wil;

dâ geköse ich mit ir vil.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

Ich vröuwe mich der lieben stunt,
sô si gât zem garten,

Und ir röse röter munt
mich ir heizet warten,
Sô wirt höße mir zuo muote,
wan si ist üz ir muoter huote
danne wol,
vor der ich mich hüeten sol.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

Sit daz ich mich hüeten sol,
vor ir muoter läge,

Herze liep, dû tuo sô wol,
balde ez mit mir wäge:

Brich den truz und al die huote,
wan mir ist des wol ze muote,
unt sol ich leben,
dir si lip unt guot gegeben.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

„Steinmâr, höße dinen muot;
wirt dir diu vil hère,

Si ist sô hübesch unt sô guot,
du hâst ir iemer ère.

Du bist an dem besten teile,
der zer werlde vröude, heile
hören sol,
des wirstu gewert dâ wol.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!“

4. Ir öfte mich.

Nû solt ich die schœnen zit
grüezen, die der meije git:
nû muoz ich in sender swære worgen;

Mich vrönt niht der vogelsanc,
elliu zit ist mir ze lanc,
nâch der lieben minne muoz ich sorgen.

Mich hât enzunt
ir röter munt
mit der minne viure,
daz betwinget, swen si wil, und ist doch gehiure.

Schœne, schœne, schœne, schœne, trœste mich,
lâ mich, vrouwe, erbarmen dich!

Swer ie herzen liep gewan,
ez sîn vrouwen alder man,
der sol sich genâdeclich erbarmen,

Er sol biten über mich,
daz si tûeje tugentlich,
unt si trœste mich vil senden armen.

Der sunnen schin
der vrouwen min
schœne ich wol geliche:
wirt mir dâ bi güete erkant, seht, so bin ich
riche.

Schœne, schœne, schœne, schœne, trœste mich,
lâ mich, vrouwe, erbarmen dich!

Ez möht in die velsen gân,
daz ich her gevlêhet hân,
unt möht ouch herten vlins gelinden:

Wær ir herze ein anebôz
sost min klage doch sô grôz,
daz ich wol genâde solte vinden.

Des meres grunt
dem möhte kunte
sîn min langes wüesen,
sit mich an der minne tor nieman hœret rüesen.
Schœne, schœne, schœne, schœne, trœste mich,
lâ mich, vrouwe, erbarmen dich!

5. Sommerlied.

Nû ist der sumer von hinnen gescheiden,
wan siht sich den walt engesten,
loup von den esten
riset uf die heiden;
dien leiden
rifen bin ich gram,
und der winter zit alsam.

Sumer, sumer, sūeze,
schôn ich geleben müeze,
daz ich manic vogelin grūeze!

Der ich hân dâ her gesungen,
diu ist ein klouge dienærinne;
nâh ir minne
hân ich vil gerungen:
gelungen
ist mir niht an ir;
wan si wolte guot von mir.

Sumer, sumer, sūeze,
als rich ich werden müeze,
daz ich beschūehe ir vūeze!

Sô wær min singen gar wol behalten,
dar zuo næme mich diu klouge,
diu nâch dem pflouge
muoz sô dicke erkalten,
schalten,
den wagen, sô er gestât:
des meiers hof si gar begât.

Sumer, sumer, sūeze,
vür winter ich dich grūeze,
ich schūehe ir niht der vūeze.

Meister Johannes Hadlaub.

Hadlaub stammte aus einem später ausgestorbenen Geschlecht der Stadt Zürich. Er dichtete schon um 1290, vielleicht auch schon früher; seine Kunstbildung hatte er vermutlich in der Singschule seiner Vaterstadt erhalten. Auch er mag eine Zeit lang den Beruf eines wandernden Sängers ergriffen haben, wenigstens geht aus einem seiner Gedichte, in welchem er sich, wie einst Walther, über die großen Hüte der Frauen beklagt, unzweifelhaft hervor, daß er in Desterreich gewesen ist (7), und in einem andern sagt er, daß er nie eine schönere Frau gesehen habe, als seine Geliebte, in welches Land er auch gekommen sei. Dies ist aber auch, mit Ausnahme seiner Liebesabenteuer, das Einzige, was wir aus seinen Dichtungen über ihn selbst erfahren. Den größten Theil seines Lebens wird er aber wohl in seiner durch Pflege der Kunst, Wohlstand und freien Sinn der Bürger schon damals bedeutenden Vaterstadt zugebracht haben, wie wir daraus zu schließen berechtigt sind, daß seine Angebetete entweder in Zürich selbst oder doch in der Umgegend dieser Stadt gelebt hat. Es wird diese Vermuthung auch dadurch unterstützt, daß seine Sprache vielfältig an die Mundart seines Vaterlands erinnert, was wohl nicht der Fall sein würde, wenn er längere Zeit in anderer Umge-

hung gelebt hätte. Wann er gestorben ist, wissen wir nicht, doch darf man seinen Tod wohl nicht früher, als um das Jahr 1325 ansetzen.

Hablaub vereinigt in sich auf eine merkwürdige Weise die zwei einander scharf entgegengesetzten Gattungen des Minnefangs, indem er das eigentliche höfische Minnelied, so wie die durch Nithart angebahnte höfische Dorfpoesie bearbeitet hat, welche ihm die höchste Ausbildung verdankt. Wir würden daher, weil sich sein eigenthümliches Talent vorzugsweise in dieser Gattung zeigt, uns darauf beschränken können, diese Seite seiner poetischen Entwicklung zu schildern, wenn nicht auch die andere Stoff zu einigen Betrachtungen darböte. Der Züricher Dichter ist nämlich, wenn wir seine sentimentale Richtung ins Auge fassen, eine Wiederholung und vielleicht sogar eine selbstbewußte Kopie Ulrichs von Lichtenstein, und es hat ihm gewiß nur die Stellung gefehlt, die jenen bei seinen abenteuerlichen Streichen so sehr begünstigte, um Aehnliches auszuführen. Der abenteuerliche Sinn aber, die übertriebene und zum Theil auch affectirte Sentimentalität, die jenen Ulrich zu dem, was er wurde und that, allein fähig machten, besaß Hablaub in eben so hohem Grade, als sein Vorgänger und Muster. Wie Ulrich diente er seiner Geliebten schon als Kind, nur mit dem Unterschied, daß auch seine Auserwählte ebenfalls ein Kind war (2). Sie war hohen Standes, und der arme, bürgerliche Dichter fand keine Gelegenheit, ihr seine Liebe kund zu geben, bis er endlich Muth faßte, und als Pilgrim verkleidet ihr, als sie vor Tage aus der Netze heimging, mit einem Angelhaken heimlich einen Brief ansetzte. Was sie mit demselben machte, erfuhr er nicht, „aber wenn sie ihn gelesen hat,“ sagt er, „so hat sie tiefe Rede von der Minne darin gefunden, und welche Noth mein Herz quält.“ (1) Wer die Geliebte gewesen, erfahren wir nicht, denn es wäre gegen die höfische Sitte gewesen, dieselbe zu nennen; allein in Zürich mag es damals wohl ziemlich allgemein bekannt gewesen sein, welche hohe Frau er mit seiner Liebe verfolgte, da er sein Herzleid seinen vornehmen Freunden und Gönnern klagte, die ihm endlich eine Zusammenkunft mit der Geliebten verschafften. Als er vor derselben erschien, benahm sie sich mit der größten Härte, sie kehrte ihm den Rücken zu, als sie ihn erblickte, so daß er vor Schmerz hinsiel. Da hoben ihn die Herren auf und führten ihn zu ihrem Sitz und gaben ihm die Hand der Dame in die seinige, was ihn wieder stärkte. Er aber fiel nieder vor ihr und lag dort als ein todtter Mann, und sah sie jämmerlich an, worüber sie sich endlich erbarmte und ihm freiwillig die Hand reichte, ihn lieblich ansah und mit ihm sprach. Da konnte er sie nun nach Herzenslust anschauen; seine Arme lagen auf ihrem Schooß; aber in seinem Entzücken drückte er ihr die Hand so fest, daß sie wahrscheinlich darob erschrak und ihn, um sich von ihm zu befreien, in die Hand biß. Ein größeres Glück hätte ihm natürlich nicht begegnen können, so sehr fand er ihren Mund, so jählich, weiblich, sein war ihr Biß; es that ihm nur weh, daß er sobald aufhörte; niemals war er glücklicher gewesen. Hierauf baten die Herren, die Dame möchte ihm Etwas geben, das sie schon lang getragen habe; da warf sie ihm ihr „Nadelbein“ hin, das er schnell aufhob; die Herren aber nahmen es ihm wieder und ersuchten sie,

es ihm lieblich anzubieten, was ihn in neues Entzücken versetzte. (2) Später erhielt der Regensberger von ihr das Versprechen, daß sie den Dichter freundlich grüßen wolle; man ließ ihn holen, aber sobald er kam, versperrte sie sich in einer Stube und ließ sich trotz aller Bitten der anwesenden edlen Frauen und Herren nicht eher wieder blicken, als bis der arme Sänger das Haus verlassen hatte (4). Ein andermal sah er sie, als er spazieren ging, mit schönen Frauen sitzen; sobald sie aber bemerkte, daß er auf sie zugebe, entfernte sie sich. Doch tröstete ihn ein guter Ritter mit der Versicherung, daß ihr lieblicher Mund von ihm gesprochen und sie gefragt habe, „wo ihr Gefelle sei?“ Als sie in die Stadt zurückkehrte, begegnete er ihr abermals, jedoch war er so erschrocken, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und sie ging bei ihm vorüber, ohne ihn eines Grußes zu würdigen. Da bricht er in herzzerreißende Klagen über ihre Sprödigkeit aus, und schlägt das Gedicht mit der Bitte, sie möchte ihm doch erlauben, daß er allein zu ihr komme; er habe hiebei keine böse Absicht, denn er wolle ihr nur seinen Sehnsuchtschmerz klagen. (5)

Die übrigen Minnelieder Hablaubs enthalten keine weiteren historischen Züge, sondern bewegen sich meistens in den bekannten Formen und Wendungen; doch finden sich auch einige neue Gedanken, die er aus der Wirklichkeit entlehnte, wodurch die betreffenden Gedichte auch eine im Minneliede sonst unbekannte Objektivität erhalten. So erzählt er, wie er sie einst ein Kind lieblos sah, an dessen Stelle er zu sein wünschte. Als sie fortgegangen, nahm er das Kind, umarmte es, und küßte es an die Stelle, wo sie es geküßt hatte, was ihn ganz glücklich machte (3). Es ist wohl offenbar, daß Hablaub in seiner Liebessehnsucht, wie schon gesagt, den Ulrich von Lichtenstein kopirt, und daß, wenn seine Thorheit in gemäßigten Schranken verblieb, dies wohl hauptsächlich in seinen Verhältnissen lag. Wäre er ein hochgeborener Ritter und reich gewesen, so würde er ohne Zweifel auch irgend einen abenteuerlichen Zug zu Ehren seiner Dame veranstaltet haben. Vielleicht würde er aber auch in seinen beschränkten Umständen größere Thorheiten begangen haben, wenn er einen günstigeren Boden für dieselben gefunden hätte. Allein während Ulrich durch seine Streiche allgemeine Bewunderung einärndete, und sich selbst Härten bestrebte, dieselben zu verherrlichen, ärndete Hablaub gewiß nur Spott für die seinigen; denn ob er gleich von der Theilnahme seiner Gönner überzeugt ist, so geht doch aus seiner eigenen Erzählung klar genug hervor, daß die edlen Herren und Frauen, die seine Werbungen zu unterstützen schienen, ihn in der That nur zum Besten hatten, und um dies desto sicherer zu erreichen, ihm allerlei Hoffnungen vorspiegelten. Und er ist somit nicht bloß darin dem edlen Ritter von La Manca zu vergleichen, daß er sich in eine längst verschwundene Zeit zurückversetzte, sondern auch darin, daß er seinen Bekannten zum Gespötte diente, die seine gutmüthige Beschränktheit mißbrauchten, um sich an seinen sentimentalen Thorheiten zu ergötzen. Es hatte aber nicht bloß in den vierzig oder fünfzig Jahren, die zwischen Hablaub und dem Lichtensteiner lagen, ein gewaltiger Umschwung des Lebens und der Lebensansichten Statt gefunden; man muß auch erwägen, daß die edlen Herren und Ritter aus der Stadt Zürich

oder ihrer Umgebung bei ihrem bewegten und thätigen Leben, bei der unmittelbaren Einwirkung der weniger phantastischen, aber desto tüchtigeren bürgerlichen Elemente an dergleichen Vossen keine Freunde haben konnten, welche zur Zeit und in der Heimat Ulrichs das Erstaunen und den Reiz der Fürsten und Ritter erregten. Und so sehen wir, daß der Minnesang mit seinen charakteristischen Kennzeichen in der Schweiz, d. h. gerade da zu Grabe getragen wird, wo er zuerst blühte, weil das ritterliche Element, auf welchem der Minnesang beruhte, auch in diesem Lande zuerst und bleibend vernichtet wurde, theils durch Gewalt, theils dadurch, daß es sich genöthigt sah, sich an das kräftig emporblühende Bürgerthum anzuschließen und sich allmählich in ihm zu verlieren.

In der Erzählung des so unglücklich ausgefallenen Besuchs bei der Geliebten erwähnt Hadlaub unter den Herren, die sich seiner annahmen, auch den Herrn Rüdiger Manesse. Es ist dies derselbe, welchen er auch in einem andern Gedichte nebst seinem Sohne Johannes, dem „Kuster“, als Beschützer der Kunst befragt. „Wo fände man so viele Lieder beisammen? Man könnte im ganzen Königsreiche nicht so viel finden, als in Zürich in Büchern aufbewahrt werden; deshalb prüft man dort häufig Reiserfang. Der Manesse rang unablässig darnach, so daß er nun die Liederbücher besitzt. Gegen seinen Hof sollten die Sänger sich neigen, sein Lob hier und an andern Orten verkünden, denn der Sang hat da Wurzel und Stamm; und wüßte er, wo noch guter Sang zu finden wäre, so würde er unablässig darnach werben. — Sein Sohn, der Kuster, treibt es auch so; deswegen haben sie, die trefflichen Herren, gar viel des guten Sanges zusammen gebracht.“ (6) Diese Stelle hat die Veranlassung zur Annahme gegeben, daß die jetzt in Paris aufbewahrte Liederhandschrift, welche, wie oben schon erwähnt wurde, allerdings früher in der Schweiz war, von dem Ritter Rüdiger Manesse veranfaßt worden sei; allein da Hadlaub nur sagt, daß er Liederbücher gesammelt habe, so ist die daraus gezogene Folgerung zu willkürlich, als daß man sie für begründet halten sollte.

Hadlaub hat auch Herbstlieder gedichtet, bei welchen wohl Steinmar sein Vorbild gewesen ist. Auch er schildert unmäßige Gelage bei Wurst und Wein; aber während Steinmar sich aus Trotz gegen seine Spröde den Freunden der Tafel hingibt, unterbricht der sentimentale Meister Hadlaub die Darstellung des Gelages, das er doch mit offener Liebe und Lusternheit nach allen den guten Gerichten in widerlicher Ausführlichkeit beschreibt, durch Klagen über die unbezwingliche Härte der Geliebten, die ihm alle Freuden verbittert (8). Weit vorzüglicher sind die Erntelieder, in welchen er die Lust der Schnitter und Schnitterinnen mit lebendigen Farben malt; und wenn hier auch die Erinnerung an die Spröde seine eigene Lust unterbricht, so tönt seine Klage doch nur so leise, daß der fröhliche Charakter des Sanges dadurch nicht unterbrochen wird (9, 10). Ganz in der Rithartischen Weise hat Hadlaub auch Schlägereien der „Dörper“ geschildert, aber weder in diesen noch in den Tag- oder Wächterliedern, die er außerdem gedichtet, hat er irgend sich eigenthümlich gezeigt, so daß wir hier uns auf deren Erwähnung beschränken können. Alle Gedichte Hadlaubs aber zeichnen

sich durch ihre kunstmäßige Form aus, die namentlich in den vielreimigen oft mannigfach verschlungenen Strophen erscheint. Dieser Strophenbau eignet sich vorzüglich zu den Herbst- und Ernteliedern, welche durch denselben eine dem Gesang angemessene Lebendigkeit erhalten.

1. Der Brief.

Ach! mir was lange
nach ir sò wê gesin,
dà von dächte ich vil ange,
daz ir daz wurde schin.

Ich nam ir achte
in gwande als ein pilgerin,
so ich heinlichst nû machte;
dò si gieng von mettin,

Dò hæte ich von sender klage
einen brief, daran ein angil was,
den hieng ich an si, daz was vor tage,
daz si nicht wisse daz.

Mich dächte, si dèchte:
„Ist daz ein tobig man?
was wolder in der nechte,
daz er mich griset an?“

Si vorchte ir sêre,
min frowe wol gitân,
doch sweig si dur ir ère:
vil bald si mir entran.

Des was ich gegen ir sò gârche,
daz echt si balde kæm hin in,
durch daz den brief nieman gesæche:
si brächte in tougen hin.

Wie si im dò tæte,
des wart mir nicht geseit,
ob si in hinwurf, ald hæte:
daz tuot mir sendiu leit.

Las si in mit sinne,
sò vant si sælicheit,
tiefe rede von der minne,
waz nôt min herze treit.

Dem têt si nie sit geliche,
daz ir min nôt ie wurde kunt;
dôwê reine, minnenkliche,
dù tuost mir sêre wunt.

In getorste gesenden
nie keimen boten ir,
wan si nie wold genenden,
ir tröst erzeigen mir,

Der ir kunt tæte,
wie kûme ich si verbir,
unt si genâden bæte
nach mines herzen gir.

Dà vorchte ich ir ungedulde,
wan si mir ist dar umb gehaz,
deich sò gar gerne hat ir hulde:
war umbe tuot si daz?

Min herze sêre
si mir durbrochen hât,
wan si dà dur, diu hêre,
sò gwaltecliche gât

Min und her wider,
doch ez si gerne enpfât;
si lât sich drinne ouch nider
mit wunnen, die si hât.

Si kan sò gefüege wesen,
swie si mîr dan min herze si;

swies drinne gât, des mag ich guesen;
arges ist si sô fri.

Mich dunkt, man sæche
min frowen wol gitân.
der mir min brust ûf bræche,
in minem herzen stân

Sô lieblich reine,
gar wiblich lobesân;
in wige ez doch nicht kleine,
daz ich si sô mag hân.

Nû muoz si mir doch des gunnen,
swie sere si sich fremdet mir;
doch gan si mir nicht der rechten wunnen.
der ich ie muote zir.

Ôwê, diu minne,
wie wil si mich nû lân,
und ich doch mine sinne
an ir behalten hân?

Daz noch min herze
nie tröst von ir gewan,
des wil mir sender smerze
von nôt gesigen an;

Sin kere mirz dannoch ze guote,
daz si die reinen twinge è,
daz mir ze heil der leiden huote
dur triuwe gar engè.

2. Die Zusammenkunft.

Ich diene, sit daz mir beide wæren kint;
diu jâr mir sint
gar swær gesin,

Wan si wag, sô ringe minen dienst ie,
sin wolte nie
geruochen min.

Des wart erbarmde hêrren, dien was kunt,
deich nie mit rede ir was gewesen bi;
des brachten si
mich dar ze stunt.

Swie ich was mit hôhen hêrren komen dar,
doch was si gar
hert wider mich;

Si kerte sich von mir, dô si mich sach, ze hant;
von leide geswant
mir, hin viel ich.

Die hêrren huoben mich dar, dâ si saz.
unde gâben balde mir ir hant;
do ich des bevant,
dô wart mir baz.

Mich dâcht, daz nieman mœchte hân erbeten si,
daz si mich fri
nôt hæet getân,

Wan daz si vorchte, daz si schuldig wurd an mir.
Ich lag vor ir
als ein tût man,

Unt sâch si jæmerlich an ûz der nôt;
des erbarmet si sich, wan ichz hât von ir,
des si doch mir
ir hant dô bôt.

Dô sach si mich lieblich an unt redte mit mir;
ach, wie zam ir
daz sô gar wol!

Ich mochte si sô recht geschouwen wol gitân:
wâ wart ie man
sô frôiden vol?

Die wile lâgen min arm ûf ir schôz;
ach, wie suoze mir daz dur min herze gie;

min frôide nie
mêr wart sô grôz!

Dô hæte ich ir hant sô lieblich vast, Got weiz:
dâ von si beiz
mich in min hant;

Si wânde, daz ez mir wê tæet, dô frôute ez mich:
sô gar suez ich
ir munt bevant:

Ir bizen was sô zartlich, wiblich, vin,
des mir wê tæet, daz es sô schier zergangen was:
mir wart nie baz,
daz muoz wâr sin!

Si bâten si vaste etezwaz geben mir,
daz si an ir
lange hæte gehân;

Alsô warf si mir ir nadelbein dort her:
in suezzer ger
bald ich ez nan.

Si nâmen mirz unt gâbenz ir wider dô,
und erbâten si, daz si mirz lieblich bôt;
in sender nôt
wart ich sô frô.

Der fûrste von Konstenz, von Zürich die fûrstiu,
(vil sælig sin!)
der fûrste ouch sâ

Von Einsidelen, von Toggenburg loblich
grâv Friderich,
unt swer was dâ

Unt half ald riet, daz man mich brâcht fûr si:
daz tâten hôhe diet; der frume Regensberger
nâch miner ger
ouch was dâ bi.

Und der aht von Peterhûsen, tugende vol,
half mir ouch wol;
dâ wâr ouch bi

Edil frowen, hôhe pfaffen, ritter guot;
dâ wart min muot
vil sorgen fri.

Ich hæte ir gunst, die doch nicht hulfen mir.
Her Ruodolf von Landenberg, guot ritter gar,
half mir ouch dar
unt liebte mich ir.

Dem die besten helfent, daz vervât ouch icht:
diu zuoversicht
wart mir wol schin;

Wan der fûrste von Konstenze, loblich, gerecht,
unt her Albrecht,
der bruoder sin,

Unt her Ruedgêr Manez, die werden man.
hulfen mir vûr mine edelen frowen klâr.
daz manegez jâr
nie mochte ergân.

Ez ist lang, daz mich von êrste ir wunne vie,
und daz ich nie
sô nâch ir kan;

Wan si stalte ungrûezlich sich ie gein mir,
des ich zuo zir
nie torst gegân.

Ich dâchte, siûs nicht rnochet grûezen mich;
gieng ich vûr si, daz wære licht sô verre ir haz;
nicht wan umb daz
verzagt dann ich.

Mœcht ein herz von frôiden dur den lib ûz gân,
in mœchte behân
des minen niet,

Sit ich vür die wolgitänen komen bin,
von der min sin
mich nie geschiet.

Ich hete ir hant in minen henden, ach!
est ein wunder, daz von rechten minnen nicht
in der geschicht
min herze brach.

Ach, ich hörte ir süezen stimme, ir zarten wort:
si reiner hort,
des hät si pris.

Sò sach ich ir munt, ir wengel rösen var,
ir ougen klär,
ir keln wiz,

Ir wiblich zucht, ir hende wiz als snè.
Mir was lieblich wol, unz ich muose dan-
mir sendem man
tet daz sò wè.

3. Als Sie ein Kind liebte.

Ach, ich sach si triuten wol ein kindelin,
dà von wart min
muot liebe ermant.

Si umbevieng ez unde druchte z nàhe an sich,
dà von dächt ich
lieblich ze hant.

Si nam sin antlute in ir hende wiz,
und druchte ez an ir munt, ir wengel klär:
owè sò gar
wol kuste siz.

Ez tet ouch zwäre, als ich hæt getän:
ich sach umbvân
ez ouch si dô.

Ez tet recht, als ez entstüende ir wunnen sich;
des düchte mich,
ez was sò frò.

Dò mocht ich ez nicht àne nit verlân,
ich gedächt, owè! wær ich daz kindelin,
unz daz si sin
wil minne hân.

Ich nam war, dò daz kindelin erst kam von ir,
ich namz zuo mir
lieblich ouch dô;

Ez düchte mich sò guot, wan siz è druchte
an sich,

dàvon wart ich
sin gar sò frò;

Ich umbeviengz, wan siz è schòne umbye,
unt kust ez an die stat, swáz von ir kust è was:
waz mir doch daz
ze herzen gie!

Man gicht, mir si nicht alsò ernstlich wè
nâch ir,

als siz von mir
vernomen hânt;

Ich si gesunt, ich wær vil siech und siech-
lich var

tæt mir sò gar
wè minne bant;

Daz mans nicht an mir sicht, doch lid ich nôt—
daz füeget guot geding, der hilft mir aldà her,
unt liez mich der,
sò wær ich tót.

4. Troß der Geliebten.

Der vil edel Regensberger was vor ir,
unt bat si mir
genædig sin,

Und daz si zuo mir spræch: „Got grüeze, min
diener!“

daz was sin ger,
des hêren min.

Si sprach zartlich: „Zwâr hêrr, daz muoz
ergân!“

unt lobtimz mit ir wizen hende iu sin hant:
min leit verswant,
daz mir vürkan.

Dà wâren edele frouwen, edele hêren bi
der stund, dò si
gelobte daz;

Ich wând, daz siz stæt lieze, wanz vor in
geschach.

Von Eschenbach
der hêrr dà was,

Und der von Trosberg, der von Tellinkou;
ich wânde, daz mir solt ir tröst dà werden schîn,
swie ich des bin
von ir ungwon.

Sus besande der werde Regensberger mich:
mit im gieng ich
dar uf den tröst:

Ich wânde, daz ich leides fri dà wurde ie sà:
dò wart ich dà
fröiden erlöst.

Si slöz sich in ein stuben der geschicht;
er bat si, und edil frowen, edil man,
vil harüz gân:
dò half ez nicht.

Si suns ir nicht wizen, sist unschuldig gar;
ich brächtez dar,
daz vuogte daz;

Daz was min ungelücke, daz ich hân gèn ir,
daz vuogte mir
ir strengen haz.

Swaz mich ir hulden irre, daz müez zergân,
ez tüleje dan ir lib, in sol ir vloochen nicht.
Swaz mir geschieht,
heil müezes hân!

owè, daz si mir nicht fröiden gund von ir!
Wie tet doch mir
sò wè der pin,

Daz si vor mir barg ir lib sò minnenklich;
ach, si lie mich
in jâmer sin.

Sin wolt harüz nicht, è ich dannen kan,
sus vuogte ez sich, daz ich ir dà nicht gesâch:
daz leit geschach
mir sendem man.

5. Der Spaziergang.

Ich erging mich vor der stat, doch àne vâre:
dò gedächte ich gar
lieblich an si.

Sà ze hant ersach ich verre ir schònen lib,
dà schòniu wib
ir sâzen bi;

Dò engunde si mir fröiden nicht von ir,
si gieng dannân, dò si sach, daz ich gieng dar:
daz nimt noch gar
vil fröiden mir.

Liebiu mære seit doch ein guot ritter mir,
daz lieblich ir
munt von mir sprach.

[nenklich.

Si sprach: „Wâ ist min gselle?“ daz was min-
143

Ich fröuwe mich,
daz ie geschach,

Daz si von mir geruochte reden sô.
Daz schatte ir vil kleinen unde hilft mich wol;
sist tugende vol;
des bin ich frô.

Ich kam ir ze wege, dâ si gar eine gie:
do gesprach ich nie
kein wort zuo zir. [dan;

Ich erschrac von minnen, in mochte hin noch
ich sachs echt an:
daz wart doch mir.

Si gieng ouch vür, daz si nicht gruozte mich:
Daz verzagte mich ouch, daz ich nicht ensprach,
und dô ichs sach
sô minnenklich.

Minne sümet an mir vaste ir triuwen sich;
si twinget mich
minnen sô hôch.

Wan si nie min frouwen gegen mir getwanc:
si habe undanc!
wie tuot si sô?

Waz habe ich ir getan? si swechet sich;
twunge si gën mir ir lib sô tugende vol,
sô tæst si wol:
wes zihets mich?

Daz diu Minne mich sô sere betwungen hât,
und daz si lât
ir lib sô frî,

Dâ von weiz ich, daz si hât verrâten mich,
sin kere sich
dan ouch an si,

Unt twinge si min noch genâde hân.
Ôwê, Minn, wilt dû daz tuon, sô tuoz enzît,
wan sender strit
wil mich erslân.

Frouwe min, ich mau der rechten triuwen dich,
wan die hân ich
recht gegen dir,

Daz dû mir des gunnest, daz ich zuo dir gê,
dâ niemen mê
si, wan echt wir.

An argen list muot ich des, frouwe, dir:
in wolte nicht wan klagen dir min sendez leit:
ach salikeit,
des gunne mir!

6. Auf Rüdger Manes und Johannes Manes.

Wâ vund sament sô manig liet?

Man vunde ir niet
im küniriche,
als in Zürich an buochen stât.

Des prüeft man dik dâ meistersang;
der Manes rang
dar nâch endliche:
des er diu lieder buoch nû hât.

Gein sim hof mechten nigin die singare,
sin lob hie prüevn und andirwâ:
wan sang hât bouen und wurzen dâ,
und wisse er, wâ
guot sang noch wære,
er wurb vil endelich dar nâ.

Sin sun, der kuster, treibz ouch dar;
des hânt si gar

vil edels sanges,
die herren guot, ze semne brâcht.

Ir ère prüevet man dâ bi;

wer wiste si
des anevanges?
der hât ir èren wol gidâcht.

Daz tet ir sin; der richtet si nach èren,
daz ist ouch in erborn wol an;
sang, dâ man din frowen wol getân
wol mitte kan
ir lob gemêren,
den wolten si niet lân zergân.

Swem ist mit edelm sange wol,
des herze ist vol
gar edler sinne.

Sang ist ein sô gar edlez guot:

Er kumt von edlem sinne dar;
dur frowen clâr,
dur edil minne,
von dien zwein kumt sô hôher muot.

Waz wær diu welt, enwæren wib sô schône?
dur si wirt sô vil süezekeit,
dur si man wol singet unde seit
sô guot geleich
unt süez gedene:
ir wunne sang ûz herzen treit.

7. Die Hûte.

Der site ist in Oesterrich
unmiuenklich,
daz schône frouwen
tragent alle hûete breit;

Wan ir minnenklichen var
mag man gar
selten geschouwen,
sos ir hûet hânt ûfgeleit.

Manigen wær diu zît gar unverdrozen,
sæch man dicker ir wengelin
und ir liechten ougen schin.
Wan wæren die hûet geflozen
Tuonowe ab, sô mœchte ez sin!

8. Herbstlied.

Herbst wil aber sin lob niuwen,
er wil briuwen
manigen rât:
wan daz stât
den sinen èren wol.

Er wil manig her berâten
veizer brâten,
unde wil

trachten vil
dâ zuo si machen vol.

Des sin lob sich lieben sol!

Niuwen win
trinkent si, derz hirne rüeret,
und ouch fûeret
ir muot hô,
daz si frô
dann alle mûezen sin.

Würst unt hammen, guot geslechte
ouch in rechte
herbest birt;
dar zuo wirt
in noch sis râtes mê:

Ingwant, bletze, derme unt mægen
und ouch kragen

zuo der gluot;
herbest tuot
iu baz dan sumer è.

Man slecht sô manig vè:
des vint man
guotiu krœse, houbt unt fûeze,
und ouch sûeze
hirn und die;
herbst was ie
sins râtes lobesan.

Nû sol ein wirt sinen gesten
geben des besten,
des uns git
herbstes zit
(sô hât er wol gitân).

Dazs von rât ûf müezen glosen.
Swaz daz kosten
danne sül,
wirt, si fül
sô, daz si vollen hân.

An klobwürst solt dus nicht lân,
manigen buog
gib in, dar zuo guote grieben:
des in lieben
herbest muoz;
wirt, nû tuoz,
sô hânt si danne gnuog.

Doch klage ich des sumers schœne
und die dœne
wunnenklich,
der sô rich
è was vil manig lant.

Dô die wilden vogel sunge,
daz si klungen,
daz der schal
suoze hal:
des was uns fröide irkant.

Die went æsen winters bant,
diu sô kalt
sint, daz heide und ouwe velwent,
und ouch selwent
tage clâr:
daz tuot bar
uns fröide manigvalt.

Noch klage ich min meisten swære,
daz mich lere
tröstes ie
min frou lie,
swie wê mir nâch ir was;

Unt si mich lât sus verderben
unde werben
in der nôt,
daz der tût
mir tæte lichte baz:

Wanz næm schier ein ende daz.
Sus lât si
mich in langem ungemüete:
ald ir güete
wendez noch,
wan ir doch
min triuwe wonet bi.

9. Grentelied.

Êz gêt nû in die erne
vil schœner dirnen vîn;
swer fröide habe gerne,
der kêr mit in dâ hin.

Dar zuo gêt manig eile
dar mit ir tochterlin;
daz kumt iu ouch ze heile,
went ir gestloufig sin.

Êt ich ein lieb, daz gienge dar,
ich næm ir in der schiure war:
dâ wurd ich lichte sorgen bar.

Êz ist dien wol geteilet,
der frowin gêt dâ hin;
des sich ir herze geilet,
ez wird licht ir gewin.

Wol ûf, ir stolzen knechte,
dien stêt ûf minn ir sin,
iu kumt diu erne rechte.
wan tuot iu zemen in:

Dâ sagent spel, ir jungen man,
diu man wol âne lerne kan;
stat machet licht, dams iu dâ gan.

Swer sich kan zuo gimachen,
swiez si von êrst in leit,
ez wirt dar nâch ir lachen,
sô man in spel giseit,

Als man ûf strô sol sagen,
dâ dirnen sint gimeit:
ob si daz went vertragen,
daz tætet sende arbeit;

Dâ ist diu kurzewile guot
mit speln. Sam ennets baches tuot;
wol ûf in de ern, diu hæhet muot.

10. Grentelied.

Swem ze muote
nâch dem guote
si der erne læne,
der bereite sich, dêt zit.

Wol ûf, knechte,
und ouch rechte
stolze dirne schœne:
læne guot man iu dâ git.

Dar kumt manig schœniu schar.
Wol im wol, swes lieb komt dar;
wan er dicke
minne zicke
mag im dâ erzeigen:
secht, daz tuot in sorgen bar.

In der erne
pfligt man gerne
fröid unt wilder sinne,
wan dâ huot ist nicht ze vil.

Dâ wirt kôsen
mit vil lösen,
sprûchen von der minne,
dar zuo manger wunnen spil.

Wê, wiest erne recht sô guot,
wan si wol gisellen tuot
knappen kluoge
wol mit fuoge
zuo den dirnen schœnen:
daz fröit vûr des meijen bluot!

Möcht ich kunden
manger stunden
mich zuo miner frouwen,
daz tæ mir onch sorgen buoz.

Merker hûeten
kan sô wûeten.
sô ichs wolte schouwen,
daz ichs dicke miden muoz,

Swie min wunne lit an ir,
und ich si sô kûm verbir.
Min gelücke
manger stücke
iemer alsô bitet,
ald si bringens zemen mit mir!

Hermann der Damen.

Ohne Zweifel aus dem Norden gebürtig, war Hermann der Damen ein fahrender Sânger, der meistens an nordischen Höfen sich aufhielt, namentlich bei den Grafen von Brandenburg, von Holstein und von Schleswig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er seines jüngeren Zeitgenossen Frauenlob Lehrer und Meister in der Dichtkunst war, wenn auch vielleicht nur als rathender Freund. Seine meisten Gedichte sind Loblieder auf die Fürsten und Herren, von denen er nach damaliger Sitte Gaben empfing; das merkwürdigste und für die Literaturgeschichte wichtigste ist aber dasjenige, welches an Frauenlob gerichtet ist, weil es nicht nur den wahren Namen dieses Dichters angibt, sondern auch vielleicht die Veranlassung gewesen ist, daß derselbe sein Talent zum Lobe der Frauen verwendete. Er ermahnt ihn, der noch ein Kind und in Kindesjahren sei, nicht über die Geheimnisse der Natur und der Religion zu grübeln, die er doch nicht verstehe; daraus erwache ihm nur Schande. Er erinnert ihn sodann an den Ausspruch Reinmars von Zweter, daß „der Frauen Lob reines Leben sei, und so solle ihn sein eigener Name aufmuntern, die Frauen, ihre Liebe und ihre Tugenden zu besingen, was ihm Niemand verdenken würde, während er durch Annäherung und Selbstüberschätzung die Gunst Gottes und der Menschen verliere. Denn durch Selbststuhm werde ein Mann verhaßt, er solle diesen daher fliehen“.

An Frauenlob.

Swaz dem himele obe und unde
si und in abisses grunde,
daz lit uns ze swærem vunde,
ê wir daz gevinden.

Der die sterne zirken kunde,
und der erden gap daz runde,
gap er dir ze ringem vunde
disiu bant enbinden:

Wâ von der dunre duz
helle in so engestlicher pflege,
und ouch des blitzen schuz
wie sich der ê dem dunre rege? —
daz spurte ich nie an kinden,
daz ein kint in kindes jâren
dise wunderbunt enbâren
kunde, wolde ez lügen spâren.
Sol din bâc erwinden?

Vrouwenlop, des hâstu schande!
Vrouwen lop in schanden bande
stuont nie halben tac ze pfande.
Merken diz beginne,

Wie vil êren hab der nâme;
vrouwen lop in êren krâme
spilt vil schône sunder schâme
nâch heiles gewinne.

Uns tuot her Reimâr kunt,
„der vrouwen lop si reinez leben“;
du triffest sâlden vunt,

ist dir der name dur daz gegeben:
sô soltu vrouwen minne
prisen unde ir wipheit êren,
unde ir lop mit sange mëren.
Wil dir iemen daz verkêren,
daz kumt von unsinne.

Kint, du solt dich niht versprechen!
Wiltu Gotes wunder brechen,
daz wil er schiere rechen
an din selbes libe.

Swaz die vier unt zweinzic alten
siner wunder ê gezalten,
wiltu der mit kûnde walten,
sô sprich, wer si schriben.

Und aller singer kunst,
wilt dû die eine überkomen,
sô wirt der wîsen gunst
dir in vil kurzer vrist benomen.
Ouch muoz der Sâlden schibe
sich mit dir ze valle schricken;
kumt die Sælde ûz dinen blicken,
kein din list mac si bestriken:
schaffe, daz si blibe!

Kint, du maht ze manne dien,
din munt sol sich rüemens vrien:
daz tuot dine sælde drien
in vil kurzen jâren.

Rüemens wirt ein man unniere,
rüemens hât ein man unere;
vliuch ruom, kint, daz ist ein lère,
die ich wil enbâren

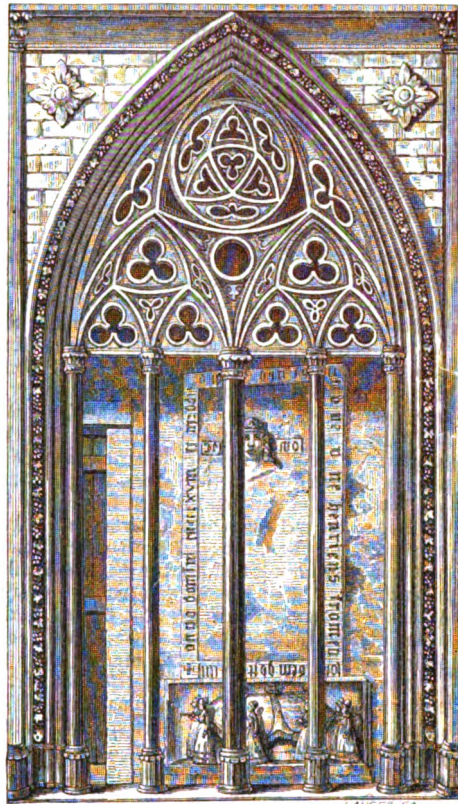
Durch vriuntschaft und durch guot,
wan ich dir guotes vil wol gan.
Vür wâr, sus stêt min muot:
swaz ich dich guotes lëren kan,
des wil ich wênic spâren.
Dunkest aber dich sô hère,
daz dir tûge niemens lère,
daz wirt dines herzen swère,
wiltus niht bewâren!

Heinrich Frauenlob.

Oft hat man wohl einen Bei- oder Zunamen fälschlicher Weise für den wirklichen Namen gehalten, seltener dagegen sich verleiten lassen, den wahren Namen eines Mannes für einen bloßen Zunamen anzusehen. Dies scheint bei Frauenlob der Fall zu sein, den man von seinem Geburtsorte gewöhnlich Heinrich von Meissen nennt. Da seine Dichtungen zum großen Theile das Lob der Frauen besangen und er gerade hierdurch den größten Ruhm erwarb, so gerieth man auf den Einfall, seinen Namen „Frauenlob“ für einen ihm deswegen ertheilten Beinamen zu halten. Doch ist dies offenbar unrichtig, und Frauenlob war sein wirklicher Name, wie aus dem oben angeführten Gedichte Hermanns der Damen hervorgeht. Denn da dieser ihn als Kind, d. h. als heranreifenden Jüngling, anredet und ihn ermuntert, sein Talent dem Lobe der Frauen zu widmen, wozu ihn schon sein Name auffordere, so ist es wohl klar, daß er diesen nicht schon damals gehabt haben würde, wenn er ihm nicht durch Geburt zugekommen wäre. Uebrigens hat man schon sehr frühe, vielleicht schon im 14. Jahrhunderte, den Namen Frauenlob für eine erst dem Dichter wegen seiner Lieder zu Theil gewordene Benennung gehalten.

Er stammte, wie schon angedeutet, aus Meissen, wo er gegen das Jahr 1260 geboren wurde. Wahrscheinlich besuchte er die Domschule seiner Vaterstadt, wo er eine für seine Zeit und seinen Stand bedeutende Gelehrsamkeit erwarb, die in seinen Gedichten zu deren Nachtheil so oft durchbricht, und wahrscheinlich die Veranlassung wurde, daß die späteren Meisterfänger ihn für einen Doctor der Theologie hielten, da sich seine Gelehrsamkeit meistens auf theologischem Felde bewegt. Die wenigsten unter seinen Zeitgenossen hatten so verständige Ansichten, wie sein älterer Freund Hermann der Damen; vielmehr erwartete Frauenlob gerade dadurch, daß er sich in die Abgründe der Mystik und in die Spitzfindigkeiten der schulgerechten Gelehrsamkeit vertiefte, bei Vielen so großes, ungemessenes Lob, daß es leicht erklärlich ist, wie er die Mahnung seines Freundes vergaß, und immer tiefer in den Fehler des Selbsttrübs und des Gelehrtenstolzes sich verlor, vor welchem ihn Hermann so eindringlich gewarnt hatte.

Frauenlob begab sich schon frühe auf die Wanderschaft, auf welcher er viele nord- und süddeutsche Höfe besuchte. Aus seinen Lobgedichten und gelegentlichen Andeutungen geht hervor, daß er in Dänemark, Brandenburg, Mecklenburg, in Bremen, auf Rügen, in Böhmen, Bayern, Kärnten u. s. w. war. Daß er von den Mächtigen und Reichen Gaben nahm, erwähnt er selbst zu wiederholtenmalen; doch fiel die Belohnung nicht immer glänzend aus, und er hatte oft mit Dürftigkeit zu kämpfen (10. 14). Von 1311 oder 1312 an lebte er in Mainz, wo er sich wahrscheinlich verheiratete, denn daß er eine Frau hatte, sagt er selbst. Dort soll er auch der Sage nach die erste Meisterfängerschule gestiftet haben. Es haben gewiß schon früher Vereinigungen von Dichtern Statt gefunden, aber diese waren doch mehr zufällig, vorübergehend und ohne bestimmte Formen; dagegen mag Frauenlob allerdings einen Verein von Dichtern und Freunden der Dichtkunst gestiftet haben, dem er festere Formen gab, wenn auch nicht in der Weise, wie wir sie bei den späteren Meisterfängern finden, und es mag also jene Sage dahin gedeutet werden, daß sich aus dem von Frauenlob gestifteten Verein im Laufe der Zeiten, und zwar schon ziemlich bald, die eigentlichen Schulen der Meisterfänger entwickelten. Diese zählen ihn übrigens überall zu den zwölf ersten Meistern, denen sie die Gründung ihrer Gewerkschaft verdankten. Frauenlob starb am 30. November 1318 zu Mainz. Er hatte sich bei seinen Mitbürgern so hohes Ansehen und bei den Mainzer Frauen so große Liebe und Verehrung erworben, daß, wie ein alter Chronist erzählt, „Frauen ihn laut weinend zu Grabe trugen, und seinen Grabstein im Kreuzgange der Domkirche mit reichlichen, durch den ganzen Gang hinstreichenden Weinranken besetzten“. Aus dem Umstande, daß er in der Domkirche begraben wurde, hat man die Folgerung gezogen, daß er ein Domherr gewesen; allein es steht dies mit Allem, was wir von ihm wissen, in so offenbarem Widerspruch, daß diese Behauptung als durchaus unbegründet angenommen, und seine Bestattung in der Hauptkirche aus der Verehrung, die er während seines Lebens genossen, erklärt werden muß. Sein Grabmal, welches im Jahr 1744 zertrümmert worden war, wurde im J. 1842 erneuert.



Frauenlob's Grabmal.

Frauenlob war einer der fruchtbarsten Dichter dieser Periode. Obgleich ein großer Theil seiner Dichtungen verloren gegangen oder wenigstens noch nicht aufgefunden worden ist, besitzen wir von ihm noch drei große Leiche, viele Sprüche in 448 Strophen und 13 Lieder in 51 Strophen. Eben so fruchtbar war er in Erfindung von neuen Tönen, deren ihm in den Meistergesangbüchern 35 zugeschrieben werden. Auch der Inhalt seiner Dichtungen ist sehr mannigfaltig. Leider ist ein großer Theil derselben wegen des dunkeln, gezwungenen Ausdruckes und der schon erwähnten Häufung von Gelehrsamkeit beinahe unverständlich; ja nicht selten muß man geradezu darauf verzichten, den Sinn herauszubringen, theils weil uns die häufig vorkommenden, zu weit hergehobenen Anspielungen unbekannt sind, welche schon für die Zeitgenossen eine Erklärung bedurften, theils weil die Handschriften, welche uns seine Lieder aufbewahrt haben, nur einen sehr verdorbenen Text liefern, was wiederum darin seinen Grund hat, daß schon die Abschreiber Schwierigkeit hatten, in das Verständniß der Gedichte einzudringen. Wir können dies aber um so eher verschmerzen, als dieser Theil der Dichtungen Frauenlobs den geringsten innern Werth hat, und wir durch die übrigen reichlich entschädigt werden. In allen den Sprüchen, in welchen er der unfruchtbaren Gelehrsamkeit vergiftet und das Leben seine Darstellung leitet, ist er durchaus tüchtig und lebenswürdig; ja es ist dieser Theil seiner Dichtungen auch in formeller Hinsicht den aus gebräuch-

Anschauung hervorgegangenen Reichen und Sprüchen vorzuziehen, wenn auch diese durch Sprachgewandtheit und Beherrschung der schwierigsten Versformen ausgezeichnet sind. Zwar zeigt Frauenlob auch in seinen besseren Erzeugnissen kein hervorragendes poetisches Talent; es mangelt ihm hiezu vor Allem die reiche, schöpferische Phantasie, welche die Erscheinungen des innern und äußern Lebens zu selbstständigen Gebilden zu gestalten vermag. Aber er hat mit dem beschränkteren Talent, das ihm zu Theil wurde, immerhin Verdankenswerthes geleistet. Wie schon gesagt, ist der Inhalt seiner Sprüche äußerst reich und mannigfaltig; er berührt in denselben beinahe alle Verhältnisse des Lebens, deren ernste und würdige Auffassung seine tüchtige Gesinnung in das schönste Licht setzt. Viele Sprüche stellen die Verderbnis der damaligen Zeit in den verschiedenen Ständen dar: ein großer Theil derselben geißelt mit großer Kühnheit die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit, die, voll Neid und Haß, nur an Völlerei denken (3), ihrer Aufgabe vergessen und sich die unverzeihlichsten Uebergriiffe in die Rechte der weltlichen Gewalt erlauben. „König Karl“, sagt er, „hat die Schwerter dem Reiche und dem päpstlichen Stuhl gegeben.“ ein merkwürdiger Ausdruck, weil, im Widerspruch mit der allgemeinen Anschauungsweise des Mittelalters, darin ausgesprochen ist, daß die geistliche Gewalt vom Kaiser ausgehe; auch setzt der Dichter sogleich hinzu, damit seine Meinung nicht mißverstanden werde, daß er die entgegengesetzte Behauptung tadeln müsse. „Nun hat aber die Kirche“, fährt er fort, „nicht bloß das geistliche Schwert, sie hat auch des weltlichen sich angemacht; schickt es sich aber, daß die Platte von dem Schild und dem Speer gedrückt werde?“ — „Aber“, ruft er der weltlichen Macht am Schluß zu, „bewahre dein altes Recht; wenn du dein Schwert nicht ergreifst, wird man dich mit dem Krummstabe fortjagen.“ (16) Den Fürsten wirft er vor, daß sie gegen alles Recht Krieg führen und die Länder weit und breit verheeren, so daß sie sich denen zugesellen, die dem ewigen Tode anheimgefallen sind (1). Die Hölle sind verwildert; sie nehmen von Tag zu Tag ab. Wer jetzt betrügen und schmeicheln kann, der gewinnt die Gunst der Herren, während Niemand die Viderben kennen will (5). Auch der Adel und die Ritterschaft sind entartet, weshalb er ihnen zuruft, des Namens und der Abstammung sich würdig zu zeigen (4. 6). Wie früher Bruder Berchtold, so klagt auch er mit des berühmten Franziskaners Worten, daß die Welt an Treue abnehme und ein falsch Gemüthe trage; kein Mensch meine es gut mit den Andern, und Niemand folge mehr der Lehre des Vaters und der Mutter. Die Alten seien überall der Jungen Spott, und so würde gewiß die Welt zu Grunde gehen, wenn nicht Gottes Güte uns vor dem Untergang bewahrte (2). Auch läßt es der Dichter nicht an gutem Rathe fehlen: die Jugend soll Gott minnen und falsche Rätze meiden; ehe es zu spät wird, soll sie sich in Ehre kleiden; denn, wie man sagt, was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Der Jüngling soll nach dem Guten streben, und sich des „Untugendlichen“ schämen; er soll mit-leidig sein und den Bittenden gern sein Gut mit-theilen; er soll sich vor Schande hüten und sich in Acht nehmen, daß ihm ein böses Wort entgleite! (8) Vor Allem empfiehlt er Maß in allen Dingen; man

soll sich weder vom Unglück niederbeugen lassen, noch über das Glück sich zu sehr freuen (7). „Man habe ihm oft vorgeworfen“, sagt er, „daß er in seinem Sange zu scharfer Worte sich bediene; allein wenn er den Bösen mit süßen Sprüchen belehren wolle, so würde jener dadurch nur ärger. Man solle dem Guten in milder Rede seine Tugend verdanken, es würde ihn dann um desto mehr gelüsten, nach seiner Kraft zu thun; je mehr der Böse Schande habe, desto mehr werde sie wirken.“ (18) Trefflich ist der kleine Spruch über die Treue. „Der Treue im Herzen hat, der lasse sie nimmer von sich kommen; wer von der Treue abläßt, dem hat der Tod die Würde benommen. Treue ist ein Spiegel, den der Mann vor sich überall in der Welt herumträgt; Treue ist das trauliche Kleid, das uns Gott gegeben hat.“ (11) — Selbst arm, hat Frauenlob voll Gefühl von der Armuth gedichtet. Er preist sie, weil sie manchen Uebermuth mildert (10); Mancher haßt sie, weil er nicht weiß, wie viel Heil ihr Gott beigelegt hat. Es führt kein besserer Weg zum Himmel; wer sie geduldig trägt, dem wird im Himmelreiche geholfen (14).

Zum Lob der Frauen hat er manchen Spruch gedichtet, in denen freilich nicht immer neue Gedanken vorkommen; doch spricht sich überall eine hohe Verehrung vor dem tugendhaften Weibe aus, und ob er gleich oft die bei den frühern Minnesängern gebräuchlichen und zum Uebermaße wiederholten Wendungen nachgeahmt hat; so unterscheidet er sich doch darin wesentlich von ihnen, daß er stets eine reine, keusche Liebe darstellt und deren würdigen Ausdruck in der Ehe findet. „Nichts kann alle Sorge und alles Leid besser verbannen, als ein reines, trautes, liebliches Weib; wie wohlgemuth muß ein Mann sein, den ein solches anlacht: einen solchen Spiegel heiße ich Leidvertreib!“ (13) — „Die reinen Frauen sind die Erhalterinnen der Welt, der Schrein der höchsten Seligkeit: kein Meister vermag, ihr hohes Lob ganz zu denken. Sie können den Männern das Leid wenden, ihre Traurigkeit verbannen. Sie sind dem Schönsten in der Natur vorzuziehen. Wohl dem Mann, der eine hat; er halte sie lieb und zart mit weisem Sinne!“ (17)

Mit diesen schönen Gedichten, aus welchen die liebenswürdigste Gesinnung athmet, stehen freilich diejenigen in seltsamem Widerspruch, welche Frauenlobs Uebermuth und Selbstüberschätzung in oft verletzender Weise bekrunden. So spricht er es mit offenen, nackten Worten aus, daß er sich höher dünke, als Reinmar, Wolfram und Walther. „Sie haben von dem Schaum gesungen und den Grund verlassen“, sagt er, „aber ich schöpfe aus des Lebens Grund und man sollte meines Sanges Schrein reichlich krönen. Ich bin der Meister aller derer, die je gesungen haben und noch singen; des tiefen Gedankens trage ich ein Joch, dazu bin ich der Kunst ein Koch; mein Wort, meine Löhne treten nie aus dem Pfade rechten Sinnes.“ (9)

Wir haben um so mehr geglaubt, auch ein Beispiel von seiner gesuchten, mit gelehrtem Wortprunk überladenen Darstellung geben zu müssen, als gerade diese bei den späteren Meistersängern die größte Anerkennung und zum Theil unverkändliche Nachahmung fand, wie er selbst ohne Zweifel durch die dunkle, mythische Sprache und das Falsche nach seltsamen Ausdrücken dem Wolfram

von Eschenbach nachzustreben suchte. Freilich wäre der der heiligen Jungfrau gewidmete Leich das beste Beispiel dieser Art gewesen, da dieses Gedicht die geringsten Fehler im vollsten Maße in sich vereinigt; allein es ist dasselbe zu groß, als daß der Raum dessen Mittheilung erlaubt hätte. Es genügt aber auch ein kleineres vollkommen, um auch diese Seite der Dichtungen Frauenlobs zur Anschauung zu bringen; ein solches ist das mitgetheilte Lobgedicht auf Konrad von Würzburg, das übrigens in Form, Sprache und Inhalt so überaus schön ist, wie kaum „Unserer Frauen Leich“. — „Mit Viole geschmückte Blüthenkunt, deines Brunnens Dunt (Erquickung) und mit Rosen geschmückte flammenreiche Brunt, die hatte kernhaftes Dibt; sechast in dem Baume künstereichen Lobes hielt des Wilsels Spitze seine Weisheit. Auf gewählte Weise mit Lilien durchzogen und mit Sternen übersät war seines Geistes Himmel, glänzend wie der feinste Hans; durch und durch gehaltvolles lauterer Gold nach des Wunsches Verlangen war all seine Blüthe, befreit vom Schaum, um Lob zu erlangen, mit Perlen angefüllt, nicht zu klein und groß. Seines Silbers Glanz gab Edelsteinen der Felsen Kraft. Ach, Kunst ist todt! nun klage, Harmonie! Planetenschaar, deine Klage nicht verziehe! und du, o Wol, verdreifache deinen Jammer! Sei ihm gnädig, füge Dreifaltigkeit, reine Jungfrau, nehmet ihn auf, ich meine den Konrad, den Helden von Würzburg.“ (15) Noch größere Künstelei hinsichtlich der Form zeigt das Gebet (20), welches, aus zwanzig Zeilen bestehend, beinahe keine Endreime, sondern nur Anreime, in der dritten Zeile auch einen Mittelreim hat. Nur die letzten Zeilen des Aufgesangs und des Abgesangs haben einen gleichlautenden Endreim. Ohne daß der Ausdruck dieses Gedichts so dunkel und gesucht sei, wie bei dem Loblied auf Konrad, enthält es doch manche Wörter, mit welchen Frauenlob seine Gelehrsamkeit zur Schau trägt. So redet er Gott mit „Oschiros“ an, welches wahrscheinlich das Griechische *ὀσχιρός* (hart, mächtig) ist, eine Bezeichnung, die in der Offenbarung häufig vorkommt; dann nennt er ihn „tetragrammaton“, den Vierbuchstabiligen, weil das Wort Jehovah im Hebräischen mit vier Konsonanten geschrieben wird. Wer der „König Alafonanz“ ist, dessen Reinheit er rühmt, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt.

Wir müssen endlich noch einer Dichtungsart gedenken, welche bei Frauenlob und seinen Zeitgenossen zuerst vorkommt, jedoch schon in solcher Ausbildung, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung gedrängt wird, sie sei nicht erst von ihm behandelt worden. Wir meinen nämlich das Streitgedicht, welches bei den südlichen Dichtern in noch größerer und selbstständigerer Entwicklung unter dem Namen *Lenzon* vorkommt. Man findet zwar bei den älteren höfischen Minnesingern keine eigentlichen Streitgedichte, jedoch ließe sich wohl aus einzelnen Andeutungen nachweisen, daß dergleichen poetische Spiele auch bei ihnen schon vorkamen; auch deutet die Sage vom Singerkrieg auf der Wartburg darauf hin, daß sie schon in früheren Zeiten gebräuchlich waren. Die ältesten Sängerkreise, die auf uns gekommen sind, haben zwischen Frauenlob und Regenbogen statt gefunden; nun aber sagt letzterer ausdrücklich, daß er Singens halber an den Rhein gekommen

sei, d. h. um Wettgesänge mit andern Meistern zu beginnen, und so müßte man entweder annehmen, daß Regenbogen der Erfinder der Streitgedichte sei, was keinen innern Grund für sich hat, oder daß solche schon vor seiner Zusammenkunft mit Frauenlob bekannt waren. Da endlich die Provenzalen schon lange Lenzonen dichteten, so darf man wohl annehmen, daß sie auch in früheren Zeiten von den deutschen Minnesingern nachgeahmt wurden.

Das berühmteste Gedicht dieser Art ist dasjenige, welches davon handelt, ob die Benennung *Frau* oder *Weib* vorzuziehen sei. Frauenlob hatte, wahrscheinlich auch mit Rücksicht auf seinen eigenen Namen, die Behauptung aufgestellt, daß „*Frau*“ (Herrin, Gebieterin) edler sei, als „*Weib*“ (welches die Frau ihrem Geschlechte nach bezeichnet und dem „*Mann*“ entgegengefest ist). Ohne Zweifel hatte auch Walther's Ausspruch, daß „*Weib*“ höher sei, als „*Frau*“, Frauenlob bewogen, die entgegengesetzte Meinung zu vertreten, da er, wie wir gesehen haben, sich in seinem Uebermuth gern über die alten Meister setzte. Freilich müssen wir sogleich bemerken, daß Frauenlob in der That nichts Anderes behauptete, als Walther; denn wenn dieser nach dem damaligen Sprachgebrauch unter „*Frau*“ die Herrin, Geliebte verstand, und sie dem *Weib* entgegensetzte, so wollte Frauenlob unter „*Frau*“ die verehelichte Frau verstanden wissen. Wir haben aus diesem Streitgedichte nur Eine Strophe mitgetheilt (9), da dasselbe, obgleich es nicht vollständig erhalten ist, doch zu lang wäre, als daß es ganz mitgetheilt werden könnte; wir erwähnen nur, daß außer Frauenlob und Regenbogen auch Rumesland an dem Kampfe Theil nahm, welcher das Kindische des Streits wohl einsah und daher den Beiden die gute Bemerkung entgegenstellte, er gäbe nicht einer Fenne Fuß um ihren Krieg, da *Weib* doch so viel heiße als *Frau*, und *Frau* so viel als *Weib*; sie sollten ihren Kampf aufgeben, in welchem sie nur als gedankenarme Poffenreißer erschienen.

Wenn wir einen schnellen Rückblick auf die gesammte dichterische Thätigkeit Frauenlobs werfen, so erscheint er uns mit einem doppelten Janusgesicht, mit einem zweifachen poetischen Charakter, von denen jeder zur vollsten Selbstständigkeit ausgebildet ist und mit dem andern in grellem Widerspruch steht. Einerseits hat er das von Wolfram in die deutsche Poesie gelegte mystische Element mit seiner Dunkelheit, seiner Ueberschwänglichkeit, seiner gesuchten Ausdrucksweise fortgebildet und zur allegorischen Auffassung der Poesie geführt, welche später so großes Uebergewicht erlief; andererseits hat er aber auch das bürgerliche Element, dessen erste Reime wir in Walther wahrgenommen haben, mit seiner Einfachheit, seiner thätigen, der That fähigen Befinnung mit den meisten Sängern seiner Lage in sich aufgenommen, und mit ihnen die freiere Anschauungsweise der Lebensverhältnisse begründet, welche vorzugsweise in den Städten erstarkte, und allmählich zur Idee der Freiheit führte, die zuerst in der Reformation zur bleibenden Erscheinung gelangte. Wenn auch die mystische und zugleich gelehrte Richtung Frauenlobs seinen Ruf unter seinen Zeitgenossen und in der unmittelbar nachfolgenden Periode vorzugsweise begründete, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch

die andere Seite seiner Dichtungen tief ins Leben eingriff, und, obgleich weniger äußerlich hervortretend, doch folgenreich wurde.



Der Dom zu Mainz.

1. Die Fürsten.

Swaz bruoder Berhtold ie gesprach vor manegem jâr,

deist allez wâr;
wan ie ze disen ziten
siht die welt man striten
wider daz reht ze aller stunt in den landen witen.
Ez sint niht künige unt vürsten mër, die vride
unt suone machen:

Der herren krieg, der wil diu lant verderben gar.

Nu nemet war,
wie sich die welnt nu stellen,
veigen ie gesellen;
der tiuvel schende ir lip, die nû anders niht
enwellen.

Aoh, herre Got, daz klage ich dir, diu welt wil
sere swachen.

Swie hie ûf erden der lip gevar,
her, vater, nim der sêle war!
Diu welt ist gar
an triuwen bar;
iedoch sô suln wir sorgen dar:
vor Gotes geriht dâ stent zwô schar,
diu ein hât grôzes leides vil, din ander in vrô-
den lachen.

2. Die schlimme Zeit.

Bruoder Berhtolde tet ê Got grôz wunder kunt:
durch sinen munt
sprach Got von himelriche
alsô wîrdeliche:

„Diu dinc, din vor geschehen sint, noch schehnt
tegeliche:

diu welt, diu nimt an triuwen abe unt treit ein
valsch gemüete!“

Er sprach: „Diu swert, diu werdent wider
einander gân.

man siht ûfstân,
daz niemen volget mære

vater noch muoter lère.

Die alten sint der jungen spot, swar der lande
ich kère;
diu welt, diu solt versinken gar: sô nert uns
Gotes gûete.

Meineider der ist worden vil.

Nu merke, waz ich dir sagen wil:

Roub, noch enstil,

du niht verhil,

du sage dem priester ûf ein zil,

wan ez niht ist ein kinder spil:

swer siner schult ze bihte komt, der vltuht der
helle glüete.

3. Zuchtlosigkeit der Pfaffen.

Man vindet bruoder niht, als bruoder Berhtold was.

Nit unde haz,

den tragent ouch die pfaffen;

vüllen unde laffen,

des pflegent si ze aller zit; wir sint niur ir affen.

Si tragent uns böesiû hilde vor; war nâch suln
wir uns richten?

„Niht sehet an ir werc, ir sehet an ir wort:
diu sint der hort;

si tuon ouch, swaz si wellen.“

Vinden wirs zer hellen,

daz überwinden wir nie mër: dar nâch suln wir
stellen.

wir suln verdienen, daz wir komen ze Gotes
angesiht.

Du hilf uns, himelkûnigin,

du milder genâde ein voller schrin,

ach, bit daz din

trût kindelin,

daz ez uns tuo sin helfe schin.

In helle grunt ist sere pin:

Maria, ûzerwelte vrucht, du solt uns zuo dir
pflihen!

4. Lehren.

Den jungen wirbe ich rât, sit ich der jungen bin,

daz si den sin

an manheit iht verlazzen,

al unstæte hazzen,

ir witz in endehafter kûr sol lân oder vazzen:

diu zwei stânt bi der manheit wol: ir jungen sit
bescheiden.

Swâ jungez herze ritterlich gemüete nimt,

wol im daz zimt.

daz kumt von edeler stiure;

al sin rât gehiure,

nie golt sô klâr gelintert wart in dem heizen viure;

des wûrke ich hie ein houbetgolt ze krône disen
beiden.

Swer minneclichen minne kan,

daz tiuret ritter unde man:

swer ûf ir ban

sich kan verstan,

wil im sin dinc nâch wunsche ergân,

vrou Sælde hât im wol getân:

mannuot und ritterlicher muot die krœnent einen
heiden.

5. Die Hôfe.

Man beizet mit dem raben unt mit der bunten krâ:

sô jagt man dâ

mit rüeden unt mit hovewarten:

in des hoves garten
stênt tistel rûch, unkriutic trefs bi den bluomen
zarten.

Waz sol des snellen valken vlucoc unt des habches
denne?

Ich spûr daz wol, der hof nimt abe von tac
ze tage;

sô ist daz min klage:
swer nû kan lösen, schmeichen,
sûeze sprûche reichen,
dem tragent die herren bernde gunst: daz sint
swachiu zeichen;
dâ bi stênt die biderben dort, reht als si niemen
kenne.

Mer Hof, ir habt den esel wert
vûr schœniu ros, vûr guotiu pfert;
der schmeicher hert,
der iuwer gert;
eins biderben mannes ir erbert.
der doch nâch prise kan sin swert
genûzen zuo dien noeten wol: hin, daz sin wort
verbreune!

6. An die Ritter.

Ir werden ritter, swâ ir in den landen sit,
zuo aller zit
sûlt ir iuch wârheit vlizen,
daz iuch itewizen
iht durfe kranker hande barn; iuwer nam sol
glizen,
alsam der morgensterne tuot vor liehtes tages
wunne.

Ritter, din ellen, daz sol sin unmâzen ganz:
din ritterkranz
sol schône sin gevertet;
sam sol ouch gegerwet
sin din vil unverzagter lip, sô daz niht entnerwet
gar mit unvuoge werd din nam; swâ man dich,
helt, erkunne,

Dâ soltu solhes rehtes pflegen,
daz dû behaltest swertes segen.
Vliuch, milter degen,
der schanden regen.
Ze tugenden soltu brücken, stegen:
sich, ritter wert, sô wirt din lop erglenzet, als
der sunne.

7. Maag in allen Dingen.

Nieman sol sines leides al ze trûric wesen,
wil er genesen
vor grôzer houbetswære.
Senftes muotes mære
er kûnde ie dem herzen sin, unt si wunnebære.
Ez wart nie leit, swerz weiz, im volge ein vreude,
ob man im stiuret.

Ez sol ouch sines liebes niemen sin ze vrô!
Daz prûeve ich sô:
manc liep, daz wirt ze leide;
ob ich daz bescheide,
sô jehet, daz ez diu mâze si: liep unt leib, din
beide,
sint si der mâze undertân, sô wirt ir adel ge-
tiuret.

Ein liebe machet dicke daz,
daz ir diu mâze wirt gehaz;
kein leit niht baz
unmâze maz:
des adels mâze si vergaz.

Sô wart ir heider kraft ze laz:
mâz, aller ebendinge ursprinc, swâ man si niht
verliuret.

8. Guter Rath.

Ich gib iu rât: swer mir wil volgen sunder spot,
der minne Got
unt mide valsche ræte;
ê daz erz verspæte,
sô kleide er sinen jungen lip hie in êren wæte!
Man giht, swaz werden welle ze hage, daz krûmbe
sich bi zite.

Ein jungelinc sol in der jugent heben an,
swaz guot getân
si, seht, des sol er rêmen;
er sol sich erschêmen,
swenn er untugentlichen tuot. Kan er daz ver-
nemen,
nu volge er miner lère, seht, sô wirt sin lop
vil wite.

Er sol ouch haben milten muot,
den gernden teilen hie sin guot.
Ist er behuot
vor schanden gluot,
daz in diu brennen niht entuot,
sô hûet er sich ouch, daz kein bœses wort im
iht entglite!

9. Der wahre Meister.

Swaz ie gesanc Reimâr unt der von Eschenbach,
swaz ie gesprach
der von der Vogelweide
mit sô vergoltem kleide,
ich, Vrouwenlop, vergult ir sanc, als ich iuch
bescheide:
si hânt gesungen von dem veim, den grunt hânt
si verlâzen. [munt,

ûz kessels grunde gât min kunst, sô giht min
ich tuon iu kunt
mit worten unt mit dœnen,
gar âne sunderhœnen,
noch solte man mins sanges schrin gar rilichen
krœnen;
si hânt gevarn den smalen stic bi kûnsterichen
strâzen.

Wer ie gesanc unt singet noch
bi grûenem holz ein vûlez bloch,
sô bin ichz doch
ir meister noch;
der sinne trage ich ouch ein joch,
dar zuo bin ich der kunst ein koch:
min wort, min dœne getrâten nie ûz rehter sinne
sâzen.

10. Preis der Armuth.

Armuet, ich wil niht wîzen, waz
und dû mir leides hât getân;

Ez wære sumelichem baz,
môht ez nâch sinem willen gân.

Waz têt er denne unt hæt er guot?
sô pfûchte er, als ein eberswin.
Armuet, du müecest sælic sin,
du stillest manegen übermuot.

11. Treue.

Durch Got, swer triuwe in herzen habe,
der lâz si nimmer von im komen;

Swer an den triuwen læzet abe,
den hât der wirde tût benomen.

Triuw ist ein spiegel, den der man
vür sich in al der werlde treit;
triuw ist daz heimeliche kleit,
daz uns Got hât gesniten an.

12. An die Frauen.

Ir höhen vrouwen, reine wip,
ich hân daz reht, daz ich iu sage:

Waz mac getiuren iuwern lip
ie baz unt baz von tage ze tage,

Wan daz ein von der andern niht
mit willen høre ein swachez wort?
Beschützet hie und decket dort,
daz ist ein sūeze zuoversiht.

13. Lob der Frauen.

Ich spriche ez wol ûf minen eit,
daz in der werlde doch niht ist,

Daz alle sorge und alle leit
vertiuwern müge mit sūezer list

Daz, denne ein rein, trüt, sælic wip!
Ahi! wie wolgemuot ein man
muoz sin, swenn si in lachet an!
Den spiegel heiz ich leitvertrip.

14. Armuth führt zum Himmel.

Armuot, dich hazzet manec man,
unt vient dich an;
im ist niht kunt, daz dir Got heiles gan.
Michn triege miner sinne rât,
kein bezzer wec niht zuo dem himelriche gât:
ein slehte ban
ist aremuot wol kunt.

Swer die gedultelichen treit
unt sezt sin leit
zem besten vür ûf Gotes barmkeiç,
unt midet unverschulten haz:
gêt ez eim andern hie ûf erden baz,
er wirt gemeit
in himelrich gesunt.

Swer sinen sin nâch rehten dingen setzet,
unt sine snæden zungen niht enhetzet,
sin ebenkristen letzet
an èren, noch an wirdekeit,
im wirt bereit
ein rilich kleit
in vreuden zaller stunt.

15. Auf den Tod Konrads von Bûrgburg.

Geviolirte blüete kunst,
dins brunnen dunst
und din geræset flammenriche brunst,
diu hâte wurzelhaftez obez;
gewidemet in dem boume künste riches lobes
hielt wipfels gunst
sin list. Durchlijet kurz,

Durchsternet was sins sinnes himel,
glanz alse ein vimel,
durchkernet lûter golt nâch wunsches stimel
was al sin bluot, geveimt ûf lop,
gevult ûf margariten, niht ze klein unt grop:
sins silbers schimel
gap gimmen velsen schurr.

Ach, kunst ist tât! nu klage. armônîe,
planèten tirmen klage niht verzie,
pôlus, jâmers drie:
genâde im, sūeze trinitât,
maget reine, enpfât,

ich meine Kuonrât,
den helt von Wirceburc.

16. Geistliche und weltliche Macht.

Wie nû, wie nû, ir plassen,
wie sint diu reht geschaffen?
Küne Karl dem riche und ouch dem stuole hât
gegeben

diu swert; iur leidez kallen muoz ich klaffen.
Ist Pêters allez, daz da ist,
Johans, wâ ist din swert?

Ich wæn, du sist entnûcket;
din swert ist dir entzûcket:
diu stôle und ouch der ban hōch ob dem swerte
sweben.

Blat, schicket sich, daz schilt unt sper dich
drûcket?

Johannes guot, erwecke dich,
dins leides Pêter gert;

Sin ist daz riche mit dem stabe,
der vrevet unt gewalt;

er setzet ûf, er setzet abe:
solch wille ist siner maht gezalt;
din vürstentuom, din ritterschaft,
diu beidiu sint verschalt.

Johannes, hege din altez reht,
als ez gestanden habe,
nimst du din swert niht ebene sleht,
man jagt dich mit dem stabe.

17. Ehret die Frauen.

O reiniu wip, ûsfaltungen aller welde
gên Gote unt gên der muoter sin,
als hie mit sange ich melde,
si sint der hōhsten sælden schrin:
kein meister mac ir hōhez lop voldenken.

Diu werlt, diu wær vor langer zit vergangen,
enwæren niht diu reinen wip;
nâch in mich sol verlangen.

Si vrōuwent maneges mannes lip;
ir werde man, dar an sult ir gedenken.

Die vrouwen können wenden leit
den mannen, al ir trûren wol verhouwen.
Swaz bluomen heide und anger treit,
ich lobe si vür die vogele in den ouwen;
dâ vür lobe ich der edelen vrouwen minno:
ie wol dem man, der eine hât,
der halt si liep unt zart mit wisem sinne!

18. Erklärung.

Man giht, ich si ein teil ze scharpfer worte
in minem sange; jâ ich aller orte,
ich sol gên löse smæhe sagen,
swenn ichs an eime enpfunde.

In minem sange ich offenlich sol strâfen
mit umberede, mit worten, sunder wâfen;
den vrumen danke ich reiner tât
mit sūezen sprûchen lînde.

Swâ man den bösen hillet mit.
dâ ergert sich sin tât, sin sit,
unt werdent desten krenker.

Man sol dem vrumen milten danken siner tugent,
in lustet desten baz, ze tuon nâch siner mugent;
ie mër der bösen schande hât,
diu wirt nâch tōde swenker.

19. Priamel.

Swer zeigtet kunst, dâ man ir niht erkennt,
swer ungezemtiu jungiu ros unkunde vürte rennet,

swer lange krieget wider reht,
 swer vil verstolnes koufet;
 Swer vil mit nâchgebûren sich gebâget,
 swer ungewizzenlichen gar die ungezogenen
 vrâget,
 swer steichet dicke vrenden hunt,
 swer alte juden toufet;
 Swer dienet, dâ man sin niht gert,
 swer sich mit lügen wil machen wert,
 swer spotten wil der alten;
 swer ûf die verre vrunt sich sêre fidet,
 swer sin getriuwe sælic wip durch valsche minne
 midet:
 sol dem ez allez wol ergân,
 des muoz gelücke walten.

20. Gebet.

Ôschiros, Got gewaltec,
drè, und den tiuvel morde,
baz, **sô** ich dû erschricke,
vrô ich ze dinem rîche
kum, Tétragrammatôn!
Vrum mache mich in tugende,
daz mines sinnes arke
baz ûz der sünden vlüete
 gezûcket werd, sô reine
 was kûnc Alasonanz.
Ganz minen sin durchblicke
 Altissimus der starke,
 stê sûnder manecvaltec,
 daz ich den bruch beweine,
 den ich begienc in jugende,
 in tumbes sinnes glüete,
 daz ich der engel hörde,
 daz himelrîch sô vrôn
vîn schowe an ewêclîche,
dîn antlîz lûter, glanz.

Regenbogen.

Barthel Regenbogen, Frauenlobs Zeit- und Kunstgenosse, war seines Berufs ein Schmied; doch verließ er dieses Handwerk aus unwiderstehlichem Triebe zur Dichtkunst (4). Es ist unbekannt, aus welchem Lande er stammte, doch kann er seine Heimat nicht am Rheine gehabt haben, da er ausdrücklich berichtet, daß er an den Rhein gezogen sei, um die besten Sänger zu suchen und sich mit ihnen zu üben (2). In Mainz, wo er sich lange aufgehalten zu haben scheint, fand er denn schon allgemein berühmten Frauenlob, der nicht ohne mächtigen Einfluß auf ihn blieb. Eben so wenig, als seine Heimat und sein Geburtsjahr ist auch die Zeit seines Todes bekannt; er muß aber ein hohes Alter erreicht haben, dessen Schwächen und Gebrechlichkeiten er in einem seiner gefühlvollsten Gedichte rührend beklagt, bei welcher Gelegenheit er auch seines Weibes und seiner Kinder gedenkt (3).

Anfangs mag die gelehrte Bildung, sowie der große Auf- und Abstieg auf den einfachen Schmied bewältigenden Eindruck gelöst haben, er nahm daher denselben zu seinem Vorbilde und suchte ihn nachzuahmen, was ihm jedoch nicht gelingen konnte, da ihm die ausgebreitete Gelehrsamkeit abging, durch welche sein Vorbild so großen Auf- und Abstieg hatte. Diese Nachahmung war aber für Regenbogen vergeblich, da er sich in eine ihm entfernt liegende Sphäre wagte und in dem Bestreben, die künstlichen

Formen und die geschmückte Sprache Frauenlobs nachzubilden, sein eigenthümliches Talent untergrub. Es ging ihm, wie in den neueren Zeiten der Karlschule, deren Dichtungen um so mehr an innerem Werthe verloren, je mehr sie den Forderungen ihrer gebildeten Freunde nachzukommen suchte. Doch gelang es dem ehrlichen Meister, die Bewunderung, die ihn zur Nachahmung verleitet hatte, zu überwinden, woran wohl nicht bloß sein gefunder, schlichter Sinn und sein Selbstbewußtsein (6), sondern auch der Uebermuth Frauenlobs Schuld war, der mit dem pedantischen Stolz eines sich selbst überhäufenden Gelehrten auf den einfachen, ungelehrten Handwerker herabblitzte und ihm seine Ueberlegenheit oft in den härtesten Ausdrücken fühlen ließ (5). Die Gedichte Regenbogens, in welchen er, frei von Nachahmung, sich den Eingebungen seines eigenen Talents überläßt, sind den andern weit vorzuziehen. Zwar verathen sie oft eine gewisse Unbeholfenheit der Form, aber trotz dieser Unvollkommenheit, von der sich bei Frauenlob auch nicht die leiseste Spur findet, erscheint der Schmied im Gange viel begabter, als jener, und namentlich übertrifft er seinen Nebenbuhler an Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Auch mochte Frauenlob wohl selbst ahnen, ohne sich es doch gestehen zu wollen, daß Regenbogen an angeborenem Talent ihn übertrage; denn sonst würde er den schlichten Mann, der an gelehrter Bildung so tief unter ihm stand, kaum mit so großer Bitterkeit verfolgt haben. Auch Regenbogen ist sich seines höheren Werthes bewußt. Er weist nicht nur Frauenlobs unwürdigen Spott und Uebermuth zurück (5), sondern er stellt sogar seine Kunst über die seines Gegners, „denn die feintige“, sagt er, „grüne in der Sinne Zweig“ (6), worin wir unbedenklich mit ihm übereinstimmen, mag das Wort „sin“ den gesunden Menschenverstand bezeichnen oder Sinnigkeit, oder Gefühl und Empfindung, den Gedanken oder vielleicht die Poesie selbst bedeuten, was dies in einem andern Gedichte der Fall ist, in welchem er sich beklagt, daß der „her sin“ ihm nicht gehalten, was er ihm verzeihen habe, als er ihn von dem Amboß wegnahm. „Ihr saget mir damals“, fährt er fort, „daß es auch mein Gewinn sein würde, wenn ich den Herren um reiches Gut fänge. Nun hatte ich wohl stets den Trieb zu fangen, und es ist auch meine Begier; nur sollten auch die großen Herrn mir besser lohnen. Die Fürsten sollen sich aber besser versehen, oder ich kehre wieder zu der Esse Glut. Da schwöre ich dem Hammer, der Zange und dem Amboß, denn der theilt mir williglich sein Fleisch und auch sein Brod mit. Fürwahr, ich zehre mich nimmer arm mit Kunst vor Herren bis auf meinen Tod.“ (7)

Daß Regenbogen sich bewußt war, auch größere Gedankentiefe zu besitzen, als Frauenlob, spricht er deutlich genug in dem Räthsel aus, das er diesem zur Auflösung vorlegt, dann aber selbst erklärt, weil Frauenlob den Sinn nicht gefunden hatte. Das Räthsel (8) ist freilich dunkel und schwierig klar, so daß es selbst trotz der Auflösung (9) nicht ganz klar erscheint; allein es war für einen Mann, der sich, wie Frauenlob, so ganz in die Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie verfahren hatte, vollkommen gut gewählt; und es mochte dieser dadurch, daß ihm die Auflösung nicht gelang, noch unangenehmer berührt werden, als durch den bitteren Spott, den sein von ihm verachteter Nebenbuhler schon in

der Aufgabe über ihn in reichlichem Maße ausgoß*). So stellte sich Regenbogen der mystisch gelehrten Richtung entgegen, auf die Frauenlob am stoltesten war, und er wurde eben hierdurch noch weit mehr der Repräsentant und Träger des bürgerlichen Elements, das nun in der Literatur vorherrschend wurde und ohne Zweifel Großes hervorgebracht hätte, wenn seine selbstständige Entwicklung nicht durch die traurigsten Verhältnisse im deutschen Staatsleben gehindert und zuletzt ganz vernichtet worden wäre. — Regenbogen hat ohne Zweifel noch mehr gedichtet, als was wir von ihm kennen; aber auch selbst das Wenige, das uns anbewahrt worden ist, reicht hin, uns seinen dichterischen Charakter, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfang, doch in seinem Wesen zu eröffnen. Wir erkennen in ihm dieselbe Natur, die wir später in ihrer allseitigsten Entfaltung in Hans Sachs werden kennen und bewundern lernen, dieselbe Treueherzigkeit, dieselbe Thätigkeit in der Gesinnung, dieselbe Gedankenfülle, denselben Reichthum des Ausdrucks, der dem Gedanken immer entspricht und ihn in voller Klarheit darstellt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die zwei würdigsten Vertreter des bürgerlichen Elements in der Poesie die beiden Endpunkte desselben bezeichnen; sie lassen uns ahnen, bis zu welcher hohen Stufe die deutsche Kunst hätte gedeihen müssen, wenn sie sich aus dem engen Stadtbürgerlichen Gesichtskreise, in welchem sie immer befangen blieb, zur Höhe der staatsbürgerlichen Anschauung hätte erheben können. Eine Ahnung derselben hatte der ehrliche Regenbogen; wenigstens deutet das Gedicht darauf hin, in welchem er ausspricht, daß jeder der drei Stände, Ritter (Krieger), Geistliche und Bauern, gleichberechtigt sei, daß keiner ohne den andern bestehen, und daß nur aus ihrer beständigen Eintracht das Heil des Vaterlandes erblühen könne, eine Idee, welche Regenbogen vielleicht zuerst mit dieser Entschiedenheit ausgesprochen hat (1). Seinen klaren Blick in die öffentlichen Verhältnisse beweißt uns ein andres Gedicht, in welchem er, an eine schon damals lebendige Sage sich anlehnd, die Zukunft zu enthüllen suchte. „Es wird eine Zeit der Zwietracht kommen,“ sagt er, „wo sich zwei Häupter der Christenheit (zwei Kaiser) bekämpfen, und das ganze Land in das tiefste Elend stürzen werden. Der Krieg wird so groß sein, daß ihn Niemand zu stillen vermag. Dann aber wird Kaiser Friedrich erscheinen, und seinen Schild an einen dürrn Baum aufhängen; er wird über Meer fahren und das heilige Grab ohne Schwertschreich gewinnen, der dürrn Baum wird wieder grünen und Früchte tragen. Und der Kaiser wird das Recht wieder zur Anerkennung bringen, manches Unglück heilen; alle heidnischen Reiche werden sich ihm unterwerfen, er wird die Juden befehlen und der Pfaffen Uebermuth zügeln. Er wird die Klöster zerstören, die Nonnen verheirathen, auf daß sie der Menschheit Nutzen bringen. Wenn das geschieht, dann kommen uns gute Zeiten.“ (10) Man sieht, daß der gute Regenbogen noch in jener Anschauungsweise befangen war, welche alles Heil von der Eroberung des heiligen Grabes erwartete, aber

sie hinderte ihn nicht, die Reformation vorauszu-
sehen, die seine Prophezeiung zum Theil so glän-
zend rechtfertigte; und wenn das politische Heil
nicht erfolgte, das er zugleich verkündigte, so war
dies eben eine Folge davon, daß das Volk, wie
er auch selbst, es von einem Fürsten und von einem
Helden erwartete; statt es in sich selbst zu suchen.
Wie schon aus dem erwähnten Gedichte hervorgeht,
lag dem Dichter die Belehrung der Juden sehr am
Herzen, wie denn gerade in jener Zeit Trauer über
das Mißlingen der Kreuzzüge sich in einem oft
blutigen Haß gegen die Juden Luft zu machen
suchte. Regenbogen hat nicht weniger als elf Ge-
dichte verfaßt, in welchen er in der dramatisch le-
bendigen Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter
und einem Juden diesen von der Wahrheit des
Christenthums und von den Irrthümern des Judenthums
zu überzeugen sucht, wobei er Aussprüche
des alten Testaments als schlagende Beweismittel
gebraucht. So beruft er sich auf eine Stelle des
Jesajas, wo es heißt: „Eine Magd gebiert ein
Kind,“ um dem ungläubigen „blinden“ Juden
darzuthun, daß Gott „geruhet habe, ein Mensch
zu werden“.

1. Die drei Stände.

Ir pfaßen und ir ritter, tribet von iu nit,
ir prüvet anders grözer ungenåde zit!
ir sult gedenken rehte, wiez um iu lit!
Der pfaße, ritter, bûman, die drie, die sölten
sin gesellen:

Der bûman sol dem pfaßen und dem ritter ern,
sô sol der pfaße den bûman und den ritter nern
vor der helle, unt sol der werde ritter wern
dem pfaßen und dem bûman, die in tuon iht
wellen.

Nu dar, ir edelen werden drie gesellen;
stol unde swert, welt ir ein ander helfen wol,
sô wirt diu Kristenheit von iu genâden vol;
stol unde swert, der pfluoc tuot allez, daz er sol,
sit ir mit trin ein ander bi, iuch kan nieman ge-
wellen.

2. An die Meister des Gesangs.

Got dank iu, meister! ir habent mich enpfan-
gen schön;
vou edelm sange vüert ir wol der ern ein krôn;
ich wil iu danken tugentlich in disem dôn.
Jâ heizt ir mich Got wilkom sin: Got wil iu sel-
ber lôn.

Ich kam üz vremdem lande herin kurzen tagen.
Guot edelsanc, den sol man singen unde sagen;
guot edelsanc, der ist im herzen wol ze tragen;
guot edelsanc geeret wirt von engeln in dem trône.
Swer singt mir silben, rime ungespalten,
zuo dem sô wil ich vrôlich ziehen uf den plân,
ob min gesanc dâ gein dem sinen môht bestân,
ob ich in môht mit rehter kunst gesigen an;
wol her an mich, ich bin ein gast, wer hie den
pris behalte!

Sit irz, der meister, den man nennet Vrou-
wenlop?

Mit iuwer kunst sô lægt ir mangem senger op;
ich vorht, daz min gesanc dem iuren si ze grop:
des sult ir mich geniezen lân durch zarter vrou-
wen güete.

Umb singens willen wolt ich zien in Ungerlant;

*) S. unten bei König Tirol ein ähnliches Räthsel, das vielleicht dem Meister Regenbogen vorrückte und an das sich der gelehrte Frauenlob wohl hätte erinnern sollen.

sô hânt ir mich der witen reis hie widerwant.
Jâ Got hât mich doch selber her ze iu gesant;
daz ich iu hie bevunden hân, des vrôut sich min
gemüete.

Vernemet mine rede hie gemeine:
umb singens willen wolt ich ziehen an den Rîn;
mir wart geseit, wie hie die besten senger sin;
und ist daz wâr, daz lât an mir hie werden schin
durch Gotes muoter hôch geborn, Mariâ, die vil
reine.

Umb singens willen biu ich her zuo ziu ge-
zogen;
waz ich iu sago, daz ist sicher ungelogen.
Kent ir mich gern? ich biuz, geheizen Regen-
bogen,

der sanges ie ein meister was, nâch dem tuon ich
mich nennen.

Umb singens willen heug ich ûz ein rösen-
kranz;
die silben, rime machent im die bleter ganz:
swer singet wisiu wort und ouch der dône
schanz,
unt mir den kranz gewinnet an, den meister wil
ich kennen.

Filosofi daz krenzelin tuot machen,
diu musica und ouch die kunst geômetri;
reiorica, diu wout dem edeln sange bi,
diu logica, und ouch diu hôh astrônomi:
belibet mir min rösenkranz, von vrôuden wil ich
lachen.

3. Der Dichter und der Tod.

Der Tôt kwam zuo mir heim unt wolte töten
mich;

ich sprach: „Ach, lieber Tôt, waz möht ez hel-
fen dich,
daz ich wær iezunt tôt? die wârheit zuo mir
sprich!“

Er sprach: „Swâ kranke liute sin, dar muoz ich
mich hin nâhen!“

„Nu vrist mich, Tôt, biz min diu welt niht
mêr begert,
unt sô ich minem wib unt kindern werd unwert,
unt mich ouch daz gesinde genôt siht umb den
hert,
wen daz geschihet, sô wil ich dir umb leben niht
mêr vlihen:

Ich hân noch jungen lip, ouch guot und êre.“
„Waz wænstu, tóre, daz ich dir dar umbe tuo?
Mir ist gein dir der âbent, als der morgen vruo:
der keiser glicht dem beteler, dem ich wil zuo!
Min vriuntschaft unt min heimlicheit ist al der
welt ze swære.“

„Ach Tôt, min vriunt, welstu mich lenger le-
ben lân!

Mit minem wizen hân ich dir nie leit getân;
swen du nu wilt, ich muoz dir ze gerihte stân;
ich kan dir joch entloufen niht: waz schat dir,
daz ich lebe?

Met ich die ganzen kraft, diu al dis welte
treit,
daz hülff mich gein dir sterke niht eins halmes
breit.“

„Wol hin unt lebe,“ sprach der Tôt, „und sist
bereit,
swenne ich dir mine boten send, die dir din zei-
chen geben!“

„Ich bit dich, Tôt, du mir dieboten nennest!“
„Grâ schopf, grâ bart; der dritte bot ist daz ge-
giht,
zanlôs, toup, blint; der vünfte bote sûmt sich
niht,
dempflig unt hust; der sechste bot ist böes gesiht;
der sibende bot macht dich ein kint, daz du dich
niht erkennest.“

Diu zit ist hie; die boten, di sint ûz gesant:
der grâwe schopf, gesûht sint mir beid wol er-
kant;
zanlôs, dempfelt hânt sich ûf die strâz gewant;
si wellen komen, wan si mügen vollen
ir beiden.

Wer heizt si ilen, daz si loufen alsô suel?
Daz tuot der Tôt, des muot ist ûf mich worden
grel,
er hât kein ruo, ern hab gestreckt mir daz vel,
unt hab mich von dem leben brâht, unt von der
welt geschelden.

Wol hin, lâz varn! wan sterben ist gemeine:
unt wær daz niht, ez brâhte mir gar trûeben sin;
min vater unt min muoter, die sint vor mir hin,
unt keiser, künige; vürsten, der ich keiner bin:
noch lebt ich gerne tûsent jâr, unt hilff mich doch
gar kleine.“

Sô kumt der Tôt unt spricht: „Hie muoz ein
striten wesen;
gesigstû dâ, sô muostu tûsent jâr genesen!
Ûz blôzem rehtem schirmen wel wir künste lesen:
nu halt dich an der langen hort, ich hân die isern
porten.“

Sô kument, mine vriunt, bringent min kam-
pfes wât,
min bein gewant, daz sint zwên seck niht wol
genât,
min wâpen rock, ein linin tuoch von kranker
tât;
ez salbt der edel priester mich, unt segent mich
mit worten.

Ich bin bereit: nû gât ez an ein striten,
sô sleht der Tôt diu beine, daz si stille ligen,
hend unde arme hânt des swertes sich verzigen,
ougen unt houp: wie möht ich im dan an ge-
sigen?
sô sticht er mir daz herz enzwei, daz muoz ich
allez liden.

Sus endet sich der strit: dennoch ist unge-
striten.

Ach Got, durch dine martel, die du hâst geliten,
ach Mariâ, hilf mir din liebez kint erbiten,
daz dine bete stê vür mich, unt lâz die sêle
ruowen!

Ach, wen der tiuvel zuo mir spricht; „Dû
bist min,
wan dû âf erden nie getrûeg gotlichen schin.
dû muost bi mir unt min gesellen êwic sin!“
Mariâ, durch dins kindes tât, sô stê uns bi mit
triuwen!

Juncvrou, dû hâst die kraft vor Got, vür wâr,
du rihtest.

daz alle hellisch tiuvel vürhten sich vor dir:
ich bit dich, Mariâ, muoter, daz du helfest mir
ze dinem lieben kinde, sô stât min begir:
ich bitte, hêrre, dich umb gnâd, daz niht nâch
rehten rihtest!

4. Trieb zur Kunst.

Ich Regenboge,
ich was ein smit,
ûf hertem anebôz
gewan gar kümberlich min brôt.
Armuot hât mich besezzen:
ez wart niht lenger ûf gezogen,
dar nâch gar schier greif ich ein anderz an.

Nâch sanges gir
sô vuor ich wît;
het ich die rehten mâz,
an rimem lit ich keine nôt,
die kan ich wol gemezzen,
daz sult ir al gelouben mir,
daz ich wil tihten, als ein künstic man.

Ez hât mich dick unt vil gerûwen, daz ich
hân getân:
mir zæm ouch baz zwei hendlin wîz, dâ zuo ein
mûezic leben:
ie doch sô lâz ich niht dâ von,
sit sich min herz in solich kunst hât geben!

5. Auch ich bin ein Dichter.

Ist halp verlorn,
swaz ich vor hab
ûf smiden ie gelart:
ich hoffe, ez tuo mir nimmer nôt:
doch lâz ichs niht beliben,
unt tæz ez noch vil mangel zorn,
ie doch wil ich gesanges meister sin.

Ich sing vür wâr dem Vrouwenlop
halber ûf diser vart:
ûf mich sô treib er sinen spot,
dâ mit sô wolt er schiben,
ich red ez wol ân alz gevar,
an sinen strâfen lid ich keine pin.

Ich tar singen vor edeln vürsten unt vor kei-
ser rich.
Her Vrouwenlop, lât iuwern nit und iuwern
übermuot:
iuwer kunst mac niht wesen glich
mir: ich tar singen vor edeln vürsten guot!

6. Des Dichters Selbstbewußtsein.

Den min gesanc
hân ich bizher
mit künsten wol gemezzen:
doch wil ich ungestrâfet sin.
Her Vrouwenlop, daz merke,
iuwer kunst ist gein miner kranc,
diu min, diu gruonet in der sinnen zwic.

Ich Got getrûw
sinr gnâden, der
den himel hât besezzen,
er behûet mich vor der helle pin,
dem tiuvel nem sin sterke;
der ich nû ûf sin gnâde bûw,
ich hoffe, er vûer mich ûf der sêle stic,

Er vûer mich in sin ewikeit, hôch in den
himmelhac.
Swer nu hie lebet âne nît, der ist sælic geborn,
dem Got niht git ein grôzen slac:
her Vrouwenlop, nû lâzet iuwern zorn.

7. Dichter und Schmied.

Mer sin, her sin,
ez gêt mir niht,
als ir gehiezet mir,

dô ir mich nâmt von dem ambôz.
mir von dem stocke rietet!
Ir sprach, ez wæz ouch min gewin,
daz ich den herren sâng umb riches guot.

Ze singen ich
het ie die pfliht
und ist ouch min begir,
unt wolten mich die herren grôz
mit gâbe vür baz mieten.
Die vürsten luogen baz vür sich,
oder ich kër wider zuo der esse gluot.

Dâ swer ich hamer unde zang und ouch dem
ânebôz,
der teilt mir williclichen mit sin vleisch und ouch
sin brôt.

Vür wâr! ich zer mich nimmer blôz
mit kunst vor herren biz ûf minen tôz.

8. Räthsel.

Gebûwen wart
ein riches werc
mit sinnen in eim walt;
ez wart volbrâht in kurzer vrist
sô gar an alliu wâfen,
ein edel mûl von hôher art;
wie bald der mûlner sinen knaben rief!

In einem sê
dâ lit ein berc,
sô wunnlich gestalt,
dar ûf diu mûl gebiwen ist,
die tar halt nieman strâfen,
si melt vil schœner und ouch mê;
an siner wach der mûlner nie entslief.

Zwelf reder an der mûln gânt, diu sint sô
lobelich,
diu mûl, diu ist gebûwen schôn, ir pfliht ein
wiser man.

Wer ist nu hie sô künsterich,
der mir die mûl mit sinnen râten kan?

Hœrt, lât iu sagen,
diu mûl mit viur,
mit klârheit ist enzunt,
vûnf edelsteine, die si hât,
dâ bi sô merk ich wunder:
al durch die mûl dâ gât ein wagen,
sin wend von gold, die sint schœn, eben, sleht.

Ich weiz noch mêr
der âbentiur
in mines herzen grunt:
wer ræt mir disen kluogen rât?
Her Vrouwenlop besunder:
daz viur ist heiz unt brennet sêr;
unt wer ez schürt, dem gânt die stein niht reht.

Diu reder und die edelstein, die hânt einan-
der holt;
daz viur, daz treit in beiden haz, ist mir wol
worden kunt;
die zwên, die malnt in tougen golt:
her Vrouwenlop, sluz mir ûf disen bunt!

Mûsch unde kluoc!
Die stein sint zart
unt gebent vrôuden vil,
den edelen vürsten wol gemuot,
den leien und den pfaffen,
und die der mûlner selber truoc.
des werdent si oft in daz viur getriben.

Merk, waz ich mein:

Des viures art
gît mangem vrôuden vil;
iedoch verbrennet in diu gluot,
daz hât Got nie geschaffen.
Her Vrouwenlop, rât mir die stein,
unt wâ daz viur zem ersten si bekliben,
Gar tugentlich ân allen zorn, daz si iu hie
geseit. [wol erkant:
Her Vrouwenlop, ir sprecht, min herz, daz si iu
der rât, der si iu vûr geleit,
rât mir daz viur, ir habt ez dicke enbrant.

9. Auflöfung.

Gar unverzeit
nu hêr ich wol,
min mûl ist ungerâten;
daz viuwer machet mangen blint,
die stein sint vrôudenriche;
ir habt ze vil hie umb gejeit
in übermuot, daz merkt, her Vrouwenlop!
Ich bin gar vrô,
daz ich niht sol
ûz minner kemenâten:
mich dunkt, ir sit der mûlu ein kint,
daz red ich Offenliche,
ir habt doch die gemâßen dô,
des uu min herz in hôhen vrôuden top.
Der sê, daz ist das mêre breit, dar in manc
wunder lebt,
und Jêsu Krist der mûlner ist, der uns diu wun-
der gap,
diu welt in wâges vlûete swebt,
Adâm den menschen diutet uns der knap.

Vier element
hât uns gegeben
Got hie zuo zeiner stûr;
diu reder an der mûlen gân,
dar ûf sô sül wir bûwen;
zwelf stück des kristen glouben sint;
den walt bediutet uns diu kristenheit.

Der mûlner fin
schuof uns daz leben,
sin wort alsô gehiur,
unt wil uns allen bi gestân,
als wir im wol getruwen.
Die stein sint die vûnf sinne diu,
die Got der vater hât an dich geleit.

Der tôt bediutet uns den wagen, ir kinder,
nemet war,
er vûeret mangen mit gewalt durch dise welt
gar wit.
Wer nu lebt âne sünde gar,
der mac sich vrôuwen wol der lieben zit.

Durch alliu lant
daz viuwer gât,
sin vunken stiebert wit,
sin vlammen sint unmâzen breit,
daz merket iversal.
Diu welt mit sünden ist enbrant,
dâ von uns Got hât wise sin gegeben.

Der sünden sê
ir von iu lât
al hie in diser zit;
der wirt an sinen tôt gereit
ûz disem jâmertal.
Des wâfen! hiut und immer mê:
wâ sint si nû, die âne sünde leben?

Lûge unde zorn und êwlicher übermuot,
wên, nie gelac, sit sich Adâm der êrsten sîud
vermaz:
wer Got ein dienst in triuwen tuot,
dem lönt er wol, sit sicher, âne haz.

10. Die Zufunft.

Ez nâht der zit,
grôz arebeit
ûebt sich durch alliu lant
ûmbe zwei houbt der Kristênheit,
diu sich wider ein ander setzen;
sich hebet noch ein grôzer strit,
daz muoter kint ez wol beweien mac.

Man unde wip,
die habent leit
umb roup, dar zuo den brant,
einz am andern gar verzeit,
wie si sich an einander wellen letzen,
beid an dem guot und an dem lip,
daz nieman mac beliben âne klac.
Sô wirt daz urlug alsô groz, niemant kan ez
gestillen;
sô kumt sich keiser Vriderich, der hêr und ouch
der milt,
er vert dort her durch Gotes willen,
an einen durren boum sô henkt er sinen schilt.

Sô wirt diu vart
hin über mer,
sô heben si sich drât,
man unde wip in vrechem muot,
sô si mûgen aller beste,
si dringent durch ein ander hart;
dar umb in Got sin rich dort geben wil.

Wib unde man
gênt âne wer,
beide vruo unde spât,
sô wirt der vrid danne alsô guot
in den landen und ûf den vesten,
einz grift daz ander nindert an,
sô gewint diu werlt dan vrôuden alsô vil.

Er vert dort hin zem durren boum ân allez
widerhap,
dar an sô henkt er sinen schilt; er gruone unde
birt;
sô wirt gewonnen daz heilic grap,
daz nimmer swert dar umb gezogen wirt.

Diu reht gelich
bringt er her wider,
der selbe keiser hêr,
manic schad der werlte vrumen
al zuo der selben zit,
und alliu heidnischiu rich,
diu werdent dem selben keiser undertân.

Der Juden kraft
legt er dar nider
sô gar ân allez wer,
daz si nimmer ûf bekumen,
dar zuo ân allen strit,
und aller pfaffen meisterschaft,
daz sibende teil wirt ouch kûm bestân.

Diu klôster, diu zerstœrt er gar, der vûrst gar
hêch geborn,
er gît die nunnen zuo der ê, daz sag ich iu vûr
wâr,
si mûezen uns bûwen win unt korn:
wan daz geschicht, sô kument uns guotiu jâr.

11. An die Juden.

Jud, gloubstu, daz Got himel und erden
beschüefe? — „Jä, daz weiz ich wizenlich vür
wâr!“ —

Daz ist guot, Jud! Geloubestu,
daz er ist schepfer aller creatiure,
Daz er geruochte mensche werden? —

„Nein! dô zweiet sich diu rede: Got ist bar
der menscheit! Nieman mich dar zu
kan bringen, der geloube ist ungehiure.“

Daz Got ie würde menschenbær,
oder von einer meid ie hürtic würde!“
Swic, schalc! ob ich dich des bewær,
sol man dich brennen danne uf einer hürde? —
„Nein, du solt mich niht brennen, du mähst
mich sin bewæren niht!“ —

Daz soltu wol gehören, bæser wiht!
Isaias sprach manic jâr zit.

ÿ Mariâ diu rein ie wart geborn,
von der geburt. Lâ dinen strit,
dû blinder Jud, ÿ dân mir werde zorn!
Got sprach zu hêrn Jêsaias: „Ein meit gebirt
ein kint!“ dast wâr mit wârre geschiht.

Dû blinder Jud gar ungeslâht,
noch sich din blindikeit mit angesiht.

Der Singerkrieg auf der Wartburg.

Alte Chronisten erzählen, daß einst mehrere Dichter, welche am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebten oder zufällig an demselben versammelt waren, einen Gesangsstreit unter der Bedingung erhoben, daß derjenige, welcher für besiegt erklärt würde, durch Henters Hand sterben solle. Als die Theilnehmer an diesem Kampfe werden Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Osterdingen, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Biterolf und der tugendhafte Schreiber genannt. Es sei, berichten sie ferner, Heinrich von Osterdingen, Bürger von Esenach, als der Besiegte erklärt worden; er habe sich aber dem Richter spruche nicht fügen wollen, weil ihm Unrecht geschehen sei, sich auf Künso von Ungarland berufen und bei der Landgräfin Sophie, der Gemahlin Hermanns, Schutz vor dem Tode gesucht. Diese habe ihm dann die Erlaubniß erteilt, den berühmten Künso in Ungarn aufzusuchen und auf die Wartburg zu bringen, welcher auch, als er herbeigekommen, den Streit friedlich geschlichtet habe. Es ist zwar allerdings möglich, und sogar, wie schon oben bemerkt (S. 149), nicht unwahrscheinlich, daß in den früheren Zeiten des Minnesangs ähnliche Kampfsgeänge angestellt wurden, und so mögen auch am Hofe des Landgrafen von Thüringen dergleichen Statt gefunden haben; allein wenn auch angenommen werden könnte, daß ein solcher Kampf zwischen den berühmtesten Dichtern jener Zeit wirklich Statt gefunden habe, und daß er eben deswegen berühmt geworden sei, erscheint diese Thatfache offenbar schon bei den Chronisten in sagenhafter Ausbildung, da sie nicht nur Persönlichkeiten einsetzten, welche nicht historisch sind, sondern auch Dichter verschiedener Zeiten zusammenstellen, wie z. B. den jüngeren Reinmar, der in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinabreicht, während der Kampf, an dem er Theil genommen haben soll, schon in die

Jahre 1208—1208 fällt. Nicht weniger ist die Bedingung des Kampfes offenbar eine sagenhafte Ausschmückung, die sich schon bei den Râthseln der Sphing zeigt und dem Orient sehr geläufig ist, wie ja auch Turanböt den Tod derer verlangt, welche ihre Râthselaufgaben nicht lösen. Wir wollen durch diese Andeutungen nicht behaupten, daß der erwähnte Zug im Wartburgkriege von den Alten oder den Morgenländern entlehnt sei (was allerdings bei dem Zusammenhang mit dem Orient auch denkbar wäre); wir glauben vielmehr, daß er auch in ursprünglich deutschen Sagen ähnlicher Art schon vorlag und nur auf den Wartburgkrieg übertragen worden ist.

Dieser Sängerkrieg nun, er mag historische Grundlage haben oder ganz erdichtet sein, bildet den Gegenstand eines Gedichts, welches unter dem Namen des Wartburgkriegs oder auch des Sängerkriegs auf der Wartburg bekannt ist, und trotz der auffallenden Unmöglichkeit lange Zeit für ein dem Kampfe gleichzeitiges Erzeugniß gehalten, ja geradezu dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben wurde, was wohl daraus zu erklären ist, daß das Gedicht vorzugsweise diesen Sänger verherrlicht. Sprache, Inhalt, Form und Anschauungsweise thun aber zur Genüge dar, daß es erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts kann abgefaßt worden sein, und vielleicht ist, wie ein neuerer Forscher vermuthet, Frauenlob der Verfasser, wenn auch nicht des Ganzen, doch eines Theils desselben; wenigstens erscheinen manche Züge im Wartburgkriege, die an diesen Dichter erinnern. Das Gedicht ist nur in Bruchstücken auf uns gekommen, und auch diese nicht in der ursprünglichen Anordnung; doch lassen sich zwei Haupttheile leicht unterscheiden, die auch in zwei verschiedenen Strophenformen gebichtet sind. Der erste Theil enthält den Streit der Dichter über die Vorzüge verschiedener Fürsten: Heinrich von Osterdingen erhebt den Herzog Leopold von Oesterreich, Walther von der Vogelweide dagegen den Landgrafen von Thüringen; die Kampfsrichter entscheiden den Streit, der mit großer Bitterkeit und nicht in Ausdrücken, die des „Hoves“ waren, wie Gottfried sagt, geführt wurde, natürlich für Walther, der den Fürsten preist, an dessen Hof sich die Dichter befanden. Da ruft der arg bedrängte Heinrich von Osterdingen den Zanberer Künso aus Ungarland zu Hülfe, der in der Ragie wohl erfahren ist und mit dem Teufel im Bunde steht. Dieser erste Theil, in welchem manche historische Ueberlieferungen nicht zu verkennen sind, ist ohne Zweifel älter als der folgende, der jedoch nicht viel später abgefaßt sein kann. In diesem erscheinen Wolfram und Künso als die vorzüglichsten Kämpfer; der Gegenstand des Streits ist aber nicht mehr der Preis der Fürsten, es handelt sich nun um die eigene Vortrefflichkeit der kämpfenden Sänger, welche daher die mannigfaltigsten Verhältnisse berühren, auf Tod und Leben, Unsterblichkeit und Sünde, Offenbarung und Eigenschaften Gottes, so wie auf andere religiöse und auch auf naturgeschichtliche Dinge zu sprechen kommen, und alles dies in Form von mystischen Râthseln darstellen, worin jeder den andern zu überbieten sucht. Wenn aber behauptet wird, daß Wolfram die Glaubenssätze verrete, während Künso als Repräsentant der durch jüdische Mittel erworbenen Wissenschaft erscheine, und man diesen mit Faust, jenen vielleicht wohl mit

Gretchen zusammenstellt, so ist dies gewiß eine in das Gedicht willkürlich gelegte Ansicht, die sich durch Nichts rechtfertigen läßt. Vielmehr ist Klnfor in allen seinen Aeußerungen ein ebenso glaubensfester Christ, als Wolfram, und weit entfernt, daß dieser als ungelehrt dargestellt werde, entfaltet er vielmehr, wie sein Gegner, eine Unmasse von Kenntnissen allerlei Art; nur in der Magie ist er unerfahren, wie er selbst gesteht, ohne daß er jedoch dem Klnfor die Kenntniß derselben zum Vorwurf mache. Es läßt sich übrigens nicht entscheiden, wie der Kampf ausgefallen sein mag, da wir den Schluß desselben nicht kennen. So viel läßt sich aber mit Bestimmtheit wohl sagen, daß dem Gedicht keine höhere Idee zu Grunde liegt, daß der zweite Theil desselben insbesondere ganz einfach eine Darstellung der damals gangbaren Kenntnisse enthalten sollte, welcher man die Form eines Gesprächs oder der zu jener Zeit in Aufnahme gekommenen und beliebt gewordenen Streitgedichte gab. Dadurch aber streift es auch, dem Dichter unbewußt, an die dramatische Form, und es kann das Gedicht daher als erster Vorläufer des Dramas angesehen werden.

Wir theilen zwei Stellen aus dem zweiten Theile des Gedichts mit. In der ersten gibt Klnfor dem Wolfram folgendes Räthsel auf: Ein Vater rief seinem Kinde, das an dem Ufer eines Sees schlief; er wollte es wecken, weil die Nacht einbrach und der Sturm die Wellen schon über den Damm des Sees warf. Aber das Kind hörte nicht; es wachte auch dann nicht auf, als der Vater ihm einen Ruthenschlag gab. Da ließ dieser sein Horn ertönen, ergriß das Kind bei den Haaren und gab ihm einen Backenschlag. Alles umsonst. Endlich warf der Vater eine Keule nach ihm und sprach: „Dich schützte das gassenlose Thier Ezidemon, doch folgest du dem Rathe des Luchses, der dich in diesen Schlaf gebracht hat.“ Bei diesen Worten brach der Damm zusammen, und der See verschlang das Kind. Wolfram erklärte hierauf die Parabel also: „Der Vater ist Gott, das Kind ein jeglicher Sünder; Gottes Horn sind die weisen Geistlichen. Des Sees Damm ist die Zeit, die Gott den Sündern zur Bekehrung läßt, der See sind die kommenden Jahre, die Wunde sind deine Lebensstage. Ezidemon ist des Menschen Schutzensel, der Luchs bedeutet den Teufel. Gott prüft die Menschen zuerst mit Herzeleid (dies ist der Ruthenschlag), dann, wenn dies nicht hilft, mit Krankheit (dem Backenschlag) und endlich mit dem Tode (der Keule). Er verlangt dann Reue und Beichte, und wird ihm diese nicht gewährt, so ist Höllenpein unvermeidlich.“

In der zweiten Stelle legt Klnfor ein anderes Räthsel von einem quäter mit vier essen, d. h. einem Burs mit vier Affen, vor, welches quäter eine drien und das drie wiederum das quäter enthält. Wolfram löst hierauf das Räthsel: die Vier sei Christus als Löwe, Luchs, Mensch und Adler (Offenbarung Johannis 4, 7) und die Drei bedeutet die Dreieinigkeit. Da Klnfor sich so überwunden focht, droht er mit dem Teufel, den er von Toledo und selbst aus Griechenland herbeischaffen wolle, so wahr ihm Jesus, der Jungfrau Echn, helfe.

Die Manessische Handschrift enthält ein Gemälde dieses Sängerkriegs, welches wir hier unten wiedergeben. Es besteht aus zwei Feldern; im obern ist der Landgraf Hermann von Thüringen

mit dem Ritterschwert und die Landgräfin Sophie mit dem Mantel der Gnade abgebildet; das untere Feld enthielt die Bildnisse der sieben Kämpfer, Klnfor in der Mitte an seinem zauberähnlichen Aeußern zu erkennen.



Hie krieget mit sange h walthar von der vogelweide. h wolfram von Eschenbach, h Reinmar der Alte. *) der tugendhafte Schreiber. heinrich von Osterdingen, und klingesor von Ungerlant.

1.

Klinsör.

Ein vater sinen kinde rief,
vor eines sêwes tamme lac ez unde slief;
„Nu wache, kint, jâ wecke ich dich durch triuwe;

Disen sê, den tribent wint,
sô kumt diu naht gar vinstor — wache, liebez kint,
verliuse ich dich, sô wirt min jâmer niuwe.“

Dannoch daz kint des slâfes pflic; hœrt, wie der vater tæte:

er sleich hin nâher, dâ ez lac,
mit siner hant gap er im einen besemen slac,
er sprach: „Nu wache, kint, ez wirt ze spæte!“

Dem vater wart von schulden zorn,
ûz sinem munt erschalt er dâ ein hellez horn,
er sprach: „Nu wache noch, ein tumber tœre!“

Dâ von sin zorn im wol gezam,
daz kint er bi sîm reiden walven hære nam,
er gap im einen backenslac anz ôre,

Er sprach: „Diu herze ist dir vermost, ich muoz mich dîn enziehen;
kan dich min horn niht vûr getragen,
und ouch der beseme, dâ mit ich dich habe geslagen,
noch hilf ich dir, wiltu dem wâge empflihen.“

Klinsör ûz Ungerlant mir jach:
Der vater wider zuo dem lieben kinde sach,
mit jâmer er diu ougen gegen im wante;

Dâ von wart sin gemûete scharf;
mit einem sleget er zuo dem lieben kinde warf,
er sprach: „Nim war, den boten ich dir sante.

Ezidemon ein tier dîn pflic, daz was gar sunder galle,

dâ vûr nême du eins lûhes rât,
der dich in disen valschen slâf gedrunge hât.“
Sus brach der tam unt kam der sê mit schalle.

*) Im Texte des Gedichts wird dagegen ausdrückliche Reinmar von Zweter als Theilnehmer genannt.

Eschenbach.

Klinsör, ich lœse dir die knoten;
nu dol daz, wiser meister, dur die zwelef boten,
ob ich in dines sinnes sêwe iht schepfe.

Verwirre ich mich in disem hamen,
din strâfen wil ich dulden, meister, sunder
schamen,

nu lache, ob mich mîn tumpheit hie beklepfe.

Ich sage dir, wer dem kinde rief: Altissimus,
der starke;

ein ieglich sûnder ist daz kint,
Gotes horn die wisen meisterpfaffen sint:
sus swebt in diner künste sê mîn arke.

Klinsör.

Jâ, meister, lœse uns baz den haft,
daz git der werlte maniger sâlden hœhe kraft.
swerz merken wil, der lâzet mange sünde.

Mîn sin was al der werlt ze tief,
ê daz mir von Ofterdingen Heinrich rief;
nu vindestu die hœhe und ouch die gründe.

Driu tûsent marc in Ungerlant, die hân ich
von den richen,
welle ich die habe vor dir sparn,
wiltu mit mir gen Sibenbürgen varn,
sô müeze Got an sâlden mir gewichen.

Eschenbach.

Sint mir die sinne im herzen zam,
sô wil ich dir bescheiden von des sêwes tam:
daz ist ein zit, daz dir Got hât gesprochen;

Verwürkest aber du diu zit,
geloube mir an aller slahte widerstrit,
sô hâstu selber dir den tam zerbrochen.

Der sê sint dinu komenden jâr, din tage,
daz sint die winde,

din Engel ist Ezidemôn,
der luhs den tievel diutet, der dir sûren lôn
kan geben: sus, wæn ich, dine rime ich vinde.

Nu hœre, ob ich iht künne spehen:
den besemen slac Got lât an vrunden dir be-
sehen —

grôz herzeleit, daz ist sîn erstes strâfen;

Wirstu an bezzerunge schiech,
den backenslac, den merke — du wirst selber
siech,
wiltu ze lange in dinen sünden slâfen.

Des slegeles wurf, daz ist der tût, den er
danne an dich sendet;

riuwe unde bihte er von dir gert,
wirt er der beiden vollecliche niht gewert,
dîn hellepin ist iemer unverendet.

2.

Klinsör.

Wolfram, ich laz dich niemer vri,
nu sich darzuo, wes kunst darunder bezzer si:
mîn kunst al dine sinne muoz erschellen.

Du muost ouch allu miniu zil,
die gründe und ouch die hœhe varn, swar ich wil;
Leviathan und ander sîn gesellen,

Die müezent mir ein gougelspil ûz diner künste
machen;

semmir Jêsus, der megde kint,
der uns erlœste, wir wæren anders alle bliut,
an dem gelouben kan mich nieman swachen.

Nu sage mir, meister, sunder haz,

wan vindet, daz man Gotes tougen vûre baz
niht suochen sol, swer wesen wil bi sinne:

Ein quâter mit vier essen stât,
daz ieglichez sîn gezierde sunder hât;
nu hœre, wie ich diz halbez sagen beginne:

Daz quâter eine drien habet, sô heltet ez din
drie.

Swer nu dâ vûrbaz sinnen wil,
dem mac der ham wol risen uf des hirnes zil,
unt wirt von allen wizen gar der vrie.

Eschenbach.

Sô hiez ich niender Wolveram,
unt künde ich dinu wilden wort niht machen zam,
waz hülfe Sante Brandan mich, der wise?

Der in daz vinsternisse kam,
und der daz buoch von eines ohsen zunge nam.
den ohsen ich dir zeinem esse prise;

Daz ander esse ist ein lœuwe, ob ich ez rehte
merke,
daz dritte ist ein ar, daz ist mir kunt;
daz vierde ein mensche, ich rûere an dines sê-
wes grant,
unt schat doch Gote niht an siner sterke.

Klinsör.

Ich wil gelouben, daz den list
ein engel vindet, alde der tiuvel in dir ist.
Nu hœre, von Düringen vûrste riche,

Ich wilz ouch allen pfaffen klagen,
die den übelen geisten argen willen tragen,
her Satanâs, ob ich iu hie entwiche,

Daz kan doch balde niht geschehen; swie gerne
ir mich nu krenket,

ir müezet rûmen mir daz vaz,
welt ir in minem wage iht waten vûrebaz.
ich vinde noch, daz iuch ze grunde senket.

Klinsör.

Swer dich wil haben in leijen pfliht,
Wolveram, der hât der rehten wizze niht,
astronomie diu ist dir gemeine;

Wiltu dichs niht gegen mich enbarn,
Nasion, der tiuvel, muoz mirz doch ervarn,
noch hinaht, swenne er vindet dich aleine.

Semmir Jêsus, der megde sun, von Dôlet ich
in bringe,

ald ob er wær in Kriechenlant;
er tuot mir alle dine kunst von grunde erkant:
nu hüete dich, swie ich mit im gedinge.

Eschenbach.

Ich Wolveram muoz mich bewegen,
swaz dû und dine tievel künste mügent gepflegen,
die bringe uns her; wan ich albie beziuge,

Daz ich daz quâter rehte vant:

Augustinus, der si mîn geziuk benant,
und Dániel, mit dem ich niht entriuge.

Jeronimus, der nam daz buoch Brandan ûz
siner hende,

dâ von ez kam in Schoten lant;
ich vrôte mich, daz ich die hœhen wirde vant;
er zage, swer hie den rücke vlühtic weude!

Klinsör.

Du hâst Jeronimus genant,
dâ mite Brandane helle und erde wart bekant:
wâfenâ, waz der himel kan bedecken!

Ein engel gap dem wisen man

ein buoch, dâ von er manic herzeleit gewan,
do er die schrift gelas an einer ecken;
Er zech den engel und daz buoch gar trüge-
hafter mære,
vor zorne warf erz in die gluot;
der engel sprach: „Sit diz din ungeloube tuot,
du muost ez wider holn mit maniger swære.

Volkslieder und Lieder von ungenannten Dichtern.

Wir haben schon oben (S. 30) die Bemerkung gemacht, es dürfe mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß viele Volkslieder, die uns wegen ihrer Form und Sprache als späteren Ursprungs entgegentreten, aus früheren Jahrhunderten stammen, und daß sie nur durch das Volk, in dessen Munde sie lebten, dessen volkstümliches Eigen-
thum sie durch alle Wandelungen der Zeiten verblieben, immer diejenige Sprachform erhielten, welche gerade Bestand gewonnen hatte. Da der-
gleichen Volkslieder in ihrer ursprünglichen Ge-
staltung wohl niemals oder nur selten nieder ge-
schrieben oder frühere Abschriften theils mit Wil-
len, theils durch zufällige Umstände vernichtet wur-
den, so ist ihre älteste Form nicht auf uns gekom-
men, und wir können daher selbst solche Lieder nicht
bieberziehen, von denen sich etwa mit annähernder
Gewißheit nachweisen ließe, daß sie schon zu den
Zeiten der Minnesinger vom Volke gesungen wurden.

Doch ist uns vielleicht mehr erhalten worden, als
es auf den ersten Anblick hin scheinen möchte. Un-
ter den Liedern der Minnesinger findet sich eine nicht
geringe Anzahl, welche ganz volksthümliches Ge-
spräch an sich tragen, und die zum Theil wohl auch
ursprünglich aus dem Volke hervorgegangen sein
mögen. Es ist nicht unedenkbar, daß die Dichter
sich dieselben angeeignet und ihnen eine regelmä-
ßigere Form gegeben, sie vielleicht auch in ihrem In-
halte künstlerischer entwickelt haben, wie es z. B.
Göthe mit dem Beilichen und dem Erskönig gethan
hat. Wohl mögen auch von den frühesten Abschrei-
bern manche ächte Volkslieder aus verschiedenen
Gründen bekannten Dichtern zugeschrieben worden
sein, wie denn selbst in unsern Tagen einer der be-
deutendsten Forscher im Gebiete der älteren deut-
schen Literatur ein liebliches kleines Liedchen dem
Bernhard von Tegernsee aus keinem andern Grunde
zuschrieben hat, als weil derselbe einen lateinisch
geschriebenen Liebesbrief, der in der Sammlung
seiner Briefe enthalten ist, mit dem erwähnten Lied
beschließt. Es trägt dieses aber so ganz offenbar
das ächte Gepräge eines aus dem Volke hervorge-
gangenen Liedes, es liegt die dem Volke allein so
ganz eigenthümliche schalkhafte Naivetät so unver-
kennbar darin, daß wir keinen Augenblick zögern,
es für ein ächtes aus den frühesten Zeiten stam-
mendes Volkslied zu erklären (1). Auch andre von
den kleinen hier unten mitgetheilten Gedichten sind
gewiß reine Volkslieder; andere mögen entweder ihre
ursprüngliche Form verloren haben, oder sie sind von
uns unbekannten Dichtern verfaßt worden, welche
dem Volke näher standen und daher auch den Ein-
wirkungen des Volksgefangs nicht entgehen konnten
oder auch nicht entgehen wollten.

Ganz volksthümlich ist das Traugemunds-
lied (11), dessen Aufzeichnung zwar nicht über
die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts

hinauf zu reichen scheint, welches aber ohne Zwei-
fel aus weit früheren Zeiten stammt. Es enthält
dieses eine Reihe zu einem Ganzen verbundener
Räthsel volksthümlicher Art; daß die Lösung un-
mittelbar darauf gegeben ist, schadet, wie schon
von Andern bemerkt wurde, der Wirkung des Gan-
zen nicht im Entferntesten, vielmehr hat das Lied
nur dadurch die dramatisch lebendige Form erhal-
ten können, die es so anziehend macht. Manche der
in diesem Gedichte enthaltenen Räthselaufgaben sind
auch jetzt noch allgemein im Volke verbreitet. Der
Name Traugemund weist zwar auf den Orient hin,
da es zunächst so viel als Turkomane bedeutet,
woraus dann Dragoman (d. i. Dolmetscher) wurde,
welches Wort verdeutschte die Form Traugemund
erhielt; doch ist der Inhalt rein deutsch und von
aller fremden Einwirkung frei geblieben; es ist also
anzunehmen, daß jene Benennung späteren Ur-
sprungs ist, als die Räthsel selbst.

1. Das Herzensschlüssellein.

Du bist min, ih bin din.
des solt du gewis sin.
du bist beslozen
in minem herzen;
verloren ist daz schlüsselin:
du muost immer dar inne sin.

2. Wirkung der Liebe.

Minne, weistu, wen ich meine?
minne, ez ist din liebe aleine,
der ich mich vür eigen jach.

Minne, ez ist diu minnecliche.
minne, ez ist diu seldenriche.
Weistu, minne, waz beschach?

Do ich jungest was bi ir,
und ich vor der lieben saz.
minne, sich, dâ tât du mir,
daz ich vor liebe niht ensprach,
und ich min selbes gar vergaz.

3. Was ist Minne?

Swaz ieman seit, waz minne si.
dâ ist underwilen cunterfeit bi:

sunder al eine daz ist minne:

Zwei herzen in eime sinne.
Zwei liep ein liep, und daz alsô,
daz si ir gelückes beide sint vrô.

Zwei leit ein leit,
dâ en zwischen in kein underscheit.
Swâ man daz mac erkennen,
dâ mac man gerehte minne nennen.

4. Frauenzucht.

Ein wip mit wibes gûete,
diu reht in wibes sinne treit ein wiplich hœch-
gemûete,
diu wibet sich sô schône, daz ir wibheit sælde birt.

Wol ir, diu sich sô wibet,
daz si in rehter wibes tugent bi wibes zuht belibet!
der weiz ich eine, diu des niemer vuoz verstô-
zen wirt.

Diu reine minnecliche tuot
sô rehte an allen dingen; dâ von ir stæte wibes
êre sint behuot,

und ouch ir lip
vor valsche gar; si ist sô guot,
daz ich si nâme, unt solt ich weln ûz al der
welte ein wip.

Nu høret, lāt iu wisen,
wie sich ein sēlic vrouwe sol vūr anderen vrou-
wen prisen,
sō daz ir lop bekēret nāch der besten volge si:
Si sol die hōchvart miden,
dā mite ein sēlic vrouwe mac ir wibes zuht ver-
sniden,
unt sol doch rehtes hōhes muotes niemer wer-
den vri;
Si minne zuht unt hōhen muot,
si stete an allen dingen, bescheidenliche vrō,
und doch darunder guot;
diemüetic lip
dā bi den allen rehte tuot;
kein unerbermic herze habe, unt si nāch wun-
sche ein wip!

5. Rāienlust.

In liehter varwe stāt der walt,
der vogelin schal nū donet,
Diu wunne ist worden mannicvalt,
des meien tugende krenet
Sendiu liebe: wer wære alt,
da sich diu zit sō schōnet?
Her mele, iu ist der pris gezalt,
der winter si gehōnet!

6. Wer soll mich minnen?

Floret silva undique:
nāh mime gesellen ist mir wē.
Gruonet der walt allenthalben,
wā ist mīn geselle also lange?
Der ist geritten hinne:
ōwi, wer sol mich minnen?

7. Aufmunterung zur Freude.

Vrouwen, weset vrō,
trōestet iuch der sumerzit,
Diu kumt iu alsō,
rōsen, liljen si uns git.
Vrouwen, weset vrō!
Wie tuot ir nū sō,
daz ir sō trūric sit?
Der klē, der springet hō.

8. Liebesruf.

Chume, chum, geselle mīn,
ih enbeite harte dīn;
ih enbeite harte dīn:
chume, chum, geselle mīn!
Süezer, rōsevarwer munt,
chum unt mache mich gesunt;
chum unt mache mich gesunt,
süezer, rōsenvarwer munt!

9. Liebeslust.

Ich wil trūren varen lān,
uf die heide sūl wir gān,
Vil liebe gespīlen mīn,
dā seh wir der bluomen schīn.
Ich sage dir, ich sage dir,
mīn geselle, chum mit mir!
Süezi minne, reine mīn,
mache mir ein krenzelin,
daz sol tragen ein stolzer man,
der wol wiben dienen kan.

10. Feuer ohne Glut.

Diu mich singen tuot,
getorste ich si nennen!

Trūric ist min muot:

ō wi, vrouwe, wenne
Wil du mir wesen guot?
Ich recke dir min hende,
dū brennest mich āne gluot:
süeze, die ungenāde wende!

11. Das Traugemundeslied.

Willecome, varender man!
wō lāge du hinaht?
oder wō mitte wære du bedaht?
oder in welre hande wise
bejageste kleider oder spise?

„Daz hestu gefrāget einen man,
der dir ez in ganzen triuwen wol gesagen kan:
Mit dem himel was ich bedaht,
unt mit den rōsen was ich umbestaht;
in eins stolzen knappen wise
bejage ich kleider unde spise.“

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
Waz boumes birt āne bluot?
waz vogel söiget sine junge?
waz vogel ist āne zunge?
waz vogel ist āne mage?
Kanstu mir des iutziut gesagen,
sō wil ich dich für ein weidelichen knappen haben.

„Des hestu gefrāget einen man,
der dirs in ganzen triuwen wol gesagen kan:
Die queckolter birt āne bluot,
der storc ist āne zunge,
die fledermūs söiget ire jungen,
der swarbe ist āne magen.
Ich wil dirs in ganzen triuwen sagen;
unt frāgestu iutziut mēre,
ich sage dirs fürbaz an dīn ēre.“

Nu sag mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
Waz ist wissner, denne der snē?
waz ist sneller, denne daz rēch?
waz ist hōher, denne der berg?
waz ist vinsterre, den die naht?
Kanstu mir iutziut des gesagen,
sō wil ich dich für einen jegerlichen knappen
haben.

„Des hestu gefrāget einen man,
der dirs von grunde wol gesagen kan:
Die sunne ist wissner, den der snē,
der wint ist sneller, den das rēch,
der boum ist hōher, den der berg,
die rame ist swerzer, den die naht.
Doch wil ich dir in ganzen triuwen sagen:
frāgestu mich iutziut mēre,
ich sage dirs fürbaz an dīn ēre.“

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
Durch waz ist der Rin sō tief?
oder war umbe sint frowen alsō liep?
durch waz sint die matten sō grüne?
durch waz sint die ritter sō küene?
Kanstu mir daz iut gesagen,
sō wil ich dich für ein stolzen knappen halten.

„Des hestu gefrāget einen man,
der dirs wol gesagen kan:
Von manigem ursprunge ist der Rin sō tief,
von hōher minnen sint die frowen liep,
von manigen wūrzen sint die matten grüne,

von maniger starken wunden sint die ritter küene,
unde frägestu mich iutziut mære,
ich sage dirs fürbaz an din ère.“

„Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei unt sübenzig lant die sint dir kunt:
Durch waz ist der walt sô grise?
durch waz ist der wolf sô wise?
durch waz ist der schilt verblichen?
durch waz ist manig guot geselle von dem andern
entwichen?“

Kanstu mir daz iut gesagen,
sô wil ich dich hân für ein weidelichen knaben.

„Des hestu gefrâget einen man,
der dirs von grunde wol gesagen kan:
Von manigem alter ist der walt grise,
von unnützen gengen ist der wolf wise,
von maniger starken herverte ist der schilt ver-
blichen,
unnützen Sübichen ist manig guot geselle ent-
wichen.“

„Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei unde sübenzig lant die sint dir kunt:
Waz ist grüne, alsam der klê?
waz ist wisser, den der snê?
waz ist swerzer, den der kol?
waz zeltet rehter, den der vol?“

„Daz hab ich balde gesaget dir:
Die agelster ist grüne, alsam der klê,
und ist wis, alsam der snê,
und ist swerzer, den der kol,
unt zeltet rehte, alse der vol.
Unt frägestu mich iutziut mære,
ich sage dirs fürbaz an din ère.“

II. Didaktische Poesie.

Das didaktische Element zeigt sich schon früh in der deutschen Poesie, wie aus dem zum Beschauflichen sich hinneigenden Charakter des deutschen Volkes auch kaum anders erwartet werden kann. Von jeher liebte dieses, die gesammelte oder von den Vätern ererbte Erfahrung in kurzen Sprüchen auszudrücken, welche selbst wieder von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, und, wie das ursprüngliche Volkslied, die äußere Sprachform so oft wechselten, als diese sich im Volke selbst umgestaltete. Noch ist uns, leider nur in lateinischer Uebersetzung, ein bei den Gothen gebräuchliches Sprichwort erhalten worden (*capra lusca hortum videt, sepe nusquam*); manche andere würden sich aus den noch vorhandenen Denkmälern der althochdeutschen Zeit leicht auffinden lassen. Doch ist schon diese nicht bei dem bloßen Sprichworte stehen geblieben: in den größeren geistlichen Dichtungen finden sich in und neben der epischen Entwicklung häufig längere Stellen, welche durchaus didaktischer Natur sind, und entweder als selbstständige Bestandtheile der ganzen Dichtung erscheinen, wie z. B. in der Evangelienharmonie des Otfried, oder mit mehr oder weniger Geschick in das Ganze eingeflochten sind. Jedoch hat sich die didaktische Poesie als besondere Gattung erst im Zeitalter des Minnegesanges entwickelt und festgesetzt.

Es liegt uns hier nicht ob, die von den Kunst-richtlern häufig angeregte Frage zu beantworten, ob die didaktische Gattung überhaupt zur Poesie gerechnet werden könne; wir begnügen uns darauf

aufmerksam zu machen, daß die Darstellung von Erfahrungssätzen und Aussprüchen der Lebensweisheit bei den meisten Völkern schon sehr frühe in poetischer Form erscheint, was theils dadurch veranlaßt wurde, daß die Sprache der Prosa, welcher die Sprache der Gedankenwelt zunächst zukommt, in den älteren Zeiten noch nicht ausgebildet war, und sich dennoch das Bedürfnis fühlbar machte, nebst den Schöpfungen der bildenden Phantasie auch die Ergebnisse des Denkens und der Beobachtung darzustellen; theils dadurch, daß die poetische Sprache am geeignetsten erschien, den allgemein gültigen Regeln der Lebensweisheit eine bleibende, dem Gedächtniß leicht einzuprägende Form zu geben. Zudem dürfen die Sprichwörter und Sentenzen des Volkes nicht als reine Ausflüsse des denkenden und beobachtenden Verstandes angesehen werden; sie tragen vielmehr in den häufigsten Fällen die Unmittelbarkeit der Anschauung, welche ja das eigenthümliche Kennzeichen der poetischen Darstellung ist. Denn gerade die ältesten aus dem Volke stammenden Sprüche sind nicht abstrakte Darstellungen irgend eines aus der Erfahrung gewonnenen Satzes, sondern sie befehen vielmehr in der bildlichen Darstellung des abstrakten Gedankens, dessen Wahrheit dadurch begründet wird, daß man eine Erscheinung des Lebens hervorhebt, in welcher sich der auszusprechende Satz gleichsam verkörpert. So ist denn bei der Bildung der Sprichwörter und Sentenzen die schaffende Phantasie in der That eben so thätig, als bei der epischen Darstellung wirklicher oder fagenhafter Begebenheiten, und da in den ältesten Denkmälern der didaktischen Poesie jeder Gedanke auf eine äußere Erscheinung zurückgeführt wird, so kann es nicht auffallen, daß manche Kunstrichter die didaktische Poesie für eine besondere Gattung der epischen Dichtkunst auszugeben geneigt sind.

Nun hat sie aber diesen ihren ursprünglichen epischen Charakter nur so lange beibehalten, als sie alleiniges Eigenthum des Volkes blieb. Sobald sie von den gelehrten oder künstlerisch gebildeten Dichtern bearbeitet wurde, trat der abstrakte Gedanke immer kräftiger hervor und drängte die poetische Form nach und nach so weit und so entschieden zurück, daß von ihr in der That nichts Anderes verblieb, als die poetische Sprache.

Die deutsche Literatur zur Zeit des Minnegesangs zeigt uns diesen Entwicklungsengang auf das Schlagendste. Die älteren Denkmäler, die sich noch an die volkstümliche Darstellungsweise anschließen, sind auch von unendlich höherem poetischem Werth, als die späteren, deren Verfasser, von dem alleinigen Bestreben, auf die Sitten und das Leben des Volkes zu wirken, geleitet, den Gedanken oft in seiner abstraktesten Form darstellten und die bei Abfassung ihrer Dichtungen der Phantasie nicht mehr Theilnahme einräumten, als etwa nöthig ist, um passende Reimwörter zu suchen. Eine andere Entartung werden wir weiter unten berühren.

Die didaktische Poesie der mittelhochdeutschen Zeit erscheint in zwei Hauptformen, als Spruch und als eigentliches Lehrgedicht. Die Sprache haben wir schon bei der lyrischen Poesie erwähnt (s. oben S. 32), nicht bloß weil ihre Form durchaus lyrisch ist, sondern weil sie auch in der That und ihrem Ursprunge nach lyrischer Natur sind. Die in denselben dargestellten Regeln der Lebensweisheit erscheinen nämlich nicht sowohl als Folge der Er-

fahrung und Beobachtung, sondern vielmehr als Wirkungen der besonderen Stimmung des Dichters oder der besonderen Verhältnisse, in welchen er sich bei Abfassung derselben befand, während das Lehrgedicht, mehr objektiv verfabrend, die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, auch solche, die außerhalb des Dichters liegen, zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, und dieselben vom Standpunkte einer höheren Weltanschauung beurtheilt. So streng übrigens diese Weltanschauung in den meisten didaktischen Dichtungen jener Zeit erscheint, so ist sie doch keineswegs beschränkt oder pedantisch, und es zeichnen sich diese Poetiken der mittelhochdeutschen Periode auch in dieser Beziehung höchst vorthellhaft vor den geistlichen Dichtungen des vorhergehenden Zeitraums aus. Bei aller Freiheit, welche die Dichter für den Menschen in den wesentlichsten Lebensbeziehungen in Anspruch nehmen, verlangen sie hingegen die vollständige Unterwerfung unter den Willen Gottes und die Forderungen der Religion (die sie, wenn auch nicht ausdrücklich und in bestimmten Worten, doch deutlich genug von der Kirche zu trennen wissen), so wie die unbedingteste Anerkennung der ewig wahren Sittengesetze, deren Uebertretung ihnen vor Allem als unverzeihliche Sünde erschien. In diesem Punkte aber unterscheiden sie sich wesentlich von den epischen Dichtern, welchen die Religion mehr im Aeußerlichen und Kirchlichen bestand, weshalb sie denn auch selbst das Unästhetische für berechtigt hielten, wenn es sich nur nicht im feindseligen Gegensatz zur Kirche darstellte. So kam es denn, daß die Lebrdichter, deren Lebensanschauung auf der edelsten Sittlichkeit beruhte, die epischen Dichtungen, insbesondere die der höfischen Dichter — denn das volksthümliche Epos gab, wie wir uns später überzeugen werden, weniger Anlaß — mit Mißmuth anfaben und sie geradezu für verderblich erklärten. Sie sahen in den Erzählungen der epischen Dichter, deren poetische Bedeutsamkeit und Berechtigung sie hiebei freilich ganz außer Acht ließen, nur muthwillige Aeußerungen übermäßiger Heppigkeit, nur frech erfundene Lügen, welche jede bessere Gesinnung unangenehm machten, und den Menschen gerade den Weg zum Verderben fährten. Wenn nun aber diese ernste, strenge Welt- und Lebensanschauung einen wesentlichen Charakterzug des später sich entwickelnden Bürgerthums bildet, und wenn zudem die hervorragendsten didaktischen Dichter bürgerlicher Abkunft waren, so müssen wir in ihnen die Grundlage der ernststen und thätigsten Gesinnung anerkennen, welche sich um diese Zeit in den Bewohnern der Städte festsetzte. Es ist dies um so weniger zu bezweifeln, als die meisten Lebrdichter sich einer populären, volksthümlichen Darstellungsweise befleißten, welche ihren Werken auch außerordentliche Verbreitung im Volke erwarb.

Die größeren didaktischen Gedichte der mittelhochdeutschen Zeit, so wie zum größten Theil auch der nachfolgenden Perioden sind übrigens von den späteren moralischen Lehrgedichten (z. B. des achtzehnten Jahrhunderts) ihrem innersten Wesen nach durchaus verschieden, indem sie nicht, wie diese, über wie die Lehrgedichte der Franzosen und Engländer einen bestimmten Gedanken durchföhren, sondern sich vielmehr über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens verbreiten, und dieselben vom Standpunkte der höchsten Sittengesetze betrachten.

Wir haben schon oben beröhrt, daß gegen das Ende des Zeitraumes die didaktischen Dichtungen immer mehr an poetischem Gehalte verloren; doch ist auch bei diesen eine thätige und lebenskräftige Gesinnung vorherrschend. Andere versanken auf andere Weise, indem sie sich der mystisch allegorischen Tendenz anschloffen, welche überhaupt, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, in die ganze Poesie eingedrungen war.

Die vorzüglichsten didaktischen Dichter des Zeitraums sind neben Heinrich (dem Laien), Thomasin von Zercläre, Freidank, Ulrich von Eichenstein und Hugo von Trimberg, welche wir unten ausführlicher beröhren werden, noch der arme Hartmann und Bernher vom Niederrhein. Der erste derselben, der sich selbst den armen Hartmann nennt und vielleicht aus der Schweiz war, wie man aus einer freilich nur sehr schwachen Andeutung vermutben könnte, hat ein Gedicht „Vom Glauben“ verfaßt, welches in sechs Abschnitten die Glaubensartikel in ziemlich weitseweifiger Darstellung paraphrasirt. Ob er gleich von der weltlichen Weisheit mit großer Beachtung spricht, legt er doch selbst eine nicht geringe Gelehrsamkeit an den Tag, welche freilich rein theologischer Art ist, wie er es denn liebt, häufig lateinische Phrasen und Wörter einzumischen. Er führt besonders gern Geschichten aus der heiligen Schrift, namentlich aus dem Leben Jesu an, außerdem erzählt er aber auch mancherlei Sagen und Legenden, welche er sämmtlich dazu benützt, die Gebote der Schrift und der Kirche zu beglaubigen. Der Zweck seines Gedichts ist, die Menschen zur Beobachtung der religiösen und kirchlichen Satzungen aufzufordern, und vor Bosheit, Bitterkeit, Ehrgeiz zu warnen. Er mahnt eindringlich, gute Werke zu thun, welche er freilich im Sinne der Zeit betraue allein auf die Kirche bezieht. Man soll, sagt er, „Eigen und Leben, Weib und Kind, Hof und Haus“ verlassen und sich in „Kloster und Klaus“ begeben, daselbst „um Gottes Minne große Mühsal erdulden“ und sein „Eigen und Erbe an die Gotteshäuser vergeben“. Bernher vom Niederrhein hat außer mehreren Legenden einige didaktische Gedichte geschrieben, die man mit Recht Reden oder Predigten genannt hat, da sie mit diesen den Predigerton gemein haben. Sie sind in niederdeutscher Mundart geschrieben.

Außerdem besitzen wir noch mehrere, zum Theil vortreffliche didaktische Gedichte, deren Verfasser unbekannt sind. Wir führen nur die strophischen und in Gesprächsform abgefaßten Gedichte: der Wilsbede, die Wilsbedin und König Tyrolan. Unter den ascetischen, symbolischen und mystisch-allegorischen Dichtungen ist die „goldene Schmiede“ von Konrad von Würzburg weitaus das bedeutendste; wir werden sie weiter unten näher besprechen. Von den übrigen verdienen noch die folgenden Erwähnung: die Umschreibung des „Vater Unser“ von Heinrich von Krolawig (aus Meissen um 1250), welche in oft ermüdender Weitseweifigkeit die einzelnen Sätze des schönen Gebets paraphrasirt und an dieselben die mannigfaltigsten Beziehungen des äußern und innern Lebens knüpft; ferner die „Tochter von Zion“ von Lamprecht von Regensburg, einem Franciscanermönch, der gegen das Ende des 13. Jahrh. lebte, und in seinem Gedichte die da-

maß allgemein beliebte Vorstellung von der Vermählung der Seele mit Gott vernünftliche; und endlich „Unseres Herren Zukunft“ von Heinrich von der Neuenstadt, einem am Anfang des 14. Jahrh. in Wien lebenden Arzte, dessen noch ungedrucktes Gedicht, zwischen Erzählung und Lehrgebieth innewohnend, mit besonderer Ausführlichkeit die Erscheinung des Endchrisi und das jüngste Gericht behandelt, wobei der Dichter sich vorzüglich bestrebt, durch die schauerlich ausgemalten Schrecknisse des jüngsten Tags das Herz mit Furcht zu erfüllen und den Menschen zur Reue und Buße der Sünden geneigt zu machen.

Neben den rein didaktischen Gedichten haben wir noch die Fabelpoesie zu erwähnen; denn obgleich die Fabel formell und vielleicht auch ursprünglich zur epischen Poesie gehört, so wird sie doch bei ihrem vorwiegend moralischen Zwecke um so füglich zur didaktischen Gattung gerechnet, als sie die Darstellung der damals verbreiteten Lebensansichten ergänzt.

Wie die Elemente des Spruchs und Lehrgebichts schon in den geistlichen Dichtungen des vorhergehenden Zeitraumes liegen, so haben wir die Grundlage der Fabelpoesie in der ursprünglich deutschen Thiersage zu suchen; denn wenn auch die meisten Fabeln aus älteren und späteren lateinischen Bearbeitungen entlehnt wurden, so darf doch wohl kaum bezweifelt werden, daß die erste Anregung, moralische Wahrheiten im Gewande der Fabel vorzutragen, von der allgemein verbreiteten und im Volke selbst wurzelnden Thiersage ausging, welche leicht auf menschliche Verhältnisse bezogen werden konnte, wenn eine solche Beziehung auch ursprünglich nicht in ihr lag. Auch ist es unverkennbar, daß die ältesten Fabeln sich an die Thiersage anlehnen oder vielmehr wohl aus derselben hervorgegangen sind. Selbst diejenigen Fabeln, welche fremden Vorbildern nachgeahmt wurden, zeigen eine epische Breite und Ausführlichkeit, welche mit der Form der äsopischen Thierfabel in auffallendem Widerspruche steht, und sich daher nur aus dem Einfluß des Thierpos erklären läßt, dessen Darstellungsweise den heimathlichen Dichtern immer vorschwebte.

Die Fabel hieß in der mittelhochdeutschen Sprache bîspel, d. h. die Rede oder Erzählung, welche bei anderen Dingen steht; man verstand also zunächst das darunter, was wir Gleichniß nennen, und das bîspel umfaßte daher nicht bloß die eigentliche Thierfabel, sondern es wurde überhaupt jede Erzählung mit einem ausgesprochenen didaktischen Zweck unter diesem Worte begriffen, und man unterschied es von der mære, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst, die nur als freie Schöpfung der dichtenden Phantasie erscheint. Zu den mæren gehört also das eigentliche Thierpos, dessen rein epischer Charakter sich schon darin beurkundet, daß es an sich nur das Thierleben darstellt und den einzelnen Begebenheiten durchaus keine allegorische Bedeutung unterlegen will.

Beispiele und Fabeln sind theils in größere Dichtungen (z. B. in die Kaiserchronik, die Rede Bernhers von Elmendorf, in den welschen Gast, Freidanks Bescheidenheit, den Renner von Hugo von Trimberg) verwebt, theils finden sie sich in der Form von Sprüchen bei den lyrischen Dichtern, wie wir denn schon mehrere vortreffliche Fabeln von Spervogel,

Bruder Bernher, dem Marner, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg und dem Meisner mitgetheilt haben, theils endlich sind auch ganze Sammlungen und vereinzelte Fabeln auf uns gekommen. Unter den Dichtern, welche die Fabel und das Beispiel vorzugsweise bearbeitet haben, sind der Stricker und Ulrich Boner zu nennen. Hierher gehören endlich einige allegorisch didaktische Gedichte, unter welchen besonders das „Schachzabelbuch“ von Konrad von Ammenhusen Erwähnung verdient.

Endlich haben wir noch diejenigen Dichtungen zu erwähnen, welche in der Form eines Sendschreibens gewöhnlich von Liebesverhältnissen handeln, und oft geradezu an Frauen gerichtet sind. Solche Gedichte, Bûchlein, auch wohl Briefe genannt, waren schon ziemlich früh gebräuchlich, wenigstens besitzen wir noch Bruchstücke eines ähnlichen Sendschreibens aus dem zwölften Jahrhundert. Im dreizehnten wurden dergleichen von Hartmann von Aue und Ulrich von Lichtenstein mit besonderem Glücke gedichtet. Sie waren auch noch im vierzehnten und fünfzehnten gebräuchlich, und zwar nicht nur für Liebesfachen, sondern auch für ernstere Gegenstände; doch ließ man dann gewöhnlich die Briefform fallen, wie z. B. Seifried Helbling in seinen fünfzehn hiehergehörigen Gedichten.

Die Bûchlein waren, wie die andern größeren didaktischen Gedichte, zum Lesen bestimmt, doch gaben ihnen die Dichter oft einen lyrischen Schluß, der dann auch gesungen werden mußte. Mit Ausnahme einiger Gedichte in Strophenform sind alle hiehergehörigen Dichtungen, also nicht nur die Fabeln und Erzählungen, sondern auch die Bûchlein und die eigentlichen Lehrgebichte in kurzen Reimpaaren abgefaßt, wodurch sie sich allerdings auch an die epische Form anschließen.

Wir heben aus der ziemlich großen Zahl von didaktischen Dichtern und Dichtungen die folgenden als die weitaus bedeutendsten heraus.

Heinrich.

Es ist uns von den Lebensumständen dieses vortrefflichen Dichters leider nur sehr wenig bekannt. Daß er gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt habe, geht aus dem Schlusse seines Gedichts hervor, in welchem er den Abt Erkenfried von Mül in Unterösterreich erwähnt, welcher im Jahre 1163 starb. Dies beweist zugleich auch, daß der Dichter ein Oesterreicher war (was übrigens schon aus seiner Sprache hervorgeht) und daß sein Gedicht vor dem Todesjahre des genannten Abtes abgefaßt worden sein muß. Er selbst nennt sich „Gottes armen Knecht“; in einer andern Stelle des Gedichts (Vers 225 ff.), in welcher er von den Laien im Gegensatz zu den Geistlichen spricht, rechnet er sich zu jenen. Bei der großen Bibelfenntniß, die er besaß, und die er in seinem Gedichte vielfältig anwandte, ohne jedoch im Geringsten in gelehrten Pedantismus zu verfallen, möchte man ihn beinahe für einen Geistlichen halten, und man würde hierzu um so geneigter sein, als er den Abt Erkenfried in solcher Weise in das nämliche Gebet einschließt, in welchem er sich selbst der Gnade Gottes empfiehlt, daß man meinen sollte, er wäre zu demselben in näherem Verhältnisse gestanden. Andererseits sind die Ansichten, welche er über das Le-

ben im Allgemeinen und über die Geistlichkeit insbesondere an den Tag legt, von der Art, daß sie doch wohl nur von einem Laien herrühren können. Höchst wahrscheinlich war Heinrich auch bürgerlichen Standes, was nicht allein aus dem hervorgehen scheint, was er gegen den Adel sagt, sondern auch und vornämlich aus der Art und Weise, wie er es sagt.

Außer dem Gedicht, das wir näher betrachten wollen, wird ihm noch ein anderes, dem Inhalte jenem nahe verwandtes „Vom Pfaffenleben“ zugeschrieben; es ist dieses aber nur noch in kurzen Bruchstücken bekannt, so daß wir es nur vorübergehend erwähnen können. Sollte es aber so bedeutend sein, als jenes, so wäre eine vollständige Ausgabe sehr zu wünschen.

In der That gehört das Gedicht Heinrichs: „Von des todes gehügede“, d. h. von dem Gedächtnisse oder Andenken des Todes, zu den trefflichsten Erzeugnissen der didaktischen Poesie. Es ist nicht allein seines ernsten und ergreifenden Inhalts wegen, sondern auch wegen des schlichten und dabei doch höchst eindringlichen und würdevollen Ausdrucks zu loben, welcher den oft erhabenen Gedanken auf das Lebendigste darstellt. Wenn nicht schon der ganze Inhalt bekräftigt, daß der Dichter mit den Vätern des alten und neuen Testaments genau vertraut war, so würde sich dies schon aus der feierlichen Haltung des Gedichts ergeben, die an die großartige Einfachheit der Propheten erinnert.

Obgleich der Dichter in den ersten Versen ankündigt, daß er von des Todes Gedächtniß sprechen wolle, entwickelt er diesen Gegenstand doch erst in der zweiten Hälfte des Gedichts; die erste Hälfte, die er selbst als ein „Lied vom gemeinen Leben“ bezeichnet, enthält als Einleitung zu dem eigentlichen Gegenstand eine Darstellung verschiedener Lebensverhältnisse, die er uns in meisterhaften und oft poetischen Zügen vorführt. Dieser erste Theil ist deshalb auch für die Sittengeschichte jener Zeit von großem Werth, so wie wir daraus die treffliche Gesinnung des Dichters kennen lernen, der ohne Ansehen des Standes und der Person die Gebrechen und Laster mit scheidender Schärfe tadelt, welche damals namentlich unter der Geistlichkeit eingerissen waren. Dieser wirft er zunächst Geiz und Habsucht vor, dann tadelt er sie wegen ihres Umgangs mit den Frauen, der zur Unzucht und Leppigkeit führe, was die Laien mit Argwohn erfüllen. „Wöchte Jemand“, sagt er, „mit herrlicher Speise das Himmelreich gewinnen, und mit wohlgestrählten Bärten und mit hochgeschorenem Haar, so wären sie alle heilig fürwahr!“ (220 ff.) Die Geistlichen seien aber mit den Blinden zu vergleichen, welche andere Blinde geleiten wollten, sie aber in eine Grube führten.

Darauf wendet er seinen Tadel gegen die weltlichen Richter, die da Wiberfager Gottes und alles Guten seien. „Ueberhaupt“, fährt er fort, „ist keine Treue mehr unter den Laien zu finden. Das Leben der Ritter und Frauen ist Gott mißfällig, denn aus allen ihren Handlungen blickt lasterhafter Uebermuth. Die Frauen sind gefall- und puffsüchtig; die machen ihr Gewand also lang, daß der Falten Nachschwang den Staub erregt, wo sie hingehen, als ob hiedurch das Reich desto besser stehe. Mit ihrem hochfärrtigem Gange und mit fremder Farbe an der Wange und mit gelbem Gebände wollen sich die Bäuerinnen in allen Straßen des rei-

chen Mannes Tochter gleich sehen. Wo sich die Ritter versammeln, da reden sie nur von ihren Buhserelen und rühmen sich ihrer Laster. Wenn aber von Mannheit gesprochen wird, da denkt man selten an die Kraft, die man gegen den Teufel nöthig hat.“ (289 ff.) Nachdem er hierauf noch von Rom als dem Sitz der Habsucht gesprochen und den allgemeinen Sittenverfall nochmals in kurzen und kräftigen Zügen geschildert, kommt er auf den eigentlichen Gegenstand seines Gedichts zurück. Der Mensch soll stets des Todes eingedenk sein, wie denn auch das ganze Leben ihn an den Tod erinnert. Er wird mit Schmerzen geboren, und sein ganzes Dasein ist voll Mühe und Drangsal, er mag arm oder reich und selbst ein Fürst sein. Alles um ihn mahnt ihn an den Tod: so sieht das Weib ihren Mann absterben, der einst voll Jugendkraft und Jugendsehnsucht sie mit Liebe umfaßte. Wenn ein junger Fürst seines Vaters Grabmal aufdeckt, sieht er Nichts, als todttes, zerstreutes Gebein, und wollte er den Verstorbenen fragen, wie es ihm ergehe, so würde dieser von der großen Pein reden, die er erleide; er würde ihn aber auch ermahnen, an ihm ein abschreckendes Beispiel zu nehmen, nach Gottes Willen zu leben und nicht, wie er gethan, um des Reichthums und der Macht willen seine Seele zu verlieren. Denn Jesus sagt, daß eher ein Döbende (Rameel) durch ein Nadelöhr gehen könne, als daß ein Reicher in Abrahams Schooß komme. Buße und Reue ist mehr werth, als alles Gut; ohne Reue aber erwartet den Menschen ewige Verdammniß mit allen ihren Qualen, während der Gerechte in die ewige Freude eintritt.

Obgleich der Dichter selbst sagt, daß er sich habe hinreißern lassen, vom „gemeinen Leben“ in aller Weitläufigkeit zu reden, so steht dieser erste Abschnitt seines Gedichts doch keineswegs außer Zusammenhang mit dem zweiten, und es ist durch denselben die Einheit des Ganzen nicht verletzt worden. Vielmehr erhält seine Mahnung, an den Tod zu denken und Buße zu thun, gerade durch die lebensvolle Darstellung des „gemeinen Lebens“ erst ihre rechte Bedeutung. Der letzte Abschnitt ist übrigens weitaus gelungenere, als der erste, den er an Lebendigkeit der Darstellung und Tiefe der Empfindung, so wie an ächt poetischer Auffassung weit überwiegt. Wenn wir dennoch den ersten Abschnitt mitgetheilt haben, so geschah es vorzüglich aus dem Grunde, daß derselbe in einem engen Rahmen alle diejenigen Ansichten und Schilderungen des Lebens enthält, welche von den nachfolgenden Dichtern zu oft übermäßiger Länge ausgesponnen wurden.

Von des todes gehügede.

Mich leitet meines glauben gelübde,
daz ich von des todes gehügede
eine rede fürbringe.

Dar an ist aller mein gedinge,

5 daz ich werltlichen liuten
bescheidenlichen müeze bediuten,
ir aller vræise unt ir nôt,
die ouf den wæglichen tôt,
der allen liuten ist gemæine,

10 sich bereitet leider sæine.

Die mache uns der weissage chunt:

er spricht: „Omnes declinaverunt.“

Daz sprichet, si hânt sich alle genæiget,
er mæinet, die dâ habent gesæiget

- 15 von Got zu dem ewigen valle.
Er mac wol sprechen alle:
wan under tousent sunderen
müg wir vil choum einen bewären,
der durnæchtig müege hæizzen.
- 20 Ô wê! waz wir alle gefræischen
unchristenlicher sunden!
Man hœret uns niender chunden,
wâ einer stech in einer chliuse,
der seine sunde alsô beriuse,
- 25 oder anderswâ gebüezze,
als Mâriâ diu suezze,
diu nâch Christes ouf verte
ceit unt stat bischerte
in einer zæislichen wuoste,
- 30 dâ si inne wonen muoste,
âne der liute mit wist,
die si nâch unserm hêrren Christ
nimmer mêr beschowen wolde,
seit si in nicht lenger sehen solde.
- 35 ① wê, armiu phaffhæite,
diu den læien ein gelæite
solde zu dem himelreiche geben,
wie harte si zerucke müezen streben
an dem iungisten gerichte,
- 40 unt mœchte iemen ze Gotes gesichte
sich des tages dâ verbergen,
unt ist, daz si gehorsam sullen werden,
des an den buochen geschriben stât,
als in unser hêrre Got geboten hât:
- 45 wan er in allen hât gedrôt
in den ewigen tût,
die sô nicht lebent, als er in gebiutet
unt in sein schrift bediutet.
Sulen seinu wort nicht zergên,
- 50 si müezzen an der wârhæit gestên,
daz si der christenhæit wellent phlegen,
nâch den si solden leben,
als si an den buochen hânt gelesen:
sô mocht ir einer nicht genesen.
- 55 Christenlicher orden,
der ist harte verworden:
sumlich habent den namen ân daz ambet,
læider vil lutzel im iemen enblandet
ouf den wuocher der armen sêle,
- 60 die der obristen ère
under der phaffhæit solden phlegen,
den daz vingerl und der stap ist geben
und ander vil bezæichenlich gewant,
dâ von si bischof sint genant.
- 65 Ze den ist daz recht enzwæi:
pharre, probstei und abtei,
weihe, zehende, phruonde,
die si nicht ze verchoufen bestuonde,
daz gebent si ander niemen,
- 70 wan der ez mit schatze mac verdienen.
Ir junger habent ouch wol erchant,
wie in ir mæister hânt
vor gitragen daz bilde;
beichte unt bivilde,
- 75 misse und salmen,
daz bringent si allenthalben
ze etlichem choufe.
Ez sei der chresem oder diu toufe,
oder ander swaz si sullen begân
- 80 daz lânt si niemen vergeben stân,
wan alsô diu miete erwerben mac.
Owê, jungister tac,

- welhen lôn soltu in bringen!
Ir dehæiner hât den gedingen,
85 ob sein des tages sol werden rât.
Swær gæistliche gâbe verchoufet hât,
wie mûchte des missetât
immer mære werden rât?
Wirt er dar an funden,
- 90 er muoz immer sein gebunden
in der hæizzen flures flamme:
ze spâte chlæit er danne.
Swaz er halt guoter dinge bigât,
die weile er an dem unrecht stât,
- 95 daz ist vor Got verfluochet:
sein gebet wird verunruochet,
wan ez ze Gotes ôren nicht steigt;
sein gehugde wirt êwlichlich versweiget.
- Die ze briester sint gezalt,
100 die hânt der zwelfboten giwalt,
daz si mit dem Gotes worde, daz si bredigent,
die sundær bindent und erledigent.
Ouch sullen si ir leben behalten,
anderz muoz si Got engalten,
- 105 daz si den nutz âne muo wellent haben.
In geit Got von seinen weissagen
ein vorchliche urchunde:
„Dise verswelhent meiner liute sunde.“
Unser hêrre ouch selbe chiut:
- 110 „Dise ladent ouf daz arm liut
solhe burde, die niemen mac erheben,
unt wellent si selbe nicht ergehen.“
Sumliche, die aber sô senfte sint,
die trôstent uber recht des tievels chint,
- 115 unt liebent in die mæintât.
Swær in ze gebene hât,
der mac tuon, swaz er wil,
daz er dehæine weis sô vil
mac getuon böser dinge,
- 120 ez buozen die phenninge.
Die muken si lichen,
die olbenden si verslichen;
si reffent niewan die armen,
die solden in erbarmen.
- 125 Swaz der reiche man getuot,
daz dunchet siu suoz unt guot.
Got enwelle seinu wort verwandeln:
„Swær vordert ein sêl vor der anderen“,
wâ sol der mensch denne erscheinen,
- 130 der von den schulden seinen
verliuset mit seiner ger
tousent sêl oder mêr?
Als wir diu buoch horen schreiben,
ir aller weitze er muoz leiden
- 135 nâch der jungisten schidunge,
sô læider âne barmunge
Gotes zorn uber siu ergit:
wie tiwer si danne gestêt
dirre werltliche reichtuom
- 140 unt der unsælige freitnuom,
daz si lebent âne twanchsal.
Nu wellent die phaffen uber al
in daz haben ze einem rechte gar,
daz sich under der phaffen schar
- 145 sul der weibe iemen ânen.
Jâ solden si sich vou ir undertânen,
als ich ein ebenmâzze wil fur ziehen,
als der viehirt von den viehen,
unt der mæister von den jungern,
- 150 sus solten si sich sundern;

- unt wellent leichtchait phlegen.
 Durh waz ist diu mæisterschaft geben?
 Bédiu unzucht unt hœilichait,
 unchiusche unt ræinechait,
 155 diu sint nicht wol ensamt.
 Swenne des briesters hant
 wandelt Gotes leichnamen.
 sol si sich danne nicht zamen
 von weiplichen anegriffen?
 160 Entriwen, si sint dar an beswichen!
- Unser geloube daz bivangen hât
 swenne der briester ob dem alter stât,
 under dem geriune dâ
 entsliezent sich diu himel sâ,
 165 daz seinin wort dar durch varn;
 im sendet ouz allen englischen scharn
 unser hêrre seine dienstman.
 Das opher wirdet lobesam:
 ez vertilget alle die missetât.
 170 die diu christenhait bigât,
 die des mit wârem gelouben gedingent.
 Die daz ampt fur bringent,
 sprechet, welher ræinichait er bedurfe?
 Darumbe heb wir uns ze ruoffe,
 175 unt sprechen, ez sul Got missezemen,
 daz wir der misse vernemen,
 die wir sô nicht sehen leben,
 noch den segen sô rechte geben,
 als si von rechte solden:
 180 dar umbe sei wir in erbolgen.
 Swâ aber daz Gotes wort und diu geweihte hant
 ob dem Gotes tische wurchent ensant,
 dâ wirt der Gotes leichnamen in der misse
 von einem sundær sô gewisse,
 185 sô von dem hœiligistem man,
 der briesterlichen namen ie gewan.
 Getorst ich iu sagen, daz ich wæiz,
 die ir christenlichen antheiz
 mit andern gehæizzen haben gemêret,
 190 swie wol si diu buoch sein gelêret,
 die sich von dirre werlt haben gezogen:
 eintweder diu schrift ist gelogen,
 oder si choment in ein vil mîchel nôt.
 Si solten in dirre werlt wesen tût,
 195 unt solten daz vlæisch an in rêwen,
 daz ez tæglich muose slêwen,
 und die sêle ane schowen,
 sam ein diu ir rechten frowen.
 Nu habent si haz unt neit,
 200 missehellige unt streit.
 Wol chunnen si spoten unt greinen,
 unt lâzzent ubel scheinen,
 ob si die wâren minnen
 in dem hêrren sullen gewinnen.
 205 Iriu wort sint vil manicvalt;
 sine habent ampt oder gewalt
 anders dunchet ez siu zenichte.
 Si dienen nîewan ze gesichte,
 durch vorchte, nicht durch minne.
 210 Si gesitzent nimmer inne,
 si wellent unbetwungen sein.
 Daz ist an sumlichen schein,
 die ir dinc sô schaffent ûzze:
 die wellent in so gitâner bûzze.
 215 die si sô swazunde tragen:
 der in der werlt nicht einen esel mochte haben,
 ze bœser gewinnunge
 ist sein herze unt sein zunge

- in wunderlicher weise.
 220 Unt mœcht iemen mit hêrlicher speise
 daz himelrich beherten,
 unt mit wol gestræelten bâren
 unt mit hôh geschornem hâre:
 sô wæren si alle hœilic zwære,
 225 Dar auf hab wir læien ein archwau:
 swaz wir die wandelbære sehen bigân,
 des verwæne wir uns of die andern alle.
 Si sint ein schande und ein galle
 gæistlicher sammunge.
 230 Von wie getâner ordnung
 sold er ze einem hêrren werden gehabt,
 fur daz er der werlt hât widersagt,
 der vor des ein arm mensch was?
 In dem wînde wirt durre daz grâs,
 235 daz des sumers was gruone:
 der sich in der werlt dunchet chuone,
 sô der greiffet an gæistlich leben,
 dâ er mit dem tievel muoz muoz streben,
 sô zimt vil weisleichen,
 240 daz er ander sein geleich
 aller êrst inne bringe
 seiner tugentlicher dinge.
 Gerne hab wir geredet,
 daz die phaffen beweget,
 245 unt die muniche ze grôzem zorne.
 Die solden hînden unt vorne
 der ougen alsô wesen vol,
 daz si allenthalben wol
 die veinde gesehen,
 250 wâ si sich wolden nâhen
 ze den, die in bevolhen sint.
 Wellent si nu bédenthalben wesen blint,
 sô werdent si êwighen erblendet.
 Daz ist uns offentlichen verendet
 255 mit den worten der warhæite:
 „Swâ ein blinde dem andern git gelæite,
 dâ vallent si bède in die gruobe.“
 Dise rede verstênt genuoge:
 diu gruobe ist diu helle.
 260 Swer nu diu blinden vuoren welle,
 daz sint die bœsen lêrære,
 die die verworchten hœrære
 mit in læiten in den ewigen val.
 Noch hœret ein andern sturmschal
 265 von unsern herhorne tiezzzen,
 des ouch die læien mac verdriezzzen.
 Wertliche richtære,
 daz sint wider vœchtære
 Gotes und aller guote
 270 die tragent wulfin gemuote:
 si bebirsent, swaz si mugen bejagen.
 Diu triwe ist gærlich erslagen
 under den, die læien sint.
 Der vater muoz hazzzen daz chint:
 275 er wirt des nimmer an sorgen.
 Wol wæhset er hiut oder morgen.
 Ern verstôzze in alles, des er hât,
 ob sein dinc unhœilic ergât,
 daz er nâch reichtuom erbarmet;
 280 owê, wie lutzel sich iemen erbarmet
 alles seines chunnes uber in!
 Sô vaste strebet ir muot ouf gewin:
 swâ er sich des nutzes nicht versicht,
 dehæiner dem andern vergicht
 285 dehæiner chunnescheste.
 Der hêrre versicht sich zu dem knechte,

noch der knecht zu dem hêren
weder triwen noch êren.

Reiter unt frowen,

- 290 der leben sul wir lâzen schowen,
daz Got vil widerwertig ist.
Die chêrent allen iren list,
wie si niwer site megen gedenchen,
dâ mit si die sêle chrenchen.
- 295 Daz ist ein strich der hohverte,
den der tivel des himelriches beherte.
Er wirbet ouch nicht sô gerne,
sô daz er uns ouz gotlichem scherme
mit demselben laster verschunde.
- 300 Ez sint die aller mæisten sunde,
die man wider Gotes hulde mac getuon:
der hohvertige man ist des tivals suon.
Swâ er mit übermuote gevæhet den man,
dem hât er den sic behabet an.
- 305 Des gestât uns Jobes schrift bei:
er spricht, daz er ein furste sei
uber elliu chint der übermuote.
Dâ vor uns Got behuote,
daz wir im icht werden gehôrsam,
- 310 von dem diu übermuot aneunge nam.
Si ist alles ubeles vollæist,
und enlæt den hæligen gewist
bei dem menschen nicht beleiben.
Diu laster sul wir vertreiben:
- 315 si benement uns geistlich zuht,
si sint der sêle miselsuht.
Si reichsent al mæiste an den weiben;
hie muge wir der frowen wol gesweigen.

Wir sehen ze gassen unt ze chirchen

- 320 um die arm tagewurchen,
Diu niht mêr erwerben mac,
si gelebt ir nimmer guoten tac,
si enmache ir gewant alsô lanc,
daz der gevalden nächswanc
- 325 den stoub erweche, dâ si hin gē.
sam daz reiche al deste baz stē.
Mit ir hohvertigem gange
unt mit vrönder varwe an der wange
unt mit gelwem gibende
- 330 wellent si di gibirinen au allem ende
des reichen mannes tochter ginôzen.
mit ir chratzen unt mit ir stôzen.
Daz si tuont an ir gewande,
daz sol den von recht wesen ande.
- 335 die daz recht minnent.
Swes sumlich beginent,
dar nâch bruttent sich die andern.
Des rechtes ist lutzel bstanden
under armen und under reichen:
- 340 daz muoz Got von schulden misseleichen.
Von den frowen sul wir nicht ubel sagen,
doch mug wir der reiter nicht verdagen.
Zwêne geverten hât diu übermuot,
die setzet die reiter an die gluot
- 345 des ewigen fures vanchen.
Er hât Got vil ze danchen,
der sich an die bejaget:
der hât der hohverte widersaget.
Die verlæitent si vil diche
- 350 in des ewigen tôdes striche.
dâ si verliucent ir leben.
Sô mac dem armen niemen geben,
er muoz sein verdampnet.
Swâ sich diu ritterschaft gesamnet,

- 355 dâ hebet sich ir wechelsage,
wie manige der und der behuoret habe.
Ir laster mugen si nicht versweigen:
ir ruom ist niwan von den weiben.
Swêr sich in den ruom nicht enmachtet,
- 360 der dunchet sich verswachtet
under andern seinen geleichen.
Swâ aber von sumleichen
der manheit wirt gedacht,
dâ wirt vil selten furbracht,
- 365 wie gitâner sterke der sul phlegen,
der wider den tievel müeze streben.
Dâ nennent si genuoge
vil manig ungefuoge;
si bringent sich mêr ze schanden, [landen
- 370 swenne si sprechent: den mag man iu allen
ze einem guoten chnecht wol haben,
der hât sô manigen erslagen.

Die machet uns der weissage chunt:

- „si vreunt sich, sô si tuont
375 daz bôsiste an allen dingen,
swaz si des mugen furbringen“,
die wir an disen worten bewæren
von solhen ruomæren.
Wie dise werlt niuwe
- 380 læider ungetriuwe,
diu chlaget von rechte
die vordern guote chnechte,
die ir sô gar sint benomen.
Sol disiu werlt an ir ende chomen,
- 385 owê, unser jungiste erben,
wie harte si müezzen verderben
Gotes unt ir christentuom!
Wâ scheintet der althêren weistuom,
den niemen erzellen mœchte,
- 390 under allem ir geslachte?
Alle, die bei disen zeiten lebent,
dehæines anders listes si phlegent,
wan, wie si an einander betriegen,
bespoten unt beliegen.
- 395 Verbœset ist diu niwe jugent:
êre, zucht unt tugent,
die næigent sam um ein rat.
Rome, aller werlte hauptstat,
die hât ir alten vaters nicht.
- 400 Man vindet dâ dehæin zuversicht,
rechtes, noch genâden,
wan, wie man dem schatze muge gelagen.
Der reiche man ist edele
unt ist der fursten gesedele;
- 405 er ist weise unt starch,
er ist schœne unt charch,
und in den landen lobesam
allenthalben ist verworfen der arm man.
Geistlichiu richtære,
- 410 die mugen reichspære
baz, denne mæister gehæizzen.
Mugen si der schilde vil gelæisten,
helme unt brunne;
daz ist elliu ir wunne,
- 415 daz si mit menige reiten
unt hæizzen in die gegende weiten
dienen, swes sô sie
ir undertânen wellent wesen fri.
Si tuonen allez, daz in gevalle.
- 420 Die reichen lebent mit schalle,
die armen mit gesuoche;
daz vindet man an dehæinem buoche.

- Die phaffen, die sint gelte,
die gebour, die sint netio,
425 die choulliut haben triuen nicht,
der weibe chiusche ist enwicht.
Frowen unt reiter,
dine durfen nimmer gefristen,
weder ir leben bezzer sei.
- 430 Ir undertänen wellent wesen frei,
die guot sint unt biderbe:
dâ setze wir in tousand widere,
den nieman mac urchuude geben,
ob si tugentlichen leben. —
- 435 Michel mære hân ich gereit,
danne ich het ouf geleit,
dô ich des liedes bigan:
dar umbe sei mir niemen gram,
daz ich die wârheit hân gesprochen.
- 440 Swâ aber ich den orden hân zebrochen
der materie, die ich aneviench,
daz machent læsterlichen diuch,
und dises leibes getrugde,
der uns von des tôdes gehugde
- 445 manigen ende læitet,
als wir iu vor haben gebreitet.
Hie welle enden ditz liet,
daz vorder gehillet disem niet,
daz wir haben ze redene.
- 450 *Von dem gemæinen lebene*
mag ez einen besunder nam wol haben.

Der Winsbede.

Die früheren Bearbeiter der mittelhochdeutschen Literatur nahmen an, daß das Gedicht, welches in der Manessischen Sammlung den Titel „der Winsbede“ führt, von einem Dichter dieses Namens herrühre, ohne jedoch einen solchen bestimmt nachweisen zu können. Später neigte man sich zur Ansicht, daß der Titel nicht den Namen des Verfassers angebe, sondern vielmehr das Gedicht selbst bezeichne, und daß unter dem Winsbeden der vom Dichter eingeführte Ritter zu verstehen sei. Bodmer, der diese Ansicht zuerst aussprach, wollte das Gedicht dem Wolfram von Eschenbach zuschreiben, doch konnte er hierfür keine hinlänglichen Gründe aufstellen. Da der Name im Gedichte selbst nicht vorkommt, was doch wohl der Fall wäre, wenn er die Hauptperson bezeichnen sollte, so scheint Bodmers Meinung allerdings gewagt, und es möchte rathsamer sein, zur alten Meinung zurückzukehren, und den Titel für den wirklichen Namen des Dichters zu halten, um so mehr als Hugo von Trimberg einen Dichter beinahe gleichen Namens (den von Win des bede) anführt. Jedenfalls hat der Verfasser des Gedichts am Rhein gewohnt, da die sprichwörtliche Redensart von dem in den Rhein geworfenen Korn (Strophe 80) kaum von einem Dichter gebraucht worden wäre, der in größerer Entfernung von diesem Flusse gelebt hätte.

Auch über die Entstehungszeit des Gedichts werden verschiedene Ansichten geäußert; während die Einen es in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setzen (späteren Ursprungs ist es gewiß nicht), rücken es Andere an den Anfang desselben. Da die verschiedenen Handschriften einen von einander sehr abweichenden Text geben, haben wir höchst wahrscheinlich nicht die ursprüngliche Gestalt des Gedichts, sondern nur Uebearbeitungen desselben,

was jedenfalls auf ein höheres Alter hinwiese. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der uns überlieferte Text die Uebearbeitung eines früheren volkstümlichen Gedichts ist, weil die Darstellung beinahe durchgehends volkstümliches Gepräge an sich trägt; auch sind mehrere Strophen offenbar spätere Zusätze, die nicht immer an den geschicktesten Platz eingeschoben worden sind.

Wie dem aber auch sei, so gehört das Gedicht unstreitig zu den schönsten Denkmälern der älteren Literatur. Schon die Einkleidung ist vortrefflich. Es ist ein Vater, der seinem Sohne bei irgend einer bedeutenden Veranlassung liebevolle Anweisung zu einem tugendhaften, frommen und thätigen Leben gibt, damit er auch mitten in den Stürmen der Welt sein besseres Selbst bewahre und sich bei Gott und den Menschen beliebt mache. Und diese vortreffliche Situation hat der Dichter mit großem Glücke benutzt. Aus jedem Worte tritt uns die väterliche Liebe in ihrer ganzen Innigkeit und Stärke entgegen, die auch über die einfachsten Wahrheiten den rührendsten Zauber verbreitet. Denn der greise Vater ist kein trodener Sittenprediger; was er sagt, strömt in lebendiger Quelle aus der innersten Tiefe seiner Seele. Es ist das Ergebniß seines langen Lebens, seiner mannigfaltigen Erfahrung, seines frommen, gottergebenden Sinnes, das er seinem geliebten Sohne in schlichten, aber vom tiefsten Gefühl durchdrungenen Worten als schönstes Erbtbeil hinterlassen will. Ein einziger Gedanke erfüllt sein von Liebe überwallendes Herz; sein Leben hat nur noch einen einzigen Zweck, den theuren Sohn, der ja sein einziger Trost, dessen Glück auch sein Glück, dessen Leid auch sein Schmerz ist (Str. 38), auf die Bahn des ewigen Heils zu leiten, das er nur durch einen tugendhaften, frommen, menschenfreundlichen Wandel erreichen kann. „Vor Allen liebe Gott,“ ruft er ihm zu, „denn er allein hilft dir aus der Noth. Wer sich der Welt hingibt, muß an Leib und Seele verderben, des Menschen Leben schwindet hin, wie das Kerzenlicht, und so reich an Gut er auch war, so folget ihm doch nicht mehr in das Grab, als was er braucht, um seine Wunden zu decken. Halte die Geistlichen in Ehren; kümmerge dich nicht darum, wie sie leben, sondern folge ihren Worten; denn diese sind gut; wenn auch ihre Werke schlecht sind. Willst du deinen Leib zieren, so minne und ehre die Frauen; sie sind ein wonniglicher Stamm, aus dem wir alle geboren sind. Sie sind die Zierde und die Ehre der Welt; als Gott sich Engel im Himmel erschuf, gab er uns die Frauen für Engel auf der Erde. Sie sind die beste Arznei gegen alle Wunden des Lebens; vor ihnen vergeht Kummer und Noth wie der Thau. Da das Glück des Lebens in ihnen liegt, so diene ihnen gern, mein Sohn; Gott hat den nie vergessen, dem der Frauen Gnade zu Theil ward.“ Hiernach fordert er ihn auf, den Schild, das Ehrenzeichen des ritterlichen Mannes, würdig zu tragen, treu, mild, keusch und in Einsatz zu leben, muthig und fähig zu sein, und den Speer nach des Vaters Beispiel zu führen. Sodann lehrt er ihn, wie er sich bei Hofe zu benehmen habe: er solle zur rechten Zeit schweigen und am rechten Orte reden, diejenigen vermeiden, welche ihm böse Reden zu tragen, Zunge und Leidenschaft zügeln. „Hohe Geburt hat nur bei tugendhaftem Leben Werth,“ heißt es weiter; „daher habe ich mir den Kiefern,

der nach Ehre strebt, lieber zum Fremde erkoren,
als einen Hohen sonder Tugend. Du sollst Reich-
thum haben und erstreben, doch soll er dir das
Herz und den freien Muth nicht benehmen; wem
Reichthum lieber ist, als Gott und Ehre, ist wahn-
sinnig. Vollende, was du angefangen hast, denn
sonst wäre es besser, es gar nicht zu unternehmen,
du wärdest dem Vogel gleichen, der vor der Zeit
aus dem Neste fliegt und den Kindern zum Spiel-
zeug dient; aber unternimm auch Nichts, was deine
Kräfte übersteigt. Höre gern auf guten Rath, und
wähle von zweien den besten. Das Sprichwort sagt,
es brenne früh, was zu einer Kessel werden wolle;
so benutze auch deine Jugend wohl, denn was du
dir in der Jugend angewöhnst, das wird dir einst
schaden oder frommen. Meide Untreue, denn, wie
die Schrift sagt, so ist sie ein Gift der Seele dort,
und des Leibes hier. Deine Rede sei keusch, deine
Besinnung fest; trage Niemanden Reid noch langen
Haß; sei gegen Feinde stolz, gegen Freunde dienst-
fertig, gegen Alle höflich. Uebermuth und Geiz sind
zwei böse Nachbarn, die einst den Teufel verführt
haben, und die den Menschen zu Falle bringen.
Schone dein Ungemach und deine Anstrengung; nur
dieser wird Ehre zu Theil, denn feststet ist eine Maus
der schlafenden Rabe in den Mund gelaufen. Schlem-
merei und Spiel sind des Leibes und der Seele
Fall; wer mit ihnen seine Tage vergeudet, dem
wäre besser, er läge im Grabe. Bereue von Her-
zen, wenn du dich verfehlt hast. Gib den Armen
gern von dem Deinen; es wird dir und mir zum
Heil gereichen; sei milde und abe Gastfreundschaft
gegen die Fremden. Zwei Worte ehren den Mann,
der sich selber ehren will, das eine ist Ja, das
andere Nein. Wie Gold das Edelgestein, so zie-
ren den Menschen Worte der Wahrheit; der ist kein
Niedermann, dessen Sinn so schläfrig ist, daß er
sein Nein hinfahren läßt, wenn er kaum sein Ja
gesagt hat. Melde Alles, was Acht und Bann auf
dich ziehen könnte, denn es ist irdisches und ewi-
ges Verderben daran geknüpft."

Der Sohn nimmt die weisen Lehren des Vaters
nicht nur mit kindlichem Sinne an, er wird von
der Wahrheit derselben so mächtig ergriffen, es er-
wacht in ihm ein so verschiedener Widerwille gegen
die Welt und ihre verführerischen Lockungen, daß
er den Vater ermahnt, sein Vermögen auf die Stif-
tung eines Spitals zu verwenden, in welches sie
dann beide ziehen wollen. Der Vater willigt mit
Freuden ein und wendet sich in einem schönen Ge-
bete an Gott, den er um Gnade bittet, worauf er
eudlich erklärt, daß er Allen von Herzen vergebe,
die ihm jemals Leids gethan, daß er alle seine
"eigenen Leute" frei lasse und sein sämmtliches
Vermögen dem zu gründenden Spital überlasse.

Offenbar steht dieser Schluß nicht im innern Zu-
sammenhange mit dem Uebrigen, und es mag die-
ser wohl ein späterer Zusatz sein, der den schönen
Eindruck einigermaßen stört, welchen der erste Ab-
schnitt auf den Leser macht. Das ganze Gedicht
blieb auch wegen des trefflichen Inhalts in den nach-
folgenden Jahrhunderten in hohem Ansehen, so daß
sogar noch Roscherowsky eine größere Anzahl Stro-
phen desselben an verschiedenen Stellen seines Buchs
auführt.

Ein wiser man hâte einen sun,
der was im lieb, als manigem ist,

Den wolte er lèren rehte tuon,
unt sprach alsô: „Min sun, du bist

Mir lieb, ân allen valschen list
bin ich dir, sam du selbe dir,
sô volge mir ze dirre frist,
die wile ich lebe: ez ist dir guot.
Ob dich ein fremder ziehen sol,
du weist niht, wie der ist gemuot.

Sun, inneeclichen minne Got,
sô kan dir niemer missegân,

Er hilfet dir ûz aller nôd;
nû sich der welte goukel an,

Wie si ir volgære triegen kan,
unt was ir lôn ze jungest si,
daz soltu sinnecliche entstân:
si git ze lône sünden lôt;
swer ir nâch willen volgen wil,
deist libes und der sêle tût.

Sun, merke, wie daz kerzen lieht,
die wile ez brinnet, swindet gar:

Geloube, daz dir sam geschiht
von tage ze tage, ich sage dir wâr.

Des nim in dinen sinnen war,
unt richte hie din leben alsô,
daz dort din sêle wol gevar:
swie hôch an guote wirt diu nam,
dir volget niht, wan alsô vil
ein linia tuoch für dine scham.

Sun, gip im, der dir hât gegeben,
und aller gâbe hât gewalt:

Er git dir noch ein iemerleben,
und andre gabe manicvalt

Mê, danne loubes habe der walt.
Wiltu nû koufen disen hort,
in sinen hulden dich hie halt;
unt sende guote boten für,
die dir dort vâhen witen rûm,
ê daz der wirt verhave die tûr.

Sun, elliu wisheit ist ein wilht,
diu herzen sin ertrahten kan;

Hât er ze Gote minne niht,
unt siht in niht mit vorhten an.

Er sprach hie vor ein wiser man,
daz dirre welte wisheit si
vor Gote ein tôrheit sunder wân:
dâ von sô rihte dinen sin,
daz du in sinen hulden lebest,
unt lâ dich aller dinge an in.

Sun, geistlich leben in êren habe,
daz ist dir guot, und ist ein sin:

Des willen kum durch nieman abe,
bring in ze diner gruoben hin.

Daz wirt an sâlden diu gewin:
enruoche, wie die pfassen leben,
du solt doch dienen Gote an in;
sint guot ir wort, ir werc si krump,
sô volge du den worten nâch,
ir werken niht, ald du bist tump.

Sun, es was ie der leien site,
daz si den pfassen truogen baz:

Dâ sündent si sich sêre mite,
ich enkan niht wizzen, umbe waz.

Ich wil dir râten verre baz:
du solt in holt mit triuwen sin,
unt sprich in schône: tuostu daz,

sô mac din ende werden guot,
unt wirt ze lône dir beschert
Gotes licham unt sin reinez bluot.

Sun, wiltu zieren dinen lip,
sô daz er si unfuoge gram,
Sô minne und êre guotiu wip:
ir tugent uns ie von sorgen nam.

Si sint der wûnnebernde stam,
dâ von wir alle sint geborn:
er hât niht zuht, noch rehter scham,
der daz erkennet niht an in;
er muoz der tôren einer wesen,
unt het er Sâlomônes sin.

Sun, si sint wûnneberndez lieht
an êren und an werdekeit

Der werlte, an êren zuoversiht:
nie wiser man daz widerstreit.

Ir name der êren krône treit,
diu ist gemezzen unt geworht
mit tugenden vollic unde breit:
genâde Got an uns begie,
dô er in engel dort geschuof,
daz er si uns gap fûr engel hie.

Sun, du maht noch niht wîzen wol,
was êren an den wîben lit.

Ob ez dir sælde fûegen sol,
daz du gelebest die lieben zit.

Daz dir ir gûete frôude git,
sô kan niemer baz geschehen
ze dirre werlte sunder strit;
du solt in holt mit triuwen sin,
unt sprich in wol: tûostu des niht,
sô muoz ich mich vertrôsten din.

Sun, wiltu arzenie nemen,
ich wil dich lêren einen tranc,

Lâ dirz mit sâlden wol gezenen,
sô wirstu selten tugende kranc,

Din leben si kurz, oder ez si lanc.
Leg in din herze ein reines wip
mit stæter liebe sunder wanc;
ist ez an werdekeit verzaget,
als der triakel eiter tuot,
ir wiplich gûete dirz verjaget.

Sun, ich sage dir ez sunder wân,
des mannes herze ist ungesund,

Daz sich niht innan reinen kan
mit wîbes liebe zaller stunt.

Ez was ein tugentlicher funt,
dô guoter wibe wart gedâht:
hât ieman sorgen swâren bunt,
den trûric muot bestricket hât,
der striche wiplich gûete dar,
sin nôt alsam ein tou zergât.

Sun, sît diu sælde lit an in,
diu nie mit lobe ir zil vol maz,

Sô diene in gerne, hâstu sin,
du lebest in êren destе baz.

Got sin an sâlden nie vergaz,
dem ir genâde wirt beschert,
und er mit triuwen dienet daz;
dem stât der schilt ze halse wol:
im kumet ze lône ein blanker arm.
dâ im der rieme ligen sol.

Sun, du solt wîzen, daz der schilt
hât werdekeit und êren vil;

Den ritter tugende niht bevilt,
der im ze rehte volgen wil.

Die wârheit ich dich niht enhil:
er ist der werlte sunder wân
ein hôch gemezzen frôuden zil;
nimt in ze halse ein tumber mau,
der im sin reht erkennet niht,
dâ ist der schilt unschuldic an.

Sun, lâ dich Got geleben die zit,
daz er mit rehte wirt din dach.

Waz er dir danne frôuden git,
wiltu im baldlich volgen nâch!

Weistu, wie Gâmuret beschach,
der von des schiltes werdekeit
der mœrin in ir herze brach?
Si gap im lip, lant unde guot:
er git dir ouch noch êren vil.
gibst du im lip, herze unde muot.

Sun, wiltu ganzlich schiltes reht
erkennen, sô wis wol gezogen,

Getriuwe, milte unt sleht,
sô ist er niht an dir betrogen,
Unt kamt din lop wol fûr geflogen.
Wilt aber leben in frier wal,
dien tugenden allen vor verlogen,
der rede min triuwe si din pfant:
wiltu in sô ze halse nemen,
er hienge baz an einer want.

Sun, ritter ist ein werder nam,
unt tiuret vor den frouwen wol;

Wer in treit mit rehter scham,
des lop man schône sprechen sol.

Uf sinem helme zimet wol
ein kranz von reines wîbes hant,
dâ von er mac wol wesen tol
ûf der bane har unde dar;
wâ er mit rehter kûre vert,
dâ nimt man sin mit flîze war.

Sun, als din helm genam den stric,
ze hant wis muotic unde balt;

Gedenke an reiner wîbe blic,
der gruoze man ie mit dienste galt;

Sitze ebene, swende sô den wâlt,
als dir von arte si geslah;
min hant hât manigen abe gevalt;
des selben muost ich mich bewegen:
guot ritterschaft ist topelspil;
diu sælde wil des siges pflegen.

Sun, nim des gegen dir komenden war,
unt senke schône dinen schaft,

Als ob er si gemâlet dar;
lâz an din ors mit meisterschaft,

Je baz unt baz rûere im die kraft;
ze nagelen vieren ûf den schilt,
dâ sol din sper gewinnen haft,
od dâ der helm gestricket ist:
diu zwei sint rehte ritters mâl
und ûf der tjost der beste list.

Sun, wiltu zieren dine jugent,
daz si ze hove in êren gê,

Snit an dich zuht unt reine tugent;
ich weiz niht, waz dir baz an stê.

Wiltu si tragen in rehter è,
si machet dich dien werden wert,
unt git dir dannoch sâlden mê:
ich meine, guoter wibe segen,

der ist ein sô genæmer hort,
in möhte ein lant niht widerwegen.

Sun, du solt bi dien werden sin,
unt lâ ze hove dringen dich;

Der man ist nâch den sinnen min
dar nâch, als er gesellet sich.

Ze rehte swic, ze stâten sprich;
die bræse reden dir ze ôren tragen,
Von in din stætez herze brich.
Wiltu din ôre, als maniger tuot,
dien segelæren bieten dar,
sô wirstu selten wol gemuot.

Sun, du solt diner zungen pflegen,
daz si iht ûz dea angen var:

Si lât dich anders underwegen,
der êren und der sinne bar.

Schinz ir rigel vûr unt nim ir war;
gezôumet rehte si din zorn;
si gæbe umb êre niht ein hâr.
Wirt si din meister, wizzest daz,
si setzet dich in Gotes zorn,
und dienet dir der werlte haz.

Sun, bezzer ist gemezzen zwir,
dan gar verhouwen âne sin:

Ê daz diu rede entrinne dir
ze gæhes ûz dem munde hin,

Benait si wol ûf den gewin,
daz si den wisen wol behage;
daz wort mac niht hin wider in,
und ist doch schiere für den munt:
wiltu des râtes volgen niht,
du lebest an êren ungesund.

Sun, hôch geburt ist an dem man
und an dem wibe gar verlorn,

Dâ wir niht tugenden kiesan an,
als in den Rin geworfen korn.

Swer tugende hât, derst wol geborn.
Nu merke rehte, waz ich dir sage:
ich hân ze vriunde mir erkorn
den nidern baz, der êren gert,
dan einen hôhen sunder tugent,
der hiure ist bræser, danne vert.

Sun, wizzest, daz diu mâze git
vil êren unde werdekeit,

Die soltu minnen ellin zit,
sô wirt din lop, din wirde breit.

Ist daz dien wandelbæren leit,
waz dar ûmbe, daz der bræsen haz
die biderben schelten ie vermeit?
Leh dû in tugentlicher aht,
unt lâ den kranken alsô leben,
als im von arte ist geslaht.

Sun, du solt haben unt minnen guot,
doch sô, daz ez dir niht lige obe;

Benimt ez dir herze unt vrien muot,
sô stât din leben in krankem lobe.

Gnot, daz ist gitekeit ein klobe;
dem ez ist lieber, danne Got,
unt weltlich êre, ich wæne, er tobe,
den ez alsô gevazzet vûr,
daz er sich ânte ir beider ê,
danne er daz eine gar verkûr.

Sun, sô der vogel è rehter zit
von sinem neste vliegen wil,

Sich selben er vil lihte git
den tumben kinden zeinem spil.

Die rede ich dir gelichen wil:
nimst du dich an, des du niht maht
vol enden und dir ist ze vil,
daz muostu ligen ân êren lân;
sô wære vûr êre bezzer dir,
unt wære ez nie gevangen an.

Sun, habe, daz du getragen maht;
daz dir ze swære si, lâz ligen:

Swer gerne ie über houbet vâht,
der mohte deste wirs gesigen.

Dir ist der wisen lop verzigen,
wiltu ze gæhes muotes sin,
ân allen rât und ouch verswigen,
sô kumt dir gar daz sprichwort wol:
an muote alze gæher man
vil tragen esel riten sol.

* * *

Sun, si jehent alle, ez brenne fruo,
daz zeiner nezzen werden sol:

Din junger muot daz selbe tuo;
daz kumt dir in dem alter wol.

Mit dir ich leides mich erhol,
min trôst ist an dich einen komen,
din liep min liep, din leit min dol:
Got tuo mich zweier sorgen bar,
daz dû iht werdest ungemuot,
und daz din sêle iht missevar.

Sun, drizec jâre ein tôre gar,
der mnoz ein tôre vûrbaz sin;

Die wisen sprechent, ez si wâr,
ez ist vil dicke worden schîn,

Und ist ouch der geloube min,
gewonheit ist dâ schuldic an,
diu git dem libe solhen pin,
des er von kintheit ist gewon,
ez si im schade, ez si im from,
dâ kumt er âne Got niht von.

Sun, du solt hoveliche site
in dinen sinnen lâzen pfaden;

Behûete dich vor einem snite,
der tuot an êren grôzen schaden:

Dâ mite ward Jûdas uberladen,
Der in dem snite noch funden wirt,
der muoz mit im ze helle baden:
ich meine untriuwe; uns seit diu schrift,
si si der armen sêle dort
unt hie des libes ein vergift.

Sun, du solt kinscher worte sin
unt stâtes muotes: tuostu daz,

So habe ez ûf die triuwe min,
du lebest in êren destе baz.

Trac nieman nît, noch langen haz,
bis gegen den vienden hôch gemuot,
bis vriunden niht mit diensten laz,
dâ bi in zîhten wol gezogen,
unt grûeze, dâ du grûezen solt,
sô hât dich sælde niht betrogen.

Sun, hôchvart unde gitekeit,
diu zwei sint bræse nâch gebûr,

An den der tievel sich versneit,
daz im sin sûeze wart ze sûr,

Sin schône swerzer, danne ein sur,
in sleht noch hiute und iemer mê

ze helle drümbe ein bitter schür:
der in dem snite vunden wirt,
dem git in sinem hüse rouch
der selbe swarze helle wirt.

Sun, ich hân lange har vernomen,
swer über sich mit höchvart wil,

Daz im sin leben mac dar zuo komen,
daz sich vervellet gar sin spil.

Ein ieglich man hât êren vil,
der rehte in einer mâze lebt,
und übermizzet niht sin zil.
Swer sich sô ziuhet und ie zôch,
daz in sin vuore machet vert,
der wirt an êren billich hôch.

Sun, wil dir lieben guot gemacht,
sô muostu êren dich bewegen;

Ein jungen man ich nie gesach
diu zwei in gelicher wage wegen.

Was sol ein junger lip verlegen,
der ungemach niht liden kan,
noch sinneclich nâch êren stegen?
Ez ist mir âne zwivel kunt,
ez loufet selten wisu mûs
slafender vohen in den munt.

Sun, wizzest, daz verlegenheit
ist gar dem jungen man ein slac;

Ez ist dir offenbar geseit,
daz nieman êre haben mac,
Noch herzeliebe sunder klac,
gar âne kumber unde nôt,
der louch gât sô niht in den sac.
Swer sich vor schanden wil beviden,
der mac gebergen niht den lip,
er muoz enblanden an den liden.

Sun, zwei wort êren wol den man,
der sich êren wil mit in zwein,

Sô daz er si behalten kan,
daz ein ist Jâ, daz ander Nein.

Wie zieret golt daz edelgestein,
als tuont gewæriu wort den lip;
er ist niht vleisch unz uf daz bein,
dem alsô slippe ist der sin,
dâ er sin Jâ genennet hât,
daz er sin Nein dâ schiuzet hin.

Die Winsbedin.

Ähnlicher Art, wie das vorige Gedicht, ist ein anderes, welches die „Winsbedin“ heißt und, wie der Name schon andeutet und die Anwendung mehrerer bedeutenden Redeweisen und Bilder, die sich schon im Winsbeden finden, noch entschiedener beweist, eine Nachahmung desselben ist, daher auch kaum angenommen werden kann, daß beide Gedichte von einem und demselben Verfasser herrühren. Die Winsbedin hat noch dramatischeren Gang, als der Winsbede, indem sich das Zwiegespräch in lebhafter Weise zwischen den redenden Personen bewegt, aber was das Gedicht in dieser Beziehung gewinnt, verliert es wieder, wenn man die Darstellung betrachtet, welche, ohne im Geringsten matt und trocken zu sein, doch die schöne Innigkeit und rührende Liebe nicht entfaltet, welche bei dem Winsbeden so unendlich wohl thut. Hier ist es eine Mutter, ein „weibliches Weib“, wie der Dichter sagt, die ihrer Tochter Lehren der Weisheit gibt. Diese

beziehen sich, wie natürlich, auf weiblichen Sinn und auf das Leben des Weibes. Die Tochter soll züchtig und schamhaft sein, sie soll in ihrem Betragen gegen die Männer Vorsicht üben und ihre Blide nicht überall herumschweifen lassen. Sodann wird dieselbe vor der Männer Falschheit gewarnt und vor der Männer Gewalt, die auch die Stärksten besiege; vor ihrer Macht könne nur Keuschheit sicher stellen. Wo diese fehle, helfe keine Aufricht und kein Zwang, welcher übrigens dem Weibe zur Schande gereiche. Nun will aber die Tochter auch wissen, was die Minne sei? „Ein weiser Mann, Namens Ovidius,“ antwortet die Mutter, „der thut uns Wunder von ihr kund; er sagt, sie sei genannt Venus, sie mache süße Herzen wund, und nach ihrem Willen wieder gesund und dieselben wieder krank: das ist ihr Wechsel alle Stund. Ihrem Willen Nichts entrienen mag, sie fährt unsichtbar, wie ein Geist, sie hat nicht Ruhe Nacht, noch Tag.“ Und so fährt sie in einem Tone fort, der freilich wenig passend ist und eher in einem Ritterromane an seiner Stelle sein würde; auch findet sich plötzlich, daß die Tochter schon mehr von der Minne weiß, als man nach dem Vorhergehenden erwarten dürfte. Das Ganze schließt damit, daß die Mutter auf der Tochter Verlangen dieser die „Minneregel“ mittheilt, welche darin besteht, daß man Reid meide, den Verständigen zu gefallen suche und in Züchten wohl-gemuth sei.

Ein wiplich wip mit zühten sprach,
zir tochter, der si schöne pflic:

„Wol mich, daz ich dich ie gesach,
gehæhet si der süeze tac,

Dâ din geburt von êrst an lac!

Sit ich mit ganzer wârheit wol
mit wiser lere sprechen mac,
din anblie ist des meien zit:
Got sîln wir drümbe iemer loben,
der alsô rîche gabe uns git.“ —

„Des volge ich, liebiu muoter, dir:
ich lobe in, sô ich beste kan;

Er sol der sinne helfen mir,
daz ich in sehe mit ougen an.

Durch sine tugende ich in des man:
ich wil in sinen hulden leben,
ob ich mir selbe der êren gan.
Vater unt muoter sîln diu kiut
êren und iemer lèren wol,
diu in des vil gehôrsam sint.

Rât, liebiu muoter, unde sprich,
wie unde waz din wille si;

Des soltu rehte bewisen mich,
ich wil dir sin mit volge bi.

Die jugent wil sin vrô unt vri:
ir beider hân ich mich verwegen;
höchvart velwet der êren zwi,
ich wil min herze lâzen nider:
swelch vrouwe kumt in swachez wort,
diu sich des sâ verrîhtet wider?“ —

„Trût kint, du solt sin höchgemuot,
und dar under in zühten leben,

Sô wirt diu lop den werden guot,
unt stât din rôsenkranz dir eben.

Den êre gernden soltu geben
mit zühten dinen sensen guoz,
unt lâ in dinem herzen sweben

scham unde máz úf stæten pin;
schíuz wilder blicke niht ze vil,
swá löse merke bi dir sin.

Scham unde máze sint zwô tugent,
die gebent uns frouwen hôhen pris:

Lât si Got leben in diner jugent,
sô gruonet diner selden ris;

Du maht in èren werden gris.“ —
„Nu rât, vil liebiu muoter min,
darzuo sô bin ich niht ze wis,
wie wilde blicke sint gestalt,
wie unde wâ ich die miden sül,
daz si mich machen niht ze balt.“ —

„Ez heizent wilde blicke vol,
als ich ze hove gewiset bin,

Swenne ein wip vür sich sehen sol,
lât si diu ougen vliegen hin,

Alsam si habe unstæten sin, .
und âne máze daz geschiht,
daz ist ir lobe ein krank gewin.
Die melder merket unser site;
dû twinc diu ougen deste baz,
daz râte ich, tohter, unde bite.“ —

„Muoter, iu si vür wâr geseit,
wie kleine ich habe der järe zal,

Diu vuore mir niemer wol beheit,
swelch wib ir ougen úf unt ze tal

Hebet unt treit, als einen bal,
und ouch dar under lachet vil,
diu priset niht der zûhte ir sal:
ich wæne, daz junovrouwen muot,
diu âne vorhte wirt erzogen,
nâch ir gebærdene dicke tuot.“ —

„Sint wisiu wort den werken bi,
sô sint diu sinne niht betrogen;

Sint aber siu guoter werke vri,
sô sint diu wisen wort gelogen.

Von nest ein vogel ze vruo geflogen,
der git den andern sich ze spil,
unt wirt im sin gevider erzogen:
kint, dir mac wol alsam geschehen,
hâst in der jugent wisiu wort,
unt lât dich tump an werken sehen.“

„Ich wil dir minen willen sagen,
den soltu reht alsô verstan:

Mahtu ein kiusches herze tragen,
des muostu lob und ère han;

Ob dir din minne des niht gau,
unt wil betwingen mit gewalt
dich, daz du minnest einen man,
der selden ist und èren wert,
der sol doch nâch dem willen min
von dir beliben ungewert.“ —

„Ich wil dir des min triuwe geben,
die Kristen è gesetzet hât,

Die wile ich einen tac sol leben,
ich briche niemer dinen rât.

Ob mich diu minne niht erlât,
si welle twingen mir den sin
wirs, danne zûhte wol an stât,
vil liebiu muoter, sô ger ich,
ob du die volge sehest an mir,
daz du mit riemen bindest mich.“ —

„Ich wil din, tohter, hûeten niht,
din stæter muot din hûeten muoz;

Ob dir von minnen kraft geschiht,
daz dir ze walde stât der vuoz,

Des schaffe dir din stæte buoz.

Mac si ir kreften an gesigen,
sô dienestu der werden gruoz.

Diu huote prüvet dicke schaden:
swer hûetet anders, danne er sol,
der wil ze hûs unère laden.

Ein reine wib, in tugende wert,
diu wol ir èren hûeten kan,

Und niht wan stæter triuwen gert,
die sol man selbe hûeten lân.

Man sol die huote heben an
an einem wibe tumber site,
diu niht ir selben èren gan:
wan mac ir ein dinc under sehen,
dâ si ir vriheit tribet zuo,
daz vûrbaz niemer kan geschehen.

Diu huote ist niht ein swærer pin,
dâ vriunt wil minnen vriundes rât;

Tuot er ez mit dem herzen schin,
sô ist daz ein solichiu missestât,

Vûrwâr, diu an sin ère gât,
sô hât der huoter guoten muot,
ob im diu volge bi gestât.
Sol wiser rât der volge ernern,
der alsô vriunde hûeten sol,
der zamte lihter einen bern.

Diu huote ist wibes èren gram,
swâ si úf kranken wân geschiht;

Ir ende guot ich nie vernam;
betwungen lieb ist gar ein wiht,

Wan si git hôhes muotes niht.
Diu liebe sol von herzen komen,
unt haben mit stæter triuwe pfliht,
úf alle verlust und úf gewin;
die ander liebe sliplic sint,
alsam ein is, dâ her, dâ hin.

Nû lâzen wir die huote varn,
unt sprechen von der minne mê:

Mahtu dich vor ir kraft bewarn,
als du mir hâst verjehen è,

Swem danne ein schapel schœner stê,
min kint, danne dir daz dine tuo,
da man die werden schouwen gê,
daz lâze ich iemer âne hâz:
ez mac ein wip wol schœner sin,
enkeiniu lebt in zûhten baz.“ —

„Du lobest mich, liebiu muoter min,
alsam ir kint ein muoter sol;

Ich lige dir in dem herzen din,
unt tuon dir in den ongen wol.

Min triuwe ist ouch gegen dir niht hol,
du bist mir lieber, danne min lip,
der liebe ist gar min herze vol.
Nû sage mir, ob diu minne lebe,
unt hie bi uns úf erde si,
ald ob uns in den lûften swebe?“ —

„Ein wiser man, Ovidius,
der tuot uns wunder von ir kunt,

Er jilt, si si genant Vênus,
si mache suezü herze wunt,

Unt nâch ir willen wider gesunt,
die selben aber wider siech;
daz ist ir welisel alle stunt.

Ir willen niht entrinnen mac;
si vert unsihue, als ein geist,
si hât niht ruowe naht, noch tac!“ —

König Tyrol von Schotten und Friede- brant sein Sohn.

Wenn immer noch einiger Zweifel obwalten kann, ob der Winsbede ein erdichteter Name sei, so ist es dagegen unbestreitbar, daß, wie die Winsbede, so auch der König Tyrol und sein Sohn Friedebrandt nicht wirkliche Personen, am wenigsten aber die Verfasser der unter ihren Namen auf uns gekommenen Gedichte sind. Von wem aber dieselben herrühren, ist unbekannt. König Tyrol, der, wie die beiden vorhergehenden Gedichte, in Strophen und in dialogischer Form abgefaßt ist, zerfällt in zwei sehr scharf geschiedene Theile, die ursprünglich ganz nicht zusammengehören und möglicher Weise auch nicht aus derselben Zeit stammen. Wenigstens scheint der erste Theil, in welchem der König Tyrol seinem Sohne Friedebrandt Räthsel vorlegt, welche dieser dann auflöst, in eine spätere Zeit zu gehören. Es erinnert dies überhaupt an den Sängerkrieg auf der Wartburg, und die Art der Räthsel weist wohl unzweifelhaft auf das vierzehnte Jahrhundert hin, wie sich denn bei Regensbogen ganz ähnliche Aufgaben finden (s. oben S. 154 Nr. 8. 9, mit welchen die unten mitgetheilten zu vergleichen sind). Der zweite Theil des Gedichts mag dagegen älter sein; doch ist auch dieser gewiß nur eine Nachahmung des Winsbeden, mit dem er die meisten Gedanken, nicht aber die ergreifende Darstellung gemein hat.

Der künig Tyrol:

Daniël wunders mër geschach:
eine starke mülen er sach,

Diu lag an einem wage tief,
der under stein vast ümbe lief,

Der ober kunde stille ligen;
wiez ümbe die mülen si getân,
daz war mir schedelich verswigen.

Daz rat, daz an der mülen gât,
zwô unt sibenzec kamben ez hât,

Diu sint von alsô maniger par,
einez wirt man dâ gewar,

Der ist von lignum aloë,
nie reiner holz ûf erden wart;
weistu, wiez umb die mülen stê?

Der selben mülen pflac ein man,
der nie vleisch noch bein gewan;

Der het ein kint, daz wart enein,
daz ez den undern mülenstein

Druckte, daz er stille lac:
von einem kleinen wezzerlin
der ober grözer snelle pflac.

Daz kint, daz hâte knappen zart,
dô der ober stein kam an die vart,

Ez sprach: „Ir sult iuch des bewegen,
daz ir des steines künnet pflegen:

Ob der under welle streben,
den drücket, als ich hân getân:
ich wil in lôn dar ümbe geben.

Der künig Vridebrant:

Hërre, ir habt wunderlichen muot,
daz ir gegen mir die vrage tuot;

Von ritterscheffe wiste ich baz,
wâ jener gelag, wâ der gesaz.

Wâ sich die spæne ûz helmen klungen
von swerten über die schilte,
dar under sich die recken swungen.

Jedoch, welt ir sin niht enbern,
sô wil ich iuch der müln wern:

Der under stein ist diu alte è,
diu kumt vûrbaz niemer më,

Die hât der megde sun verdrucket.

Der ober stein daz ist der touf,
dâ mit diu niuwe ist ûf gezuokt.

Welt ir wizen, wie ez umb die kamben stât?
Zwô unt sibenzec sprachte diu werlt hât;

Der einen, der man dâ wirt gewar,
diu dâ ist von sô süezer par,

Daz ist diu magt von Jesaë her geborn.
die Got, al der werlt hërre,
zeiner muoter hât erkorn.

Die knappen, die der mülen pflegen.
daz sint die priester, die den segen

Habent über des toufes zil.

Wær in der rede niht ze vil.

Got gap den pflaffen ûf ir eit
dazs ungelouben druckten
und ûfeten die Kristenheit.

Welt ir dan wizen umb den man,
der nie vleisch noch bein gewan.

Des kint truog einer megde lip,
die Juden jâhen, si wær ein wip:

Daniël mit beiden handen swuor.
daz si mit dem gelouben varn,
als Adâm umb den apfel vuor.

Si habent dannoch pine vil;
Got dur uns niht më sterben wil.

Von sinem tode wart uns zorn,
er sprach: „Swær iemer wirt geborn.

Dem si benant des toufes zil,
unt volge den man blatte scher:
dur iuch ich niht më sterben wil.“

Wan dô Got von dirre werlte schiet,
er bevalh uns einer tiuren diet,

Priester nenne ich iu mit namen.

Kein künig sich niemer darf geschamen.

Daz er daz edel houbet sin
mit krône gegen im neiget,
des gib ich iu die triuwe min,

Thomasin von Zircläre.

Es ist neueren Forschungen gelungen, die ächte Form des Namens zu bestimmen, welchen man bis jetzt auf die verschiedenste Weise schrieb (Zercläre, Zerklar, Zirler, Glâr, und sogar Zirklere); es ist sicher, daß er so lautete, wie wir ihn in der Ueberschrift geschrieben haben, da Thomasin ohne Zweifel aus dem Geschlechte der Zirclaria in Friaul stammte. Viel weiter reichen unsere Kenntnisse über ihn und seine Lebensumstände aber nicht. Denn mit Ausnahme der wenigen Andeutungen in seinem Gedichte, aus denen wir erfahren, daß er in den Wirren, welche zu seiner Zeit das Reich beunruhigten, zuerst auf Seiten Otto IV. stand, mit dem er auch nach Italien zog, sich aber später für Friedrich II. erklärte, den er zu einem Kreuz-

junge aufforderte, ferner, daß er vor der Abfassung seines deutschen Gedichts ein Buch über höfisches Leben und über höfische Sitte in welscher Sprache geschrieben habe, ist uns Nichts über ihn berichtet worden. Sein deutsches Gedicht, welches er mit Hinweisung auf sein Vaterland den „welschen Gast“ nannte, und in das er Manches aus seinem welschen Buche aufgenommen zu haben scheint, versagte er, als er noch nicht dreißig Jahre alt war und in der kurzen Zeit von zehn Monaten, wahrscheinlich im Jahre 1216. Leider ist dasselbe bis jetzt nur noch in Bruchstücken bekannt, und wir haben daher in Bezug auf die Beurtheilung des Ganzen keine andere Quelle, als die wenigen Literatoren, welche es in einer der vorhandenen Handschriften gelesen haben. Nur wird diese Quelle einigermaßen dadurch getrübt, daß die bedeutendsten unter diesen Männern in ihrem Urtheile nicht nur nicht übereinstimmen, sondern einander geradezu widersprechen. Während der Eine (Gervinus) den Dichter für einen der hervorragenden Lichtpunkte in der Geschichte der deutschen Poesie erklärt, stellt ihn ein anderer (B. Grimm) weit unter die übrigen Didaktiker der Zeit, namentlich aber unter Freidank. Beide stimmen nur darin überein, und dies geht freilich selbst aus den bis jetzt bekannt gewordenen Bruchstücken hervor, daß Thomasin ein gelehrter Mann war, der das griechische und römische Alterthum kannte und in der alten und späteren Literatur wohl bewandert war, worin er sich freilich von beinahe allen seinen Zeitgenossen wesentlich unterscheidet. Eben so stimmen jene Gelehrten darin überein, daß der Dichter des welschen Gastes ein wohlmeinender, verständiger, praktischer Mann, der, mit Ausnahme eines unbarmherzigen Spottes über die den Regern zugesügten grausamen Strafen, immer eine milde, menschliche Gesinnung zeigt. Dagegen will Grimm weder die besondere Tiefe der Betrachtung, noch die Originalität der Gedanken, noch die frische und belebte Rede in ihm finden, welche Gervinus mit Bewunderung an ihm hervorhebt, und er begründet seine Meinung besonders dadurch, daß Thomasin jeden Gedanken in der weitschweifigsten Art entwickle, und nicht eher zu einem neuen übergehe, als bis sich auch keine einzige Wendung mehr finden lasse, mit welcher der erste noch dargestellt werden könnte, was um so widrigere Wirkung mache, als er sich zudem noch häufige Wiederholungen gestatte. Gervinus legt viel Gewicht darauf, daß der Dichter seine Darstellung in eine Art System bringt, indem er alle Tugenden von der Beharrlichkeit (stæte), alle Laster und Sünden dagegen von der Veränderlichkeit (unstætekeit) ableitet; sein Gegner bemerkt aber ganz richtig, daß sein großer Geist dazu gehöre, jeden beliebigen Begriff zum Ausgangs- und Mittelpunkt irgend eines Systems zu machen. Wir können nach diesen Andeutungen nicht umhin, Grimms Meinung zu theilen; allein so richtig dieselbe auch sein mag, so stehen wir doch nicht an, den großen Werth anzuerkennen, den das Gedicht in anderer Beziehung hat. Es ist dasselbe nämlich für die Kenntniß der Sitten jener Zeit höchst wichtig und schon darum von großer Bedeutung, weil sich in ihm die ersten Spuren eines feindseligen Gegensatzes zur höfischen Poesie zeigen. Thomasin spricht denselben schon im Eingange aus. Nachdem er lange den Preis edler und schöner Tha-

ten gehört, sagt er, wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter find ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Phantasie schulen mag, die aber dem gereiften Alter unzugänglich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem andern Vorbilde, und empfiehlt, stets das Beste zu lesen (1). Die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Venelopen und Denone, von Galliana und Blanscheflor, die Jungherren aber sollen an Erel und Zwein, an Gawan, Artus und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Solches sollten Kinder lesen; wer aber zu Verstande gekommen sei, solle auf andere Weise belehrt werden; er solle die unwahren Mährchen verlassen, daran sich die Kinder freuen. „Ich table keinen Mann,“ fährt er fort, „der Abenteuer dichten kann; denn sie bilden des Kindes Gemüth: der Bauer und das Kind freuen sich an den gemalten Bildern im Buche, der Pfaffe aber soll das Geschriebene bedenken. So soll auch der ungelehrte Mann, der tiefen Sinn nicht fassen kann, die Abenteuer lesen und sich an ihnen wohl sein lassen, denn er findet auch darin, was ihm den Geist befreit. Wer aber mehr verstehen kann, der soll seine Zeit nicht an den Erzählungen von Abenteuern verlieren, sondern der Lehre guter Zucht und der Wahrheit folgen; die Abenteuer sind in Lüge gekleidet, doch schelte ich sie darum nicht, denn sie sind dabei Bezeichnungen der Zucht und der Wahrheit. Ein hölzernes Bild ist kein Mann, doch weiß jeder wohl, daß es einen Mann bezeichnen soll; so bezeichnen auch die Abenteuer, was ein jeder Mann thun soll, der nach Frommkeit leben will. Deshalb will ich denen danken, die uns der Abenteuer viel in deutsche Zunge übersetzt haben, doch wollte ich ihnen noch mehr danken, wenn sie Etwas gedichtet hätten, das ganz ohne Lüge wäre, wovon sie auch noch größere Ehre hätten. Ueberhaupt soll Jeder, der gut sprechen kann, seine Rede zu guten Dingen lehren.“ (2)

Wir haben daraus gesehen, daß Thomasin den Gegensatz zur ritterlichen Poesie in sehr milder Weise und beinahe furchtsam anspricht; doch war es immerhin für seine Zeit viel, daß er gerade die Dichtungen, welche bei den Gebildeten und Vornehmen in so hohem Ansehen standen, als eine für die Jugend passende, für den ernststen Mann aber ungeeignete Lectüre erklärte.

Wenn schon in dem Vorhergehenden ein innerer Widerspruch in seinen Ansichten nicht zu verkennen ist, so liegt ein solcher noch offener in seinen Bemerkungen über den Adel. Während er an einer Stelle (3) geradezu erklärt, daß alle Menschen in gleicher Weise Gottes Kinder seien und daß nur der edel heißen könne, der recht thue*), sagt er an einem andern Orte, daß wenn die unadligen Jünglinge an die Höfe kämen, sie doch nicht seine Sit-

*) So sagt auch schon Walther von der Vogelweide:

— — — höre Got,
dich heizet vater maneger vil:
swer min ze bruder niht enwil,
der spricht diu starken wort daz krankem sinne.
Wir wahren daz gellicheim dinge u. f. w.

Der Gedanke, daß der Adel nur im edlen Leben bestehe, findet sich bei den Dichtern der Zeit sehr häufig, doch meiste nur bei bürgerlichen Sängern, z. B. dem Bruder Werner, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg u. a. m.

ten lernten, daß sie nur auf das Böse, nicht auf das Gute achteten, denn es sage ja schon das Sprichwort, daß der Bär niemals ein guter Sänger werde. Und so war bei seinen freien und verständigen Ansichten über Welt und Leben das angeborene oder ererbte Vorurtheil von den Vorzügen seines Standes (denn daß er selbst zum Adel gehörte, sagt er irgendwo beinahe ausdrücklich) doch so mächtig, daß er sich nur dann von demselben lossagen konnte, wenn er in allgemeiner Weise vom Adel sprach, dagegen wieder in dasselbe verfiel, wenn es sich um besondere Beziehungen des wirklichen Lebens handelte. Eine ähnliche Befangenheit zeigt der Dichter des welschen Gastes in der Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse. Ob er gleich die Geistlichkeit wegen ihrer zunehmenden Zuchtlosigkeit wiederholt hart tadelte, und ihr mit strengem Ernste die ewigen Gesetze einer reinen Sittlichkeit zur Beachtung anempfehlte, kann er sich doch nicht zur Höhe der Anschauung erheben, welche wir in Walthers bewundern haben; ja er spricht sogar heftigen Tadel über diesen aus, daß er dem Papste Geiz und Betrug vorgeworfen habe (s. oben S. 50 und S. 52 f. Nr. 22 u. 23), wobei er gar naiv hinzusetzt, daß von Gewinnsucht von Seiten des Papstes nicht die Rede sein könne, da dieser ja in seinem Briefe, den er selbst habe öffentlich vorlesen hören, ausdrücklich anbefohlen habe, daß man das Geld da aufbewahren sollte, wo es gesammelt worden sei, bis man es zum Dienste Gottes verwende. Vortrefflich sind übrigens die Ansichten, die er bei dieser Gelegenheit ausspricht. „Die Herrn und die Dichter“, sagt er, „und dazu auch die Prediger sollen sprechen mit großer Gut. Der Prediger soll saglich sprechen und verständlich, daß man seine Rede nicht möge verkehren (der böse Geist pflegt dies zu lehren) und daß man ihn könne verstehen. Dem Dichter mag es auch nicht geziemen, wenn er ein Lügner sein will, denn beide, er und der Prediger, sollen die Wahrheit bezeugen. Ein Mann mag der Christenheit mit Einem Wort mehr zu Schaden kommen, als er ihr hinfort möge frommen.“ Freilich ist die darauf folgende Anwendung dieser Sätze auf Walthers eben nicht zu rechtfertigen; immer aber ist diese Stelle wichtig, weil wir aus derselben die gewaltige Wirkung von Walthers Liedern kennen lernen (5).

Wir können, wie schon gesagt, über das Gedicht Thomafins in seiner Gesamtheit nicht urtheilen; wenn wir aber aus den uns zugänglichen Stellen einen Schluß ziehen dürfen — und es dürfte ein solcher kaum sehr gewagt sein — so können wir den Ansichten derjenigen keineswegs beitreten, welche seine Darstellung trocken und langweilig nennen; vielmehr erscheint sie so beweglich, als sie bei dem Stoff nur sein kann, und es spricht sich aus jedem Worte eine solche Tiefe der Ueberzeugung aus, daß wir seiner Entwicklung mit dem lebhaftesten Wohlgefallen folgen. Wer sollte sich z. B. nicht der schönen Stelle freuen, in welcher er ausspricht, daß ein guter Mann in der Welt Nichts zu fürchten habe? nicht Armuth, nicht Krankheit, nicht Gefangenschaft, selbst nicht den Tod, weil seine Tugend ihn über alles Unglück erhebt (4). Dagegen ist es allerdings wahr, daß er öfters breit wird, und daß er die deutsche Sprache nicht mit der Gewandtheit und Sicherheit behandelte, die wir an den holländischen Dichtern immer wieder von Neuem

bewundern müssen. Er selbst klagt, daß es ihm an Gewandtheit in der deutschen Zunge fehle, und es tritt dieser Mangel vor Allem in der Armuth des Reims hervor, durch welche er an die Dichter des sechszehnten Jahrhunderts erinnert.

Thomafin hat mancherlei Rären, Erzählungen und Geschichten in sein Gedicht eingewebt; die von uns mitgetheilte Fabel vom Esel, dessen Geschrei die Thiere, selbst den Löwen in Schrecken setzte, bis man sich überzeigte, daß man Nichts von ihm zu fürchten habe, ist vortrefflich erzählt (6), und läßt wünschen, daß auch die übrigen Rären und Fabeln, die sich in seinem Gedichte befinden, allgemein zugänglich gemacht werden möchten.

1.

Swer wënet wizen âne lère,
der volgt dem vihe harte sêre.
Swer niht enlernt, di wil er mac,
der hât verlorn sinen tac;
vil grôz verlust an tagen lit:
uns widergêt niht diu zit.
Swer wënt sin wis in chintheit,
wirt alter voller nerrischeit,
wan er niht lernen wolde,
do er mohte, daz er solde.
Sich suln chint dunchen tûren:
si suln lesen unde hûren
vil wundergerne gotiu mære:
diu bœsen suln in wesen swêre.
Der gerne hûret bœse geschicht,
dern bezzeret sich dervon niht:
dâ von suln wip unde man,
swer sich ze guot verstên chan,
chêren dar an sinen muot,
daz si vernemen, waz si guot
unt waz reht si getân;
di bœsen sol man lâzen gân.

Juncfrowen bezzeret chleîn ir sinne
von der schœnen chûneginne,
die wilên dâ ze Chriecheu was.
Diu tet unreht, diuz êrste las,
wan bœsiu bilde verchêrent sêre
guote zuht unt guote lère.
Wir mugen doch bœsiu mære lesen,
daz man ir baz chûnne âne wesen:
der si nîn chan, dern weiz niht wol,
wâ vor er sich behuoten sol.
Swâ ein wip hât êinen reinen muot,
hûret si denne ûbel od guot,
daz mâc ir werren nihtes niht.
Hûret si iht ûbeles od siht,
daz mant si, daz si sich behuote;
dâ wider git ir bilde daz guote,
daz si tuo reht unde wol,
unt zeigt ir, wes si volgen sol.
Swer nîn mac nemen bilde guot
dâ von, daz er siht, daz man tuot,
der gedênche, waz man tuon sol,
unt nem dâ von bilde wol.
Swelich wip unt swelich man
an rehten dîngen niht ahten chan,
der nîmt von ûbele unt von guot
bœsiu bilde, wan ir muot
der ist zem bœsten ie bereit,
Sumelichiu wip sint gemeit,
swenn si mugen hûren iht,
daz einem andern wibe geschicht,

daz geziuhet zunören dingeu;
 si sprechent: „Uns mac misselingen
 niht, — tuo wirz! diu hât ez getân,
 unt wart ir holder sit ir man.“
 Dehein biderbe wip sol,
 daz getar ich gerâten wol,
 sich des freuwen, ob ein wip
 hât nâch rehte niht ir lip;
 wan ich sag iu daz für wâr,
 der und diu triegent sich gar,
 di mit einander unstête
 wênent heln ir missetête.
 Dâ von ein biderbe wip sol
 trûric sin, tuot niht wol
 ein ander wip: der missetête
 suln ein guot wip machen stête,
 wan si sol ir fürhten hart,
 daz si niht enchom in ir vart.

Di frowen suln nemen sin
 von der frowen ungewin,
 diu dâ Helênâ was genant;
 ze Chriecheu über elliu lant
 was si gewaltigiu chüneginne.
 Si het vil schône unt lûzel sinne;
 ir schône fuogt ir grôze schant:
 schône ist ân sin ein swachez pfant.
 Ein frowe sol haben die sinne,
 swer mit ir ret von minne,
 si sol halt haben den muot,
 swaz man ret übel oder guot,
 daz si antwûrte ze der frist
 dar nâch unt der man ist,
 und dar nâch unde er gegert:
 sô ist din frowe und er gewert.

2.

Ich hân geseit, daz böesiu mære
 diu suln chinden wesen swære,
 unt hân geseit, welchiu diu sint.
 Nû wil ich sagen, waz diu chint
 suln vernemen unde lesen,
 unt waz in mac nütze wesen.

Juncfrowen suln gern vernemen
 Andromaches, dâ von si nemen
 mugen bilde unt guote lère,
 des habent si beidiu, frum und ère.
 Si suln hören von Enit,
 daz si volgen âne nit;
 si suln ouch Penêlope,
 der frowen, volgen und Oenonê,
 Galliânâ unt Blanscheflor,
 Luciniâ unt Sordamor:
 sint si niht alle chüneginne,
 si mugenz sin an schönem sinne.
 Junchêrrn suln von Gâwân
 hân, Clies, Erec, Iwân,
 unt suln rihten sine jugent
 gar nâch Gâwânes reiner tugent.
 Folgt Artûs, dem chünige lière,
 der treit iu vor vil guoter lère;
 unt hapt ouch in iuwern muot
 chünic Charl, den helt guot.
 Lât niht verderben iuwer jugent:
 gedencht an Alexanders tugent.
 An gefuoge folget ir Tristande,
 Segremors, Kalogreânê.
 Wartâ, wartâ! wi si drungen,
 di ritter von der tâvelrunden,

einer fûrn ander ze frûmcheit.
 Chint, lât iuch niht an trâcheit,
 unt volget frumer liute lère,
 des chomt ir ze grôzer ère.
 Irn sult hern Kay volgen niht,
 von dem mir vil unwirde geschilt;
 der tuot mir allenthalben nôt.
 Jâ ist her Kay nooh niht tôt,
 unt hât dar zuo erben vil;
 ichn weiz, war ich mich chêren wil.
 Siniu chint heizent, alsam er:
 è was ein Kay, nû ist ir mære.
 Ez schint, daz Parzival nin lebet,
 wan der her Kay nâch èren strebet
 mit lûge unt unstêtecheit,
 mit spot unt mit schalcheit.
 Gelouben sult ir mir ein mære:
 ob ich ez Parzival wære,
 daz ich etlichen Kay stêche,
 daz ich im ein rippe noch zebrêche.
 Ouwê! wâ bistu, Parzival?
 Wan wêr noch inder dehein grâl,
 unt stüend er umb ein phenninc phant,
 in löste niht Kayes hant.

Ir habt nû vernomen wol,
 waz ein chint hân unt lesen sol.
 Ave die ze sinne chomen sint,
 di suln anders, dan ein chint,
 gemeistert werden, daz ist wâr;
 wan si suln verlâzen gar
 diu spel, diu niht wâr sint,
 dâ mit sin gemuot diu chint.
 Ich enschilt deheinen man,
 der âventiure tihten chan;
 die âventiure, die sint guot,
 wan si bereiten chindes muot.
 Swer niht fûrbaz chan vernemen,
 der sol dâ bi ouch bilde nemen.
 Swer schriben chan, der sol schriben;
 swer mâlen chan, der sol beliben
 ouch dâ mit; ein legelicher sol
 tuon, daz er chan tuon wol.
 Von den gemâlden bilden sint
 der gebûre und daz chint
 gefreuet oft: swer niht enchan
 verstên, daz ein biderbe man
 an der schrift verstên sol,
 dem si mit den bilden wol.
 Der pfaffe sehe di schrift an,
 sô sol der ungelêrte man
 diu bilde sehen, sit im niht
 diu schrift zerchennen geschilt.
 Daz selbe sol tuon ein man,
 der tiefe sin niht verstên chan:
 der sol die âventiure lesen,
 unt lâz im wol dâ mite wesen;
 wan er vindet ouch dâ inne,
 daz im bezzert sine sinne.
 Swenn er fûrbaz verstên mac,
 sô verliese niht sinn tac
 an der âventiure mære;
 er sol volgen der zûhte lère
 unt sinne unt wârheit.
 Die âventiure sint gecheit
 diche mit lûge harte schône;
 die lûge ist ir gezierde chrône.
 Ich schilt die âventiure niht,
 swi uns ze liegen geschilt

von der aventure rât,
 wan si bezeichnunge hât
 der zûhte und der wârheit;
 daz wære man mit lûge chleit.
 Ein hulzin bilde ist niht ein man,
 swer ave iht verstên chan,
 der mac daz verstên wol.
 daz ez einn man bezeigen sol.
 Sint die aventure niht wâr,
 si bezeigt doch vil gar,
 waz ein ieglich man tuon sol,
 der nâch frûmheit wil leben wol.
 Dâ vor ich den danchen wil,
 die uns der aventure vil
 in tinsche zungen hânt verchêrt:
 guot aventure zuht mêrt.
 Doch wold ich in danchen baz,
 unt heten si getûhtet daz,
 daz vil gar âne lûge wêre,
 des hieten si noch grêzer êre.
 Swerz gerne tuon wil,
 der mac uns sagen harte vil
 von der wârheit, daz wêr guot;
 er bezzert ouch unsern muot
 mit der wârheit michels baz,
 denn mit der lûge, wizzet daz.
 Swer an tihten ist gefuoc,
 der gewinnet immer gehuoc
 mâterje an der wârheit,
 diu lûge si von im geseit.
 Dâ von sol ein hôfesch man,
 der sich tihten nimt an,
 vil wundervol sin bewart,
 daz er niht chom in di vart
 der lûge; ist er lûgenêre,
 sô sint dann sinu mêre
 gar ungenême. Ein man sol,
 swer iht chan sprechen wol,
 chêrn sin rede ze guoten dingen,
 sô mac im nimmer misselingen.

3.

Ist ein man wol geborn,
 unt hât sins muotes adel verlorn,
 ich chan iu sagen wol für wâr,
 in scheudet siu geburt gar.
 Wan swer wol geborn ist,
 siu geburt gert zaller frist,
 daz er wol unt reht tuo;
 ob er sich niht twinget derzuo,
 sô hât er dann lasters mêre:
 siu geburt minnert sin êre.
 Des wundert mich ouch harte vil,
 daz deheim frum man wil
 durch siner vorvarn guot
 und durch ir edel hân übermuot;
 mac er selbe tuon daz,
 dâ von er mûge heizen baz
 von im edel, denn von in,
 daz diulte mich ein bezzet sin.

Water halben ist ein ieglich man
 edel, derz verstên chan:
 swer sin geburt behalten wil,
 der hât adels harte vil.
 Die sint alle Gotes chint,
 die sin gebot leistende sint;
 swer niht enleistet sin gebot,
 der hât daz adel, daz im Got

gap, von sinen schulden verlorn,
 unt hât im dar zuo erchora
 einen vater, der unedel ist
 von sinem übel zaller frist.
 Swer sinen edelen vater lât,
 sin adel er verworht hât.

Got hât uns alle geschäft;
 uns hât sines willen chraft
 zer werlde brâht, daz ist wâr;
 dâ von si wir sinu chint gar,
 an den, derz verworht hât
 mit siner übelen getât.
 Hie bi möht ir merchen wol,
 daz niemen edel heizzen sol,
 niwan der, der reht tuot;
 swer hât einn unrehten muot,
 der muoz âne tugende leben,
 unt hât sin edeltuom gegeben
 durch der untugende minne:
 daz chumt niht von grôzem sinne.
 Der hât bœsen chouf getân,
 der sines adels ist worden an
 durch erge und durch bôsheit,
 durch lûge und durch unstêtecheit,
 durch unzuht und durch untugent,
 ez si in alter ode in jugent.

Habt ir mich vernomen reht,
 sô ist ez ze verstên sleht,
 daz der ist hôfesch zaller frist,
 swer in der werlde edel ist;
 wan, als ich hân ouch ê geseit,
 reht tuon, daz ist hôfeseit.
 Swelch man hât ein hôfischen muot,
 der tuot mit reht, swaz er tuot:
 swer reht tuot zaller frist,
 wizzet, daz der edel ist;
 sô wizzet, daz die edelen sint
 gemeinlichen Gotes chint.

4.

Zwiu sold ein guot man
 dehein dinc fürhten? wan
 ich zeige, daz dehein geschicht
 dem guten manne wirret niht.
 Ist, daz er niht hât guot,
 sô ist doch rich sin muot;
 sô schinet ouch sine tugent baz,
 ob er sich huotet, wizzet daz.
 Wan swer schiuhet bursen gewin
 in siner armuot, er hât den sin,
 daz ez im wêre liht unniere,
 ob er ein richen man wêre.

Ein guot man sol ouch fürhten niht,
 swaz im von siehtuom geschicht;
 wan wirt ein man ungesund,
 sin muot wirt ze derselben stunt
 gesunder, wan er dultic ist,
 swaz im geschicht zaller frist.
 Dem guoten man ist siehtuom guot,
 wan sich chrefliget sin muot.

Dehein guot man fürhten sol,
 daz getar ich gerâten wol,
 daz in iemen mûge vertriben;
 wan bi im muoz beliben,
 daz er aller liebest hât:
 swer sin tugent niht verlât,
 der ist dâ heime zaller zit,
 swi verre halt sin hûs lit.

Hät er niht tugende unde guot,
unt hüfscheit in sinem muot,
wäre er dâ heime zaller frist,
wizzet, daz er doch vertriben ist.

Ein guot man mac fürchten niht
vancuisse; ob es geschiht,
daz man in vêht, waz wirret daz?
im ist doch in sinem muote baz,
denne einem übelen manne si:
swâ er ist unde ouch swi
er sinen willen müge hân,
er ist der unsêlde undertân.
Der guote ist sêlic zaller frist;
waz wirret, ob er gevangen ist?
wan er hât in sinem muot
von tugenden unt von guot,
swaz er in der werlde wil;
er hât churzwile vil.
Ist sîn charchêre niht ze schône,
sô hât sîn muot gezierde chrône.
Sît sîn hûs innerthalben ist
schône, waz wirret daz ze der vrist,
ob sîn charchêre ist schône niht?
Wan swer in sinem herzen siht
der tugende licht, dem ist unniere,
ist dan vinster sîn charchêre.

Nû spricht liht ein man,
der niht euweiz, waz tugent chan
dem guoten manne guotes geben,
der spricht: „Wi möht ieman leben
ân vorht, swen mans im tuon wil!“
Swer daz spricht, der hât niht vil
versuoht, waz tugent phlege ze geben,
swer nâch ir site wolde leben.
Swi ich ez niht versuohtet hân,
sô weiz ich doch wol, swelich man
reht ist tugenthaft,
daz er sâ des tôdes chraft
niht ze harte fürchten sol.
Dâ bi sult ir merchen wol,
sît er niht fürchten sol den tôt,
wi er sûle fürchten ander nôt.

Sô sprichstu liht: „Sô sleht man in.“
Waz dar umbe? er hât den sîn,
daz er weiz, daz er sterben muoz;
wan daz ist der werlde gruoz,
daz si uns enphêlt mit nôt,
unt gît uns urloup mit dem tôt.
Dar in ein ander tôt bringen sol,
dar bringet in ouch diser wol.
Swi ie stürbe der guote man,
wizzet, er gewinnet dar an.

Du sprichest ze denselben stunden.
„Man sleht im manige tiefe wunden;“
sô sprich ich: „Swer dâ ist erslagen,
der mac alsô lûzel chlagen
vierzec wunden alsô viere,
wand man stirbet alsô schiere
von einer wunden, sô von zehen;
daz hab wir diche gesehen.
Chumt ave im schierer der tôt,
sô ist er schierer ûz der nôt.“

Sô sprichstu: „Man begreht in niht.“
Waz dar umbe, ob daz geschêht?
den ein stein dechen sol,
den decht der himel harte wol.
Ob man in niht begraben wil,

daz wirrt den lebendigen vil;
der lip enphindet deheiner nôt.
Swan der man ist tôt,
wirft man in hin, ez wirrt im niht;
und ob daz lihte geschiht,
daz man in brennt, waz wirret daz?
im enwirt weder wirs noch baz,
hât ot erz erworben niht
ze Got, daz im alsô geschiht.

Wâ von sol ein guot man
fürchten, daz er sterbe? wan
wizzet daz, daz im der tôt
hilfet ûz vil grôzer nôt.
Swâz der hêre gît dem chneht,
er solz behalten, daz ist reht,
unt solz im geben, swan erz wil.
Wir leben lûzel oder vil,
ein iegelich man doch tôt lit;
dem guoten ist als liep enzit,
daz er sterbe: im wirt halt baz,
ob er dar schier chumt, wizzet daz.

Swelich man chumt her in,
er sol haben wol den sîn,
daz ez in dunche reht unt wol,
daz er ouch ûz varn sol.
Man vert umbe gar die vrist,
die man in der werlte ist;
ave man sol wizen, swenne
man stirbt, sô vert man heim denne.

Er solz dar umbe fürchten niht
ze harte, daz im wê geschiht,
wan im diu zît vergêl vil drât,
ist, daz er grôzen siechtuom hât;
ob ave sîn siechtuom chleîn ist,
sô vertreit erz wol diu frist:
eintweder er den siechtuom lât,
od der siechtuom vor im gât.
Man sol den siechtuom fürchten wol,
der einu man niht lâzen sol,
und den der man niht enlât,
swenn er in erwischet hât,
und der doch ist sô grôz,
daz im deheiner ist genôz;
den sol man fürchten zaller stunt;
man viindet in in der helle grunt.

5.

Er (der bâbest) het sîn brediger gesant
durh daz vil heilige laut,
dâ Krist was lebendig unde tôt,
und dâ er leit grôze nôt
durh uns alle. Unser sîn
riet uns, er tât ez durh gewin,
dâ von daz er geschaffet heit
durh der armen gwarheit,
daz man einn stoc setzen solte
in die kirchen; swer dan wolte
helfen zer vert, daz erz dar leit.
Wan wizzet für die wârheit,
man möht der helfer mêr ervarn,
dan der, die selbe wolten varn.
Scht, daz tet er gar durh guot:
dô riet uns unser târscher muot,
daz erz tâte durch gewin.
Daz dûht uns ein grôzer sîn,
daz wirs gedâhten, deist wâr:
ez dûhte mich ein unsin gar.

Wande ich bin dâ gewesen,
dâ ich hört offentlichen lesen
sinen brief, daz er wolde,
daz manz guot behalden solde
dâ, dâ manz gesamnet heit,
unz manz in Gotes dienest leit.
Des bâbstes bot den brief las,
dâ manic biderb man was.
Nû wie hât sich der guote kneht
an im gehandelt âne reht,
der dâ sprach durch siun hôhen muot,
daz der bâbest wolt mit tiuschem guot
füllen sinen welschen schrin.
Hiet er gehabt den rât min,
er hiet daz wort gesprochen niht,
dâ mit er hât gemaht enwiht
manege sine rede guot,
daz man ir nimmer war tuot.
Die herren und die tihter
und dar zuo ouch die brediger
suln sprechen mit grözer huot.
Swenne ein herre iht sprichet oder tuot,
er ensol niht sô harte gâhen,
er merke è, wie manz mûge vervâhen.
Der brediger sol gerinclichen
sprechen und bediuteclichen,
daz man sin rede niht mûge verkêren
(der übel geist pflegt des ze lèren),
und daz man in mûge vernemen.
Dem tihter mac ouch niht gezemen,
wil er sin ein lûgener:
wan beide, er und der brediger
suln bestâten die wârheit.
Ein man mac der kristenheit
mit eim wort mê ze schaden kumen,
dan er ir hin vûr mûge gefrûmen.
Ich wæne, daz sîn gesanc,
ez si kurz oder lanc,
mûge Got niht sô wol gevallen,
sô im daz ein muoz missevalen.
Wand er hât tûsend man betœret,
daz si hânt überhôret
Gotes und des bâbstes gebot.
Uns kument boten unde bot
beidiu von himel uut von der helle:
swar man nû varen welle,
dâ enpfâhet man uns wol
dar nâch, als man tuon sol.
Nû sage mir, lieber vriunt min,
getruwest dû mit al dem din
bi allem dinem leben
sô vil almuoses geben,
sô dû hâst verirt in kurzer zit
in der werlte vil wit?
Kaust dû dich nâch miner rede verstân,
dû muost sîn grôze schame hân.
Ze wære, ez ist mir leit umb in:
er hât erzeigt zuht unde sîn
an maneger siner rede guot:
dâ von ez mir noch wirser tuot.
Wan missespricht ein man,
der sich niht verstên kan,
man aht drûf lûtzel ode niht:
anders dem wîsen man geschicht:
wan, swaz er spricht, des nimt man war.
Dâ von sol er sich hûeten gar,
daz man nû spreche, daz er ist
worden tobent ze der vrist.

6.

Hie sult ir ein bispiel vernemen,
unt sult dâ bi ouch bilde nemen.
Der ôrohete Baldewin was
zeiuen ziten an dem grünen gras;
vor vrôuden lief er unde spranc,
dar nâch huop er ein gesanc,
daz es vil gar der walt erhal:
sîn scherzen unde sîn schal
was sô vreislich und alsô grôz,
daz sîu diu wilden tier verdrôz.
Diu tier vorhten über al
wider êrste den grôzen schal.
Dô kom der lewe geloufen dar,
und began sîu trœsten gar;
er sprach: „Min wille unt min gebot
ist, daz uns ein sneller bot
vil wundernalde loufe dar
und erfar uns daz vil gar,
wes dirre schal mûge wesen?
Mûge wir dan hie niht genesen,
sô sulle wir von hinnen varn,
unde suln uns vor im bewarn.
Daz ist gar der rât min:
er mac vil wol min meister sîn.“
Er hiez im drâte gewinnen
den wolf, unt sprach mit sinnen
im zuo: „Wolf, ich weiz, daz du bist
küene unde wis, ze dirre frist
bedurfe wir diner liste wol
und diner kuonheit: wan du sol
unser aller bote sîn,
und ervar, lieber vriunt min,
waz wonders daz mûge wesen.
Mûge wir danne hie genesen
vor im, daz lâ uns wizzen drât!“
„Hei, welch ein vreislich stimme er hât“,
sprach der wolf, „ich mac wol jehen,
ir welt mich nimmer mêr gesehen!“
Der tiere samenuunge gar
began in bitten, deist wâr,
daz erz tæte, vil wundernhart.
Mit vorhten huop er sich ûf die vart.
Nû hôret, waz der wolf sprach,
dô er Baldewinen sach:
„Si hânt mich als ein tœren
her gesant; mit sinen ôren
môht er slahen mich ze tôt:
ôwê mir dirre grôzen nôt!
Bi siner stimme môht ich hân erkant,
daz ez wære der vâlant.
Sol ich vliehen ode niht?
Ich weiz wol, ob er mich ersiht,
sô bin ich tôt sicherlichen,
ich enmac im niht entwichen.
Doch wil ich bi dem holze gèn:
ob er mich lîhte wil bestên,
sô vliuh ich an die dicke;
ich vorhte sine blicke.“
Baldewin, der sach in an,
vil nâch huop sich der wolf dan.
Daz er niht envlôh sêre,
des half im sîns vaters lère;
der het in gelêret wol,
daz er nimmer vliehen sol,
erne seche, daz man in jaget:
anders wære er gar verzaget.
Dô der wolf daz gesach,

das Baldewin niht ensprach,
huob sich nâch siner wîse
nâher zuozim harte lîse.
Er stuont im vil nâhen bi.
„Ich muoz sehen, waz daz si“,
sprach der wolt, dô er gesach,
daz er dennoch niht ensprach.
Er machte sich vil samfte dar,
und beiz in hinten, deist wâr,
mit grôzer vorhte, und enspranc
von im wol eines schafes lanc.
Hât Baldewin gehabt den sin,
unt wære geloufen an in,
der wolt wâr sicherlichen
entwichen zegelichen;
des entet er ave niht.
Dô kërter zeinem bœsewîht,
unt beiz in vorn unt hinten gar:
ir sult gelouben wol fûr wâr,
daz er in niht envorhte sit,
noch envûrhtet ze keiner zit.
Er sprach: „Hin fûr hân ich fûr niht,
swâ ein schal alsô geschiht,
ich kër dar an niht minen muot,
die wile man mir niht entuot.“
Dô er seite sinu mære,
wer dâ gewesen wære,
dô mohte man wol hân vernomen,
daz er dem wilde was wilkomen.
Der hase vorhte sider niht
Baldewinen, den bœsewîht.
Dehein frum man sicherlichen
sol sich Baldwine gelichen.
Swer in sinem gerihte wil
âne diu werk drôuwen vil,
der rihtet niht ze wol da mit,
wan er hât Baldewines sit.
Swer Baldewines site hât,
der hât diu wort âne getât;
swer siner site wirt inne,
vûrhtet in ie min unt minne.
Ein hêrre sol vil wol bewarn,
daz er niene sol ze harte varn
wider êrste mit sinem drô,
daz im niht geschehe alsô,
als Baldewine geschach,
dô in der wolt vûrhtende sach:
wan sô verliuset er vil gar
die sine êre, daz ist wâr.
Alsô man in vûrhtet niht,
sô muoz er sin ein bœsewîht.
Er sol sin zallen ziten vrô,
unt sol tuon mit kleinem drô,
swaz er danne ze schâffen hât;
daz ist min wille unt min rât.
Der setzet reht der drôe fuoz,
den man nâch drô vûrhten muoz:
swer zallen ziten drôuwen wil,
den sol man vûrhten niht ze vil.

Freidank.

Noch ist es unentschieden, ob Freidank (von älteren Dichtern auch Frigedank genannt) ein wirklicher oder ein angenommener Name, und ob er im letzteren Falle aus der Wirklichkeit entnommen oder erdichtet ist. Diejenigen, welche der letztern Meinung sind, erklären den Namen durch

„Freidenker“; es habe derselbe somit die freie Gesinnung des Dichters bezeichnen sollen, welche in dessen Worte allerdings vielfältig hervortritt und sich in religiöser, wie in politischer Beziehung gleich kräftig ausdrückt. Daß er eben dieser Gesinnung wegen seinen eigentlichen Namen habe verbergen wollen, scheint nicht unwahrscheinlich, wie er denn selbst im Abschnitt von den Königen und Fürsten von der Gefahr spricht; welcher sich derjenige aussehe, der die Wahrheit sagen wollte (5). Diejenigen dagegen, welche den Namen nicht sowohl für einen erdichteten, als für einen der Wirklichkeit entnommenen halten, gründen sich darauf, daß Freidank als Geschlechtsname häufig vorkomme; und da auch ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, Seifried Helbling, einen Bernhard Freidank erwähnt, und von diesem mancherlei Sprüche anführt, die zum Theile mit Sprüchen unseres Freidanks übereinstimmen, so behaupten wiederum Andere, daß dieser kein anderer sei, als jener Bernhard. Dieser Behauptung scheint jedoch die allgemeine Haltung der Sprüche Bernhards zu widersprechen, welche der durchaus edeln und anständigen Weise Freidanks gänzlich unwürdig sind.

Eine andere Vermuthung ist die, daß Freidank und Walther von der Vogelweide eine und dieselbe Person seien; es wird dieselbe namentlich dadurch begründet, daß ihre Dichtungen ohne Zweifel aus der gleichen Zeit stammen, daß in dem Werke des Erstern sich der nämliche Geist beurkunde, der in den Liedern des Andern sich darstelle, und daß die Sprache Freidanks und Walthers bis auf die besondern Eigenthümlichkeiten die auffallendste Uebereinstimmung zeige. Diese Ansicht wird ferner dadurch unterstützt, daß beide am Kreuzzug Friedrichs II. im J. 1288 Theil genommen haben und beide diesen Kaiser gegen die Anmaßungen und verrätherischen Umtriebe des Papstes mit aller Entschiedenheit in Schutz nahmen. Diese Gründe sind zwar, einzeln betrachtet, in keiner Weise entscheidend, aber, in ihrer Gesamtheit betrachtet, sind sie allerdings von großem Gewicht, und werden so lange Beachtung verdienen, als nicht andere, eben so bedeutende Gründe entgegengesetzt werden. Sie erhalten aber durch die von uns oben ausgesprochene Ansicht, daß Walther aus der Schweiz und bürgerlichen Standes war, noch größere Wahrscheinlichkeit, da sich beinahe zur Gewißheit beweisen läßt, daß auch Freidank ein Schweizer und ein bürgerlicher Dichter war. Daß seine Heimat ungewißhaft im südlichen Deutschland gesucht werden müsse, hat schon W. Grimm dargethan; die Erwähnung eines Fisches „Albel“, der unter diesem Namen nur im Züricher See vorkommt*), ist beinahe ein vollständiger Beweis, daß der Dichter aus der Schweiz stammte. Weniger Bedenken wird die Behauptung erregen, daß Freidank bürgerlichen Standes war, da er vorzugsweise „meister“ und erst von Späteren „her“ genannt wird. Einige Sprüche, aus welchen seine adeliche Abkunft bewiesen werden will, weil sie Klagen über Zurücksetzung

*) Ein anderer Fische heißt bei Adn auch Albel, doch ist Freidank sicherlich nicht aus jener Gegend gewesen. Der Spruch Freidanks, in welchem der erwähnte Fische genannt wird, lautet:

Ein albel ist bezzer âf dem tisch,
danne in dem wâge ein michel visch.

oder Herabwürdigung des Adels enthalten sollen, können um so weniger für jene Meinung geltend gemacht werden, als sie in ihrer allgemeinen Fassung eben so gut von einem bürgerlichen Dichter ausgesprochen werden konnten, und sie in ihrer sprichwörtlichen Haltung in keinem Fall als subjektive Äußerungen des Dichters angesehen werden dürfen. Es ist dagegen der Geist, der sich im ganzen Gedichte kund gibt, so rein bürgerlich, so entschieden vollkömiglich, es weht uns das bürgerliche Element so mächtig aus jeder Zeile, aus jedem Wort entgegen, daß die Abfassung des Gedichts durch einen ritterlichen Dichter kaum möglich erscheint. Dieser Ernst der Gesinnung, diese so fromme und doch so freisinnige Welt- und Lebensanschauung steht mit der spielenden und phantastischen Weise der adeligen Dichter in zu grossem Widerspruch, als daß man einen solchen für den Verfasser unsers Gedichts halten könnte. Sprechend ist aber die Stelle, in welcher es heißt: „Wenn der Wolf mausen geht, und der Falke Käfer fängt, und der König Burgen macht, so wird ihre Ehre schwach.“ (5) was offenbar nichts Anderes heißt, als daß der König seine Ehre verliert, wenn er, wie die Adelligen, Burgen baut, um von dort aus das Land mit Gewalt zu beherrschen und zu unterdrücken.

Doch sind alles dies nur Vermuthungen, welche eben so wenig zur vollständigen Gewißheit erhoben werden können, als die entgegengeetzten Ansichten; nur scheinen sie auf größere Wahrscheinlichkeit Anspruch machen zu können, als jene. Was wir mit Bestimmtheit von Freidants Lebensumständen wissen (denn man wird ihn immerhin mit diesem Namen bezeichnen müssen), beschränkt sich auf die einzige schon angedeutete Thatfache, daß er mit Kaiser Friedrich II. in's heilige Land gezogen ist, diesen aber nicht nach Jerusalem begleitete, sondern in Aeders (Ptolemais) zurückblieb, und daselbst das Gedicht entweder ganz oder doch bestimmt zum Theil abfaßte, welches wir von ihm besitzen. Neuere Forschungen zufolge scheint jedoch der in Aeders geschriebene Abschnitt nicht zu dem uns bekannten Gedichte, sondern zu einem andern verloren gegangenen Werke zu gehören. Außerdem hat uns eine alte aus dem 13. Jahrh. stammende Chronik der eilffässigen Stadt Colmar die Nachricht aufbewahrt, daß Freidant ein wandernder Sanger war.

Das Gedicht, welches unter Freidants Namen auf uns gekommen ist, wird von dem Verfasser selbst „Bescheidenheit“ genannt, welches Wort in der damaligen Sprache so viel bedeutete, als Versständigkeit, Einsicht, richtige Beurtheilung der Dinge, überhaupt dasjenige, was Bescheid gibt oder geben kann. Und allerdings hätte das Gedicht und dessen Inhalt und Zweck auf keine bessere Weise bezeichnet werden können, da es die mannigfaltigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens vom Standpunkte einer einfachen, aber ebensoviele auch reinen Moral bespricht. Es hatte sich schon bei seinen Zeitgenossen eines großen Rufs zu erfreuen, wie es denn auch von den nachfolgenden Dichtern oft genannt, angeführt und benutzt wird. Auch in den späteren Jahrhunderten blieb es in hohem Ansehen, wie sich aus den ziemlich zahlreichen Papierhandschriften ergibt, die in verschiedenen Bibliotheken Deutschlands aufbewahrt werden; ja als sich das Verständniß der alten Sprache immer mehr verlor, wurde das Gedicht am Anfange des 16. Jahrhun-

derts von dem durch eigene moralische Gedichte berühmten gewordenen Sebastian Brant in die Sprachweise seiner Zeit übergetragen und zugleich auch in dem Inhalte der herrschenden Gesinnung gemäß überarbeitet. Freilich ist in dieser Bearbeitung die ursprüngliche schöne Gestalt gänzlich verwischt, und es ist meistens die einfache, wirkungsvolle Spruchform zur weitläufigen Paraphrase verwässert; aber dennoch ward Brants Umgestaltung in einem Zeitraume von 75 Jahren nicht weniger als siebenmal aufgelegt. In den neueren Zeiten erwarben sich Lessing und Herder das Verdienst, die treffliche Dichtung wieder aus langer Vergessenheit zu ziehen.

Wir besitzen das Gedicht wohl nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, was sich aus den zahlreichen Abweichungen der verschiedenen Handschriften ergibt; doch ist dies bei einem Werke, in welchem ein strenger Gedankengang nicht vorherrscht, nicht von wesentlicher Bedeutung. Wie schon gesagt, verbreitet sich das Gedicht über die mannigfaltigsten Verhältnisse der Zeit; es ist, um W. Grimms trefflichen Ausdruck zu gebrauchen, ein Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papste und Kaiser bis herab zu den Aenchten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der religiöse Glaube, Tugenden und Laster in mannigfaltiger Abwechslung dargestellt werden. Es bleibt keine Richtung des Lebens unberührt, aber obgleich das Ganze in leicht zu unterscheidende Hauptabschnitte zerfällt, so hält sich der Dichter in seiner Darstellung keineswegs streng an die Durchführung eines bestimmten Gedankengangs, sondern er streut auch in manchen Abschnitten solche Bemerkungen ein, die ihrer Natur nach eher zu einem andern gehören würden, ohne daß dies jedoch dem Gedichte zum Nachtheil gereichte, welches dadurch vielmehr an Beweglichkeit und lebendiger Mannigfaltigkeit gewinnt, so daß schon eben deswegen die trockene und einsörmige Haltung vermieden wird, durch welche so viele andere moralische Dichtungen langweilig und ungenießbar werden. Wenn aber in Freidants „Bescheidenheit“ ein streng logischer Gedankengang nicht durchgeführt ist, so herrscht dagegen in derselben die entschiedenste Einheit der Gesinnung und Auffassung. Seiner ganzen Lebensanschauung liegt die reinste Frömmigkeit, die innigste Menschenliebe, das glühendste Gefühl für Freiheit und Recht zu Grunde. Bei seiner vollkommensten Unterwerfung unter die Gebote der Kirche und bei der unerschütterlichen Festigkeit seines Glaubens an deren Unfehlbarkeit weiß er die ewige Wahrheit der christlichen Lehre von den Uebergriffen der hierarchischen Gewalt wohl zu trennen; und ob er gleich die Keger tadelt, daß sie irrthümliche und strafwürdige Meinungen verbreiten, so läßt er doch eine für jene Zeiten höchst ehrenwerthe Duldsamkeit der Gesinnung durchblicken. Einmal drückt er dieselbe freilich nur sehr schwüchern aus, indem er sagt, daß er an Einem Ding vor Allem Aergerniß nehme, daran nämlich, daß Gott den Christen, Juden und Heiden das nämliche Wetter gebe (2, 37). Man würde den Dichter offenbar mißverstehen, wenn man wirklich einen Tadel Gottes darin erblicken wollte; vielmehr will er ohne Zweifel in allerdings verdeckter Weise zur Duldung gegen Andersglaubende ermahnen, die ja Gott selbst in seinen Segenspendungen von den Gläubigen nicht trenne, wie er denn unmittelbar vorher sagt, daß wenn Keger, Juden

und Heiden von Gott geschieden sein sollten, der Teufel das größere Heer haben würde, es sei denn, sagt er hinzu, daß uns Gnade errette. Deutlicher und entschiedener spricht er seine wahre Meinung an einem andern Orte aus: „Wer mag den Streit entscheiden zwischen Christen, Juden, Heiden, als Gott, der sie geschaffen hat und alle Dinge ohne Jemandes Rath? der wußte wohl ihren Streit, ehe er sie schuf und auch ihren gegenseitigen Haß. Warum aber der eine Mensch sei verloren und der andere zu Gnaden erkoren, wer dieses fragt, das ist zu viel: Gott mag und soll thun, was er will. Was Gott mit seinen Geschöpfen thut, das soll uns Alles dünken gut.“

Es ist bei der großen Mannigfaltigkeit von Lebensverhältnissen, welche der Dichter bespricht, nicht möglich, seiner Darstellung in allen ihren Wendungen zu folgen; wir müssen uns auf die Andeutung einiger wenigen Hauptpunkte beschränken. Wie seine ganze Lebensanschauung auf Gott beruht, so beginnt er auch sein Gedicht mit dem Spruche, daß der Anfang aller Weisheit von dem Glauben an Gott und der Unterwerfung unter seine Gebote ausgehe, woran er vielfältige Bemerkungen über das Verhältniß der Menschen zur Gottheit knüpft (1). Hieran spricht er von der Seele, ihrer Unergründlichkeit und ihrem räthselhaften Zusammenhange mit dem Körper, und verbreitet sich sodann über diejenigen Laster und Gebrechen, welche den Menschen am meisten von Gott abwenden. Unter diesen tadelt er am schärfsten die Hoffart, die er die Königin der Hölle nennt. Wie sie schon im Anbeginn der Dinge Lucifers Fall veranlaßt habe, so ziehe sie auch jetzt den Menschen von Gott ab und führe ihn zum ewigen und zeitlichen Verderben (3). Nebst dem Uebermuth erscheinen ihm der Geiz und die Habsucht (6), so wie die Verläumdungssucht (8) als die tadelnswerthesten Laster. Unter den Abschnitten, in welchen er auf die Lebensverhältnisse seiner Zeit näher eingeht, haben wir als die weit- aus wichtigsten diejenigen hervorgehoben, in welchen er von der Geistlichkeit, von Rom und von den Königen und Fürsten redet. Die „Pfaffen“ werden scharf gezeichnet, weil sie, die mit gutem Beispiel vorangehen sollten, ein lasterhaftes Leben führen; man solle sich aber durch sie nicht zum Bösen verleiten lassen. Gingen auch hundert Thoren voran und fielen in eine Lache, so solle ein weiser Mann dieselbe umgehen und sie liegen lassen (4). Ueber Rom spricht der Dichter mit aller Bitterkeit eines frommen Gemüths, das sich von demjenigen getäuscht findet, das er so gern als das Heiligste ansehen möchte. Rom wird von der niedrigsten Habsucht beherrscht, sagt er, die es durch den Ablass zu befriedigen suche; die Sünden könne aber nur Gott vergeben. Könnte der Papst die Sünden erlassen, ohne daß der Mensch sie bereue, so sollte man ihn steinigen, wenn er einen einzigen Christen oder irgend einen Mutter Kind zur Hölle fahren ließe. So aber werden dort Tausende um Seele und Gut betrogen. Dann ist wohlfeil und falsche Eide erhält man zu geringem Preise. Ueberhaupt ist Rom der Sitz alles Betrugs. Der römische Hof hat keinen innigern Bunsch, als daß die Welt in Wirren stehe: er kümmert sich nicht darum, wer die Schafe schiert, wenn er nur die Wolle erhält (7).

Wichtiger sind für uns seine Bemerkungen über Deutschland und deutsche Verhältnisse. Diese er-

scheinen dem Dichter freilich in der düstersten Farbe; er äußert sogar seine Freude darüber, daß Rom nicht in Deutschland liegt, weil sonst die Christenheit ganz zu Grunde gehen müßte. Mancher klage über das, was dort geschehe, über die Habsucht und den Geiz des päpstlichen Hofes, aber in Deutschland würde man ihm nicht ein Haar auf dem Kopfe lassen (7, 149–152). Diese unglücklichen Zustände legt er mit vollem Recht den Fürsten zur Last, die sich gegen den Kaiser auflehnen und den Untergang des Reichs herbeiführen. „Die Fürsten haben der Hölle Natur; sie thun nichts Gutes, als wenn sie dazu gezwungen werden. Mancher hat es durch seine Mißthaten dahin gebracht, daß er seines Knechtes Knechte zu Herren hat. Ich weiß nirgends der Fürsten drei, deren Einer durch Gott Fürst sei.“ — Wertwürdig und überraschend ist aber vor Allem folgende Stelle: „Der Kaiser muß sterben, wie ich; deshalb kann ich mich ihm wohl gleichstellen. Welcher Herr sterben muß, wie ich, dem will ich nicht Huldigung schwören. Dem will ich zu eigen sein, der der Sonne gibt so lichten Schein.“ Hieran geht er über zur Darstellung des traurigen Zustandes, in welchem sich das Reich befindet. „Man kann die Wahrheit nicht sagen,“ heißt es, „ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Selbst die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse sind von dem allgemeinen Verderben ergriffen. Man sieht nur selten rechte Ehen; wer ein Weib begehrt, der will zugleich Leute, Geld, Burgen und Land. Die deutschen Lande sind des Raubes voll: Gerichte, Bögte, Münze, Zoll, die wurden früher durch Gott erdacht; nun sind sie gar in Raub verwandelt. Was Jemand etwa Gutes angeordnet, zu bessern die Christenheit, die Höchsten und die Gehrsten, die brechen es zu allererst. Die Fürsten eignen sich mit Gewalt Feld, Steine, Wasser und Wald, dazu wilde und zahme Thiere: sie möchten es mit der Lust gern eben so machen; die muß uns aber noch gemein sein. Sie möchten uns der Sonne Schein verbieten, Wind und Regen, man sollte ihnen Hinz mit Golde wägen.“ (5)

Diese Verhältnisse, sowohl die öffentlichen, als die rein menschlichen oder, wenn man lieber will, häuslichen und bürgerlichen, sind schon von den Spruchdichtern, und insbesondere von Walther, in ähnlicher Weise und zum Theil mit eben so freiem und ledem Geiste besprochen worden; es ist auch nicht sowohl der Inhalt, der dem Gedichte Freidanks eine so hohe Bedeutung und allgemeine Verbreitung erworben hat, als vielmehr die Form, welche dasselbe von allen übrigen Dichtungen der Art wesentlich unterscheidet. Indem Freidank nämlich seine Ansichten über Leben und Lebensverhältnisse entwickelte, wollte er ihnen einerseits die größtmöglichste Verbreitung geben (was ihm auch, wie wir gesehen, im höchsten Grade gelungen ist) und sie daher nicht bloß den gebildeten und gelehrten Ständen, sondern dem gesammten Volke vorlegen; und andererseits wollte er nicht, daß dieselben als seine subjektiven Ansichten angesehen werden sollten, er wollte sie vielmehr als im Volke selbst wurzelnd, als Ergebnisse der Erfahrung und der Weisheit des Volks darstellen. Aus diesen beiden Gründen trug er sie in der dem Volke gangbarsten Darstellungsweise, d. h. in Form von Sprichwörtern, vor. Man hat eben deswegen geglaubt, daß die „Bescheidenheit“ ursprünglich nichts Anderes sei, als eine Sammlung von Sprichwörtern, welche der Dichter

in eine gewisse Ordnung gebracht und durch Einschreibungen aller Art zu einem bestimmten Zusammenhange gezwungen habe; allein dies widerspricht der ganzen Haltung des Gedichts zu entschieden, als daß man sich mit dieser Ansicht versöhnen könnte. Hätte Freidank wirklich nur eine solche Sammlung anlegen, ordnen und in eine gewissermaßen künstlerische Uebereinstimmung bringen wollen, so würde er uns ohne Zweifel einen noch viel größern Schatz von Sprichwörtern mitgetheilt haben, als sein Gedicht in der That enthält, und er würde gewiß nicht bloß solche gewählt haben, die durchweg einen tief religiösen oder sittlichen Gehalt haben, oder doch leicht in einer solchen Bedeutung genommen werden können. Vielmehr hat er der Entwicklung seiner Ansichten mit Bewußtsein und aus den angegebenen Gründen die Form des Sprichworts gegeben und zudem überall gangbare Sprichwörter eingeflochten, wo sich solche darbieten. Diese hat er mit seltener Kunst in die rhythmische Form seines Gedichts gebracht, ohne daß jemals diese vertilgt wurde oder der Inhalt des Sprichworts selbst auf irgend eine Weise Schaden litt; es erscheinen die von ihm aufgenommenen Sprichwörter vielmehr in einer so vollendeten, ihrem Sinn so ganz angemessenen Form, daß diese ganz ursprünglich zu sein scheint, ob sie es gleich gewiß nur in den seltensten Fällen war. Uebrigens hat Freidank, wenn auch vorzugsweise, doch nicht allein die Form des Sprichworts gewählt, was doch gewiß der Fall sein würde, wenn er eine bloße Sammlung solcher vollsmäßigen Sentenzen hätte veranstalten wollen. Er hat seine Gedanken auch in der ebenfalls vollsmäßigen oder beim Volke beliebten Form der Priamel, des Räthsels, des Gleichnisses und der Fabel vorgetragen, woraus wieder deutlich erhellt, daß ihm vor Allem daran lag, vom Volke verstanden zu werden. Und in dieser seiner Absicht liegt auch die Erklärung, warum das Gedicht nicht in streng logischer Entwicklung fortschreitet; eine solche Haltung desselben hätte das Publikum, für welches er schrieb, kalt gelassen, während es vollkommen fähig war, die rasch auf einander folgenden Gedankenblitze nach ihrer ganzen Tragweite zu verstehen und bleibend in sich aufzunehmen.

1. Von Gote.

- Gote dienen äne wanc
deist aller wisheit anevanc.
Swer umbe disc kurze zit
die ewigen vröuden git,
5 der hât sich selben gar betrogen,
unt zimbert uf den regenbogen:
swenn der regeboge zergât,
sone weiz er, wâ sin hûs stât.
Swer die sêle wil bewarn,
10 der muoz sich selben lâzen varn.
Swer Got minnet, als er sol,
des herze ist aller tugende vol.
Swer äne Got sich wil begân,
der mac niht stæter êren hân
15 Swer Got niht vûrhtet alle tage,
daz wizzet, deist ein rehter zage.
Swelch mensche lebet in Gotes gebote,
in dem ist Got, und er in Gote.
Got hêrhet alle gûete
20 unt nideret hôchgemuete.
Gote ist niht verborgen vor,
er siht durch aller herzen tor.

- Ez si übel oder guot,
swaz ieman in der vinstria tuot
25 odr in dem herzen wirt erdâht;
daz wirt doch gar ze liechte brâht.
Al diu werlt lôn enphât
von Gote, als sie gedienet hât.
Vil selten ieman missegât,
30 swer sinu dinc an Got verlât.
Wir suln mit allen sinnen
Got vûrhten unde minnen.
Der werlde drôu und ir zorn
ist hin ze Gote gar verlorn:
35 mau muoz im stêhen unde biten;
er vûrhtet niemans unsiten.
Diu aller kleinste Gotes geschâft
vertrifft aller werlde kraft.
Got geschuof nie halm sô swachen,
40 den ieman mûge gemachen:
der engel, tiuvel, noch der man,
ir keinz einn vloch gemachen kan.
Got hât allen dingen gebn
die mâze, wie si solten lebn.
45 Got uns bezzer mâze git,
danne wir im mezzen zaller zit.
Die liute suident unde mænt
von rehte, als si den acker sænt.
Got kan uns gerihte gebn,
50 als wir tuon und als wir lebn.
Got rihtet nâch dem muote
ze übele unt ze guote.
Ein iegelicher lôn enphât
dar nâch, als im sin herze stât.
55 Der wille ie vor den werken gât
ze guote und ouch ze missetât.
Got, der durch elliu herzen siht,
den môhte al diu werlt niht
erbiten eines unrehtes:
60 er enwil niht tuon, wan slehtes:
ein kleine kint erbæten wol,
swes man in erbiten sol.
Got zweier hande willen hât,
die er uns beide wizen lât:
65 er tuot wol allez, daz er wil,
er verhenget ouch unbildes vil;
unt ræcher halbez, daz er mac,
sô stüend diu werlt niht einen tac.
Wolte uns Got in wizen lân,
70 als lange wir gesündet hân,
(daz sin genâde wende!)
sô wûrdes niemer ende.
Hete wir den himel zerbrochen,
ez wûrde eins tages gerochen.
75 Diu buoch sagent uns vûr wâr,
ein tac si dâ tûsent jâr.
Got elliu dinc geschaffen hât:
nieman er rehte wizen lât,
waz kreft in sinen dingen si;
80 da ist meistel allez wænen bi.
Si jehent, Got habe der werlde gebn
michel êre unt senfte lebn:
doch ist ir senfte nie sô grôz,
unsenfte si dâ hûsgenôz.
85 Selten mir ie liep geschach,
mir geschæhen drizec ungemach.
Diu zit sælde nie gewan,
dâ man Gotes vergizzet an.
Man vergizzet Gotes dicke
90 von suezem aneblicke.

- Got manegen dienst enphâhet,
daz tôren gar versmâhet.
Die brosmen, die sint Gote wert,
der nieman obem tische gort.
95 Wir geheizzen alle Gote mē,
dan iemer mit den werken ergē.
Durch sūnde nieman lāzen sol,
er tuo doch eteswenne wol.
Niemens guotāt wirt verlorn,
100 wan der zer helle wirt geborn.
Swer niht rehte mac geleben,
der sol doch nāch rehte streben.
Got niht unvergoltē lāt,
swaz ieman guotes begāt:
105 neheiner slahte missetāt
ungerochen ouch bestāt.
Gotes gebot niht übergāt,
wan daz mensche, daz er geschaffen hāt.
Vische, wūrme, vogele unde tier
110 hānt ir reht baz, danne wier.
Got hōrte Mōyses gebet,
daz er den munt nie āf getet;
swes noch ein reine herze gert,
des wirt ez āne wort gewert.
115 Des mundes bete ist leider krano
ān des herzen vūrgedanc.
Mennegliches gewizzenheit
vor Gote sine schulde seit.
Wiste Got allez, daz geschilt,
120 ē er iht geschūefe, od wisters niht?
Die wisen jehent, er wiste wol,
daz ie was unt geschelien sol.
Got himel und erden umberine
geschuof und dar in elliu dinc.
125 Got schuof ein engel, der sit wart
ein tiuvel durh sin hōchvart:
dar nāch geschuof er einen man;
die zwē nieman versūenen kan.
Got wiste ir strit wol und ir haz,
130 ē erz geschūefe, und über daz
geschuof si Got. Wer schuldic si,
daz scheidē ouch Got: der was dā bi.
Wer mac den strit gescheiden
under kristen, juden, heiden,
135 wan Got, der si geschaffen hāt
und elliu dinc ān iemens rāt?
Der wiste wol ir aller strit,
ē ers geschūefe und ouch ir nit.
War umbe ein mensche si verlorn,
140 daz ander si ze gnade erkorn,
swer des vrāget, deist ze vil:
Got mac unt sol tuon, swaz er wil.
Swaz Got mit sinre geschephde tuot,
daz sol uns allez dunken guot.
145 Waz mac der haven sprechen,
wil in sin meister brechen?
Noch minre muge wir wider Got
sprechen, kumt uns sin gebot.
Swie der haven vellet,
150 vil lihte er wirt erschellet.
Er valle her oder hin,
der schade gāt ie über in.

2. Von den ketzern.

Swer kristes lère welle sagen,
der sol sin lēr ze liehte tragen;
sō muoz der ketzer lère sīn
in winkeln und in vinsterein.

- 5 Hie sol man erkennen bi,
wie ir lère geschaffen si.
Got hāt geschaffen manegen man,
der glas von aschen machen kan,
unt schephez glas, swie er wil:
10 nu dunkt die ketzer des ze vil,
daz Got mit sinre geschephde tuot
allez, daz in dunket guot.
Sine wellent niht gelouben hān,
daz ieman mūge nāch tōde erstān.
15 Daz Got den man geschaffen hāt,
deist græzer, dan daz er erstāt.
Swie vil der ketzer lebene si,
ir keiner stāt dem ander bi.
Geloubtens alle gliche,
20 si twungen clliu riche.
Die kristen strūchient sēre
nāch der ketzere lère;
die hānt sō maneger hande lebn,
man mōhte den heiden fride gebn,
25 unz manz hie geslīhte,
und jenez dar nāch berihte.
Ob ichz vor Got gesprechen tar,
so dunkt mich der ze lūtel gar,
durch die Krist die marter leit.
30 Als nu lebt diu kristenheit,
so mac der zehende niht genesen,
diu buoch enwollen gelogen wesen.
Suln ketzer, juden, heiden
von Gote sīn gescheiden,
35 so hāt der tiuvel daz græzer her,
ezn si, daz uns genāde erner.
Eines dinges hān ich grōzen nit,
daz Got geliche weter gīt
kristen, juden, heiden:
40 der keinz ist ūz gescheiden.

3. Von hōchverte.

- Hōchvart, der helle künegin,
diu wil bi allen liuten sīn;
swie biderbe oder böse er si,
si lāt eht niemens herze vri.
5 Hōchvart, giteheit unde nit,
diu habent noch vaste ir ērsten strit:
daz schein et an Adāme;
sus verdarp sīn reiner sāme.
Hōchvart stīget manegen tac,
10 unz si niht hēher komen mac:
sō muoz si danne vallen.
Diz bīspel sag ich allen.
Dem tiuvel nie niht liebers wart,
danne nit, huor unt hōchvart:
15 sō ist des tiuvels herzeleit
dēmuot, triuwe, gedultcheit.
Armiu hōchvart, deist ein spot:
riche dēmuot minnet Got.
Hōchvart verderbet alle tugent,
20 sō zieret zuht die edeln jugent.
Hōchvart, unminne, giteheit,
der ieglich nū di krōne treit.
Ich weiz wol, daz nie hōchvart
des heiligen geistes geselle wart.
25 Lucifer verstōzen wart
von himele durch die hōchvart.
Sō vil man herren vlēhen muoz,
sō vil man vellet an ir vuoz,
sō vil man leistet ir gebot,
30 sō wānet ein tōre, er si Got.

- Swer hōchvart dā vermeiden mac,
deist dem tiuvel ein grōzer slac.
Hōchvart twinget kurzen man,
daz er muoz ūf den zēhen gān.
- 35 Hōchvart manege vuoze hāt;
si sluofet in vil arme wāt,
unt lūzet dann dar inne
ān goteliche minne.
Durch hōchvart maneger vellet,
40 der sich zuo ir gesellet.
Hōchvart was der ērste val,
der von himele viel ze tal.
Hōchvart wil des haben pris,
si gāt dicke in hanen wis.
- 45 Hōchvart dicke strūchen muoz,
si sihet selten an den vuoz.
Hōchvart niht mac vermeiden,
sin mūeze mangan niden.
Hōchvart manc gebarde hāt,
50 diu wisen liuten ūbele stāt.
Hōchvart, diu hāt krauches schrite,
unt hāt vil wandelbære site.
Hōchvart mangan lēret,
daz er den hals verkēret,
- 55 daz er niht an gesehen kan
ze rehte weder wip, noch man.
Hōchvart ist der sēle nōt:
si stirbet ēweclichen tōt.

4. Von den pfaffen.

- Die uns guot bilde solten gebn,
der velschent vil ir selber lebn.
Die hōhsten tragent uns bilde vor,
diu manegen leitent in daz hor.
- 5 Swes lebn ist wandelbære,
des lēre ist lihte unmære.
Man volget michel mēre
eins guotes mannes lēre,
dan zehenen, die wol lērent,
10 unt selbe ir reht verkērent.
Ich weiz wol, daz diu horwge hant
machet selten wiz gewant.
Wem mac der lüter wazzer gebn,
den man siht in der hulwe swebn?
- 15 Swer rānic si, der wasche sich,
unde wasche danne mich.
Swer des tiuvels werb begāt,
und des hāle niht enhāt,
den hān ich vūr ein engel niht.
- 20 swaz mir joch dar umbe geschiht.
Swer ein engel welle sin,
der tuoz ouch mit den werken schin.
Wie mac der mir glouben iht,
der im selben gloubet niht?
- 25 Daz dorflut ist niht wol beriht,
kan der pfaffe des glouben niht.
Swanne ich des wegē irre gān,
sihe ich tūsent blinden stān,
stāt ein gesehender dā bi,
- 30 den vrāge ich, wā diu strāze si.
Giengen hundert tōren vor,
unt vielens alle in ein hor,
ein wiser man sol umbe gān,
unt sol si alle ligen lān.
- 35 Swer iu guote lēre gebe,
unt selbe iht gūbedliche lebe,
dā nemet ir guot bilde bi,
und enruochet, wie dem andern si.

- Diu kerze licht den liuten birt,
40 unz daz si selbe zaschen wirt:
genuoge gābe lēre gebut,
die selbe ungēbedliche lebnt.
Wē dem ougen, daz gesiht
eime andern und im selben niht!
- 45 Waz vrumet daz ouge keinen man,
dā mit er niht gesehen kan?
Strūchet, der daz licht dā treit,
deist den nāch gēnden leit.
Swer daz viur erkenne,
50 der hūete, daz iu niht brenne.
Swer niht kan von erden sagen,
der mac der himele wol gedagen.
Mich dirst ze tegelicher zit,
daz mir nieman triuken git:
- 55 sō suoehe ich lüterbrunnen ē,
dannich zuo dem trüeben gē.

5. Von künegen unt vürsten.

- Lant unt liute girret sint,
swā der künec ist ein kint,
unt sich die vürsten vlizent,
daz si vruo eubizent;
- 5 dā wirt selten wol geriht:
Salomōn des selben giht.
In küneges rāt nieman zimt,
der guot vürs riches ēre nimt.
Ein herre niemer kan genesen,
10 wellent im die sine vrient wesen.
Der vürsten herze und ouch ir lebn
erkennich bi den rātgebn:
der wise suochet wisen rāt,
der tōre sich nāch tōren hāt.
- 15 Ein wiser herre gerne hāt
witen vriunt und engen rāt.
Man merket bime rāte wol,
wie man den herren loben sol.
Ein vürste, der mac wol genesen,
20 wil er ze rehte meister wesen.
Swelch vürste vrides unt rehtes gert,
der wirt Got und der werlte wert.
Der herren lēre ist leider krump,
dā von ist witze worden tump.
- 25 Die vürsten hant der cesele art,
si tuont durch nieman āne gart.
Maneger durch sine missetāt
sines kuehtes kuehte ze herren hāt.
Ine weiz niender vürsten dri,
30 der einr durch Got vürste si.
Ich weiz wol, daz der vürsten kint
den alten erben vrient sint.
Der vürsten ebenhēre
stōert noch des riches ēre.
- 35 Swer mit gemache gerne si,
der wone den vürsten sel en bi.
Swer mit den vürsten wil genesen,
der muoz ein lōsēr dicke wesen,
od aber lange sin ein gast:
- 40 sin dienst vrunt anders niht ein bast.
Sō der wolf mūsen gāt,
und der valke keveren vāt,
und der künec bürge machet,
so ist ir ēre gewachet.
- 45 Mōhtich wol minen willen hān,
ich woltem keiser zriche lān.
Sō ebene nie kein künec gesaz,
im wūrre dannoch eteswaz.

Maneger lebt mit  ren,
 50 dem ich daz h r verk ren:
 nieman doch gevelschen mac
 Gotes wort unt lichten tac.
 Obez der keiser solte swern,
 er enkan sich m cken niht erwern.
 55 Was hilfet herschaft unde list,
 sit daz der vloch sin meister ist?
 Der keiser sterben muoz, als ich,
 des mac ich im wol gen zen mich.
 Swelch herre sterben muoz, als ich,
 60 (waz m hte der getr sten mich,
 s  mich daz biever ane g t,
 und in der zanswer best t,
 und er newedern mac ernern?)
 dem wil ich selten hulde swern.
 65 Des eigen wolt ich gerne sin,
 der sunnen g t s  lichten schin.
 Swer elliu dinc weiz,   si geschehen,
 dem herren sol man tugende jehen.
 Von dem ichz beste h re sagen,
 70 des w fen wolt ich gerne tragen.
 Ez enh t nieman eigenschaft,
 niuwan Got mit siner kraft:
 lip, s le,  re unde guot,
 deist allez lehen, swie man tuot.
 75 Seit ich die w rheit alle zit,
 s  v ndich manegen widerstrit.
 Dar umbe muoz ich dicke dagen:
 man m e ze vil des w ren sagen.
 Seit ich halbez, daz ich weiz,
 80 s  m estlich b wen vremen kreiz.
 Swer die w rheit vuorte,
 und die ze rehte vuorte,
 die höchsten t ten im den t t:
 die brechent, swaz in Got geb t.
 85 Vil selten  ne riuwe erg t
 unreht hir t.
 Merket, wie diu werlt nu st :
 man siht nu l tzel rehter  ;
 unt n me ein herre ein wip durch Got,
 90 daz w r nu ander herren spot.
 Swer wibes gert, der wil ze hant
 liute, schatz, b rge unde lant.
 Swelch   durch g techeit geschicht,
 diu machet rehter erben niht.
 95 Manec gr ziu herschaft n  zerg t,
 daz si niht rehter erben h t.
 Der rehten leben i t niht m ,
 wan driu: ich meine die rehten  ,
 magettuom unt k nscheit;
 100 ir ist niht m , swaz ieman seit.
 Ich sihe aller slahte leben
 wider sime orden streben.
 Tiuschiu lant sint roubes vol;
 gerihte, voget, m nze, zol,
 105 diu wurden   durch Got  rd t,
 n  sint si gar ze roube br ht.
 Swaz ieman guotes uf geleit,
 ze bezzerne die kristenheit,
 die höchsten und die h rsten,
 110 die brechent ez zem  rsten.
 Die v rsten twingent mit gewalt
 velt, steine, w zzer unde walt,
 dar zuo wilt unde zam:
 si l ten lufte gerne alsam;
 115 der muoz uns noch gemeine sin.
 M htens uns der sunnen schin

verboten, wint unde regen,
 man müssen zins mit golde wegen.
 Doch m htens alle bilde nemen,
 120 daz vliegen, m cken, vl he, bremen
 si m ent, als einen armen man,
 der nie schatz noch lant gewan.
 Ir herschaft dunket mich ein wint,
 sit b se w rme ir meister sint.
 125 Mich dunket, solte ein islich man
 guot n ch sinem muote h n,
 s  würde manec herre kneht,
 manec kneht gew nne ouch herren reht.
 Als ich die werlt erkennen kan,
 130 sone weiz ich keinen richen man,
 daz ich im sin guot unt sinen muot
 wolte haben, swie er tuot.
 Der herren sicherheit w r guot,
 hetens einen gleichen muot.
 135 Wolten si niht selbe ein ander l n,
 s  m hte in nieman vor gest n.
 Die herrn h nt einen tumben muot:
 swaz einen solhen dunket guot,
 daz muoz dan allez v r sich g n;
 140 den site ieze die herren h n.
 Swer die vrumen nider dr cket,
 und die b ssen v r z cket,
 von swelhem herren daz geschicht,
 des werdekeit beger ich niht.
 145 Sw  die halme ein herren welnt,
 unt si ir h elstez k nne zelnt,
 s  mac der schoup wol wesen vr :
 erst tiurer, denne ein ander str .
 Swer in die s we w zzer treit,
 150 deist verlorn arbeit.
 Diu w zzer nirgen diezent,
 wan d  si s re vliezent.
 Swelch herre liute ungerne siht,
 der h t ouch  re schalles niht.
 155 Vil verzihen unde vil gebiten,
 daz gezimt niht herren siten.
 Swer nieman getar verzihen,
 der muoz geben unde lihen.
 Swer allez muoz ermieten,
 160 der mac niht vil gebieten.
 Gebieten machet h hen muot,
 daz vorhtlich fl he niht entuot.
 Swelch herre niht gevolgen mac
 herren namen, deist vr uden slac.
 165 S  richer k nec nie kr ne getruoc,
 ern hete doch armer m ge genuoc.

6. Von Schatze unt pfenninge.

Man minnet schatz nu m re
 danne Got, lip, s le odr  re.
 Swer mit schatze umbe g t,
 der tuot der armen kleinen r t.
 5 Minne, schatz, gr z gewin
 verk rent guotes mannes sin.
 Sw  schatz wider schatze broget,
 der machet lihte richen voget.
 Begraben schatz, verborgen sin,
 10 von den h t nieman gewin.
 Des menschen herze sit alle zit,
 sw  sin schatz verborgen lit.
 Des hordes samen re
 sint selten miteteil re.
 15 Dem hort r wirt des schatzes niht,
 wan ob ern weiz oder siht.

- Pfenningsalbe wunder tuot:
 si weicht manegen herten muot.
 Hete der wolf pfenninge,
 20 er vünde guot gedinge.
 Man lieze wolwe und diebe lebn,
 möhtens guot mit vollen gebn.
 Swer den pfenninc liep hât
 ze rehte, deist niht missetât:
 25 doch minnt man nû den pfenninc
 vür elliu wertlichiu dinc.
 Er ist niht vollen karc.
 swer nimt den pfenninc vür die marc.

7. Von Rôme.

- Alles schatzes vlütze gânt
 ze Rôme, daz die dâ bestânt,
 und doch niemer wirdet vol:
 deist ein unsäeliger hol.
 5 sô kumt ouch elliu sünde dar,
 die nimt man dâ den liuten gar;
 swâ si die behalten,
 des muoz gelücke walten.
 Swer Rômær site reht ersiht,
 10 der bezzert sinen glouben niht.
 Rômesch sent unt sin gebot
 deist pfaffen unde leien spot;
 æhte, ban, gehörsame
 brichet man nu âne schame;
 15 Got gebz uns ze heile,
 benne sint wol veile;
 swer ouch valscher eide gert,
 der vindet ir guot pfennewert.
 Wâ sint si nû, der Rôme ê was?
 20 in ir palasen wehset gras.
 Dâ nemen die vürsten bilde bi,
 wie stæte ir lop nâch tôde si.
 Rôme twanc ê mit ir kraft
 aller herren herschaft,
 25 nu sint si schalkeit undertân:
 daz hât Got durch ir valsach getân.
 Sant Pêter quam an eine stat,
 da in ein lamer almuosens bat;
 nu hoeret, wie sant Pêter sprach,
 30 do ern sô siechen ligen sach:
 „Silber, golt ist vremede mir;
 daz ich dâ hân, daz gib ich dir.“
 Alsô gap er im ze stunt:
 er sprach: „Stant ûf unt wis gesunt!“
 35 Gæbe noch ein bâbest sô,
 des wær diu kristenheit al vrô.
 Man giht vil, daz der bâbest tuo,
 dâ hoeret niht sprechens zuo.
 Ob der bâbest dan ein mensche ist,
 40 son hilft in kunst, gewalt noch list,
 ern müeze ouch menschliche leben.
 Er mac uns guotiu bilde geben,
 unt bæsiu bilde dâ zuo:
 Got gebe, daz erz beste tuo!
 45 Daz der bâbest niht gesünden müge,
 swer des giht, daz ist ein lüge.
 Der bâbest hât gewaltens vil,
 noch mac er sünden, ob er wil.
 Maneger hin ze Rôme vert,
 50 der roup dar unt dannen zert,
 unt giht, der bâst habe im vergebn,
 swaz er gesündet habe sin lebn,
 unt swem er schaden habe getân,
 des habern ledic gar verlân.

- 55 Swer des giht, der ist betrogen,
 unt hât den bâbest an gelogen.
 Dem bâbest anders niht enzimt,
 wan daz er sünden buoze nimt:
 er mac dem riuwære
 60 wol senften sine swære.
 Alle ablâze ligent nider,
 man gelte unde gebe wider.
 Nâch gnâden unt nâch minnen,
 sus sol man suone gewinnen.
 65 Swer mich der schulde möhte erlân,
 die ich eim andern hân getân,
 den wolte ich suochen über mer
 âne swert und âne her.
 Sünde nieman mac vergebu,
 70 wan Got al ein; dar sule wir strebu.
 Diu gnâde eime eaele wol gezimt,
 daz er dem ohsen sünde nimt.
 Der ablâz dunket tören guot,
 den ein gouch dem andern tuot.
 75 Merbot und ander wirt,
 gebüre unde hirte
 vergebent alle sünde dâ:
 diu gnâde ist nirgen anderswâ.
 Möhte mich der bâbst erlâzen wol,
 80 ob ich eime andern gelten sol,
 sô wolt ich alle bürgen lân,
 unt wolt mich an den bâbest hân.
 Der bâbest hât ein schœne lebn:
 möhte er sünde ân riuwe vergebu,
 85 sô solte man in steinen,
 ob er der kristen einen
 oder keiner muoter barn
 lieze hin zer helle varn.
 Swer des giht, der hât gelogen:
 90 ze Rôme maneger wird betrogen.
 Unt hete ein man mit siner hant
 verbrennet liute und drizec lant,
 den gewalt hât der bâbest wol,
 swaz buoze er drumbe liden sol,
 95 daz ern der buoze wol erlât,
 ob er die ganzen riuwe hât.
 Swer lebet in des bâlstes gebote,
 derst sünden ledic hin ze Gote.
 Der bâbest ist ein irdisch Got,
 100 und ist doch dicke der Rômær spot.
 Ze Rôme ist sbâbtes êre kranc:
 in vremedi lant gât sin getwanc.
 Sin hof vil dicke wüeste stât,
 sô er niht vremeder tören hât.
 105 Swenne alle krümbe werdent sleht,
 sô vindet man ze Rôme reht.
 Rôme ist ein geleite
 aller trügenheite.
 Die heiligen sol man suochen dâ,
 110 guot bilde suochet anderswâ.
 Der bâbest sol ze rehte wegen
 beide suochen unde segen:
 sin swert suidet deste baz,
 sleht erz durch reht und âne haz.
 115 Zwei swert in einer scheide
 verderbent lihte beide:
 als der bâbest riches gert,
 sô verderbent beidiu swert.
 Daz netze quam ze Rôme nie,
 120 mit dem sant Pêter vische vie.
 Daz netze ist nû versmâhet:
 rômesch netze vâhet

- silber, golt, bürge unde lant;
daz was sant Pêter unrekant.
- 125 sant Pêter was ze rehte ein degen;
den hiez Got siner schäfe pflegen.
er hiez in niht schâf beschern:
nu wil man schernes niht enbern.
Unreht ist ze Rôme erhaben:
- 130 reht gerichte ist ab geschaben.
Der bâbest sol des ère hân,
vor im niemer wirt getân
dehein unreht urteile.
Der hof hât manegex veile,
- 135 des der bâbest niht engert.
Ze Rôme ist dicke miere wert;
ze Rôme ist alles rehtes kraft
und alles valsches meisterschaft.
Rômesach hof engert niht mê,
- 140 wan daz diu werlt mit werren stê.
Er enruochet, wer diu schâf beschirt,
daz eht im diu wolle wirt.
Beschorniu schâf sint nirgen wert,
dâ man guoter wollen gert.
- 145 Des bâbstes ère ist manecvalt:
ez enwære nirgen der gewalt,
der dâ ze Rôme ist, anderswâ,
unreht wær grœzer, danne dâ.
Læge Rôme in tiuschen landen,
- 150 diu kristenheit wûrde ze schanden.
Maneger klaget, waz dort geschicht:
man lieze im hie des hâres niht.
Swaz ze Rôme veiles ist,
dâ siht man mite valschen list,
- 155 Wip unt pfaffen lebent dâ wol,
diu zwei dâ nieman schelten sol:
ir zweier zuht ist grœzer dâ,
danne ich irgen wizze anderswâ.
Swaz ze Rôme valsche ist,
- 160 daz gelobich niht ze langer vrist:
swaz ich dâ guotes hân gesehen,
dem wil ich iemer guotes jehen.
Ze Rôme ist manec valscher list,
dar an der bâbst unschuldig ist.
- 165 Ze Rôme vert manec tûsent man,
die der bâbest niht beschirmen kan,
sine werden her und dar gezogen:
daz an der sêle werdent betrogen,
und darnâch an dem guote,
- 170 deist ûz des bâbstes huote.
Der bâbst dâ niht erwenden mac
rouben, steln naht unde tac.
Swie vil dâ tûren leides geschicht,
es entlânt die andern drumbe niht.

8. Von der zungen.

- Daz wirste lit, daz ieman treit,
deist diu zunge, sô man seit.
Diu zunge reizet manegen strit
und dicke lange wernden nit.
- 5 Swaz wir ûbels hân vernomen,
deist meisteile von der zungen komen.
Diu zunge reizet manegen zorn,
dâ lip mit sêle wirt verlorn.
Es hânt die ûbelen zungen
- 10 die guoten ûz gedrunge.
Diu zunge reizet manege nôt,
die nieman weadet, wan der tût.
Diu zunge manegen schendet:
si stûmmelt unde blendet.

- 15 Diu zunge hât nehein bein,
unt brichet bein unde stein.
Diu zunge stœret manegiu lant,
si reizet roup unde brant.
Von der zungen meisteile vert,
- 20 dâz so maneger meineide swert.
Swer eine ûbele zungen hât,
diu vûeget manege missetât.
Diu zunge triuwe scheidet,
daz liep liebe leidet.
- 25 Diu zunge gnuoc entêret:
diu zunge reht verkêret.
Von der zungen daz ergiene,
daz Krist an dem cruce hiene.
Von der zungen dicke kumt,
- 30 daz beide schadet unde vrunt.
Vûr schande wart nie bezzet list,
dan der der zungen meister ist.
Diu zunge, diu hât meisteile pfliht
an guote, an ûbele, swaz geschiht.
- 35 Swâ diu zunge rehte tnot,
so ist nehein lit sô guot.
Diu ûbele zunge scheiden kan
liebez wip von lieben man.
Diu bæse zunge ist ein vergift,
- 40 daz seit Dâvit an seiner schrift.
Manec zunge müeste kürzer siu,
stüendenz an dem willen min.

Der Stricker.

Es ist von dem Leben dieses Dichters, wie von so vielen andern jener Zeit, nichts Urkundliches bekannt, und wir find auch bei ihm auf bloße Vermuthungen hingewiesen, die sich noch dazu in sehr beschränkten Schranken halten müssen, da sie nur auf die Sprache des Dichters und einige leise Andeutungen in seinen Gedichten begründen, aus denen sich der Schluß ziehen läßt, daß er höchst wahrscheinlich ein Desterreicher war, und gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte. Dies wird dadurch bestätigt, daß ihn Rudolf von Hohenems in seinem Orleuz als Zeitgenossen nennt. Manche halten dafür, daß der Name „Stricker“ ein angennommener ist, und daß der Dichter mit demselben seine Arbeiten als ein kunstreiches Gewebe habe bezeichnen wollen.

Außer seinen rein epischen Gedichten, auf welche wir später zurückkommen werden, hat der Stricker einige didaktische Gedichte, so wie eine, wie es scheint, ziemlich große Anzahl von Fabeln und Erzählungen mit didaktischer Tendenz geschrieben. Von seinen rein didaktischen Gedichten verdient vorzüglich die „Klage“ Erwähnung, in welcher er, wie früher Thomasin und später Hugo von Trimberg, über den Verfall der Sitten klagt, dabei aber weniger den moralischen Standpunkt jener Dichter einnimmt, als vielmehr denjenigen des Kritiker, die im Verfall der Sitten vorzugsweise den Verfall der Kunst beklagen. Seine Klage ist, wie er selbst im Eingange sagt, äußerst mannigfaltig: er klagt, daß man Gottes Gebote verlege, daß die Pfaffen und Laien in Zwietracht leben; er klagt über die Mißachtung der Frauen, über der Härten Gabsucht und Ungehorsam, über die Lasterhaftigkeit der Wöfse, über die falschen Rathgeber und die schlechten Richter, namentlich aber, wie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch über den Verfall der wahren

Münne, welcher zur schändlichsten Unzucht, zur Kezerei und zur Gottlosigkeit führe. — In einem andern Gedichte, welches ihm wohl nicht mit Unrecht zugeschrieben wird, beklagt er den Verfall der Kunst in Oesterreich. Er vergleicht darin die Herren von Oesterreich mit einem „Kraß“. Wie dieser sich in Speißen, so hätten sich jene an Singen und Sagen, an Liedern und Spielleuten übernommen, hätten ihre Gaben an solche verschwendet, wogegen jetzt Fasten und Kargheit eingetreten sei (1). Neben diesen Gedichten ist endlich auch ein andres merkwürdig, in welchem der Stricker diejenigen verspottet, welche den Edelsteinen übernatürliche Kräfte zuschreiben, was bekanntlich damals ziemlich allgemein der Fall war, so daß der Dichter auch in dieser Beziehung sich über seine Zeit und deren Vorurtheile erhebt.

Seine Fabeln und Erzählungen hatte er zu einer Sammlung unter dem bedeutamen Titel „Die Welt“ vereinigt; es scheint dieselbe aber in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren zu sein. Den Stoff zu derselben hatte er aus verschiedenen, zum Theil heimischen, meistens jedoch ausländischen Quellen entnommen; in vielen waren die unter dem Namen des Aesop bekannten Fabeln sein Vorbild; manche andere lassen sich sogar auf orientalische Fabeln und Märchen zurückführen. Wenn er aber auch den Stoff entlehnte, so hat er sich in der Bearbeitung desselben durchaus selbstständig bewegt und er hat insbesondere die Fabel mit einer den Alten unbekannten epischen Breite behandelt, die bei der großen Gewandtheit und Gefälligkeit seiner Darstellung höchst anmutig erscheint. Uebrigens sind die Gedichte, welche er nach dem damaligen Sprachgebrauche unter der allgemeinen Benennung „Beispiel“ zusammenfaßte, mancherlei Art; außer der eigentlichen Fabel (3. 4) finden sich auch Parabeln (2), einfache Gleichnisse (5) und eigentliche Erzählungen (6) mit didaktischer Absicht und deshalb angefügter Moral, von denen seine übrigen Erzählungen wohl zu unterscheiden sind, welche keinen andern Zweck haben, als zu unterhalten, oder, wie er selbst sagt, „Kurzweile“ zu verschaffen, und auf welche wir später zurückkommen werden. Die Erzählung von dem Lärken (Kiesen, Menschenfresser), ist wohl ursprünglich deutsch und mag damals allgemein bekannt gewesen sein, da der nämliche Stoff auch von Konrad von Würzburg (s. oben S. 126 u. 128 Nr. 7.) bearbeitet worden ist.

1.

Ditz ist ein mærich
von den herren zuo Österrich.

Ein vráz, der was sô gar ein vráz,
daz man des wände, er hete gáz
mê guoter spise alleine,
danne diu werlt algemeine.

5 Swie vil er gáz, sô jach er doch,
er hete grözen hunger noch.
Dô hete er vriunde ein michel teil:
die sprächen: „Ez ist ein unheil,
ob unser vriunt so stirbet,

10 daz er niht spise erwirbet,
daz er sich zeinem mæle gesate.
Wir hân an guote wol die state,
daz wir versnochen wol sin kraft,
wir suln im eine wirtschafft

15 nâch sin selbes willen geben.
Wir möhten ungerne leben,
so man uns her nâch verwize,
daz er sin tage verslize,
daz er nie zeim mæle wurde sat.“

20 Si brâhten spise an eine stat,
sô guot, sô manger slahte,
daz man ir aller ahte
vil kûme wizen kunde.

Dô az er uns an die stunde,
25 daz er den gelust gebuoste,
und im diu spise unsnozte,
und er si wider muoste geben.

Dô wart verkêret sin leben:
swie vil er az unz an die zît,
30 er wart sô rehte kiusche sit,
daz er minner denne ein kint az.

Sus wart der gilliche vráz
ein vaster der beste,
den man in der werlte weste.

35 Der ê was sô vræzic,
und dar nâch wart sô mæzic,
dem taten vil geliche
die herren zÖsterriche.

Die wurben hie vor umb êre:
40 der geluste si sô sere,
daz si des duhte durch ir guft,
ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen,
si wolten ir dennoch mê bejagen.

45 Des gewunnen si sô grôze gunst,
daz man in alle die kunst
dar ze Österriche brâhte,
der ie dehein man gedâhte:
die gulten si âne mæze.

50 Dô geschach in als dem vræze,
der az, unz in der hunger lie,
und im mit alle zegie.

Swer ir genâden ruohte,
der vant dâ, swaz er suochte.

55 Daz triben si unz an die stunde,
daz ir sô vil begunde
nâch guote zÖsterriche streben
durch das unmezliche geben,
daz si sich heten an genomen.

60 Des begonde ir dar sô vil komen:
heten sie al der Kriechen gnot,
sine möhten al der gernden muot
mit gâbe niht erfüllet hân,
daz si unmæze muosen lân.

65 Des wart verkêret ir leben,
sô daz in vreude unde geben
sô ungefuoge widerstuont,
daz si des dâ nû nimmer tuont,
denne man in andern landen tuo.

70 Dane meine ich si niht alle zuo:
man vindet noch vil biderben dâ,
alse wol sam anderswâ:
dem mag ich in niht entwichen.
Man vindet ouch sumelichen,

75 den diu erde niht solde tragen.
Daz muoz man allez dâ verdagen:
man getar dâ loben, noch schelten.
Daz vant man ê vil selten,
daz iender die wandelbæren

80 den biderben sô liep wæren,
sô si nû sint ze Österriche.
Ir muot stêt nû ungeliche,

- swie ez doch si ein vriuntschaft.
Die biderben sint sô tugenthaft,
85 daz si daz dunket missetân,
daz si iemen bi in schelten lân,
unt lâzent nieman schelten.
Wie daz die valschen gelten?
Denen lânt si niemen bi in loben.
90 Si stecken in der schande kloben:
des nement si niemens lob vûr guot.
Swie rehte man dem rehten tuot,
sô man in lobt durch rehte schult,
daz ist der valschen ungedult.
95 Der grimmen nidere ist sô vil,
der ez ietslicher velschen wil,
daz nieman singen getar.
Man nimt ouch videlens lützel war;
man gert ouch sagens kleine.
100 Ungezogeniu wort unreine,
diu sint nû leider sô wert,
daz man ir vûr diu guoten gert.
Ritter unde vrowen mugen wol klagen,
daz seitspil, singen unde sagen
105 sint worden widerzârme.
Die wile si wâren genæme,
dô was man vrowen sô holt,
daz man ir minneclichen solt
vor allen dingen suochte.
110 Swes ir genâde ruochte,
des tet man mē, danne vil.
Dô sagen, singen, seitspil
ze hove wurden vernomen,
dô wâren die ritter willekomen.
115 Man gab in hôhiu ravit
unt guoter kleider zaller zit,
unt fuorte si zuo den vrowen,
unt lie sie ouch ritter schowen
ze turnei unt ze ritterschaft.
120 Man sach den, der mit ritters kraft
mit ganzem harnasche reit;
dem nû niemen grâwîu kleit
noch ein gurren geben wil.
Man sihet nû hengestritter vil,
125 die doch wol rosse wâren wert.
Daz man ir uht ze vreuden gert,
dar nâch hânt si sich nû gestalt
Dô man sagen, singen, seitspil galt,
dô man rittern galt ir leben,
130 man kunde in lîhen unde geben,
man kunde in zuo gebâren,
daz si gerne ze hôve wâren:
nû sint si gerner anderswâ.
Man sihet nu lützel ritter dâ,
135 wan die dâ sin mûezen.
Man möhte si sô dâ grûezen,
daz si dar streben, alsam ē.
Ein milter hât nû lobes mē.
danne zwelf in den jâren,
140 dô si alle milte wâren.
Dô was diu milte ein lantsite,
unt schalleten ûf ein ander mite:
dâ von muosen si geben,
unt muosen miltclîchen leben.
145 Daz leben hat sich verkêret,
daz si nû niemen êret,
die milte in disen ziten sint,
wan Got unde Gotes kint,
nûd der vil heilige geist.
150 Dennoch habent si einen volleist:

- daz ist ir tugende gebot.
Sinen gebent nû niht, wan durch Got
und durch kristenliche triuwe:
diu gâbe ist âne riuwe.
155 Nû sol man sehen, wer milte si,
in was lie vor diu vorhte bi,
daz al diu werlt die argen schalt:
des war ir schallen manicvalt
mit kleidern unt mit hôchgezit:
160 si gâben alle enwidertrit.
Dô man sô mangeln geberden vant,
donen wâren die miltlen niht bekant.
So der arge riche muose geben,
sô gap er sô, daz man sin leben
165 für den miltlen armen lobte.
Swie er nâch der gâbe tobte
mit herzeclîcher riuwe,
sô was sin lob doch niuwe.
Nu erkennet man die miltlen wol:
170 sit man nû niemen schelten sol,
der man tuot nû mit guote
niht wan nâch sinem muote;
nû sol man sehen der liute mnot,
sit man ez wol lât oder tuot.
175 Swer nû git, der git durch Got
und durch der milte gebot
und durch den rât sin selbes tugent.
Des lop hât billich immer jugent
vor Got unt vor den liuten;
180 in suln alle engel triuten.
Swer milte bi den ziten bleip,
dô man si zuo der milte treip,
sô man die trâgen olsen tuot,
unt si daz nâmen für guot;
185 swer dô vor schanden ist genesen,
siht man den nû milte wesen,
sit in nû nieman twinget mē,
sô was ouch al sin milte ē
von des heiligen Gotes meisterschaft
190 unt von getriuwes herzen kraft.
Swer aber ē vil gegeben hât,
unt nû sin geben darumbe lât,
daz man im ez niht verwîzen mac,
den gesach man nie deheinen tac
195 mit rehter milte leben:
der hât durch tôren lop gegeben.
Sit tôren lop zergangen si,
nû sint ouch tôren geber vri:
nû sol man wise geber sehen.
200 Diu milte muoz nû sô geschehen,
daz ir Got und al sin kint
von schulden immer gefret sint.

2. Parabel.

- Ein jâger fuor in einen walt;
dâ wâren die âffen ungezalt:
dâ wold er jagen inne.
Dô sach er ein âffinne:
5 den hunden er vaste dar schrei.
Diu âffin het ir kinde zwei,
der was si einem vil holt;
an dem andern het si wol verdolt,
daz ez hindr ir bliben wære:
10 daz was ir gar unniere.
Si truoc daz liebe kint hin;
dô het daz leide den sin,
daz ez si umbe den hals gevienc
und ir sô vaste âne hienc,

- 15 daz siz ouch hin muose tragen.
Do begunde der jäger alsô jagen,
daz si im niht mohte entrinnen.
Des wart si vil wol inen
unt warf daz lieber kint von ir.
- 20 Daz wære ir wille und ir gir,
daz si von dem leiden wære entladen.
Daz machet ir vil grôzen schaden:
ez hienc ir an unz an die vart,
daz si dâ mite gevangen wart.
- 25 Nu hœret unde merket mich,
waz dem jäger si gelich,
der die âffinne brâht in nôt:
daz ist der vil gewisse tût,
der uns allen ist beschaffen:
- 30 der jaget vil mangan affen.
Nu merket diu kint beide,
daz liebe und daz leide.
Daz liebe kint ist wertlich guot,
des man sich mûelich abe getuot;
- 35 daz hât mangr unz an den tac,
daz ers niht mër gehaben mac.
Die sünde sint daz leide kint:
swie leit si doch den menschen sint,
si halsent sich sô vaste an in!
- 40 Sô erz guot muoz werfen hin,
und ez niht fûrbaz bringen kan,
sô hangent im die sünde an,
unz in der tievel vâhet.
Het er si è versmæhet,
- 45 unt hete sich ir abe getân,
sô wurdur manger nôt erlân.
Die affen sint junc ode alt:
ir aller muot ist sô gestalt,
daz si vrômde fründe borgent
- 50 unde selten rehte sorgent
umbe dehein künftige nôt:
daz ist vil manges affen tût.

3. Der Axtstiel.

- Einem manne brach ein akesstil;
dô bat er alle boume vil
umb einen halp, der wære veste.
Eines ôleboumes este
- 5 gâben si im durch die herte.
Jesâ zuo der selben verte
hiew er den walt unde brach.
Diu eich zuo dem asche sprach:
„Wir sin von rehte verrâten,
- 10 sit wir unserm vinde stiure tâten:
wan swer sinen vint fûr zûcket,
sich selben er nider drûcket.

4. Der Wolf und die Gense.

- Ein woff, der klagte grôze nôt,
daz er sô dickê den tût
mit sinen ougen ane sach;
wider sich selben er dô sprach:
- 5 „Daz ich sô lange ie genas,
sô unsælec als ich was,
daz ist ein wunder gewesen.
Nû entrûwich langer niht genesen:
min unsælde hât zuo genomen,
- 10 unz ir zesamene ist komen
ein samenunge alsô grôz,
daz nie dehein min genôz
sô vil unsælde ie gewan,
daz ich mich keines tages kan

- 15 beschirmen vor der grôzen nôt,
mir ensi der grimmige tût
alsô nâhen, sam daz leben.
Deiswâr, nû wil ich ûf geben
beidiu, steln unde rouben,
- 20 unt wil mich gar gelouben
aller slahte untriuwen,
unt wil mich lâzen riuwen,
des ich mich è underwant,
unt wil inich heben in ein lant,
- 25 dâ man mich nie mê gesach,
noch niemen leit von mir geschach;
dâ wil ich als ein schâf gâu
unt wil sô guote site hân,
daz die liut alle müezen jehen,
- 30 si enhân so guotes niht gesehen.
Sô denne dâ über daz lant
min stætiu giute wirt erkant,
sô werdent si mir alsô guot,
daz man mir leides niht entuot,
- 35 unt lâzent mich ân alle nôt
leben unz an minen tût.“
Als er gedâhte disen list,
dô sumter ez deheine vrist,
er kærte von danne zehant,
- 40 unt huop sich in ein ander lant.
Dane wolder rouben noch steln,
noch enwolde sich langer hêlf
vor pfaffen noch vor leien.
Daz was in einem meien:
- 45 dô kam er an ein grüne gras,
wûnneclichen entsprungen was
dar under bluomen unde klê:
zweihundert gense oder mê,
die wâren an das gras getriben,
- 50 unt wâren âne huote bliben.
Zuo den gensen wolde er gâu,
unt wolde si mit fride lân,
daz ouch er fride hæte
sor nieman niht entæte.
- 55 Die gense wâren junc und alt,
dô wâren die alten sô balt
durch der jungen liebe,
daz si dem alten diebe
niht vertruogen disen ganc:
- 60 si macheten die kragen lanc
und liefen dar, unt bizzen in.
Alsô wart er von den gensen drin
vil ûbellich enpfangen.
Si begunden an im hangen,
- 65 unt sluogenn mit dem gevidere;
dô entet er niht dâ widere,
wan daz erz houbet nider hie
unt bi in als ein tøre gie.
Dô ersach in aber schiere
- 70 ander gense viere,
die liefen zorneclichen dar.
Dô wâren mê dan zweinzic schar
der gense, die dâ giengen
und in alsamet viengen
- 75 in bûch, in siten und in waden:
alsô wart er gar ûberladen,
wan er da wider niht enbeiz.
Dô wart den gensen alsô heiz,
daz si in bizzen deste mê:
- 80 dô tet im diu sorge wê,
ob liute dar kæmen,
daz im den lip benæmen.

Dô wart ein solch gedense,
 dô im sô vil der gense
 85 gehiengen an der hiute,
 daz ez vil wol die liute
 in dem dorf alle sähen.
 Do begunden si dar gâhen.
 L'ô wolder von den gensen gân,
 90 unt het in leides niht getân;
 dô hancten si so vaste,
 daz vor dem selben laste
 von der stet niht mohte komen:
 des hætens im den lip benomen.
 95 Die liute dar zuo liefen,
 si schriten, unde riefen
 ir hunde dar mit grimme.
 Als er der selben stimme
 und ouch der hunde wart gewar,
 100 do gripfte er her unde dar:
 sô sere vorhte er den schrei,
 unt beiz in die hels enzwei,
 uns iu deheinlu muote:
 Dô dâhter in sinem muote:
 105 „Ich sihe wol, ich bin genesen:
 ich mohte joh sô guot wesen,
 daz niht sô böses were,
 ezn wurde mir gevære,
 unt trâte mich under füeze.
 110 Ezn wirt nie mê sô süeze,
 weder iu, noch anderm vihe,
 swaz ich des iemer mê gesihe,
 daz ich ez überwinden mac,
 ez ensi sin jungester tac.
 115 Sit mir diu güete niht enfromet,
 und dübele mir ze staten komet,
 sô wil ich iemer übel wesen:
 sit ich deste baz mac genesen.“
 Sus kërter dannen balde,
 120 unt huop sich hin ze walde.
 Die rede wil ich diuten:
 ez enist allen luten
 niht ze tuonne diu tât,
 die der wolf hie getân hât.
 125 Ez ist ieslichem manne reht,
 er si riter oder kneht,
 umbe den ez sô gewant ist,
 daz in deheiner slahete list
 baz niht enhilfet noch mê;
 130 daz er in vaste wider stê,
 bi den er sich begên sol:
 dem kom diu übel harte wol.
 Wil er den entwichen.
 den er vaste muoz gelichen
 135 mit widersatz unt vientschaft;
 si gwinnet über in grôze kraft,
 als ouch die gense tâten,
 dô si dem wolfe hâten
 vil nâhen verlorn sin leben,
 140 dô er in fride het gegeben:
 daz rou in dar nâch iemer mê.
 Swes dinc ze widersatze stê,
 der setze sich hin wider ê,
 ê daz ir wille an im ergê,
 145 die im sin êre nâmen,
 ob si in überkâmen.
 Lât ein man mit êren tât,
 daz ist ein löblicher nôt,
 denne er sin êre ûf gebe
 150 und dar nâch lasterlichen lebe:

sô er vil schanden wirbet
 und in den schanden stirbet,
 man wellez dan verkêren,
 er læge baz mit êren.

5. Gleichniß.

Swelch boum des bluodes wunder birt,
 dà doch niht obezes ûfe wirt,
 des blûen wirt schiere unmære.
 Er glichet dem lügenære,
 5 der mêr geheizet, danne vil.
 des er doch geben niht enwil.
 Des boumes blout und jenes geheiz,
 daz ist mir rehte, als ich wol weiz.

6. Das Mâr vom Türsen.

Hie vor quâmen zwelf man
 in einen vinsteren tan
 und wurden irre dar iune:
 daz quam in ze ungewinne.
 5 Si gâhten vür sich über maht,
 unt wurden verre in der naht
 eines viures gewar;
 balde huoben si sich dar.
 Dâ vunden si ein hûs stân,
 10 dar inne ein wip wol getân.
 Dô si in daz hûs quâmen,
 einen türsen si veruâmen
 verre ineme walde;
 der lief dar vil balde.
 15 „Ouwê!“ sprach daz wip,
 „min man nimt iu den lip.
 Stiget ûf ditze gaden:
 ich gan iu übel iuwers schaden.“
 Dô der türse in daz hûs lief,
 20 daz wip er vaste an rief,
 wâ die menschen wâren?
 Sine wolde si niht vermâren;
 si sprach: „Hien ist niemen!“
 Er sprach: „Ist hie iemen,
 25 des werde ich schiere gewar!“
 Er lûhte her unde dar,
 unt sach si dort ûfe stân.
 „Ich muoz iuwer einen hân,
 sprach er, „dan ist niht wider;
 30 den werfet balde her nider,
 ez ist anders iuwer aller tât!“
 Dô tâten si, daz er gebôt:
 den swachesten under in,
 den wurfen si dem türsen hin.
 35 Den hat der ungehiure vrâz
 in vil kurzen ziten gâz.
 Zorneclichen sprach er:
 „Gebt mir aber einen her!“
 Den wurfen si im aber dar;
 40 den selben az er ouch gar,
 und hiez im aber einen geben.
 Alsô nam er iu daz leben,
 unde leibet ir keinen,
 unz ez quam an einen:
 45 den hiez er ouch her abe gân.
 „Daz wirt nimmer getân!“
 sprach er dort oben iesâ.
 „Sô hol ich dich aber dâ,
 sprach der türse; „ich wil dich verzern!“
 50 „Des wil ich mich vaste wern!“
 sprach der man vil dräte.
 „Dû werst dich nû se spate,“

- sprach der gitesære;
 „dö du selbe zweifelte were.
 55 hetet ir inch dö gewert,
 sö möhdest du dich hân ernert;
 din wer ist nu dâ hin!“
 Dö gienc er dar, und az ouch in.
 Dem türsen tuot geliche
 60 ein übel herre riche,
 der ein geslehte vertriben wil:
 sö hebet er daz nitspil
 an dem swachesten manne;
 verzagent die andern danne.
 65 unde lázent den vertriben,
 daz si deste baz beliben,
 sö vertribet er aber einen,
 unde leibet ir keinen,
 unz si alle daz selbe erkiesent.
 70 Sö si danne ie mè verliesent,
 so si sich ie wirs mugen erwern.
 Swer sich welle ernern,
 der wer sich bezie.
 Jener beite mit dem strite,
 75 unz in der türse überwunden hâte:
 dö wert er sich ze späte.

Ulrich von Lichtenstein.

Wir haben bei der Darstellung von Ulrich's Leben und poetischer Wirksamkeit schon das von ihm verfaßte didaktische Gedicht: Itwiz oder der Frauen Buch erwähnt und seinem wesentlichen Inhalte nach beleuchtet (s. oben S. 97). Wir theilen hier eine Stelle daraus mit, in welcher die damaligen Sitten der adeligen Herren und Damen im Gegensatz zu den früheren, da man sich noch ritterlichen Anstands und höfischer Zucht rühmte, mit lebhaften Farben geschildert werden. Die Dame kommt im Laufe des Gesprächs auf das Betragen der Männer gegen ihre Frauen zu sprechen, denen sie keine Liebe, ja nicht einmal Achtung erwiesen. „Bei Laßgesanbruch“, sagt sie, „zieht der Mann auf die Jagd, kommt erst mit der Nacht wieder heim, setzt sich dann zum Bretspiel und trinkt so lange dazu, bis er die Befinnung verliert. Die Frau kommt ihm freundlich entgegen, aber er antwortet ihr nicht, sondern legt sich taumelnd nieder, und schläft bis zum Morgen, wo er dann dasselbe Leben wiederholt. Für wen soll sich die Frau schmücken?“ fährt die Dame mit Rücksicht auf einen früheren Vorwurf, daß die Frauen sich trübselig kleideten, und Mund, Wangen und Augenbrauen verschleierten, fort. „Wolle sie sich für einen Gast schmücken, so würde man es ihr übel auslegen. Da sie keine Freunde auf der Erde habe, müsse sie sich dem Himmel zuwenden. — Der Wein ist den Männern jetzt das Liebste, beim Glase rühmen sie sich ihrer Vorzüge und prahlen mit der Gunst der Frauen, während früher der hochgemuthen Ritter es selbst seinem Bruder verschwiegen, wenn ihn eine Dame mit ihrer Liebe beglückte.“ — Diesem Vorwurfe setzt der Ritter andere entgegen. Er tadelt die Frauen, daß sie nunmehr ihre Minne nur um Gut vergäben. Die wenigen, welche nicht feil wären, suchten sich heimliche Minne und wählten die Niedrigsten dazu aus, um sie nur oft bei sich haben zu können. Ob die Frauen aber ihre Gunst veräußerten, oder sie Unwürdigen zu Theil werden ließen, immer würde dadurch Zucht und Ehre verlegt (1).

Es ist nicht nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß Ulrich nicht die schlechten Sitten der Frauen an und für sich tadelt, sondern sich nur darob entsetzt, daß sie ihre Gunst um Geld verkaufen, oder sie an Niedriggeborne verschenten; er tadelt nicht die Unsitte, sondern nur die Art, wie dieselbe ausgeübt wird. — Was die Darstellung des Buchs betrifft, so ist sie allerdings weit lebendiger und geistreicher, als die des Frauenbuchs, allein es leidet auch dieses Gedicht an zu großer, ermüdender Weiterschweifigkeit.

Als Ulrich, durch den Spott seiner Herrin verlegt, sich den gebrochenen Finger hatte abnehmen lassen, überschickte er ihr denselben durch einen Boten (s. oben S. 94), und begleitete das seltsame Geschenk mit einem sehr „gefügen“ d. h. kunstreichen Büchlein, das er zu diesem Zwecke dichtete. „Man wickelte dasselbe in grasgrünen Sammet; ich hat einen Goldschmied, mir zwei goldene Bänder zu machen, in welche man das Büchlein band. Was die Sperre sollte sein, das war sehr hübsch wie zwei Händelein gemacht; und darein legten wir den Finger.“ Daß diese Büchlein immer auf das Kostbarste eingebunden waren, ist auch aus andern Zeugnissen bekannt; es ist daher nicht auffallend, daß der reiche und verschwenderische Ulrich das seinige so prachtvoll ausstatten ließ. Das Büchlein selbst gehört zu dem Besten, was Ulrich gedichtet hat. Schon die geistreiche Anlage überrascht; der Dichter richtet sein Schreiben nicht an die Geliebte, sondern an die Frau Minne, welcher er die Vorwürfe macht, die eigentlich seiner Dame gelten, so daß sie, selbst wenn sie die und da mit einiger Bitterkeit ausgesprochen werden, in milderem Lichte erscheinen, und die Dame wenigstens vom Jartgefühl ihres Minners angenehm berührt werden mußte, wenn ihr seine Bemerkung auch unwillkommen war. Das Ganze ist in Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter und der Frau Minne eingeleitet und beginnt damit, daß er diese tadelt, weil sie oft Falsche ehre, und ihn dagegen, der ihr doch immer getreu gewesen, schlimmer behandle, als einen Feinden. So habe sie seinen kleinen hübschen Boten, den er ihr doch empfohlen, so übel behandeln lassen, daß er nicht mehr zur Herrin geben wolle. Die Antwort, die er von dieser gebracht habe, hätte einen Zweifler wohl erschrecken können, und er hätte darob gewiß den Verstand verloren, wenn die Güte seiner Dame nicht so groß wäre, daß er auch in ihren strengsten Worten noch ihre Gnade erblickte. Auch hätte er den Boten, um der trostlosen Antwort willen sicherlich ins Feuer geworfen, wenn er nicht von der Hand seiner Herrin berührt worden wäre. Diese verehere er so innig, daß er um ihrentwillen selbst seinem ärgsten Feind dienen würde. Sie aber verschmähe seinen Dienst, weshalb er die Frau Minne um Rath und Lehre bitte. — „Ich weiß keinen bessern Rath“, antwortet die Minne, „als Treue und Beständigkeit; diese allein kann ihr Herz wenden, daß sie ihm Freunde, Glück und Ehre zu Theil werden lasse.“ Wegen des Boten, fährt sie fort, solle er unbekümmert sein; dieser habe ja noch mehr als dreißig Brüder und Bruderkinder, aus denen er einen auswählen solle, der seine Botschaft ohne Lug, Trug und Schmeichelei der Herrin überbringe könne, wie er denn selbst sich des Lugs und der Schmeichelei enthalten solle. — „Trügen?“ ant-

wortet der Dichter, „warum sagst Du das? Du weißt es wohl, und Niemand besser, wie mein Herz sie liebt und nach ihrer Huld weint, wie nach Troste kleine Kinder, die dürftig und Waisen sind. Wer aber die tröstet, der thut wohl. Und wenn ich ein Feinde wäre, so sollte sie mir doch darum lohnen, daß ich sie aus der ganzen Welt und aus allen Weibern auserwählt, und ihr Herz und Leben ganz und gar übergeben habe; sie sollte mich ihren Waisen sein lassen und mich als einen Waisen trösten. Um ihr aber zu bewähren, daß ich ohne Arg sei, nicht lüge und schmeichle, sende ich ihr zum Pfande meiner Beständigkeit einen Finger von meiner Hand, den ich in ihrem Dienste verloren; ich würde ihr eben so gern Gut, Herz und Leib geben.“ Hierauf bittet er die Minne, seinen neuen Boten zu geleiten; sie solle seiner Dame Herz rühren, daß sie ihm dasselbe öffne, in das er lieber einziehen möchte, als in das Himmelreich. — „Guter Ritter,“ antwortet die Minne, „glaube, daß wenn ich Dir besser helfen könnte, als ich je einem Ritter gebolfen, der mir seinen Dienst widmete, ich es mit Treuen thäte. So will ich mit Deinem Boten ziehen, ihm beistehen, wenn er die Botschaft bringt und mit meiner Macht ihres Herzens Thor aufschließen, in welcher alle Tugenden wohnen.“ — „So lohne Dir Gott, viel süße Minne,“ ruft der Dichter aus, „daß Du selbst mein Bote sein willst. Des will ich Dir und der lieben Herrin mein immer dienen mit mancherlei Ritterpiel; man soll mich in Eurem Dienste oft im blanken Waffenschmucke sehen. Was ich nur mit Leben und Gut dienen kann, das soll mit beständiger Treue Euch erwiesen werden. Zu Dienste bin ich Euch geboren, und hab zu Freuden Euch erforsen: der hat meine Beständigkeit geschworen.“ (2)

1. Aus: Der vrouwen buoch.

„Merre, ich muoz in des wol jehen, daz ir ist sêlich geschehen, swelch wip hât einu so reinen man, der ir wol wunne mit im gan, daz si in vindet sô gemuot, daz er durch liebe ir willen tuot: diu ist hie freuden rîche. Der wunne ist niht geliche, dâ ein guot wip, ein biderber man wol mit einander mûgen hân. Swie frô mans mit einander siht, diu freude wirt in sünde niht: Got hât si drumb zesamen gegeben, daz si schön mit einander leben. Nu saget, swelch wip hât einen man, der ir mit im niht freuden gan, unt swâ si gûetlich gên im tuot, daz in daz niht dunket guot: sô si in triuten kûssen wil, er spricht: „Lât sin, ez ist ze vil!“ und er ûz grôzem zorne giht: „Sê ir kûnt ab anders niht, wan kûssen!“ und er sâ ûf stât, in disem unmuot er von ir gât. Sô muoz si in lâzen gân, und denket: „Ich hân missetân; sit im mîo triuten niht tuot wol, sîrbaz ich ins erlâzen sol.“ Sô hât manc och einen sit, dâ er sin wip besweret mit,

des morgens, als der tac ûf gât, daz er dann sâ von ir ûf stât, als er si triuten solte. Ob ers liep haben wolte, wunne unt freude mit ir phlegen, sô wær im bezzer dâ gelegen, dan er sâ an der selben stunt nimt an ein seil sinen hunt, unt rennet in den walt von ir: zuo den hunden ist sin gir. Dâ rennet durch den tac sin lip unt lât hie sin vil reine wip an aller slahte freude leben; dem wibe ist mit im wol vergeben. Swann er dort triut den sinen hunt und ein horn an sinen munt niwan durch plâsen setzet, sô ist er niht ergetzet des, daz im ir rôter munt mit kûssen solte machen kunt, wie wiplich wip gemachen kan von herzen frô ir lieben man. Unt wurde im daz ze rehte kunt, er enphûlde dem tiufel sinen hunt, dem er nâch rennet durch den tac, unz er vor naht niht lenger mac; sô kumt er bî der naht hin wider. Uf einen tisch legt er sich nider; ez ist sin geschefte und och sin pet, daz man im bringe dar ein pret: dâ spilt er unz an mitte naht, unt trinket, daz im gar sin maht geswichet unt verswindet. Sô gêt er, dâ er vindet sin wip dannoch warten sin. Diu spricht: „Wilkumen, herre mîn!“ Mit zûhten si gên im ûf stât, durch ir zuht si gên im gêt. Sô gît er ir antwurte niht, wan daz er vîzliche siht, wâ er sich dâ sâ nider lege, slâfens unz an den morgen phlege. Des morgens tuot er aber als ê; dem wibe ist wol von schulden wê. Herr, nu sprechet ir dar zuo: waz râtet ir nu, daz si tuo? Wan sol si arme freuden phlegen, und och ir guot gewant anlegen? wem sol si guote lachen? wem sol si freude machen? Sit ir man lebt mit ir alsô, mit wem sol si wesen frô? Kæm ein gast dan dar geriten, und gruozt si den nâch frouwen siten, als si die man ê gruozen, ir gruozt mit lachen suozten, unt hiet si dan ir guoten kleit, ze êrn ir wirt, an sich geleit, und enphienge alsô den frônden man, dâ môht ir lob wol von zergân: wan man vervieng ez ir niht wol: dâ vonz ein wip gern lâzen sol. Ist aber ir wirt dâ heime niht, sô diuht ez ein grôz ungeschicht, ob si kein gast enphienge, odr iudert dâ hin gienge, dâ si gesæhe einn frônden man: daz diuht vil sêre missetân.

War umb solt si dann freude phlegen,
und iht guotes an sich legen?
Sît ir man hât mit ir freude niht,
und daz si nieman frömden siht,
so ist ir niht dinges alsô guot,
sô daz si herze unde muot
wende an Gotes dienest gar:
dâ mit verawende hin diu jâr,
ob ir lip hie ân freude si,
daz ir dort si freude bi.

Herre, ir sult mich hœren mê;
seht, wie den mannen daz anstê.
Si minnent win für allez guot,
niht diuges in sô sanfte tnot:
sie habent in liep für bluomen schin,
unt für daz sanc der vogelin,
unt für diu reinen süezen wip.
In ist gar wines vol der lip
beidiu, die naht und ouch den tac.
Ir deheiner niht frô wesen mac,
wan dâ zem wine: dêst alsô.
Dâ sint si schœn, dâ sint si frô,
dâ sint si tump, dâ sint si karc,
dâ sint si anel, dâ sint si staro,
dâ sint si junc, dâ sint si gris,
dâ sint si kint, dâ sint si wis,
dâ habent si vil grôze kraft,
dâ brüevent si vil ritterschaft,
dâ habent si vil manec geschrei,
dâ stechent si vil spere enzwei.
Si lachent unde springent,
si tanzent unde singent,
si sint schœn als Absolôn
unt sterker, danne Sampson.
Si wellent alle hôflich sin:
der sprichet: „Lieb geselle min,
woltst duz durch din zuht verdagen,
sô wolte ich dir min hôfscheit sagen.
Ich minne ein edel schœne wip,
diu ist mir lieb, alsô der lip;
diu wil mir lônên, daz ist wâr.
Ich hân ir nu wol zehen jâr
gedienet ritterliche;
si tuot mich freuden riche.“
Der ander sprichet al zehant:
„Geselle, ich tuon dir ouch bekant,
mich hât ein wip gemacht frô;
diu hât gelônêt mir alsô,
daz ich ir gerne dienen wil
mit triuwen an min endes zil.“
Der dritte ouch al zehant dar gât:
die rede er wol gehœret hât;
der sprichet: „Ich wil in ouch sagen,
die rehten wârheit niht verdagen:
ich minne ein wip; diust schœn unt guot.
Wol ir, waz si mir liebes tuot!“
Sus werdent ir wol zehen dâ,
der ieslicher sagt dâ sâ,
waz im liebes si geschehen
von frouwen: des hœrt man si jehen
alle dâ en widerstrit.
Ir ieslicher het des nit,
ob sich der ander ruomte mê.
Ich weiz wol, des wart niht ê.
Swâ ein ritter hôchgemuot
warbe umb eine frowen guot,
daz muost vil gar verholn sin:
jâ het ers dem bruoder sin,

daz weiz ich wol, niht gesagt:
ez muose sin vil gar verdagt.
Dô nam man ritters dienst wol;
des man nu gar enpern sol!“
„Frowe, ir sît vil rede rich,
Iuriu wort sint zornlich;
wir man gevallen in niht wol.
Ein teil ich in antworten sol.
Jâ habt ir frouwen einen sît,
da vertieset ir vil êren mit,
daz iuch dehein plderber man
mit dienst nu niht erwerben kan.
Ir habt für wâr nâch alle ein muot,
swenn ir minnt, der muoz in guot
umb iwer süeze minne geben.
Daz ist iedoch ein swachez leben,
das peste, das diu welt hât,
daz ir daz von in koufen lât.
Ez was doch wilên veile niht!
Dâ von ist ez ein ungeschicht,
daz ir die untât begânt
und ez ieman dar zuo veile lânt.
Ez solte veile nimmer werden
deheinem manne ûf der erden:
ez ist sô hôch und alsô wert,
swer sin ze koufen immer gert,
der ist gar ein unsêlic man,
ob erz iht anders gwinnen kan.
Sol frou Minne veile sin,
wie stât daz einer kûnigin,
ob si veile hât ir lip?
Si ist niht frouwe, si ist niht wip,
diu daz peste, daz si hât,
ieman mit guote gelten lât.
Swelch frowe nu niht gert guotes,
diu ist ab eines muotes,
daz man ir kleinet kosterich
muoz ofte senden stæteclich,
swer ir lip wil ze friunde hân.
Dêst iedoch vaste missetân.
Kleinôt suln wesen kleine,
sô sints ze nemen reine:
man sol dâ liebe erzeigen mit;
daz ist der reinen minne sît.
Swelch frowe sich niht verdienen lât,
und ouch ir minn niht veile hât,
(der iedoch vil mengiu ist)
der hât ab etslich einen list,
und ist sô bœsser sinne rich,
daz si suocht ein, der ir heimlich
si: swie bœsser der kan gesin,
dem tuot si ûf ir herzen schrin,
unt gît im drinne minne:
daz sint vil bœsser sinne.
Daz tuot si wan ûf sôlhen wân,
daz si in müge ofte bi ir hân.
Swelch frowe ir minne alsô hin gît,
diu ist gescheiden âne strit
von allen guoten wiben.
Man sol ir namen triben
fürder und ir bœsser list,
als einn, der gar ûzsetzic ist.
Owê, daz immer edel wip
is süeze minne, ir werden lip
bringt in sô hôhe missetât,
daz si ir minne veile hât,
od daz sis gît heimlichen
nider unt swachlichen.

Owê, daz es ie geschach,
 daz ie wip ir zuht zersprach,
 daz si ir minne gap umb guot!
 Unt wê ir, diu hât solhen muot,
 diu ir minne swachem manne git
 wan darumbe, daz er ofte lit
 unvermeldet wol bi ir!
 Diu hât vil böse minne gir.
 Jâ solt ein ieclich edel wip
 ir süeze minne, ir werden lip
 ze minne, noch ze liebe geben,
 wan der nâch êren kunde streben.
 Swâ si ir êr gar an den lât,
 der selb vil kleine iht êren hât,
 diu hât gar êren sich bewegen.
 Wie sol der frouwen êren phlegen,
 des lip selb êre nie gewan?
 Ein wip ir êr solt an den lân,
 des lip wær selbe êren rich:
 der huote ir êrn ouch stœtlich.
 Swelch edel wip des niht entuot,
 der êr muoz wesen unbehuot.“

2. Daz ist ein bûechlin, daz ander.

●Wê Minne, wâ ist din rât?
 Wie rehte nâhen ez mir gât,
 daz du mir sô lange vrist
 vremde und alsô verre bist
 mit trœstlicher lère,
 und doch mit herzen sêre
 mir alsô rehte nâhen list,
 unt mir niht, wan kumber, gist!
 Des mac sich wol din gûete schamen!
 Du krenkest dinen sœzen namen,
 sit das du Minne bist genant
 und doch gegen mir hât gewant
 sô gar unminneliche site:
 dâ krenkest du din êre mite.
 Du êrest mangan valschen man,
 der dir niht gedanken kan,
 und übersiht an êren die,
 die von dir gewaneten nie.
 Daz ist an mir wol worden schin:
 ich was ie der dienst din,
 unt wil halt, swie ez mir ergê,
 an dir beliben immer mê.
 Nu bistu lônâs gein mir ze laz:
 du môhtest einen heiden baz
 besorgen unt bedenken.
 Wie lange wil du wenken
 diner trœstlichen helfe an mir?
 Nu het ich doch enpfolhen dir
 vil verre âf die genâde din
 den cleinn gefüegen boten min,
 den ich ze boten über lant
 der werden reinen het gesant,
 der minnelichen guoten,
 der werden hôchgemuoten,
 der hôhen, der werden,
 der werdesten âf erden.
 Ich mein die werden vrowen min,
 der ritter ich sol immer sin
 und immer mêr vil undertân,
 die wile ich lip unt leben hân.
 Dem selben armen boten min
 soldstu geleit gewesen sin,
 und in ze hofe haben brâht:
 und des er selb was unverdâht,

des solde in durch din êre
 bewiset haben din lère.
 Dô lieze du in under wegen:
 dâ von ist dâ nider gelegen
 diu botschaft unt min êre.
 Versmæhet alze sêre
 unt verfuort in manegen spot
 wart diu botschaft und der bot.
 Waz abr er verendet habe
 miner langen ungehabe,
 unt miner herzen swære
 tuot hin, daz ist ein mære,
 des ich wol sanft enbere.

Waz aber im dort geschæhe
 leides unde smæhe,
 daz kund ich ervinden hie
 mit deheiner vräge nie;
 wan daz ich leit und ungemach
 wol an sinen ungebærdens sach,
 und daz ich in sit nimmer mê
 mit deheiner slahte vlê,
 mit sœzer bet, mit scherpfer drô,
 erbiten weder sus noch sô,
 noch ertwingen kunde,
 daz er noch ze einer stunde
 ze hove wære wider komen,
 und daz het aldâ vernomen,
 wie man min dâ gedæhte,
 ob mich min vrowe ze æhte
 oder ze banne hete brâht,
 oder wes ir wær gein mir gedâht.
 Dô brâht er mir ein mære,
 des ein zwivelære
 vil lihte môhte erschrocken sin,
 ein rede, diu mir die sinne min
 het verirt und al den muot;
 wan daz ir gûete ist alsô guot,
 swaz si gein mir gesprechen kan,
 dâ sol ich nimmer niht an
 verdenken noch versinnen,
 wan gnâden unde minnen.
 Sold ich durch vremden gruoß verzagen,
 sold mich ein wörtelin verjagen
 von minem hôchgedingen hin,
 sone het ich herze, noch sin.
 Sold ich alsô kêren
 von minen besten êren,
 die ich ze der werlt haben sol,
 wie kund mir danne gelingen wol?
 wie sold ich, armer, denne leben?
 Wolt ir mir solhen rât geben,
 herzen meisteriune?
 Ich mein iuch, vrow Minne.
 Des getrouwe ich iweren gnâden niht,
 daz ir der werden zuoversiht,
 die ich gein miner vrowen hân,
 mich immer heizet abe gestân.
 Wan des volg ich iwerre lère,
 noch iweren rât niht mære,
 danne eime sêre tobenden man,
 der rât unt sinne nie gewan,
 unt bit mir alsô helfen Got.
 Daz mir min selbes tot
 in minem seneden ringen
 ie getorste bringen
 von miner vrowen mære
 sô gar untroestehære,
 er het ez sô tiure

ernarnet in dem flure,
daz er wære al gar verbrant;
wan daz er miner vrowen hant
vil niuwens het gerüeret:
er wære alsô zerfueret,
reht als diu leuber tuot der wint
immer, sôs ervalbet sint.
Und daz er sô wol vor mir genas,
sô nâhen im der tôt was,
des danke wan der vrowen miu:
hie mit sol si geêret sin.
Ob ez min vint wære,
der mir herzen swære
tæt âne alle schulde,
dem wold ich durch ir hulde
er bieten dienst und êre,
geruochte sis, diu hère.
Nu geruochets aber, diu reine,
leider alze kleine
triwe und dienste von mir.
Sælic Minn, daz clag ich dir,
unt pit dich, vrowe hère,
râtes unde lère:
der bedarf ich beider sere. —
„Und kunde ich, als din kumber stât,
vriundes lère unt vriundes rât
ûf ein sô vriez leben
nâch minem willen wol gegeben,
sô helf mir Got, den gæbe ich dir,
unt woldestus getrowen mir.
Ich enweiz niht râtes als guot,
als triwe unde stæter muot
gein werdes wibes hulden.
Dâ mit mac man verschulden
ir vriundes guoz, ir herzen gunst.
Bezzet lère unt bezzer kunst,
bezzer rât und bezzer sinne
zerwerben werde minne,
diu was ie vil unvernomen.
Wie sol man baz ze heile komen,
dan daz man werden wiben si
mit triuwen stætes dieustes bi,
und alles des vil unverzaget,
dâ mit man ir gunst bejaget?
Daz ist ot diu werde ritterschaft,
dâ mit man mit der tugende kraft
allen schanden widerstet.
Ichu weiz niht sô guotes mē:
daz selbe, daz was ie min rât.
Sit den rât diu herze hât,
sô kum des râtes nimmer abe:
und als ich dir gerâten habe,
sô habe in stætem muote
den rât in stæter huote,
daz du dem besten wibe,
ir herzen und ir libe,
dine zit und diniu jâr
lebest sunder wenken gar.
Wirt si, diu reine, guote,
diu reiuueclich gemuote,
stætes muots an dir gewar,
kanstuz alsô bringen dar,
sô kan si, diu hère,
vreude, sælde und êre
dir fügen immer mēre.
Nu clagest ab du den boten diu,
ez sül im misseboten sin
mit smæhen alsô sere,

daz er sit immer mēre
ze keinen ziten sider
getörste komen wider.
Daz solds du wol mit mazen clagen:
umbe einen gar uuverzagten zagen
lâ dir niht wesens swære.
Ich sage dir wol ein mēre,
daz des selben boten sint
bruoder unde bruoder kint
wol drizie in dem lande,
daz man âne angst sande
ir islichen über tûsent lant.
Du hâst in doch in diner hant,
unt mag ez selbe hœren wol,
ob ichz von im sprechen sol,
der dir ze boten rehte touc;
wan er nie wort gelouc,
noch geliuget umb ein hâr,
unt sold er leben tûsent jâr.
Den selben soltu senden dar,
unt sage im dinen willen gar,
unde doch niht anders mē,
wan alsô diu wille stē,
ich meine in dem herzen din.
Dâ bi lâ dir verboten sin
liegen unde smeichen.
Des pflegent die muotes weichen:
dâ mit soltu niht werben.
Du muost für wâr verderben,
wil du der guoten liegen
unt si mit worten triegen.“ —
Triegen? war umb sprichstu daz?
Du weist ez wol unt niemen baz,
wie si min herze meinet
unt nâch ir hulden weinet,
alsô nâch trôste kleiniu kint,
die dûrtlic unde weisen sint.
Swet die trôstet, der tuot wol.
Nu bin ich ouch mit seneder dol
unt mit kumberlicher swære,
weiz Got, vil weisebære,
unt ist ot niemen, der mir si
mit trôste in miner swære bi.
Vil lihte wære ez etswer;
wan daz ich des trôstes ger
von niemen in der werlde mē,
sô ich nimmer frô gestet,
wan von ir einer gûete.
Si ein mac min gemüete
trôsten und unttrôsten sô,
daz ich bin immer mēre frô,
oder immer mēre an vreuden têt.
Erkande ab si die senden nôt
und diu senedebæren leit,
die von ir min herze treit,
sô rehte guot erkenne ich sie,
daz si mich doch eteswie
trôste in miner swære.
Und ob ich ein heiden wære,
si müeste mich geniezen lân,
daz ichs ûz al der werlde hân
und ûz allen wiben ûz erwelt,
und ir hân sô gar verselt
daz herze min und al den lip.
Si reine, sūeze, sælic wip,
si vrowe ob al den freuden min,
si lieze mich ir weisen sin,
unt trôste mich an weisen stat.

Die wile ab mich gelückes rat
von höhern muote zücket,
unt mich mit sorgen drücket,
sô saget mir min selbes löz,
ez si min sender kumber gröz
weisen kumbers hûsgenöz.

Alsô roubt ir minne mich.

Je dar under sô sorg ich,
wie ich ir bewære
daz rehte wære mære,
daz ich ir âne argen sin
sô rehte gar einvaltic bin,
daz wenken unde liegen,
smeichen unde triegen,
unt swaz den muot von stæte nimt,
unt gegen vrowen niht enzimt,
daz ich daz nie gein ir gewan.
Ich bin ir stæter dienstman:
des sende ich ir ein stætez pfant,
ich sende ir ûz miner hant
miner vinger einen:
unt môht ich ir bescheinen
min inneclichez meinen baz,
sô helf mir Got, ich tæte daz.
Der ist in ir dienste verzert,
mir ist der will vil unerwert,
ich welle ir, weizgot, sol ich leben,
noch michel inære zinses geben:
ich meine guot, herze unde lip.
Si reine, sœze, sælic wip,
si vrowe ob al den freuden min.
si mœze mir genædic sin.
Den vinger ich ir hân gesant
ûz miner dienden zeswen hant.
Der was ze dienste ir geborn,
nu ist er in ir dienste verlorn.
Des mag er si wol riuwen:
wan er hât ir mit triuwen
gedient unz an sin ende.
Ich hân in ûz miner hende
ir umb anders niht gesant,
wan daz er miner triuwen pfant
gegen ir immer mære si,
sô daz ich alles valsches vri
gegen ir si, die wile ich lebe,
und daz ich ir diu jâr min gebe
ze dienste immer sunder wane.
Daz ist min muot unt min gedanc
mit triuwen immer sunder kranc.

Wil werdiu Minn, nu bit ich dich
durch dine tugent, daz du mich
dir lâzest wol enpfolhen sin
gein der vil lieben vrowen min.
Nu var mit minem boten dar,
unt hilf im, daz er sich bewar
mit fuog, mit rede, als er sol:
du maht mir dâ gehelfen wol.
Als si vernem den boten min,
sô sol dâ sâ din helfe sin,
unt sol ûf sliezen mir daz tôr,
dâ ich bin lange gewesen vor,
unt kan ouch nimmer komen drin,
mir helfe drin din gütlich sin.
Ich meine ir herze: dëst verspart
unt vor mir manicvalt bewart:
dâ soltu durch mich komen fûr,
unt sliez ûf dir unt mir die tür.
Unt hilfestu mir, vrowe, dar in,

din eigen ich dâ immer bin.
In dem himelriche
wære ich gewialiche
sô gerne niht: daz ist alsô.
Min muot müest stigen immer hô,
sold ich dar inne gesinde sin,
in dem herze der vrowen min.
Sô wær ich alles des gewert,
des mir der muot ze freuden gert.
Ich wær sælic, ich wær rich:
sô lebt niht mannes mir gelich!
Jâ wil ich ûf die triuwe din
ir immer drumbe diende sin,
daz si mich in ir herzen grunt
hûse. Mirst vûr wâr daz kunt,
daz nie herze sô reinez wart,
noch vor wandel baz bewart,
denne ir herze wandels vri.
Ir ist sô hôhiu tugende bi,
daz ich ir hulden immer ger.
Nu hilf mir, Minn, daz si mich wer
ir hulden durch den willen din,
und ouch durch den dienst min:
der sol ir immer stæte sin! —

„Guot ritter, friunt, geloube daz,
kund ich dir wol gehelfen baz,
danne ich gehalf noch ritter ie,
der sich mit dienste an mich lie,
daz tæte ich dir mit triwen gar.
Sit du mir dienst diu jâr,
sô wil ich ûf die triuwe min
hin varn mit dem boten din
ze diner vrouwen wandels fri,
unt wil ir nâhen wesen bi,
dâ din bot wirbet die botschaft
sô wil ich sâ mit miner kraft
sliezen ûf ir herzen tor.
Du solt niht lange sin hie vor:
Wir sûln dâ gesinde sin
in dem herze der vrowen din.
Dâ vinde wir gesindes vil,
des ich ein teil dir nemen wil.
Zuht unde wiplich gûete,
schan unde guot gemûete,
senfte sit, wiplich gelæze,
an allen dingen rehtiu mæze,
werdikeit und ère,
hôher tugende lère,
sœze grûez, gûetlichiu wort,
lieplich blicke, freuden hort.
Ich wære an guoten wizen blint,
wold ich die tugende, dâ dâ sint,
alle nennen sunderlich;
sô wær ich niht wol sinne rich.
Niht mër ich dâ von sprechen sol:
ir herze ist allez tugende vol.
Dar inn sul wir gesinde sin,
ich unde du, geselle min.
Des kan si niht geweigern mir:
ich helf uns drin, dir unde mir!“ —
Vil sœze Minn, nu lôn dir Got,
daz du wil selbe sin min bot
hin zuo der lieben vrowen min:
des wil ich immer diende sin.
Mit maneger hande ritterspil
sol ich in beiden dienen vil,
dir unde miner vrouwen.
Man sol mich ofte schouwen

in iuwerm dienst harnaschvar,
unt sol daz sin mit triuwen gar.
Swaz sô ich, minne geroder man,
mit lib, mit guote gedlenen kan,
der dienst wirt an iuch geleit
mit lûterlicher stæतिक.
Ich bin ze dienste iu gehorn,
unt hân ze freuden iuch erkorn:
des hât diu stæte min gesworn.

Konrad von Würzburg.

Wir haben außer den wenigen Thatfachen, welche aus Konrads Leben bekannt sind, auch schon dessen dichterische Eigenthümlichkeiten besprochen (s. oben S. 126); es läßt sich das, was bei Gelegenheit seiner lyrischen Gedichte gesagt worden, im Allgemeinen auch auf seine didaktischen Dichtungen beziehen. Unter diesen sind namentlich zwei bekannter geworden. Das eine, welches er „der Welt Lohn“ nennt, ist eine allegorische Erzählung, in welcher er uns berichtet, wie der Ritter Wirnt von Ravenberg (den wir später zu erwähnen haben) von seinem weltlichen Trachten nach Ruhm und Ehre sich befehrt und sich Gott zugewendet habe. Dieser sei eines Tags, als er eben in seiner Kammer ein Buch las, das von Abenteuern handelte, durch die plötzliche Erscheinung eines Weibes überrascht worden, das an Schönheit und glänzender Kleidung alle überstrahlte, die er bis dahin gesehen. Sie gab sich als Frau Welt zu erkennen, der er sein Leben lang gedient habe; sie sei herbeigekommen, um ihn für seine treuen Dienste zu lohnen, und wolle sich ihm deshalb in ihrer wahren Gestalt zeigen. Hierauf habe sie ihm den Rücken zugekehrt, der an allen Orten mit Schlangen, Kröten und Ottern besetzt und behangen, voll Blättern, Kleeen und Raden gewesen sei und einen unerträglichen Gestank verbreitet habe. Nachdem sie hierauf verschwunden, habe der Ritter erkannt, wie nichtig die Sache der Welt sei, und habe sein Herz vom Irdischen abgewandt; er habe Weib und Kind verlassen, das Kreuz genommen, sei gegen die Ungläubigen gezogen und im Kampfe gegen dieselben eines seligen Todes gestorben. Daraus solle man die Lehre ziehen, daß der Welt Dienst und Lohn nichtig seien; daß man sie daher fliehen und sich zu Gott wenden solle, der allein den Menschen wahren Glück und ewige Seligkeit verleihen könne.

Wahrscheinlich hat Konrad dieses Gedicht verfaßt, als er sich selbst entschloß, der Welt zu entsagen; ein zweites mag er schon als Mönch gedichtet haben, da es ohne Zweifel eines seiner spätesten Gedichte ist. Es ist dies die „goldene Schmiede“, in welcher sich sein eigenthümliches Talent in seinem vollsten Glanze zeigt. Wenn wir schon bei seinen lyrischen Gedichten Gelegenheit hatten, die Meisterschaft zu bewundern, mit welcher er die Sprache beherrschte, in deren glücklicher Behandlung er alle Dichter seines und der folgenden Jahrhunderte beinahe ohne Ausnahme übertrifft (es kann ihm vielleicht nur Rückert an die Seite gesetzt werden); so dürfte die „goldene Schmiede“ in dieser Beziehung seine gelungensten Minnelieder noch überbieten. Es ist in der That auch kaum eine größere Dichtung in unserer Literatur vorhanden, in welcher die kunstvollendete Form durch einen so großen Reichthum und eine so überraschende Gewandtheit

des Ausdrucks, durch eine so meisterhafte Behandlung des eben so reichen, als wohlhaltenden Reims von der ersten bis zu der letzten Zeile so glücklich gehoben wird, als in diesem Gedichte Konrads, in welchem er alle äußere Mittel der Kunst angebietet und mit der größten Strenge beobachtet hat, um den Preis der heiligen Jungfrau in würdiger Weise zu besingen. So wird in dem ganzen, 2000 Verse langen Gedichte der Gedanke nicht ein einziges Mal mit dem Reim abgeschlossen, sondern das oben (S. 12) erwähnte Uebergreifen des Reimes, natürlich mit Ausnahme der Hauptabschnitte, durchgeführt. Das Gedicht ist in kurzen Versen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen abgefaßt, welche bei ihrer wohlklingenden Fülle und Mannigfaltigkeit eine außerordentliche Wirkung hervorbringen. Freilich liegt auch in dieser großen Kunstvollendung, wenn auch nicht das einzige, doch das größte Verdienst des Gedichts, welches bei allem Aufwand und der glücklichsten Benützung der mannigfaltigsten Kunstmittel das Gemüth doch kalt läßt, und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nur einen äußerlichen Eindruck macht. Die größte Wirkung suchte der Dichter durch die allerdings seltene und überraschende Fülle von Bildern und Gleichnissen hervorzubringen, welche auch als der wesentlichste Bestandteil des Gedichts anzusehen sind. Die meisten derselben sind vortreflich, und werden durch die Pracht des Stils noch unendlich gehoben. Viele sind zwar geradezu aus der Bibel, namentlich aus den Psalmen und dem hohen Lied entlehnt; aber auch diese werden durch die glänzende Darstellung zum vollsten Eigenthum des Dichters.

Wie schon angedeutet, wollte Konrad in seiner „goldenen Schmiede“ das Lob der heiligen Jungfrau besingen; warum er seinem Gedichte diesen Namen gegeben, spricht er selbst im Eingange aus: „Ach, könnte ich wohl mitten in meines Herzens Schmiede dir ein Gedicht aus Golde schmieden, hohe Himmelskaiserin, und lichten Sinn von schönem Karfunkel hineinfügen, so wollte ich ein hell leuchtendes und glänzendes Lob deiner Würde mit inniger Herzensfreude daraus schmieden. Nun bin ich aber im künstlerischen Gebilde nicht ein solcher Meister, daß ich, wie es deiner Würde ziemt, der Junge Hammer schlagen oder meinen Mund also reinigen könnte, daß er zu deinem Preise taugte. Ob auch meine Rede immer auf zu Berge, wie ein Adler, flöge, könnte ich doch dein Lob mit meinen Worten nicht überfliegen. So kann deine Würde in solcher Ferne meinem Geiste entfliehen, daß ich deinem hohen Ruhm nimmer nahen kann. Wenn sich mein Gedanke zu deinem würdigen Lobe aufschwingen will, so schwebet dieses hoch oben im Himmel, wie ein geflügelter Falke; wenn ich es aber hier unten mit Gedanken suchen will, so reichet das Raß seiner Tiefe über alle Abgründe hinab; ich fände sein Ende nimmer, und wollte ich die Grundfeste ausgraben. Es ist leichter, Rarmor und Eisenbein mit einem Halm zu durchbohren, als mit den tiefsten Worten den Anfang deiner Höhe zu finden; es ist leichter, den Diamant mit weichem Blei zu durchstechen, es ist schwerer, ein dünnes Glas mit einer stählernen Nadel zu zerbrechen, als dein Lob mit Worten auszusprechen. Man kann das Meer und Alles, was in ihm lebt, eher versieken, als dein Lob ergründen. Wenn man die Gestirne berechnet, und der Sonnen Staub und allen

Sand und alles Laub vollständig gezählt hat, dann erst wird dein Preis nach seiner ganzen Würde besungen. Wer aber dein Lob unternehmen will,“ fährt er fort, „der muß den Frühlingszweig der Kunst in seinem Busen tragen, und so bin ich dazu unfähig. Denn ich sitze nicht auf grünem Klee, vom Lhan der süßen Rebe besenchtet, auf welchem Meister Gottfried von Straßburg würdiglich saß, der als ein zierlicher Hauptschmied golden Gedicht wirkte; dieser hat dich, heilige Jungfrau, besser gerühmt, als ich es immer kann, doch wirfst du den guten Willen für die That annehmen!“ (1—138)

Nun beginnt er seinen Lobgesang, in welchem er die hohen Eigenschaften der Mutter Gottes, ihre Jungfräulichkeit, Demuth, Hoheit und Majestät, wie schon erwähnt, in einer Reihe der glänzendsten Bilder darstellt, unter welchen wir folgende hervorheben. „Wie die Sonne durch das Glas scheint, ohne es zu verletzen, so war die heilige Jungfrau von Gott durchdrungen; sie ist wie ein Krystall und Beryll, die kalt bleiben, während doch die Sonne eine Kerze durch sie entzündet; sie ist wie der Lhan, zu dem in lichter An der Sonnenbild Gottes kommt und ihn wegtrocknet. Wie das Einhorn nicht erjagt werden kann, aber freiwillig zu einer reinen Jungfrau kommt, und ruhend auf ihrem Schooß entschlüft, so ist auch Christus, von Gott getrieben, zu ihr gekommen. Sie verkündigt den Tag, wie der Morgenstern, der dem führerlosen Heer der Menschen aus dem wilden Lebermeer der grundlosen Welt aufsteigt; sie ist das immer lebende Licht, welches den Menschen zum Heil erschien, als sie der Magnetberg der Sünden gewaltiglich an sich zog (194—201); sie ist das Wisel, das das Hermelin gebär, welches der Sünde Schlange tödtete (160—165). Sonne und Mond erhalten ihren Glanz von ihr, zwölf Sterne sind ihre Krone und der Mond ist ihr Schemel. Durch sie sind wir aus heißer Noth in der Sonne Schatten gebracht; sie ist erhöht, wie die Cypresse in Sion und die Cedar auf dem Libanon; ihre Lagen erhebt sich, wie die Palme in Cadix; sie ist ein lebendes Paradies der edelsten Blumen; ihr süßer Duft ist lieblicher als alle Cardamomen, als Balsam und Bisam. Sie ist ein Gefäß von Myrrhen, eine Honigscheibe, die auf linniges Gebet zu jeder Zeit Honig gibt (180—209); sie ist dem Heil Gideon vergleichbar, auf das allein Gott den Lhan fallen ließ, während alles Andere trocken blieb.“

Selbst am Schlusse, in welchem der Dichter seine Seele zu einem Gebet an die heilige Jungfrau erhebt, erscheinen die Bilder und Gleichnisse gehäuft: Sie ist eine Perle, köstlicher, als alles Edelgestein (1888). Das Ave wurde uns zum Brautring, aus dem ein ganzer Hort von Sühne in ihr Herz drang (1842); sie ist eine Rose, in himmlischem Lhan von Gottes Geist erfruchtet (1908). Auch ist sie dem Rörbchen verglichen, in welchem Moses auf dem Wasser schwamm, denn sie hat uns den Christ auf dem Strome der Gnade gebracht (1944). Sie ist wie die Meeresblume, in die sich des Nachts ein seltsamer Vogel einschließt, nachdem er am Tag gesungen; denn der Geist ist als Laube durch ihrer Ohren Thor in ihr Herz gestossen (1958). Als Christus bei seinem Tode Heil rief, da that er, als der Schwan, der auch sterbend singt (1974). —

Freilich sind unter den angeführten, so wie auch den zahllosen andern Gleichnissen und Bildern man-

che, die uns gesucht, selbst geschmacklos erscheinen müssen, ja viele machen sogar einen widrigen Eindruck; allein hierin folgte Konrad dem Geiste seiner Zeit, die sich immer mehr dem Gesuchten und Geschraubten zuwandte und bei ihrer ausgesprochenen Neigung zur allegorischen und mystischen Darstellung keinen auch noch so sonderbaren Ausdruck verschmähte. Gerade diese Fälle von seltsamen und oft weit hergeholten Bildern machten den Dichter bei seinen Zeitgenossen und den nachfolgenden Jahrhunderten so außerordentlich beliebt, daß er von vielen späteren Dichtern nachgeahmt wurde, ohne daß es jedoch diesen gelang, seine wunderbar schöne und kunstvollendete Darstellung zu erreichen.

Aus der goldenen Schmiede.

- Bi, künde ich wol enmitten
in mines herzen smitten
geilhte üz golde smelzen,
unt liehten sin gevelzen
5 von karfunkel schöne drin
dir, höliu himelkeiserin,
sô wolde ich diner werde ganz
ein lop durchliuhtic unde glanz
dar üz vil harto gerne smiden.
10 Nû bin ich an der künste liden
sô meisterliohen niht bereit,
daz ich nâch diner werdeckeit
der zungen hamer künne slahen,
oder minen munt alsô getwâhen,
15 daz er ze dinem prisê tûge.
Ob immer ûf ze berge vlûge
min rede alsam ein adelar,
din lop eukûnde ich nimmer gar
mit sprûchen überhâhen.
20 Sus kan din werde enpfloehen
sô verre sich den sinnen min,
daz ich den hôhen êren din
nimmer mac genâhen.
Sô min gedanc wil gâhen
25 ûf ze dinem werden lobe,
sô swebet ez den himeln obe:
reht als ein vlûcker vederspîl:
sweune aber ich hie niden wil
mit gedanken suochen ez,
30 sô reichet siner tiefe mez
vûr allez abgrûnde;
sin ende ich nimmer vûnde,
unt grûbe ich ûf den dillestein.
Der marmel und daz helfenbein
35 wirt mit halmen ê durchbort,
ê daz man diner werde ein ort
mit tiefer rede vinde.
Mit einem blie lînde
durchgrebt man ê den adamas,
40 unt brîchet niht ein dünnêz glas
mit einem sleget stehelin,
ê man die hôhen êren din
mit worten übergîudet:
daz mer man ê versîudet,
45 und allez sin geslehte,
ê man din lop ze rehte
biz an den grunt erkirne.
Sô man nû daz gestirne
gerechent und der sunnen stoup
50 und allen griez und allez loup
durnehteclîchen hât gezelt,
sô wirt din pris alrêst beschelt

- nâch siner ganzen wurde.
Keins wîsen herzen girde
55 mac diner tugende richtuom,
noch diner hôhen sælden ruom
volleclichen ûbergern.
Kein stætekeit diu mac gewern
sô lange, sô din hôher pris.
60 Er muoz der kûnste meien ris
tragen in der brûste sin,
swer diner wurde schapelin
sol blûemen unde vlehten,
daz er mit rœselechten
65 sprûchen ez flôriere,
und allenthalben ziere
mit violinen worten,
sô daz er an den orten
vor allem valsche ez liuter,
70 unt wilder rime kriuter
dar uuder und dar zwischen
vil schône kûnne mischen
in der sûezen rede bluot.
Vrowe, alles guotes ûberguot,
75 und aller sælden houbetschatz,
dâ von dir miner worte satz
vil ungemæze ist harte.
Der kûnste meien garte
ist leider mir ze wilde,
80 dar inne ich lobes bilde
dir, vrowe, solde wûrken,
Zer zeswen unt zer lûrken
hende bin ich ungewert
bluomen, der min herze gert
85 ze diner wurde kranze.
Von liechter sinne glanze
wurde ich niht gemûejet.
Der wilde rim niht blûejet
vor mines herzen ougen,
90 noch klinget vûr mich tougen
der klâren vûnde bechelin:
weiz Got, ich sihe niht dar in,
wie sanfte ez allez rûschen gē.
Ich sitze ouch niht ûf grûnem klē
95 von sûezer rede touwes naz,
dâ wirdeclichen ûffe saz
von Strâzburg meister Gotfrit,
der als ein wæher houbetsmit
guldin getihtē worhte.
100 Der het âne alle vorhte
dich gerûemet, vrowe, baz,
denne ich, vil reinez tugentvaz,
immer kûnne dich getuon.
Ich muoz der tûrteltûben huon
105 zuo opfer bringen âne golt:
dâ von dû, vrowe, enpfâhen solt
den guoten willen vûr diu werc.
Lâ mich, an wîtzen ein getwerc,
loufen ûf der sprûche wîsen,
110 dâ der vil hôhen kûnste riseu
din lop nû brechent alle.
Swaz in der rede enpfalle,
daz ich die lese in minen munt,
unt si vil schône bi der stunt
115 stecke an diner wurde kloben.
Kûnne ich dich, vrowe, niht geloben
nâch volleclichen êren,
dar zuo sô soltu kêren
din ûz erwelte gnâde,
120 alsô daz mir, Cuonrâde

- von Wirceburc daz heil geschehe,
daz mir din gûete ûbersehe,
swaz ich vermide an dinem lobe.
Rede ich ez, vrowe, nû ze grobe,
125 sô lich her nâch mir unde gip
ze stiure diner helfe sip,
durch daz ich ez vil kleine rede.
Ich wil ûf diner gnâden pfede
setzen miner sinne fuoz,
130 wan ich tôr dich loben muoz
mit den wîsen, als der gouch,
der in dem meien gugzet ouch,
sô im diu liebe nahtegal
ze lobe dœnet ûber al,
135 und in mit sange priset.
Als mich din helfe wîset,
so hebe ich, kûnste lôser man,
din lop mit reinem willen an.
Mariâ, muoter unde maget,
140 diu sam der morgensterne taget
dem wiselôsen armen her,
daz ûf dem wilden leberner
der gruntlôsen werlde swebet,
dû bist ein licht, daz immer lebet,
145 und im ze sælden ie erschein.
swenn ez der sûnden agelstein
an sich mit sinen kreften nam.
Swaz diu syrene trûgesam
versenken wil der schiffe
150 mit sûezer dœne griffe,
diu leitest, vrowe, dû ze stade:
din helfe ûz tiefer sorgen bade
vil mangan hât erlediget.
Din lop hât uns geprediget
155 Dominicus unt Franciscus.
Der helle basiliscus
schaden vil von dir begreif:
din tugent schuof, daz ûf in sleif
des tôdes hagel unt sin risel.
160 Bi dir bezeichent ist diu wisel,
diu daz hermelin gebâr,
daz den slangen eitervar
ze tôde an siner krefte beiz
unt sinen bluotvarwen sweiz
165 rerte durch ir beider sturm.
Dô Lucifer, der helle wurm
uns den apfel ezzen sach,
dâ von ze sterben uns geschach,
dô quam uns din geburt ze staten;
170 unt warf uns an der wûnne schaten
ûz bitterlicher nœte warm.
Christ, der hôhe himelharm,
slouf in der tiefen helle tunc,
unt beiz den mortigiten unc
175 ze tôde an aller siner maht.
An dem criuce in ûbervah
dines edelen Kindes lip,
dâ von dû hist vûr elliu wip
gerûemet unt gesegenet,
180 begozzen unt beregenet
mit dem himeltouwe.
Dû bist erhœhet, vrowe,
sam in Sîon der cypriân
und der cœder in Libân
185 sich ûf ze berge leichet.
Din tugent hôh ûf reichet
sam in Cades der palmen ris.
Dû bist ein lebeudez paradis

- vil maniger edelen bluomen.
 190 Ob allen kardamnomen
 diu süezer smac sich wæhet:
 er riuchet unde dræhet
 vür den balsem und den bisem.
 Den touf vil heilic und den crisem
 195 hât din geburt gehêret:
 din vruht die erden êret,
 unde zieret wol den himel.
 Dû mirren vaz ân allen schimel,
 dû edeliu wirouchbühse,
 200 si mûezen sam die lûhse
 durnehtelichen wol gesehen,
 die manic wunder wellent spehen.
 daz an dir blûet zuo aller stunt.
 Wie kan din minnelicher munt
 205 die sêle spisen unde laben!
 Dû bist der süezen bete ein waben,
 der schône tropfet zaller zit,
 wan under diner zungen lit
 diu milch und ouch der honicseim.

* * *
 Wrowe, in der êren vorste

- 1875 ze sælden uns gezwiet,
 dû bist gebenediet
 vor allen crêatiuren.
 Gernuoche uns armen stiuren
 durch dines kindes êre.
 1880 Von sünden uns bekêre
 schiere und in kurzen stunden.
 Strich an der sêle wunden
 des heiles erzenie.
 Dû bluome und ein florie
 1885 der bluomen im paradise,
 dir klingent süeze wise
 von aller engel stimmen.
 Dû berle ob allen gimmen,
 der blâwen und der grünen,
 1890 Got wolte sich versüenen
 mit uns in der geburte din.
 Uns wart ein mahelvingerlin,
 âvê daz veterliche wort,
 dar ûz der suone ein ganzer hort
 1895 durchlihtic in din herze schein.
 Ez wirt ein ûz genomen stein
 gestellet als ein gâmaliu,
 dâ wunderlicher bilde driu,
 geist, vater, meine ich unde kiut.
 1900 geschepfet an mit vlize sint
 in einer forme schine.
 Mit disem vingerline
 schône unde wol gestehelet
 din sêle wart gemehelet.
 1905 dem ûz erwelten Kriste,
 der uns vor sünden friste
 durch dinen willen, vrouwe.
 Dû rôse in himeltouwe
 von Gotes geiste erfluhet,
 1910 din lûp âne ende lihtet,
 noch wirt erleschet nimmer.
 Polieren solter immer
 golt unde edel gesteine,
 der alsô rehte reine
 1915 mit hôhem vlize mahte dich.
 Din lop daz ist gar wûnnelich
 vür allen pris gebrochen.
 Din munt der hât gesprochen
 offentliche und überlût,

- 1920 daz bi der Salomônes hût
 bezeichent si vil schône
 der himel. Salomône
 din kiusche zeiner hiute wart,
 dô siner götlichen art
 1925 din fleisch über wart gespreit
 mit bodemlöser reinikeit,
 diu grundes nimmer wird gewent.
 Der als ein vel den himel dent
 und ûz ein ander strecket,
 1930 der wolte sin bedeckt
 mit diner hiute kleine.
 Dû sprichest, vrouwe reine,
 daz dû swarz unt schene sist:
 vil guot urkunde du des gist
 1935 mit der zwivaltlichen art,
 daz nie niht sô schœnes wart,
 als dû bist vür elliu wip.
 Daz kumt dâ von, daz dinen lip
 verwet unser trehtin,
 1940 der sinen götlichen schin
 ûf dich von sinem geiste liez,
 und dich bezeichnenlichen hiez
 von hitze sin gebriunet.
 Daz kôrbelin geziunet,
 1945 dâ Moyses vor meine blôz
 ûf einem wazzer inne vlôz,
 daz wil ich dir gelichen.
 Dû bræhte uns Krist den richen
 ûf der genâden pflûme:
 1950 in enges herzen rûme
 wart er uns zuo gevlozen.
 Din sælde wol erschozzen
 ist âne meines lûppe,
 und allez daz gestûppe,
 1955 daz in der klâren sunnen vert.
 Din heil sich rechenunge erwert
 vür alles kleinen griezese her.
 Ein blûome wehset in dem mer.
 dâ nahtes in besliuzet sich
 1960 ein wilder vogel wûnnelich,
 swenne er den tac gedænet.
 Sich, alsô was beschœnet
 din herze und din gemûete
 mit reiner kiusche blûete,
 1965 daz sich beslôz ein vogel in
 nâch dem erwelten sange sin,
 den er den hâlen wissagen
 het in ir wâren munt getragen
 von der geburte din hie vor.
 1970 Er vlouc durch diner ôren tor
 dar in din herze lise.
 In einer tûben wise
 kam er zuo dir geswungen,
 und het doch ê gesungen
 1975 alsam ein elbiz sinen tot;
 in siner marterlichen nôt
 Êly daz wort er lûte sanc.
 Des habe dû, süeze vrouwe, danc,
 daz din tugent ie geschuof,
 1980 daz uns benam sin edel ruof
 daz leit, des wir dô wielten,
 dô sich die steine spielten,
 unt sich diu greber tâtên ûf.
 Dô kam zein ander unt ze hûf
 1985 die grôzen berge unde tal,
 diu sunne erlasch unt wart sal,
 manic umbhanc reiz euzwei,

- diu erde erbidemet unde schrei
den starken unverdienten töt.
- 1990 Sus schrie ich, vrowe, durch die nôt
zuo dir vür al die cristenheit,
lâ sines tódes bitterkeit
an uns werden niht verlorn,
sit er dich selbe hât erkorn
- 1995 vür alle créatiure.
Bringe uns mit diner stiure
vür die hêren trinitât,
dâ lop des endes niht enhât
von der engel süezem schalle.
- 2000 Nû sprechent âmen alle!

Seifried Helbling.

Seifried Helbling wurde um 1230 geboren und war ein Oesterreicher. Zwar lebte er nicht in Wien selbst, doch mag er sich wohl öfters und längere Zeit in dieser Stadt aufgehalten haben, da er mit den Verhältnissen derselben sehr genau bekannt ist. Ueber seine Lebensverhältnisse wissen wir nichts Näheres; nur so viel können wir aus gelegentlichen Bemerkungen in seinen Gedichten entnehmen, daß er verheirathet war und Kinder hatte, ein Haus und Acker besaß, und überhaupt wohl, wenn auch nicht reich, doch wohlhabend war. Er mag nach 1300 gestorben sein, da er sein achttes Gedicht — das letzte der Zeit nach — frühestens im Jahre 1299 verfaßt haben kann. Ohne Zweifel war er ritterlichen Standes, da er sich an mehreren Stellen geradezu als einen Ritter bezeichnet, wie er denn auch seinen Stand höher hält, als alle übrigen, und unritterliches Leben mit großer Bitterkeit tadelt. Helbling war für einen Laien ziemlich gebildet; er konnte lesen, war in der Bibel gut bewandert, und er liebte es sogar, die und da lateinische Worte seinen Gedichten einzureihen, welche freilich meistens aus allgemein bekannten Gebeten entnommen waren. So kannte er auch die heimatlichen Dichter, unter denen er vorzugsweise Wolfram von Eschenbach erwähnt, der überhaupt zu jener Zeit in hohem Ansehen stand.

Helbling hat fünfzehn Gedichte von sehr verschiedenem Umfange geschrieben. Das erste derselben hat die Ueberschrift: „Daz ist der junge Lucidarius“ (im Texte selbst nennt es der Dichter „den kleinen Lucidarius“); es kann sich jedoch dieser Titel nicht schon deswegen auf alle Gedichte beziehen, weil dasjenige, welches diese Ueberschrift hat, der Zeit nach nicht das früheste ist. Er wählte übrigens diesen Titel, weil er in seinem Buche die Form der unter dem Namen Lucidarius bekannten, in Gesprächen zwischen Meister und Schüler abgefaßten Laiencyclopädie des Mittelalters nachahmte; es ist nämlich dieses erste Gedicht (so wie auch noch einige andere) in Form von Unterredungen zwischen ihm und seinem Knappen abgefaßt. Die einzelnen Gedichte stehen zwar in keinem äusseren Zusammenhang, jedes derselben bildet ein für sich bestehendes Ganzes; dagegen liegt allen, oder doch den meisten, der nämliche Zweck zum Grunde, der nämlich, die Gebrechen seiner Zeit und insbesondere seines Volks in freimüthiger Sprache zu rügen. Denn ob er gleich sein Oesterreich über Alles liebte und von seinem Vaterlande und seinem Volke stets mit der glühendsten Zuneigung spricht, so konnte ihn dies doch nicht für die vielseitigen Gebrechen blind machen, die sich in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr

verbreiteten; und wir erkennen eben darin die Größe und Zärtlichkeit seiner Vaterlandsliebe, daß ihn jede tadelnswerthe Erscheinung mit tiefem Schmerz erfüllt und er seinen Tadel in der Hoffnung ausspricht, „daß sich dabei ein jeglicher Mann bessern möge, der es lesen höre.“ Am häufigsten klagt er über das Eindringen fremder Sitte, wodurch ihm die freie, völkethümliche Entwicklung seines Volks gefährdet erscheint, welches so manche Gebräuche von den angrenzenden deutschen und fremden Völkerschaften, den Bayern, Böhmen und Ungarn annahm und selbst „schwäbische“ Sitten nachahmte, seitdem die Habsburger die herzogliche Würde erworben hatten. Doch beschränkt er sich in seinem Tadel nicht bloß auf die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse; er widmet auch den öffentlichen Beziehungen die größte Aufmerksamkeit, und diese bespricht er mit lobenswerthem Muth und ohne Ansehen der Person. „Wie es mir auch ergehen mag, so wage ich es,“ läßt er den Knecht sagen; „und kommt uns auch der König her, ich rede stets des Landes Ehr, und mag man mich auch binden, ich werde in meiner Rede nicht nachlassen.“ So tadelt er die Einführung der Hofgerichtstage an die Stelle der alten Landtage und die Aufhebung der „landrichtere“, welche die übrige Zeit des Jahres hindurch das Gerichtsverfahren der sonst freien Gemeinden schonend überwachten und fast nur bei Anwendung des peinlichen Rechts als Gewaltboten des Landesfürsten die rechtliche Form zu wahren hatten. Diese Verlegung der alten Landesverfassung war höchst wahrscheinlich schon von Ottokar von Böhmen ausgegangen; aber trotz der vielfältigen und wiederholten Klagen war sie auch von den habsburgischen Herzogen nicht wieder hergestellt worden, deren Habsucht er öfters geißelt, während er aber wiederum die Thätigkeit König Rudolfs bei jeder Gelegenheit lobend anerkennt, dem allerdings gerade Oesterreich viel zu verdanken hatte. Vor Allem betrauert er die Herabwürdigung der Ritterschaft, welche, ihrer heldenmüthigen Ahnen unwürdig, aller Thatkraft entbehre, die Gefahren vermeide, nur nach Gut und Reichthum strebe. Wucher treibe, sich der Eheuerung freue, daher selbst am Hofe nur von Rühen und gutem Wein gesprochen würde, wo sich überhaupt neben dem größten Luxus auch die größte Rohheit zeige. Es ist dabei merkwürdig, daß der Dichter diesen Tadel stets durch seinen Knecht aussprechen läßt; es ist dies gewiß nicht bloß eine Folge der von ihm gewählten Gesprächsform, sondern erscheint vielmehr als eine unwillkürliche Anerkennung, daß die bessere Sitte und das bessere Gefühl nicht mehr, wie in den verschwundenen Zeiten, bei dem Adel und der Ritterschaft, sondern in den bürgerlichen Ständen zu suchen sei.

Die Gedichte Helblings sind, ohne gerade großes poetisches Talent zu verrathen, doch mit einer Beweglichkeit und Frische geschrieben, welche gegen die späteren Reimerellen vortheilhaft absteht. Er behandelt die Gesprächsform nicht nur mit großem Geschick; er versteht es auch, die Lebendigkeit derselben durch mancherlei einfache, aber wirksame Mittel, z. B. durch die glückliche Einführung anderer Personen, selbst abstrakter Wesen und durch Erzählungen oder Schilderungen von Interesse noch bedeutend zu erhöhen, wie aus den zwei unten mitgetheilten Auszügen erschen werden kann. Im ersten werden die Nachahmer fremder Sitten verspott-

tet, denen er zuletzt einen „rechten Ostermann“ entgegenstellt, welcher sich nicht bloß durch vernünftige Kleidung, sondern auch durch tüchtiges Wesen von jenen unterscheidet. In der zweiten von und mitgetheilten Stelle schildert der Dichter die Entwürdigung der Ritterschaft, welche Schilderung um so größere Wirkung hervorbringt, als er den besflagenswerthen Zuständen seiner Zeit die Größe des alten Ritterthums und die ideale Welt der Ritterromane, namentlich des Parzival von Wolfram von Eschenbach, entgegensetzt.

1. Aus dem ersten Büchlein.

- „Gar getriuwer herre,
eines dinges ich iu bit:
bescheidet mir des landes sit
215 in Österrich, daz ist min ger.
Ez gât sô wunderlich entwer,
daz ich niht erkennen kan
einen rechten Osterman.“
„Frumer kneht, leg nû vür
220 nâch diner aller besten kûr:
vindestû den rehten dâ,
ûf min triuwe, ich spriche Jâ.“
„Herre, sô wil ich iu verjehen,
daz ich einen hân gesehen,
225 der treit ungerischez hâr;
beierisch ist sin gebâr.
Sin herze in den ermeln stêt,
daz muoder niht dâ für gêt.
Sô sint im die elenbogen
230 in zwên gugelzipf gesmogen,
die hangent verre hin ze tal;
sin gürtel ist beslagen smal,
dar an ein mezzet mit zwein schaln.
Man siht im doch die stivaln
235 von des rockes kürze;
daz er in nider schürze,
des hât er guoten rât,
sô er zuo den luten gât.
Ein ieslich man selbe spûr.
240 Vor gënt die hosenestel für;
hinden siner schanden gwant,
daz ist von mir ugenant.
Herre, ob ichz errâten hân,
ist der selbe ein Österman?“
245 „Frumer kneht, lûch dich wider!
Dû hâst ez niht errâten sider,
als wâr ich bin din herre.
Er ist ein krûtwere
von der werlde genennet.
250 Swer esel niht erkennet,
der sehe in bi den ôren:
alsô ist dem tôren,
der stellet sich nâch siner art.
Vûer din vrâge ein ander vart.“
255 „Lieber herre, daz si getân!
Ist aber der ein Österman,
so er ûf setzet sinen huot,
und ist er bæses oder guot,
er senkt in bi den ôren nider;
260 herr, waz sprecht ir dâ wider?“
„Lieber kneht, anders niht,
wan daz ein tôrheit im geschicht.
Der mit dem huote sinen kopf
als einen althiunischen knopf
265 ûf einem swerte stellet,
der hât sich gesellet

mit den tôren aller meist.

Vrâge, ob du iht anders weist.“

„Jâ, herre, ich weiz noch mêr:

270 Got geb iu immer sælde und êr!

Min vrâge wil ich baz vûeren.

Gestricket hûben mit snûeren

sih ich sumliche tragen.

Der gestalt muoz ich sagen:

275 si habent schopfes vil dâ vor;

hinden kepfet im enbor

ein spânel kûme vingers breit.

ûf dem sinem nacke er treit

ein gollier, daz ist selbwahen.

280 Ze Dûringen und in Salsen

hât er doch dehein gelt;

diu kornsât hât im gevêlt

ze Missen, wand er kam nie dar.

Nû nemt an dem selben war,

285 welch tinvel in des bit,

daz er nâch vremdem lantsit

sich so stæte briutet?

Wie er sich des entmûnet,

daz er niht gereden kan!

290 „Wat wolt gi, sâlik kumpân?“

„Lieber friunt, wil dû iht?“

Diu rede dûnket in enwiht.

Nû sagt mir, lieber herre min,

mag ab der ein Österman sin?“

295 „Nein er, sam mir sant Jôhans!

er ist ein rehtiû östergans.

Die geuse seh wir für uns tragen,

kurzez houbet, langen kragen;

alsô stellet der selbe sich.

300 Wilt dû iht anders vrâgen mich?“

„Jâ, herre getriuwer,

Diu êre ist wol iuwer,

daz ir mich wiser machet.

Sin lop si geswachet,

305 den des wil betrâgen,

daz ich iuch kan vrâgen

nâch dem rehten lantsit.

Min vrâg niht lenger gebit.

Ich sach vor eim lithûse stân

310 einen knappen, der het an

ob einem ketenwambis guot

einen roc nâch sinem muot

gesniten vil gewære

nûz einem Pölingære:

315 daz was in der gerwe blach.

Ein gürtel ich in tragen sach;

diu was ze breit noch ze smal,

ein teil gesenket hin ze tal,

da er mit dem dûmen an greif.

320 Die andern vinger hêten sweif

umb ein starkez misencar.

An sinen henden nam ich war

zweier ketenhantschuoch guot.

Für gespitzet was sin huot;

325 dâ was isen in vernæt.

Sin koller vest unde stæt

ûf unz an daz kiune.

Dâ was onch isen inne,

daz sin ze rehte was genuoc.

330 Ein swert er umb die sîten truoc,

daz wol ze beiden ecken sneit.

Ez was scharf unde breit;

wol gevazzet was der brant:

dâ von leit er eine hant

- 335 uf den knopf des swertes vor,
daz ez hinten stont enbor.
Diu litgebin her für gie,
güetlich sie in enpfle.
„Sit willekomen, lieber herre!“ —
- 340 „Waz wänt ir, daz mir verre?
Ich hân ouch, daz dâ bizet.
Der sich gein mir vlizet
keiner ungüete,
ich sag im min gemüete.
345 Vrowe, tragt in die lute win!
lât wazzer trinken diu swin!“ —
Sie truoc im einen kopf wit:
„Gebt her, daz ir sælic sit,
liebiu litgebinne!“
- 350 Vrou sêle, sit ir dinne?“
sprach der junge vëdeman:
„ich rât iu, sô ich beste kan,
wand ich bin iuwer sippe;
tretet uf ein rippe,
355 welt ir niht ertrinken.
Der win muoz in mich sinken,
sam in die durren erde.
Daz ich vol allenthalben werde,
vrouwe, des sit vliżec.
- 360 Unt stüende ein slunt drizec,
ich wil iu gerne gelten
ân bâgen und ân schelten;
daz si iu van mir geseit,
unt lob iuz uf disen eit,
365 sô der tiufel mine toufe
in sinen kragen soufe,
ob ich iu immer iht behabe!
Ich bræch ez è mim vater abe,
der mich von kinde hât gezogen,
370 è daz iu von mir würde gelogen.
Vrouwe, ich bin niht guotes arm.
Min knecht Wolvesdarm
ziuht ein vihe in iuvern stal;
hiet ich aber aller hengste wal,
375 für in einen nâem ich niht drî.
Seht, ob er niht krefteic si:
diu valtor er enzwei dräst.
Dô himel und erde zesamen bræst,
er wischte wol eneben ûz,
380 daz ich niht ein hirszen grûz
vorhte daz gerumpel nider:
er bræht mich wol gesunden wider.“ —
Diu hûsvrou sprach: „Uf min sêl,
sô ist er krefteic unde snel.“ —
- 385 „Wolvesdarm!“ — „Herre,
ich bin dir niht verre.“ —
„Genc her, swing in dich den win,
unt lâz dir enpfolhen sin
daz vihe aller beste,
390 daz dem iht gebreste.
Swing im vuoter, mach ez rein,
streich im schône sinu bein,
wint im uf den hôhen schopf.“ —
Die wile kam ouch Gîrskropf,
395 sin geselle, ein frumer kneht.
„Nû wis wilkomen unt sag mir reht“,
sprach der herre, „waz hât dich
sô lange gesümet? des vrâg ich.“ —
„Herre, ich tet ein munkel;
400 dar nâch gap mir ein klunkel
iuwer vrumer meier,
sehs und drizec eier,

- zwen kâse und ein spanvarc,
daz was vezit unde starc,
405 ein schulter unt zwô hammen;
ichn aht niht meigrammen,
pardisepfel, negelin.
Vrowe, tragt in die lute win!“ —
Alsô sprach Gîrskropf;
410 si truoc im vol ein grôzen kopf:
den zôch er in die vlozze.
„Nû wol mich miner drozze!
Waz dâ dinges durch vert,
daz mir den lip vor zadel nert!“ —
- 415 Diu vrowe sprach dem gaste zuo:
„Ich sag iu, herre, waz ich tuo
umb iur zwêne knehte,
daz tuon ich ze rehte.
Gîrskropf zebrast nie;
420 sô ist ouch gewesen ie
Wolvesdarm gitec.“ —
„Diu sorge ist unstritec“,
sprâchen die knehte beide;
„vüllet uns wol daz geweide,
425 vrowe; sô wir danne werden vol,
ir geringet mit uns wol,
wir gelten iu schône dernâch.“ —
Wolvesdarm aber sprach:
„Vrowe, ich was nie sô siech,
430 ich viselet iu ein ohsendiech
für ein kleinen gensefuoz:
daz tet mir des hungers buoz.“ —
Owê, getriuwer herre,
ich fûer iuch gar ze verre
435 mit miner vrâge von dem wege
(Got hab iuch in siner pflege
gesunt und unleidec!),
die lute sint sô vreidec,
ob sie unsern lantsit
440 in Österreich begên dâ mit?“
„Nein sie zwäre, frumer kneht!
Ich wil dirz bescheiden reht:
der site von Beiern ist komen.
Die Beiern dicke habent genomen
445 in Österreich der herren guot.
Von Hulbach unt von Landeshuot,
von Vüerding, von Gollenhoven,
über mangel steinschroven
sint sie dâ her abe geværn,
450 durch daz sie dâ heime ir guot sparn.
Dar zuo hât Got geschaffen
manegen ôsteraffen:
swaz man dem affen vor tuot,
daz tuot er nâch und dunkt in guot.“
- 455 „Lieber herre, wer sint die?
Ich hân in disem lande hie
gesehen sumeliche
sô rehte frumeliche
gebâren, daz sin was genuoc
460 unt mit den worten alsô klouc.
Gêt sin geselle gegen im,
disen gruoze ich vernim:
„Got gebe dir hôveschen muot!
inâ! wannen gâstû guot?“ —
- 465 „Herre min, sæliger,
ich gân her von miner swiger.“ —
„Sag an, hâstû swiger hie?“ —
„Hie ze Wienne hân ich die.
wer sold hie âne swiger sin?
470 dâ gânt sô vil der tûhterlîn!“

„Frumer kneht, vernim mich;
 ez ist niht unbillich,
 riht wir uns nâch den Swâben.
 Von den Gottes gâben
 475 wart ein herzog uns gesant
 von Swâben her in Ôsterlant.
 Dâ von hât man die Swâb hie baz,
 dan ander liut; billich ist daz!“
 „Herre, bescheidet mir noch mîr
 480 eine vräge, der ich ger.
 Ich sach einen lûblich tragen
 gewant; dâ von wil ich sagen.
 Ez was gesniten wol und eben
 vor, hinden und eneben,
 485 in rehter lenge hin ze tal.
 Weder ze breit, noch ze smal
 truoc er ein gûrtel umbe sich;
 der rinc was guot, den sach ich,
 von wizem helfenbeine,
 490 ze grôz, noch ze kleine.
 Dâ hienc ein guot mezzere an:
 als ichz gesehen hân,
 diu klinge moht wol guot sin;
 daz heft was klein fiederin.
 495 Wol stuont im al sin kleit.
 Daz muoder was ze rehte breit
 oberhalb der vordern gêrn.
 Der ermel wolt er niht enbern,
 als im der arm was gestalt.
 500 Sin mantel guot zwivalt;
 der under niden fûr gie.
 Sin hâr er schône wahsen lie
 dar in rehter lenge.
 Sin hûbe niht sô enge,
 505 si dahte im siner ôren tûr;
 dâ gie niender krustel fûr,
 alsô doch vil mangem tuot.
 Wol und eben stuont sin huot;
 der was niht ze spæhe.
 510 Swer gegen im was gæhe
 und im bôt sin vreidekeit,
 dem het er schiere widerseit.
 Er was gên dem guoten guot,
 gên dem ûbelen hôchgemuot,
 515 vrimetie under schilde,
 ze rehte guotes milde,
 erkantes herzen gein Got,
 wol behalten sin gebot,
 getriuwe, wârhaft, stæte,
 520 in nœten guoter ræte.
 Gein schimpf kau er gebâren wol,
 verswigen, swaz geligen sol;
 er ist bedæhtic siner wart.
 Sin lip, sin guot ist unverspart
 525 vor ère, diu im sanfte tuot:
 vor allem meile ist er behuot.
 Eia, herre getriuwer,
 nû wart ich allez iuwer,
 daz ir mir saget, wer er si:
 530 im ist michel ère bi.“
 „Lieber kneht, ich sage dir,
 dû hâst rehte gezeigt mir.
 Fûrbaz soltû din frâgen lân:
 er ist ein rehter Ôsterman!“

2. Aus dem fünfzehnten Bûchlein.

Der kneht, den ich hân verriben,
 von dem ist mir ein mære beliben,

des sag ich iu die wârheit.
 Bi den zeiten ich reit
 35 schône ûf einer strâze sleht;
 nû reit enneben mich der kneht,
 er sprach: „Herre, geruochoet ir
 eine rede bescheiden mir,
 umb waz die liute in Ôsterreich
 40 gebârent alsô blûelich.
 Ob einer gerne vreudic wær,
 den heiz wir einen rogzær;
 ist ein ander vrô dâ bi,
 wir wellen, daz er trunken si.“
 45 Ich sprach: „Vriunt, wie meinstû daz?
 daz bescheide mir noch baz.“
 „Herre, ich hœr die alten sagen,
 daz bi ir alten lebetagen
 daz lant gar mit vreuden was.
 50 Sô die bluomen unde gras
 ensprungen in dem meien,
 die hôchgemuoten leien,
 ich mein die herren milte,
 die gâben kleider, schilte:
 55 sô huop sich turnieren,
 tanzen, tjustieren,
 buhurt in den gazzen.
 schilt riterlichen vazzen
 vor den schœnen vrouwen.
 60 Dô was guot ze schouwen
 gezieret manic klærer lip,
 bêdiu, mâget unde wip.
 Die riter truogen kleider;
 des ist nû niht leider:
 65 ein riter nimt gar vûr guot
 zem winter einen vèhen huot
 und ein kûrsen schæffin
 (daz sint nû diu kleider sin);
 zem sumer einen zendâl,
 70 under einem huote hin ze tal
 ein roc ân suckenie.
 Den herren ich verphie,
 der sô zegelichen tuo;
 geb die suckeni dâ zuo!“
 75 Ich sprach: „Swic, unwiser kneht!
 Dinu mære sint mir unreht;
 Dû vliusest mir âne schult
 der lantherren hult.“
 Er sprach: „Herre, erloubet mir
 80 ze reden mîr: ich und ir
 sîn die mâze wol verswigen,
 daz diu rede sol geligen.“
 Ich sprach: „Kanstû verswigen,
 sô gerne hôte ich gigen
 85 niht, sam dinu mære.“
 Dô sprach der vil gewære:
 „Herre, ich kam ze Wienen
 unt sach ze hove dienen.
 Dô der vûrst von tische stuont,
 90 ich tet, sam die geste tuont,
 unt stuont ûf eine lære banc.
 Diu wile was mir doch niht lanc:
 der aller besten vier
 sâzen sô nâhen mîr,
 95 daz ich ir rede vol vernam.
 Si sint niht in dem munde lam,
 iriu mære hôte ich wol,
 herre, diuch in sagen sol.
 Ez sprach der altist under in:
 100 „Hœrt, ir herren, ich hân sin

- unde wisheit dà zuo.
Der ein guot nütze kuo
hât, den wer ich ûf der stat,
daz er ein vuoder milch hât
105 von ir in eime jâr:
daz sag ich iu vür wâr, —
Ich dâhte: Sêht wâ Gâmuret
vor Camvoles daz beste tet!
Lützel er sin ellen spart,
110 unz im diu kûneginne wart,
Herzeloid, diu schœn, diu klâr,
mit ir zwei kûneerich vür wâr. —
Der ander sin rede huop:
„Ich freu mich zehen korngruop;
115 die hiez ich verstôren wol,
wan sie sint getreides vol.
Wol ich des geniezen mac
hin unz umb Sant Geôrgen tac.“ —
Dô dâht ich: Sêht hie Parzival!
120 wie er wuote um den grâl,
unt wie er ranc nâch werdekheit,
dâ Orilus mit im streit! —
Dô sprach der dritte dienstman:
„Zwâr ichu weiz unde kan,
125 ân daz ich hiwer in dem lesen
gar ein tûrel bin gewesen.
Umb vierzec phunt kouft ich win vür:
den besluzet min kœlertûr,
daz ich in trink vil selten;
130 er muoz mir wider gelten
min phenninge unt sô vil mër,
daz ich sin niht ze wandel ger!“ —
Ich dâhte: O wê, Gramoslanz!
wie er tobete umb den kranz,
135 den Gâwân ab der linden brach,
daz er die herzoginne sach,
Orgelûs, die schœn, die klâr,
diu in mit ir brâhte dar. —
Der vierde sprach: „Ir herren,
140 wir haben einen werren,
der ist uns niht rehte.
Rîter unde knehte
ein teil ze hôchvertic sint.
Die minen ich doch überwint,
145 daz sie sich müezen smücken.
Wir sullens nider drücken
swâ wir immer kunnen;
niht sulle wir in gunnen,
daz si vordern an uns gâb:
150 hab der man, daz er hab.
Ob wir umb sust vunden
ros bi drizie phunden,
diu sul wir in sô niht geben.
Wir sullen ahten ê vil eben,
155 daz er gelt diu vûnf teil:
wirt im daz sehste ze heil,
des sint doch wol vûnf phunt.
Dâ bi sol im werden kunt,
daz er stæte si bereit,
160 und uns lob ûf sinen eit.
die wile und daz march lebe,
daz erz nimmer hin gebe.“ —
Ich gedâhte: Kûnec Artûs,
ze Karidôl in dinem hûs
165 miltielichen gap din hant:
des hât mich dirre her ermant!

Hugo von Trimberg.

„Der dieß Buch gedichtet hat,“ so lautet der Schluß des Renner's, „der pfleg der Schule zu Theuerstadt wohl vierzig Jahre vor Babenberg, und hieß Hug von Trimberg. Es ward zu Ende gedichtet, das ist wahr, da tausend und dreihundert Jahr von Christus Geburt vergangen waren.“ Trimberg, ein Dorf am Fuße des Bergschlosses gleichen Namens im ehemaligen Bisthume Würzburg, war somit der Geburtsort des Dichters, welcher von 1260 bis 1309 Rektor der Schule am Collegiatstift der Maria und Gangolzh zu Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg war, und dort, wie es scheint, lange gewirkt und seine Ruhe zu gelehrt und andern schriftstellerischen Arbeiten benutzte. Daß er nicht geistlichen Standes war, geht aus einer andern Stelle seines Gedichts (Vers 185 ff.) hervor, in welcher er sich als Laien den Klosterleuten und andern Pfaffen entgegensetzt. Man möchte freilich glauben, daß dieses im Widerspruch mit seiner Stellung stehe, da dieselbe einen Geistlichen voranzusetzen scheint, allein damals war das gemeinschaftliche Leben des Collegiatstiftes schon aufgehoben; und da sein Name in keinem Verzeichnisse der Scolastiker vorkommt, so war er als Rektor ohne Zweifel der weltliche Oberlehrer, als welcher er den Titel Magister führte. Da er übrigens auch von einem Sohne spricht, der in einem Kloster lebte, (Vers 15, 612), so kann über seinen Stand wohl kein Zweifel mehr obwalten. Manche nehmen an, daß Hugo nicht ein gewöhnlicher Schulmeister, sondern Vorsteher einer Meistersängerschule gewesen sei, in welcher er Unterricht in der Dichtkunst erteilt habe; so viel Unspähenndes diese Annahme aber an und für sich hat, so läßt sie sich doch durch keine triftigen Gründe unterstützen. Nur der Schluß des Gedichts könnte sie einigermaßen beglaubigen; denn wenn er sagt: „Ich hatte vor vier und dreißig Jahren (also im Jahre 1260) meine n Gesellen, die bei mir waren, gemacht ein kleines Büchlein, daß sie dabei gedächten mein: das war der Sammler genannt;“ so ließe sich der Ausdruck „meine Gesellen“ allerdings nicht füglich auf jüngere Schüler beziehen, und doch muß Hugo damals schon in Bamberg gewesen sein, da er schon 40 Jahre dort gewirkt hatte, als er den Renner schrieb.

Außer dem uns noch aufbewahrten Gedichte und dem oben erwähnten „Sammler“ hatte Hugo noch andere Bücher verfaßt; er selbst berichtet, daß er „sieben Büchlein in deutscher Sprache, und fünf in lateinischer geschrieben habe, von denen jedoch eines unvollendet geblieben sei (Vers 28 ff.). Von dem „Sammler“ erwähnt er insbesondere, daß ihm ein Theil abhanden gekommen sei, welcher Verlust ihn mit so großem Schmerz erfüllt habe, daß er es nicht mehr habe vollenden mögen; was jedoch davon geschrieben gewesen, habe er in den Renner aufgenommen, „Jenes laufe vor,“ fügt er hinzu, „dieses renne nach“, wodurch er auch erklärt, warum er sein Gedicht den „Renner“ genannt habe (Vers 24, 549 ff.). Diese vielseitige schriftstellerische Thätigkeit weist schon darauf hin, daß Hugo gelehrt Bildung haben mußte; noch mehr gibt dies aus einer andern Stelle seines Renner's hervor, wo er uns berichtet, daß er eine Sammlung von 200 Büchern besäße, seine zwölf

eigenen mit eingerechnet, mit denen er gehofft habe, in seinem Alter nach der alten Lehrer Sitte, sein nothdürftiges Auskommen zu verdienen. „Doch muß ich verderben“, sagt er klagend hinzu, „es sei denn, daß Gott sich meiner besser annehmen wolle, als mir meine Bücher in der Kiste zu Statuten gekommen sind; denn ich ziehe davon keinen Nutzen, da Niemand die Kunst lernen will, die Randem Ehre und Gunst brächte“ (B. 16, 618). Am entschiedensten leuchtet seine Gelehrsamkeit jedoch aus dem Kenner selbst hervor, in welchem er eine vertraute Bekanntschaft nicht bloß mit dem Bibel, die er als einzige Quelle aller wahren Weisheit bezeichnet, und mit den Kirchenvätern an den Tag legt, sondern auch mit den meisten lateinischen Classikern, unter welchen er besonders häufig den Horaz, Seneca, Ovid, Plinius, Persius, Virgil und Juvenal erwähnt. Außerdem besaß er eine ausgebreitete Kenntniß der deutschen Literatur, über welche er sich in einer längeren äußerst merkwürdigen Stelle ausdrückt (2). Aus einer andern, in welcher er den Warner nachzuahmen scheint (f. o. S. 93 Nr. 17) erhebt, daß er auch die vollständigen Dichtungen genau kannte. Endlich scheint er mannigfaltige, für seine Zeit sehr seltene Sprachkenntnisse gehabt zu haben (B. 22, 276 ff.).

Der „Kenner“, von dem der Dichter in der Ueberschrift sagt, daß er ihn also genannt habe, weil das Buch durch alle Länder rennen solle (eine andere Erklärung des Titels ist schon oben erwähnt), ward im Jahre 1300 gedichtet; doch erweiterte es Hugo beständig, indem er immer wieder neue Zusätze einschaltete, so daß es erst im Jahre 1309 geschlossen wurde. Sehr häufig kann man diese späteren Erweiterungen leicht erkennen, da sie sich mit dem früher Vorhandenen nur selten innig verschmolzen haben, und durch sie der Gedankengang oft geradezu unterbrochen wird; denn der Dichter fand in seinem Gedichte nicht immer ganz passende Stellen, in welche die neueren Zusätze leicht hätten eingeschoben werden können. Diese sind zum größten Theil auch daran erkenntlich, daß sie aus der Lectüre des Dichters hervorgegangen oder durch sie hervorgernsen worden sind; denn so oft ihm in diesem oder jenem Buch irgend eine merkwürdige Sentenz oder eine Reihe von schönen Gedanken vorkam, brachte er sie in Reime und schaltete sie an irgend einem Orte ein, woraus sich auch die häufigen Wiederholungen erklären lassen, die den Leser nicht wenig ermüden. Unter den heimathlichen Dichtern, die er bei solchen Gelegenheiten benutzte, steht Freidank oben an, den er oft namentlich anführt; aber es lassen sich auch nicht wenige Stellen aus andern Dichtern nachweisen, welche Hugo benutzt hat, ohne sie zu nennen. Dieser füllte übrigens selbst, wie seinem Gedichte der innere Zusammenhang fehle; er entschuldigt sich deshalb, indem er sich mit einem Reiter vergleicht, der sein Ross nicht bändigen kann. „Leite ich es nach dieser Seite“, sagt er (B. 13, 854), „so läuft es nach einer andern, auf ein Feld, nach welchem mein Sinn nicht gerichtet war. Bringe ich es wieder auf den Weg, so läuft es vor manchem Ziel vorbei und viel weiter, als mein Herz will; über Stod und Stein, über Blumen und Lachen trägt es mich hinweg von manchen Sachen. Begegnet uns aber ein tiefer Graben, so strauchelt es selber und wirft mich ab. So sitze ich, wie in einem Traum, und fange es wie-

der bei dem Zaum, und laufe mit ihm über Feld hindann, wie Einer, der nicht wohl reiten kann.“ — Wenn das Gedicht hiedurch ohne Zweifel im Einzelnen auch gewonnen haben, und insbesondere manche schöne Fabel und Erzählung erst als Zusatz eingeschaltet worden sein mag, so hat es dagegen in künstlerischer Hinsicht ungemein viel verloren; es ist namentlich sowohl die logische, als die poetische Einheit vernichtet worden, welche der „Kenner“ in seiner ursprünglichen Anlage hatte. Denn es läßt sich dieselbe noch vollkommen gut erkennen. Das Gedicht sollte das Leben der Menschen, und den Sittenverfall in Form einer Allegorie darstellen, die der Dichter auch gleich nach der kurzen Vorrede auszuführen beginnt. „Ich kam einst, erzählt er, auf eine bergumgebene blumige Haide, in der ein einziger Baum stand. Unter demselben war wonnigliches Gras, dabei ein wilder Dornstrauch neben einer Lache und einem Brunnen. Auf dem Baume sangen Vögelein. Als die Blüten abfielen, ward er mit Birnen beladen. Ein Theil wurde abgebrochen, ehe sie reif waren, doch blieben noch genug daran, die dem Sturme trogten, bis sie zeltig wurden. Da kam aber ein Wind (Härwig genannt), der den Baum so derb schüttelte, daß die Birnen herabfielen. Ein Theil fiel in die Lache, in den Brunnen, in den Dorn und diese verdarben alle; ein Theil fiel in das Gras; diesem schadete das Wetter; allein jene verdarben doch eher.“ Hier auf gibt er die Deutung dieser Bilder: „Als Gott Adam geschaffen hatte, und dieser allein war, nahm Gott von ihm eine Rippe, von der unsere Mutter Eva kam. Beide bedekten den Baum, denn sie waren beide ohne Sünde, und sie wären ewig im Paradies geblieben, wenn sie Gottes Gebote gehalten hätten. Doch als sie Gottes Jorn an sich zogen, da wuchs der Hoffart Dorn und mancher Sünden Lache; doch hatten sie große Reue und dies bedeutet das grüne Gras. Wie Eva uns in Sünde und Tod brachte, so hat uns Ave aus der Noth geholfen. Die Haide ist die Welt, die Birnen sind die Menschen.“ Das ganze Gedicht ist nun eine Entwidlung dieser Allegorie, welche Hugo freilich oft zu vergessen scheint, um dann ganz unerwartet auf dieselbe zurückzukommen und die einzelnen Bilder auszuführen. Dadurch verliert dieselbe aber an Wirkung, was gewiß nicht der Fall war, als der Dichter die erwähnten Zusätze noch nicht eingeschoben hatte.

Es ist kaum möglich, dem Kenner auf allen seinen Irrfahrten zu folgen, da er, wie der ehrliche Hugo ja selber sagt, in der Kreuz und Quer bald dahin, bald dorthin rennt, und auf den mannigfaltigsten Umwegen, nach den unerwartetsten Seitensträngen wieder in die Straße einlenkt. Doch ist dies auch nicht nöthig, da wir doch nur, wenn wir ihm überall folgen wollten, manchen Weg mit ihm zwei oder dreimal zurücklegen müßten.

Die Hoffarth, die der Dichter durch den Dorn bezeichnet, ist ihm die Quelle alles Uebels und aller Laster, der hauptsächlichste Grund des Sittenverderbnisses, da sie alle Stände der Gesellschaft ergriffen habe. Sie fährt die Mädchen ins Verderben, die entweder aus Selbstüberhebung gar spröde thun und die besten Freier stolz abweisen, oder sich übermäßig puken, um die Augen der jungen Männer an sich zu ziehen (1). Wer sich über die Andern erhebt, ist den verstoßenen Engeln gleich,

denn im Grunde sind doch „plassen, riter und gebäre, sippe von nature, unt süln brüderlichen leben.“ Daher ist die Hofarth auch bei den Fürsten und Herren zu tadeln, die sich, um derselben zu fröhnen, zum schändlichsten Geiz, worin sie nur von ihren Rathgebern, von den Aerzten und Juristen überboten werden, verleiten lassen, nur für Geld Alles thun, nur an Gelderwerb denken und den Armen weniger Gutes erweisen, als der ärmste Hirt im armeligsten Dorf. Ueberhaupt hat die Hofarth ihren vornehmsten Sitz an den Höfen, wo die Schmeichler zum höchsten Ansehen gelangen, denn „wer ganze lieb zu Got hat, den nimet man selten an fürsten rat.“ Am Hofe werden selbst die Geistlichen verdorben, und die Herren sind so ganz in Schlemmerei, Unkeuschheit und Geiz versunken, daß sie die Weise ganz vergessen haben, in welcher früher edle Herren sangen. Dieser Gedanke führt ihn auf das schon erwähnte Lob der großen Dichter. Unter diesen erhebt er besonders den Warner, wogegen er Meister Konrad von Bärzburg bei aller Bewunderung für dessen Talente tadelte, daß er zu gelehrt sei, so daß ihn wenig Laien verstanden, was deutschen Büchern nicht gezieme. „Wer dichten will, der dichte also, daß weder zu niedrig noch zu hoch, seines Sinnes Flug das Mittel halte; so wird er werth Jungen und Alten. Was der Mensch nicht versteht, träge es ihm in die Ohren geht, wer gar sich bekleist an seltsamen Reim, der will, daß seiner Gedanken Reim außen an schönen Worten flebe, und wenig Nutzen drinnen schwebte.“ (2) Ehemals, fährt er fort, wurde Niemand König, der nicht in den Künsten erfahren war, was er durch das Beispiel der drei Könige beweist, welche durch ihre Kunst den Stern erkannten, der sie zum Heiland führte; jetzt aber haben die Fürsten Anderes zu thun, als sich mit der Kunst zu beschäftigen.

Ferner gibt es Leute, welche man das Bauernvolk heißt, von denen Mancher trotzmäßig wäre, wenn die Hand der Herren nicht zu schwer auf ihm läge; und so möchte man ihrer Viele bei der Hofarth Ingefinde finden. Er sei einst, erzählt er nun, in ein Dorf gekommen, wo ihn die versammelten Bauern gebeten hätten, ihnen zu erklären, woher es komme, daß die Menschen nicht alle gleich seien, da sie doch alle von Einer Mutter stammten. Da habe er ihnen auseinander gesetzt, daß dies von Noahs drei Söhnen herrühre, deren mittleren er mit seinem ganzen Geschlechte verflucht habe, den Nachkommen der Andern zu dienen. Da die Bauern geneigt gewesen seien, dem Noah zu zürnen, habe er ihnen weiter erklärt, daß der Adel nicht in der Geburt und im Reichthum liege, sondern im tugendhaften, frommen Wesen, und daß der Arme eher in den Himmel komme, als der Reiche. Diese Erklärung habe die Bauern gefreut, doch hätten sie ihn noch gebeten, ihnen zu sagen, wie es sich mit den Galbrittern verhalte, die es mit dem Adel hielten, ohne doch selbst adelig zu sein, und welche die Armen gar sehr bedrückten. Er habe ihnen darauf die Fabel vom Maulesel erzählt, der sich seiner Mutter und seines Oheims gerühmt habe, seinen Vater aber nicht habe nennen wollen (3). Nachdem der Dichter hierauf noch seine weiteren Gespräche mit den Bauern erzählt, wendet sich seine Darstellung auf die Geistlichen. Diese sollten sich vor Allem, sagt er, vor Geiz und Unkeuschheit hüten; allein sie mißbrauchen sogar die Almosen, indem sie

dieselben nicht zu Gottes Ehre, sondern zu sinnlichen Genüssen verwenden. Ihnen bebagt die weltliche Ehre besser, als die hohe Würde, die ihnen Gott ertheilt hat. Die Weihe macht jedoch seinen rein, wenn er es nicht schon ist. Der Pfaffe, der sein Volk auf unrechte Wege führt, muß uns für Alle, die er zur Sünde verleitet, Rechenschaft geben. Vor Allen sind aber die zu tadeln, die mehr Pfründen und Pfarreien annehmen, als sie mit gutem Gewissen verwalten können. Die Klosterleute sind von dem heiligen Leben der ersten Mönche sehr entfernt; man soll in das Kloster gehen, um die Feinde des Menschen, das Fleisch, die Welt, des Teufels Rath zu fliehen, nicht aber um des Leibes wohl zu pflegen: Keuschheit, Gehorsam und Armuth sind die ersten Bedingungen des Klosterlebens; auch sollen die Mönche einander lieb haben nach des Herrn Gebot, nicht aber sich gegenseitig das Leben verbittern. „Als die alte Schlange mit ihren Genossen vom Himmel ward herabgelassen, so theilte sie ihre Leibes Wesen in drei: den Laien das Haupt zu Theil ward, denn das Haupt bezeichnet die Hofarth; den Pfaffen ward der mittlere Theil, das machte sie gefräßig und geil; sein Schwanz, mit dem er nach sich zog viel der Sterne, mag uns wohl Reid und großen Haß bedeuten, den man findet bei Klosterleuten“ (B. 3100 ff.). Reid und Haß werden aber oft von den Prälaten selbst gefördert, wie die Fabel von der Wallfahrt des Fuchses, des Wolfes und des Esels lehrt. Einst wallfahrten nämlich ein Wolf, ein Fuchs und ein Esel nach Rom. In der Nähe der Stadt beichteten sie einander ihre Sünden. Der Wolf begann, und erzählte, wie ein Mann ein Fuchschwein mit zwölf Ferkeln gehabt habe, die oft vor Hunger geschrien hätten, weil ihre Mutter immer auf dem Felde herumgeschweift sei, statt sie zu säugen. Um diese wegen ihrer Lieblosigkeit zu bestrafen, habe er sie aufgefressen, nun hätten aber die armen Ferklein noch ärger Hunger gelitten, als zuvor; er habe sich daher ihrer erbarmt, und sie ebenfalls erwürgt. „Was Ihr da gethan habt“, sprach der Fuchs, „das habt Ihr aus guter Absicht gethan, darum sollt Ihr zur Buße nur ein andächtigt Vater Kloster beten.“ Nun beichtete auch dieser. „In einem Dorfe“, erzählte er, „war ein Bauer, der einen so bösen Hahn hatte, daß er alle Hähne bis und dabei mit zwölf Hennen Tag und Nacht ein solch Geschrei verführte, daß alle Kranken davon Kopfschmerzen bekamen. Darüber erzürnt, trug ich ihn fort. Nun klagten aber seine Weiber und trugen mir Haß, weshalb ich sie aus Rache alle auffraß.“ „Du hast den Uebermuth und den Haß bestraft“, sagte nun der Wolf, „und so ist Deine Sünde nicht groß, daher fasse an drei Freitagen, wenn Du nicht genug Fleisch erjagen kannst.“ „Jetzt, Herr Esel“, fuhr er fort, „ist an Euch die Reihe zu beichten.“ „Was soll ich sagen?“ sprach dieser. „Ihr wißt ja, daß ich ein elendes, mühseliges Leben führe. Doch habe ich einmal bei großer Kälte, da mich Hunger und Frost quälte, einem Knechte, der mich pflegte, etwas Stroh, das aus seinen Schuhen herausgeschauete, weggefressen. Das reut mich sehr; deshalb setz mir eine gnädige Buße!“ „Weh Dir ewiglich!“ riefen nun Wolf und Fuchs aus; „Wörter, was hast Du gethan? Du hast verderbet einen Mann, dem seine Füße sind erfroren. Der Mord hat Dir Deine Seele verloren; so soll auch Dein Leib nicht genesen, der Dieb und Mör-

der ist gewesen.“ Und so nahmen sie ihm da sein Leben. Solches, sagt der Dichter hinzu, kommt noch oft in Klöstern vor; wem die Obern nicht günstig sind, der wird hin und her gezerrt, bis er Seele und Leib verliert, wie der Esel, um eine kleine Schuld; der Fuchs aber behielt des Wolfes Fuld (4). Der Mönch, fährt er fort, soll beten, aber nicht zu viel schwärzen, denn „Zwei Augen, Zwei Ohren und nur Einen Mund: hat der Mensch, damit ihm sei kund, daß, was er auch höre, und was er auch sehe, er alles dieses nicht ausschwäge.“ Viele aber weichen sich dem Klosterleben, die keinen wahren Beruf dazu haben. Die Gottgefälligkeit besteht nicht darin, daß man den Leib mit Fasten und Wachen zu Grunde richte, denn auch in diesen Dingen ist Mäßigkeit gut. Oft kasteien sich die Mönche auf des Teufels Eingebung so sehr, daß sie allen Lebensmuth verlieren und sich selbst das Leben nehmen. So habe ihm einst ein alter Mönch gesagt, er bereue aus ganzem Herzen ins Kloster gegangen zu sein, da ihn dasselbe nicht zu der Würdigkeit geführt habe, die er sich vorgestellt, als er noch in der Welt gelebt habe. Die Mönche, sagt der Dichter hinzu, sind voll Falschheit und Hinterlist, so daß diese sogar zum Sprichwort geworden sei. Was von den gemeinen Klosterleuten gilt, das gilt auch von den Aebten, die voll Hoffarth sind und ihrer hohen Aufgabe ganz vergessen, so daß ihrer viele in den Dorn fallen. Der Menschen Sünde ist überhaupt mit der Syder zu vergleichen, welcher stets wieder drei neue Köpfe wachsen, wenn man Einen abgehauen hatte.

Nachdem er nun von der Hoffarth gesprochen, war nicht erschöpfend, wie er sagt, weil er sonst Burgen, Dörfer und Städte hätte zerstören müssen, will er nun von ihrem Gespielen, dem Geiz sprechen, der Weib und Mann so sehr befangen hat, daß alle Lage mehr Birnen in ihren Brunnen fallen, als auf den Dorn. Denn Alles strebt nach Reichtum und schaudert nicht vor Lügen, Untreue und Meineid zurück. Untreue aber führt zu aller Schlechtigkeit, und die Welt ist derselben so voll, daß der Endekrist nahe zu sein scheint. Wer dem Geiz anheimgefallen ist, kann von ihm nicht ablassen, wie schon Horaz schreibt: „Treib die Natur mit einer Gabeln von dir, daz si beginne zabeln, si ließe doch zuo dir hin wider, swenne du di gabeln legest nider.“ (B. 4, 615 ff.) Bei dem Geiz findet sich alles Böse ein (Bosheit ist seine Kammerin, Rargheit seine Kellnerin, Untreue seine Rathgeberin, Schlechtigkeit seine Haarsflechterin, Lügen und Trügen mag wohl sein ihr Schenk und ihr Truchseß, Unwürdigkeit ist ihre Speiserin, Schmeichelei ihre Aermelschmückerin, Sparsamkeit pflegt der Pforte u. s. w.); er wird nie satt, und tadelt doch der andern Leute Untugend, ohne seine eigene zu fühlen, wie jene Frau, welche voll Herzensangst beichtete, daß sie eine Schlehe gegessen und so ihre Fasten gebrochen habe, dagegen aber zu beichten vergaß, daß sie immer fluche und schwöre und daß sie mit ihrem Pfarrer sieben Kinder gezeugt habe und mit dem achten schwanger gehe. Wenn der Geizige fastet, Spiel und unzüchtiges Leben vermeidet, geschieht es nicht aus Frömmigkeit, sondern nur, um zu sparen. Allerdings ist Sparsamkeit löblich, allein im Uebermaß wird sie zum Laßer, das alle andern nach sich zieht. Der Geizige ist gleich der Spinne, die um jämmerlichen Gewinn

ihr Eingeweide aus dem Leibe spinnet, daß in dem Gewebe eine Rücke hängen bleibe; doch oft sieht man einen dünnen Baßig im Gewebe hängen, den sie zu Grunde geben ließ, aus dem sie also wenig Frommen zog. Wie der Maulwurf in der Erde gar listig, aber am Lichte blind ist, so sind die Geizigen dem Lichte gram, aber voller List, wenn es sich um Bereicherung handelt. Sie wagen, der Kröte gleich, das Ibrige nicht zu benutzen; sie scharren, wie der Hahn, Alles zusammen, ohne Vortheil davon zu haben. Aber dabei ist der Geizige immer unglücklich, da er in immerwährender Sorge und Angst lebt und Niemanden tranet. Er ist daher auch ein Heuchler; dieser aber gleicht dem Strauß, der zwar Federn hat, aber nicht fliegen kann; so zieren den Heuchler der Tugend Federn von Augen. Erst auf dem Sterbebett erkennt der Geizige, wie übel er gelebt hat, aber dann ist alle Reue zu spät. Hierauf spricht der Dichter von den bösen Birthen (Hausvätern), die ihr Geseinde hungern und die aus Geiz Manches verderben lassen, deren Knechte und Mägde darauf abgerichtet sind, die Armen abzuweisen, und welche ihre Gäste mit scheelen Augen ansehen, was ihn an die bekannte Fabel vom Fuchs erinnert, der dem Storch eine breite Schüsselfel vorsetzte so daß dieser Nichts bekommen konnte. Der Birth soll seine Gäste freundlich aufnehmen, was ihnen angenehmer ist, als wenn er ihnen allerlei Dinge vorsetzt und dabei ein unfreundliches Gesicht macht. Man soll jedoch sein Hauswesen ordentlich besorgen, wie uns die Fabel von der Ameise und der Grille beweist, aus der wir zudem noch lernen können, daß wir die Jugendzeit vernünftig anwenden sollen.

Ohne eigentlichen Uebergang kommt der Dichter sodann auf die Leute zu sprechen, die sich selbst durch gute Beispiele nicht zum Guten bekehren lassen, wobei er die Fabel von der Elster erzählt, die den Gang der Taube nachahmen wollte, aber von ihrer Gewohnheit nicht ablassen konnte. Deshalb solle man auch Böse nicht bekehren, den Auctor nicht singen lehren wollen. Dies führt ihn auf Gesang, Saitenspiel, die christliche Orgel und endlich auf die heiligen Bücher. Diese enthalten viele gute Lehren, aber Niemand liest sie; die Lehren der hohen Meister, mit denen die Seele gleich einem Aker hätte gedüngt werden sollen, sind unwerth geworden, seit Milben, Holzwürmer und Schimmel die Bücher zernagen, welche die Seele zum Himmel führen sollten. Die Welt ist leider jetzt so laß geworden, daß sie alle Dinge verdrängt, die unserm Körper nicht nützen und so kommt es denn auch, daß so viele Menschen im Bösen verharren und nur durch göttliche Strafen bekehrt werden können, wie jener Esel in der Fabel, der nur durch Schläge zur Arbeit angehalten werden konnte. Und doch sind die Esel klüger als die Menschen; denn der Esel geht nicht hin, wo er einen andern hat fallen sehen; aber die Menschen sehen alle Tage Leute sterben und bekehren sich doch nicht.

In einem neuen Abschnitt spricht der Dichter von den vier Elementen und ihren Beziehungen zu dem Menschen. Wie unser Leib sich zur Erde senket, so strebt unsere Seele zum Himmel, daher wir stets an Gott denken sollen; aber die Wenigsten thun es, und so kommt es, daß die Welt so sehr im Argen liegt. Nachdem er hierauf in langer Auseinandersetzung die meisten schon berührten Gedan-

fen wiederholt, kommt er wieder auf die Habsucht zu sprechen, was ihn dann auf die Räuber und Diebe und auf die Kriegszüge führt, welche so viele Leute ins Verderben stürzen und die nur um der Beute willen unternommen werden. Früher galt der Diebstahl als Sünde und Schande; nun ist das Rauben Klugheit, Behendigkeit und Gefügigkeit geworden, wenn man es nur verhehlen und läugnen kann. Die Diebe sind jeder Schandthat fähig. So hatte einst ein Dieb in Franken eine Frau, die ihm wegen seines schlechten Lebens stets Vorwürfe machte; aus Jorn schnitt er ihr die Ohren ab. Nicht lange darauf ward er gefangen. Als man ihn verurtheilt hatte, klagte er seine Frau an, die noch schlechter sei als er; man führte sie vor, und als sie läugnete, sagte er, man solle nur auf ihre Ohren schauen. Da man keine an ihr fand, glaubte man, es seien ihr dieselben schon früher zur Strafe abgeschnitten worden, und sie wurde hingerichtet. Nun verhöhnte der Dieb die Richter, die sich von ihm hätten täuschen lassen. — Den Schändlichen, die ihre Lebenskräften berauben, sie an Bäume binden, ihnen Klöße in den Mund stecken, oder sie da gefangen halten, wo Uibschsen, Kröten und Schlangen haufen, sollte man eher das Kreuz predigen, als dort über Meer den Tartaren, Gumanen und Heiden. Die Räuber, welche bei allem dem ein trauriges Leben führen, gleichen dem Wolfe, der lieber in der Wildniß haufen, als sich einem regelmäßigen Leben unterwerfen wollte. — Nicht besser als die Räuber sind die Schildknechte, die eben so stehlen, plündern und mordern, und dabei doch auch ein erbärmliches Leben führen. Segen arme Leute thun sie gar stolz, wie jener Gesel in der Löwenhaut. Oft sind in der That die schlimmsten Leute die angesehensten, selbst die Wucherer, deren gottloses Wesen er nun in längerer Darstellung bespricht. Der irdisches Gut gewinnen kann, heißt zwar ein weiser Mann, aber diese Weisheit führt nicht weit, wie die Märe vom Tempel des reichen Wucherers besagt. Dieser ließ nämlich einen großen Tempel bauen, in welchem man Gott für seine Sünden dienen sollte. Er bat einen heiligen Bischof, ihn zu weihen. Den Abend vor dem Tage, an dem dieser die Weihe vornehmen wollte, ging er in den Tempel, um sich das Werk zu ansehen. Da sah er den Teufel, welcher hin und her ging und die Wände abmaß. „Fort, Bösewicht!“ rief der Bischof; „man bedarf zu dieser Weihe Deiner nicht.“ „Was schillest Du mich?“ entgegnete der Teufel; „Du fürchtest mich viel mehr, denn ich Dich. Ich stehe hier auf meinem Eigenthum; so wenig ich Dir jemals das Deine genommen habe, so lasse Du mir das Meine: das ziemt Dir gar wohl.“ Der Bischof erzürnte ob dieser Rede und sprach: „Morgen nehme ich Dir Deine Gewalt, da man Gott hie dienen soll!“ Da sprach der Teufel: „Nun weißt Du wohl, wer dem Andern nimmt sein Gut, daß der wider Gottes Willen thut. Soll denn ein Bischof ärger werden, als Diebe und Räuber sind auf Erden? Das ist wider sein Amt gar; davor sollst Du Dich bewahren! Laß mich das Meine von binnen führen; das Deine wollte ich ungerne anrühren.“ Der Bischof sprach: „Das erlaube ich Dir, und hebe Dich, böser Wicht, von hier!“ Ein fuhr er des Morgens früh; da der Bischof ging hinzu und wollte den Tempel machen rein, da fand er weder Holz noch Stein.“ — Böllerel, Hoffarth und

Geiz sind überhaupt, fährt der Dichter fort, die schwächsten Seiten der Menschen; wollte doch sogar der Teufel unsern Herrn damit versuchen. Böllerei und Unleusheit schwindet mit dem Alter, aber der Geiz wächst mit den Jahren. Nur Arme wenden sich in ihrer Noth an Gott; die Reichen wähen, ihn nicht nöthig zu haben. Ueberall findet man Geiz und Habsucht, bei Pfaffen wie bei Laien; selbst die Richter und ihre Schöppen sind nicht auszunehmen, denn ihrer viele dienen dem Geiz, bis sie in den Brunnen stürzen; sie verkaufen das Recht und bedrücken die Armen, um den Reichen zu gefallen. Selten haben wir schwarze Schwanen und weiße Raben gesehen, aber noch seltener dünkt mir ein Richter, der in allen Dingen gerecht wäre. „Besonders aber finde ich wenig Treue an Juden, Bögten und Hofgesinde, an bösen Aerzten und bösen Christen, die da geheißt sind Judisten, die das Recht führen sollen, aber selten nach Wahrheit streben, die manches Ding wohl möchten schlichten und mit kurzen Worten ansprechen, und es aufschieben zu ihrem Rügen und sagen, Sand sei Kies und wiederum Kies sei Sand, die Alles verkehren und die Richter irre führen, wie denn die böse Zunge gar viel Unheil anrichtet. Jede Kunst, die nicht auf der heiligen Schrift beruht, ist Gift. So haben uns zwar Juden und weiße Heiden viele Dinge berichtet, die uns gut und nützlich sind; dennoch sind sie in manchen Dingen blind, die sie gar tief gesucht haben, die uns aber wenig nützen: Plato und Aristoteles, Seneca, Sokrates, Demosthenes und Diogenes, Iulius, Empedokles und andere alte Meister viel, die ich hier nicht nennen will. Wer diesen Büchern folget nach zu sehr, der merke, wie geschah denn Sanct Hieronymus, dem heiligen Mann, da er die heilige Schrift weglegte und lieber die Bücher las, in denen unseres Herrn Lob nicht war: des wurde er schlafend also geschlagen, daß er wachend mußte klagen. Doch muß man Juristen und Judisten wohl unterscheiden: Juristen stehen dem Rechte bei, Judisten sind nicht Falsches frei; Juristen sind gerechte Leute, Judisten thun viel Uebles heute; Juristen Gottes Recht bekennen, Judisten Recht und Gesetz zertrennen; Juristen streben nach Gottes Minne, Judisten nur nach bösem Gewinne; Juristen folgen der heiligen Schrift, Judisten Klugheit ist ein Gift.“ (B. 8585 ff.)

Nach einer längeren Abschweifung, in welcher er wieder den Geiz und die Habsucht der Pfaffen tadelt, sagt er: „Was hätte die Welt Freude oder Bönne, wenn der Mond und auch die Sonne dunkel wären, und auch die Planeten stille ständen an den sieben Stätten? So haben wir es Christen, wenn das Reich und der Pabst nicht leuchten gleich, und wenn die Richter stille stehen, und rechtem Urtheil nicht nachgehen!“ (B. 8959 ff.) Und auf den Pabst übergehend, sagt er weiter: „Gott gab St. Peter seinen Segen, und hieß ihn seiner Schafe vslagen, er hieß doch nicht scharf scheeren; nun scheeren die Pfaffen alle gern.“ In Rom ist Alles feil, Ablass, Pfarreien, Bistümer, Abteien. „Denn nach der alten Meister Sage, so bedeutet Rom Hände-Nage, denn sie nagen mancherlei, wie Pfaffen und Laien ist bekannt. Die ersten Gründer Roms waren Räuber und Mörder; so sind nun die Kanzler, Schreiber, Bullenmacher und Kämmerer arge Betrüger, Lügner und Räuber, die manchen Beutel leer machen. Reines Leben, Adel, Kunst

bleiben ohne des Papstes Günst, es komme denn mit ihnen an die Fahrt Reichhart, Klinghart und Gebhart. Wer die bringt, dem wird gewährt; dagegen sind alle seine Sachen Nichts, bringt er jetzt Harsprecher nicht. Aber Abldser und Nemesbart, Kimmervoll und Raghart, Schindengast und Eagenhart, und sein Bruder Trägenhart, Schmeichelart, Schwörhold, Gleisnerhart, Verschlinger, Kraghart und Judenbart leeren den Beutel und füllen den Sack, pflegen des Hofes Nacht und Tag.“ (B. 8,079 ff.) Man könnte in Rom selbst St. Peter und St. Paulus kaufen, denn Gold ist das Heiligthum, das dort angebetet wird. Der Mörder und Räuber wird heilig gesprochen, wenn er nur geben kann, wogegen er vom Papst ein Stück Blei mit einem seidenen Faden erhält (nämlich eine Bulle).

Nach einer längeren Rede von den Bölen, welche von den Bögten unbarmherzig eingetrieben werden, entschuldigt er sich, daß er so Vieles zwei- und dreimal wiederhole. „Als ich 20 Jahr alt war,“ sagt er, „begriff ich Alles, was ich sah, hörte, oder las. Mit den jungen Jahren entschlief auch des Geistes Kraft in mir, so daß ich jetzt nicht mehr halb das bin, was ich im 40sten Jahre war. Als meine Sinne noch ganz kräftig waren, konnte ich zweihundert deutsche oder lateinische Verse drei Tage lang in meinem Gedächtnisse behalten, bis ich sie abgeschrieben hatte. Jetzt aber ist mein Gedächtniß schwach, und so vergeße ich denn, daß ich Manches schon gesagt habe. Auch verstehe ich Vieles nicht, von dem, was ich in den Büchern lese; das lasse ich daher bleiben und fahre herum die Kreuz und die Quer, wie die Schwalbe nach ihrer Speise.“ Hier auf sagt er, daß er sich nun von dem Brunnen zu der Lache wenden und von Völlerei, Schlemmerei und Spiel sprechen wolle, die allerlei Laster nach sich zögen. Gott hat allen Thieren gegeben ihr Maß, wie sie leben sollen; welcher Mensch aber unmäßig ist, der richtet sich selbst zu Grunde. Daher sollen die Ältern ihren Kindern Mäßigkeit einprägen, denn Mancher stirbt frühe, der bei Mäßigkeit ein langes Leben hätte haben können. Essen und Trinken ist notwendig, wie Vesopus in der Fabel von dem Bauch und den Elstern lehrt; aber man soll sich nicht überfüllen, weil die schlimmsten Krankheiten daraus entstehen. Esau, der Linsenfresser, hat eine große Nachkommenschaft auf der Welt; am meisten Schaden bringt jedoch die Trunksucht hervor, denn der Trinker verliert den Verstand und sinkt zum Thier herab. — Alles Ueble kommt von böser Gewohnheit, die man nur durch Gottes Hülfe besiegen kann. Völlerei ist von Geiz und Habsucht nicht weit; die Geizigen sind aber den Abgütern der Heiden ähnlich; „diese hatten einen Mund und sprachen nicht; sie hatten Augen und sahen nicht; sie hatten Ohren und hörten nicht; sie hatten Hände und griffen nicht; sie hatten Füße und gingen nicht; sie hatten Kehlen und schrien nicht. Wer lange Reiche ansieht, sagt dasselbe auch von ihnen: die haben Augen und sehen nicht, wie weh den Armen von ihnen geschieht; sie haben Ohren, doch geht da nicht ein armer Leute Kummers Pein; sie haben Hände und geben nicht; sie haben einen Mund, und wo geschieht dem Armen Unrecht, schweigen sie dazu; ihre Füße gehen selten spat oder früh zum Gericht für arme Leute, die ihnen Nichts haben zu geben heute.“ (B. 10,044) Das Schlimmste ist,

daß man Kinder reich macht, und ihnen Aemter oder Pfründen gibt, ehe sie Kunst oder Alter haben. Einſt erhielt ein Bischof Birnen zum Geschenk. Da er die Umstehenden frug, wem er dieselben anvertrauen sollte, und ein Gast seinen Refsen nannte, erwiderte der Bischof, daß dieser ein Thor sei, der ihm leicht die besten vorweg nehmen könnte. „Wie kommt es denn, frug ihn da ein geistlicher Mann, daß man dem nicht sechzig Birnen anvertrauen kann, dem tausend Seelen anvertraut sind?“ (B. 10,884) So sind Seelen wohlfeiler als Birnen. Wohl dem, der das Volk leiten kann, denn die Kunst ist aller Künste Meisterin. Und wohl dem, der gerne betet, er überwindet manche böse Gedanken. Ueberhaupt ist ächte Frömmigkeit das Beste und Höchste; sie ist die alleinige Weisheit, welcher die weltliche Weisheit in allen Dingen nachsehen muß. „Denn mancher Mann viel Bächer kann, und ist doch nicht ein weiser Mann, und dem Herrn ist wahre Einfältigkeit lieber, als falsche Dreifältigkeit.“ (B. 11,058 ff.)

Ich habe nun gesprochen von der Schlemmerei, nun will ich von seinem Bruder, dem Spiel sprechen, das zu den abscheulichsten Lasteren führt. Wer gern spielt, beſteht ſich ſelbſt und verliert Gott. „Irrthum, Weiber, Zorn und Spiel macht der dummen Leute viel.“ (B. 11,244) Einſt kam ein Schlemmer aus dem Wirtshauſe, vor dem eine Menge Volles ſtand, das einen Beſeſſenen angaffte. So fahre ſelbſt in mich, ſprach der Schlemmer zum Teufel; dieſer aber ſagte, daß er es nicht könne, weil jener am Morgen einen Tropfen Weihwaſſer in den Mund bekommen habe. Daraus kann man des Weihwaſſers Macht erſehen. Hier auf führt der Dichter aus, wie das Spiel den Menſchen verblende und ihn zum Böſen führe. Sodann ſpricht er von dem Ruthwillen, der in mancherlei Form erſcheine, und tadelt die Rachſchwärmer und Liebesjäger, die Zweikämpfer, die Turniere, das Ringen mit wilden Thieren u. ſ. w. Es iſt hiebei bemerkenswerth, wie er die ritterlichen Zweikämpfe und Turniere in ihrer Nichtwürdigkeit ſchildert und dem Spotte Preis gibt. „Gott möchte wohl lachen, könnte es ſein, wenn ſeine Puppenmännlein ſo wunderlich auf Erden leben, daß zwei gegen einander ſtreben, und ſelber das nicht wollen entbehren. Sie wollen mit zwei langen Speeren auf einander ſtehen; wer ſoll die Wunden rächen, wenn Einer den Andern durch den Magen ſticht oder durch den Kragen? Was Preiſes will der da erjagen, wenn man ihn muß von dannen tragen? Dies möchte er ſelber wohl nicht ſagen! Ohne Zweifel ſoll Niemand das beklagen. Wer zwang ihn auch zu der Roth? Er wäre wohl ſonſt ſaufter tod. Auch beſſer iſt ein Jäger gut, denn eines Helſen Uebermuth; die Jagen müſſen nicht nach Preiſe jagen; der Helſen wird viel mehr erſchlagen. Daher laßt uns mit Jagen leben, wohin auch die Helſen hinfſtreben. Denn es hat mancher dumme Raie von Lioſtiren und Turnieren verloren Leib, Seele und Gut. Was ſoll erjagen der Uebermuth, wenn der Teufel dazu ſchüret, daß gar Mancher wird erwürgt, daß vor ſeinem Munde liegt der Schaum? Für alle ſeine Sünden hätt' er kaum ſo viel Roth und Schläge erlitten, daß er auf ſich ſieße ſchmieden, wie auf einen Ambos, mit Kolben und mit Schwertern! Weh, wie groß der Welt Dummheit leider iſt! Laß Dich erbarmen, Herre Chriſt, daß wir der Welt

so sehr uns geben, und nach Dir so wenig streben!“ (B. 11,526—11,566.)

Der folgende Abschnitt handelt von der Keuschheit, welche ihm mannigfaltige Gelegenheit gibt, die in den vorigen Kapiteln ausgesprochenen Gedanken über Gott, Frömmigkeit, gottseliges Leben, Tugend und Laster in neuen Wendungen zu wiederholen, wie sich denn überhaupt die Wiederholungen am häufigsten von da an finden, weshalb wir uns in der Darstellung des Inhalts auch kürzer fassen und uns auf Angabe der wichtigsten Gedanken beschränken können. Vorerst schildert er die Wirkungen der Keuschheit, worauf er zum Lobe der Keuschheit übergeht und namentlich die Jungfrauen ermahnt, keusch zu leben und sich nicht durch die Versprechungen der Männer verführen zu lassen. Denn habe die Jungfrau ihre Unschuld verloren, so sei sie zu allem Bösen fähig, und werde in der Ehe bössartig und unzüchtig. Dann helfe es nicht einmal, wenn die Männer solche Frauen noch so sehr beaufsichtigten, denn sie seien voll List, wie man aus der Geschichte von der eingesperrten Frau erkennen könne, die ihren Mann durch einen in den Brunnen geworfenen Stein gestiftet, sich aus der ihr gelegten Schlinge gezogen und dagegen auf ihren Mann bösen Schein geworfen habe (5). Der Abschnitt schließt mit dem Lobe der Keuschheit und ehelichen Treue, und einem Gebete zur heiligen Jungfrau, worauf der Dichter wieder zu allgemeinen Betrachtungen übergeht, in welchen er vor Allem auf die heilige Schrift hinweist. „Die heilige Schrift muß immer sein doch aller Künste Kaiserin; wer die nicht lernet in der Jugend, der wird selten große Tugend bei andern Künsten lernen, zu Paris oder zu Salerne.“ In allen Dingen soll man sich an Gott wenden, doch soll man seinen Namen nicht mißbrauchen, nicht schwören und fluchen. Eine eingeschaltete Erzählung von einem schwörenden Kinde bringt ihn auf die Erziehung der Kinder, die man zum Guten anhalten solle. Auf diesen Gegenstand kommt er, nachdem er von Zorn und Neid gesprochen, später wieder zurück. Die Kinder, sagt er, wollen jetzt nicht mehr Kinder sein; statt zu spielen, wie es dem kindlichen Alter geziemt, machen sie schlechte Streiche und dünken sich weiser als die Alten. „Auch ich merkte in meiner Jugend wenig, womit die Alten umgingen; wenn meine Gefellen mit mir sprangen und sangen, so glaubte ich Alles erreicht zu haben; denn ich achtete auf manche Dinge nicht, die man jetzt an Kindern sieht. Manches Kind ist an den Augen ein Luchs, und in dem Herzen ein listiger Fuchs. Wie wird in dem Alter das Gestalt, das sich in der Jugend machet alt? Will das Kind seine Freude auf das Alter sparen und dann nach Affenschwänzen fahren, so hat es seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Wir grauet, wenn gar kleine Kinder weise Worte haben und ernsthaft sind.“ (B. 14,854 ff.)

Nun ergeht sich der Dichter wieder in mannigfachen Wiederholungen, spricht von dem Reide und dessen Gefühlen, die er bei der Lache suchen muß, von Zorn und Haß u. s. w., wobei er besonders die gute alte Zeit im Gegensatz zur verdorbenen Gegenwart anpreist. Wir heben nur die Stelle heraus, in welcher er sein Gedicht mit großer Bescheidenheit charakterisirt. „Ich habe gestoppelt wie ein Mann, der eigen Baufeld nie gewann, und in

reicher Leute Korn hinten ärndet, wenn sie vorn Aehrenbündel sammeln oder Garben. Tausend Markten (d. h. großen Reichthums) muß der darben, der zu drei Hellern ist geboren: wer fleißig ärndet, der hat auch Korn. Eine Blume viele Blumen berührte in Feldern und Wäldern, bis sie führte ihren Honig in ein Käßlein, so viel als da drinnen mag sein. Wer nun aus diesem Buche nähme, was diesem und dem wäre ungenehme, so wähne ich, daß das kleinste Stücken ein Käfer wohl träge auf seinem Rücken. Niemand soll es halten für Geschwätz, denn es ist weit und breit gesammelt aus der heiligen Schrift, und trägt in sich Honig und Gift, Saures, Süßes, Lieb und Leid zc. (B. 15,880.)

In zwei nachfolgenden Kapiteln kommt er sodann wieder auf die Bosheit der Jugend und die schlechte Erziehung zu sprechen. Niemand will mehr Ordentliches lernen, sondern nur durch Schein trügen, und so kommt es, daß manche Schule „Wispeler“ hat, die weder Meister, noch Schüler, noch Meistergefelln mögen sein; wenn die ein „Argumentlein“ gelernt haben oder zwei, derer drei doch nicht gelten ein Ei, so wollen sie schon des Meisters Meister sein (B. 15,568). Lange verweilt er bei der Undankbarkeit der Schüler, und man sieht es jedem Worte an, daß der ehrliche Meister in dieser Hinsicht manche herbe Erfahrung gemacht haben muß. Aber auch die Lehrer, die ihre Pflicht nicht erfüllen, tadelt er mit großer Strenge, und kommt dann auf die wahre Kunst und Gelehrsamkeit zu sprechen, die nur in Gottesfurcht besteht: „Wer dichten, lesen, schreiben kann Deutsch, Latein, der ist ein Mann, dem ich wohl Gut und Ehre gönne. Solcher ich aber wenig finden kann, die mit diesen drei Dingen unsern Herrn ehren und nicht damit ihre Sünde mehrnen.“ Wer nur ein Bißchen dichten kann, glaubt schon das Höchste erreicht zu haben und ist von der wahren Kunst und Weisheit noch gar weit entfernt. Diese ist auch nicht so leicht zu erreichen. „Ich schwöre bei Gott, denn es ist wahr, daß ich vier und sechzig Jahr in die Schulen bin gegangen und noch mehr und kann noch nicht das ABC der Kunst, die gen Himmel zieht, und dieser Welt Gaukelei flieht. So dünkt es Manchen, er fliege empor; ich aber stehe noch vor dem ersten Thor, da sich die Weisheit hebet an, zu der ich nicht wohl kommen kann. Wer rein und einfältig war auf Erden, der möchte der Kunst ein Meister werden. Weltlich Weisheit meine ich nicht, mit der ich leider noch Gemeinschaft habe; die hat aber so mancherlei Spizen, daß ich nicht weiß, wo ich soll fügen.“ (B. 17,860) Mannigfaches Interesse bietet das Kapitel von der Natur der Menschen, Thiere, Vögel und Steine, welche dem Dichter zu allerlei Gleichnissen und Deutungen Veranlassung geben (B. 19,016), worauf er sich plötzlich befinnt, daß er die dem Gedichte zu Grunde liegende Allegorie noch nicht ganz durchgeführt habe. „Ich habe“, heißt es, „die Bäume vergessen, die auf das Gras stelen; diesen gleichen diejenigen Menschen, welche Gottes Gebote befolgen, ihre Sünden bereuen und in das Himmelreich kommen, zu dem nur Beichte und Reue, Fasten, Gebet und Almosen führen.“ (B. 20,200) Die Welt strebt aber, fährt er dann fort, nicht nach dem Guten, sie jagt falscher Ehre nach, so daß man sogar lieber weltliche Bücher liest, als die heilige Schrift, in welcher Gottes Wunder dargestellt sind. „Viele Bücher sind

besser bekannt, hier und in manchem andern Land, Harcival und Tristan, Wigalois und Eneas, Grel, Zwein, und wer nur war an der Tafelrunde in Karibol. Doch sind diese Bücher gar Lügen voll, der ich satt bekommen habe. Da aber ein jeglicher Mensch soll mit Herz und mit Munde den ehren zu jeder Stunde, von dem er Leib und Seele hat, so dünket mich eine Mißthat, wer Solches schreibt oder ließt, darin unseres Herrn Lob nicht ist. Mancher hat aber solche deutsche Bücher Leib und Seele, Gut und Ehre verloren. Wie der Herr Dietrich iocht mit Eken und wie hievor die alten Recken um Franken Rinne wurden verhauben, das hört man noch viele Frauen mehr beklagen und beweinen zur Stunden, als unsers Herrn heilige Wunden.“ (B. 21, 476 ff.)

Wir heben endlich noch die Stelle hervor, in welcher er über das Wort, dieser herrlichsten Gabe Gottes, spricht. — An schöne und sinnreiche Gedanken über die Sprache und ihre gute oder schlechte Anwendung, knüpft er philologische Erörterungen an, welche nicht nur des Dichters ausgebreitete Sprachkenntnisse darthun, sondern auch durch die charakteristische Bezeichnung der wichtigsten deutschen Mundarten Interesse gewähren (B. 22, 118). Das Ganze schließt endlich mit Betrachtungen über die Verderbnis der Zeit, über des Menschen dreifache Geburt, und über den jüngsten Tag, worauf der Dichter mit liebenswürdiger Bescheidenheit sein Buch und sich den Lesern empfiehlt. „Bileam“, sagt er, „wurde durch seine Gselin auf den rechten Weg geführt; so laßt auch mich Gottes Gsel sein, wenn ich Euch table und doch selber nicht weise bin. Man findet Wachs und Honigseim in diesem Buche; wer die heim nun bringet in seines Herzens Schrein, was ihm da paßt, das nehme er ein. Honigseim bedeutet die heilige Lehre, der Heiden Sprüche haben auch Ehre und sind an manchen Orten werth als Wachs, da man nicht Honigs begehrt. Wo nun dieses Buch fährt durch die Lande, in Schwaben, Thüringen, in Bayern, in Franken, da sollen deutsche Leute danken meiner Seele mit ihrem Gebete, mit Almosen, mit andern guten Thaten, daß ich viel fremde Lehre ihnen han in deutscher Zunge kund gethan, die manche Jahre vorher und fogar noch heuer in deutscher Sprache waren theuer. Und welche Leute mich überleben, und Frauen, die bitte ich, daß sie geben einen Pfennig, daß eine Messe von ihnen gestiftet werde, die mir Gewinn bringe und allen gläubigen Seelen, die gefangen liegen in der Pein Gedränge. Das frommt ihnen selber, wenn sie sterben, denn sie den ewigen Lohn erwerben.“ (B. 24, 454 ff.)

Obgleich der „Kenner“ und der „welche Galt“ von Thomassin den nämlichen Zweck verfolgen, indem beide die Sittenverderbnis der Zeit züchtigen, und auf Frömmigkeit und Gottesfurcht als auf das einzige Mittel hinweisen, welches das immer mehr drohende Verderben abwenden könne; so war der Erfolg, der beiden Gedichten zu Theil wurde, doch sehr verschieden. Während der „welche Galt“ schon unter seinen Zeitgenossen wenig Aufsehen erregt zu haben scheint und er in spätern Jahrhunderten beinahe ganz verscholl, erfreute sich das Gedicht des wackern Bamberger Schulmeisters der größten Anerkennung, die sich bis zur Zeit der Reformation erhielt, so daß er nur vom allerdings viel größeren Freidank überstrahlt

wurde, mit welchem man ihn jedoch häufig zusammenstellte, wie schon der Umstand beweist, daß er wie jener, von Sebastian Brant umgedichtet wurde. Es läßt sich sehr leicht erklären, warum zwei Gedichte, die in der That einander sehr nahe standen, und von denen keines wesentliche innere Vorzüge vor dem andern hatte, so verschiedenen Erfolg haben konnten; es lag dieses in dem Standpunkte der Dichter selbst. Während Thomassin entweder sich kein bestimmtes Publikum dachte, oder, wenn dies doch der Fall war, sein Gedicht vorzugsweise für seine Standesgenossen bestimmt hatte, so hatte dagegen der bürgerliche Hugo vor Allem das Volk im Auge, das Bürgerthum, aus welchem er selbst entsprossen war und zu welchem er durch seine Stellung in nächster Beziehung stand. Dadurch aber war er schon zur Popularität des Vortrags genöthigt, der er nur selten untreu wird, wenn er an die mystische Anschauungsweise religiöser Verhältnisse anstreift, die übrigens damals auch im Volke Anklang fand. Wie sehr er selbst die allgemein verständliche Darstellung schätzte, geht aus der schon öfters erwähnten Stelle hervor, in welcher er den Meister Konrad von Würzburg wegen seiner unverständlichen und gesuchten Sprache tadelte. Zudem entfaltet Hugo im Verlauf seines ganzen Gedichts eine durchaus bürgerliche Gesinnung; sein Tadel wendet sich vor Allem gegen die bevorrechteten Stände, gegen die Fürsten, Herren und die Geistlichkeit. Und wenn er auch hie und da die unteren Volksklassen und deren Gebrechen tadelte, so geschieht dies mit einer so auffallenden Milde, wie z. B. wenn er von den Bauern spricht (B. 1242 ff.), daß man leicht bemerkt, wie sein ganzes Gemüth an dem Volke hing, und wie sehr er dieses höher achtete, als die Vornehmen und Großen. Ja, er sagt es geradezu, daß wahre Menschenliebe nur bei den unteren Ständen angetroffen würde (B. 6708 ff.), da sie allein der Aufopferung fähig seien. Und so ist Hugo, wenn er es auch nicht ausdrücklich und mit klaren Worten ausspricht, doch seiner unverkennbaren Ansicht nach, der Verkündiger einer neuen Zeit, die er mit ihrer schlichten Tugend und wahren Frömmigkeit der Sittenverderbnis und der Scheinheiligkeit der Gegenwart entgegenstellt. Und wie das Bürgerthum sich in doppelter Richtung entwickelte, einmal als Gegensatz zum Ritterthum, und dann in Opposition gegen die römische Kirche und deren Diener, so hat Hugo nicht bloß das Scheinwesen des ritterlichen Lebens gegeißelt, und das Kindische in den ritterlichen Uebungen, den Turnieren und andern adeligen Beschäftigungen mit Bitterkeit getadelt und mit Spott und Hohn überschüttet (B. 11, 528 ff.; s. oben S. 215), er hat auch den herrlichsten Tadel gegen die Geistlichkeit ausgeschüttet, deren Habsucht, Schlemmerei und unchristliches Leben er bei jeder Gelegenheit mit den lebendigsten Farben ausmalte. Allerdings finden wir auch bei Thomassin manche herbe Aeußerung gegen die Geistlichkeit und ihre Verdorbenheit; allein es stellt sich sogleich der mächtige Unterschied heraus, daß dieser nur die Personen geißelt, während Hugo weit entschiedener den Stand als solchen bekämpft, weswegen er stets fort den Lehren der Kirche die Lehre der Bibel entgegenstellt. So schüchtern und vorsichtig er sich hiebei benimmt, so unverkennbar tritt doch diese seine Ansicht hervor, auf welcher die ganze spätere

Entwickelung beruhte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Hugo's Gedicht so große und allgemeine Verbreitung fand; sie würde noch ungleich größer geworden sein, wenn er sich hätte mähtigen können und alle Wiederholungen, alle weiterschweifigen Auseinandersetzungen gemieden hätte, welche oft wirklichen Ueberdruß erregen mähten, wenn sie nicht durch vortrefflich erzählte Geschichten, Gleichnisse, Parabeln, Fabeln und Märchen unterbrochen würden, in denen er oft Züge aus dem wirklichen Leben darstellt.

1. Von den wilden und unstäten meiden.

- 320 Kurzen muot, langes hâr
habent die meide sunderbâr,
di zu irn tagen komen sint:
die wol machet in das herze blint.
Die ougen zeigen in den wec;
325 von den ougen gêt ein stee
zuo dem herzen niht gar lanc,
ûf der sliget manic gedanc,
wen si nemen oder niht.
O wê, wie dick daz geschilt,
330 daz genuoc besiztent von der wal
die sie habent âne zal.
Ditz ist zem ersten ir gedanc:
dirre ist kurz, jener ist lanc;
einer ist bartoht und ist alt,
335 der ander junc und ûbel gestalt;
dirre ist mager unt smal,
der ist veizt und ist kal;
dirre ist edel, der ist swach,
jener selten sper zebroch;
340 einer ist weiz, der ander ist swarz,
sô heizet einer meister harz;
der ist bleich, dirre ist rôht,
jener izzet selten vrœlich brôt:
dirre ist eigen, jener ist fri,
345 wolte er, ich læge im gern bi;
dirre ist rich, jener ist arm,
der enkumt niht an minen arm.
Einer ist des libes gar ein zage,
der ander ist ein löser krage;
350 einer ist niht gar wol gezogen,
der ander hât meide vil betrogen;
einer ist mir liep, dem bin ich leit,
daz machet sin unstætekeit.
Einer gêt grinent als ein hunt,
355 dem andern nie kein zuht wart kunt;
der vierd ein schale biz an den grunt,
des fünften âtem ist ungesund;
der sehste hât einen wîten munt,
der sibende kan mangel böesen funt;
360 der ahte hât vil manic pfunt
brœslich verzert bi sinen tagen,
als ich sin friunde hôrte klagen.
Dirre ist als ein trester korp,
jens nas ist als eins sensen worp,
365 einer ist wanneht als ein troc,
der ander knurrot als ein stoc,
der dritte ein leinhose und ein soc,
der vierde hât einen blôzen roc
der fünfte ist gar ein narreboc;
370 der sehste ein slacht und ein getroc.
Der kan sich mîzen als ein habich,
jeme hangen die backen als ein wadlich;
einem siht man di schultern storren,

- als bockes hörner unt rindes knorren.
375 Dirre ist gelwer, denne ein wahs,
jener snudet als ein dahs,
disem gestrichen leit sin vahs,
als ein wol gebürstet flahs;
die nasen dirre ûf rimpfet,
380 vil selten jener schlinpfet.
Einer spilt, der ander stilt,
den dritten bôsheit niht bevilt,
der vierd unsanfte heimlich hilt,
nâch dem min herz vil selten quilt.
385 Der ist gar als ein lemblin ûzen,
doch mac ein wôlfîn dâ wol lûzen;
jener wær gar ein edelinc,
denne der ziter helblinc.
Dirre ist gar ein siden swanz,
390 jener ist der meide rôsen kranz,
sin stimme ziert vil wol den tanz,
an im lit wol mins herzen glanz.
wanne er hât gel unt reidez hâr:
mit dem ich leider niht entar
395 mich erkôsen nâch minem muote
vor der leiden merker huote.
In disem getrehte lit manic meit,
di selten liep dâ mit bejeit.
Ir sult wîzen, die dâ welt,
400 daz die dicke ir herz quelt;
die aber verholn liep treit,
die hât verborgen herzenleit:
ir wirt von liep dicke wê.
Nû mag ich aber sprechen, als è,
405 di meide vallent nâch der wal,
als die birn in dem tal.
Die vorn solte ir houbt neigen,
die muoz den liuten irn nack zeigen,
wie schœn hâr unt zôpfe si habe,
410 di von dem nacke hangen hin abe.
Sô machent die reiden lœcklin,
daz si als ein rehbœcklin
vorn wol ûf gerihtet gêt:
meiden ez doch ûbel an stêt.
415 Gelbe kittel und mursnitzen
lâzent manic meide niht gesitzen,
die mit vlize erbeien sôlten,
ob sie ir zuht behalten wôlten.
Die louffent hin, die louffent her,
420 ob iemen dâ si, der ir ger,
oder ir geswenze lobe.
Ir manic vert reht, als ob si tobe,
sô sie daz swenzlin vorn an siht:
nû wol hin, wer wil sin iht!
425 Trügen si mentel oder hüllen an,
wie sôlten danne die jungen man
ûf den ahseln die schilte gesehen,
der glenzlin sol die minne spehen,
und ouch die paternôster snuor,
430 die dick durch die finger vuor
ân alle andâht, wenne sie den sach,
nâch des liep sie sich brach
vil mêre, danne nâch Gotes liebe.
Verholn liep wirt dick ze diebe;
435 Werlt tœrn kûnnen wunders vil,
des ich nimmer hie schriben wil.
Alleine dâ von nû manic liute
vil lieber hœren sagen hiute,
denne von der heiligen schrift lœren.
440 Unsers herren gûete müeze uns bekœren.
Hôhgültiger schatz wart nie ûf erden,

- unt sol dar zuo ouch nimmer werden,
denne der, den tumme melde verliesent,
swâ si unêliche minner kiesent.
- 445 Swelhe meide zu mannen werdent gegeben,
oder in ein geistlichez leben
von ir muoter werdent genomen,
ê si zu iren tagen sint komen,
sie sin arm oder rîche,
- 450 die sint wol den birn geliche.
die grüene ab wurden gebrochen,
als ich nû hân gesprochen.
Nieman weiz, wie sie gerâten:
gesoten unt gebrâten
- 455 sint grüene birn selten guot.
Manic wip alsam tuot:
selten wirt sines leides rât,
der ein übel wip hât;
wanne nie kein tier erger wart,
- 460 denne ein wip von übler art.
Dem aber ein guote wirt beschert,
swâ der in dem lande vert,
der muoz sin ein sêliche man:
wanne sie mit ir zûhten kan
- 465 gemern ir beider sêlikeit.
Si ist ein krôn der wîrdekeit;
selten wider vert ir leit,
swelch wip ir manne gern vertreit;
ouch sol der man ir pflegen schôn,
- 470 so git in beiden Got ze lôn,
daz sie mit frôuden alten
unt lip unt sêle behalten.

2. Von hoher tichter lobe.

- 1210 Gîtikeit, luoder und unkinsche,
muotwille und unzîmlich tînsche
habent mangan herren alsô besezzent,
daz si der wîse gar hânt vergezzent,
in der hie vor edel herren sungen:
- 1215 von *Rotenloube* unt von *Morungen*,
von *Linburg* unt von *Windesbecke*,
von *Nife*, *Wildonje* unt von *Brûnecke*;
her *Walther* von der *Vogelweide*,
swer des vergæze, der tæ mir leide:
1220 aine er wære niht rich des guotes,
doch was er sinniges muotes.
Her *Reimâr* unt her *Peterlîn*
mugen dirre genôzen an sin wol sin:
des selben wil ich den *Marner* jehen.
- 1225 Swer meister *Cuonrâden* hât gesehen
von *Wirzburg*, oder sin getilhte,
der setze in wol zuo dirre pfilhte,
vanne er volget ir aller spor.
Doch rennet in allen der *Marner* vor,
1230 der lustic tiutsch und schœn latin,
frischen brunnen und starken win
gemischet hât in sêuze gedœne.
Meister *Cuonrât* ist an worten schœne,
die er gar verre hât gewehselt,
1235 unt von latin alsô gedrehselt,
daz lûzel leien si vernement:
an tiutschen buochen die niht zement.
Swer tîhten wil, der tîhte alsô,
daz weder ze nîder noch ze hô
1240 sines sinnes flûge daz mittel halten
sô wirt er wert beid jungen und alten.
Swaz der mensch niht verstêt,
træge ez im in die ôren gêt:
des hœre ich mangan tôren vernîhten

- 1245 meister *Cuonrâdes* meisterlichez tîhten:
ich hœre aber sin getilhte selten
wol gelêrte pfaffen schelten.
Swer gar sich flîzt an seltœm rim,
der wil, daz sines sinnes lîm
- 1250 âzen an schœnen worten klebe,
unt lûzel nu'zen drinne swebe.
Als sint bekant durch tiutsche lant
Erek, *Iwân* unt *Tristrant*,
kûnec Ruothêr unt her *Parzifâl*
- 1255 *Wigolais*, der grôzen schal
hât bejunt unt hôhen pris:
swer des geloubt, der ist unwis;
swer reden und ouch swigen kan
ze reht, der ist ein wîse man.
- 1260 Mit sünden er sin houbet toubt,
swer tîhtet, des man niht geloubt;
swer noch der wîsen lêre behielt,
manger tugent unt wîtze er wîelte.
Namhafter singer ist nu lû'zel:
- 1265 man siht etwenn, daz ein frisch stûzel
lange einen dornzûn ûf heltet:
als ist ouch dem, swer noch beheltet
der vor genanten singer dœne
und ir getilhte reine unt schœne,
- 1270 der vindet tugent, zucht und êre,
hûbscheit der werlte und ouch die lêre,
von der sin leben wirt genême
unt selten ieman widerzœme,
wanne si den halten an zûhten wider,
- 1275 der vor ihm selben viel schier nider.

3. Wie der lewe kûnec wart und ein bîspel von dem mûle ûf halb edel lîute.

- Dô der lewe über elliu tier
kûnec wart, vûr sich vil schier
- 1520 hiez er komen gemeine
diu tier grôz unde kleine,
unt gebôt, daz sie des niht enliezen,
sine seiten elliu, wie sie hiezten.
Underdes, dô ditz geschach, kûnec sprach:
1525 „Sage mir, wie bistu genant?“
Er sprach: „Herre, ist in iht bekant
des ritters ros, der in der stat
gesezzent ist ze Bacherat
1530 und ist genant her Toldemir?
Jâ (sprach er) geloubet mir,
daz selbe ros ist min œheim;
also ist mir geseit dâ heim.
Daz selbe ros unt min muoter
1535 âzen mit einander fuoter
ûz einer krippe, unt sint geborn
von einer muoter.“ Dem kûnec wart zorn,
und sprach: „Noch ist mir unbekant,
wie din vater si genant.“
- 1540 Er sprach: „Herre, gienge iur stic
ie vûr die stat ze Brûnswic,
seht, herre, dâ stêt ein junges vol,
des man pfliget harte wol,
der gehœrt des landes herren an,
1545 und ist min œheim, als ich hân
vernomen von der muoter min.“
Er sprach: „Swie edel din œheim sin,
swie edel ouch din muoter ist,
doch enweiz ich noch niht, wer du bist,
1550 du ensagest denn, wer din vater si.“
Er sweic. Dô stuont der fuhs dar bi,

- der sprach: „Herre, bekennt irn esel,
den der pfister hât ze Wesel,
der ûz gêt ze felde,
1555 sô wizzet âne melde,
daz deselbe sin vater ist.“
Der kîneç sprach: „Sint du nu bist
von ungelicher art geborn;
sô sage mir einez âne zorn
1560 unt gütlich, wie dû sist genant.“
Er sweic. Dâ sprach der fuhs zehant:
„Er heizt ein müll, daz ist ein tier,
sterker unde grôzer, dan min vier:
ich wolde doch ungern min leben
1565 umbe sin bevellekt adel geben.
Sin vater, des er niht wolde nennen,
welt ir die wârheit rehte erkennen,
ist tiurr, denn kein sin oheim si,
wan triuwe und einvalt wont im bi,
1570 unt nert sich mit siner arbeit
unt tuot ungerne ieman kein leit.
Herre, ditz rede ich âne var.“
Dô sprach der lewe: „Du hâst war!“
Ditz bîspel sol man diuten
1575 den tumben hôchvertigen liuten,
die sich ir armen friunden schement,
unt sich eins adel an nement,
von den, di ir gar niht vil âhten,
unt sôlden ir armuot wol betrachten:
1580 si habent hie unt dort verlorn,
unt vallent ûf der hôchverte dorn.
4. Von der walleferte des fuhses und
des wolfes und eines andern nôzzes.
Ein wolf, ein fuhs und ouch ein nôz
3510 gein Rôme wolten; ir riwe was grôz,
und dô si nâhten gein der stat,
dô sprach der wolf: „Sît Got uns hât
mit sinen genâden her brâht,
eins dinges hân ich mich bedâht,
3515 alsô daz ouch sullen wir
vor bihten, daz gevellt mir,
ê wir den bâbest ane sehen.“
Dô sprach der fuhs: „Daz sol geschehen,
wan der bâbst hât vil ze schaffen,
3520 beide mit leien unt mit pfaffen;
des hât er selten muoze.
Bihtewir, unt setzen buoze,
unt bittenn, daz er si bestete
durch Got und durch unser bete.“
3525 Dô sprach der wolf: „Nû sit gemein,
unt bihte ie einr den andern zwein
daz grôste, daz er habe getân.
Sô hebich ze dem ersten an:
Ich tet ein sünde, ze der ich hân
3530 grôze vorhte. Ez het ein man
ein zuhtmuoter bi dem Rîn,
diu het zwelf kleiniu verchelin
ligen in einer stigen:
diu hôtlich vaste schrigen
3535 des morgens nâch ir ammen,
wan si mit voller wammen
gie am velde, und ir jungen
mit grôzem hunger rungen.
Daz jâmerte mich, wan ichz sach.
3540 An der ammen ich mich rach
eins tages, dô sir niht enpflac:
ich beiz si, daz si tôt gelac,
unt fulte mir ir minen magen.
- Nu lât iu grôzer sünde sagen:
3545 dar nâch, dô ich mich es versan,
daz ich vil übele hâte getân,
erbarmeten mich diu verchelin
ellende und ir hungers pin,
unt half iu gar ûz aller nôt:
3550 si lügen elliu vor mir tôt;
von rechter herzeleide
beslôz ichs in min gewaide.
Weinende ich iu daz künde:
setzet buoz umb mine sünde.“
3555 „Alsô ich iuch vernomen hân,
so enhât ir niht missetân“,
sprach der fuhs, „ir tâtet durch guot,
als manec ander man noch tuot,
den dicke muoz erbarmen
3560 ellender unt hûsarnen.
Ir sult kuien für unser klôster
unde sprechen ein paternôster;
daz ist umbe die sünde ze vil.
Ein sünde ich ouch bihten wil“,
3565 sprach der fuhs, „diu mich vil sêretwîuget,
unt mir manc sinfzen bringet.
Bi einem dorf saz ein gebûr,
der het ein hanen, der was so sûr,
daz er alle die hanen beiz,
3570 die zuo im giengen in den kreiz,
unt het dâ bi vil grôzen braht
mit zwelf hennen tac unde naht,
daz dicke von im betoubet
wart siecher liute houbet.
3575 Daz tet mir wê von herzen.
Eins tages sach ichn scherzen
mit sinen gespunsen ime garten;
ich nam in bi der swarten,
unt truog in durch die barre
3580 vûrbaz in ein ander pfarre,
dâ ich den lip an im gewan:
In siner pfarre vorhtich den ban.
Dar umbe schriuwen siniu wip
al tage über minen lip:
3585 daz betoupte mir den sin,
unt rech ich mich ouch an in,
daz ich eine nâch der ander az.
Wie sold ich mich gerechen baz?
wan si truogen nâch mir haz.
3590 Herre, nu sprechet mir antlâz
umbe die grôze missetât!“
Dô sprach der wolf: „Sin wirt guot râi,
daz daz schrien und der braht
ist zeinen guoten ende brâht.
3595 Du enhâst niht sêre missetân,
als ich mich nu versinnen kan.
Jedoch faste an drin fritagen,
ob du fleisches enmüges bejagen:
ich geloube dir, als tuost du mir.
3600 Wol, her esel, nû bihtet ir.“
„Ich enweiz, waz ich bihten sol:
ir wizzet beide selben wol,
daz ich bin martelære genôz,
wan miniu arbeit ist sô grôz,
3605 daz ich von leide mac immer sagen.
Ir seht mich ûf und abe tragen
wazzer, holz, korn unde mist,
unt waz teglich ze tuonne ist
ûf einer hôhen bûrge,
3610 daz ich ân danc mich wûrge
mit maneger herten arbeit.

- Ich tet ein sünde, diust mir leit,
unt hât mich vil gerûwen sit.
Ein kneht, der min pflic zaller zit,
3615 gienc zeimâl für mich durch den snê,
dô tet mir frost unt hunger wê,
unt wart gewar, daz im ein strô
ragete ûz beiden schuohen dô.
Des zuchtich im her ûz ein teil,
3620 daz was sin schade unt min unheil:
an der sêle bin ichs schuldich.
Nu sit gein mir geduldich,
unt setzt mir buoze gnâdlich.“
Si sprâchen: „Wê dir êwlich!
3625 Morder, waz hâstu getân!
Du hâst verderbet einen man,
dem sine fûeze sint erfroren:
der mort hât dir die sêle vlorn.
Sô ensol ouch der niht genesen,
3630 der diep unt morder ist gewesen!“
Sus nâmens beide im sin leben. —
Sôgtân buoze kûnnen noch geben
in klôstern ûbel prêlâten:
swem si niht sint gerâten,
3635 wirt hin unt her gedinsset,
biz er sêle unt lip verlinset,
als der esel, umb kleine schulde:
der fuhs behielt des wolves hulde.

5. Ein mære von einer beslozzten frouwen.

- Ich las an einem bûechlin
ein mærlin, daz wol wâr mac sin,
daz hie vor ein richen man
het ein frouwen wol getân,
12,840 zuo der sin liebe was sô grôz,
daz er sie tac unt naht beslôz
in einer kemenâten,
als ie die tôren tâten;
wan man spricht, wer frouwen hüete
12,845 unt hasen zæme, daz der wüete.
Den richen man des niht verdrôz:
swenn er des nahtes die tür beslôz,
er leit die slûzzel under sin houbet.
Eins nahtes het er wol gestoubet,
12,850 dô slôz die frouwe lîse ûf die tür,
unt gie zuo irm amise hin für.
Under des erwachte der man,
unt misset ir; dô lief er sân
unt warf einen rigel für.
12,855 Die frouwe quam darnâch an die tür
unt bat durch Got si lâzen in;
er sprach: „Ir ûbel êbrecherin,
zwâr ir müezet dâ ûzen sin,
biz iur friunde und onch die min
12,860 morne zuo einander kumen
iu ze schanden oder ze vrumen.“
Si sprach: „Unt west du min pin,
ân zwivel du liezest diu zûrnen siu.
Ich war vil gern bi dir beliben,
12,865 unt hæst mich nôt niht ûf getriben,
die ich dir niht sagen wil.“
Er sprach: „Setzet iuwer rede ein zil;
ir müezet dâ vor des tages erbîten!“
Si sprach: „Ich kan dir niht strîten,
12,870 denne daz ich mich gên wil ertrenken,
ê denne ich mich lâze krenken
an minen êren, die ich hân
biz her behalten ân arcwân.“

- Sust wart der guote man verrâten;
12,875 wanne ez stuont bi der kemnâten
ein cistern, die was tief;
zuo der die frouwe balde lief,
unt warf einen grôzen stein dar in,
als ob sie ez selber solte sin
12,880 drin gevallen. Der arme man
kome in sinem hemde sân
geloufen, wanne er wolte besehen,
wie der frouwen war geschehen.
Die stuont verborgen bi der tür:
12,885 do sie dem man gewartet her für.
dô lief sie balde hin wider in,
unt beslôz die tür. „Daz lât mir sin!“
sprach der man, „ir trûgnærin,
ez kostet iur leben oder daz min!“
12,890 Si sprach: „Zuo wes huote vregt ir?
Mich dunket, daz laster, daz ir mir
gern âne schulde hete erzeiget,
daz si nâ gen iuch geneiget;
wanne ir wolte bi mir nie beliben,
12,895 unt gienget ûz zuo andern wiben.
Daz wil ich minen friunden klagen,
unt wil iu nû nimmer vertragen,
als ich biz her hân getân.“
Seht, alsus wart der guote man
12,900 evangen in sin selbes stricke:
er muoste tuon, als noch vil dicke
manic man tuon muoz durch sin êre;
ê danne daz laster sich gemêre,
sô muoz er eteswenne über sehen
12,905 ein dinc, als ez niht âi geschehen.

6. (Von worten).

- Der besten gâbe eine, die Got hât
dem menschen geben an aller stat
22,120 nâch libe unt sêle, daz sint wort:
die vegent flur, schön, kraft unt hort.
Swer sie kan ze rehte wegen,
triuwe unt witze mit zûhten pflegen,
des lère ist als ein meien regen,
22,125 dem Got hât geben sinen segên.
Swer aber der êren sich erwigt,
unt teglicher unzûhte pflegt,
des wort, des werc sint ungenæme,
Got und den sinen widerzæme.
22,130 Manic man sin wort beslûzzet
sô sêre, daz redens in verdriuzzet;
mit worten manger über flûzzet
des rede wenic ieman geniuzzet.
Bœsiu wort unt bœsiu werc
22,135 haben die von Lasterberc;
sûezziu wort unt sûezziu werc
habent die von Sældenberc;
guotiu wort unt ûbeliu werc
habent die von Trûgenbêre.
22,140 Wir haben zwei êren und einen munt
von nâtûr, daz uns si kunt,
daz wir vil mære gehœren sûlu,
denn ûz malen mit mundes mûln.
Wort weichent mangel herten zorn,
22,145 von worten werdent friunde verlorn,
wort haltent ûf die cristenheit,
wort fûegent beide, lieb unt leit;
wort slîezen ûf der herzen schrin,
die lange beslozzten muosten sin;
22,150 wort tuon uns guot und ûbel kunt;
manic mensch von worten wirt gesunt.

- Starker worte reinikeit
bewert di siben heilikeit;
toufen, firmen, bihte, öluunge
22,155 sint an worten ordenunge.
Wort haben der cristenheit geben
ritter, pfaffen und ëlich leben.
Die wort für alle wunder wegent,
mit den daz brôt die priester segent
22,160 âf dem alter und den win:
in den zwein wil Got selber sin
wäre Got, wäre mensch ân underscheiden,
ân zwîvel ganz in beiden.
Dirre sin ist ouch dâ vor gerüert,
22,165 aleine er si hie ingefüert,
daz man in merke dest baz
zeimâl vil mære, denn zwir vergaz.
Sint aller künste meisterschaft
an worten leit und ouch an kraft,
22,170 sô merket, waz uns geschriben hât
Aristôteles an einer stat:
Got hât die sprache dem menschen geben,
daz er mit ir ûz rihte sin leben,
wann ez vil mære bediutunge hât,
22,175 denn alle ander sin hânt getât.
Sit Got vergebene uns hât geben
die sprache, so sîl wir dar nâch streben,
daz wir sie jungen und alten mite
vergebene teiln nâch friundes site,
22,180 unt sie mit guoter lère spisen,
unt gen dem himelrich wisen.
Gotes lop sîl wir gemêren
mit worten, unt sûnder bekêren,
fride machen, predigen, beten,
22,185 der sêle unkrût mit worten ûz jeten,
unt mit worten alsô verschwenden,
daz uns die viende her nâch iht schenden.
Swer aller sprache kraft wil haben,
der merke mit sîze fünf buochstaben,
22,190 die sint sô wirdic unt sô schœne,
daz ellin wort und allez gedœne
nâch inen gestimmet müeze sin:
des heizet man sie die stimmerin.
Â hebt und endet des mannes leben:
22,195 Ê dem wibes namen ist gegeben;
Î trotzes und ouch wunders pflicht;
Û von im selber niht vil wigt;
Û schricket, rüefet, wünschet, wûndert.
Dise buochstaben sint ûz gesuendert
22,200 mit sô hôher wirdikeit,
daz die rede lanc unt breit
würde, solde ich sie gar durch gründen;
doch wil ich einz für wâr erkünden.
Swer tiutsch wil eben tilten,
22,205 der muoz sin herze rihten
ûf mangerleie sprache.
Swer wânt, daz die von Âche
redent, als die von Franken,
dem sîln die miuse danken.
22,210 Ein ieglich lant hât sinen site,
der sinem lantvolke volget mite.
An sprache, an mâze und an gewande
ist underscheiden lant von lande.
Der werlte dinc stêt über al
22,215 an sprache, an mâze, an wage, an zal;
ist aber niht tugent iu disen drin,
schiltet man sie denn, daz lâze ich sin.
Swâben ir wörter spallent,
die Franken ein teil sie valtent,
- 22,220 die Beire sie zezerrant,
die Düringe sie ûf sperrent,
die Sahsen sie bezucken,
die Riulute sie verdruckent,
die Weterouwer sie würgent,
22,225 die Misener sie wol schürgent,
Êgerlant sie swenket,
Österreich sie schrenket,
Steirlant sie baz leuket,
Kernte ein teil sie senket,
22,230 Beheim, Ungarn unt Lamparten
houwent niht mit tiutschen barten,
Frankis, Walhe und Engellant,
Norwi, Ybern sin unbekant
an ir sprache tiuschen liuten:
22,235 nieman kan ouch wol bediuten
kriechisch, judisch unt heidenisch,
syrisch, wendisch, kaldëisch.
Swer daz mischt in tiutsch getihte,
die meisterschaft ist gar ze nihte.
22,240 Die lantsprache dâ vor genant
in tiutschen landen sin bekant;
swer ûz den iht guotes nimt,
daz wol in sine getihte zimt,
mich dunket, der hab niht missetân,
22,245 tuot erz mit künste unt niht nâch wân.
Wenn Westvaln unt manic lant,
die hie beliben ungenant,
in tiutschen landen sint bekant;
aleine so manger zungen bant
22,250 würgen, zwicken unt binden
vorn, mitten unt hinten.
Wenn T unt N unt R
sint von den Vranken verr
an inanges wortes ende;
22,255 wer wil dâ für sie pfende?
Ob Swanfelder ir wörter lengent
unt Babenberger ir sprache brengent
von den hûlsen ûf den kern,
ein ieglich mensch sprichet gern
22,260 die sprache, bi der ez ist erzogen.
Sint miniu wort ein teil gebogen
gen Franken, nieman daz si zorn,
wann ich von Franken bin geborn.
Auch sol man noch besunder danken
22,265 eins sprichwortes allen Franken:
Man sprichet gern, swenn man lobt hiute,
er si der alten frenkischen liute,
die wâren einvaltic, getriuwe, gewære:
wolte Got, daz ich alsam wære!
22,270 Sin vaterlant nieman schelten sol,
sinen wirt, sinen herren, daz zimt wol;
ist aber iht untugent in disen drin,
schiltet man sie denn, daz lâze sin:
Franken lant hât êren vil.
22,275 Von der rede ich kêren wil,
unt wil von andern sprachen sagen:
des enlât iuch niht betrâgen.
Judisch, kriechisch unt latin
müezen in allen messen sin,
22,280 wanne aller sprachen lërærin
ist kriechisch; sô muoz judisch sin
der sprache muoter über lant:
daz ist den wisen wol bekant.
Aber aller sprache künigin
22,285 über alle die werlde ist latin.
Daz vellet schön vorne ûz dem munde;
Judisch houchet in der kel grunde,

- kriechisch stözzet uf an den gûmen.
 Disse dri sprachen sint rôsen bluomen
 22,290 vor andern uf der werlde heide,
 die wile man unt wip lebent beide.
 Mit den drin sprachen schriben hiez
 einen brief Pilâtus, den man stiez
 oben an daz criuz, dô Krist an leit
 22,295 die marter umb unser sêlikeit.
 Tintsch hât wile hofstat;
 latin an smalem vletze stât,
 als ein wol gezieret meit,
 die jungen und alten beheit,
 22,300 die ir mit ganzen triuwen gernt,
 unt sie mit valsch niht beswernt.
 Kriechisch gar wît gestriuwt lit;
 judisch in im hât selber strit
 mit manegen puncten unterscheiden,
 22,305 oben und unden vor jen beiden.
 Wizzet, daz der heiligen schrift
 wort sint ûzen als ein wîst,
 die doch vol honeges stecken innen,
 sœzer lère unt Gottes minnen.
 22,310 Einvaltige wort wurden nie gehört,
 denn di Got sprach: di habent den hort
 aller wisheit doch begriffen,
 aleine sie lûtel sin gesliffen
 unt geblûemet, als manic man
 22,315 in der werlde nu reden kan.
 Des wæne ich, daz die zwelfboten
 niht sô mangelreie knoten
 an den predigen hân gemacht,
 als man sider hât erdâht.

Ulrich Boner.

Einem zu Bern verbürgerten Geschlecht entsprossen, lebte Ulrich Boner in seiner Vaterstadt als Predigermönch, war aber, wie man aus zahlreichen Urkunden ersieht, auch in mancherlei öffentlichen Angelegenheiten thätig. Diese Urkunden fallen in die Jahre 1324 bis 1340; dagegen ist sowohl das Jahr seiner Geburt, als das seines Todes unbekannt. Daß der durch die erwähnten Urkunden beglaubigte Ulrich Boner ohne allen Zweifel unser Dichter war, wird nicht nur durch die unverkennbar schweizerische Mundart desselben, sondern auch dadurch bestätigt, daß er seine Fabeln einem Herrn Johannes von Ringgenberg widmete, und ein Ritter dieses Namens im Jahr 1330 Mitglied des großen Raths der Stadt Bern war, in welcher er im Jahr 1340 in hohem Alter starb. Wahrscheinlich ist dieser auch eine und dieselbe Person mit dem Johannes von Rinckenberg, von welchem die Manesse'sche Lieberhandschrift einige Spruchgedichte mittheilt.

Boner hat seine Fabeln und Erzählungen, welche er beschafte nennt, selbst zu einem Ganzen vereinigt und unter dem Namen „der Edelstein“ bekannt gemacht. „Es mag dies Büchlein“, sagt er in der gerelinten Vorrede, „mit Recht der Edelstein heißen, denn es trägt in sich Beispiele mancher Klugheit, und es erregt auch gute Gedanken, wie der Dorn ja die Rose hervorbringt. Wer nicht erkennt wohl den Stein und seine Kraft, des Rug ist klein; wer oben hin die Fabel ansieht, und inwendig nicht erkennt, der hat auch nur sehr kleinen Rugen davon.“ Es würde aus dieser bestimmten Äußerung unzweifelhaft hervorgehen, daß der Dich-

ter bei der Abfassung seiner Fabeln einen bildlichen Zweck im Auge hatte, wenn es sich nicht schon aus diesen selbst auf das Bestimmteste ergäbe, da alle mit einer oft ziemlich langen Anekdote Anwendung schließen, in welcher der Dichter die innere Bedeutung des erzählten „Beispiels“ in einer einfachen, aber klaren und kräftigen Sprache entwickelt, und oft mit den Worten Freibanks darstellt, ohne jedoch denselben zu nennen, was übrigens dem Dichter um so weniger zum Vorwurf gemacht werden kann, als das Wort Freibanks zu seiner Zeit so allgemein bekannt war, daß er voraussetzen durfte, es würde jeder Leser sogleich denselben erkennen, und er es daher nicht für nöthig fand, den Verfasser der angeführten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten zu nennen. Noch deutlicher spricht der Dichter seine Absicht zu belehren in einer früheren Stelle des Vorworts aus. „Es sagen auch die Meister wohl: mehr als das Wort wirkt ein Beispiel; das stärkt manches Menschen Muth an Tugenden und an Trefflichkeit; gutes Beispiel trägt der Ehren Kleid; gutes Beispiel jügelt den wilden Mann; gutes Beispiel Frauen zähmen kann; gutes Beispiel jiert Jung und Alt, recht als das grüne Laub den Walb.“

Die meisten Beispiele des Edelsteins beziehen sich gleich der Aesopischen Fabel auf Thiere und Pflanzen; unter den hundert Stücken, aus welchen die Sammlung besteht, sind kaum zwanzig, welche als eigentliche Erzählungen gelten könnten, d. h. welche Begebenheiten aus dem menschlichen Leben in poetischer Weise vortragen, während sich bei andern Dichtern beinahe das umgekehrte Verhältniß findet. Dies läßt sich nicht nur aus dem Umstande erklären, daß Boner seine Stoffe zum weitaus größten Theil aus zwei ältern lateinischen Fabelsammlungen entnahm, sondern ganz besonders daraus, daß er die Thier- und Pflanzenwelt zur Veranschaulichung moralischer Wahrheiten für vorzüglich geeignet hielt. Daher sagt er auch ausdrücklich in seinem Vorworte: „Unbegreiflicher Gott, verleihe uns, daß wir dein Gebot halten nach dem Willen dein und frei von allen Sünden seien, und wir erkennen die Gethat (Geschöpfe), die deine Hand geschaffen hat, die du uns, Herr, haßt gegeben zu einem Spiegel, daß wir unser Leben richten auf den hohen Grat (Gipfel) der Tugenden und auf der Ehren Pfad: denn uns lehrt jede Kreatur, sie sei gut oder böse, daß man dich, o Herr, minnen soll.“ So ergibt sich aber auch, daß Boner die Erscheinungen der sinnlichen Welt, durch welche er irgend eine Wahrheit veranschaulichen wollte, nicht als bloß zufällige Erscheinungen ansah, denen man diese oder jene Bedeutung willkürlich und nach der jedesmaligen Absicht des Dichters beilegen konnte, sondern als bestimmte und notwendige Äußerungen irgend einer Wahrheit, welche Gott auf diese sinnliche Weise habe aussprechen wollen, damit sie der Mensch desto leichter und sicherer auffasse. Wenn ihm aber eben deshalb die Natur und deren einzelne Erscheinungen als vom Geiste Gottes belebt erschienen, so folgte daraus von selbst, daß er dieses Leben in seiner vollsten Äußerung zu erfassen und darzustellen suchte, daß er somit die beinahe ganz abstrakte Form der Aesopischen Fabel zu einem lebendvollen Gemälde voll mannigfaltiger Beziehungen entwickelte, wozu ihn übrigens ohne Zweifel auch die ganz epische Auffassung der im Volke wurzelnden

Zielerfolge gedrängt haben mag. Wenn er daher auch, wie schon erwähnt, seine Stoffe zum größten Theil entlehnt hat, so hat er dieselben doch mit der größten Selbstständigkeit verarbeitet; seine Fabeln verhalten sich zu ihren Mustern wie das ausgeführte, farbenreiche Gemälde zu einem skizzenmäßigen Entwurf. Durch diese epische Ausführlichkeit ist aber der didaktische Zweck des Dichters nicht im Mindesten zurückgedrängt oder gar vernichtet worden, und seine Fabeln sind der beste Beweis, daß jene Ansicht unbegründet ist, nach welcher der Erzählungsstoff der Fabel auf seine wesentlichsten Punkte zusammengeedrängt werden muß, damit die daraus zu ziehende Lehre um so kräftiger hervorleuchte. Vielmehr wird es aus den Fabeln Boners recht ersichtlich, daß die epische Ausführlichkeit der Erzählung wesentlich dazu beiträgt, das Gemüth des Lesers auf die nachfolgende Zuganwendung vorzubereiten, ja diese in ihm selbst hervorzurufen, so daß, wenn der Dichter sie am Ende in bestimmter Weise ausdrückt, der Leser vollkommen befähigt ist, nicht bloß sie zu verstehen, sondern auch in sein Gemüth einzuprägen. Es haben Boners Fabeln diese Wirkung um so mehr, als die Lehre stets mit der größten Klarheit und Sicherheit ausgesprochen ist, meistens in mehr oder weniger bekannten Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, deren Darstellung er, wie wir schon berichtet, oft aus dem Freidank entlehnt hat. Was der Dichter in liebenswürdiger Bescheidenheit zur Entschuldigung der schmucklosen Einfachheit in seiner Darstellung sagt, enthält die treffendste Charakteristik seines Buchs. „Hundert Bischöfe habe ich in diesem Buche niedergelegt,“ heißt es in der Schlußrede; „sie sind nicht mit klugen Worten geschmückt: einfältig an allen Orten und ungeziert sind meine Worte; doch enthalten sie einen Schatz von klugen Lehren. Eine dürre Schale trägt in sich oft einen Kern von großer Süßigkeit; ein kleiner Garten bringt oft Frucht hervor, die zum Heile dient. Schlichte Worte und schlichtes Gedicht, die lobt man freilich in der Welt nicht; weissen Worte sind künstlich geflochten, der hat jetzt gut gefochten. Wem aber schlichte Worte nicht nütze sind, keinen Nutzen der von den künstlichen gewinnt; es predigt Mancher hohe Weisheit, der doch sich selber nicht versteht. Wer das Schwert wohl gebrauchen kann, dem ist es nützlich: gar mancher Mann trägt Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand nur sind kleines Nutzens werth.“

Und so enthalten die Fabeln des wackeren Dichters in der That einen Schatz von trefflichen Lehren, die seine Welt- und Menschenkenntnis im schönsten Lichte zeigen. Die Moral, die er vorträgt, beruht auf der innigsten Frömmigkeit und Gottesfurcht; nirgends aber erscheint klösterliche oder kirchliche Beschränktheit, und man überzeugt sich bald, daß der Dichter seine Lebensansichten nicht in den dumpfen Klostermauern gewonnen haben könne, daß er vielmehr mitten im regen und bewegten Leben gestanden haben müsse. Wie aus dem „Kerner“, so spricht auch aus dem „Edelstein“ die schlichte, aber edle und gesunde Gesinnung des Volks; und wie Hugo, so ist auch Ulrich Boner der ächte Repräsentant des Bürgerthums, das sich in Bern übrigens schon damals lebenskräftig entwickelt hatte. So ist es ganz im Sinne des Bürgerthums, wenn Ulrich diejenigen tadelt, welche ohne Arbeit und Mühe ein angenehmes Leben, Ruhm und Ehre haben wol-

len (1), wenn er die Freiheit und Unabhängigkeit der Sklaverei und Leibeigenschaft entgegenseht (4), oder wenn er, wie in dieser, so auch in einer andern Fabel, den Armen, wenn er frei ist, glücklicher schätzt, als den Reichen, der nicht sein eigener Herr ist. Allerdings hat Boner in diesen Stellen nicht bloß die äußere, bürgerliche oder politische Freiheit im Sinne, aber es ist unverkennbar, daß er auch diese meint. Doch selbst dann, wenn er an diese Beziehungen nicht denkt, tritt bei ihm die rein bürgerliche Gesinnung hervor. Nur ein Mann aus dem Volke und der mit dem Volke fühlte, konnte die sorgenlose Ruhe des Armen vor dem mit Sorgen überfüllten Leben des Reichen preisen (2) oder die Gemächlichkeit und den Ueberfluß als die Quelle der Krankheiten darstellen (3). Endlich tritt auch in ihm der Widerspruch gegen die kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit lebendig und kräftig hervor; und er tadelt unter Andern in der Erzählung vom Bischof und den Birnen, die auch Hugo von Trimberg erzählt (S. 215), mit großer Entschiedenheit die damals so häufig vorkommende Thatsache, daß Unwürdigen und sogar Unerwachsenen geistliche Aemter anvertraut wurden (7), und so ist auch die Geschichte von dem Pfaffen und dem Esel, die er mit dem liebenswürdigsten Humor vorträgt (5), gewiß nicht ohne Beziehung auf das Bestreben der Geistlichkeit, durch äußern Glanz die Gemüther der Menschen zu fesseln, welche freilich eben dadurch der wahren innerlichen Frömmigkeit entfremdet wurden.

Die übrigen Fabeln und Erzählungen Boners veranschaulichen in ihrer größten Zahl solche Lehren, welche geeignet sind, den Menschen zu einem heitern und zufriedenen Dasein zu geleiten und sein Gemüth für Tugend und Gottesfurcht empfänglich zu machen. Es sind diese Lehren freilich nicht neu, aber sie sind um so beachtungswerther, als sie auf tausendjähriger Erfahrung beruhen und tief im Bewußtsein des Volkes liegen. Wir haben aus den Fabeln dieses Inhalts nur zwei herausgehoben — der Raum gestattet nicht, eine größere Zahl mitzutheilen —; die eine „von der gesungenen Nachtigall“ (6), weil auch ein späterer Dichter (Wieland) denselben Stoff bearbeitet hat, wobei ihm freilich eine schon ganz episch ausgeführte französische Erzählung des 13. Jahrh. vorlag; die andere „Von dem König und dem Scherer“ (8) wegen ihrer höchst gelungenen Darstellung.

Die schlichte und allgemein faßliche Sprache, in welcher Ulrich Boner seine Fabeln erzählt und die aus denselben sich ergebenden Lehren darstellt, trug nicht weniger, als die in ihnen herrschende Gesinnung dazu bei, dem Dichter die größte Anerkennung und Verbreitung zu verschaffen, was nicht nur die zahlreichen Handschriften bezeugen (unter welchen sich eine befindet, welche vom berühmten Lieberdichter Heinrich von Langenberg geschrieben wurde), sondern noch in höherem Maße daraus erhellt, daß der Edelstein eines der ersten deutschen Bücher ist, welches durch den Druck vervielfältigt wurde, und überhaupt zu den ältesten Drucken gebört, da er schon im Jahre 1461 (zu Bamberg) erschien.

1. Von einem houe me uf einem berge.

Von geistlicher erbeit.

Uf einem höhen berge stät
ein houe, der michel wunder hât:

- er ist höch, gröz, lang unde breit,
mit schönen esten wol bekleit,
5 mit loub ist er gezieret wol,
der besten vrüchten ist er vol,
sô ie uf erden vunden wart.
Der selbe boum, der hât die art,
wel mensche siner vrüchte gert,
10 daz der niemer wirt gewert
siner vrüchte süezekeit,
er bekor denn è die bitterkeit
der wurzen: diu ist bitter gar,
hert unt sûr an allen vâr.
15 Wen denn erzôgt diu bitterkeit
der wurzen, als ich hab geseit,
unt nicht wil haben stæten muot,
den nützent nicht die vrüchte guot,
er muoz erdarben sichêrlich.
20 Bi disem boume sô merk ich
daz höch uf gezogen leben,
daz niemen haben mac vergeben.
Er muoz sich üben uf dem plan
der tugenden unt muoz erbeit hân,
25 è daz er uf den höhen grât
müg komen, dâ der boum uf stât.
Wenn er der vrüchte süezekeit
bevundet, sô wirt gar sin leit
zerstört, unt wirt sin vröide gröz,
30 wand er stât aller sorgen blöz.
Dis bischaft si zuo den geseit,
die dâ went an erebeit
wollust, lop und ère
besitzen iemer mære.
35 Daz mag in niht zuo handen gân,
als verre ich mich dar uf verstân.
Der boum ist edlr vrüchte vol:
wer kunst unt wisheit haben sol,
sicher, der muoz erbeit hân.
40 An erbeit nieman uf mag gân
den berg unt komen uf den boum:
gewonnen kunst ist nicht ein troum.
Wer aber slâft in siner jugent,
noch èren gert, noch kunst, noch tugent
45 von trågkeit nicht erwirbet,
wel nôt, ûb der verdirbet
an kunst und an wisheit gar?
Wer ane vliz sin jungen jâr
verriben wil in üppekeit,
50 sô der wirt alt, ez wirt im leit,
unt mag im wol beschehen daz,
das dik sin ougen werdent naz
von riuwen; und ist daz vil wol.
daz man sin denn spotten sol.

2. Von einer veltmûs und einer statmûs.

Von vrier armuot.

- Ein veltmûs eines zites sprach
vil vrêlich, dô si êrst ersach
ein statmûs, ir geschlechte, komen,
si sprach: „Ez muoz mich iemer vromen,
5 daz du bist komen in min hûs.“
Mit grôzer gier luot si die mûs:
diu wirtin hât vrêlichen muot;
die spise ziert der wille guot.
Ein vrêlich antlût si ir bôt,
10 unt sprach: „Wir sullen ane nôt
ezzen, waz wir guotes hein:
wâ diu wirtschaft ist ze klein,
die machet grôz der wille guot.“

- Diu statmûs dô mit vlize luot
15 ir trût gespîln, die veltmûs,
unt vuort si mit ir in ir hûs,
in einen kêl berâten wol,
der was guoter spise vol;
dâ lag vleisch unt vischen vil.
20 Si sprach: „Nu iz an, trût gespîl,
der besten spise, sô lîe si,
unt leb aller sorgen vri.
Brôt, ziger unde kâse guot
iz vaste; wir sin wol behuot
25 vor hunden unt vor katzen.“
Dô hôtens schiere ratzen
an der tûre slöz den koch.
Diu heimsche mûs vil balde vlôch,
ir trût gespîlen lîe si stân;
30 die enwiste, war si solte gân:
nu vlôch si hin, nu vlôch si har.
Der koch nam ir vil eben wâr;
er wolt si gerne ertretten hân,
dô muost er ûz dem kêle gân:
35 den kêl er wider zuo beslöz.
Die vröinde mûs vil sêr verdröz:
si hæt der wirtschaft wol euborn;
daz leben hât si nâch verlorn.
Dar nâch schiere kam her ûz
40 geslichen ouch diu kûnde mûs;
si sprach: „Trût gespîle min,
vrôuw dich, unt lâ din trûren sin!
Iz unt trink unt lebe wol:
dirr kêl ist stiezer spise vol.“
45 Dô antwurt ir diu vröinde mûs
unt sprach: „Unt kâme ich nu hin ûz,
ich wölt ein bônen lieber guagen,
denn ich die vorchte wölti tragen
durch diner spise süezekeit,
50 diu mit der gallen bitterkeit
vermischet ist: die hab du dir!
Si vüegt dir wol, si vüegt nîcht mir;
dâ von solt dus alleine hân:
ich wil ûz uf den acker gân,
55 unt wil in armuot vrêlich leben;
du solt in grôzer vorchte streben.
Daz richste leben, daz man hât,
ist, der in armuot vrêlich stât.
Armuot ist ane sorge gar,
60 der rich nimt manger sorgen war:
sô der arme ruowet wol,
so ist der riche sorgen vol;
der arme ist sicher zaller stunt,
der riche ûz sorge niemer kunt;
65 der arme slâft in sicherheit,
der riche wacht in erebeit.
Wie mag diu wollust werden guot,
dâ vorcht unt sorg betrûebt den muot?
An vorcht ein kleine bezzer ist,
70 denn vil mit vorchte, wizze, krist!“
Mit disen Worten unt alsô
schiedens von einander dô.

3. Von dem ritter unt von der vlô.

Von übrigem gemache.

- Ein ritte begegnet einer vlô
eis mâls; dô was si nicht gar vrô;
si hât ein übel nacht gehebt,
unt hât vil herteklich gelebt;
5 als was dem ritten ouch geschehen.
Beide gerieten si verjehen

- einandern nâch dem gruoze ir nôt;
 diu vlô sprach: „Ich bin hungers tât!
 Minr spise wând ich sicher sin;
 10 ich sprich ez ûf die triuwe min,
 hêr Riite, daz ich dise nacht
 niut anders tet, wan daz ich vacht;
 daz mich gar kleinen doch vervieng.
 Ich sag dir, wie ez mir ergieng.
 15 Ze einem klôster dar kam ich,
 gesprungen, dâ ich wände mich
 wol spisen, dâ mir misselang.
 Uf ein hohez bette ich sprang,
 daz was gebettet zarteklich
 20 der eptischin; diu was gar rich,
 daz schein an ir gebærde wol;
 aller kluogheit was si vol.
 Dô si des âbends nider gieng,
 und ichs an ir gemach enphieng.
 25 vil gern ich hæet min spis genomen.
 Si wart gewar, daz ich was komen
 ûz der gulten an den lip;
 si schrei: Irmendrû, belip
 nicht lange! kum her wider in!
 30 mich bizt neizwaz: waz mag daz sin?
 Hâst du nicht ersehen wol
 diu linlachen? triuwe, ich dir sol!
 Ich zürne, daz geloube mir.
 Zünd bald daz liecht! lâz lingen dir! —
 35 Ich vlôch vil balde (sprach diu vlô);
 daz ich entran, des was ich vrô.
 Und dô daz liecht erlöschen wart,
 dô kam ich uf der selben vart
 wider uf daz bette, als ê.
 40 Aber schrei diu vrouwe: Owê!
 wie stât ez umb daz bette min?
 entzünd daz liecht! waz mag diz sin? —
 Dô vlôch ich balde; ez tet mir nôt:
 wær ich begriffen, ich wær tât.
 45 Daz triben si die langen nacht;
 mir wart dô nicht, waz ich gevacht.
 Des bin ich hungrig unde laz;
 Got welle, daz mir beschehe baz.“ —
 Der ritte sprach: „Nu lâ daz sin!
 50 Min nacht ist als hoes, als diu din
 gewesen; mir ist nicht vil baz
 gesin, denn dir, geloub mir daz.
 In ein hûs ich gester kan,
 ein wip ich marterôn began;
 55 ich erschutte ir ir gelider
 krefteklich; dô sâz si nider
 bald, unt sôt ein starken bri,
 und az; dâ stuont ein zûber bi
 mit wazzer, des trank si genuog.
 60 Ein bûttin si har vür dô truog
 vol tuochen, diu si solte
 bûchen, und enwolte
 mir kein ruowe lâzen;
 si hât mich gar verwâzen;
 65 si ruowet nie die langen nacht:
 mit unruowe si sêre vacht,
 si statet mir grôz ungemach.
 Des morgens, dô der tag ûf brach,
 den zûber uf ir houbt si nan,
 70 unt zogte zuo dem bach hin dan,
 unt spuolt ir tuoch. Daz tet mir wê,
 ich mochte dâ nicht bliben mê;
 ich bin gemariert jâmerlich.
 Wir sullen wechseln, daz rât ich,

- 75 unser herbrig beide,
 unt morn bi unserm eide
 sullen wir har wider komen,
 unt sullen schaden unde vromen
 einandern beide hie verjehen.“
 80 Diu vlô sprach: „Daz sol beschehen!“
 Der ritte bald uf sinen gwin
 zogte zuo dem klôster hin,
 und erscut der eptischin ir glider.
 Ir jungvrouw half ir balde nider;
 85 si wart gedecket harte wol,
 ir kemenât was râtes vol.
 Si sprach: „Min rugge und ouch min bein,
 die ridwent vaste. Ein ziegelstein
 soltu mir balde machen heiz:
 90 unt würde mir ein seufter sweiz,
 ich môcht vil lichte wol genesen.
 Ouch hab ich selbe daz gelesen,
 daz man die vûeze riben sol
 mit ezzich unt mit salze wol.
 95 Rôswazzer sol man balde haben,
 dâ mit sol man min houbez laben;
 daz ziucht ûz bœse hitze.
 Acht eben, wenne ich switze,
 sô nim den belz und decke mich.
 100 Lâ nieman in, des bit ich dich,
 daz der sweiz niht erwinde.
 Sag ouch dem gesinde,
 daz si alweg sin bereit
 ze tuonde, waz man in seit.
 105 Du solt ouch gewarnet sin,
 daz man mit vlîze hûete min
 an tranke und an spise.
 Ein muos von einem rise,
 mit mandelmilche wol bereit,
 100 daz mache; ouch si dir geseit,
 zuckerviolet solt du dich
 warnen: daz erkûelet mich;
 ich mag des baz ze stuole gân.
 Ein grânâtöpfel solt du hân,
 115 der mir ervrische minen muot.
 Ich danken dirs, wird ich gesunt.“
 Des ritten wart erpflegen wol;
 diu vlô was dennoch hungers vol.
 An die herbrig kam sie hin,
 120 dâ ê der ritte was gesin,
 dâ ir dô vil guot gemacht
 von der wescherin beschlach.
 Si hât ir tuoch getrûknet wol,
 ir hûs was armûete vol,
 125 wirtschaft was dâ tiure.
 Si saste sich zuo dem viure,
 und az, daz si dâ mochte hân.
 Dar nâch si slâfen began;
 uf ir stronsak leit si sich dô:
 130 des wart gemeit diu hungrig vlô.
 Diu vrouw lag stille unde slief:
 diu vlô uf unde nider lief,
 die spise ir nieman werte;
 si hât, des si begerte
 135 die langen nacht. Des morgens vruo
 kâmen si zesemen duo
 beide, der ritte und ouch diu vlô.
 Ir herbrig wâren si vil vrô.
 Der ritte sprach: „Mir ist gar wol:
 140 diu eptischin mir betten sol
 achtzehn wochen oder mê.“
 Dô sprach diu vlô: „Mirst ouch nicht wê

- uf dem strousacke beschehen:
 wen sol mich disen sumer sehen
 145 uf dem strousak wesen vrô.
 Von einander schiedens dô.
 Wer dem siechtag losen wil,
 dem mag sin werden wol ze vil;
 wen spricht, daz überig gemach
 150 gesunde linte machet swach.
 Nâch sinen staten wirt der man
 siech dik, als ich vernomen hân.
 Mit ernst din wescherin vertreib
 den ritten, der doch lange bleip
 155 bi der kluogen eptischin:
 des mûez er iemer sælig sin.

4. Von einem hunde und einem wolfe.

Von vriheit unt von eigenschaft.

- Es giengen zwên gesellen guot
 (die hâten ungelichen muot)
 uf der strâz durch einen walt,
 ir kœese, daz was manigvalt;
 5 ez was ein wolf und ouch ein hunt.
 Si kâmen uf der selben stunt
 uf eine wise; daz beschach.
 Vil schier der wolf zum hunde sprach:
 „Sag an, trût geselle min,
 10 waz meinest diner hiute schin?
 Du bist sô stolz unt bist sô gat,
 du machst wol guoter spise sat
 ân sorge werden alle tage.“
 Der hunt sprach: „Hêr, waz ich dir sage!
 15 Min lieber meister spiset mich
 von sinem tische, dur daz ich
 behûet sin hof und ouch sin hûs.
 Wer iutsiut tragen wil dar ûz,
 daz kûnd ich; dar um bin ich liep.
 20 Ich lâz den rôuber, noch den diep
 nitsint ûz dem hûse tragen:
 hie mit ich mine spis bejagen.“
 Dô sprach der wolf: „Daz ist vil guot:
 sô hâst du dik ruowigen muot,
 25 so ich muoz in den sorgen streben,
 wi ich gespis min armez leben.
 Unt wær ez an dem willen din,
 din geselle wôlt ich gerne sin,
 daz ich min spise môchte hân
 30 ân sorge.“ Der hunt sprach: „Nu wol dan,
 hêr Wolf, in mines meisters hûs
 mit mir! dâ tribt iuch nieman ûz.“
 Der wolf, der wart der rede vrô;
 mit einander giengens dô.
 35 Der wolf des hûndes kelen sach;
 zuozim er dô vil balde sprach:
 „Sag an, trût geselle min,
 waz meinest, daz diu kele din
 ist beschaben unt beschorn?
 40 Dur waz hâstu daz hâr verlorn?“
 Der hunt sprach: „Daz wil ich dir sagen:
 des tags muoz ich ein kelben tragen,
 unt muoz an einem seile stân
 gebunden: nienent mag ich gân,
 45 ich muoz stêtlich gevangen sin;
 daz lîd ich dur die spise min.“
 Dô dis rede alsus beschach,
 der wolf dô zuo dem hunde sprach:
 „Neinâ, trût geselle min,
 50 dur niut wil ich gevangen sin.
 Als liep ist mir noch nicht min bûch,

- daz ich dur in well geben uf
 min vriheit: daz geloube mir!
 Din guoten spis, die hab dû dir
 55 und hab ouch mangen langen tag!
 Sô wil ich ezzen, daz ich mag
 haben, mit vrigem muote:
 daz kunt mir baz ze guote.
 Ich will den vrigen willen min
 60 nicht geben um die spise din.“
 Sus lief der wolf ze walde;
 der hunt ilt heim vil balde. —
 Richer ist ein armer man,
 der vri gemüete wol mag hân,
 65 denn der ist rich und dienen muoz:
 dem wirt vil selten sorgen buoz.
 Der eigen ist, wâ ist des muot?
 er hât doch weder lip noch guot.
 Es ist nicht sin, daz selb er hât,
 70 der âne vrigen willen stât.
 Vriheit zieret allez leben,
 unt kan wol guot gemüete geben;
 vriheit hœhet wip unt man.
 den armen si rich machen kan;
 75 vriheit ist der êren hort,
 si überkrœnet werk unt wort.
 Mich dunkt, er hab ein armez leben,
 der vrigen willen uf muoz geben.
 Vriheit gât vûr allez guot
 80 der welte: wer sin vrigen muot
 uf git umb silber und umb golt,
 dem wirt ze teil des riuwen solt.
5. Von einem paffen und einem esel.
Von ûppekeit der stûmme.
 Ein pfaf was jung und dâ bi kluog,
 als noch paffen ist genuog;
 er was stolz unt hôch gemuot.
 Sin stimme dûcht in harte guot;
 5 uf singen er gevlizzen was:
 er wând, daz nieman singe baz,
 denn er: des war er gar gemeit.
 Mit singen hât er erebeit;
 iedoch was er gesanges vol.
 10 Wie ez doch nicht geveile wol
 den luten, doch er dicke sang:
 des in sin narrekeit betwang.
 Nu kam ez von geschicht alsô,
 daz er sang âne mâze hô
 15 uf dem altâr; dô stuont dâ bi
 ein vrowe, diu hât ir esellî
 verlorn vor an dem dritten tage:
 si wênde vast, grôz was ir klage.
 Dô si der pfaffe weinen sach,
 20 vil gütelich er dô zuozir sprach:
 „Sagent, vrowe, waz meinest daz,
 daz iuwer ougen sint sô naz?“
 Er wând, ir wær gevallen in
 ein andâcht von der stimme sin,
 25 unt sprach: „Sol ich iu singen mâ?“
 „Nein, ir hêrre; ez tuot mir wê!“
 „Wâ von? daz solt ir mir nû sagen.“
 „Gern, hêr!“ sprach si, „ich muoz iu klagen,
 wâ von ich geweinet hân.
 30 Min esel, der mir vil wol kan,
 den hânt die wolf verezzen:
 des mag ich nicht vergezzen.
 Wenn ir singent sô gar hêrlîch,
 sô ist iuwer stimme gelîch

- 35 der stimme, die min esel hât:
sô manent ir mich ûf der stat
an minen esel. Hêrre mîn,
mich wundert, wie daz mûge sîn,
daz iuwer stimme sô gelich
40 mis esels ist: daz wundert mich.“
Der üppig pfaffe wart geschant:
sîn eselstimme wart erkant;
doch er geviel im selber wol,
als billich noch ein esel sol.
45 Wer wânt, daz er der beste si,
dem wont ein gouch vil nâhen bi.
Mich wundert, daz daz ôre stât
sô nâch dem munde, unt nicht verrât,
daz ieman welle erkennen sich
50 unt sîne stimme: des wundert mich.
Ez wânt manger singen wol,
des stimme hert ist unde hol,
unt brieschet, als der esel tuot,
Hôrt er sich selben (daz wær guot)
55 mit vrônder liuten ôren,
er würd nicht zeinem tôren,
als disem pfaffen ist geschehen.
Ouch hêr ich vil der liuten jehen:
der übel singt, der singet vil:
60 meunglichen er ertouben wil.

6 Von einer nachtegal, wart gevangen.

Von weltlicher tôrheit.

- Ein weidman vieng ein vögellin,
daz was klein, stolz unde vîn;
ein nachtegal waz ez genant.
Als schier erz nam in sîne hant,
5 und ez ertôdet wolte hân,
daz vögelin sprach: „Nu lâ mieh gân:
du macht nicht werden sat von mir.
Dri lère wil ich geben dir,
mit den du sêlden wirst vol,
10 ist, daz du si behaltest wol.“
Er sprach: „Sag an, waz mag daz sîn?“
Dô sprach daz kleine vögellin:
„Du solt gelouben niemer daz,
daz ungeloublich si: dur waz
15 sol man daz gelouben icht,
daz nie beschach, noch niemer beschicht?
Daz ander ist, daz du kein leit
solt haben, noch kein erebeit
in dinem herzen umb diu ding,
20 diu alsô hin vervaren sint,
daz si her wider nicht mûgen komen:
daz leit nieman kan gevromen.
So ist diu dritte lère mîn,
daz du nicht solt gevlizzen sîn
25 umb daz, daz dir nicht werden mag;
er tuot im selber grôzen slag,
der nicht behaltet diz gebot,
unt mag wol sîn der liuten spot.
Dis lër soltu behalten wol,
30 sô macht du wisheit werden vol.“
Der mân, der wart der lère vrô,
daz vögelin liez er vliegen dô
ûf einen boum. Dô daz beschach,
daz vögellin zem maune sprach:
35 „Du hâst unwislich gar getân,
daz du mich, tôre, hâst gelân
vliegen: daz muoz dir schade sîn,
wan ich trage in dem libe mîn
ein stein, ist edel unde grôz;

- 40 wer in hât, der wirt nicht siglôs.
Er zerstôrt ouch alle gift;
eis strûzes ei er übertrift
an grôze: den hâst du verlorn.“
Der tôre hâte wol geschworn,
45 ez wær allez gewesen wâr:
sîn lër hât er vergezzen gar,
die im der vogel hât gegeben.
Er wart betrüebt als um sîn leben,
unt geloubte, daz unmüglich was,
50 unt wart gevlizzen sêr ûf daz,
wie er den vogel môcht gevân.
Dô sprach daz vögelin zuo dem mau:
„Iemer muost ein narre sîn!
Niut hâstu der lère mîn
55 behebt: du hâst geloubt diu ding,
diu gar ungeloublich sint.
Daz ich hab ein grôzen stein
in mir, dar zuo bin ich ze klein.
Dar zuo leit unt smerzen
60 hâstu in dinem herzen,
daz du mich, tôre, hâst verlorn.
Ouch ist dinem herzen zorn,
daz du nicht macht gevâhen mich:
mîn weg und dîn sint ungelich.
65 Du haltest nicht die lère mîn,
dâ von muostu ein tôre sîn.“
Ein tôr wirt dik gelêret wol,
doch ist sîn herze gouchheit vol.
Wer daz geloubt, daz nicht mag sîn,
70 da ist nicht grôzer witten schîn.
Waz ân Got nieman wenden kau,
daz sol man hîn ze Gotte lân.
Wer gert, daz im nicht werden mag,
daz ist sîn girde ein niderslag.
75 Er ist nicht wise, wer des gert,
des er doch niemer wirt gewert.
Wie vil nu hôher lère hât
diu welt, mang mensche dar ûf gât,
daz er geloubt, daz nicht ist guot,
80 unt sîner sêle schaden tuot,
unt richtet nâch den dingen,
dâ im muoz misselingen,
als dirre tôre hât getân.
Sîn herze muoz in riuwen stân,
85 der rechter lër nicht volgen wil.
Noch ist der selben tôreu vil,
die ich nu nicht wil nennen hie,
der narre ein tôre dannan gie.

7. Von einem bischofe und einem erzpriester.

Von unwirdigem ampte.

- Von einem bischof list man daz,
daz er in hôhen êren sâz.
Gelêrter pfaffen hât er vil,
sîn wirdekeit was âne zil.
5 Nu hât er einen jungeling,
ein schuoler kluog ûf alle ding
bi im, der was sis vettern kint,
der was dem bischof gar gemint;
und dô sîn erzpriester gestarp,
10 der jungling umb daz ampt dô warp;
der bischof tet, des er begert,
doch er des amptes was unwert.
Dar nâch nicht lange wart gespa
wan daz dem bischof gesendet wart
15 ein korp mit guoten biren vol;

- der danket er dem boten wol:
gar lieb was im der prisant.
Zuo sin gesind sprach er zehant:
„Wem mag ich getriuwen wol,
20 der mir der biren hüten sol?
Würde der biren deheiniu verlorn,
daz wær mir nicht ein kleiner zorn.“
Dò sprach der jungling: „Hèrre, mir!
ich hütet ir wol nâch iuwer gir,
25 daz ir keiniu wirt verlorn;
sò wirt gestillet iuwer zorn.“
Zem jungling sprach der bischof duo:
„Mich dunkt, du sist ze tump dar zuo:
ich getriu dir nicht der biren wol,
30 eim andern ichs bevelhen sol.
ich vûrcht, gæb ichs in din gewalt,
si würden gezenn ungezalt:
ich wil dir niut der biren dir
getriuwen, des geloube mir!“
35 Dis rede erhört ein wiser man;
mit ernst sach er den bischof an,
unt sprach: „Nu müez erbarmen Got,
daz ir begangen hânt den spot,
daz ir sò munge sêle hânt
40 bevoln dem, der in was erkant
unt sin kintheit unt sin jugent!
Dâ von ir wol iemer mugent
ungemach haben unde leit.
Dem ir die biren hânt verseit
45 ze hüten, der sol phleger wesen
der sêlen! wie mag dâ genesen
daz schâf, sò wolf ze hirte wirt?
Ûf der strâz wirt er verirt,
den der blinde vûeren sol;
50 vallent si beide, daz ist wol.
Diu schâf gar verirret sint,
als schier ze hirte wirt ein kint;
wie berichtet der ein andern man,
der sich berichten nicht enkan?
55 Wie mag der gespisen wol
diu schâf, der n-emer wirdet vol
unt lebt in stæter gitekeit?
ze schernde sint si wol bereit.
Spisten si diu schâf, als gern,
60 als rechte wol si kunnen schern,
diu schâf gestüenden deste baz.
Nu gât ir arger list Ûf daz,
wie diu schâf werden geschorn.
Ûb die sêlen werdent verlorn,
65 dar Ûf hânt si versorget gar:
si enruochet, war diu sêle var.
Der wise bischof, der beval
dem jungling sêlen âne zal,
unt wolt im doch bevelhen nicht
70 die biren. Noch daz dik beschicht,
daz einr der sêlen hüten sol,
dem man doch nicht getriuwet wol,
daz er wol selber si behuot.
Er vindt wol, wer also tuot,
75 sia lon, den Got dar umb wil geben.
Got geb uns daz êwig leben.

8. Von einem künige und einem scherer.

Von ansehunge des endes.

Ein margt huop sich in einer stat.
Der margt vil grôze vriheit hât:
ez wærin vrouwen oder man,
wer dâ ze margte wolte gân,

- 5 der hâte vride siben tage.
Nu hœret wol, was ich in sage:
Der selbe margt was wol behuot,
dâ was veil aller slachte guot;
was ieman ze koufeu gert,
10 des wart er Ûf der stat gewert.
Ein höher phaffe, an kûesten rich,
kam Ûf den margt unt tet gelich,
als er ein koufman solte wesen;
er sprach: „Wer iemer wil geuesen,
15 der kouf, des er mûg haben heil.
von mir: grôz wisheit hab ich veil.“
Vûr den kûng din rede kam;
siu knechte sant er bald hin dan,
daz si dur niut vermiten,
20 wan daz si balde ritten,
und im kouften die wisheit;
unt sprach, im wær bi niute leit,
waz si dar umbe müesten geben.
Die knecht vernâmen daz vil eben:
25 grôz silber si dâ nâmen.
Dò si zem meister kâmen,
dò sprach einr: „Wir sint har gesant;
min hêr, der kûng, hât iuch gemant,
daz ir diz silber sülent nemen,
30 unt sülent im die wisheit geben.“
Er euphieng daz silber unt saz nider,
unt schreip ein wort unt sant daz wider
dem kûnge mit den botten sin.
Daz wort ze tiutsche von latin
35 spricht: „Du solt daz end an sehen
diur werken, unt waz dir beschehen,
mag dar umbe kûmftelich:
der wisheit solt du vlizen dich!“ —
„Dem kûnge bringent diz gebot
40 von mir!“ — Daz dûcht si gar ein spot.
Si hætén des wol alle geworn,
daz guot wær genzeklich verlorn,
daz umb die wisheit was gegeben,
dâ mite doch der kûng sin leben
45 behuop. — Der kouf geviel im wol:
daz wort was grôzer sinnen vol.
Er hiez ez schriben Ûf sin tür
mit guldin buochstaben; wer dâ vûr
gieng, der mocht ez wol gelesen;
50 der kûng wær anders tót gewesen
eismâls, als ich in sage wil.
Heimlicher vinde hât er vil,
die stalten alle Ûf siuen tót,
doch heimlich, daz si nicht in nôt
55 kâmen umb ir missetât.
Nu gieng Ûf heimlich mort ir rât
(ir aller triuwe, diu was klein):
gemeinlich kâmens über eiu,
daz si grôz guot wôltin geben
60 eim scherer, der dem kûng sin leben
næme, so er in solte schern.
Si wôltin in des guotes wern
als bald, sò er ez hæt getân.
Nu wolte hin der scherer gân
65 zuo dem kûnge in den palas,
unt wolte schier vollenden daz,
dar umb er hât euphangen guot.
In grôze vorchte kam siu muot,
dò er die schrift alrêrat gelas,
70 diu Ûf der tür geschriben was:
„Daz end dinr werken solt an sehen,
unt waz dar um dir mûg beschehen!“

- Vil vaste zittren er began,
ein tœtlich varwe er gewan.
- 75 Der kûng erschrak, dô er in sach
als bleich: vil bald er zuozim sprach:
„Sag au mir bald, was iz din nôt?
oder du muost geligen tô!“
Der kûng, der hiez in balde vân,
- 80 unt hiez in binden unde slân,
unz er verjach ân allen vân
daz mort, daz er wolt hân getân,
des in diu schrift gewendet hât,
diu ûf der tür geschriben sât.
- 85 Alsus behuop der kûng sin leben;
sin vinde muosten alle geben
versengelt; daz was vil wol:
das koufte wort was nutzes vol.
- Wer daz ende an sehen kan
- 90 sinr werken, der ist ein wiser man;
wer an daz ende sehen wil,
der kumt nicht ûf des riuwen zil.
Daz ende krœnt, unt nicht der strit,
guot ende guoten namen git.
- 95 Daz ende wol vertriben kan
die sünde, wer ez sihet an.
Ein guot end macht allez guot,
guot ende niemer ûbel tuot.
Der schifman in dem ende stât,
- 100 unt richt daz schif, daz ez wol gât.
Wer sich in daz ende leit,
der gewinnet selten leit.

Konrad von Ammenhausen.

Konrad, aus dem Geschlechte der Edlen von Ammenhausen im Thurgau stammend, war Mönch und zugleich Leutpriester, d. h. Pfarrer zu Stein am Rhein im jetzigen Kanton Schaffhausen, und lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; das Gedicht, durch welches er bekannt wurde, beendigte er im Jahre 1337. Er war damals noch nicht bejahrt, wie er selbst zu wiederholtenmalen berichtet; doch hatte er schon größere Reisen gemacht, er hatte Frankreich, die Provence und Eubulwalchen, d. h. Bünden, besucht, und sich in jenen Ländern mannigfaltige Kenntnisse gesammelt, jedenfalls einen sichern Blick in die verschiedensten Lebensverhältnisse gewonnen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch sein Gedicht vom Schachspiel (Schächzabelbuoch) eine Frucht seiner Reisen ist, denn wahrscheinlich hatte er in Frankreich das Buch des Predigermonchs Jacobus de Cassolis von Rheims über das Schachspiel kennen lernen, welches damals in hohem Ansehen stand; es wäre sogar nicht undenkbar, daß unser Konrad mit dem französischen Dominikaner persönlich bekannt worden wäre. Dieser hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Schachspiel zum Gegenstande einer langen Reihe von Kanzelvorträgen gemacht, in welchen er alle einzelnen Figuren desselben benutzte, um die Sitten der hohen und niedern Stände, des Adels und der Bürger, der Gewerksleute und der Ackerbauer zu schildern, und die Pflichten zu entwickeln, die jeglicher Beruf und Stand zu beherzigen habe. Da diese Predigten allgemein gefielen, bearbeitete sie Jacobus zum Zweck der Veröffentlichung, indem er die Predigtform mit der der Abhandlung vertauschte. Dieses Buch nun brachte Konrad in deutsche Reime, und wie das Original in kurzer Zeit in

den meisten Ländern Europas große Verbreitung gewonnen hatte, so erfreute sich auch die deutsche Uebersetzung, wie die zahlreichen Handschriften darthun, eines nicht geringen Anklangs, den sie, wie ihr Vorbild, nebst der tüchtigen Gefinnung und der praktischen Lebensanschauung, die sich darin kundgibt, den mannigfaltigen, mit mehr oder weniger Geschick eingeflochtenen Erzählungen und Geschichten zu verdanken hatte. Jedenfalls hatte Konrads Gedicht seine Verbreitung mehr dem Inhalte, als seiner Form zu verdanken, da es in dieser Beziehung weit hinter den besseren Dichtungen des Mittelalters zurücksteht, wie denn auch Konrad selbst mit großer Bescheidenheit von seinem Beruf als Dichter spricht. Das deutsche Gedicht folgt dem lateinischen Original Schritt für Schritt, doch finden sich auch mancherlei Zusätze, die zum Theil aus verschiedenartigen Schriften entlehnt, zum Theil aber auch aus dem Leben und der Geschichte der Heimat und seiner Zeit entnommen sind. Das Ganze zerfällt in vier Theile, deren erster von der Erfindung des Schachspiels handelt. „Einst lebte ein Tyrann, Namens Evilmoradach, Rabuchodonosors Kind, der gegen sein Volk mit der wildesten Grausamkeit wüthete. Da baten die Leute einen weisen Meister, Namens Philometor, er möchte Etwas erdenken, womit er den König von seiner Unart und seinen Unsitzen bekehren möchte. Er ersann, um ihnen zu helfen, das Schachspiel, zeigte es aber nicht sogleich dem König, sondern lehrte es zuerst den Herren am Hofe, die damit viel Kurzweile hatten, so daß auch der König es zu lernen beehrte. Der Meister verstand sich jedoch nur unter der Bedingung dazu, daß der König sich jede Belehrung gefallen lassen müsse. Er benutzte voll Weisheit die ihm gegebene Gelegenheit, dem König sein unwürdiges Leben vorzuhalten, und es gelang ihm, denselben in so hohem Grade für die Tugend empfänglich zu machen, daß er ihm gestehen durfte, wie er bei Erfindung des Spiels die Absicht gehabt habe, auf ihn zu wirken. Dann gab er noch als fernere Absichten bei Erfindung des Spiels an, daß es dem Müßiggang begegnen und die Begierde der Menschen, Neues zu lernen, in wohlthätiger Weise befriedigen solle; auch lehrte er ihn die innere Bedeutung der einzelnen Figuren.“

Diese Erklärung bildet den Inhalt des zweiten und dritten Theils, indem der zweite die größern Steine, der dritte die Bauern oder, wie sie damals hießen, die Venden, bespricht. Bei jeder Figur, welche einen besondern Stand repräsentirt, beginnt der Dichter mit der äußern Erscheinung derselben, indem er Kleidung, Schmuck oder Geräthschaften erklärt, worauf er die Tugenden und Pflichten auseinander setzt, welche jedem Stande zukommen, aber auch vor den Lastern warnt, die jeder zu vermeiden hat. Bei jeder passenden Gelegenheit werden Beispiele aus der Geschichte, aber auch Erzählungen aus dem Leben zur Begründung und Veranschaulichung mitgetheilt. Die Königin gibt ihm Anlaß, die allgemeinen weiblichen Tugenden zu schildern, aber auch den Vorzug des Erbreichs vor dem Wohlreich darzustellen. „Wenn das Reich erblich ist,“ sagt er, „so fällt es dem ältesten Sohne ohne Krieg und ohne Jörn zu; das ist viel angemessener und nützlicher, als wenn man die Könige wählt; denn wo dies der Fall ist, so geschieht es sehr häufig, daß diejenigen, welche den König wählen sollen,

nicht übereinkommen und daß Mißthätigkeiten entstehen, welche das Reich in Wirren stürzen, so daß es großen Schaden leiden muß. Das ist oft geschehen, auch haben wir's vor Kurzem in deutschen Landen gesehen, als die zwei ehrenwerthen Fürsten (Ludwig) von Bayern und (Friedrich) von Oesterreich erwählt wurden. Andere Beispiele liefert die Geschichte in großer Zahl, die ich aber nicht anführen will. Wenn man ein Oberhaupt wählen soll, so fürchte ich leider, es möge oft geschehen, daß einige Wähler mehr ihren eigenen, als den gemeinen Nutzen beachten, so daß alle es beweinen mögen, die unter diesem Oberhaupt sollen leben. Wenn aber ein Haupt durch Erbrecht wird gegeben, und wäre es nur ein jähriges Kind, alle, die unter dem Reiche sind, diese alle fürchten es und müssen sich versehen des, daß, wenn es kommt zu seinen Tagen, es dann nicht will vertragen, wer unfriedlich gewesen ist. Davon hat man zu aller Frist mehr Frieden in den Reichen, als man hat sicherlich in den Landen, da man den König wählen muß, denn da hört selten Unfriede und Krieg auf, so lange sie ohne König sind und man kein Oberhaupt hat. Denn Jeder hat Hoffnung, König zu werden, und glaubt, daß er sich leicht mit dem werde versöhnen können, der wirklich König wird. Darum sucht ein Jeder Etwas zu erhaschen; und sollte das Reich nur Einen Tag ohne König sein, so kann Keiner das Rauben lassen. So ist es herkömmlich."

Die Alten (unsere Räuber) repräsentirten den Richterstand, und zwar der eine die Criminalrichter und der andere die Civilrichter. Wie die andern Didaktiker, geistelt Konrad vor Allem die Gabsucht und Verlässlichkeit der Richter; aber, wie jene, beschränkt er seinen Tadel des Geizes nicht auf die Richter allein; es werden auch die Geistlichen, die Laien überhaupt und die Frauen wegen ihres Geizes gesündigt. Nachdem hierauf den Richtern zur Pflicht gemacht worden, die Rathgeber, d. h. die Beisitzer, die Fürsprecher und die Weibel, die Büttel und die Schreiber wohl zu wählen und zu beaufsichtigen, schließt der Dichter diesen Abschnitt mit einigen Worten über das Gericht, dessen der Mensch in sich und über sich selber pflegen solle.

In dem folgenden Kapitel spricht er von den Ritttern (Springern), von ihrer Ausrüstung, von dem Ritterschlag und den Ritterpflichten, welche nur zu häufig verletzt würden, woran eine merkwürdige Darstellung der Geseßgebung des „Ritters Euphrasius“ (Eulenburg) knüpft.

Nachdem Konrad hierauf noch von dem Koch (Ihurm), der einen Landvogt bedeutet, gesprochen und die Tugenden aufgezählt, welche ein solcher erstreben solle (voraus Gerechtigkeits und Milde), geht er im dritten Buch zur Erklärung der kleinen Steine, der Venden (Bauern) über, von denen jeder einen besondern bürgerlichen Stand repräsentirt. Der erste (rechts) bedeutet den Landmann, der zweite den Schmied, Maurer und Zimmermann, der dritte die übrigen Handwerker, der vierte den Kaufmann, der fünfte den Arzt und Apotheker, der sechste den Gastwirth, der siebente die Diener und Beamten der Stadtgemeinden, der achte endlich die Boten und die Spieler. Wenn der zweite Theil in der Darstellung der einzelnen Glieder des Herrenstandes (die Geistlichkeit bleibt, wohl nicht ohne Ablicht, ganz unberührt) mannigfaltige Blicke in den Zustand der politischen Verfassung jener Zeit gewährt,

so ist der dritte durch die Darstellung der bürgerlichen Verhältnisse nicht weniger interessant und für die Sittengeschichte von besonderer Wichtigkeit. Wir können hier freilich nur das Merkwürdigste hervorheben, doch wollen wir, um zu zeigen, wie er die Sache behandelt, seine Darstellung und Erklärung des ersten Bauern mittheilen. „Bei diesem ersten will ich fangen an; derselbe soll vor dem Rothen stehn, welcher steht zu des Königs rechter Hand. Wie ich es in diesem Buche fand, aus dem ich es gelesen han, soll dieser bedeuten einen Baumann (Bauer); dem soll er gleich gebildet sein: so las ich in diesem Büchlein. Er soll haben in der rechten Hand eine Hacke, damit man das Land bauet, daß es fruchtbar wird, Korn, Wein und anders Ding gebiert, das Männiglichem nöthig ist, und unser Herr Jesus Christ uns aus der Erden wachsen lat, daß es Leuten und dem Viehe gibt Vorrath. In der linken Hand er haben soll eine Gerte, die ziemt einem Baumann wohl, damit er treiben soll sein Viehe zur Arbeit und zur Weide. Ich alhe (sage), daß er noch mehr haben soll unter seinem Gürtel: das geziemt ihm wohl: ein krummes Messer, damit er eben beschneide die Bäume und auch die Reben. Diese drei Dinge gehören zum Landbau, die ich nun aufgezählt, das Rebmesser, die Hau und auch die Gerte. Was zu des Leibes Nahrung je nothwendig ward, und es jetzt ist und immer wird Leuten und dem Vieh, die Erde es gebiert mit der Bauern Fürsichtigkeit, die es bauen. Die Schrift uns selt, daß Rain der erste Bauer was, wie ich es aus dem Buche las, und war Adams erster Sohn, als uns kund die Geschicht kann thun, da ich von ihm geschrieben las. Ob aber keiner vor ihm was, das fand ich nirgends da: doch sagt historia scholastica, wie ich darin habe gelesen, daß es vielleicht wohl mag wesen (sein), daß Adam vor ihm hatte andere Kind, deren Namen jedoch verschwiegen sind, und hebt auch erst mit Rain an. Der war der erste Baumann, der des Ackerbaues nahm wahr; und es ist dieses natürlich gar, da wir doch sind der Erde Kind, denn alle Menschen gekommen sind von Adam, der am Anfang ward gemacht aus Erden; so sind wir der Erden Geschlecht und müssen am Ende auch kommen wieder zu ihr. Daß aber demnach wir Menschen alle von der Erden ernährt und gespeist werden, das ist von der Natur sehr billig. Von dem Bauern dies Buch lehret mich, daß er Gott erkennen soll, den Tod nicht fürchten; und getreu wol soll ein jeglicher Bauer wesen; ich habe in diesem Buch gelesen, daß ein Bauer auch soll stets bemühen sich. Ueber dieses Alles will ich berichten, so gut ich kann.“ Nun fährt er diese Gedanken aus, und empfiehlt unter Andern besonders nachdrücklich und ausführlich, den Kirchengehnten getreulich zu zahlen, bei welcher Gelegenheit er die unten mitgetheilte Legende (1) erzählt.

Der dritte Vende war von dem lateinischen Original nur auf eine kleinere Zahl von Handwerkern und auf die Gerichtsschreiber ausgelegt worden; der deutsche Bearbeiter zieht noch eine lange Reihe städtischer Gewerbe hinzu, so daß er uns ein eben so anziehendes als lehrreiches Bild von dem Handwerksleben des deutschen Mittelalters eröffnet. Als Pfarrer in einer Stadt hatte er mannigfaltige Gelegenheit gehabt, das Treiben der Handwerker und besonders die oft unredlichen Mittel kennen zu lernen, deren sich diese bedienten, um ihre Kunden

und Abnehmer zu täuschen. Dies alles erzählt uns der wackere Dichter in breiter Ausführlichkeit, der man es wohl ansieht, daß er viel und genau beobachtet hat, so wie, daß er Manches von dem, was er hier vorträgt, auch aus der Kugel gesagt haben mag. So erzählt er, wie die Leinweber Garn behalten, und heiße Schlichte unter das Garn thun, so daß die Leinwand so schwer wiegt, als ob kein Faden Garnes weggekommen wäre; den Tuchwebern wirft er vor, daß sie unter die Wolle Rinder- und Ziegenhaar mischen; von den Färbern habe er gehört, daß sie oft schlechte Farbe gebrauchten; da er aber selten habe färben sehen, so kenne er ihre Schliche nicht, und er wolle daher nichts davon sagen. Dagegen könne er von den Tuschsheerern aus Erfahrung berichten, wie sie die Leute betrügen, indem sie Tuch abschnitten und dann sagten, es sei vom Regen eingegangen. Nicht ehrlicher seien die Schneider, die von dem ihnen gegebenen Tuch Stücke behalten und es an andere verkaufen. Die Bartsheerer bringen den ehrlichen Dichter einigermassen in Verlegenheit; er kann nämlich Nichts ausfindig machen, womit sie die Leute betrügen könnten. Denn „wenn sie auch Einem den Bart halb stehen lassen“, sagt er, „so würde ihnen die Untreue doch wenig frommen.“ (2) Mehr weiß er dagegen von den Reggern zu sagen, die schlechtes Fleisch für gutes verkaufen, Dinge in die Würste thun, die nicht hinein gehören, gemischtes Unschlitt für reines ausgeben, oder von den Gerbern, welche die Nässe, mit der sie das Haar von den Häuten entfernen, die sie nachher aber abwaschen sollten, in den Häuten lassen, weil das Leder dadurch hart, aber später auch spröde wird, so daß es aufspringt. Nicht weniger weiß er von den Schuftern, Kürschnern, Putzmachern und Sattlern zu erzählen, worauf er zu den Schreibern übergeht, die er namentlich ermahnt, bei ihren Vorgesetzten dahin zu wirken, daß sie Nichts gegen die geistliche Freiheit unternehmen.

Der vierte Vende (der Kaufmann) führt ihn zuerst auf die Habgier und den Geiz, dann auf die Treue im Handel und Wandel, wobei er eine hübsche Geschichte erzählt, die zu seiner Zeit in einer Stadt Schwabens, nicht weit vom Bodensee, vorgefallen war (3). Im achten Venden hat die Auslegung zwei ganz verschiedene Dinge vereinigt, das Gewerbe eines Boten und den Charakter eines durch Spiel und Schlemmerei heruntergekommenen Menschen, der nun in Folge dessen betteln muß, ja sogar raubt und stiehlt. „Solche Leute“, sagt der Dichter, „sind meistens durch ihre schlechte Erziehung verderben worden; daher sollten die Ältern ihre Kinder in aller Enthaltbarkeit erziehen und ihnen nicht zu ihrem eigenen Schaden bei ihren Lebzeiten schon ihr Vermögen übergeben.“

Im vierten Theil des Gedichtes endlich beschreibt der Dichter die Gestalt und Einrichtung des Schachbretts und den Gang der einzelnen Figuren, woran er wiederum moralische Nugsanwendungen knüpft, die er jedoch kürzer faßt, als in den vorhergehenden Abschnitten.

Es erhebt aus der mitgetheilten Uebersicht des Schachzabelbuchs, daß dasselbe mannigfaches Interesse gewährt, welches durch die vielen eingestreuten Geschichten, Anekdoten und Fabeln nicht wenig erhöht wird. Diese sind freilich meistens etwas breit erzählt, und können den Erzählungen des Kenners oder denen Boners in keiner Weise an die Seite ge-

setzt werden, wie denn die Darstellung Konrads im Ganzen ungelert und steif ist und sein Werk mehr wegen des Inhalts, als wegen der Form Erwähnung verdient.

1. Legende.

Daz ez den mag wol ergân,
die ir zehent recht gebent,
und dâ mit an gevârde lebent,
des haben wir ein bischaft guot
von einem ritter, der was sô gemuot,

— — — — —
wie es joch ime iemer ergie,
sô gab er doch sinen zehenden recht:
daz was jærglich von im slecht.
Nu hatt er under anderm guote sin
einen garten: da wuols in guoter win
jærlîch ûf zehen soume.
Ich sagz nicht ûz einem troume:
ich las ez ab einem bûechelin,
doch nicht ab disem. Derselbe win
wart für ander win guot.
Der ritter was alsô gemuot,
daz er den zehenden recht geben hiez,
und des jærlîch nicht enliez;
er hiez dem plassen heim fûeren den win,
des der zehende sosde sin.

Nu fûeget sich eins jâres daz,
dô man den selben wingarten gelas,
daz dô nicht wart alsô vil
zehenden als andriu jâr: ich wil,
ez tætz Got durch ein wunder.
Im wart nit besunder,
wann ein soum aleine,
dâ im êmals gemeine
wurden zehen soum jærlîch.
Nu erschrac der ritter unt schemte sich,
ob er nich gabe alsô vil
zehende, als andriu jâr. Ich wil
iuch sagen, wie. Er gedâhte dô
in sinem muote sus unt sô:
ze jungst dô sprach er: „Nu wol!
ich enwil niemer, noch ensol
Gotte sin recht nit ab brechen.“
Zuo sinem knechte begonde er sprechen,
der dar hein brâht den win:

„Der win sol des plassen sin,
als er ist gewesen andriu jâr;
im gebrist sin niemer als umb ein hâr:
Got mag es wol ergetzen mich.“
Do diz beschach, dô fuogte sich
dar nâch kurtzlich an einem tage,
nu merket eben, waz ich iu sage.

Der ritter hâte, als ich ez las,
einen bruoder, der ouch ein phaffe was;
der was nicht sezhaft bi im dâ,
er was gesezzen anderswâ,
unt kam doch underwîlent dar,
daz er recht neme war,
wie sin bruoder tete,
ob er kein gebresten hete
von siechtac an sinem libe.
Was ich hie nu schribē,
daz stuont nicht an disem bûechelin.
Nu wolt er den bruoder sin
gesehen nâch siner gewonheit.
Nu fuogte sich, dô der phaff reit
für sines bruoder wingarten,

er begonde dar in warten,
 ob der lieb bruoder sin
 noch het abgelesen den win.
 Und do er in den garten sach,
 von Gottes wunder daz geschach,
 daz die reben alle stunden
 sô vol, daz si nicht kunden
 von wintrûben voller stân.
 Er gedâht: „Wie hât sô tôrlich getân
 der vil liebe bruoder min,
 daz er nit hât gelesen den win
 ab den reben, unt menclich gelesen hât
 sinen win, und daz der sine noch stât?“
 Nu gebeit er kûme, biz daz er kam
 zuo dem bruoder: mit strâfe er in ze henden nam,
 unt sprach: „Bruoder, was meinstu hie mite?
 Du hâst einen wunderlichen site,
 daz menclich sinen win gelesen hât,
 und der din noch an den reben stât.“

Der ritter sprach: „Hêrre unt bruoder min,
 ich hab gelesen allen den win,
 den ich hâte an minen reben,
 unt hân in ouch allen ze zehenden geben:
 wann mir wart nit mêr für wâr
 über al, wann als ich elliu jâr
 ze zehenden geben hân.
 Dô gedâht ich wol, daz mich dar an
 Got nicht verlieren lieze,
 ob ich den zehenden hieze
 geben, als ouch andriu jâr.“
 Der bruoder sprach: „Ist daz worden wâr,
 daz merk ich nu an dirre frist,
 sit sô vil wines an den reben ist,
 daz ich nie sô vil dar an hab gesehen:
 dâ ist Gottes wunder an geschehen!“

Der ritter erschrac unt wart doch frô,
 unt geloubte kûme, daz ez wær alsô,
 biz daz er selber dô besach
 daz grôze wunder, daz dâ geschach,
 unt marke wol, daz ez unser hêrre tet
 durch sin gûeti, die er het,
 daz er im dankete der triuwen sin,
 die er hâte dar an, daz er den win
 verzehendet recht und ander guot.
 Der ritter gewan dô vestern muot
 ze allen guoten dingen.

2. Von den Färbern, Tuchscherern und Barbieren.

Von den verwêrn kan ich nit sagen
 kunlich: wan ich hâns nicht gesehen:
 wan daz ich hôrte die tuoche jehen,
 daz sis mit varwe dicke betriegent,
 und in dar an liegent,
 daz si in böse varwe für guot gebent;
 unt kan iuch nit gesagen eben
 von der varwe valscheit hie:
 wan ich hab si selten ie
 gesehen verwen; dâ von ich lân,
 unt sage, daz ich gesehen hân

Von den tuochschêrern, unt waz beschach:
 wan ich hôrte unt sach,
 daz man einem gab tuoche, daz was
 an dem ende gezeichnet umb daz,
 daz man drab mochte gestelen nicht.
 Nu merket wunderlich geschicht.
 Dô daz tuoche von dem schêrêr kam,
 unt man ez wider heim nam,

dô was über die mæze
 daz tuoche gekûrzt: ich lâze
 umb rede unt sage, waz dô beschach.
 Sich fuogte, daz ich selber sach
 diu zeichen ganz an den tuoche enden.
 Man begunde daz tuoche wenden
 hin und her, unt begunden alle jehen
 die ez sâhen, ez wær selten beschehen,
 daz kein tuoche in gieng
 von dem netzenne und emphieng
 solhe kûrze, als beschach.
 Nu fuogt sich, daz einer sach
 daz tuoche gên dem himel an,
 und er sach ein kleinez netel dran,
 daz gieng durch daz tuoche nit enmiten:
 ez was nâhent bi einem ende. Ob gesniten
 drab icht wære, des mochten wir wizen nicht:
 wir emphunden aber wol der geschicht,
 unt getorstens doch nie geanden:
 wan ez was in frômden landen,
 daz wir in schaden komen wæren;
 wan wir mochten nicht bewæren,
 daz drab icht wære gesniten.
 Dâ von wir den schaden lîten
 unt hâten unser guot gemach,
 ich und denz mit mir beschach.
 Aber eins rât ich, die wile ich lebe:
 swenn einer tuoche ze schêren gebe,
 ob er enkeinen arowân habe
 zuo dem schêrêr, daz er nicht lâze abe,
 swenne erz neme von dem schêrêr dan,
 er sehe ez gên dem himel an:
 sô mag er dester baz erspehen,
 ob semlich schad ist im beschehen.

Der bartschêrêr ich nicht vergezzeu sol,
 als si dâ vor gezellet sint.
 An der hantwerck man wênig vint
 an untriuwe, des er mûg nutze hân.
 Liez er einem den bart halben stân,
 diu untriuwe fromt im wênig gar.
 Doch hab ich einz genomen war:
 fragt in einer, ob er sülle lân,
 mag er von im einen pfenning hân,
 sô ist etlicher sô genuot,
 er spricht, diu læssi si gar guot,
 sô er nicht rechte weiz, wie si ist.

3. Große Treue.

Noch einêz, daz ich nicht envant
 an disem selben bûchelîn,
 daz muoz ich ouch werfen har in;
 daz in tiutschen landen beschach.
 Ez wûrde vil licht ungemach
 dien Swâben, seite ich von ir triuwe nicht,
 der man doch nû leider wênig sicht.
 Ein êrber briester mirz geseit hât,
 daz in Swâben ist ein guot stat,
 von dem Bodemsc verre nicht;
 dâ beschach ouch ein guot geschicht,
 als ich iuch wol sagen kan.
 In der selben stat sâzen zwên man,
 die wæren gar êrbære,
 daz ich dâ mite bewære,
 daz si tâten êrberdlich.
 Der dritte was in wol gelich:
 daz was einer ûzwendic der stat.
 Als mir der briester geseit hât,

des sol ich nicht vergezzen,
die zwene wären gesezzen
bi einander, daz si nit wan ein want
schied (von mir ungenant
sint si: daz ist âne sache nicht!).
Nu merkent eine guot geschicht:
Der dritte, der üzrent der stat was,
dem fuogte sich ze einem inâle, daz
er in die selben stat kan,
unt vant der zweier einen man
ërberlich sitzend vor siner tür:
und do der frömde gienc dar für,
und er recht als ërberlich sâz,
dô gedâht er in im selber, daz
ez behalten wære gar,
waz er im gæbe ze behalten dar;
als ouch getriuwich dâ geschach.
Er gie für in unt sprach:
„Genâd, lieber hërre, went ir
ein wenic guotes behalten mir?“
Der burger antwurt unt sprach: „Ërber man,
ich tuon daz beste, daz ich kan,
als ob ez min eigen wære.“
Nu zôch der ërberre
man üzzer dem buosen sin
zwei guoti stück silberin,
unt bôt si dem burger dar,
unt sprach: „Hërre, nu nent des wâr,
als ich ein getriuwen zuo iuch hân.“
Sus schiet von dan der frömde man.

Dar nâch wol über driu jâr,
dô kam der frömde man für wâr
unt wolt sin silber wider hân.
Dô vant er den andern man
sitzent an der selben stat,
dâ er sin guot gegeben hât
ze behaltene dem andern ërberman;
zuo dem sprach er: „Daz guot, daz ich hân
iuch empholhen, hërre min,
daz het ich gerne.“ — „Waz mag daz sin?“
sprach dô der burgære.

„Daz wæren zwei stück, swære
wol uf zwelf marc silbers, unt nit vil mē;“
sus sprach der, von dem ich seit ē,
der daz silber ze behaltene hât geben.
Wie im beschach, daz merkent eben.

Zuo dem sprach der ërber man:
„Ob ich iuch silber behalten hân,
des hab ich vergezzen gar.“
Nu sprach zuo im herwider dar
der üzman: „Hërre, nut reden alsô!
wan sô wurd ich niemer frô,
solt ich daz silber verloren hân:
wan al min hab lag dar an.“

Der burgære sprach: „Nu lânt ez alsô sin.
Ich wil frâgen min wirtin:
diu gedenket villicht baz, denne ich.“
Sus gieng er zuo ir unt sprach: „Frowe, an mich
vordert guot ein frömder man:
liebiu, gedenkestû iut dar an,
daz uns semlich guot empholhen si?“
Si sprach: „Der gedenken bin ich fri;
ob uns icht empholhen ist,
daz weiz min schôpher; an dirre frist
kan ich mich des nicht verstan,
ob wir iemant icht behalten hân.“
Der burgære sprach: „Waz râtest aber dû,
wie wir har zuo gebâren nû?“

Si sprach: „Wægste dunket mich,
sit erz vordert alls endlich,
daz wir im silber gebn, ebn
als vil, als er hât ze behalten geben
uns, daz er sô wârlîch gicht,
unt swechen unser ère nicht.
Miu lieber wirt, daz vernime,
wan lougenten wir des guotes ime,
man wânde doch iemer, er seite wâr,
unt geloubte uns nieman umb ein hâr;
unt verluren unser èren vil.“ —

„Du seist wære, frowe! ich wil
im geben, waz er vordert an mich.“
Sus gieng er zuo im unt sprach: „Ich
habe mich mit miner wirtune bedâht:
die hât mich uf den rechten weg brâht.
Waz sprechent ir, daz des silbers si?
daz nement: bin ich denne fri?“
Er sprach: „Daz vergelt iuch Got:
wan ich wære gar der liute spot,
het ich sô vil guots verlorn.
Dâ von lânt ez ân zorn:
daz ich daz min gefordert hân.“
Der burgære gab dem üzman
sô vil silbers, als er an in gert:
alsus wart er des silbers gewert.

Dar nâch wol über driu jâr,
dô verdröz enen für wâr,
der daz silber gehalten hât
unt suocht alle merktag in der stat,
ob er iendert kunt
erspehen ze keiner stunt
den selben, der im daz silber hât
empholhen. Nu gieng er durch die stat
eins tages, daz im daz gelück beschach,
daz er den selben üzman sach.
Er sprach zuo im: „Ërber man,
wie lang sol ich iuwer silber hân?
ich wæne, ir sin vergezzen hânt,
daz ir mirz als lanc lânt.“

Er sprach: „Hërre, unt hânt ir icht
mins silbers? des enweiz ich nicht.“

Dô sprach der burgære:
„Diz sint frömde mære,
ob des hânt vergezzen ir,
daz ir an zwein stücken mir
emphâlhent silbers wol zwelf marc
oder in dem dinge, und ist ein stare
dinc, daz ir vergezzen hânt,
und ez sô lang bi mir lânt.“

Do disiu rede alsus beschach,
der üzman zuo dem burgære sprach:
„Wart iuch von mir daz silber empholhen?
Sô muoz ich iemer schame doln
an minem herzen, biz daz ich
miner èren wider erküffere mich
gegen dem, der mir daz silber hât
gegeben: miner èren ist mat,
ob ich nicht büeze solhen schâch.
Ich wil iemer stellen dar nâch,
wie ich müge zuo dem komen,
von dem ich hab daz silber genomen:
wan der ist ein biderman,
unt hab ich sere misseân.
Daz beschach doch unwizzen mir!
Unt bit iuch, lieber hërre, daz ir
iuch nicht lâzent betrâgen,
ir helfent m'ich suochen unt frâgen,

wer der êrber man mûg sin,
der mir gab daz silber min,
des ich wûnde, âne gevêrde.
Ich hette des iemer beswarde,
ob er mir niut wurde erkant.“

Dô sprach der burgêr zehant:
„Ez muoz wesen der nâchgebûr min:
wan anders mag ez nieman siu.
Der ist ein sô getriuwer man,
daz ich nicht zwîfel dar an,
ob ir ez vorderten an in,
daz im bald kam in den sin,
daz erz iuch gab, wie daz erz nicht
vou iuch emphienge. Diu geschicht
môchte harte wol beschehen,
daz ir in für mich hânt besehen.“

Der ûzman sprach: „Im ist alsô,
unt bin des von herzen frô,
daz ich hab funden die wârheit.
Nu tuontz durch iuwer bescheidenheit,
unt gânt mit mir zuo im dar,
daz ich die wârheit recht ervar,
und im wider werde sin guot.
Sit er hât sô getriuwen muot.
des sol er enkelten nicht:
im sol werden gar bericht
sin guot, daz ich enphangen hân;
dar nâch sol ich ze buoze stân:
wie er selber erkennt sich,
daz si im erloubt über mich.“

Mit diser rede giengen si beidiu dan,
unt fundent den êrbern man
sitzende an der selben stat,
dâ er an in gefordret hât
daz silber und er imz ouch gab dar nâ.
Und do si in funden dâ,
der ûzman diemûeteclich zuo im sprach:
„Lieber hêrre, mir ist ungemach:
ein geschicht ist iuch von mir geschehen,
der ich iuch mit hulden wil vergehen,
unt wils ouch bûezen, wie ir selber weist.“
Er seit im, als iuch ist gezelt
dâ vor von aneenge.
Es wûrd gar ze lenge,
ob ich ez aber solte sagen:
dâ von wil ich ez verdagen,
daz der rede icht werde ze vil.
Derz gehôrt hât und ez merken wil,
der merk wol disen urhab:
der ûzman dem burgêr gab
sin silber wider, als billich was.
Diz hab ich geseit umb daz,
daz man in tiutschen landen ouch vint
getriuwe liute, ob ir joch lûtel sint:
mit ir urloub ich daz sprechen sol.
Ich bin nit gar alt, unt gedenk doch wol,
daz vil mê triuwe in Swâben waz:
an mengen dingen spûrt man daz,
unt wæne, diu mengi mir des gicht.

III. Epische Poesie.

So reich und mannigfaltig sich die Lyrik in der mittelhochdeutschen Zeit entfaltet hat, so zeigt doch die epische Poesie beinahe einen noch größern Reichtum, der um so bewundernswürdiger ist, als die außerordentliche Menge epischer Dichtungen, die uns erhalten sind, zum größten Theil in dem beglei-

ungsweise kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts verfaßt wurde. Es wird diese poetische Thätigkeit beinahe ganz unbegreiflich, wenn wir uns erinnern, daß zudem eine nicht geringe Anzahl von größeren epischen Gedichten verloren gegangen oder wenigstens noch nicht wieder aufgefunden worden sind, unter denen wenigstens einige sind, welche, nach den Zeugnissen gleichzeitiger Dichter zu urtheilen, zu den besseren Erscheinungen der Periode gehören mußten.

Die ältesten epischen Dichtungen waren aus dem Volk hervorgegangen, sie hatten sich aber auch mit dem Volke umgestaltet; sie waren von demselben von Jahrhundert zu Jahrhundert umgeändert worden, und wenn sie auch hiebei in Bezug auf den Inhalt wohl keine oder nur unwesentliche Veränderungen erlitten haben mochten, so mußten sie dagegen rücksichtlich der Sprache und der rhythmischen Form die vollständigste Umgestaltung erfahren, weil sie sonst nicht mehr hätten verstanden werden können. Zwar scheinen diese epischen Volksgesänge seit Karl dem Großen gänzlich zu verschwinden und den von der Geistlichkeit ausgebrungenen Dichtungen Platz zu machen; das Volk hing jedoch mit zu großer Liebe und Festigkeit an den von den Ähnen überlieferten Sagen und Liedern, als daß es sich dieselben so leicht hätte entziehen lassen. Sie pflanzten sich, wie früher, so auch in den späteren Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht fort; und als im zwölften Jahrhunderte das Volk wieder zu größerem Bewußtsein gelangte, da brach plötzlich ein so voller Strom von Liedern und Gesängen hervor, daß es vielleicht gerade wegen dieses außerordentlichen Reichthums schwer wurde, sie alle den späteren Geschlechtern zu bewahren. Ganz unmöglich wurde es aber vornämlich dadurch, daß sich die höfischen Dichter in vornehmer Weise von dem vaterländischen, durch das Volk und dessen lebenskräftige Gesänge überlieferten Stoffe abwendeten und sich lieber in der Nachbildung fremder, besonders französischer Dichtungen, in der Behandlung ausländischer Stoffe ergingen. So blieb der Volksgesang mit den in ihm dargestellten Sagen in seiner weiteren Ausbildung beinahe ganz auf die Volksfänger, die fahrenden Leute, beschränkt, und manche bedeutende Lieder mögen deshalb gar nicht zur Aufzeichnung gelangt sein, während gewiß eine weit größere Menge von volkstümlichen Sagen erhalten worden wäre, wenn die höfischen Dichter dieselben zum Gegenstande ihrer epischen Werke gemacht hätten. Wenn aber diese Vernachlässigung des volkstümlichen Stoffes von Seiten der höfischen Dichter aus dem angegebenen Grunde bedauert werden muß, so kann sie doch auch wiederum als ein Glück betrachtet werden. Denn hätten sich die ritterlichen Dichter jenes Stoffes bemächtigt, so würden sie nicht nur den Volksgesang gänzlich zurückgedrängt haben, sie würden auch die alten Heldensagen ihrem abenteuerlichen Geiste gemäß umgebildet haben, sie würden statt der kernhaften, ächt menschlichen Gestalten der alten Volkslieder nur Geschöpfe ihrer beschränkten und besangenen Einbildungskraft, statt der großartigen, zum Theil hochtragischen, erschütternden Begebenheiten lichtenfeinsche Abenteuer überliefert haben.

So scheiden sich die epischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit sowohl rücksichtlich des Stoffes, den sie behandeln, als der Dichter, welche sie ver-

sagt haben, nach zwei von einander sehr verschiedenen, ja vollkommen entgegengesetzten Seiten, die man als volksthümliche und höfische Epik bezeichnet. Zwar ist nicht zu verkennen, daß diese beiden Richtungen nicht ohne gegenseitigen Einfluß auf einander blieben, daß namentlich die Anfänge des höfischen Epos mehr oder weniger aus dem Volksgefange hervorgingen oder sich an denselben anlehnten, und daß wiederum die volksthümlichen epischen Dichtungen ihre kunstmäßigere Gestaltung der Einwirkung der höfischen Kunst zu verdanken hatten; aber demungeachtet ist der Charakter dieser beiden Richtungen so vollkommen ausgeprägt, daß er aus jeder Zeile lebendig hervortritt und man wohl kaum den kleinsten Satz lesen kann, ohne sogleich mit Bestimmtheit zu erkennen, ob er aus einem höfischen oder aus einem volksthümlichen Gedichte entnommen ist. Daher ist es aber auch nothwendig, die nähere Betrachtung der mittelhochdeutschen Epik nach diesen zwei wesentlichen Seiten zu trennen. Obgleich aber die epischen Volksgefänge die Wurzel und der Ausgangspunkt des deutschen Epos sind, so treten sie doch erst im dreizehnten Jahrhundert in fester Gestalt hervor, nachdem sich das höfische Epos zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hatte; es ist daher zweckmäßig, dieses in der Darstellung vorangehen zu lassen. Es wird diese Anordnung aber noch dadurch gerechtfertigt, daß die volksthümliche Epik von dem immer mehr sich entwickelnden Bürgerstande aufgenommen wurde, und die bürgerliche Dichtung der nachfolgenden Periode zum großen Theile darauf beruht.

Doch lassen sich nicht die sämtlichen epischen Dichtungen des Zeitraums auf diese zwei Hauptabschnitte zurückführen; mehrere derselben können füglich weder dem einen, noch dem andern zugetheilt werden. Da diese nun gerade die ältesten Ergänzungen der epischen Dichtkunst in der mittelhochdeutschen Zeit sind, und sie sich mehr oder weniger an die althochdeutsche Zeit anschließen, da einige derselben sogar noch in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gehören, so erscheint es am geeignetsten, sie in einem besondern, den beiden andern vorangehenden Abschnitte als Uebergangsdichtungen zusammenzufassen. Dies wird aber um so nothwendiger, als die hiehergehörigen Gedichte auch rücksichtlich der Sprache sich wesentlich von den späteren unterscheiden. Wir finden in ihnen noch nicht die schöne und lebensvolle Beweglichkeit der Sprache, den reichen und reinen Reim, worin gerade die hauptsächlichsten Vorzüge der höfischen Dichter liegen; es ist die Sprache in diesen Uebergangsgedichten vielmehr noch rauh und ungeschliffen, was die Dichter übrigens selbst fühlten und es um so mehr beklagten, je mehr sie mit der lateinischen Sprache vertraut waren, deren hohe Ausbildung freilich von der unentwickelten Muttersprache sehr abwich. Ungefähr auf dieselbe Weise klagten später Schriftsteller des 17. und selbst des beginnenden 18. Jahrhunderts über die Mangelhaftigkeit der deutschen Sprache; nur waren die älteren Dichter dabei viel verständiger, indem sie doch erkannten, daß die deutsche Sprache Bildungsfähigkeit besitze, und es nur darauf ankomme, dieselbe zu entwickeln. So beginnt der Dichter des Pilatus sein Werk mit folgender merkwürdigen Aeußerung:

„Man sagit von duntischer zungen,
siu si unbetwungen

ze vögene herte;
sver si dicke herte,
si wurde wol zeh: als
dem stäle ir geschehe,
der mit sinem gezuowe
ñf dem anehouwe
wurde gebouge.“ *)

Zwar gehören auch noch einige andere Gedichte, die zum höfischen Epos gezogen wurden, der Sprache nach unter die Uebergangsdichtungen, doch wurden sie jenem zugetheilt, weil sie in allen übrigen Beziehungen den Charakter desselben an sich tragen.

1. Uebergangsgedichte.

Es liegt schon in diesen Gedichten die Scheidung zwischen dem höfischen und dem volksthümlichen Epos vorgezeichnet, ohne daß jedoch der eigenthümliche Charakter dieser beiden Richtungen schon vollständig ausgeprägt erscheine. Ein Theil derselben behandelt religiöse Stoffe, und da sie auch Geistliche zu Verfassern haben, so schließen sie sich einerseits an die unmittelbar vorangehenden alt-hochdeutschen Dichtungen an, andererseits aber auch an die erste Entwicklung des höfischen Epos. Denn wenn auch der Volksgefange ohne Zweifel die Quelle aller Epik ist, so bestand dieser doch nur aus vereinzelt, in keinem äußern oder künstlerischen Zusammenhang zu einander stehenden Liedern; es stellten diese vielmehr nur irgend eine bedeutende Begebenheit oder Sage selbstständig und ohne Rücksicht auf ihre Verbindung mit andern, selbst verwandten Begebenheiten oder Sagen dar: die ausführlichere Erzählung einer größeren Reihe von Begebenheiten, worin ja zunächst das Wesen des eigentlichen Epos besteht, war dem Volksgefange gänzlich unbekannt. Solche Darstellungen aber finden sich zuerst in den Dichtungen der Geistlichen. Schon die sogenannte Evangelienharmonie Otfrieds war ein solcher Versuch, da sie ja zum Zwecke hat, die Lebensgeschichte Jesu mit Benutzung aller in den Evangelien zerstreuten Thatfachen in einem Gesamtbilde darzustellen. In derselben Weise wurden auch das Leben Jesu von einer Frau, Namens Ava, die poetische Bearbeitung der Bücher Moses und andere Werke gedichtet, welche somit in formeller Beziehung als die Grundlage des höfischen Epos erscheinen. Auch sind späterhin viele religiöse Stoffe von den höfischen Dichtern bearbeitet worden, so daß diese auch hierin als Nachfolger der geistlichen Dichter erscheinen, während wiederum manche Geistliche auch weltliche Stoffe bearbeitet und sich dadurch in die Reihe der höfischen Dichter gestellt haben. Eben so haben wir hier die ersten Anfänge der Legendendichtung zu erwähnen, welche in den folgenden Jahrhunderten so vielfach bearbeitet wurde. Seinem eigentlichen Wesen nach gehört das Annolied hierher, vorzüglich aber das Marienleben von Bernher von Tegernsee, welches nicht nur als der Vorläufer der zahlreichen späteren Legenden betrachtet werden kann, sondern auch in poetischer Beziehung eine bedeutende Stelle einnimmt.

*) „Man sagt von der deutschen Zunge, sie sei unbezwungen und zu fügen schwer; wenn sie aber Jemand tüchtig bearbeiten wollte, so würde sie wohl zübe; ihr würde als dem Stahl geschehen, der mit seinem Werkzeug auf dem Amboss würde gebogen.“

Die poetischen Bearbeitungen der heiligen Geschichte führte die Geistlichen bald auch zur dichterischen Behandlung der Weltgeschichte, die sie freilich mit den mannigfaltigsten und wunderbaren Sagen vermischten, welche sie um so mehr für historische Thatfachen anzunehmen sich veranlaßt fanden, als die von den biblischen Büchern erzählten Wunder sie für eine solche Auffassung empfänglich gemacht hatten. Hierher gehört vor Allem die sogenannte Kaiserchronik und zum Theil das Lied vom heiligen Anno, indem dasselbe zur Motivierung des eigentlichen Gegenstandes einen raschen, nur in einigen Punkten ausführlicheren Ueberblick der Weltbegebenheiten dem eigentlichen Lobgesange voranschickt.

Wie die bis jetzt erwähnten Gedichte das höfische Epos vorbereiten, so lehnen sich dagegen einige andere und zwar in mannigfaltiger Beziehung höchst merkwürdige Dichtungen an das volksthümliche Epos an, wie sie denn auch beinahe alle von fahrenden Sängern herrühren mögen. Schon aus diesem Grunde könnte man sie dem volksthümlichen Epos beizählen, noch mehr aber, weil ihnen ohne Zweifel ursprünglich deutsche Sagen zu Grunde liegen; allein es sind dieselben so vielfältig mit fremden, namentlich orientalischen Elementen vermischt, ja es ist die nationale Grundlage von den fremdartigen Beisätzen in einigen so sehr verwischt, daß die ursprünglichen Beziehungen kaum mehr erkannt werden können. Es sind dies die Gedichte von „König Ruother“ und von „Herzog Ernst“, dann die legendenartigen Gedichte „Drendel“, „St. Oswald“ und „Salomon und Morolt“. In allen diesen spricht sich der Einfluß der Beziehungen zum Morgenlande in unverkennbarer Weise aus; in Salomon und Morolt ist die ursprünglich deutsche Sage sogar ganz auf den Orient übertragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß fahrende Sänger, welche entweder als Pilger oder als Kreuzfahrer nach Palästina gezogen waren, den reichen Stoff von Anschauungen, den sie auf ihren Wanderungen gewonnen hatten, dadurch dem Volke beliebt machen wollten, daß sie ihn mit volksthümlichen Sagen in Verbindung brachten. Wahrscheinlich waren dies nicht die einzigen deutschen Sagen, welche solchen Einfluß erfahren, und hätten die höfischen Dichter auf denselben weiter gebaut, so würde sich in Deutschland vielleicht ein Sagenkreis aus- und durchgebildet haben, der, wie der keltische in Frankreich, bei aller Gemischung fremdartiger Elemente doch die nationale Grundlage hätte bewahren können.

Frau Ava.

Das Gedicht der Frau Ava ward zuerst in Götting aufgefunden, und erhielt, weil es allerdings zum Theil eine poetische Bearbeitung der Evangelien ist, um es von ähnlichen Werken zu unterscheiden, den Namen Göttinger Evangelienharmonie, unter welchem es bis jetzt immer angeführt wird. In neuerer Zeit hat man jedoch eine ältere Handschrift aufgefunden, aus deren Schluß, welcher der Göttinger mangelt, sich unzweifelhaft ergibt, daß eine Frau, Namens Ava, die Verfasserin des Gedichts ist. Es hatte sich dieselbe, wie es scheint, nachdem sie zwei Kinder geboren hatte, in ein österreichisches Kloster zurückgezogen, in dessen

Einsamkeit sie das Leben Jesu nach den Evangelien in Reime brachte und das Gedicht mit der Schilderung des Antichrist und des jüngsten Tages beschloß. Sie starb im Jahre 1127. Es wäre demnach ihr Gedicht, wie auch noch einige von den nachfolgenden, noch in die vorangehende Periode zu setzen, wenn man sich streng an die chronologische Ordnung binden wollte; allein da sich diese Werke ihrem ganzen Charakter und ihrer Fassung nach offenbar schon ganz zur mittelhochdeutschen Periode neigen, und sie zudem auch rücksichtlich der Zeit ihrer Abfassung den rein mittelhochdeutschen Dichtungen weit näher stehen, als den althochdeutschen, von denen sie durch mehr als ein Jahrhundert getrennt sind, so war es ohne Zweifel am geeignetsten, sie als Uebergangsgebilde den Werken der mittelhochdeutschen Epik voranzustellen.

Frau Ava, welche wohl die älteste deutsche Dichterin ist (denn Grosswita, die Nonne von Gandersheim, welche in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lebte, schrieb ihre Dramen in lateinischer Sprache), hat jedoch das Gedicht nicht allein abgefaßt; sie ward in ihrer Arbeit, wie sie selbst ausdrücklich berichtet, von ihren beiden Söhnen unterstützt. Wer diese seien, wird wohl nicht so leicht mit voller Bestimmtheit erwiesen werden können; der gelehrte Herausgeber der ältesten Handschrift unsers Gedichts (Dlemmer) will sie in dem „armen Hartmann“ (S. 164) und in „Heinrich“, dem Laien (S. 165) finden.

Was das Gedicht der Frau Ava insbesondere betrifft, so ist in diesem eine künstlerische Behandlung des Stoffs freilich nicht zu suchen; die Dichterin folgt in der Darstellung der Thatfachen ihren Quellen mit so natürl. Treue, daß, wenn die verschiedenen Evangelisten eine und dieselbe Thatfache verschieden berichten, sie nicht ansteht, eine doppelte Erzählung von derselben mitzutheilen. Die Sprache, im Ganzen nicht ohne Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit, bietet noch sehr viele alterthümliche Formen dar. Der Reim ist noch ziemlich unentwickelt, sehr häufig erscheint er als bloße Assonanz; nicht selten bricht dagegen die Alliteration noch durch, namentlich in den Stellen, in welchen die Dichterin einen höheren Schwung nimmt.

Aus dem Leben Jesu.

Des anderen tages vil fruō,
duo brāhten si ime ein wip zuo,
die heten si vunden
an tūlichen sunden.
Vil frō si duo wāren,
da si mit ir fuoren;
si wānten, daz si mahten
den wistuom überbrahten,
ob er si nerte,
daz im diu ē daz werte,
unde hiez er si steinūn,
sō ne ware niht der Gotesun.
Dō giengen si in daz templum,
dā vunden si den Gotesun:
ze des wibes gesichte
befulehen si im daz gerichte;
si bāten in, daz er sagete,
waz diu ē habete.
Dō sprach er durch sin guote,
swer die ē habet behuotet,
der solte si steinen,

anders neheiner.
 Do si daz vernämen,
 unwirdlichen si sähen,
 fliehen si begunden,
 ze den turn si üz drungen:
 dā ne bestuont inne nehin lip,
 wanne Christ unde daz wip.
 Dō screip der Gotes werde
 mit den vingeren an der erde;
 vil lang er nider nihte,
 dar nāch er ūf blihte:
 duo sprach er ze der gemeinen:
 „Wā sint, die dich wolten steinen?“
 Dō sprach daz suntige wip:
 „Hie nist, hēre, nehein lip!“
 Duo sprach daz ewige licht:
 „Ich verteile din ouch niht!
 Nū denohe an die sēle,
 unde ne sunde niht mēre:
 ze wāre sagen ich iz dir,
 dine sunde sint vergeben dir!“
 Als ich vernomen habe,
 vor dem tultlichen tage,
 duo begurte sich der Gotesun:
 duo dwog er sinen jungeren
 die vuoze unde die hende:
 dō wolt er iz allez enden
 in siner heiliger minne;
 er lēte si duo mit tiefeme sinne.
 Dō chnit er vil fuoze
 vuore siner jungeren suoze;
 dō sprach sancte Pēter:
 „Du ne gedwest mir niemer!“
 Dō sprach Got der riche:
 „So ne gewiunest niemer tail in minem riche!“
 Dō antwurte ime uber lūt
 Pēter, der sin trūt:
 „Mine hende und min houbet,
 daz si dir, hēre, ērloubet.“
 Dō dwog er in allen
 die fuoze nāch ein ander.
 Dō iz alles was getān,
 sin gewate er an sich nam,
 dō saz er ze muose,
 begunde mit in chosen:
 „Under iu ist ein man,
 der mich hāt verrāten!“
 Die hēren alle erchōmen,
 si dāhten, wer er wāre.
 Dō wineten si einem chinde,
 deme guoten Johanne:
 er lienete ūf sinen brusten,
 sin minne was feste,
 daz er in erfuore,
 welher iz wāre.
 Dō sprach der heilige Christ:
 „Under iu zwelven er ist:
 dem ich piute daz brôt,
 der hāt mir gegarwet den tōt!“
 Duo Jūdas, der diep,
 von den anderen sciet;
 dō ne twalt Got niht,
 duo geberehtōt er daz obrist licht:
 duo lēte si Christ dar inne
 von siner heiligen minne.
 Dar nāch wihete er daz prôt,
 den einleiven er iz bôt,
 er sprach: „Dize ist wārez min fleisk:

dar zuo gecreftige iuch der heilige geist,
 daz ir disiu tougen
 vil rehte geloubet,
 unde daz ir iz chundet
 allen minen chinden
 sō wit sō diu werlt ist,
 daz iz vuore iuch gegeben ist.“
 Dō nam der unser heilant
 den kelich an die hant,
 er sprach: „Dize scult ir trinchen,
 unde sult sin in miner gehugede gedenchen,
 daz iz min pluot ist,
 daz vuore die sunde der werlte gegeben ist!“
 Dō sprach der unser trehtin
 zuo den jungeren sin:
 „Iz ist ein wile, daz ir mich sehet,
 und daz ir min chūme verjehet,
 dar nāch ne sehet ir min niht,
 sō wirt bechēret iuwer licht;
 sō sehet ir mich denne,
 vil churzlich ist iz denne,
 sō var ich offenliche
 in mines vaters riche:
 so ne frāget mich niemen denne,
 war ich varen velle.“
 Philippus von Bethsāydā,
 der antwurte ime sā,
 daz vile gerne sahe,
 wer der vater ware.
 Er sprach trürlichen:
 „Du vrāgest chintlichen!
 Ich unde der vater min,
 vil ungesceiden sul wir sin:
 ich pin in ime unde er in mir,
 vil wol geloube du iz mir.
 Ir birt mine friunte,
 ob ir tuot, dei ich gebiute;
 der scalch ne mach wizzen niet,
 waz deme hēren si liep:
 durch daz nenne ich iuch vriunt min,
 wande ich iu chunt sol sin.
 Nū zin chōset aver Got:
 „Iz nist nehein mēre gebot,
 denne daz ir iuch minnet,
 alsō ich iuch hān geminnet;
 doch nist neheiu mēre minne
 vone wibe, noch vone manne,
 danne man durch sines vriuntes nōt
 den lip gebe in den tōt:
 daz hān ich durch iuch getān,
 daz solt ir vor iuweren ougen hān!“
 Dō sprach unser hēre:
 „Der scalch nist niht mēre,
 derne sin hēre ist,
 von deme er gesendet ist.
 Daz ich hinet hān getān,
 daz sult ir immer mēr begān
 mit gehugede miner minne;
 sō wahsent iu di hailigen sinne.
 Sō erslagen wirt der hirt,
 sō zesprenget sich daz coter.
 Miniu vil lieben chindelin,
 ich ne sol niht langer mit iu sin;
 ein niuwez gebot, daz gib ich iu,
 daz diu minne si under iu,
 daz man erchenne dā bi,
 daz ir min jungere welt sin!“
 Dō sāzen die hēren,

vil trüch si wären:
sancte Pèter gehiez,
des er niuht wâr ne lîez;
er wolt an der erde
mit im leben oder sterben:
„Mich ne lezzet is nehein nôt,
ich pin garrewer in den tât.“
Got saget im, also iz was,
er sprach: „Hinet rîtetet dich Sâtanâs,
alsam weize, daz solt tu wol wîzzen:
nû lâ din vermezzen dich sin!
Drie stunte verlougeneist du min,
ê der han hinat craige;
daz sag ich dir ze wære!“
Ûf stonnt unser hêrre Jêsus,
er sprach zu zin: „Eâmus!“

Poetische Bearbeitung der Bücher Mosi.

• Wie das vorangehende Gedicht, so stammt auch dieses aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, und theilt mit jenem alle Eigenthümlichkeiten, welche die Dichtungen jener Zeit von den späteren unterscheiden; besonders ist die Sprache noch rau und ungeschliffen, und der Reim ebenfalls noch unentwickelt, der Versbau oft unbeholfen, so daß oft kurze Zeilen mit übermäßig langen verbunden werden; doch herrscht in dieser Beziehung eine merkwürdige Verschiedenheit zwischen dem letzten Theile, der schon besseren Versbau darbietet, und den übrigen. Es hat sich durch neuere Forschungen ergeben, daß das Gedicht, welches die vier ersten Bücher Mosi poetisch umschreibt, ursprünglich nicht von Einem, sondern von drei verschiedenen Verfassern, deren Namen unbekannt geblieben sind, herrührt. Der Bearbeiter des mittleren Theils hat dann aber noch versucht, das Ganze in vollständigeren Einklang zu bringen, indem er im ersten und letzten Theil Mancherlei nach seiner Anschauungsweise umgestaltete und erweiterte. Dieser Dichter ist ohne Zweifel der begabteste unter den dreien, oft gelingt es ihm sogar, die ungeschliffene Sprache zu bewältigen. Er hält sich nicht streng an den Text der heiligen Schrift, sondern erweitert ihn oft mit epischem Takte. Die lebenswürdige Naivetät, die er dabei entfaltet, paßt, eben weil sie ganz unbewußt ist, vollkommen gut zu der einfachen und doch gehaltenen Darstellungsweise des hebräischen Vorbilds. Wir theilen zwei Stellen daraus mit, eine, in welcher der Dichter die Erschaffung des Menschen in selbstständiger Ausführlichkeit darstellt, und eine zweite, in welcher er die Traumdeutungen Josephs ziemlich wörtlich nach dem Texte der heiligen Schrift (1. Buch Mosi, Kap. 40 u. 41) übersezt.

1. Erschaffung des Menschen.

- 220 Der hêre werchman
dâ nâch einen leim nam,
alsô der tuot, der ûz wahse
ein pilede machet:
alsô prouchet er den leim,
225 sviez geviel in zvein,
deme vater iouch deme sune,
der spiritus sanctus al mit ime.
Irne wâren doch nieht dri;
der eine hete namen dri:
230 der tet in sines vater wisheite

nâch des heiligen geistes geleite
ûz deme leime einen man
nâch sineme pilede getân.

- Dâ ze deme houbite er bigan
235 daz pilede machon:
daz houbit tet er sinewel,
zôch über den gebel ein vel,
gab ime gnot gebâre,
bedacte iz mit hâre,
240 gab dem weichen hirne
den gebel ze scirme.
Er tet an dem anluttze
siben locher nutze:
zvei an den ôren,
245 daz er muge hîren;
ioch zvei ougen,
daz er sehe die getougen;
zvei an der nase,
daz er stinchen muge;
250 in deme munde einz,
sô nutze nist neheinez.
In dem munde hiez er hangen
eine zungen lange;
fure die ilte er machen
255 einen chinnebachen,
zane zvei geverte,
peinin vile herte,
daz si daz ezzen prechen,
und daz diu zunge spreche.
260 Svenne si den wint fâhit,
und in in den munt zûhet,
an den zanen si scefphet
daz wort, daz si sprichet.
Dâ nâch tet er ime die ahselun
265 âle geliche geschaffen;
fon den rechent sich
zvène arme geliche;
den stênt an deme ende
zvô wolgetâne hente;
270 an den sint forme
sîn singere mit horne:
daz horn sint die negele
fur die gânt die chunebele,
daz die selben singere
275 helfen einen anderen.
Sô ist der grôzeste
unter in der nutzeste:
daz ist der dûme,
der hilfet in slume,
280 wande si âne in ne mugen
sâ niuweht gehalten.
Der dâ bi stât,
ein iegelich ding er zeigt;
der dritte heizet ungezogen,
285 wande er ilit sich furnemen,
svare diu hant reichet,
aller êrste er iz pegrifet.
In deme sterden
scinent fingerlin, die zieren,
290 dâ mite der man spulget
sîn wib mahilen.
Ouch hât der chunig ze site,
daz pischtuom mahilen darmite,
svelehen phaffen
295 er ze herren wil machen.
Der minneste finger,
der ne hât ambeht ander,
ne wane, sôs wirt nôt,

- daz er in daz ôre grubilet,
 300 daz iz ferneme gereche,
 swaz iemen spreche.
 Dâ nâch tet er ime die bruste
 deme herzen ze veste,
 daz sine schirmen
 305 for allemie sverden.
 Wirt daz herze geserget,
 so ist daz leben getruobet;
 ime ne werde sciero paz,
 diu sêle muoz rûmen daz faz:
 310 dar inne ist ire hûs,
 unze si daz sêr tribet dar ûz.
 Daz herze hât umbevangen
 lebere unt lungen;
 wider selbe dei lit
 315 ein milze wola breit.
 In der lebere
 hanget ein galle chlebere;
 si ist unsûeze,
 sine wil, daz man si nieze.
 320 Swer si ûz geralsinet,
 svenne si ime uber gêt,
 der ist gern; den muoz rite iouch
 lieber ferbern; deme ne muot iouch
 den lip gelesuht noch fîch.
 325 In deme herzen ist unser leben:
 von der lungene wir den âtem nemen,
 von der lebere daz gesune;
 von deme milze lachen wir slume,
 330 von der gallen den zorn,
 des manec man wirt vlorn.
 Under deme houbet iouch der ahsilun
 tet er ime eine svegelen,
 durch die habe ganch
 335 beidiu, maz ioch traneh.
 Hintene tet er ime den rucke:
 ab deme gêt rippe,
 piugent sich here fure
 deme herzen ze were,
 340 daz ime stôz, noch slag
 nicht gewerren ne mag.
 Ob den rippen
 ligent zvô sculteren,
 dâ die arme ana wervent,
 345 svenne si sich rüerent.
 Dâ awer irwintet der rucke,
 dâ stânt zvô huffe,
 von den chliubet sich der lip
 in zvei bein gelich;
 350 dâ ze deme chnieraden,
 dâ sint si gebogen;
 daz si sich leichen,
 svenne si scriten.
 Nider halp des chnieraden
 355 an deme bein stânt die waden,
 sô sich daz bein recche,
 daz iz niene stêt, sam ein stecche.
 Under der rippe scerme
 hanget daz gedarme,
 360 ein weichiu wamba,
 diu duo wet daz geweide,
 svaz slintet der chrage,
 daz zime nimet der mage;
 waz zimet, daz al ze sagene:
 365 daz nutzet chumet al ze magene.

- Duo worht er ime die fuoze,
 375 pède eben grôze,
 iu fînflû gescruffet
 ze fîn zehen geworchet,
 die habent nagele, same
 die flugere dâ obene.
 380 Duo Got zeinizen stuechen
 den man zesamene wolte rucchen,
 duo nam er, sôsich wâne,
 einen leim zâhe,
 dâ er wolte,
 385 daz daz lit zesamene solte,
 streich des unterzvîsen,
 daz si zesamene mahten haften.
 Denselben lettun
 tet er ze âdaren:
 390 uber ieglich lit er zôch
 denselben leim zâch,
 daz si vasto chlebeten,
 zesamene sich habeten.
 ûz hertem leime
 395 tet er gebeine;
 ûz pröder erde
 hiez er daz fleisk werden;
 ûz letten, deme zâhen,
 machôt er die âdere.
 400 Duo er in allen zesamene gevuochte,
 duo bestreich er in mit einer slôte:
 diu selbe slôte
 wart ze dere hûte.
 Duo er daz pilede êrlich
 405 gelegete fure sich,
 duo stuont er ime werde
 obo der selben erde:
 sinen geist er in in blies,
 michelen sin er ime friliez.
 410 Die âdere alle
 wurden pluotes folle:
 ze fleiske wart diu erde,
 ze peine der leim herte;
 die âdere pugen sich,
 415 svâ zesamene gie daz lit.
 Die hente er prûchte
 zeineme iegelichen werche;
 zestet er ûf stuont,
 hinnen und ennen er giench.
 420 Er scowôt al bisunter
 die manegen wunter:
 flhe iouch fogle,
 wilde iouch gezogene;
 er tet ouch goume
 425 wurze iouch poume.
 Michel wunter in habete,
 daz der flsk in deme wazzere spilete:
 dere wûrme freissam
 er niewet erchom.
 430 Duo er iz allez ersach,
 Got ime zuo sprach:
 „Dâ solt in minem stal
 dises phlegen al:
 dâ solt sin alles wesen hêre:
 435 waz bedarfstu denne mære?
 Elliu dinch furhten dich,
 alsame mich:
 nieth si sô grûlich,
 iz newider sitze dich.
 440 Lewe noch einhurne
 scône sineme zorne:

svenner dich verneme,
sine grimme er hine lege.
Wis dû mir unterân,
445 nicht mag dir wider stân.
Ich pin din Got!
unze dû behaltest min gebot,
sô bist tû untötlich,
alsame ich!“

2. Josephs Traumdeutungen.

Do in allen gâhen

3860 zwêne wider den chunich missetâten,
ein phister und ein skenche,
si muosen in daz gebende;
in den charchâre man si warf,
in daz gebente vile starch.

3865 Jôsêbe wurten si bevoleden,
er ne lie si niht snellen,
er gab in maz unde tranch;
er dienôte in Gotes danch
er begie si gnôte

3870 mit sviu er hête.

Do die selben hêrren
wol stunte dâ wâren,
eines nahtes daz gescach,
daz ir iewederer einen troum gesach,

3875 wi sin dinch scolte ergên.
Der chunig hête si unsenfte hestên:
si wâren in sorgen,
waz ir scolte werden,
si wâren unvrô.

3880 Jôsêph sprach in zuo:
„Â iar guoten chnechte,
iz nevert umb iuch nicht rehte;
ir gehabet iuch hiute ubile:
iz ne zâme nicht adale.

3885 Saget, waz iu si,
nnt wesit piderbe.“
Si sprâchen dô
etwaz trûrichliche:

„Zuâre ist uns getroumet:
3890 leider niemen uns iz skeidet.“

Jôsêph antwort in:
„Got scol iuch trôsten!

Waz ub ir mir sagetet,
waz iu ware gescûmet,

3895 mac skehen, daz ich iz iu skeide,
als iz iu ergienge.“

Dô sprach der skenche
(mislich wâren sine gedanche):
„Do ich hinecht was intsuebe

3900 in micheler unhabe,
dô sach ich dri winrebe
prozzen unde pluon,
zuo zîtigen perigen sich machen:
dô chom mir skiere

3905 des chuniges pechâre;
den nam ich in mine hant,
dei pere ich dar induang,
deme chunige ich iz truog;
neheines arges er wider mich gewuog.“

3910 Jôsêph ime antwurte
nâch rechtem geverte:

„Sô wol dich dines troumes!
über dri tage du gedigest,
der chunig din gedenchet:

3915 vil skiere er nâch dir sendet,
er verchiuset dine sculde,

unt gît dir sine hulde;
leides er dich ergetzet,
wider an din ambahte dich setzet,
3920 den pechâre du im biutest,
alsô du ê wonetest.
Sich, daz du min nicht vergezzest,
so du an dinen gewalt wider gesitzest,
und dir wole si.

3925 Sich, wie mir hie si:

Ich wart inzukchet,
in ditze lant verchoufet;
âne sculde
flôs ich mines hêrren hulde:

3930 dô warf man mich sâre
in disen charchâre,
in dise viustere gruoibe.
Nu tuo dû iz Gote ze liebe,
dû rât deme chunige,

3935 daz er mir gnâde,
daz er mich hinnen lôse,
ê ich den liep fliese.“

Do der phister vernam,
wie er die troume kunde skeiden,

3940 dô sprach er, wie er sâhe,
do er insuebe ware,
obe sineme houbte
dri zeinen, melewes folle,
und in der obristen ware

3945 allere brote gebâre,
dei dehein phister chunde machen,
dei man ûz melewe scolte bachen,
und daz die vogile sô gare vrâzzen,
daz si is nicht verliezzen.

3950 Jôsêph antwurte ime des:

„Ach, ach dines troumes!
der driere zeinen
muost du wol weinen!
Vernim, waz ich dir sage:

3955 die dri zeinen sint dise dri tage:
der chunig denne gebiutet,
daz man dir abe slehet daz houbet:
er heizzet dich an den galgen hâhen:
dâ beginnent dich die voege âsen;

3960 nicht si din leibent,
gare si dich vrezzent!“

Über dri tage gelach
des chuniges geburt tag.

Michel wirtschaft er hête
3965 mit aller siner diete:
dâ begunde er gedenchen
des sinen skenchen;

er bedâhte sine nôt,
daz er ime vile hête gedienôt;

3970 er hiez in ime bringen.

Dû muose er wol gedingen;
er chod, daz er ime alle sine sculde vergabe,
wolte, daz er sines ambahtes phlage.

Den phister hiez er fâhen,

3975 houbeten unde hâhen;
dâ muosen in die voege âsen,
als ime was gescheiden.

Sô der skenche an daz ambahte gesaz,
sines troumscheiden er vergaz;

3980 er irgaz triûwen
iouch maniger riûwen,
die er in dem charchâre leid,
ê im Jôsêph den troum skiet,
der in atzte unde tranchte,

3985 petiôte im sanfte.
 Der skenche des alles ergaz,
 dô sin dinch begunde stên baz.
 Danen über zuei jâr
 gêsach der chunig vile hêr
 3990 einen troum suâren;
 den saget er den hêrren.
 Den nechunde nehein man
 rehte gesceiden,
 noch niemen unter deme liute,
 3995 waz der troum diutte.
 Dô begunde der skenche
 sines troumsceidâres gedenzen;
 er sprach zuo deme chunige:
 „Hêrre, vernim mine ubele,
 4000 wie mir ist gescehen;
 des muoz ich dir gehen.
 Ich unde din phister
 lügen in charchâres vinsten;
 dâ bevalech man unsich inne
 4005 einem hebrêisken jungelînge:
 der tet uns al daz guot,
 daz ime Got gebôt.
 Dô zeinem mâle
 troumte uns beiden suâre:
 4010 des begunden wir trûren;
 er begunde uns trôsten.
 Wir sageten ime die troume,
 die sciet er uns slîtme;
 er sprach, ich gewunne dine hulde,
 4015 daz man aver den phister hienge.
 Der iewederiz wart,
 sô sin nie verwandelôt wart ein wort.
 Mich pat er gnôte,
 daz ich sin wider dich gedâhte,
 4020 daz ich dir chunte,
 daz er wære ellente:
 im heten lügenâre gemachôt,
 daz er wære geworfen in charchâre,
 daz dû durch dine guote
 4025 nâмест in ûz der nôte.“
 Der chunig gebôt,
 man brâhte ime den man guot,
 daz man in padôte unde scâre,
 wâtete inen ziere.
 4030 Als er in gesach,
 ich weiz, er ime zuo sprach:
 „Ich mach wole jehen,
 daz ich starche troume habe gesehen:
 die ne wolt ich melden
 4035 ne wære minen holden;
 under den nevant ich neheinen man,
 der mir si chunde gscheiden.
 Dô sagete man mir,
 ub ich si zalte dir,
 4040 daz dâ vore nicht ne wære
 dû nesagetest mir, suaz dâ ûz geskâhe.“
 Dô sprach Jôsêph:
 „Des vermizze ich mich nicht;
 Got antwurte deme chunige
 4045 franspuot âne mine skeiden.
 Gerne wil ich doch vernemen,
 waz ime in troume si chomen.“
 Er ne redete nicht mære;
 dô sprach der chunig hêre:
 4050 „Ich weiz, mich pedûhte,
 dô ich mines slâfes brûhte,
 wie ich stuonte eine

an eines stades reine;
 dô giengen ûz der ahe
 4055 siben chuo rade
 feizte unde scône;
 si giengen an daz cras gruone;
 an dere weide
 giengen si mit vrônde.
 4060 Daz stuont unlenge,
 â andere sibene giengen ennen,
 magare und unscone:
 ich ne gesach nie wîrs getâne.
 Die feizten si frâzzen,
 4065 den hunger doch ne gebuosten;
 an in niener skein,
 ub si inbizzen der feizten dehein.
 Des troumes ich intspranch;
 dô nestuont iz porlang,
 4070 è mir was, sam ich sahe
 dâ ûzze an der sâte
 in dem tualme
 wâhsen an einem halme
 siben eher scôniu
 4075 unde volliu.
 Danâch sach ich sibiniu,
 slachiu iouch darriu:
 dei vollen si ane scrîchten,
 vil skiere si verslickten.“
 4080 Dô sprach Jôsêph:
 „Ditze neist trugeheit nicht!
 Der chunig sah eine
 die Gotes getougine;
 er geruolte ime offenen,
 4085 daz er wil stiften.
 Des in ist zuivel nehein:
 die troume sint pède ein.
 Dei siben rinder feiztiu
 und dei siben eher volliu,
 4090 daz sint siben jâr guotiu,
 alles râtes volliu,
 sô nie bi mannes geburte
 neheiniu bezzeriu wurden;
 niene wart der geborn,
 4095 bi dem baz wurde fleisk unde chorn
 ole noh win:
 wie mahtin si bezzere sin?
 Dâ nâch chôment sibiniu
 sô freissam,
 4100 daz lutzet liutes bestêt,
 iz ne lize hungeres tôt.
 So daz chorn zerînnest,
 sô ist, daz flhe skiere wirt furebrâht,
 sô muozzen si suellen,
 4105 vore hungere chuellen:
 wie mahte in wîrs sin?
 sô muozzen si irsterben.
 Wil du mines râtes ruochen,
 du scolt dir einen wîsen man suochen,
 4110 der nâh dir daz lant
 habe in siner gewalt,
 deme daz liut si undertân.
 Der setze sinen ambtman
 über iegelich gou,
 4115 über chorn iouch hou
 den in disen siben jâren.
 Daz nicht versmâhe;
 si ne heizzen mannegelich fazzen an sin seil
 sines chornes daz fînste teil,

- 4120 trage iz zuo fróneme stadile
oder fuor iz uf sineme wage.
Man scol dir iz frónen,
den chunftigen hunger dâmite hōnen,
So ez sô tiuren beginnet,
4125 daz niemen niht vindet,
sô scolt du in dâ mite helfen,
bêdiu geben, iouch verchoufen:
sô genisit dir daz liut.
Daz wirt dir vil liep:
4130 sô mac man dir gesân.
Sô dunchet iz mich wole getân.
Dô sprach der chunig uber lût
(daz hōrte manig sin trût):
„Wâ magen wir deheinen man finden,
4135 des Gotes geistes sô vollen,
sô mich dunchet dirre man,
der minen troum sô wol hât gescheiden?
Ich ne weiz in miner gewalt
ne weder junge, noh alt,
4140 der dir si gelich.
Von diu wil ich,
daz dû nâh mir sist
der allerhêrste;
liutes unde lantes,
4145 daz dû sin alles waltēs,
noh nieman si sô riche,
er ne scule dir intuichen,
tuon al, daz dû gebietes,
oder an suaz dû si leites.
4150 Et ich heizze der hêrre,
ich ui ger sin niht mēre:
des stuoles und des namen
sculen si mich dir fore haben.“
Der chunig hêre
4155 sprach iouch mēre:
„Nu hân ich dich giweltlich gitân
uber al, daz ich hân.“
Daz gîngir er nam
abe siner hant wolgitân,
4160 inen er iz ane legite,
zi deme giwalt inen stabite.
Ich weiz, er in ane wâtet
einen saben guot,
umbe sinen hals einen pouch,
4165 der was aller rôt golt;
hiezin setzen uf sin gereite,
after der burg bileiten,
daz sin bote foregienge,
gibute, daz man in inphienge
4170 daz simi alle chnuttin ingagini,
alsô deme chunige.
Der chunig sprach mēre
durch Jôsêbes êre:
„Ich bin iz Phâraô;
4175 dâ hōret iu alle zuo:
niemen niwegi sinen fuoz noh hant
uber allez dîze lant,
unt si vile stilli,
iz ni si Jôsêbes willi!
4180 Ich niwil ouch niht,
daz er heizze Jôsêph:
er heizzit billichêre
der werlt heilâre.“
Dô tet er in gihit:
4185 er gap ime ein riche wib,
eines piskofes tohter,
diu was âne laster.

Drizzig jâre was er alt,
duo im der chunig gab den giwalt.

Bernher von Tegernsee.

Bernher, Diaconus in dem bekannten südbayrischen Kloster Tegernsee, ein durch Kenntnisse und Talente unter seinen Zeitgenossen hervorragender Mann, zeichnete sich auch durch seine große Liebe für die deutsche Poesie vortheilhaft aus; und wenn wir ihm auch (oben S. 161) ein ihm zugeschriebenes schönes Liedchen mit vollster Ueberzeugung haben absprechen müssen, so beweist uns doch auch gerade dieses von ihm aufbewahrte Lied, daß er lebendigen Sinn für die Gesänge seines Volkes hatte: es ist nur zu bedauern, daß er nicht noch eine größere Anzahl solcher dem Munde des Volks entnommener Gesänge niedergeschrieben hat. Obgleich der Muttersprache mit Liebe zugehan, hat Bernher jedoch in Sinn und Sitte seiner Zeit bei weitem das Meiste in lateinischer Sprache abgefaßt, darunter ein Osterspiel vom Antichrist. In deutscher Sprache besitzen wir von ihm nur das „Leben der Jungfrau Maria“, welches er um 1173 nach dem Lateinischen des Hieronymus dichtete *). Dasselbe ist zwar in der ursprünglichen Fassung beinahe ganz verloren gegangen; es hat sich nur ein kleines Bruchstück davon erhalten, welches wir unten mittheilen, dagegen besitzen wir eine vollständige Uebearbeitung, die von Einigen sogar dem Dichter selbst zugeschrieben wird, die aber jedenfalls nicht viel später abgefaßt sein kann, als die Urschrift selbst und gewiß noch aus dem 12. Jahrhundert stammt.

Das Gedicht zerfällt in drei Abschnitte, welche der Dichter liede nennt, von denen das erste die Vorgeschichte, die Geburt und Kindheit der heiligen Jungfrau darstellt, das zweite die Heirat derselben mit Joseph und die Geburt Christi, das dritte endlich die weiteren Begebenheiten bis zur Rückkehr aus Aegypten erzählt. Der Freund des einfachen Nationalgesangs ist auch in dieser Dichtung nicht zu verkennen und es ist dem Einflusse desselben wahrscheinlich sogar noch mehr zuzuschreiben, als wir jetzt bemessen können; jedenfalls ist die anspruchslose, naive und dabei doch lebendige Darstellung zunächst diesem Einflusse zuzuschreiben. Von dem trockenen Style vieler Legendendichtungen eben so weit entfernt, als von der schwülstigen Darstellungsweise anderer macht Bernhers Marienleben durch seine schlichte und doch seelenvolle Sprache eine höchst angenehme Wirkung, welche nur durch die öfters eintretende Weitschweifigkeit gestört wird, welcher Fehler freilich in den allermeisten gelehrten und höfischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit wiederkehrt, und zum großen Theile wohl durch die kurzen Verse hervorgerufen wurde, in denen Präcision des Ausdrucks kaum möglich ist. Nur großartigen Dichtern (wie z. B. dem des Annolieds) konnte es gelingen, auch diese Schwierigkeit zu bewältigen, und gerade aus diesen kurzen Versen die geeignetste Form für ihre kernhafte, inhalt- und schwungreiche Darstellung zu bilden. Ein solcher

*) Er selbst sagt am Ende seines Gedichts, er habe dasselbe verfaßt, als das Schisma in der römischen Kirche schon 13 Jahre gedauert habe und als Kaiser Friedrich I. die Polen besiegte. Dieser zog aber im J. 1173 nach Polen, und da das Schisma im J. 1159 begonnen hatte, so waren vom Anfange des J. 1173 seitdem allerdings 13 Jahre verfloßen.

Dichter war Bernher nun freilich nicht, aber doch nimmt er unter den übrigen noch einen sehr ehrenvollen Rang ein.

Wir haben aus seinem Gedichte den Anfang des zweiten „Liedes“ mitgetheilt, vorzüglich deshalb, weil das uns erhaltene Bruchstück der ursprünglichen, von Bernher unbestreitbar selbst herrührenden Form des Werks zu diesem Theile gehört. Das eingefügte Bild ist aus der Berliner Handschrift entnommen.

Daz ander liet.

- Nu vernemet die senften lere
von der magede here,
diu uns den heilant gebar.
Guotiu herze, hevet iu dar,
5 dā ir daz heil gwinnet,
des iu niemer zerinnest,
bittet sie der undirdige,
daz sie stēhliken lige
ir trūt sun an dem suoze,
10 unze uns gebuoze
unser leit und unser sere.
Der pflaffe heizet Wernhere,
der des lides began;
von dem er urchunde nam,
15 der ist ouh von Christe
zeinem ewangeliste
gesegent unde gewihet;
nieman ime des verzihet:
Mathēus ist der orthabe,
20 der rätet, daz man ūz trage
die margariten an daz licht,
daz sie werde vertunchelt nieht
in dem irdischen stoube;
dā hilfet uns der gloube,
25 den wir zu der kuniginne hān,
sō wir dem tievil widerstān.
Sie ist des himels froue unde brūt,
sie beschirmet wol daz liut;
und alle ir undertāne,
30 die getuot si sorgen āne:
sie hāt den heiligen daz lōn
gemert mit des lebens chrōn,
wand allez mannes chunne
ienoh ze helle brunne,
35 wāre in diu maget niht chomen,
diu sie ūzer nōt hāt genomen.
Sie ist ein christalle
uber die engil alle,
ein liehtvaz in der vinster;
40 sie zūchet uns von der winster,
daz wir zeswenthalben gestēn,
sō wir an daz gerihte gēn.
Alle ir volgære,
nu bittet den sagermære,
45 den der heilig geist bezōg,
daz sie mine sunde also grōz
mit gnāden wol bedechē,
unz ih diu herze erweche,
diu noh slāfende sint,
50 daz sie erchennen daz kint.
daz sie mit armen umbevie.
Dō sie ze kemināten gie
bī der smāhen krippe,
dō wart Adāmes rippe
55 an der frouen wol geeret:
sie hāt uns alle froude gemeret.
Dō sēnte Marie,

- diu edele und diu frie,
diu maget unberueret,
60 zu dem templō wart gefueret
in der stat ze Jerusalem,
ir ēre begunde dō ūf gēn:
erkant wart sie witen,
wande sie in den selben ziten
65 erlūhte, sam diu sunne
ūz allem ir chunne.
Ir anlutze was sō tugentliche,
ir ougen alsō kunchliche,
ir gebærde alsō reine,
70 daz sih zu ir glichte deheine
under allen den frouen.
Sie muosen ansouen
diu liute mit vorhten:
swā andere frouen worhten
75 linwāt unde siden,
ir neheiniu maht erliden
alsō wil der arbeit,
sō ditze kint frōlichen leit
den tempelhēren ze minne.
80 Sie worhte mit richem sinne
als, des sie begunde:
swaz sō wibes hant chunde,
daz enmahte ir niht engān.
Des nahtes ilte sie ūf stān,
85 daz sie ir venige pflāge
unde sih Got ergābe.
Ir site und ir gewonheit, *)
die sage ih iu gereit:
Alle morgen vil fruo
90 sō gedāhte sie dar zuo,
daz sie ir gebetes huote,
diu reine und diu guote,
mit michelme flize
unze zu dem inbizzē,
95 sō die frouen gāzzen
unde wider an ir werh gesāzzen:
den half si unze an die nōne.
Sō gie sie ave schōne
hin für den altäre,
100 daz sie ir salter lāre.
Dā stuont sie unze an die vesper,
daz alle die swester
daz gesanch an viengen
und ir tagezit begiengen:
105 sō chom geflogen Gabriēl,
der Gotes engel vil hēre,

*) Wir lassen hier das Bruchstück der älteren Bearbeitung folgen:

- Ir gewonheit
saget ich iu gereit
alle morgen vil fruo
90 sō gedāhte si wol dā zuo,
daz si ir gebetes huote,
diu reine und diu guote,
mit michelm flize
unz zu dem imbizzē,
95 sō die frouen gāzzen,
wider an werche gesāzzen:
den half si unz an di nōne.
Si giengen ave schōne
vor dem altäre,
100 dā si ir churs dā lāre.
Dā stōnt si an unz an di vesper,
daz alle die swester
daz sanc an viengen,
ir tagezit begiengen:
105 sō chom Gebriēl,
der Gotis engel hēr,

- er braht ouh ir daz himel brôt,
daz er der iunchfrouen bôt:
daz nôz sie mit kiuschem libe,
110 die nie wart ze wibe;
anders eze sie niht vil,
als ich iuh bewisen wil.
Swaz man ir gap ze spise,
daz ilte diu maget wise
115 den armen ellenden
in die stat senden.
Al der frouen samnunge,
bêdîa alte unde junge,
di wurden dô wol inne
120 der tougenlichen minne,
die sie mit dem engel habete;
sie selbe ez wol verdagete:
doh was ez unverborgen,
daz enmahte sie niht besorgen.
125 Sæligen swester wonten dô
in Sålomônîs templô,
die wâren dâ gehôhet;
nû sint sie gar zerstôret.
Sît haben ez besetzen
130 riter vil vermezzen,
die ez werent mit chrefte
vor der heidenschefte.
Mit den was diu maget reine,
alsô daz sie stæte scheine
135 zaller slahte arbeit,
die sie ze gewonheit
heten gesprochen under in.
Niemant maht den ir sin
errechen noch ergrunden.
140 Sie mante sie zallen stunden
werben nâh Gotis hulde:

- er braht ir daz himel brôt,
daz er der chunigennnen enbôt
110 ûz siner hant in die ir
anders az si niht vil.
Swaz man ir gab ze spise,
daz ilte diu maget wise
115 armen ellenden
in di stat ze senden.
Alliu di Samnunge,
alten und junge,
120 die wurden dô wol inne
der tugentlichen minne,
die si mit den engeln habet;
si selbe iz wol verdaget:
doch was iz unverborgen,
daz chunde si niht besorgen.
125 Sælige swester wonten dô
in Sålomônîs templô,
die wâren dâ gehôhet;
sît sint si gar zerstôret.
Nû habent iz besetzen
130 ritter vil vermezzen,
die wernt iz mit chrefte
von der heidenschefte.
Do diu cheiserinne,
diu erwelt gimme,
zuversiht der werlde,
diu den sal erwelte,
dâ si wolt erschinen
hî den heiligen wîben,
dô lobte si unsern hêrren,
daz er si sô verren
ûz den andern erhuobe.
Dâ si senftlichen
135 alle die arbeit,
di si ze gewonheit
heten gesprochen under in;
niemen mohte ir sin
errechen, noch ergrunden.
140 Si ilte si alle schunden
ze Gotes dienste,
zu der ewigen geniste.

- sie was ân alle schulde
guot, wolgemuot, milt unt wise.
Sie lebet der hêren spise,
145 die ir der engel brâhte;
neheines arges sie gedâhte.
Kiusche, diemuot unde stæte,
die dri tugende si hæte
mit den andern ûz erhorn.
150 Nît, hôhfart unt wiplich zorn
vant an ir neheine stat;
wand nie froue sô hôhe getrat
ze sælden unt ze èren gliche:
des ist hiute ir lop sô riche.
155 Die zuht sie umbegurte;
fluochen unt bôse antwurte
muoste ir sin unerchant:
sie was ân der sünden bant.
Vasten oder wachen,
160 daz en mahte sie niht gemachen
missevar noch trûbe:
des wunderôt genuoge
alle ir hûsgnôzzinne.
Die starhte sie in der minne,
165 daz sie die ubermüete
erslügen mit der gûete
und allez unreht vermiten:
ze alsô lûterlichen siten
chërte sie diu sêze.
170 Nu bittet sie, daz sie unz mûeze
wider chêren von den sunden
und an ir minne erzunden.
Nie wart sô wol sprechender man,
der ie von buochen sin gewan,
175 daz ez tohte im einen,
ze sprechen von der reinen

- Si was ân allez wandel
kiuscher, denne ein ander:
ir neheine was sô wise.
Si aze die Gotis spise,
145 di ir der engel brâhte:
neheines ubelis si gedâhte.
An der gûete was si stæte
in geistlicher wæte.
Vasten unt wachen,
160 daz mohte si niht gemachen
bleich oder trûbe:
des wundert genuoge.
146 Daz beste het si erhorn,
ouch huobe si deheinen zorn;
155 die zuhte si umbgurte:
der bôsen antwurte
ne wold si niht geruochen.
Schelten unt fluochen,
daz was ir seltsæne:
158 der sunden was si âne.
163 Ir hûsgnôzzinne,
di starhte si an der minne
ze bezzern teile,
ze sælden unt ze heile,
165 daz si di uber müete
erslügen mit der gûete
und allez unrehte vermiten:
als lûterliche site
lêrt siu diu sêze.
170 Nu bittet, daz wir si mûezen
sô innechlichen an ruofen
daz si in, der uns geschuofe,
in unser teil gewinne,
daz er uns enzunde in siner minne.
Het ich ein zunge,
diu als daz isen chlunge,
gesmidet ûzer stâlê,
diu mir diu rede gæbe,
iane mohte ich christenlicher schar
nimmer gesagen gar,
wie sich die maget zierte
gegen dem himelischen wirtê,

- vollekliche nâh ir werdicheit,
an die Got sinen fliz leite.
Als er sie gemâheln wolte
180 unde bi ir buowen scholte,
eines sites sie dô begunde,
den weder wip, noch man chunde,
noh vor ir geburte ie vernam:
swennez alsô cham,
185 daz sie ieman gruozte,
unt sie daz gelten muoste,
sô gnâdet sie Got zehant,
der ir heil sô hete gewant,
daz ir diu werlte zu sprach
190 senftiu wort, da sis an sah.
Swâ sie aver den gruoz sal
sholte bieten, uber al
sie bat herzeklichen,
daz sie Got gnâdeklichen
195 an der rede meinte
unt guoten abent bescheinte
oder sæligen morgen
den liuten, die mit sorgen
in der werlte buowent
200 und im iedoch getruowent.
Danne chom uns diu gewonheit,
daz wir bêdiu, liep unt leit,
ûf sin gnâde schulin ergeben,
von dem wir hân daz leben.
205 Gelernet wir hân dâ bi:
swer so uns grîezende si,
daz wir im also schöne
wunsken daz Gotes lône,
und dem irdiskem schine
210 der êren verzihen.
Si diene Got âne wanch
unt hête einen gedanch,
ob sie ze vil redet,
daz ez lîhte ir scædet,
215 und daz sie vor urspriche
an ir muot verwandelt siche,
iz en wære vil nutze.
Sie liez ir antlutze
vil selten erlachen;
220 wan jah ir an allen sachen
ie der tugende besten:
die begunden ouh esten
unt vil witen umbe vâhen.
Di siechen, die sie ersâhen
225 unt sie angeruorten,
die chraft sie danne fuorten,
daz sie niht mêre swâr:
darumbe chêrten sie dar,
wand sie dâ gnâde funden.
230 Nu rûche sie, unser wunden

- 179 der si gemaheln sold
unt samt ir bowen wold.
Durh sin barmunge
181 eines sites si begunde,
den weder wip, noch man
vor ir geburt nie vernam.
185 Swer daz kint gruozte
daz si daz gelten muoste,
so saget si genâde
dem ir schepfere:
si bliete hin ze himele,
daz ir diu werlt hie nidene
190 senftiu wort zu sprach,
so si ir bilde an sach.
Swenne ave si daz gruoz sal
solt bieten uber al,
193 dô bat si gezogenlic . . .

- bedecken mit ir guote,
daz wir ûzer Gotes huote
iemer komen sô verre,
daz uns des tiefls gwalt iht werre.
235 Do si wahsen begunde,
dô wart si in kurzer stunde
an dem hære und an der lich
uber elliu wip sô wætlich,
daz ein hêrre, hiez Abiathâr,
240 der wante sinen muot dâr,
wie er die maget gwünne
sinem lieben sun ze wünne.
Der vil kindiske man,
der was ouh ir gnôzsam;
245 der hêrliche degen
gerte, sie mit bete erwegen,
daz sie in ruochte minnen
durh erben gedingen.
Der è hete er hînz ir gedâht,
250 dô wart diu rede niht volbrâht;
wand diu froue des niht verdolte:
sie sprach, daz sie nien wolte
iemer man gertieren.
Daz wertliche ungefüere
255 dûhte sie sô chumberliche,
daz sie gerne friliche
lebet âne mannes gebende
unze an des lîbes ende.
Got einen hæte sie erwelt,
260 dem si lip mit sêle felt
daz sie wære siu diu unt sin brût,
er bêdiu, ir hêrre und ir trût.
Diu antwurte was ungemah
dem bittel, unde gesprah
265 alle sin genôzze,
er bôt in miete grôze,
die des tempels pflâgen,
daz sie niht scholte betrâgen,
sie nâmen die maget guote
270 von dem swæren muote,
den sie ir habte furgesat.
Darumbe gehiez er unde bat,
• er bôt in golt, daz rôte,
und dingete vil guôte
275 mit dem silber wizze,
daz sie im hulfen mit flîzze
umbe daz kint, des er gert,
daz ir sin sun wurde gewert
nâh rehte zê êlichen dîngen.
280 Diu miete began in gelîngen:
dô rieten sie algliche,
unt schunten grôzliche,
daz diu froue tæte,
swes sie der hêrre bæte.
285 Dô sprach sæute Marie,
(Got hete erzundet sie
mit reine gerndem muote
in engelisker huote):
„Wes müet ir iuh, hêrren min,
290 lât ditze umbescheiden spil sin,
wand ich niemer man gewinne
ze wertliker minne.
Ir ne schult mih niht reîzzen,
ia hân ich Got entheîzzen
295 min sêle unbewollen.
Mag ich daz ervollen,
daz ist der beste rât,
dâ min gedînge an stât.“

Dô was ein bisgof under in,
 300 der was sin flizich durh den gwin,
 er sprach: „Froue, lâ die rede stân,
 ich sage dir, wie ez ist getân
 umbe die rehten wârheit,
 als uns diu buoch hânt geseit.
 305 Diu ê ist Got liep unt genæme;
 wan er selbe Adâme
 frouwen Êvam gap ze wibe.
 Wæren wir von ir libe
 alle niht ersprungen,
 310 bēdiu, alte unde jungen,
 sô wære diu werlte ôde,
 chranch, ringe unde brôde,
 so ne ruofte nieman an Got.
 Froue, lâ varn dinen spot,
 315 nim den man ze ê,
 deiz dir ze sælden ergē.
 Folge uns âne widerstrit,
 wan dir Got sinen segē git
 unt froude mit lieben kinden.
 320 an den soltu heil vinden,
 daz dû mit den reinen
 sin êre mûezest meinen.
 Daz ist der beste rât,
 der von mannes sinne gât,
 325 und des wir megen erdenchen:
 nu solt du uns an der bete niht wenchen.“
 Der antwurte im ave dô
 rôsa in Jêrichô,
 diu maget alsô licht:
 330 „Ichen volge iwes niht.
 Ir saget mir von Adâme,
 daz er Êvam næme
 von der Gotes hende:
 daz tet er âne wende.
 335 Doh gnôz mære Âbel, der guot,
 daz er beleip an kiuskem muot,
 dô er daz opher fuor truoch
 und in sin brüder sluoch,
 denne ob er gemeilget wære
 340 vor sinem schepfære.
 Got ilte, im geben ze lône
 zwô guldine chrône,
 von der martyr eine,
 die ander, daz er reine
 345 und unbewollen was:
 daz ist, dâ er mit gnas.
 Hêlÿas, der Gotes man,
 als ichz vernomen hân,
 der wart ze himel gefüeret,
 350 durh daz er unberüeret
 was von allem meile:
 im wart getân ze teile
 diu gnâde, diu immer stât,
 dâ mit uns Got erzeiget hât,
 355 daz er die kiuskeit
 mit der lichten gotheit
 gerne wil under stôzen.
 Nû hât er froude grôzze
 und êren vil erworben,
 360 swie der lip ist noh unverstorben.
 Des ruochet lûwer bete lân,
 wand min muot ist sô getân,
 daz ih stæte belîben schol.
 Got, der weiz min herze wol,
 365 min ahte unt minen willen,
 daz ir ê mæhtet billen

wazzer ûz dem steine,
 ê daz ich dehein brôde meine.“
 Zehante sie sich viengen.
 370 von der rede sie giengen.
 An dem kindischen wibe
 heten sie daz ze nide,
 daz sie was alsô veste:
 darumbe zurnten al die geste.
 375 Sie fuoren, als sie tobeten
 ein teidinch sie gelobeten,
 sie gebutten ein gesende,
 daz sie chômen an ein ende,
 ob Mariâ, die mære,
 380 sô ungevolgich wære.
 Der gesprochen tach
 an einer hôhzite gelach;
 dô chom michel menige dâr.
 Der bisgof hiez Âbiathâr,
 385 der gruozte sie an der borte
 mit dem Gotes worte.
 Er stuont ûf eine grêde
 und huob ûf sin hende bēde
 gegen dem himelischen sal:
 390 eine stille gebôt er uber al,
 er sprach: „Nu hôret alle,
 wie iu daz gevalle,
 daz Mariâ, diu schône, tuot.
 Niemen ist sô edel, noh sô guot,
 395 sô rîche, noh sô tiure,
 daz er ir gezem hiure:
 swer ir ze wibe gert,
 der scheidet dannen ungewert.
 Sine trûwet niht genesen,
 400 sine mûezze maget wesen.
 Wir haben frouen vil gezogen,
 kunige tochter unt herzogen
 der hêrlîchen slahte,
 daz uns nie deheiniu inder ahte
 405 alsô vil ie gemûete
 und iedoch vil grôzer gûete
 ze rede wæren worden
 von allen ir vordern:
 deist ein michel herte.
 410 Des guten Aarônîs gerte,
 der man ih alle dise diet,
 wie er den grôzen strit schiet:
 dô die Gôtes êwarte
 under in zewurfen harte,
 415 diu gerte wart wider grûen,
 begunde louben unde blûen
 in der heiligen arche.
 Got, der mac noh sam starche
 sinu tougen erzeigen;
 420 diu werlt ist sîn eigen,
 der menniske sîn hantgetât;
 an im reht unt gnâde stât:
 daz bedenchet alle wol.
 Ich sage iu, wie nu tuon schol
 425 disiu menige algemeine,
 daz Got die wârheit bescheine
 unde sinen willen dâ bi.
 Die von êlichem bande vri
 sîn kômen an den tac hiute,
 430 der ieglicher vor dem lûte
 bringe morgen sîn gerte:
 der Got, der sie gwerte
 bi Aarônîs ziten,
 nu wir siuer gnâden biten,

- 435 der lätze uns werden schin,
wes Mariâ brüt schul sin,
und erzeige mit gewalte,
wer ir von siner gebe walte.“
Michel wart dô der schal,
440 der rât geviel in uber al:
dô jâhen sie gemeinliche
diu rede wære lobliche;
sie behielten gerne sin gebot,
und dingôten hin ze Got,
445 die dâ wâren ungehit,
daz er schiede selbe den strit.
Diu naht dûhte sie ze lanch,
unde heten mangan gedanch
umbe die maget wol getân,
450 wer sie ze wibe solte hân,
wand sie al der werlte behagete.
Do ez des morgens tagete,
der bisgof nam dehein friste,
er chom ze vorderiste.
455 Die richen und die jungen
vaste zu im drungen,
wol gebadet, wol gecleit,
als daz wære licht seit:
grôzlich was ir geverte.
460 Sie brâhten schöne gerte
lange unde slehte;
dô marhte vil rehte
aller mannekliche die sine,
unt wânre der magede gewert sin.
465 Ir leglicher hetes wân,
doh solt ez anders ergân.
Die armen umbesæzen,
die getorsten niht verlâzzen;
die ledigiu liute wâren,
470 sine muosen gebaren,
als man in von hove gebôt.
Dô kom durh die selben nôt
ûf den tach ein grise man,
so harte forhte er den ban,
475 Jôsêph was er genant:
der ist uns ouh wol erchant,
so wir an den buochen
sinen namen wellen suochen.
Der was ein witewære,
480 alter, guot unde gewære,
brôde sines libes;
der engerte niht wibes.
Er brâht ein chleinez gertelin
durh die gehôrsam sin.
485 Daz ris alsô churze,
daz het er ab der wurze
gezerret harte unwære,
daz diu werlt dâ bi sæhe
sin gemuote nien stân
490 nâh frouden, noh ûf liebes wân.
Die gerte gâben sie ze hofe,
die enphiench der bisgof
unt garte sih in die hêren wât;
ze himele suochter den rât.
495 Dô giench er alsô schöne
zu dem tische frône,
daz er dâ ervunde,
so er verriste chunde,
ob dem altære,
500 was Gotes wille wære.
Nu vernemet alle besunder
diu manchvaltigen wunder,

- diu Got der diete zeiget,
diu ir gemûete neiget
505 under sine meisterschaft.
Do der bisgof vor der lantschaft
ze himele huob sine hende,
dô nam ez gut ende:
mit zæheren was er begozzen,
510 sin herze wol beslozzen
in der wâren minne.
Dô chom diu Gotes stimme;
si sprah: „Ih wil dih gewern,
und ouh dise menige niht enweru,
515 des si mih gebeten hât:
mir ist gelichen din rât.
Nu hab daz in diner ahte,
daz du die gerten hinaht
zu dem heilectuom ruowen legest,
520 unze sie morgen wider gebest:
sô zeige ich iu den man sô guoten,
der Mariâm scol behuoten:
dem ih die ère hân beschert,
ein tûbe von sinem stabe vert;
525 diu hevet sih ze der grufte
unt swinget sih in diu lufte,
daz sie niemn mac gesehen:
dem schult ir alle des jehen,
daz er die maget sêze
530 vor iu gemahelen mûese.
Daz sage dû dem liute,
daz ih daz wil unt gebiute.“
Nu rûeget iu alle dâ mite,
daz Got die sundigen site
535 an uns sô harte schiuhet,
daz uns sin stimme flûbet,
diu unser vordern ofte erschein,
wan des ist zwivel nehein.
Do von dem bisgofe hêre
540 eroffent wart diu lère,
die er Got mit diemuot angwan,
dô frouet sih wip unde man;
und als der morgenrôt
der vinstirn erde licht erbôt,
545 daz al diu werlte erlûhte,
die menige dô zit dûhte,
daz sie ze hove giengen,
ir gerte wider enpfîngen.
Ze êriste gap man den richen,
550 den der arme muose enwichen,
und dar nâh den smæhen;
si sprâchen, swâ sie sæhen
daz zeichen mit den ougen,
daz wolten sie glauben.
555 Jôsêbes gerte, diu chleine,
diu was vervallen eine,
von den andern sie geslief,
daz sie der bisgof niht begreif.
Dô wânten sie algemeine,
560 nu in daz zeichen niht erscheine,
ez chome von ir sunden,
daz Got wære erwunden
siner grôzen barmunge.
Sie wânten herze unde zunge
565 diemûeteklichen an in,
daz in diu tûbe erschin,
diu in dâ was geheizzen.
Sie rowe, daz sie gemeizzen
die schönen gerte hâten.
570 Nu ruoche er sie berâten,

der al die werlte wiset,
unt sin wärheit briset
mit rehte unt mit gñete,
der gefroue ir gemüete.
575 Ja erschameten sih di fursten
der fravel, daz sie getorsten
dar gebieten ir gerte.
Si erkanten ir herte,
unt chlagten ir missetât,
580 daz si in höhvertiger wât
Gotes tougen wolten sehen,
daz mit diemuot muoz geschehen.
Jôsêp, der Gotes trût,
der fîoh die rede und die brût;
585 er dûhte sih sô nidere,
daz er nien wolte widere
sin klein gerte enpfâhen.
Do sie dô niht ensâhen,
sie sprâchen mit einem munde:
590 „Wir schulin des himels urchunde
noh herzeclioher suoehen,
ob des Got welle ruochen,
daz wir gesehen siniu tougen:
er ist gnâdich, deist unlougen.“
600 Abiathâr, der bisgof,
der hiez dô ûf den frithof
alle die menige entwichen
unde beten inneclichen.
Ein gieng er in den sal,
605 daz lint stuont hie vor uber al:
selbe gart er sih sâ
in zwelf tintinnabulâ
und in die heiligen wât,
die Moyses gebrûvet hât
610 niht von mennischen sinne,
wan als im diu Gotes minne
gebôt unt vorgetihte.
Als sih der hêrre berihte,
Got ze flegen in dem gwante,
615 erwelte mirren er brante
tymiâma unde wirouh:
sin sunde weinter ouh
sô heize vor dem altære,
daz des himels rihtære
620 geruochte bewisen in,
der bêdiu, gnâde unde sin,
al der werlte teilet
und die sundære heilet,
swâ er die riuwe gesiht,
625 wand im der barmunge giht
ensamet himel und erde
und dient im sô werde.
Do chom ein engel geflogen,
er sprach: „Ja birt ir niht betrogen:
630 Got enwandelt niht siniu wort.
Nu suoche ein chleine gerte,
diu dir ist enpfallen,
diu chumet ze frouden in allen,
swie harte sie iu versmâhet.
635 Als sie Jôsêp enpfâhet,
ir geseht diu Gotes tougen
mit fleisklichen ougen.“
Do er die chleinen ruote
allenthalben suohte,
640 in der arche er sie vant:
er nam sie frôliche in die bant.
Dô drang er ûz der chirtûr
unt zeigte die gerte her für:

er sprach: „Jôsêp, Gotes kint,
645 die engel dir gnâdic sint,
sie ilent an diu zeigen:
disiu gerte ist din eigen.
Nu sûme diu niht mære:
wir bevelhen dir die maget hêre.“
650 Jôsêp erchom dô herte,
daz mit sô lûtem worte
der bisgof in anrief.
Sin gedanche wâren tief:
er zwivelt, waz er tæte
655 unt wes Got willen hæte.
Doh enpfeng er daz ris.
Sin bart was im lanch unt gris.
Weinen begunde er durh nôt;
und als er die gerte ûf bôt
660 vor wiben unt vor mannen,
ein tûbe swanch dô dannen,
ein vogel sô wol getân,
daz sin Got muost ère hân.
Der sweimet ein wile dâ
665 unt huob sieh dâ nâh sâ
gegen himel hin wider,
dauner chomen was her nider.
Dô wart im chradmediker scal
von dem liute uber al:
670 Sie lobten Got genôt.
Wie harte sie wunderôt,
daz enkan iu niemen gesagen.
Er ein muose wol chlagen,
daz er in alten ziten
675 des Kindes scolte biten.

Als diu rede was getân,
die hêrren hiezen gân
nâh sante Mærien,
der guoten und der frien;
780 die ladeten sie ûf den frithof.
Sie sprâchen, daz der bisgof
sie wolte gesprechen,
ir ère gerne zechen.
Die frouen, die ir wâren bi,
785 nu ez alsô komen si,
die rieten ir algeliche,
daz sie tæte frôliche,
swes man an sie muote,
daz wurde ir gewant ze guote.
790 Uf stuont dô diu reine,
sie gie zuhtekliche unt seine
den hêrren bi siten
für die herschaft an den rinch witen,
unt bevalh sich Got tiure;
795 sie sprach: „Hêrre, du mih stiure
mit dem hêren geiste din,
daz min antwurte müeze sin
werde und unbesprochenliche!“
Dô gebôt der bisgof rîche
800 al die menige swigen,
unnutzen chradem vermiden.
Die maget enpfeng er wol,
sie neic im als ein froue scol.
Dâ stnont sie, sam diu bluome,
805 die an der wise gruone
ir liechten schiu verre sprenget. *)
Die werlt het des wol verhenget,
daz diu rede gelenget wære,

*) S. die Abbildung auf der folgenden Seite.



- dar umbe wand diu werde und diu mære
 810 gab in fröude und ougenweide,
 die sælde hete sie beide
 an der schône und an der guote;
 dar under stuont ab ir genuote
 niender mê, wan eine ze Got
 815 und zallern sinem gebot.
 Der herre huob an unde sprach:
 „Frowe, din ère und din gemah
 wellen wir mit dir ahten:
 nu solt du, reine, betrachten,
 820 waz Gotes wille dar an si
 und ouh unser rât dâ bi.
 Daz zeichen, daz dâ geschehen ist,
 daz wil, daz du neheine frist
 noh dehein ûfsoub habest
 825 und diu niht leuger entsagest,
 dune werdest hie ze stete
 durh unser aller bete
 Jôsêbes gemahle.“
 Dû vielen ir die træhene
 830 ab den hufeln an die wât;
 sie sprâchen: „Sin ist dehein rât:
 wer schol daz wenden unde chlagen,
 daz Got selbe ruochet antragen,
 der an niemen missetuot?
 835 Nu sage, frowe, dinen muot!“
 Diu maget antwurten began:
 „Got, der den êrsten man
 ûz læime gebildet hât,
 und des trônus inme himele stât,
 840 der ouh geschuof den witen umbechreiz,
 elliu dinch er wol weiz,
 wir mugen in nihtes verhelu,
 niht versagen noh versteln;
 aller herzen tougen,
 845 diu sint vor sinen ougen:
 des tiefen meres unde,
 ioh daz vinsten abgrunde,
 erde unt luste sint im diensthaft
 und erchennt sine chraft:
 850 der ruoche mich erhôren;
 sin gebot shol ich niht stôren,
 wand ich daz urchunde
 von sin selbes munde
 eupfangen hân unt nemen wil.
 855 Hie ist ouh herscheffe vil,

- der beidiu bet unde rât
 von rehte mir ze volgen stât,
 swie ich doh niemer gewinne
 muot ze wertlicher minne,
 860 daz ich mit deheinem mæile
 min sêle verteile
 noh minen magetuom verwerte.
 Ich sah abe der gerte
 mit samet iu die tûben sliegen:
 865 des wil ich niht triegen
 daz himiliske bouchen.
 Min herze muoz ich brouchen
 in iuwer aller rât.
 Swer mih ze hilfe bestât,
 870 dem bin ich gerne undertân
 mit dienste, daz wizzet sunder wân.
 Mins libes ich niemen gan,
 dâ belibe ich stætic an.
 Ob mirz Got verzihet,
 875 der nieman nihtes verzihet,
 des man mit rehte an iu gert:
 dâ wurde ouh ich niht entwert!“

Lobgesang auf den heiligen Anno.

Anno, Erzbischof von Köln, der schon als Kanzler Kaiser Heinrichs III. große Bedeutung als Staatsmann gewonnen hatte, wurde namentlich dadurch berühmt, daß er während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die Regierung des Reichs mit großer Kraft und Klugheit führte. Auch als geistlicher Fürst zeichnete er sich durch mancherlei vorzügliche Eigenschaften aus, nicht bloß durch seinen eigenen musterhaften Wandel, sondern auch durch den Eifer, mit welchem er auf genaue Beachtung der klösterlichen Zucht drang. Da er auch dem ihm zur Leitung anvertrauten Erzbisthum mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Thätigkeit vorstand und er neue Kirchen und Klöster theils selbst stiftete, theils zu gründen veranlaßte, so ward er nach seinem Tode, der im J. 1075 erfolgte, von der Kirche unter die Heiligen versetzt (im J. 1183). Eine Anerkennung anderer Art ward ihm durch den von einem unbekannten Verfasser auf ihn gedichteten Lobgesang, der zu den schönsten Erzeugnissen der älteren deutschen Dichtkunst gehört; es ist sehr wahrscheinlich, daß derselbe durch die Heiligpreisung des Erzbischofs hervorgerufen, vielleicht sogar bei Gelegenheit derselben gedichtet wurde. Jedenfalls ist er nach der Canonisation abgefaßt worden. Der Verfasser wird von Vielen für einen Geistlichen gehalten, es möchte dies aber beinahe zu bezweifeln sein, wenn man an den kriegsmuthigen Geist denkt, der in einigen Strophen so gewaltig durchbricht; die mildere, fromme Haltung des Schlusses aber ermächtigt an und für sich nicht, in dem Verfasser einen Mönch zu suchen; dagegen möchte allerdings die Gelehrsamkeit des Dichters, seine genaue Bekanntschaft mit der Bibel und mit andern Schriften die Vermuthung unterstützen, daß er ein Geistlicher gewesen sei. Gewisser ist es, daß der Dichter am Niederrhein und vielleicht selbst in Köln wohnte; dafür zeugt die Sprache des Gedichts. Auf diese wenigen Vermuthungen beschränkt sich aber Alles, was wir von ihm wissen, was um so mehr zu bedauern ist, da er zu den talentvollsten Dichtern jener Zeit gehört, ja die meisten an wahrhaft poetischem Geiste weit überragt.

Als die Kaiserchronik bekannt wurde, und man in einigen Stellen derselben auffallende Aehnlichkeit mit dem Annoliede fand, gerieth man auf die Ansicht, daß dieses nur eine, nicht eben geistreiche, oft beinahe wörtliche Benützung jenes andern Werkes sei. Es ist kaum denkbar, daß eine solche Ansicht sich festsetzen konnte, wenn man sich erinnert, wie schon vor 200 Jahren Opitz und ein Jahrhundert später Bodmer und Herder die poetische Bedeutung und Tüchtigkeit des Annolieds so richtig erfaßt hatten. Noch weniger aber wird es erklärlich, wenn man diesen schönen Lobgesang in seiner Gesamtheit ansieht, und die betreffenden Stellen desselben (Strophe XI—XXX) mit den entsprechenden der Kaiserchronik vergleicht (s. unten Kaiserchronik Nr. 1); denn es wird dem unbefangenen Leser sogleich zur Gewißheit werden, daß nicht der Verfasser des Annolieds die Kaiserchronik benutzte, sondern umgekehrt, daß diese vielmehr aus jenem geschöpft und es noch dazu ziemlich tactlos abgeschrieben hat. Eine nähere Betrachtung des Lobgesangs auf den heiligen Anno wird jeden Zweifel tilgen; wir folgen hierin ganz unbedenklich der Darstellung Herders, da dieser mit seinem tief poetischen Gefühl die wahre Bedeutung des Gedichts vortrefflich angefaßt hat.

„Wir haben von alten Helben und Kämpfen,“ beginnt der Dichter (I.), „vom Untergange mächtiger Könige vielfach singen hören, nun ist es Zeit, an unser Ende zu denken. Denn Christ thut viele Zeichen, so auch dem Elzeberg“) durch den heiligen Anno, um uns an das Ende der Welt zu erinnern.“ So hat uns der Dichter schon auf seinen Helben aufmerksam gemacht, obgleich, wie es scheint, nur zufällig oder vorübergehend, doch, wie aus dem Gange des Ganzen deutlich wird, mit selbstbewußter Absicht. Zwar hält sich der Dichter zunächst an dem Gedanken von dem Ende der Welt, und er führt denselben in den folgenden Strophen weiter aus; aber, wie sich später ergibt, soll ihn gerade diese Idee wieder zu Anno geleiten. Die zweite Strophe stellt in großen Zügen die Erschaffung der Welt und der Menschen dar; in der dritten, welche wahrhaft großartige Auffassung beutundet, klagt der Dichter, daß alle Werke Gottes die ihnen angewiesene Bahn treu befolgten, der Mensch allein sich durch Lucifer zum Bösen verführen ließ. „Der Mond und die Sonne, sie geben ihr Licht mit Sonne; die Sterne behalten ihre Fahrt, sie gebären Frost und Hitze stark; das Feuer hat aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug; die Wolken tragen den Regenguß, niederwärts wenden Wasser ihren Fluß; mit Blumen zieren sich die Lande, mit Laube deckt sich der Wald, das Wild hat seinen Gang, schön ist der Vogelsang. Ein jegliches Ding das Gesetz noch hat, das ihm Gott zuerst vergab, wären nicht die zwei Geschöpfe, die er geschuf als die besten: die verkehrten sich in Tollheit, dannen hub sich das Leid.“ (III) Der böse Feind verleitete den Menschen zum Bösen, und führte die fünf Welten zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der durch seinen Opfertod die Macht des

Todes und der Hölle brach. Nun hob er seine Kreuzesfahne empor und sandte seine zwölf Boten in alle Lande; aber auch andere Märtyrer erfüllten seinen Willen. „So können es die Trojanischen Franken Gott nicht genug danken,“ heißt es dann in der sechsten und siebenten Strophe, „daß er ihnen so manchen Heiligen hat gesandt. So ist es auch hier in Köln bewandt; da rastet eine solche Menge aus St. Mauritius Heer, und die eilstauend Jungfrauen, um Christi Leib erschlagen, manche Bischöfe so hehr, die der Wunder mächtig waren, wie man kündigt von Sanct Anno: des loben wir Christ mit Gesänge. Zu Köln ward er geweiht Bischof; des soll die Stadt immer loben Gott, daß in der schönsten Burge, die in der Deutschen Lande je wurde, Richter war der frommste Mann, der je zum Rheine kam, auf daß die Stadt desto hehrer gedieh, wenn sie eine so weise Herrschaft erleuchtete, und daß seine Tugend so helle wäre, daß er einer so hehren Stadt pflegte: denn Köln ist der hehrsten Burgen eine; Sanct Anno brachte ihre Ehre wohl heim.“ So ist es klar geworden, daß die scheinbare Abirrung vom Hauptgedanken diesen nur stärker hervorheben, die Herrlichkeit des heiligen Anno nur sicherer begründen sollte. Eben so wenig kann es als eine unnötige Abschweifung angesehen werden, wenn der Dichter nun (8. Str.) von dem Ursprunge der Stadt erzählt und seinen Bericht mit Rinnus beginnt, der zuerst unter den Menschen Kriege führte, dann auf Semiramis übergeht, welche die mächtige Stadt Babylon baute, deren spätere Beherrscher ein Land nach dem andern mit Krieg überzogen, bis sie zuletzt auch Jerusalem verbrannten. In diesen Zeiten nun begab sich, was der weise Daniel sagte, als er seine Träume erzählte. Die Schilderung der vier großen Weltmonarchien unter den Bildern der vier Thiere ist ganz vortrefflich (XI u. ff.), besonders aber zeichnet sich die Stelle, welche Alexander den Großen betrifft, durch Kühnheit und Kraft der Sprache aus. Das vierte Thier bedeutet die Römer, deren erster Herrscher, Cäsar, die Deutschen, obgleich erst nach langen Kämpfen und unter für sie rühmlichen Bedingungen bezwang. Bei dieser Gelegenheit berichtet der Dichter nach homerischer oder, wenn man lieber will, nach völkischer Weise über den Ursprung der einzelnen deutschen Stämme nach den damals geltenden sagenhaften Ansichten (Str. XVIII ff.), am ausführlichsten über die Franken (XXII—XXIV), weil ja die Welt Herrschaft von den Römern zunächst auf diese überging. Mit Hilfe der Deutschen zog Cäsar gegen Rom, das sich feindselig gegen ihn gezeigt hatte, und eroberte es, worauf ihn die Römer zum Alleinherrscher wählten. „Seitdem waren deutsche Mannen in Rom lieb und werthsam.“ Ihm folgte Augustus, der den Herren Agrippa nach Deutschland sandte, daß er dort Recht spreche, und eine Burg baue, auf daß ihn das Volk fürchte. Die Burg nannte er Colonia (XXV—XXX).

So ist der Dichter wieder auf Köln gekommen; um aber wieder auf seinen Helben einzeln zu können, verbreitet er sich zuerst über die Einführung des Christenthums, das er als geistliches Königreich den Weltmonarchien nachdrücklich entgegenstellt. Unter Augustus ward der Welt Heiland geboren, bei dessen Geburt zu Rom heilige Zeichen gesehen wurden: „aus der Erden ein lauterer Del entsprang, schön rann es über das Land; um die

*) Stadt in Rheinpreußen, in welcher Anno ein Benedictinerkloster stiftete. Sie war ihm vor Allem theuer, wie sie denn der Dichter in Strophe XXXVII „sini villi liebi stat“ nennt. Dasselbst ward er auch beigesetzt und auf seinem Grabe sollen viele Wunderzeichen geschehen sein. (Str. XLV.)

Sonne ein Kreis stand, also roth wie Feuer und Blut. Da begunnte naben, von wannen uns allen kam die Gnade, ein neues Königreich; dem muß die Welt all entweichen.“ St. Petrus belehrte Rom, von dort sandte er drei heilige Männer aus, den Franken zu predigen; diese lehrten zuerst die zu Trier, worauf sie Köln belehrten: „Ihre Lehre pflegten seitdem wohl die, welche nach ihnen Bischöfe waren, von denen bis auf den heiligen Anno drei und dreißig gezählt werden.“

Es ist offenbar, daß in dieser Einleitung zum eigentlichen Lobgesang dichterisch Alles auf das Strengste zusammenhängt, und jede noch so seltsame Abschweifung in der That die Absicht hat, den Helden und die Stadt, in welcher er lebte und wirkte, nach jeder denkbaren Richtung zu erheben; wird ja recht eigentlich seine Wirksamkeit als eine nothwendige Folge des Sündenfalls und dann der Erscheinung des Weltheillandes dargestellt. Dadurch aber, daß die Trefflichkeit der deutschen Stämme so ausführlich geschildert wird, gewinnt ja der heilige Anno selbst an Bedeutsamkeit, da er ja selbst ein Deutscher ist. In der Kaiserchronik finden sich nun ebenfalls die auf Deutschland bezüglichen Stellen, so wie die Darstellung der vier Weltmonarchien; aber während das Annolied diese ganz richtig in die Zeit einfaßt, wo Daniel, der Verkündiger derselben, lebte, wird sie von der Kaiserchronik überaus tastlos an das Ende der Erzählung von Julius Cäsar eingeschoben, die dadurch auf ganz ungehörige Weise lang unterbrochen wird. Was aber die Schilderung der deutschen Stämme betrifft, so ist die des Annolieds gewiß die ursprüngliche und die Kaiserchronik hat dieselbe augenscheinlich benutzt, aber ohne allen poetischen Geist, so daß selbst die wörtlich entnommenen Stellen die schöne Wirkung verlieren, die sie im Annoliede haben.

Von der 34. Strophe beginnt der eigentliche Lobgesang: „Wie die Sonne in den Lüften, die zwischen Erd und Himmel geht, beiden Hälften scheint, also ging der Bischof Anno vor Gott und vor den Menschen.“ — „Offen war er in seinen Worten, für die Wahrheit er Niemanden fürchtete; als ein Löwe saß er vor den Fürsten, als ein Lamm ging er unter den Dürftigen; den Dummen war er scharf, den Guten war er gnädig.“ — Vortrefflich ist seine fromme Miethätigkeit gezeichnet: „Wenn des Nachts Alles schlafen ging, da stand auf der viel gute Mann; mit seiner lauternden Andacht besuchte er manche Künster; seine Liebesgaben er mit sich trug, der Armen fand er genug, die der Wohnung nicht hatten, und auf ihn warteten. Wo ein armes Weib mit dem Kinde lag, der Niemand pfleg, dahin ging der heilige Bischof und bettete ihr selber gut. So konnte er mit Rechte heißen Vater aller Waisen.“ Dann geht der Dichter über zur Verherrlichung des Staatsmanns: Glücklich stand es um das Reich, so lang er es leitete, so daß er selbst in der weiten Fremde Anerkennung fand, und er zudem großes Gut erwarb, mit welchem er fünf Kirchen stiftete. — „Daß aber die große Ehre nicht verwirrte seine Seele, so that ihm Gott, wie der Goldschmied thut, so er wirken will eine Spange gut: das Gold schmilzt er in einem Feuer, wohl schleift er die Edelsteine; also schloß Gott den heiligen Anno mit mancher Mühseligkeit.“ Unter den Widerwärtigkeiten, die er zu dulden hat, sind namentlich die traurigen Wirren unter Heinrich IV.

mit eben so tiefem Gefühl als großem Talente dargestellt: „Darnach fieng sich an der äble Streit, davon mancher Mann verlor den Leib, da dem vierten Heinrich verworren ward das Reich. Mord, Raub und Brand verheerten Kirchen und Land; von Dänemark bis in Apullen, von Rärtingen bis zu den Ungarn denen Niemand mochte widerstehen, wenn sie wollten mit Treue zusammengehen, die stifteten Heerzüge groß wider Reffen und Hausgenos. Das Reich all lehrte sein Gewaffen in seine eigenen Adern; mit siegehafter Rechten überwand es sich selbst, daß die getauften Reikname unbegraben zerstreut lagen zum Nase den bellenden, den grauen Waldbunden. Da das nicht hoffte zu versöhnen St. Anno, da verdroß es ihn, länger zu leben.“ So wird die Erzählung seines Todes vorbereitet; vorher aber berichtet der Dichter von den Offenbarungen, deren der heilige Anno gewürdigt wurde. Als er eines Tages nach Saalfeld in Thüringen ritt, that sich ihm der Himmel auf und er sah die göttliche Sonne, die er keinem sterblichen Menschen verkündigen durfte; auch sah er die Zukunft und ward darüber so bestürzt, daß er erkrankte. In einer Nacht drauf dächte es ihn, er läme in einen königlichen Saal, wo wunderbare Stühle an einander gereiht waren; auf diesen Stühlen saßen heilige Bischöfe. Ein Stuhl war aber unbesezt; er war für ihn bestimmt, doch durfte er sich noch nicht darauf setzen „um eines Fledens willen vor seiner Brust“. „Von dem Schläfe der Herr da auffand, wohl wußte er, was er sollte thun: den Röllnern gab er wieder seine Schuld, wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre Schuld.“ Endlich kam der Tod; nach großen Leiden schied die theure Seele von diesem fleischen Leibe in das ewige Paradies. „Als er da zu Gottes Antlitz kam, zur ewigen Gnade, da that der Herr, edelgemuth, wie der Aar seinen Jungen thut, wenn er sie lehren will ausfliegen: er schwebet ob ihnen in Pracht, er schwingt sich auf zu Berge, das thun dann die Jungen gerne; also wollte er uns lehren, wohin wir nach ihm sollten fahren; er zeigt uns hienieden, welch Leben sei im Himmel. An dem Grabe, da sie ihn wollten todt haben, da wirkte er schöne Zeichen: die Stichen und die Krummen, die wurden da gesund.“ Aus diesen Wundern wird nun eines mit großer Ausführlichkeit erzählt und mit den größten Wundern Moses verglichen, worauf der Dichter mit folgendem vortrefflich gedachten Lobe der göttlichen Barmherzigkeit schließt: „Daran sollen wir verstehen des reichen Gottes Güte, wie er lohnt und vergilt, was man von seinen Geliebten spricht, der so süße leitet bei der Hand zu dem schönen Paradiesesland.“

Wir wiederholen es, und wir hoffen, daß unsere Leser uns beistimmen werden, der Lobgesang auf den heiligen Anno ist eines der großartigsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst, welches namentlich an Tiefe und Innigkeit, an wahrer poetischer Auffassung und Gestaltung Alles weit überragt, was die frühere Zeit darbietet. Er ist, wie schon Herder und vor ihm Bodmer mit vollem Recht bemerkt hat, eine wahrhaft pindebarische Hymne, die durch klare und wohlbegründete Anordnung, lebhafteste Schilderung, edle und natürliche, dem jedesmaligen Gedanken oder Gefühl angemessene Sprache gleich ausgezeichnet ist. Zwar ist auch hier der Reim noch sehr unausgebildet, aber er tritt doch an den bedeutendsten Stellen mit voller Kraft her-

vor, so daß diese durch den auf diese Weise hervorgebrachten Gegensatz zu den andern noch an Bedeutunsamkeit gewinnen. Das Gedicht ist reich an glücklichen, oft schönen Bildern, durch welche es oft eine hinreißende Lebhaftigkeit erhält; was ihm aber einen großen Vorzug vor den späteren böhschen Dichtern gibt, ist, daß es in Ursprung, Inhalt und Ausdruck rein deutsch ist, so daß es ein treues Gemälde der Gefinnungen und Sitten unserer Vorfahren darbietet. Offenbar hatte sich der Dichter mit den großartigen Volkspoesien genährt, wie denn mehrere Stellen geradezu an das Nibelungenlied erinnern. *)

Aus dem Annoliede.

I.

Wir hörten ie dicke singen
von alten dingen,
wi snelle helide vāhten,
wi sie veste burge brāchen,
wi sich lieben winiseste schieden,
wi riche künige al zegiengen,
nū ist zīt, daz wir denken,
wi wir selbe sūlin enden.
Krist, der unser hēre gūt,
wi manige zeichen her uns vure dūt,
als er ūsſin Sigeberge havit gedān
durch den diurlichen man,
den heiligen bischof *Annen*,
durch den sinin willen,
dabi wir uns sūlin bewarin;
wante wir noch sūlin varin
von disime ellendin libe hin
zin ēwin, dā wir iemer sūlin sin.

II.

In der werilde aneginne,
duo licht ward unde stimme,
duo diu vrōne Godis hant
diu spehin werch gescuph sō manigvalt,
duo deilti Got sinī werch al in zwei:
disi werlt ist daz eine deil,
daz ander ist geistin:
dannin lisit mau, daz zwā werlte sin,
diu eine, dā wir inne birin,
diu ander ist geistin.
Duo gemengite der wise Godes list
von den zwein ein werch, daz der menschlich ist,
der beide ist, corpus unde geist:
dannin ist her nā dem eugele aller meist.
Alle gescaft ist an dem menschlichin,
Sō iz sagit daz evangelium.
Wir sulin uns zir dritten werilde zelin,
sō wir daz die Kriechen hōrin redin.
Ze den selben ērin wart gescaphin
Adām, havit er sich behaltin.

III.

Duo sich Luzifer duo ze ubile gevieng,
und Adām diu Godis wort ubirgieng,

*) Strophe I: „Wir hörten vielfach singen von alten Dingen, wie schnelle Helden schrien, wie sie feste Burgen brachen, wie sich Lieben Freundschaften schieden, wie reiche Könige all zergingen.“ — Strophe XXVI u. XXVII: „Da ward die schwerste Volksschlacht, die in diesem Meergeraten je vollbracht wurde. Sel, wie die Waffen klungen, da die Hölle zusammenprungen, Heerhorne tönten, Rache Blutes flossen, die Erde drunten donnerte, die Hölle entgegen glühete, da die Heeresten in der Welt sich suchten mit Schwertern. Da lag manche breite Schaar mit Blute beronnen gar. Da mochte man sehen sterben durch Helme zerhauen des reichen Pompejus Mannen, da Cäsar den Sieg gewann.“

duo balch sichis Got desti mēr,
daz her andere sinī werch sach rehte gēn:
den mānen unden sunnen,
die gebin ire lieht mit wunnen;
die sterrin bihaltent ire vart,
si geberent vrost unde hitze sō starc;
daz fuir havit ūwert sinen zug,
dunnir unde wint irin vlug;
di wolken dragint den reginguz,
nidir wendint wazzer irin vluz;
mit blūmin zierint sich diu lant,
mit loube deckit sich der walt;
daz wilt habit den sinin gang,
scōne ist der vogilsang.
Ein jewelich ding die ē noch havit,
dieme Got van ērist virgab,
newēre die zwei gescēpte,
die her gescuph diu bezziste:
diu virkerten sich in die dobeheit:
dannin huobin sich diu leit.

* *

XI.

In den zīfin iz gescach,
als der wise Daniēl gesprach,
duo her sinī troume sagiti,
wi her gesin havite
vieri winde diser werilte
in dem michilin meri vehtinde,
unz ūz dem meri giengin
vreislicher dieri vieri.
Viere winde bizeichenint vier engele,
die phlegint werilt allere;
die dier vier künincriche,
die diu werilt soldin al umbgrifen.

XII.

Diz ēristi dier was ein lewin:
si havite menschlichen sin.
Diu bezeichnenit uns alle künige,
die dar wārin in Babilōnia
dere krapht und ire wisheit
gidādun ire riche vili breit.

XIII.

Daz ander dier was ein beri wilde:
her havide drivalde zeinde;
her zibrach al, daz her ane quam,
undi zitrat iz under sinin klāwin.
Der bizeichinōte driu künicriche,
diu zisamine al bigondin grifin
bi den zidin, duo Cirus unde Dārius
gewunnin chaldēischī hūs:
die zwēne riche künige,
si zistōrtin Babilōnie.

XIV.

Daz dritti dier was ein lebarte,
vier arin vederich her havite.
Der bezeichinōte den kriechischin Alexanderin,
der mit vier herin vūr astir lantin,
unz her dir werilt einde
bi gūldinin siulin bikante.
In Indiā her die wüesti durchbrach:
mit zwein boumin her sich dā gesprach:
mit zwein grifin
vūr her in lūften;
in eimo glase liez er sich in den sē.
Duo wurfin sin ungetrūwe man

diu kettinin in daz merl vram;
si quâdin: „Obi dû wollis sthen wunter,
sô walz iemir in demo grunte!“
Duo sach er her vure sich vlizin
manigin visc grôzin,
half visc, half man:
dad diûht un vili harte vreissam.

XV.

Duo gedâcht der listige man,
wi her sich mohte generian.
der wag vûrtin in demo grunte,
durch daz glas sach her manige wunter,
unz er mit einim blûte
das scarphe meri grûzte.
Also diu vlût des blûtis inpfant,
Si warf den heirin aniz lant.
Sô quam her widir in sin rîche;
wol inftingin un die Kriechen.
Manigis wunderis genhte sich der selbe man:
driu teil her der werlte zume gewan.

XVI.

Doz vierde dier ein ebir was:
die kûenin Rômère meindi daz.
Iz havite isirne klâwin,
daz ne kondi nieman gevân,
iserni zeine vreissam:
wi sol diz iemir werdin zam?
Wole bizeichinit uns daz waltswin
daz did rîche zi Rôme sol vri sin.
Der ebir zin horn trûg,
mit ten her sini vianti nidirslûg;
her was sô michil unti vorhtsam:
zi Rôme wart diu werlt al gehôrsam.

XVII.

Zin horn meintin zin kûninge,
di mit Rômêrin rittint zi sturne:
daz eilfti horn wûhs unz an den himil,
di sterin vûhtin imi widir;
iz hât ougin unti munt:
sûlich ni wart unz ê kunt.
Manigi wort iz widir Gode sprach,
daz her vili schiere gerach:
daz bizeichinit uns den Antichrist,
der noch in dise werlt kûnftig ist,
den Got mit sinir gewelti
zir hellin sal gesendin.
Der troum allir sô irgieng,
son der engil von himele geschiet.

XVIII.

Rômère scrivin zisamine
in einer guldinen tavelin
driu hundert altheirrin,
die dir plegin zuht unti êrin,
die dagis unti nahtis riedin,
wi si ir êrin bihildin:
den volgedin die herzogin al,
wanti si ni woltin kûninge havin.
Duo santin si den edelin Cêsarem,
dannin noch hiude kûninge heizzint keisere.
Si gâvin imi manige scar in hant,
si hiezin un veltin wider diutsche lant.
Dâ aribeiti Cêsar, daz ist wâr,
mêr dan ein jâr,
sô her die meistreinge man
ni konde ni biudingan.

Zi jungist gewan hers al zi gedinge:
daz solt in zin êrin brengin.

XIX.

Undir bergin ingegen *Suaben*
hieze her vanin ûf haben;
deri vordirin wilin mit herin
dari kumin wârin ubir meri
mit mislichem volke.
Si slûgen iri gezelte
ane dem berge *Suêbo*;
dannin wurden si geheizin *Suâbô*:
ein liut zi râdi vollin gût,
redispæhe genûg,
die sich dicke des vure nâmin,
daz si gûte reckin wêrin,
woli vertig unti wîchaft;
doch bedwang Cêsar al iri kraft.

XX.

Duo sich *Beire* lant wider in virmaz,
die mêrin Reginsburch her se bisaz;
dâ vant er inne
helm unti brunigen,
manigen helit gûdin,
die dere burg hûdin.
Wiliche knechti dir wêrin,
deist in heidnischin bûchin mêri;
dâ lisit man *noricus ensis*,
daz diudit ein suert beierisch:
wanti si woldin wîzzen,
daz nigeiniu baz ni bizzin,
die man dicke durch den helm slûg;
deme liute was ie diz ellen gût.
Dere geslehte dare quam wilin êre
von Armenie der hêrin,
dâ Nôe ûz der arkin gieng,
duor diz olizwi von der tûvin intfleng:
iri zeichin noch diu arche havit
ûf den bergin Ararat.
Man sagit, daz dâr in halvin noch sin,
die dir *diutischin* sprechin
ingegin Indiâ vili verro.
Peiere vûrin ie zi wîge gerno:
den sîgin, den Cêsar an un gewan,
mit blûte mûster in geltan.

XXI.

Der *Sahsin* wankeli mût
dedimo leidis genûg;
sor si wând al ubirwundin havin,
sô wârin simi aver widiri:
die lisit man, daz si wilin wêrin al
des wunterlichin Alexandris man,
der diu werlt in jârin zwelevin
irvûr unz an did einti.
Duo her zi Babilônîe sin einti genam,
duo zideiltin dîz richi vieri sini man,
die dir al duo woltin kûninge sin.
Dandere irre vûrin,
unz ir ein deil mit scifmeningin
quâmin nidir zir Eilbin,
dâ die *Düringe* duo sâzin,
die sich wider un vermâzin.
Zin Düringin duo dir siddi was,
daz si michili mezzir hiezin *Sahs*,
der di reckin manigiz drûgin;
dâ midi si die Düringe slûgin
mit untrûwin zeiner sprâchin,

die zi vridin si gelobit havitin:
von den mezzerin alsô wahsin
wurdin si geheizzin *Sahsin*.
Swi si doch ire ding ane viengen,
si müstin Rômêrin alle dienin.

XXII.

César bigonde nâhin
zuo den sinin altin mâgin,
zen *Franken*, din edilin:
iri beidere vorderin
quâmin von Trôie der altin,
duo die Kriechin diu burch zivaltin,
duo ubir diu heri beide
Got sin urteil sô irseinte,
daz die Trôieri sum intrunnin,
die Kriechen ni gitorstin heim vindin,
want in den zin jârin
duo si zi dere sâzin wârin,
sô gehietin heimi al iri wif;
si rieten an iri manni lif:
der ward irslagin der künig Agamemnô.
Irri vûrin danderô,
uns Ulixia gesindin
der Ciclops vraz in Siciljin,
daz Ulixes mit spiezîn wol gerach,
duor slâfnde imi sin ouge ûz stach.
Daz geslechte deri Ciclopin
was dannoch in Siciljin,
alsô hê sô cirnpoume;
an dem eindo hatten si ein ouge.
Nû havit si Got van uns virtribin hinnân
in daz gewelde hienhalf Indiâ.

XXIII.

Trôjêri vûrin in der werilte
widin irri after sedele,
unz Elênus, ein virherit man,
des künin Ektoris witiwin genam,
mit ter er dâ zi Kriechin
bisaz sinir vianti riche.
Si worhten dâr eini Trôie,
di man lange sint mohte scowen.
Antênôr was gevarn dannin êr,
duor irchôs, daz Trôie solti zigên:
der stifted uns die burg Pitâvium
bi demi wazzere Timâviô.
Ênêas irvaht im Walilant;
dar die sù mit trizig jungin vant,
dâ worhten si die burg Albâne:
dannin wart sint gestiftit Rôma.
Franko gesaz mit den sinin
vili verre nidir bi Rini:
dâ worhtin si duo mit vrowedin
eini lûzele Trôie;
der bach hiezîn si Sante
nâ demi wazzere in iri lante;
den Rin havitin si vure diz meri:
dannin wûhsin sint Vreinkischî heri.
Di wurden Cêsari al underdân;
si wârin imi iedoch sorchsam.

XXIV.

Duo Cêsar duo widere zi Rôme gesan,
si ni woltin sin niht intfân;
si quâdin, daz her durch sinî geile
haviti verlorin des heris ein michil deile,
daz her in vremidimo lante
ân urlôf sô lange havite.

Mit zorne her duo widir wante
zi diutischimo lante,
dâ her hât irkunnôt
manigin helit vili gût.
Her sante zuo den heirrin,
die dâr in riche wârin;
her klagitin allin sinî nôt,
her bôt un golt vili rôt;
her quad, daz her si wolti gern irgetzin,
obir un iecht zi leide gedân hetti.

XXV.

Duo si virnâmin sinin wille,
si saminôtin sich dar alle;
ûzir Galliâ unti Germania
quâmin imi scarin manige
mit schinintin helmen,
mit vestin halspergin,
si brâhtin manigin scontin schiltrant:
als ein vlût vûrin sin daz lant.
Duo zi Rôme her bigondi nâhin,
duo irvorhtimi dâr manig man,
wanti si sâgin schinin
sô breite scarin sinî,
vanin ingegin burtin:
des libis si alle vorhtin.
Câtô unti Pompêjus
rûmîti rômischî hûs;
al der senâtus,
mit sorgin vlûhin si dirûz:
her vûr un nâh jaginta,
witini slahinta,
unz in Egypti lant:
sô michil ward der herebrant.

XXVI.

Wer mohte gezelin al die menige,
die Cêsari iltin in gegine,
van ôstrit allinthalbin,
alsi der snê vellit ûffin alvin,
mit scarin unti mit volkin,
alsi der hagil verit van den wolkin.
Mit minnerigem herige
genanter an die menige:
duo ward diz hertisti volowig,
alsô diz bûch quit,
daz in disim merigarten
ie gevrumit wurde.

XXVII.

Oy, wi di wâfni klungin,
da die marih zisamine sprungin!
Herehorn duzzin,
beche blûtis vluzzin,
derde dir untini dûniti,
di helli in gegine glûnti,
da di hêristin in der werilte
sûhtin sich mit suertin.
Duo gelach dir manig breit scari
mit blûte birunnin gari.
Dâ mohte man sin douwen
durch helme virhouwin
des richin Pompêjis man,
da Cêsar den sige nam.

XXVIII.

Duo vrouwite sich der junge man,
daz her die riche al gewan;
her vuor duo mit gewelte

zi Rôme swi so her wolte.
 Rômère duo sin inlengen;
 einen nûwin sidde ane viengin,
 si begondin irizin den heirriu:
 das vundin simi zêrin,
 wanter eini duo habite allin gewalt,
 der è gideilit was in manigvalt.
 Den sidde hiez er duo zêrin
 diutischî liute lèrin.
 Zi Rôme deddir ûf daz scazhûs,
 manig zieri nam her dan ûz:
 her gebite siuin holdin
 mit pellir joch mit golte.
 Sidir wârin diutischî man
 zi Rôme lif unti wertsam.

XXIX.

Duo Cèsar sin einti genam,
 unte der sin neve gût diu richi gewan,
 Augustus, der mère man:
 Owisburg ist nâ imi genant;
 die stifte ein sin stiftsun,
 Drusus geheizan.
 Duo wart gesant heirro Agrippa,
 daz her diu lant birechta,
 daz her eini burg worhte
 zi diu, daz in dad liut vorhte.
 Die burg hiez er *Colonia*:
 dâ wârin sint hêrrin manigâ;
 avir nâ selbe demo namin sinin
 ist si geheizzin Agrippine.

XXX.

Zi dere burg villi dicki quâmin
 die weltpodin vane Rôme,
 die dir oug èr dar in lantîn
 veste burge havitin,
Wurmiz unti *Spiri*,
 die sie worhtin al die wili,
 duo Cèsar dar in lante was
 unter die Vrankin untersaz:
 duo worhter dâ bi Rine
 sedilhove sine.
Meginza was duo ein kastel:
 iz gemêrhte manig helit snel;
 da ist nû dere künige wichtuom,
 dis Pâbis senitstuol.
Mezze stifte ein Cèsaris man,
 Mezius geheizan.
Triere was ein burg alt:
 si zierli Rômère gewalt;
 dannin man unter dir erdin
 den win santi verri
 mit steinîn rinnin
 den hêrrin al zi miinnin,
 die zi Kolne wârin sedilhaft:
 vil michil was diu iri craft.

Die Kaiserchronik.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Kaiserchronik eine nicht unwichtige Stelle aus dem Annolied entnommen hat; die nähere Vergleichung mit diesem wird jedem Unbefangenen darthun, daß das Verhältniß nicht umgekehrt sein kann. Zwar ist die Stelle in der Kaiserchronik hier und da bald mehr, bald weniger erweitert, aber nicht eben zu ihrem Vorthell; vielmehr verlieren

auch die besseren wörtlich entnommenen Stellen durch die matten Zusätze. Wie aus dem Annoliede, so hat offenbar der Dichter der Kaiserchronik auch andere, wahrscheinlich deutsche Quellen, ältere, für uns jetzt verloren gegangene Gedichte benutzt; und nach dem uns bekannten Beispiele dürfen wir wohl urtheilen, daß die übrigen aufgenommenen Stücke durch die umändernde Hand des Dichters eher verloren als gewonnen haben. Solche sind die Legende von der Veronica, die Thiermähre vom Hirschen und Fuchs, die Geschichte der Crescentia und andere mehr, welche sich ohne Schwierigkeit, und ohne daß der Zusammenhang des Uebrigen im Mindesten gestört würde, leicht ausscheiden lassen. Doch scheint kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß alle diese Stellen erst nach schon vollendeter Abfassung des Gedichts von einem späteren Umarbeiter hinzugefügt worden seien; es ist die Kaiserchronik demnach erst nach dem Annoliede verfaßt worden, und da dieses gewiß nicht früher als in das Jahr 1183 gesetzt werden kann, so muß die Abfassung der Kaiserchronik wohl in die letzte Zeit der achtziger Jahre gesetzt werden.

Die Vorliebe des Verfassers für die Legenden läßt voraussehen, daß derselbe ein Geistlicher war. Man möchte sich leicht zu der Annahme bewegen lassen, es sei derselbe aus Trier gewesen, da diese Stadt in der Kaiserchronik in auffällender Weise mit den wichtigsten Begebenheiten in Zusammenhang gebracht wird: so ist z. B. Gollatinus, der Gemahl der Lucretia, ein edler Ritter aus Trier.

Der Verfasser beruft sich gleich im Beginne seines Werks auf eine ältere deutsche Quelle: „Ein Buch ist zu deutsch gedichtet (heißt es Vers 15 und folgende), das uns über das Römische Reich wohl berichtet; geheissen ist es Cronica. Es macht uns kund da von den Pâbsten und Künigen, den guten wie den schlechten, die vor uns waren und Römischen Reiches pflegen bis an den heutigen Tag. Wie ich es am besten mag, will ich es Euch erzählen: es höre, wer da wolle.“ Diese Quelle kann nach dem, was oben gesagt wurde, wohl nur eine chronologische Uebersicht der Geschichte des Römischen Reichs gewesen sein, welche der Verfasser durch Einschaltungen aus andern Büchern, hier und da vielleicht auch durch eigene Zusätze erweitert haben mag; doch ist diese ältere deutsche „Cronica“ bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. Diese Quelle enthielt aber nach der besten Uebergangung des Verfassers die reinste, lautere Wahrheit, und er setzt diese den lägenhaften Erbüchtungen entgegen, welche zu seiner Zeit stark verbreitet waren. „Nun ist leider in diesen Zeiten eine Gewohnheit verbreitet;“ fährt er in den einleitenden Versen fort, „Manche erdenken Lügen und fügen sie zusammen mit trügerischen Worten. Nun fürchte ich sehr, daß ihre Seele darum brennt: es ist ohne Gottes Minne. So lehrt man Lügen die Kinder, die nach uns kommen; die wollen sie also festhalten, und wollen sie für Wahrheit sagen. Lügen und Uebermuth ist Niemanden gut: die Weisen hören ungern davon sagen.“ Daß der Verfasser unter diesen lägenhaften Erbüchtungen die deutsche Heldensage meint, geht unzweifelhaft aus einer späteren Stelle hervor, in welcher die Unzuverlässigkeit der Dietrichsage kritisch dargestellt wird. Es ist übrigens darin nicht so sehr das Bestreben zu erblicken, die historische Wahrheit zu ermitteln, als vielmehr

der feindselige Gegensatz der christlichen Geistlichkeit gegen den Volksgefang, von welchem wir im ersten Zeitraume zu sprechen Gelegenheit hatten, und der daher von dem späteren Eifer Hugos von Trimberg gegen die fabelhaften Erbschichtungen der bössigen Dichter wohl zu unterscheiden ist. Wie wenig der Dichter der Kaiserchronik sonst an wunderbaren und übernatürlichen Erzählungen Aufstoß nahm, sieht man aus den zahlreichen Legenden und ähnlichen Geschichten, die er im Laufe seines Werks mittheilt; und wie schwach seine Begriffe von der historischen Wahrheit waren, erhebt aus dem ganzen Verlauf seines Gedichts. Dasselbe will uns die Geschichte des Römischen Reichs geben, sie beginnt mit Julius Cäsar, als dem ersten römischen Kaiser, und geht bis auf Konrad III. (in späteren Uebersetzungen bis auf Friedrich II. und Rudolf von Habsburg); allein es ist darin die alte und neue Geschichte auf das Wunderlichste durch einander geworfen. Begebenheiten aus den Zeiten der Könige und der Republik werden, als unter den Kaisern gesehen, erzählt. So regiert Tarquinius unmittelbar nach Nero; Scävola kommt als Octavianus unter den Kaisern Otto und Vitellius vor; zur Zeit des Kaisers Cäus stirbt sich Marcus Curtius zu Noß in den Abgrund, der sich zu Rom geöffnet hatte. Spätere Begebenheiten werden in die Zeiten der römischen Kaiser hinaufgerückt; so fallen die Kriege mit Alarich unter Commodus vor. Einzelne Begebenheiten geschehen zweimal; so die Eroberung Jerusalems zuerst unter Libertus und dann wieder unter Titus und Vespasian. So ist die Kaiserchronik ein wunderbares Gewebe der verschiedensten Art; sie gewährt aber eben durch diese natve Art der historischen Darstellung ein eigenthümliches Interesse, und erhält durch die vielen eingestreuten Erzählungen und Legenden (aus welchen wir die durch einen neuen Dichter mit Glück behandelte Sage von Karl dem Großen und dem Jungfrauenheer (2) mitgetheilt haben, vielseitige Bedeutung. Die Darstellung ist sehr verschieden, oft sehr glücklich, dann wieder trocken, doch meistens in einer guten Sprache; der Reim ist noch wenig ausgebildet, und erscheint auch hier oft als bloße Assonanz.

1. Julius Cäsar.

- Jā hēten Rōmāre
 210 vil harte grōz ēre:
 weder ūf der erde noch ūf dem mere
 nemochte sich ir nieman irweren,
 sine wurden in gebōrsam
 unde ze Rōme undertān.
 215 Dō hiezen Rōmāre
 giezen ūzer ēre
 alle die lant,
 die sie hēten betwungen in ir gewalt.
 Dar uber hiengen dō die snellen
 220 ir guldine schellen
 ieclichme lande.
 Zuo Rōme man wol irkande
 die liute alle in ir gebāren,
 als si dā heime geborn wāren.
 225 Swelich lant wider Rōmāren iht tete,
 diu schelle sich lūte sān ze stete
 ān aller slachte menniskin hant.
 Mit lōze man schiere vant
 einen edelen hēren;

- 230 sie bevulhen ime die ēre,
 daz er in daz lant twunne
 und in daz wider gewunne.
 Eines tages iz geschach,
 der senātūs ze rāte gesaz;
 235 sān in aller gāhen,
 alse sie ūf sāhen,
 ein schelle lūte sich dā.
 Ūf sprungen sie sā,
 sie ileten dar gāhen,
 240 die buochstabe sie lāren,
 sie sāhen zuo einander,
 des nam sie grōz wuoder:
 wol irkanden sie daz,
 daz *tiutisc* volc wider ūf gestanden was.
 245 Die kuonen Rōmāre
 irwelten einen hēren
 einen vermezzen helit,
 von dem daz buoch niichil tugende zeltit:
 vil grōz lop sie im saugen.
 250 Sie sānten den helit jungen
 zuo diutesken landen:
 vil wol sie in irkanden:
 er hete einen stætigen muot,
 in alle wis was er ein helit guot.
 255 Dō intphulhen Rōmāre
 Jūliō deme hēren
 drizic tūsint heledē
 mit guoteme gefērwē.
 Jūlius, der hēre,
 260 drizic tūsint nam er selbe mēre,
 wande er dā vor was iu diutiskeme lande,
 und er ir ellen wol irkande,
 und er in ir heimeliche was:
 dō wisse er wol, dēz nīchein vrum was.
 265 Jūlius was ein guot kneht:
 vil schiere machete er sich gereht
 und ander sine holden,
 die mit im varen solden.
 Er kārte ingegin *Swāben*:
 270 den tet er niichil ungnāde.
 Zuo Swāben was dō gesezzen
 ein herzoge vil virmezzen,
 genant was er Brenne;
 er reit im mit here engegene.
 275 Daz buoch tuot uns kunt,
 er vaht mit im dristunt
 mit offenem strite:
 sie sluogen wunden wile;
 sie vrumeten manigen blinotigen rant.
 280 Die Swāben irwereten wol ir lant,
 unz sie Jūlius mit minnen
 irbat zuo eineme tegedinge.
 Ir lant sie dā gāben
 in sine gnāde.
 285 Sin gezelt hiez er slāhen dō
 ūf einen berc, hiez *Swēvō*:
 von dem berge Swēvō
 sint sie alle geheizzen *Swābe*,
 ein liut ze rāte vollen guot;
 290 sie sint ouch redespehe guoz,
 die sich dicke des vurnāmen,
 daz sie guote recke wāren,
 wol vertie unde wol wīchaft:
 iedoch betwanc Jūlius alle ir kraft.
 295 Die Swāben rieten Jūliō,
 er kērtē ūf die *Baiere*,
 dā vil manic degen innē saz;

- Böemunt ir herzoge was;
sin bruoder hiez Ingram.
- 300 Vil schlere besanten sie ir man:
in kom an der stunt
vil manic helit junc
mit helmē unde mit brunfen.
Sī wereten sich mit grimme:
305 sie vahten mit im ein volcwic,
neweder è, noch sīt
gelac nie sō manic helit guot.
Dō was michil nōt.
O wi, wie guote knehte sie wāren!
- 310 Daz ist in den heidnischen buochen mære:
dā liset man inne *noricus ensis*,
daz quit ein swert beierisc.
Die swert man dicke durch den helm sluoc:
deme lute was sin ellen vil guot.
- 315 Die geslehte der Baiere
kōmen her von Armēnie,
dā Nōt ūz der arke gie
und daz olezwi von der tūben inthpie:
ir zeichin noch die arke hāt
- 320 ūf den bergen, die dā heizent Ararāt.
Den sige, den Jūlius an den Beterin gwan,
den muoste er mit bluote sere geldan.
Der *Sahsen* grimmeger muot
tet im dō leides genuoc:
- 325 die liset man, daz sie wāren
des wundirlichen Alexanders man,
der zuo Babilōnje sin ende nam.
Sinen schaz teilten vier sine man,
die wolden wesen kunige.
- 330 Die andere sine vuoren
witene irre after lande,
unz sie der wint gesamende.
Ein teil mit schifmenēge
kōmen nidir zuo der Elbe,
- 335 dā dō der site was,
daz man die michilen mezzir hiez *Sahs*,
der die recken manigiz truogen,
dā mite sie *Duringe* sluogen
mit untruwe ze einer sprāchen:
- 340 die *Sahsen* den vride brāchen.
Von den mezzern wāsen
sint sie noch geheizzen *Sahsen*.
Cēsar begonde dō nāhen
zuo sinen alden māgen,
- 345 zuo den *Franken*, den vil edelen:
ir biderbe vorderen
kōmen von Trōje der alten,
die die Kriechin zervalten.
Ob irz gelouben wellet,
- 350 sō wirt iu hie gezellit,
wie des herzoges Ulixes gesinde
ein Ciclops vraz in Sicilje;
daz Ulixes mit einme spieze rach,
dō er slāfende im sin ouge ūz stach.
- 355 Sin geslehte ie dannoch
was in dem walde alsō hōch,
sam die tanboume;
an der stirne habeten si ein ouge.
Nū hāt sie Got von uns virtriben hinnen
- 360 in daz gewelde ienhalp Indien.
Trōjāni vuoren in dirre werlde
witene irre after lande,
unz Elenus, ein virbertir man,
des kuonen Hectors witiwen gnam,
- 365 mit der er zuo Kriechen

- besaz siuer viande riche.
Antēnōr vuor dannen,
dō Trōje was zegangen:
er stifte Mandouwe
- 370 und eine ander, heizit Padouwe.
Enēas irvaht rōmesc lant,
dā er eine sū mit drizic wizin jungen vant.
Franke gesaz mit den sinen
niden bime Rine.
- 375 Der Rīn hete er vur daz mere:
dā wuohsen alle frenkeske here;
die wurden Cēsari undirtān;
iedoch was ime harte forcsam.
Jūlius worhte dō bi Rine
- 380 sedilhove sine:
Tiuze eine stat guote,
Bocharte der zuo huote;
Andernach ein stat guote,
Ingelheim der ze huote;
- 385 *Megenze* eine stat guote,
Oppenheim ir ze huote.
Dō worhte der helt snel
ingegen Meinze ein castel:
eine brucken worht er dar uber Rīn
- 390 (wie mohte die bure baz geziert sin!),
die virsanc sīt in Rines grunde:
daz quam von den sunden,
daz die Megenzere nie nicheineme ir hēren
mit triuwen mite wāren.
- 395 Dannocho stuont *Triere*
mit michilen ēren;
sie stuont an einem ende
in Franken landen,
in Bellicā Galliā.
- 400 Vil kuone wāren sie dā;
sie wereten wol ir lant,
unz Jūlius, der wigant,
mit listen in die burc ane gewan:
daz mahle der vurstē Labiān.
- 405 Nū wil ich sagen, wie iz quam,
daz Jūlius *Triere* gewan.
Sie wereten sich dā vor, daz ist wār,
mēr denne vier jār.
In der burc wāren dō zwēne
- 410 gewaltige hēren:
der eine hiez Dulcimār,
der ander Signātōr.
Die begonden sich zwien
under in ze striten
- 415 umbe die grōzen hērschaft,
die ze *Triere* was in der stat.
Signātōr wart Cēsaris man
unde sin bruoder Labiān:
von ir rāten iz bequam,
- 420 daz Dulcimār wart irslagen,
unde Jūlius *Triere* uberwant;
er vant dar inne manigen wigant.
Die wile die hēren
mit triuwen ensamet wāren,
- 425 wie dicke sie rieten,
daz sie wider den keiser taten
mit grimmigem volcwige;
dō bestuont sie der zwivel.
Vil michil volc ze schanden gāt,
- 430 sō sie der zwivel bestāt;
die wol sint einmuote,
die werdent dicke stete.
Durch zwivel der hēren

sô nam in Jûlius alle ir ère.
 435 Alse Jûlius in Triere quam,
 si wânten, sie hæten alle den ir lip virlorn.
 Cèsar was edel unde kuone:
 die bure dûhte in veste unde schône;
 von diu liez er die hêrren
 440 in den selben èren,
 da er sie dâ vor inne vant:
 die bure bevalh er in ir allir gwalt.
 Den oberisten hêrren
 den lèch er guote lèhen;
 445 den kuonisten gap er daz golt:
 die wâren im alle willic unde holt.
 Die allerarmisten diet,
 die liez er âne gâbe niht:
 daz lerte in sin demuot.
 450 Cèsar was milte unde guot:
 vil michil was sin sin.
 Als lange wonete er under in,
 unz in alle diuske hêrren
 willic wâren ze sinen èren.
 455 Dô Jûlius wider ze Rôme beguunde nâhen
 sie newolden sin niht inthâhen;
 sie sprâchen, daz er durch sine geil
 ir heres hæte virlorn ein michil teil,
 und daz er zuo diuskeme lande
 460 ân ir urloup sô lange wære bestanden.
 Mit zorne er wider wante
 zuo diuskeme lante;
 er sante nâch allen den hêrren,
 die in diusken richen wâren;
 465 er klagete in allen sin nôt,
 unde bôt in sin golt rôt;
 er sprach, swaz er in ze leide hæte getân,
 er wolde sie is gerne irgetzan.
 Dô sie vîrnâmen sinen willen,
 470 dô samueten sich die snellen;
 ûzir Galliâ und ûzir Germânie
 kômen scharen manige
 mit schininden helmen,
 mit vesten halspergen:
 475 sie leiten manigin schônin schildes rant
 zuo Lancparten in daz lant.
 Dô iz Rômære gesâhen,
 vil harte sie ir quâmen,
 dô irvorht ir vil manic mau,
 480 daz Jûlius sô hêrliche quam,
 unde sie gesâhen schinen
 die breitin schare sine,
 vanen unde borten:
 ir lebens sie harte vorhten.
 485 Rigidus unde Pompêjus,
 die rûmeten rômeskez hûs,
 mit in al der senâtûs:
 mit sorgen vluhen sie dar ûz.
 Er vuor in nâch jagende,
 490 witene slahende.
 Pompêjus vlôch an daz mære,
 unde gwan iz allirmeiste here,
 daz in der werlde ieman
 zuo siure helfe mê gwan.
 495 Jûlius kerte in ingegene
 iedoch mit minerre menege,
 durch der diusken hêrren trôst.
 Wie vaste er in nâch zôch!
 Dâ wart der herteste volcwic
 500 (als iz buoch noch quit),
 der in diseme meregarten

ie gevrumet mohte werden.
 Ôwi, wie die sarringe klungen,
 dô die march ze samene sprungen!
 505 Herehorn duzzen;
 beche bluotes vluzzen;
 derde dar untine dunite,
 die helle engegine gtuojite,
 dô die hêristen in der werlde
 510 suochtin sich mit swertin.
 Dâ belac manic breite schare
 mit bluote berunnen alse gare.
 Jûlius dâ den sige nam;
 Pompêjus kûme ime intran:
 515 er vlôch in Egipten lant,
 dannen er nimmir widir want.
 Pompêjus irslagen dâ lach:
 Jûlius Cèsar in sit rach.
 Dô vrouwete sich der junge man,
 520 daz er die riche alle undir sich gwan;
 er vuor dô mit michilen gewalde
 wider ze Rôme, swie er wolde.
 Rômære in wol inthpiengin,
 einen niuwen site ane viengin,
 525 sie begondin irezin den hêrren:
 daz vunden sie ime ze èren,
 wande er eine hæte den gewalt,
 der è was geteilt manicvalt.
 Den site hiez Jûlius ze èren
 530 alle diuske man lèren.
 In den ziten iz geschach,
 als der wissage Daniël dâ vor sprach,
 do der kunic Nabuchodonôsôr sine troume
 sagete,
 die er gesehen habete,
 535 wie vier winde
 vuorin vehtinde,
 und in dem mere giengen
 vier tier wilde:
 die bezeichent vier kunicriche,
 450 die alle dise werlt solden begrifen.
 Daz êrste tier was ein lewin:
 sie habete mennischlichin sin.
 Die bezeichint uns alle kunige,
 die dar wâren in Babilônie,
 545 der kraft unde ir wisheit
 getâten ir riche vile breit.
 Daz ander tier was ein bere wilde:
 er habete drivalde zende;
 der bere was alsô vreissam, [zam.
 550 von mennischen nemohte er nimmir werden
 Der bezeichent driu kunicriche,
 die wider einandir solden grifen,
 dô Cirus unde Dârius
 gewunnen chaldêiske hûs:
 555 die zwêne riche kunige
 zistôrten Babilônie.
 Daz dritte tier was ein libarte;
 vier ariu vetich er habete.
 Der bezeichnen den kriechischen Alexander,
 560 der mit vier hern vuor afir lande,
 unz er der werlde ende
 bi guldinen siulen bekande.
 In Indiâ er die wuoste durchbrach:
 mit zwein boumen er dâ sprach;
 565 mit zweien grifen
 vuor er zuo den lûften;
 in eineme glasevazze
 liez er sich in den sê.

Näch ime wurfen sine ungetriuwe man
 570 die ketenen in daz mere vram;
 sie sprächen: „Nû dû gerne sihist wundir,
 nû sitz immir an des meres grunde!“

Dô sach der wundirliche man
 ein tier vur sich gân
 575 eines tages ze prime
 unz an den dritten tac ze nône,
 daz was ein grôz wundir,
 vil dicke waltete ez umbe.
 Dô gedâhte der listige man,
 580 wie er sich mohte generian
 mit sin selbes bluote:
 daz scharpfe mer er dô geruorte.
 Also die vluot des bluotes inthphant,
 sie warf den hêrreu ûz an daz lant.
 585 Er kom wider in sine rîche;
 wol inthphengen in die Kriechen.
 Vil manic wunder irleit der selbe man:
 driu teil der werlte er zuo ime gewan.

Daz vierde tier ein ebir was:
 590 den tiuren Jûlium bezeichnenete daz.
 Der ebir zehin horn truoc,
 mit ten er sine viande alle nidir sluoc.
 Er zebach al, daz er ane quam,
 unde zetrat iz undir sine klâwen.
 595 Jûlius betwanc alle lant;
 sie dienden alle sinre hant.
 Wol bezeichnenet uns daz waltswîn,
 daz das rîche zuo Rôme sol immir vri sin.

Zehin horn meuten zehin kunige,
 600 diê mit Rômâren rîten ze sturme.
 Im wuohs ein horn engegen dem himile;
 die sterne vâhten im engegene;
 iz hâte mennîschen ougen unde munt:
 solichis tieres newart uns è nie kunt.

605 Manige wort iz widir Gote sprach,
 daz er vil schiere gerach:
 daz bezeichnenet abir den Antekrist,
 der noch in die werelt kunstic ist,
 den Got mit siner gewalde
 610 hin zir hellin sol gesenden.

Der troum also ergienc,
 also in der wissage Daniël beschiet.

Jûlius die tresekamere ûf brach;
 er vant dâ michiln schaz:
 615 den gap er sinen holden
 mit silbir loch mit golde.
 Von diu wâren *diuske* man
 zuo Rôme immir mære liep unde lobesam.
 Mit gewalde erz rîche habete,
 620 die wile daz er lebete,
 daz buoch saget uns vurnwâr,
 niht wan viunf jâr.
 Rômære in ungetriuweliche sluogen:
 sin gebeine ûf ein irmensûl sie begruoben.

2. Kaiser Karl und das Jungfrauenheer.

Der keiser unde sine man,
 die karten in Galitiam;
 der kunic von den heiden,
 der tet in vil ze leide:

14,935 die kristen wurden alle irslân;
 Karl vil kûme dannen intran.

Hiute ist der steine naz,
 dâ *Karl* ûffe saz:
 vil heize weinunde

14,940 klagete er sine unde;

er sprach: „Wol dû Got hêrre,
 nû gnâde mir an der armin sêle!
 Den lip scheid von der werlde,
 daz mîn daz liut iht intgelde.

14,945 Ja newirde ich nimmer mër vrô.“
 Der engel getrôste in dô:

er sprach: „Karl, Gote liebe,
 din vrouwede komit dir schiere.
 Heiz die bôten îlen

14,950 nâch megetlichen wiben
 (die gelieten lâ dâ heime):
 Got wil sine tugent daran irscheinen.
 Wilt dû Got vurhten unde mînen,
 die megede sulu dir dine ère wider gwin-
 nen!“

14,955 Die bôten îlen dô mit vlize
 allenthalben in die rîche:
 sie samenden die megede,
 unde brâhten sie zusamene
 ad *Portam Césaris*:

14,960 dâ beitte ir der keiser gwis.
 Dô quam zuo der samenunge
 manige maget junge,
 viunfzic tûsent unde driu
 (zwære sagen ich iz iu),

14,965 unde sehs unde sebzic mære:
 der keiser lobete unseru hêrren.

Biniz heizit *Karles tal*,
 dar quâmen die megede ubiral.
 Zuo wige sie sich garten,

14,970 manliche sie sich scarten:
 dâ wolde der keiser scouwen
 manige edele juncvrouwen.

Der heidenen wartman
 michil wundir nam,

14,975 wer daz volc wære:
 ez dûhte sie harte seltsæne.

Si îlden hin widere:
 sie sprâchen zuo dem kunige:
 „Hêrre, hân wir die alden irslagen,

14,980 wir mugen dir abir vor wâr sagen,
 die jungen sint her nâch komen:
 ich wære, sie wolent rechen ir zorn.
 Sie sint grôz umbe die bruste:
 hêrre, dich nedarf nimmer gelusten,

14,985 daz dû mit in vehtest;
 sie sint vil guote knehte;
 ir hâr ist in lanc,
 vil scône ist ir ganc;
 iz ist ein virmezzen volc.

14,990 Unse vehten, daz netouc:
 swaz in diseme ertpodeme
 mac komen zesamene,
 die nedurfen sie nimmer bestân;
 ir gebærde, die sint harte vreissam.“

14,995 Dem kunige rieten dô die wîsen,
 dem keiser gap er sine geisel;
 der kunic sich dô toufte;
 wie wol er an Got geloupte
 unde alle sine diet:

15,000 im wart die kristenheit liep.
 Also tet in Got sigehaft
 âne stich und âne slac:
 wol irkanden dô die megede daz,
 daz Got von himile mit in was.

15,005 Karl unde sine heleda
 karten wider zuo den seleden
 heim in ir rîche.

- Die megde hêrlîche
quâmen an eine wîsen gruone,
15,010 heledê hermuode.
Ir scheftê sie âf stacten:
in kriuzestal sie sich stracten.
Sie lobeten Got der guote,
die er zno in getân hæte.
15,015 Sie woneten dâ ubir naht.
Ein michil zeichen dâ gescach:
die scheftê begonden gruonen,
louben unde bluoen:
durch daz heizit er der *Scheftenalt*,
15,020 alsoe man hiute sehen mac.
Karl, der rîche,
der zimberte dâ eine kirchen
guot unde veste
ze lobe dem heiligen Criste,
15,025 in ère sente Marien
unde allen Gotis megeden
ze trôste der kristenheit
durch die kinske unde durch die reinheit,
daz iz der megede sigenumft was:
15,030 sô heizit iz Domini Sanctitas.

König Rother.

Die norwegische Viskinasaga, die gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aus deutschen geschriebenen und mündlichen Nationalliedern zusammengestellt wurde, enthält die Geschichte eines Königs von Viskinaland (Osantrig), welche in den wesentlichen Zügen mit der Erzählung im „König Rother“ übereinstimmt, und es geht daraus unzweifelhaft hervor, daß der Stoff des Gedichts ursprünglich rein deutsch war, was vor Allem dadurch bestätigt wird, daß in der Erzählung der Viskinasaga die fremdartigen Elemente, welche in König Rother Alles beherrschen, gänzlich fehlen. Offenbar war die zum Grunde liegende Sage weit im Volke verbreitet, hatte aber doch wohl schon zur Zeit der Kreuzzüge keinen festen Halt in der Anschauung des Volkes, so daß sie um diese Zeit wahrscheinlich ein Kreuzfahrer mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen im Morgenlande, dessen Wunder und Eigenthümlichkeiten ihn zu dichterischer Darstellung drängten, zu verbinden suchte, und die ursprünglich deutschen Begebenheiten nach Constantinopel versetzte, dagegen die Personen der heimischen Sage beibehielt oder sie nur zum Theil, wo die Entwicklung des Gedichts es erforderte, mit morgenländischen vertauschte; so namentlich ward aus Helios, König von Hunaland, ein griechischer Kaiser Konstantin. Wahrscheinlich war der Dichter aus Tirol, was sich daraus ergibt, daß die Sage, abgesehen von ihrer Vermischung mit morgenländischen Elementen, aus dem Norden in den Süden verlegt wurde: Der nordische Osantrig verwandelte sich in den südlichen Ruother, welcher an den langobardischen Rotharis erinnert; und unter dessen Getreuen erscheint ein Herzog von Meran. Wir besitzen das Gedicht nicht mehr in seiner ursprünglichen Form; vielmehr hat es sich nur in einer späteren Uebersetzung erhalten, die, nach der Sprache zu urtheilen, am Rheberhein abgefaßt wurde. Der Dichter nennt sich nicht und ist auch sonst nicht bekannt; wahrscheinlich war er ein fahrender Sängergeselle, wohin zunächst die Rohheit der Form des Gedichtes weist; jedoch scheinen wieder die mannig-

faltigen Kenntnisse, welche der Dichter gelegentlich zeigt, dem zu widersprechen. Das Gedicht ist in gepaarten Reimen geschrieben, der Reim ist jedoch noch sehr unausgebildet, und schlägt sehr häufig als bloße Assonanz an, so wie auch die Alliteration öfters durchbildet. Nicht selten finden sich auch noch alterthümliche Sprachformen, auf welche gestützt man die Abfassung des Gedichts auf das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts setzen kann. Dasselbe bietet mancherlei Ähnlichkeit mit andern hierhergehörigen Gedichten, namentlich mit St. Oswald, mit Salomon und Morolf u. a.; jedoch ist diese Ähnlichkeit, ob sie gleich auf dem Inhalte beruht, wohl nur zufällig, d. h. es ist nicht vor auszusetzen, daß diese verschiedenen Gedichte einander nachgebildet sind. Dagegen steht König Rother unverkennbar in Zusammenhang mit Dint und Wolsdietrich, und es möchte wohl auch dieses darauf hinweisen, daß die Sage sich in Tirol ausgebildet hat.

Die Anordnung und Haltung des Gedichts zeugt nicht von künstlerischer Befähigung, noch weniger aber die Behandlung der einzelnen Begebenheiten, da der Dichter den untergeordneten eben so große Ausführlichkeit widmet, als den bedeutenderen. Wenn diese jedoch manchmal kräftig hervortreten, so liegt dies in der eigenthümlichen Darstellung, aus der man noch alte Lieder durchdringen zu hören glaubt. Einzelne Stellen sind von der vorzüglichsten poetischen Erfindung, welcher leider die Ausführung nicht zur Seite geht.

Wir theilen den Inhalt des Gedichts in kurzem Umriss mit und lassen sodann eine der bedeutendsten Stellen in der alten Gestalt folgen.

Ueber dem westlichen Meer zu Bare saß ein König, Herr Rother, der auf den Rath eines seiner Getreuen, des Grafen Lupolt, um die durch ihre Schönheit berühmte Tochter des Königs Konstantin von Constantinopel werben läßt. Dieser aber, der seine Tochter keinem Manne geben will, ließ die Abgesandten Rother's, darunter auch Lupolt und dessen Bruder Erwin, in einen tiefen Kerker werfen, wo sie Jahr und Tag lagen. Da sie nicht widerkehrten, härmte sich Rother sehr darüber: „Er rang seine Hände, und gedachte, wie er wohl erfahren könne, wo seine Boten lägen. Da gingen seine alten Rathgeber, deren Freunde auf der Reise waren: die weineten sehr und baten ihren Herrn, er möge selber sehen, ob sie noch am Leben seien. Rother auf einem Steine saß (wie traurig ihm sein Herz was!), drei Tage und drei Nächte sprach er zu Niemanden, sondern dachte nur immer daran, wie er nach Griechenland kommen möge.“ Berker, Graf von Meran, Lupolt's und Erwin's Vater, rath zum Kriegezug; Rother sammelt seine Mannen, und sandte nach dem Riesen Aspran, der mit zwölf Riesen herbeieilte. „Unter diesen war Einer, vor dem man sich stark hüten mußte; er ging gebunden wie ein Löwe, und war der allerfährlichsten Einer, der je einer Mutter Sohn hieß. Wenn man ihn von der Kette los ließ, so erregte ihm wohl Niemand Jorn, er hätte den Leib verlorn: dieser Riese hieß Widolt.“

Nun schiffte sich Rother ein, und kommt nach Constantinopel, wo die Riesen die größte Furcht erwecken. Rother geht unter dem Namen Dietrich zu Konstantin, gibt sich für einen von Rother vertriebenen Grafen aus und bietet dem König seine

Dienste an; dieser nimmt sie aus Furcht an, und so bleibt Rother in Konstantinopel. In den ersten Tagen suchte er die Gemüther des Volks für sich zu gewinnen, indem er den Armen viele Wohlthaten erwies; besonders viel gab er den armen Rittern, die er mit Pferden, Gewändern und Waffen beschenkte. Vor Allem verpflichtete er sich aber einem fremden Grafen, Namens Arnold, der aus seinem Lande vertrieben worden war. Konstantins Tochter, durch das Gerücht auf die Trefflichkeit des fremden Ritters aufmerksam gemacht, wünscht ihn zu sehen; auf ihre Bitte wird Rother zu einem großen Gastmale geladen. Bei demselben geräth Asprlan mit einem Kämmerer in Streit und erschlägt ihn; die Griechen wollen dessen Tod rächen, und bringen mit Uebermacht auf ihn ein. Als Wibold dies hörte, „began er zu brummen, wie ein Bär, zerbrach seine Ketten, ergriff eine stählerne Stange, vier und zwanzig Ellen war sie lang, und stieß Alles nieder, was ihm in den Weg kam“, so daß ihn Asprlan zuletzt selbst wieder besänftigen mußte. Hierauf ward das Fest mit großer Pracht gefeiert.

Als sich Konstantins Tochter in ihr Gemach zurückgezogen hatte, ließ sie durch ihre Vertraute Herlint den fremden Helden, zu dem sie schon tiefe Liebe fühlte, bitten, er möge sie in ihrer Kammer besuchen; allein Rother weigert sich, es zu thun. Dagegen schickt er der Fürstin prächtige Geschenke, darunter Schuhe von Gold und Silber, welche jedoch nur für Einen Fuß paßten, so daß sie die junge Königin nicht brauchen konnte. Sie schickt nochmals zu Rother, läßt um die andern fehlenden Schuhe bitten und zugleich ihn nochmals einladen. Er geht hin und zieht ihr auf ihre Bitte die Schuhe an. Da fragt er sie, welcher Mann unter den vielen, die um sie geworben, ihr am besten gefalle? „Keiner“, antwortet sie, „läßt sich mit Dir, o Dieterich, vergleichen; doch wenn ich die Wahl hätte, so nähme ich einen guten und mächtigen Helden, dessen Boten im Kerker liegen und Rother gehelßen ist.“ Da sagte dieser, er wolle den Rother bringen, worauf sie erkannte, daß er sich wohl bis jetzt versteilt haben mochte, und ihn bat, ihr die Wahrheit mitzutheilen. Da sprach er: „Nun überlasse ich alle meine Sachen Gott und Dir: ja es stehen deine Füße in Rother's Schooße.“ Da erschral die Jungfrau und sprach: „Bist Du wirklich Rother, so würde ich gerne mit Dir das Reich verlassen, denn es ist kein Mann so schön, daß ich ihn Dir vorzöge.“ „Wenn mich die armen Herrn in dem Kerker sähen,“ sagte Rother, „so müchtest Du bald erkennen, daß ich wahr geredet habe.“ Die Jungfrau versprach, sie von ihrem Vater aus dem Kerker zu erbitten, worauf sie ihn küßte und von ihm schied.

Am folgenden Tage ging die Jungfrau zu ihrem Vater, und bat ihn, er möge die gefangenen Boten auf drei Tage befreien, damit sie dieselben kleiden und baden könne; Konstantin bewilligte es, doch nur unter der Bedingung, daß Jemand für sie bürgte; Rother übernahm die Bürgschaft, und nun ging er mit den Seinen hin, die armen Gefangenen aus dem Kerker zu holen. „Erwin war der erste Mann, der aus dem Kerker kam; als ihn der Vater (Berker) sah, wie groß war da sein Schmerz! Er lehnte sich um und rang seine Hände: er wagte nicht zu winken, und doch war er nie so traurig, seit ihm seine Mutter trug. Erwin, der Held gut,

war ganz abgefallen, wie in der That ein armer Mann. Sie nahmen die zwölf Grafen aus dem Kerker, und jeglicher seinen Mann. Die trefflichen Ritter, sie waren schwarz und schmutzig, von großem Elende bleich. Lupolt, der Anführer, hatte nichts als ein armseliges Schürzlein, das waud er um den Leib sein. Da war der erbärmliche Mann gar entblößt, zerschunden und aufgeschwollen. Dieterich, der Held gut, stand traurig vonummer und wollte doch nicht weinen um die trefflichen Boten. Berker, der alte Mann, ging überall umher, die Gefangenen anschauend. Da dauerten ihn keine mehr, als seine schönen Kinder. Dieterich, der Herr, ließ die hehren Boten zu seiner Herberge fahren; nur Lupolt und Erwin, die ließ man allein gehen. Da sprach Erwin, der edle: „Lupolt, traurer Herr, siehst du einen grauen Mann mit dem schönen Barte stehen, der mich anschaut sehr bekümmert? erkehrte sich um und rang seine Hände; er wagte nicht zu weinen und doch war er nie so traurig. Ob vielleicht Gott der gute durch seine Gnade ein groß Zeichen will begeben, daß wir von hinnen kommen?“ — „Das ist wahr, Bruder mein, er mag wohl unser Vater sein!“ — Da lachten sie beide von Freuden und von Leide. —

Am folgenden Tage erhielt die Jungfrau die Erlaubniß, die Ritter zu bedienen, sie gab ihnen gutes Gewand und gute Speise. „Berker, der Held gut, war Truchseß, während seine Kinder aßen. Als die Herren da saßen, ihres Leides ein Theil sie vergaßen. Da nahm der Recke Dieterich eine Harfe, die war trefflich, und schlich sich hinter den Vorhang. Wie schnell ein Reich daraus klang! Wer von ihnen bequante trinken, dem bequante es nieder sinken, daß er es auf den Tisch goß; wer aber schnitt das Brod, dem entfiel das Messer aus Noth. Sie wurden durch die Hoffnung fast unfinnig: wie Ranscher sein Trauern ließ! Sie saßen alle und hörten, woher das Spiel kam. Laut der eine Leich erklang: Lupolt auf den Tisch sprang und der Grab Erwin; sie hießen ihn willkommen sein den reichen Harfner und küßten ihn fürwahr. Da erkannte die Jungfrau wohl, daß es der König Rother war.“

Nach drei Tagen wurden sie in den Kerker zurückgebracht, aber auf Befehl der Jungfrau mit allem Nöthigen versehen. Ein Mann aber grub eine Höhle, in welche sie aus ihrem Kerker kommen konnten. — Bald darauf ward Konstantin von Ymelot, dem König von Babylon, mit Krieg überzogen; Rother zieht dem Feinde mit den gefangenen Boten entgegen, schlägt ihn und nimmt Ymelot gefangen. Konstantin schickt ihn nach Konstantinopel, um den Frauen den Sieg zu verkünden, Rother aber verfällt auf eine List, er berichtigt, Konstantin sei geschlagen worden, und der Feind werde bald in die Stadt kommen. Da bat ihn die Königin, sie und ihre Tochter zu schützen; er fährt beide auf seine Schiffe; als aber die Jungfrau schon eingeschliff ist, eröffnet er der Königin die Wahrheit, und fährt sodann, von ihren Segenswünschen begleitet, mit der Jungfrau und den Seinen in sein Reich zurück.

Als Konstantin ankommt und Alles erfährt, fällt er vor Aerger und Schmerz in Ohnmacht; unter dessen gelangt es Ymeloten zu entweichen. Ein Spielemann bietet sich an, die Jungfrau wieder zurückzubringen; er besteigt ein Schiff, fährt nach Rother's Reich, wo es ihm durch eine wohl ausgesonnene List gelingt, in Rother's Abwesenheit die

Königin auf sein Schiff zu locken und sie zu ihrem Vater zurückzubringen. Als Rother die Trauerbotschaft hört, schiffet er sich mit einem großen Heere nach Griechenland ein. (S. die unten mitgetheilte Stelle.) Dort verbirgt er Schiffe und Mannschaft, verkleidet sich mit Berker und Lupolt als Pilger und geht nach Constantinopel. Unterwegs begegnet er einem Ritter, von dem er vernimmt, daß Imelot wieder mit Heereskraft gekommen sei, und Constantin gefangen habe, der, um sich zu befreien, seine Tochter dem Sohne des Feindes zur Frau geben wolle. Rother kommt in den Palast, wo die Könige an der Tafel sitzen; er verbirgt sich mit seinen beiden Begleitern unter den Tisch, wo er der jungen Königin einen Ring, worauf sein Name stand, in die Hand drückt. Als sie merkte, daß Rother da sei, lachte sie vor Freude, dies führte aber zu dessen Entdeckung: er wurde gefangen und die Könige befahlen, ihn zu hängen. Auf seine Bitte ward er in den Wald geführt, wo die Seinigen verborgen lagen. Graf Arnolt eilt auf die erste Kunde herbei, sprengt die Feinden auseinander und befreit Rother, der nun den Seinigen mit einem Horne das verabredete Zeichen gibt: die Riesen stürzen sich auf die Feinde, welche gänzlich geschlagen werden. Auf der alten Königin Rath geht nun Constantin Rothern mit Frau und Tochter entgegen und übergibt ihm sein schönes Weib, worauf beide sich versöhnen und in ihre Reiche zurückkehren. Bald darauf gebiert die junge Königin einen Sohn, der den Namen Pipin erhält, und nach vier und zwanzig Jahren des Vaters Nachfolger wird, welcher auf des getreuen Berkers Rath mit diesem in einen Wald zieht, um dort durch Gebet das ewige Leben zu erlangen. Auch die Königin zog sich von der Welt zurück; und als Pipin starb, erlangte Karl das Reich.

Rothers Gefangenschaft und Rettung.

- Lude duzzin die segele,
die kiele giengen evene
inde quämen in sehs wochen
over mere gevlozzon
- 3635 hin ze Constantinopole,
der vil mēren burge.
Eine mile nider half der stat,
dar holze unde geberge lach,
dār zugen Rōtheres man
- 3640 under die boume lossam
die ros ūz den kielen,
daz iz inwiste nieman
over al Criechen lant.
Wie manic tūre wigant
- 3645 in den walt scōne
brāhte der koninc von Rōme!
An den lach die alte zucht
unde die wereltliche frucht;
die solde ein iegelic man
- 3650 wider sinen hēren hān,
sone worde die grunt veste
nūwet der helle geste.
Also die heledē gūte
die scif gerūmōten,
- 3655 dō zugen die Rōtheres man
under die boume lossam.
Dō sprach koninc riche
harde wisliche:
„Vruut unde man,

- 3660 ich wille vor Constantine gān
in wallēres wise,
werfen mine spise
durch nūmāris willen.“
Dō sprach von Tendelingen
- 3665 Wolfrāt der junge man:
„Du ne salt nicht eine dāre gān:
Berker ist ein wis man,
unde hāt dir manigen rāt getāu.
Wilt du, koninc hēre,
- 3670 behalden din here,
dan bidde mit dir gān
Lupolde den getrūwen man.
Nu nim daz gōde horn min:
daz sal die bezechenunge sin.
- 3675 Die Kriechen plegent sinne,
unt wirt din ieman innen,
dich vant Constantinis man.“
„Intrōwen“, sprach Aspriān,
verneme wir din horn,
3680 so ist die veste verlorn.
Die bruc nist nirgen sō wit,
sō mir sēle unde lif,
vor wellicher strāze ich bestān,
unde Widolt, der chōne man,
- 3685 dar wirt der engeste pfat,
den ie chein man gesach.“
Dō sluffen die heledē gōte
in pilegrimis gewēte;
der herzoge von Meran
3690 unt Lupolt, der getrūwe man,
die volgitin deme koninge,
gānde von der menige.
Dō reit ein recke guote
vor den walt, her schowete
- 3695 Rōther; der riche
groztin gutliche,
unde vrāgete,
waz dār mēres wāre.
„Ich bin ein elender man,
3700 nāch miner spise moz ich gān;
nu sage mir, trūt hēre min,
ich bin ein arm pilegrim,
unde vare durch die riche
vil gāmerliche.
- 3705 Sō moz der nōthafte man
dicke zō hove gān;
dar vrāgit man den wallāre
gerne nūmāre:
sagistu mir icht durch Got,
3710 des wirt dir wole gelōndōt.“
Dō sprach der helt tuginthaf:
„Ich sage dir wunders craft:
hie zō Constantitonopole,
der vil mērin burge,
- 3715 was ein reckir hēre
unde plach grōzer ērin:
daz schinit mir immir an,
her hāt mēr michil gōt getān.
Ime wāren die vorsten alle holt:
3720 her gaf in daz crestlige golt,
daz ie sichein man
zō diser werlde gewan.
Sin hof stunt offn vromeliche
den armin unde den richen,
3725 die vundin an deme gōtin
vatir unde mōtir;
sin wille was zō gebine,

- her ne rôchte nicht zô lebene
mit sicheinis scazzia ubersite,
3730 dâr hetter urlôge mite,
her sante in nacht unde tac:
swer in dûsint pfunde bat,
her gab sie ime alsô ringe,
alsô zvêne penninge.
3735 Beide, hêrre, ich wil sagen,
war umbe ich die rede hân irhaven.“
Rôther, der gerne virnam,
waz her selve hette getân;
dô sprach der riche mère:
3740 „Ich sage dir von deme hêrren,
her was ôtmôte,
unde plach der bezzistin gôte,
die ie sichein man
zô der werlde gewan.
3745 Icht ne levet nîchein zunge,
die daz gesagen kunde,
waz her tuginde hât begân:
her bereit die ellenden man,
arme kint heiz er vazzin unde baden,
3750 vor siz ûffe den tisk tragin;
her gab en al, daz her gewan,
her nerôchte, wer ez nam.
Her vôrte sulke degiue,
daz under deme himele
3755 nie nîchein virtriven man
sô grôze hêreschaf gewan.
Constantine, deme richen
halfer vrumeliche
von grôsin nôtin:
3760 her vinc Ymelôtin.
Der was ein heidiu vreislich,
deme dienten tagelich
zwêne unde sivenzic koninge
von wôster Babilônie.
3765 Dô karte unse gedigine
vrôliche widere;
her sante den wigant
zô botin in daz lant,
daz her den vrowen sagete,
3770 waz her gevrumit havite
Hie zu Constantinopole
in der mêrin burge
was daz scône wif,
die ie gewan den lib;
3775 dar umbe hetter arbeit
unde irwar mit siner hovisheit,
daz die magit lossam
ir vater inran.
Her si wider quêmin,
3780 dô heter ime zô lône
unde vôrte westert over mere:
daz was der koninc Rôthere,
van Rôme ein tuginthafter man,
unde hât uns al lieb getân.
3785 Nu virnim, guote pilegrim,
we ime des gelônit si.“
Rôther wolde dannin gân:
dô sprach der helit lossam:
„Beite, wallêre.
3790 hie sageder starke mère.
Also min herre wider quam,
ime inran der heidniske man:
dô saute der koninc Constantin
botin nâch der tochter sin;
3795 sie stâlin sie dem koninc Rôthere,
- unde vôrten sie widir over mere.
Dô reit der koninc Ymelôt,
unde vôrte manigin helit gôt
her zô Kriechen in daz lant
3800 unde stifte rouf unde brant,
unde vienc Constantine,
den leiden hêrren minin.
Dô lôte Constantin sinen lif
unde gaf daz Rôtheres wif
3805 deme vreislichen koninge
van wôster Babilônie:
des sunne sal si nemen hinaht,
alse du selbe sên maht.
Zô Constantinopole in der stat
3810 sin mit grôzer herescraft
drizic koninge
van wôster Babilônie:
dâr stât Rôtheres wif
unde quelit den êrlîchin lib:
3815 van herzeleide daz ist.
Nu sê der waldiger Crist,
der Âspriânen sante,
he dise tac wante!“
De hêrren sprâchen: „Âmen!
3820 dat stê an Gôtis genâdin!
Die recke dravite balde
widir zô deme walde,
heize weininde,
sine hande wringinde.
3825 Dô klagite der helit gôt
der iuncvrowen uôt.
Rôther gienc in de stat;
Berker sinen hêrren bat,
daz her wurbe gewerliche.
3830 Constantin, der riche,
saz mit grôzin creftin
zô einir wirtscheste
ûf einim êrlîchen sal;
dâr was michil schal
3835 von den richen kuningin
von wôstin Babilônie.
Rôther quam mit listin
zô Constantinis tiske:
dem saz bi ein koninc, heiz Basilistium,
3840 unde was Ymelôtis sun.
Bi deme saz Rôtheres wib
unde quelite ir lib.
Dô sprach Constantin:
„Nu swic, tochter min!
3845 Mir troumite nahte von dir,
des saltu wol geloubin mir,
we ein valke quame
gevlogin von Rôme
unde vôrte dich widir over mere.“
3850 Do slouf Rôther
under tisc unde sin man,
daz man ir nîcheine war ne nam;
dô hôrter al, daz Constantin
redite mit den gesten sin.
3855 Die heidenisken kuninge
vrowetin sich der menige,
unde sprâchin: „Quême Rôthere,
er wurde irtrenkit in deme mere
odir bosliche virlorn.
3860 Daz ware Widolt zorn.
Dô sprach die kuningin:
„Owi, gesent in unse trechtin
under uch sô richin,

- he worde etliche,
 3865 daz in sivin nachtin
 vürmerze nîne mochte!“
 Rôther saz nâher
 inne den vûzschemil,
 unde nam ein guldin vingerin,
 3870 unde gaf der konigin;
 dâr stunt gebôchstavet ane
 des richen koningis name.
 Als in die vrouwe gelas,
 daz Rôther in deme sale was,
 3875 dô lachete die gôte
 unde sagetiz ir môtir,
 daz in von Bære
 der kuninc komen ware.
 Daz lachin Constantin gesach;
 3880 nu muget ir hôren, wie her sprach:
 „Wol dich, trût tochter min,
 nu vrowit sich der vâtir dîn!“
 Dô sprach die vrouwe êrlich:
 Daz ich ie gerôrte widir dich,
 3885 daz rûwit mich sêre:
 ich negetôz nimmer mære!“
 Dô sprach Ymelôt:
 „Vrouwe, ir liegit âne nôt:
 ich wêne, uns uwer lachin
 3890 herzeleit icht mache,
 unde wringinde die hende,
 swanne iz nimt ende.
 Wir hôrin unsich wole,
 hie sint in deme sale
 3895 der leidin spêhère
 des kuningis von Bære.
 Swer mir des nîne gelouvet,
 deme gev ich min houbit.“
 Dô sprach Ymelôtis sune,
 3900 der. koninc Basilistium:
 „Ich sach ein guot vingerin,
 daz gaf dîn tochtir, Constantin,
 der aldin kuningin.
 Rôthere is hie inne,
 3905 der koninc von Rôme;
 swie her here queme,
 des saltu wole gewis sin!“
 Dô sprach der koninc Constantin:
 „Ich hêzze zveîf minir man
 3910 vor der salis ture stân,
 daz si recte irkinnin,
 die wir haven hie inne.
 Is Rôther dar under,
 den have wir schîre vunden:
 3915 wolder aber here vore gân,
 daz wêre ime êre getân,
 ê wir den koninc richen
 sôchtûn lasterliche,
 also einen vluchtigin dieb.
 3920 Iz nist ouch sinis rectis niet,
 swâ man sin innen werde,
 daz her sich icht berche.“
 Rôther, der rîche,
 beriet sich ermêliche;
 3925 dô sprach der herzoge von Mêrân:
 „Wir sulin hie vore gân
 in êre des himiliskin koningis
 unde alles sinis heris,
 daz her uns beide behôde
 3930 durch sin otmôte
 von der heidinscheite,

- der mit siner creste
 Moysen heiz gân
 durch daz rôte mere vreissam
 3935 mit der israhêlischen diet:
 dâr ne levet ein barin nit
 an des meres grunde.
 Got, der hât gebundin
 beide, ovil unde guot,
 3940 swonner widir im duot.
 Jedoch si wir reckin
 widir unsir trehtin
 beide, lûtir unt lieht,
 her inlecit uns under wege nit.
 3945 In sante Gilies namen,
 sô wil ich endeliche vore gân,“
 sprach der herzoge von Mêrân.
 Dô hôvin sich mit liste
 die hêrren vonne tiske;
 3950 Rôthere dô vore gienc:
 „Ich bin sicherliche hie;
 mich scowe, wer sô wille!“
 Die richen koninge alle
 drôweden ime an den lif:
 3955 daz galt etlicher sint.
 Dô sprach Ymelôtis sune,
 der koninc Basilistium:
 „Ich wille dich heizzen, Rôther,
 irrenken in deme mere;
 3960 du vergist den vater min:
 daz gât dir an den lif dîn.
 Du môst verloren werdin,
 swie du wilt irsterven.“
 „In trôwen“, sprach Constantin,
 3965 he sal ovele irsterven sin!“
 Dô sprach der koning rîche
 harde wisliche:
 „Wer mir nu det lif,
 sone mochte ich doch genesen niet.
 3970 Sies du jenes geberge stân
 vor deme walde lossam?
 Dâr wil ich hangin.
 Nu gebuet dinen mannin,
 daz sie dir helfen dar sô;
 3975 du salt mer selve den doît tûn.
 Iz ist in mîme lande recht,“
 sprach Rôther, der guode kneht,
 „svô waz einen vorsten geschê,
 daz iz der ander ane sê.
 3980 Hie ist ein michil menige,
 drizzic koninge,
 die kumin dâr alle
 unde hânt mich in deme scalle:
 daz ist dir êre getân
 3985 (dô gienc Ymelôtis man);
 du hâst dich wol gerochin.“
 Daz wart durch list gesprochen:
 dar he sich bat hân,
 dâr lach sin here nân;
 3990 he zeichenede rechte die stat,
 dâr die riese Âsprian lach.
 Ymelôt heiz die koninge
 von wôster Babilônîe
 Rôthere vân;
 3995 he woldin selve hân.
 „Intrôwen“, sprach Constantin,
 „des willich helfe wesen dîn,
 daz he uns icht irinne;
 jenir alde mit deme barde

- 4000 die mōwit die lūde harte
mit herverten ovir lant:
nū hā wir sie allesamt.
Sō ne vreiskin die Rōmēre
lihte nimmir mēre,
4005 wār die koninc sie kumin,
oder wie her sin ende have genomin.“
Dār nā den stundin
Rōthere wart gebundin:
daz dāten Ymelōtis man.
4010 Wie harte trūren began
die junge koninginne;
unde verwandelōte die sinne
von grōzir herzeleide.
Wān unde weinin
4015 hōven die vrowin
mit vliezenden ougin:
dā dorfte nieman vrō gān,
dā klagete wif unde man
alle Rōtheres nōt.
4020 Sint half der riche Got
Arnolde, daz her in benam
deme koninge vreissam.
Rōtheris hāhin
irschal sō witine märe
4025 zō Constantinopole,
der vil mēren burge,
den kōnin wigandin
ūz van manigin landin,
die liefn weinande
4030 eine strāzze zō tale.
Michil was der ir schal;
sie sprāchin: „Waldindiger Got,
war umbe hās du des virhengōt,
daz her hie gebunden stāt,
4035 der unsich al generet hāt?“
Dō hette gebūwit harte
mit dūsint marken,
die ime Rōthere gaf:
ime dienen in der stat
4040 sivin hundrit lossam,
die wārin mit handin sine man;
der heiz grave Arnolt.
Her hette silver unde golt,
des was der helit milde.
4045 Zvelf hunderit schilde
brāchter zō deme schalle,
unde bat die hēren alle,
daz sie lösten mit iren handen .
Rōtheren ūzen bandin:
4050 „Nu stāt her gevangin,
unde wirt her hūde gehangin,
sō ne virwinde wir in niet;
in ne mach ouch die rōmiske diet
nimmir virklagin.
4055 Ir ne hōrit nimmir mēr gesagen
von sinen genōze in felden:
wir sulin ime hūte geldin,
daz der tugenthafter man
von deme armōte unsich nam.
4060 Nū nār, gōten knechte,
lāzzit it an minen trechtin,
unde hēlft im vromicliche:
ir virdinet daz himelriche.“
sprach Arnolt, ein gōt knecht.
4065 „Ja ware wir Godis recht,
swer hie hūte wirt irslagin,
des sele sal genāde haben.

- Die heiden sulwir slān:
dar denke sancte Gilien an:
4070 unde sanctus Johannes, der toufēre,
daz Rōthere wēre
der aller tūrigste man,
der ie konincriche gewan.“
Dō schluffa die recken
4075 in stāline roche;
sie wunnin eine hērliche schare
vunf dūsint wol gare:
die woldin alle den lib geven,
sene lösten Rōthere daz leven.
4080 Sich huoven mit grōzer menige
drizic koninge
von wōster Babilōnie
ūzer Constantinopole;
dō vōrte der Ymelōtis sune,
4085 der koninc Basilistum,
Rōthere gevangin,
unde wolden haven irhangin.
Michil was der ir barāt;
sie vōrdin ūz der stat
4090 wol zēnzic dūsint Vālewin
mit in zō deme galgen,
unde alsō manigin heidin:
dō was deme recken leide.
Arnolt, der wigant
4095 eine kefsin her an daz sper bant,
die her in deme tōme nam:
sie rēfen unsin trechtin an,
unde dravetin in ūz der stat nā,
in was ūffe daz velt gā,
4100 mit vunf dūsint mannin
in snēwizzen brunien.
Alse Ymelōt daz gesach,
nu mūdīr hōren, wie er sprach:
„Wach! geniz sint die recken,
4105 die woldin uns irsreckin;
an den gerechich minen zorn:
sie havent ouch den lib virlorn!“
Die heiden begunden nāhen,
dār man Rōthere solde hāhen;
4110 dō riefn sie allent halven:
„Nu richtid ūf den galgin!“
Daz irbarmōte die recken sēre;
ir weinte michil mēre,
dan her ē tate:
4115 dō was her in starker nōte.
Arnolt, der kōne man,
rief die ellenden an:
„Nu hōret, gōte knechte,
war umbe wir hūte vechtin.
4120 Uns sint gebōtin zvei lōn,
wi mugin ez deste gerner tōn:
daz ist sichirliche
daz schōne himelriche;
sve hie ligit tōt,
4125 des sele wirt geledigōt
in daz wunnicliche leven;
waz mochte daz bezzeris sin gegevin?
Der ander ist alsō getān,
generder den getrūwin man,
4130 er vōrit uch in sin lant
unde behalt unsich alle samt.“
Dō trōveten ime die ougin.
Mit rechtime gelouven
bestundin sie die heidinschaft,
4135 unde sclōgin ir eine michele kraft.

Daz heidine wiegeroufte,
 daz was vile vaste:
 sie trougin hornin gewant,
 die kefsin man over bant
 4140 vor den kônin reckin:
 sie hôvin sich gegin der dicke.
 Daz heilichdûm vor ze vorderöst:
 sie wûftin ûf den Godis tröst
 mit sô getâneme harme,
 4145 daz in vor deme arme
 nicht in mochte bestân,
 iz ne môste alliz under gân.
 Die heidenen und die Vâlewen
 wichin von deme galgin
 4150 durch die michelen nôt:
 dar lach manich helet dôt.
 Arnolt, der wigant,
 gaf daz zeichen ûzer hant
 unde zôch ein svert, daz hiez Mâl:
 4155 iz in was negein stâl
 sô hart noch sô vast,
 iz ne môste bresten:
 des nâmen von sinen henden
 der koninge sesse ir ende.
 4160 Svaz he der andren ane quam,
 de tède he sicherliche sam,
 biz he in den hêrren benam
 unde Berkeren von Meran,
 unde Lupoldin,
 4165 den sie dâr hân woldin.
 Die bôch newille uns missesagen,
 in ne mochte ire nieman acthe havin,
 die dâr wâren schadehaft:
 sie jâhen, iz dâde die Godes kraft.
 4170 **Alse** Rôther gesach,
 dat Arnolt bi ime was,
 dô sprach die koninc riche
 harde vromeliche:
 „Snitâ, kône wigant,
 4175 mi die bande von der hant;
 unde geblas ich min horn,
 ir wirt michil mê verlorn,
 dan ir noch si getân:
 uns kumit der helet Âspriân.“
 4180 Dô die recken daz vernâmen,
 wie vrô sie alle wâren!
 In was zô deme storme vile lief,
 sine dâchten an die vlugit nit.
Die kônin wigande,
 4185 die stundin in deme sande,
 dennoch siven koninge
 mit aczich dûsint menie:
 lûde dô ein horn scal
 over berch und dal:
 4190 daz blês Rôtheres man,
 Lupolt von Meylân.
 Lûte rief Âspriân:
 „Min hêre ist, weizgot, bestân!
 Wol ûf, helet Wolfrât,
 4195 ich wêne, dinen neven nôt bestât.
 Nu willich Rôtheres gedagin,
 inde wirt Lupolt irslagin,
 he mochte uns immer rôwin,
 he ist gruntveste allir trôwe.“
 4200 **Widolt** gâchete balde
 ûz deme walde;
 wie die halsberch klanc,
 dar he over die strûke spranc!

Unde der helet Âspriân,
 4205 die zvelef riesen vreisam
 liefen zu inde sleht;
 dar volgete manich gôt kneht
 deme Tengelere;
 he brâchte ein here mère
 4210 ûz deme walde lossam:
 daz wâren Rôtheres man.
 Dâr gâchete manich wigant
 wol gewâphenet over lant;
 der lûden wart allinthalven.
 4215 Sie lösten in von deme galgin,
 unde hörden die herden biven:
 dar liefen dô mit nide
 zvéne riesen vreisam:
 der eine was Âspriân,
 4220 der ander was Widolt;
 vere lûchte ime daz golt
 von des scildis rande.
 Ymelôt irkande
 Rôtheres sinne:
 4225 he wolde gerne intrinnen:
 dar wart die vlucht vile grôz.
 Der wint von Âspriâne dôz;
 Rôther gienc ingegin in;
 he sprach: „Kône helt, virnim,
 4230 die dort vor Lupolde havin,
 den ne solin die riesin niwet scaden:
 mir haven die selve hêrren
 geholfîn grôzer êrin.
 Intrôwen, ich was gevangin,
 4235 mich wolden hân irhangin
 die vreisliche koninge
 von wôster Babilônîe:
 wirt dâr icht widir getân,
 daz lâz ich alsô bestân.“
 4240 Lûde rief dô Grimme:
 „Si ne koment niemer hinne!“
Die riesen liefen alle in daz wal;
 dâr wart des heres michel scal;
 dâr slûch der helet Âspriân
 4245 alliz, daz he ane quam.
 Widolt nicht insprach,
 biz ime die stange zebrach:
 dâ zôch der grimmige man
 ein wâfen, daz was vreisam,
 4250 dô lâgen ûf den dôden
 die tûre mâr verscrôdin,
 von den wundin vlôz daz blôt.
 Da Wolfrât, der helet gôt,
 zô deme volcwige quam,
 4255 unde andere Rôtheres man,
 die kônin wigande,
 die vromeden mit iren handen,
 daz man imer môz sagen,
 vande wir daz orkunde haven
 4260 von den alden hêrren,
 die nâch vertrieven wâren.
Sich hetten die siven koninge
 besundret von der menie,
 unde vlûwen vreisliche dannen;
 4265 Erwin rande ir einen an,
 unde sclôcht den selben vâlant
 durch sin hornin gewant
 von der aslin biz an den sadel:
 dâ racht der helet sinen vader.
 4270 Ir wurdin vunve irhangen:
 iz was in ovele irgangin.

- Sich hōf der uncristine val;
die siechen lāgen in den wal;
swā sichēin: „Wē!“ rief,
4275 Widolt in ane lief
unde trat eme in den munt:
der newart nimer gesunt.
Sie mōstin durch nōt klagen,
unde beiden Dumenstagis,
4280 daz dar nie man genas.
Ymelōt, des die reise was,
den hēz man hine lāzen
varen sine strāze,
daz he dar heime mochte sagen,
4285 wer ime daz volc hette irslagin.
Dō wāren der spilemanne
wol hundert mit in gegangenin,
die heiz der helet Grimme
durch Ymelōtis willen
4290 mit den zugeweichen staven
vaste recken unde slān.
Dō vlō ein spileman,
die Widolden ouch hie vore intran,
vor Constantin den richen
4295 harte hastidliche.
Dō vrāgeten die vorsten alle
von deme grōzen scalle,
der dā ze velde wēre.
„Ich sage ū starke mēre:
4300 sich hāt irlediget der haste;
sie rident here mit heris craftē.
Sver ungerne hange,
der ne sitze nīt zō lange!
Dār gevet der helet Widolt
4305 beide, spise unde solt,
den heidenischen reckin,
Ich wart dar nider gestreckēt,
ich wart bevilt unde bescoren,
ich hette nāch den lif verlorn;
4310 ich wil iz ū wārlīche sagen:
die tūrlīchen bulslage
gaf Widolt mit der stangin;
Basilistium ist irhangin.
Iz ne gāt dār niemanne an den vōz,
4315 man dūt ime gare des līves bōz.
Der tūvel nime och mir den sin,
daz ich sō hovebāre bin
unde och sō lange hie stān.
Nu vrāget ouch einin andren man:
4320 swer hūde wirt begrifen,
der ist nimir beswichin.“
Die hōven sich ze vluchtin:
dō saz in leiden trechtin
Constantin der richē
4325 ime harde lasterliche.
Dō die wigande
von Rōmischen lande
ūz deme sturme giengin,
unde die ros geviengin,
4330 dō hette Wolfrātis zorn
gemachit blūtige sporn:
dise gewunin
manigen ungesundin
durch den helm verscrōtin.
4335 Minigen helt gōtin
vromete der wigant
mit siner ellenthafter hant
ze leiden tagedingin.
Er was von Tengelingin,

- 4340 der dūresten diete,
riche ān overmūde,
mit wisdūmis sine.
Der liz ouch sine kunne,
daz tō imer vorsten namen hāt,
4345 die wile daz dise werelt stāt.

Herzog Ernst.

Ohne Zweifel ist Herzog Ernst eine historische Person, am wahrscheinlichsten Herzog Ernst, Stiefsohn Kaiser Konrads des Saliers, der seine Mutter Gisela geheiratet hatte und mit welchem er ähnliche Kämpfe und aus ähnlichen Gründen bestand, wie sie in unserm Gedichte erzählt werden. Doch ist in diesem das Historische so sehr vermischt, daß es sich mit Sicherheit nicht nachweisen läßt. Wie dem auch sei, so viel ist jedenfalls gewiß, daß ein Herzog Ernst durch seine Tapferkeit, seine Kämpfe und seine mannigfaltigen Abenteuer die Reizung des Volks in so hohem Maße auf sich gezogen hatte, daß seine Geschichte mit der Zeit in das Bereich der Sage gezogen und mit noch anderen ähnlichen vermischt wurde. Zur Zeit der Kreuzzüge ward sie dann auf dieselbe Weise mit morgenländischen Elementen vermischt, wie die Sage von König Rother, ja in noch viel höherem Grade, indem einzelne orientalische Mährchen geradezu auf die deutsche Sage übertragen wurden. Vor Altem aber erscheint der Herzog Ernst als ein Versuch, die geographischen Kenntnisse und Sagen der damaligen Zeit zusammenzustellen.

Wir besitzen das Gedicht nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, die wohl in das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts gehört und nach einem lateinisch geschriebenen Werke gedichtet war, sondern nur in einer späteren Bearbeitung, die jedoch noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt werden muß. Auch diese hat eine spätere, ziemlich ungeschickte Uebearbeitung erfahren, die namentlich aus einzelnen Zusätzen erkennbar ist, welche wir in dem unten mitgetheilten Bruchstücke durch Parenthesen zu unterscheiden gesucht haben. Ob das Gedicht von Herzog Ernst, welches Reinmar von Zweter, Heinrich von Grolowig und Bernher der Gartenäre erwähnen, diese spätere Bearbeitung ist, oder ob jene Dichter die ursprüngliche Form vor Augen hatten, läßt sich nicht entscheiden; doch geht aus dieser Erwähnung hervor, daß die Dichtung (welche Gestalt derselben auch gemeint sein möchte) im dreizehnten Jahrhunderte vielfach bekannt und beliebt war. Ja schon im zwölften war dies der Fall; denn im J. 1180 hat der Graf Berthold von Andechs den Abt Ruprecht von Tegernsee, er möchte ihm das deutsche Buch von Herzog Ernst zum Abschreiben zuschicken, worunter natürlich nur die ursprüngliche Gestalt des Gedichts verstanden werden kann. Aus einer Stelle der neuern Bearbeitung, in welcher Beldecke genannt wird, wurde früher geschlossen, daß dieser der Verfasser des ursprünglichen Gedichts sei. Allerdings sprechen mancherlei Gründe für diese Annahme, doch wird sie, wenn nicht noch andere dazu kommen, nicht zur Gewißheit erhoben werden können; eben so wenig aber wird sich das Gegentheil mit Sicherheit behaupten lassen.

Das Gedicht zerfällt in zwei von einander sehr verschiedene Theile, von denen der erste die Kämpfe

Herzogs Ernst mit dem Kaiser, der hier Otto genannt wird, der zweite dessen wunderbare Abenteuer aus seiner Pilgerfahrt erzählt. Es ragt dieser zweite Theil in Darstellung und Entwicklung so sehr vor dem ersten hervor, daß dieser gleichsam nur als eine schlecht motivirte Einleitung zu jenem zu betrachten ist, auf welchen der Dichter alle seine Liebe und Kunst verwandt zu haben scheint. Diese ist freilich nicht sehr groß, und wenn das Gedicht einiges Interesse gewährt, so wird dieses weit weniger durch die Darstellung, als durch den Stoff erweckt. Denn jene ist höchst ungleich, bald in große Weltweisheit, bald wieder in übermäßige Kürze ausartend. Auch Sprache und Reim sind im Ganzen noch roh und unausgebildet. Dagegen zeigt sich überall, wo der Dichter als solcher auftritt, meistens eine schöne Gesinnung, namentlich in der schönen Einleitung, welche von der lebenswürdigsten Frömmigkeit zeugt. Es ist nur Schade, daß der Dichter sich nicht immer auf dieser Höhe der Betrachtung erhalten kann, sondern oft in einen trockenen Predigerton verfällt; doch mögen gerade die Stellen dieser Art dem letzten Uebersetzer zu zuschreiben sein.

Wir geben nur eine gedrängte Uebersicht des ersten Theils, eine genauere dagegen vom zweiten.

Ein Herzog von Bayern, dessen Name nicht genannt wird, stirbt und hinterläßt ein keusches und ehrbares Weib, die Herzogin Adelheit, und einen Sohn, Ernst, den seine Mutter mit Sorgfalt erzog, ja ihn selbst nach Frankreich und Griechenland schickte, wo er und sein Dienstmann, Graf Wegel, zu Ritten geschlagen wurden. Unter dessen warb der Kaiser Otto um die Herzogin Adelheit; diese ließ, ehe sie einen Entschluß faßte, ihren Sohn aus der Ferne herbeiholen, um dessen Rath zu hören. Herzog Ernst billigte die Heirat, und diese wurde bald darauf mit großer Pracht gefeiert. Anfangs war der Kaiser seinem Stiefsohn gar sehr gewogen und verlieh ihm sogar die Reichsvogtei; doch bald ward er von dem Pfalzgrafen Heinrich verläumdet, als ob er gegen den Kaiser falsch gestimmt sei, und nach seinem Verderben trachtete. Anfangs weist der Kaiser den Verläumder zurück, doch nach und nach fand dieser immer mehr Glauben, so daß der Kaiser den Herzog Ernst endlich seines Amtes entsetzte, und sein Land Bayern durch jenen Heinrich mit Mord und Plünderung überziehen ließ. Ernst schlägt diesen zurück, und als er erfährt, daß eben dieser Pfalzgraf Heinrich ihn verläumdet, reitet er mit seinem getreuen Wegel nach Speier, wo der Kaiser Hof hielt, dringt in dessen Gemach, wo er den Pfalzgrafen findet, und diesem den Kopf abschlägt. Nun ward der Kaiser noch zorniger: Ernst ward in des Reiches Acht gethan, und mit einem starken Heere bedrängt. Es entspann sich ein blutiger Krieg, der fünf Jahre mit abwechselndem Glücke dauerte, bis endlich Herzog Ernst einsah, daß er dem Kaiser nicht länger widerstehen könne und sich daher entschloß, das Kreuz zu nehmen und über Meer nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Ihm folgte Graf Wegel und mit ihm noch mancher andere Degen, so daß er wohl tausend Mann bei sich hatte.

Er zog mit ihnen durch viele Länder, und kam endlich nach Constantinopel, wo er sich einschiffte. Am spätesten Tage erhob sich ein so mächtiger Sturmwind,

daß zwölf Schiffe versanken, und die übrigen alle zerstreut wurden. Herzog Ernst wurde auf dem seiligen zwei Monate lang herumgetrieben, ohne Land zu sehen, noch Grund zu finden. Die Noth war auf das Höchste gestiegen, als die Schiffe endlich das Land Kypria und auf demselben eine prächtige Burg erblickten. Sie segelten hin, warfen die Anker aus, und es wurde ein Bote abgeschickt, Land und Burg zu erkunden. Dieser berichtete, daß die Burg leer stehe, aber voll großer Reichthümer sei. Da entschloß sich Herzog Ernst, mit einem großen Theil der Seinigen hin zu ziehen. Sie fanden manchen langen und weiten Saal, mit Gold reich verziert, an den Wänden königliche Stühle, auf dem „Estrich“ reichgewirkte Teppiche ausgebreitet. Vor den Stühlen standen Tafeln, welche mit kostbaren Tüchern belegt und mit den besten Speisen versehen waren. Die Ritter stillten ihren Hunger, untersuchten darauf die Burg, aus deren reichlich gefüllten Vorrathskammern sie ihr Schiff versahen. Am andern Tag ging Herzog Ernst mit Graf Wegel noch einmal in die Burg zurück, um dieselbe noch genauer zu untersuchen; ihr Volk ließen sie auf dem Schiffe, jedoch gaben sie die Weisung, daß man ihnen zu Hülfe kommen sollte, wenn sie in Noth geriethen. Sie fanden noch viel größere Kostbarkeiten, darunter die seltensten Edelsteine, einen prächtigen Garten mit hohen Cedernbäumen und herrlich singenden Vögeln. Am meisten freute sie jedoch das herrliche Bad, das sie im Garten fanden, und in welchem sie die ermüdeten Glieder erquickten, worauf sie in die Burg zurückkehrten und sich in ein kostbares Bett legten. Als sie genug geruht hatten, standen sie wieder auf, legten reiche Gewänder an, die sie dort fanden, und darüber ihre Harnische, tranken kühlen Wein und schickten sich eben an, zum Schiff zurückzulehren, als sie plötzlich „eine wunderliche Stimme, reich an rauhen Tönen, hörten, als ob alle Kraniche von allen Seiten in die Burg fallen wollten.“ Sie gingen an ein Fenster, um zu schauen, was dies bedeute; da sahen sie auf einer Aue ein großes Volk gegen die Burg reiten. Diese Leute waren alle wohl beritten, auch leuchtete die Heide gar licht von ihren Kleidern; sie hatten lange und schmale Hälse, und Schnäbel, wie die Kraniche. Ernst und Wegel verbargen sich an einer heimlichen Stelle, von der sie das ganze Haus übersehen konnten. Als Jene herbeigelommen waren, stiegen sie ab; der Herr derselben war reich geschmückt, und hatte die kostbarsten Edelsteine an seinen Kleidern; sein Hals aber war weiß, wie der Schnee. Hierauf kamen zwei Herren, welche eine Jungfrau führten. „Diese trug eine kostbare Krone, sie war schön gebildet, ihr Antlitz gab lichten Schein; doch war betrübt das Fräulein. Es war die Jungfrau hehr so schön, wie man sie nur wünschen konnte, von herrlicher Bildung; der thauigen Rose gleich waren ihre Wangen und ihr Mund, ihr Rinn minniglich stund, ihre Brauen braun, wie ihr Haar; ihre Augen licht und klar waren von Weinen geworden roth.“ Es hatte sie der BIRTH mit Gewalt dem König von Indien genommen, er hatte ihr den Vater und die Mutter getödtet, und wollte sie gegen ihren Willen zur Minne zwingen. Man führte sie in den reichen Saal, und setzte sie an eine Stelle, die man ihr bereitet hatte. „Der König ihr seinen Schnabel bot sehr oft an ihr Mändlein roth; da

begunde die minnigliche zu weinen innigliche.“ Der König merkte zwar an den Speisen, daß Fremde da gewesen seien, doch ließ er andere herbeiholen und nun setzten sich alle an die Tafel. Die Jungfrau aber aß nicht, so sehr sich der König bemühte, ihr Günst zu erweisen. Aber sie verstand seine Sprache nicht, sie raufte sich vor Schmerz das Haar vom Kopf und zerriß sich das Angesicht und flehte Gott um Erlösung aus der schrecklichen Noth. Nach der Tafel begann Sattenspiel und Tanz, und die Jungfrau mußte mit ihnen tanzen. Hierauf entließ der König alle Herren bis auf zwölf, und das Fräulein „mußte sondern seinen Dank mit dem schnäbelichten Mann an das schöne Bett gehen.“ Da erblickte ein Kämmerer die beiden Fremden: wie diese sich verrathen sahen, stürzten sie auf den Kämmerer und hieben ihn nieder. „Als sie sich aber dem Bette näherten, da eilten die Schnabelleute und fielen die Jungfrau an (sehr mich das betrüben kann); das verfluchte Schnabelvieh, die Schnäbel stachen alle in sie.“ Sie wäunten, daß jene von Judia ihnen gefolget wären und ihnen die Jungfrau wieder nehmen wollten. Die beiden Helden hieben zwar alle Kraniche nieder, bis auf einen, welcher entwischt und den andern zurief, daß ihr Herr erschlagen sei. Die Jungfrau war zwar auf den Tod verwundet; doch faßte sie ihre Kraft zusammen, dankte den Helden und erzählte ihnen, wie der böse Mann ihren Vater auf einer Reise überfallen, ihn getödtet, ihre Mutter ins Meer geworfen, auch ihren Bruder umgebracht und sie selbst geraubt habe. „So ist die Krone und das Land gefallen in meine Hand; das will ich Euch zu Lohne geben, helfet ihr mir von hinnen mit dem Leben!“ Doch war die Jungfrau so sehr verwundet, daß sie starb. — Hierauf schlugen sich die Beiden bis an das Thor durch, das sie jedoch verriegelt fanden, und es wäre ihnen übel ergangen, wenn sie nicht vom Schiffe her Hülfe bekommen hätten; aber auch mit dieser gelang es ihnen nur mit Noth, das Schiff zu erreichen. Zwar wurden viele Schnabelleute erschlagen, aber auch Ernst verlor fünfhundert von den Seinen. —

Die Helden fuhren nun wieder ab, und gelangten nach zwölf Tagen zum Magnetberg (s. das unten mitgetheilte Bruchstück), von welchem sie nicht wieder loskommen konnten. Da starben Alle Hungers bis auf sieben. Da die Todten von den Greifen weggetragen wurden, die sie ihren Jungen zur Speise brachten, gab Graf Wegel den Rath, sich in Häute einzunähen, und sich von den Greifen wegtragen zu lassen; Alle willigten ein, nur Einer, welcher sehr krank war, wollte lieber zurückbleiben. So ließen sich zuerst Ernst und Wegel, dann auch die vier andern wegführen. Sobald die Greife sie in ihr Nest gebracht hatten, schnitten sich die Helden aus den Häuten und verbargen sich in dem Walde. Dort lebten sie lange von Samen und Kräutern; sie konnten aber die Wildniß nicht verlassen, weil ein hohes Gebirg sie umschloß. Endlich kamen sie an ein Wasser, das mitten durch das Gebirge strömte; sie bauten sich ein Floß und fuhren durch die Wände des Berges. Auf der Fahrt erblickten sie einen prächtigen Edelstein, welchen Ernst mitnahm, um des Reiches Krone damit zu schmücken, wenn er wieder heimkäme. „Darin leuchtet er schön, was die fürwahr müssen gesehen, die ihn darin haben gesehen: der Waise ist er davon genannt, denn seines Gleichen

ward keiner mehr bekannt.“ *) Die Helden kamen glücklich durch das Felsenhor und stiegen dann aus; am dritten Tage gelangten sie in ein reiches Land, Arimaspy genannt, dessen Einwohner, die Cycropides, nur ein Auge hatten; sie wurden dort gut aufgenommen und dem König vorgestellt, der sie lieb gewann. Ein Jahr darauf geriethen die Cycropides in einen Krieg mit einem Volk „ungekalt und unsäße, die hießen Plattfüße: die liefen auf Bruch und auf Moos, wohin kommen mochte weder Mann noch Roß. Wenn es will Unwetter werden, so reden die Unwerthen die Füße auf, das ist ihre Sitte, und schirmen sich vor dem Wetter damit.“ Mit der Fremden Hülfe wurden sie vollständig besiegt; Ernst ward dafür mit einem Herzogthum, Wegel mit einer Grafschaft belohnt. Nach einiger Zeit ward Ernsts von einem Volke erzählt, „das war wunderbar gethan, die hatten Nichts an, als daß ihnen ganz um und um war der Leib behangen mit breiten Ohren und langen.“ Er zog gegen sie aus, besiegte sie und machte sie seinem Herrn dienstpflichtig. Dann vernahm er von einer Insel, Wicmy genannt, deren Einwohner nur Vögeleier aßen. Er ging mit sechzig Mann dahin, und ließ den König zu sich entbieten. Dieser erzählte ihm, daß sein Volk von Vögeln bedrängt werde, welche keine Früchte aufkommen ließen, und vor denen sie sich verbergen müßten. Auch waren diese Leute so klein, daß keiner dem Herzog Ernst bis an das Knie reichte. Dieser suchte die Vögel auf und tödtete deren eine große Menge, so daß die Kleinen darob sehr erfreut waren, und der König den Helden bat, als Herr bei ihnen zu bleiben, was dieser jedoch nicht annahm. Raum war er wieder in Arimaspy, als ein Riesenvolk im nahen Lande Kananea den König auffordern ließ, sich ihm zu unterwerfen und ihm Tribut zu geben. Ernst zog den Riesen entgegen, lockte sie in einen Wald, wo sie ihre mächtigen Stangen nicht brauchen konnten, erschlug ihrer viele, und nahm einen derselben gefangen (auch der übrigen seltsamen Menschen hatte er sich je zwei zu verschaffen gewußt).

Ernst war schon sechs Jahre in diesem Lande, als ein Schiff mit Mohnen dahin verschlagen wurde, welche mit Kaufmannswaaren zum heiligen Grabe ziehen wollten. Die Helden schifften sich mit ihren Schätzen und den Wundermenschen heimlich ein, und gelangten in das Land Abyan, dessen christlichem König sie ihre Hülfe gegen den heidnischen König von Babylon, den Vogt von Damask und den Fürsten von Galay anboten. Die Feinde wurden besiegt, und der König von Babylon versprach dem Herzoge Ernst, ihn nach Jerusalem zu geleiten. Dort opferten die Helden auf dem Grabe, und Ernst gab dem Probst der Tempelherren einen Theil der Wunder, die er aus fernem Lande mitgebracht. Er blieb ein Jahr lang daselbst und kämpfte gewaltig mit den Saragenen, deren er viele tödtete, so daß sein Ruhm bis in die deutschen Lande sich verbreitete. Auch Frau Adelheit hörte davon; es gelang ihr, den Kaiser zu besänftigen, worauf sie ihrem Sohne schrieb, er könne ungeschädet heimkehren. Ernst schiffte sich sogleich ein, stieg bei Bari an das Land und eilte nach Vabenberg, wo der Kaiser einen Hof hielt. Auf der Rutter Rath fiel er im Münster vor dem Kaiser demüthig auf

*) E. Walther von der Vogelweide S. 55. Nr. 2.

die Antie, der sich endlich auf Bitten der Fürsten bewegen ließ, ihm zu verzeihen. Es ward ein großes Fest veranstaltet; Ernst schenkte dem Kaiser den Mann mit den langen Ohren und den Zwerg; den Riesen befehlt er selbst und ließ ihn christlich taufen, dem Reiche aber schenkte er den Stein. Er erhielt sein Land wieder und Begeh seine Grafschaft. „Ernst nach Gottes Guldin warb; er bat, ehe er starb, daß man ihn zu Rosfeld begräbe, allda noch der Held nach Fürsten Recht begraben liegt. Da liegt auch, welche die Welt besiegt, seine Frau Irmengart: zu ihren Gnaden ist große Fahrt. Gott viel Zeichen durch sie thut; der gebe uns auch ein Ende gut. Amen!“

Der Ragnetberg und das Land Arimaspy.

- 3175 Frô fuoren die genenden,
die Gotes ellenden;
sie hâten wint, der was guot:
daz fröute wol der werden muot.
Ûf dem mer, als ich iu sage,
3180 sie sâhen an dem zwelften tage
ein grôzen stein, alsam ein berc,
dar under von kielen manic werc,
als sie diu fluot hât dar getragen;
die grôzen masboum hôch ûf ragen.
3185 Der berc sie wol erfrouwet hât:
sie wânten finden eine stat,
dar in in geschæhe guot gemach.
Ernst zuo sinen brudern sprach:
„Frôut iuch, friunde unt werden man!
3190 Got wil unser ruoche hân,
des gnâde uns hie nie verlie:
nû suln wir in der stat hie
diu mære genzliche ervarn,
wâ wir zuo Jêrusalêm varn;
3195 sint uns Got hât her geschafft,
wir haben noch guotes volle kraft,
daz wir etwaz hie verzern,
und uns mit guoter spise nern:
dise stete habent allen rât,
3200 swes der man gerunge hât:
dar nâch so sol man frâgen
und daz gelten ân betrâgen.“
Es steic des kielees verge
den masboum hin ze berge;
3205 do er den stein rehte ersach,
zuo den werden er dô sprach:
„Wir sin vil ûbel her gevarn,
Got müeze uns die sêle bewarn,
wir komen wider nimmer mër:
3210 der stein liget in dem labermer.
Vil wol verstên ich mich des,
er ist geheizen magnes.
Ouwê dirre bôssen vart!
Der stein ist von sulher art,
3215 daz manig mensche muoz beclagen:
swaz kiele mit isen sint beslagen,
die ziuhet er an sich mit gewalt;
dort stênt die masboum, als der walt,
die er an sich gezogen hât.
3220 Engestliche ez uns stât:
wir müezen alle daz leben
Gote alhie ze zinse geben;
wir suln umb die sêle trahen,
unser dinc gegen Gote ahten.“
3225 Dô sprach der herzog: guot:
„Wir suln wesen wol genuot;

- Got, der uns geschaffen hât,
swaz der mit uns ane gât,
des suln wir im genâde sagen,
3230 unt nimmer des an im verzagen,
ern behüete uns vor der helle nôd,
ligen wir in sinem dienste tôd;
ob wir daz erwerben,
sô mügen wir frölichen sterben!“
3235 Der kiel begonde gâhen
unt vaste dem steine nâhen;
sô kreftic er in ructe,
daz er mit hurte dructe
manegen kiel und den zebrach,
3240 unt vaste nâch in vallen sach,
wan sie verfühet wâren,
als sie vor manegen jâren
mit gewalte der magnet
vaste an sich gezogen het.
3245 Die masboum ûz den kielen
ûf der werden schif dâ vielen,
daz ez michel wunder was,
daz ieman dar ûf genas.
Dô der stein magnet
3250 den kiel an sich gezogen het,
dô riefen die marnære
mit unfrölicher swære:
„Ir herren, wizzet daz gewis,
daz hie unser abelibe is.
3255 Nû berichte sich ein ieglich man,
als er des vrumen welle hân,
an der sêle hin ze Gote,
und ahte, daz sin süezer bote
si diu unvollobete maget,
3260 Marjâ, an der nieman verzaget,
daz er an uns mache lîhte
unser sünde mit bihte,
und daz wir sô wert enpfâhen,
mit flîze suln wir des gâhen,
3265 sinen lichname unt sin bluot,
daz wir der helle sin behuot.
Des schîn bevâhet daz lebende brôt,
und doch wart gewaltic Got
unt vater, herre Jêsus Crist,
3270 eine in drin personen ist,
immer wesende âne ende,
durch sin selbes ellende,
daz der zarte durch uns leit:
der bedenke unser erbeit,
3275 daz diu für unser schulde stê
unde uns verber daz wernde wê.“
Ernst dô, der fürste, sprach:
„Ich enbin niht ûz durch gemach
komen, noch durch senftex leben,
3280 ich quam ûz, daz ich wolde geben
gemach umbe betrüebet gemüete
durch die Gotes güete;
durch in wil ich liden nôd,
der für min sünde leit den tôd,
8285 unt sin bluot vergozzen hât
umbe unser aller missetât.
Nâch des willen sullen wir
stên an unverzageter gir,
daz wir den tôd hie durch in nemen
3290 unt lân uns frölichen des gezemen.
Er dûhte mich ein tôre wesen,
der wolde hie für dort genesen.
Werden brudor, weset frô,
Got vater selbe sprichet sô:

- 3295 In mîme hûse ist ein tac
bezzet, wan al diu werlt gehaben mac!
Wir suln sin frô unde gemeit,
willec wesen des bereit,
daz wir ze der bihte gân
3300 und den hêren enpfân,
dâ mite diu sêle ist ernert,
swenne sie von diseme libe vert.“
Dô gie der edele werde man,
unt besuochte sinen capelân,
3305 dem er sin riuwec bihte tet;
dar nâch hiez er ze stet,
der sûeze fürste wise,
geben die lebenden spise,
Gotes lichname, daz gesegente brôt,
3310 daz guot ist vor der sêle nôt:
daz taten ouch williche
sin bruoder alle geliche.
Zuo Gotes rîche sie pflihten,
an den tût sie sich verrihten
3315 aller manne gelich;
alsô bereiten sie sich
zuo der himelischen var.
Sie wâren in eime muote gar,
daz sie iht von dannen kômen kunden:
3320 doch giengen sie under stunden
ûz in die alten kiel.
Dâ funden sie umâzen vil
hordes, der dar inne lac,
und des nieman enpfîac.
3325 Sie funden silber, gesteine, golt,
sie ne westen niht, was ez in solt,
harnasch, gewant, daz was nû fûl,
vil hienc an maneges kîeles sûl;
vil gebeines sunder âs
3330 aldâ in den kîelen was
von den, die ûf der gotesvar
der magnet hât gezogen dar,
âne die man warf in daz mer:
vil wart ir dâ der grîfen zer.
3335 Sûst wâren sie in grôzer nôt:
ir gewisser trôst was ir tût,
den sâhen sie vor in alle tage;
doch was daz der werden klage,
daz sie solden alsô verscheiden,
3340 daz sie mit den heiden
niht ze strite solden kômen:
daz in der trôst was benomen,
daz was den werden ungehabe.
Sô lange sie swebeten ûf der habe,
3345 daz in diu spise abe gienc,
der sterbe sie sô gar verfienc;
daz ir keiner genas,
biz noch Ernst selb sibende was.
[Der manege rîche rote
3350 gefrumet het vor Gote,
der gedâhte ie der var:
des frûnte sich der engel schar.
Swenn der sûnder sich bekêret,
in dem himel daz frûnde mêret;
3355 swenn der sûnder buoze enpfât,
unt treit die vor sin missetât,
sô hât frûndenrîchen schal
des himels gesinde ûber al.]
Als ie gelac ein bruoder tût,
3360 herzoge Ernst daz gebôt,
daz man in legte ûf des kîeles bort,
dann fuorten in die grîfen fort

- ir jungen zuo neste.
Wetzel, der muotes veste,
do er niht anders trôstes sach,
3365 ze sinem herren er dô sprach:
„Ich sage iu, swes ich habe gedâht,
dâ von wir hinnen werden brâht:
von den grîfen sô muoz daz geschehen.
3370 Herre, daz lâze ich iuch sehen:
Daz gefûgele ist sô gewent,
unt mit den tûten her gezemt;
nû warten wir biderben liute,
ob wir noch frische hiute
3375 in den kîelen vinden inder,
die gewesen sint merrinder:
dar inne lân wir uns vernân.
Ich wil iuch daz besehen lân:
als ich mich kan versinnen,
3380 wir kômen alsô von hiinnen.“
Ernst sprach: „Wes sûmen wir uns dan,
ir lieben bruoder unt lieben man?“
Sie giengen an den stunden,
dâ sie guote hiute funden:
3385 diz hete ein zage niht erdâht;
sie wurden für den fürsten brâht.
Waz touc vil rede umbe sust?
dar an ist niht, wan verlust:
swer kurze rede machet lanc,
3390 der sagent die wîsen kleinen danec.
Sie wurden under in drâte,
die werden, des ze râte,
daz under in die hêrsten
solden sin die êrsten.
3395 Dô legten die werden man
al ze mâle ir harnasch an,
ouch nâmen die helde wert
ir habe ein teil und ouch ir swert
unt machten ir mezzet scharf,
3400 dô Wetzel disen rât entwarf;
doch sie vorhten âer den tût
und die jâmerlichen nôt
und daz grôze ungemach,
daz einer an dem anderu sach.
3405 Als ich die rede vernomen hân,
Ernst unt Wetzel, sin man,
die wolden bi einander wesen,
ez giengne an sterben oder genesen.
Do sie sich legten ûf die hiute,
3410 unt man sie dar in versiute,
als ich iu dâ vor las,
niht mêr wan sibin ir was.
Der herzoge sprach den vûnfen zuo:
„Ich man iuch, lieben bruoder nuo,
3415 rehter triuwe, daz ir
iuch lâzet fûeren nâch mir.“
Die viere im gelobten daz:
den vûnften sulch unmaht besaz,
unt rehter siuche volliu nôt,
3420 der jach, er wolde ligen tût,
er enmûhte doch genesen niht.
Dô huop sich jâmerlich geschiht;
dô liez der fürste hêre
vil der zehere rêre,
3425 unde sprach: „Ô werder man,
habe ich ie leit dir getân,
daz soltu, herre, mir vergeben
durch Got und durch daz wære leben,
daz er dir behalden hât.“
3430 Ernst sich in kûssen bat:

- dâ mit die herren sorgen rich
mit grözem jâmer schieden sich.
Ûz truoc man die werden man,
unt legte sie ûf den bort sân;
3435 die herren niht lange lâgen dâ,
die grifen fuortens anders wâ
unde brâhtens irten jungen,
die vil mit iu rungen,
unt mohten ir niht gewinnen.
3440 Dise zwêne wâren bi sinnen:
ûz den hiuten sie sich sniten,
unt giengen in hûgelichen siten
under den vels in einen tan.
Zo Gote riefen die werden man,
3445 daz er sie bedæhte
und er in ir gesellen bræhte.
[Frowen Adelheit, der kûnigin,
gemûete mohte wol swære sin,
obe ir unsanfte troumte,
3450 daz ir wipheit ze sorgen zoumte
umbe ir lieben sunes nôt:
ir wiplich triuwe daz gebôt.]
Dô dise zwêne sâzen sô,
sie sâhen, daz sie wurden vrô,
3455 daz die grifen ze neste gâhten,
unde ir gesellen zwêne brâhten,
die sich ûz den hiuten nâmen
unt von den jungen quâmen
von dem velse hin nider
3460 ze Ernste ir herren sider.
Dô sie einander sâhen,
Gote sie lobes jâhen,
unt bâten sine gûete
mit rehter diemûete,
3465 daz er noch den zwein ellenden
sine helfe wolde senden,
unt sie bræhte ze einander.
Den trôst schiere vander,
Ernst und die sine,
3470 die getriuwen pilgerine;
dô sie von den zwein noch kôsten,
Got wolde sie dô trôsten,
sie sâhen aber die grifen kômen,
die hâten die zwêne ouch genomen,
3475 die sie ze spise gedâhten
ir kinden, den sie sie brâhten,
die von den wol quâmen dan
zuo den vieren in den tan.
Dô wurden sie einander vrô
3480 Ernst die lezsten frâgte dô;
er sprach: „Nû saget mir, lieben man,
wie habt ir unser brüoder lân,
den Gotes ellenden?“
Dô sprâchen die genenden:
3485 „Do wir alle wâren bereit
unt wurden ûf den bort geleit,
sulch jâmer wir nie bekorten,
als wir von ime hôrten.“
Sie sprâchen: „Ez muoz uns immer mê
3490 tuon von rehten schulden wê;
swenne wir an in gedanken
sô muoz uns sorge krenken:
sin meiste klage, die er het,
nâch iu, hêrre, er die tet.“
3495 Dô sprâchen gemeine die degen:
„Got mûeze siner sêle pflegen!
Der werde sæleclichen warp;
do der ellende starp,

- Cristô er die sêle gap,
3500 den kiel kôs er ein vûr ein grap.
Jêsu, hêrre, vater guot,
gib uns allen den muot,
daz wir nâch dinen hulden stegen
unt von den sündelichen wegen
3505 uns kêren unde vliehen
unt zuo dinen gnâden ziehen!
Wer dine wege mit wârheit bert,
eîâ, wie sæleclichen er vert!“
Lange in der wüestenuunge
3510 giengen die helden junge
in rehter einvalte
irre in dem walde,
brechene samen unde krût;
wâren sie ie gewesen trût,
3515 des was nû vergezzen:
diz was ir aller ezzen.
Der guote win ñz Kipperlant,
vergôz sich selten von ir hant:
der bluomen sie genozen,
3520 und der sifen, die dâ flozzen,
sô sie wolden trinken.
Galander, droschel unde vinken,
frôut sie der sang, die hât der walt
mit suezem dône manicvalt,
3525 und ander vogelin suezzer sanc:
doch was in die wile lanc.
Den weg sie mindert vunden,
den sie ñz kômen kunden:
ein gebirge gên den luften hôch
3530 die werden hêrren umbe zôch.
Dô sie in deme getwange
gewesen hâten lange,
unt nâch ir nar giengen,
ein wazzer sie verviengen.
3535 daz durch daz gebirge vlôz;
ez was lûter unde grôz,
dar ûz die wiganden
viengen mit ir handen
manegen grôzen, guoten visch,
3540 den sie verzerten âne tisch:
in was dâ holz niht tiur,
so sie sluogen ûf ir fiur,
sie mohten sieden unde brâten,
ob sie die bereitschaft hâten.
3545 Ich wæne, ir kochen war dô kurz,
si enhâten pfeffer noch die wurz,
da enwas ezzich, noch daz salz,
weder krapfe, noch daz smalz
von den werden manne
3550 selten lûte in der pfannen;
niht mer sie guotez hâten,
denne als sie mohten brâten.
• Dem wazzer sie allez volgeten nâch:
eines tages daz geschach,
3555 daz sie quâmen an einen vels grôz,
dâ daz wazzer durch vlôz
kreflic in dem getwenge:
gar snell waz ez in der enge.
Do der vûrste daz ersach,
3560 ze sinen brüodern er dâ sprach:
„Got wil an uns hie prisen
sin kraft unde wil uns wîsen
durch disen vels zuo lande.
Ei, werden wigande,
3565 wir kômen diz über ein,
wie wir diz wunder und den stein

und des wazzers vurt versuochen,
 waz ob unser Got wil ruochen,
 daz wir von siner grôzen maht
 3570 ze linten werden wider brâht,
 dâ unser leit noch zergât,
 Sie vielen alle an den râ, t,
 und jâhen, sie wolden des niht sparû,
 sie wolden durch den berc varû.
 3575 Dô bereiten sie vil balde
 an dem wazzer in dem walde
 ze rehte lanc unde grôz
 ein veste gebunden vloz,
 Do sie sâzen dar ûf,
 3580 gegen Gote was vlizeclîch ir ruof;
 mit irme leise sie gâben sûezen dôn
 unt sungen kyrrîe leison.
 Hin vluzzen die genenden
 gegen des steines wenden.
 3585 Ze Gote was all ir gebete
 daz er genâde an in tete;
 doch was ir geverte
 durch den stein gar herte.
 An die wende tete ir vloz
 3590 manegen angestlîchen stôz,
 der in ir frôude under sluoc:
 daz wazzer in vil snelle truoc.
 Sie sâhen an manegen enden
 beidersît den wenden
 3595 gezierde von gesteine,
 des die hêrren kleine
 zuo den geziten âhten:
 ûf den tôt sie traheten,
 den wânten sie gewissen hân:
 3600 iedoch half in Got von dan,
 daz in was zuo dem lîbe niht.
 Durch ein venster sie sâhen ein licht,
 daz bôt in ein edel stein,
 der klâr ûz der vinster schein.
 3605 Do den der herzoge ersach,
 zuo sinen bruodern er dô sprach:
 „Unt wære unser geverte
 noch eines alsô herte,
 dirre stein uns volgen sol,
 3610 er zîmt uns zu volgen wol.“
 Do er nâher dar zuo quam,
 sîn swert der ellenthafte nam,
 den stein stiez er her abe:
 er aht in san ûf grôze habe,
 3615 und daz der stein zæme,
 ob er wider quæme,
 in des riches krône:
 dar in er liuhtet schône,
 daz die vûr wâr mûezen jehen,
 3620 die in dar inne hân gesehen.
 Der wise ist er dâ von genant:
 ir wart nie keiner mêr bekant.
 [Wer niht rehte wil vervâhen
 die rede, unt wil sich verjâhen,
 3625 unt wil sie zeln zu einer lûge,
 unt ir niht wol gelouben mûge,
 der endarf mir des weisen niht
 umbe dise tât und die geschîht;
 wirt er die wârheit selber spehen,
 3630 und die geloubigen sehen,
 den wise ich hin ze Babenberc,
 dâ er des herzogen werc
 vindet in den buochen
 ûf dem tuome, wil er sie suochen.]

3635 Do in Got gehâlf hervor
 mit gnâden vor des velses tor,
 dô stiezen die wigande
 von dem wazzer zuo dem lande:
 sie dûhte, sie wæren nu genesen,
 3640 unde grôzer sorgen entwesen.
 Got hête in geholfen wol,
 wan sie ungefüegen zol
 hâten ûf den unden
 gegeben von ir friunden.
 3645 [Got wolde ir leit verbern,
 des danken wir dem herrn,
 daz er die wil helfe wern,
 die siner gnâde helfe gern.
 Ernst sich genâden an im ersach,
 3650 des willen nie an im gebrach,
 dar umbe in Got von sorgen lôt.
 Diz ist uns ein sûezer trôst:
 wer zuo im helfe unde râ,
 suochet, daz er den niht verlât.
 3655 Alsô geschach dem herzogen hie
 nâch siner ger; ich sage iu, wie
 daz der werde wigant
 in enelende helfe vant.]
 Sie wæren vrô nâch leide;
 3660 über eine breite heide
 quâmen sie in einen walt;
 dâ durch strichen die helden balt
 nâch dem liute, ich iu sage.
 Sie quâmen an dem dritten tage
 3665 in ein gar riches lant,
 Árimaspi ist ez genant.
 Frôuwen sie sich des begunden,
 wol erbûwet sie ez vunden.
 Daz volc ist wunderlîch getân:
 3670 niht mêr, wan ein ouge sie hân
 hôch ûf gegen dem hirne
 oben an der stîrne,
 Cycrôpidês sint sie genant,
 glich gestirnet allentsant,
 3675 ez si man oder wip:
 sie hân alle starken lip.
 Ein burc in nâhen lac,
 die grôzer schenheit pfîac,
 dar zuo ein breite strâze gienc,
 3680 die Ernst mit den sinen vienc.
 Do sie vor daz schône werc
 wæren komen an den berc,
 der wirt was gegangen vor
 in kurzwile vor daz tor.
 3685 Do er die geste komen sach,
 wie gûetlîch er in zuo sprach!
 Er enpfîenc sie zûhtecliche.
 Er was ein grâve riche.
 Siner sprachte sie niht vernâmen:
 3690 vor ime sie sêre erquâmen.
 Der wirt mit milde gepriest
 sie selber in die burc wiset,
 er schuof in allen den gemach,
 der lieben gesten ie geschach,
 3695 mit trinken und mit ezzen.
 Ouch enwart des niht vergezzen:
 der ungestalt und doch der gehiure
 mit manegem pfellel tiure
 beriet die wigande:
 3700 daz sûten sie zuo gewande.
 Er schuof in guot geræte;
 allez, des er hête,

- des bat er sie gewaltic sin.
 Er gebôt rittern unde knechten sin,
 3705 sie solden in under tân wesen,
 als lieb in wære ir genesen.
 Ez wart erfüllet, des er gert:
 sie wâren dem volke gemeine wert:
 arm unde riche
 3710 hâten sie geliche
 unde tâten, waz sie wolden,
 als sie von gebôt solden.
 Eines tages ez geschach,
 der künec gebôt unde sprach
 3715 einen hof, daz dar zuo quæmen
 alle, die in vernæmen,
 die in sime lande wæren,
 und den hof verbæren,
 grôzen zorn sie lîten,
 3720 welhe daz vermiten.
 Sus wurden boten gesant
 allenthalben in die lant;
 die hêrren suchten vaste zuo.
 Ernstes wirt, der grâve, nuo
 3725 ouch ze hove gâhte:
 sine gest er mit im brâhte,
 die daz lantvolc geliche
 dûhte wesen wunderliche.
 Dem künige sie brâhten mære,
 3730 daz der grâve komen wære,
 und hæte liute mit im brâht,
 daz nieman ir art und ir aht
 erkente, wannen sie kômen dar:
 des næme sie alle wunder gar.
 3735 Nu hiez des landes hêrre sân
 boten nâch dem grâven gân,
 daz er zuo im quæme
 unt sine geste mit im næme.
 Der grâve tete nâch sinem gebot;
 3740 er quam mit siner werden rot:
 dô wart ein michel schouwen
 von hêrren unt von frouwen;
 doch wurden sie empfangen wol,
 als man werde geste enpfân sol.
 3745 Mit in was grôz sin schallen
 gegen den hêrren allen.
 Ir barnasch liezen sie tragen dar:
 des nâmen sie mit vlîze wâr,
 daz hâten sie besunder
 3750 alle für ein wunder.
 Der künec, der viel den grâven an,
 daz er im gebe die werden man:
 der grâve williclichen tete
 sines lieben hêrren bete,
 3755 er gap im die genenden.
 Dô hiez der künec senden
 an der selben zit
 nach eime râvit;
 daz brâht man wol gezieret.
 3760 Daz nam Ernst wol gevieret;
 ûf ez er snelleclîchen saz
 und ims ze rehten verten maz.
 Sin was vrô der helt gemeit;
 nâch ritters reht er ez bereit:
 3765 daz der künec gerne sach.
 Zuo sinem kamerære er sprach,
 daz er über al den gasten
 gewünne ors die besten
 an sterke, an snellem loufe,
 3770 als er sie funde ze koufe:

swaz sie haben solden,
 und allez, daz sie wolden,
 daz solt er gewinnen gar.
 Der kamerære sin niht verbar,

- 3775 er tet ez willicliche:
 sin hêrre wâs gar riche,
 guotes hâte er michel kraft.
 Mit den hêrren wirtschaft
 hâte er siben tage dô:

- 3780 die hêrren schieden von im vrô.
 Bi dem künige beleip der degen
 mit den sinen; er hiez ir pflegen
 ze wunsche nâch irs herzen ger,
 swaz man irs willen wær.

Drendel.

Noch viel entschiedener, als im Herzog Ernst, ist im Gedicht, welches unter dem Namen Drendel bekannt ist, die ursprünglich deutsche Sage verwischt, und mit ausgesprochener Absicht auf die Legende übergetragen, in welche sie ganz aufgeht, so daß nur noch leise Spuren derselben zu bemerken sind. Wie die unmittelbar vorherbesprochenen Dichtungen ist Drendel nur noch in einer Uebersetzung aus dem vierzehnten Jahrhundert vorhanden, doch gehört auch dieses Gedicht seinem Ursprunge nach in das zwölfte, wo die in so hohem Grade erregte Theilnahme an den Schicksalen des heiligen Grabes und an allem demjenigen, was damit in Verbindung stand, sich in jeder Weise vordrängte und sich in jeder möglichen Gestaltung zeigte. Der Verfasser des Gedichts war höchstwahrscheinlich ein Geistlicher, der etwa selbst als Pilgrim im Vorgebirge gewesen sein mochte; wenigstens ist kaum denkbar, daß ein Late die altheimische Sage so ganz in das Gebiet der Legende gezogen haben würde, als es in dem Gedichte geschieht. Dieses gehört übrigens in Sprache und Darstellung zu den weniger bedeutenden dieses Abschnittes, weshalb wir uns auch begnügen, einen ganz gedrängten Ueberblick seines Inhalts zu geben, und einen kleineren Abschnitt aus demselben mitzutheilen.

Der Rock, in welchem Christus starb, war aus dem Haar eines schönen Lammes von der heiligen Jungfrau selbst gesponnen und von St. Helena gewirkt (und nicht genähet). Nach Christi Tod erhielt ihn ein alter Jude von König Herodes zum Geschenk, er wusch ihn, um ihn vom Blut zu reinigen, aber dieses konnte nicht weggebracht werden. Daher verschloß der Jude den Rock in einen steinernen Sarg und warf ihn ins Meer. Da kam ein Siren, der brach den Sarg auf und der graue Rock schwamm in den Fluthen, bis er an den Strand getrieben wurde, wo er acht Jahre lang unter der Erde verborgen lag. Nun fand ihn ein armer Baller (er hieß Tragemund, und ihm waren zwei und siebenzig Königsreiche kund); als er aber am unvertilgbaren Blute den Rock als den des Heilands erkannte, den kein Sünder tragen dürfe, warf er ihn ins Meer, wo ihn ein Wallfisch verschlang, der ihn acht Jahre lang in sich herumtrug. Nun lebte aber zu Trier an der Mosel ein mächtiger König, Namens Cypel, dessen Sohn Drendel im 14. Jahre den Ritterschlag empfing, worauf er seinen Vater um ein ihm geziemendes Weib bat. Dieser nannte ihm die Königin Breide, die Herrin des heiligen Grabes, wohin der junge Drendel mit 72 Schiffen und großer Mannschaft abfuhr. Schon sah man das heilige

Grab, als alle 72 Schiffe durch einen heftigen Sturm versanken, und Drendel allein auf den Strand geworfen wurde. Er verdingte sich zu einem Fischer, dem er nebst einer ungeheuren Menge anderer Fische auch den Wallfisch fing, der den Rock verschlungen hatte. Der Fischer schnitt den Fisch auf und fand den Rock, den Drendel erkaufte; denn bis dahin war er nackt gewesen. Damit er ihn erkaufen könnte, hatte ihm Maria durch den Engel Gabriel die 30 Goldstücke gesandt, um welche Christus verkauft worden war, und ihm zugleich verkündigte, daß er in dem grauen Rock, wie in undurchdringlicher Rüstung, gegen die Heiden kämpfen solle. Als er ihn anlegte, ward er wie neu. Nun ging er fort, das heilige Grab aufzusuchen. In Jerusalem machte er sich durch seine Tapferkeit bekannt und besonders gewann ihn die Königin lieb. Aus Haß gegen dieselbe trachteten ihm die Tempelherren nach dem Leben, und schickten einen mächtigen Riesen gegen ihn, den aber Drendel erschlug, worauf ihm die Königin Gruß und Ruß bot, als dem, den Gottes Stimme ihr zum Herrn und König von Jerusalem verkündigt habe. Bald darauf erschien der Riese Iberian mit 14,000 Heiden vor Jerusalem und verlangte die Auslieferung des „Grauen Rockes“, wie Drendel jetzt immer hieß, widrigenfalls er das heilige Grab zerstören würde. Die Königin Breide ließ dem Heiden das Schwert Davids geben, und nun zog er allein gegen die Heiden. Doch schickte ihm Gott drei Engel, mit deren Hilfe er den Riesen erschlug und dessen Heer nach allen Richtungen zerstreute. Als er nach Jerusalem zurückkam, ging ihm die Königin entgegen und bewillkommnete ihn als ihren Herrn und Gemahl. Sie ließ ihn königlich schmücken und ein Mahl bereiten; als sie aber das Hochzeitbette besteigen wollten, erschien ein Engel und verbot ihm auf neun Jahre die Minne mit der Königin, welchem Gebote er zu gehorchen schwur. Nach sechs Wochen erschien der Riese Pellian mit 16,000 Heiden vor Jerusalem; Drendel zog ihnen entgegen; Anfangs glücklich ward er von tausend Heiden umringt. Als die Königin dies vernahm, rüstete sie sich, sprengte hinaus zum Jordan, und ihrer Tapferkeit gelang es, den geliebten Heiden aus der Noth zu befreien; beide erschlugen Alles, was ihr Arm erlangen mochte. Auf dem Rückweg gab sich Drendel zu erkennen, worüber sich Breide höchlich freute. Bald darauf kam auch der Fischer Eise nach Jerusalem, und Drendel hieß ihn Ruder und Garu aufgeben und fortan das heilige Grab bewachen, was dieser freudig that. Hierauf beginnen neue Heerfahrten gegen die Heiden. Bei der Belagerung von Westmal wird der Graurock gefangen, worüber Breide beinahe verzweifelt, bis endlich nach zwei und einem halben Jahre der Zwerg Alban sich anbietet, sie zum Graurock zu führen. Er versucht Verrath, und schließt sie zum Graurock in das Gefängniß, doch zwingt ihn ein Engel, beide zu befreien. Bald darauf ward die Burg genommen, und sie zogen siegreich heim. Nach neuen glücklichen Kämpfen gegen die Könige von Babylon wollten die Heiden Hochzeit halten, als Drendel von einem Engel aufgefordert wurde, nach Erier zu ziehen, wo sein Vater von den Heiden belagert wurde. Er gehorcht dem Rufe; ihm folgen die Königin, Meister Eise und dessen Söhne nebst vielen Andern. Sie landeten zu Bare, zogen durch Apy-

lien nach Rom, durch Belschland nach Mey, und bald darauf nach Erier, wo sich die Heiden ohne Kampf taufen ließen und Drendels Eltern ihn herzlich empfingen. Hier träumte es der Königin, daß das heilige Grab verloren sei; sogleich eilt Drendel mit den Seinigen dahin zurück, läßt aber auf des Engels Gebot den heiligen Rock in Erier, der in einen steinernen Sarg eingeschlossen wird. Von Aiders aus geht Frau Breide allein in Pilgerstracht nach Jerusalem, wird aber erkannt und gefangen; Drendel und Eise machen sich auf, sie zu befreien, gerathen aber selbst in Gefangenschaft. Da wird ihr Heer durch ein Bunder davon benachrichtigt, es zieht vor die Burg, erstürmt sie, und die Gefangenen werden erlöst. Als sich endlich nach vollendeter Befreiung des heiligen Grabes Drendel mit Breide vermählen will, verbietet es ihnen der Engel für immer und verkündet beiden nach einem halben Jahr und zwei Tagen den seligen Tod. Sie entsagen nun der Welt und mit ihnen der getreue Herzog Eise, und am bestimmten Tage führten sie die Engel zu Gott in das Himmelreich.

Drendel und der Riese Metwin.

- Do die tempelherren hörten das,
daz der bote kumen was,
durh der edel künigin nit
si rettent dem hern uf den lip.
1205 Die surganten niht lenger twälten,
boten sie in diu lant santen
nach eime risen vreissam,
vor dem mohte lebendig niht bestän.
Der rise was Metwin genant,
1210 unt was der heiden kempe uber daz laut.
Ich wil ez iu namelichen sagen:
iu mohte deheiu ros nie getragen;
daz sin ros sollte sin,
daz sol iu wol werden schin:
1215 daz was ein helfant junge,
er gienc sô wol zu sprunge.
Der rise quam dô mit sizze,
sin gedeck was von silber wizze
unt gienc dem helfant uf den fuoz.
1220 Sit man den risen priszen muoz,
sô vuort er vornân uf der hant
ein cluogen schiltes rant,
der was gezieret unz uf erden;
in der mitten was er berlin;
1225 uf dem schilt vor der hant
schein maneger liechter jochant;
smâragde unt manec liechter rubin,
die gâben dô vil liechten schin.
Dô was daz edel gestein,
1230 beide, grôz unde klein
wâren golt sellen über zogen;
dar under stuont gar schön gebogen
die sunne und ouch der mâne;
die fuorte der rise schône.
1235 Dar zuo fuort er an sinem libe
ein keiserlich gesmide;
dar zuo fuort er einen helm,
der vil stolze degen snel
mit niunzehen ecken,
1240 den fuorte der selbe recke:
der was sô wol umfangan
mit vier guldin stangen,
wâren meisterliche hunchstaben
schône und hovelich ergraben;

- 1245 dar uf swebete alsô schöne
eine guldine krône,
dar in was gegozzen ein linde,
die schönsten sô man si mac finden,
von schönem rôtem golde,
1250 als si der rise fuoren wolte.
An der linden was manlic bletelin,
an ieglichem swebete ein guldin vogellin;
dô was mit zouber geworht dar in
ein blâsbalo mit sehs rôren guldiu.
1255 Swenne der rise den blâsbalo twanc,
dô hôrte man der vögel sanc
reht, als ob sie lebeten
und in den lûften swebeten.
In die linden was geworht ein rat,
1260 also uns daz buoch noch saget,
mit tusent guldiner schellen vin,
was mohte kluoger dô gesin!
Wenn der wint von dem blâzbalo wat,
und daz rat umbe trat,
1265 und die schellen klungen
und die vögelin sungen,
wer dô aller seiten spil gesin dar an,
si kunden der stimm niht gelichet hân.
Under der linden ouch gestrecket lac
1270 ein lewe und ein track,
ein ber und ouch ein eberswin:
was mohte kluoger dô gesin?
Dar an stuont der wilde man,
für wâr ich in daz sagen kan,
1275 von golde, rehte als er lebte
und gên den lûften strebte.
Der rise was Metwin genant,
er vuorte ein sper vier klafter lanc;
er quam geritten uf den hof.
1280 Daz tiusche buoch seit uns noch,
beide, ritter unde frouwen,
die begunden in schouwen.
Er quam wûnneclîch gevâr,
er kunde ouch keiserlîch gebâr;
1285 dô sprach Metwin, der wigant,
also uns daz buoch tuot bekant:
„Wâ ist nu der grâwe roc?
daz saget mir durch Got!“
Dô sprach der heiden Mercian,
1290 also wirz an dem buoche hân:
„Schouwent, wâ er her ritet
uf miner hôhen râvite:
er vûert niht anders zwâr
dan einen roc, der ist grâ.
1295 Er ist ein kern, dirre man,
vor ime kan lebendîc nieman stân.
Nu halt bi dir din sinne:
du kanst in durch den roc niht gewinnen!“
Er sprach: „Ichu weiz, waz er wolde,
1300 oder waz ich hie tuon solde.
Sol ich vehten mit eime nackten man,
des muoz ich iemer schande hân;
ich nim in under die arme min,
des sülent ir wol sicher sin,
1305 in sende in zuo den stunden
zuo des tiefen meres grunde!“
Dô sprach der Grâwe Roc:
„Daz sag ich in ân allen spot,
sô het ich ein vil guot gemiete
1310 ob ich dir daz nu vertrûege.
Nu mere, trût geselle,
was ich dir sagen welle:
nu kêr, degen, balde
gegen dem hôhen walde;
1315 dô gât sich ein geriute,
dô ernur uns kleinen lûte!“
Den risen begreif sin grimmer zorn,
sin ros begreif er mit beiden sporn,
mit kreften schutte er sinen schaft
1320 und reit mit ganzer kraft.
Der heiden sich ermante,
an den Grâwen Roc er dô rante,
er gap im mit kreften einen stôz,
des er sit gar wenic genôz.
1325 Der Grâwe Roc dô kûme gesaz,
gar schier vergalt er ime daz:
do der Grâve Roc, der degen biderbe,
spranc vil bald her widere,
und er ouch nie kein wort gesprach;
1330 mit zorn er uf den risen stach.
Sie erbeizeten nider uf den plan,
die stolzen degen lobesam;
dô schârteten sich die hêren
mit sô harte grôzen êren;
1335 in wart ze stechen alsô nôt,
ieglicher dem ander sin sper bôt.
Der Grâwe Roc, der wigant,
âne stecreif er in den satel spranc.
„Stich frôlich!“ sprach der Grâwe Roc,
1340 er spranc frôlich uf den tempel hof,
daz er nie kein wort gesprach:
mit zorn er uf den risen stach,
daz er dô muoste vallen
mit helfant unt mit allen,
1345 und er ouch è tût was,
è er quam nider in daz gras.
Do die surganten daz ersâhen,
kreftic dô ir jâmer was.
Dô sprach der Grâwe Roc:
1350 „Ir hêren, swigent durch Got,
er ist gar sêze entslafen
mit sinen kluogen wâfen!“
Er sprach: „Nu stant uf, trût kint,
unt bint din mer rint,
1355 daz ez dir niht entloufet:
anders du hâst ez ân pfenninc verkoufet!“
Der Grâwe Roc, der wigant,
er greif den risen in dem helm ze hant,
er zôch in über den tempel hof
alsô uns daz buoch seit noch;
1360 er sprach: „Wâ ist die farnde diet,
die unser trehtin ie beriet?
Die nement hie diz freislich tier,
daz ich hân gevangen schier
und die vil selten wunne,
1365 die ich hie hân gewonnen.“
Des wart die farnde diet sô frô,
vil lûte schaltent si alle dô,
unde quâmen geloufen uf den wal,
si schouweten den risen über al;
1370 si hetten in schier entbunden
in den selben stunden
von allem dem gesmide,
daz der rise vuorte an sim libe,
1375 si truogent ez bald hin zuo dem win,
unt vertrunken ez, sô ez tiurest mohte sin;
si sprâchen alle geliche:
„Nu wol her, arm unde rîche,
die mit uns wellent ezzen unde trinken,
1380 die sülnt her zu uns sinken!“

Daz hân wir von dem Grâwen Roc,
daz sag ich iu an allen spot:
daz vergelt im Got der guote,
unde Mariâ, sin liebe muoter!“
1385 Dô die surganten daz ersâhen,
krestic dô ir jâmer was.

St. Oswald.

Im zwölften Jahrhundert von einem Unbekannten verfaßt, ward „Sant Oswaldes Leben“ im vierzehnten Jahrhundert von zwei verschiedenen ebenfalls unbekannt gebliebenen Dichtern überarbeitet und zum Theil mit Zusätzen vermehrt, welche jedoch dem Werte nicht eben zum Vortheil gereichen. Die eine dieser Uebearbeitungen scheint jedoch älter zu sein, und zugleich der früheren Gestalt näher zu stehen, als die andere, weshalb wir auch diese unserer Besprechung zu Grunde legen. So unvollkommen Versbau und Reim auch sind, so viele Unbeholfenheiten auch in der Sprache sich kund geben, so ist die Darstellung im Ganzen weit lebendiger und geistreicher, als in den vorhergehenden Dichtungen, und namentlich zieht sich ein heiterer Humor durch das Ganze, der zu der trockenen und steifen Darstellung anderer Gedichte einen höchst erfreulichen Gegensatz macht. Während in den oben besprochenen Dichtungen die ursprünglich deutsche Sage als der Ausgangspunkt betrachtet werden mußte, welche dann durch verschiedenartige, meist fremde und in das Wunderbare spielende Zusätze erweitert und zum Theil auch verwischt worden war, scheint in dem Leben des heiligen Oswald eine ganz entgegengesetzte Entwicklung angenommen werden zu müssen, indem hier die Legende, welche durch die Christenbekehrer von England nach Deutschland gebracht und im Laufe der Zeiten weiter ausgebildet und mit ursprünglich deutschen Sagen vermischt worden war, als der Mittelpunkt der Dichtung erscheint. Weil das Gedicht aber die ursprüngliche Legende im Wunderbaren noch überbietet, will man darin einen offenbaren Spott auf die Uebertreibungen der Legenden überhaupt erblicken; es ist dies aber wohl kaum eine richtige Voraussetzung, denn mögen die Stellen, auf welche sich dieselbe gründet, schon vom ersten Dichter (v. h. aus dem 12. Jahrhundert) oder erst vom späteren Uebararbeiter (also aus dem vierzehnten) herrühren, so läßt sich eine solche Verspottung der von der Kirche überlieferten Heiligengeschichten in jenen Zeiten doch gar nicht denken; und wenn das Gedicht die Wunder der Legende allerdings noch sehr überbietet, so muß man dies einerseits aus der damals herrschenden Sucht, Alles in das Gewand des Wunderbaren einzukleiden, andrerseits aber auch den der Legende beigemischten Elementen aus deutschen Sagen erklären, welche ja selbst aus dem Glauben am Wunderbaren hervorgegangen waren. Vielleicht hat die eigenthümliche Erscheinung des Raben zu der angegebenen Vermuthung geführt; allein da der Rabe, wie der Herausgeber des Gedichts (L. Ettmüller) sehr richtig bemerkt, durchaus die Natur der in andern Dichtungen vorkommenden Zwerge hat, und der christliche Dichter wahrscheinlich den Zwerg der alten Sage aus religiösen Rücksichten in einen Raben verwandelt hat, so fällt die Meinung, als ob der Rabe eine ironische Uebertreibung der Wunder in den Legenden sein solle,

von selbst weg. Wie sehr es aber dem Dichter mit den dargestellten Wundern Ernst war, geht aus dem Inhalte des Gedichts selbst deutlich hervor.

Oswald, König in England, verwaistete früh und hatte Vieles zu dulden; sein größter Kummer aber war, daß er keine Frau hatte. Seine Diensleute bemühten sich vergebens, eine seiner würdige Jungfrau ausfindig zu machen, bis endlich der Pilgrim Warmund *) an den Hof kommt und ihm die schöne Pamige, die Tochter des Königs Aaron, vorschlägt. Dies findet Beifall, doch will Niemand der Bote sein, weil der grimme Heide jedem Werber und jedem Boten den Kopf abschlägt, weil er selbst, wenn ihm einst seine alte „Heidenin“ stirbt, seine Tochter zur Frau nehmen will. Aus dieser Verlegenheit hilft Warmund, indem er vorschlägt, den Raben, welchen der König erzogen habe, als Boten an den König abzusenden. Der Rabe, der auf einem hohen Thurme saß, kam auf Gottes Befehl herbeigeflogen, und siehe, zu derselben Stunde konnte er alle Sprachen wohl reden. Er willigte ein, die Botschaft zu übernehmen, doch nur unter der Bedingung, daß König Oswald ihm sein Gefieder mit Golde beschlagen lasse. Dies geschah; Oswald ließ durch seinen Schreiber einen Brief an die Jungfrau schreiben, siegelte ihn mit seinem Siegel zu, knüpfte ihn dem Raben an das Gefieder und fügte einen goldenen Ring hinzu, den er an einer seidenen Schnur befestigte. Als der Rabe zehn Tage, ohne zu essen und zu trinken, geflogen war, ließ er sich auf einem hohen Felsen nieder, der aus dem Meere emporstieg, und erhaschte einen Fisch, den er fröhlich zu verzehren begann. Nun aber kam ein wildes Meerweib, das ihn in die Tiefe des Meeres hinabzog; doch wußte er sich durch eine glücklich erdachte List wieder zu befreien (1). Er gelangte bald darauf an König Aarons Hof, als dieser eben zu Tische ging. Nachdem er sich vom König sein Leben durch einen Eid hatte versichern lassen, brachte er seine Werbung vor. Ueber dieselbe ergrimmt, ließ der König Thüren und Fenster schließen und den Raben fangen, welcher eben gevangen werden sollte, als Pamige erschien und sich denselben zum Geschenk erbat. Da der König sich nicht wollte bewegen lassen, droht sie ihm, daß sie mit einem „Spielmann“ aus dem Lande fliehen wolle, worauf er ihr den Raben überläßt. Sie nimmt ihn in ihr Kämmerlein und pflegt ihn auf das Allerbeste, nimmt ihm das Schreiben und den Ring ab, und gibt ihm einen Brief und einen andern Ring für den König Oswald, den sie auffordert, mit Geeresmacht zu kommen, um sie zu gewinnen. Auf dem Rückweg verliert der Rabe während eines großen Sturms den Ring der Königin, der in das Meer fällt. Als er darüber verzweifeln in Klagen ausbricht, hört ihn ein Einsiedler, der auf einem einsamen Felsen im Meere lebte; dieser erbarmt sich des Raben, und auf sein Gebot kommt ein Fisch geschwommen, der das Ringlein in seinem Munde trägt (2). Nun flog der Rabe weiter und kam glück-

*) Dieselbe Personifikation des Pilgers und späterhin der fahrenden Leute, welche sonst (z. B. im Drenkel, S. 275 und im oben S. 162 mitgetheilten Riede) Tragemund oder Traugemund genannt wird: Daher heißt es von Warmund im Gedichte von St. Oswald (S. 195 ff.):

„Im kam af sinen hof gegân
ein edeler bilgerin wolgetân,
der was geheizen Warmunt:
zwei unt sibenzic lant wâren im kunt.“

lich in England an. Oswald rüstete sogleich und zog auf zwei und siebenzig Schiffen nach dem Lande seiner Brant. Er hatte aber vergessen, den Raben mitzunehmen, so sehr es ihm auch die Jungfrau eingeschärft hatte; dagegen hatte er einen Hirschen, der siebenzehn Jahre auf dem Hofe erzogen worden, mitgenommen, und so kam er in große Noth; da erbarmte sich Gott seiner und ein Engel wurde abgesendet, den Raben zu holen. Dieser aber war böse darüber, daß man ihn vergessen und statt seiner den Hirschen mitgenommen hatte, noch mehr zürnte er, weil seit des Königs Abreise ihn Noth und Kellner vernachlässigt und ihn gezwungen hätten, mit den Hunden zu essen; er wollte daher dem König nicht eher beistehen, als bis ihm dieser verspreche, jene an den Galgen hängen zu lassen. Oswald beschwichtigt ihn (3). Durch seine Hülfe gelingt es dem König, der sich als Goldschmied vor die Burg legt und einen künstlichen goldenen Hirsch laufen läßt, die Jungfrau zu entführen, während Aaron dem Hirschen nachfolgt. Als dieser den Betrug gewahr wird, eilt er mit einem großen Heere dem Raube nach, und erreicht ihn auf einem Eilande mitten im Meere. In der höchsten Noth thut Oswald das Gelübde, daß, wenn ihn Gott aus der Gefahr erlöse, er jede Bitte gewähren wolle, die man in Gottes Namen an ihn richten würde. Es kommt zur Schlacht; alle Heiden werden erschlagen, nur Aaron bleibt am Leben, der dem König Oswald verspricht, sich taufen zu lassen, wenn er ihn von der größern Macht seines Gottes überzeuge. Oswald erweckt alle gefallenen Heiden vom Tode; da will Aaron mit ihnen den Kampf nochmals beginnen, diese weigern sich jedoch, weil sie unterdessen in der Hölle gewesen waren, und verlangen nach der Taufe und auch Aaron unterzieht sich derselben. Den anferstandenen Heiden verkündigt Oswald, daß sie alle binnen einem Jahre wieder sterben würden; da sie aber lieber sogleich sterben wollen, wird ihr Wunsch auf Oswalds Gebet erhört. Darauf zieht dieser mit all den Seintgen, seiner Brant und deren Vater nach England, wo er sogleich ein großes Fest zur Feier seiner Vermählung veranstalten läßt, zu welchem alle Arme des Königreichs gerufen werden. Während Oswald mit der Königin und den Großen des Reichs an der Tafel sitzt, erscheint der Heiland in der Gestalt eines Pilgrims und verlangt vom König im Namen Gottes sein Königreich und sein Weib. Dieser, an sein Gelübde sich erinnernd, übergibt dem Pilgrim seine Krone und seine Gemahlin, tauscht mit ihm die Kleider und entfernt sich traurig. Da ruft ihn der Pilgrim zurück, gibt sich zu erkennen, stellt ihm Krone und Gemahlin zurück, kündigt aber beiden an, daß sie nach zwei Jahren sterben würden, befiehlt ihnen, von nun an alle Weltfreunden zu meiden, und verschwindet. Oswald und seine Gemahlin folgen der Ermahnung und sterben in der ihnen verkündigten Zeit.

1. Der Rabe und das Meerweib.

Da mit vlouc der edel rabe
mer unt lant unz an den zehenten tac.
An dem zehenden tage se nöne,
dō ewebter obe dem mere schöne;
625 der rabe vlouc dō mit ären
in dem dienste sinēs lieben hēren:
er vlouc, unz im sin kraft entweich,
und in ein grōziu müede ersleich.

Sin kraft was im entwichen,
630 in hete diu müede erslichen:
daz ne lāt luch niht wunder dunken,
er vlouc unz an den zehenden tac ungezzen
und untrunken.

Er was gevlogen vaste,
unde hæte ouch gerne gerastet;
635 uf einen höhen stein er saz,
der üz dem wilden mer gewahsen was.
In hete diu müede und der hunger überkomen,
unde im sin leben nāhen benomen,
daz er neheine vrōude niht an kunde haben;
640 er begunde vaste trūren unde klagen:
des raben klage, diu was grōz.
Ein visch hin zuo dem steine vlōz;
dō der rabe den visch erblicket,
von vrōuden er dō erschricket.

645 Sin gevidere er erswanc;
nāch dem vische stuont im sin gedanc;
dem raben ez vil wol ergienc,
daz er den visch schiere gevienc,
er vuortin uf den höhen stein:
650 Gotes helfe dā wol erschein.
Aller siner nōt er hete vergezzen,
den visch begunder vrōlichen ezzen.
Ein wildez merwip in ersach,
dā von mēret sich sin ungemach.

655 Daz selbe merwip,
diu gienc im nāch lange zit;
dem raben ez niht wol ergienc,
daz si in bi den vūezen vienc.
Si vuort in bi der selben stunt
660 hin in des meres grunt.
Do er nū in daz mer was komen,
und daz die andern heten vernomen,
dō begundens alle her nāch im gāheu,
und in gar wīrdencliche enpfāhen.

665 Diu in an daz mer hāte brāht,
der was vrōude mit im erdāht;
diu sprach: „Luoget, lieben gespieln min,
daz mac wol ein engel sin,
wān der himelische heilant,
670 der hāt in uns her gesant:
durch den himelischen vūrsten hēre
sūln wir im erbiēten grōze ēre.“
Dō sprach ein ander merwip:
„Die rede lāz beliben,

675 wān ez ne mac kein engel sin,
daz habe uf die triuwe min:
wān ez ist niwan ein wilder vogel;
wir mōhten wol mit im werden betrogen.“
Nū sprach ein ander merwip:
680 „Wān daz ist nū an der zit,
daz wir wellen kurzwil triben,
und dā bi einander beliben.“
Nū hōeret, wie der rabe sprach,
dō diu rede vol geschach;

685 er sprach zuo den merwiben:
„Kein kurzwil ich ne kan niht triben;
ich dien dem milten künige sant Oswald.
Nu ist ez uf mines hēren hove alsō gestalt,
daz kein kurzwil ne tribet kein vremder man,
690 er ne mūeze vor ie gezzen unt trunken hān.
Vrowe, heizet mir ze ezzen unt ze trinken
geben,
sō mac ich dester baz kurzwile pflegen;
beidiu, kēse unde brōt,
des ist mir üz der māzen nōt.

- 695 Heizet mir geben semelen unde guoten win,
vrouwe, durch die ère din,
und dar zuo einen bräten guot,
dâ von werdent vreemde liute wolgemuot.“
Diu vrowe sümte sich niht mër,
700 vil balde sie hiez tragen her
semelen unt guoten win
unt swaz dâ zames moht gesin:
zamez und ouch wiltbræte,
guoter kost allez geræte,
705 der besten spise genuoc,
allez man der vrowen her truoc.
Als der rabe gaz unt tranc;
alrêrst gewan er manegen danc;
wie er mit allen sinen sinnen
710 den vrouwen ûz dem mer möht entrinnen:
er sprach: „Vil liebe vrouwe min,
möhtest dû schouwen ûf die triuwe din,
unt sich hin umbe an dirre stunt,
waz hebet sich wunders an des meres grunt?
715 Grôziu wunder begunde ich sehen
(alsô begunde der rabe jehen),
Got wil vervüeren sinen zorn,
al diu werlt hât ir leben verlorn.“
Des erschräken die vrouwen sêr,
unt wart in ze schouwenne alsô ger.
720 Der rabe sin gevidere erswanc,
ûz dem mer stuont aller siner gedanc;
er satzte allez, sin gedanc unt getrehte,
wie er ûz dem mere entrinnen mehte.
725 Nû half im der himelische trehtin,
daz er erswanc ob dem mere daz gevidere sin
in aller mæze unt geberde,
als ob er in kein wazzer nie ne komen wære.
Des raben vrôude dô wol erschein,
730 er vlouc hin widere ûf den hôhen stein.
Als er ûf den stein was komen,
dô wart im leides vil benomen,
unde liez dâ einen unwiegen schal,
daz er hin widere in daz mer erhal.
735 Daz heten die vrouwen dâ erhœret,
sie sprächen: „Nû sin wir alle betœret;
von dem listigen vogel
sin wir alle sament betrogen.“
Die vrowen al umbe sich plicten,
740 ô wie harte sie dar abe erschrieten,
do der rabe entrinnen was:
iegeliche ir vrôude dô gar vergaz.
Diu in mit ir in daz mer hâte bräht,
diu sprach: „Nû was mir vrôude gedäht;
745 dar an ist mir misselungen,
sit mir der rabe nu ist entrunnen.
Ô wê, daz ich ie geborn
umbe minen raben, den ich alsô hân verlorn!“
Und möht ich im komen alsô nâhe,
750 und in möhte wider vâhen,
minen herzelieben raben,
den ne kan ich niemer mër verklagen,
ich vuorte in an der selben stunt
her widere in des meres grunt.
755 Er müeste bi mir bestân,
die wile ich daz leben möhte gehân!“
An der vart daz der edel rabe erhœret,
von vrôuden er sich ûf gebœret;
dô sprach der edel rabe:
760 „Vrowe, nû lâz din grôze klage;
unde gultez denne daz leben din,
ich ne kœme niemer mære ze dir hin in.

Zwâr ich wil vliegen schöne
hin in daz lant gen Aarône,
765 unt wil werben mit èren
Ôswalde, minem lieben hêrren!“

2. Der verlorene Ring.

- Als der rabe urloup nam
1130 von der küniginne lobesam,
er ne hâte niender mê keiu raste,
unt vlouc vrœlich von dannen vaste.
Nû vlouc der edele rabe
mer unt lant unz an den zweinzigôsten tac.
1135 An dem zweinzigôsten tage ze nône,
dô swebter obe dem mere schöne;
nû sante daz himelische kiut
einen ungevûegen sturmwind,
daz sich der rabe wol driunt übergap.
1140 Unmâzen grôz wart im sin klage:
er ne mohte sines vluges niht mê gehaben,
des begunde er trûren unde klagen.
Diu sidin snuore sich erlôste,
daz gap im bæsen trôst:
1145 grôzer jâmer wart im kunt,
im entviel daz vingerlin an des meres grunt.
Dô der rabe enpfant der mære,
daz im daz vingerlin entvallen wære,
sin gevider er dô erswano,
1150 vil grôziu nôt in des betwanc.
Er vlouc des meres ein ende,
her zeiner steinin wende;
ûf die steiniu want was er komen,
unt was im dô vil vrôude benomen:
1155 er ne mohte kein vrôude niht mê gehaben,
des begunde er nû trûren unde klagen.
ûf der selben steiniu want
er einen einsidelære vant;
der waz dâ gesezzen, daz ist wâr,
1160 vollecliche ûf drizic jâr.
Do in der einsidelær von êrste ansach,
er gunde in grûezen unde sprach:
„Rabe, nu wis mir gotwilkomen,
din klage habe ich wol vernomen;
1165 waz ist dir hie leide geschehen?
des solt dû mir der wârheit jehen,
wanne ich kenne dich recht wol;
sit ich dir daz sagen sol.
Din leit tuo mir bekant,
1170 ich wæn, dû dienist sant Ôswalde in En-
gellant?
Nû hât mir geboten der himelische hêrre,
ich sol din biten umbe dinen hêrren.“
Des raben herze wart vrôuden vol,
do er daz vernam alsô wol.
1175 „Ich ne kan dirz niht vertragen,
ich muoz dir künden unde sagen,
waz mir ze leide ist geschehen,
als ich dir nû wil verjehen.
Ich wolte werben minem hêrren
1180 beidiu, nâch wurden unt nâch èren,
und ich vlouc schöne
in daz lant zAarône;
ich hân im erworben die küniginne guot,
dem allerliebsten hêrren min nâch sinem
muot.
1185 Nû sante im diu edele künigin
bi mir ein guldin vingerlin;
daz ist mir entvallen in daz mere,
ez ne möht niht vinden ein ganzes here:

- dar umbe sô hân ich grôze leit.
 1190 Einsidelær, daz hân ich dir nu geseit.
 Sit ich nû niht minem lieben hêrren
 ne mac heim komen mit grôzen êren,
 so ne kom ich niemer mêr in Engellant:
 einsidelær, des nim min triwe ze pfant!“
 1195 Dô sprach der einsidelære guot:
 „Lieber rabe, nu nim an dich einen vesten
 muot,
 und ergip ez dem almehtigen Krist,
 der aller dinge gewaltec ist,
 des himels und der erden;
 1200 swenne der wil, sô mac ez vunden werden.“
 Nû viel der einsidelære Gote zêren
 criuzewis zuo der erden,
 unt bat Got und die muoter sin
 umbe daz guldine vingerlin.
 1205 Daz wizzet, an der selben stet
 sprach er mit triuwen sin gebet:
 nû schône wart er gewert
 alles, des er hete gegert.
 Dô truoc an der selben stunde
 1210 ein visch daz vingerlin in sinem munde;
 dem gebot der himelische heilant,
 daz er daz vingerlin vuorte ûz des meres
 grunt.
 Des nam der einsidelære vil guot war,
 unt huop sich zuo dem vische dar;
 1215 er viel nider ûf siniu knie,
 daz vingerlin er von dem vische enphie.
 Nu sprach er zuo dem raben:
 „Dû solt dich wol gehaben;
 ich hân daz vingerlin in miner hant,
 1220 nû nimz unt vûerez heim in Engellant!“
 Dô der rabe die rede erhôrte, dô
 wart er ûz der mâzen vrô;
 der insidelære nam daz vingerlin in die hant,
 dem raben erz under daz gevidere bant;
 1225 dô gap er im sant Johannis minne,
 und enpfalh in der himelischen küniginne.

3. Des Raben Klage.

- Got und ouch diu muoter sin,
 1720 Die tâtten dô ir genâde schîn:
 her widere ûf die erde santens einen engel
 hêre;
 des wurden sie gevrouwet sêre.
 Der engel kam in Engellant,
 da er sant Oswaldes raben vant;
 1725 dô der engel den raben an sach,
 nû müget ir hêren, wie er sprach:
 „Rabe, ich ne kan dir niht verdagen,
 ich muoz dir von dinem hêrren sagen,
 wie hât du des sô lange vergezzen?
 1730 Und er ist doch harte gesezzen,
 und ist ouch harte bestanden
 von der wilden heiden banden;
 stic unt strâze sint im genomen,
 unt ne mac niender von dannen komen.
 1735 Nekomst du im niht ze helfe in kurzer zit
 eben,
 sô verliesent si alle ir leben;
 mau ne lât ir keinen niht genesen.
 Wie bist dû sô lange von ime gewesen?“
 Dô diu rede dô vol geschach.
 1740 der rabe zuo dem engel sprach:
 „Engel, dû solt stille gedagen,
 merke, waz ich dir habe ze sagen.

- Min hêre sante mich über mere,
 dô was ich im wâger, dan ein ganzec here;
 1745 ich vlouc im alsô schône
 hin in daz lant gèn Aarône,
 wan ich warp minem hêrren
 nâch wurden unt nâch grôzen êren.
 In sinem dienste wart ich gevangen,
 1750 der heiden wolt mich haben erhangen;
 unt ne wær sin tohter niht gewesen,
 er ne het mich niemer lâzen genesen.
 Nû half mir diu edele künigin,
 des beleip ich bi dem lebene min;
 1755 ir êre dô vil wol erschein,
 do ich mit êren kam her heim.
 Wie ist min hêre sô gar ein tôr!
 Nû seite ich im ez allez vor:
 dô von ist er komen in arebeit;
 1760 daz hân ich im allez vor geseit.
 Ich seite dem vûrsten hôchgeborn,
 kâemer ân mich dar, sin arbeit wære ganz
 verlorn.
 Nû hât er einen hîrz an mine stat genomen,
 des ist er in grôze nôt komen:
 1765 ne wil er niht senden den hîrz sin
 hin ze der edelen künigin?
 Nimt den schaden er unt sin dienstman,
 wêrlîch, dô bin ich unschuldec an:
 sie nemen sin vromen oder schaden,
 1770 den gewin sîlû si ân mich tragen!“
 Dô diu rede dô was geschehen,
 aber begunde der engel jehen:
 „Lieber rabe, nu lâz von dinem zorn,
 unt kom ze helfe dem vûrsten hôchgeborn:
 1775 ne komest du in niht ze helfe in kurzer vrist,
 sô verliesent sie ir leben, als vil ir ist,
 unde werdent alle erslagen,
 swenne si diner helfe niht ne mugent ge-
 haben.“
 Dô sprach der rabe: „Merke, waz ich dir
 sage, zwâr,
 1780 ich bin gewesen zwelf wochen und ein jâr,
 daz ich keiner menscheu spise nie hân gâz;
 engel, daz sage ich dir vûr wâr.
 Miner kraft unt sterke bin ich worden wan;
 minem hêrren ich niht gehelfen kan.
 1785 Dô min hêre von dem lant was komen,
 dô wart mir min pfrunde genomen
 von dem koch unt von dem kellere.
 Engel, nu merke mines herzen swære:
 die begunden min vergezzen,
 1790 si ne gâben mir niut ze trinken noch ze
 ezzen;
 alsô muoste ich min spise nemen
 (min hêre muos sich des iemer schemen),
 ich muoste ezzen zallen stunden
 vor dem tische mit mines hêrren hunden.
 1795 Swelhem hunde ich sin spise nam,
 der grein mich jâmerlichen an.
 Man ne gap mir neweder win, noch brôt;
 von hunger leid ich grôze nôt;
 min gevidere ist mir worden zerzerret sêre:
 1800 minem hêrren ne mac ich niht gehelfen mære.
 Zwâr, ich ne mac keinen vlouc gehaben,
 unt soltens immer alle ze tôde werden er-
 slagen!“
 Dô sprach der engel mære:
 „Rabe, nû volge miner lère,
 1805 unde swinc daz gevidere din

- alse hõch, als driu sper mügen sin
(alsõ reite der engel zuo dem raben):
ne mahtu denne des vluges niht gehaben,
sõ vliuc herwidere zuo der erde
1810 (alsõ sprach der engel werde),
dâ nâch hâstu geleistet die triuwe din,
unt muoz dir Got und diu werlt dester hol-
der sin!“
- Der engel den raben übergie,
daz er sin gevidere ûz einander lie:
1815 er swanc sich gën der erde.
Des erweichete in der engel werde,
daz er sich in die lûfte zõch
vollecliche zwelf sper hõch.
Nû wolt er sich ze der erde hân gelân;
1820 daz mohte nû der engel wol understân:
der engel den raben des betwanc,
daz er daz gevidere noch hõher erswanc,
unt vlouc hin über daz wilde mer,
und ilte hin ze sant Ôswaldes her,
1825 unt kam an dem vierden tac,
dâ sant Ôswalt in grõzen nœten lac.
Ûf einen segelboum er saz,
aller siner müede er vergaz;
er treip einen ungevûegen schal,
1830 daz ez under daz here hin erhal.
An der selben verte
in ein schiffneht erhõrte;
dem ne moht niht liebers sin geschehen,
als wir her nâch hœren jehen.
- 1835 Dem selben schiffnehte,
dem geschach ûz der mæzen rehte:
wie balde er ûz dem schiffe spranc;
sin grõze vrõude in des betwanc.
Er spranc zuo der selben zit
volleclich wol drier klâfter wit,
1840 unt kam schiere sâ zehant,
da er den milten künic sant Ôswalt vant.
Do er den künic an sach,
nû müget ir hœren, wie er sprach:
1845 er sprach ze dem hœren sant Ôswalde
mit grõzer begirde und ilte balde:
„Hêrre, gebet mir daz botenbrôt,
sich wil volenden al unser nôt:
Zwâr, ich muoz iu der wârheit jehen,
1850 iuwern raben, den hân ich hie gesehen.
Zwâr ist er her ze lande komen,
al unser trûren hât ein ende genomen!“
Dô diu rede dô vol geschach,
sant Ôswalt begunde lachen unt sprach:
1855 „Und ist min rabe komen dort her ûz En-
gellant,
drizic marc goldes daz gibich dir ze hant;
ich mache dich ouch ze ritære
(alsõ sprach der vürste hêre),
kein schiffneht ne bist dû niemer mære,
1860 unt solt hân von mir grõz lop und êre.“
Do er daz botenbrôt enpfenc,
wie balde er zuo dem raben gienc;
er sprach: „Rabe, wis mir gotwilkomen!
din zuokunft hân ich gern vernomen.“
- 1865 Er sprach: „Min herzelieber rabe,
nû vliuc gevuoge ûf mich her abe;
ich wil dir dienen willencliche,
ich bin von dir worden riche.“
Der rabe sin gevidere erswanc,
1870 ze deme schiffneht stuont im aller sin ge-
danc.

- Der schiffneht dô niht enlie,
den raben er ûf die hant gevie;
dô gienc er mit grõzen êren
hin ze sinem lieben hêrren.
1875 Der milte künic sant Ôswalt,
der gienc hin zuo dem raben balt,
mit manegem hõchgelobten degene
gienc er deme raben entgegene.
Daz diu werlt noch sô alt wûrde,
1880 kein bote mër sô schöne nimer empfangen
wûrde,
als der rabe wart empfangen
von sant Ôswalt unt von allen sinen mannen.
Sant Ôswalt des niht enlie,
den raben er ûf sin hant gevie,
1885 unt sprach: „Vil lieber rabe min,
dû solt mir gotwilkomen sin;
sit dû mir nû her bist komen,
nû wirt mir leides vil benomen!“
Der rabe wart vil hõchgemuot;
1890 er sprach: „Nû danke iu Got der guote!“
Sant Ôswalt vrâget in der mære,
wie dem vride in Engellande wære?
Er sprach: „Vride unt guot gemach ist dâ
heim in Engellant
under dinen dienstliuten allen samt.
1895 Ich ne kau dir, hêrre, ouch niht verdagen,
ich hân dir, hêrre, also vil ze klagen
über den koch und über den kellære.
Hêrre, nu merke mine grõze swære:
dô dû von dem lande wære komen,
1900 ze hant wart mir min spise genomen;
si ne pflegeten weder wirde, noch êre,
sie wänden, du kæmest ze lande niemer
mære:
sie begunden min vergezzen,
si ne gâben mir neweder ze trinken, noch
ze ezzen,
1905 si ne gâben mir neweder win, noch brôt,
von hunger hân ich geliten grõze nôt;
ich muoste niuwan ezzen zallen stunden
mit den swinen unt mit den hunden;
swelhem hunde ich sin spise nam,
1910 der grein mich jâmerlichen an.
Hêrre, nû gip mir din triuwe ze pfande,
swenne dû heim komest ze lande,
daz dû si beide wellest vâhen und in daz
mer irdrenken,
unt sie beide an galgen henken.“
- 1915 Ez sprach der vürste guot unt lobesam:
„Rabe, dû solt von dem zorne lân;
unt tuo daz durch den willen min,
als liep als ich dir müge gesin:
sô wil ich dir des min triuwe geben,
1920 die wile wir beide haben daz leben,
so ne komest dû von minner schüzeln nie-
mer mære:
zwâr daz habe ûf al min êre!“

Salomon und Morolt.

In Jerusalem, so beginnt das Gedicht, herrschte als Bogt über alle Christenheit der weiße Salomo, der die schöne Tochter des Königs Cyprian von India entführte und sie zur Frau nahm, nachdem er sie getauft hatte. In derselben Zeit lebte auf der andern Seite des Wendelfeeds ein gewaltiger König, Namens Pharao. Lange hatte dieser umsonst

nach einer seiner würdigen Gemahlin geforscht, bis ihm endlich ein Weis von der schönen Frau des Königs Salomo erzählte, welche er sogleich zu erwerben beschloß, um so mehr, als ihm König Ehyrian mittheilte, daß es seine ihm geraubte Tochter sei, und ihm seine Hilfe zusagte. Er zog mit harter Heeresmacht gegen Salomo, dieser aber erschlug ihm in fünftägiger Schlacht fünfunddreißigtausend Mann und nahm ihn selbst gefangen. Morolt, Salomos Bruder, gibt ihm den Rath, den Feind zu tödten, Salomo will ihn jedoch am Leben lassen und ihn der Königin zur Gut anvertrauen. „Das dünket mich nicht gut,“ sprach Morolt, „wer Stroh noch zu dem Feuer thut, leicht zündet es sich an; also geschleht dir mit König Pharaos, willst du deine Frau ihn hüten laß!“ Was er vorausgesetzt hatte, geschah; Pharaos wird von den Reizen der schönen Königin besiegt, und durch einen Zauberring erringt er auch ihre Liebe. Bald erdachten sie einen Plan, dem Salomo zu entfliehen, und er ward auch glücklich ausgeführt. Die Königin löste ihm die Bande: er entfloß. Nach einem halben Jahre kam verabredeter Maßen ein Bote von Pharaos, der sich für einen Spielmann ausgab; er gab ihr eine Zauberwurzel, die sie unter die Zunge legte, worauf sie wie todt niederfiel. Morolt argwöhnte, es möge Zauberei und Trug darunter verborgen liegen, aber Salomo glaubte ihm nicht; als dieser jedoch nach fünf Tagen das Grab besuchte, da war die Königin aus demselben verschwunden; der Spielmann hatte sie dem König Pharaos zugeführt. Auf Salomos Bitte entschließt sich Morolt, die Entflohene aufzufuchen. Zu diesem Behufe tödtet er einen alten Juden, dessen Haut er anzieht, wodurch er so unkenntlich ward, daß selbst Salomo ihn nicht erkannte, als er sich ihm vorstellte. Daraus ließ er sich ein Schifflein von Leder bereiten, welches von zwei Glasfenstern Licht empfing. Sieben Jahre fuhr er von einer Burg zur andern, bis er gen Wendessee in das Land kam. Nun ging er in des Juden Haut und als Pilger verkleidet auf die Burg und bat die Königin Salome um eine Gabe, die ihn zu sich in ihr Gemach beschied, wohin er des andern Tages ging, während Pharaos auf die Jagd geritten war. Er schlug ihr vor, Schach mit ihm zu spielen; er wolle seinen Kopf einsetzen, wogegen er der Königin schäufste Jungfrau (es war des Königs Schwester) verlange. Mitteltst eines schönen Rings, darauf eine Nachtigall gearbeitet war, welche sang, so oft er wollte, gewann er das Spiel, denn während die Königin auf den Ring sah, stahl er ihr einen Ritter und zwei Benden. Als er aber dann zu singen beginnt, erkennt ihn die Königin; sie läßt ihn gefangen nehmen und bedroht ihn mit dem Tode. Doch gelingt es ihm in der Nacht, die zwölf Wächter einzuschläfern. Er nahm darauf eine Scheere und schnitt ihnen das Haar über den Ohren ab; dann schor er mit einem Scheermesser Jeglichem eine Platte, und entfloß. Zwar ward er wieder gefangen, doch befreite er sich durch die nämliche List, wie das erstemal. Des Abends ging er als Kämmerer des Königs wieder auf die Burg und verkündete, daß Morolt gefangen sei; freudig legte sich Pharaos mit der Königin ins Bett. Morolt gab ihnen aber einen Schlaftrunk, so auch den zwölf heidnischen Capellanen, die den König eingeseget hatten. Diese legte er an eine Wand über einan-

der; den König legte er auch an die Wand zu einem jungen Capellan, dessen Rutte er ihm anlegte. Diesen trug er zur Königin ins Bett, worauf er allen wieder eine Platte schor. Dann ging er hinaus zu dem Meere und stieg in sein Schifflein, auf welchem er das Bestere erwartete. Als der König erwachte und sah, wie ihm und der Königin mitgespielt worden war, erkannte er bald, daß Morolt dies Alles gethan habe; er ließ ihn verfolgen, aber Morolt ließ sich mit seinem Schiffe auf den Grund des Meeres herab; denn es war ein Rohr an seinem Schifflein befestigt, durch welches er Athem schöpfte. Vierzehn Tage verbarg er sich auf dem Grunde; sechs und dreißig Tage fuhr er auf dem Meere; da schlugen ihn die Winde zu Jerusalem in den Hafen (s. das mitgetheilte Bruchstück).

Nachdem er dem König seine Abenteuer berichtet, zogen beide mit Heeresmacht über Meer; das Heer verbarg sich in der Nähe der Stadt, Salomo ging aber verkleidet auf die Burg, wo er von Pharaos Schwester wohl empfangen ward. Doch erkannte ihn die Königin, welche den König überredete, ihn hängen zu lassen, was dieser auch trotz der Bitten seiner Schwester zu thun beschließt. Während der Nacht erquickt diese den gefangenen Salomo mit Speise und Trank, und erfreut ihn durch Gesang und Sattenspiel: sie will ihm sogar zur Flucht behülfslich sein, doch zieht er vor, zu bleiben. Am Morgen führte man ihn an den Wald bis zu dem Salgen, die Jungfrau ritt neben ihm und trocknete ihm den Schweiß. So sehr die Königin es wehrte, erlaubte doch Pharaos dem Salomo sein Horn zu blasen. Raum hatte Morolt das Zeichen vernommen, kam er mit den Seinigen zu Hilfe; unterdessen aber zog Salomo das Schwert und erschlug fünfhundert Heiden, ehe ihm Hilfe wurde. Als Pharaos dieses sah, stürzte er auf ihn und gab ihm mit dem Schwert einen Schlag über das Haupt, daß ihm das Blut zu den Ohren herausfloß und er auf die Erde fiel. Jetzt erschien Morolt; zwar erhielt auch dieser einen Schlag von Pharaos, daß er niederfiel, aber sogleich sprang er wieder auf, fiel den König an, und schlug ihn nieder, worauf er ihn dem Salomo vorführte, der ihn hängen ließ. Auch die Königin wollte Morolt hängen lassen, doch ließ sich Salomo wieder von ihr bethören, daß er ihr das Leben schenkte.

Mit großer Beute zog Salomo wieder nach Jerusalem, wohin er auch Pharaos Schwester führte, die sich bald darauf taufen ließ. Nachdem die Königin dem Salomo einen Sohn geboren hatte, ließ sich diese, sieben Jahre nach ihrer Rückkehr, von König Princian entführen. Auf des Königs Bitte entschließt sich Morolt nach langem Widerstande, sie wieder aufzufuchen, doch nur unter der Bedingung, daß sie das Leben verlieren müsse, wenn man ihrer habhaft würde. Er entdeckt sie, wird zwar auch von ihr erkannt, doch entgeht er glücklich ihren Nachstellungen. Drauf zieht er mit einem starken Heere gegen König Princian, den er besiegt; und als dieser trotz geschwornener Treue den Kampf mit einem neuen Heere beginnt, erschlägt er ihn im Zweikampf. Er brachte hierauf die Königin nach Jerusalem zurück, wo er ihr in einem Bade die Aern öffnete, daß sie starb. Salomo aber nahm Pharaos Schwester, die in der Taufe den Namen Afra erhalten hatte, zum Weibe.

Dies der Inhalt des Gedichts. Die Entführungs-

geschichte, welche den wesentlichen Bestandtheil desselben bildet, erinnert lebhaft an die ähnlichen Erzählungen in St. Oswald und in König Rother; mit letzterem stimmt Salomon und Morolt auch darin überein, daß der gefangene König in einem Balde gehängt werden soll, und daß er verabredeter Weise auf dem Horne bläst, worauf die verborgenen Freunde zur Hülfe herbeieilen. Diese auffallende Ähnlichkeit mit Dichtungen, deren deutsche Ursprung nicht zu verkennen ist, und zudem die in „Salomon und Morolt“ öfters wiederkehrende Anspielung auf die deutsche Heldensage und auf deutsche Verhältnisse überhaupt (so erscheint ein Herzog Friedrich als Kampfgenosse Salomons, es wird von deutschen Harfen gesprochen u.) lassen leicht die Vermuthung aufstehen, daß das Gedicht trotz der morgenländischen Personen und Dertlichkeiten im Grunde doch auf deutscher Sage beruhen möchte, welche im Laufe der Zeiten mehr ängstlich als innerlich verändert worden. Diese Vermuthung erhebt sich durch den Umstand beinahe zur Gewissheit, daß uns die nordische Willkin- und Niflungensaga von einem fränkischen König Salman berichtet, und daß der König, dessen Gemahlin so vielfältig erwähnt wurde, in unserm Gedichte, wie aus dem Reim erhellt, ursprünglich nicht Salomon, sondern ebenfalls Salman hieß. Es scheint, daß, als die Sage vom fränkischen Salman im Bewußtsein des Volkes schwächer geworden war oder sich vielleicht sogar ganz verloren hatte, der Name Salomo dagegen durch die Einführung des Christenthums allgemeine Verbreitung gewonnen hatte, die den fränkischen Salman betreffende Sage allmählich auf den jüdischen Salomo übertragen wurde, ohne daß jedoch die Sage ihrem Inhalt und Wesen nach durchgreifende Veränderungen erhielt, indem sich diese vielmehr darauf beschränkten, an die Stelle der alten unverständlich gewordenen Personen andere zu setzen und die Dertlichkeiten nach denselben zu bestimmen.

Die Gestalt, in welcher uns das Gedicht überliefert worden ist, stammt erst aus dem vierzehnten Jahrhunderte; doch ist dies nur die Uebersetzung eines älteren Gedichts, das unbedenklich in das zwölfte Jahrhundert zu setzen ist. Die Uebersetzung ist ziemlich roh; sie hat sogar zum Theil die ursprüngliche Strophenform verwischt, die nicht überall wieder hergestellt werden kann. Diese Form ist aber die sehr alte Erweiterung der aus zwei kurzen Reimpaaren bestehenden Strophe durch Einschlebung einer reimlosen Zeile (Baise) zwischen die zwei letzten Reime (s. oben S. 27). Der Dichter der ursprünglichen Gestalt ist ein fahrender Sänger gewesen, der jedoch das Gedicht nicht singend, sondern richtend (sagen) vortrug und seine Erzählung öfters durch die Bitte um einen Trunk unterbrach. So roh das Gedicht übrigens in Sprache und Darstellung ist, so enthält es doch viele acht poetische Züge, und es ist insbesondere die Charakterschilderung der Hauptpersonen mit viel Geschick entwickelt; vor Allem zeugt die glückliche Durchführung des doppelten Wesens im Morolt, dessen Verschlagenheit, Gewandtheit und List sich vortrefflich mit seiner kräftigen Heldennatur zu einem Ganzen verschmilzt, so daß er, wie schon von Andern bemerkt wurde, an den homerischen Odysseus erinnert, von großem poetischen Talente. Dagegen scheint der zweite kleinere Theil, in welchem

die Entführung der Königin Salome durch Prinzean erzählt wird, nur eine spätere nachahmende Erweiterung des ersten Theils zu sein, die vielleicht durch den großen Beifall hervorgerufen wurde, dessen sich der ältere Theil zu erfreuen hatte.

Unter dem Namen „Salomon und Morolt“ ist noch ein anderes, wahrscheinlich ebenfalls aus derselben Zeit stammendes Gedicht bekannt, welches jedoch mit jenem ersten nur zum Theil übereinstimmt. Während sich jenes auf deutsche Bücher beruft, ist dieses einem lateinischen Werke nachgebildet, welchem selbst jüdische Uebersetzung zu Grunde liegt mag. Der Zweck dieses zweiten Gedichts (und natürlich auch seines lateinischen Vorbilds) ist kein anderer, als den Gegensatz zwischen gelehrter Bildung und Weisheit gegen den rohen, aber gesunden, durch Lebenserfahrung geleiteten Menschenverstand darzustellen; und weil König Salomo ja als das Muster der durch Bildung gewonnenen Weisheit galt, so lag es nahe, gerade ihn einem rohen, aber das Leben scharf erkennenden Bauern entgegenzusetzen. Weil sich aber das Bewußtsein dieses Gegensatzes in jedem Volke mit kräftigem Sinne leicht und natürlich entwickelt, so ist es leicht zu begreifen, daß auch die jüdische Uebersetzung in Deutschland (auch in Frankreich und Italien) bereitwillig aufgenommen wurde, sobald sie dahin gelangte. Wir besitzen auch von diesem Gedichte nicht mehr die ursprüngliche Form, sondern nur eine wahrscheinlich erst aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammende Bearbeitung, welche den derben Witz des ursprünglichen Gedichts bis zur Gemeinheit und Unfläthei verzerrt hat; aber die tüchtige Anlage bricht demungeachtet unverkennbar durch. Es beginnt mit der bis ins Ekelhafte ausgeführten Schilderung des Bauern Morolt und seiner Frau, die wir billigerweise übergehen, an deren Stelle aber das Bild des seltsamen Ehepaares, wie es sich dem König Salomo vorstellt, nach dem Holzschnitte eines alten Druckes geben. (S. folgende Seite.)

Der König befragt den Morolt um seine Herkunft, doch dieser will zuerst die des Königs vernehmen; Salomo nennt ihm seine Ahnen, worauf Morolt ihn vortrefflich persiflirt, indem er in demselben prälerischen Tone wie der König von seinem Geschlechte berichtet. Nun beginnt das eigentliche Zwiegespräch zwischen den beiden; so oft Salomo irgend einen weisen Spruch sagt, setzt ihm Morolt einen andern entgegen, der zwar in pöbelhafter Sprache abgefaßt ist, aber nichts desto weniger des Bauern Lebensklugheit bekrundet, der sich in seinen Antworten gern der sprichwörtlichen Form bedient. Das Gespräch dreht sich insbesondere um die Weiber, deren Trefflichkeit von Salomo gepriesen wird, während Morolt keine große Meinung von ihnen hat. Endlich wird Salomo müde und schließt das Gespräch; Morolt erblickt darin das Geständniß, daß sich der König für überwinden lasse.

Bald darauf ritt Salomo bei der Heimkehr von der Jagd an Morolts Hause vorüber; er ritt über die Schwelle, rief den Bauern herbei und frug ihn, wer bei ihm sei? Morolt antwortete: „Anderthalb

*) Schon Freidank sagt:

„Salmon witzte lerte,
Morolt daz verkerte:
den site hant noch hiute
leider genuoge liute.“

(Weisheit: von den weisen und tören B. 75—78.)



Salomo, Morolt und sein Weib.

Mann und ein Rothhaupt, und die Einen steigen auf, die Andern nieder.“ Salomo frug weiter: „Wo ist Dein Vater?“ Morolt: „Er macht aus einem Schaden zwei.“ Salomo: „Wo ist Deine Mutter?“ Morolt: „Sie thut ihrer Gevatterin einen Dienst, den ihr diese nicht erwidert, so lang die Welt steht.“ Salomo: „Wo ist Dein Bruder?“ Morolt: „Er sitzt bei dem Baune dort und stiftet manchen Mord.“ Salomo: „Wo ist Deine Schwester?“ Morolt: „Sie sitzt draußen voll Reue und beweint ihre Freude.“ Nun verlangt der König, daß er ihm diese Antworten erkläre; und Morolt sagte: „Die auf- und niedersteigen, sind kochende Bohnen am Feuer; die anderthalb Menschen in der Hütte sind ich ganz und Du halb, und ein Pferdeschweif; mein Vater hat ein Kornfeld, durch welches die Leute einen Weg gemacht haben; er versperrt diesen, aber die Leute werden bald einen zweiten durchtreten; meine Mutter drückt einer verstorbenen Gevatterin die Augen zu; mein Bruder tödtet Ungeziefer, das ihn plagte, und meine Schwester weint darüber, daß sie ein uneheliches Kind geboren.“ (S. das mitgetheilte Bruchstück.) — Bei einer andern Gelegenheit behauptet er, daß Natur über Gewohnheit gebe, und beweist dies dadurch, daß er Salomos Rabe, welche abgerichtet war, bei der Abendtafel die Kerze zwischen den Pfoten zu halten, durch Mäuse, welche er vor ihr laufen läßt, verleitet, dieselbe fallen zu lassen und nach den Mäusen zu jagen. Später verleitet er den Salomo durch klug angestellte List zu dem Anspruche, daß es nichts Schlimmeres gebe, als ein böses Weib. Als aber Salomo die

List entdeckt, verjagt er ihn und verbietet ihm den Hof. Morolt zeigte sich dem König bald darauf in so unanständiger Weise, daß er ihn zu hängen befahl, ihm jedoch die Wahl des Baumes überließ; Morolt aber fand nirgends einen passenden Baum, so daß er am Leben blieb.

Als das Jahr verflossen war, wurde Salomos Gemahlin von einem heidnischen König geraubt; da ließ der König Morolt herbeiholen, nachdem er erfahren, daß er nicht gehängt worden war, und klagte ihm seine Noth. Morolt verkleidete sich als Krämer, und es gelang ihm, die Königin zu entdecken. Sobald Salomo dies erfahren, zog er mit einem starken Heer in das Land des heidnischen Königs, ging als Pilger auf die Burg, ward von seiner Frau erkannt und zum Tode verurtheilt. Er wurde in einen Wald geführt; da blies er in sein Horn, die Seinigen eilten mit Morolt herbei, die Heiden wurden alle erschlagen, die Königin aber in die Heimat geführt, wo sie in einem Bade getödtet wurde.

Es ist offenbar, daß der letzte Theil des Gedichts ursprünglich nicht zu demselben gehört, sondern aus dem ersten entnommen und deshalb hinzugefügt wurde, um Morolts Ausspruch, daß man den Weibern nicht trauen dürfe, noch gründlicher zu be-
währen.

1. Aus „Salman und Morolt.“

Morolt hâte ouch gevüeret über sē
nāh der künigin hēre
ein al rōt guldin vingerlin:

- dô was mit starken listen
 1305 ein nahtegal gewirkt in.
 Daz vingerlin stiez er an die hant,
 diu nahtegal huop ûf unde sanc,
 daz ez alsô sûeze erhal:
 diu kûnegin sach daz vingerlin an,
 1310 biz er ir ein riter unt zwên venden gestal.
 Mit frôuden er über dem brete saz;
 diu kûnigin schouwete die nahtegal,
 biz daz sie schâch unde stein vergaz.
 Dâ mite werte er daz spil:
 1315 Môroltes kurzwile wart der kûnegin ze vil.
 „Frowe, nû hân ich daz erweret,
 nû hât der elende bilgerin
 sin houbet erneret.“
 Môrolt huop ûf unde sang:
 1320 sin stimme was wol getân;
 dâ mit er der kûnigin edele
 ir frôide harte vil benam.
 Er sanc baz, dan deheiner slahte man:
 allez daz wart frôuden rîch,
 1325 daz die stimme vernam,
 ein wîse, die was wunnesam,
 als sie der kûnec Dâvit
 ûz den alten lieden nam.
 Dô sprach diu kûnigin wol getân:
 1330 Wallære, wô lernte du dise stimme sô wun-
 nesam?
 Ez ist manic tac, dâ hôrte ich sie
 über des vater tische mîn:
 du manest mich grôzer êren,
 den abe muoz ich geschieden sin.“
 1335 Er sprach: „Vil edele kûnegin,
 ich was ein spilman, unt hiez Stolzelin:
 guot ich durch êre nam:
 durch den rîchen Got von himel
 hân ich michz abe getân.
 1340 Edele kûnigin hêre,
 ich hân lange gewallet
 in dem wilden sê
 über die berge und durch tal:
 nie kein lant sich vor mir verbarc,
 1345 ez wære breit oder smal.
 Dô quam ich ze Geilât in die houbtstat,
 dâ die sunne jr gesedel hât;
 dar inne lit ein lant, heizet Indeân:
 dô lernte ich die wîse,
 1350 Frouwe wol getân.
 Sînt gehôrte ich sie nie mê;
 wan in der guoden stat Jerûsalêm
 vor dem kûnege Sâلمان
 sang sie ein herzoge, hiez Môrolt,
 1355 der was ein hûbescher man.“
 Dô sprach diu frowe wol getân:
 „Swic unt lâ die rede stân;
 dû bist selbe Môrolt, Salmanes man!
 Kumet mir der kûnec Pharô,
 1360 ez muoz dir an din leben gân!“
 Er sprach: „Des du zihest mich,
 des wil ich mich entschuldigen wider dich.
 Dô ich Môrolten ze lest wart gewære,
 sin bart was ime noch niht entsprungen:
 1365 sich, waz hân ich grâwer hâre.“
 Dô sprach diu frouwe wol getân:
 „Du bist Môrolt, kûnec Salmanes man:
 dû brantest mich durch die hant, daz tuot
 mir wê,

- ich gebe dir mîn triuwe,
 1370 du gesihest mich niemer mê!“
 Dô Môrolt die rede vernam,
 abe zôch er die judenhût,
 unt warf sie verre hin dan:
 sin hâr was schône unt gelvar.
 1375 „Edele kûnegin, schouwe Môrolt über al.
 Muoz ez mir an daz leben gân,
 ich tuon dir ê vil ze leide
 allez, daz ich erdenken kan.
 Ja du vrech ungetriuwes wip,
 1380 ich hân dir noch erwallet
 vil manegen herten heidenschen stîc.
 Des lâ doch, frouwe, geniezzen mich,
 ein stæten vriden mir versprich,
 biz ez morgen wirt licht:
 1385 edele kûnigin,
 ich bete dich lenger vride niht.“
 Dô sprach die frouwe wol getân:
 „Swic unde lâ die rede stân;
 Du bist ein alsô listec man,
 1390 der tûsent sloz vor dich slœzze,
 man enkunde dich niht gehân.“
 Dô hâte Môrolt sorge umbe den lip,
 er vorhte das morgimme wip;
 dô gedâht der vil listic man:
 1395 „Es welle sich dan anders schicken,
 ez muoz mir an daz leben gân!“
 Môrolt di kûnigin niht enliez,
 biz sie ime stæten vriden hiez
 biz an den andern morgen fruo:
 1400 Môrolt lac mit grôzer vlêhe
 vor der edeln kûnigin duo.
 Da diu sunne ze gâdem solde gân,
 Môrolt gienc vûr die frouwen stân,
 er sprach: „Edele kûnigin hêre,
 1405 lâ diner kamerære
 einen mit mir gân
 Zuo des wildes meres trân.
 Schône frouwe wol getân,
 wer morne gelebet den mitten dac,
 1410 der hât ouch kurzwile,
 sô man allerbeste mac.“
 Dô sprach ein alter Sarazîn:
 „Du ensolt ez niht versagen, edele kûnegin.“
 Ze hant gienc die frouwe wol getân,
 1415 sie nam ze iren henden
 sehzie heidnischer man.
 Sie giengen schouwen zuo dem wilden sê.
 Môrolt sprach zuo der kûnegin:
 „Wiltu mit mir gân Jerûsalêm?“
 1420 „Swic unt lâ din rede stân:
 du hâst mir zuo Jerûsalêm
 vil ze leide getân.
 Ê morne der tac ein ende hât,
 ich schaffe, du geschouwest niemer mê
 1425 Jerûsalêm die guote stat.
 Du muozt mir bûwen hie einen ast:
 ich geben dirs mîn triuwe,
 Salman muoz din werden ein gast!“
 „Sô muoz Got der sêlen pflegen!
 1430 Mich sante nâch iu ûz
 Salman, der ûzerwelte degen.
 Muoz er mich nu ouch verlieren,
 sô mâc sin ûbel werden rât.“
 Môrolt sprach: „Edele kûnigin hêre,
 1435 lâ diner kamerære einen
 mit mir gân zuo dem sê:

- ich wil dem røre klagen.
Du weizt wol, edele künegin,
ich mac niht ander pflaffen gehaben.“
- 1440 „Dich enthilffent niht die spæhen liste din,“
sprach diu edele künegin;
„du muozt hie län din leben!“
Sie nam in bi der hende
den überwelten degen;
- 1445 sie bevalh in der ritterschaft,
zwelf heiden in ir gewalt.
„Nu pflegent wol des listigen man;
entrinnet er iuch von hinnen,
ez muoz iu an daz leben gän!“
- 1450 Man vuorte den tugenthafte man
vor einer keminäten hin dan.
Mit ime gienc diu edele künegin;
sie sâzen bi ein ander,
sie hâten vil rede under in.
- 1455 Ein kamerære zuo der frouwen sprach:
„Ir sult gën an iuwer gemach,
ir müget des ân angst sin,
daz er uns iht entrinne:
dar an setzen ich daz houbet min.“
- 1460 Diu künigin slâfen gienc,
Môrolt sie in der keminäten liez.
Bi in saz der tugenthafte man,
er seit in fremde mære
biz sie alle slâfern began.
- 1465 Môrolt husten dô began,
er laschte daz licht, daz uf dem tische bran;
dô sprach ein heidenischer man:
„Sag an, ein ritter edele,
war umbe hâstu daz getân?“
- 1470 „Daz wil ich dir verjehen:
ez ist âne mine schult beschehen.
Heiz ein ander lieht her tragen,
ich gibe dir min triuwe,
dâ bi sûln wir êrst kurzweile sagen.“
- 1475 Heiz enzündn ein ander lieht,
diz wolde doch schône burnen niht.
Stênt iuwer zwêne vor die tôr,
sô mügent ir ân angst sin,
daz nieman gât her vor.“
- 1480 Ê daz lieht wart brâht,
Môrolt hâte sich balde bedâht:
bi ime stuont ein kopf guldin;
dar inne schancte er tåle trunc
ûz sime guoten barellin.
- 1485 Do enzündet wart daz lieht,
Môrolt sprach: „Ir hêrren, dûrstet iuch niht?
trinket ûz disen win:
ez ist win von Kipperlant,
den liez mir diu künegin.“
- 1490 Ez mac dem tage nâhe sin:
ir sûlnt ûz trinken disen win,
sint mir kein guot kumet ze staten
gen der edelen künegin.
Daz hânt ir, helde, wol vernomen,
- 1495 ez muoz mir an min leben gän.
Hôrent, helde lobesam,
sint mir daz guot niht kan gewegen,
sô trinkent ûz disen win:
der kop sol iuwer eigen sin!“
- 1500 Dem besten gap er in in die hant,
sie trunken vaste unt sigen nider uf daz lant
biz an ein heidenischen man;
der hâte den kopf in der hant,
unde sach die andern alle an.

- 1505 Dô sprach der heidenische man:
„War umbe hânt ir diz getân,
daz ir iuch wellent slâfen legen?
Entrinnet uns der kristen,
ez gât uns allen an daz leben.“
- 1510 Dô sprach Môrolt, der listige man:
„Sie wellent mich versuochen,
obe ich welle hinnen gân.
Blibet dir al eine dirre win;
als du in ûz getrinkest,
- 1515 der kopf sol din eigen sin.“
Also balde der heiden dâ getranc,
ime enpfîel dâ der kopf und seic nider uf
daz lant.
Môrolt, der küene helt guot,
er wart von sorgen erlöst,
1520 des gewan er hôhen muot.
Er nam ein schære ûz der taschen, daz
ist wâr;
überhalben den ôren
sneit er den zwelfen abe daz hâr;
er nam ein scharsahs in die hant,
1525 er schar ieglichem ein blatte.
„Nû singent messe allesant!“
Da Môrolt daz hâte getân,
er gienc zuo der porten,
unt hiez sich den tôrwehtære ûz län.
- 1530 „Ich muoz uf den wilden sê
wunderlichen balde,
vischen der künigin hêre.“
Dô sprach der heidenische man:
„Ich getar nieman ûz län
1535 biz ez morne wirdet tac;
ez verbôt mir diu künigin selbe:
vür wâr ich iu daz sagen mac.“
Môrolt, der helt guot,
zuo dem portenære
1540 in die keminâte sich huop:
„Tôrwehtære, trût geselle min,
sliuze mir uf die porten,
ala liep ich dir müze sin.
Wiltu hinaht wisheit sehen,
1545 ich sage dir, waz dir an dem libe
mac nu beschehen,
daz zeige ich dir an eim sterne.“
Dô sprac der einvaltec portenære:
„Sô sliuze ich dir uf gerne!“
- 1550 Die slûzzel er in die hant genam;
er gienc gën der porten,
der heidenische man.
Môrolt huop uf einen stein,
er slnoc dem armen portenære
1555 das herze in dem libe enzwei,
daz er tât viel uf daz lant.
Dar nâch quam sin frouwe ze hant;
dâ wolde schrien daz wip:
Môrolt warf sie mit dem selben steine
1560 ze tât, saget uns daz liet.
Die slûzzel er ime ûz der hende nam,
uf slôz der ritter lobesam:
er gienc gën des meres tran
vil wunderlichen balde,
1565 dâ er siu schiffelin verborgen hâte gelân.
Er trat dar in unt stiez uf den wilden sê;
dâ swebet er biz an den tac,
biz daz erwachete der küene hêre.
Der frouwen quam mære ze hant,
1570 daz die heiden beschorn wæren

und daz sie sliefen alle samt,
Môrolt wære entronnen über sê.

- An die zinnen lief diu künigin hère;
als sie in verre ane sach,
1575 sie begunde heiz weinen:
gerne müget ir hoeren, waz sie sprach,
von leide sie uf die erde saz,
sie ir fröiden vil gar vergaz:
„Ich enkunde ez iu, hêren, nie gesagen,
1580 in heten sine grôzen liste
ûz eime harten stein getragen.“
Alsô sprach die frouwe wol getân:
„Nu wartent, ir helde lobesam,
bringent mir wider den listigen man;
1585 drizic marc des rôten goldes
sûln ir von mir ze lône hân!“
Dâ giengen an die kiele hin dan
vûnfzic heidenischer man.
Dâ was ein herzoze, hiez Marsiliân,
1590 der ilte wunderbalde
nâch Môrolten uf des meres trân.
Ê sin Môrolt wurde gewar,
dô wâren sie des wilden meres
vier milen zuo ime gevarn;
1595 der vil listige man, der schilhte sin schiffelin
abe des wilden meres strâm.
Er stiez aber under den gûrtel sin
mit silberin reifen ein kleinez barellin;
ûz gâhete der tugenthafte man,
1600 ersprach: „Der tievel hât alle die stûden hin,
die hie umbe die wazzer solden stân!“
Nâch ime ilte diu heidenische diet,
Môrolt kunde sich verbergen niht:
sie viengen den tugentlichen man,
1605 sie bunden in alsô sêre,
daz im daz bluot zu den nægelen ûz ran.
Die heiden lachten sich uf den wal;
zwêne ritter ilten hie ze tal,
sie vuoren über den wilden sê:
1610 dô seiten sie die mære
der edelen künigin hère.
Dô gap sie in zuo botenbrôt
einen vêhen mantel, was durhsticket mit
golde rôt;
drizec marc wolde sie den andern geben,
1615 wan sie Môrolten bræhten,
den ûz erwelten degen.
Die naht begunde sigen an:
der schiltwahte phlâgen
zwelf heidenische man;
1620 Môrolten man gebunden sach
biz an den êrsten slâf.
Gerne müget ir hoeren, wie er sprach:
„Wellent ir mir læsen diu bant,
ich hân erkundet vil der lant,
1625 ich wolde iu vrômede mære sagen,
waz ich in der heidschaft grôzes liden hân
vertragen.“
Vier die besten lûsten im diu bant,
er seite in manege âventiure ze hant,
biz daz sie dûrsten began;
1630 her vor zôch er sin barellin;
an den munt sazte ez der vûrste lobesam.
Er tet in sine liste kunt:
durch sine kele quam nle ein einziger trunc:
er sprach: „Ir hêren, dûrstet iu iht,
1635 sô trinket hie nâch lust,
ir trinket besseres trankes niht.“

Dem besten gap er ez in die hant:
Sie trunken vaste unt seigen nider uf daz
lant.

- Der in alsô sêre bant,
1640 Môrolt mit sinem swerte,
er im sin houbet abe swang.
„Daz soltu ze eime botenbrôde haben:
ich wil din kleider selbe
vor die künigin tragen!“
1645 Der vil listige man,
er nam die einleve bi den hâren.
Unde zôch sie von dem zwelften hin dan
über daz gevilde breit,
der stolze degen unverzeit,
1650 über den berc in daz tal;
er roufte sie alsô sêre, daz sie an dem
hoube wurden kal.
Er nam ein schære ûz der taschen, daz
ist wâr;
überhalben den ôren
sneit er in abe daz hâr:
1655 er nam ein scharsahs in die hant,
er schar ieglichem ein blatte.
„Nu singent messe allesant!“
alsô sprach der listige man.
Diz mohte ein bischof niht hân getân;
1660 wâren gewihet dise helede balt,
sie besângen wol ein witez mûnster,
ir stimme ist sô manecvalt.
Als daz Môrolt hâte getân,
er huop sich zuo dem mere,
1665 dâ er sin schiffelin hâte gelân.
Er trat dar inne unt stiez uf den sê:
dâ vuorte er des kamerærers kleider
vor die künigin hère.
Sin hâr was krûs und ouch dâ bi val,
1670 sin antlitze was dem kamerære glich über al.
Môrolt, der listige man,
schilhte sin schiffelin schône
gên der burc hin dan
vil wunderlichen balde
1675 über des wilden meres strôm.
Sin schiffelin liez er under dem berge
stân,
unt huop sich gên der porten
unde hiez sich inne lân.
„Ich kome über den wilden sê,
1680 Môrolt ist gevangen:
ich wil ez sagen der künigin hère.“
Die porten wurden uf getân:
Môrolt wart in die burc gelân.
Do er vor die künigin gienc,
1685 der kûnec und daz gesinde
ine vûr den kamerære enphieng.
„Nu sage uns von dem listigen man!“
„Hêrre, dâ hân wir in gevangen,
er kan nimmer komen von dan;
1690 ich bant in uf dem wilden sê,
daz er lûte mort schrê.
Im ran daz bluot ze den nægelen ûz;
wir weln in senken an des meres grunt,
dô muoz er nu wonen ze hûs;
1695 dar umbe, edele kûnegin lobesam,
ir dûrfet vor ime nit mê in sorgen stân.“
Kûnec Pharô sprach: „Sô wil ich mich
slâfen legen.“
Dô hiez die bette bereiten
Môrolt der ûz erwelte degen.

1700 Do Pharò zuo dem bette solde gån,
dà segenten in zwelf heidenische kappelàn.
Zuo ime gienc die frowe wol getàn;
dà was sich unmüezec
Mörölt, Salmanes man:

1705 er nam in eime kopf den tälentrunc in die hant.

Er kniete vor den künec rich,
unde ouch vor die künigin glich,
unt trancte sie beide mit vliz,
dà sliefen sie sicherlich.

1710 Die kappelàn wolden dannen gån,
Mörölt bat sie stille stån,
er gap in den selben tranc:
sie trunken alle
unt seigen nider zuo der want.

1715 Mörölt, der küene helt guot,
die zwelf kappelàn er uf gehuop,
er truoc sie seiner steinen want;
er schrancte sie über ein hüfen
gegen ein ander allesant.

1720 Künec Pharò er abe dem bette nam,
er leite in zuo der wende
bi eim jungen kappelàn:
die kappen zocht er im abe
unt leite sie schiere

1725 dem künec Pharò an.

Mörölt, der küene helt guot,
den naked kappelàn er uf gehuop,
der vil listige man;

er truoc in an daz bette
1730 zuo der frouwen wol getàn.

Er nam ein schære üz der taschen, daz
ist wår:

überhalben den oren
dem künige sneit er abe daz hår;
er nam ein scharshs in die hant,

1735 er schor ime ein blatten,
und den andern allesant.

Da daz Mörölt hâte getàn,
er huop sich zuo dem mere,
dà er sin schiffelin hâte gelàn;

1740 er trat dar inne unde stiez uf den sè,
dà swebete er den tac, biz daz erwachete
der künic hère.

Dar nâch er ein wile stille lac:
vür wår ich iu daz gesagen mac,
biz daz er sich baz versan:

1745 dà wolde der künic minnen,
dà begreif er den jungen kappelàn.

Dà daz der kappelàn bevant,
zesamen twanc er sine hant,
er gap ime einen öreslac

1750 mit sò ganzen kreften,
daz er ein wile stille lac.

Da ime der öreslac vergienc,
der künic Pharò niht enliez,
er sprach: „Edele künigin hère,

1755 ir sint gewesen sibin järe bi mir,
unt getätent mir daz nie mære.“

Da er die kutte ane ime sach,
gerne müget ir hœren, wie er sprach:
„Welher tievel hât mir geleit dise kutte an?

1760 Hie ist sicherlich gewesen Mörölt,
künec Salmanes man!“

Da Pharò, der heidenische man,
zuo dem bette wolde gån,
dà vant er bi der frouwen

1765 einen nacketen kappelàn;

er nam in bi dem beine
unt zôch in verre dar hin dan.

„Wol uf, ir nackte kappelàn,
gênt hin zuo der kirchen metten singen!“

1770 Lânt mich zuo der frouwen gån,
iuwer naht ist besser gewesen, dan min:
ich lac dort uf der herten erden,
und ir hie bi der künegin.“

Der kappelàn dà uf gespranc:

1775 Pharò gienc dà an daz bette,
die wile was nit lanc:

Dà slief noch die frowe wol getàn;
dà sprach der künec Pharò:

„Ir mühtet tåling wol uf stån!“

1780 Da sie ime under die ougen sach,
gerne müget ir hœren, wie sie sprach:
„Ir sint unmåzen zorn,
richer künec Pharò:

welher tievel hât dich geschorn?“

1785 „Daz hât diu Gotes stimme getàn:
wir sülñ die sünde buezen,

die wir an Salman hân getàn!“

In der burc huop sich ein lüter schal:

Mörölt sanc uf dem wilden sè,

1790 daz diu burc nâch ime erhal.

Als Pharò die stimme vernam,

er stuont uf von dem bette,

er gienc an eine zinne stån:

Mörölt, stolzer degen,

1795 habe eine kleine wile stille,
daz dich gesehe diu künigin hère!“

Dà sprach der listige man:

„Ich mac niht lenger hie bestån!

Waz wiltu erbieten Salmane, dem bruoder
min?

1800 Ich wil varn gèn Jerusalem,

ich wil heim über mer;

ich sende dir Salman und ein kreftic her.“

Mörölt wolde dannen varn;

der riche künec Pharò,

1805 der hiez ez wol bewarn:

è dan ez Mörölt wurde gewar,

dà was er mit vier unt zwenzic galènen
umb varn.

Nu ist umbe habet Mörölt der degen,
er muoz mit grôzen listen

1810 vristen sin leben.

Dà Mörölt daz ersach,

daz er mit vier unt zwenzic galènen

nu aber umbe habet was;

er tet in sine liste kunt:

1815 An ir aller angesiht

sancete er sich nider uf den grunt:

ein rôr in daz schiffelin gienc,

dà mite Mörölt den åtem vienc.

Daz hât er gewirket dar an

1820 mit eime starken leder,

Mörölt, der listige man;

ein snuor lac oben dar an:

daz wazzer dem tugenthafte man

daz rôr niht liez brechen abe.

1825 Er verbarc sich zuo dem grunt

volleclichen vierzehn tage:

er mohte anders niht komen hin,

die heiden reiten uf daz leben sin.

Er wallete uf dem mere

1830 sehs unde drizic tage;

dā sluogen in die winde
ze Jerūsalem in die habe.

2. Aus dem zweiten Morolt.

- 605 Dar nāch in kurzen ziten
der künec quam mit hundert riteren
und hāte daz wilt geleit;
von den sinen wart ime geseit:
„Hērre, hie wonet inuwer gumpelman,
610 Mōrolt, der vil klāffens kan.“
Er sprach: „Nu rītent über die strāze,
ich wil sehen, in welher māze
er si trūic oder frō.“
Danwert kēret der künic dō
615 unt reit über des hūses swelle;
er ruofte: „Wā bistu nū, geselle?
wer ist mit dir in dime hūs?“
Mōrolt antwort ime her ūz:
„Daz ist anderthālp man und ein roshoubet,
620 dar umbe sō lā mich unertoubet:
ich sagen dir ouch hin wider,
die ein gēnt ūf, die andern gēnt nider.“
Der künic vrāgete in mēre,
wā sin vater wēre?
625 Er sprach: „Er ist, als ich wene,
unt macht ūz eime schaden zwēne.“ —
„War ist dine muoter kumen?“ —
„Si tuot ir gevadere solichen vrūmen,
den si ir nie mēr wider tuot,
630 die wile dirre werlt stāt.“ —
„Wā ist din bruoeder? daz sage mir.“ —
„Für wār ich sage dir,
er sitzet bi dem zūne dort
unde stiftet manegen mort.“ —
635 „Sō dir Got, nu sāge mē,
wie ez umbe din swester stē?“
„Si sitzet ūzen riunelich,
unde beschriet ir vrōude jāmerlich.“
Der künic sprach: „Bescheide mich;
640 wan ich ne hān verstanden dich:
du hāst gesprochen sider:
die ein gēnt ūf, die ander nider;
sag an, wie sol ich daz verstān?“ —
„Bōnen ich zuo dem viure hān:
645 die ein ūf tribent zuo wāl,
die andern tribent hin zuo tal.“ —
„Ouch hāstu gesprochen alsus,
hie si anderthālp man in dem hūs
und ein roshoubet dā bi;
650 sage mir, wie diu mēre si?“
„Prūeve selbe, wie dem ist:
dū selbe hālp in dem hūse bist,
und ich zemāl, daz ist anderthālp man,
und din roshoubet; waz wiltu dan?“ —
655 „Dū sprachest vort, als ich wene,
din vater machte ūz eime schaden zwēne;
wie mac daz iemer gesin?“ —
Mōrolt sprach: „Der vater min
hāt ein velt mit korn gesāt,
660 daz volc einen wec dar umbe hāt
gemachet, den stopfet der tumbē:
nū machent sie zwēne dar umbe.“ —
„Der wārheit solltu mir verjehen,
wie diner muoter si geschehen,
665 daz si ir gevateren tete;
sage mir, wie was diu rede?“
„Ir gevater lac unde stāp;
min muoter daz mit trūwen wāp,

- wie si ir die ougen dructe nider:
670 daz ne getet si ir niemer wider.“ —
„Nū bescheide mich ouch vort,
wie din bruoeder begienc den mort.“ —
„Die liuse brāhten in in nōt,
die sluoc er bi dem zūne tōt.“ —
675 „In guoten trūwen sāge mir mē,
wie din swester ir vrōuden beschrē?“
„Si was zuo meie sō geil, die tōren,
vor irme gesange kunde nieman gehōren;
daz beschriet nu diu swester min,
680 wie si erwarb ein kindelin!“

2. Hōfische Epik.

So zahlreich auch die Dichtungen sind, welche hier besprochen werden sollen, so große Verschiedenheiten sie in Anschauungsweise, Darstellung, Inhalt und Umfang darbieten; so haben sie wiederum so vieles Aehnliche, und sie stimmen in wesentlichen Punkten so genau überein, daß sich dieselben doch leicht in einem Gesamtbilde auffassen lassen, in welchem selbst diejenigen Gedichte nach etlichen der wesentlichsten Beziehungen erklärt erscheinen, welche sich am meisten von dem allgemeinen Charakter der hōfischen Epik entfernen. Dieser Charakter ist aber nichts Anderes, als der Charakter des Ritterthums selbst, welches seine poetische Darstellung in der Epik in noch viel entschiedenerer Weise gefunden hat, als im lyrischen Minnegefang. Wir haben gesehen, daß die ritterliche Bildung vorzugsweise aus dem Bestreben hervorgegangen war, die größtmögliche Vollkommenheit und Schönheit der äußeren Form zu erringen; daß eben deshalb die Lyrik der ritterlichen Dichter nicht sowohl auf allseitige Darstellung der mannigfaltigen Gefühle und Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, gerichtet war, sondern vielmehr auf die äußerlich mannigfaltige und schöne Darstellung einiger wenigen Empfindungen; daß es ihr weniger auf die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, als auf eine durch Form und Sprache glänzende Darstellung desselben ankam; daß endlich den dargestellten Empfindungen, selbst wenn sich dieselben zur Leidenschaft steigerten, keine innere Wahrheit zu Grunde lag, daß vielmehr die Liebe und die den Frauen erwiesene Verehrung ganz conventioneller Natur waren, welche von der hōfischen Sitte und Bildung so unbedingt vorgeschrieben wurden, als irgend eine andere Seite des hōfischen oder ritterlichen Betragens. Dies Alles findet sich auch in der hōfischen Epik im höchsten Grade vereinigt. Schöne Sprache und feine, geglättete Darstellung zeichnet die epischen Gedichte der Zeit nicht weniger aus, als die lyrischen, und wenn sich in der Form die reiche Mannigfaltigkeit nicht findet, die wir an den lyrischen Dichtungen bewundert haben, so ist dies eine natürliche Folge der epischen Gattung, welcher nur eine einfache Form zusetzt. Doch haben die bessern Dichter auch die einfachen Reimpaare, in denen die epischen Werke geschrieben sind, mit einer großen Meisterschaft behandelt, und nicht bloß im Reim großen Reichtum und überraschende Gewandtheit bewiesen, sondern auch die verschiedenen Kunstmittel mit seltenem Glücke angewendet, von denen schon früher die Rede war (s. o. S. 27). Die Eintönigkeit der Lyrik wiederholt sich auch im Epos; während die lyrischen Dichter in immer neuen Weisen die Minne

befingen und die Verehrung der Frauen anpreisen, stellen die epischen Dichter das Nämliche dar, indem sie immer neue Begebenheiten und Situationen erfinden, an denen diese stets wiederkehrenden Gedanken zur Anschauung gebracht werden. Da aber die größten Thaten, welche uns die Dichter von ihren Helden berichten, nicht um ihrer selbst erzählt werden, da diese Thaten keine größere das Menschenherz in seinen Tiefen ergreifende Idee zur Unterlage haben, wie etwa Vaterlandsliebe, Rachsucht oder Ehrgeiz; da selbst die nach Abenteuer ausziehenden Ritter nicht eigentlich aus unüberwindlicher Kampflust und aus Thatendrang Abenteuer aufsuchen, sondern vielmehr nur, um durch irgend eine anfallende That die Dame ihres Herzens zu verherrlichen; so ist es begreiflich, daß alle Begebenheiten, welche in ihrer Gesamtheit die Handlung eines Gedichtes bilden, doch immer vereinigt da stehen, und sie nicht durch innere Nothwendigkeit, sondern nur durch mehr oder weniger geschickt erfundene äußere Verhältnisse mit einander verbunden werden. Freilich sind die einzelnen Begebenheiten, namentlich bei den besseren Dichtern, mit großer Gewandtheit erzählt; aber der Mangel an Kunst der Composition zeigt sich auch darin, daß sie in der Darstellung des Einzelnen durchaus das Wichtige von dem Unwichtigen nicht unterscheiden, daß sie untergeordnete Begebenheiten mit der nämlichen Ausführlichkeit darstellen, als diejenigen Verhältnisse, welche den weiteren Verlauf der Handlung bestimmen. Die größten epischen Gedichte entbehren meistens der wahren künstlerischen Einheit, es sind gerade die berühmtesten in der That nichts Anderes, als Biographien, in welchen nicht nur das Leben des Helden von seiner Geburt bis zu seinem Tode erzählt, sondern auch in nicht geringer Ausführlichkeit das Leben seines Vaters und sogar wohl auch seines Großvaters mitgetheilt wird, ohne daß jedoch diese vorangeschickten Berichte in der That von wesentlichem Einfluß auf die Schicksale der Hauptperson wären. Wie viel höher steht in dieser Beziehung das aus dem Volke erwachsene Nibelungenlied, das, obgleich nicht immer mit Geschick aus einer größeren Anzahl ursprünglich verschiedener Lieder zusammengefügt, demungeachtet in seinen einzelnen Theilen weit inniger verbunden erscheint, als die gepriesenen Meisterwerke eines Wolfram oder Gottfried.

Wenn zu diesem allem noch hinzukommt, daß die höfischen Epiker ihre Dichtungen beinahe ohne Ausnahme nach französischen Vorbildern bearbeiteten, daß sie nicht bloß den Stoff aus der Fremde holten, sondern ihren Werken bestimmte ausländische Dichtungen zu Grunde legten, so scheint es beinahe, als ob die so sehr gerühmte Vortrefflichkeit der deutschen Epiker des Mittelalters auf ein sehr geringes Maas zurückgeführt werden müßte. Allein gerade der Umstand, der ihren Ruhm am meisten zu beeinträchtigen, ihr Talent am meisten in Frage zu stellen scheint, trägt wesentlich dazu bei, dasselbe in seinem größten Glanze zu zeigen. Denn wenn auch jeder einzelne Dichter ein ausländisches Werk zum nächsten Führer hatte, und er aus demselben sowohl den Stoff, als die poetische Entfaltung desselben entnahm, so zeigten bei weitem die Meisten dabei eine so große Selbstständigkeit der Behandlung, wie sie nur bei einem wahren Talent erscheinen konnte. Ihre Bearbeitungen der fremden Vor-

bilder sind nichts weniger als Uebersetzungen oder freie Nachbildungen; es sind vielmehr, so weit es sich mit einiger Sicherheit beurtheilen läßt, vollständige Umgestaltungen, die ihre Quellen in den wesentlichsten Punkten übertreffen, unter welchen wir namentlich die den Deutschen eigenthümliche Kunst tieferer Charakterzeichnung hervorheben, welche sich vor Allem in dem lebendigeren Ergreifen der Seelenzustände kund gibt. Ueberhaupt sind die mannigfaltigen Schattenseiten, welche wir in den obigen Zeilen dargestellt haben, weit weniger auf Rechnung der Dichter zu setzen, als dem Zeitgeiste und der ganz verkehrten Richtung desselben zuzuschreiben. So könnte man die Dichter sogar wegen der Wahl ihrer Stoffe und ihrer Nachbildung fremder Werke entschuldigen, da die meisten durch die Fürsten und Herren, von denen sie abhingen, dazu ausdrücklich veranlaßt wurden, wie sie denn ihre schöne Sprache nur deswegen durch Einmischung französischer Wörter und Redensarten verunstalteten, weil sie diese Unsitte an den Höfen allgemein verbreitet fanden, und durch Nachahmung derselben bei ihren fürstlichen Gönnern Wohlgefallen erregten.

Wenn auch die hier oben entwickeltenzüge die höfischen Epiker und ihre Werke im Allgemeinen und Ganzen charakterisiren, so lassen sich doch unter ihnen mancherlei Abstufungen unterscheiden, die ihren Grund nicht weniger in der Zeit, als in der besondern Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter haben. Die früheren Werke sind in Sprache und Form noch ziemlich roh, doch zeigt sich in ihnen beinahe durchgehend mehr inneres Leben und Selbstständigkeit der Auffassung; das volkstümliche Element überwiegt noch die ritterliche Ausartung. Hierher gehören vor Allem die Werke Heinrichs des Glühens, der Pfaffen Konrad und Lamprecht. In den späteren dagegen entwickelt sich immer mehr die kunstmäßige Behandlung; die Sprache wird edler, der Reim reiner und reicher, es tritt größere Gewandtheit der Darstellung hervor, die sich insbesondere in der lebendigeren Schilderung und Ausmalung der Zustände und Begebenheiten zeigt, wodurch die Dichtungen auch größere epische Breite gewinnen. Die kunstmäßigere Behandlung des Epos begann mit Heinrich von Veldke; es erreichte in Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg seine höchste Blüthe. Die nachfolgenden Dichter lehnten sich beinahe ohne Ausnahme an diese vier großen Vorgänger, und ahmten sie bewußt oder unbewußt nach, ohne sie jedoch zu erreichen. Sie stehen jenen insbesondere darin nach, daß bei ihnen die epische Breite zur Weitwefigkeit wird — ein Fehler, von dem übrigens auch ihre großen Vorgänger nicht frei zu sprechen sind, und der zunächst in dem Gang zum Reflectiren seine Quelle hatte. Und wie dieser Gang sich zuerst vorzüglich in Wolframs Dichtungen zeigt, so ist auch die Sucht zu allegorisiren, die sich in den späteren Dichtern immer mehr ausbildet, zum Theil aus Wolframs Vorgang zu erklären. Die bedeutendsten unter den späteren Epikern sind: Birnt von Gravenberg, Konrad Flecke, der Stricker, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg. Ein Gedicht, welches von Gottfried von Straßburg als sehr bedeutend gepriesen wird (s. unten bei Gottfried die betreffende Stelle), der „unbehaue“ von

Blicker von Steinach, ist leider verloren gegangen.

Es bleibt uns noch übrig, ehe wir zur nähern Betrachtung der Dichter und ihrer Werke übergehen, einen Blick auf die Stoffe zu werfen, welche von den Epikern der mittelhochdeutschen Zeit behandelt wurden. Wie schon berührt, haben die höfischen Dichter vorzugsweise fremde Stoffe bearbeitet, die ihnen besonders durch das nördliche Frankreich geliefert wurden, wo sie entweder als nationale Uebersieferungen im Munde des Volkes lebten, wie die Karlsage, oder wohin sie selbst schon aus der Fremde gebracht worden waren, wie die Sagen von Artus und der Tafelrunde nebst der vom heiligen Graf. Die Franzosen erscheinen selbst da als Vermittler, wenn die deutschen Gedichte Sagen und Geschichten des römischen und griechischen Alterthums behandeln. Doch sind auch lateinische Werke des Mittelalters häufig die unmittelbaren Quellen deutscher Dichtungen, wie wir am Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen schon ein Beispiel gehabt haben. Die Sagen von Artus und der Tafelrunde, die man wegen ihres Ursprungs als den bretonischen Sagentkreis zu bezeichnen pflegt, wurden von den mittelhochdeutschen Dichtern mit der größten Vorliebe behandelt, und es haben auch gerade die größten Epiker dieser Zeit, Hartmann, Wolfram und Gottfried, ihr Talent der Darstellung dieses Sagentheiles gewidmet. Auch konnte in der That kein Stoff dem eigenthümlichen Geiste der ritterlichen Dichter besser entsprechen, als gerade dieser. Da er fremd war und in keiner Weise mit den Erinnerungen des Volks zusammenhing, durfte man ihm im Ganzen, wie im Einzelnen, jede Gestaltung und Färbung geben, und da die französischen Dichter, aus deren Werken man den Stoff schöpfte, demselben schon den ganzen Charakter des Ritterthums aufgedrückt hatten, so mußte es ihren deutschen Nachahmern um so willkommener sein, die denn auch nicht versahen, diesen Charakter noch entschiedener auszuprägen, so daß uns die Gedichte, welche den bretonischen Sagentkreis behandeln, mehr als alle übrigen ein getreues Bild des höfischen Ritterthums geben. Die Helden dieser Gedichte sind vollendete Muster der Ritterschaft; d. h. ihr ganzes Leben ist auf äußeren Schein gerichtet, nach den Forderungen der höfischen Sitte gemodelt. Nie tritt in ihnen der wahre Mensch mit seinen menschlichen Leidenschaften hervor; es werden diese durch die höfische Sitte zurückgedrängt, und wenn sie doch zum Ausbruche kommen, so müssen sie höfisches Gewand anlegen, das freilich nicht immer das liebenswürdigste ist. Wenn irgend einmal die Leidenschaft einen Mann zur kräftigen That hinreißt, so ist dies gewiß selten ein Ritter, es ist ein Zauberer, ein Riese, ein Räuber oder ein Heide: der Ritter wird den Menschen nie hervorkehren, er wird nicht den Eingebungen seines überwallenden Herzens folgen, sondern zuerst genau erwägen, wie er seine Handlungen einrichten muß, daß sie den höfischen Sitten entsprechen. Es erscheint das menschliche Gefühl so sehr untergeordnet, oder vielmehr es wird dasselbe so entschieden dem ritterlichen Wesen entgegengesetzt, daß es da, wo es doch Alles überwältigend ausbricht, als Folge eines fremdartigen, außer dem Menschen liegenden Umstandes, eines Zauberkraftes zum Beispiel oder einer unwiderrstehlichen äußern Gewalt erscheint.

Ja es sind diese Helden der Tafelrunde so vollkommene Abbilder der Ritter des Mittelalters, daß sie oft, wie die Minnesinger, mit ihren Gefühlen spielen und sich in der That eher einbilden, solche zu haben, als daß sie wirklich von ihnen durchdrungen wären, weshalb denn auch ihre Handlungen mit den vorgespiegelten Empfindungen öfters im entschiedenen Widerspruche stehen, ohne daß jedoch ein anderer Beweggrund zu diesen Handlungen vorläge, als ihr eigener, freier, von keiner äußern oder innern Nothwendigkeit beschränkter oder bestimmter Wille.

So bedeutungslos und nach Einem Zuschnitte gemodelt die Charaktere der meisten Helden dieser Gedichte sind, so sind es auch die Begebenheiten. Wie mannigfaltig dieselben beim ersten Anblick auch scheinen, so sind es im Ganzen doch immer dieselben, die sich nur unter andern Nebenverhältnissen wiederholen: Liebesabenteuer, Zweikämpfe, Turniere, Verzauberungen, u. dgl.; nirgends aber welterschütternde Ereignisse; nirgends Völkerkämpfe, nirgends großartige Begebenheiten, welche die Schicksale der Nationen entschieden, nirgends bedeutende Ideen, an welchen die Menschheit sich verjüngt. Wenn uns an diesen Dichtungen irgend Etwas gefallen kann, so ist es demnach nicht der Stoff und nicht dessen Entwicklung, sondern die schöne, gewandte Behandlung desselben, worin die höfische Kunst ganz eigentlich besteht.

Dieser Stoff war übrigens ursprünglich nicht weniger, als bedeutungslos. Artus war nämlich ein König der Britten, welcher zu der Zeit lebte, als die Angeln und Sachsen Wales eroberten, den letzten Zufluchtsort der brittischen Unabhängigkeit und Rationalität. Als das brittische Volk im Laufe der Zeiten den Verlust seiner Freiheit immer tiefer und schmerzlicher empfand, bildete sich das Andenken an den heldenmuthigen Vortheibiger allmählich zur Sage aus, in welcher Artus (oder Arthur) als unübertreffliches Vorbild aller Heldentugenden verkündet wurde. Von Wales aus verbreitete sich die Sage über die Bretagne, das ein stammverwandtes Volk bewohnte, bei welchem zahlreiche Schaaeren aus Wales zu wiederholtenmalen Zuflucht vor den blut- und deutegierigen Feinden gesucht und gefunden hatten. Dort wurde die Sage noch weiter ausgebildet, und lebte in vielen alten und neueren Liedern. Gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts lernten sie die nordfranzösischen Dichter kennen, welche, von dem Geiste des Wunderbaren angezogen, der in ihnen lebte, dieselben episch zu bearbeiten begannen, wobei sie jedoch alles Rationale abstreiften, die geschichtlichen Erinnerungen gänzlich verwischten, und der Sage den Charakter ihrer Zeit und insbesondere des Ritterthums aufprägten, worin ihnen auch die deutschen Dichter folgten, welche nach ihnen diesen Stoff bearbeiteten. In diesen französischen und deutschen Gedichten erscheint zwar Artus immerhin als der Mittelpunkt des heldenmuthigen Ritterthums; allein er gehört doch einer verschwundenen Zeit an, und die Erzählungen bewegen sich mehr um die Helden, welche an des Königs Hofe lebten. Er selbst tritt nur dann ein, wenn es gilt, die Großthaten der Ritter zu belohnen, oder wenn seine Gemahlin Guinevere nach höfischer Sitte diesen oder jenen Helden mit ihrer Minne beglückt. Das belebende Princip der ganzen Sage, wie sie sich bei den höfischen Dichtern

ausgebildet hat, ist aber die Tafelrunde. Darunter verstand man eine Genossenschaft, welche nach Einigen auf den Rath des Zaubers Merlin von König Artus, nach Andern von dessen Vater Uther Pendragon gestiftet worden war. Nur diejenigen Ritter, welche sich durch große Thaten ausgezeichnet und sich besonders im Frauendienste Ruhm erworben hatten, wurden in die Genossenschaft aufgenommen, welche zudem auf eine gewisse Zahl von Mitgliebern beschränkt war (bald sind es fünfzig, bald, wahrscheinlich durch Einwirkung der Karlsage, nur zwölf). Diese versammelte der König, als Vorsteher, oder, wenn man will, Großmeister des Ordens bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei Aufnahme neuer Genossen um eine runde Tafel, von welcher die Genossenschaft den Namen erhielt. Rund aber war diese Tafel, um die Gleichheit aller derjenigen zu bezeichnen, die an ihr zu sitzen berechtigt waren. Bei diesen festlichen Versammlungen wurden gewöhnlich die Thaten und Abenteuer erzählt, welche seit der letzten Zusammenkunft von den jüngeren Genossen ausgeführt worden waren; sehr häufig gaben sie auch Gelegenheit zu neuen Abenteuern, sei es, daß die Königin oder eine andere Dame des Hofes irgend eine Veranlassung hiezu gab, oder daß ein fremdes Fräulein hinfam, um bei diesem oder jenem Helden der Tafelrunde Schutz vor ihren mächtigen Verfolgern zu suchen.

Au die Sagen von Artus und der Tafelrunde lehnt sich, freilich nur in sehr oberflächlicher Verbindung, die Geschichte von Tristan und dessen Liebe zu der schönen Isolde, welche ursprünglich ganz selbstständig und aus mythischen Vorstellungen der keltischen Völker sich zu einer festen und weitverbreiteten Sage ausgebildet hatte. Sie untercheidet sich von den übrigen bretonischen Sagen wesentlich dadurch, daß in ihr die Liebe nicht bloß als höfisches Verhältniß zwischen dem Ritter und dessen ansehnlicherer Dame, sondern als wirkliche, den ganzen Menschen erfassende Leidenschaft erscheint, ob sie sich gleich auch nicht aus einer innern Nothwendigkeit erzeugt hatte, sondern durch äußere Umstände aufgedrungen worden war.

Die Sagen von Artus und der Tafelrunde wurden zuerst von Ulrich von Zazikhoven deutsch bearbeitet; ihm folgten Hartmann von Aue, Wirnt von Gravenberg, Heinrich von dem Türlin, der Stricker, Konrad von Stoffel (dessen noch ungedrucktes Gedicht Gauriel von Muntavel helpt) und endlich der unbekannte Verfasser des Wigamur. Die Tristansage wurde in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts von Gîlhart von Oberg, einem Dienstmann Heinrichs des Löwen, nach einem französischen Vorbild bearbeitet; außer diesem leider bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangenen Gedichte behandelt nur noch das Meisterwerk Gottfrieds von Straßburg den nämlichen Gegenstand.

Während in den Gedichten aus dem Sagenkreise des Königs Artus und seiner Tafelrunde das weltliche Ritterthum in epischer Weise dargestellt wird, und in denselben die mannigfaltigen Abenteuer, welche von den Helden bestanden werden, als an sich zwecklos erscheinen, indem dieselben nur aus zufälligen Verhältnissen hervorgehen, stellt eine andere Reihe von Gedichten das geistliche Rit-

terthum dar, das, obgleich aus dem weltlichen hervorgegangen, an die höfische Sitte desselben festhaltend und mit ihm die Frauenverehrung theilend, dennoch zugleich einen höheren Zweck verfolgt, welcher in der Gewinnung des heiligen Grals bestand. Die Sage vom heiligen Gral ist, wie die von Artus und seinen Helden, bretonischen Ursprungs. Denn Gral bedeutet in der keltischen Sprache ein Gefäß, und man bezeichnete damit das Waschbeden der Göttin Ceridwen; und unter diesem war wiederum das Schiff der Erde, d. h. das Grab verstanden, durch welches die Seele zu ihrer geistigen Wiedergeburt gelangt, und das daher aufgesucht werden müsse, weil man ja nur durch dasselbe zur ewigen Freude kommen könne. Als das Christenthum sich bei den keltischen Völkern verbreitete, hatte sich der ursprüngliche Mythos vielfältig zur Sage ausgebildet und feste Wurzel gefaßt. Wie überall, eignete sich das Christenthum nun auch hier den Volksglauben an, indem es dessen äußere Gestaltung auf christliche Verhältnisse übertrug. Das Waschbeden der Ceridwen wurde zur Diamantschüssel, welche bei dem letzten Abendmahl Christi gedient hatte, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilands aufgefassen hatte; es wurden alle sagenhaften Ausschmückungen, welche sich im Laufe der Zeiten mit Ceridwens Waschbeden verbunden hatten, auf jene Schüssel übertragen, und als das Christenthum den heidnischen Glauben vollständig besiegte hatte, erhielt die Sage noch weitere, den christlichen Ansichten angemessene Ausbildung. Auch wurde sie mit den Sagen von König Artus in Verbindung gebracht, von denen sie ursprünglich vollständig verschieden war. Noch andere Erweiterungen erhielt die Sage, als sie sich nach Nordfrankreich und von da über die andern romanischen Lande und Deutschland verbreitete. Ihre vollständigste Ausbildung scheint sie in Spanien erhalten zu haben, wo sie auch arabische Elemente in sich aufnahm, welche durch die Einwirkung der Kreuzzüge noch bedeutend vermehrt wurden. Ohne Zweifel blieben die zu jener Zeit auftauchenden geistlichen Ritterorden und namentlich der Tempelorden nicht ohne mächtigen Einfluß auf die Sage vom Gral. Wie sich in jenen Orden ein geistliches Ritterthum als Gegensatz des weltlichen ausbildete, so traten nun auch die Ritter des Grals, die Templeisen (dieser Name erinnert ja schon an die Tempelherren, französisch *templiers*) im Gegensatz zu den Rittlern der Tafelrunde, welche nur weltliche Zwecke verfolgten. Wie die Tempelherren, so mußten auch die Templeisen unverheiratet bleiben, und so wie jene den allgemeinen Kirchenglauben durch Geheimen, nur den Eingeweihten bekannte Lehren wesentlich modifizierten, so beruhte ja auch das gesammte Tempelenthum auf tiefen, unergründlichen Geheimnissen, deren nur wenige Auserwählte theilhaftig wurden. Der Gral, den man den heiligen nannte (*san gréal*, und daraus später, indem man den Namen mit der Sage in Uebereinstimmung bringen wollte, *sang réal*, d. h. königliches, heiliges Blut), war mit wunderbaren, heiligenden und belebenden Kräften ausgestattet; es hatten ihn Engel vom Himmel, wohin er nach dem Tode des Heilands verfest worden war, auf die Erde gebracht, wo er zuerst durch jene Engel selbst, dann aber durch die ihm geweihte Genossenschaft, die Templeisen, in einer tempelähn-

lichen Burg auf dem von Wästen und Wäldern umgebenen Berg Mont Salvage aufbewahrt wurde. Den Tempeln stand ein König vor, deren erster Titirel war, der auch den Tempel auf Montsalvatsch erbaute. In diesem aber konnte Niemand den Weg finden, der nicht vom Gral selbst zu seinem Diener und Ritter aufersehen war. Die Tempelknechte mußten sich ganz dem Dienste des Grals hingeben, der Welt und insbesondere dem Frauendienste entsagen; sie mußten auf jede Selbstbestimmung verzichten und dürfen nur im Dienste des Grals kämpfen. Ueberhaupt mußten sie vollkommen rein und sündelos sein, denn nur Reine dürfen den Gral anschauen oder sich ihm nähern. Daher wird der zweite König, Anfortas, durch eine schmerzliche und unheilbare Wunde bestraft, als er dem Verbot zuwider sich weltlichem Frauendienste widmete; und als Parzival vom Gral zum Nachfolger des Anfortas auserkoren ist, muß er, ehe er zum Anschauen des Heiligtums gewürdigt wird, seine früheren Sünden durch harte Buße sühnen. Und als endlich das Abendland in sündiges Leben fällt, da wird der Gral nach dem Morgenlande gebracht; aber es bleibt verborgen, wo der neue Tempel errichtet wird.

Wie die französischen Dichter, welche die Gralsage bearbeiteten, in ihren Werken das Haus Anjou zu verherrlichen strebten, indem die Könige des Grals diesem fürstlichen Geschlechte angehören, so haben deutsche Dichter die bekannte Stammsage des herzoglichen Hauses von Brabant mit dem Grale in Verbindung gebracht; doch ist dies wohl erst in späteren Zeiten geschehen und zwar von dem unbekannten Verfasser des *Lohengrin* und von Konrad von Würzburg in seinem Gedichte der *Schwanenritter*. Außerdem wurde die Sage in ihrer von den Franzosen entlehnten Gestalt hauptsächlich von Wolfram von Eschenbach und dessen Fortsetzer Albrecht bearbeitet.

Nächst dem bretonischen Sagenkreise, unter welchem man auch die Nebenzweige von Tristan und dem heiligen Gral zu begreifen pflegt, wurde der Sagenkreis von Karl dem Großen und seinen Helden von den höfischen Dichtern bearbeitet, jedoch, was charakteristisch genug ist, bei weitem nicht mit der Vorliebe und in dem Umfang, wie jener. Da die Karlsage ursprünglich deutsch war, und sie außerdem durch die in derselben erzählten Kämpfe der Christenheit mit den Ungläubigen so manche Ähnlichkeit mit den Zeiten der Kreuzzüge darbot, so ist es nur aus der traurigen Theilnahmslosigkeit der höfischen Dichter gegen alles Nationale zu erklären, daß sie diesem an und für sich schönen und reichen Sagenkreise jenen weit bedeutungsloseren so sehr vorzogen, der ihnen auch schon deshalb mehr behagte, weil er der phantastischen Richtung ihres Geistes viel größeren Spielraum gewährte, während die Sagen von Karl dem Großen, so sehr die Welt des Wunderbaren in ihnen ausgebildet war, doch immer zu einer gewissen Realität und Wahrheit zwang, die eben nicht im Charakter der höfischen Dichter lag.

Obgleich die Grundlage des kärntnerischen Sagenkreises ursprünglich deutsch war, und Karl der Große in manchen, leider verlorenen Volksgefangen verherrlicht worden war, welche ohne Zweifel die Geschichte des mächtigen Frankenkönigs schon in sagenhafter Anschauung darstellten; so sind die

manuifaltigen Sagen, welche sich nach und nach über ihn im Volke bildeten, in Deutschland doch nur vereinzelt geblieben, wie sie bis in die spätesten Zeiten herab nur als Ortsagen sich festgesetzt haben, ohne zu einer allgemeinen, alle einzelnen Sagen umfassenden Gestaltung gelangen zu können, was wohl auch darin seinen Grund hat, daß die Idee von der Einheit des Reiches und des Volkes immer mehr in den Hintergrund trat. In Frankreich dagegen, wo sich diese Idee immer fester und entschiedener ausbildete, trat Karl der Große, als der Träger dieser Idee, immer lebendiger im Bewußtsein des Volkes hervor, und gerade deshalb entwickelten sich dort insbesondere diejenigen Sagen in großartiger Weise, in welchen die Kämpfe Karls des Großen mit seinen mächtigen Lehnsträgern dargestellt wurden. So sehr dieselben auch von der Sage und der Poesie verherrlicht wurden, so sehr das ganze Interesse von Karl weg und diesen sich zuwendete, so siegte doch die Idee der Einheit, welche in Karl verkörpert erschien, über alle menschliche und poetische Theilnahme, die jene Helden erregt hatten, und das Ende der Kämpfe war stets, daß sie sich ihrem Oberherrn unterwerfen mußten. Wie sich in der Ausbildung dieser Sagen schon die Einheit des französischen Reichs prophetisch darstellt, und diese somit als eine nothwendige Folge des im Volke lebenden Bewußtseins erscheint; so ist es auch wiederum erklärlich, daß diese Seite des kärntnerischen Sagenkreises in Deutschland nicht zur Entwicklung kommen konnte, weil jenes Bewußtsein immer mehr verschwand. Ja man kann sogar mit aller Bestimmtheit voraussetzen, daß, wenn die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen in Deutschland zum Gegenstand der Sage und der Dichtung geworden wären, dieselben einen ganz andern Ausgang hätten nehmen müssen, als bei den Franzosen, daß nicht Karl, sondern seine aufrührerischen Großen siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen wären. Es ist daher auch bezeichnend, daß die höfischen Dichter diese Gruppe des Sagenkreises gar nicht bearbeitet haben: sie widersprach ihrer Anschauungsweise viel zu sehr; auch würden sie ihren fürstlichen Gönnern mit solchen Dichtungen wenig Freude gemacht haben, da die Absicht derselben mit ihren eigenen Wünschen und Zwecken zu sehr im Widerspruch standen. Es haben nur niederländische Dichter die Kämpfe Karls mit seinen Genossen poetisch behandelt, und auch dies ist erklärlich, da sich in den Niederlanden das Volksbewußtsein schon damals kräftig entfaltete. Unter den hieher gehörigen Gedichten ragt besonders das von den *Salmonskindern* hervor, das in seiner großartigen Auffassung des Kampfes und der daraus poetischen Entwicklung der Charaktere, so wie in der höchst gelungenen Composition des Ganzen und in der lebendigen, bei der ganz epischen Ausführlichkeit doch raschen Entfaltung der Begebenheiten, wie von Andern mit Recht bemerkt worden ist, mit der Illade zusammengestellt werden darf, wenn es diese auch an hoher Vollendung nicht erreicht. Es ist dieses Gedicht nebst andern hieher gehörigen zwar auch in das Hochdeutsche übergetragen worden, allein erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo die ihnen zu Grunde liegende Idee gar nicht mehr verstanden werden konnte, und die Begeisterung, welche der riefte Kaiser Karl etwa erregen mochte, so un-

schuldig bleiben mußte, als etwa die für Hermann und seine Gherusker, mit welcher man in unsern Tagen zu spielen pflegt.

Eine andere Gruppe des krlingischen Sagenkreises bilden die Sagen von Karls des Großen Leben und Thaten, von seinen Ahnen, seiner Kindheit und Jugend, insbesondere von seinen und des Karbonner Feldengeschlechts (Aimeric und Wilhelm der Heilige) Kämpfen mit den Arabern, welche in Frankreich zur Zeit der Kreuzzüge zu großen epischen Gedichten verarbeitet und zum Theil von deutschen Dichtern nachgebildet wurden. Daß die Kreuzzüge auf die Art der Auffassung und Behandlung von großem Einfluß waren und sein mußten, ist sehr begreiflich; auch mußten die Dichtungen dadurch wesentlich gewinnen, weil ihnen auf diese Weise eine Wahrheit und Realität gegeben werden konnte, welche sie von den phantastischen Gebilden der Artussage zu ihrem Vortheil unterscheidet. Allerdings erscheinen auch hier Karl und seine Helden ganz im Gewande des Ritterthums; aber da ihnen große Zwecke beigelegt werden, und sie sich nicht bloß in willkürlich erdachten und zufälligen Abenteuern bewegen; da insbesondere der Frauentienst ganz zuricktritt und er nicht mehr das einzige und Alles beherrschende Motiv ihrer Thaten ist, diese vielmehr als Ergebnisse großer Ideen erscheinen, indem die Helden für Religion und Vaterland kämpfen; und da endlich die großartigsten, welthistorischen Begebenheiten den Hintergrund der hiehergehörigen Dichtungen bilden: so macht die Einführung der ritterlichen Sitten eine ganz andere Wirkung, als bei den Gedichten aus dem bretonischen Sagenkreise, wo das Spielende und Phantastische durch nichts Höheres gemildert wird. Wie überall, wo die poetische Wahrheit mit der Wirklichkeit deshalb in Widerspruch steht, weil der Dichter diese nicht kannte und wegen seines Bildungszustandes nicht kennen konnte, den wohlgefälligen Eindruck des Naiven hervorbringt, so ist es auch in jenen Gedichten aus dem Sagenkreise Karls des Großen der Fall, deren Personen und Begebenheiten auf naive Weise nach der Anschauungsweise der Zeit des Ritterthums und der Kreuzzüge dargestellt sind. Es hatte sich übrigens auch schon die Sage in dieser Anschauungsweise ausgebildet; die Kämpfe mit den Arabern, obgleich ihrem Ursprung nach Wesen nach von den Kämpfen mit den Sarazenen unterschieden, erschienen ihr vollkommen als Kreuzzüge, wie sie denn auch von einer Fahrt Karls des Großen nach Jerusalem erzählte. Man hielt früher die unter dem Namen des Bischofs Turpin, eines der Paladine Karls des Großen, erhaltene lateinische Chronik für die Quelle der Gedichte dieses Sagenkreises; allein es ist jetzt erwiesen, daß diese wahrscheinlich erst gegen das Ende des elften Jahrhunderts von einem Geistlichen verfaßt wurde, und vermuthlich selbst ihren Stoff aus den früheren Volksgesängen entnommen hat, welche jenen größeren epischen Gedichten zu Grunde liegen, daher ihre vielfache Uebereinstimmung mit denselben zu erklären ist.

Wie sich die Trifansage allmählich an die von König Artus und seiner Tafelrunde angeschlossen, so wurden auch ursprünglich ganz unabhängige Sagen mit Karl dem Großen in Verbindung gebracht; dies war namentlich mit der lieblichen Sage von

„Flos und Blancflos“ und einer andern von der „guten Frau“ der Fall.

So reich und von mannigfaltigem Interesse übergeneus der krlingische Sagenkreis mit seinen Nebenzweigen ist, so wurde derselbe, auch abgesehen von der Gruppe, welche die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen begreift, von den deutschen Dichtern nicht sehr häufig bearbeitet; ihnen behagte, wie schon von Andern richtig bemerkt wurde, die fester gestaltete Sage nicht, welche das phantastische Element nicht aufkommen ließ. Außer dem Rolandsliede vom Pfaffen Konrad und dem Karl vom Stricker sind nur noch zu nennen der Wilhelm von Dranse von Wolfram von Eschenbach, Flore und Blanscheflore von Konrad Flecke, und die gute Frau von einem unbekannten Dichter, welcher übrigens außer einigen wirklich gelungenen Stellen doch mit den besseren seiner Zeitgenossen nicht zusammengestellt werden kann, wie denn auch der Stoff des Gedichts wenig Interesse darbietet, da in der That nur eine Reihe von wenig zusammenhängenden Begebenheiten zu einander gestellt ist. Ein anderes, welches in niederdeutscher Sprache unter dem Titel: „Karlsmainet“ die sagenhafte Jugendgeschichte Karls des Großen behandelt, ist leider nur in Bruchstücken vorhanden. Alle diese Dichtungen sind übrigens, wie die aus dem bretonischen Sagenkreise, nach französischen Vorbildern bearbeitet.

Neben diesen Stoffen fand auch die antike Heldensage vielfache Bearbeitung; doch gewann auch diese erst durch französische Vermittlung Eingang in Deutschland. Denn obgleich auch Geistliche und Gelehrte (wie sich denn Herborn selbst einen gelarten schuolære nennt) unter den Dichtern erschienen, so haben wohl auch diese die lateinischen und griechischen Dichtungen nicht gekannt, welche die ursprünglichen Quellen ihrer Werke waren. Uebrigens war dies wohl auch bei ihren französischen Vorbildern nicht der Fall; vielmehr hatten diese ihren Stoff aus lateinischen und griechischen Werken des Mittelalters geschöpft, welche selbst theils unmittelbar aus den klassischen Dichtungen des Alterthums hervorgegangen waren, theils auch spätere volkmäßige Entwicklungen der alten Sagen benutzten. Schon sehr frühe wurde die Geschichte des trojanischen Krieges bearbeitet; denn wie es scheint ist ein älteres Gedicht, welches denselben behandelte, verloren gegangen. Das älteste uns bekannte Gedicht aus diesem Kreise ist das „Lied von Troie“ von Herborn von Frilgar; das umfangreichste hat Konrad von Würzburg abgefaßt, welcher, wie auch schon sein Vorgänger Herborn, zugleich auch den Argonautenzug in den Kreis seiner Darstellung zog. Die Irrfahrten und Thaten des Aeneas wurden von Heinrich von Veldeke poetisch bearbeitet. Wenn schon die Geschichte und die Schicksale des trojanischen Helden wegen ihres romantischen Charakters die damalige Zeit anziehen mußten, so war dies bei den Zügen und Thaten Alexanders des Großen noch weit mehr der Fall, da sie ja nach dem Oriente leiteten, wohin die Blicke der damaligen europäischen Welt gerichtet waren. Deshalb fanden sie auch häufige Bearbeitungen, unter denen der „Alexander“ des Pfaffen Lamprecht vorzügliche Beachtung verdient. Von geringerem Werthe ist der „Alexander“ Rudolfs von Ems

und noch unbedeutender der noch nicht gedruckte „Alexander“ von Ulrich von Eschenbach, welcher nach einem lateinischen Werke Walthers von Castiglione arbeitete, so wie der „Alexander“ von Seifried, der mit dem oben (S. 206) erwähnten Seifried Helbling nicht zu verwechseln ist. Nur einen Zweig der Alexandersage behandelt das Gedicht „Alexander und Antilois“ von einem unbekannten Verfasser, in welchem die Abenteuer des macedonischen Helden mit dem Zwerg Antilois erzählt werden. Die in Dvids Verwandlungen zusammengestellten griechischen und römischen Göttersagen wurden um das Jahr 1210 von Albrecht von Halberstadt, einem Dichter, der am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, deutsch bearbeitet; doch scheint es, daß er nicht unmittelbar aus dem römischen Dichter, sondern aus einer andern lateinischen Quelle schöpfte, die er nicht näher bezeichnet. Das Werk Albrechts ist aber verloren gegangen; es ist mit Ausnahme der Vorrede, welche in die alten Drucke aufgenommen wurde, nur noch in einer späteren Umarbeitung des bekannten Georg Wickeram vorhanden. Hieher gehört endlich noch das leider nur in Bruchstücken erhaltene Gedicht: „Athys und Propyllas“ von einem unbekannten Verfasser, das uns, freilich in anderer Weise, nach dem alten Griechenland und dem alten Rom führt; es behandelt die Geschichte zweier Freunde (Athys und Propyllas) und zweier Liebenden (Athys und Gayete, des Propyllas Schwester) mit solchem Geschick, daß wir tief bedauern müssen, nicht das Ganze zu besitzen, wenigstens in seinem ersten Theile, dem der zweite bedeutend nachsteht.

Was oben von der nativen Auffassung der Karlsage gesagt wurde, gilt in noch viel höherem Grade von den Bearbeitungen der antiken Götter- und Helden sage. Die Personen und Begebenheiten, welche in den Gedichten aus dem karolingischen Sagenkreise dargestellt wurden, hatten immerhin einen modernen Charakter, mit dem das spätere Mittelalter mannigfaltige Verwandtschaft zeigte, und zu welchem es in keinem Falle in so mächtigem Gegensatz stand, als das klassische Alterthum. Aber auch dieses wurde ganz im Sinne der damaligen Bildung aufgefaßt: die alten Griechen und Römer erscheinen in Sitten, Gebräuchen und Anschauungsweise durchaus im Gewande des Mittelalters, so daß selbst die alte heidnische Religion mit dem Mahometanismus vermischt wird, wie wiederum auch in den Gedichten aus dem karolingischen Sagenkreise die Mahometaner zu Helden gekempelt werden, welche nebst ihrem Gotte Mahomet auch den Jupiter und den Apollo anbeten. Es unterscheiden sich daher die hiehergehörigen Gedichte nur dem Inhalte, nicht aber der Bearbeitung nach von den übrigen Dichtungen; die antiken Helden sagen sind zu vollständigen Liebes- und Rittergeschichten ausgebildet, und die griechischen oder römischen Helden sind so gute Ritter, als die der Tafelrunde, deren höfische Bildung sie vollkommen theilen.

Die höfische Epik schließt sich namentlich durch Behandlung religiöser oder kirchlicher Stoffe an die Uebergangsperiode an; nur wurden diese jetzt mit freierem Geiste behandelt, wie denn auch die Dichter sich nicht bloß an die biblischen Quellen hielten, sondern die einer poetischen Behandlung fähigeren apokryphischen Evangelien benutzten. Wir

nennen unter den hiehergehörigen Dichtungen „die Kindheit Jesu“ von Konrad von Fussesbrunnen, „das Leben Mariä und Christi“ von Philipp dem Karthäuser, und ein ähnliches von Walthers von Rheinan aus Bremgarten. Nicht diesen sind die dichterischen Darstellungen christlicher Legenden zu erwähnen, welche nicht bloß von geistlichen, sondern auch — und im Ganzen mit entschiedenerem Glücke — von weltlichen Dichtern bearbeitet wurden. Es gibt deren eine außerordentlich große Anzahl, denn es ist nicht leicht ein Heiliger des Kalenders oder ein Märtyrer zu finden, dessen Leben, Leiden und Wunder nicht in Versen beschrieben worden wären. Freilich kann nur ein verhältnismäßig geringer Theil dieser Legenden auf höheren poetischen Werth Anspruch machen, und die meisten derselben hatten wohl auch hauptsächlich den Zweck, den ungebildeteren Mönchen und Nonnen als Andachtsbücher zu dienen. So wichtig diese auch für die Geschichte der christlichen Legende sein mögen, so können sie doch in einer Geschichte der deutschen Literatur eben so wenig Platz finden, als die zahlreichen Mönchsreimereien, welche in den späteren Jahrhunderten durch den Druck für die Gläubigen veröffentlicht wurden. Es können daher nur diejenigen hier genannt oder berücksichtigt werden, welche ein höheres Interesse darbieten, sei es, daß die frühe Zeit ihrer Abfassung, oder ihre Darstellung, oder ihr poetischer Werth in Betrachtung kommt. Zu den älteren, noch im 12. Jahrhundert abgefaßten Legenden gehört der von einem Geistlichen, Ramens Alber, gedichtete Lunalus, in welchem die Visionen des irischen Ritters Lunalus erzählt werden, der während eines wunderbaren Schlafes von einem Engel durch Hölle, Fegfeuer und Himmel geführt wurde. Es war dieser Gegenstand schon früher von einem niederrheinischen Dichter poetisch behandelt worden, doch sind von diesem älteren Werke bis jetzt nur einzelne Bruchstücke bekannt. Merkwürdig ist die von einem unbekannten Dichter verfaßte Legende „Bilatus“ deswegen, weil sie eines der ältesten mittelhochdeutschen Gedichte ist, in welchem der Reim schon in großer Reinheit erscheint und der Vers mit Sorgfalt behandelt ist. Doch ist sie mit Ausnahme des Eingangs von keinem poetischen Werth; auch ist sie nicht vollständig erhalten. Zu erwähnen sind endlich noch die „heilige Veronika“ und „Bessasianus“, beide von Bernhar vom Niederrhein. Das dreizehnte Jahrhundert war an Bearbeitungen der Legende noch viel reicher, als das zwölfte, da sich nun auch höfische Dichter dieser Stoffe bemächtigten. Weitans die bedeutendsten sind „der Gregorius auf dem Stein“ von Hartmann von Aue, „Barlaam und Josaphat“ von Rudolf v. Ems, „der heilige Georg“ von Reinbot von Dorn, „das Leben der heiligen Elisabeth“ von einem unbekannten Verfasser, mehrere treffliche Legenden von Konrad von Würzburg und „die Marter der heiligen Martina“ von Hugo von Langenstein. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde endlich eine große Sammlung von Legenden unter dem Titel: „Passional“ von einem ebenfalls unbekannten Verfasser nach verschiedenen Quellen verfaßt. Außer diesen eigentlichen Legenden besitzen wir aber noch eine ziemlich große Anzahl von kleineren legendenartigen

Erzählungen, in denen besonders die Verehrung der heiligen Jungfrau und deren große Macht dargestellt wird.

Wie die Karls- und Alexanderfage, wie vor allem die Legenden den Dichtern und mit ihnen der ganzen Zeit als wahrhafte Geschichten erscheinen mochten, welchen sie nur ein poetisches Gewand gaben, so kann es nicht auffallen, daß auch die Gedichte selbst von den mittelhochdeutschen Dichtern poetisch bearbeitet wurde. In den früheren Werken dieser Art war, wie wir schon gesehen haben, die Geschichte freilich sehr häufig mit den verschiedenartigsten Sagen durchwebt, und die Dichter nahmen mit gleicher Bereitwilligkeit in ihre Werke auf, was sie in Büchern verzeichnet fanden und was ihnen die Tradition an die Hand gab, so wie sie wohl auch hier und da ihrer Einbildungskraft freien Lauf ließen und manche Thatfache dichterisch ausschmückten und entwickelten, die ihnen in ihrer einfachsten Gestalt überliefert worden war. Die späteren Bearbeitungen halten sich dagegen genauer an die beglaubigten Thatfachen, weshalb sie um so viel mehr an historischer Bedeutung gewinnen, als sie in poetischer Beziehung verlieren. Die ältesten, aus dem zwölften Jahrhunderte dieser Art, das *Annolied* (wenn man bei diesem das historische Element, wie es schon, obgleich mit Unrecht, gesehen, hervorheben will) und die *Kaiserchronik* haben wir schon bei den Uebergangsbildungen erwähnt (S. 237, 251 u. 256); dem dreizehnten Jahrhunderte gehören an die „*Weltchronik*“ von Rudolf von Ems; die „*Weltchronik*“ von Johann von Janßen dem Enkel, und dessen „*Fürstenbuch von Desherreich*“, die „*Livländische Reimchronik*“ von einem unbekannten Dichter, die „*Deutscher Reichschronik*“ von Ottaler (gewöhnlich Ottokar v. Horned genannt), und endlich die „*Chronik des deutschen Ordens*“ von Nicolaus v. Jeroschin. Unter mehreren in niederdeutscher Mundart verfaßten Werken der Art erwähnen wir nur als die bedeutendsten die „*Reimchronik der Stadt Geln*“ von Gottfried Hagen.

Einem eigenthümlichen Dichtungskreis bildet die Thierfage. Es ist dieselbe zwar ursprünglich deutsch; allein außer einigen abgerissenen Erzählungen, welche theils einzeln, übrigens schon mit didaktischer Färbung, selbstständig behandelt, theils in größere Dichtungen, wie in die *Kaiserchronik*, eingereiht wurden, haben wir nur ein einziges Gedicht, in welchem eine Reihe von Erzählungen aus der Thierfage zu einem epischen Ganzen vereint sind. Doch ist auch dieses Gedicht, dessen Verfasser Heinrich der Gliehzare oder Gliezfäre heißt, nach einem französischen Vorbilde bearbeitet, so daß es sich schon dadurch, wie die Dichtungen aus der Karlsfage, den volkstümlichen Dichtungen entgegenstellt und den rein höfischen Epen beigezählt werden muß.

Außer den im Obigen genannten epischen Gedichten, welche zu einem bestimmten Sagenkreise gehören, oder eine religiös-sittliche Richtung haben, oder endlich die Geschichte poetisch darstellen, gibt es noch eine reiche Zahl von größeren und kleineren epischen Dichtungen, die weder zu einander, noch zu jenen schon erwähnten Gedichten in äußerer oder innerer Beziehung stehen und daher auch zu keinem Gesamtbilde zusammengefaßt werden können. Es

sind darunter sowohl die größeren epischen Gedichte zu begreifen, welche irgend eine vereinzelte, zum Theil auf historischer Grundlage beruhende Sage darstellen, als auch die kleinen poetischen Erzählungen ernsten oder heitern Inhalts, welche mehr allgemeine Lebensverhältnisse behandeln, während die größten hiehergehörigen Epen, gleich den Gedichten aus einem bestimmten Sagenkreise, das Ritterthum und das höfische Leben darstellen. Unter diesen verdienen insbesondere die folgenden eine nähere Berücksichtigung: „*Graf Rudolf*“ von einem unbekannten Dichter des zwölften Jahrhunderts, „*Erasmus*“ von Meister Otte, „*Wilhelm von Orlens*“ von Rudolf von Ems und „*Engelhard und Engeltraut*“ von Konrad von Würzburg.

Die Zahl der poetischen Erzählungen ist außerordentlich groß; so viele deren auch schon gedruckt sind, so mag doch noch kaum die Hälfte der handschriftlich vorhandenen bekannt gemacht worden sein. Es sind dieselben sowohl ihrem Umfange, als ihrem Inhalte und ihrer Darstellungswiese nach sehr mannigfaltiger Art: während die Einen an Ausführlichkeit beinahe an das Epos grenzen, sind andere wieder von der gedrängtesten Kürze; viele stellen das Leben von seiner ernstesten Seite dar und entwickeln die reinste Sittlichkeit, während eine große Menge derselben nicht bloß einen heitern und schalkhaften, sondern selbst den muthwilligsten Charakter haben, ja sogar die Ausgelassenheit bis zur roheften und nacktesten Unzüchtigkeit steigern. So ist auch die Darstellung bei den Einen durchaus künstlerisch schön und bewegt sich sogar dann in einer feinen und höfischen Sprache, wenn der Inhalt an das Gemeine streift; bei andern dagegen wird die Gemeinheit des Inhalts durch die Gemeinheit des Ausdrucks wo möglich noch überboten. In ihrer Gesamtheit betrachtet, erhalten aber alle diese Erzählungen dadurch einen außerordentlichen Werth, daß sie uns ein treues und lebensvolles Bild der damaligen Zustände vor die Augen führen, da sich in ihnen alle, selbst auch die untergeordneten Stände und Lebensverhältnisse dargestellt finden. Bald sind es Fürsten und Herren, bald Ritter und Geistliche, bald wieder Bürger und Bauern, welche den Mittelpunkt der Erzählungen bilden, und in den mannigfaltigsten Beziehungen erscheinen, meistens aber, was eben für uns das Werthvollste ist, in ihren häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen dargestellt werden. Daher erscheint hier mit seltenen Ausnahmen das Ritterthum von den phantastischen und sentimentalen Formen entkleidet, welche die höfische Sitte vorschrieb, und die in den eigentlichen Rittergedichten Alles beherrschten, aber in dem Leben, wie in der Dichtung, so ganz äußerlicher Natur waren, daß sie ganz unbedenklich abgeworfen wurden, wenn der äußere Anstand es erlaubte, oder wenn man sich von den Fesseln desselben befreite. Aus diesen Erzählungen wird es insbesondere ganz klar (falls man nicht schon durch die Rittergedichte eines Ulrich von Jagizhoven und Anderer, durch des Lichtensteiners Frauendienst u. s. w. überzeugt werden könnte), daß die so hochgerühmte Frauenverehrung des Mittelalters zum großen Theil nur auf Schein beruhte. Viele dieser Erzählungen stellen uns auch das unzüchtige Leben der Geistlichkeit, über welches die didaktischen Dichter so wiederholt und so bitter klagten, in nackter, oft genug Ekel

erregender Wahrheit dar. Andere berichten uns in eben so unverdächtig Weise über die freien Beziehungen der Geschlechter bei Bürgern und Bauern; aber so gemein und schmutzig gerade diese Erzählungen sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich dadurch von jenen andern, daß in ihnen mehr die rohe Natur zur Erscheinung gelangt, als die gesuchte Käslichkeit, die immer eine Folge der Käslichkeit ist. Auch sind die Erzählungen, in welchen Ritter oder Mönche die Hauptpersonen sind, meistens fremden, insbesondere französischen Quellen nachgebildet, während die andern, in denen das Leben und Treiben der Bürger und Bauern dargestellt wird, gewöhnlich auf volkstümlichen Geschichten beruhen, von denen noch manche heut zu Tage erzählt werden. Diese Gedichte mögen denn auch zum größeren Theil von fahrenden Sängern herühren, welche ihre Stoffe am liebsten aus dem Munde des Volks entnahmen, welches wiederum auch solche Stoffe am liebsten vortragen hörte, die ihm bekannt waren und Verhältnisse des Volkslebens schilderten.

Unter den höfischen Dichtern haben vornämlich Hartmann von Aue, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg, der Stricker, Johann von Freiberg („das Rädchen“) und Herrant von Wildonie („der verkehrte Birn“) u. a. m.) größere und kleinere poetische Erzählungen gedichtet; unter den nicht höfischen Dichtern sind besonders zu nennen: Jakob Aepet („der Ritter unter dem Zuber“), Dietrich von der Gele („der Gürtel“), Hermann Fressant aus Augsburg („von den lebigen Weibern“), Der Freudenleere („der Blener Meerfahrt“), Heinz der Kellner („die Räthsel“), Janfen Gensel (f. u.), Heinrich Rasolt („der Ruchberg“), Rüdiger von Hünthover („der Schlegel“), Ruprecht von Würzburg („die zwei Kaufleute“), Sibot („der Frauen Sucht“), Siegfried der Dorfer („der Frauen Trost“), der Brilsheimer („die Hasen“), Bernher der Gartenäre (f. u.). Von unbekannten Dichtern verfaßt sind die durchaus vortrefflichen Erzählungen: „Crescentia“, „der Reinschweig“, „der Jungherr und der treue Heinrich“ (ein allerliebtes Märchen), sodann noch „die Selbin“, „der Roke oder die halbe Rede“, „Aristoteles und Phyllis“, „der Reiher“, „der Sperber“, „das Häselein“, „das Schneekind“ und viele andere mehr, welche in Laßbergs Liederfaal, in von der Hagens Gesammtabenteuer, im Kolozaer Roder und in andern Sammlungen veröffentlicht worden sind.

Nachdem wir die Stoffe der höfischen Epik in einem übersichtlichen Bilde zusammengestellt haben, wollen wir die hauptsächlichsten Dichter und Dichtungen in chronologischer Ordnung — so weit sich dieselbe mit einiger Sicherheit bestimmen läßt — unsern Lesern vorführen.

Heinrich der Glühfäre.

Wir stellen das einzige Gedicht aus der mittelhochdeutschen Zeit, welches die Thiersage behandelt, den übrigen voran, nicht nur weil es eines der ältesten ist, sondern auch weil es sich dadurch den Uebergangsgedichten anreihet, daß der Verfasser desselben ein fahrender Sänger oder vielleicht auch

ein Geistlicher war, während es sich dadurch, daß es aus dem französischen übertragen wurde, dem eigentlichen höfischen Epos zugesellt, in welchem wir beinahe kein größeres Werk antreffen, das sich nicht auf ein fremdes, namentlich französisches Vorbild gründete.

Die Thiersage, d. h. die von äußeren Zwecken ganz unabhängige Darstellung der Thierwelt, konnte sich nur bei einem Volke entwickeln, das, noch nicht zu streng bürgerlicher Gestaltung gelangt, in kleineren Gruppen zerstreut, in der Einsamkeit der Wälder lebte, und sich theils durch Nahrungsbedürfnisse, theils durch die Sorge um die eigene Sicherheit genöthigt sah, die Thiere des Waldes, ihre Eigenschaften und ihren Charakter genauer kennen zu lernen und zu ihnen gleichsam in ein näheres Verhältniß zu treten. Wenn wir daher auch die vollständigste Ausbildung der Thiersage in Frankreich finden, so ist es aus dem angegebenen Grunde doch sicher, daß sie sich in diesem Lande nicht hatte entwickeln können, in welchem seit der römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung eine hohe Stufe der Civilisation erreicht hatte; man müßte denn annehmen, daß die Thiersage schon den keltischen Galliern bekannt gewesen wäre. Doch findet sich bei ihnen von derselben keine Spur, eben so wenig bei den übrigen keltischen Völkern, welche ihre Selbstständigkeit länger bewahrten und deren Sagenwelt genauer bekannt geworden ist. Schon dieser Umstand müßte als vollständiger Beweis dienen, daß der Ursprung der Thiersage nicht in Frankreich selbst zu suchen ist, daß sie vielmehr erst dahin gebracht worden sein muß, was durch Niemanden anders geschehen sein kann, als durch die deutschen Völker, welche Frankreich eroberten, also namentlich durch die Franken. Dies wird aber über allen Zweifel erhoben, wenn man die Namen der Thiere betrachtet, wenigstens derjenigen, welche als die Hauptgestalten der Sage anzusehen sind: denn diese sind auch in den französischen Dichtungen deutsch*, was sich eben nur daraus erklären läßt, daß die Sage in schon fester Gestalt aus Deutschland nach Frankreich gebracht wurde. Dort mag sie sich zwar weiter ausgebildet haben, es mögen einzelne Geschichten zu den ursprünglichen hinzugefügt worden sein, und es ist insbesondere wahrscheinlich, daß mehrere Füge aus äsopischen Fabeln (so namentlich die Fabel vom Fuchs und Raben mit dem Käse) an passende Orte eingeschoben wurden, wenn sie sich der epischen Darstellung leicht anschmiegen ließen; doch hat die Thiersage durch alle diese Füge ihren ursprünglichen Charakter nicht verloren. Die wesentlichste Veränderung, welche sie erlitt, liegt darin, daß durch den Einfluß der gelehrten Bildung der Vär, welcher in der ältesten Gestalt der Sage der König der Thiere war, und nach der Natur der Dinge auch sein mußte, weil er ja das gewaltigste Raubthier der deutschen Wälder war, dem fremden, süßlichen Löwen weichen und eine untergeordnete Stellung einnehmen mußte.

Die ältesten, in den Anfang des 12. Jahrhunderts reichenden Bearbeitungen der Thiersage stammen aus Flandern, sind in lateinischer Sprache ge-

*) Renard (der Fuchs), althochd. Reginhart, d. h. der kluge Rathgeber; Isengrin (der Wolf), alt. Isangrim, d. h. eisengrimmig; Brun (der Vär), alt. Bräno, d. h. der Braune; Baudouin (der Fels, jetzt noch baudout), alt. Baldwin, d. h. der Größliche, Unbefämmerte u. f. w.

schrieben und haben Geistliche zu Verfassern, durch welche zuerst das satyrische Element in die Dichtung gelegt wurde, das an sich nicht darin liegt, aber doch zum Theil auch in die französischen Bearbeitungen überging. Am freiesten von denselben hat sich die niederländische, in die Mitte des zwölften Jahrhunderts gehörende Bearbeitung erhalten, deren Verfasser (Willem de Matoc) den ihm vielleicht aus Nordfrankreich überlieferten Stoff mit ächt dichterischem Geist von allen fremdartigen Zuthaten befreit und im Sinne des volksthümlichen, von jedem didaktischen Zweck entfernten Thiermährchens behandelt hat. Mögen auch einzelne satyrische Züge von ihm beibehalten worden sein, so hat er ihnen doch eine so allgemeine Haltung und Bedeutung gegeben, er hat sie so innig mit den dargestellten Personen und Begebenheiten verschmolzen, daß die Absichtlichkeit derselben ganz verschwindet, wogegen eine solche bei den lateinischen und den meisten französischen Dichtungen unverkennbar durchbricht.

So vielseitig die Thiersage in Frankreich bearbeitet wurde (die sämmtlichen Dichtungen mögen über 80,000 Verse betragen, wobei die verschiedenen Bearbeitungen einzelner Zweige nicht einmal in Anschlag gebracht sind), so wenig Anklang fand sie dagegen bei den deutschen höfischen Dichtern, denen die weitverbreiteten und in Frankreich vielbeliebten Gedichte doch nicht unbekannt hatten bleiben können. Es ist dies aber sehr begreiflich, wenn man sich den durchgreifenden Charakter der ritterlichen Dichtkunst vergegenwärtigt, welche einerseits allem Volksthümlichen abhold war, andererseits aber in dem auf Natur und Wahrheit beruhenden Stoffe keine Nahrung für ihre phantastische Richtung finden konnte. Das satyrische Element, das in den meisten französischen Bearbeitungen vorherrschte, sagte dem der Gegenwart und ihren Forderungen ganz fremdbeten Sinne der höfischen Dichter eben so wenig zu; und wenn man endlich erwägt, daß die Thiersage in ihrer Ausbildung, wenn auch unbewußt und unwillkürlich, den Sieg des Verstandes über die physische Kraft darstellt, so ist es begreiflich, daß dies den ritterlichen Sängern nicht behagen konnte, in deren Dichtungen die physische Kraft als das Höchste und Edelste gepriesen wird.

Es ist daher wie ein glücklicher Zufall anzusehen, daß in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, noch bevor sich die höfische Poesie ausgebildet hatte, ein Dichter des südwestlichen Deutschlands einen Zweig der Thiersage in deutsche Reime brachte. Es ist dies Heinrich der Glîchêsäre, d. h. der Glîchsen, von dessen Lebensumständen wir leider Nichts wissen, und von dem wir nur vermuthen können, daß er entweder ein fahrender Sänger oder ein Geistlicher war. Als seine Heimat wird das Elsaß angegeben, doch möchte eine nicht kleine Zahl von Wörtern und Redensarten in seinem Gedichte die Vermuthung unterstützen, daß er aus der nordwestlichen Schweiz stammte. Wir besitzen von seinem Gedichte übrigens nur ein nicht ganz zusammenhängendes Bruchstück; vollständig (mit Ausnahme einer nicht sehr großen Lücke im ersten Drittheil) ist es jedoch in einer nicht viel späteren Umarbeitung eines Ungenannten erhalten, der, wie er in den Schlusssätzen von sich selber sagt, „ein wenig mit Dichten umgehen konnte, und daher die Reime zurecht machte, welche bei dem Verfasser noch ungenau und „ungerichtet“ waren.“ Dagegen habe er, fügt

er hinzu, die Erzählung ungeändert gelassen; nur habe er hie und da einige Worte hinzugefügt, oder auch weggelassen, wo ihrer zu viele gewesen. Der Verfasser heißt bei dem Umarbeiter „Herr Heinrich der Glîchêsäre“ (in einer Handschrift auch, aber unrichtiger: der Glîchsenäre), welche Form auch bei uns allgemein eingeführt ist, weil man sie früher kannte, als die eigentliche. Das Gedicht, welches nach den Handschriften der Umarbeitung unter dem Namen „Reinhart Fuchs“ bekannt ist, hieß bei dem Glîchêsäre wahrscheinlich „Isengrins Roth“, ein Titel, welcher allerdings dem Inhalt des Ganzen besser entspricht, zugleich aber wohl auch eine Anspielung auf der „Nibelungen Roth“ sein sollte; denn daß der Dichter die Sage von den Nibelungen kannte, geht aus seiner ausdrücklichen Erwähnung derselben hervor, und ohne Zweifel waren ihm auch die alten Lieder von den Nibelungen bekannt. Es ist schon erwähnt, daß der Glîchêsäre nach einem französischen Vorbilde arbeitete. Zwar ist unter den vielen noch vorhandenen französischen Dichtungen aus der Thiersage keine erhalten, auf welche sich das deutsche Gedicht zurückführen ließe; doch trägt dieses in sich selbst unwerfliche Zeugnisse, daß es eine französische Quelle hatte, unter welchen vor Allem die Einführung deutscher Namen in undeutscher Form zu nennen ist. Uebrigens hat der Glîchêsäre, so weit es sich unter den gegebenen Umständen beurtheilen läßt, sein Vorbild nicht slavisch nachgeahmt, sondern mit Selbstständigkeit bearbeitet. In keiner uns bekannten französischen Dichtung wird die Krankheit des Königs und deren Heilung motivirt; ist dies aber, wie man anzunehmen berechtigt ist, wirkliches Eigenthum des deutschen Dichters, so hat derselbe schon darin seinen ächt poetischen Geist beurkundet. Eben so ist es der französischen Dichtung fremd, daß der Fuchs, nachdem er den König geheilt, demselben Gift in einem Trank beibringt, wodurch das Ganze allerdings einen Abschluß gewinnt, der im Charakter des Fuchses liegt.

Wir lassen nun eine kurze Uebersicht des Inhaltes folgen:

Reinhart sucht nach einander den Fahn, die Meise, den Raben und den Kater in seine Gewalt zu bekommen; seine Anschläge misslingen, und er muß gewaltigen Hunger leiden. Nun bietet er sich dem Wolfe zum Gesellen an, der ihn auch, von seiner List Gutes hoffend, zum Begleiter annimmt; doch schon während der ersten Abwesenheit des Wolfe sucht Reinhart den neuen Genossen zu verrathen, indem er um dessen Weib buhlt. Als Isengrin zurückgekehrt war, erblickten sie einen Bauern, der ein großes Schwein trug; Reinhart stellte sich, als ob er hintere; der Bauer legte das Schwein hin und eilte ihm nach, konnte ihn jedoch nicht erwischen, da Reinhart immer schneller lief, je weiter sie sich von dem Schweine entfernten. Dieses aber wurde in dessen von Isengrin ganz aufgefressen, so daß Reinhart Nichts mehr vorfand, als er wieder zur Stelle kam. Isengrin war durstig geworden, Reinhart erbot sich, ihm Wein zu verschaffen; er führte ihn und Frau Gerant, die Wölsin, in einen Klosterkeller, wo sich beide berauschten und von den Mönchen erschlagen wurden. Bald darauf begegnete Reinhart, der sich vom Wolfe getrennt hatte, dem schwer beladenen Esel Baldewin, dem er ein leichteres Leben verspricht. — Hier ist die oben erwähnte Lücke,

nach welcher wir den Wolf schwer verwundet finden; er verzweifelt an seinem Leben, und beklagt Frau und Kinder, Künin aber erzählt ihm, daß Reinhart um sie gebuhlt habe, was jedoch Frau Hersant läugnet. Nachdem Ifengrin gesund gegesset worden war, kam er, von starkem Hunger geplagt, vor Reinharts Höhle, der sich Aale gebraten hatte, und dem Wolf sagte, er sei Mönch geworden. Da will auch Ifengrin unter die Mönche gehen, um der guten Speise theilhaftig zu werden; Reinhart begleitet ihm, denn er mußte ja als Mönch eine Platte haben, den Kopf mit heißem Wasser, daß Haar und Haut herunterging; doch gab sich der darob erzürnte Ifengrin wieder zufrieden, als ihm der Fuchs, um ihn zu besänftigen, wieder von den Fischen sprach, von denen der Wolf sogleich seinen Theil verlangte. „Es sind keine mehr hier,“ sagte Reinhart, „doch will ich dir einen Leich zeigen, wo deren so viel sind, daß Niemand Acht darauf hat.“ Er führte ihn hin; der Leich war aber zugefroren; nur war ein Loch in dem Eise gehauen, um Wasser daraus schöpfen zu können. Reinhart band dem Wolf einen Eimer an den Schwanz und hieß ihn, Eimer und Schwanz in das Loch zu halten, während er die Fische auffördere. Es war aber eine kalte Nacht; der Schwanz fror ein, und als ihn der Wolf am Morgen herausziehen wollte, konnte er ihn nicht herausbringen; der Fuchs aber ging fort, indem er Hülfe zu holen versprach. Bald darauf kam ein Ritter herbei, der seine Hunde auf den Wolf bezog und selbst mit dem Schwerte nach demselben schlug; doch hieb er ihm nur den Schwanz ab, der im Eise stecken blieb; der Wolf entfloß.

Unterdessen kommt Reinhart zu einem Brunnen; er hält sein im Wasser abgspiegeltes Bild für seine Frau und springt aus Liebe hinunter. Kaum ist er drunten, kommt der Wolf, welchem die nämliche Täuschung begegnet. Als ihn Reinhart erkennt, ruft er ihm zu, daß er im Paradies sei, und verleitet ihn, sich in den leeren Eimer zu setzen; durch des Wolfes Schwere wird der Fuchs herausgezogen. Er eilt davon; als aber die Mönche kommen, um Wasser zu schöpfen, und den Wolf heraufziehen, wird dieser von ihnen halb todt geschlagen.

Ifengrin rathschlägt mit den Seinen um Rache. Der Fuchs sucht die Feindschaft zu sühnen; es wird ein Tag angesetzt, an dem Wolf und Fuchs mit ihren Verwandten erscheinen. Eine gegen Reinhart ausgesonnene List scheitert (er sollte auf des Scheintodten Rüden Zähne den Reinigungsbeid ablegen, dieser ihn aber fassen und erwürgen), da Reinhart, vom Dachs gewarnt, bald das Bette sucht. Ifengrin und Frau Hersant verfolgen ihn; Reinhart lockt diese in seine Höhle, und schändet sie, daß es der Wolf von weitem ansehen muß.

Nun folgt, was den Inhalt des unten mitgetheilten Abschnittes bildet. Der Löwe hatte einen allgemeinen Hof geboten; er war krank (eine Ameise war ihm durch das Ohr in das Gehirn gekrochen) und hielt seine Krankheit für eine Strafe Gottes, daß er so lange sein Gericht veräümt habe. Alle Thiere erschienen, nur Reinhart nicht. Ifengrin und Schanteller, der Hahn, bringen ihre Klagen vor; Reinhart wird vorgeladen und Brun abgeschickt, ihn zu holen. Als er bei dem Fuchse ankommt, verheißt er ihm Honig und fährt ihn zu einem gespaltenen Block, worin die Bienen gebaut haben sollen; Brun steckt den Kopf in die Spalte,

Reinhart zieht den Keil hinweg, so daß der Bär gefangen wird. Bauern kommen herbei, und Brun entgeht größter Gefahr nur mit Einbuße des Ohrs und der Ohren. Nun wird Dieprecht, der Kater, an Reinhart abgeschickt; dieser fährt ihn in ein Haus, wo viele Mäuse sein sollen; der Kater geräth aber in eine Fuchsfalle, aus der er nur durch einen glücklichen Zufall befreit wird. Als dritter Bote wird Krimel, der Dachs, in Reinharts Burg geschickt; seine Vorstellungen bewegen den Fuchs, nunmehr mit an den Hof zu gehen, wo er als Arzt erscheint, und einen Gruß Kellers Wendin von Salerno, so wie eine Arznei für den König bringt. Dieser läßt sich dadurch besänftigen. Damit aber die Arznei recht wirke, solle der König in eines alten Wolfes Haut schwinden, auch müsse er die Haut eines Bären und den Gut einer Raze haben, wenn er genesen solle. Ifengrin, Brun und Dieprecht müssen das Verlangte hergeben. Noch müssen die Henne, der Hirsch und der Biber Reinharts Rache fühlen, so daß die übrigen Thiere vor Angst den Hof verlassen und nur Reinharts Freunde bleiben. Dieser läßt nun den König baden, legt ihn darauf auf Bruns Haut, bedeckt ihn mit der des Wolfes und setzt ihm den Ragenhut auf; die Wärme lockt die Ameise hervor, welche Reinhart sogleich fängt, aber wieder losläßt, als sie ihm Herrschaft über tausend Burgen verheißt. Nach der Rache an seinen Feinden denkt er auf schallhaften Lohn für seine Freunde, der ihnen Abel anschlägt. Den Elephanten muß der König mit Böhmen belohnen, wo er aber jämmerlich zererschlagen wird. Die Elbente (das Kameel) empfängt eine Abtei; als sie davon Besitz nehmen will, stechen sie die Nonnen mit ihren Griffeln und jagen sie in den Rhein. Zuletzt ver-räth er auch den König, dem er Gift in einem Trankte reicht. Hierauf entfernt er sich in aller Eile mit dem Dache; unterwegs begegnet er dem geschundenen Bären, den er im Vorübergehen höhnt. Während aber Reinhart seine Burg glücklich erreicht, stirbt der König in Folge des erhaltenden Giftes, von den Thieren beweint, die dem Mörder drohen.

Aus Reinhart Fuchs.

- Einem hof geböt er zehant,
die boten wurden gesant
witen in daz riche:
er wart nemeliche
1325 in eine wisen gesprochen
über sehs wochen.
Dane was wider niht,
an höchgestüele man geriet,
daz was guot unde starc
1330 unde koste mē, dan tūsent marc.
Ich nenne iu, wer dare quam:
aller erste, als ich ez vernam,
daz pantier und der elephant,
der strūz, der wisen wol erkant;
1335 der hof harte michel wart,
dar quam der zobel und der mart,
und der lebarte suel,
der truoc ūf ein gügerel;
beide der hirc und der bere
1340 und diu mūs und der schere;
dar quam der luhs und daz rēch,
beide daz küneclein und daz vēch;
dar quam diu geiz und der wider,
der steinbok huop sich her nider,

- 1345 von dem gebirge balde;
ouch quam üz dem walde
der hase und daz wilde swin,
der otter und daz mürmendin;
diu olbente quam ouch dar,
1350 der biber und der igele ein schar;
der harm und der eichorn
hæten den hof ungern verborn;
der üre unde Künin,
der schele unde Baldewin,
1355 Reitze und daz merriut,
Krimel unt manges tieres kint,
daz ich genennen niht enkan,
wandich ir künde nie gewan.
Ver Hersant unde Isengrin
1360 quâmen dar und die süne sin.
Der künec gieng anz gerihte sâ:
Reinhart was niht ze hove dâ,
sine vinde brâhter doch ze nôt.
Der künec selbe gebôt,
1365 daz si ir brehten liegen sin;
dô suochte reht her Isengrin;
eins vorsprechen er gerte,
der künec in eines gewerte:
daz muose Brûn der bere sin.
1370 Er sprach: „Hêrre, nu gert Isengrin
durch reht und iuwer gûete,
ob ich in missehüete,
daz er min müeze wandel hân.“
Der künec sprach: „Daz si getân!“
1375 „Künec, gewaltec unde hêr,
grôz laster unde sêr
klaget iu her Isengrin,
daz er hiutes zageles sin
vor iu hie âne stât:
1380 daz was Reinhartes rât;
des schamet vaste sich sin lip.
Vrouwen Hersante, sin edele wip,
hât er gehœnet in dem vride,
den ir gebutet bi der wide:
1385 daz geschach über ir danc.“
Krimel dô her fûre spranc; [mich:
er sprach: „Rîcher künec, vernemet ouch
disiu rede ist ungeloublich,
unde mac wol sin gelogen:
1390 wie mohte si min neve genôtzogen?
ver Hersant, diu ist grœzer, dan er si;
hât abr er ir gelegen bi
durch minne, daz ist wunders niht,
wan solher dinge vil geschiht.
1395 Nu westez ieman lützel hie;
ver Hersant, nu saget wie
iuch iwer man bringt ze mære:
daz magiu wesen swære;
dar zuo lastert er sinu kint,
1400 die schœne jungelinge sint.
Ich hœr ouch üppeclichen klagen,
daz wil ich iu fûr wâr sagen,
hêrre künec, hœrt an dirre stât
schaden kiesen, den er hât.
1405 Und hât hern Isengrines wip
durch Reinharten verwert ir lip,
so grôz, als umb ein linsin,
daz bûez ich fûr den neven min.“
Isengrin begunde aber klagen;
1410 er sprach: „Ir hêrren, ich wil iu sagen,
der schade beswært mir niht den muot
halp so vile, sô daz laster tuot.“

- Der künec vrâgte bi dem eide
den hîrz, daz erz bescheide,
1415 waz dar umbe rehtes mûge sin.
Raudolt sprach: „Her Isengrin
hât vil lasters vertragen,
(daz enmac iu nieman wider sagen)
mit grôzen uumâzen;
1420 es soldin wol erlâzen
Reinhart mit siner kûndekeit.
Hêrre, daz sol iu wesen leit;
solder gehœnen edeliu wip,
phi, waz soldin dan der lip!
1425 Ich verteilm bi minem eide,
und durch deheine leide,
wan von minen wîzen.
Ir sullet in besitzten;
unde mugt ir in gevâhen,
1430 sô heizet balde gâhen,
daz er werd erhangen:
sô habt ir êre begangen.“
Der künec was selbe erbolgen;
er sprach: „Ir hêrren, woltirs volgen?“
1435 Si sprâchen: „Jâ!“ alle nâch;
ze Reinharts schaden wart in gâch.
Ezn wider redete nieman,
wan ein olbente von Tuschalân.
Diu was frûmic unde wis,
1440 und dar zuo vor alter gris:
die fûeze leite si vûr sich,
unt sprach: „Hêr künec, vernemt ouch
mich:
ich hœre mangan guoten kneht
erteilen, daz mich dunkt unreht;
1445 sine kûnnen sich lihte niht baz verstân.
Bi dem eid wil ich ze rehte hân,
swen man hie zuo hove beklage,
ist er hie niht, daz manz im sage,
unt sol in dri stunt fûre laden;
1450 kumt er niht fûr, daz ist sin schade
unt sol im an sin leben gân.
Bi dem eide ich diz erteilet hân.“
Des wart Isengrin unvrô:
vil schiere volgeten si dô
1455 der olbente gemeine,
diu tier grôz unde kleine.
Disiu rede gefuor alsô.
Schanteclêr quam dô
unt ver Pinte zwære,
1460 si truogen ûf einer bâre
ir tohter tôt, daz was ir klage,
die hâte an dem selben tage
erbizzen der rôte Reinhart.
Diu bâre fûr den künec wart
1465 gesetzet, des begund er sich schamen,
diz was aber Isengrines gamen.
Schanteclêr huop grôze klage;
er sprach: „Künec, vernim, waz ich dir
sage:
du solt wîzen gewærliche,
1470 dir hœnet Reinhart din rîche;
des hât er sich gevîzzen:
ôwê, er hât mir erbizzen
mine tohter alsô guot!“
Einen zornegen muot
1475 gewan der künec hêre:
diu klage muotin sêre,
unde spraeh: „Sam mir min bart,
sô muoz der fuhs Reinhart

- gewislichen rûmen diz lant,
 1480 odr er hât den tût an der hant.“
 Der hase sach des kûnges zorn;
 dô wând der zage sin verlorn
 (daz ist noch der hasen site),
 vor vorhten bestuont in der rite.
 1485 Der kûnec hiez singen gân
 hern Brûnen, sinen kapelân,
 und ander sine lêreknaben:
 der tôte wart schiere begraben.
 Der hase leit sich ûf daz grap dô
 1490 und entslief: des wart er harte vrô,
 als ich iu sagen muoz;
 dô wart im des riten buoz.
 Der hase ûf erschrihte,
 fûrn kûnec gienger enrihte,
 1495 unt sagt im vremdiu mære,
 daz daz huon wære
 heilec vor Gotes gesilte.
 Dô lûte man enrihte.
 Si begunden alle samet jehen,
 1500 dâ wær ein zeichen geschehen,
 und erhôben einen hôhen sanc:
 des weste Reinharte niemen danc.
 Si bâten alle geliche,
 daz der kûnec rîche
 1505 dise untât vaste rihte;
 si sprâchen: „Zuo unserm angesiht
 hât Got ein zeichen getân,
 Reinhart soldez vermiten hân,
 daz er ân alle missetât
 1510 disen heiligen gemartirt hât.“
 Der kûnec hiez sinen kapelân,
 hern Brûnen, nâch Reinharte gân;
 des wolder er weigern durch nôt,
 doch teter, daz der kûnc gebôt:
 1515 nâch im gienc er in den walt.
 Reinhartes liste wâren manecvalt:
 des muos engelten al daz lant.
 Vor sinem loch er in dô vant,
 daz loch in einem steine was,
 1520 dâ er vor sinen vînden genas:
 der bûrge sprichet man noch,
 sô man si nennet, Übelloch.
 Reinhart kunde wol enphân
 des rîchen kûnges kapelân;
 1525 „Willekomen, edele schribære,“
 sprach er nu, „sagt mir mære,
 wie ez dâ ze hove stât?
 Ich weiz wol, ir sit des kûnges rât.“
 „Da bistu beklaget sêre;
 1530 also liep dir si dîn êre,
 sô kom fûr und entrede dich:
 man hât nâch dir gesendet mich.“
 Reinhart sprach: „Her kapelân,
 nu sulwir enbizen gân,
 1535 sô varewir ze hove desten baz
 (Reinhartes triuwe wâren laz);
 einen boum weiz ich wol,
 der ist guotes honeges vol.“
 „Nu wol hin,“ sprach er, „des gertich ie.“
 1540 Her Brûne mit Reinharte gie,
 er wîsten, dâ ein villân
 einen wecke hâte getân
 in ein bloch, unt hât in durchslagen,
 der tiuvel hât in dar getragen.
 1545 Er sprach: „Lieber vriunt min,
 ez sol allez gemeine sin:

- unde werbet mit sinnen:
 hie ist vil bînen innen.“
 Umbe die bîne erz doch niht entliez,
 1550 daz houbet er in daz bloch stiez.
 Reinhart den wecke entzuckte,
 daz houbet er im zedruckte.
 Der kapelân was gewangen,
 in moht des ezzens wol belangen.
 1555 Her Brûne schrei ôch unde ô;
 Reinhart sprach: „Wie tuot ir sô?
 Ich hât iuch wol gewarnet ê;
 in tuont die bîne wênec wê.
 Nu ezzet gemeliche:
 1560 der kûnec ist sô rîche,
 daz er mirz wol vergelten kan.“
 Dô huop er sich balde dan.
 Der kapelân begund sich klagen,
 do hôrter komen einen wagen,
 1565 des wart sin angst grôzlich:
 vil vaste strebter hinder sich.
 Dô in der wagenman ersach,
 dehein wort er mê gesprach,
 ê er wider in daz dorf quam;
 1570 ze der kirchen lief er unde nam
 die glocksnuor in die hant,
 unt lûte die glocken, die er vant,
 vaste ze sturme, daz der schal
 quam in daz dorf über al,
 1575 daz die gebûre alle
 quâmen zuo dem schalle.
 Der gebûre sagte mære,
 daz ein ber beheftet wære
 âne jegers meisterschaft:
 1580 „Daz hât getân die Gotes kraft,
 vil wol ich iuch dar gewisen kan.“
 Dô huop sich wip unde man:
 daz was ein angelichez dinc.
 Dô quam ein kûndec spreinzinc,
 1585 dâ er hêren Brûnen vant,
 ein stangen truoc er an der hant.
 Der kaplân hôte wol den dôz,
 sin angst was michel unde grôz:
 die vîeze satzter an daz bloch
 1590 unt zôch sich ûz; er liez iedoch
 dâ beidiu ôren und den huot:
 daz honec dûht in niht ze guot.
 Dannen huop sich der bote.
 Vernemet von seltsame spote:
 1595 Reinhart vor siner burc saz,
 leckerheite er niht vergaz:
 nu hœret rehte, wie er sprach.
 dô er hern Brûnen blôz gesach;
 er sprach: „Guot hêrre, her kapelân,
 1600 war habt ir iwrn huot getân?
 habt irn gesetzet umbe win?
 Owê, daz laster wære min,
 seit ir ze hove mære,
 daz ich böeser wirt wære.“
 1605 Her Brûn vor zorne niht ensprach,
 wan daz ern übellich ane sach.
 Her Brûne quam ze hove blôz,
 sin klage wart michel unde grôz:
 dô quâmen diu tier gedrunge,
 1610 diu alten und diu jungen,
 unt schouweten die blatten breit.
 Dô klagte grundelôsîn leit
 dem kûnege sin kapelân:
 er sprach: „Diz hât mir Reinhart getân!

1615 Ich gebôt im, kûnec, fûre dich:
trût hêrre, nû sich,
wîer mich hât brâht ze dirre nôt,
mir wære lieber der tût!“
Der kûnec wart zorneclîch getân

1620 umbe sinen kapelân,
im wart der muot vil swære;
waz dar umbe reht wære,
vrâgete er den biber ze stunt.
„Hêrre, als mir darumb ist kunt,
1625 sô sprich ich bi dem eide,
niemanne ze liebe, noch ze leide,
unde bi der triwe mîn,
daz hie wider niht sol sîn:
ich verteil im lip unde guot,
1630 unt swer im deheinien rât tuot,
daz man den zæhte tuon sol:
des mûgen dise hêrren volgen wol.“
Randolt sprach: „Daz ist reht,
des volget manec guot kneht.“

1635 Der helfant sprach erbolgen:
„Des wil ich niht volgen;
ein urteil ist hie fûre komen,
als ir alle hât vernomen,
daz enmac nieman erwenden:
1640 man sol nâch im senden
boten, mê dan dri stunt;
der tiuvel var im in den munt,
swer liege bi sinem eide,
iemen ze liebe ode ze leide.“

1645 Des volgetens, wand ez was reht:
des quam ze nôt her Diepreht.
Der kûnec hiez in fûr sich stân,
unde nâch Reinharte gân;
dô sprach Diepreht ze stunt:
1650 „Daz lantreht ist mir niht kunt,
hêrre, er ist mîn küllinc.“
„Dune maht durch deheinju dine
dises über werden.“ sprach Randolt,
„ir sit einander enbor holt.“

1655 Der kûnecz im an den lip gebôt;
Diepreht sprach: „Diz tuot mir nôt!“
Er huop sich harte balde;
dô vander in dem walde
sinen neven, der da hiez Reinhart,
der hâte mænge übele art.
1560 Nu vernemet, wie Reinhart sprach,
dô er sinen neven ane sach;
er sprach: „Willekome, sippebluot!
Vil wê mir mîn herze tuot,
1665 daz du mich hâst vermiten sô,
ich enwart gastes nie sô vrô.“
Diepreht sprach: „Nu habe danc:
ez dunket ouch mich harte lanc.
Der kûnec hât mich ze dir gesant,
1670 unt sweret, daz du im daz lant
rûmest, komestu fûre niht.
Über dich klaget elliu diet:
du hâst vil übele getân,
daz du sinen kapelân
1675 wider sandest âne huot.“
Reinhart sprach: „Neve guot,
in sach hern Brûnen zwære
nie in disem jære,
wan dô mich jagt her Îsengrin;
1680 wan sagest du mir, neve mîn.
Woldest du mit mir gân,
ich gæbe dir gerne, des ich hân:

ich hân hie ein veste hûs,
dar inne hân ich mænge mûs
1685 behalten minen gesten;
dâ nim du dir die besten.“
Diu naht harte lieht wart:
sinen neven verriet dô Reinhart.
Zuo dem hûse fuortern dô.

1690 Diepreht was der spise vrô.
Dâ lac ein pfasse inne,
dem michel unminne
Reinhart hâte getân;
daz muose ûf Dieprehten gân.

1695 Einen stric riht er fûr ein hulloch,
daz tuont ouch gnuoge linte noch;
Reinharte dâ gelâget was:
sîn neve dâ mit nôt genas.
Dieprehte was in den stric gâch,
1700 nu was er gevangen nâch.
Daz gehôrte des pfaffen wip;
si sprach: „ûf, sam mir mîn lip!
den fuhs wir gevangen hân,
der uns den schaden hât getân.“

1705 Der heilige êwarte
ilte vile drâte:
ein kippen namer in die hant
unt huop sich, dar Dieprehten vant;
er wânte, ez wære Reinhart.

1710 Dieprehten gerou diu vart;
vil vaste worgende er dô schrei.
Der pfasse sluoc die snour enzwei:
daz quam von der vinsterin.
Diepreht wolde dannen sîn,
1715 dem teter wol gelich ze hant;
wider ûz quam er schiere gerant.
Des pfaffen wip dar inne
erhuop ein unminne:
zuo den ôren sluoc si in zehant,

1720 vil schiere si ein schit vant,
damit zeblou si im den lip;
wan Wernburc, sîn kamerwip,
so hæter verlorn sîn leben.
Si sprach: „Mir hâte Got gegeben
1725 Reinharten, den habt ir mir benomen.“
„Vrouwe, ez ist mir übele komen“,
sprach der geberte kapelân.
„un lât mich iuwer hulde hân.“
Diepreht liez die miuse dâ,

1730 dannen huop er sich sâ;
dô lief er alle die naht
wider ze hove mit grôzer maht.
Er vant den kûnec smorgens vruo;
mit sinem stricke gie er da zuo:
1735 er klagete vil harte
dem kûnge von Reinharte;
er sprach: „Kûnec, ich was in nôt,
mir wolde Reinhart den tût
fromen in iuwer boteschaft:
1740 dô beschirmte mich diu Gotes kraft.
Hêrre, ich und iuwer kapelân
suln niht mê nâch Reinharte gân.“
Den kûnec muote diu klage,
ouch tet im wê sîn siechtage:
1745 der zorn im harte nâhen gienc.
Den eber ze vrâgen er gevienc,
daz er im sagte mære,
was sines rehtes drumbe wære,
daz sîne boten, her Brûn und Diepreht,
1750 sus gehandelt wæren âne reht?

- Erzürnet was des ebers muot;
er sprach: „Ich verteilm ère unde guot
unt zuo æhte sinen lip,
unt zeiner witewen sin wip,
1755 unt ze weisen diu kint sin.“
„Des volge ich“, sprach Isengrin.
Der künec vrægte alumbe
die wisen unde tumben,
ob er wolde volgen diu diet?
1760 Krimel ensümte sich dô niht;
er sprach: „Künec, edel unde guot,
ob her Brüne sinen huot,
ân mins neven schulde hât verlorn,
sô machet er üppigen zorn;
1765 nu hât ouch her Diepreht,
hêrre, vil lihte unreht:
erst Reinharte gehaz:
darumbe sol ouch nieman daz
erteilen, deist ein ende,
1770 daz iuwer ère schende,
und iuwer hof gewache,
des anderswâ man lache,
noch lân durch deheime miete:
man noch eines gebiete
1775 her für dem neven min.“
„Der bote, daz muostu selbe sin,
unt gebiut dirz an diu leben:
ob Got wil, dir sol geben
der neve din daz boten brôt.“
1780 In wart ze lachen allen nôt.
Krimle des lûzel angest nam:
vil schiere er in den walt quam
unt suochte sinen küllinc.
Nu vernemt seltsæniu dinc
1785 unde vremdiu mære,
der de Glichesære
iu künde git, gewærlich:
er ist geheizen Heinrich,
der hât diu buoch zesamene geleit
1790 von Isengrines arbeit.
Swer wil, daz ez gelogen si,
den læt er siner gâbe vri.
Nu sulewir her wider vân,
dâ wir die rede hân verlân.
1795 Ze Reinhartes bûrge dô
vuor Krimle: des wart vil vrô
der wirt; als er in gesach,
lachende er zuo im sprach:
„Wilkome, neve, du solt mir sagen,
1800 waz si ze hove über mich klagen?“
„Dir drowet vreisliche“,
sprach er, „der künec rîche:
er hœret von dir grôze klage.
Swie du hiute an disem tage
1805 niht für komst, so rûme diz lant,
odr du hâst den tût an der hant;
komestu aber für gerihte
ze Isengrines gesihte,
dich verteilet al diu diet.“
1810 Er sprach: „Darumbe lâz ichs niht:
ez enwirt mir niemer mê verwizzen.“
Si sâzen nider und enbizzen.
Dô der tisch erhaben wart,
zehant huop sich Reinhart
1815 vil wunderlichen drâte
in sine kemenâte,
unde nam sin hovegewant,
daz allerbeste, daz er vant,
ein wallekappen linin,
1820 unde slouf sân dar in.
Er nam eins arztes sac;
niemau iu gezelen mac
Reinhartes kündecheit:
er gienc, als der bûhsen treit,
1825 beide nêlikin unt cinemin;
er solde ein arzet sin.
Er truoc mange wurz unerkant,
einen stap nam er an die hant:
ze hove huob er sich balde
1830 mit sinem neven ûz dem walde;
ein criuze machter für sich,
er sprach: „Got bewar nu mich
vor bœsen lügenæren,
daz si mich niht beswæren!“
1835 Dô Reinhart ze hove quam,
manec tier vreisam
sprâch albesundern:
„Nu muget ir sehen wunder,
wâ Reinhart her gât,
1840 der manec tier gehœnet hât!
Er ist vern Hersantes âmis:
ders beidiu hienge ûf ein ris,
daz solde nieman klagen niht;
waz tohte ir der bœse wiht!“
1845 Die erzurnten kuehte
schritten ûf in von rehte:
dô klagte sære her Isengrin,
daz im wære daz wip sin
gehœnet. Dô sprach der kapelân:
1850 „Er hât ouch mir leide getân!“
Diepreht sprach: „Sehet, wie er stât,
der iu lasters vil erboten hât!
Nu lâtn iu niht enwenken,
ir sult in heizen henken:
1855 wande er ist zewære
ein verrâtære.“
Schanteclêr klagte siniu kint;
er sprach: „Künec, wir wizzen, daz ir sint
unser rehte rihtære:
1860 darumbe ist vile swære,
daz ir disen morder lâzet stân;
man soldiu nu erhangen hân.“
Dô sprach der raben Diezelin:
„Hêrre, henket den neven min!“
1865 Reinhartes liste wæren grôz;
er sprach: „Künec, waz sol dirre dôz?
ich biu in manegen hof komen,
daz ich selten hân vernomen
solhe ungezogenheit;
1870 deiswâr, ez ist mir für iuch leit.“
Der künec sprach: „Ez ist alsô!“
Überbrehten verbôt man dô.
Reinhart sprach: „Iu enbiutet den die-
nest sin,
1875 richer künec, Meister Pendin,
ein arzet von Salerne,
der sâh iur ère gerne,
und darzuo alle, die dâ sint,
beide, die alten und diu kint:
unt geschilt iu an dem libe iht,
1880 daz enmugens überwinden niht.
Hêrre, ich was ze Salerne
darumbe, daz ich gerne
iu hülfe von disem siechtagen;
ich weiz wol, daz allez iuwer klagen
1885 in dem houpt ist, swaz ez müge sin.

- In enbiutet meister Bending,
 daz ir iuch niht sult vergezzen,
 irn sült tegeliche ezzen
 1890 dirre lactwërjen, dier iu hât gesant.“
 „Daz leistik“, sprach der künec zehant,
 unt lie slifen sinen zorn.
 Reinhart sprach: „Vil manec dorn
 hât mich in den fuoz gestochen
 in disen sibem wochen:
 1895 daz tuot mir, künec, harte wê.
 In enbiut der arzet mêt:
 ob ir ein alten wolf mügt vinden,
 den sült ir heizen schinden;
 ouch müezet ir eins bern hût hân.“
 1900 Der künec sprach: „Daz si der kapelân!“
 „Damit geneset ir, hêrre guot.
 Üz einer katzen einen huot
 müezet ir hân ze aller nôt,
 oder ez wære, weizgot, iuwer tût.“
 1905 Der künec hiez dô her für gân
 Isengrinen unt sin kapelân;
 er sprach: „Ir sult mir iuwer hiute geben,
 daz beschulde ich, die wile ich leben,
 umb iur geslehte zaller stunt;
 1910 Reinhart hât getân mir kunt
 den siechtagn, der mir zaller zit
 in minem houpte leider lit.“
 „Genâde, hêrre!“ sprach der kapelân;
 waz wunders wolt ir ane gân?
 1915 Den ir habt für einen arzât,
 vil manegen er getötet hât,
 weizgot, denne geheilet,
 und ist vor iu verteilet.“
 Do sprach zuo im her Isengrin:
 1920 „Sol mir alsus gerihet sin
 umbe min wip, daz ist ein nô!“
 Sin zagelstrumpf er her für bôt:
 „Seht, wie mich iuwer arzât
 hinderwert gunêret hât;
 1925 ouch mac iu wol ergân alsô.“
 Vil gerne wæren dannen dô
 her Brûne unt her Isengrin;
 des enmohte doch niht sin:
 sine kunden niht entwichen.
 1930 Der künec hiez si begrifen
 vil mangan sinen starken kneht:
 man schintes; ouch wart Diepreht
 beschindet also harte.
 Daz quam von Reinharte.
 1935 Der sprach: „Diz ist wol getân;
 ein versoten huon sulwir hân
 mit guotem specke eberin.“
 Der künec sprach: „Daz sol Pinte sin.“
 Der künec hiez her für stân
 1940 Schanteclêrn; er sprach: „Ich muoz hân
 zeiner arzetie din wip.“
 „Neinâ hêrre, sist mir, als min lip:
 ezzet mich, unt lâzet si genesen!“
 Reinhart sprach: „Desu mac niht wesen.“
 1945 Der künec hiez Pinten vâhen,
 Schanteclêr gund dannen gâhen.
 Dô disin rede ergienc alsô,
 ûz sime diehe sneit man dô
 dem eber ein stücke harte grôz;
 1950 der arzetie in bedrôz.
 „Ein hirzinen riemen sulwir hân.“
 Der künec hiez her für sich stân
 den hirz, unt sprach: „Randolt,
 einen gürtel du mir geben solt;
 1955 daz beschuldich iemer wider dich.“
 „Hêrre, des erlâzet mich“,
 sprach der hirz, „durch Got;
 ez mac wol sin der werlde spot,
 daz ir dem volget hie,
 1960 der nie triuwe begie.
 der tiuvel in gelêret hât,
 daz er sol sin ein arzât!“
 Der künec sprach: „Randolt,
 ich was dir ie unmâzen holt;
 1965 sterbich nu von den schulden din,
 daz môht dir iemer leit sin!“
 Er getorst dem künge niht verzihen,
 er muose einen riemen lihen
 von der nasen unz an den zagel:
 1970 Reinhart was ir aller hagel.
 Reinhart sprach, der wunder kan:
 „Künec, wærest du ein arm man,
 sone kundich niht gehelfen dir:
 von Gotes gnâden sô habewir,
 1975 dâ mite du wol mac genesen,
 wiltu mir nu gehêric wesen.“
 „Jâ“, sprach der künec, „meister min,
 swie du mich heizest, wil ich sin.“
 Reinhart kunde manegen dôn:
 1980 „Von dir enwil sicheinen lôn
 min meister Bending,
 wan eines bibers hût.“ — „Daz sol sin“,
 sprach der künec rîche,
 „die sendich im wêrlîche.“
 1985 Er hiez den biber für sich stân:
 dô muose er die hût lân.
 Manec tier daz gesach,
 ieglichez zuo dem andern sprach:
 „Waz wolwir hie gewinnen?“
 1990 wir suln uns heben hinnen,
 dâ wir verliesen diu vel.“
 Do huop sich manec tier snel:
 der hof zesleif sâ;
 Krimele beleip dâ,
 1995 und dolbente von Tuschelân,
 die hiez der arzât dâ bestân.
 Alsam teter elephant,
 der daz guote urteil vant.
 Der künec harte rîche
 2000 beleip dâ heimliche;
 si fuoren alle dannen swinde:
 dâ bleip sin ingesinde.
 Reinhart dô den künec bat,
 daz er im hieze tragen bat;
 2005 zehant der künec daz gebôt:
 dem lêbarten was harte nô.
 Ez ist wâr, daz ich iu sagen,
 daz bat wart schiere dar getragen;
 ez wart gewarnt ze rehte,
 2010 daz fromten guote knehte,
 als ez meister Reinhart gebôt,
 in wære leit ir hêrren tût.
 In daz bat leit er wûrze genuoc;
 dô satzter ûf den katzen huot
 2015 dem kûnege mit wîzen:
 inz bat hiez er in sitzen.
 Meister Reinhart, der arzât,
 greif ein adern, diu zem herzen gât;
 er sprach: „Künec, ir sit genesen
 2020 unde muget nu wol vrô wesen:
 iu was vil nâhen der tût,

- min kunst iuch hilfet izer nôt.
Gât ûz!“ sprach der arzât,
„ir habt gebat, daz ez wol stât;
2025 langez bat tuot den siechen weich:
ir sit ein lützel worden bleich.“
Der künec sprach, wander siech was,
als ein man, der gerne genas:
„Din gebôt ich gerne erfüllen soll.“
2030 Dô hât er im gebettet wol
ûf sines kapelânes hût,
der im dâ vor was vile trût.
Den künec dacter vil warme,
daz ez Got erbarme,
2035 mit einer hiute, truoc Îsengrin,
die vlôs er an die schulde sin.
Reinhart sich kündekeite vleiz,
umbez houbet machter dem künge heiz.
Der ameize des gewar wart,
2040 ûz dem houbet tet er eine var:
dô krôch er rehte, deiswâr,
für sich in daz katzen hâr.
Der meister dô den huot nam,
mit im er an die sunnen quam,
2045 die liez er schinen dar in:
daz wart im ein grôz gewin.
Den ameizen er gesach;
zornecliche er zuo im sprach:
„Ameize, du bist tût!
2050 du hâst brâht ze grôzer nôt
minen hêren; din leben
muost du dar umbe geben.“
Der ameize zuo Reinharte sprach:
„Ez tet mir nôt; wan mir brach
2055 ein guote bure der künec hêr;
dâ geschach mir au michel sêr,
daz ich niemer mac verklagen:
miner mâge lac dô vil erslagen:
dar umbe hân ich diz getân.“
2060 Wiltu mich genesen lân,
ich lâze dich in dem walde min
über tûsent bûrge gewaltic sin.“
Reinhart dâ guote süene vant,
den gevangen liez er zehant;
2065 des wart der ameize harte vrô.
Ze walde huop er sich dô:
hæter die miete niht gegeben,
so müeser verlorn hân daz leben.
Sus geschiht ouch aldentac,
2070 swer die miete gegeben mac,
daz er da mite verendet
mê, danne der sich wendet,
zerfüllene hêren gebot
mit dienst: daz erbarme Got!
2075 Reinhart dô dar widere gie,
dâ er sinen siechen lie;
dem künge greif er an die stirne:
„Wie tuot iu nû daz hirne?“
„Wol, meister, daz iu Got lônên sol:
2080 ir habt mir garziet wol.“
Er sprach: „Wir sulnz ouch noch baz tuon:
weiz ieman noch, ob daz huon
mit petersîljen versoten si?“
Ein trûhsæze stuont dâ bi;
2085 der sprach: „Jâ, daz wil ich iu sagen.“
„Nu heizet mirz her fûre tragen.“
Daz wart vil schiere getân:
dô hiez inbizen gân
Reinhart den hêren sin,

2090 unt hiezin süfenz södelin.
Der arzât des niht vergaz,
vern Pinten er dô selbe az,
Reinhart, der ungetriuwe slec;
Krimeln gab er dô den ebers spec.

Der Pfaffe Konrad.

Konrad war, wie er in dem Epiloge seines Gedichts selbst berichtet, ein Geistlicher (pfaffe) und vermutlich Kapellan bei einem Herzoge Heinrich, unter welchem nur Heinrich der Löwe (1130—1195) gemeint sein kann, so daß die Blüthezeit des Dichters und somit die Abfassung des Gedichts wahrscheinlich in die siebenziger Jahre des zwölften Jahrhunderts zu setzen ist. Der Herzog beauftragte (und auch dies geht aus den Schlusszeilen hervor) seinen Kapellan auf den Wunsch seiner Gemahlin Mathilde, „der Tochter eines mächtigen Königs“ (Heinrichs II. von England), ein französisches Gedicht, welches die Kriegszüge Karls des Großen in Spanien und die Heldenthaten Rolands, so wie dessen Tod in der Roncevalschlacht darstellte, ins Deutsche zu übertragen. Doch wurde es von Konrad zuerst ins Lateinische, und erst aus dieser Sprache in deutsche Verse gebracht. Ueber das Verhältniß seiner Arbeit, welche unter dem Titel: „Ruolandes liet“ bekannt ist, zu dem französischen Vorbilde werden wir weiter unten sprechen, nachdem wir zuerst den Gedankengang des Gedichts kurz dargestellt haben.

Kaiser Karl zieht auf die Mahnung eines Engels mit seinem Heere und den zwölf Fürsten (Pairs) nach Spanien gegen die Heiden. In kurzer Zeit unterwirft er sich das ganze Reich bis auf Sarraquz, wo König Marsilie herrschte. Doch wird auch dieser hart bedrängt; um dem drohenden Untergang zu entgehen, heuchelt er Unterwerfung, um nach dem Abzuge Karls die zurückgebliebenen Christen leichter bewältigen und vernichten zu können. Roland, Olivier, Turpin und Raimes durchschauen den Trug, Genelun dagegen gibt den Rath, mit den Heiden in Unterhandlungen zu treten. Karl läßt sich überreden, und Genelun wird zu Marsilie gesandt, um ihm des Kaisers Willen kund zu thun. Der heidnische König geräth über die ihm vorgeschlagenen Bedingungen in heftigen Zorn (er sollte sich nämlich taufen lassen, die Hälfte von Spanien als Lehen von Karl annehmen, widrigenfalls er nur Schmach und Tod zu erwarten habe); er will sich dafür an Genelun rächen, doch wird er endlich besänftigt; Genelun aber gibt ihm den Rath, sich scheinbar zu unterwerfen und nach Karls Abzug über den zurückgelassenen Roland herzufallen und ihn zu erschlagen. Genelun lehrt zurück, berichtet, daß Marsilie die ihm gestellten Bedingungen angenommen, und gibt den Rath, Roland mit der andern Hälfte von Spanien zu belohnen. Dies geschieht und Roland wird mit den zwölf Fürsten und einem Heer zurückgelassen. Kaum ist jedoch Karl abgezogen, als die Christen angegriffen werden: Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall bis zu Kaiser Karl dringen würde, jener aber weigert sich, weil er den Feind verachtet. Die Christen, in der Hitze von himmlischem Lobe geküht, siegen überall, die Feinde werden vernichtet; nur Einer entkommt, welcher dem König Marsilie die Nachricht von der verlorenen Schlacht bringt.

Noch zwei Heere, welche der heidnische König aus- sendet, werden geschlagen; endlich zieht Marfille selbst mit einem vierten herbei. Durch so viele Kämpfe erschöpft, gerathen die Christen in große Bedrängniß. Da läßt Roland endlich sein Horn erschallen. Karl hört es und zieht ihm zu Hülfe, obgleich es Genelun zu verhindern sucht. Der Kaiser ahnt dessen Verrath, er läßt ihn binden und gefangen fortführen. Unterdessen werden die Heiden vollständig geschlagen und Marfille selbst von Roland verwundet; allein es rückt schon wieder ein frisches Heer heran, das der Mohrenkönig Algarich von Kartago und Aethiopien gegen die Christen führt, von denen nur noch zwei und sechszig am Leben sind. Olivier, Walter und Turpin unterliegen ihren zahlreichen Wunden, nachdem die Feinde zurückgeschlagen worden waren. Auch Roland ist auf den Tod verwundet; er setzt sich an einen Baum: ein Heide, der ihn für todt hält, will ihm sein Horn und sein eben so berühmtes Schwert (Durendart) nehmen, Roland aber schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerspringt. Jetzt will er auch Durendart vernichten, er haut damit auf einen Stein, aber vergeblich: das herrliche Schwert bleibt unverfehrt. Er redet es an, gedenkt der Feinde, die er damit bezwungen, dann zieht er den Handschuh aus und hält ihn gen Himmel: ein Engel nimmt ihn ab. Roland betet und stirbt und es geschehen Zeichen und Wunder (1). Jetzt langt Karl mit seinem Heere von den Bergen in dem Thal zu Ranzival an; er findet die Todten und beklagt sie. Sogleich werden die fliehenden Feinde verfolgt, die alle in einem ausgetretenen Flusse ertrinken. Nun rückt aber Pallan, König von Persien und Marfille's Oberherr mit zwei und vierzig Königen und einem zahllosen Heer den Heiden zu Hülfe, während Karl für ehrenvolle Bestattung der gefallenen Christen sorgt. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint; der Stein, auf dem er saß, ist noch heutigen Tages naß. Die heranziehenden Heiden werden von den Christen vernichtet; Karl zieht vor Sarraqu, wo Marfille vor Schmerz gestorben war; dessen Gemahlin Brachmunda öffnet dem Kaiser die Thore und empfängt dann die Taufe. Hierauf lehrt Karl nach Ahen zurück, wo er Gericht über den Verräther Genelun hält, welcher eingesteht, daß er den Tod der Zwölfe gewünscht habe. Die Karlinge möchten ihm das Leben retten; Binabel kämpft für ihn gegen Ulrich, und stellt dreißig Gelfeln, welchen das Haupt abgeschlagen wird, als Binabel im Kampfe besiegt wird. Genelun aber wird wilden Pferden an den Schweif gebunden, durch Dörner geschleift und zerrissen (2).

Es sind zwar noch mehrere altfranzösische Gedichte vorhanden, welche die sagenhaft ausgebildete Geschichte vom Zuge Karls des Großen nach Spanien und von der Schlacht im Thale Ranzival darstellen; es ist jedoch keines derselben Konrads Vorbild gewesen (wahrscheinlich ist dieses verloren gegangen), was sich mit Bestimmtheit daraus schließen läßt, daß Konrad ausdrücklich sagt, er habe dem französischen Gedichte Nichts hinzugefügt, noch habe er Etwas von demselben ausgelassen. Da nun aber die noch vorhandenen Dichtungen viele und wesentliche Abweichungen von dem deutschen Gedichte darbieten, so kann dieses nicht aus ihnen geschöpft worden sein. Das Geständniß Konrads darf

aber doch wohl nicht mit vollster Strenge aufgefaßt werden; es sind vielmehr Spuren vorhanden, daß er das französische Gedicht durch einzelne, wenn auch nur kleine Zusätze erweitert hat, und unter diesen sind einige, welche des Dichters poetischen Sinn bekräftigen (z. B. die Erwähnung, daß der Stein, auf welchem Kaiser Karl weinte, noch heutigen Tages naß ist). Im Uebrigen ist die Darstellung freilich steif und trocken, mehr chronikartig berichtend, als mit poetischer Lebendigkeit entwickelnd. Nur selten bricht eine innigere Theilnahme des Dichters an seinem Gegenstande durch, wie gerade in den unten mitgetheilten Stellen. Zwar ist auch in diesen der Ausdruck rauh, ungeschliffen und von einer Kürze, die dem Epos nicht natürlich ist; aber es ist nicht zu läugnen, daß der Gedanke des Dichters gerade durch diese strenge und an sich unkünstlerische Form kräftig zur Erscheinung gelangt und eine gewisse Erhabenheit gewinnt, die der Darstellung einen eigenthümlichen Reiz gibt und uns dann auch sogar die Rohheit der metrischen Form (kurze, ungleiche Zeilen mit unvollkommenen Reimen) vergessen läßt. Den größten Werth von Konrads „Rolandes Lied“ erblicken wir aber darin, daß es eines der wenigen aus der mittelhochdeutschen Zeit ist, in welchem sich — wir wollen nicht sagen eine höhere Genüßung — aber doch eine höhere Idee auspricht. Das Gedicht stellt nicht bloß den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum dar, sondern es will auch jenes verherrlichen und dessen Göttlichkeit im Gegensatz zu den übrigen Religionen zur Anschauung bringen. Daher erscheinen auch die Heiden des Gedichts, wie W. Grimm vortrefflich bemerkt, ohne die Begierden und Leidenschaften, welche sonst das Menschenherz bewegen; oder wenn sie sich auch hie und da zeigen, so sind sie doch der höheren Idee, die ihre Seele erfüllt, völlig untergeordnet, und alle ihre Gedanken und alle ihre Handlungen haben stets nur den Einen Zweck, den Sieg des Christenthums zu fördern, welchem sie mit frommer Ergebung in den Willen Gottes Gut und Blut zu opfern stets bereit sind. Freilich erhält das Gedicht hierdurch eine gewisse Härte und Eintönigkeit; es hat diese ihre Berechtigung aber in dem kräftigen Hervortreten des erwähnten Grundgedankens; und wenn es allerdings ungeeignet ist, die Darstellung Konrads mit dem begeisterten Style der Psalmen zu vergleichen, so kann man die Auffassung des Stoffs und dessen Entwicklung mit vollem Rechte denjenigen Büchern der Bibel zur Seite stellen, in welchen die Kämpfe des Judenthums gegen das Heidenthum geschildert werden.

1. Rolands Tod.

Ruolant cherte gën Yspanien
verre von den erslagenen;
er gesaz zuo sinem boume,
dâ beit er vil chûme.
In ainer siner hant
truog er daz horn Olivant,
in der anderen Durndarten.
Ain haiden im gewarte:
mit bluote er sich allen bestraih,
vil tougenlichen er im nach slaich.
Dô gedächte der haiden:
„Unter disen vir stainen
dâ erstirbet Ruolant;

Durndarten nim ich ze miner hant
und Olivanten;
sô sage ich in dem lante,
daz wir gesiget haben,
und ich habe Ruolanten erslagen.
Des front sich imer mêre
elliu arabiskiu erde.“
Ruolant was von den sinen chomen,
sô man geschiezen maht mit ainem bogen
unter den marmilsteinen;
dô wânte der haiden,
daz er tût wære.
Dô enthilt sich der helt mâre,
unz im der haiden sô nâhen chom;
ûf zucht er daz horn,
uber den helm er in sluoc,
daz im daz verhlut
ûz sinen ougen spranc.
Er sprach: „Daz du habist undanc,
daz du mir ie sô nâhen torstest chomen;
Olivant ist zechloben!“
Er rezurne vil harte:
sus redeter ze Durndarte:
„Nu ich din nicht scol tragen,
dune wirst niemir mennicken ze scaden!“
Daz swert er ûf huop,
in den stain er iz sluoc;
iz ne têt sin nehain war.
Er sluoc iz aver dar
mit paiden sinen hanten;
daz swert er umbe wante,
er versuocht iz zehen stunt.
Er sprach: „Lâgestu in des mêres grunt,
daz du dehainem christen man
niemir mêre wurdest ze ban;
scol dich dehain haiden tragen.
daz wil ich imer Gote chlagen!“
Mit grimme er aver sluoc.
Do daz swert vor im gestuont
âne mál unt âne scarte,
dô redet er ave ze Durndarte:
„Ich bechenne wol dinen site,
daz du nicht des vermite,
swâ ich dich hin gebôt,
den was geraite der tût.
Di wile ich tochte,
ich hân mit dir ervochten
daz ze Aiûne,
di mâren Petûwe;
ich dwanc mit dir Provinciam
und di starken Progetâneam;
Lancparten ich mit dir revacht,
Pulle machete ich zinshaft.
Malve unt Palerne,
di bedwanc ich minem hêrren;
di grimmigen Sorbiten,
di Baire di stritegen
mit ir scarphen swerten;
Sachsen di dicke wol herten,
in manigem grôzen volwige
si muosen im alle nige.
Alemanniam ich ervacht,
Ungeren nam ich ir chraft;
Pritaniâ nemacht mir nicht wider stân;
Bêhain unt Polân,
Franchen di chuonen
ne lies ich nie geruowen,
unze di chômen an ir rechten stam.

Friesen ich mit dir gewan;
Scotten und Jerlant
ervacht ich mit miner zesewen hant;
Engellant ze ainer kamere
ervacht ich dem kunc Karle
und andriu vil manigiu riche.
Jane wart din geliche
nie gosmidet ûf dirre erde,
noch newirt ouh hinne fur niemir mêre:
daz bewârtestu wol an disem wal.
Ze Moriânâ in dem tal
der engel dich minem hêrren brâchte;
gnadlichen er min gedâchte,
benamen er mich nante:
er hiez mir Ruolante
Karln den kaiser,
zebeschirmen witewen unt waisen,
dich Durndarten umbe binten.
Daz ich iesâ erplinde,
daz riuwet mich vil sêre:
nu vergip du mir, himilischer hêrre,
daz ich iz ungezogenlichen sluoc,
mines hêrren sent Pêtres blut,
diu hêrschaft sent Plasien,
des hâres mines hêrren sent Dionisien,
des gewâtes miner frouwen sent Marien!
Der kaiser newolte nie beliben,
unz in dir versigelet wart
diu vil grôze hêrschaft.
Nune wil ich uehainen erben zuo dir mêre,
wan den adel hêrren,
der durch suntâre geboren wart:
der gebôt mir dise hervart.
Ich scol verwandelen daz leben;
in sine gnâde wil ich ergeben,
swaz ich sin von im hân,
want ich sin nimen sô wol gan.“
Den hantschuoch er abe zoch,
in gegen dem himel er in bot;
den nam der vrône bote von siner hant:
des ist der helt Ruolant
von aller der christenhait gêret,
alsô uns daz puoh lêret.

Ruolant viel in crucestal:
er sprach: „Hêrre, nu waistu vil wal,
daz dich min herce mainet:
dine tugent hâstu an mir erzaiget.
An minem ende,
hêrre, dinen boten ruoche mir ze senden;
nu gnâde miner armin sêle,
daz ir dehain bôser gaist mine werre.
Ich mane dich umbe minen hêrren:
gestatige in an dem rechtin,
verdruche sine wider vechten,
daz sine viante alle geligen,
unt er an in gesige
in dines namin minne.
Und umbe di suozen Karlinge,
und ander sine untertâne,
di bevilhe ich zuo dinen gnâden.
Alle di ia mit trûwen mainen,
lebentige oder verschaiden,
bestatige si in den Abrahâmes barm!“
Er leite sich an sinen zesewiu arm,
daz houbet er nider naicte,
die hende er ûf sprait;
dem alwaltigen hêrren,
dem bevalch er sine sêle;

mit sent Michahèle,
sente Gabrièle,
sent Raphahèle
frout er sich imer mère.

Dò Ruolant von der werlt verschiebt,
von himil wart ain michel liecht;
sà nâch der wile
chom ain michel ertpibe,
doner unt himilzaichen
in den zwain richen
ze Karlingen unt ze Yspania.
Di winte huoben sich dâ,
si zevalten di urmâren stalboume;
daz liut ernerte sich chûme;
si sâhen vil diche
di vorchtlichen himil bliche;
der liechte sunne, der relasc;
den haiden gebrast:
diu scheph in versunchen,
in dem wazer si ertruncken.
Der vil liehte tac
wart vinster, sam diu naht;
die turne zevielen,
diu scône palas zegiengen.
Di sternen offenten sich;
daz weter wart mislich:
si wolten alle wâne,
daz di wile wære,
daz diu werlt verenden solte,
unt Got sin gerichte haben wolte.

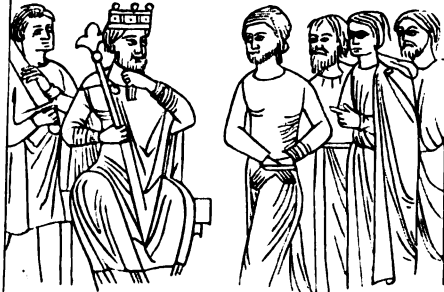
2. Des Kaisers Gericht.

Der kaiser an daz gerichte gesaz:
owi, waz fursten vor im was!
Er hiez Genelûnen bringen:
da wolten im di Karlinge
den lip gerne fristen.
Si sprâchen, daz si in nine wisten
an nichte überwunden;
doch er wære gebunden.
Sin recht wære vil grôz:
er war aller fursten genôz.

Genelûn bat einir stille;
er sprach: „Hêrre, iz was min wille;
ich nelougin dir sin niet:
der zwelve tût ist mir liep;
iz ist gewisse der min rât.
Ich hete in è widersaget
ze diner antwurte offentliche:
daz erzuige ich mit dem riche.“
„Waz bedurfen wir nu rede mère?“
sprach des riches hêrre.
„want er sich offentliche hât veriechen,
daz er di Cristen hât gegeben
in die gewalt der haiden.
Ich frâge urtaile:
alsô di phachte tichten,
sô wil ich uber in richten.“
Dò was Genelûnes geschlechte
chrestic unt machtig,
ain vil vorderlichez chunne:
si heten im gerne gewonnen
des kaisers hulde;
si sprâchen: „Vil grôz sint sine sculde!
Uns is harte misseschehen:
die tiuristen sint alle gelegen;
nune mac sie niemen wider gewinnen.
Gère dine chunlinge;

gestille, hêrre, dinin zorn;
lâz in ze dinin hulden chom
durh diner sweater ère:
des bite wir dich, hêrre.
Genelûn dienet dem riche
imir mère vorchtliche.“

Der kaiser erzurnte harte;
mit ûf gevangem barte



er sprach: Di rede ist mir swære!
Der mir al daz golt wâge
ûz arabischen richen,
iz ne si, daz er mir di fursten gewichen,
dâz ich sin nine nâme
widir disem verrâtère.
Man scol iz iemir ze mâre sagen,
daz wirz an im gerochin haben
unz an der welte ende.
Diu christinhait ist harte geshendet:
des gât uns michel nô;
iane geschah nie sus getân mort!“

Tar fur dranc Binabel:
er was michel unt snel,
starh unt chuone,
redehaft genuoge;
er sprach: „Getar ich for dinin hulden,
sô wil ich gerne geunsculdigen
Genelûnen min ôhaim,
daz er untriuwe nehain
an den hât begangen,
dar umbe er stât gevangen,
gebunden vor dem riche:
er widersaget in offentliche.
Ich wil mit minem swerte
sine triwe im erherte.
Ûzen lâz ich min hêrren ainen:
so nist hie manne nehaine,
der in sin sculdigen welle,
der versuoche sin ellen,
trete gegen mir in den chraiz:
mit champhe berede ich in, gotewaiz;
ich erledige in hiute, ob ich mac,
oder iz ist min iungister tac!“

Di fursten geschwîchen lange.
Von manne ze manne
sach der kaiser hin unt her:
vil hart erzurnt er;
er sprach: „Wâ nu frunt unt man?
Swâ ich mich versinnet hân,
ist, daz ich leben scol;
ich erhale mich sih vil wol;
ich ergetze sis iemir mère.
Daz si di ère
an dem riche icht gewinnen,
unt varent si genozin hinnen,

daz wil ich iemir Gote chlagen;
di chröne scol ich mēre deune nicht tragen.“

Tirrich dar fur trat,
ainer stille er bat;
er sprach: „Ruolant hāt mich gezogen,
ūzer sinim chunne bin ich geboren:
ich bin sin nāhister geboren māc.
Binabel sich vermezzen hāt,
er welle in der untriwen bereden.
Genelūn hāt si durch miete hiu gegeben,
unt hāt ungetriwelichen
gerāten an daz rīche,
und wolt dā entēren
di chröne mines hēren,
unt zestōren di hailigin cristinhait.
Dā scol Got sin warhait
hiute hie erzaigen,
daz er mit lugen unt mit mainaiden
di untriwe hāt begangen.
Er ist verfluochet unt verbannen
von allem cristlinchem rechte.
Ich wil -durh Got hiute gerne vechte,
unt wil mit mime swerte
di warhait erherte
in des heiligen Cristes namen.
Din ubermuot scol dir gescaden.
Du versihest dich ze diner sterke;
dā bi sculn wir merke:
Dāvid was vil lutzeler gescaft,
Got selbe gab ime di craft,
daz er Golie daz houbit abe sluoc
unt fur den chūnec Saulen tuoc.
Got hāt inoch di selben gewonhait!
Ez wirdet dir hiute vil lait,
daz du wider Gote hie stāst,
unt der warhait verlougint hāst.
Ich bin ain edeler Francke:
ich gichtige dich mit dem champhe;
ich sende dich zuo der helle:
der guote sent Dionisii dich hiute velle!“

Dem kaiser gerieten sine wīsen,
daz er vorderōte gisel
ūz iedwederem taile:
daz lobeten die fursten algemaine.
Drīzec der wāren,
di sich fur Genelūnen gāben,
ube Binabel geveile,
daz daz gerichte uber si ergienge,
alsō di phaht lēte.
Der kaiser si dā mit ērte;
er nam von Tirriche
drīzec gisel dem rīche
in demselben gedinge:
des froueten sich di Karlinge.

Binabel was ain starc man:
des ne hete niemen nehain wān,
daz im Tirrich vor gehabete
oder dehain wile gelebete.
An dem lībe was er chranc;
vil willichlichen frumt er den champf.
Die fursten von Karlingen
fluren allen ir gedingen.
Der kaiser viel sine venie:
er bat alle di menige,
daz si Got flēten,
daz er daz rīche gērte,
daz er sine tugente bescainte
unt di rechten warhait unter in erzaicte.

Sam tāten di heiligen frouwin,
di manteu Got siuer tougin;
hin ze himele si digeten,
daz Tirrich gesigete:
wol gehalf im daz.
Da wart manic ouge naz:
si wegeten im allenthalben
mit missen unt mit salmen,
mit manigen guoten dingen:
von rechte muose im wol gelingen.

Der kaiser scuof ze siner huote
manigen helt guoten:
vil michel was daz gedrauc.
Dā gelobeten si den champf
zuo dem braiten velde.
Der kaiser unt sine helde
gehabeten ze ringe;
sam tāten die Karlinge.
Der kaiser hiez vor in allen sagen,
er were fri oder dienst man,
swer dehain strit dā huobe,
daz man im den hals abe sluoge.
Di chempfen wāren wol gar:
vermezzenliche chōmen si dar
ūf zwain ziren marhen.
Dō wiste man si zesamene;
di grizwarten si maneten:
ain ander si auranen;
di schefte brāchen si ze stuchen,
di scharphen swert si zucten;
zu der erde si chōmen baide.
Dā ne was manne nehainer,
der in den chraiz getorfte chom:
er nehete den hals verlorn.

Binabel unt Tirrich
mit swerten versuochten si sich:
si zeliwen ain ander di schilte.
Der kaiser allez ze Gote digete;
er vorchte des wūigen man,
der elliu dinc wol kan
aine gezechen,
der wolt iz anderes schaffen.
Tirrich gewan einis lewen muot:
daz swert er dō ūf huop,
vast er an in scrait:
den helm er im versnait;
jā muoser dolen dar unter
aine fraissame wunden:
daz bluot im uber di ougin ran.
Dō sprach des viandes man:
„Jā, du tiwerlicher degen,
ich wil mich dir ergeben:
min swert scoltu nemen;
unt wiltu Genelūne wegen,
fur aigen wil ich dir dinen
elliu di zirde,
di mich von erbe an chomen ist;
unt gewinnestu uns aine frist,
ich werde hi ze stete din man.“
„Iz ne scol so nicht gestān.“
sprach der helt Tirrich:
„Du bist ain furste alsō wol. sam ouch ih;
kume du ze mines hēren fuozen.
Ich wil dich sin alles erlāzen;
ich wil dir gerne wegen,
daz er dich lāze leben.
Genelūnen du mir niemir vor genenne,
want ich sin niemir gehenge

also verre, sô ich mac,
daz er dehaiu tac
hinne fure mër gelebe:
iu geriwet hiute Marsilien gebe!“

Dô sprach Binabel:

„Durh Genelûnen chom ich her;
nemag ich im nicht gedingen:
sone wil ich nicht ligen;
nemag iz nicht bezzer werde:
ich wil durch in ainsterbe.“

„Daren gegene warne du dich!“
sprach der helt Tirrich,

„Du lebest unlange.
Der tiuvel hât dich gevangen:
er ne wil dich nicht lâzen;
mit anderen dinin genôzin
fuort er dich zuo der helle:
der untriwen bistu geselle.“

Di tiuren voledegene
sprungue wider zesamene;
si vâchten mit grimme.
Di vesten stâlringe
machten nicht dâ vor gestân:
ir slege wâren fraissam.
Tirrich, der degen,
verwundôt in ave durh den helm:
wi frô der kaiser des was!
Umbe warf er daz sachs;
den hals er ime abe sluoc,
daz houbit er ûf huop,
er stachte iz an ain spur;
ûf sin marh gesaz er,
er fuort iz wider ûf den hof:
dâ wart michel froude unt lof.
Si lûten unt sunge:
von aller slahte zungen
lobeten si Got alsus:
„Te deum laudamus.“

Der kaiser gesaz an daz gericht:
dô ertailen im di sentphliche,
daz rîche scolte werden gerainet;
si heten sich selben vertailet,
alle di der untriwen gesellen wâren
unt sich fur Genelûnen gâben.
Di fursten sprâchen alle bi ainem munde,
alte unt junge:
„Ô wol dû heiliger kaiser,
richte den armen wâisen:
zuo dir ruofent di kint,
der vetere verrâten sint:
sines chunnes scol nicht mère
wachsen an der erde!“
Di gisel hiez er ûz fuoren:
di houbit si in abe sluogen;
Genelûnen si bunden
mit fuozen unt mit handen
wilden rossen zuo den zagelen:
durh dorne unt durh hagene
an dem bûche unt an dem rucke
brâchen si in ze stücke:
sô wart di untriwe geschendet.
Dâmit si daz liet verendet.

Der Pfaffe Lamprecht.

Wie über die meisten Dichter der gegenwärtigen
Periode, so ist auch über den Pfaffen Lamprecht
wenig oder Nichts bekannt; ja man hat sogar
Zweifel erhoben, ob es überhaupt einen deutschen

Dichter dieses Namens gegeben habe. Doch be-
ruhen dieselben nur auf Vermuthungen, welche
die Gründe, aus denen sich das Dasein des deut-
schen Lamprecht nachweisen läßt, wenn auch eini-
germaßen erschüttern, doch keineswegs umstoßen,
und so wird es immer am besten sein, bei der
früheren Ansicht zu beharren, bis gewichtigere
Gründe gegen dieselbe vorgebracht werden. Bis
dahin wird aber die Stelle aus dem Alexander
Rudolfs von Ems als entscheidend angesehen wer-
den müssen, welcher den „Pfaffen Lamprecht“ aus-
drücklich als Dichter eines frühern Alexander nennt.
Daß Lamprecht übrigens ein Geistlicher war, geht
sowohl aus der seinem Namen vorgesezten Be-
zeichnung (pfaffe), als auch aus verschiedenen Stel-
len, namentlich aus dem Schluß des Gedichts her-
vor, welche bei ihrer ganz dogmatischen Haltung
des Verfassers Stand deutlich bekräftigen. Das
Zeitalter des Dichters läßt sich nur ungefähr be-
stimmen; er mag sein Gedicht gegen 1180 abgefaßt
haben. Nach der Sprache desselben zu urtheilen
muß er am Rheine lebte haben, was auch
wohl dadurch bestätigt wird, daß er nach einem
„welschen“ d. h. französischen Gedichte gearbeitet
hat (als dessen Verfasser er den „Eberich von
Bisenzun“ d. i. Aubry von Beaumont nennt), weil
gerade in jener Zeit die niederheinischen Lande mit
Nordfrankreich in engerem Verkehr standen.

Das Gedicht „Alexander“ beginnt nach der ge-
wöhnlichen Einleitung über den Dichter und dessen
Quelle mit dem Bericht von Alexanders Herkunft,
Geburt, Jugend und Erziehung, woran sich die Er-
zählung von Alexanders Thaten bis zu seiner
Thronbesteigung reiht. Sogleich nach Philipps
Tode beginnt der junge König seine Rüstungen
zum Kampfe gegen Persien, nach deren rascher
Vollendung er sich einschiffet. Nun folgt die Er-
zählung der vorbereitenden Kämpfe in Sicilien,
Afrika und Palästina, dann die Schilderung der
Eroberung von Tyrus, nach dessen Einnahme
Alexander über den Euphrat zieht und auf die
Feldherren des Darius trifft. Es entspinnt sich
ein mörderischer Kampf, in welchem Alexander
selbst in große Bedrängniß geräth; doch werden
die Perser geschlagen und müssen das Schlachtfeld
verlassen; Alexander dringt ihnen nach. Indessen
sammelt Darius ein neues furchtbares Heer; als
ihm Alexander entgegen zieht, meldet ihm ein Bote
die Krankheit seiner Mutter Olympias, die ihn zu
sehen verlangt. Auf der Rückkehr in die Heimat
greift ihn Herzog Amentis in Arabien an; der
Kampf dauert drei Tage, endlich müssen die Ara-
ber die Flucht ergreifen. Der König setzt seinen
Zug fort, und kommt, nachdem er unterwegs noch
manche herrliche Burg gebrochen hatte, zur Mut-
ter, die bei seinem Anblick sogleich wieder gesund
wird. Er rüstet ein neues Heer, mit dem er zuerst
die griechischen Städte unterwirft, dann aber wie-
der nach Persien zieht. Als er an den Euphrates
gekommen war, ließ er eine Brücke darüber schla-
gen, dieselbe aber sogleich wieder abbrechen, sobald
das Heer hinüber gezogen war, damit Keiner an
die Flucht denken könne. Bald darnach trifft er
auf das persische Heer, das er in blutiger Schlacht
besiegt; die Feinde fliehen nach Bactra; Alexander
folgt ihnen, nimmt die Stadt mit allen Schätzen,
dem Weibe und der Mutter des Darius, die er
mit der größten Achtung behandelt, dann zieht er

vorwärts, läßt Aeste von Birken und Delbäumen abschneiden und an der Spitze Schwelze binden, damit der aufgewirbelte Staub das Heer verdecke. Sodann geht er selbst ohne Begleitung als Bote in das Lager des Darius, wird aber erkannt und entkommt nur mit genauer Noth. Bald darauf kommt es zur Schlacht, in welcher 200,000 Perser umkommen. Darius rettet zwar das Leben, verfällt aber in Verzweiflung, und bittet den Sieger um Frieden, der ihm jedoch nicht gewährt wird. Nun schreibt Darius an Porus, König von Indien, um Hülfe; ehe diese aber erscheint, wird er von zwei Verräthern ermordet. Alexander trifft ihn sterbend an; die Theilnahme, die er dem Unglücklichen bezeugt, erquickt diesen, der ihm seine Tochter zum Weibe empfiehlt. Alexander läßt den Darius ehrenvoll bestatten, worauf er dessen Mörder bestraft, und Rогanie heirathet. Nun wird ihm gemeldet, daß Porus heranziehe; er eilt ihm entgegen, greift ihn an, tödtet ihn im Zweikampf und vernichtet sein Heer (1). Hierauf setzt er seinen Zug fort, kommt nach Scythien und endlich an das Ende der Welt, von wo er einen Brief an seine Mutter und seinen Lehrer Aristoteles schreibt, in welchem er diesen die Abenteuer berichtet, die er seit der Besiegung des Porus erlebt hatte. Er erzählt von einem Fluß, dessen Wasser bitter war, wie Galle, von gräßlichen Unthieren, mit denen das Heer schreckliche Kämpfe zu bestehen hatte, von Riesen und bezauberten Wäldern, in deren Einem die schönsten Mädchen lebten, die im Frühling aus Blumenfelchen heraus wuchsen, im Herbst aber mit den Blumen abstarben (2). Nach manchem anderen Abenteuer sei er endlich an das Ende der Welt gekommen, „wo der Welt Abgrund steht, und sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad“. In der Nähe, erzählt er weiter, stand die Burg der Königin Candacia, welche ihn auf das Beste aufnahm. Ihr Sohn Candaulus, dessen Weib von einem mächtigen König geraubt worden war, bittet einen Ritter Alexanders, den er für den König hält, ihm beizustehen; Alexander zieht mit ihm unter einem angenommenen Namen vor die Burg des Räubers und befreit die Geraubte. Als die Königin Candacia vernimmt, was er gethan, läßt sie ihn, zeigt ihm ihren Palast voll der herrlichsten Wunder und bewirthe ihn aufs köstlichste; am andern Tage redete sie ihn als Alexander an (sie hatte sich schon vorher sein Bildniß zu verschaffen gewünscht, und ihn daher leicht erkannt), worüber er erschrak; sie aber versprach, es zu verheimlichen und schenkte ihm ihre Minne. Nachdem er den Nachstellungen des zweiten Sohns der Königin, der sich an ihm wegen des Todes seines Schwiegervaters Porus rächen wollte, durch List sich entzogen hatte, führte ihn die Königin in die Kapelle, wo ihre Götter waren, deren Einer ihm verkündete, daß er in Alexandria würde begraben werden. Hierauf schied er, und kam ins Land der Amazonen, die ihm Geschenke gaben. — Hiermit schließt der Brief, und der Dichter setzt die Erzählung fort.

Nachdem Alexander noch viele Könige und Reiche bezwungen, treibt ihn der Hochmuth, auch von den Engelschören Jins zu erzwingen. Die alten Rätbe mahnen ab, die jungen treiben an; Alexander folgt letzteren, und zeigt sich hierbei als toben den Wäthrich, unerfättlich wie die Hölle. Auf dem Zuge begegnet ihm viel Unglück; endlich gelangt er an die

Mauer des Paradieses und begehrt Einlaß. Ein alter Mann, welcher ihm abschlägliche Antwort bringt, überreicht ihm einen wunderbaren Stein, der ihm würde zu erkennen geben, wie es um ihn stehe. Alexander kehrt nach Griechenland zurück, entläßt sein Heer, sendet nach Weisen, welche ihm die Natur des Steins künden sollen; nur ein alter Jude vermag es; er sei, sagt er, ein Bild seines Uebermuths, und mahne ihn an den Tod, der ihn, wie jeden andern, erwarte. Alexander geht in sich, regiert gerecht und mild, und als er nach zwölf Jahren stirbt, werden ihm seine Sünden vergeben.

Aus voranstehender Uebersicht des Inhalts ergibt sich deutlich genug, daß Kamprecht von künstlerischer Composition und Anordnung eben so wenig eine Ahnung hatte, als der Pfaffe Konrad, oder irgend einer von den schon genannten Dichtern, wie denn überhaupt gerade diese Seite in der mittelhochdeutschen Epik in großer Unvollkommenheit erscheint. Man hat zwar behauptet, daß sie gerade in Kamprechts Alexander am meisten entwickelt sei, und vorzüglich darauf Werth gelegt, daß der Dichter diejenigen Thatsachen, welche mehr auf historischer Grundlage beruhen, selbst erzählt, während er die Schilderung der wunderbaren Begebenheiten und Abenteuer auf dem Zuge nach dem Ende der Welt in einem von Alexander an Mutter und Lehrer geschriebenen Briefe einleitet. Man hat darin einen tiefgeachteten Kunstgriff des Dichters erblickt, der hierdurch die Verantwortlichkeit für die Erzählung so unglaublicher Thatsachen von sich abgelehnt und dadurch bei der mächtigsten Anregung der Phantasie doch auch dem kalten Verstande den Ausweg gelassen habe, die erzählten Wunder als märchenhafte Sagen anzusehen. So ansprechend diese Erklärung auch ist, so wohlthätig und erfreulich es wäre, einmal einem wirklich künstlerischen Gedanken zu begegnen, so wird man doch zu nicht ungegründeten Zweifeln an ihrer Richtigkeit schon dadurch bewogen, daß der Schluß des Gedichts, welcher den Zug Alexanders in das Paradies, also Abenteuer darstellt, die nicht weniger wunderbar sind, als diejenigen, welche in dem Briefe Alexanders geschildert werden, in einfach erzählender Form sich bewegt, gerade wie der erste Theil, in welchem die mehr historischen Begebenheiten berichtet werden. Jene Erklärung fällt aber ganz in sich zusammen, wenn wir wissen, daß der griechische Roman des Pseudo-Kallisthenes und der lateinische des Julius Valerius, welche unzweifelhaft als die ursprünglichen, wenn auch nicht unmittelbaren Quellen des deutschen Gedichts anzusehen sind, die nämlichen Abenteuer und wunderbaren Begebenheiten schon in der Form eines Briefs erzählen, den Alexander an Aristoteles geschrieben. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß Kamprecht auch in dieser Beziehung seinem französischen Vorbild treu gefolgt ist, und daß dieses die so hoch gepriesene Briefform ganz einfach jenen alten Romanen entlehnt hatte.

Wir haben übrigens nicht nöthig, dem deutschen Dichter Vorzüge zuzuschreiben, welche er nicht besitzt, da sein Werk auch außerdem des Trefflichen viel darbietet, so daß es unbedingt eine der tüchtigsten Erscheinungen jener Zeit genannt werden kann, welche zwar den Mangel an künstlerischer Entfaltung mit beinahe allen übrigen, auch den späteren Dichtungen, theilt, dagegen aber die meisten durch die ächt poetische Haltung im Einzelnen weitaus übertrifft. Frei-

lich läßt sich nicht ermitteln, was hierin auf Rechnung des deutschen Dichters zu setzen ist, und was er dem französischen nachgebildet hat; und wollte man seine Aeußerung, daß er das wälsche Gedicht einfach und in deutscher Sprache übertragen habe, und daß er so sage, wie „das Buch“, wörtlich nehmen, so würde sein Verdienst, wenn auch immer noch bedeutend, doch nicht genug geschmälert erscheinen: allein wir haben schon gesehen, daß solche Aeußerungen nur in beschränkter Weise verstanden werden dürfen, indem sie sich weit mehr auf den Stoff und dessen Anordnung, als auf die Entfaltung im Einzelnen beziehen, worin sich die deutschen Dichter oft gerade sehr frei und selbstständig bewegten. Wie bei dem Pfaffen Konrad, so kommen auch bei Lamprecht der Stellen genug vor, die in seinem französischen Vorbilde nicht gestanden haben können, z. B. bei Hindeutungen auf die deutsche Heldensage, Anklänge an deutsche volksthümliche Gedichte u. s. w., und wir dürfen wohl daraus mit einiger Sicherheit den Schluß ziehen, daß auch viele andere Stellen als das alleinige Eigenthum des deutschen Dichters angesehen werden müssen.

Die Erzählung von Alexanders Herkunft, Geburt und Jugend, sowie von dessen Thaten bis zu Philippos Tode bewegt sich in rascher Kürze, welche im Gegensatz zu der breiten Ausführlichkeit anderer, selbst besserer Dichter der Zeit einen höchst erfreulichen Eindruck auf den Leser hervorbringt, als trotz dieser Raschheit und Kürze die wesentlichen Punkte der Erzählung doch scharf und kräftig hervortreten. In wie weit dieses Verdienst dem deutschen Dichter zugeschrieben werden darf, ist allerdings nicht zu bestimmen; doch selbst auf den Fall hin, daß er hierin nur sein Vorbild treu wiedergegeben hätte, verdient Lamprecht schon deswegen alles Lob, daß er sich nicht hat hinreißen lassen, manche an sich interessante Situation auszumalen, in deren Darstellung er Gelegenheit gefunden hätte, sein poetisches Talent hervortreten zu lassen. Er hat hierin eine wahrhaft künstlerische Mäßigung beartundet, die vielleicht nur noch bei Hartmann von Aue anzutreffen ist, die dagegen allen übrigen Dichtern vollkommen unbekannt war. So wird auch die Rüstung zum Zuge nach Persien, so werden die vorbereitenden Kämpfe in Sicilien, Afrika und Palästina mit rascher Kürze erzählt; länger dagegen verweilt er bei der Belagerung von Tyrus, weil diese für den ganzen Feldzug wichtiger und folgenreicher war, als die vorangehenden Kämpfe und weil auch der Dichter bessere Gelegenheit hatte, als früher, seinen Helden in seiner ganzen Größe und Lüthigkeit zu zeichnen, indem der Kampf um die mächtige Seestadt von Seiten Alexanders die größte Kraftentfaltung erheischte. Dieses richtige Gefühl, das Bedeutende durch ausführlichere Behandlung hervorzuheben, das weniger Wesentliche dagegen nur rasch zu berühren, und es höchstens in nöthigen Fällen durch den kernhaften Ausdruck auszuzeichnen, verläugnet sich auch im weiteren Verlaufe des Gedichts nicht; wie groß aber muß der Dichter erscheinen, wenn man ihn mit späteren Epikern zusammenstellt, welche Wesentliches und Bedeutungsloses mit der nämlichen breiten Ausführlichkeit behandeln, die oft in die langweiligste Geschwätzigkeit ausartet, wie wenn z. B. Ulrich von Jaglboben das Pferd der schönen Ade dadurch beschreibt, daß

er in zwanzig Versen erzählt, welche Fehler es nicht hatte und erst dann in einigen Zeilen schildert, wie es in der That ausah.

Die Bemerkung, welche wir über Konrad machten, daß seine schlichte, bis zur Trockenheit einfache Darstellung oft eben durch diesen Charakter gute Wirkung mache, kann auch auf Lamprecht Anwendung finden; nur müssen wir aber sogleich hinzufügen, daß sich bei diesem die oft bis zur reinsten Prosa sich steigende Trockenheit Konrads eben so wenig findet, als dessen rauhe, edige Darstellung. Bei Lamprecht steht die einfache und schlichte Sprache stets im Bunde mit acht poetischer Auffassung, die uns nicht selten gerade da am meisten überrascht, wo wir ihr am wenigsten zu begegnen hofften. Seine Einfachheit entsteht nicht aus Mangel an poetischer Tiefe, sondern vielmehr aus ächter dichterischer Kraft, die mit den geringsten äußern Mitteln die lebendigsten und festesten Gemälde zu zeichnen versteht, eine Kraft, die sich in ihrer vollsten Größe im Volksgefange zeigt, an welchem sich Lambert ohne Zweifel groß gezogen hatte, gerade wie die älteren lyrischen Dichter. Daher ist aber auch bei ihm Alles Wahrheit, der er auch dann nicht untreu wird, wenn er die märchenhaftesten Abenteuer erzählt, von den seltsamsten Wundern berichtet. Nie geht in seinem Gedichte die Phantasie in das Phantastische über, während umgekehrt bei den späteren Dichtern das Phantastische Alles verschlingt und die Phantasie des Dichters lähmt. Vielleicht ließe sich die Trefflichkeit Lamprechts am besten charakterisiren, wenn man sagte, daß er das gewöhnliche Leben und die Wirklichkeit dichterisch verklärt, dagegen den willkürlichsten Schöpfungen der Phantasie mit kräftiger Hand den Schein der Wirklichkeit zu verleihen weiß. Man lese nur, um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, die von uns mitgetheilten Bruchstücke, die Schilderung des Kampfes mit Porus und die Erzählung von den Wundermädchen, in welchen die verschiedenartigsten Verhältnisse mit gleicher Trefflichkeit geschildert sind. Porus eröffnet den Kampf, indem er seine Elephanten gegen das griechische Heer vorrücken läßt, welche Alexander unschädlich macht, indem er eberne, mit griechischem Feuer angefüllte Silber vor die Fronte aufzustellen befiehlt. Die Elephanten verbrennen sich, sie kleeen und verbreiten Entsetzen unter dem indischen Heer. Doch löst Porus den Seinigen in kräftiger und kluger Rede neuen Muth ein, so daß sie kampfesmuthig auf die Griechen eindringen. Es entspinnt sich eine mörderische Schlacht, an welcher auch die Könige Theil nahmen, und die bis zum dritten Tag dauerte. Die Griechen gerathen endlich in Noththeil; als Alexander so viele seiner Krieger todt da liegen sieht, ergürtet er über die ungewohnte Schande; er sucht den Porus auf, und bietet ihm den Zweikampf an. Dieser erklärt sich bereit, „denn er war viel länger, als der König Alexander, um zwei Klafter und noch mehr; Porus war stark und hehr: des getödtete er sich und gelobte den Einkampf“. Nach Verabredung stellten unterdessen die Heere die Schlacht ein. „Die Herren suchten die Schwerter, zusammen sie da sprangen: hei! wie die Schwerter klangen in der Fürsten Handen, da sich die Wiganen hieben wie die wilden Schwein. Da war Grimm unter ihnen, gewaltig war des Stahles Schall, das Feuer

bligte überall, da sie des Schildes Rande zerrieben vor den Händen. Sie gingen ohne Unterlaß wider einander in den Kampf; wohl nutzten die Ecken (Schneide und Spitze) die tenerlichen Ketten, ihrer jeder gegen den andern. Endlich ersieht Alexander eine Wölfe seines Feindes, „er that ihm zur Stunde eine so große Wunde, daß der mächtige Mann zu der Erde gefallen kam. Wie gerne er wollte widerstreben, er mochte länger nicht mehr leben, er lag da auf der Stelle todt“. Alexander trennte ihm das Haupt vom Rumpfe. „Da Porus' Heer sah, daß ihr Herr todt lag, verzageten sie nicht um das, sie suchten alle um so bag; und nun begannen zu streiten die Heere von beiden Seiten und es mischte sich zusammen mit Grimm die Menge. Da hub sich erst an der Kampf, da verlor mancher Mann den Leib; die grünen Wiesen wurden roth, der Mohren lagen da viele todt; so geschah es aber auch den Griechen; zu Gelfeln sie da liegen in der Fremde manchen Mann. Es war kein Helm so fest, Alexander schlug ihn durch; da ward gefüllet manche Furch mit dem Blute roth; da war die grimmigste Noth, die da je ein Mann im Völkerkampfe vernahm. Gedünget ward die Heide; da fielen die Unglücklichen, so lange man auf ihnen konnte gehen.“ Endlich liegen doch die Feinde vom Kampfe ab, als Alexander ihnen versprach, daß Niemand ihren Weibern und Kindern Schaden zufügen sollte.

Nicht weniger großartig sind auch die Schlachten gegen die Perser geschildert. Von der ersten sagt der Dichter, mit Anspielung auf die Gudrun: „Da war Weinen und Klagen! Von einem Völkerkampfe hören wir sagen, der auf dem Wulpenwerder geschah, wo Hildens Vater todt lag zwischen Hagen und Waten: der mochte sich zu diesem Kampfe nicht gatten. Herwid und Wolfrin mochten ihm nicht gleich sein, noch irgend ein Anderer, so schrecklich war Alexander. Man saget auch von guten Knechten, die wohl gut mochten sechten in der Trojaner Lieb, ehe der Sturm geschied Achilles und Hector. Ajax und Nestor, die manche Tausende erschlugen und auch scharfe Geren trugen: es könnte unter ihnen allen Keiner mit Alexander sich vergleichen.“ — Und endlich die letzte Schlacht gegen Darius, von dessen unzähligem Heer Alexander selbst zu seinen Kriegern sagte, er glaube nicht, daß es auf der Erde eine größere Macht gebe, wobei er jedoch ermutigend hinzufügt, daß ein Heer Fliegen zweiten einzigen Wesen Nichts anhaben könne, von welchem Gleichniß die Griechen mit wunderbarer Freude erfüllt wurden: „Zum Kampfe rüsteten sich da beidenthalben die Heere und brüllten wie das Meer.“ — „Von beiden Seiten flog das Geschloß, also dichte, wie der Schnee: den Ketten ward da viel weh. Da erhob sich ein großer Schall, man blies die Heerhörner überall und die Trommeten zu dem Kampfe.“ — Die Griechen drangen kühn gegen die Perser, „mit großem Muth kamen sie zusammen bei dem Strage an der Auen: wer mochte je schauen zwei so herrliche Schaaren. — Da war das Feld gar breit mit den Todten übersperrt. Sie schlugen und stachen, so daß die Speere brachen; dann griffen die Ketten zu den scharfen Ecken (Schwertern) und sochten mit Jörn. Alle die Völkerkämpfe, Stürme und Schlachten, die von Darius Zeiten all' bisher sind geschehen, die kamen diesem nicht gleich.“ — „Der Sturm war grimmig und hart; mancher

Helm da scharf ward und manche Bränne durchstochen, daß dadurch kam geflossen das Blut vom Leib hinab; man sah da auf der Wahlstatt manchen Schild verbauen.“ Zwei hundert tausend Perser fielen im Kampfe, ohne die zu rechnen, die im Stage ertranken. Da ergriff Darius die Flucht, und nun floh auch das Heer. „Alexander ritt ihnen immer nach und schlug sie nieder wie das Vieh; Ach und Weh man da schrie.“ Als man in Persien die Niederlage des Königs erfuhr, „da ward der Jammer gar groß; gar Mancher seinen Genos beweinete und beklagte, den er verloren hatte. Der Vater beweinete sein Kind, Mancher seinen Eidam, die Schwester ihren Bruder, ihren lieben Sohn die Mutter, auch beweinete die ihren Amis, die da im Geheimen war vermählt; die Frauen beweineten ihren Trauten, den sie öffentlich geminnt. Die man dem Manne sollte geben, der verleibete das Leben; sie weinte so sehr, als ob sie vermählt schon wär. Die Jungen an den Straßen, da sie beim Spiele saßen, die beweineten gar sehr, ihren Verwandten und ihre Herrn. Die Kinder in den Wiegeln, da sie so weinen saßen und wenn man's ihnen erzählte, weineten wie die Alten und lebten ohne Bönne. Der Mond und die Sonne, die verwandelten ihr Licht und wollten scheinen nicht, und wollten nicht besehen den Mord, der da geschahen“.

Diesen lebendigen Schilderungen, welche in ihrer ganzen Haltung an das Nibelungenlied erinnern, und an poetischer Kraft und Wahrheit die weitest schichtigen Darstellungen der späteren Dichter weit übertreffen, setze man die liebliche, den Geist des Orients athmende Erzählung von dem Waldmädchen entgegen, um die ganze Fülle des dichterischen Talents unsers Samprichts zu begreifen.

Wir kamen, erzählt Alexander in dem Briefe an seine Mutter, an einen herrlichen Wald, „da hörten wir darinne manche schöne Stimme, Lyrnen und Harfenklang und den süßesten Sang, der von Menschen je ward erdacht; wär er all zusammengebracht, der könnte sich mit dem nicht gatten. Sehr wonniglich der Schatten unter diesen Bäumen was; da entsprossen Blumen und Gras und Würze mancher Art“. — „Da konnten wir auch schauen manchen Brönnen, der aus dem Walde kam geronnen, lauter und kalt.“ — „Hoch waren die Bäume, die Zweige dick und breit; das war etne große Bönne, da konnte die Sonne auf die Erde herab nicht scheinen.“ Nun ging er mit den Seintgen in den Wald, um die Wunder zu schauen. „Gar manches schöne Mägdlein wir allda funden, die da zur Stunden spielten auf dem grünen Klee, hunderttausend und noch mehr. Die spielten und sprangen; bei, wie schön sie sangen, daß wir, klein und groß, durch das liebliche Getos, das wir hörten in dem Wald, ich und meine Helden bald (kühn) vergaßen unser Herzeleid“ und alle Trübsal, die wir von Kindesbeinen an erduldet hatten. Mit den Mädchen aber hatte es folgende Bewandniß. „Wenn der Winter fortging, und der Sommer anging, und es begann zu grünen, und die edlen Blumen in dem Walde begannen aufzugehn, da waren sie gar schön: licht war ihr Glanz, ihre Röthe und ihre Weiße gar in die Ferne schien. Der Blumen war keine nie, die schöner sein mochte. Sie waren, wie es uns dünkte, völlig rund wie ein Ball, und fest verschlossen überall; sie waren wunderbar groß. Wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in

Euerem Sinne, so waren darinne Mägdlein ganz vollkommen; ich sag's Euch, wie ichs ganz vernommen. Sie gingen und lebten, Menschenfuss sie hatten, und redeten und baten, ganz als ob sie hätten ein Alter von zwölf Jahren. Sie waren geschaffen, das ist wahr, schön an ihrem Leibe: ich sah nie an einem Weibe schöneres Antlitz je, noch Augen so wohl sehn. Ihre Hände und ihre Arme waren weiß wie an einem Hermelin, so auch die Füße und Beine: unter ihnen war keine, die nicht pflegte hoher Schönheit. Sie waren mit Nächten voll Hellelkeit, und lachten und waren froh, und sie sangen also, daß vorher, noch seitdem kein Mann so süße Stimme je vernahm. Rüdet Ihr mir's glauben, so mußten diese Frauen immer in dem Schatten leben, die konnten anders nicht genesen: welche die Sonne mochte erscheinen, von denen blieb am Leben keine. Da ertönte der Wald von der süßen Stimme derer, die da sangen darinne, die Vögel und die Mägdlein: was mochte wonniglicher sein früh und spät? All ihres Leibes Gewäte (Kleid) war an sie gewachsen an die Haut und an das Haar. Ihm war gegeben die Farbe nach den Blumen ganz und gar, roth und weiß, wie der Schnee." Nun sandte Alexander nach seinen Kriegern; sie schlugen ihr Gezelt im Walde auf und nahmen die Mägdlein zu Weibern. Doch wahrte ihr Gluck nur drei Monate und zwölf Tage. „Da die Zeit zu Ende ging, unsere Freude da zerging: die Blumen ganz und gar verderben und die schönen Frauen starben; die Bäume ihr Laub ließen, und die Brunnen ihr Fließen, und die Vögel ihr Singen. Da begann zu zwingen Unfreude mein Herz mit mannigfachem Schmerz: schrecklich war mein Ungemach, das ich alle Tage sah an den schönen Frauen. O weh, wie sie mich dauerten, da ich sie sah sterben und die Blumen verderben: da schied ich traurig von dannen mit allen meinen Mannen.“

Wir müssen endlich noch auf eine Seite aufmerksam machen, durch welche Lamprecht weitläufig die meisten Dichter seiner und der nachfolgenden Zeit überragt: es ist dies die Kunst, mit welcher er die Personen seines Gedichts charakterisirte. Freilich hatte ihm die Geschichte und sein Urbild schon vorgearbeitet, und es war jedenfalls leichter für ihn, dem Alexander zum Beispiel eine bestimmte Gefaltung zu geben, als für die Dichter der Artusage ihren phantastischen Helden; allein auch dies vorausgesetzt, bleibt sein Verdienst immer noch groß genug, wenn er seine Personen nach ihrem historischen Charakter aufgefaßt, und diesen mit Sicherheit entwickelt hat. Zudem haben nicht bloß die geschichtlichen, sondern auch die sagenhaften Personen eine feste Individualität erhalten. Unter jenen treten natürlich besonders Alexander und Darius hervor. In Bezug auf letzteren bemerken wir nur, daß sein Hochmuth gegen den Anfangs von ihm verachteten Alexander vortrefflich geschildert ist, so wie seine spätere Muthlosigkeit und Verzweiflung und endlich die Alles versöhnende Art und Weise, wie er sich in seiner Todesstunde über die Richtigkeit des Daseins erhebt. Nicht gelungen, aber wie es die Natur der Sache mit sich brachte, reicher an einzelnen belebenden Zügen ist die Charakteristik Alexanders. Dieser zeigt schon in seiner frühen Jugend den Keim dessen, was er einst werden sollte. Schon sein Aeußeres verkündigt den Helden. „Er gedieh besser in dreien Tagen,

denn alle anderen Kind, so sie drei Monate alt sind. Und wenn ihm etwa das geschah, daß ihm zornig zu Muth war, so sah er aus, wie der Wolf, wenn er über seinem Raube steht. Strupp und roth war ihm sein Haar, gleich einem Fische gethan, den man in dem Meere steht gehn, und war ihm dermaßen dick und kraus wie eines wilden Löwen Locke.“ — „Ein Auge war himmelblau, wie das eines Drachen, schwarz war das andere, wie das eines Greifen. Sein Hals war ihm wohl geschaffen, seine Brust stark und breit, seine Arme waren ihm von großer Macht, sein Leib war ihm nicht zu lang, noch zu breit; an den Füßen und an den Beinen ritterlich that er erscheinen; und an seinem ganzen Leib war er gar herrlich. Das sage ich Euch fürwahr, in seinem ersten Jahr wuchs ihm die Kraft und der Leib sein mehr, denn einem andern in dreien.“ „Er ehrte die tapfern Ritter und lernte selbst streiten und vermessentlich reiten im Sturm und im Völkerkampf, so daß ihm nie ein anderer gleich ward.“ Wie in der Führung der Waffen und in der höhern Kriegskunst ward er auch in den Wissenschaften und Künsten unterrichtet, und endlich lernte er, „wie er von dem Unrechten unterscheidet das Recht, und wie er nach dem Landrecht urtheilen könne“. So ward er klug, gewaltig und fähig; er haßte die Lüge so sehr, daß er einst einen seiner Lehrer über einen Stein herabwarf, daß dieser den Hals brach, weil er ihm eine Lüge gesagt hatte. Und diesen schon in der Jugend ausgeprägten Charakter verläugnet Alexander niemals: immer und überall erscheint er als ein unvergleichlicher Held, groß durch Körperkraft, durch unüberwindliche Tapferkeit. So sagt der Dichter von ihm, als er von dem Schaden berichtet, welchen die Perser den Griechen bei dem Uebergange über den Euphrat zufügten: „Ergrimmt war ihm sein Muth, er schlug die Feinde, als wie der Donner thut. Wer ihm kam vor die Hände, von denen genas keiner Mutter Sohn: es mochte sich Niemand bewahren von den Schlägen, die er schlug.“ Und bald darauf: „Da sprang er auf sein Ross; seine Erscheinung war schrecklich, seine Augen blickten fürchterlich; da hatte er mächtigen Zorn, und schwang das Schwert zu manchen Streichen unter das Heer, das da war: das schlug er nieder, wie ein Gras!“ Doch nicht allein Alexanders Heldenmuth erhebt der Dichter, er läßt auch überall seinen Anstand und überlegenen Geist, so wie seinen menschlichen, für jedes schöne Gefühl empfänglichen Sinn erscheinen, der zwar, als er auf der Höhe seines Glücks stand, von sündhaftem Uebermuth verunkelt wird, ohne daß er jedoch vernichtet würde, da er am Ende vor Gott sich demüthigte. Aber selbst im höchsten Glanze seines wunderbaren Siegesglücks zeigt sich sein edler Sinn, sobald sich ihm nur höhere Verhältnisse entgegenstellen. Als Alexander nach blutiger Schlacht, in welcher er mit grimmigem Muth kämpfte, (so wie der Bär im Jorne thut, wenn ihn die Hunde bestehen; was er ihrer mit den Klauen mag fangen, an diesen rächt er seinen Zorn“) des Darius Weib und Mutter in seine Gewalt bekam und der Perserkönig, der ihn kurz vorher hatte wollen ermorden lassen, ihm die edle Behandlung des Gefangenen mit übermüthigem Hohne verdankte, da ließ er ihm schreiben: „Was ich deinem Weibe habe gethan zu Gute, das verdankt sie meiner Mutter, da ich um ihrer Liebe willen gern allen Frauen

dene: daher habe ichs gern gethan. Auch will ich nicht von Dir empfahn für dieses irgend Lohn: Du aber sprichst wie ein Thor davon.“ — Wir haben schon angedeutet, wie groß er sich gegen den sterbenden Darius benimmt, der ihn vor Uebermuth warnt, aber zugleich, seine große Seele erkennend, Volk, Mutter, Weib und Kind seiner Gnade anvertraut. Eine ähnliche Größe der Gesinnung zeigte Alexander, als er nach dem Siege über Porus, wo er den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms erstiegen hatte, in das Land Decibattris kam, dessen Volk in größter Armut lebte. Auf seine Versicherung, daß er nichts Böses gegen sie vorhabe, ziehen ihm Viele entgegen; er fragt sie nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihren Gräbern; sie aber antworten: „Wir haben weder Haus noch Burgen, und leben ohne Sorgen, wir haben zu verlieren Nichts, als was man an uns sieht: das ist die ganze Wahrheit. Uns ist jeder Zeit bereit Beides, Wohnung und Grab, was uns Niemand nehmen kann; denn wenn wir sterben, so werden wir in keinem Grabe begraben: doch Einen Trost wir haben, daß uns der Himmel bedeckt.“ — „Seitdem“, fügt der Dichter schlicht, aber ausdrucksvoll hinzu, „frag er sie Nichts mehr.“ Dagegen fordert er sie auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten: sie verlangen, er möge ihnen Unsterblichkeit gewähren. Als er zürnend antwortete, daß er dieses nicht könne, da er ja selber sterben müsse, und ihn darauf Einer von den Einwohnern frag, warum er denn auf der Erde solch Wunderwesen treibe; da erwidert er ihnen mit einem tiefen Blick in sein eigenes Wesen sowohl, als in die ihm von der Vorsehung zugetheilte Aufgabe: „Diese Sache ist uns also geschaffen von des Höchsten Gewalt: was uns von dort wird zugetheilt, das müssen wir Alles üben. Das Meer mag Niemand trüben, es trübt es nur der Wind, dann aber haben Angst, die darinnen sind. So lange ich leben mag, lasset mich Meister meiner Sinne sein. Ich muß beginnen irgend Etwas, das mir wohl thut; hätten alle Euren Muth, die in der Welt wollen sein, was sollte ihnen dann das Leben?“

1. Kampf mit Porus.

- 3905 **Do** di brütlöst was gelant,
dô quam ein bote alzehant,
der sagete Alexandrô sus:
„Hi comet der kunine Porus
mit micheleme gelfe
3910 Dario zehelfe.“
Daz was Alexandrô ungemach;
dô der bote diz gesprach,
dô sameneter sine heriscraft,
unde vôr mit micheler craft
3915 in gagen im in ludiam
uber eine heide freisam.
Dâ liden si michil ungemach
von der sunnen den tach,
unde des nachts von den wormen.
3920 Ze râte si dô worden,
si ne mohten dise leit
unde sulich arbeit
langer niht verliden:
ze kinden unde ze wiben
3925 wolden si heim kèren;
si sprächen, ir hêrre

wäre ein wunderlich man,
waz er sühte in Indiam.

- Si sprächen almeistich,
3930 si hêten geleistit,
daz si ime svôren,
dô si von lande fluoren,
si hulân ime bedvingen
mit ir jungelingen
3935 Darium den richen
vil ernstlichen
beide vân oder slân.
„Nu habe wir diz getân,“
sprächen si algemeine,
3940 grôz unde cleiue;
„nu gebrichit uns des libes;
ouh verdrûzit uns des wiges.
Unse lant stêt umbewert,
waz ob manz brinnit unde hert,
3945 sô nist dâ nieman, der iz were.“
Dô wolde daz here
almeistich wider kèren
unde gesvichen ir hêrren.
Ouch sprächen si geliche,
3950 wolder dihein riche
vorder mêr bedwingen,
sô môster gewinnen
niuwe urlouges man:
si hêtens sô vil getân,
3955 daz manz wol mohte scouwen.
Si sprächen: „Wir sin sô verhouwen,
daz uns verdrûzit, daz wir leben:
er mach uns wol urlôb geben,
unde lâte uns wider kèren!“
3960 Alexander, der hêrre,
der vernam ir gebêre:
des wart sin herze svêre,
unde gienc ûf einen berc stâu,
unde bat dar zô ime gân,
3965 di mit ime wâren comen;
wander hête vernomen
rehte ir aller willen.
Er sprach: „Vil liebe gesellen,
saget mir durh ûher gûte
3970 rehte ûher gemûte.
Wollet ir von mir scheiden
an dirre wûsten heiden,
daz ist mir herzelichen leit.
wande ir lâzt mih hie in arbeit.
3975 Uns sint di Perses sô gram,
wir hân in leidia vil getân;
des nehânt si niht vergezzen.
Helede vermezzen,
nu ihz sol sprechen,
3980 mugen si sih gerechen,
dar zô sint si vil gereit.
Ih sagiz iu mit der wârheit,
vernemen si disen unmut,
den ir ân nôt tût,
3985 sô sin wir alle verlorn,
iz si uns lieb oder zorn.
Ih ne spreche diz darumbe nit;
ist iu heim ze lande lieb,
ih mûz iu varen lâzen:
3990 ih ne were iu niht di strâzen.
Doh gedenkit dar ane,
wes ih iu nu hie mane;
ob ir dâ heime iuwit sagit,
des ir hie getân habit,

- 3995 daz ist alliz ein wiht:
ir ne habit hie getân niht!
Ih was jener, der dâ vacht.
Sît ir rehte bedâcht,
ir müzt der wârheite jên:
4000 wandir hât iz alliz wol gesên,
daz iz alliz was min rât,
svaz ir hie getân hât.
Mir ne sah nie nehein man
in dem sturme ubir hôer gân,
4005 noh ubir rucke zien,
noh zagelichen dannen flien:
ih vacht imer zevorn.
Âne scult hân ih verlorn
ûher aller fruntschaft:
4010 er was ubile bedâcht,
der ûh dar ane brâht hât.
Nu sol is werden der rât,
der is nu werden mac:
ih gelebe lichte noh den tac,
4015 müz ih dar under genesen,
unde müz ih dan mit gnâden wesen,
sô gwiinnich noh di man,
di mir suln bi stân.“
Dô Alexander diz sprach,
4020 al sin here, daz dâ lach,
scamete sih durh nôt:
iz wart bleich unde rôt,
wande si wolden kêren
von irem lieben hêren.
4025 Si bejâhen ir sculde
unde er gab in sine hulde.
Zehant si ûf sprungen,
frôlichen si sungên,
ane bunden si ir vanen,
4030 unde sprâchen alle samen,
si ne wolden von der stunt,
di wile si wâren gesunt,
ime niemer mêr gesvichen.
Si hûbin sih frôlichen
4035 unde fûren hin in Indiam.
Zegegen si dô quam
ein bote starke gerant,
unde fûrte briebe in daz lant:
die sante dar in Porus.
4040 Dar ane stunt gescriben sus:
„Hie veret after lande
der roubêre Alexander
unde gewinnet lutsche statelin:
si mugen wol vertorben sin,
4045 di ime daz weren solden.
Vil ungerne ihs ime wolde
ze langer wile gestaten:
ih wêne, ih wil in gesaten
sturmis unde vehten
4050 mit manigem bnelen knechte.
Come ih ime ingegene
mit minen snellen degenen,
ih wil in bringen inne,
daz ih sine minne
4055 niemer ne gesûche,
wandih ir nit ne rûche.
Mir ne gesvichen di mine,
ih tribin unde di sine
wider heim ze lande.
4060 Wes wânet Alexander?
Ih ahte ûffe sine rede
lutzil unde ûf sinen fride.

- Her fûr ouh wilen in diz lant
Dionisius der wigant,
4065 ein kuninc mit grôzeme here;
manic tûsint was dere,
di mit ime quâmen
unde scaden hie nâmen:
si worden alle sigelôs.
4070 Des heres, des er hie verlôs,
des was unmâzlichen vile.
Ih wil bestân mit nitspile
disen selben roubêre.
Ich müwet mih vil sêre,
4075 daz ih dise rede tûn sal.
Iz weiz doch di werlt al,
daz di Macedonjen
deme hêren von Indjen
hie vore zins sanden
4080 von irn landen,
biz Cresus wart geborn.
Daz wir den zins dâ verlorn,
daz was uns unniere:
wir sprâchen, daz dâ ne wêre
4085 niht sulhis, sô wir wolden,
durh daz wir setzen solden
lib unde gût an ein heil
unde ouh an ein urteil.
Umbe dise rede, wânich,
4090 wurde wir des zinsis ânich.
Alexander, ih dir doh râte
baz, dan du mir tâte,
ob mirz durft wâre:
ih râte dir zwâre,
4095 daz du mih êres
unde wider kêres
heim zô dinem lande,
ê dir dihein scande
begagene von mir:
4100 daz râtich trûweliche dir.
Ne kêristu niwit widere,
ih gesetze dih vil nidere
von allen dinen êren,
unde dâ du hêre
4105 niwit an ne macht wesen.
Ouh sagich dir wêrliche,
daz du mir min rîche
wênis an gewinnen,
4110 daz comet von unsinnen.
Du müst mirz doh lâzen:
ih müze sin verwâzen,
ob ihz dir nit ne were
mit minem kreftigen here.“
4115 Dô Alexander, der kûne man,
Pôren boteschaft vernam,
unde er sinen briebe gelas,
vil harte smâhe iz ime was;
er sprach zô sinen allen:
4120 „Wi sol uns diz gevallen?
Woldir tûn minen rât,
tût ane ûher sarwât:
wir suln dem stolzen Pôren
mit den sverten lônên,
4125 daz er Dionisen,
den frumigen unde den wisen,
ie torste bestân:
daz sol im an den leben gân.
Ouh was des lutsche nôt,
4130 daz er uns her enbôt
sô smêliche eine boteschaft:

- mirne gesviche mine craft,
er solis zewandele stân!“
Daz lobten alle sine man.
- 4135 Dô dise rede was getân,
Alexander screib sîn
deme kuninge Porô einen brief:
starke er in dar in berief.
alser wol mohte,
- 4140 von siner unzuhte:
wande er hête gehôrt
an sînem brieve scheltwort.
Er enbôt ime ouh mære,
daz daz ubil wære,
- 4145 daz sihein edele man
solde wesen hûsam;
er sprah, daz briu ysên,
daz solde wol gewisen,
wâ der helt mære
- 4150 in der nôt wære:
dâ man solde stechen
unde speren brechen
unde di scilde houwen,
dâ mohte man scouwen
- 4155 manneglichis ellen
under den gesellen
unde degenis gebære;
ime wære vil unimære,
waz der hunt gebulle
- 4160 unde grene unde sculle,
der ime, alsime duchte,
gescaden niht ne mohte.
Dô Porus disen brieu gesach,
dô was ime daz vil ungemach,
- 4165 daz dar ane stunt gescriben:
ime wære lieber, wârer bliuen.
Er ne sante Alexandrô sider
neheinen anderen wider,
wandin dvanc der grôze zorn;
- 4170 den sin hêter nâh verlorn;
doh gebôt er sine hervart.
Dô quam ime manich môr svarz,
di ime woldin helfân:
si brâchten manich elfent.
- 4175 Von den wil ih û sagen,
wiliche sterke si haben.
Si ne hânt in ir gebeine,
nu merket, waz ih meine,
nieren nehein marc.
- 4180 Si sint ûzer mâze stare:
man mach ûf si bûwen,
willit irs getrûwen,
turme unde berchfride;
vil stare sint in di lide,
- 4185 ouh sint selbe vil grôz.
Si ne vorhten slach noh stôz
in neheinen stunden.
Man nemac si niwit wunden,
wen in den nabel under;
- 4190 daz ist ein michil wunder.
Ist abir ieman sô tumb,
er si alt oder junc,
der iz in den nabel wil irslân;
der mac niemer sô gegân,
- 4195 er negwinnis grôze nôt
nude den bitteren tôt:
wande swenne sô erz stichit,
schire iz sih selben richet,
unde vellet ûf in der nider,

- 4200 unde ne lebet niwit langer sider.
Sus wirt in beiden der lib benomen,
ob ichz rehte hân vernomen.
Ouh hâtiz eine natûre,
(daz wirdit ze sûre
4205 den alden joh den jungen),
sven ez mit siner zungen
in dem sturme mac irlangen,
des leben ist irgangen.
Alsiz gevellet ouh der nider,
4210 ûf ne komet iz niwit sider:
iz mûz dâ ligende bliuen,
wandiz ne hât niht kuieschiben,
wellent irs gelouben;
des ne machiz niht gebôgen
4215 an den schenkelen sin gebeine.
Iz ist vil harte reine
an allen sinen libe.
Iz treget wol âne zwibel
in strite unde in sturme
4220 berchfriden unde turme,
unde riter dar inne.
Iz wiset mit grôzeme sinne
sin meister, der dâmite kan.
Iz nemac nieren gegân,
4225 daz lant nesi dâr ebene.
Beginnit man ime zegebene
rôten win oder blût,
des gewinnet iz freislichen mût:
sus mac man iz bedvingen
4230 unde dar zô bringen,
daz manz wiset, svâ man wile,
ze froweden unde ze nitspile.

- Alexander der riche
gedâhte wunderliche
4235 zehant, dô er veruam,
daz Porus gegen ime quam,
unde elefanten brâhte,
wislichen er dâchte:
mit listlichen sachen
4240 hiez der hêre machen
êrîne bilede,
gescaffen alse helide;
enbinnen wâren si hol
unde wâren crieichisches fûris vol.
4245 Mit den bilden hiez er laden
manigen yséninen wagen,
unde scûf sine gewarheit
gegen Pôren here breit,
unde hiez sine holden,
4250 di ime helfen wolden,
daz si dâchten dar an,
er wolde Porum bestân.
Des morgenis, alsiz tagete,
di wartman ûz dô draveten
4255 von iedewere menige
unde bescoweten di degene.
Sân des morgenis frou,
dô gereite sih dar zû
die menige in beiden sîten,
4260 alse si wolden striten.
Porus dâ vore sânde
sine elefande
ze vorderist vor siner schare.
Des wart Alexander geware
4265 unde schickete dâ ingegene
di brinninde bilden

vor sinen wiganden.
 Man gab den elfanden
 rōten win unde blūt:
 4270 des wart irgremet in der mūt;
 des hugeten wol zem sturme,
 di da wāren in di turme
 ober di elfande,
 di kōnen wigande
 4275 unde di türliche recken.
 Dō begunden lecken
 die elfande di bilede;
 si wānden, daz iz heledē
 wēren sicherlichen:
 4280 si gebārtē freislichen,
 wande si hēten grōze nōt.
 Der tiere bleib dā vil tōt,
 wande si branten ir mūlen
 an den glūndigen sūlen
 4285 von des fūris flammen.
 Di dā quamen dannen,
 di fluhin durh daz here wider:
 sine scadeten niwit mēr sider,
 wan daz si di frunt intrāten,
 4290 dā si dannen gāten.
 Dō begundiz gān an di nōt,
 dā mannelich den tōt
 vor sinen ougen sach gereit.
 Mit vil grōzer arbeit
 4295 Alexander den sinen half.
 Porus in andirhalf
 manete di mōre,
 alsir wol mugit gehōren:
 „Dirre tūbiles Alexander
 4300 stellet michil wunder;
 er ist ein ungehūre man,
 vil manige bōse list er kan:
 er tūt uns grōze scande;
 Er hāt unse elefande
 4305 verbrant unde verjaget;
 sehet, daz ir nit ne verzaget;
 deukēt zō den handen,
 tūre wigande,
 wande er nemac uns niht gescaden.
 4310 Wir suln stritis gesaten
 in unde sine recken
 mit den brūnen ecken.
 Vile blōde sint di Crieche;
 sine sulenz niht geniezen,
 4315 daz si luoderēre
 ie durh unse unēre
 in diz lant torsten comen:
 sine gewinnint is niemer fromen.
 Mir ne gebreche daz svert in der hant,
 4320 si mūzen rūmen mir diz lant.
 Si wēnent tumpliche,
 daz in unsem riche
 niht ne sin sō tūre recken
 zō den scharfen ecken,
 4325 noh sō kūne wigande,
 also in Criechlande.
 Ih verliese, svaz ih hān,
 oder ih verleide in den wān,
 unde bringe si der nider,
 4330 oder ih ne bringe niemer wider
 heim gesunt minen lib,
 oder ih mache sūhtende wib
 dā heim in irn landen.
 Si mūzen mit scanden

4335 von uns hinne rūmen;
 ouh gebeite ih vil kūne.“
 Dō der wise Alexander
 an den elefanden
 den sige mit listen gwan,
 4340 des frowete sih der stolze man;
 ouh gwan is sin here grōz
 einen michelen trōst.
 Di Indi begunden verzagen;
 si hēten michelen scaden
 4345 vil nāh dār gewonnen.
 Zesamene si dō sprungen,
 unde begunden sih weren
 ingegen dem criechischen here,
 unde spienen ire hornbogen.
 4350 Uns ne habe daz buoch dan gelogen,
 sō wēren di Criechin sigelōs,
 ne wēre Alexander ir trōst
 mit den bileden niwit comen.
 Iz comet dicke ze fromen,
 4355 daz der hērre sine man
 ze nōte wol getrōsten kan,
 unde williget mit dem gūte:
 daz machet in stolz gemūte,
 unde er wider si sūze
 4360 mit minlicher grūze
 unde er ze vorderist an der scaren
 sin here selbe tar bewarn.
 Dō Indi solden verzagen,
 unde man si begunde jagen,
 4365 dō gwan Porus, der helt gūt,
 einen grimmigen mūt.
 Der türliche wigant
 under sin here er dō spranc,
 unde manete si vaste zō der nōt.
 4370 Mildicliche er in bōt
 phellil unde side,
 golt unde gesmide;
 er sprach: „Untrōst nist niet gūt;
 habet manlichen mūt,
 4375 unde weret also helide
 ūher lant unde ūher selide,
 beide gūt unde lib
 unde kint unde wib,
 unde irwirbet ēre unde rūm.
 4380 Ne wollint ir des niwit tūn,
 sō solt ir des gelouben,
 si sulin vor ūheren ougen
 ūhere liebe kint schenden,
 unde uns in ellende
 4385 triben ūzer dem lande
 in zēren unde uns ze scanden.
 Durh waz solde wir diz dolen?
 wir mugin vil wole
 in wigis gestaten.
 4390 Weiz Got, wir sulin si gesaten
 stritis unde vehte.
 Wir habin sō gūte knehte
 unde sō manigen dietdegen,
 wir suln mit starken svertslegen
 4395 uns an in rechen
 unde ir scare durhbrechen:
 si mugin sih uns nit irweren,
 noh den lib vor uns generen.
 Wir suln in ūf ir laster
 4400 widerstān michil vaster,
 dan Darius habe getān,
 den Alexander hīz slān

- mortlichen in sin palas.
 Hei, wi gröz untrüwe daz was!
- 4405 Weret üh, heledet güt,
 unde haldet manlichen mut!
 Ir sult in wisen
 daz scarfe brän ÿsin.
 Türe wigande,
- 4410 gedenket wol zô den handen
 unde lätzt iu rûwen
 Darium mit trûwen,
 unde rechet sînen tât.
 Warumbe solde wir dise nôt
- 4415 von in langer liden?
 loh willent si uns vertriben
 ûz von unsem rîche:
 weret üh sô frumichliche,
 daz man von den Mören
- 4420 her nâh sagen høre,
 wi si ir lant werten,
 dô si di Criechin hereten.
 Ir sult slân unde stechen
 unde ir scare durhbrechen,
- 4425 swer daz heil gewinnet,
 daz er hin entrinnet,
 daz er dâ heime muge sagen,
 waz er hic gesehen habe,
 wi si worden entfangen
- 4430 in indjischen landen!“
 Dô Porus dise rede
 zô sînen heliden getete,
 do gewonnen si einen stâten mût:
 dô was dâ manich helt güt,
- 4435 den niht sô liebis ne was,
 sô daz si di scarfen sas
 teilten mit den gesten.
 Ze wige si sih dô rusten,
 wande allermanne gelich
- 4440 gehugete an daz volcwîch.
 Manic irwarb dâ den tât:
 dâ mohte man scowen daz blût
 von den Criechin fliezen:
 die Møre ouh dâ liezen
- 4445 manigen urlouges man.
 Sver mit dem libe dannen quam,
 der mohtis immer frô sin.
 Di kuninge fâchtes under in
 unz ane den dritten tac,
- 4450 sô nieman dâ ne gesach
 blôdis mannis gebære.
 Wi vil der wære,
 di dâ lügen irslagen,
 daz nehôrlih noh nie gesagen.
- 4455 Der den grôzern scaden dâ gwan.
 das was Alexander unde sîne man.
 Dô Alexander gesach,
 daz dâ sô vil tât lach
 sîner wigande
- 4460 (alsô getâner scande
 was er ê vil ungewone),
 vil schiere was er dô comen,
 dâ er Porum gesach.
 Vermezenliche er zô ime sprach:
- 4465 „Des habe wir, kuninc, laster,
 daz unser zveier geste
 sô lange samt vehten,
 unz die gûten knehte
 beidenthalp werdent irslagen:
- 4470 so ne muge wirz niemer mër verclagen,

- noh niemer mër verwinden
 under unsen ingesinden.
 Nu lâze wir di here stân
 unde in beidenthalben fride hân,
- 4475 unde sver den zebreche,
 daz manz an ime reche.
 Nu nem du, kuninc, wider mich,
 unde ih ein einwich wider dich:
 sver daz heil gewinne,
- 4480 unde mit gnâden comet hinne,
 dem werden des anderen man
 mit ir dieniste undirtân.“
 Porus, der rîche,
 der globete frôliche,
- 4485 daz Alexander dâr sprach:
 ime was zô dem camphe gâch:
 er was vil langer,
 dan der kuninc Alexander,
 zvier clâstere unde mër.
- 4490 Porus was stark unde hêr;
 des getrôster sich,
 unde gelobete daz einwich:
 daz wart ime sint zeleide.
 Di kuninge kûme beide
- 4495 des kamphis irbeiten;
 dar zô si sih bereiten.
 Dô si solden striten,
 dô stunden in beiden sîten
 di here, also dâ gelobit was.
- 4500 Di hêrren zucten di sahs:
 zesamene si dô sprungen.
 Woh, wi di svert clungen
 an der fursten handen,
 dâ sih di wigande
- 4505 hiwen, also di wilde swin:
 dâ was nît under in.
 Michil wart der stahlschal:
 daz flur blickete ubir al,
 dâ si des schildes rande
- 4510 zehiwen vor di hande.
 Si giengen alle wile
 wider ein ander ze bile;
 wol nuzeten di ecken
 di türliche recken
- 4515 ir geweder wider den anderen.
 Dô dûhte Alexander,
 daz er daz bezer habete.
 Pôren lût des irzagete,
 unde ouh von unheile
- 4520 vercrîsten algemeine.
 Under des Porus dare sach.
 Alexander gab ime einen slah,
 unde têtîme an den stunden
 eine sô grôze wunden,
- 4525 daz der nichele man
 zô der erde gevallen quam.
 Svi gerne er wider wolde streben,
 er mohte langer niwit leben:
 er lach dâr ze hant tât.
- 4530 Daz môse wesen durh di nôt,
 wandime Alexander
 selbe mit sînen handen
 daz houbit von dem bûche slûch:
 dô hêter des campfes genûch.
- 4535 Dô Pôren here gesach,
 daz ir herre tât lach,
 si ne verzageten niwit umbe daz:
 si fâhten alle deste baz:

- wande dô begunden striten
 4540 die here von beiden siten,
 unde gemischete sih zesamene
 mit grimme di menige.
 Dô hûb sich êrist der wîch:
 da verlôs manic man den lîb;
 4545 di grûnen wîsen worden rôt.
 Der Møre lach dâ vile tût;
 sô têtiz ouh der Criechen:
 ze gisele si dâ liezen
 manigen ellenden gast.
 4550 Nehein helm ne was sô vast,
 Alexander ne slûge der durh.
 Dâ wart gevollit manic furh
 mit dem blûte al rôt;
 dâ was di grimmiste nôt,
 4555 di dâr ie dehein man
 in folcwigie vernam:
 getunget wart die heide.
 Dâ vielen di veige,
 unz man ûf si mohte gân:
 4560 dâ wart vil leide getân
 manigen stolzen manne,
 di niemer mê quam danne.
 Die hêrren von Indiâ,
 di holeten grôzen scaden dâ,
 4565 wande Alexander
 frumete sulh wunder,
 daz is alle di mac jâmer haben
 di iz inder gelôren sagen.
 Daz lût von Mauritanje
 4570 daz habite sih zesamene
 unde gulten ein herten widergelt:
 dâ slôz daz blût ubir velt.
 Di scare si durhbrâchen;
 in hêrren si dâ râchen,
 4575 unde di Criechen slûgen si wider:
 dâ viel manic tût nider,
 dâ viel man ubir man.
 Alexander doh den sige nam
 ubir di grimmigen diet.
 4580 Si negereten neheines friden niet,
 unz Alexander gelobete,
 daz nieman in ne scadete
 ane wîben unde an kînden:
 dô entfiengen si daz gedinge,
 4585 unde wurden alle undertân
 deme hêrren von Macedonjân.

2. Alexanders Brief.

- Alsus hebet sih der briebe,
 der an leit unde lieb
 4755 screib Alexander,
 di er unde manich ander
 leit in fremedem lande:
 siner mûter er in sande,
 der scônen Olympiadi
 4760 unde sinem meistre Aristotili.
 Welltir ein lutzil gedagen,
 sô wil ih iu rehte sagen,
 daz an dem briebe gescriben was,
 als ihz an einen bûche las;
 4765 er quit: „Mir ist ze mûte,
 daz ih dir, liebe mûter,
 unde mineme lieben meister
 vil gerne wille leisten,
 daz ih iu beiden gehiz,
 4770 dô ih ûch dâ heime liez.

- Vernemet, waz hie gescriben stâ,
 unde denket wol dar nâ,
 wandih cunde iu di dinc,
 di mir zevorn comen sint.
 4775 Dô ih Darium verwan
 unde alliz daz lant ze Persiam,
 unde ouh di mêren Indiam
 mir brâhte under tân,
 dannen hûb ih mih sân
 4780 unde min vil liebe man
 ze Caspen Porten:
 leides unde vorhten
 wânedih wesene âne.
 Wir quâmen zeinem wâge:
 4785 dâ liez ich ruowen min here,
 durstes wânede wir uns irweren;
 dô wir zem wazzere quâmen,
 undiz in dem munt genâmen,
 dô was iz bitter, als ein galle;
 4790 ungelabet blibe wir alle.
 Dô brâche wir ûf unse gezelt,
 unde sâhen ubir ein felt,
 wâ ein scône stat was,
 di was geheizen Barbaras,
 4795 ubir das wazzir eine mîle.
 Mine riter al di wîle
 wolden swimmen in den wâch;
 dâr ginc uns der scade nâh:
 cocodrillen quâmen,
 4800 miner gesellen si nâmen
 sibene unde zvênzic:
 di verloren dâ den lîb.
 Vorwâr ih iu daz sagen mach,
 wandihz selbe ane sach;
 4805 in irn munt si sie âzen;
 di môstih varen lâzen.
 Dô hûb sih min heriscraft,
 wandiz rehte was bedâcht,
 ûf bi daz wazzir:
 4810 daz ê was bitter,
 daz wart dô sûze unde gût:
 des wart gefrowet unse mût.
 Dô slûge wir unse gezelt
 bi dem wâge an daz velt,
 4815 unde machten michil fûr.
 Di rûwe wart uns dâ vil sûr,
 wande ûz dem walde quam gegân
 manih tier freisam
 unde freislich gewurme;
 4820 mit dem begunde wir stormen
 vil nâh alle di naht.
 Der durst hête si dare brâht,
 dez wazzers wânden si sih laben:
 scorpiônes tâten uns grôzen scaden.
 4825 Si wâren breit unde lauc,
 unde hêten freislichen ganc,
 beide wîz unde rôt:
 si tâten uns michele nôt;
 si irbizzen uns manigen man.
 4830 Dô quâmen lewen gegân,
 di wâren grôz unde starc:
 mërre vorhte nie newart
 under neheine here;
 den lewen môsten wir uns were.
 4835 Dar nâh quam zôzuns gegân
 manic eber freisam,
 grôzere, dan di lewen:
 mit den zanden si hiwen

- alliz, daz vor in was.
 4840 Daz unsir ie dehein genas,
 des habe Got danc.
 Di zande wären in lanc
 einer cläfter oder mè:
 di taten uns vil wê.
 4845 Dô quâmen elefande
 manige gegangen
 trinken zô dem wäge,
 wir liden ungenâde.
 Ouh sühten uns slangen,
 4850 unmâzen lange,
 mit ûf gerihter Brust:
 wir liden michel unlust.
 Dô quâmen lûte gegân,
 also tûbele getân;
 4855 si wären also affen
 under den ougen gescaffen;
 si hêten sehs hande,
 lanc wären in di zande;
 — — — — —
 harte muoweten si min here
 mit speren ioh mit scozzen;
 4860 di sturben ungenozzen.
 Unse nôt, di was manicfalt:
 dô braute wir den selben walt;
 daz was durh daz getân,
 4865 daz wir fride môsten hân
 vor den freislichen tieren.
 Dar nâh vil schiere
 sah ih daz grûwelichiste tier,
 daz sint oder êr
 4870 ieman mohte gescouwen:
 daz sah ih mit minen ougen.
 Freisamer tier niemer ne wirt:
 iz was gezviget, als ein hirz,
 iz hête dri stangen
 4875 grôze unde lange;
 ne wêre der min trôst,
 iz hête des libis irlôst
 ein michil teil von minem here.
 Sehs unde drizic wären dere,
 4880 di iz mit den hornen irlûh;
 iz was freislich genûch.
 Ouh sagih iu zvâren,
 daz ir funfzic wären,
 di iz irtrât mit den vûzen,
 4885 nu wirs iu sagen müzen.
 Dar nâh in der nâhesten naht,
 des hân ih ouh mir bedâcht,
 also wirz dâ vernâmen,
 fochsse dar ouh quâmen,
 4890 grôze ûzir mâzen:
 di lichamen si âzen;
 daz ne mohte wir niwit irwere,
 ih unde al min here.
 In dem velde, dâ wir lâgen,
 4895 fliegen wir sâgen
 also tûben unde ledersvalen;
 daz ne beviel uns niwit wale.
 Si hêten menschenzane:
 si âzen uns allizane
 4900 nasen unde ôren.
 Hie mugit ir wunder hôren:
 di ros müweten si dar zuo.
 Dannen hûbe wir uns dô
 an ein velt, heizet Acia:
 4905 unse gezelt slûge wir dâ

- unde rûweten au dem velde
 under unsen gezelde.
 Froweden dâr min here plach:
 wir nâmen sulich gemach,
 4910 sô wir dâr vonden.
 Dar nâh in curzen stunden
 vore wir mit gewalt
 in einen harte scônen walt,
 dâ stunden hôe boume:
 4915 des nâme wir allis zoume.
 Uf den boumen wôhs alliz daz,
 daz daz lautlût az,
 dâ si sih mite nereten.
 Di uns daz lant wereten,
 4920 di wären unmâzlichen grôz.
 Owi, wi starke uns der verdrôz!
 wandiz wären gigande,
 unde trûgen an ir hande
 staheline stangen,
 4925 unde quâmen uns zô gegangen
 vil unfriedeliche.
 Ih gedâchte wisliche,
 unde begunde râten,
 waz wir dar wider taten:
 4930 wir wochzeten alle in samen.
 Wande si nie mêr ne vernâmen
 neheines menschen stimme,
 sô fluhien si vil grimme
 verre in einen grôzen walt;
 4935 al dâ wurden si gezalt
 an sehs hundrit.
 Dô wurden ir gesundrit
 von den andren fier unde drizic,
 di verloren dâ den lib:
 4940 daz wil ih niemer geclagen.
 Ouh wart der miner dâ verslagen
 rehte vier unde zvênzic.
 Dri tage bleib ih
 aldâ mit minen mannen:
 4945 dô hûb ih mih dannen.
 Dô slûge wir unse gezelt
 ûf an ein breit felt;
 grôz wunder ih dâ sah.
 Des morgenes, dô uns quam der tach,
 4950 dô sah ih wassen boume
 (des nam ih rehte goume),
 di wôhsen harte scône
 ûzer erde unz an di nône;
 dar under blûmen unde gras.
 4955 Dô di nône liden was,
 dô supken di boume nider
 tiefe under der erden wider.
 Uf den boumen wôhs gût frucht.
 Dâ begine ih grôz unzuht:
 4960 ih gebôt minen knehten,
 daz si mir des ôbezès brêchten:
 grôz nôt in dar vone bequam.
 Swilich irre daz obiz nam,
 der wart sô zebûwen,
 4965 daz ime daz môste rûwen,
 daz er ie geboren wart;
 si worden ouh an der vart
 mit geislen sêre zeslagen.
 Sine wisten, ubir wen doh clagen,
 4970 wande si ne gesâhen niemanne;
 doh hôrten si eine stimme,
 di gebôt unde sagete,
 daz nieman ne scadete

- dem obize noh den boumen;
 4975 daz si dez nâmen goume
 neweder wâfen, noh man:
 wurdiz ubir daz getân,
 dar umbe solde liden nôt
 unde den bitteren tût
 4980 oder scaden vil grôz,
 der des obezis nie ne genôz.
 Ouh sâhe wir dâr
 cleine fugele, daz ist wâr,
 di wâren samfte gemuot,
 4985 unde ne forhten niwit den tût.
 Grôze nôt er liden solde,
 sver in scaden wolde:
 den brante daz himelflur,
 dem wart daz leben vil sûr.
 4990 Ein wunder scowetih dar ouh:
 einen boum âne loub,
 der ne hâtte blat noh frucht.
 Dâ saz ein scône vogel ûf,
 deme was sin houbet
 4995 (ob irs mir geloubet)
 lûttr, sô di sunne:
 er was allir fugele wunne.
 Er ist fênix genant;
 ubir alle di lant
 5000 unde ubir al ertriche,
 daz wizzit wêrliche,
 nist wen der eine;
 er nist ouh niht ze cleine.
 Dô wir fûren bi dem mere,
 5005 dô reit ih ûzer dem here,
 mit drin dûsint mannen:
 dô hûbe wir unsih dannen
 unde wolden wundir besên.
 Dô sâhe wir verre dannen stên
 5010 einen hêrlichen walt:
 daz wunder, daz was manicfalt,
 daz wir dâ vernâmen.
 Dô wir dâ bi quâmen,
 dô hôrte wir dar inne
 5015 manige scône stimme,
 liren unde harfen clanc
 unde den sùzesten sanc,
 der von menschen ie wart gedâcht;
 wêrer allir ze samene brâht,
 5020 der ne kunde sih dar zô niet gegaten.
 Vil harte wunnlich der scate
 under den boumen dar was;
 da entsprungen blûmen unde gras
 unde wurze maniger kunne;
 5025 ih wêne, ie walt gewunne
 alsô manige zirheit.
 Er was lanc unde breit.
 Der selbe walt, der lach,
 alsich iu der von sagen mach,
 5030 an einer scônen ouwen.
 Dâr môste wir scouwen
 manigen edelen brunnen,
 der ûz dem walde quam gerunnen,
 lûttr unde vil kalt.
 5035 Ih unde mine heleda balt
 hêten dâ wundiris gemach,
 daz uns ze liebe dâ gescal:
 das ne wil ih sô niwit verdagen;
 ine wiliz iu fîzliche sagen.
 5040 Der edele walt frône
 was wunderlichen scône,

- des nâme wir allis goume.
 Hô wâren di boume,
 di zelgen dicke unde breit,
 5045 nâh der rehten wârheit:
 daz was ein michil wunne;
 dâ ne mohte di sunne
 an di erde niht geschine.
 Ih unde di mine,
 5050 wir liezen unse ros stân
 unde giengen in den walt sân
 durh den wunnlichen sant.
 Di wile dûhte uns harte lanc,
 biz wir dare quâmen:
 5055 dâr wir vernâmen,
 waz wunderis dâ mohte sin.
 Vil manich scône magetin
 wir al dâ funden,
 di dâ in den stunden
 5060 spilten ûf den grûnen clê,
 hundirt tûsint unde mê.
 Di spilten unde sprungen;
 hei, wi scône si sunen,
 daz beide cleine unde grôz
 5065 durh den sùzlichen dôz,
 den wir hôrten in den walt,
 ih unde mine heleda balt,
 vergâzen unse herzeleit
 unde der grôzen arbeit,
 5070 unde alliz daz ungemah,
 unde svaz uns leides ie gescach.
 Uns allen dô bedûhte,
 alsiz wol mohte,
 daz wir genûc habeten,
 5075 di wile daz wir lebeten,
 frowede unde rîcheit.
 Da vergaz ih angst unde leit
 unde min gesinde,
 unde svaz uns von kinde
 5080 ie leides gescach
 biz an den selben tach.
 Mir dûhte an der stunt,
 ih ne wurde niemer ungesund;
 ob ir dar imer mûste wesen,
 5085 sô wære ih garwe genesen
 von aller angstlicher nôt,
 unde ne forhte niwit den tût.
 Woldir nu rehte verstân,
 wiiz umbe di frowen quam,
 5090 wannen si bequâmen
 oder wilich ende si nâmen,
 des mach û wol besunder
 nemen michil wunder.
 5095 Svanne der winter abe ginc,
 unde der sumer ane vinc,
 unde iz begunde grûnen,
 unde di edelen blûmen
 in den walt begunden ûf gân,
 dô wâren si vil wol getân.
 5100 Liecht was ir glize;
 ir rôte unde ir wîze
 vil verre von in schein.
 Blûmen wart nie nehein,
 die scôner wesen mohte:
 5105 si wâren, als uns bedûhte,
 rehte sinewel, als ein bal
 unde vaste beslozen ubir al;
 si wâren wunderlichen grôz.
 Also sih di blûme obene entslôz,

- 5110 daz merket an ùheren sinne,
sô wâren dar inne
megede rehte vollencomen;
ih sagûh, alsichz hân vernomen.
Si giengen unde lebeten,
5115 menschen sin si habeten,
unde redeten unde bâten
rehte, alse si hâten
aldir umbe zvelif jâr.
Si wâren gescaffen, daz ist wâr,
5120 scône an ir libe:
ih ne sach nie von wibe
scôner antluzze mē,
noh ougen alsô wol stē;
ir hande unde ir arme
5125 wâren blanc alseinem harme,
unde fuoze unde bein.
Undir in ne was nehein.
si ne phlêge scôner hubischeit:
si wâren mit zuhten wol gemeit
5130 unde lacheten unde wâren frô,
unde sungen alsô,
daz è noh sint nehein man
sô sūze stimme ne vernam.
Mugint irs getrûwen,
5135 sô solden dise frouwen
alliz an den scate wesen,
si ne mohten andirs niht genesen:
svilhe di sunne beschein,
der ne bleib zelibe nie nehein.
5140 Daz wunder, daz was manicfalt.
Dô wart irschellet der walt
von der sūzer stimme,
di dâ sungen inne
di fugele unde di magetin;
5145 wi mohtiz wunnlicher sin
frô unde spâte!
Al ir libis gewête
was ane si gewassen
ane hûte unde ane vasse.
5150 In was getân di varwe
nâh den blûmen garwe
rôt unde ouh wîz, sô der snē.
Dô wir si zuns sâgen gē,
zôzin spilete uns der lib.
5155 Sus lussame wib
sint der werlt unkunt.
Nâh minem here santih zestunt.
Dô si ze mir quâmen
unde ouh vernâmen
5160 di hêrlichen stimme,
dô voren si mit sinne,
unde slûgen ir gezelt
in den walt, niht an daz felt.
Dô lâgen wir dâr mit scalle,
5165 unde froweten unsih alle
der seltsenen brûte.
Ih unde mine lûte,
wir wolden dâr bliven,
unde nâmen si ze wîben,
5170 unde hâten mēr wunnen,
dan wir ie gewunnen,
sint daz wir worden geborn.
Owê, daz wir sô schiere verlorn
daz michele gemach!
5175 Diz wunder ih alliz sah
selbe mit minen ougen:
des mugent ir gelouben.

- Diz werte, alsih iu sage,
dri mânede unde zvelif tage,
5180 daz ih unde mine helede balt
wâren in dem grûnen walt
unde bi der scônen ouwen
mit den lieben frouwen,
unde wunne mit in habeten
5185 unde mit froweden lebeten.
Vil jâmerliche uns dô gesach,
daz ih verclagen niht ne mach.
Dô di zit vollen ginc,
unse frowede, di zeginc:
5190 die blûmen gare verturben,
unde di scônen frowen sturben;
di boume ir loub liezen
unde di brunnen ir fliezen
unde di fugele ir singen.
5195 Dô begunde dvingen
unfrowede min herze
mit manicfalter smerze:
freislich was min ungemah,
daz ih alle tage sah
5200 an den scônen frouwen.
Owê, wi si mih rûwen,
dô ih si sah sterben
unde di blûmen verterben!
Dô schiet ih trûrich dannen
5205 mit allen minen mannen.

Graf Rudolf.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da Lamprecht seinen Alexander schrieb, lebte ein anderer ihm ebenbürtiger Dichter, von dem wir aber nicht einmal wissen, wie er hieß, da unter den wenigen, uns durch einen glücklichen Zufall erhaltenen Bruchstücken des von ihm verfaßten Gedichts Anfang und Ende sich nicht befinden, wo nach Sitte der Zeit sich gewöhnlich der Dichter nannte. Aus demselben Grunde bleibt es ebenfalls unbekannt, ob der Dichter, wie die übrigen alle, nach einem fremden Vorbilde gearbeitet hat, oder ob sein Werk eine selbstständige Schöpfung ist. So sehr der allgemeine Gebrauch für die erste Voraussetzung zu sprechen scheint, so sind doch nicht unwichtige, auf der innern Haltung des Gedichts beruhende Gründe vorhanden, welche die zweite Vermuthung unterstützen, zu der man sich um so lieber hinneigt, als das Gedicht, so weit wir es beurtheilen können, zu den besten Erscheinungen jener Zeit gehört, und es eine angenehme Stimmung in uns erregt, neben so vielen Nachbildungen fremder Stoffe und Werke einmal eine selbstständige, in Auffassung wie in Entwicklung ungeborgte Dichtung zu finden. Das einzige, was sich mit einiger Sicherheit von dem Dichter ermitteln läßt, ist, daß er, der Sprache nach, am Niederrhein seine Heimat hatte.

Der „Grave Rudolf“ — so wurde das Gedicht nach der Hauptperson desselben von dem Herausgeber genannt — erzählt die Geschichte eines jungen flandrischen Grafen, der mit seinem Vater ins gelobte Land zog, unter dem christlichen König zu Jerusalem gegen die „Heiden“ mit großer Auszeichnung focht, später aber aus Gründen, welche die erhaltenen Bruchstücke nicht angeben, zum heidnischen König Salay floh, dem er nun gegen die Christen beistand. Doch schlug er, sagt der Dichter (und dies ist kein geringes Zeugniß für dessen

richtiges Gefühl und tiefe psychologische Auffassung der Charaktere), nur mit flachem Schwerte auf die Christen, deren Noth ihm leid that. Nun fehlt wahrscheinlich ein sehr großer Theil des Gedichts, der eine längere Reihe von Begebenheiten erzählte, über welche wir völlig im Dunkeln sind. Aus den nachfolgenden Bruchstücken erfahren wir, daß sich Palaps Tochter unter dem Schutze von Rudolfs treuem Freunde und Vetter Bonisait in Konstantinopel befindet. Der König, dessen Verhältnis zu ihr übrigens nicht ganz klar hervortritt, nimmt sich ihrer an; er läßt sie auf ihre Bitte taufen (von nun an heißt sie Ermengart). Rudolf, den sie für todt hielt, war unterdessen gefangen gehalten worden (wo und von wem geht aus den Bruchstücken nicht hervor); er entspringt aus dem Gefängnisse, und verbirgt sich in einem Dornbusch, verschmacht aber beinahe vor Hunger und Durst und in Folge früherer Mißhandlungen. In diesem trostlosen Zustande findet ihn ein Pilger, der ihm mittheilte etwas Wein einflößt, ihm aber nicht weiter helfen kann, daher ihn seinem Schicksale überläßt. Eine wahrscheinlich nur kleine Lücke läßt uns nicht erfahren, wie Rudolf aus den weiteren Bebrängnissen der Flucht gerettet wird; wir finden ihn in Konstantinopel, wo er mit seinem Vetter Bonisait zusammenkommt, der seine Ankunft der Geliebten meldet, welche ihn heimlich zu sich entbietet. Sie verabreden zu fliehen. Es gelingt ihnen, unbemerkt zu entkommen, aber auf dem Wege werden sie von Räufern überfallen, von denen Bonisait erschlagen wird.

So weit gehen die Bruchstücke, die freilich nur einen sehr kleinen Theil der Begebenheiten enthalten können, aber immerhin wegen ihrer innern Vortrefflichkeit von hohem Werthe sind. Sie lassen ahnen, daß das ganze Gedicht, wenn auch nicht künstlerisch schön, doch mit großer Besonnenheit angelegt war, da sich aus dem Wenigen, was wir haben, schon ein festes Bild gewinnen läßt. Die einzelnen Schilderungen — und es lassen sich ja auch nur diese beurtheilen — sind voll Kraft und Anmuth, und, was noch weit höher gelten muß, voll innerer und äußerer Wahrheit. Ob gleich die Vertiklichkeit zu mährchenhafter Ausschmückung anlocken mußte, hat sich der Dichter doch frei davon gehalten, und wenn er auch die Personen und Begebenheiten in dichterischer Vereblung erscheinen läßt, so stehen sie doch niemals mit der Wirklichkeit im Widerspruche. Und dies ist es eben, was das Gedicht so vorthellhaft auszeichnet. Noch zeigt sich keine Spur von dem phantastischen Ritterthum oder dem übertriebenen Minnedienst des dreizehnten Jahrhunderts. Die Grundlage desselben bilden vielmehr ohne Zweifel geschichtliche Personen und Begebenheiten, wodurch das Gedicht eine ganz andere und weit höhere Stellung gewinnt, als selbst die besten der übrigen höfischen Dichter. Die tiefere Bedeutung des „Grafen Rudolf“ hat der gelehrte Herausgeber (B. Grimm) vortrefflich geschildert. „Der Dichter, sagt er, wollte eine zu Gott hingeneigte, heldenmüthige Natur darstellen, die, erst von Leidenschaften gestört, dann von den Ereignissen verwirrt, ihre Bahn verläßt, aber auf den rechten Weg zurückkehrt“, eine Erfahrung, fügt er hinzu, die in den Kreuzzügen nicht selten gewesen sein mochte.

Es wären viele Stellen der Mittheilung werth;

wir heben die heraus, in welcher der Dichter seinen Helden im Kampfe gegen den christlichen König mit dem Falken vergleicht, der eine Schaar Vögel auseinander jagt und sich einen oder zwei herausholt, ein Gleichniß, das nicht nur durch die Wahrheit, sondern vorzüglich durch die in den mittelhochdeutschen Dichtern seltene Ausführlichkeit gefällt, die unwillkürlich an Homer erinnert, so daß man versucht werden könnte, den Dichter für einen gelehrten Geistlichen zu halten, welche Vermuthung durch seine Bekanntschaft mit dem Kriegswesen und Kriegsleben nicht entkräftet wird, da diese auch bei Lamprecht sich findet, der ohne Zweifel ein Geistlicher war.

Rudolfs Kampf gegen die Christen.

Dô quam virwenentliche
der greve mit einer luziler schare,
die wären aber sô wol gare
unt hatten manlichen mût.
Wizzet ir, wie der valke tû,
deme Got hât bescheret,
dâ er den lip mite generet,
daz müzer al irringeu.
Swen er wirdet ininnen
vocele ein michel volc,
daz herze ist ime sô stolz,
daz er dar hine kumet gevlogeu:
nu virnemet mir, in han iu nicht gelogen,
die zufüeret er sô,
alle werdent sie unvrô,
wande er tû in grözen schaden;
einen vehet er in abe
oder zwêne durch sine geileit.
Nu vâwir wider an die manheit,
die der edele hêrre tete:
dô sprancet dâ zu stete
der greve mit den sinen;
dô liezer wol schinen,
daz er ein wâr helt was.
Virwâr sagenich in daz,
er für under sie, als ein valke;
er begonde sie alsô walke.
Ouch half ime daz Fâris,
daz sie ime alle den pris
gaben mit rechte.
Ir ne gesâhet nie sô vechte
in nicheineme strite sô lierte.
Mit vlacheme swerte,
slûch er ûf die cristenheit:
ime was iedoch ir angst leit.
Durch nôt müste entwigen
Giltô der kunic rîche.

Heinrich von Veldeke.

Es erregt ein unangenehmes, beinahe bitteres Gefühl, daß man die Schilderung der älteren Dichter stets wieder mit dem Geständniß beginnen muß, es sei von ihnen Nichts bekannt, als was entweder sie selbst in ihren Dichtungen von ihren Verhältnissen bemerken, oder was spätere Dichter gelegentlich von ihrer poetischen Thätigkeit erwähnen. Dies ist aber ein lebendiges Zeugniß, daß der Adel, aus dessen Reihen ja ein so großer Theil der damaligen Dichter hervorgegangen war, späterhin in die trostloseste Barbarei versiel, die ihn selbst für den hohen Dichterruhm seiner Vorfahren

unempfindlich und gleichgültig machte. So müssen wir denn auch gestehen, daß sich unsere Kenntniß von den Lebensverhältnissen und der poetischen Thätigkeit Heinrichs von Veldeke auf wenige Thatfachen beschränkt, die wir zum großen Theil aus seinen eigenen Gedichten wissen.

Sein Name wird von den verschiedenen Handschriften auf verschiedene Weise geschrieben: Veldege und Velde, Velbig und Veldich. Vielleicht ist die von Reinbot im heiligen Georg gebrauchte Form *Veldekin* die richtigste, da Heinrich ohne Zweifel ein Niederdeutscher war, wie sowohl aus der Sprache seiner Dichtungen*) als aus den bestimmten Andeutungen in denselben hervorgeht. In der Nachschrift zur „*Enet*“ erzählt er, daß ihm dieses Gedicht, welches er der „guten und milden“ Gräfin von Kleve bei deren Hochzeit mit dem Landgrafen zum Lehen gegeben hatte, von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet wurde, und daß er es erst neun Jahre später, als er nach Thüringen gekommen, von dem Bruder des Landgrafen, dem Pfalzgrafen Hermann von Sachsen zu Neuenburg an der Instruk, zurückerhielt. Diesem zu Gefallen habe er dann das Gedicht vollendet, (denn als es ihm entwendet wurde, war er erst bis zu Laviniens Brief an Aeneas gekommen), wie er denn, fügt er hinzu, diesem Herrn und dessen Bruder Grafen Friedrich seitdem gern in Allem gebient habe. Auch ist er längere Zeit bei diesen seinen Beschützern geblieben; dagegen ist es nicht bekannt, wo er sich später aufgehalten hat; daß er alt geworden sei, möchte man aus dem Gedichte „*Graues Haar*“ (S. 39) schließen, in welchem er darüber trauert, daß ihn sein graues Haar bei den Weibern unlieb mache. Da schon Wolfram, der ihn seinen Meister nennt, und Gottfried seinen Tod beklagen, so muß er schon vor Anfang des 13. Jahrhunderts gestorben sein, und er hat seine *Enet* wohl in den siebenziger oder achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts verfaßt.

Dieselbe, nach einem französischen Vorbilde gedichtet, welches von ihm nicht näher bezeichnet wird, enthält die Geschichte des Aeneas von der Zerstörung Trojas bis zur Erbauung von Alba in Latium. Wenn auch Virgil nicht ohne Einfluß auf Heinrichs Gedicht oder vielmehr auf die ihm vorliegende französische Dichtung geblieben sein mag, so ist doch die antike Haltung gänzlich verschwunden und es ist an ihre Stelle eine durchaus mittelalterliche, ritterliche Färbung getreten. Aus dem trojanischen Helden ist ein auf Abenteuer ziehender Ritter geworden, dessen Erlebnisse nur deswegen nicht so ganz auf einer phantastischen Willkühr beruhen, wie die der Helden von der Tafelrunde, weil sie durch Geschichte, Dichtung und Sage schon zu kräftig vorgezeichnet waren, als daß sie so leicht hätten umgestaltet werden können. Nichts desto weniger aber trägt Aeneas ganz den Charakter der bretonischen Ritter, was die Trefflichkeit des Pfaffen Lamprecht erst recht in helles Licht setzt, in dessen Alexander wir den griechischen Helden mit seiner, durch hohe Bildung und reinmenschliche Ge-

sinnung gemilderten Tapferkeit leicht wieder erkennen. Noch mehr hat sich Heinrich von dem Wesen des Alterthums dadurch entfernt (richtiger noch dürfte man sagen, er habe es völlig vernichtet), daß er die höfische Minne zum Mittelpunkt seines Gedichts macht; die Minne ist bei ihm die Triebfeder, die Alles bestimmt: Personen, Verhältnisse und Entwicklung der Begebenheiten. Zwar ist sie noch nicht jene Minne der nachfolgenden Dichter, die, auf phantastischer, sich selbst täuschender Einbildung beruhend, nur nach Sinnlichkeit gerichtet, aber, um deren zu großes Hervortreten zu mildern, von höfischen Formen umgeben ist; sie erscheint bei Heinrich vielmehr als wahres, natürliches, bis zur Leidenschaft gesteigertes Gefühl, das der Dichter mit liebenswürdiger Anmuth darzustellen weiß: aber es bricht auch bei ihm schon das Bestreben durch, mit diesem Gefühl zu spielen und es zur gesuchten Sentimentalität hinauf zu schrauben, was bei den spätern Dichtern bis zum Uebermaße und zur Unnatur gesteigert wurde.

Wenn bei den Vorgängern Heinrichs Personen und Begebenheiten Farbe und Charakter der gleichzeitigen Zustände annahmen, so war dies eine Folge unbewusster Nothwendigkeit; sie hatten keine Ahnung, daß die äußeren Verhältnisse des Lebens anders gestaltet sein könnten, als wie sie sich ihnen in der Wirklichkeit darboten, und so klebten sie ihre Personen in das Gewand ihrer Zeit, was ihren Dichtungen den Charakter des Naiven ausprägte. Bei Heinrich stellt sich die Sache schon einigermaßen anders: sein Gesichtskreis ist größer und umfassender, und wenn er auch, wie es bei dem Bildungszustande seiner Zeit nicht anders möglich war, in der Anschauungsweise derselben eben so besangen blieb, als die früheren Dichter, so unterscheidet er sich von diesen doch wesentlich dadurch, daß er die Verhältnisse mit Absichtlichkeit nach den bestimmten Formen des höfischen Lebens gestaltet, die er mit vollkommenem Bewußtsein dem nicht höfischen Leben entgegensetzt. So verschwundet bei ihm zum Theil jene Naivität der Auffassung und Darstellung, die sich noch bei Lamprecht so entschieden ausdrückt; aber an ihre Stelle tritt das künstlerische Bewußtsein, das sich von nun an immer kräftiger zu entwickeln beginnt. Freilich hat es sich weder bei ihm, noch bei seinen Nachfolgern bis zur Vollkommenheit ausgebildet, es mußte schon deshalb beschränkt bleiben, weil die Dichter ihren Blick nicht über die engen Grenzen des höfischen Lebens hinaustrugen; aber es ist nicht zu verkennen, daß sie in diesen engen Grenzen erreichten, was innerhalb derselben zu erreichen war. Es war das künstlerische Bestreben Heinrichs aber, weil er sich die Darstellung des höfischen Lebens zur Aufgabe machte, nothwendig mehr auf die äußere Form der Dichtung gewendet, als auf das innere Wesen derselben; ihm lag zunächst daran, der noch rauhen Sprache seiner Vorgänger eine der an den Höfen schon ausgebildeten Zierlichkeit des Benehmens entsprechende Anmuth und Feinheit zu verleihen, und in die Darstellung so viel Leben, Bewegung und Interesse zu bringen, daß sie bei den höfisch gebildeten Herren und Damen gerne vernommen würde. Daher zeichnen sich seine Dichtungen von denen der ihm vorangehenden Dichter vorzüglich durch die genaue Bemessung, den reinen und wohlklingenden Reim, durch Zierlichkeit und Anmuth des Stils und größere Ausführlichkeit in

*) Die Lieder Heinrichs haben wir freilich nach Bon der Sagens Minnefingern gegeben (S. 39), der die niederdeutsche Sprache in das gemeine Mittelhochdeutsch umgesezt hat; die nachfolgenden Bruchstücke aus der „*Enet*“ sind in der ursprünglichen Sprachform. Wir verdanken sie der gütigen Mittheilung Ettmüllers, von dem eine kritische Ausgabe des Gedichts in Kurzem erscheinen wird.

der Darstellung des Einzelnen aus, worin er freilich oft alles Maß überschreitet, z. B. wenn er den Mantel des Aeneas oder das Bett beschreibt, das diesem von der Dido angewiesen wird; nicht weniger ausführlich ist er in der Schilderung von Dido's Jagdgewand, oder gar in der Beschreibung der Waffen seines Feldes, zu welcher er hundert acht und fünfzig Zeilen brauchte. Weil alle späteren Dichter auf der ihm eingeschlagenen Bahn weiter fortschritten, und sie sowohl in Bezug auf Sprache und Darstellung, als auch in dem bewußten Bestreben, der poetischen Welt den Charakter des höfischen Lebens aufzuprägen, seinem Vorgange unbedingt folgten; so wird Heinrich von Veldeke mit vollem Rechte der Vater der höfischen Poesie genannt, wie denn auch alle späteren Dichter, selbst diejenigen, die ihn an poetischem Talent weit überragten, in ihm den eigentlichen Begründer der höfischen Kunst verehrten.

Wir haben schon öfters den Mangel an Compositions-kunst bei den höfischen Dichtern erwähnt und beklagt; bei Heinrich von Veldeke tritt dieser Mangel recht grell hervor, indem er Alles vermischt, was in dieser Rücksicht Virgils Gedicht vorzüglich auszeichnet. Zwar hat der deutsche Dichter, wie schon erwähnt, ein französisches Gedicht zum Vorbilde gehabt, und es mag dieses schon zum Theil das Werk des Römers verunstaltet haben, aber Manches darf auch wohl auf Rechnung des Deutschen gesetzt werden. In seinem Gedichte ist Alles, was Virgil in Form von Episoden eingeflochten hat und was gerade die schönsten und werthvollsten Theile seiner Dichtung bilden, entweder ganz verschwunden oder doch wenigstens zur vollsten Bedeutungsfähigkeit zusammengechrumpft. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, die Erzählung von der Zerstörung Trojas, die bei Virgil einen eigenen Gesang bildet, in wenigen Versen abgethan. Sehr begreiflich! Diese an großartigen Thatfachen so reiche Erzählung mußte dem höfischen Dichter als eine verwirrende, den Gang der Begebenheiten störende Abschweifung erscheinen, da er nur für rein chronologische Anordnung des Stoffs Sinn hatte. Hätte Virgil mit der Geschichte der Venus begonnen, deren Liebesverhältnis zu Anchises, die Geburt des Aeneas erzählt, dessen Biographie weiter fortgeführt, und in Folge derselben die Zerstörung Trojas berichtet, so würde Heinrich gewiß Nichts übergangen haben; allein eine große Reihe von wechselvollen, einen langen Zeitraum umfassenden Begebenheiten durch künstlerische Anordnung in einen engen Rahmen zusammenzufassen, das war ihm eben so unmöglich, als später dem größeren Wolfram oder Gottfried. Zudem was lag ihm auch an jener großartigen Begebenheit, oder an den mannigfaltigen Irrfahrten des Aeneas? Er war doch nur für Einen Gedanken empfänglich, nur für die Minne und deren Schilderung. Daher eilt er über Alles hinweg, was ihm nur als zwar notwendige, aber des tieferen Interesses mangelnde Einleitung zum eigentlichen Gegenstande seiner Dichtung erschien; und erst als er Aeneas mit Dido zusammengebracht hat, verweilt er behaglich und widmet dem Liebesverhältnisse derselben mehr als zwei tausend Verse, während die Erzählung von der Flucht des Aeneas aus dem zerstörten Troja, und von seinen Abenteuern auf dem Meere, der Bericht von der Gründung Carthagos und von Dido's bisherigen Schicksalen in vier oder fünf-

hundert Zeilen zusammengedrängt ist. Auch was nach dem Tode Dido's folgt, die weiteren Fahrten des Aeneas, sein Besuch bei der Sibylle, seine Wanderung durch die Hölle und die elysäischen Gesilde; Alles dies wird, wenn auch nicht so trocken und dürftig, als der Eingang, doch ohne poetische Weihe vorgetragen. Es ist dem Dichter erst dann wieder wohl zu Muth, wenn er von Neuem Gelegenheit findet, von der Minne zu sprechen, als Aeneas in das Land des Latinius gelangt, dessen Tochter Lavinia für den trojanischen Helden in Liebe entbrennt. Dieser ganze Abschnitt ist aber auch bei weitem der vorzüglichste im ganzen Gedichte, weil sich der Dichter hier in seinem Elemente, mitten unter den Beziehungen des höfischen Lebens findet. Nun gewinnt die Dichtung ein ganz anderes Ansehen; Personen und Verhältnisse gedeihen zu frischem, wahrtem Leben; es treten Gegensätze hervor, die dem Ganzen Bewegung und Mannigfaltigkeit verleihen. Aeneas schickt dem Latinius Geschenke, dieser nimmt sie freudig an, denn die Götter hatten ihm geboten, dem trojanischen Helden seine Tochter zum Weibe zu geben und ihn zum Erben seines Reichs einzusetzen. Doch hatte er seine Tochter schon dem heimischen Fürsten Turnus versprochen, und seine Frau macht ihm Vorwürfe, daß er dem gegebenen Worte treuen werde, einen landesflüchtigen Fremdling dem bekannten und mächtigen König vorziehen wolle. In ihrem Jorn setzt sie den Turnus davon in Kenntniß und fordert ihn auf, den Aeneas und die Seinigen zu vertreiben. So ist der Kampf, der sich nun entspiant, glücklich motivirt. Dieser wird von dem Dichter nicht ohne Geschick in die Breite gezogen; er führt neue Personen ein, z. B. die kriegerische Jungfrau Camille, Königin von Vulsane, die dem Turnus gegen Aeneas beisteht, in einer Schlacht jedoch, in welcher sie muthig kämpfend den Trojanern großen Schaden zufügt, von einem trojanischen Ritter erschlagen wird. Mit Aeneas verbindet sich dagegen ein Feind des Turnus, König Ewander von Evallante, dessen Sohn Pallas sich mit großer Kriegsmacht den Trojanern anschließt. Auch dieser fällt im Kampfe; er wird von Turnus getödtet, der ihm einen Ring vom Finger zieht, welchen der Jüngling von Aeneas zum Geschenk erhalten hatte. Um dem verderblichen Krieg ein Ende zu machen, sollen Turnus und Aeneas ihre Sache in einem Zweikampfe ausfechten; die Königin aber, die immer noch für den ersten eingenommen war, ließ ihre Tochter zu sich kommen, und suchte sie für denselben zu gewinnen, bei welcher Gelegenheit sich ein Gespräch über die Minne entwickelt, in welchem schon Alles enthalten ist, was spätere Dichter in lyrischen und epischen Gedichten über diesen Lieblingsgegenstand der Zeit sagten, so daß diese Stelle als die Grundlage der Minnepoesie angesehen werden kann, wie sie denn vielen andern Darstellungen, vielleicht sogar der in Wolframs Titulur zum Grunde liegen mag. Auch ist das ganze Gespräch in der That vortrefflich, voll Lieblichkeit der Sprache und Anmuth der Gedanken (1). So sehr aber die Königin in Lavinia drang, es war deren Herz noch für Minne unempfänglich, deren Gewalt sie erst fühlen lernte: als sie bald darauf den trojanischen Helden erblickte, „da schoß die Frau Venus mit einem scharfen Strahl, der ward ihr all zur Qual. Denn in kurzer Stunde gewann sie eine Wunde in ihrem Herzen

innen, so daß sie mußte minnen, ob sie wollte oder nicht wollte, und sie ihrer Mutter Schuld dadurch ganz verlor. Denn sie brannte und sie fror in viel kurzen Stunden. Sie wußte Nichts von der Wunden, von der ihr das Uebel kam; jetzt aber ward sie innen, was ihr die Mutter gesagt. Ihr ward ohn Maßen heiß, und darnach wieder kalt, sie empfand unsanfte Qual. Sie schwitzte und bebte, unsanfte sie lebte, sie ward bleich und roth, gar groß war ihre Noth und ihres Leibes Ungemach. Endlich gewann sie Macht und sprach, als ihr das Herz wieder kam; da sprach die Jungfrau lustig sich selber jammernd zu: Nun weiß ich leider nicht, was ich thu, noch weiß ich, was mich wirret, daß ich so bin verirret; mir ward Solches noch nicht kund. Nun war ich bis jetzt stets gesund, und bin nun beinahe todt: mir wäre gutes Rathes Noth. Wer hat so gebunden mein Herz in kurzen Stunden, das eben noch leblich war und frei? Ich fürchte, daß es der Kummer sei, von dem mir die Mutter sprach". — So klagt sie noch lange. Als Aeneas wieder in sein Lager ritt, sah sie ihm traurig nach, und ihr Auge kam nicht von dannen, „bis ihr die Nacht das Licht benahm". Als sie die Nacht hindurch geweint und geklagt, und die Königin sie erblickte, bemerkte diese bald, daß ihr etwas Ungewöhnliches begegnet sei, und auf ihre dringenden Fragen muß Lavinia endlich eingestehen, daß die Minne ihr Herz bezwungen habe. Ihre Mutter will auch wissen, wer ihre Liebe gewonnen; Furcht und Scham halten sie ab, den Namen zu sagen; ihre Mutter befiehlt ihr, ihn zu schreiben. Als die Königin aber den Namen „Aeneas" liest, geräth sie in Zorn (2) und entfernt sich endlich unter schrecklichen Drohungen. Lavinia schrieb nun einen Brief an Aeneas, der durch denselben von eben so großer Liebe zur Jungfrau entzündet wurde. Bald darauf fand der Zweikampf zwischen ihm und Turnus Statt, welchem Lavinia vom hohen Thurme herab zusieht und im Sinne des Ritterthums den Wunsch ausspricht, Aeneas möchte ihren Armel am Arme tragen, damit er den Kampf ungefährdet bestehe. Dieser wird mit großer Ausführlichkeit geschildert. Aeneas überwindet den Turnus, doch wollte er ihm das Leben lassen; als er aber an dessen Finger den Ring seines jungen Freundes Pallas erblickte, gerieth er in solchen Zorn, daß er dem Feind das Haupt abschlug (3). Nun ward Friede geschlossen, Aeneas erhielt Lavinia zur Frau, worüber sich die Königin zu Tode grämte; Latinus trat ihm das Reich ab und nun lebte er mit seiner geliebten Lavinia in ungetrübtem Glück. —

Das Bild Heinrichs von Veldeck in der Manesse'schen Liederhandschrift hat in der Auffassung einige Ähnlichkeit mit dem Walther von der Vogelweide, wie denn der Maler offenbar mehr den lyrischen als den epischen Dichter darstellen wollte. Heinrich sitzt, den linken Ellenbogen auf das linke Knie gestützt und die Wange in die Hand schmiegend, die dichten Locken bekränzt, sinnend auf blumigem Rosenbüschel. Der Grund ist mit mannigfaltigen Blumen besät, dazwischen allerlei Vögel schwebend und fliegend; ein Storch steht hinter ihm, auf seinen Schultern sitzt ein schwarzes Eichhörnchen — eine sinnige Umgebung für den Dichter der Minne und des Frühlings*).

*) Siehe nebenstehende Abbildung.

1. Lavinias Gespräch mit ihrer Mutter.

Dò der chanf gilobet was

- 9575 daz Turnus und Enèas
beide chûme erbeiten,
unt sich dar zuo gireiten
mit manlichen sinnen,
dò was diu kuneginne
9580 eines abendes späte
in ir chemenâte.
Ir tochter si fur sich nam
eine junchfrowen lussam;
einer rede si begunde,
9585 die si vil wol chunde.
Mit michelme sinne
dò sprach diu kuneginne:
„Schönt Lavinie,
liebiu tochter mine,
9590 nû mach ez lîht so chomen,
daz dir din vater het ginomen
michel gût unde ère.
Turnus, der helt hère,
der dinre minnen starche gert,
9595 der ist din vil wol wert
Daz ist mir vil wol chunt;
und wârist du noch tûsent stunt
alse schône undê alse gût,
sô mohtestu wol dinen mût
9600 gerne an in chëren.
Ich gan dir wol aller èren,
unt wil, daz dû in minnest
und dû daz bedenchest,
daz her ein edele furste ist.
9605 Dar umbe warne ich dich des
umbe den helt lussam,
unt wis Enèase gram,
den unsâligen Troiân,
der in ze tode wil erslân,
9610 den, der dir ist von herzen holt.
Dar zuo hâstu rehte scholt,
daz dû ime ungnâdich sis,



- unde ime neheine wis
niemer ère getüst:
9615 wand dūz wol lazen mūst
unde in von rehte hazzen salt,
wandher dich mit giwalt
hie wil erwerben,
unde wil erben
9620 dines vater riche.
Ob dū sâlicliche
unde wol wellest tûn,
tohter, sô minne Turnum.“ —
„Wâ mite sol ich in minnen?“ —
9625 „Mit den herzen unt mit den sinnen.“ —
„Sol ich im min herze geben?“ —
„Jâ dū!“ — Wie solte ich danne selbe
gileben?“ —
„Dū nesolt ez ime so geben niht.“ —
„Waz ob ez niemer geschicht.“ —
9630 „Unt waz, tohter, ob ez tût?“ —
„Frowe, wie mohte ich minen mūt
an einen man gichêren?“ —
„Diu minne sol dich lêren.“ —
„Durch Got, wer ist diu minne?“ —
9635 Si ist von anegiune
geweltich uber die werlt al
unde iemer mē wesen sal
unze an den jungisten tach,
daz ir niemen enmach
9640 neheine wis wider stân;
waude si ist sô getân,
daz man sie enhôret noch ensiht.“ —
„Frowe, der erchenne ich niht!“ —
„Du solt sie erkennen noch!“ —
9645 „Wan meget irs erbeiten doch?“ —
„Ich erbeite es gerne, ob ich mach:
lîhte gelebe ich noch den tach,
daz du ungiteten minnest.
Swenne du ez beginnest,
9650 dir wirt vil liebe dar zû.“ —
„Ich enweiz, frowe, weder ez tû.“ —
„Du macht es wesen gewis.“ —
„So saget mir denne, waz minne is.“ —
„Ich enmach dirz niht gesciben.“ —
9655 „Sô sult irz lâzen beliben.“ —
Dô sprach diu kuneginne:
„Sô getân ist diu minne,
daz ez rehte nieman
dem andiren gisagen chan,
9660 deme sîn herze sô stêt,
daz si drin nîne gêt,
der sô steinlichen lebet.
Swer ir aber rehte entsebet,
unde zû ir chêret,
9665 vil si in des lêret,
daz ime è was unchunt.
Si machet in schiere wunt,
ez si man oder wip;
si begrifet ime den lip
9670 und die sinne garwe
unt salwet ime die farbe
mit vil grôzer giwalt:
si machet in diche vil chalt:
solich sint ir wâfen,
9675 si benement ime daz slâfen
unde ezzen unde trinchen.
Si lêret in gidenchen
vil misliche.
Nieman ist sô riche,
- 9680 der sich ir mege erwern,
noch sîn herze vor ir ginern,
noch enchan, noch enmach.
Nû ist des vil manich tach,
daz ich nie sô vil drabe gisprach.“ —
9685 „Frowe, ist denne minne ungimach?“ —
„Nein si, niwen nâhen dâ bi.“ —
„Ich wâne, daz si stercher si,
danne diu sucht oder daz fieber;
si wâren mir beidiu lieber,
9690 wan man bechêret nâch dem sweiz.“ —
„Minne tût chalt unde heiz,
mer denne der viertageliche rite;
swer bestrichet wird dâ mite,
er mûz sich des alles genieten.“ —
9695 „Sô mûze mir sie Got verbieten!“ —
„Tohter, nein! ja ist si vil gût.“ —
„Waz meinet daz danne, daz si sô wê
tût?“ —
„Ihr ungimach ist sûze.“ —
„Got gebe, daz si mich mûze
9700 ferren unt vermeiden!
Wie solde ich die nû alle erliden?“ —
Diu mûder aber wider sprach:
„Niet erfurchte daz ungimach;
merche, wie ich dirz bescheide:
9705 Michel liep chumet von leide,
rûwe chumet nâch ungemache,
daz ist ein tröstlich sache.
Gemach chumet von der arbeit
diche ze langer stâticheit
9710 von rowe chumet wunne
unt frôde maniger chunne.
Trûren machet hôhen mût,
diu angst machet die siate gût.
Daz ist der minnen zeichen:
9715 licht varwe chumet nâch der bleichen.
Diu forchte git gûten trôst,
mit deme dolne wird man erlöst,
daz darben macht daz herze riche.
Ze diseme dinge iegesliche
9720 hât diu minne solhe bûze.
Si ist aber von êrist vil unsûze,
è diu senfticheit chûme.
Tohter, du erchenest ir niht ze frûme:
si sûnet selbe den zorn;
9725 dîn quâle ist ze grôz dâ bevorn.
Si tût daz diche understunden,
daz si heilet die wunden
âne salben unde âne tranch.“ —
„Diu arbeit ist aber è vil lanch.“
9730 „Tohter, daz stêt an deme geluche:
sô man gequilet ein lanch stuche
unt mit arbeiten gilebet,
unt man ungemach entsebet
von minnen, als ich è dâ sprach,
9735 und danne frôde unde gimach
mit deme heile dâ nâch chûmet,
wie wol ez deme herze gefrûmet
unt trôstet danne den mût:
wande ez ime baz tût
9740 unde senfter drizec warf,
denne ders nîne bedarf:
des soltu mir von rehte jehen.
Dû hâst diche wol gesehen,
wie der hêrre Amor stêt
9745 in dem templô, dâ man in gêt,
engegen der tur inne:

- daz bezeichent die minne:
si ist giweltlich uber alliu lant,
Eine buhsen hât er an der hant,
9750 in der ander zwêne gère:
dâ mite schiuzet er sere.
Als ich dir sagen wolde,
der eine gère ist von gulde,
des phleget er alle stunde.
- 9755 Swer sô eine wunde
dâ mite gewinnet;
vil starcliche er minnet
unt lebet mit arbeite:
neheiner unstâtlicheite
9760 endarf man in zihen.
Der eine gère ist blijin;
von dem tûn ich dir chunt:
swer dâ mite wirdet wunt
an sin herze in binnen,
9765 der ist der rehten minnen
iemer ungihôrsam;
er hazet sie unde ist ir gram.
Swaz sô von minnen geschicht,
des enlustet in niht.
- 9770 Solich ist daz gislehte.
Wil dû nû wizen rehte,
waz diu buchse betitte?
daz enwizent niht alle lûte.
Merche in allenthalben:
9775 si bezeichent die salben,
die diu minne ie hât gereit.
Diu senftet al die arbeit,
unt machet ez allez gût,
swen diu minne wunt tût,
9780 daz si in geheilet,
si gibet unde teilet
daz liep nâch deme leide.
Daz soltu merchen beide,
daz des von minnen vil geschicht:
- 9785 du enbist ouch sô tump niht,
sô du dâ zû gibâres;
ob dû junger wâres
zwier jâre, denne dû sis,
dû mohtest wol sin gewis,
9790 du engelernest ez niemer ze frû.
Dû hâst ouch lip gnûc dar zû,
gewahsen unde scône.
Daz ih dirs iemer lône,
mit minnen unt mit gûte:
- 9795 diz behabe in dinem mûte,
wande dû müst doch minnen phlegen.
Von diu minne den kûnen degen
Turnum, den edilen fursten.“ —
„Ich nemohte, noch giturste.“ —
9800 „War umbe?“ — „Durch die arbeit.“ —
„Jâ ist ez michel senfticheit.“ —
„Wie môhte daz senfticheit sin?“ —
„Goteweiz, liebiu tohter min,
jâ weiz ich wol, daz dû minnen müst,
9805 swie ungerne dû ez tûst.
Wirde ich des innen,
daz du Ênêam wilt minnen,
unde uns sô entêres,
daz dû din herze chêres
- 9810 an den bôsen Troiân.
ich heize dich ze dôde slân,
nut martire dinen lip.
Ê du iemer werdest sin wip,
enbirt wol solches wîbis;

- 9815 ern sol dines libes
niemer sich genieten!“
„Ir meget ez mir lîhte verbieten:
ich engiwan es nie willen.“
Dô sweic diu frowe stille;
9820 in zorne giench si hin dane,
unde sach die tohter ane,
diu kuneginne rîche.
2. Lavinen's Geständniß.
Dô Lavine al die naht
mit dem leide alsus vaht,
daz ir diu varewe abe nam,
und si des morgens ûf quam,
10,335 dô was ez verre ûf den tach,
und si ir müder besach,
daz si sô ubele was gevar:
dô wart si vile wol gewar
daz ir dink unrehte für.
- 10,340 Listeliche sie si beswür,
diu kuniginne mâre,
unt fraget si, wie si wære
sô varlôs unde sô bleich?
Diu maget ersûhte unde sweich
10,345 unt wart von angesteu rôt.
Daz lêrde sie diu nôt,
daz sir einer luge erdahte.
Si sprach vil ernestahte:
„Frowe ich bin verirret,
10,350 ichn weiz, waz mir wirret,
weder diu suht oder der rite,
dâ ich bin bevangen mite,
daz is mir wol worden schin.“
„Got weiz,“ sprach si, „tohter min,
10,355 swie wol du kunnest liegen,
dune maht nâch mich niht betriegen,
du müst der wârheite jehen.
Nâch diu und ich hân gesehen,
dune darft niht valschen dinu wort.
- 10,360 Ich hân diu sühten wol gehôrt,
daz ich vil wol bekenne.
Tohter, ez is minne,
dâ mit du bist gebunden;
du enphindest der wunden.
- 10,365 dâ von ich anders tages sprach.
Dû hâst daz sûze ungemach,
daz was mir ouch hie vore kunt:
du quelest und bist idoch gesunt,
(sprach diu frouwe rîche)
- 10,370 du bist untôtliche
beidiu kalt unde heiz.“
„Sô wizzet ir, daz ich ne weiz,“
sprach daz edele magedin.
„Got weiz, liebiu tohter min,
10,375 du weist ez, unde ich merkez ouch:
lâz diu lougen, ez entouch,
ez ne verstet niht eiu hâr.“
„Frouwe,“ sprach si, „wære ez wâr,
war umbe solde ichz ûch dan helen?“
- 10,380 „Man mach unsanfte quelen,
vasten unde wachen
an andern ungemachen
als wol sô von minne;“
sprach diu kuneginne,
10,385 „jâ tohter, des alein
ezn wart nie ungemach dehein,
des man sô lange mohte leben.
Ich hân dir urloub gegeben,

- daz du minnest Turnum.“
 10,390 „Des ne mach ich niht getûn.“
 „Tohter dorch welhe scholt?“
 „Min herze is ime unholt,
 daz ne mach noch enkan.“
 „Nu is her doch ein edel man.“
 10,395 „Frouwe, swie edel sô her si,
 min herze is siner minne fri
 und immer mære wesen sal,
 al gâber mir die werlt al.“
 Aber sprach diu kuneginne:
 10,400 „dir ne wirret niwan minne,
 swie ungerne duz enbarest
 unt swie du lougenende varest,
 du minnest einen man iedoch.“
 „Desn gihe ich, frouwe, niht noch.“
 10,405 „Al wil dus niemer gejeihen,
 sô kan ichz doch wole ersehen,
 sprach si, „liebiu tohter min;
 lâ daz lougenen sin,
 du verlüsest al din arbeit.
 10,410 Sage mir die wârheit,
 sô tûstu rehter unde baz.“
 „Frouwe, sprechet irz umbe daz,
 daz ich sus ubele bin gevar?“
 „Dar an werde ich es gewar
 10,415 und ouch an andern dingen.
 Dune darft ez niht lengen;
 sagez also dû doch müst.
 Ichn weiz, war umbe duz tûst,
 ez nimet dich michel hâle.“
 10,420 „Is ez denne solich quâle,
 daz ir dâ heizet minne?“
 Dô sprach diu kuneginne:
 „Jâ ez, weiz Got, tohter min.“
 „Frouwe, sô mach ez vil wol sin,“
 10,425 sprach diu junkfrouwe wider
 unt sach vil trûrechliche nider.
 „Min herze is mir gebunden,
 sprach si in korzen stunden,
 „daz è was ledechliche fri;
 10,430 ichn weiz ob ez von minnen si.“
 „Tohter, ich bin es vil gewis.
 Nu sage mir rehte, wie dir is:
 stêt dir z' ieman din mût?“
 „Weiz Got, frouwe, jâ ez tût,“
 10,435 sprach si mit grôzen sorgen;
 „jâ sint gester morgen,
 daz ich einen man gesach,
 des ich vergezzen niene mach
 noch niemère enkan.“
 10,440 „Tohter, nu nenne mir den man.“
 „Weiz Got, frouwe, ichn getorste.“
 „Sône is ez niht der vorste
 Turnûs, dar ich dir zû riet.“
 „Nein frouwe, hern is ez niet.“
 10,445 „Nu sage mir frô, wer ez si.“
 „Ich tâte gerne, wan ôwi
 daz ich mir vorhte und ich mich schame.“
 „Tohter, nu scrib mir sinen namen
 unde lâz mich in lesen.“
 10,450 „Frouwe, ez müz doch also wesen,“
 sprach diu maget lussam,
 Ir tavelen sie nam
 und einen griffel von golde,
 dar au si scriben wolde.
 10,455 Mit angesten planete si daz waz
 und solde scriben Ênêas,

- dô ir ir müder urloub gab.
 Ê was der erste bûchstab,
 dar nâch N und aber Ê;
 10,460 diu angst tete ir vile wê;
 dar nâch sereib si A unde S.
 Do bereite sich diu müder des
 unde sprach dô si in gelas:
 „hie stêt ÊNÊAS!“
 10,465 „Jâ vil liebe müder min.“
 „Des müzest du unsâlich sin,“
 sprach diu kuneginne,
 „daz du diue minne
 an den man chêrest,
 10,470 dâ du dich mit entêrest
 und allez dîn gislahte.“

3. Zweikampf des Aeneas mit Turnus.

- Turnus, der helt wol geboren,
 daz ravit hiu her mit den sporen,
 12,120 daz stark unde snel was.
 Dô gesach Ênêas,
 daz Turnus gegen ime quam,
 sin ros her mit den sporen nam;
 beide sie genanden,
 12,125 ze samene sie geranden,
 ir deweder wolde wenken.
 Diu spere liezens senken,
 die helide wol geborne.
 Mit grimmigeme zorne
 12,130 Turnus Ênêam stach,
 daz der schaft von dem stiche brach
 unt vil nâ dar nider lach.
 Wol her im daz wider wach:
 die stegereife her behilt,
 12,135 her stach Turnum dorch den schilt.
 Dô fürde aber Ênêas
 einen schilt, der sô vast was,
 daz in nieman mohte enginnen:
 her was mit solhen sinnen
 12,140 behütet unt gebunden,
 in mohte niht verwunden,
 iedoch stach ir ietweder
 den andern dar neder,
 daz ez vil lûte sâgen.
 12,145 Ir beider ros gelâgen,
 diu starken und diu grôzen,
 von dem grimmen stôzen,
 daz si einander stiezen.
 Diu ros si ligen liezen:
 12,150 balde si ûf sprungen,
 ze samene sie drungen
 mit grimmigeme mûte,
 die zwêne degene gûte.
 Turnus was ein snel man,
 12,155 schiere her sin swert gewan;
 alsô tete Ênêas:
 daz sine daz vil gût was;
 daz gehilze was von golde.
 Ir newederre wolde
 12,160 dem andern entwichen,
 si liezen dare strichen.
 Dô si ze samene quâmen,
 si gâben und nâmen
 slege grimme unde grôz:
 12,165 wârez ûf einen anebôz
 zwischen zwein starken smiden
 mit wol gerûweten liden,

- ez ne dorft niht lüter hellen,
dan von den heliden snellen,
12,170 wande si gûte helme trûgen.
Grôze slege sie slûgen
ûf die helme und ûf die schilde.
Über ein breit gevilde,
eine halbe welsche mile
12,175 hôrde man die wile
manegen freislichen slach.
Alsô verslûgen sie den tach
unze vil nâch zû der naht;
Turnus gnendeckliche vaht.
12,180 Sine solde nieman scheiden,
wand in was ernst beiden
und vohten grimmechliche
umbez kunichriche
und umbe d'ère und umbez wib,
12,185 und ir ietweder umben lib.
Turnus, der helt balt,
vaht mit grôzer gewalt;
her was von zorne worden warm.
ûf hûb her den arm,
12,190 der ernesthafte wigant,
und die ellenthaften hant,
dâ her daz swert mite trûch;
dem hêrn Ênêas her slûch
einen slach wol ze lobene
12,195 ûf den helm obene
mit dem scharphen swerde.
Dô was der helm sô herde,
daz her sich niene gebouch;
daz fûre ouch dar ûz slouch,
12,200 daz grôz unde lieht was:
des erbalch sich Ênêas.
Turnus was des slages gemeit,
doch was ez Ênêase leit,
wandern ime wole galt.
12,205 Dô gesach der helt balt,
Ênêas der Troiân,
Lavinen zû dem venster stân:
des gewan der helt gût
grimmigen hôhen mût,
12,210 wand im diu maget lieb was.
Dô rach sich hêr Ênêas;
daz swert her hôhe ûf trûch,
Turnum her ûfz houbet slûch,
hêrn vermiste sin niet,
12,215 des helmes her im abe scriet
vil nâch einer hende lank;
daz was ein freislich swank
Turnô dem jungelinge.
Her versciet im ouch die ringe
12,220 bi dem houbete ein teil.
Dô nâhete im ein unheil,
daz man wole sagen mach.
Von dem houbete gienk der slach
Turnô in sines schildes rant:
12,225 den slûch im der wigant
Ênêas halben hin dane:
des gienk Turnum angest ane.
Turnus, der edel man,
dô her den grôzen slach gewan,
12,230 den im tete Ênêas,
und im der helm verscrôten was
und ouch der schilt abe geslagen,
doch ne wolder niht verzagen,
wander was ein helt gût
12,235 und het eines lewen mût,

- heru woldim niet entwichen.
Mit slegen freislichen
bestunt her den Troiân,
der im daz leit hete getân,
12,240 her hete ez gerne errochen;
wan daz ez was versprochen,
daz ez niht solde wesen sô.
Sin swert hûber vile hô
und slûch den starken Troiân.
12,245 daz her niet langer mohte stân,
enebene an daz houbet,
daz her wart betoubet,
daz der helt lussam
Ênêas ûf diu knie quam
12,250 wande es tete ime nôt.
Her wære ouch des slages tôt,
wan daz in generde
der veste helm unt herde,
der im ûf dem houbet lach,
12,255 und ouch daz Turnô sin swert brach
uber ein spannen vor der hant:
daz ervorhte der wigant.
Daz was sin ungelucke.
Dô viel daz grôzer stücke
12,260 des swordes nider an daz gras;
dô sprank der hêre Ênêas
ze Turnô unde lief in an:
dô mûster wichen hin dan.
Ênêas ime nâch lief,
12,265 lûte her in ane rief,
als im sin stoltheit geriet:
„Man gesiget flende niet!“
sprach Ênêas wider Turnum.
„Wil du nu fromechlichen tûn
12,270 unde beliben an den êren,
sô salt du her wider kêren,
ob du behalden wil daz lant.“
Turnus dâ vor ime vant
einen michelen stein;
12,275 dâ sin manheit ane schein:
nach dem greif her in daz gras,
dô ime daz swert zebrochen was,
daz herde was unde scharf;
mit dem steine her dô warf
12,280 Ênêam den Troiân,
daz her kûme moht gestân
und ouch ein teil besnebete.
Die wile daz her lebete,
Turnus der jungelink,
12,285 so begienk her manlichiu dink.
Der herzoge Ênêas,
wander gewâfent wole was,
so bestunt her aber Turnum:
her woldim grôzen schaden tûn,
12,290 wanderz wâfen het und die kraft.
Dô vant Turnus einen halben schaft
vor im ligen in dem gras,
der dâ vore sin was,
dô her Ênêam stach
12,295 in sinen schilt, daz her zebrach.
Turnus der mâre wigant
den schaft begreif her mit der hant,
wander des libes gêrde;
mit dem schafte her sich werde
12,300 die wile und daz mohte wesen;
hêrn mohte aber niht genesen
vor dem starken Troiân,
hêrn moht im niht widerstân,

- und enliez in niht gehirmen;
 12,305 ouch ne mohter niht geschirmen
 vor dem swerde, daz her trûch;
 den diechschenkil her im abe slûch:
 dô mûster vallen dorch nôt,
 want dô nâhete im der tût.
 12,310 Des frowete sich Ênêas,
 daz ez alsô komen was,
 daz Turnus, der tûre degen,
 vor im alsô was gelegen,
 daz her im niht moht getûn.
 12,315 Der Troiân sprach wider Turnum:
 „Wil du mir noch lâzen diz lant?“
 „Jâ hêre“, sprach der wigant,
 „habet û lant unde wib,
 und lâzet ôt mir den lib
 12,320 als einen martirâre leben.
 Irn wellet mir den lib geben,
 sone mach ich sîn haben niht,
 alsô man nu wol gesiht.
 Des tût, daz û gevalle;
 12,325 den gewalt habt ir betalle:
 daz mûz mir leider ane schinen.
 Ich hân frowen Lavinen
 engolden alze sêre,
 daz ich lib unde êre
 12,330 dorch ir willen hân verloren,“
 sprach der helt wol geboren;
 „swie mirz komen si iedoch,
 ich sterbe ungerne noch,
 want neheiner slahte nôt
 12,335 is sô grimme sô der tût.“
 Dô erbarmdez dem Troiân,
 daz Turnus, der edel man,
 alsô klagelichen sprach:
 barmehliche in ane sach
 12,340 der herzoge Ênêas,
 wande Turnus was
 ein edel vorste wol geboren,
 ze allen tugenden ûz erkoren;
 dorch daz woldern lâzen leben,
 12,345 unde wolde ime geben
 fride unt sine holde,
 unt gûtes, swaz her wolde,
 beidiu borge unde lant
 unde schaz unde gewant.
 12,350 Her wolde ime gnâdich sîn
 wan ein unsâlich vingerlin,
 daz Turnus Pallante nam,
 als im ubele gezam,
 sô tugentriche sô her was.
 12,355 Daz vingerlin liet Ênêas
 dem jungen Pallante gehen.
 Dô im Turnus nam daz leben,
 dô nam herm ouch daz vingerlin:
 daz mûste dô sîn schade sîn,
 12,360 wander bleib dar umbe tût.
 Dôr Ênêe sîn hende bôt
 unt wolde werden sîn man,
 und Ênêas den mût gewan,
 daz hern ze manne wolde enphân,
 12,365 dô ersach der Troiân
 daz goldine vingerlin;
 her sprach: „Ez mûz al anders sîn,
 hien mach sûne niht geschehen:
 ich hân daz vingerlin ersehen,
 12,370 daz ich Pallante gab,
 den du fromdest in daz grab

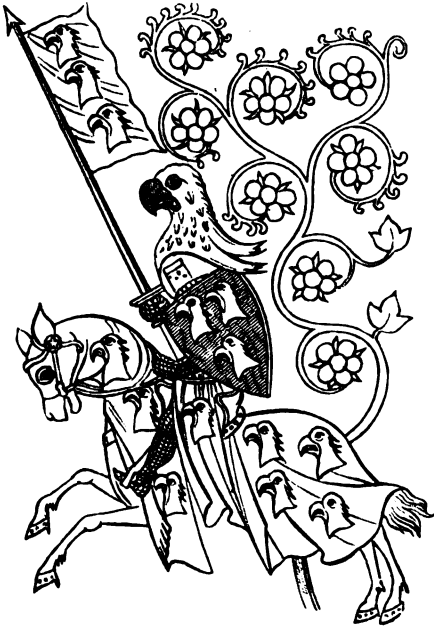
- und im tâte den tût.
 Des ne was dir nehein nôt,
 12 daz du sîn vingerlin trûge,
 ,375 den du in miner helfe slûge;
 ez was ein bôsiu girheit.
 Des sage ich dir die wârheit,
 nu mûstu sîn engelden.
 Iehn wil dich niht schelten
 12,380 noch niht mêr zû sprechen:
 Pallas sal ich rechen,
 der reiner tugende hete gnûch!“
 Daz houbet her im abe slûch.

Hartmann von Aue.

„Ein Ritter so gelehrt was, daß er in den Büchern las, was er darin geschrieben fand: der was Hartmann genannt. Dienstmann war er zu Aue.“ So beginnt die Erzählung: „Der arme Heinrich“, und im „Zweiten“ heißt es: „Ein Ritter so gelehrt was, daß er in den Büchern las, wenn er seine Stunde nicht daß verwenden kunnte, — er war gelehrt Hartmann und war ein Auer.“ Auf diese Andeutungen beschränkt sich, was wir von des Dichters Geschlecht und Heimat wissen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Herren von Aue, deren Dienstmann unser Dichter war, auf dem Schlosse Au bei Horb in Schwaben saßen; doch beruht dies auf einer unermessenen Voraussetzung, und es können die Lehnsherren Hartmanns eben so gut in einer andern „Au“ Schwabens oder der Schweiz heimisch gewesen sein. Viel größere Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß Hartmann aus dem Geschlechte der Herren von Wesperspül, einem Schlosse im Thurgau, stammte, da das Wappen dieses Geschlechts mit dem übereinstimmt, welches die Weingartner und die Pariser Liederhandschrift dem Dichter beilegen, was im vorliegenden Fall — denn, wie wir schon gesehen haben, können die in den Liederhandschriften mitgetheilten Wappen an und für sich nicht als Beweismittel betrachtet werden — dadurch Bedeutung und Beweisraft gewinnt, daß die Herren von Wesperspül urkundlicher Maßen Dienstmannen des Klosters Reichenau im Bodensee waren, welches auch jetzt noch im Munde des Volkes schlechtweg die „Aue“ genannt wird. Seine Gelehrsamkeit, von der der Dichter mit liebenswürdiger Naivität berichtet, und die allerdings für einen Ritter nicht gering war, da er nicht bloß Französisch verstand, wie seine aus dieser Sprache entnommenen Dichtungen darthun, sondern auch in der lateinischen Sprache bewandert war, da er seinen Gregorius nach einer lateinischen Quelle bearbeitete, mag er wohl in einer Klosterschule erworben haben, und dieser Umstand weist wiederum auf das Kloster Reichenau hin. So rein ferner die Sprache Hartmanns ist, so brechen doch hie und da einige wenige Eigentümlichkeiten durch, welche an die thurgauische Mundart erinnern; und wenn endlich noch hinzukommt, daß Hartmann sich vor den meisten höfischen Dichtern durch Kernhaftigkeit der Gefinnung und größere Objectivität der Auffassung, so wie dadurch auszeichnet, daß er sich von der gesuchten Empfindelei der übrigen Minnesinger frei erhalten hat, und er sowohl in seinen lyrischen Gedichten (s. oben S. 42) als in seinen epischen Werken das phantastische Element beinahe ganz zurückdrängt, was wir schon oben (Seite 31) als eine

Charakteristische Eigenthümlichkeit der schweizerischen Dichter angegeben haben, so möchte die Vereiningung aller dieser Gründe die schweizerische Abstammung Hartmanns beinahe über allen Zweifel erheben.

Von des Dichters Lebensverhältnissen und der Zeit, in welcher er blühte, ist uns aus einigen in seinen Liedern zerstreuten Neußerungen Einiges bekannt. Nachdem er seinen geliebten Lehnsherrn verloren, dessen Tod er mehrfach beklagt (so in dem schönen Kreuzliede, s. oben S. 43), scheint er sich in Franken aufgehalten zu haben (S. 43, Nr. 5), von wo er ins heilige Land zog. Vermuthlich nahm er an dem durch Kaiser Heinrich VI. im J. 1195 aufgetretenen Kreuzzuge Theil. Wenn er aber wirklich diesem sich angeschlossen hat, so ist es wahrscheinlich, daß er auch wieder in die Heimat zurückkam, da ihn Wolfram im *Parcival*, also nach 1204, als einen noch lebenden Dichter bezeichnet. Er scheint zwischen 1210 und 1220 gestorben zu sein.



Wir besitzen von Hartmann außer seinen schon oben erwähnten Minneliedern (S. 42 ff.) und Büchlein (S. 165) noch vier größere epische Gedichte: zwei derselben, „*Erel*“ und „*Zwein*“, sind aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde entnommen; dem dritten, der Erzählung vom „*Armen Heinrich*“ liegt wahrscheinlich eine ursprünglich deutsche Sage zum Grunde; das vierte endlich behandelt eine aquitanische Legende, die des „*heiligen Gregorius auf dem Stein*“.

Der „*Erel*“, das früheste unter den genannten Gedichten, ist nicht ganz vollständig erhalten; es fehlt ein wahrscheinlich nicht großes Stück am Anfange, ein beträchtlicheres dagegen in der Mitte. Da jedoch der *Erel* des Chrétiens von Troyes uns erhalten ist, der ohne Zweifel dem deutschen Dichter zum Vorbild gedient hat, so läßt sich aus demselben wenigstens der Gedankengang des fehlenden Bruchstückes ergänzen. Der Inhalt des Gedichts ist in Kurzem folgender:

Erel war mit König Artus und dessen Gemahlin auf die Jagd geritten, war aber mit der Königin und deren Frauen vom übrigen Jagdzuge abgekommen. Bald darauf erblickten sie einen Ritter mit einer Jungfrau und einen Zwerg. *Erel* ritt auf Befehl der Königin auf sie zu und frug, wer der Ritter sei; der Zwerg aber beantwortete seine Frage mit einem Geißelschlag. Da *Erel* unbewaffnet war, konnte er sich nicht rächen, aber entschlossen, es bei der ersten günstigen Gelegenheit zu thun, reitet er, ohne sich bei der Königin zu beurlauben, dem Ritter nach. So gelangte er gegen Abend zu einem Schlosse, wo gerade ein Fest mit mancherlei Lustbarkeiten gefeiert wurde. Der vielen Gäste wegen konnte er weder im Schlosse, noch im nahen Orte Unterkunft finden; endlich erblickte er ein altes Haus, das er für leer hielt, es wohnte aber ein verarmter Ritter, Namens *Coralus*, mit seinem Weib und seiner Tochter *Enite* darin. Von diesem erfuhr *Erel*, daß in dem Schlosse alljährlich ein Kampf Statt finde, an welchem nur diejenigen Theil nehmen dürften, welche behaupteten, ihre „*Frau*“ sei das schönste Weib; der Preis des Sieges sei ein Sperber; zugleich vernahm er, daß der Ritter, dessen Zwerg ihn so schmählich behandelt hatte, unter den Bewerbern des Preises sei. *Coralus* gibt dem jungen Ritter auf dessen wiederholte Bitten Waffen, und gestattet ihm, seine Tochter *Enite* an den Ort des Kampfes mitzunehmen. Am folgenden Tage kämpft *Erel* mit großer Tapferkeit, er gewinnt den Preis; den überwundenen Ritter schickt er an Artus Hof, wohin er auch selbst bald zurückkehrt, um die Hochzeit mit *Enite* zu feiern. Hierauf zieht er sich in sein Land zurück, wo er, bloß der Liebe lebend, in Thätlosigkeit verflukt. Als *Enite* vernimmt, daß man deshalb mit Verachtung von ihrem Gemahle spreche, erfüllt sie dies mit Trauer; *Erel* bemerkt ihren Kummer und nöthigt sie, ihm den Grund davon zu sagen. Sobald er ihn erfahret, beschließt er, der Welt zu zeigen, daß er noch der kühne Ritter sei, den man früher so hoch geriefen, zugleich aber auch sein Weib für ihren Zweifel an seinem Muthe zu strafen. Er befiehlt ihr deshalb, ihn auf seinen abenteuerlichen Zügen zu begleiten, verbietet ihr aber, ihn jemals anzureden (1). In einem Walde bemerkt *Enite* drei Räuber, die *Erel* wegen der schweren Rüstung nicht sieht. Sie macht ihn aufmerksam; er besiegt die Räuber, befiehlt ihr aber zur Strafe dafür, daß sie sein Gebot übertreten, die drei Rosse zu führen. Noch einige Male rettet *Enite* ihren Gemahl aus drohender Gefahr und stets muß sie dafür büßen. Nach vielen Abenteuern, bei welchen *Enite* ihre Hingebung und Treue mit Gefahr ihres Lebens beurlundet, nach manchen Kämpfen, in deren Einem *Erel* eine tiefe Wunde erhält, welche ihm von der Königin *Winover* verbunden wird, kommt er in einem Walde zu zwei Riesen, die einen Ritter gefangen halten und grausam peinigen; er erschlägt sie, aber von der Anstrengung bricht die Wunde wieder auf, und vom Blutverlust ermattet, sinkt er ohnmächtig vor *Eniten* nieder, die in herzzerreißende Klagen ausbricht. Sie will sich mit *Erels* Schwert die Brust durchbohren, als ein vorüberrettender Graf ihr das Schwert entreißt. Von ihrer Schönheit betroffen, bringt er sie auf sein Schloß, um sie zum Weibe zu nehmen; auch der todtgeglaubte *Erel* wird in das Schloß gebracht. *Enite* widersteht den Bitten und Drohungen des

Grafen, so daß dieser sie endlich, von Zorn übermüdet, sogar schlägt. Erzel wird durch ihr Klagen und Geschrei aus seiner tiefen Ohnmacht geweckt; er springt, im Reckentuch eingehüllt, herbei und beschlägt, was nicht entflieht. Nachdem sich Erzel bei dem tapfern Zwerge Guivrech, der von ihm in einem frühern Kampfe besiegt worden war, bis zur vollständigen Genesung von seinen Wunden aufgehalten hatte, will er an Artus Hof zurückkehren, wohin ihn auch der Zwerg begleitet; sie verirren sich und kommen nach Brandigan, wo ein Ritter wohnt, der sein Schloß nicht eher verlassen darf, als bis er einmal besiegt wird, weshalb er mit allen vorüberziehenden Rittern einen Kampf auf Tod und Leben beginnt. Viele Ritter sind schon von ihm erschlagen worden, ihre Häupter sind im Garten aufgesteckt und achtzig Frauen der Erschlagenen werden in Brandigan gefangen gehalten. Erzel besiegt ihn und befreit die Frauen, welche ihn an Artus Hof begleiten, wo er mit Enten bis zum Tode seines Vaters verweilt. Als er dessen Ende vernimmt, zieht er in sein Reich, das er bis zu seinem Ende glücklich regiert.

Nach dem Erzel dichtete Hartmann den „heiligen Gregorius auf dem Stein“, dessen Inhalt folgender ist: Ein aquitanischer Ritter hinterläßt zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Jüngling, dem der sterbende Vater die Schwester anvertraut hatte, läßt sich vom Teufel bestücken und schändet sie. Von Gewissensangst getrieben, flieht er zum heiligen Grabe, wo er bald stirbt; die Schwester aber gebiert ein Knäblein, das, in einem Kasse eingeschlossen, mit vielen Schätzen und Gewändern nebst zwei Tafeln, auf welchen bemerkt stand, daß des Kindes Tante auch seine Mutter und daß sein Oheim auch sein Vater sei, in eine Barke gelegt und dem Meere überlassen wird. Zwei Fischer, die im Dienste eines Klosters sind, finden das Knäblein; sie übergeben es dem Abte, der es taufet und für seine Erziehung sorgt, so daß es an Körper und Geist heranwächst. Einst erfährt er von seiner Pflegemutter, daß er ein Findelkind sei; der Abt bestärkt es, und will ihn zum Klosterleben bestimmen, wodurch er die ihm anhaftende Sünde am sichersten tilgen könne; allein Gregorius will seine Heimat aufsuchen; er bewaffnet sich und überläßt sich dem freien Spiel der Wellen, die ihn einst ins Kloster getragen. Er gelangt in das Land seiner Mutter, das durch abtrünnige Vasallen und abgewiesene Freier furchtbar verwüstet wird. Gregorius besiegt die Feinde und erhält zur Belohnung das Reich und die Hand seiner Mutter. Durch die von ihm mitgebrachten Tafeln und Gewänder, so wie durch dessen Bericht wird endlich das gräßliche Verhältniß offenbar; er empfiehlt seiner Mutter ein reines Bäderleben, während er sich selbst verbannet. Am dritten Tage kommt er zu einem Fischer, den er um Herberge bittet; dieser weist ihn schonde und mit Scheltworten ab. Gregorius geht, Gott für den erwiesenen Hohn dankend, weiter; da ruft ihn des Fischers Frau zurück, die ihren Mann besänftigt hatte. Es ward ihm das beste Essen vorgesetzt, allein er begnügte sich mit Brod und Wasser. Das hielt der Fischer wiederum für Heuchelei, da sein Aussehen seinem Thun widerspreche, und er überhäufte ihn daher mit den bittersten Schmähungen, die Gregorius geduldig und frohen Muthes anhörte. Nun fragte ihn der Fischer, wer er

sei; als Gregorius ihm antwortete, daß er ein großer Sünder sei und Buße thun wolle, weshalb er eine Bildniß suche, in der er ungehindert derselben sich hingeben könne, sagte der Fischer, es sei in der Nähe auf der See ein wilder Fels, der hiezu ganz geeignet sei; und wenn es ihm mit der Buße Ernst sei, fährt er fort, so wolle er ihm eine eiserne Kette schenken, an die er ihn anschließen wolle, so daß er, selbst wenn es ihn reue, doch bleiben müsse. Gregorius nimmt das Anerbieten mit Freuden an, und fährt am folgenden Morgen mit dem Fischer zu dem Felsen, wo dieser ihn mit der trostlosen Versicherung anschleßt, daß er nicht eher auf Gottes Gnade hoffen dürfe, als bis sich der Schlüssel zur Kette, den er in die See wirft, wieder finden würde. Gregorius bleibt, wunderbar erhalten, siebenzehn Jahre auf dem Steine (2); da erhalten die Römer die göttliche Weisung, ihn an die Stelle des verstorbenen Papstes zu setzen. Die Gesandten finden ihn gerade in demselben Augenblick, als der Fischer einen Fisch fängt, in dessen Bauch jener Schlüssel ist. Nun kommt er nach Rom, wo er viele Wunder verrichtet, von denen auch seine Mutter vernimmt, welche, auf die Heiligkeit des Papstes vertrauend, nach Rom eilt, um von ihm Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Gregorius ertheilt ihr dieselbe, worauf beide sich erkennen und im Vertrauen auf Gottes unergründliche Gnade Beruhigung finden.

Dem Gregorius folgte die liebliche Erzählung: „Der arme Heinrich“. Ein reicher Ritter, Herr Heinrich von Aue — wahrscheinlich ein Ahne der Lehensherren unsers Dichters — wird vom Auszage befallen; vergewissend zieht er nach Salerne, wo ihm ein weiser Arzt sagt, daß er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden könne, die sich freiwillig für ihn dem Tode weibe. Aller Hoffnung beraubt, lehrt er in die Heimat zurück, wo er alle seine Güter verschenkt und sich auf eine kleine Meierei zurückzieht, welche ein Bauer bewirthschaftete, der durch Heinrichs Güte großen Wohlstand erworben hatte. Dieser pflegte ihn getreulich, von seinem Weibe, besonders aber von seiner Tochter, einem zwölfjährigen Mädchen, in seiner frommen Menschenfreundlichkeit unterstützt. Diese war stets bei ihm, seine Leiden durch ihre herzliche Theilnahme und Liebe mildernd, so daß er nicht mehr ohne sie sein konnte und er sie im freundlichen Scherz seine Frau nannte. Nach drei Jahren erfährt sie zufällig das Mittel, durch welches allein ihr Herr gerettet werden könne, und sogleich entschließt sie sich, ihm ihr Leben zu opfern; alle Bitten ihrer Eltern sind fruchtlos, und sie weiß auch den Ritter zu überreden, der mit ihr nach Salerne reist. Dort wiederholt sie vor dem Arzte, daß sie sich freiwillig dem Tode weihen wolle; und schon hat dieser das Messer angelegt, als Heinrich, von so großer Trauer überwältigt, den Mord verbietet, und mit der Jungfrau, die sich über das Mißlingen ihrer Absicht erst recht unglücklich fühlt, nach Schwaben zurückkehrt. Weil sich aber der Ritter vor Gott demüthigte, mit dem er bisher wegen seines Unglücks stets gehadert hatte, genas er von seiner Krankheit und er nahm das Mägdlein zum Weibe, um ihre liebevolle Treue zu belohnen.

Das letzte Gedicht Hartmanns ist „Zwein“, oder „der Ritter mit dem Löwen“, dessen Inhalt wir ebenfalls in Kürze mittheilen. Die Ritter von der Tafelrunde sind an Artus Hofe versam-

melt, und kürzen sich und den Damen die Zeit durch Erzählung ihrer Abenteuer. Unter andern erzählt auch Kalogreant von seinem Abenteuer bei einem Zauberberunnen, wo er, von dem Könige des Waldes befehlt, sein Ross haben lassen müssen. Da macht sich Zwein auf, das Abenteuer zu bestehen; er besiegt den König, es wird ihm aber, da er den Fliehenden in dessen Burg zu unvorsichtig verfolgt, der Rückweg abgeschnitten und er wäre von den Dienern des Königs, der bald darauf gestorben war, getödtet worden, wenn ihn nicht Lunete, eine Jungfrau der Königin, durch einen Zauberring unsichtbar gemacht und so gerettet hätte. Diese ist ihm auch behülflich, die Königin Laudine zu gewinnen, die sich endlich überreden läßt, den kühnen Ritter zum Gemahle zu nehmen. Bald darauf kommt König Artus, der das Abenteuer auch hatte bestehen wollen, mit seinen Rittern zum Zauberberunnen; Zwein kämpft mit Kein, den er zum allgemeinen Ergötzen besiegt, worauf er sich zu erkennen gibt, und den König mit den Rittern auf die Burg führt, wo er sie prächtig bewirthe. Als Artus heimkehrt, begleitet ihn Zwein, nachdem er seiner Gattin versprochen, binnen Jahresfrist zurückzukommen. Da er aber länger verweilt, verliert er die Liebe seiner Gattin; er versällt darüber in Wahnsinn, und zieht sich in einen Wald zurück, wo er von drei Frauen der Marison gefunden und erkannt wird, die ihn mit einer Zaubersalbe heilen. Aus Dankbarkeit befreit er deren Herrin von einem Feinde, der ihr Land verwüstete. Darauf zieht er weiter; in einem Walde sieht er einen Löwen im Kampfe mit einem Bäume; er tödtet den Drachen, der Löwe aber verläßt ihn seitdem nicht mehr und nimmt treulich an allen Kämpfen des Ritters Theil. Bald darauf kommt er zum Zauberberunnen; die Erinnerung an das, was er durch seine Schuld verloren hatte, erfüllte ihn mit solchem Schmerz, daß er besinnungslos vom Rosse herabfiel und sich in sein Schwert verwundete. Der Löwe, welcher ihn für todt hielt, wollte sich mit dem Schwerte seines Herrn erheben; da kam Zwein wieder zu sich und hielt ihn ab, erhob aber laute Klage über sein Unglück. Dies hörte eine Jungfrau, die in der nahen Kapelle gefangen saß; sie frug ihn um den Grund seines Jammers, und erzählte, wie sie selbst noch mehr zu bedauern sei. Man habe sie als Verrätherin angeklagt, weil sie ihrer Herrin einen Ritter zum Gemahle anempfohlen, der diese später bödlich verlassen. Niemand wolle für sie gegen den Truchsess, ihren Ankläger, und dessen zwei Brüder kämpfen, und so solle sie am folgenden Morgen verbrannt werden. Zwein erkennt in ihr die treue Lunete und verspricht ihr, sich für sie zu stellen (4). Vorher bekämpft und besiegt er noch einen Riesen, welcher die Tochter eines Ritters, bei dem Zwein gastliche Aufnahme gefunden, zur Befriedigung seiner Lust verlangte. Als er nun an den Zauberberunnen eilte, sah er schon das Feuer brennen, in das Lunete geworfen werden sollte; er beginnt den Kampf gegen die drei Gegner und besiegt sie mit Hülfe des Löwen. Ohne von Laudine erkannt zu werden, entfernt sich Zwein wieder. Auf dem Wege trifft er eine Jungfrau an, die ihn bittet, für sie an König Artus Hof zu kämpfen. Ihre ältere Schwester, erzählt sie ihm, habe sie ihres Erbtheils beraubt; auf ihre Klage habe der König beiden befohlen, sich Ritter

zu suchen, damit aus deren Kampf das Recht bekannt werde; für die Schwester habe sich ein Ritter gestellt, sie selbst habe aber noch keinen gefunden, der es mit diesem aufnehmen wolle. Zwein verspricht, für sie zu kämpfen, und zieht mit ihr nach Artus Hofe. Unterwegs besiegt er zwei Riesen, welche wohl dreihundert Jungfrauen gefangen hielten, die durch ihn befreit wurden. Endlich gelangten die Beiden an Artus Hof, wo er unerkannt mit Gawein kämpft, der ebenfalls sich durch fremde Rüstung unkenntlich gemacht hatte. Zwei Tage lang dauerte der Kampf, ohne daß Einer den Andern hätte überwinden können; da gab sich zuerst Gawein und dann auch Zwein zu erkennen, Artus aber schlichtete den Streit zu Gunsten der jüngeren Schwester, da die ältere durch überreiste Antwort sich selbst für schuldig erkannt hatte. So erfreut Alles über Zweins Erscheinung war, so wenig konnte er Ruhe und Freude finden, denn unaussprechlich quälte ihn der Gedanke an die verlorne Laudine. Da geht er mit dem Löwen zum Brunnen, und durch Lunetes Klage Hülfe erlangt er der Gattin Huld wieder. —

Dies der Inhalt der epischen Gedichte Hartmanns, dessen Bedeutung als Dichter sich jetzt wird sicher und klar darstellen lassen. Er genos schon bei seinen Zeitgenossen eines hohen Rufs; namentlich ward er von Gottfried von Strassburg in der berühmten Stelle des Tristran, in welcher er die großen Dichter der Zeit vortrefflich charakterisirt (s. unten bei Gottfried Rr. 1) wegen seiner sinnigen und an das Herz dringenden Rede hochgepriesen und wegen seiner naturgetreuen, bei allem poetischen Schwung doch einfachen und ungesuchten Darstellung dem oft geschaubten Wolfram weit vorgezogen. Wir können diesem Lobe unbedingt beistimmen, ja in einiger Beziehung sogar es erweitern. Die Reinheit und Schönheit der Sprache, so wie die wirklich bewundernswürdige Sorgfalt in der Behandlung des Reims haben freilich noch manche Andere mit ihm gemein; die edle Natürlichkeit der Darstellung bei höchster Feinheit ist dagegen nur noch bei Wenigen zu finden; noch mehr ragt er aber vor den meisten, ja vor allen Epikern der mittelhochdeutschen Zeit dadurch hervor, daß er der einzige ist, in welchem sich ein bewußteres Bestreben nach künstlerischer Gestaltung kund gibt. Sind die epischen Gedichte Wolframs und Gottfrieds eigentlich nur Biographien ihrer Helden, denen auch wohl noch die Lebensgeschichten ihrer Aeltern und Großältern vorgegeschickt werden, so hat sich Hartmann dagegen auf eine zusammenhängende Reihe der wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben seiner Helden beschränkt, welche in ihrem Zusammenhange nicht nur den Charakter des Helden und der meisten Nebenpersonen in klarem Licht erscheinen, sondern auch eine höhere Idee hervortreten lassen, welche den Dichter bei seiner Darstellung leitete. Nur der Gregorius macht davon eine Ausnahme. Freilich beruhte die ganze Entwicklung auf der von Sünden umgebenen Geburt desselben, die daher nothwendig berichtet werden mußte. Hartmann war jedoch der Kunst noch nicht so mächtig, daß er durch zweckmäßige Anordnung des Stoffes die Darstellung früherer Begebenheiten in die Erzählung späterer hätte einreihen können. Dies war ein Mangel der Zeit überhaupt, und Hartmann steht schon dadurch weit über der.

selben, daß er, wie schon gesagt, das Zufällige und Ueberflüssige von dem Nothwendigen auszuscheiden weiß. Daher haben auch seine Gedichte nicht den ungeheuren, durch die künstlerische Erweiterung des Stoffs herbeigeführten Umfang anderer epischen Werke und machen schon dadurch eine angenehmere Wirkung, weil der Leser die Uebersicht des Ganzen nie verliert. Einen andern Vorzug Hartmanns haben wir schon oben berührt; es ist die männliche, aller sentimentalischen Schwärmerei abholdere Gesinnung, die sich in seinen epischen Gedichten so gut zeigt, als in seinen Minnesliedern. Wenn auch eingewendet werden wollte, daß der Stoff im Gregorius und im armen Heinrich ihm keine Gelegenheit gab, das phantastische Element der ritterlichen Poësie zu entwickeln — was übrigens keine begründete Einwendung wäre, da andere Dichter auch bei diesem Stoffe gewiß Gelegenheit gefunden hätten, jenes Element zur Erscheinung gelangen zu lassen — so bleiben doch noch seine zwei Gedichte aus dem bretonischen Sagenkreise als unwiderlegliche Zeugnisse für die Nichtigkeit unserer Behauptung. In beiden tritt der Gegensatz zum Minnedienst recht lebendig hervor, welchem der Dichter die Kampf- und Thatlust, das männliche Selbstbewußtsein mit vollster Absicht entgegenstellt^{*)}. Daher zwingt Erel seine Gemahlin Entie, die in seine Männlichkeit Zweifel gesetzt hatte, ihm dienend auf seinen abenteuerlichen Zügen zu folgen; daher vergißt Zwein der geliebten Laudine, als er sich unter seinen ehemaligen Kampfgefährten befindet. Und als er endlich aus dem Laumel der Krieglust erweckt wird, und er, von dem Bewußtsein seines großen Verlustes niedergeschlagen, in Wahnsinn verfällt, da erkennen wir, daß es wahre, sein ganzes Wesen erfassende Liebe ist, die sein Innerstes erfüllt, eine Liebe, die sich auch dann, als er wieder geheilt ist, nicht in glühenden Eufzern, sondern im wahrsten Schmerze kund gibt, den weder Zeit noch äußere Verhältnisse mildern können. Wie im Zwein, so ist auch im „armen Heinrich“ die Liebe nicht bloße spielende Empfindel; sie erscheint auch da als die den ganzen Menschen beherrschende Leidenschaft, welche selbst eine zarte, beinahe dem Kindesalter noch angehörende Jungfrau der heldenmüthigsten Aufopferung fähig macht. Weil aber Hartmann die Liebe in solcher Weise

auffaßt, so tritt in seinen Personen auch die Stumpfheit, welche bei andern Dichtern in ächt bössischer Weise als das eigentliche Ziel aller Bestrebungen erscheint, ganz in den Hintergrund, und nur hie und da scheint er dem Geschmade der Zeit nachgegeben zu haben, ohne jedoch in jene unzünftigen Schilderungen oder Andeutungen zu verfallen, an denen andere Dichter so großes Wohlgefallen fanden.

Die ernste Gesinnung Hartmanns beurkundet sich aber vor Allem in den Ideen, welche seinen Gedichten zu Grunde liegen. Im „Gregorius“, diesem Oedipus der christlichen Welt, spricht sich der Gedanke aus, den auch der Dichter am Schluß des Gedichts andeutet, daß hergliche Reue und Buße selbst den größten Sünder wieder mit Gott versöhnt, daß aber auch nur dieser Weg allein zu Gottes Gnade führen kann.

Der „Arme Heinrich“ stellt nicht bloß mit seltener Meisterschaft und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens die allmähliche Entwidlung jugendlicher Liebe dar, die, der Jungfrau selbst unbewußt, bis zur unbeflegbaren Leidenschaft sich steigert, in der sie ihr ganzes Wesen im geliebten Gegenstande aufgehen läßt; es wird dieses an sich reine, ächt menschliche Verhältniß noch dadurch verklärt, daß der weltlich gesinnte, mit Gottes Rathschluß hadernde Ritter durch die unendliche Treue und Liebe der Jungfrau zu demüthiger Ergebung in den Willen Gottes geleitet wird, wodurch er ihm nebst dem innern Frieden auch das äußere Glück wiedergewinnt, dem er, so sehr geläutert hat sich seine Gesinnung, dadurch die festeste Stütze gibt, daß er das niedrig geborne Mädchen zu seinem Weibe erhebt, eine Lösung, die poetisch vortrefflich ist, nicht weil sie als Belohnung der herrlichen Jungfrau erscheint, sondern weil in ihr der Beweis liegt, daß der Ritter seines Glückes würdig war, indem er mit frommer Kraft alle weltlichen Rücksichten zu besiegen im Stande war.

Wie im armen Heinrich, so erblicken wir auch im „Erel“ die Beherrschung der weiblichen Treue und Hingebung, die sich auch in den schwierigsten Lagen, in den größten Versuchungen nie verlängert. Erel hatte sich dem Müßiggang und thatenloser Weiblichkeit hingegeben und dadurch selbst in seiner Gattin Mißtrauen in seine Männlichkeit geweckt. Da reißt er sich willenskräftig los aus der schlaffen Ruhe; aber mit dem Bewußtsein an den eigenen Werth war zugleich Zweifel an der Liebe der Gattin in seinem Herzen erwacht, und so sollten seine abenteuerlichen Züge nicht bloß der Prüfftein seines ritterlichen Muthes, sondern auch ihrer Treue werden. Beide bestehen die Prüfung, die in ihrem Herzen allen Zweifel tilgt und sie einem neuen, unzertrennbaren Glücke entgegenführt.

„Wer an rechte Güte wendet sein Gemüthe, dem folget Glück und Ehre.“ Mit diesen Worten beginnt der Dichter seinen „Zwein“ und gibt auch zugleich den Grundgedanken des Gedichtes an, der in der That kein anderer ist, als der des Gregorius, da ja Zwein, wie dieser, durch selbst auferlegte Buße und kräftiges Bestreben, des verlorenen Glückes wieder würdig zu werden, die Liebe der Gattin wieder erlangt, die nunmehr von seiner Treue noch lebendiger übergenßt ist, als sie es vor der Trennung jemals sein konnte.

Wenn auch den Dichtungen Hartmanns die an-

*) Selbst da, wo er nach bösscher Sitte die Frauen preist, oder sie gegen Anschuldigungen in Schutz nimmt, ist er nicht ganz ohne Ironie; z. B. in der Stelle des Zwein (B. 1863 ff.), in welcher er die Königin Laudine entschuldigt, daß sie den Mörder ihres Gemahls sobald nach dessen Tode geheirathet habe. Ihre Vertraute (Lunete) hatte sie in den vorangehenden Versen zu überreden gesucht, sich wieder zu vermählen, worauf der Dichter (und dies ist eine der wenigen Stellen, in denen er persönlich hervortritt) hinzugefügt: „Wie sie (Lunete) ihr (Laudine) auch die Wahrheit gebührend gesagt, und sie es wohl einfaß, so that sie doch, wie die Weiber thun: sie widerreden an Eigensinn Dem, das sie doch dünket gut. Daß sie so oft brechen die Dinge, die sie versprochen, da schilt sie gar Mancher damit, doch dünkt es mich eine gute Sitt“. Er thut unrecht, der da sagt, es komme von ihrer Unfähigkeit; ich weiß es besser, wovon es geschieht, daß man sie so oft steht in wankendem Gemüthe: dies kommt von ihrer Güte. Man mag ein böses Gemüthe wohl befehren zur Güte und nicht von der Güte bringen zum bösen Gemüthe. Die Wandelung ist gut: ihrer keine auch anders thut. Wer ihnen denn Unthaten vorwirft, dessen Anhänger bin ich nicht: ich will von ihnen Nichts als Gutes sehen (sagen): alles Gute möge ihnen geschehen!“

gegebenen Ideen ohne Zweifel zum Grunde liegen, so stören diese doch keineswegs die epische Entwicklung, wie es zum Theil bei Wolfram der Fall ist; diese schreitet vielmehr mit rascher Lebendigkeit fort, als ob die Erzählung der Begebenheiten der alleinige Zweck des Dichters wäre, und jene Gedanken, wenn auch im Anfange der Dichtungen oder in ihrem Verlaufe bei passender Gelegenheit, angedeutet, treten doch erst aus dem Ganzen dem reflectirenden Verstande, diesem aber mit lebendiger Klarheit entgegen. Ueberhaupt hat Hartmann den allgemeinen Fehler der mittelhochdeutschen Dichter, seine eigene Persönlichkeit, sei es durch wirkliches Hervortreten (wie es z. B. Wolfram gar sehr liebt), sei es durch Einflechtung lyrischer oder dialktischer Stellen mit großem Geschick und lobenswerther Selbstbeherrschung glücklich vermieden, und auch hierin sein wahrhaft poetisches Talent bekräftigt, dem nur ein größeres Maß künstlerischer Bildung fehlte, um das Höchste im Epos zu erreichen. Zwar wird auch bei ihm die Erzählung öfters durch Betrachtungen unterbrochen; aber es sind dieselben, besonders in seinen späteren Werken, auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt, und da er sie nicht als seine eigenen Reflexionen darstellt, so stören sie um so weniger, als sie aus den erzählten Thatsachen unmittelbar selbst hervorgehen (so im Zwein, B. 3854). Seine schöne Selbstbeherrschung zeigt sich auch darin, daß er, obgleich kenntlich und mit mancherlei für die Zeit seltenen Kenntnissen ausgestattet, seine Gelehrsamkeit nie prablerisch hervortreten läßt, während Wolfram, der nicht einmal lesen konnte, und von ritterlichem Stolge erfüllt, mit Geringschätzung von Wissenschaft und Kunst sprach (s. o. S. 25), nach gelehrtem Scheine hascht und dem feingebildeten Hartmann gegenüber nicht selten den Eindruck eines selbstzufriedenen Pedanten macht, der seine Gelehrsamkeit prablerisch anstrahlt, z. B. in der Beschreibung von Anfortas Spannbette (791, 1 ff.), wo er in 38 Versen die Namen von nicht weniger als 76 Steinen aneinander reiht, oder wenn er in 70 Versen alle möglichen Arzneimittel angibt, welche vergeblich angewendet wurden, um des Anfortas Wunde zu heilen (481, 6 ff.).

Es sind jedoch nicht alle Dichtungen Hartmanns gleich vollkommen in der Ausführung; vielmehr gibt sich in ihnen ein stetiges Fortschreiten kund. Der „Erec“ ist, wie das früheste, so auch das schwächste Erzeugniß des Dichters. Es ist in demselben weder die Sprache so rein — denn der französischen Wörter sind darin viel mehr, als in den spätern Dichtungen — der Versbau so vollkommen, noch die Darstellung so ausgebildet, als in den späteren Werken; auch läßt er sich im Erec noch zu unökonomischer Weiterschweifigkeit hinreißen (die Beschreibung von Guntens Pferd umfaßt nicht weniger als 480 Verse), in die er später nie wieder verfällt. Zwar wird der Erec vom „heiligen Gregorius“, den er ebenfalls in seinen früheren Jahren dichtete, weit übertroffen, doch zeigt auch dieser die hohe Vollendung der Sprache und Darstellung noch nicht, die wir im „armen Heinrich“ und im „Zwein“ bewundern, in welchen er überhaupt am größten ist. Den Zwein hat ein neuerer Kritiker mit Recht das sauberste und regelmässigste unter den höfischen Gedichten genannt; und wie, dieser durch die Form hervorragt, so glänzt der „arme

Heinrich“ durch Tiefe der Empfindung und seelenvolle Gemüthlichkeit.

Zwar hat auch Hartmann nach theils lateinischen Quellen, theils nach französischen Vorbildern gearbeitet, allein er hat den vorliegenden Stoff mit bewußter Selbstständigkeit behandelt, und sein ächtes Talent sowohl dadurch bekräftigt, daß er die Mängel der Vorbilder vermieden, ihre Auswüchse beschnitten und deren frivole Darstellung unterdrückt, als auch dadurch, daß er alle Schönheiten entwickelt hat, die im Stoffe verborgen lagen und von den französischen Dichtern nicht erkannt worden waren.

1. Aus dem „Erec“.

- 2965 Erec wënte sinen lip
grözes gemaches durch sin wip:
die minnet er sô sêre,
daz er aller êre
durch si einen verphlac,
2970 und daz er sich sô gar verlac,
daz niemen dehein ahte
ûf in gehaben mahte.
Do begunde mit rehte
ritter unde knehte
2975 dâ ze hofe betragen:
die vordes freude phlâgen,
die verdroz vil sêre dâ,
unde rûnten imz sâ;
wand ez hete wip, noch man
2980 deheinen zwivel dar an,
er müeste sin verdorben;
den lop heter erworben.
Ein wandelunge an im geschach:
daz man im è sô wol sprach,
2985 daz verkerte sich ze schanden
wider die, die in erkanden;
in schalt diu werlt gar;
sin hof wart aller freuden bar
unde stuont nâch schanden;
2990 in dorste ûz fremden landen
durch freude niemen suoehen.
Daz begunden sluochen,
Die in an wunden
unde im guotes gunden.
2995 Si sprâchen alle: „Wê der stunt,
daz uns mîn frowe wart ie kunt!
Des verdirbet unser herre.“
Disiu rede geschach so verre,
daz si die frowen an kam.
3000 Als si den itewiz vernam,
des wart vil riuwic ir muot,
wan si was biderbe unde gnot,
unt gedachte manegen enden,
wie si mühte erwenden
3005 alsô gemeinen haz.
Ouch geruohte si erkennen daz,
daz ez ir schult wære.
Si begunde dise swære
vil wiplichen tragen:
3010 Êrecke getorste si niht klagen;
si vorhte in dâ verliesen mite.
Nû kam ez alsô nâch ir site,
daz er umb einen mitten tac
an ir arme gelac.
3015 Nu gezam des wol der sunnen schin,
daz er dienes muoste sin,
wand er den gelieben zwein

- durch ein vensterglas schein
unt het die kemenäten
3020 liches wol beräten,
daz si sich mohten undersehen.
Daz ir von fluochen was geschehen,
dā begunde se denken an:
vil gāhes ruhete si hin dan;
3025 si wānde, daz er sliefe.
Einen stuften nam si tiefe
unde sach in vaste an;
si sprach: „Wē dir, vil armer man,
unt mir ellendem wibe,
3030 daz ich bi minem libe
sō manegen fluoch vernemen sol!“
Dō vernam Êrec die rede wol.
Als si der rede het gedaget,
Êrec sprach: „Frowe Ênite, saget,
3035 waz sint iwer sorgen,
die ir dā klaget verborgen?“
Nū wolde sis gelougēt hān;
Êrec sprach: „Lāt die rede stān;
des nemet iu ein zil,
3040 daz ich die rede wizzen wil.
Ir müezet mir benamen sagen,
waz ich iuch dā hōrte klagen,
daz ir vor mir sus habt verswigen.“
Si vorhte, daz si wurde gezigen
3045 von im ander dinge
unt seite imz mit gedinge;
daz er ir daz gehieze,
daz erz āne zorn lieze.
Als er vernam die mære,
3050 waz diu rede wære,
er sprach: „Der rede ist gnuoc getān!“
Zehant hiez er si ūf stān,
daz si sich wol kleite
unte an leite
3055 daz beste gewæte,
daz si iender hæte.
Sinen knaben er seite,
daz man im sin ros bereite
und ir phārt der frowen Êniten;
3060 er sprach, er wolde riten
uz kurzwillen:
des begunden si dō ilen.
Dō wāpnt er sich verholne,
unde truoc verstolne
3065 under der wāt sin isengewant;
sinen helm er ūf bant
überz houbet alsō blōz.
Sin vliz was ze helne grōz:
er tet, alsam der karge sol;
3070 er sprach: „Min helm ist niht wol;
mir ist liep, daz ich ez hān ersehen;
unt wære mir sin nōt geschehen,
sō wær ich gar geirret.
Ich sage iu, waz im wirret:
3075 man sol in baz riemen.“
Dō was aber niemen,
der sich des mohte verstān,
wie sin gemüete was getān.
Ab einer want nam er
3080 beide, schilt unt sper,
unt begunde kroijieren,
als er wolde buhurdieren.
Ritter unde knehte
wolden sament rehte
3085 mit ir herren riten:

- dō hiez er si dā biten.
Gein kuchen sante er zestunt,
daz man den kōchen tæte kunt,
daz si des war næmen,
3090 swie schiere daz si kæmen,
daz in daz ezzen wære bereit.
Mit selber rede er ūz reit
unt gebōt sinem wibe
benamen bi dem libe,
3095 der schōnen frowen Êniten,
daz si muose fūr riten,
unt gebōt ir daz zestunt,
daz in sprechenne ir munt
zuo der reise iht ūf kæme,
3100 swaz si vernæme
oder iender gesæhe.
Dise kumberliche spæhe
muoste si geloben dō,
wan si vorhte sine drō.
2. Aus dem „Heiligen Grêgorius
vom Steine“.
- Dise rede enphie der guote
mit lachendem muote,
2775 unde woldes genizen wider Got,
daz er leit sō grōzen spot
von sō schwacher geburt.
Ern gab im dehein antwort
unze an die stunde,
2780 daz er in begunde
fragen der mære
waz mannes er wære;
er sprach: „Hêrre, ich bin ein man,
daz ich niht ahte wizzen kan
2785 miners sunlichen schulde,
unde suoche um Gotes hulde
eine stat in dirre wuoste,
ūf der ich iemer muoste
bûezen unz an minen tōt
2790 veste mit der libes nōt.
Ez ist hiute der dritte tac,
daz ich der werlde verpflic
und allez nāch der wilde gie.
Ichn versach mich niht hie
2795 gebûwes noh liute:
sit daz mich hiute
min wec zu iu getragen hāt,
sō suoche ich genāde unde rāt.
Wizzet ir iender hie bi
2800 eine stat, die gevellic si,
ein wilden stein alde ein hol,
des bewiset mich, sō tuot ir wol.“
Der vischære antwurte im alsō:
„Sit du des gerst, vriunt, sō wis vrō:
2805 dēs wār, ich bringe dich wol hein.
Ich weiz hie bi uns einen stein
ein lützel über disen sē,
dā mac dir wol werden wē.
Swie wir daz erringen,
2810 daz wir dich dar bringen,
dā maht du dich mit swæren tagen
diner sūnde wol beclagen:
er ist dir genuoc wilde.
Wart des ie dehein bilde
2815 daz din muot ze riuwe stāt,
sō tuon ich dir ein gnoten rāt.
Ich hān ein isenhalten
nu lange her behalten;

- die wil ich dir ze stiure geben,
 2820 daz du bestettest din leben
 uf dem selben steine;
 die sluz zuo dinem beine.
 Beriwet dich danne der gedanc,
 sô muost dû wider dinen danc
 2825 doch dar uf bestân.
 Ez ist der stein alsô getân,
 der ouch ledige fûeze hât,
 daz er unsanfte dar abe gât.
 Si dir nu ernst dar zuo,
 2830 so ganc slâfen unde wis vruo,
 dine isenhalte nim zuo dir,
 sitz an min schef zuo mir,
 so ich vor tage vischen var.
 Ich kêre durch din liebe dar
 2835 unde hilfe dir uf den stein,
 unde beheft dir dinu bein
 mit der isenhalten,
 daz du dâ muost alten,
 unde daz du werliche
 2840 uf disem ertriche
 mich niemer gedrangest:
 des bin ich gar âne angst.“
 Swie erz mit honschefte tæte,
 sô wâren im die rehte
 2845 rehte, als er wûnschen wolde
 alde wûnschen solde.
 Nu was der unguote mau
 vil harte strenge dar an,
 daz er im deheines gemaches
 2850 so vil so des obedacdes
 in sinem hûse enguude:
 sin wip im enkunde
 mit allen ir sinnen
 daz niht an gewinnen,
 2855 daz er dâ iune wær beliben;
 er wart enhundes wise ûz getriben
 an den hof für die tür;
 dâ gie er vrôlichen für.
 Des nahtes wart er geleit
 2860 wider sin gewonheit
 in ein sô armes hûselin,
 daz ez niht armer enmolte sin.
 Daz was bevallen âne dach,
 man schnof dem fursten solhez gemach,
 2865 daz vil gar unuære
 sinem aschman gewesen wære.
 Er vant dar iune swachen rât,
 weder strô, noch bette wât;
 im truoc daz guote wip hin
 2870 ein lûtzal rôris dar in:
 dô leit er gehalten
 im die isenhalten
 unde sin taveln dar zuo,
 daz er vunde morgen fruo.
 2875 Wie lûtzal er die naht lac,
 sines gebetes er phlac
 unze in din müede übergie.
 Do er ze slâfe gevie,
 dô was ez nâhen bi dem tage,
 2880 dô fuor der vischære nâch dem bejage:
 dar zuo was er fruo gereit
 nâch siner gewonheit.
 Dâ ruofte er sinem gaste;
 dô stief er alsô vaste,
 2885 alz ez von grôzer müede quam,
 daz er sin ruofeu niht vernam.

- Dô ruoft er im, ander stunt,
 er sprach: „Mir was ouch ê wol kunt,
 daz disem trûgerære
 2890 der rede niht ernst wære:
 ichn geruofe dir niemer mê!“
 Alsus gâhet er zuo dem sê.
 Do daz daz guote wip ersach,
 si wachte in ûf unde sprach:
 2895 „Wil du varen, guoter man,
 dâ sûmest du dich an;
 min wirt wil varen uf den sê.“
 Done wart dâ niht gebiten mê;
 er vorhte in grôzer swære,
 2900 daz er versûmet wære.
 Do wart er aber dô
 sines muotes harte vro,
 daz er in solde fûeren hin,
 als er gelopte wider in.
 2905 Diu liebe und diu leide,
 die mahten im beide,
 daz er der taveln vergaz
 (von sinem gâhen geschach im daz),
 die er zaller ziten
 2910 truoc bi sinen siten.
 Die isenhalten truoc er dan,
 unde gâhet nâch dem man;
 er bat in durh Got, daz er sin bite.
 Alsus fuort er in mite
 2915 uf einen wilden stein.
 Dâ beslôz er im diu bein
 vaste in die isenhalten;
 er sprach: „Hie muost du alten!
 dichn fûer mit sinuen
 2920 der tivel von hinnen,
 dune kumst ab den nnden niemer mê!“
 Den slûzzel warf er in den sê;
 er sprach: „Daz weiz ich âne wân,
 swenne ich den slûzzel vunden hân
 2925 uf dirre tiefen ûnde,
 sô bist dû âne sünde,
 unde bist ein heilic man.“
 Er lie in dâ nude schiet dan.
 Der arme Grégorjus,
 2930 nû beleip er alsus
 uf dem wilden steine
 aller gnâden eine.
 Ern het andern gemach,
 niwan der himel was sin dach:
 2935 er hâte deheinen scherm mê
 für rîfen, noch für snê,
 für wint, noch für regen,
 niuwan den Gotes segên.
 Im wâren kleider vremede,
 2940 niwan ein hærin hemedê;
 im wâren bein und arme blôz.
 Ern molte der spise, die er nôz,
 als ich iu nû rehte sage,
 weizgot vierzehen tage
 2945 vor dem hunger niht geleben,
 im enwære gegeben
 der trôst von Kriste.
 der im daz leben vriste,
 daz er vor hunger genas:
 2950 ich sage iu, waz sin spise was.
 Ez seic ûzem steine
 wazzers harte kleine;
 dar under gruob er ein hol:
 daz wart mit einem trunke vol.

- 2955 Ez was kleine, als ich iu sage,
daz ez zwischen naht unt tage
vil kûme vol geran:
daz tranc der gnâdenlôse man.
Sus lebt er sibenzehu jâr.
2960 Ez dunket manegen niht wâr:
des gelouben velsch ich;
wan Got enist unmûgelich
niht, ze tuonne, swaz er wil,
im ist keines wunders ze vil.

3. Aus dem „Armen Heinrich“.

- Sus fuor gegen Sâlerne
1050 frœlich unde gerne
diu maget mit ir herren.
Waz mûht ir nû gewerren,
wan daz der wec sô verre was,
daz si sô lange genas?
1055 Und do er si vollebrâhte
hin, als er gedâhte,
dâ er sinen meister vant,
dô wart ime zehant
vil frœlichen gesaget,
1060 er hæte brâht eine maget,
die er in gewinnen hiez:
dar zuo er in si sehen liez.
Daz dâhte in ungelouplich:
er sprach: „Kint, weder hæstu dich
1065 diss willen selbe bedâht?
od bistû ûf die rede brâht
von bete od dines herren drô?“
Diu maget antwurt im alsô,
daz si die selben ræte
1070 von ir selber herzen tæte.
Des nam in michel wunder,
unt fuorte si besunder
unt beswuor si vil verre,
ob ir iht ir herre
1075 die rede hæte ûz erdrôt;
er sprach: „Kint, dir ist nôt,
daz dû dich berætest baz,
unt sage dir rehte umbe waz.
Ob dû den tût liden muost,
1080 und daz niht vil gerne tuost,
sô ist din junger lip tût,
unt frumet uns leider niht ein brôt.
Nu enbil mich dines willen niht.
Ich sage dir, wie dir geschicht:
1085 ich ziuh dich ûz rehte blôz,
unt wirt din schame harte grôz,
die dû von schulden danne hæst
unde naket vor mir stâst.
Ich binde dir bein und arme:
1090 ob dich din lip erbarme,
so bedenke disen smerzen;
ich snide dich zem herzen
unt brich ez lebende ûz dir.
Frônwelin, nû sage mir,
1095 wie din muot dar umbe stê;
ezn geschach kinde alsô wê,
alse dir muoz von mir geschehen.
Daz ich ez tuon sol unde sehen,
dâ hân ich michel angst zuo:
1100 nu gedenke selbe ouch dar zuo!
Geriuwet ez dich eins hæres breit,
sô hân ich min arbeit
unde dû den lip verlorn.“
Vil tiure wart si aber besworn;

- 1105 si erkante sich vil stæte,
daz si sichs abe tæte.
Diu maget lachende sprach,
wande si sich des wol versach,
ir hulfe des tages der tût
1110 ûz wertlicher nôt:
„Got lône iu, lieber herre,
daz ir mir alsô verre
hânt die wârheit gesaget.
Entriwen, ich bin ein teil verzaget:
1115 mir ist zwivel beschehen.
Ich wil iu rehte bejehen,
wie der zwivel ist geân,
den ich nû gewonnen hân.
Ich fürhte, daz unser arbeit
1120 gar von iuwern zageheit
under wegen belibe.
Iwer rede gezæme eim wibe;
ir sit eines hasen genôz:
iwer angst ist ein teil ze grôz
1125 dar umbe, daz ich sterben sol.
Dêswâr, ir handelt ez niht wol
mit iuwer grôzen meisterschaft.
Ich bin ein wip unt hân die kraft:
geturret ir mich sniden,
1130 ich getar ez wol erliden.
Die engestliche arbeit,
die ir mir vor hânt geseit,
die hân ich wol ân iuch vernomen
Zwâr ich enwære her niht komen,
1135 wan daz ich mich weste
des muotes alsô veste,
daz ich ez wol mac dulden.
Mir ist bi iuwer hulden
diu bræde varwe gar benomen,
1140 und ein muot alsô vester komen,
daz ich als engestliche stân,
als ich ze tanze stûle gân;
wan dehein nôt sô grôz ist,
diu sich in eines tages frist
1145 an mime libe genden mac,
mich endunke, daz der eine tac
genuoc tiure si gegeben
um daz êwige leben,
daz dâ niemer zergât.
1150 Iu enmac, als min muot stât,
an mir niht gewerren.
Getrûwet ir, mim herren
sinen gesunt wider geben,
unt mir daz êwige leben.
1155 durch Got, daz tuot enzît,
lât sehen, welch meister ir sit!
Mich reizet vaste dar zuo;
ich weiz wol, durch wen ichz tuo:
in des namen ez geschehen sol,
1160 der erkennet dienst harte wol
unt lâts ouch ungelônnet niht.
Ich weiz wol, daz er selbe giht,
swer grôzen dienst leiste,
des lôn si ouch der meiste.
1165 Dâ von sô sol ich disen tût
hân für eine sûeze nôt
nach sus gewissem lône.
Liez ich die himmelkrône,
sô het ich alwæren sin,
1170 wand ich ouch lîhtes künnes bin.“
Nu vernam er, daz si wære
genuog unwandelbare,

- unt fuorte si wider dan
hin zuo dem siechen man,
1175 unt sprach zuo ir herren:
„Uns kan daz niht gewerren,
iwer maget ensi vollen guot;
nû hânt frœlichen muot,
ich mache iuch schiere gesunt.“
1180 Hin fuort er si zestunt
in sin heimlich gemach,
da es ir herre niht ensach,
unt beslôz im vor die tür
unt warf einen rigel für:
1185 er enwolte in niht sehen lân,
wie ir ende solte ergân.
In einer kemenâten,
die er vil wol berâten
mit guoter arzenie vant,
1190 hiez er die maget alzehant
abe ziehen diu kleit.
Des was si frô unde gemeit:
si zart diu kleider in der nât;
schiere stuont si âne wât
1195 unt wart naket unde blôz;
si schamte sich niht hâres grôz.
Dô si der meister ane sach,
in sime herzen er des jach,
daz schœner crêatiure
1200 al der werlte wære thure.
Gar sêre erbarmte si in,
daz im daz herze und der sin
vil nâch was dar an verzaget.
Nû ersach diu guote magt
1205 einen hôhen tisch dâ stân,
dâ hiez si der meister ûf gân.
Dar ûf er si vil vaste bant,
unt begunde nemen in die hant
ein scharpfes mezzes, daz da lac,
1210 des er ze selhen dingen pfîac.
Es was lang unde breit,
wan daz ez sô wol niht ensneit,
als im wære liep gewesen.
Dô si niht solte genesen,
1215 dô erbarmete in ir nôt,
unt wolte ir sanfte tuon den tôt.
Nû lac dâ bi in ein
harte guot wetzestein;
da begund erz ane strichen
1220 harte müezelichen,
dâ bi wetzen. Daz erhôrte,
der ir frôude stôrte,
der arme Heinrich, hin für
dâ er stuont vor der tür,
1225 und erbarmete in vil sêre,
daz er si niemer mære
lebende solte gesehen.
Nu begunde er suochen unde spehen,
unze daz er durch die want
1230 ein loch gânde vant,
unt ersach si durch die schrunden
naket unde gebunden.
Ir lip, der was vil minneclich:
nû sach er si an unde sich,
1235 unt gewan einen niuwen muot.
In dûhte dô daz niht guot,
des er ê gedâht hâte,
unt verkêrte vil drâte
sin altez gemûete
1240 in eine niuwe gûete.

- Nu er si alse schœne sach,
wider sich selben er dô sprach;
„Dû hâst ein tumben gedanc,
daz dû sunder sinen danc
1245 gerst zu lebenne einen tac
wider den niemen niht enmac.
Du enweist ouch rehte, waz dû tuost,
sit dû benamen sterben muost,
daz dû diz lesterliche leben,
1250 daz dir Got hât gegeben,
niht vil willeclichen treist,
und ouch dar zuo niht enweist,
ob dich diss kindes tôt ernert.
Swaz dir Got hât beschert,
1255 daz lâ dir allez geschehen:
ich enwil diss kindes tôt niht sehen!“
Des bewag er sich zehant,
unt begunde bôzen an die want:
er hiez sich lâzen dar in.
1260 Der meister sprach: „Ich enbin
nû niht müezic dar zuo,
daz ich iu iht ûf tuo.“ —
„Nein, meister, gesprechent mich.“ —
„Herre, jâ enmach ich:
1265 beitent, unz daz ditz ergê.“ —
„Nein, meister, gesprecht mich ê.“ —
„Nû sagent mirs her dur die want.“ —
„Jâ ez ist niht alsô gewant.“
Zehant dô liez er in dar in:
1270 dô gie der arme Heinrich hin,
dâ er die maget gebunden sach;
zuo dem meister er dô sprach:
„Diz kint ist alsô wûnneclich;
zewære jâ enmach ich
1275 sinen tôt niht gesehen.
Gotes wille müeze an mir geschehen:
wir suln si wider ûf lân.
Als ich mit iu gedinget hân,
daz silber, daz wil ich iu geben:
1280 ir sult die maget lâzen leben!“
Dô diu maget rehte ersach,
daz ir ze sterben niht geschach,
dâ was ir muot bescwæret mîte;
si brach ir zuht unde ir site,
1285 si gram unde roufte sich:
ir gebærde wart sô jæmerlich,
daz si niemen hete gesehen,
im wære ze weinenne geschehen.
Vil bitterlichen si schrê:
1290 „Wê mir vil armen unde owê!
Wie sol ez mir nû ergân?
Muoz ich alsus verlorn hân
die richen himelkrône?
Diu wære mir ze lône
1295 gegeben umbe dise nôt:
nû bin ich alrêst tôt!
Owê, gewaltiger Krist!
Waz êren uns benomen ist,
minem herren unde mir!
1300 Nu enbirt er, und ich enbir
der êren, der uns was gedâht:
ob diz wære vollebrâht,
sô wær im der lip genesen,
unt müest ich iemer sælic wesen!“
1305 Sus bat si gnuoc umb den tôt:
dô wart ir nie dernâch sô nôt,
si verlûre gar ir bete.
Dô niemen durch si dô niht tete,

- dô huop si an ein schelten;
 1310 si sprach: „Ich muoz engelten
 mines herren zageheit!
 Mir hânt die liute misseseit:
 daz hân ich selbe wol ersehen.
 Ich hôrte ie die liute jehen,
 1315 ir wæret biderbe unde guot
 unt hætet vesten mannes muot:
 sô helfe mir Got, si hânt gelogen.
 Diu werlt was ie an iu betrogen:
 ir wæret ie alle iuwer tage
 1320 unt sit ouch noch ein werltzage.
 Des nim ich wol dâ bi war:
 daz ich doch liden getar,
 dazn geturret ir niht dulden.
 Herre, von welhen schulden
 1325 erschraket ir, dô man mich bant?
 Ez was doch ein dickiu want
 enzwischen iu unde mir.
 Herre min, geturret ir
 einen frömden tût niht vertragen?
 1330 Ich wil iu geheizen unde sagen
 daz iu niemen niht entuot,
 und ist iu nütze unde guot.“
 Swie vil si flüeche unde bete
 unde ouch scheltens getete,
 1335 daz enmohte ir niht frum wesen
 si muoste iedoch genesen.
 Swaz dô scheltennes ergie,
 der arme Heinrich ez enpfie,
 als ein frumer ritter sol,
 1340 tugentlichen unde wol,
 dem schœner zûhte niht gebrast.
 Und dô der guâdelôse gast
 sin maget wider kleite,
 und den arzât bereite,
 1345 als er gedinget hâte,
 dô fuor er gar drâte
 wider heim ze lande.
 Swie wol er dô erkande,
 daz er dâ heime funde
 1350 mit gemeinem munde
 niuwan laster unde spot,
 daz liez er liuterlich an Got.
 Nû hete sich diu guote magt
 sô verweinet unt verklagt,
 1355 vil nâhe hin unz an den tût;
 do erkande ir triuwe und ir nôt
cordis speculator,
 vor dem deheines herzen tor
 fûrnames niht beslozzen ist.
 1360 Sit er durch sinen süezen list
 an in beiden des geruochte,
 daz er si versuochte
 reht alsô volleclichen,
 sam Jôben den richen;
 1365 do erzeigte der heilige Krist,
 wie liep im erbernde ist,
 unt schiet si dô beide
 von allem ir leide,
 unt machte in dô zestant
 1370 reine unde wol gesunt.
 Alens bezzerte sich
 der guote herre Heinrich,
 daz er ûf sinem wege
 von unsers herren Gotes pflege
 1375 harte schœne worden was,
 daz er vil gar genas,

- unt was, als vor zweinzic jâren.
 Dô si sus erfröuwet wâren,
 do enbôt erz heim ze lande
 1380 den, die erkande
 der sælden und der gûete,
 daz si in ir gemüete
 sines glûkes wâren frô.
 Von schulden muosten si dô
 1385 von den genâden fröude hân,
 die Got hâte an im getân.
 Sin friunt die besten,
 die sine kunft westen,
 die riten unde giengen,
 1390 durch daz si in enpflegen,
 gegen im wol drie tage.
 Si engeloubeten niemen sage,
 danne ir selber ougen;
 si kurn diu Gotes tougen
 1395 an sime schœnen libe.
 Dem meier unt sim wibe,
 den mac man wol gelouben,
 man welle si rehtes rouben;
 daz si dâ heime niht beliben.
 1400 Si ist iemer ungeschriben,
 diu fröude, die si hâten,
 wan si Got hete berâten
 mit lieber ougen weide:
 die gâben in dô beide,
 1405 ir tohter und ir herre.
 Ez enwart nie fröude merre,
 dan in beiden was geschehen,
 dô si hâten gesehen,
 daz si gesunt wâren:
 1410 si enwesten, wie gebâren.
 Ir gruoze wart spæhe undersniten
 mit vil seltsamen siten:
 ir herzeliep wart alsô grôz,
 daz in daz lachen begôz
 1415 der regen von den ougen.
 Diu rede ist âne lounen:
 si kusten ir tohter munt
 etewaz mê dan dri stunt.
 Do enpflegen si die Swâbe
 1420 mit lobelicher gâbe:
 daz was ir willeclicher gruoze.
 Got weiz wol, den Swâben muoz
 ieglich biderber man jehen,
 der si dâ heime hât gesehen,
 1425 daz bezzers willen niene wart.
 Als in an siner heimvart
 sin lantliut enpfenge,
 wie ez dar nâch ergienge,
 waz mag ich dâ von sprechen mê?
 1430 Wan er wart richer vil, dan ê
 des guotes und der êren;
 daz begunde er allez kêren
 stætelichen hin ze Gote,
 unt warte sime gebote
 1435 baz, dan er ê tæte:
 des ist sin êre stæte.
 Der meier und diu meierin,
 die heten ouch vil wol umb in
 verdienet êre unde guot:
 1440 ouch het er niht sô valschen muot,
 si hetenz harte wol bewant.
 Er gab in eigen daz lant,
 daz breite geriute,
 die erde und die liute,

- 1445 dā er dā siecher ūffe lac.
Siner gemaheln er dō pflac
mit guote unt mit gemache
unt mit aller slahite sache,
als siner frouwen oder baz:
- 1450 daz reht gebōt im ouch daz.
Nu begunden im die wisen
rāten unde prisen
umb ēlichen hirāt:
ungesamnet was der rāt.
- 1455 Er seite in dō sinen muot:
er wolte, diuht ez si guot,
nāch sinen friunden senden
und die rede mit in enden,
swaz si ime rieten.
- 1460 Biten unde gebieten
hieze er allenhalben dar,
die sines wortes nāmen war.
Do er si alle dar gewan,
beidiu, māge unde man,
- 1465 dō tet er in die rede kunt.
Nū sprach ein gemeiner munt,
ez wære reht unde zit.
Hie huop sich ein michel strit
an dem rāte under in:
- 1470 dirre riet her, der ander hin,
als ie die liute tātē,
dā si dā solten rāten.
Do ir rāt was sō mislich,
dō sprach der arme Heinrich;
- 1475 „Iu ist allen wol kunt,
daz ich vor kurzer stunt
was vil ungenāme,
den liuten widerzāme.
Nu enschiuht mich weder man, noch
wip:
- 1480 mir hāt gegeben gesunden lip
unsers herren gebot.
Nū rātet mir alle durch Got,
von dem ich die genāde hān,
die mir Got hāt getān,
- 1485 daz ich gesunt worden bin,
wie ichz verschulde wider in.“
Si sprachen: „Nement einen muot,
daz im lip unde gnot
iemer undertānic si.“
- 1490 Sin trūtgemahel stuont dā bi,
die er vil gütlich āne sach;
er umbevienc si unde sprach:
„Iu ist allen wol gesagt,
daz ich von dirre guoten magt
- 1495 minen gesunt wider hān,
die ir hie sehent bi mir stān.
Nū ist si fri, als ich dā bin:
nū ræt mir aller min sin,
daz ich si ze wibe neme.
- 1500 Got gebe, daz ez mir gezeme:
sō wil ich si ze wibe hān.
Zewāre. mac daz niht ergān,
sō wil ich sterben āne wip,
wand ich ēre unde lip
- 1505 hān von ir schulden.
Bi unsers herren hulden
wil ich iuch biten alle,
daz ez iu wol gevalle.“
Nū sprachens alle geliche,
- 1510 bēde, arm unt riche,
ez wære ein michel fuoge.

- Dā wāren pflāfen genuoge;
die gāben si im ze wibe.
Nāch süezem lānclibe,
dō besāzen si geliche
daz ewige riche.
Als mūeze ez uns allen
ze jungest gevallen:
der lōn, den si dā nāmen,
1520 des helfe uns Got! Amen!

4. Aus dem „Iwein“.

- Lūte āne māze
hörter eine stimme
clāgelich und doch grimme.
- 3830 Nūne weste min her Iwein,
von wederm si wære von den zwein,
von wurme ode von tiere:
er bevant ez aber schiere;
- 3835 wan diu selbe stimme wiste in
durch michel waltgevelle hin,
dā er an einer blāze sach,
wā ein grimmer kampf geschach,
dā mit unverzagten siten
- 3840 ein wurm und ein lewe striten.
Der wurm was starc unde grōz;
daz viur im ūz dem munde schōz:
im half diu hitze und der stanc,
daz er den lewen des betwanc,
- 3845 daz er al lūte schrē.
Dem herren tete der zwivel wē,
weder er helfen solde,
unt bedāhte sich, daz er wolde
helfen deme edelen tiere;
- 3850 doch vorhter des, swie schiere
des wurmes tōt ergienge,
daz in daz niht vervienge,
der leu bestūende in zehant:
wan alsō ist ez gewant,
- 3855 als ez ouch under den liuten stāt,
sō man allerbeste gedieuēt hāt
dem ungewissen manne,
sō hūete sich danne
daz ern iht beswicke,
- 3860 Dem was diz wol geliche;
doch tet er als ein vrumer man,
er erbeizte unt lief den wurm au,
unt sluoc in harte schiere tōt,
unt half dem lewen ūz der nōt.
- 3865 Dānoch do er den wurm ersluoc,
dō heter zwivel genuoc,
daz in der lewe wolde bestān:
daz wart im anders kunt getān.
Sich bōt der lewe an sinen vuoz,
- 3870 unt zeicet ime unsprechenden gruoz
mit gebārde unt mit der stimme.
Hie lieze er sine grimme
unde erzeicet im sine minne,
als er von sime siāne
- 3875 Allerbeste mohte
unde eime tiere tohte.
Er antwurt sich in sine pflege,
als er in sit alle wege
mit sime dieneste ērte,
- 3880 unt volget im, swar er kērte,
unt gestuont im zaller siner nōt,
unz si beide schiet der tōt.
Der lewe unt sin herre,
die vuoren unverre,

- 3885 unz er ein tier ersmahte:
nû twanc in des sin ahte,
beidiu, der hunger unt sin art,
dô er des tieres innen wart,
daz er daz gerne wolde jagen.
- 3890 Dazn kunderme anders niht gesagen,
wan er stuont unt sach in an,
unt zeicte mit dem muunde dan;
dâ mite telerz im kunt.
Nû gruozt er in als ein suochhant
unt volget im von der strâze
wol eines wurfes mâze,
dâ er ein rêch stênde vant,
unde vienc ouch daz zehant,
unt souc im ûz daz warme bluot:
3900 dazn wære sime herren doch niht guot.
Nû schinterz, dâ erz weste
veizt unde aller beste,
nnt nam des einen brâten dan.
Nû gienc ouch diu naht an.
- 3905 **E**r schurft ein viur unt briet daz,
unde az diz ungesalzen maz
âne brôt unde âne win:
ezn moht et dô niht wæher sin.
Daz ime dâ überiges schein,
3910 daz az der lewe unz au diu bein.
Der herre leit sich unde slief;
der lewe wachete unde lief
umbe sin ros unde umbiu:
er het die tugent und den sin,
3915 daz er sin huote alle zit,
beidiu, dô unde sit.
Daz was ir beider arbeit
daz er nâch âventiure reit
rehte vierzehen tage,
3920 und daz mit selbem bejage
der wilde lewe disem mau
sine spise gewan.
Dô truoc in diu geschicht
(wandern versach sich niht)
3925 vil rehte in siner vrouwen lant,
dâ er den selben brunnen vant,
von dem im was geschœhn,
als ich iu hân verjehn,
grôz heil unt michel ungemach.
3930 Als er die linden drobe sach,
und dô im dâ zuo vor erschein
diu kapelle und der stein,
dô wart sîn herze des ermant,
wie er sin ère unt sin lant
3935 **H**ete verlorn unt sin wip:
des wart sô riuwec sin lip,
von jâmer wart ime alsô wê,
daz er vil nâch, als è,
von sime sinne was komen:
3940 unde ime wart dâ benomen
des herzen kraft alsô gar,
daz er zer erde tôtvâr
von dem orse nider seic.
Unde als er vol sich geneic,
3945 daz swert im ûz der scheiden schôz;
des gûete was alsô grôz,
deiz im durch den halsperc brach
unde im eine grôzen wunden stach,
daz er vil sêre bluote:
3950 des wart im unmuote.
Der lewe wânde, er wære tôt,
unt was im nâch dem tôde nôt:
- er rihte daz swert an einen strûch,
unt wolde sich stechen durch den bûch;
3955 wan daz im der herre lwein
dannoch lebende vor schein.
Er rihte sich ûf unde saz,
unde erwante deme lewen daz,
daz er sich niht ze tôde stach.
- 3960 Her lwein clagte unde sprach:
„Unsælec man, wie verstû nû!
Der unseligeste bistû,
der ie ze dirre werlde wart geborn.
Nû wie hâstû verlorn
3965 **D**iner vrouwen hulde!
Jane wære diu selbe schulde
zer werlte niemens, wan din,
ezn müese sin ende sin.
Er ist noch baz ein sælec man,
3970 der nie dehein ère gewan,
danne der ère gewinnet
unt sich sô niht versinnet,
daz er si behalten künne.
Ère unde wünne,
3975 der hât ich beider alsô vil,
daz ichz Gote clagen wil,
daz ich ir ie sô vil gewan,
ichn solde stæter sin dar an.
Wære mir niht geschehen heil,
3980 unt liebes ein vil michel teil,
sone weste ich, waz ez wære;
âne seuede swære
sô lebete ich vriliche, als è:
nû tuot mir daz senen wê.
3985 Daz mir daz solde geschœhn,
daz ich muoz an sehn
schaden unde schande
in miner vrouwen lande!
Diz ist ir erbe undir lant!
3990 daz stuont è in miner hant,
daz mir des wunsches niht gebrast:
dem bin ich allem worden gast.
Ich mac wol clagen min schœne wip:
war umbe spar ich den lip?
3995 **M**in lip wære des wol wert,
daz mich min selbes swert
zehant hie an im ræche
undez durch in stæche.
Sit ich mirz selbe hân getân,
4000 ich soltes ouch selbe buoze eupfân.
Nu git mir doch des bilde
dirre lewe wilde,
daz er von herzeleide sich
wolde erstechen umbe mich,
4005 daz rehtiu triuwe nâhen gât;
sit mich min selbes missetât,
minir vrouwen hulde
und dehein ir schulde
ân aller slahte nôt verlôs,
4010 unt weinen für daz lachen kôs.“
Dô disiu grôze clage geschach,
daz gehôrte unde sach
ein juncvrouwe, diu leit
von vorhten græzer arbeit,
4015 danne ie dehein wip;
wande si gevangen ûf den lip
in der kapellen lac.
Und dô er dirre clage pfloc,
dô sach si hin vûr
4020 durch eine schruden an der tür.

- Si sprach: „Wer claget dā? wer?“
 „Wer vrāget des?“ sprach er.
 Si sprach: „Herre, das hie clagt,
 daz ist ein alsō armiu magt,
 4025 **D**az von deheiner sache
 von manegem ungemache
 deheiniu armer möhte lebn.“
 Er sprach: „Wer möht iu gebn
 sō grōzen kumber, als ich hān?
 4030 ir muget wol iuwer klage lān:
 wan der vervluochete, daz bin ich!“
 Si sprach: „Daz ist unmogelich,
 daz iuwer kumber mūge sin
 des endes iender, sam der min.
 4035 Ich sihe wol, daz ir sēt
 unde ritet unde gēt,
 swar iuch iuwer wille treit:
 sō ist mir daz vūr geleit.
 Ich bin alsō gevangen;
 4040 verbrant ode erhangen
 wirdich morgen an dem tage.
 Nieman ist, der mich übertrage,
 mirne werde der lip benomen.“
 Er sprach: „Vrouwe, wie ist daz komen?“
 4045 Si sprach: „Habich deheine schulde,
 Got welle, daz ich sine hulde
 niemer gewinne.
 Vūr eine verräterinne
 bin ich dā her in geleit:
 4050 daz lantvolc hāt ūf mich geseit
 eine schult sō swære,
 unde ob ich schuldec wære,
 sō wære ich grōzer zūhte wert.
 Ez nam in dem järe vert
 4055 **D**es landes vrouwe einen man;
 dā missegienc ir leider an:
 die schulde legent si ūf mich.
 Nū, herre Got, waz moht ich,
 daz ir an im missegie?
 4060 Zwäre geriet ich irz ie:
 daz tet ich durch ir ēre.
 Ouch wundert mich iemer mēre,
 daz ein alsō vrumer man
 sō starke missetuon kan:
 4065 wander was benamen der beste,
 den ich lebende weste.
 Ouch ist ez niht von den schulden sin,
 ez ist von den unselden min.
 Alsus ring ich mit sorgen.
 4070 Si beitent min unz morgen:
 sō nement si mir ouch den lip.
 Wan ich bin leider ein wip,
 daz ich mich mit kampfe iht wer:
 sō ist ouch niemen, der mich ner.“
 4075 **E**r sprach: „Sō lāze ich iu den strit,
 daz ir angesthafter sit,
 danne ich, sit ez sō umbe iuch stāt,
 daz ez iu an den lip gāt,
 ob ir iuch niht mugt erwern.“
 4080 Si sprach: „Wer möhte mich ernern?
 Der joch den willen hēte,
 daz erz gerne tete,
 wer hete dannoch die kraft,
 ern dulte die meisterschaft?
 4085 **W**an ez sint dri starke man,
 die mich alle sprechent an.
 Ich weiz ir zwēne unde ouch niht mē,
 an den sō volleclichen stē

- diu tugent und diu manheit,
 4090 die sich sō starke arbeit
 durch mich armen nēmen an.
 Daz sint ouch zwēne selhe man,
 ir ietweder slēge āne wer
 disses volkes ein her:
 4095 unt weiz ez ouch, als minen tōt,
 west ir ietweder mine nōt,
 er kēme unt vāhte vūr mich.
 Der dewedern mach ich
 ze disen ziten niht hān,
 4100 unt muoz mir an den lip gān:
 ouch entrūwichs niemen, wan den zwein.“
 Dō sprach min her lwein:
 „Nū nennet mir die dri man,
 die iuch mit kampfe sprechent an,
 4105 unt nennet mir danne mē
 die zwēne, umbe dies sō stē,
 der ietweder sō vrum si,
 daz er eine vāhte wider dri.“
 Si sprach: „Ich nennes alle wol.
 4110 Die dri, der gewalt ich dol,
 der eine ist truhsēze hie,
 unt sine bruoder, diq mir ie
 wāren nidec unt gehaz,
 wan mich min frouwe hāte baz,
 4115 **D**anne si mir des gunden,
 unt habent si des überwunden,
 daz si nū wol überschit,
 swaz mir leides geschiht.
 Dō min vrouwe ir man nam,
 4120 der ir nāch wāne wol gesam,
 unt si dar nāch niht wol enlie,
 dō begāben si mich nie
 mit tēgelicher arbeit,
 sine zigen mich der valscheit,
 4125 daz ez schūefe niuwan min list,
 daz ez ir sus missegangen ist.
 Unt swaz mir ouch dā von geschiht,
 sone lougen ich des niht,
 ezn vuocete min rāt unt min betē,
 4130 daz siz ie umbin getete;
 wandich mich wol umbin versach,
 geschēhez, als ez doch geschach,
 si hetes vrume unde ēre.
 Nū velschent si mich sēre,
 4135 ich habe si verrāten.
 Wande si mir dō tātē
 michel unreht unt gewalt:
 dō wart min leit vil manecvalt,
 undich, arme verlorne,
 4140 vergāhte mich mit zorne.
 Wan daz ist gar der sēlden slac,
 swer sime zorne niene mac
 gedwingen, ern überspreche sich:
 leider alsō tet ich mich.
 4145 **I**ch hān mich selben verlorn:
 ich sprach durch minen zorn,
 swelhe dri die tirsten man
 sich von dem hove nēmen an,
 daz siz beretten wider mich,
 4150 einen riter vunde ich,
 der mit in allen drin strite,
 ob man mir vierzec tage bite.
 Der rede giengen si dō nāch:
 wan mir was gewesen ze gāch.
 4155 Man liez mich ir niht wandel hān,
 unde enwart ouch des niht erlān,

- ichn schüefe in rehte sicherheit,
daz ich der rede wære gereit,
als ich dâ hete gesprochen,
4160 daz ich in sehs wochen
mich mit kampfê löste.
Die zwêne, der ich mich trôste,
die reit ich suochende in diu lant,
daz ich dewedern vant.
- 4165 Dô suocht ich den künec Artûs,
unde envant dâ nieman ze hûs,
der sich ez wolde nemen an:
sus schiet ich âne kempfen dan.
Des wart ich sô ze spotte hie,
4170 daz ez mir an mîn herze gie.
Sus wurfen si mich dâ her in,
als ich des bitende bin,
daz sich mîn lip sol enden.
Wan die mirz hulfen wenden,
- 4175 Die sint mir nû vil ungereit.
Mir hulfê von dirre arbeit,
sweder ez weste von in zwein,
her Gâwein oder her Iwein.“
„Welhen Iwein meinet ir?“ sprach er.
- 4180 Si sprach: „Herre, daz ist der,
durch den ich lide disiû bant.
Sin vater ist genant
der künec Vriên.
Der kumber, dâ ich inne stên,
4185 der ist von sinen schulden.
Mir was ze sinen hulden
alze liep und alze gâch,
unt ranc starke dar nâch,
daz er herre wurde hie,
- 4190 leider, als ez ouch ergie.
Er behagte mir ze gâhes wol:
wan swer den man erkennen sol,
dâ hœret langer wile zuo.
Ich geloubt im leider alze vruo;
4195 ich wânde, er kunde lônên baz.
Mîn rât vuocete ime daz,
daz sich mîn vrowe sin underwant
unt gap im lip unde lant.
Nû hât er uns beswichen
- 4200 im selben schedelichen;
ez ist sin unsêlekeit:
wan des swûer ich wol einen eit,
mîn vrouwe ist ein sô edel wip,
daz er niemer sinen lip
- 4205 Bestetet ûf der erde
ze hôherme werde.
Si ist sô schœne unt sô rich,
wære si sime libe gelich,
sô vreut er sich, daz siz getete.“
- 4210 Dô sprach er: „Heizet ir Lunete?“
Si sprach: „Herre, jâ ich!“
Er sprach: „Sô erkennet mich:
ich bin Iwein der arme!
Daz ez Got erbarme,
- 4215 daz ich ie wart geborn!
Nû wie hân ich verlorn
mîner vrouwen hulde!
Sît diu selbe schulde
niemaus ist, wan mîn,
- 4220 der schade sol ouch mines eines sin:
ichn weiz, weme ich si mære gebe.
Jane müet mich niht, wan daz ich lebe:
ouch sol ich schiere tôt ligen.

- Zwære, ich trûwe wol gesigen
4225 an den rîtern allen drin,
die iuch geworfen hânt her in.
Unt swenne ich iuch erlœset hân,
sô sol ich mich selben slân.
Mîn vrouwe muoz den kampf sehn:
4230 wander sol vor ir geschehn.
Ichn weiz, waz ich nû mære tuo,
wan daz ich ir morgen vruo
über mich selben rihte
unt zuo ir angesihtê
- 4235 Durch ir willen lige tôt:
wandez muoz doch mîn senediû nôt
mit dem tôde ein ende hân.
Diz sol allez ergân,
daz si niht wîzze, wer ich si,
4240 unz ich erstirbe, und die dri,
an den ich iuch rechen sol.
Sô weiz mîn vrouwe danne wol,
sô bevindet si, wer ich bin,
und daz ich lip und den sin
- 4245 vor leide verlorn hân:
diu rache sol vor ir ergân.
Ez ist reht, daz ich iu lône
der êrbæren krône,
die ich von iuwern schulden truoc.
- 4250 Ich hete êren genuoc:
waz half mich, daz ich golt vant?
Ez ist vil ûbele bewant
ze dem tôren des golde vunt:
er wirfet ez doch hin ze stunt.
- 4255 Swie ich zuo mir selben habe getân,
ir sult iedoch gewis hân,
ichn lâze iuch niht under wegen.
Wan dô ich tôt wære gelegen,
dô hulfet ir mir von sorgen:
- 4260 als tuon ich iu morgen.“
Nu entwâfent er sin houbet:
nû wart ez im geloubet,
daz er her Iwein wære.
Geringet wart ir swære,
- 4265 Von vreuden si weinde
unt sprach, als siz ouch meinde:
„Mirne mac nû niht gewerren,
sît daz ich minen herren
lebende gesehen hân.
- 4270 Ez was mîn angst unt mîn wân,
daz ir wæret erslagen:
ichn hôte dâ ze hove sagen
von iu dehein daz mære,
daz iuwer iht wære.“
- 4275 Er sprach: „Mîn vrou Lunete,
wâ was, der noch ie tete,
des alle vrouwen ruochten,
die sin dienest suochten,
mîn lieber vriunt her Gâwein,
- 4280 der ie nâch vrouwen willen schein,
ie ranc unt noch tuot?
Hetet ir im gesaget iuwern muot,
er hete iuch alles des gewert,
des ir an in hetet gegert.“
- 4285 Si sprach: „Het ich den vunden,
sô het ich überwunden
mîne sorge zehant.
Daz ich sin dâ niene vant,
daz was wunderliche kômen:
- 4290 in was diu künegin genomen;

daz het ein riter getân,
den wolden si alle gelastert hân;
unt was in den selben tagen,
dô ich dar kom durch klagen,

- 4205 **Mer** Gâwein nâch gestrichen.
Ich liez dâ wærlîchen
um die vrouwen grôz klagen
unde ouch um sin nâch jagen.
Si vorhten, daz si daz wip
4300 verlûrn und dâ zuo er den lip;
wander niht wider wolde komen,
er erwære, wie si wære genomen.“

- Nû was im daz mære
durch sinen gesellen swære;
4305 er sprach: „Nû müez in Got bewarn!
Vrouwe, ich muoz hinnan varn
unt mich bereiten dar zuo:
unt wartet min morgen vruo,
ich kume ze guoter kampfit.
4310 Unde alsô hôvesch, sô ir sit,
sone saget niemen, wer ich si.
Deiswâr, ich slahe si alle dri,
ich hilfe in von dirre nôt,
ode ich gelige durch iuch tôt!“

- 4315 Si sprach: „Lieber herre,
sô stüendez iuch alze verre,
ze wâgenne ein als vorden lip
umbein alsus armez wip.
Mir wære der rede gar ze vil;
4320 unt wizzet, daz ich immer wil
den willen vûr diu werc hân:
ir sult der rede sin erlân.
Iwer leben ist nûtzer, dan daz mîn.
Unt môht ez ein wâge sin,

- 4325 Sô getorste ich iuch sin biten:
diz ist gar wider den siten,
daz ein kempfe wider dri man.
Diu liute habent sich joch dar an,
daz zwêne sin eines her:

- 4330 sô wære diz gar âne wer.
Verlûrt ir durch mich den lip,
sone wart nie dehein armez wip
sô unsælec, als ich,
unt slûegen ouch ðanne mich.
4335 So ist bezzer mîn verderben
ðanne, ob wir beidiu sterben.“

Er sprach: „Diu rede sol bezzer wesu:
wan wir sulu beidiu genesn.

- 4340 Zwære, ich wil iuch træsten wol,
wandichz ouch bewarn sol.
Ir hât sô vil durch mich getân,
ob ich deheine triuwe hân,
sone sol ich daz niht gerne schîn,
daz iu kein schade mac geschehē,
4345 dâ ichz kan erwenden.
Diu rede sol sich enden:
Si müezen iuch lâzen vri,
ode ich erslahe si alle dri.“

- Nû was ir durch ir vrûnekeit
4350 ir ère und ir vrume leit:
si wære gerne genesn,
unde môht ez alsô sin gewesen,
daz er den lip niht verlûr.
Sit ab er mit vrier kûr

- 4355 **Den** kampf wolde bestân,
sô lie siz sin unt muosez lân.

Ulrich von Jagzhoven.

Nach Einigen soll Ulrich von Jagzhoven*) aus dem Thurgau stammen; es ist aber wahrscheinlicher, daß er aus Bayern war, da in einer Urkunde aus dem Ende des 12. Jahrhunderts das Geschlecht der Jagzhoven erwähnt wird und eine Ortschaft noch jetzt den Namen Jagtsofen führt. Ulrich war ein Zeitgenosse Hartmanns, doch ist es ungewiß, ob er dessen Dichtungen kannte; einzelne Stellen, die an jenen großen Dichter zu erinnern scheinen, sind viel zu wenig entscheidend, als daß man auf sie ein bestimmtes Urtheil gründen könnte. Dagegen ist Hartmann in Sprache, Auffassung und Darstellung so ganz ohne Einfluß auf Ulrich geblieben, daß man ihn für noch unbedeutender halten mußte, als er schon an sich erscheint, wenn man annehmen wollte, daß er den Dichter des armen Heinrich und des Zwein gekannt habe.

Sein Epos „Lanzelet“ bearbeitete er nach einem von ihm nicht näher bezeichneten französischen Gedichte, das er bei einem Herrn Hugo von Morville fand, welcher als Gelfe für König Richard Löwenherz von England in Deutschland zurückgeblieben war. Da Richard am Anfange des Jahres 1194 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, so kann Ulrich sein Gedicht frühestens in diesem Jahre begonnen haben. Es scheint, nach Allem zu urtheilen, daß er seinem Vorbild, welches er „so gut er konnte“, in deutsche Sprache umdichtete, im Ganzen wie im Einzelnen treu geblieben ist; höchstens mag er hier und da, durch den Reim geleitet, irgend einen Gedanken ausgesprochen haben, der nicht im Urtexte stand. Die Anlage des Gedichts ist höchst einfach und kunstlos: die Erzählung schleppt sich unbeholfen in chronologischer Ordnung, welche das Verständniß öfters erschwert, von der Geburt des Helden bis zu dessen Tode fort, ohne irgendwo einen bedeutenderen Eindruck zu hinterlassen.

Lanzelet war der Sohn des Königs Pant, der in einer Empörung Reich und Leben verlor, als der Knabe zwei Jahre alt war. Die Königin rettete sich mit dem gelebten Kinde in eine Felsenhöhle, wo ihr eine weiße „Meerminne“ (Meerfee) den Knaben raubte und in ihr Zauberland entführte. Als er heranwuchs, lernte er von den Frauen der Königin Musik, Gesang und höfische Sitte; die Fee sorgte aber auch dafür, daß er in allen ritterlichen Dingen geübt und sein Körper stark und kräftig wurde; nur Waffen und Roß blieben ihm unbekannt. Aber gerade darnach sehnte er sich, und er bat daher, als er fünfzehn Jahre alt war, um Urlaub; so sehr er aber auch flehte, wollte ihm die Fee seinen Namen nicht nennen; er würde ihn nicht eher erfahren, sagte sie, als bis er den besten Ritter, den Zweret von Dobone, überwunden habe. Nun gab sie ihm Roß und Waffen und entließ ihn. Er kam bald darauf in eine Burg, wo er in den Waffen Unterricht erhielt, so daß er nunmehr ein tüchtiger Ritter war und auf Abenteuer ausgehen konnte. In der Nähe der Burg Moreis begegnete er zweien andern Rittern, Kurau und Orphilet, mit denen er in die Burg ging, wo sie von dem Herrn (Galgandreich) gut aufgenommen wurden. Als sie sich

*) Rudolf von Ems nennt ihn Jaginhoven, vaterlich sogar Ebenhoven; auch findet man die Formen Jagitoven, Jagzhoven, Jagzhoven, Jagzhoven, Jagzhoven und Jagzhoven.

niedergelegt hatten, kam die schöne Tochter des Birthes, den Rittern ihre Minne anbietend. Ausras und Orphileit wiesen sie ab; der junge Abenteuerer aber nahm die Jungfrau in seinem Bette auf. Als der Vater es am Morgen inne ward, forderte er den unbesonnenen Jüngling zum Messerkampf, worin jedoch Galagandreis unterlag. Mit Hülfe der Tochter ward Lanzelet Herr der Burg. Bald darauf gerieth er in die Gefangenschaft des reichen Ritters Kinter, den er aber im Zweikampf erschlug; dessers Nichte Ade pflegte mit treuer Sorgfalt den jungen Ritter, der auf den Tod verwundet war, und führte ihn, als er genesen war, zu ihrem Vater, mit dem sie ihn versöhnte; unterwegs aber schenkte sie ihm ihre Minne. Ein großes Turnier, das König Artus in Blois veranstaltete, zog den jungen „Lugenannten“ dahin; er verrichtete dort Wunder der Tapferkeit, worauf er zur geliebten Ade zurückkehrte. Doch rief ihn bald ein neues Abenteuer hinweg, das in Pluris zu bestehen war, wohin er in Begleitung der Jungfrau Ade und ihres Bruders Diebalt zog. Ihr Weg führte sie vor die Burg Schätel le mort, deren Besizer, Rabuß der Blöde, der Sohn jener Meerfee war, die den Helden erzogen hatte; die Burg war also verzaubert, daß der tapferste Ritter, der sie uneingeladen betrat, sogleich allen Muth verlor. Dies begegnete auch dem jungen Abenteuerer; er ward von Rabuß entwaffnet, weshalb ihn Ade als einen Unwürdigen verließ. Lanzelet aber blieb in schmachlichem Gefangnis, bis Rabuß ihn aufforderte, gegen seinen Feind Zweret zu kämpfen. Sobald er die Burg verlassen hatte, kehrte sein ganzer Muth zurück und er suchte Zweret auf. Im „Schönen Walde“ traf er Zwerets Tochter, die schöne Iblis, die in der vorigen Nacht von ihm geträumt hatte und von Liebe erfüllt ihm entgegengezogen war. Sie suchte ihn vom Kampfe abzuhalten; aber umsonst; er erschlug ihren Vater, der unterdessen herbeigekommen war. Iblis begleitete den Ritter: unter einer grünen Linde schenkte sie ihm ihre Minne. Bald darauf kam eine Jungfrau der Meerfee, welche ihm auf Befehl ihrer Herrin mittheilte, daß er Lanzelet heiße und von königlicher Geburt sei. Pöcherfrent zog er mit Iblis an König Artus' Hof, wo er wieder Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Jetzt erinnerte er sich aber des Abenteuerers in Pluris, wo eine schöne Königin saß, die Reich und Hand nur dem geben wollte, der ihre hundert Ritter besiegte. Lanzelet stach sie alle nieder, und ihm ward die Minne der Königin zu Theil. Diese aber fürchtete, er möchte ihr entfliehen, daher sie ihn entwaffnen und sorgsam hüten ließ. Als Iblis, die in Kardigan bei König Artus zurückgeblieben war, über seine lange Abwesenheit verzweifelte, kam die Jungfrau der Meerfee; sie hatte einen Zaubermentel mitgebracht, der derjenigen Frau gehören sollte, welcher er paßte; er war aber nur solchen gerecht, die ihren Rittern in Gedanken und Werken ganz treu geblieben waren. Alle Frauen, selbst die Königin, legten ihn umsonst an; allen war er bald zu kurz, bald zu lang, worüber Keim nicht wenig spottete; doch ward er bald stille, als auch seine Frau ihn anzog und es sich fand, daß er ihr nur bis zum Gürtel reichte. Endlich legte Iblis den Mantel an, und siehe, er stand ihr, wie wenn er für sie gemacht worden wäre. Diese erfuhr aber von der Jungfrau, daß Lanzelet in Pluris gefangen

gehalten würde. Nun zogen vier Ritter aus, ihn zu befreien, was ihnen durch eine klug ersonnene List gelang. Als Lanzelet in Kardigan ankam, fand er Alles in Trauer, denn es war unterdessen die Königin Ginevra von dem König Valerin geraubt worden, dessen Burg uneinnehmbar war; der Zauberer Malbuc aber, mit dessen Hülfe allein Valerin besiegt werden konnte, wollte dieselbe nur unter der Bedingung gewähren, daß ihm Erel und Walwein ausgeliefert würden. Diese boten sich freiwillig an, und so ward Ginevra mit Hülfe des Zauberers befreit. Lanzelet aber erstieg die Burg desselben, tödtete ihn und befreite die beiden Freunde. Als er eines Tages mit seiner Frau koste, erzählte ihm diese von einem schrecklichen Wurme, der die Vorübergehenden um Gotteswillen bitte, ihn zu töffen; heimlich machte sich der Ritter auf, auch dieses Abenteuer zu bestehen, vor dem alle Helden der Tafelrunde gescheut hatten. Sobald er den Wurm geküßt, kürgte sich dieser in das Wasser und kam als schönes Weib wieder hervor. — Nun aber dachte Lanzelet daran, sein väterliches Reich wieder zu erobern, die Dienstmannen ergaben sich ohne Kampf; und so ward ihm auch Zwerets Reich, das Erbe seiner Gemahlin, ohne Kampf zu Theil, und beide herrschten glücklich bis an ihren Tod, der an einem und demselben Tage erfolgte.

Es besteht, wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich ist, das ganze Gedicht nur aus der kunstlosesten Anhäufung verschiedener, einander jedoch sehr ähnlicher Abenteuer, die in seinem Innern noch äußern Zusammenhänge zu einander stehen, so daß selbst die Personen, welche des Lesers Aufmerksamkeit und Interesse auf sich ziehen, vollständig verschwinden, wenn die Begebenheiten abgespinnen sind, an die sie sich zunächst anschließen. So roh die Erzählung im Ganzen ist, so roh ist sie es auch im Einzelnen: bald ist sie bei wichtigen Verhältnissen kurz und übermäßig zusammengeknüpft, bald dagegen bei ganz bedeutungslosen Dingen in eben solichem Uebermaße weltlichweilig, wie z. B. in der schon erwähnten Schilderung von Ade's Weisepferd (s. oben S. 313). Zwar ist der Reim ziemlich rein, aber der Dichter beherrscht ihn nicht, vielmehr wird er oft vom Reime zur Einschlebung von Füllzeilen gezwungen, die einen höchst widrigen Eindruck machen; so in der Schilderung Zwerets, in welcher der Dichter die Darstellung der äußeren Gestalt ohne andern Grund als den Zwang des Reims durch unzusammenhängende Betrachtungen über seinen Charakter zehnmal und öfter unterbricht. Noch mehr aber, als die oft ganz unbeholfene Darstellung (einmal ist Ulrich sogar im Zweifel, ob er eine lange Geschichte nicht noch einmal erzählen solle; glücklicher Weise kommt es ihm in den Sinn, daß die Sache zu lange dauern würde, und es daher besser sei, sie nicht wieder zu berühren), ist es der Mangel an jedem edleren Gefühl, der den Leser widrig berührt. Wir wollen mit dem Dichter nicht darüber rechten, daß sein Held die Frauen wie abgetragene Kleider tauscht; nicht darüber, daß die Frauen, aller Sitte und aller Zucht vergebend, jedes menschliche Gefühl verhöhnend, sich dem jungen Abenteuerer hingeben, der eben erst ihren Vater erschlagen: dies fand der Dichter in seinem Vorbild; er konnte nicht leicht davon abgeben, ohne den ganzen Stoff zu vernichten. Aber daß er Alles so nackt und roh erzählte, wie er es im französischen Gedichte fand,

daß er sich nicht bemühte, die widerlichen Rohheiten seines Vorbilds zu mildern oder ganz zu entfernen, die einzelnen Begebenheiten besser zu motiviren und das innere Leben der Personen hervortreten zu lassen, die bei ihm nur als willenlose Werkzeuge eines blinden Zufalls erscheinen; dies Alles berechtigt zu dem Urtheile, daß er keine Ahnung von der Aufgabe eines Dichters und kein Gefühl für sittliche Schönheit hatte.

Aus Lanzelet: Der Zaubermantel.

- Die riter dô sâhen
von verre riten die maget,
diu Lanzelete hât gesaget
sin geslecht unt sinen namen.
- 5750 Dô sprach diu massenie alsamen:
„Jenez mac wol ein bote sin:
daz ist an siner gæhe schîn;
er bringet niwiu mære.“
Wâlwein, der êrbære,
- 5755 begie sin zuht, des hab er dano;
er fuort die maget durch daz gedranc
zuo des wirtes angesiht.
Dô sprach siu in alrihte
mit gezogenlichen worten,
- 5760 daz ez die fürsten hörten:
„Küneo, du müezest gêret sin
von Got, und ouch diu künegin,
und allen, den du guotes ganst;
wan dûz wol verschulden kanst
- 5765 mit guote unt mit dem libe dîn:
des wünschet dir diu frowe min,
ein wise merminne.
Si ist ein küneginne,
hübescher, dan nu iemen lebe.
- 5770 Si sendet dir ein stolze gebe:
daz enmac widerreden niht
kein wise man, der si gesiht.
Guotes gan siu niemen baz.
Ûf ein gedinge tuot si daz,
- 5775 daz du, künic hère,
wol bewarst dîn êre,
unt tuo ein dinc, des ich dich bite.“
„Wie ungerne ich daz vermitte!“
sprach der wirt dâ ze hûs,
- 5780 der riche künic Artûs,
wand er niht zwifels hæte,
daz si iht wan fuoge bæte.
Swaz er sprach; daz was gewis.
Nu lac min frowe Iblis
- 5785 von jâmer siech und ungesund:
si enwas dâ niht zer selben stunt,
dô diu maget kom geriten.
Diu enmôhte niemer hân vermiten,
si enhæte si bekennet,
- 5790 gegrûezet unt genennet,
wau si sament wâren gesin,
do ir Lanzelet das vingerlin
gab, daz ir wol behagete.
Als ich iu nu sagete,
- 5795 sô sult ir vûrbaz verstân,
wie der megede ernde was getân,
sit irz hosrent gerne.
Mit eime riemen von Iberne
was si begürtet harte wol;
- 5800 als ich iu berihten sol,
ir roc was gezieret,
wol geflächieret

- riterliche an ir lip,
alse Franpoise wip
- 5805 pflegent, die wol geschafent sint.
Diz selbe wise hübsche kint,
daz truoc an dem gürtel sin
ein mæzigez tesschin;
daz was harte wæhe
- 5810 geworht mit fremeder spæhe.
Dar ûz nam diu maget sân
ein mantel wunderlich getân:
der wuohs in allen gâhen,
daz siz an sâhen:
- 5815 er wart lanc unde breit.
Für wâr si iu daz geseit,
daz al diu varwe dran erschein,
die eht menschen dehein
ie gesach oder erkande.
- 5820 An diseme fremeden gewande
was geworht aller slahte
mit wises herzen ahte
tier, vogel, merwunder:
swaz ûf der erde od drunder
- 5825 unt zwischen himel ist erkant,
daz eht mit namen ist genant,
daz stuont dran, als ez lebte.
So ez iezuo hie swebte,
sô ruct ez aber fûrbaz:
- 5830 ein zoubelist geschuof daz
von nigromanzie.
Dô diz diu massenie
unt künic Artûs ersach,
diu maget im aber zuo sprach:
- 5835 „Küneo, du solt den mantel nemen,
unt gib in, dâ er müge gezemen
under allen den frouwen.
Ouch wil ich gerne schouwen,
wer diu si, der er kome.
- 5840 Unt swâ er sie dehein frome,
dâ solt dun geben fûrbaz:
des gert min frowe und ich baz,
wan du ez hâst gesprochen.“
„Ez enwirt niht zerbrochen.“
- 5845 sprach Artûs, „ez müeze ergân,
swaz ich dir gelobet hân.“
Dâ mite gienc diu frowen schar
ûz der massenie dar,
die dâ statelichen wolten sin.
- 5850 Der künec sprach zuo der wirtin:
„Dês al ein, swiez ergê,
versuocht, wie iu der mantel stê;
legent in snelleclichen an:
ich bin, der iu sin wol gan,
- 5855 wan mir nieman lieber ist.“
Dâ wider was dehein frist:
Ginovere leit den mantel an,
dâ von se ein teil schame gewan,
wan ir daz selbe gewant
- 5860 ob den eukelen erwant,
alsô daz ez ir niht tohte.
Der bote vrâcte, ob er mohte
sagen, waz ez betûte;
der wirt sprach harte lûte,
- 5865 daz ez manic fürste vernam,
er wurd ir nimer drumbe gram
und ir schadet diu rede niht ein hâr.
Diu maget sprach: „Daz ist wâr,
Giuovere ist hübsch unde guot,
- 5870 an den werken hât siu sich behuot,

- daz siu niewan wol getete:
doch ist siu durch zwifels bete
an den gedenken missevarn.
Ein sclic man sol wol bewarn
5875 siu wip mit allem guote.
Swer der künegin minre huote,
sô hæt siu dicke daz getân,
daz si sus durch ère hât verlân.
Starkiu huote und ungetriuwer muot,
5880 diu machent stætiu wip unguot:
daz ist gewis, sam der tût!“
Diu künigin den mantel von ir bôt,
unt sprach der künic Artûs:
„Die vrowen gar in mime hûs,
5885 die müezen in versuochen,
unt wil ez Got geruoehen.
Dâ von lânt iu alle ensuôn.
Ir sult ez deste gerner tuon,
wan ichz für iuch hân gelobet.
5890 Diu des niht tuot, diu ertobet
unde hât gevelschet mich.“
Dô bedâhtens alle sich,
daz si gerner wolten dulden
laster zuo den schulden,
5895 dan si von im imer mære
gewunnen liep noch ère.
Dô der künec die rede getet,
dô antwurt im Orphilet
der fürste, ein bescheiden man:
5900 „So ich imer meist gevlehen kan,
sô bite ich mine vriundin,
daz siu nu diu erste welle sin.
Swaz siu unz her getân hât,
ob siu michs fürder mâle erlât,
5905 sô si mit triuwen diz verkorn.“
Diu rede was der vrowen zorn;
den mantel siu doch an swief:
dô wart er ir alsô tief,
daz er ir verre nâch gienc,
5910 wan ein ort, daz vor ir hienc,
daz was sô sere ûf gangen,
daz ez niht mohte gelangen,
wan ein lützel für daz knie.
Vil harte wundert ez sie,
5915 die den mantel sô kurzen sâhen.
Diu maget sprach in allen gâhen:
„Ich wil iu sagen über lût,
der vrowen ist ir man ze trût:
unt swenn er ir abe gât,
5920 des er si gewenet hât,
sô müezen alle ir sinne
an vremder liute minne
sich sentlichen vlizen.
Ich enwil ir niht verwizen,
5925 dâ von siu mir si gehaz:
einer andern stât der mantel baz.
Dô diu rede alsus ergienc,
Wâlwein den mantel enpfenc
unt bät sine vriundin,
5930 daz siu durch den willen sîn
den mantel umbe wolte nemen;
dô muost er ir vil nâch gezemen,
als ez wære ein reitcleit.
Diu maget sprach: „Iu si geseit,
5935 kæme der mantel nieman baz,
sô trûege in billich âne haz
diu vrowe, diu in an hât:
siu lebt ab, der er baz stât.“

- Dô sprach der arcspreche Kaiin:
5940 „An des mantels lenge ist schin,
daz er mime wibe zimet.“
Zehant ouch si den mantel nimet;
daz volo es alles war nam.
Ich wæn err vorne wol kam
5945 gegen irm man, dâ er saz.
Kaiin sprach: „Er kumpt ir baz,
dan allen disen vrouwen:
wer mac dar an schouwen
buozwirdiges iht umb ein hâr?“
5950 Der mantel hinden was für wâr
an den gürtel ûf gerumpfen hô:
swie vil man in nider zô,
sô dent er sich fûrnemens niet.
Dô sprach alliu diu diet:
5955 „Daz ist ein wol stândeze cleit!“
Als Kaiin sach die wârheit,
dô wart er vor schame rôt;
sin wip er hiez unt gebôt,
daz siu ginge zuo der künigin,
5960 unt wes siu wert wolte sîn,
daz siu wände, daz ir kæme,
daz siner frowen missezæme
durch deheines lasters âhte.
Diu aber den mantel brâhte,
5965 diu zêch si, daz siu gerne
willic war ze werne,
und daz siu gereche tæte,
swes man si gebæte,
unt, swie man ez versuochte,
5970 daz siu des alles ruochte.
Dô Kaiins vriundin misselanc,
mit zûhten dô her für dranc
Loifflot der stæte,
der sin wip geminnet hæte,
5975 è siu wurde geborn, ein jâr.
er gezurnde nie für wâr
mit ir, des siu sich kunde entstân:
des wände er dô genozzen hân
unt wolt ir triuwe schouwen.
5980 Under allen den vrouwen
was borvil ieman baz getân;
ir keiniu wart des vor gelân,
diu ir man holder wære:
daz verdient der êrbære
5985 mit triuwen, als ein hübsch man.
Nu leit er ir den mantel an;
dô stuont er ir ze wunsche wol,
wan als ich iu sagen sol:
da enwas nieman ze stunde,
5990 der ir den nûschel kunde
gelegen wol ze rehte.
Daz was dem guoten knehte
swære und âne mâze leit
und ouch der vrouwen gemeit.
5995 Diu maget, diuz allez beschiet,
diu versweio die massenie niet,
wâ von daz dinc was komen;
siu sprach: „Diu vrowe hât genomen
gewerp und dienstes gennoc,
6000 dâ von siu in herzen truoc
wünne und dicke hõhen muot;
doch was siu des vil behuot,
daz siu durch iemans minne
nâch tumbes herzen sinne
6005 diu werc ie getæte,
swie wil man sis gebæte,

- wan daz siuz tæte umbe daz,
daz ir gemüete deste baz
ze vreuden stüende und ouch ze spil.
- 6010 Für wår ich iu daz sagen wil,
ez ist noch maneger vrouwen site,
diu wænet tiuren sich dā mite;
nein, siu swechet sich vil sære:
ez ist laster und unære,
- 6015 swelch wip des mannes gābe enphāt,
und im doch ungelōnet lāt.“
Dō hiez der künic Givreiz
sin vriundin treten in den kreiz.
Als siu den mantel an genam,
- 6020 al umbe und umbe err rehte kam,
wan ein michel loch gie drin:
daz solte vermachtet sin
mit eim uosezzel breit,
der ir doch was unbereit,
- 6025 Diu maget sprach: „Diz betintet daz,
diu vrowe ist ir man gehaz
durch daz er ist undære,
swie doch vil bezzer wære
ein mæzlich man mit fuoge,
- 6030 danne grōzer manne gnuoge.“
Diu vrowe den mantel von ir tet.
Dō hiez der herre Kailēt
sin vriundin in an legen.
Für wår wir iu daz sagen megen,
- 6035 der brach der nūschel zehant:
dā mite wart daz bekant,
daz er mit ir ze vil um fuor.
Die maget des vil tiure swuor,
ez wære ein unwisheit,
- 6040 swer sin wiwe tæte leit
und ir niht øren lieze
unt si dā wesen hieze,
dā siu niht gerne wære:
diu nāhe gānde swære
- 6045 tuot manegen nūschel brechen.
Man sol dem übel sprechen,
der weder lützel, noch vil
sinem wiwe entwichen wil.
Der mantel an die erde sleif,
- 6050 diu maget in ir teschen greif,
unt zōch ein nūschel her üz.
Dō hiez der wise Maldūz,
sō daz cleit genūschet wære,
daz sin vriundin niht verbære,
- 6055 si enleite in balde an den lip.
Ditz was daz minneste wip
under allen den vrouwen.
Hie sūlt ir wuuder schouwen.
Dō siu den mantel an getete
- 6060 mit vorhten unde mit gebete
unt mir ir wiblupe,
dō wart er als ein juppe,
daz er ir fūrnemens nie
für den gūrtel nider gie,
- 6065 doch si diu minnest wære.
Diu maget sprach. „Ich bewære,
daz diz ist ein vremde dinc:
über allen disen rinc
kan nieman spotten alsō wol;
- 6070 daz ange ich iu, wan ichz tuon sol:
siu lāt alle liute
mit worte unt mit gedinte
durch ir hende gegān,
dā von ist ir ditz getān.“

- 6075 Dar nāch hiez her Iwān
sine vriundin ūf stān:
dar an schein sin gelimpf.
Ich sage iu einen schōnen schimpf:
siu was sō lanc, daz siu erschein
- 6080 des houples lenger, dan ir kein;
als siu sich in den mantel twanc,
dō wart er ir alsō lanc,
daz er nāch ir lac gespreit
ūf der erde drier hande breit
- 6085 mit unebem schrōte:
des nāmens war genōte.
Diu maget sis aber beschiet,
sin sprach: „Ern kumet ir ouch uiet;
siu ist ze alwære:
- 6090 swes ir ze muote wære,
daz enliēze siu durch nieman.
Er ist tump, der niht entwichen kau,
und der an sime strie
belibet zaller site.“
- 6095 Als ir unz hānt vernomen,
der mantel wære genuogen komen
vil wol unz an ein cleine.
Enite, diu reine,
unt Wālweines vriundin,
- 6100 der vrowen mohte manegiu sin,
diu in vil wol haben solte,
wan daz diu maget enwolte,
diu in dar brāhte.
Als ez dō izuo nāhte,
- 6105 daz von rehte enbizzen solte sin
Artūs und al sin menegin
und diu maget von dem Sē
(zwei hundert vrowen unde mē
versnochtēz nāch ir werde),
- 6110 der bote noch dō gerde,
daz der künic hieze fūr gān
eine vrowen wol getān,
diu niht was mit den andern komen;
wan siu hete wol vernomen,
- 6115 daz Iblis diu getriuwe
durch seneliche rinwe,
als ir stæte wol gezam,
des tages niht hin vūr kam.
Doch dēs al ein, siu muoste her:
- 6120 daz was der massenie ger,
wan siu begie nie valschiu dinc.
Als si dō kom in den rinc,
dō gruoze siu die selben maget,
diu dā hāte gesaget
- 6125 wunder, als siu kunde.
Mit lachendem munde
neig ir der merfeine bote
unt beswuor si bi Gote,
daz siu den mantel an leite.
- 6130 Diu vrowe dō niht enbeite,
siu leit in vor in allen an.
Diu sprach wip unde man,
ez wære mit der wårheit
daz aller beste stēde cleit,
- 6135 daz ie dehein vrowe getruoc.
Der aber von nide des gewuoc,
daz dar an iht missezæme,
ē man daz volle vernæme,
so schiete sich der mantel dar,
- 6140 alsō daz im niht enwar.
Dō wart min her Wālwein
mit ganzer volge des in ein,

- das dem mantel niht enwürre.
 Nu velsch in, der getürre,
 6145 wan ez nieman frumer tuot.
 Er düht ouch Kaiinen guot;
 Er sprach zuo siner vriundin:
 „Ir müesent mir wol liep sin,
 wan ir iuch hant des wol bewart,
 6150 daz ir in der merren schar vari.
 Daz in der tiufel henke,
 der dis gwerbes imer gedenke,
 wan ze guote und äne haz.“
 Dô lobtens allesament daz
 6155 durch des küneges ere,
 daz es nimer mere
 ze übele wurde gedäht.

Herbort von Frihlar.

Frihlar, ein Städtchen in Hessen, war die Heimat des Dichters, der sich selbst nach seinem Geburtsorte nannte. Außerdem beweist aber auch die zwischen Hoch- und Niederdeutsch schwankende Rundart desselben, daß er aus Niederhessen stammte. Nach seiner eigenen Angabe verfaßte Herbort sein Gedicht noch in jugendlichem Alter, als „gelarter schuolere“, wobei man freilich nicht an den heutigen Tages mit diesem Ausdruck verbundenen Begriff denken darf; vielmehr war der Dichter schon vielseitig gebildet, und wahrscheinlich dem geistlichen Stande zugewendet, wie sich aus seiner näheren Bekanntschaft mit der Bibel und aus manchen in das Gedicht eingestreuten theologisch-moralischen Betrachtungen mit ziemlicher Gewißheit annehmen läßt. Weil Herbort in der Folge gänzlich verschwunden, und er von späteren Dichtern, die das Andenken auch minder bedeutender Geister erhielten, nie genannt wird, schließt der Herausgeber seines Gedichts (Frommann) wohl mit Recht, daß er kein hohes Alter erreicht habe. Auch er dichtete (wahrscheinlich schon vor 1210) nach einem französischen Vorbild auf Veranlassung des in der deutschen Literaturgeschichte so bedeutenden Landgrafen Hermann von Thüringen, der das „welsch Buch“, oder „das Lieb“, wie Herbort seine Quelle nennt, von einem Grafen von Leiningen erhalten hatte. Ob dieses französische Gedicht das noch vorhandene des Benoist (Bénévois) de Sainte-More ist, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts den trojanischen Krieg nach den nur in lateinischer Uebersetzung oder Uebersarbeitung erhaltenen Erzählungen der Griechen Dares und Dictys in französischen Versen schrieb, oder ob er ein noch älteres französisches Gedicht vor Augen hatte, läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß Herbort seinem welschen Buche mit der größten Treue folgte, da er jedesmal andeutet, wann und warum er von seinem Originale abweicht. Somit dürfen wir das „Lied von Troye“ nur als eine, freilich nach damaliger Weise frei gehaltene Uebersetzung aus dem Französischen ansehen, wobei sich Herbort seinen größern Vorgänger Heinrich von Veldeke zum Muster nahm, ohne ihn jedoch weder in Sprache und Darstellung, noch viel weniger in poetischer Auffassung zu erreichen. Er selbst gesteht freimüthig, daß er bei seiner Arbeit keinen andern Zweck habe, als die Schaar der Dichter zu mehren; er habe, sagt er in der Einleitung, selten ganzen Regen, er müsse sich begnügen, wenn es ihm tropfenweise zusalle. Und so ist es in der That,

denn es sind nur einzelne wenige Stellen, aus denen ein höherer poetischer Geist leuchtet, oder auch der Einfluß alter volkstümlicher Gesänge durchbricht. Wie andere Dichter sagt Herbort das Alterthum vom Standpunkte seiner Zeit auf; ja er geht darin noch weiter, als irgend Einer, so daß sich die Helden und Helden der griechischen Sage weder in ihrer äußerlichen Erscheinung, noch in ihrem Charakter, in ihren Handlungen und Gefühlen von den Rittern und Herren des deutschen Mittelalters unterscheiden. Dies macht in den meisten Stellen einen nicht unangenehmen naiven Eindruck, z. B. wenn er bei der Ankunft des Herkules und der Griechen vor Troja sagt: „Des Morgens, da es tagete, der Wächter Wächre sagete; er rief von den Zinnen: Ich sehe das Land brennen, und glänzende Schilde über das Gefilde, Helm und Halsberg über Thal und über Berg; die vergoldeten Zäume erglänzen gleich der Sonne“ u. s. w. Dagegen gibt es auch solche, welche widrig berühren, und die Sittlichkeit jener Zeit, in welcher der Dichter lebte, eben so wenig in günstigem Lichte erscheinen lassen, als die minnefächtigen Frauen Ulrichs von Jagzhoven: so ist in der „chevaleresken“ Art (man vergleiche diesen einer Seite des ritterlich höfischen Charakters vollkommen entsprechenden fremden Ausdruck), mit welcher Jason der Königstochter Medea seine Liebe erklärt, die Rohheit und Gemeinheit der Zeit gleich gut vertreten.

Es wäre überflüssig, den Inhalt des Gedichts genauer anzuführen, da der Stoff als bekannt vorausgesetzt werden kann; es genügt, zu erwähnen, daß Herbort sein „Lied von Troja“ mit der Sage von Jason und dem Zug der Argonauten nach dem goldenen Blicke beginnt, an dessen ausführliche Erzählung sich die Geschichte von Paris und dem Raube der Helena anschließt. Dieser wird auf folgende Weise motivirt: Herkules war auf dem Zuge nach dem goldenen Blicke von den Trojanern mißhandelt worden, weshalb er die Griechen zu einem Rachezuge gegen Troja aufforderte, der mit Zerstörung der Stadt und dem Tode des Königs Laomedon endigte. Dessen Sohn, Priamus, baute die Stadt wieder auf, und ward mächtiger, als seine Vorfahren; allein er konnte nicht vergessen, daß seine Schwester Ekuba von den Griechen geraubt worden war; er schickte hin, um sie zurückzuverlangen, seine Boten werden aber mit Hohn abgewiesen, und er beschließt daher, sich zu rächen. Da erzählt Paris die Geschichte mit dem Apfel, um den sich Juno, Pallas und Venus gestritten hätten, und den er als erwählter Schiedsrichter der letzten zugesprochen, weil sie ihm das schönste Weib versprochen habe. Dieses sei nun in Griechenland, er wolle hinfahren und den Griechen großen Schaden zufügen. Sein Antrag ward angenommen; er fuhr nach Griechenland, wo ihm ein günstiges Geschick die schöne Helena zuführte, mit der er in die Heimat fuhr. Anfangs jammerte Helena über ihr Schicksal, bald aber ward sie von Liebe zum schönen Paris erfüllt. „Die Frau“, sagt der Dichter mit schalkhafter Naivetät, und die ganze Stelle ist überhaupt eine der schönsten des Gedichts (s. unten), „ihres Leides vergaß von der Stunde immer baß und baß; an dem andern Tage war gemindert ihre Klage; recht darnach in sieben Tagen hörte sie Niemand mehr klagen; nach einem halben Jahr minnete sie ihn offensbar; und als das Jahr herumkam, da war sie

dem Menelaus gram.“ (Vers 718 ff.) Nun ziehen die Griechen nach Troja; der Dichter erzählt den Krieg mit aller Ausführlichkeit, ohne jedoch bedeutende Einzelheiten, etwa den Tod Hektors angenommen, besonders hervorzuheben. Wie er dagegen die Erzählung mit Jasons Zug, als dem entferntesten ersten Grund des trojanischen Kriegs, begann, so fügt er auch die Geschichten und Abenteuer der griechischen Helden, insbesondere des Ulysses, auf ihrer Rückfahrt oder nach ihrer Heimkehr in meistens trockener Darstellung hinzu.

Ueberhaupt ist Herborts Styl im Ganzen steif, trocken und unbeholfsen, nur selten wird die Darstellung lebendig und anziehend; man sieht es ihm beinahe immer an, daß er in Ausdruck und Wendung seinen Meister und Vorgänger Heinrich von Veldeke nachzuahmen sucht. Eigenthümlich ist ihm dagegen die lyrische Weise, mit welcher er viele einzelne Abschnitte seines Gedichts beginnt (z. B. Vers 2309 u. f. w.), welche er offenbar ebenfalls den lyrischen Dichtern abgeborgt hat (s. oben S. 31).

Aus dem Liet von Troye: Paris und Helena.

- Senfte weter, lichter tac,
 2350 bluomen schin, wurze smac,
 der vogel sanc, daz grüne ris
 geschuofeu, daz Pâris
 gen sumerzit gereche wol
 2355 fünf unt zwenzic schiffe vol
 harter lieber fründe
 fuorte in unkünde.
 Als diu zit leidet,
 swenne der sumer scheidet,
 alsô scheidet daz leit
 2360 gegen der zite süezekeit:
 disen herren alsô gescach;
 ir jâmer und ir ungemach,
 dar zuo ellendes klage
 vorgâzzen sie durh die süezen tage.
 2365 Dô wâren mit Pâridê
 vier fürsten uber sê:
 Dêiphebus, Polidamas,
 Antenor und Êneas;
 die fuorten hin uber mer
 2370 dri tûsent ritter
 zuo sirite gar unmâzzen wol.
 Nu ich ez iuch sagen sol,
 sie wâren alle wol bereit
 unt wol erkant an manheit.
 2375 Die herren nâmen urloub
 über allen den hob;
 Priamus bevalch Pârisen
 den herren kûnen unt wîsen,
 den stern, die ich hân genant:
 2380 dô fuoren sie gein Cricchen lant.
 Mit liebe unt mit leide
 schieden sich dô beide,
 vater, bruoder unde kint,
 als sie dâ vor genant sint.
 2385 Die edeln Troyre,
 die quâmen vil schîre
 zuo Cricchen in die geine;
 dô zwifelten sie alle gemeine,
 wâ sie mit êren
 2390 zuo stade mochten kêren.
 Underdes sie sâhen
 ein michel folc in nâhen;
 sie erkanten ir dehein.

- In fuor ein richer kunie engein,
 2395 Menêlaus was er genant;
 Nestôr hette nâch im gesant,
 daz er zuo Pirô queme
 unt von im vurneme
 ein vil guot mære:
 2400 ich enweiz, waz daz wære;
 dem kunige was zuo Pirô gâ.
 Sin wip hiez Elênâ:
 daz was daz wip schône,
 die Pârisê zuo lône
 2405 Vênus gelobet hête
 um daz gerête,
 waud er ir des apfels jach,
 als über dem brunnen geschach.
 Dô begeinte mit sime her
 2410 Pâris Menêlâo ûf dem mer:
 ir itweder fuor sine fart;
 ir deweder gewar wart,
 wer der ander wære.
 Sie îlten beide sêre:
 2415 ir itweder ein ander gap
 guoten morgen, guoten tac;
 sie îlten faste beider sit.
 Castor in der selben zit
 unt Pollux wâren ûz gefarn,
 2420 die daz lant solden bewarn
 irme hêrren Menêlâo.
 Pâris ankerte dô
 nâhe bi Cricchlant
 gegen eime berge, den er fant.
 2425 Der berc hiez Cythêrus:
 da hête frouwe Vênus
 ein bethûs reine
 von edelme mermelsteine.
 In den selben stunden
 2430 die hêrren hie funden
 daz volc maniger hande;
 wîten in den landen
 daz volc zuo dem bethûse quam.
 Dâ was ein hôchzit lobesam
 2435 bi den geziten:
 sie sâhen dar zuo rîten
 ritter unt frouwen.
 Sie mochten wunder schouwen,
 die fremde Troyre,
 2440 maniger slahte zire
 an gewande und an gelâzze.
 Sie wunder ûzer mâzze
 dise unt gene beide
 durch daz umbescheide,
 2445 daz gene von den gesten
 diz noch daz westen,
 noch dise von dirre hôchzit.
 Dô quam in ouch beider sit
 hie unde dâ mære,
 2450 waz diz und daz wære.
 Dar quâmen alle geliche,
 arm unt rîche
 beide zuo bete unt zuo clage;
 an dem anderen tage
 2455 ir opfer sie bereitten.
 In ir bethûs sie leitten
 hern Pârisen;
 sie begunden im wîsen
 ir opfer und ir schônheit.
 2460 Ze hant was daz mære breit
 in dem lande uber al;

- von Pâriſe ez ûz ſchal,
daz er mit michelme her
unt mit zirde uber mer
2405 zuo hôchzit kumen wêre:
Elêna vurnam die mêre.
Sie ênsûmte ſich nit;
mit irn juncfrouwen ſie rit,
wie ſie dar queme,
2470 daz iz wol gezême,
hin zuo dem bere Cythêrô.
Ir man was zuo Pirô,
als geſaget iſt dâ vor;
ir brôder Caſtor
2475 und Pollux wâren geritten.
Sie begunde ir juncfrouwen bitten,
daz ſie ſich erbeiten
unt wol bereiten
ir gewant und ir kleit.
2480 „Ez iſt allez bereit,
ûwer zirde und ûwer wât!
wolt ir varen, ir hât
ritter unt frouwen:
man mac uns wol ſchouwen
2485 mit sô grôzen êren,
wâ wir hine kêren.“
Die frouwen ûf ſâzen
unt fuoren ir ſtrâzen.
Elêna gar ſchône was,
2490 als ich ez an dem buoche las:
ir ſtirne was offenbâr,
ir ongen lûter unt clâr,
rôſige wangen, rôter munt,
sûeze âdeme, zende geſunt,
2495 blichende kel, arme blanc,
ſchône hende, finger lanc,
glander negel, ſieht hût glât,
rein, wiz, als ein liligen blat
wêrlîche uber al irn lip:
2500 von wibe quam nie ſchôner wip.
Man ſaget von der ſchônen,
ſie fuorte ûffe eine krônen
von golde gar durch ſlagen.
Waz mag ich mêr von ir ſagen?
2505 Beide, ir lip und ir kleit
was von ſulchere zirheit,
daz er Pâris ſelbe jach,
dô ſie quam und er ſie ſach,
daz nie wip deheine
2510 sô ſchône noch sô reine
mnge geworden
nimmer mêr ûf erden.
Ouch nam die frouwe des herren war:
dô was er alsô ſchône gefar,
2515 daz er ûz den andern ſchein,
als ein licht karfunkelſtein
under anderme geſteine.
Ouch was er sô reine
an den gebêre,
2520 als er ein juncfrouwe wêre.
Ir deweder ſach den andern an,
er daz wip, ſie den man:
lange ſie ſich undersâhen.
Dô begunden ſie ſich nâhen
2525 ie baz unt baz:
ir deweder ſines vergaz.
Al nâch der muoze,
gruoze gein gruoze,
ſie in und er ſie;

- 2530 beide, dâ unde hie
was die sûeze minne
ie mitten rehte dar inne.
Sie hetten beider ſit nôt:
wilen bleich, wilen rôt,
2535 wilen trûric, wilen frô,
beide ſus unde sô
nâch der wandelunge,
daz die minne fert in ſprunge.
Gegen der abentſtunde
2540 daz volc ſich abe begunde
riten unt machen:
ſie wolden die nacht wachen
unde in dem bethûſe weſen,
beide, ſingen unde leſen,
2545 als man in der zit pfac.
Pâris hette al den tac
gedâcht um ſine nôt;
ſinen lûten er gebôt,
daz ſie zuosamme quemen
2550 unde ſine rede vurnemen.
Sin gebot dâ geſchach,
als er ſelbe vor ſprach:
dar quam Dêiphebûs unt Polidamas,
Antenor und Ênêas,
2555 diſe houbet furſten viere,
und ander Troygire,
grâven, frigen, dienſtman:
dô Pâris huop ſine rede an.
Er ſprach: „Ir hât alle wol vernumen,
2560 wir ſin durch ſchaden ûz kumen.
Uns hât min vater ûz geſant:
die Crieche zuſuorten unſer lant
mit roube unt mit brande.
In unſerme lande
2565 ich enweiz, waz ſie râchen:
unſer bethûs ſie brâchen;
Thêlamôn Êſionam,
mine waſen, mit gewalt nam.
Ouch wart unrecht gewalt
2570 mit unſern mâgen geſtalt.
Ich enweiz, waz ſprechen;
woldet ir ez rechen,
ſo geſchê in hie daz ungemach,
daz unſern vordern dort geſchach!
2575 Saget mir alle ûwern muot;
ich wil, ob ez uch dunket guot
diſe kuneginnen
mit mir fuoren hinnen.
Des enachte ich niht mê,
2580 wie ez den andern ergê.
Nu ſaget, ir hêrren alle,
wie uch der rât gefalle!“
Sân mit diſen worten,
do ſie diſ gehôrten,
2585 dô quâmen ſie alle an den rât:
nâch der dritten hauecrât,
do daz folc begunde ſtillen,
dô tâten ſie irn willen,
als ſie dô gerten.
2590 Mit den blôzen ſwerten,
mit armbruſten ûf gezogen,
mit philen unt mit bogen,
(ſie hetten ouch ir ſarwerc,
panzir, helm, halsberc),
2595 in daz bethûs ſie liefen
ſie dôzten unde riefen;
ſie begriffen mit den hâren

- die herren, die dâ wâren;
sie rizen unde brâchen,
2600 sie sluogen unt stâchen,
unde zuuorten, swaz dâ was.
Elênâ kûme genas
unde ir juncfrouwen;
sie giengen sô houwen
2605 daz fleisch unde bein:
der manne der genas dehein;
ouch lac der wibe vil tât:
dâ was allenthalben nôt.
Dâ was grôz ungedolt:
2610 sie nâmen silber unde golt,
zindâl, pfellel, samit,
unde ander gezirde dâ mit.
Die frouwen sie nâmen,
swâ sie in zuo quâmen:
2615 Pâris zuo im nam
die schônen frouwen Elênâm,
unde huop sich balde dannen
mit frunden unt mit mannen,
unde karte gegen Elêe;
2620 daz was ein burc ûf dem sâ.
Die wile, daz sie karten dar,
dô wurden sie ir ûf der burc gewar:
sie frâgeten, wer der herre wêre
und ouch die mære;
2625 unde als sie selben sâhen,
dô begunden gâhen
unde schutten an ir isen.
Die tumben mit den wîsen
tâten in micheln schaden:
2630 des roubes, der dâ was geladen,
des was harte vil gerat.
Sie wichen wider in die stat
ûz dem kreftigen here.
Pâris besach die gewer,
2635 unde als er daz weste,
daz sie was sô veste,
als in selben dochte,
daz er sie niht mochte
deheine wîs gewinnen,
2640 er sprach: „Wir kêren hinnen!
waz sol lenger leger hie?
Ich gesach sô feste burc nie!“
Daz folê eubeite niht mê:
sie karten von Elêe,
2645 sie begunden îlen unde jagen;
dô quâmen sie in siben tagen
zuo einer burc in ir lant,
Tênedôn was sie genant,
von Troje siben mile.
2650 Da ruoweten sie eine wile;
dannn sante er boten Priamô.
Sin vater wart harte frô,
als er rechte vurnam,
mit welcher vuore er wider quam.
2655 Helênâ in unkûnden
weinte nach ir frûnden,
nâch den kinden, nâch dem man:
„Daz ich den lip ie gewan!
Got ez erbarme!
2660 Waz sol ich vil arme?
Ôwê, unsêlic wip!
Alhie hânt sie minen lip,
min herze ist immer mê dort.
Wê! wie bin ich sus gevôrt,
2665 dâ min erbe fînde sint.

- Ôwê man! ôwê kint!
ôwê min kunne!
ôwê min liebe wunne!
ôwê riche, ôwê lant!
2670 ir sît alle an mir geschant,
iedoch âne mine scholt.
Ich enwerde in nimmer mêr holt,
die mir diz leit hânt getân.
Man mac an mir wol begân
2675 beide, gewalt unde unreht,
ez ist mir leit: nu seht,
ez blibet ungerochen niht.
swaz mir leides hie geschilt!“
Sûeze wort sprach Pâris;
2680 „Ir sît zuo hubeis unde zuo wîs,
daz ir des soldet jehen,
daz û gewalt si geschehen:
ez ist, frouwe, sô niht;
iedoch û nimmer niht geschilt
2685 hie in disen landen
laster noch schande.
Herze frouwe, kûnegin,
kûndet ir gehaben sin,
û geschê hie noch êre
2690 tûsent stunt mære,
den mit Menêlâô.
Gehabet uch wol unde weset frô,
ir und ûwer lûte.
Ich gebe in noli hûte
2695 allez, daz ich ie gewan,
lant, burge, dienstman.
Ez kumet allez wol zuo baden:
ûwer juncfrouwen wil ich bestaden
baz, dan nach irme rechte.
2700 Ouch wirt ûwer geslechte
an mir nimmer geschant;
ich hân burge unde lant.
Ich wil uch zuo kebese niht hân;
ich ensol ouch û niht versmân.
2705 Wolt ir uch versinnen,
ich bin ûwer minne
alle tage wol wert:
min hât manie frouwe gegert,
edele, den ich si.
2710 Ich hân noch schôner swester dri,
der enist deheine
sô sâde, noch so kleine,
sie ist ein kûneginne.
Ich bit es uch ûf minne
2715 unde ûf rechte hubischeit,
daz ir verlâzzet ûwer leit.“
Die frouwe irs leidesургaz
von zite ie baz unt baz:
an dem andern tage
2720 was geminret ir klage;
rechte dar nâch in siben tagen
hôrte sie nieman niht klagen;
bi eime halben jâre
minnete sie in uffenbâre:
2725 „Dâ daz jâr umbe quam,
dô was sie Menêlâô gram.
Priamûs, der kunic gmeit,
saz ûf unde reit
gegen der burge zuo Tênedôn:
2730 dô beget in sin son,
Pâris unde Elênâ.
Sie undergruozten sich dâ
mit sô getânen worten;

- die dar zuo gehörten,
 2735 iegelich sine wise,
 sie danoten Pärise.
 als man danne phlit,
 swenne ein man sine zit
 in fremdeme lande wol bestât.
 2740 Sie suorten die frouwen in die stat
 mit micheler wünne;
 der Troygère künne
 liefen ir eugeine
 unde enphingen sie alle gemeine:
 2745 „Willekume nû, lône û Got!“
 der in ernste, der in spot,
 als ez danne ganc hât,
 swenne ein sulich ding ergât.
 Unde dô daz was ergangen,
 2750 daz sie was enphangen,
 unde uider gesâzen,
 getranken unde gâzen,
 beide, frouwen unt ritterschaft,
 der kunic gebôt ein ritterschaft:
 2755 die wirtschaft wêrte sibene tage,
 Cassandra huop ir alden klage:
 „Ôwê, nû waz suln wir!
 Min aldez leit, daz wirret mir!“
 Ir geschreige was alsô grôz.
 2760 daz ez allez daz solc verdroz,
 beide, ferre unde bi.
 „Ôwê und ôwi!
 Ôwi und ôwê!
 Waz kumet noch von Pâride
 unde von dirre frouwen!
 Wir sullen ez beschouwen
 in vil kurzen jâren,
 daz iz gerîwet unsen hâren!“
 Sie schrei uber al die stat;
 2770 ir mûter sie swigen bat:
 swie vil sie es hete,
 Cassandra irn willen hete:
 si schrei, als sie hette geschrit.
 Dô zuginc die hôchzit.
 2775 Alsô tet si daz geschreie
 unde klage manigerleie
 biz an den selben tac,
 daz der sal unde der slac
 unde daz leit alsô geschach,
 als die frouwe vor sprach.

Wolfram von Eschenbach.

Da die Erneuerung des Andenkens an die ältere deutsche Dichtkunst im achtzehnten Jahrhundert vornämlich von der Schweiz ausging, so ist es erklärlich, daß man die Heimat eines der größten Dichter des Mittelalters in diesem Lande suchte, in dessen Geschichte das Geschlecht der Eschenbach zu nicht geringer Verâhmtheit gelangt war. Doch hat sich diese Vermuthung nicht bestätigt, es ist vielmehr außer allem Zweifel, daß Wolfram von Eschenbach aus dem fränkischen Geschlechte stammte, welches seinen Namen von dem bei Ansbach liegenden Städtchen Eschenbach fâhrte. Er selbst nennt sich einen Bayern, weil der Nordgau, in welchem die Stadt Eschenbach liegt, damals zu Bayern gehörte. Wâterich von Reichenhausen nennt ihn in seinem bekannten Ehrenbriefe Wolfram von Eschenbach und Wleienfelden und es ist diese Benennung ziemlich allge-

mein geworden; allein obgleich allerdings ein Marktflecken Wleienfelden in der Nâhe von Eschenbach liegt, so ist es doch kaum anzunehmen, daß Wâterichs Angabe begründet sei, da weder Wolfram selbst, noch seine Zeitgenossen diesen Namen erwâhnen; dagegen hat er das Wappen, welches er genau beschreibet, ohne Zweifel richtig angegeben, da er es nach der Abbildung auf des Dichters Grabmal beschrieben hat, zu welchem er „zwaintzig meilen“ weit geritten war. Dasselbe ist freilich von dem in der Manessischen Sammlung sehr verschieden; doch kann diese hierin keineswegs als Autoritât gelten, und es ist der Versicherung Wâterichs, die auf Augenschein beruhte, grôßere Glaubwürdigkeit beizumessen. Wolfram war aus



Wappen des Wolfram von Eschenbach.

ritterlichem Geschlechte, wie er oft genug mit unverkennbarem Stolze von sich rühmt (s. oben S. 25); eben so häufig spricht er von seiner adeligen Geburt und von dem Schlosse (hûs) seiner Familie. Doch hatte er, als ein nachgeborener Sohn, keinen Theil an den Besitzungen seiner Ahnen, wie er denn öfters und nicht ohne Bitterkeit über seine Armuth klagt. Daber mußte ihn wohl sein Dichtertalent, das er seinem ritterlichen Stande gegenüber mit Geringschätzung erwâhnt, vor Noth schützen oder ihn wenigstens in glänzendere Verhältnisse bringen, als er zu Hause finden mochte. Denn wenn wir ihn am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, bei den Grafen von Bilzberg und Ubenberg finden, so hatte ihn gewiß nur sein Dichterruhm in diese Beziehungen gebracht, ob er gleich doch wohl kein fahrender Sânger im eigentlichen Sinne des Wortes war. Daß der zweite Theil des Sîngerkriegs auf der Wartburg ihn zum Selden und Mittelpunkt des in demselben dargestellten Dichterkampfes macht, haben wir schon oben (S. 158 f.) gesehen. Wolfram hatte, wie es bei einem edlen Ritter der damaligen Zeit nicht anders erwartet werden kann, keine ge-

lebte Erziehung erhalten; er konnte sogar weder lesen noch schreiben. Dagegen hatte er sich im Leben mancherlei Kenntnisse erworben, die er mit großer Selbstgefälligkeit und nicht ohne eine Art verbanter Stolz in seinen Gedichten bei jeder Gelegenheit anbringt. Seinem Umgang mit den Großen hatte er wahrscheinlich die Kenntnis des Französischen zu verdanken, mit welchem er ebenfalls gerne sprach; besonders hat er im *Parzival* viele französische Wörter und Phrasen eingemischt, wogegen er im späteren *Wilhelm* nicht ohne Laune über diese Unart spöttelt, die leider großen Anhang und vielfältige Nachahmung fand. Die Zeit seiner Blüthe fällt in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, er muß also wohl im letzten Drittel des zwölften geboren worden sein. Die Zeit seines Todes ist eben so unbekannt, als die seiner Geburt; wir können nur vermuthen, daß er um das Jahr 1230 gestorben sein mag. Wie *Wäterich* berichtet, ward er im Frauenmünster zu Eschenbach begraben; auf seinem Grabmal war außer seinem Wappenschild eine Grabscrift zu sehen, von welcher *Wäterich* selber nichts weiter anführt, als daß sein Todesjahr in derselben nicht bemerkt war. Von diesem Grabmale ist heute keine Spur mehr zu sehen, da die Kirche seit *Wäterichs* Wallfahrt ganz umgebaut wurde.

Außer den lyrischen Gedichten, welche schon oben (S. 64 f.) besprochen wurden, hat *Wolfram* noch zwei epische Gedichte verfaßt, den *Parzival* und den *Wilhelm* (*Wilhelm*), welcher letztere jedoch unvollendet blieb; von einem dritten, das er begonnen, dem *Titarel*, hat er höchst wahrscheinlich nur die wenigen Strophen gedichtet (es sind deren 170), welche uns erhalten worden sind. Diese drei Gedichte sind nach französischen Vorbildern*) bearbeitet, von denen uns *Wolfram* jedoch nur dasjenige näher bezeichnet, welches ihm bei dem *Parzival* vorlag. Es war dieses von dem Provenzalen *Ryot* (*Guiot*) gedichtet; da *Wolfram* jedoch des Südfranzösischen unkundig war, hatte er wohl eine nordfranzösische Bearbeitung desselben vor sich, welche nebst dem provenzalischen Urtext verloren gegangen zu sein scheint**). Außerdem kannte er aber auch ein Gedicht des Chrétiens von Troyes, welchem er jedoch vorwirft, daß er die Sage verfälscht habe. Von seinen Vorbildern zum *Titarel* und zum *Wilhelm* ist uns nichts Näheres bekannt; nur von dem letztern erwähnt er, daß es ihm vom Landgrafen Hermann von Thüringen (wahrscheinlich zwischen 1215 und 1220) mitgetheilt worden sei.

Der *Parzival* hat zwar zunächst zum Zwecke, die Geschichte des Helden darzustellen, nach welchem das Gedicht benannt ist, er beginnt jedoch nach Art der damaligen Dichter mit der Lebensbeschreibung von dessen Vater *Gahmuret* von Ansfau (*Anjou*). Derselbe verläßt, um nicht seinem ältern Bruder dienen zu müssen, dem die Krone nach des

Vaters Tode zugefallen war, die Heimat. Nach verschiedenen Abenteuer kam er nach *Vatelanmont*, wo *Belakane*, die Königin von *Aschamant*, von ihren Feinden belagert und hart bedrängt wurde. So schwarz sie war, gefiel sie ihm doch; er widmet ihr seine Dienste und schlägt ihre Feinde. Als er aus der Schlacht zurückkommt, entwaflnet ihn die Königin mit eigener Hand und belohnt ihn mit ihrer Minne (ungleich was doch ir zweier hat, setzt der Dichter naiv hinzu). So wird er Herr der Mohrenreiche *Aschamant* und *Asagag*; aber bald sehnt er sich nach der Christenheit zurück. Er schiffte sich daher heimlich ein und fährt nach *Sevilla*. Kurze Zeit nach seiner Flucht gebar die Königin einen Sohn, der zweier Farben war und von ihr *Freireich* Ansfawein genannt wurde (1—58). *Gahmuret* fand jedoch in *Sevilla* seinen Vetter, den König *Raillet*, nicht, den er aufsuchen wollte; derselbe war nach *Ranvoleis* zu einem Turniere gezogen, welches die Königin Herzleide ausgeschrieben hatte, dem Sieger Hand und Reich versprechend. *Gahmuret* geht ebenfalls dahin, und erregt durch seinen prächtigen Einzug die Aufmerksamkeit der Königin, deren hohe Schönheit auch ihn mit Bewunderung erfüllt. Das Turnier beginnt und *Gahmuret* erhält als Sieger den versprochenen Preis, er wird dadurch Herr der Königsreiche *Wals* und *Morgals*, so wie durch den Tod seines Bruders auch von *Ansfau*. Achtzehn Monate später fährt er wieder über Meer, um dem Vavach von *Baldag* (*Kalifen* von *Bagdad*), dem er schon bei seiner früheren Anwesenheit in *Asien* seinen Dienst gewidmet hatte, gegen seine Feinde beizustehen. Dort fällt er aber durch Verrath; vierzehn Tage, nachdem Herzleide die Trauerbereitschaft erhalten hatte, gebiert sie einen Sohn, den Helden des Gedichts (59—113). Der Tod des geliebten Gemahls hatte die Königin mit solchem Schmerz erfüllt, daß sie sich in die Wüste von *Soltane* zurückzog, um ihren Sohn in baurischer Einsamkeit zu erziehen und ihn sorgfältig vor aller Kunde des Ritterthums zu bewahren. Doch macht er sich selbst Bogen und Pfeile, schießt Vögel, jagt Wild und wird so von Tag zu Tag stärker und gewandter. Eines Tags begegnet er auf der Jagd vier Rittern in glänzenden Rüstungen, welche ihm so wohl gefallen, daß er auch Ritter zu werden wünscht. Da diese ihn an König *Artus* weisen, bittet er seine Mutter, ihn zu diesem ziehen zu lassen; sie muß endlich in sein Verlangen einwilligen, sie giebt ihm aber Thorenkleider, um ihm wo möglich durch die Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwachsen mußten, die Fahrt zu verleiden, und entläßt ihn mit einigen Lehren, die er später in seiner Einsamkeit nur zu wörtlich befolgt. So kommt er in einem Walde zu *Jeschuten*, Gemahlin des *Drilus*, welcher er Ring und Spange, so wie manchen Ruß raubt, weil ihm die Mutter gesagt hatte: „Sohn, laß dir befehlen sein: wo du eines guten Weibes Ringelein magst erwerben und ihren Gruß, das nimm, es wird dich von jedem Kummer befreien; du sollst zu ihrem Ruffe eilen, und ihren Leib fest umfassen: das gibt Glück und hohen Ruch, wenn sie mensch ist und gut.“ Als *Jeschute* ihm mit ihrem Gemahl drohte, entfernt er sich um ihrer Ehre willen; *Drilus* aber, der bald darauf zurückkommt und den Bergang erfährt, macht *Jeschuten* bittere Vorwürfe, verstoßt sie und eilt dem *Parzival* nach.

*) Da *Wolfram* weder lesen noch schreiben konnte, ließ er sich die französischen Gedichte vorlesen und diktirte seine Bearbeitungen derselben.

**) Vielleicht ist aber *Wolframs* *Ryot* doch kein Anderer als der bekannte nordfranzösische Dichter *Guiot* von *Provins*, und es hat *Wolfram* den Namen dieser Stadt mit dem Namen des Landes *Provence* verwechselt, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, von *Provins* ein Adjektiv *Provinzial* gebildet, welches spätere unkundige Abschreiber in *Provencal* verwandelt haben, wie sie dann auch den Namen *Provins* in *Provenc* umgestalteten.

Dieser hatte unterdessen eine Frau angetroffen, welche laut jammern ihren todtten Gemahl Schi-onatulan der Armen hielt; er erfährt von ihr, daß sie seine Ruhme sei und Sigrune heiße. Nachdem er sie zu trösten versucht, zieht er weiter und gelangt endlich an Artus Hof, wo er bald Proben seiner Tapferkeit ablegt, indem er den jungen Ither von Gahewieh erschlägt, der ihm seinen rothen Harnisch nicht abtreten wollte. Darauf bestieg er dessen Roß und kam am Abend zu einer Burg, wo der greise Gurnemanz wohnte, der ihn in den höflichen Sitten unterrichtete und unter mancherlei Lehren auch die gab, nicht zu viel zu fragen. Nachdem er mehrere Wochen bei dem edlen Greise geblieben, zog er auf neue Abenteuer aus (114—179, 12). So kam er nach Beltrapeire, welches von König Glamide von Brandigan belagert wurde, weil die jungfräuliche Königin Gondwiramur seine Liebe verschmäht. Parzival wird ihr vorgestellt, bleibt aber, um Gurnemann's Rath zu befolgen, schweigend vor ihr sitzen. In der Nacht schleicht sich Gondwiramur, welche Vertrauen zum jungen Ritter gefaßt hatte, zu dessen Bette, klagt ihm ihre Noth, versichert aber, daß sie sich lieber tödtet, als Glamide's Weib werden wolle. Parzival verspricht ihr Hülfe. Am folgenden Morgen zieht er aus und besiegt Glamide's Seneschall. Zubeinud wird er darauf vom Volke zur Königin geführt, die ihn fest umarmt und erklärt, daß sie keines andern Mannes Weib werden wolle. So wird er ihr Gemahl und dadurch König von Brobarz. Auch Glamide, der die Niederlage seines Seneschalls rächen wollte, wird, nachdem sein Heer geschlagen worden, im Zweikampfe von Parzival besiegt, und der Friede gesichert. Nach einiger Zeit aber verabschiedet sich Parzival von seiner schönen Gemahlin, um seine Mutter aufzusuchen (179, 13—223). Gegen Abend gelangt er an einen See, wo er einen reichgekleideten Fischer nach Herberge fragte; dieser weist ihn nach einer nahen Burg, in welcher er ehrenvoll empfangen wird. Bald darauf führt man ihn zum König in einen prachtvollen Saal, welcher von hundert Kronsüßern und vielen Wandlerten beleuchtet war. So reich und prächtig Alles war und von großer Macht zeugte — es waren allein 400 Ritter im Saale. — so athmete doch Alles die höchste Traurigkeit. Parzival mußte sich neben den König setzen, in welchem er jenen Fischer erkennt, der ihm die Burg bezeichnet hatte. Da bringt ein Knappe eine bluttriefende Lanze, bei deren Anblick Alles in laute Klagen ausbricht. Er trägt sie durch den Saal, worauf er sich wieder entfernt, und die Bewirthung beginnt. Der für den König und seinen Gast bestimmte Tisch wird von den schönsten und edelsten Jungfrauen gebracht und geräusht; die jungfräuliche Königin Repanse de Schoie bringt den Gral, den sie wegen ihrer Reinheit allein berühren durfte, und setzt ihn auf den Tisch vor den König. Hundert andere für die Ritter bestimmte Tische werden von Knappen herbeigebracht, wie auch Knappen die köstlichsten Speisen und Getränke vorlegen, welche durch die Kraft des Grals in reichlicher Fülle vorhanden sind. So sehr Parzival diesen großen Reichtum und das Wunder anstaunt, fragt er doch, der Lehre Gurnemann's eingedenk, nicht, woher dieses Alles komme; ebenfowenig, als ihm der König ein kostbares Schwert schenkt und dabei seine Verwun-

dung erwähnt. Hierauf wird Alles wieder weggetragen; durch die geöffnete Thüre sieht Parzival den allerschönsten alten Mann auf einem Bette ruhen. Endlich wird dem Gaste ein reiches Lager angewiesen. Nach einer von schweren Träumen beunruhigten Nacht erwacht er; doch läßt sich Niemand sehen, und er muß sich allein ankleiden und rüsten. Auch in der Burg und vor derselben ist Alles leer; sein Pferd ist vor der Treppe angebunden, er rettet hinaus; kaum ist er über die Zugbrücke geritten, als ein Knappe dieselbe aufzieht und ihn eine Gans schilt, daß er den Wirth nicht gefragt habe. In einiger Entfernung findet er Sigrunen, welche den einbalsamirten Leichnam ihres Vaters in den Armen hält. Von ihr erfährt er, daß er in Monfalsbüsche, der Burg des Grals gewesen sei, wohin Niemand gelange, der sie suche; als sie aber vernimmt, daß er nicht gefragt habe, verwünscht sie ihn, weil der König Anfortas nur dann gesund werden könne, wenn man ihn um die Ursache seiner Krankheit frage. Sie will Nichts mehr von ihm wissen und so zieht Parzival traurig weiter (1). Bald darauf begegnet er Jeschuten, welche er mit ihrem Gemahl, nachdem er ihn im Zweikampfe besiegt, wieder versöhnt, indem er ihre Unschuld beschwört; doch muß auch Orilus sich vor Artus stellen (224—279). Dieser brach hierauf mit seinen Rittern von Karibol auf, um Parzival aufzusuchen, dessen Thaten Alles mit Bewunderung erfüllte. Parzival war indessen weiter gezogen und in die Gegend gekommen, wo sich nun Artus befand, der seinen Rittern wegen der Nähe von Monfalsbüsche und der Gralsritter verboten hatte, sich ohne seine Erlaubniß in einen Kampf einzulassen. Eines Morgens fand er den Weg verschneit und auf dem Schnee drei Blutstropfen. Ueber diesen Anblick versinkt er, indem die weiße Farbe des Schnees und die rothe des Bluts ihn an seine Gemahlin erinnert, „deren Leib gleiche Farbe trug“, und weil er dreier Tränen gedenkt, die er ihr einst an den beiden Wangen und am Kinn gesehen hatte, in sehnächtiges Träumen. Ein Knappe findet ihn so, sieht darin eine Beschlüpfung der Tafelrunde und fordert die Ritter des Königs Artus zum Kampfe gegen den Verwegenen auf. Segramor erhält die Erlaubniß, sich mit dem Unbekannten zu messen; er rettet hin, fordert Parzival zum Kampfe auf, doch dieser hört und sieht Nichts, so sehr ist er von dem Anblick der drei Blutstropfen befangen, bis eine zufällige Wendung seines Pferdes dieselben seinen Augen entzieht. Nun erblickt er den Feind, den er sogleich mit eingelegter Lanze auf den Boden wirft. Aber alsbald rauben ihm die Blutstropfen wieder die Besinnung, und er steht daher den heransprengenden Reye, der Segramors Schmach rächen wollte, nicht eher, als bis dieser sein Roß von den Blutstropfen abwendet, was er aber können muß, indem ihn Parzival so kräftig vom Pferde niederwirft, daß er Arm und Bein zerbricht, worauf jener von Neuem durch die Blutstropfen der Besinnung beraubt wurde. Jetzt kommt Gawan, der sogleich erkennt, was den Ritter in solches Träumen versenke, daher ein Tuch über die Blutstropfen wirft und dann mit dem entzauerten Freund, den er erkannt hatte, zu Artus rettet. Parzival wird in die Genossenschaft der Tafelrunde aufgenommen; während des Festmahls

aber erscheint des Grals Botin, Gundrie la Sorziere, erklärt die Genossenschaft durch Parzivals Aufnahme für entehrt und flucht diesem, weil er in Monsalväsche nicht gefragt habe. Die Ritter der Tafelrunde aber fordert sie auf, vier zu Schatelsmarvell gefangene Königinnen zu befreien. Raum hat sie sich entfernt, erscheint Ringrimursel und fordert Gawan, den er beschuldigt, seinen Herrn Ringrisin verrätherisch getödtet zu haben, zum Zweikampf auf, der nach vierzig Tagen vor dem König Bergulacht von Alsalon in dessen Hauptstadt Schampfenjon Statt finden solle. Parzival, der jetzt zum erstenmale von seinem Bruder Ketriss hört, verzichtet auf die Tafelrunde, widmet sich dem Gral und reitet verwehlt hinweg (287—337). Gawan zieht nach Schampfenjon; unterwegs stößt er auf ein starkes Heer, welches König Meljanz von El gegen seinen Lebensfürsten Lippaut nach Beurossche führt, weil dessen Tochter Obie ihm Minnelohn verweigert hat. Gawan kommt in die Burg, sagt auf Bitten der kleinen Oblot, Obies Schwester, seinen Bescheid zu, zieht in die Schlacht, wo er Wunder der Tapferkeit thut; ja er nimmt sogar Meljanz gefangen, welchen er der kleinen Oblot schenkt, die ihn wieder ihrer Schwester Obie abtrifft. Diese versöhnt sich mit dem heimlich Geliebten und es kommt Vermählung und Friede zu Stande. Gawan aber, dessen Hof Inglart bei Meljanzens Gefangennehmung einem rothen Ritter (Parzival) zugekauften war, der mit großer Tapferkeit in den feindlichen Reihen gekämpft hatte, nimmt Abschied und zieht weiter (338—397). Er kommt nach Schampfenjon; der König Bergulacht, eben im Begriff, auf die Jagd zu gehen, übergibt ihn seiner Schwester Antifonie, deren Schönheit den Ritter zu ungestümmter Liebeswerbung reizt (ungefähr wie Jason bei Herkord von Trislar); und die Schöne wollte ihn eben erlösen, als ein grauer Ritter eintritt, und Alles zu den Waffen ruft, um den Verwegenen zu strafen. Gawan flüchtet sich mit Antifonie in einen Thurm; er gebraucht den Thorriegel als Schwert, ein Schachbret dient ihm zum Schild, und Antifonie schleudert die Schachfiguren auf die Stürmenben, zu denen sich auch der König gesellt. Doch wird Gawan durch Ringrimursel, der ihn zum Zweikampf geladen und ihm Geleit zugesagt hatte, aus der Noth befreit. Der Zweikampf wird auf ein Jahr hinausgeschoben und soll zu Barbigöl vor dem König Meljanz von El ausgefochten werden. Während des Friedensmals erzählt Bergulacht, wie er vor Kurzem von einem Ritter besiegt worden, welchem er habe geloben müssen, entweder den Gral zu erwerben, oder sich zur Königin von Belravestre zu begeben, und ihr des Ritters Liebe zu entleiten. Gawan wird unter der Bedingung entlassen, diese Verpflichtung über sich zu nehmen; er nimmt von der weinenden Antifonie, deren Dienst er sich widmet, Abschied, und reitet nach dem Grale, wie ihm der geleistete Eid gebot (398—432). Diesen sucht auch Parzival immer noch, ohne ihn auffinden zu können. Auf seinen Irrfahrten trifft er Siquans wieder an, die ihm diesmal einigen Trost ertheilt; dann begegnet er einem Templeisen, den er besiegt und dessen Pferd er sich aneignet, weil das feine in einen Abgrund gestürzt war. Bald darauf begegnet er einem alten Ritter, der mit Weib und zwei Töchtern barfuß zu

einem Einsiedel wallfahrtet und ihn, der nicht an Gott denkt, zur Buße ermahnt. Er aber will von Gott Nichts wissen und beurlaubt sich von jenen. Bald überfällt ihn Reue, und um Gottes Güte auf die Probe zu stellen, überläßt er sich seinem Pferde, das ihn nach Fontan la salvatsche, zum frommen Einsiedler Trevrizent bringt, von dem er erfährt, daß er seit fünfzehnhundert Jahren auf seiner abenteuerlichen Fahrt irre, in welcher Zeit er keine Kirche besucht und gegen Gott Haß getragen habe. Der Einsiedler belehrt ihn über Gott und dessen große Barmherzigkeit, warnt ihn vor Uebermuth und fragt nach seinem Kummer. Parzival gesteht, daß ihn die Sehnsucht nach dem Grale und seinem Weibe unglücklich mache; der Einsiedler lobt letztere, tadelt aber die erste, weil nur der den Gral erlangen könne, der dazu auserwählt sei. Bei dieser Gelegenheit macht ihn Trevrizent mit den Geheimnissen des Grals bekannt. Es ist der Stein Layfit exillid, sagt er, der die Kraft hat, jeden todtkranken Menschen, der ihn sieht, eine Woche beim Leben zu erhalten. Jeden Karfreitag kommt eine weiße Taube vom Himmel und legt eine kleine weiße Oblate darauf, wovon der Stein genug empfängt von dem, was nur die Erde hervorbringt. So oft Jemand zum Dienste des Grals bestimmt ist, erscheint an demselben eine Inschrift mit dem Namen des Auserwählten, die nicht eher verschwindet, als bis sie gelesen ist. Darauf frug ihn Trevrizent nach seinem Geschlechte; als ihm Parzival davon Kunde gegeben, bricht der Greis in Klagen aus und erzählt dem Ritter, daß er seinen Blutsverwandten Jther erschlagen und daß seine Mutter vor Kummer über seine Entfernung gestorben sei. Zugleich gibt sich Trevrizent als Herzeleiden's Bruder zu erkennen und erzählt ihm von seinen übrigen Geschwistern. Diese waren Ichoisane, Siquans Mutter, Resvanse de Schote, die jungfräuliche Häterin des Grals, und Anfortas, welcher nach ihres Vaters Frimutel Tode zum Könige des Grals erkoren worden war. Da dieser sich aber gegen die Gesetze des Grals eine Freundin gewählt habe, erzählt er weiter, die ihm nicht vom Gral bestimmt gewesen, sei er einst in einem Kampfe durch eine vergiftete Längenspiße verwundet worden, die ihm in der Brust stecken geblieben sei. Da habe er (Trevrizent) gelobt, Einsiedler zu werden, auf daß Gott seinem Bruder helfe; aber es habe keine Arzenei, selbst nicht der Anblick des Grals geholfen. Auf diesem aber sei eine Inschrift erschienen, welche da besagte, daß wenn ein Ritter käme und nach der Sache fräge, so solle des Königs Krankheit aufhören, der Ritter aber König des Grals werden. Ein solcher sei einmal gekommen, schloß Trevrizent, er habe aber nicht gefragt, worauf Parzival gesteht, daß er jener Ritter gewesen sei. Darob erschraf Trevrizent, doch tröstete er den jammernden Parzival, und ermahnte ihn, auf Gott zu vertrauen, der die Sache noch zum Besten wenden könne. Nun erklärte er ihm Alles, was er auf der Gralsburg gesehen habe, sagte ihm, daß die Lauge in des Königs Wunde getaucht werde, wovon er Erleichterung fühle, daß nur reine Jungfrauen den Gral pflegen dürften, und daß die Templeisen der Liebe entsagen müßten; nur der König dürfe heirathen. Parzival blieb vierzehn Tage bei Trevrizent; als er sich von ihm trennte, ermahnte ihn der Greis, Frauen und Priester zu ehren, und sprach ihn frei von Sünden (433—502). Da Ga-

wann Unschuld an Ringilfins Mord sich herausgestellt hatte, und sich zudem zeigte, daß er mit Bergeluch verwandt sei, wurde der Zweikampf beigelegt und er zog wiederum nach dem Gralse aus. Er kam nach Logrois, wo er die schöne aber übermüthige Königin Orgeluse trifft, um deren Minne er wirbt. Ob sie ihn gleich sehr schöne behandelt, läßt er sich nicht abweisen und begleitet sie, bis sie an ein Wasser gelangen, jenseits dessen eine prächtige Burg stand. Nun kommt ein Ritter, Lischows Gwellingus, der um Orgeluses Minne warb, und fordert Gawan zum Kampfe auf. Unterdeffen läßt sich Orgeluse über das Wasser fahren; aus der Burg schauen über vierhundert Frauen dem Kampfe zu, der mit Gawan's Sieg endigt. Dieser überläßt den Besiegten dem Fährmann, der dafür Gawan in sein Haus aufnimmt und dessen Wunden durch seine Tochter pflegen läßt (503—552). Am andern Morgen erfährt Gawan von dem Fährmann, daß die Burg Schatol marvell heiße, in welchem die Frauen, die er gesehen, durch Zauberrei gefangen gehalten würden, welche der ersten könne, der das Abenteuer mit dem Ht marvell bestiehe. Auch Parzival war, wie sich später ergibt, zum Zauberschloß gekommen; es war ihm aber das Abenteuer entgangen, weil er nicht gefragt hatte. Trotz aller Warnungen geht Gawan in das Schloß, und gelangt zum Wunderbette Glinschors, dem Burg und Land gehörte. Dieses rollt beständig hin und her; Gawan springt hinein: das Bett rollt unter furchtbarem Getöse an die Wand und bleibt endlich stehen. Aber nun regnet es Steine und Pfeile aus fünfshundert Schindern und Armbrüsten auf ihn, gegen die er sich mit dem vom Fährmann erhaltenen Schild nicht hinlänglich schützen kann, so daß er vielfältig verwundet wird. Darauf muß er noch einen Kampf gegen einen wilden Mann und einen Löwen bestehen, worauf er bewußtlos niedersinkt. Doch jetzt kommen die erlösten Frauen, unter ihnen die alte Königin Arnive, und pflegen ihn (552—582). Am folgenden Morgen befehlt sich Gawan das Schloß, in welchem eine Säule stand, in der man Alles sehen konnte, was ringsherum vorging. Da erblickt er Orgelusen mit einem Türken auf dem jenseitigen Ufer; er eilt sogleich hin und überwindet den Türken; doch verböhnt ihn Orgeluse auch jetzt noch. Endlich verlangt sie, er solle einen Kranz von einem Baume bringen, der ihrem größten Feind geböre; um diesen Preis wolle sie ihm ihre Minne schenken. Gawan fährt es sogleich aus, aber nun erscheint Gramoslang, des Baumes Herr, der Orgeluses Geliebten, Eldegast, erschlagen hatte, welche ihn deshalb zu verderben suchte und alle Ritter, die sie fand, gegen ihn zu kämpfen reizte. Gramoslang bestimmt den Kampf um den Kranz auf den sechszehnten Tag zu Joslange, wohn Gawan Artus und die Tafelrunde entbieten solle. Dieser bringt Orgelusen den Kranz, die ihn nun freundlich aufnimmt und mit ihm in die Zaubenburg reitet, wo sie von den Rittern, die Gawan jetzt als ihren Herrn ansehen, auf das Prächtigste empfangen wurden (583—626). Nun ward ein großes Fest gehalten, nach dessen Beendigung sich Gawan heimlich mit Orgelusen vermählte; nur des Fährmanns Tochter Bene und die alte Königin Arnive waren in das Vertrauen gezogen. Von letzterer erfährt Gawan, was es für eine Bewandniß mit Glinschor und dessen

Zauberschloß habe. Dieser war nämlich Herzog von Capua und Neffe des Zaubersers Virgilfins. Eine unglückliche Liebe hatte ihn zum Menschenfeind gemacht; daher erbaute er das Schloß Schatelmarell, in welches er alle Frauen und Ritter, deren er habhaft werden konnte, einschloß, und demjenigen Burg und Land verließ, der das Abenteuer mit dem Wunderbette bestehen würde. — Unterdeffen war Artus auf Gawan's Bitte mit zahlreichem Heere herbeigezogen; er wurde mit großer Pracht empfangen und Gawan stellte ihm die Frauen vor, die auch jetzt ihre Verwandtschaft mit Gawan erubren, denn er hatte sich ihnen bisher nicht zu erkennen gegeben. Arnive war Königs Artus Mutter und Gawan's Großmutter, Sangive ihre Tochter war die Mutter Gawan's; Itonje und Gundrie waren seine Schwestern. Darauf ließ Gawan den Gramoslang zum Zweikampfe entbieten und ritt geräthet auf den Kampfplatz hinaus, um sich zu üben (627—678). Auf dem Kampfplatze findet er einen Ritter, den er für Gramoslang hält; er greift ihn an, doch wäre er von jenem besiegt worden, wenn nicht der Kampf durch Gramoslangens Ankunft unterbrochen worden wäre. Der unbekannte Ritter war aber kein anderer als Parzival, über dessen Erscheinen Alle sich freuten. Er wird wieder in die Tafelrunde aufgenommen, der Zweikampf mit Gramoslang aber auf den folgenden Tag verschoben. Parzival kam seinem Freunde Gawan in fremder Rüstung zuvor; schon war Gramoslang nahe daran, zu unterliegen, als Gawan erschien und dem Kampfe ein Ende machte. Da aber Gramoslang zu müde war, als daß er es noch mit Gawan hätte aufnehmen können, wurde ihre Begegnung noch um einen weiteren Tag verschoben. Unterdeffen aber gestand Itonje, Gawan's Schwester, daß sie dessen Gegner liebe und von ihm geliebt sei, und da sich Orgeluse bewegen läßt, von ihrem Haß gegen diesen abzustehen, so kommt eine Versöhnung zu Stande, in Folge deren Gramoslang sich mit Itonje, deren Schwester Gundrie mit Lischows und ihre Mutter Sangive mit Florand vermählt. Da nun auch Orgeluse ihre Vermählung mit Gawan gestand, so schwelte Alles in hoher Freude; nur Parzival war traurig bei dem Gedanken an sein verlassenes Weib, und ritt heimlich hinweg (679—733). Da begegnet er einem prächtig geschmückten heidnischen Mann, der mit großem Heer über Meer gekommen war. Es entspinnt sich sogleich ein harter Kampf, in welchem Parzival zuerst in Bedrängniß geräth, aber bei dem Gedanken an Condwiramur sich wieder ermannt und dem Gegner so kräftig zusetzt, daß dieser auf ein Knie sinkt. Doch zerbricht Parzivals Schwert vom mächtigen Hiebe auf des Feindes Helm. So ist er wehrlos geworden, allein der Heide benutzt großmüthig diesen Vortheil nicht und gibt sich selbst als Feltreß Anscheweln zu erkennen: er war hieher gezogen, um seinen Vater aufzusuchen, dessen Tod er durch Parzival erfährt, welcher ihn auch an der weiß und schwarz gefleckten Haut sogleich als seinen Bruder erkennt. Beide reiten nun, glücklich sich gefunden zu haben, zu Artus, wo der Heide auf das Glänzendste empfangen und in die Tafelrunde aufgenommen wird. Während des am folgenden Tage deshalb veranstalteten Festgelages kommt Gundrie la Sorgiere; sie bringt die Nachricht, daß Parzival zum König des

Grals ernannt sei, in welcher Würde ihm sein Sohn Loherangrin folgen, während Kardeß seine weltlichen Kronen erben solle (beide Kinder hatte ihm seine Gattin in seiner Abwesenheit geboren). Parzival, fügte sie hinzu, dürfe nur Einen Gefellen mitbringen, und als solchen bezeichnete er seinen Bruder Kreireiß, mit welchem er sogleich der Votin nach der Gralsburg folgte (734—786). Dort trifft er den König Anfortas in den heftigsten Schmerzen, und nun fragte er ihn, was ihm fehle, worauf jener sogleich gesund wird und ganz verjüngt erscheint. Da wird dem Parzival berichtet, daß sein Weib sich aufgemacht habe, ihn zu suchen; er reitet ihr entgegen und begegnet ihr auf der nämlichen Stelle, wo die Blutstropfen ihn einst so lebendig an sie erinnert hatten. Groß war die Freude Parzivals, sie und die Kinder zu sehen. Am folgenden Tage ernannte er den Knaben Kardeß zum König von Bals und Morgals, Ranvolesia und Reyngrivals, Anschau und Bealgenan, ließ ihm huldigen und sandte ihn dann in jene Lande, während er mit Gondwtramur und Loherangrin nach Monsalväsche zog, wo sie feierlich empfangen wurden. Bei dem großen Freudenmale sah Kreireiß die schöne Repanse de Schole, über welcher er aller früheren Liebe vergaß. Gern belehrte er sich zum Christentum, um sie zu gewinnen. Bei der Taufe füllte sich die Taufschüssel sogleich mit Wasser, als sie dem Grale zugeeignet ward; nach derselben ward ihm Repanse vermählt und nun konnte auch er den Gral sehen, der ihm als Heiden bisher unsichtbar gewesen. Am Gral aber erschien die Inschrift, daß, wenn ein Tempel von Gott irgend einem Volke zum Herrn gegeben würde, er verbieten solle, nach seinem Namen und Geschlecht zu fragen, widrigenfalls er von dannen gehen müsse. Nach zwölf Tagen schied Kreireiß, der mit Repansen nach Indien zog, wo ihm dieselbe einen Sohn gebar, welcher der Priester Johannes hieß, welchen Namen auch die nachfolgenden Könige behielten. — Als Loherangrin herangewachsen war, wurde er der Herzogin von Brabant gesandt; von einem Schwan im Rachen gezogen, flog er in Antwerpen ans Land und verbot sogleich, ihn nach seiner Herkunft zu fragen; als die Herzogin nach mehreren in glücklicher Ehe verlebten Jahren dennoch die verbotene Frage an ihn richtete, da erschien der Rachen mit dem Schwan, und Loherangrin fuhr von dannen, ein Schwert, ein Horn und ein Ringelein zurücklassend (787—827).

Von dem zweiten Gedichte Wolframs, dem „*Titurel*“, sind nur zwei nicht sehr große Bruchstücke vorhanden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Wolfram auch nur diese gedichtet hat. Das erste Bruchstück behandelt die aufsteigende Liebe Schlonatunders und Sigunens, welche beide, noch Kinder, von Gahmuret und Herzeleide gezogen werden. Nach einer Reihe von Betrachtungen des Dichters über die Minne, erzählt er uns das Gespräch der beiden Kinder, in welchem sie sich ihre gegenseitige Neigung offenbaren, welches damit schließt, daß Sigune erklärt, Schlonatunder müsse sie erst „unter schiltlichem Dache verblenden“ (2). Bald darauf zieht Gahmuret nach dem Morgenlande; Schlonatunder begleitet ihn, beginnt aber dort aus Sehnsucht nach Sigunen zu stehen. Gahmuret verbißt ihm, als er seine Liebe bekennet, Beistand und Fürsprache. Auch Sigune konnte ihre Sehnsucht nicht vor der

Königin verbergen, die ihr ebenfalls Trost zuspricht. In dem zweiten Bruchstück bildet der Hund Garbevas den Hauptgegenstand der Erzählung. Schlonatunder hatte ihn wegen seines köstlichen Halsbandes und eines noch köstlicheren Seils gefangen, auf welchem die Geschichte zweier Liebenden mit Buchstaben von Edelsteinen aufgeschrieben war. Während Sigune diese Geschichte liest, entspringt der Hund, und sie erklärt dem Schlonatunder, daß er nicht eher auf ihren Beiß rechnen dürfe, als bis er ihr das Seil wiederver schafft habe, damit sie die Geschichte vollends lesen könne.

In dem dritten Gedicht, dem „*Willehalm*“ werden die Kämpfe Wilhelms von Drañsche mit den Heiden erzählt. Dieser, der älteste Sohn des Grafen von Narbonne, hatte Arabellen, die Gemahlin des heidnischen Königs Lybalt mit ihrem Willen entführt und sich, nachdem sie in der Laufe den Namen Gyburc erhalten, mit ihr vermählt. Um die Entföhrung zu rächen, war Lybalt, dem sich Gyburc's Vater, der mächtige König Terramer und dessen Bruder Arosel angeschlossen hatten, mit zahlreichen Schaaren über Meer gezogen. Die Heiden hatten auf den Ebenen von Alischanz ihr Lager aufgeschlagen. Markgraf Wilhelm zog ihnen mit 20,000 Mann entgegen; mit ihm suchten viele tapfere Ritter, darunter der schöne Jüngling Bivians, Willehalm's Schwestersohn, den Gyburc erzogen hatte. Es entspann sich ein blutiger Kampf, in welchem das christliche Heer trotz der größten Tapferkeit vernichtet wurde, da der Heiden hundert auf einen Christen kamen. Auch Bivians fiel rühmlich; Willehalm blieb allein mit vierzehn Rittern am Leben, auf deren Bitten er sich nach Drañsche zum Schutze seiner Gemahlin zurückzog. Auf dem Wege stieß er auf ein frisches heidnisches Heer, durch welches er sich jedoch glücklich durchschlug (1—57). Bei dem Wasser Larkant sah er Biviansens Schild liegen und nicht weit davon ihn selbst. Da brach er in laute Klagen aus, kniete bei dem Jünglinge nieder, band ihm den zerhauenen Helm ab und legte dessen wundtes Haupt weinend und jammernd auf seinen Schoß. Da begann der Todwunde sich zu regen, er schlug die Augen auf und erkannte seinen Oheim, der ihn an Gott zu denken erinnerte, worauf er des Sterbenden Beichte empfing und ihm geweihtes Brod darreichte, worauf der Jüngling verschied. Willehalm wollte den Leichnam mit sich nach Drañsche führen, nun ward er aber wiederum von Heiden angegriffen. Zwar vertrieb er sie, und bewachte die Nacht hindurch den Leichnam des geliebten Neffen, und mußte sich aber doch endlich entschließen, ihn zurückzulassen. Mit einem Kusse schied er von ihm (3). Bald stieß er wieder auf Heiden; er tödtete nach heißem Kampfe den König Arosel, dessen Rüstung er anzog, um sich unkenntlich zu machen; auch besieg er dessen Hof Bolatin, da das seinige verwundet war. Noch einmal fand er ein heidnisches Heer auf dem Wege; obgleich in heidnischer Rüstung ward er doch erkannt, doch gelang es ihm unter schwerem Kampfe Drañsche zu erreichen. Dort wollte man ihn nicht einlassen, weil man ihn für einen Heiden hielt; endlich ward er erkannt und mit lautem Jubel begrüßt. Jedoch zog er auf Gyburc's Rath bald wieder fort, um Hülfe zu holen; in Arosel's Rüstung gelangte er glücklich durch das heidnische Heer und schlug die Straße nach Frankreich ein (58—105). Während Drañsche

heftiger angegriffen, von Gyburc aber muthig vertheidigt wird, kommt Willehalm nach Orlenz, wo ihm sein Bruder Arnalt von Gironde Hülfe zusagt und ihm zugleich den Rath giebt, den König in Mantlem aufzusuchen. Die Königin, Willehalm's Schwester, sucht mit feindseliger Gesinnung ihren Gemahl gegen Willehalm zu stimmen; als sie aber von dem großen Verluste der Christen hört, wird sie gerührt, und versöhnt sich mit dem Bruder (109—161). Erst nach langen Bitten jedoch sagte König Loys Hülfe zu; Willehalm blieb am Hofe, bis das Heer gerüstet war. Als er eines Tages den Kampfsybeln zusah, bemerkte er einen Knapen von riesenmäßiger Stärke; es war derselbe als Kind von Kaufleuten aus heidnischen Landen gebracht worden und hieß Rennewart. Der König schenkte ihm denselben und Willehalm ließ ihn ausrüsten; er erhielt als Waffe eine gewaltige, mit Eisen beschlagene hagebuckene Stange. Als endlich das Heer gerüstet war, brach es auf; in Orlenz, wo der König blieb, wurde es der Führung Willehalm's übergeben (142—214). Unterdessen hatte Gyburc sich muthig vertheidigt und den Bitten, wie den Drohungen ihres Vaters widerstanden. Wegen der von den vielen Leichen verpesteten Luft hatten die heidnischen Fürsten beschlossen, sich an die Meeresküste zurückzuziehen, vorher aber noch einen Sturm zu wagen. Es gelingt ihnen, in die Stadt zu dringen, die sie in Brand stecken; als sie aber das christliche Heer heranrücken sehen, ziehen sie sich an das Meer zurück. Willehalm war mit Rennewart den Seinigen vorausgeeilt; die Freude in Dransche ist unbeschreiblich; Gyburc legt die Waffen ab, die sie bisher stets getragen und befehlt auch ihren Frauen, sich zu schmücken; Willehalm aber sorgte dafür, daß die Seinigen gut bewirthet wurden (215—268). Rennewart, der ebenfalls zur Tafel gezogen wird, erregt durch seine Aehnlichkeit mit Gyburc die allgemeine Aufmerksamkeit und jagt durch seine Kraft den Knappen Schrecken ein. Des Abends nahm er, der Riese, sein Schlafgemach in der Küche, seine Stange als Kopfstützen unter seinem Haupte. Als ihn am Morgen der Küchenmeister fand, nahm er mit unbedachtem Späße einen Feuerbrand und versengte ihm Haare und Bart. Rennewart, der darob erwachte, nahm den Scherz übel, ergriff den Unbedachtsamen und warf ihn auf einen Roß, wo er elendiglich verbrennen mußte. Er aber brach in Klagen aus über die schmäbliche Behandlung, die ihm zu Theil werde, da er doch des mächtigen Königs Terramer Kind sei. Dies hörten Einige und hinterbrachten es der Königin Gyburc, welche ihn näher auszuforschen suchte, was ihr jedoch nicht gelang, weil die Kaufleute, von denen er geraubt worden war, ihm einen Eid abgeköthigt hatten, Niemanden seine Abkunft zu entdecken. — Unterdessen hatten die Fürsten und Herren Rath gehalten; zu ihnen tritt nun Gyburc und ermahnt sie, als wahre Christen auch der Heiden zu schonen. Hierauf bricht das Heer zum Kampf auf (269—313). Auf dem Zuge bemerkte man, daß Rennewart seine Stange zurückgelassen habe: der Anblick des abziehenden Heeres hatte seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen, daß er seine Waffe vergessen hatte. Willehalm schickte einen berittenen Waffenknecht zurück, und am Abend kam die Stange auf einem Wagen nachgefahren. Als am folgenden Morgen die christlichen Völker die zahllosen Schaarsen

ren der Heiden sehen, entfällt ihnen der Muth und viele ziehen ab. Bei einem Engpasse begegnen sie Rennewart, der viele von ihnen erschlägt, als er ihre Absicht vernimmt und die Andern in das Lager zurückbringt. Als Terramer die Ankunft der Christen erfährt, stellt er seine Krieger, sie zur Tapferkeit ermahnend, in Schlachtordnung auf (314—361). Die Schlacht beginnt und wird mit jedem Augenblicke furchtbarer; die Führer der beiderseitigen Heere suchen sich auf, um sich zu bekämpfen; viele fallen auf beiden Seiten (362—402). Am gewaltigsten tobt Rennewart, der eine große Schaar Heiden bis zu den Schiffen verfolgt, wo er gefangene Christen befreit und mit ihnen auf das Schlachtfeld zurückkehrt, wo die Christen von den Heiden bedrängt werden und ihnen namenstlich Purrel, König von Rubiant mit seinen wunderbaren Waffen großen Schaden zufügt. Rennewart gibt ihm einen solchen Schlag mit der Stange, daß diese zerbricht und Purrel befinnungslos von den Seinigen weggetragen wird. Nun rückt auch Terramer heran, der dem Markgrafen Willehalm den Helm durchschlägt, ihn jedoch nicht tödtlich verwundet; schnell bringt dieser jetzt auf den Feind und verwundet ihn dermaßen, daß auch Terramer weggetragen werden muß. Die Heiden fliehen, von Rennewart unablässig verfolgt, so daß sie sich nur mit genauer Noth auf die Schiffe retten können. Der Sieg der Christen ist vollständig, die Beute unermesslich; auch fanden sie so viele Lebensmittel, daß sich Alle erquicken konnten. Am andern Morgen wurden die Todten begraben, und da erst bemerkte man, daß Rennewart fehle. Willehalm bricht in laute Klagen aus: man sucht vergeblich unter Lebenden und Todten, und so erwacht die Besorgniß, daß er gefangen worden sein möge. Daher entläßt Willehalm den gefangenen Heidenkönig Matrisleig mit fünfundsiebenzig andern gefangenen Fürsten, nachdem er ihn hatte schwören lassen, die Gefangenen zum König Terramer zu bringen und dagegen Rennewart auszulösen (403—407).

Nachdem wir den Inhalt der epischen Gedichte Wolframs angegeben, bleibt uns noch übrig, über deren Werth und den poetischen Charakter des Dichters zu sprechen, eine Aufgabe, welche nicht ohne große Schwierigkeit ist. Denn da wir der allgemeinen Ansicht nicht beistimmen können, welche in Wolfram den größten Dichter des deutschen Mittelalters erblickt und sich oft in den übertriebenen Lobeserhebungen ausdrückt (nimmt ja sogar Hr. Schlegel keinen Anstand, ihn für den größten deutschen Dichter überhaupt zu erklären), so tritt die Nothwendigkeit ein, indem wir jene Ansicht bekämpfen, die Gründe, welche uns zu einer andern Auffassung bestimmen, ganz besonders hervorzubeben; und es möchten eben dadurch gegen unsern Willen die Schattenseiten so grell hervortreten, daß uns der Vorwurf der Ungebilligkeit gemacht werden könnte, den wir vor Allem vermeiden möchten. Es wird daher nicht überflüssig sein, die Bemerkung voranzuschicken, daß es uns vor Allem nur daran liegt, die übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen der Dichter überhäuft worden ist, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen.

Da Wolfram seine epischen Gedichte, wie seine Vorgänger und Nachfolger, nach französischen Vorbildern bearbeitete, wir diese aber nicht kennen, so ist es in den einzelnen Fällen unmöglich, zu urtheilen, was sein Eigenthum war, und was er den

französischen Urtexten nachbildete, und es ist daher gewiß ungeeignet, schwächere Stellen ohne Weiteres auf Rechnung des Vorbildes zu setzen, wie es von Einigen seiner Verehrer geschieht ist. Sollten aber solche Stellen in der That von ihm nur einfach übertragen worden sein, so darf man ihm die Aufnahme derselben dennoch zum Vorwurfe machen, da er ja nicht eine Uebersetzung, sondern eine selbstständige Bearbeitung des Stoffs geben wollte und er somit nicht nur befügt, sondern künstlerisch verpflichtet war, alles Ungeeignete auszuscheiden. Uebrigens hat er vielleicht doch nicht mit so großer Selbstständigkeit gearbeitet, als man gewöhnlich annehmen pflegt, und die man ihm so sehr nachrühmt; dies scheint nicht nur aus vielen einzelnen Stellen hervorzugehen, in denen das französische Original noch durchblickt, sondern ganz hauptsächlich daraus, daß er sein Vorbild, den Provenzalen Rymot so entschieden dem Chretien von Troyes entgegensetzt, dem er die Verfälschung der Sage mit großer Bitterkeit vorwirft. Hat er aber sein Vorbild in der Entwicklung und im Gange des Stoffs treu befolgt, wie man nach seinen eigenen Aeußerungen nicht anders annehmen darf, so würde gerade das am wenigsten Lob verdienen, was ihm die meiste Bewunderung zugezogen hat, da sowohl die tief-sinnige Auffassung, als die künstlerische Anordnung des Stoffs ursprünglich nicht sein Eigentum wäre. Doch wollen wir darauf kein Gewicht legen, sondern seine Gedichte, wozu wir das vollste Recht haben, als sein unbestrittenes Eigentum betrachten.

Man hat im Parzival zweierlei besonders rühmenswerth, ja großartig gefunden: die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee und die künstlerische Anordnung des Stoffs. Was den ersten Punkt betrifft, so müssen wir vorerst die Bemerkung voranschicken, daß in jeder äußeren Erscheinung*), somit auch in den Thaten der Menschen eine Idee verborgen liegt, die freilich größtentheils nicht zum Bewußtsein des Beschauers gelangt, weil seine Sinne von der äußeren Erscheinung gefesselt sind. Dies gilt natürlich noch viel mehr von den dichterisch erdachten und entwickelten Begebenheiten, daher auch von der im Volke ausgebreiteten Sagenwelt. So liegt denn auch in der Geschichte des Parzivals, wie sie von der Sage verarbeitet und überliefert worden ist, eine große, aber in der Masse des reichen Stoffs tief verbüllte Idee, die sich vielleicht am besten mit den Worten des Dichters auszusprechen läßt:

„Was kein Verstand der Verstandigen sieht,
Das übet in Einsalt ein kindlich Gemüth.“

Ein solches Gemüth ist offenbar Parzival, dessen Erziehung darauf gerichtet ist, ihm die lebenswürdige kindliche Einsalt zu bewahren, die ihn auf immer von der Welt und ihrem äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen und das Bessere im Menschen vernichtenden Treiben scheiden soll. Neben diesem kindlichen Gemüth lebt in ihm aber auch die mächtigste Thatkraft, die ihn ins Weltgetümmel fortreißt. Wenn er aber auch der verborgenen Einsamkeit sich entzieht, in welcher ihn seine Mutter zurückzuhalten wünschte, und er sich, von unbeflegbarer Sehnsucht nach ritterlicher Thätigkeit getrieben, in den Strudel des ihm fremden und unverständlichen Lebens stürzt, so bleibt sein Gemüth doch von der Gemeinheit des Lebens unberührt; er

bewahrt durch alle Kämpfe und Verhältnisse die Unschuld des Herzens, die ihn für alles Gemeine blind macht, seine Augen aber für das Erdfenn, was den Weltkindern mit ihrer Klugheit ewig verborgen bleibt. So kommt er nach Ronzalväsche, wobin Niemand gelangen kann, der es mit Absicht aufsucht. Diese Idee nun, die ohne Zweifel der Parzivalssage zum Grunde liegt, hat Wolfram nicht erkannt, denn sonst würde er seinen Helden nicht bloß den Weg zum Gral haben finden lassen, es würde derselbe auch, von der Nähe des Heiligtums erfüllt, die vorgeschriebene Frage gethan und dadurch den Anforas von seiner Krankheit geheilt und die Herrschaft erworben haben*). Statt aber das Gedicht auf diese befriedigende und nothwendige Weise zu schließen, fährt Wolfram die Geschichte weiter, indem er die Einsalt seines Helden nunmehr als Löblichkeit erscheinen läßt und das schöne Gebäude über den Haufen wirft, das er eben erst vor unsern Augen hatte entstehen lassen. Freilich hat die Sage selbst die weitere Entwicklung gegeben: allein es wäre eben Sache des Dichters gewesen, das Ungehörige aus dem Stoffe auszuscheiden und ihn auf seine ursprüngliche Einfachheit und Wahrheit zurückzuführen. Zudem ist es unverkennbar, daß in der Geschichte Parzivals, wie Wolfram sie uns überliefert, zwei ganz verschiedene Gestaltungen einer und derselben Sage zusammengefloßen sind, die ursprünglich gewiß gescheiden waren. Während in der ersten der Triumph der kindlichen Einsalt veranschaulicht wird, will die zweite den Gedanken verfinstlichen, daß die Treue, oder, wie Wolfram sagt, die Thätigkeit zur Seligkeit führt, daß der erste männliche Wille das Höchste erreicht, wie denn Parzival, nachdem er den Besitz des Grals verschert hat, durch seine „sime“ trotz der anscheinenden Unmöglichkeit denselben endlich doch gewinnt und zugleich mit der begehlehten Gattin wieder vereinigt wird. Diesen Gedanken, welcher der zweiten Gestaltung der Sage zum Grunde liegt, hat Wolfram vollkommen richtig aufgefaßt und er hat ihn auch im Eingange des Gedichts ausgesprochen. Aber während er in dem ersten Theile die Idee, welche ihm unbewußt geblieben war, beinahe bis zum Schlusse mit großem Glücke veranschaulicht, tritt dagegen der von ihm klar aufgefaßte Gedanke des zweiten Theils keineswegs lebendig in die Erscheinung. Bald nachdem Parzival Ronzalväsche verlassen, erfährt er, welches hohe Glück er durch seine Albernheit**) verloren hat; er geräth darüber in Verzweiflung, die ihn bis zur

*) Eine ähnliche Idee, oder vielmehr ganz dieselbe, liegt auch in dem Märchen „Der vronte“ von Wieland; aber sie ist auch bei diesem nicht mit voller Klarheit zur Erscheinung gelangt, da Personie ursprünglich nicht sowohl die Einsalt des Gemüths, als die rohe Gemeinheit und Gleichgültigkeit vergegenwärtigt. Eben der nämliche Gedanke liegt ohne Zweifel auch der Sage von Langzeit zum Grunde; er ist aber von dem Dichter noch viel weniger verstanden worden, als von Wolfram oder Wieland.

**) Denn als solche erscheint, wie gesagt, die kindliche Einsalt seines Herzens, mit welcher er den von seiner Mutter und dem ehrwürdigen Gurnemanz erhaltenen Lehren folgt; und was eben eine schmerzliche und unaussprechliche Dissonanz hervorbringt. Es sind nicht Weltkinder, nicht Gawan, nicht Orgeuse, welche ihn wegen seiner unterlassenen Frage für einen Löbel erklären, sondern selbst der Knappe des Grals, selbst die durch ihren tiefen Schmerz verklärte Sigune, und der weise, in die Geheimnisse des Grals eingeweihte Grediz Treuzgent, sehen in ihm nur einen blöden löblichen Durschen.

*) Wie Herder in dem Gedichte: „Allegorie der Natur“ so schön ausdrückt.

Gotteslästerung führt, als er sich wegen der unterlassenen Frage sogar von weltlicher Ehre ausgeschlossen sieht. Aber weder die Bergweisung, noch die später durch den tröstenden Trevizent wiedergewonnene Hoffnung und Zuversicht regt ihn zur Thätigkeit an; und als er endlich bei einem Gastmahl plötzlich zur Herrschaft über Monsalväsche und zum Besitze des Grals berufen wird, begreift man nicht, womit er diese hohe Auszeichnung verdient hat. Wir wissen zwar, daß er sich von seinem Unglauben bekehrt, und sein Herz gläubig zu Gott gewendet, daß er seine früheren Irrthümer eingesehen und innig bereut hat, wir wissen auch, daß er ausgezogen ist, den Gral wieder aufzusuchen; aber seine Irrfahrten sind nicht nur vergeblich, sie sind auch thatenlos und erscheinen durchgängig als das willenslose Treiben eines Menschen, der Alles vom Schicksal und Nichts von sich selbst erwartet, und so hat er in Wirklichkeit Nichts gethan, um des hohen Glücks theilhaftig zu werden, das ihn eben so überrascht, als den Leser. Es mag der Mönch durch ein beschaufliches, auf das Innere allein gewendetes Leben in äußerer Nützlichkeit zur Seligkeit gelangen; für Parzival, den Mann des Muths und der That, ist eine solche Entwicklung durchaus unpassend, und es ist der Ausgang des zweiten Theils deshalb eben so wenig befriedigend und künstlerisch lobenswerth, als der Schluß des ersten. Einen unangenehmen Eindruck macht aber namentlich die Komödie, welche er zuletzt in Monsalväsche mit der Frage spielt, was übrigens mit dem ausdrücklichen Befehle des Grals in Widerspruch steht, da dessen Inschrift ausdrücklich gelautet hatte, es solle die Frage keine Wirkung haben, wenn der Fragende, sei es durch Kind, Weib oder Mann zuerst aufgefordert worden wäre, die Frage zu thun.

Die zwei einander so ganz entgegenstehenden Gestaltungen der Sage sind von Wolfram keineswegs zur künstlerischen Einheit gebracht worden; sie stehen in vollem Widerspruche zu einander und es hat jede durch den Zwang, den ihnen der Dichter bei ihrer Verbindung angethan hat, an ihrem Werthe verloren, indem die einer jeden zu Grunde liegende Idee mehr oder weniger verflümmert wurde. Allerdings liegen sich die in den zwei Gestaltungen liegenden Gegenätze zu einer dichterisch und philosophisch wahren Einheit vereinigten, die sich, um es mit dem spätesten Ausdrucke zu bezeichnen, als verlorenes und wiedergewonnenes Paradies darstellen ließen; aber wenn Wolfram auch einige Ahnung davon gehabt haben mag, so ist dieser Gedanke doch in keiner Weise zur Erscheinung gelangt, und konnte es nicht, weil Parzival ja nicht durch innere Schuld, sondern wegen seiner irdischen Herzensneigung das höchste Glück verlor. So steht er im Gegensatze zu Adam, der aus dem Paradiese vertrieben ward, weil er von dem Banne der Erkenntniß ab, im Gegensatze zu Prometheus und Faust, zum Lehrling von Sais, welche gerade deshalb der Verdammniß oder der Bergweisung anheim fielen, weil sie mit vorwärtiger Frage die göttlichen Geheimnisse erschöpfen wollten. Aber so tief und großartig, so wahr und die menschliche Natur in ihrem innersten Kern erfassend jene Dichtungen sind, so unwahr und unangenehm berührend ist jene Auffassung.

Wie man in Wolframs Gedicht immer mehr gefunden und hineingelegt hat, als darin wirklich liegt, so hat man auch behauptet, daß es den Gegensatz des

geistlichen Ritterthums zum weltlichen veranschaulichen solle, indem das Eine durch Parzival, das andere durch Gawan repräsentirt werde. Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß Parzival allerdings eine tiefere Natur ist, als sein Freund, daß sich in ihm die reichste Gemüthsstärke mit der männlichsten Tapferkeit verbunden findet, daß er niemals zur Trübsal der gewöhnlichen Abenteuer im Rittergewande herabsinkt, während Gawan jene Leichtfertigkeit in Angelegenheiten der Minne in hohem Maße beßigt; so gibt dies doch noch keinen Grund, die angegebene Behauptung aufzustellen: es lassen sich vielmehr mancherlei Gründe auffinden, aus denen auf das Bestimmteste hervorgeht, daß Wolfram an einen solchen Gegensatz gewiß nicht gedacht hat. Nicht bloß Parzival sucht den Gral, sondern auch Gawan, und was noch sprechender ist, Parzival zwingt ja die von ihm besiegten Ritter, ihm in seinen Nachforschungen beizustehen. Und wenn man entgegnet, daß ja weder jene Ritter, noch Gawan das Heiligtum gefunden hätten, weil ihr weltlicher Sinn sie vom rechten Wege nach Monsalväsche entfernte; so läßt sich einfach darauf erwidern, daß auch Parzival diesen Weg nicht gefunden hat, als er ihn suchte. Wie wenig aber Wolfram an jenen Gegensatz gedacht hat, geht schon daraus hervor, daß Parzival auch die höchste Ehre des weltlichen Ritterthums, den Sitz an der Tafelrunde erwarb, ja daß er dieser Ehre erst dann theilhaftig wurde, als er schon zum König in Monsalväsche bezeugnet war, daß er sogar der Tafelrunde für unwürdig erschien, als ihn der Fluch des Grals traf. Man findet ferner den Gegensatz zwischen weltlichem und geistlichem Ritterthum auch darin ausgesprochen, daß Parzival den Gral, dagegen Gawan Clinchors Janterschloß gewinnt; allein man vergißt hiebei, daß Parzival das Abenteuer in Schatelmarszell nur deshalb nicht besteht, weil er nicht fragt, als er in dessen Nähe kommt; und es kann dies um so weniger als Gleichgültigkeit gegen das Weltliche bezeichnet werden, als er ja bei seinem ersten Besuche in Monsalväsche aus demselben Grunde, weil er auch da nicht fragt, noch nicht zum Besitze des Grals gelangt. Endlich müssen wir noch erwähnen, daß Parzival auch deswegen nicht als Repräsentant des geistlichen Ritterthums erscheinen kann, weil die Auffassung des Grals nicht der einzige Gedanke ist, welcher sein Inneres erfüllt und seine Schritte leitet (denn Thätigkeit läßt sich nicht sagen), indem die Sehnsucht nach der entfernten Gattin eben so sehr der Beweggrund seiner weiteren Irrfahrten ist, als die Sehnsucht nach dem Grale. Der Dichter hebt jene eben so sehr, manchmal sogar noch kräftiger hervor, als diese, wodurch ein solches Schwanken des Willens und des Strebens in dem Helden entsteht, daß er eher unser Mitleid, als unsere Verwunderung rege macht. Man wird hiebei nicht verkennen, daß diese doppelte Sehnsucht des Helden allein schon hinreichen würde, die Einheit der Auffassung zu vernichten, wenn eine solche im Uebrigen vorhanden wäre.

Wolfram ist wegen der Composition seines Gedichts eben so hoch gepriesen worden, als wegen der Auffassung und Vergeistigung des ihm überlieferten Stoffes; man hat ihn wegen der Anordnung der zahlreichen Begebenheiten sogar mit Ariosto zusammengestellt: wie wenig aber ein solches Urtheil berechtigt ist, läßt sich durch wenige Bemerkungen nachweisen. Es ist möglich, ohgleich keineswegs

gewiß, daß Wolfram sein französisches Vorbild darin übertroffen hat, daß er aus einer unabsehbaren, unzusammenhängenden Masse von abentheuerlichen Begebenheiten alle diejenigen ausgeschieden, welche zu Parzival nicht in näherer Beziehung standen; allein so sehr dies auch Anerkennung verdienen mag, so kann es allein nicht hinreichen, dem Dichter künstlerische Bildungskraft zuzuschreiben. In dieser Beziehung steht er sogar unter Hartmann, dessen seiner Sinn ihn gewiß die obenerwähnte Zusammenschmelzung zweier einander widersprechender Gestaltungen der Sage hätte vermeiden lassen, wie er es vermieden hat, seine Gedichte zu Biographien auszudehnen, was bei so vielen andern Dichtern, was auch bei Wolfram der Fall ist, der zudem noch die Lebensbeschreibung von Parzivals Vater Gahmuret voranschickt und einen Lebensabriß von Lohrerangrin, dem Sohne des Helden, hinzufügt. So ist schon die ganze Anlage rein chronologisch, und chronologisch bleibt auch die ganze Entwicklung. Nach der Erzählung von Gahmurets Leben und Tod beginnt die Darstellung von Parzivals Jugend und Erziehung, an welche sich die Erzählung seiner abentheuerlichen Fahrten anreihet, die bis zu dem Augenblicke fortgeführt wird, wo er und Gawan von Artus' Hofe ziehen, der erste, um den Gral aufzusuchen, der andere, um das Abenteuer in Schatelmarell zu bestehen. Der Dichter erzählt Gawans Fahrten zuerst, weil diesem zuerst Bedeutendes begegnet, und geht erst dann wieder zu Parzival über, als jener ohne wichtige Erlebnisse ein Jahr lang herumstreift. Unterdessen kommt Parzival zu Irevrizent, dessen Lehren und Mittheilungen über den Gral berichtet werden; worauf er wieder sein Weib und Monjalbäsch sucht. Während dies geschieht, besteht Gawan das Abenteuer mit Elinschors Zauberschloß, zieht dann nach Josfange zum Zweikampf mit Gramosfanz, wohin auch Parzival auf seiner Irrfahrt kommt, der, nachdem er mit seinem Bruder Irefrich gekämpft, seine unerwartete Ernennung zum König in Monjalbäsch erfährt, mit seinem Bruder hingieht und bald darauf seine Gattin wiederfindet. Es hat sich der Dichter somit in der Darstellung der mannigfaltigen Begebenheiten durch nichts Anderes leiten lassen, als durch die chronologische Folge derselben, und es ist eine Zusammenstellung Wolframs mit Ariosto um so weniger erlaubt, als er jede einzelne Thatsache ohne alle Unterbrechung von ihrem Beginne bis zu ihrem Ende erzählt, während der Italiener sich gerade darin gefällt, die Erzählung der einzelnen Begebenheiten bis zu irgend einem interessanten Punkte fortzuführen, dann aber, wenn unsere Theilnahme, oder, wenn man will, unsere Neugierde auf das Höchste gespannt ist, muthwillig neckend plötzlich abzubrechen, um uns mitten unter andere Verhältnisse zu führen, deren Erzählung er wieder eben so muthwillig unterbricht, wenn er durch seine unübertreffliche Darstellungskunst uns wieder gefesselt, in uns die lebendigste Theilnahme wieder erweckt hat. Davon ist bei Wolfram keine Spur, noch viel weniger aber kann bei ihm von der wunderbaren Kunst die Rede sein, mit welcher Ariosto die mannigfaltigen abgebrochenen Fäden wieder aufnimmt und endlich das kunstreichste, lebendigste und zur höchsten Einheit verbundene Gewebe daraus bildet. Denn so streng Wolfram an der chronologischen Ordnung festhält, so hat er doch in sein

Gedicht eine so große Masse von einzelnen Begebenheiten aufgenommen, die zum Theil eben so wenig nothwendig, als interessant sind, daß es schwer wird, ein festes Bild von der ganzen Dichtung zu gewinnen *), während sich ein solches bei Ariosto schnell und unwillkürlich in jedem aufmerksamen Leser gestaltet. Im ganzen Parzival erscheint aber eine einzige Thatsache, welche von epischem Talente zeugt; es ist die, daß der Held des Gedichts auch in denjenigen Abschnitten stets hervorblickt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht, in welchen Gawans Abenteuer erzählt werden, so daß das Interesse für den Helden stets rege bleibt, ja durch dieses geheimnißvolle Hervortreten noch mehr gesteigert wird. Die Anwendung dieses an sich einfachen, aber doch höchst wirkungsvollen Kunstmittels ist um so höher anzuschlagen, als die übrigen höfischen Dichter auch nicht einmal dieses kennen und anwenden.

Wie Anlage und Composition, so ist auch die Ausführung im Einzelnen in übertriebener Weise gelobt worden, ja man hat sogar Dinge gepriesen, die geradezu nur Tadel verdienen, und die schon Gottfried von Strassburg (s. unten bei demselben Nr. 1, B. 4638 ff.) mit Bitterkeit, aber mit vollem Rechte gerügt hat. Wolfram zeigt in seinem ganzen Gedichte ein unverkennbares Bestreben, durch Seltsamkeit der Gedanken und Anschauungen sich auszuzeichnen, was um so unangenehmer berührt, als darunter oft nur das Allergewöhnlichste verborgen liegt. Wir erwähnen nur die Stelle im Parzival, in welcher er seinen Helden beim Anblicke dreier Blutstropfen auf dem Schnee in tiefes Träumen versinken läßt, weil sein Weib Gondwiramur weiß und roth ist, wie das Blut und der Schnee, und weil er sich dreier Thränen an Wangen und Kinn seiner Gattin erinnert. So gesucht und unnatürlich dies auch ist, so wird die Sache durch die Ausführung (sie nimmt nicht weniger als 636 Verse ein) geradezu widrig; sie wird durch die dreimalige Wiederholung der Träumerei lächerlich und das Ganze erscheint am Ende kindisch und unwahr: es liegt darin die gesuchte und geschränkte Empfindlichkeit des höfischen Ritterthums, wie wir sie in höchster Uebertreibung bei Ulrich von Lichtenstein haben kennen lernen. Noch andere Stellen zeugen von seiner Liebe zum Barock und von seinem Mangel an aller Mäßigung, während Hartmann, wie schon von anderer Seite bemerkt worden ist, durch diese auch in der Kunst so nothwendige Tugend sich auszeichnet. Den Mangel an Mäßigung zeigt Wolfram auch in der Darstellung der einzelnen Zustände und Objekte: jeder Gedanke, jedes Verhältniß, jeder Gegenstand wird von ihm so lange hin und hergewendet, bis auch nicht das Geringste mehr an ihm auszubeuten ist. Daher schildert er auch die geringfügigsten Dinge mit derselben Behaglichkeit und Liebe, als die wichtigsten, ungefähr wie Bosc in der neueren Zeit. Daher erläßt er uns keinen Gedanken, der ihm etwa in den Sinn kommt, daher tritt er immer wieder mit seiner Persönlichkeit hervor, ohne sich darum zu bekümmern, ob dadurch der epische Gang des Gedichts gestört wird. Nicht weniger entbehrt der einzelne Ausdruck der Mäßigung;

*) Wir haben in der oben gegebenen Inhaltsangabe eine nicht geringe Zahl von untergeordneten, die Uebersicht und das Verständniß störenden Begebenheiten theils nur angedeutet, theils ganz unberührt gelassen, und doch welche Masse von Abentheuern war noch zu erwähnen!

Wolfram gefällt sich in seltsamen Wendungen und Bildern, die oft allen Geschmack verhöhnen, wenn er z. B. den Leib einer schönen Frau mit einem angestrichenen Hasen vergleicht oder im Wilhelm von Alsfens Reuschheit sagt, daß sie, auf eine Wunde gebunden, dieselbe heilen würde. Solche Geschmacklosigkeiten, die an Hoffmann von Hoffmannswaldau erinnern, lassen sich weder entschuldigen, noch rechtfertigen und müßten, wenn sie auch noch so selten vorkämen, das schönste Gedicht verunstalten. Daß ihn diese Sucht, originell erscheinen zu wollen, häufig zu Ausdrücken und Wendungen verleitet, die nicht „des Hofes sind“ (wie im Parzival 241, 24 ff. S. n. Nr. 1), und daß er nicht selten in geschmacklose Allegorien ausartet — weshalb ihn denn auch die spätere an Allegorien so reiche Zeit vor allen seinen Zeitgenossen preist — dies leuchtet schon aus dem Gesagten hervor; wir haben daher den bisherigen Bemerkungen nur noch die hinzuzufügen, daß Wolfram auch nicht immer der Sprache Meister ist, sondern daß er vielmehr nicht selten vom Reim beherrscht wird, so daß er nicht nur hie und da Gedanken, die unbezweifelbar allein durch den Reim hervorgerufen wurden, des Reims wegen auch über die Gebühr weitläufig ausplündert und so in Geschwäßigkeit ausartet, sondern auch, wie Ulrich von Jagithoven, in seinen Schilderungen das Verschiedenartigste durch einander mengt, weil der Reim ihn zu keiner logischen Ordnung der Gedanken gelangen läßt *).

Wir können nach dieser ausführlicheren Beschreibung des Parzival bei den zwei andern Gedichten aus länger fassen, da die obigen Bemerkungen zum größten Theil auch auf den Titulrel und den Wilhelm anwendbar sind, wie denn diese ebenfalls viel zu sehr überschätzt werden, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Parzival, weil der Stoff keine Gelegenheit gab, die eigenen Ideen hineinzulegen.

Von dem Titulrel behauptet man zwar, er würde Wolframs vollendetstes Werk geworden sein, wenn er ihn zu Ende gebracht hätte; allein es würde sich Solches auch dann kaum behaupten lassen, wenn die vorhandenen Bruchstücke wirklich so hoch gestellt werden dürften, als es gewöhnlich geschieht. Man lobt an denselben sowohl die metrische Form, als den Inhalt. Was erstere betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir in ihr die Trefflichkeit nicht finden können, die man an ihr rühmt. Sie ist offenbar nur eine Nachahmung der Nibelungen- oder noch näher der Gudrunstrophe, aber gewiß eine verfehlte Nachahmung, da ihr der ruhige, gleichmäßige und doch aller Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit fähige Gang fehlt, der dem Epos unentbehrlich ist und der Heldentrophe so großen Reiz verleiht. Dadurch, daß Wolfram die dritte Langzeile verkürzt, folgen der dritte und vierte Reim viel zu rasch auf einander, wodurch nicht nur die Strophe alle Schönheit des Ebenmaßes einbüßt, sondern zugleich auch einen ganz lyrischen Charakter erhält, so wie dies auch durch den anschließlichen Gebrauch weiblicher Reime geschieht. Außerdem ist das Maß mit großer Willkür behandelt, wie denn die Cäsur sogar die Wörter durchschneidet (Str. 57. S. un-

ten Nr. 2). Vor Allem aber vermißt man den Wohlklang, der die mittelhochdeutschen Dichter sonst so auszeichnet, aber dem Wolfram überhaupt nicht eigen war.

Was den Inhalt der Bruchstücke betrifft, so tritt in dem zweiten die ganze Sonderbarkeit Wolframs um so mehr hervor, als man Grund hat zu vermuthen, daß die darin erzählte Begebenheit der Mittelpunkt des ganzen Gedichts werden sollte. Es konnte aber gewiß nur ihm einfallen, eine ganze große Dichtung auf Halsband und Leitsell eines Jagdhundes zu gründen, so prachtvoll und wunderbar dasselbe auch sein mochte. Wenn aber, wie es allen Anschein hat, Schlonatulanter in der Auffassung dieser Dinge seinen Tod fand, so ist die Anlage des Gedichts in dem kindischen Geiste gehalten, welchen wir als eine charakteristische Eigenthümlichkeit des höfischen Ritterthums schon öfters haben kennen lernen. Das erste Bruchstück ist besonders durch das unten mitgetheilte Gespräch Schlonatulanthers mit Sigunen berühmt geworden. Man könnte es vielleicht hoch stellen, wenn Lavinias und ihrer Mutter Gespräch über die Minne von Heinrich von Veldeke nicht bekannt wäre; allein mit diesem zusammengehalten verliert es unendlich: die Jungfrau Lavinia erscheint unendlich zarter und unschuldiger, als das Kind Sigune, welche, so unwissend sie sich zuerst auch stellt, doch von der Minne mehr weiß, als sich gebühren mag, wie dies auch bei der Tochter der Wilsbedin der Fall ist (s. oben S. 174). Das Schönste an der ganzen Stelle sind ohne Zweifel die Stropfen, welche dem eigentlichen Gespräch vorangehen (48—51).

Wäre der Wilhelm, so wie er uns vorliegt, wirklich vollendet, so würde er in Bezug auf Composition ohne Zweifel weitaus das hervorragendste nicht nur von Wolframs Werken, sondern von allen mittelhochdeutschen epischen Dichtungen sein, und nur darin zu wünschen übrig lassen, daß er den Grund des Einfalls der Heiden in das Land Wilhelms nur andeutet, und nicht an passend gewählter Stelle und in angemessener Form ausführlicher darlegt, so wie ferner darin, daß der Schluss in Bezug auf den starken Rennewart und dessen Schicksal ganz unbefriedigt läßt, während doch der Dichter alle seine Kunst angewendet hatte, die lebhafteste Theilnahme für ihn zu erregen, so daß er uns nothwendig dessen weitere Schicksale hätte mittheilen müssen, ohne dadurch aber den eigentlichen Helden des Gedichts in den Hintergrund zu stellen. Wäre Beides geschehen, so würde sich allerdings das Gedicht in den beiden Hauptbegebenheiten, der Schlacht auf Alsfanz und der Belagerung von Dransche, vollständig abrunden. Man hat zwar behauptet (denn was hätte man nicht behauptet, um aus Wolfram den größten Dichter zu machen?), daß der Wilhelm in der That vollendet sei; allein, wenn es auch sicher ist, daß dem Anfang, wie wir ihn besitzen, Nichts vorangehen konnte, so ist es eben so sicher, daß der Schluss unvollständig ist und daß Wolfram ganz gewiß die Absicht hatte, ihn weiter zu führen. Dies geht aus der ganzen Natur Wolframs hervor, der sicherlich nicht unterlassen konnte, die weiteren Schicksale des starken Rennewart mitzutheilen, zumal sich dieselben an die schöne Tochter des Königs anknüpfen mußten. Ein weiterer Beweis von der Unvollständigkeit des Ganzen liegt in dem gänglichen Mangel des hergebrachten Schlusses, in

*) So spricht er bei der Schilderung der Graßjungfrauen zuerst von ihrem Körperbau, dann von dem, was sie herbeiziehen, hierauf von ihren Haaren, nachher wieder von dem, was sie tragen, und endlich von ihrem Gewand. (Parzival 232, 16 ff. S. unten Nr. 1.)

welchem der Dichter von sich, seiner Quelle und den Umständen spricht, in welchem das Gedicht begonnen und fortgeführt wurde. Wolfram hätte es aber um so weniger an einem solchen Schlusse fehlen lassen, als der mit dem Beginne des Werkes eingetretene Tod des Landgrafen Hermann, auf dessen besondern Auftrag er den Wilhelm dichtete, ihn veranlassen mußte, seinem Gönner und Beschützer einige Worte dankbarer Erinnerung zu widmen *).

So hoch auch der Wilhelm in Bezug auf Sprache und Vereinfachung über dem Parzival steht, so wenig erhebt er sich im Uebrigen über denselben, ja in manchen Dingen steht er ihm weit nach. Insbesondere fehlt ihm die Tiefe der Empfindung, die sich in jenem oft in ergreifender Weise auspricht. Zwar kommen auch im Wilhelm Stellen vor, die zu dem Herzen sprechen sollen; sie sind aber nicht von dem Herzen eingegeben, sondern erscheinen mehr als reflektirende Sophisterei des Gefühls. Wie schroff, wie kalt und erlösend tritt, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, die Unwahrheit der Empfindung in der Klage Wilhelms um seinen erschlagenen Knecht Bivians hervor! (3) So spricht der Schmerz um einen geliebten Todten nicht! Es wird Einem ganz froh zu Rute, wenn man liegt, wie Wilhelm bei der Leiche des muthigen Jünglings an die schönen Kleider denkt, die er dem Erschlagenen gegeben, an die Kosten sich erinnert, die er ihm verursacht hat. Dies ist mehr als stumpfe Gefühllosigkeit! — Doch sind auch der schönen Stellen viele im Wilhelm, selbst in dem erwählten und unten mitgetheilten Abschnitte. Am meisten verdienen die Schilderung der Kämpfe gerühmt zu werden, welche oft voll Beweglichkeit und Leben sind, so wie die Darstellung der freilich nicht immer anschaulich genug hervortretenden Gattenliebe Wilhelms und Ghyburs, welche letztere überhaupt eine der lebenswürdigsten Gestalten ist, die Wolfram geschaffen hat.

Wie der Parzival, so ist auch der Wilhelm in den allgemein gebräuchlichen Reimpaaren geschrieben, welche im ersten Gedichte oft, und zwar vorzugsweise in den auch dem Inhalte nach geschnitten Stellen eine gewisse Steifheit darbieten, während sie im Wilhelm mit mehr Sicherheit und Beweglichkeit behandelt werden. Der vortreffliche Herausgeber von Wolframs Gedichten (Lachmann), dessen Verdienste nicht bloß um diesen Dichter, sondern um die ältere deutsche Literatur überhaupt nicht hoch genug gestellt werden können, hat finden wollen, daß der Parzival, wie der Wilhelm in kleine Abschnitte von je 30 Zeilen zerfalle, von denen jeder gleichsam ein selbstständiges kleines Gemälde enthalte. Doch ist auch dies gewiß unrichtig und durch keinen triftigen Grund zu belegen, da solche Abschnitte weder äußerlich, wie bei Wirt (S. 27 u. weiter unten) bezeichnet, noch innerlich durch den Gedanken geschlossen werden, wie sich denn Lachmann bei der

Durchführung seiner Hypothese oft gezwungen sah, einen solchen Abschnitt mitten im Satze zu beginnen.

Haben wir in den vorstehenden Bemerkungen, deren Umfang durch die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt werden mag, vorzugsweise die dem Dichter des Parzivals gespendeten Lobeserhebungen als offenbar übertrieben und unbegründet darzustellen gesucht, wobei es freilich nicht möglich war, die wahren und unbestreitbaren Verdienste Wolframs gebührend hervorzuheben, so bleibt uns noch übrig, diese in kurzen, aber bestimmten Zügen auszusprechen. Und es sind dieselben in der That so bedeutend, daß er auch dann noch als einer der größten Dichter seiner Zeit wird bewundert werden müssen, wenn man ihm nur diejenigen Vorzüge beilegt, die ihn in der That vor andern Dichtern auszeichnen.

Wir müssen zunächst mit allen seinen Verehrern des Bestimmtesten anerkennen, daß er alle seine Zeitgenossen wie in Reichthum und Fülle, so auch in Tiefe und Großartigkeit der Gedanken weit übertraf, daß er dabei den edelsten sittlichen Ernst besaß, der sich in höchst erfreulicher Weise in seinen Dichtungen ausdrückt, in denen nur wenige Stellen sich vorfinden, welche an die Gemeinheit der ritterlich-höfischen Lebensansichten erinnern, denen er freilich in seinen Verhältnissen nicht ganz entgegen konnte. Mit diesem sittlichen Ernst verband sich die lebendigste Empfänglichkeit für alles Hohe und Schöne, das innigste und zarteste Gefühl für die rein menschlichen Regungen des Herzens. Kein Dichter hat die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, der Kinder zu ihren Aeltern, seiner hat die Geschwisterliebe, die eheliche Liebe und Treue, die Liebe der Freunde und Verwandten, keiner hat alle diese alltäglichen und doch so erhabenen, so tief in der Menschenbrust liegenden Gefühle so innig, so ergreifend und so wahr geschildert, als Wolfram, der aber auch vielleicht eben deshalb weniger geeignet war, die verzehrende Leidenschaft der Geschlechtsthebe zu erfassen. Seine Lebensansichten waren eben so großartig, als durch die innigste Frömmigkeit, durch das lebendigste Gottvertrauen geläutert und gehoben. Dabur stand er aber auch im entschiedensten Gegensatz zur trivialen Zeit und zu der im Ganzen eben so trivialen höfischen Poesie, welcher er in der That nur durch seinen Stand und seine adeliche Geburt angehörte, und der er sich gewiß noch entschiedener entgegengestellt hätte, wenn er in seinem ritterlichen Stolge weniger besangen gewesen wäre. Diese seine sittliche Richtung erklärt es aber zur Genüge, warum gerade er in der späteren bürgerlichen Zeit allen seinen Zeitgenossen vorgezogen wurde, obgleich auch die Fortsetzung des Litteral mit ihrem ausgeprägten mystischen Charakter nicht wenig dazu beigetragen haben mag, da man sie ihm beilegte.

Da Wolframs reiche Phantasie mehr nach dem Inneren als nach dem Äußeren gerichtet war, und die Anschauung der Welt und des Lebens sich bei ihm sogleich zum Gedanken, zur Empfindung gestaltete, so war sein Talent offenbar lyrischer Natur, wie auch seine wenigen lyrischen Dichtungen auf das Entschiedenste beweisen (S. 65). Diesem lyrischen Zuge verdanken wir auch Alles, was in seinen epischen Gedichten unsere Bewunderung erregt, worunter vor Allem zu erwähnen ist, daß er zuerst unter allen Dichtern des Mittelalters die Charaktere seiner Personen mit Bewußtsein indi-

*) Wolframs Wilhelm wurde gegen das Jahr 1250 von Ulrich von Tübingen aus Schwaben fortgesetzt. Zwar wird in diesem Gedichte das Leben Wilhelms bis zu seinem Tode im Kloster erzählt, aber doch ist nicht sowohl Wilhelm die Hauptperson, sondern vielmehr der Kärte Rennewart, wie denn auch das Gedicht unter diesem Namen bekannt ist. Es ist übrigens, wie Lachmann berichtet, höchst langweilig und fast nur wegen mancher guten Sprichwörter beachtenswerth. Ein anderer Dichter, Ulrich von dem Türlin aus Kärnten (zwischen 1252 u. 1278), dem der ungenügende Anfang des Wilhelm aufsteht, verfaßte eine Fortsetzung, wie er sein Werk selbst nennt, in welcher er die Geschichte von Arabelens (Ghyburs) Einführung weitausführlicher erzählt. Doch ist dieselbe unvollendet geblieben.

vidualisirte. Wenn in allen Dichtungen, die wir bis jetzt haben kennen lernen, mit alleiniger Ausnahme des Alexander von Lamprecht und der zwei späteren Gedichte Hartmanns, die geschilderten Personen, und zwar die hervorragenden, wie die untergeordneten, immer nur als Repräsentanten eines Standes, Geschlechtes, Alters u. s. w. erscheinen, dabei aber aller Individualität ermangeln, so treten sie dagegen bei Wolfram in fester, charaktervoller Gestaltung hervor; jede, selbst solche, die uns vorübergehend in Anspruch nehmen (z. B. Gurnemanz, Sigune u. a.) haben ein festes, bestimmtes Gepräge, das sie von allen übrigen wesentlich unterscheidet. Freilich spricht sich diese Individualität weit weniger in dem aus, was die Personen thun, als in dem was sie denken und sagen (was eben wieder eine Folge der lyrischen Richtung Wolframs ist, und was ihn vom Pfaffen Lamprecht unterscheidet, der seine Personen auf rein epischem Wege gestaltet); allein wie er auch dazu gelangen mag, immer ist es eine unbestreitbare Thatsache, welche die hohe Begabung des Dichters bezeugt und seinen epischen Werken den höchsten Reiz verleiht.

Wollte man das ganze Gemälde in Einen Brennpunkt zusammenfassen, so könnte man es wohl auf keine bessere Weise erreichen, als wenn man den Dichter des Parzival mit den romantischen Dichtern der neuern Zeit zusammenstellte, mit denen er in auffällender Weise alle Vorzüge und alle Mängel theilt. Wie bei diesen, so ist auch bei ihm Lebendigkeit der Phantasie, Tiefe der Empfindung, Fülle der Gedanken, Reichthum der Sprache in hohem Maße vereinigt; wie bei diesen, so finden wir auch bei ihm das Bestreben, auf Kosten der äußeren Gestaltung, in die geheimnißvollen Tiefen der Geisteswelt einzudringen, und überall mystische Beziehungen zu finden; aber wie bei diesen, so fehlt auch bei ihm alle künstlerische Begabung, indem ihm, so wenig als den Neuromantikern daran liegt, in der äußern Erscheinung der Gegenstände deren innere Natur darzustellen, was allein die Aufgabe der Kunst sein kann; indem er vielmehr darauf ausgeht, aus dem inneren Leben das Äußere herauszuconstruiren, was ihm aber eben so wenig gelingen kann, als jenen, da hiezu nicht menschliche, sondern göttliche Schöpfungskraft gehört. So haben wir in Wolfram das Urbild aller Romantik, die sich zwar auch bei andern Dichtern seiner Zeit in einzelnen Zügen, aber nur bei ihm entschieden ausgesprochen findet.

1. Aus dem Parzival: Parzival nnd der Gral.

- 224** Swer ruochet hœren, war nu kumt,
den âventiur hât ûz gefrunt,
der mac grôziu wunder
merken al besunder.
- 5 Lât rîten Galmuretes kint:
swâ nu getriwe liute sint,
die wûnschn im heils: wan ez muoz sin,
daz er nu lîdet hôhen pin,
etswenne ouch freude und ère.
- 10 Ein dinc in müete sêre,
daz er von ir gescheiden was,
daz munt von wibe nie gelas,
noch sus gesagte mære,
diu schœar unt bezzer wære.
- 15 Gedauke nâch der kûnegin

begunden krenken im den sin:
den müeser gar verloren hân,
wærz niht ein herzehafter man.

Mit gewalt den zoom daz ros

- 20 truog über ronen und durchez mos:
wandez wiste niemens hant.
Uns tuot diu âventiure bekant,
daz er bi dem tage reit,
ein vogel hetes arbeit,
- 25 solt er allez hân erslogen.
Mich enhab diu âventiure betrogen,
sin reise unnâch was sô grôz
des tages, do er lîthêren schôz,
unt sit do er von grâharz
kom in daz lant ze Brôbarz.

225 Welt ir nu hœrn, wiez im gestê?

Er kom des âbts an einen sê:
dâ heten geankert weideman;
den was daz wazzer undertân.

- 5 Dô si in rîten sâhen,
si wârñ dem stade sô nâhen,
daz si wol hœrten, swaz er sprach.
Einen er im schiffe sach,
der het an im alsolch gewant,
- 10 ob im dienden elliu lant,
daz ez niht bezzer mœhte sin:
gefurriert sin huot was pfâwin.
Den selben vischære
begunder vrâgen mære,
- 15 daz er im riete durch Got,
und durch siner zûhte gebot,
wo er herberge mœhte hân.
Sus antwurte im der trûric man;
er sprach: „Hêr, mirst niht bekant,
- 20 daz weder wazzer oder lant
inre drize miln erbûwen si;
wan ein hûs lit hie bi:
mit triwen ich iu râte dar;
war mœht ir tâlanc anderswar?
- 25 Dort an des velses ende,
dâ kert zer zeswen hende:
sor ûf hin komet an den grabn.
ich wæn, dâ mûezt ir stille habn;
bit die brûke in nieder lâzen
und offen iu die strâzen.“

226 Er tet, als im der vischer riet,

mit urlouber dannen schiet;
er sprach: „Komt ir rehte dar,
ich nim iwer hint selbe war:
5 sô danket, als man iwer pflege.
Hûet iuch, dâ gênt unkunde wege:
ir muget an der lîten
wol misseriten,
deiswâr des ich iu doch niht gan.“

- 10 Parzival der huop sich dan,
er begunde wackerlichen draben
den rehten pfat unz an den graben:
dâ was diu brûkke ûf gezogen,
diu burc an veste niht betrogen;
- 15 si stuont reht, als si wære gedrêt;
ez enflûge od hete der wint gewêt,
mit sturme ir niht geschadet was.
Vil tûrne, manec palas
dâ stuont mit wunderlicher wer;
- 20 op si snochten elliu her,
sine gæben für die selben nôt
ze drize jâren niht ein brôt.
Ein knappe des genuochte,

- unt vrägte in, waz er suochte,
 25 od wann sin reise wære;
 er sprach: „Der vischære
 hât mich von im her gesant:
 ich hân genigen siner hant
 niwan durch der herberge wân;
 er bat die brükken nider lân
227 Unt hiez mich zuo ziu riten in.“
 „Hërre, ir sult willekomen sin!
 Sit ez der vischære verjach,
 man biut iu ère unt gemach
 5 durch in, der iuch sande widr,“
 sprach der knappe unt lie die brükke nidr.
 In die burc der küene reit,
 ûf einen hof wit unt breit:
 durch schimpf er niht zetretet was
 10 (da stuont al kurz grüne gras:
 dâ was bûhurdien vermiten),
 mit baniern selten übertiten,
 alsô der anger zAbenberc.
 Selten frœlichin werc
 15 was da gefrûmt ze langer stunt:
 in was wol herzen jamer kunt.
 Wênc er des gein in enkalt:
 in enpfliengen ritter jung und alt;
 vil kleiner junchêrrelin
 20 sprungen gein dem zoume sin;
 ieslichez fûr dez ander greif.
 Si habten sinen stegreif:
 sus muoser von dem orse stên;
 in bâten ritter fûrbaz gên,
 25 di fuorten in an sin gemach.
 Harte schiere daz geschach,
 daz er mit zuht entwâpent wart.
 Dô si den jungen âne bart
 gesâhen alsus minneclîch,
 si jâhn, er wære sælden rich.
228 Ein wazzer iesch der junge man,
 er twuoc den râm von im sân
 undern ougen und an handen;
 alt und junge wânden,
 5 daz vor im ander tag erschine:
 sus saz der minneclîche wine.
 Gar von allem tadel vri
 mit pfelle von Arâbi
 man truog im einen mantel dar,
 10 (den legt an sich der wol gevar)
 mit offenre snûere;
 ez was im ein lobs gefûere.
 Dô sprach der kamerære kluoc:
 „Repanse de Schoye in truoc,
 15 min frouwe, de kûnigin:
 ab ir sol er in glihen sin;
 wan in ist niht kleider noch gesniten.
 Jâ mohte ich sis mit èren biten:
 wande ir sit ein werder man,
 20 ob ichz geprûevet rehte hân.“
 „Got lôn in, hërre, daz irs jeht!
 Ob ir mich ze rehte speht,
 sô hât min lip gelücke erholt:
 diu Gotes kraft git solhen solt.“
 25 Man schancte im unde pfac sin sô,
 die trûregen wâren mit im vrô;
 man bot im wirde und ère:
 wan dâ was râtes mære,
 denne er ze Pelrapeire vant,
 die dô von kumber schiet sin hant.
229 Sin harnasch was von im getragen:

- daz begunder sider klagen,
 da er sich schimpfes niht versan.
 Ze hove ein redespêher man
 5 bat komn ze vrâvelliche
 den gast ellens riche
 zem wirt, als ob im wære zorn:
 des het er nâch den lip verlorn
 von dem jungen Parzival.
 10 Dô er sin swert wol gemâl
 ninder bi im ligen vant,
 zur fluste twanger sus die hant,
 daz dez bluot ûzen nagelen schôz
 und im den ermel gar begôz.
 15 „Nein, hërre,“ sprach diu ritterschaft.
 „ez ist ein man, der schimpfes kraft
 hât, swie trûrc wir anders sin:
 tuot iwer zuht gein im schin.
 Ir sultz niht anders hân vernomu,
 20 wan daz der vischære si komn;
 dar gêt, ir sit im werder gast;
 und schutet ab iu zornes last.“
 Si giengen ûf ein palas:
 hundert krône dâ gehalten was,
 25 vil kerzen drûf gestôzen,
 ob den hûs genôzen
 kleine kerzen umbe an der waut.
 Hundert pette er ligen vant
 (daz schuofen, dies dâ pflâgen),
 hundert kultur drûffe lâgen,
230 Je vier gesellen sundersiz,
 da euzwischen was ein underviz:
 dervûr ein teppech sinewel,
 âl li roy Frimutel
 5 mohte wol geleisten daz.
 Eins dinges man dâ niht vergaz:
 sine hete niht betûret,
 mit marmel was gemûret
 dri vierekke fîwerrame;
 10 dar ûffe was des fîwers name,
 holz, hiez lign alôe.
 Sô grôziu fîwer sit, noch è,
 sach niemen hie ze Wildenberc:
 jenz wâren kostenclîch werc.
 15 Der wirt sich selben setzen bat
 gein der mitteln fîwerstat
 ûf ein spanbette.
 Ez was worden wette
 zwischen im und der vrôude:
 20 er lebte niht, wan tৌde.
 In den palas kom gegangen,
 der dâ wart wol enpfangen.
 Parzival der licht gevar,
 von im, der in sante dar.
 25 Er liez in dâ niht lenger stên;
 in bat der wirt nâher gên
 unt sitzen: „Zuo mir dâ her an!
 Sazte ich iuch verre dort hin dan,
 daz wære iu alze gâsclîch.“
 Sus sprach der wirt jâmers rich.
231 Der wirt het durch siechheit
 grôziu fîur und an im warmiu kleit:
 wit unt lanc zobelin,
 sus muoze ûze und inne sin
 5 der pelliz und der mantel drobe.
 Der swechest balc wær wol ze lobe:
 der was doch swarz unde grâ.
 Des selben was ein hûbe dâ
 ûf sime houbte zwivalt

- 10 von zobeles, den man tiure galt:
sinwel arabsch ein borte
oben druf gehörete,
mitten dran ein knöpfelin,
ein durhliuhtic rubin.
- 15 Dā saz manec ritter kluoc,
dā man jāmer für si truoc.
Ein knappe spranc zer tür dar in,
der truoc eine glævin
(der site was ze trüren guot);
- 20 an der sniden huop sich pluot,
unt lief den schaft unz uf die hant,
deiz in dem ermel wider vant.
Dā wart geweinert unt geschrit
uf dem palase wit:
- 25 daz vole von drizeo landen
mohts den ougen niht enblanden.
Er truoc se in sinen henden
alumb zen vier wenden,
unz aber wider zuo der tür;
der knappe spranc hin üz derfür.
- 232** Gestillet was des volkes nôt,
als in der jāmer è gebôt,
des si diu glævin het ermant,
di der knappe brāhte in siner hant.
- 5 Wil iuch nu niht erlangen,
sô wirt hie zuo gevangen,
daz ich iuch bringe an die vart,
wie dā mit zuht gedienet wart.
Zende an dem palas
- 10 ein stāhlin tür entwlozen was;
dā giengen üz zwei werdiu kint;
nū hœrt, wie diu geprüevet sint:
daz si wol gæben minnen solt,
swêrz dā mit dienste het erholt;
- 15 Daz wāren juncfrouwen clar;
zwei achapel über blōziu hār,
blāemin was ir gebende.
Jewederiu uf der hende
truoc von golde ein kerzstal.
- 20 Ir hār was reit, lanc unde val.
Si truogen brinnendigu lieht.
Hie sule wir vergezen niht
umbe der juncfrouwen gewant,
dā man se kumende inne vant.
- 25 De grævin von Tenabroc,
brūn scharlachen was ir roc,
des selben truog ouch ir gespil.
Sie wāren geflāschieret vil
mit zwein gūrteln an der krenke
ob der hüffe ame gelenke.
- 233** Nāch den kom ein herzogin
und ir gespil: zwei stōllelin
si truogen von helfenbein;
ir munt nāch fliwers rœte schein.
- 5 Die nigen alle viere:
zwuo satzten schiere
für den wirt die stollen:
dā wart gedient mit vollen.
Die stuonden ensamt an eine schar,
- 10 unt wāren alle wol gevar.
Den vieren was gelich ir wāt.
Seht, wā sich niht versūmet hāt
ander frouwen vierstunt zwuo;
die wāren dā geschaffet zuo.
- 15 Viere truogen kerzen grōz:
die andern viere niht verdrōz,
sine trūegen einen tiuren stein,

- dā tages de sunne lieht durch schein.
Dā für was sin name erkant:
- 20 ez was ein grānāt jāchant,
beide lanc unde breit;
durch die lihte in dünne sneit,
swer in zeime tische maz:
dā obe der wirt durch richheit az.
- 25 Si giengen harte rehte
für den wirt al ehte,
gein nigen si ir houbet wegten.
Viere die taveln legten
uf helfenbein wiz, als ein snē,
stollen, die dā kōmen è.
- 234** Mit zuht si kunden wider gēn,
zuo den ersten vieren stēn.
An disen aht frouwen was
rōcke grūener, denn ein gras,
- 5 von Azagouc samit,
gesniten wol lanc unde wit.
Dā mitten si zesamue twanc
gūrteln, tiur, smal unde lanc.
Dise ahte juncfrouwen kluoc,
- 10 ieslichiu ob ir hāre truoc
ein klein blūemin schapel.
Der grāve Iwān von Nōnel
unde Jernis von Ril,
jā was über manege mil
- 15 ze dienst ir tohter dar genomn:
man sach die zwuo fürstin komn
in harte wūnneclicher wāt.
Zwei mezzar snidende, als ein grāt,
brāhten si durch wunder
- 20 uf zwein twehelen al besunder.
Daz was silber herte wiz;
dar an lag ein spāher vliiz:
im was solch scherpfen niht vermiten,
ez hete stahel wol versniten.
- 25 Vorm silber kōmen frouwen wert,
der dar ze dienste was gegert:
die truogen lieht dem silber bi;
vier kint vor missewende vri.
Sus giengen se alle sehse zuo:
nu hœrt, waz ieslichiu tuo.
- 235** Si nigen. Ir zwuo dō truogen dar
uf die taveln wol gevar
daz silber unt leitenz nidr;
dō giengen si mit zūhten widr
- 5 zuo den ersten zwelven sān.
Ob ihz geprüevet rehte hān
hie sulen ahzeihen frouwen stēn.
Avoy, nu siht man sehse gen
in wæte, die man tiure galt:
- 10 daz was halbez pliat,
daz ander pfell von Ninnivē.
Dise und die ersten sehse è
truogen zwelf rōcke geteilt,
gein tiwerr kost geveilt.
- 15 Nāch den kom diu kūnegin:
ir antlūtze gap den schin,
si wānden alle, ez wolde tagen.
Man sach die maget an ir tragen
pfellel von Arābi.
- 20 Uf einem grūenen achmardī
truoc si den wunsch von pardis,
bēde, wurzeln unde ris.
Daz was ein dinc, daz hiez der Grāl,
erden wunsches überwal.
- 25 Repanse de Schoy si hiez,

- die sich der Gräl tragen liez.
Der Gräl was von sölher art,
wol muoser kiusche sin bewart;
die sin ze rehte solde pflegn,
die muose valsches sich bewegn.
- 236** Vorem Gräle können lieht:
diu wārn von armer koste nieht;
sehs glas, lanc, lüter, wolgetān,
dar inne balsem, der wol bran.
- 5 Dō si können von der tür
ze rehter māze alsus her für,
mit zūhten neic diu künegin
und al diu juncfröwelin,
die dā truogen balsemvaz.
- 10 Diu künigin, valscheite laz,
satzte für den wirt den Gräl.
Dez mære giht, daz Parzival
dicke an si sach und dāhte,
diu den Gräl dā brāhte;
- 15 er het ouch ir mantel an.
Mit zūht die sibene giengen dan
zuo den ahzenen ersten:
dō liezen si die hērsen
zwischen sich; man sagte mir,
- 20 zwelwe iewederthalben ir.
Diu maget mit der krōne
stuont dā harte schōne.
Swaz ritter dō gesezzen was
über al den palas,
- 25 den wāren kamerære
mit guldin becken swære
ie viern geschaffet einer dar,
und ein junchēre wol gevar,
der eine wize tweheln truoc.
Man sach dā rīcheit genuoc.
- 237** Der taveln muosen hundert sin,
die man dā truoc zer tür dar in.
Man sazte iesliche schiere
für werder ritter viere;
- 5 tischlachen var nāch wize
wurden drūf geleit mit vlize.
Der wirt dō selbe wazzer nam;
der was an hōhem muote lam:
mit im twuoc sich Parzival.
- 10 ein sidin tweheln wol gemāl,
die bōt eins graven sun dernāch:
dem was ze knien für si gāch.
Swā dō der taveln keiniu stuont,
dā tet man vier knappen kuont,
- 15 daz se ir diens niht vergāzen
den, die drobe sāzen.
Zwēne knieten unde sniten:
die andern zwēne niht vermiten,
sine trūegen trinkn und ezzen dar,
- 20 unt nāmen ir mit dienste war.
Hērt mēr von rīchheite sagen:
vier karrāschen muosen tragen
manec tiwer goltvaz
ieslichem ritter, der dā saz.
- 25 Man zōhs zen vier wenden:
vier ritter mit ir henden
mans ūf die taveln setzen sach;
ieslichem gieng ein schriben nach,
der sich dar zuo arbeite
unt si wider ūf bereite,
- 238** Sō dā gedienet wære.
Nu hērt ein ander mære.
Hundert knappen man gebōt:

- die nāmu in wize tweheln brōt
5 mit zūhten vor dem Grāle;
die giengen al ze māle
unt teilten für die taveln sich.
Man sagte mir, diz sag ouch ich
ūf iwer iesliches eit,
- 10 daz vorem Grāle wære bereit
(sol ich des iemen triegen,
sō müezt ir mit mir liegen),
swā nāch jener bōt die hant,
daz er al bereite vant
- 15 spise warm, spise kalt,
spise niwe und dar zuo alt,
daz zam und daz wilde.
Esn wurde nie kein bilde,
beginnet maneger apreden;
- 20 der wil sich ūbel rechen:
wan der Gräl was der sālden fruht,
der werlde sūce ein sōlh genuht,
er wao vil nāch geliche,
als man saget von himelriche.
- 25 In kleiniu goltvas man nam,
als ieslicher spise zam,
salsen, pfeffer, agraz;
dā het der kiusche und der vrāz
alle geliche genuoc:
mit grōzer zūht manz für si truoc.
- 239** Mōraz, win, sinōpel rōt,
swā nāch den napf ieslicher bōt,
swaz er trinkens kunde nennen,
daz mohter drinne erkennen,
- 5 allez von des Grāles kraft:
diu werde geselleschaft
hete wirtschaft vome Grāl.
Wol gemarcte Parzival
die rīcheit und daz wunder grōz:
- 10 durch zūht in vrāgens doch verdrōz.
Er dāhte: „Mir riet Gurnamanz
mit grōzen triwen āne schranz,
ich solte vil gevragē niht;
waz op min wesen hie geschicht
- 15 die māze, als dort pī im?
Āne vrāge ich vernim,
wiez dirre massenie stēt.“
In dem gedanke nāher gēt
ein knappe, der truog ein swert:
- 20 des palc was tūsent marke wert;
sin gehilze was ein rubin,
ouch mōhte wol diu klinge sin
grōzer wunder urhap.
Der wirt ez sime gaste gap;
- 25 der sprach: „Hēre, ich prāhtz in nōt
in maneger stat, ē daz mich Got
ame libe hāt geletzet.
Nu sit dermit ergetzet,
ob man iwer lie niht wol enpflege.
Ir mugetz wol fūeren alle wege:
- 240** Swenne ir geprūevet sinen art,
ir sit gein strile dermite bewart.“
Ōwē, daz er niht vrāgte dō!
des bin ich für in noch unvrō.
- 5 Wan dō erz enpfienē in sine hant,
dō was er vrāgens wol ermant.
Och riwet mich sin sūezer wirt,
den ungenande niht verbirt,
des im von vrāgn nu wære rāt.
- 10 Genuoc man dā gegeben hāt:
dies pfāgen, die griffenz an,

si truognz gerüste wider dan.

Vier karräschen man dô luot:

- 15 ieslich frouwe ir dienezt tuot,
ê die jungsten, nû die êrsten.
Dô schuofen se abr die hêrsten
wider zuo dem Grâle.

- Dem wirtu unt Parzivâle
mit zûhten neic diu kûnegin
20 und al diu juncfrôwelin,
si brâhten wider in zer tûr,
daz si mit zuht ê truogen fûr.

Parzivâl in blicte nâch:

- an eime spanbette er sach
25 in einer kemenâten,
ê si nâch in zuo getâten
den aller schönsten alten man,
des er kûnde ie gewan.
Ich magez wol sprechen âne guft,
er was noch grâwer, dan der tuft.

- 341 Wer der selbe wære;
des freischet her nâch mære,
dar zuo der wirt, sin burc, sin lant,
diu werdent iu von mir genant
5 her nâch, sô des wirdet zit,
bescheidenlichen, âne strit
unde ân allez fûr zogen:
ich sage die senewen âne bogen.
Diu senewe ist ein bispel.

- 10 Nu dunket iu der boge snel;
doch ist sneller, daz diu senewe jaget.
Ob ich iu rehte hân gesaget,
diu senewe gelichet mæren sleht:
diu dunkent ouch die linte reht.

- 15 Swer iu saget vor der krûmbe,
der wil iu leiten ûmbe.
Swer den bogen gespannen siht,
der senewen er der slehte gîht,
man welle si zer biuge erdenen,
20 sô si den schuz muoz menen.
Swer aber dem sin mære schiuzet,
des in durch nôt verdriuzet:
wan daz hât dâ ninder stat
unt vil gerûmedlichen pfat,
25 zeinem ôren in, zem andern fûr.
Min arbeit ich gar verlûr,
op den min mære drunge:
ich sagte oder sunge,
daz ez noch baz vernæme ein boc
odr ein ulmiger stoc.

- 342 Ich wil iu doch paz bediuten
von disen jâmerbæren liuten,
dar kom geriten Parzivâl.
Man sach dâ selten freuden schal,
5 ez wære buhurt oder tanz:
ir klagendiû stæte was sô ganz,
sine kêrten sich an schimphen niht.
Swâ man noch minner volkes siht,
den tuot etswenne vreude wol:
10 dort wâr die winkel alle vol,
und ouch ze hove dâ man se sach.
Der wirt ze sime gaste sprach:
„Ich wæn, man iu gebettet hât;
sit ir müede, sô ist min rât,
15 daz ir gêt, leit iuch slâfen.“
Nu solt ich schrien wâfen
umb ir scheiden, daz si tuont;
ez wirt grôz schade in beiden kuont.
Vome spanbette trat

- 20 ûfen tepch an eine stat
Parzivâl, der wol geslaht:
der wirt bôt im guote naht.
Diu ritterschaft dô gar ûf spranc,
ein teil ir im dar nâher dranc:
25 dô fuorten si den jungen man
in eine kemenâten san;
diu was alsô gehêret,
mit einem bette gêret,
daz mich min armuot immer mûet,
sit derde alsôlhe richheit blüet.

- 343 Dem bette armuot was tiur:
alser glohte in eime fiur,
lac drûffe ein pfellê lieht gemâl.
Die ritter bat dô Parzivâl
5 wider varen an ir gemach,
dor dâ niht mêr bette sach;
mit urloube se fuoren dan.
Hie hebt sich ander dienezt an.

- Vil kerzen und diu varwe sin,
10 di gâbn ze gegenstrite schin:
waz mœhter liehter sin der tao?
Vor sinem bette ein anderz lac,
dar ûfe ein kulture, da er dâ saz.
Junchêrren snel unt niht ze laz
15 maneger im dar nâher spranc:
si entschuohten bein, diu wæren blanc;
ouch zôch im mêr gewandes abe
manec wol geborner knabe;
vlætêc wâr diu selben kindelin.
20 Dar nâch gienc dô zer tûr dar in
vier clære juncfrouwen:
die solten dennoch schouwen,
wie man des helde pflæge
und ober sanfte læge.
25 Als mir diu âventiure gewuoc,
vor ieslicher ein knappe truoc
eine kerzen, diu wol bran.
Parzivâl, der snelle man,
spranc underz declachen;
si sagten: „Ir sult wachen

- 344 Durch uns noch eine wile.“
Ein spil mit der ile
het er unz an den ort gespilt;
daz man gein liehter varwe zilt,
5 daz begunde ir ougen sîezen,
ê si enpfliengen sin grîezen.
Ouch fuogten in gedanke nôt,
daz im sin munt was sô rôrt,
und daz vor jugende niemen dran
10 kôs gein einer halben gran.
Dise vier juncfrouwen kluoc,
hœrt, was ieslichiu truoc:
môraz, win unt lûtertranc
truogen dri ûf henden blanc;
15 diu vierde juncfrouwe wis
truog obz der art von pardis
ûf einer tweheln blanc gevar.
Diu selbe kniete ouch fûr in dar.
Er bat die fronwen sitzen;
20 si sprach: „Lât mich bi wîzen;
sô wært ir diens ungewert,
als min her fûr iuch ist gegert.“
Sîezer rede er gein in niht vergaz:
der hêrre tranc, ein teil er az.
25 Mit urloube se giengen widr:
Parzivâl sich leite nidr.
Ouch sazten junchêrrelin

ûfn tepch die kerzen sin,
dô si in slâfen sâhen;
si begunden dannen gâhen.

- 245** Parzival niht eine lac:
geselleclîche unz an den tac
was bi im strengiu arbeit;
ir boten künftigiu leit
5 sanden im in slâfe dar,
sô daz der junge wol gevar
siner muoter troum gar widerwac,
des si nâch Gahmurete pfîac.
Sus wart gesteppet im sin troum
10 mit swertslegen umbe den soum,
dervor mit maneger tjoste rich;
von rabbine hurteclîch
er leit in slâfe etselîche nôt.
Möhter drizecstunt sin tôt.
15 daz heter wachende ê gedolt:
sus teilt im ungemach den solt.

Von disen strengen sachen
muos er durch nôt erwachen:
im switzten âdern unde bein.
20 Der tag ouch durch diu venster schein.
Dô sprach er: „Wê! wâ sint diu kint,
daz si hie vor mir niht sint?
Wer sol mir bieten min gewant?“
Sus wart ir der wigant,
25 unz er anderstunt entslief.
Nieman dâ redete, noch enrief:
si wâren gar verborgen.
Umbe den mittin morgen,
dô erwachte aber der junge man,
ûf rihte sich der kûene san.

- 246** Ufem teppech sach der degin wert
ligen sin harnasch unt zwei swert:
daz eine der wirt im geben hiez,
das ander was von Gaheviez.
5 Dô sprâch er zim selben sân:
„Ouwê! durch waz ist diz getân?
Deiswâr, ich sol mich wâpen drin.
Ich leit im slâfe alsôlhen pin,
daz mir wachende arbeit
10 noch hiute wætlich ist bereit.
Hât dirre wirt urlingus nôt,
sô leist ich gerne sin gebot
und ir gebot mit triuwen,
diu disen mantel niuwen
15 mir lêch durch ir güete.
Wan stüende ir gemüete,
daz si dienst wolde nemn!
Des kunde mich durch si gezemn,
und doch niht durch ir minne:
20 wan min wip, de kûeginne
ist an ir libe alse clâr,
oder fûrbaz, daz ist wâr.“
Er tet, alser tuon sol:
von fuoz ûf wâpent er sich wol
25 durch strites antwurte;
zwei swert er umbe gurte.
Zer tür ûz gienc der werde degin;
dâ was sin ors an die stegen
geheftet, schilt unde sper
lent derbi: daz was sin ger.

- 247** ¶ Parzival, der wigant
sich des orses underwant,
mangez er der gadem erlif,
sô daz er nâch den liuten rief.

5 Nieman er hôte noch ersach;
ungeflüge leit im dran geschach:
daz het im zorn gereizet.
Er lief, da er was erbeizet
des âbents, dô er komen was:

- 10 dâ was erde unde gras
mit tretenne gerüeret
untz tou gar zerfueret.

Al schrînde lief der junge man
wider ze sime orse sân;

- 15 mit pâgenden worten
saz er drûf. Die porten
vander wit offen stên,
derdurch ûz grôze slâ gên:
niht langer er dô habte,
20 vast ûf die brükke er drabte.
Ein verborgen knappe zecil
zôch, daz der slagebrûken teil
hetz ors vil nâch gevellet nidr.
Parzival, der sach sich widr:
25 dô wolter hân gevraget baz
„Ir sult varen der sunnen haz,“
sprach der knappe; „ir sit ein gans!
Möht ir gerüeret hân den flans,
unt het den wirt gevraget!
Vil priss iuch hât betrâget.“

- 248** Nâch den mæren schrei der gast;
gegenrede im gar gebrast:
swie vil er nâch geriefe,
reht, alser gende sliefe,
5 warp der knappe unt sluoc die porten zuo.
Dô was sin scheiden dan ze fruo
an der flustbæren zit
dem, der nu zins von freuden git:
dîu ist an im verborgen.
10 Umbe den wurf der sorgen
wart getoppelt, do er den Grâl vant,
mit sinen ougen, âne hant
und âne wûrfels ecke.
Ob in nu kumber wecke,
15 des was er dâ vor niht gewent:
ern hete sich niht vil gesent.
Parzival, der huop sich nâch
vast ûf die slâ, dier dâ sach;
er dâht: „Die vor mir riten,
20 ich wæn, die hiute striten
manlich um mins wirtes dinc.
Ruochten sis, sô wære ir rinc
mit mir niht verkrenket:
dane wurde niht gewenket,
25 ich hulfe in an der selben nôt,
daz ich gediende min brôt
und ouch diz wûnneclîche swert,
daz mir gap ir hêre wert.
Ungedient ich daz trage:
si wænent lîhte, ich si ein sage.“

- 249** Der valscheite widersaz
kêrt ûf der huofslege kraz.
Sin scheiden dan, daz riwet mich:
alrêrst nu âventiurt ez sich.

- 5 Do begunde krenken sich ir spor;
sich schieden, die dâ riten vor:
ir slâ wart smal, diu ê was breit;
ir verlôs se gar; daz was im leit.
Mær vriesch dô der junge man,
10 dâ von er herzenôt gewan.

Do erhôrte der degin ellens rich
einer frouwen stimme jæmerlich.

Es was dennoch von touwe naz.

Vor im ûf einer linden saz

15 ein magt, der fuogte ir triwe nôt,

ein gebalsemt ritter tôt

lent ir zwischen armen.

Swenz niht wolt erbarmen,

der si sô sitzen sæhe,

20 untriwen ich im jæhe.

Sin ors dô gein ir wante,

der wënic si bekante:

si was doch siner muomen kint.

Al irdisch triwe was ein wint,

25 wan die man an ir libe sach.

Parzival si gruozte unde sprach:

„Frouwe, mir ist vil leit

iwer senelichiu arbeit.

Bedurft ir mines dienstes iht,

in iwerem dienste man mich siht.“

250 Si danct im ûz jâmers siten
unt vrägt in, wanne er kæme geriteu;

si sprach: „Ez ist widerzæme,

das iemen an sich næme,

5 sine reise in dise waste.

Unkundem gaste

mac hie wol grôzer schade geschehn:

ich hânz gehôrt unt gesehn,

daz hie vil liut ir lip verlurn,

10 die werliche'n tôt erkurn.

Kêrt hionen, ob ir welt genesen!

Saget ê, wâ sit ir hint gewesen?“

„Dar ist ein mile oder mër,

daz ich gesach nie burc sô hër

15 mit aller slahte richheit:

in kurzer wile ich dannen reit.“

Si sprach: „Swer iu getrûwet iht,

den sulst ir gerne triegen niht.

Ir traget doch einen gastes schilt:

20 iuch môht des waldes hân bevilt,

von erbûwenem lande her geritn.

Inre drizec miln wart nie versnîtn

ze keinem bûwe holz noch stein:

wan ein burc, diu stêt al ein.

25 Diu ist erden wunshes riche:

swer die suochet flîzeclîche,

leidêr der envint ir niht;

vil liute manz doch werben siht.

Ez muoz unwizzende geschehen,

swer immer sol die burc gesehen.

351 Ich wân, hër, diust iu niht bekant:

Munsalvæsche ist si genant;

der bûrge wirtes royâm,

Terre de Salvæsche ist sin nam.

5 Ez brâhte der alte Tyturel

an sinen sun; rois Frimutel,

sus hiez der werde wigant:

manegen pris erwarp sin hant.

Der lac von einer tjuste tôt,

10 als im diu minne dar gebôt.

Der selbe liez vier werdiu kint:

bi richeit driu in jâmer sint;

der vierde hât armuot,

durch Got für sünde er daz tuot;

15 der selbe heizet Trevrizent.

Anfortas sin bruoder lent;

der mac geriten, noch gegên,

noch geligen, noch gestên:

der ist ûf Munsalvæsche wirt:

20 ungenåde in niht verbirt.“

Si sprach: „Hër, wært ich komen dar

suo der jæmerlichen schar,

sô wære dem wirtu worden rât

vil kumbers, den er lange hât.“

25 Der Wæls zer meide sprach:

„Groezlich wunder ich dâ sach,

unt manege frouwen wol getân.“

Bi der stimme erkannte si den man.

Dô sprach si: „Du bist Parzival!

Nu sage et, sæhe du den Grâl

250 Und den wirt freudenlære?

Lâ høren liebû mære.

Ob wendec ist sin freise,

wol dich der sælden reise!

5 Wan swaz die lûfte hânt beslagen,

dar ob muostu hæhe tragen:

dir dienet zam unde wilt,

ze richeit ist dir wunsch gezilt.“

Parzival, der wigant,

10 sprach: „Wâ von habt ir mich erkant?“

Si sprach: „Dâ bin ich, diu magt,

diu dir ê kumber hât geklagt,

und diu dir sagte dinen namn.

Dune darft dich niht der sippe schamn,

15 daz din muoter ist min muome.

Wiplicher kiusche ein bluome

ist si, gelutert âne tou.

Got lôn dir, daz dich dô sô rou

min friwent, der mir zer tjust lac tât.

20 Ich hân alhie. Nu prûeve nôt,

die mir Got hât an im gegeben,

daz er niht langer solde lebn.

Er pfâc manlicher gûete.

Sin sterben mich dô müete:

25 och hân ich sit von tage ze tage

fûrbaz erkennet niwe klage.“

„Ôwê, war kom din rôter munt?

bistuz, Sigûne, diu mir kunt

tet, wer ich was, ân allen vâr?

Din reideleht, lanc, prûnez hâr,

250 Des ist din houhet blôz getân.

Zem fôrest in Brizljân

sah ich dich dô vil minneclîch,

swie du wærest jâmers rich.

5 Du hât verlorn var unde kraft.

Diner herten geselleschaft

verdrûzze mich, solt ich die haben:

wir sulen disen tōten man begraben!“

Dô natzen dougen ir die wât:

10 ouch was froun Lûneten rât

ninder dâ bi ir gewesen;

diu riet ir frouwen: „Lât genesen

disen man, der den iweren sluoc:

er mag ergetzen iuch genuoc.

15 Sigûne gerte ergetzens niht,

als wip, die man bi wanke siht,

manege, der ich wil gedagn.

Hêrt mër Sigûnen triwe sagu.

Diu sprach: „Sol mich iht gevroun,

20 daz tuot ein dinc, ob in sin tōun

læzet, den vil trûrgen man.

Schlede du hælfliche dan,

sô ist din lip wol prises wert.

Du fîerst och umbe dich sin swert:

25 bekennestu du des swertes segên,

du maht ân angst strites pflegen.

Sin ecke ligent im rehte:

von edelem geslehte

- worhtez Trebuchetes hant.
Ein brunne stêt pi Karnant,
254 Dar nâch der kûnec heizet Lac.
Daz swert gestêt ganz einen slac,
am andern ez zevellet gar:
wilt duz dan wider bringen dar,
5 ez wirt ganz von des wazers trân.
Du muost des urspringes hân
underm velse, è in beschin der tac:
der selbe brunne heizet Lac.
Sint diu stücke niht verrêrt,
10 der se reht zein ander kêrt,
sô se der brunne machet naz,
ganz unde sterker baz
wirt im valz und ecke sîn,
unt vliesent niht diu mâl ir schin
15 Daz swert bedarf wol segens wort;
ich fûrht, diu habestu lâzen dort:
hâts aber din munt gelernet,
sô wehset unde kernet
immer sælden kraft bi dir.
20 Lieber neve, geloube mir,
sô muoz gar dienen diner hant,
swaz din lip dâ wunders vant;
ouch mahtu tragen schône
immer sælden krône
25 hôhe ob den werden:
den wunsch ûf der erden
hâstu vollecliche;
niemen ist sô riche,
der gein dir koste mege hân,
hâstu vrâge ir reht getân.“
255 Er sprach: „Ich hân gevraget niht!“
„Ôwê, daz iuch min ouge siht,“
sprach diu jâmerbæriu magt;
„sit ir vrâgens sit verzagt!“
5 Ir sâhet doch sölch wunder grôz;
daz iuch vrâgens dô verdrôz!
Aldâ ir wârt dem Grâle bi;
manege frouwen valsches vri,
die werden Garschiloyen,
10 unt Repans de Schoyen,
unt snidnde silber, unt bluotec sper!
Ôwê, waz wolt ir zuo mir her?
Günêrter lip, verfluochet man!
Ir truogt den eiterwolves zan,
15 dâ diu galle in der triuwe
an iu bekleip sô niuwe.
Iuch solt iur wirt erbarmet hân,
an dem Got wunder hât getân,
unt het gevraget siner nôt.
20 Ir lebt, unt sit an sælden tât!“
Dô sprach er: „Liebiu niflet min,
tuo bezzeren willen gein mir schin:
ich wandel, hân ich iht getân.“
„Ir sult wandels sîn erlân!“
25 sprach diu maget. „Mirst wol bekant,
ze Munsalvæsche an iu verswant
ère unt riterlicher pris.
Iren vindet nu decheinen wis
decheine geinrede an mir!“
256 Parzival sus schiet von ir.
Daz er vrâgens was sô laz,
dor bi dem trûregen wirt saz,
daz rou dô græzliche
den helt ellens riche.
5 Durch klage und durch den tac sô heiz
begunde netzen in der sweiz:

- durch den luft von im er bant
den helm unt fuort in in der hant;
er enstricte die vintellen sîn;
10 durch isers râm was licht sîn schin.
2. Aus dem Ittrel: „Sîgune und Schionatulander“.
46. Ôwol dich, Kanvoleiz! wie man spricht
diu stæte
von herzenlicher liebe, diu ûf dir geschach
niht ze spæte!
Minne huop sich fruo dâ an zwein kînden,
diu ergie sô lûterliche, al diu werlt môht ir
truopheit drunder niht bevinden.
47. Der stolze Gahmuret disiu kint mit einander
in siner kemenâten zôch. Dô Schionatu-
lander
was dannoch niht starc an sinem sinne,
er wart iedoch beslozen in herzen nôt
von Sîgûnen minne.
48. Ôwê des, si sint noch ze tump ze solher
angest.
Wan, swâ diu minne in der jugent begrif-
fen wirt, diu wert aller langest.
Op daz alter minnen sich geloubet,
dannoch diu minne wont in der minne bant,
minne ist krefte unberoubet.
49. Ôwê, minne, waz touc diu kraft under
kinder?
Wan einer, der niht ougen hât, der môht
dich spûren, gienger blinder
Minne, du bist alze manger slahte:
gar alle schribær künden nîmêr volschri-
ben din art, noch din ahte.
50. Sit daz man den rehten mûnch in der
minne
und och den wâren klôsenære wol beswert,
sint gehôrsam ir sinne,
daz si leistent mangiu dinc doch kûme.
Minn twinget riter under helm; minne ist
vil enge an ir rûme.
51. Diu minne hât begriffen daz smal und daz
breite;
minne hât ûf erde hûs: und ze himel ist
reine fûr Got ir geleite.
Minne ist allenthalben, wan ze helle.
Diu starke minne erlamet an ir krefte, ist
zwifel mit wanke ir geselle.
52. Âne wanc und âne zwifel diu beide
was diu maget Sîgûne unt Schionatulan-
der mit leide:
grôziu liebe was dar zuo gemenget,
ich seit iu von ir kintlicher mion vil wun-
ders, wan daz ez sich lenget.
53. Ir schemelichiu zuht und diu art ir ge-
slechtes
(si wârn ûz lûterlicher minne erborn), diu
twanc si ir rehtes,
daz se ûzen tougenliche ir minne hâlen
an ir clâren liben und inne an den her-
zen verquâlen.
54. Schionatulander moht ouch sîn wise
von maneger sîezen botschaft, die Fran-
zoyse kûnegîn Anphlise

- tougenliche enbôt dem Anschewine:
die erwarber unde wande in vil dicke ir
nôt; nu wende quch die sine.
55. Schionatulander vil dicke wart des innen
umbe sinen oheim Gahmuret, wie wol er
sprechen kunde mit sinnen,
unt wie er sich von kumber kunde scheiden:
des jâhen im hie vil der toufâren diet,
als tâten dort die werden heiden.
56. Al die minne phlâgen unt minne an sich leiten,
nu hoeret maglich sorge unde manheit mit
den arbeiten:
dâ von ich wil âventiure künden
den rehten, die von minnen kraft durch her-
zeliebe ie senende nôt erfunden.
57. Der sūeze Schionatulander genante,
als sin gesellekeit in sorgen manecvalt in
kūme gemante;
dô sprach er: „Sighne, helferliche,
nu hilf mir, sūeziu maget, ûz den sorgen,
sô tuostu helfeliche.
58. Ducisse ûz Katelangen, lâ mich geniezen:
ich hœre sagen, du sist erboren von der
art, die nie kunde verdriezen,
sine wæren helfer mit ir lône,
swer durch si kumberliche nôt enphieno:
diner sælden an mir schône.“
59. „Bêas amis, nu sprich, schœner vriunt,
waz du meinest;
lâ hœrn, ob du mit zûhten dich des wil-
len gein mir sô vereinst,
daz dîn klagendiû bet iht mûge vervâhen:
dane wizzest ez vil rehte die wârheit, sone
soltu dich niht vergâhen.“
60. „Swâ genâde wonet, dâ sol man si suochen.
Frouwe, ich ger genâden: des solt du durh
dine genâde geruochen.
Werdin gesellekeit stêt wol den kinden:
swâ rehte genâde nie niht gewan ze tuonne,
wer mac si dâ vinden?“
61. Si sprach: „Du solt dîn trûren durch trœ-
sten dâ künden,
dâ man dir baz gehelfen mac, danne ich:
anders du kanst dich versûnden,
ob du gerst, daz ich dir kumber wende:
wan ich bin reht ein weise, miner mâge,
lands unt liute ellende.“
62. „Ich weiz wol, du bist lands unt liute
grôziu frouwe;
des enger ich alles niht, wan daz dîn herze
dur dîn ouge schouwe,
alsô daz ez den kumber min bedenke:
nu hilf mir schiere, è daz dîn minn min
herze und die frôude verkrenke.“
63. „Swær sô minne hât, daz sin minne ist
gevære
dehême als lieben friunde, als du mir bist,
daz wort ungebære
wirt von mir nimêr benennet minne:
Got weiz wol, daz ich nie bekande minnen
flust, noch ir gewinne.
64. Minne, ist daz ein Er? maht du minn mir
diuten?
- Ist daz ein Sie? Kûmet mir minn, wie sol
ich minne getriuten?
Muoz ich si behalten bi den tocken?
Od flûget minne ungerne ûf hant durh die
wilde? ich kan minn wol locken.“
65. „Frouwe, ich hân vernomen von wiben
unt von mannen,
minne kan den alten, den jungen sô schuz-
lichen spannen,
daz si mit gedanken sêre schiuzet:
si trifft âne wenken, daz loufet, kriuchet,
flûget oder flûzet.
66. Jâ erkande ich, sūeziu maget, è wol minn
von mæren:
minne ist an gedanken; daz mag ich nu
mit mir selbe bewæren.
Des betwinget si diu stæte liebe:
minne stilt mir frôude ûz dem herzen, ez
entôhte eim diebe.“
67. „Schionatulander, mich twingent gedanke,
sô du mir ûz den ougen kumest, daz ich
muoz sin an frôuden diu kranke,
unze ich tougenliche an dich geblicke:
des trûre ich in der wochen niht zeim mâl,
ez ergêt alze dicke.“
68. „Sone darft du, sūeziu maget, mich niht
frâgen von minne:
dir wirt wol âne frâge bekant minnen flust
und ir gewinne.
Nu sich, wie minne ûz frôude in sorge werbe:
tuo der minne ir reht, è diu minne uns
beide in den herzen verderbe!“
69. Si sprach: „Kan diu minne in diu herzen
sô slichen,
daz ir man, noch wip, noch diu magt mit
ir snelheit entwichen,
weiz abe iemen, waz diu minne richet
an liuten, die ir schaden nie gewurben, daz
si den frôude zebrichet?“
70. „Jâ ist si gewaltec der tumben und der grisen;
niemen als kûnstec lebet, daz er kûnne ir
wunder volprisen.
Nu sulen wir bêdiu nâch ir helfe kriegen
mit unverscharter friuntschaft: minn kan
mit ir wanke niemen triegen.“
71. „Owê, kund diu minne ander helfe erzeigen,
danne daz ich gæbe in dîn gebot min frien
lip fûr eigen!
Mich hât dîn jugent noch niht reht erarnet;
du muost mich under schiltlichem dache è
dienen: des wis vor gewarnet!“
72. „Frouwe, als ich mit krefte diu wâpen
mac leiten,
hie enzwischen unde ouch dan min lip wirt
gesehen in den sūezen sûren arbeiten,
sô daz min dienst nâch diner helfe ringe;
ich wart in dine helfe erboren: nu hilf sô,
daz mir an dir gelinge!“
3. Aus Billehalm: Tod des Bivanz und
Billehalm's Klage.
- 58 Er (Willehalm) enthielt dem orse unt
sach hin wider
dez lant ûf unde nider.

- Nu was bedeckt berg und tal
und Alyschanz über al
5 mit heidenschefte ungesalt,
als ob uf einen grôzen walt
niht wan banier blüeten.
Die rotte ein ander müeten,
die kômen her unde dar gehurt,
10 uf acker und in mangen furt,
dâ Larkant, daz wazzer, flôz.
Den marcgrâven dûhte grôz
ir kraft, und er si reht ersach;
in sime zorne er dô sprach:
15 „Ir gunêrten Sarrazin,
ob bediu, huut unde swin,
iuch trûegen, und dâ suo diu wip
sus manegen werlichen lip,
für wâr möht ich sprechen doch,
20 daz iwer ze vil wâr daunoch!“
„Ouwê,“ sprach er, „Puzzât,
kundestu nu geben rât,
war ich kêren möhte!
Wie mir din kraft getöhte,
25 wâr wir an disen stunden
gesunt und âne wunden,
wolden mich die heiden jagen,
er möhte etliches mäg beklagen.
Nu si wir bêde unvarende,
und ich die freude sparende.
59 Du maht des wesen sicher,
wicken, habern, kicher,
gersten unde lindex heu,
daz ich dich dâ bi wol gefreu,
5 ob wir wider ze Oransche kômen,
hânt mirz die heiden niht benomen.
Ich enhân hie trôstes mêr, wan dich:
din snelheit müege trôesten mich!“
Sin hâr was im brûn gevar,
10 von wizzem schûme drûffe gar,
als ez eins winters wære, besnît.
Der fürste nam sin kursît,
einen pfelle, brâlit von Triant;
swaz er sweizes uf dem orse vant,
15 den kund er drabe wol strichen:
do begunde im müede entwichen.
Ez drâte unde grazte,
von dem kunreiz ez sich mâzte
vil unkrefte, die ez truoc.
20 Nu was gebiten dâ genuoc.
Der marcgrâve zôch zehant
gein dem wazzer Larkant,
daz ors an siner hende,
bi maneger steinwende
25 unz in des wazzers abganc.
Einen kurzen wec, niht ze lanc,
reit er durch daz stûdach,
unz er vor im liegen sach
des werden Vivianses schilt.
Uf dem was strites sus gespilt,
60 Hâtschen, kiulen, bogen, swert,
mit spern gein dem man tjoste gert,
zefuort an allen orten.
Der marcgrâve die borten
5 erkande, als er geriemet was,
smârâde und adamas,
rubin unt krisolte
drûf verwieret, als si wolte,
Gyburc, diu wise,
10 diu mit kostlichem prise

- sande den jungen Vivians
uf daz velt Alischanz,
des tût ir herzen ungemach
gâp. Der marcgrâve ersach,
15 daz ein brunne unde ein lînde
ob siner swester kinde
stuont, dâ er Vivianzen vant.
In sime herzen gar verswant,
swaz im ze freuden ie geschach;
20 mit nazzen ougen er dô sprach:
„Ey, fürsten art, reiniu frucht,
mîn herze muoz die jâmers suht
ân freude erzenie tragen.
Wære ich doch mit dir erslagen!
25 Sô tæte ich gein der ruowe kêr.
Jâmer, ich muoz immer mêr
wesen dins gesindes.
Daz du mich niht verslîndes!
ich mein dich, breitiu erde;
daz ich bezite werde
61 Dir gelich; ich kom von dir!
Tôt, nu nim din teil an mir!
Swaz ich mit kumber ie gerauc,
unt swaz mich sorge ie getwanc,
5 dâ râm ich jâmers lère:
nu hân ich sorgen mêre,
dan mir in herzen ie gewuohs.
Kund ich nu sliefen, sô der fuohs,
daz mich belûhte nimmer tac!
10 Swaz freude in minem herzen lac,
diu ist mit tôde drûz gevâr.
Tôt, daz du mich nu kanst sparn!
Ich lebe noch, unt bin doch tût.
Daz sus ungefüegiu nôt
15 in mîne herzen kan gewern,
und daz mit swerten unt mit spern
mich tôte niht diu heidenschaft!“
Von jâmer liez in al sin kraft;
unversunnen underz ors er seic:
20 siner klage er dô gesweic.
Bi einer wîle er sich versan:
dô huop sich niwer jâmer an.
Über Vivianzen kniet er dô:
ich geloube des, daz er unfrô
25 der angesichte wære
und aller freuden lère.
Den verhouwen helm er von im bant;
daz wunde houbet er zehant
legt al weinde in sine schôz,
unt sprach alsus mit jâmer grôz:
62 „Din verch was mir sippe!
Sit Adâmes rippe
wart gemacht ze einer magt,
swaz man von dem sâmen sagt,
5 dâ von Eve frûhtic wart,
ir aller tugende an dich gespart
was, die sider sint erborn.
Din edel herze ûz erkorn
was lûter, als der sunnen glast.
10 Hôher pris was nie din gast.
Sôlh sîeze an dime libe lac:
des breiten mers salzes smac
müese al zukermæsic sin,
der din ein zehen wûrfe drin.
15 Daz muoz mir geben jâmer.
Als pigment und âmer
din sîeze wunden smeckent,
die mir daz herze erstreckent,

- daz ez nâch jâmer swillet.
20 Immer ungestillet
 ist nâch dir min sluftic klage
 uns an den ort al miner tage.“
 „Ouwê,“ sprach er, „Vivians,
 waz du nu stæter sorgen gans
25 Gyburge der kûnegin!
 Als ein vogel sin vögelin
 ammet unde brüetet,
 als het si dich behüetet,
 almeisteric an ir arme erzogen.
 Nu wirt jâmers umbetrogen
63 Nach dir daz vil getriwe wip.
 Mir wart din tugenthæfter lip
 ze freude an dise werlt erborn:
 dâ hân ich stuften für erkorn.
5 Hey, Termis, min palas,
 wie der von dir gehêret was!
 Mich dûht din hôher pris sô wert:
 ich gap hundert knappen swert
 durch dich, des muoz ich volge hân:
10 ich gap zwei hundert kastelân,
 hundert den gesellen din
 mit harnasch, und diu kûnegin
 ieslichem drier slahte kleit,
 ûz ir sunderkamern sneit,
15 daz ich der kost nie bevant.
 Von Thasmê unt von Tryant,
 und ouch von Gansassâsche brâht
 manec tiwer pfelle, des erdâht
 was diner massenye
20 (Gyburc, min âmye
 het dich baz, denne ir selber kint);
 brûnez scharlach von Gint,
 daz man heizet brütlichen,
 daz hiez in allen machen:
25 daz dritte kleit scharlachen rôt.
 In dirre wurde bistu tôt.
 Wie was din schilt gehêret,
 ir milte dran gemêret,
 diu gein dir tugende nie verbarc!
 Der koste fünf hundert marc,
64 Al diu zimierde din
 was sô, swelch richer Sarrazin
 dir des gelichen môhte,
 der wibe lôn im tôte.
5 Sit man sô tiwer gelten muoz
 hôhe minne und den werden gruoze,
 nu waz hât diu minne an dir verlorn!
 Du wære in Francriche erkorn,
 swâ dich wibes ougen sâhen,
10 herze und ir munde jâhen,
 din blic wære ein meien zit,
 und diner clârheit âne strit
 môht wûnschen ieslich frouwe.
 In lufte noch bi touwe
15 nie gewuohs, noch von muoter brust
 wart genomen, dran sô strengiu flust
 der minne enzucket wære.
 Sô nu diz sûre mære
 freischet min geslehte,
20 daz hôhen muot von rehte
 truoc (wir wârû gepriset),
 sô werdent si gewiset
 in die jâmerbæren nôt:
 des hilfet in din junger tôt.
25 Waz touc ich nu lebende?
 Der jâmer ist mir gebende

- mit kraft alselhe riuwe,
 diu zaller zit ist niuwe,
 swaz nu min lip geweren mac,
 beidiu naht und den tac.“
65 Mit jâmer er sus panste:
 dô heschie unde ranste
 der wunde lip in siner schôz:
 dez herze tet vil manegen stôz,
5 wan er mit dem tôte ranc.
 Diu liechten ougen ûf dô swanc
 Vivianz unt sach den oheim sin,
 als in der engel Kerubin
 trôste an der selben stat.
10 Der marcgræve in sprechen bat
 unt frâgtin: „Hâstu noh genomn,
 dâ mit diu sêle din sol komn
 mit freuden für die Trinitât?
 spræch du bihte? gap dir rât
15 inder kein getoufter man,
 sit ich die flust an dir gewan?“
 Mit unkreften Vivianz
 sprach: „Sit ich von Alischanz
 schiet, in hôte niht, noch sach:
20 wan Kerubin, der engel, sprach,
 ich solt dich noch ob mir geseheu.
 Hêre und oheim, ich wil jehen
 ûf die vart, dar ich kèren muoz.
 Ich hân mit sünden manegen gruoze
25 und hôhe wurde empfangen:
 ez ist alsus ergangen,
 daz diu kûneginne ir pris
 an mir erzeigt, und ich sô wis
 noch nie wart gelu iu beiden,
 daz ich kund ûz gescheiden
66 Dienst, der da engegen tôte;
 ich enkunde, ouch noch enmôhte,
 ob min tûsent wæren.
 Min wille in den gebæren
5 was, daz ich triwe gein iu hielt,
 die nie kein wanc von mir gespielt.
 Dô ich ze Termis wart ein man
 mit iwerre helfe, und ich gewan
 schildes ampt, und die gesellen min,
10 waz koste ich dô die kûnegin!
 Des wære den keiseren gar genuoc,
 swaz ir ie krône noch getruoc.
 Der kûneginne Gyburc
 ir helfe an mir was wol sô kuro,
15 die man erkennen môhte,
 diu baz ir wurde tohte,
 denne minem armen priser:
 ich weiz wol, ist Got wise,
 er lönt es ir mit gûete,
20 hât er sin alt gemûete.
 Oeheim, nu getrûwe ich dir
 durch slippe, die du hâst ze mir,
 du habst si durch mich destê baz.
 Nu wirt des willen nimmer laz,
25 und denk, waz ich ze Termis sprach,
 da 'z bêdiu hôte unde sach
 manec hundert riter werder diet,
 als mir min hôher muot geriet,
 in flûhe nimmer Sarrazin:
 habe ich mit sünden helfe din
67 Gediend, daz si der sêle leit,
 und ob ich zagelichen streit.“
 Waz môhte der marcgræve tuon,
 do der junge, siner swester suon,

- 5 sô kleiner schulde dâ gewuoc,
ern het ouch trûrens dô genuoc
(und des in siner bihte jach)?
Da engegen er trûredlichen sprach:
„Wê mir diner clârnen geburt!
10 waz wold ich swerts um dich gegurt?
Du soltst noch kûme ein sprinzelin
tragen, diner jugende schîn
was der Franzoyser spiegelglas:
swaz dines liehtn anlûtzes was,
15 dar an gewuohs noch nie kein gran.
War umbe hiez ich dich ein man?
Man solde dich noch vinden
dâ helm bi andern kinden
billicher, dan du hetes getragn
20 schilt, dar under du bist erslagn.
Ich sol vor Gote gelten dich:
dich ensluoc hie niemen mêr, wan ich.
Din tût sol miner tumpheit
flûegen alsô frûhtec leit,
25 daz salen ziten jâmer birt
unz mines lebens ende wirt.
Diu schulde ist von rehte min;
durch waz fuort ich ein kindelin
gein starken wiganden
ûz al der heiden landen?“
- 68** Dô sus des marc râven mâc
in siner schôz unkreftic lac,
er sprach hin zim mit herzen klage:
„Hâstu, daz alle suntage
5 in Francriche gewiht wirt?
Dehein priester dâ verbirt,
er ensegn mit Gotes kraft ein brôt,
daz guot ist für der sêle tût.
Daz selbe ein appt mir gewan
10 dort vor sanote Germân:
ze Pâris daz ampt wart getân;
in miner tasche ichz hie hân.
Daz enpfâch durch diner sêle heil:
des geleites wirt si geil,
15 ob si mit angst für sol gên
unt ze urteil vor Gote stên.“
- Daz kint sprach: „In han es niht.
Min unschuldeclich vergiht
sol mir die sêle leiten
20 ûz disen arbeiten,
aldâ si ruowe vindet,
ob mich der tût enbindet.
Doch gip mir sin lichnamen her,
des mennischeit vons blinden sper
25 starp, dâ diu gotheit genas
der gesellekeite. Tismas
der helle nie bekorte:
Jêsus an im wol horte,
daz in sin ruof erkande;
der sêle nôt er wande.
- 69** Nû rûefe ouch ich den selben ruof
hin ze dem, der mich geschuof
und der mir werliche hant
in sime dienste gap bekant.
5 Kûsse mich, verkus gein mir,
swaz ich ie schult getruoc gein dir.
Diu sêl wil hinnen gâhen:
nu lâz mich balde enpfâhen,
ob du'r ze helfe weltest gebn.“
10 Dô erz enpfenc, sin jungez leb
erstarp: sin bihte ergienc doch â.

- Reht als lign aldê
al die boum mit swer wæru enzunt,
selch wart der smac an der stunt,
15 dâ sich lip unt sêle schiet:
sin hinwart alsus geriet.
- Waz hilfet, ob ichz lange sage?
der marc râve was mit klage
ob siner swester kinde.
20 Des orses zoun diu lînde
begriffen hete vaste,
ein drum von einem aste,
do er drabe was gevallen.
Nu heten ouch ûz verwallen
25 sin ougen an den stunden
ursprinc, daz si funden.
Sin herze was trucken gar
unt beidiu ougen saffes bar.
Er moht sich dô wol umbe sehen,
die strâze gein Oransche spehen,
30 Dar in doch sin herze treip:
unlange er dô beleip.
- Er dâht an schaden, des er pfâc,
und an den flûstebæren tac,
5 wie jâmerlich im der ergienc.
Mit armn er dicke umbevienc
den tûten, siner swester suon;
mit dem begund er alsus tuon:
in huop der kûene, starke man
10 für sich ûf daz kastelân.
Die rehten strâze er gar vermeit,
ûf bi Larkent er reit,
gein der montâne er kêrte,
als in diu angst lêrte.
- 15 Jedoch wart er angerant
von lûten, die mir niht bekant
sint: ir was et im ze vil
sô nâhen gein dem râmes zil.
Jeslicher sin sper sancte,
20 der im ze vâre sprancete.
Vivianz er nider warf:
er tet sô, der der were bedarf.
Sus streit der unverzagete,
unz er sich vor in entsagete:
25 ime stûdach sin vermisset wart.
Dô kêrt er an die widervart,
unt reit, da er Vivianzen liez:
sin triwe gebôt unde hiez,
sime neven die naht er wachte,
des sin herze dicke erkrachte.
- 71** Alsus rang er ob im die naht.
Dicke wart von im gedâht
des morgens, sô der tac erschin,
ob er in môhte fûeren hin,
5 oder wie erz an gefienge,
ob anderstunt ergienge,
daz er wurde an gerant:
sô müese ern aber zehant
nider lâzen vallen;
10 sô wære der heiden schallen
unde ir spottes dest mêr.
Diz bekande herzesêr
twanc in âne mâze;
er dâhte: „Ob ich dich lâze
15 hinder mir durch vorhte hie,
sus grôz unpris geschach mir nie.
Doch muoz ich Pûzzâten laden
wênic durch der heiden schaden;

deste baz ich dan unt zuo zin mac.“
 20 Innen des gienc uf der tac.
 Sinen neven kust er unde reit.

Meister Gottfried von Straßburg.

Wenn wir schon bei den bis jetzt besprochenen Dichtern tief bedauern mußten, daß sie den ihnen überlieferten Stoff nicht künstlerisch zu gestalten verstanden, so muß uns dieser, der Zeit und ihrer Bildung auflebende Mangel mit wahrem Schmerze erfüllen, wenn wir ihn auch bei einem Dichter wahrnehmen, der mit dem seltensten Talente begabt und mit den herrlichsten poetischen Mitteln ausgerüstet war, so daß ihm in der That Nichts fehlte, als jene belebende Kraft der künstlerischen Gestaltung, um eine hervorragende Stellung unter den größten Dichtern aller Völker und Zeiten einzunehmen, und, was für uns noch von unendlich höherer Bedeutung ist, die spätere Barbarei der Literatur unmöglich zu machen. Denn hätte die höfische Poesie eine feste, in der Form vollkommene Entwicklung errungen, und hätte sie eben dadurch das nationale Bewußtsein geläutert und gehoben, so hätte sie niemals so ganz in Vergessenheit sinken können, als es geschah; man hätte an ihr einen Stern gehabt, der auch in dunkler Nacht hell geleuchtet, und, wie Dante und Petrarca in Italien, vor völligem Untergange bewahrt hätte. Hat sie ja schon bei ihrer ungenügenden Erscheinung auf die nachfolgenden Zeiten mächtig gewirkt, als man sich in Deutschland ihrer wieder zu erinnern begann, wie denn unsere neue Literatur ihre Lebenskraft und ihre Blüthe zum nicht unbedeutenden Theil der Poesie des Mittelalters verdankt.

Doch wollen wir der späteren Darstellung nicht vorgreifen, und wir kehren zu dem Dichter zurück, der diese Gedanken hervorrief.

Gottfried von Straßburg, ohne Zweifel aus der rheinischen Stadt gebürtig, deren Namen er trägt, lebte am Ende des zwölften und am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und war daher ein Zeitgenosse Hartmanns, Wolframs und Wolframs, die er in der literarisch berühmten und wichtigen Stelle seines Gedichts (1) erwähnt. Heinrich von Veldeke, den er ebenfalls nennt, war, wie er sagt, schon gestorben, als er sein Gedicht verfaßte, woraus sich ergibt, daß dieses um das Jahr 1210 entstanden sein mag. Ob Gottfried mit jenen andern in persönlichen Beziehungen stand, geht aus seinen Worten nicht deutlich hervor, doch dürfte es sich daraus schließen lassen, daß er von Veldeke ausdrücklich sagt, er habe ihn nicht gesehen, ihn nicht persönlich gekannt (B. 4731), so wie auch seine ausgesprochene feindselige Gesinnung gegen Wolfram, den er in der angeführten Stelle zwar nicht nennt, aber doch deutlich genug bezeichnet, kaum anders als aus persönlicher Verührung erklärt werden kann. Doch findet sich nicht die leiseste Andeutung einer solchen, und Gottfried scheint da, wo eine Zusammenkunft am ehesten Statt gefunden haben müßte, nämlich am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, niemals gewesen zu sein, wie überhaupt von Beziehungen des Dichters zu Fürsten und Herren Nichts bekannt geworden ist. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, daß er das Leben der höheren Stände aus eigener Anschauung gekannt hat — sein Gedicht gibt davon mancherlei, wenn auch nur mittel-

bare Zeugnisse — er mag an den Höfen selbst kennen gelernt haben, „was des Hofes sei“; dagegen scheint er nicht, wie Walther, oder auch nur wie Wolfram, als Sänger gewandert zu sein, und seinen Lebensunterhalt durch seine Kunst gewonnen zu haben. Gewiß ist es nicht bloßer Zufall, daß er in seinen Dichtungen niemals über Armuth oder über Kargheit der Herren klagt, wie die meisten übrigen Dichter der Zeit; vielmehr hat es allen Anschein, daß er unabhängig lebte und Nichts von der Gnade der Großen zu suchen hatte. Daß er nicht von Adel, sondern bürgerlichen Standes war, geht aus dem ihm von späteren Dichtern und in den Handschriften beigegebenen Titel „Meister“ hervor; schwieriger aber ist es, seinen Stand oder Beruf zu ermitteln. Da er vielseitig gebildet war und mancherlei gelehrte Kenntnisse besaß (er verstand französisch und lateinisch), so läge es am nächsten, ihn für einen Geistlichen zu halten; und wenn auch so wohl die Wahl des Stoffs zu seinem epischen Gedichte, als auch die Ausführung desselben dagegen zu sprechen scheint, so könnte vielleicht die wiederholte Andeutung, daß er die Freuden der Minne nie genossen habe, doch auf seinen geistlichen Stand hindeuten, wie auch seine wenigen lyrischen Gedichte, namentlich das von Konrad von Würzburg so hoch gestellte und in der That herrliche „geistliche Minnelied“ und ein anderes, eben so vortreffliches, in welchem er das Glück der Armuth preist, diese Annahme nicht wenig unterstützen*). Wahrscheinlich ist Gottfried nicht alt geworden, da er sein episches Gedicht, welches er ohne Zweifel in der Blüthe seiner Jahre bei noch ungeschwächter Kraft jugendlicher Phantasie verfaßte**), nicht vollendet hat, man müßte denn annehmen, daß er es nicht habe beenden wollen, wozu jedoch kein Grund vorliegt, da die Strophen in seinem geistlichen Liede, in welchen er sich selbst anklagt, daß er Gott nicht genug geminnt habe, kein Verdammungsurtheil gegen seine weltliche Dichtung enthalten, ein solches vielmehr gewiß mit allem Nachdrucke ausgesprochen worden wäre, wenn er Gewissensbisse oder Reue über dessen Abfassung empfunden hätte. Könnte man einiges Gewicht auf die Gemälde der Manessischen Handschrift legen, so würde sich aus Gottfrieds bildlicher Darstellung nachweisen lassen, daß er früh verstorben, da er als ein bartloser Jüngling mit Lockenhaar dargestellt ist***).

Gottfrieds episches Gedicht Tristan und Isolde erzählt die schon vor ihm von Engländern, Franzosen und Deutschen vielfach behandelte Geschichte der zwei Liebenden, nach denen das Gedicht benannt ist. Folgendes ist der Inhalt desselben:

Rivalin, König im Parmenierlande, griff einst seinen Lehnsherrn Morgan an und bedrängte ihn so stark, daß er um Frieden bitten mußte, den ihm Rivalin auf ein Jahr bewilligte, worauf derselbe Ergötzens halber zu Marke, dem König von Ruene

*) Vielleicht liegt auch in der letzten Strophe des Eingangs zum Tristan eine leise Andeutung auf seinen geistlichen Stand.

„Trib ich die zlt vergebene hin,
 sô zilic ich ze lebene bin,
 sone vüere ich in der werlt sus hin
 niht sô geweridet, alsoe ich bin.“

**) Die eben angeführte Stelle enthält keinen Gegenbeweis, denn er könnte doch auch Dreißiger schon sagen, daß er zilic ze lebene, reif im Leben sei.

***). S. die Abbildung auf der folgenden Seite.



wale und Engeland, zog, der ihn freundlich aufnahm. Dort sah er Marke's schöne Schwester Blanschefleur, zu der er alsobald in Liebe entbrannte, welche sie glühend erwiderte. Doch ward ihr Glück bald unterbrochen. Ein mächtiger König hatte Marke's Land überfallen; dieser zog, von Riwalin begleitet, dem Feind entgegen und schlug ihn, aber in der blutigen Schlacht wurde Riwalin so stark verwundet, daß er halbtodt nach Tintajoele gebracht wurde. Blanschefleur war tröstlos; in eines armen Bettelweibes Kleidern eilte sie an das Bette des Verwundeten; „sie legte ihren Mund an seinen Mund, und küßte ihn hunderttausend Stund in einer kleinen Stunden, bis ihm ihr Mund entzunden Sinne und Kraft zur Minne, denn Minne war darinne.“ Sie empfing ein Kind von seinem Leibe; Riwalin aber ward wieder gesund, und beide lebten glücklich in heimlicher Liebe, bis Boten die Nachricht brachten, daß Morgan in Riwalins Land eingefallen sei. Blanschefleur, die ihres Bruders Jörn fürchtete, ließ sich leicht bewegen, mit dem Geliebten zu entfliehen, der sie auch, sobald sie in seiner Heimath angekommen waren, öffentlich für sein Weib erklärte und sie dem Schutze seines getreuen Marschalls Kual anvertraute, der sie nach seinem Castell Kanoel brachte, und sie der Obhut seiner Frau übergab, worauf er mit Riwalin in den Kampf zog, in welchem dieser erschlagen wurde. Als Blanschefleur die Trauerkunde erhielt, überfiel sie unennbarer Schmerz: „Ihre Augen, die wurden nie in allem diesem Leide naß; ach Gott Herre, wie kam das, daß da nicht ward geweinet? Es war ihr Herz versteinet: da war nicht Leben drinne, Nichts als die lebende Minne, und das viel lebenskräft'ge Leid, das lebend gegen ihr Leben begann den Streit. Beklagte sie aber ihren Herren nicht mit Klageworten? Nein, sie nicht! Sie verstummte zur Stunde, ihre Klage' ersarb in ihrem Munde; ihre Zunge, ihr Mund, ihr Herz,

ihr Sinn, das war Alles jezt dahin. Die Schöne klagte da nicht meh', sie sprach da weder Ach noch Weh; sie sank hin und sie lag in Todesqual bis an den vierten Tag erbärmlicher, als je ein Weib: sie windete sich und rang den Leib so und so, her und dar, und trieb das fort, bis sie gebor ein Söhnlein mit mancher Noth: seht, das genas und sie lag todt! Der Marschall verbreitete das Gerücht, daß das Kind todt zur Welt gekommen sei, um es vor Morgans Nachstellungen sicher zu stellen, der das Land erobert hatte; sein Weib Florate aber legte sich ins Bett, als wenn sie in Kindesnöthen sei, und gab des Königs Kind für ihren Sohn aus, der in der Laufe den Namen Tristan erhielt, da er in Trauer empfangen und in Trauer geboren worden war. Seine Pflegeältern erzogen ihn auf das Sorgfältigste, so daß er im vierzehnten Jahre viele fremde Sprachen kannte, im Saitenspiel und in ritterlichen Uebungen erfahren war. In dieser Zeit kamen Kaufleute aus Norwegen, welchen der Knabe so wohl gefiel, daß sie ihn entführten, ihn aber, weil ein Sturm ihr Gewissen rege gemacht hatte, in Kurnewale, wohin sie verschlagen worden waren, aus Land setzten und ihn dort seinem Schicksale überließen. Bald begegnete er zwei alten Pilgern, denen er sich anschloß. Nach kurzem Wege trafen sie auf Jäger, welche eben einen Hirschen erlegt hatten. Tristan trennte sich von den Pilgern und trat zu den Jägern, denen er zeigte, wie man den Hirschen kunstgerecht enthäuten und zerlegen müsse. Jene fanden so großes Wohlgefallen an ihm, daß sie ihn baten, sie an den Hof zu begleiten. Gerne folgte er ihnen, sagte, er sei ein Kaufmannssohn aus Parmenie, und aus Begierde, die Welt zu sehen, seinem Vater entlaufen. Auch Marke nahm den schönen Knaben wohlwollend auf und ernannte ihn zu seinem Jägermeister. Je mehr aber Tristan Gelegenheit fand, seine Kenntnisse und Kunstfertigkeiten zu zeigen, desto höher stieg er in der Achtung und Liebe des Königs.

Indessen hatte der getreue Kual in vielen Ländern den geraubten Lieblich aufgesucht; drei Jahre lang waren seine Nachforschungen vergeblich gewesen, bis er endlich, als er schon all sein Gut aufgezehrt hatte und bettelnd durch die Lande ziehen mußte, in Tenemarle von jenen beiden Pilgern die ersehnte Kunde von Tristans Aufenthalt erhielt. Bald hatte er das Meer durchschiffet und Tintajoele erreicht. Als ihn Tristan trotz seines Bettlergewandes und seiner abgehärmten Gestalt erkannte, brach er in lauten Freudenjubil aus und führte den treuen Kual, den er immer noch für seinen Vater hielt, zum König Marke, der den Alten freundlich aufnahm. Da erzählte ihm der getreue Marschall Tristans Geschichte und Herkunft, und Marke erkannte in ihm den Sohn seiner geliebten Schwester. Groß war die Freude am Hofe, da Alle Tristan liebten; besonders aber fühlte sich Marke glücklich, in dem trefflichen Jüngling, den er so sehr geliebt, einen Reffen zu finden, der ihm, da er unverheirathet war, in seiner Herrschaft folgen könne. Auf Kuals Wunsch wurde Tristan in den Ritterstand aufgenommen. Die Zurüstungen zum Feste waren reich und prächtig; als der Dichter aber eben beginnen will, dasselbe zu schildern, gedenkt er der Schwierigkeit, in dieser Schilderung neben den großen Dichtern zu bestehen, welche Aehnliches dargestellt hätten, was ihn darauf bringt, eine eben so mei-

kerhaft dargestellte, als wahre Charakteristik der bedeutendsten Dichter seiner Zeit zu geben (1). Eben so wenig gibt er eine Schilderung der darauf folgenden Kampfspiele: „wie sie aber aus den Schranken sprengten, wie sie mit Lanzen stachen, wie viel sie der zerbrachen, das sollen die Knappen sagen, die es halves zusammentragen.“ Nun kann aber Tristan, der auch jetzt erst seine wahre Herkunft erfahren, nicht länger ruhig bleiben; es drängt ihn, sein väterliches Reich wieder zu erobern und den Tod des Vaters an Morgan zu rächen. Von seinem Oheim Marke mit Allem reichlich versehen, was er zur Fahrt braucht, schiffte er mit Ival nach Parmenie, wo er sich von den Vasallen huldigen läßt, mit ihnen gegen Morgan zieht, den er im Kampfe tödtet. Seinem Versprechen gemäß kehrt er mit Kurneval und elf andern Gesellen zu seinem Oheim zurück, nachdem er sein Land dem getreuen Ival und dessen Nachkommen zu Lehen gegeben hatte.

Bei seiner Rückkunft traf er den König Marke und das ganze Land in großer Trauer; denn eben war Morolt, Schwager des Königs Gurmun, von Irland angelangt, um den früher aufgedrungenen Tribut, dreißig durchs Loos bezeichnete schöne Knaben, von Marke zu erheben. Ueber die Feigheit der Herren empört, welche ihre Knaben ohne Widerstand in die Knechtschaft wollten fortführen lassen, forderte Tristan zum Kriege auf, den aber Morolt ablehnte, da er nicht dazu geräthet sei, wogegen er sich zur Schlichtung der Angelegenheit zum Zweikampf mit Tristan anbot, den dieser auch annahm. Er fand auf einer Insel Statt; der starke Morolt (er hatte vier Männer Kraft) verwundete zuerst den Tristan an der Hüfte. „Nur meine Schwester Isoft, die Königin von Irland,“ rief er ihm höhnend zu, „kann diese Wunde heilen, denn mein Schwert ist vergiftet. Willst du mir den Ivas fernerhin zusehen, so soll dich Isoft heilen, und ich will mit dir theilen, was ich habe.“ Doch ließ sich Tristan weder durch diese Versprechungen, noch durch seine schwere Verwundung vom weiteren Kampfe abhalten; mit neuem Muth drang er auf den gewalligen Feind ein, rannte ihn vom Pferde und schlug ihm die Hand ab, als er sie eben auf den Sattelbogen legte, um sich wieder auf das Roß zu schwingen; und mit neuem Stöße schlug ihn Tristan durch den Helm in den Schädel, in welchem ein Splitter von dem Schwert zurückblieb, worauf der Jüngling ihm das Haupt vom Rumpfe trennte. Morolts Gesellen brachten den Leichnam in die Heimat; König Gurmun, sein Weib Isoft und ihre gleichnamige Tochter bejammerten den Tod des Helden, in welchem sie einen mächtigen Beschützer und einen geliebten Blutsfreund verloren hatten. Als sie dessen Haupt betrachteten, fanden sie den zurückgebliebenen Splitter; sie nahmen ihn heraus und bewahrten ihn in einem Schrein. Der König aber ließ das Gebot ergehen, daß wer von Kurnewale nach Irland käme, das Leben verlieren solle.

Tristans Wunde verschlimmerte sich indessen täglich und sein Arzt konnte sie heilen. Da entschloß er sich, die heilkundige Isoft aufzusuchen; er schiffte sich heimlich mit Kurneval ein, gelangte nach Irland, wo er sich für einen Spielmann ausgab, und sich Lantriß nannte. Sein kunstreiches Spiel erregte allgemeine Aufmerksamkeit, so daß ihn die Königin befragen ließ. Sie untersuchte die Wunde

und versprach, ihn zu heilen, und als er sie darauf durch sein Spiel ergötzte, und auch ihre Tochter Isoft großes Wohlgefallen daran fand, wurde festgesetzt, daß er diese nach vollbrachter Heilung im Saitenspiele und in Allem, was er wisse, unterrichten solle, was auch mit solchem Erfolge geschah, daß er bei Allen beliebt wurde. Da Tristan jedoch befürchtete, mit der Zeit entdeckt zu werden, bat er um die Erlaubniß, wieder in die Heimat zu ziehen, wo, wie er angab, eine geliebte Gattin seiner harre. Nur ungern ward er entlassen.

Groß war in Kurnewale die Freude über seine glückliche Heilung; doch regte sich allmählich der Neid unter den Lehnsheeren, da ihn Marke Allen vorzog und ihm sein Reich hinterlassen wollte, weshalb er sich auch entschlossen hatte, unverheiratet zu bleiben. Um dem drohenden Sturme zu begegnen, rieth Tristan selbst dem Könige, eine Gemahlin zu nehmen, und Isoft, die Tochter des Königs von Irland, zu wählen, von deren Schönheit er viel schon berichtet hatte. Auch erbot er sich, so gefährlich es auch gerade für ihn war, die Brautwerbung zu übernehmen. Nachdem Marke, obwohl ungern und zögernd, eingewilligt, schiffte sich Tristan mit angemessener Begleitung nach Irland ein, wo er sich für einen Kaufmann ausgab; seine Gefährten ließ er im Schiffe mit dem Befehle zurück, sich nicht aus Land zu begeben, und in die Heimat zurückzuschiffen, wenn sie in drei oder vier Tagen Nichts von ihm vernähmen. In dieser Zeit hauste ein Drache in Irland, der Land und Leute so furchtbar schädigte, daß der König einen Eid schwur, er würde demjenigen, der ihn tödte, seine Tochter zum Weibe geben. Viele waren schon das Opfer ihres Muthes und ihrer Hoffnung geworden; doch entschloß sich Tristan, der keine Furcht kannte, den Kampf zu wagen, da er hoffte, auf diesem Wege am schnellsten zu seinem Ziele zu gelangen. Wohlgewappnet zog er hin, wo der Drache seinen Schlupfwinkel hatte. Als er hingekommen, sah er von ferne vier gewaffnete Männer im vollsten Galoppe fliehen; einer derselben war der Truchseß, der nach der Hand der jungen Königin strebte, den Kampf mit dem Drachen jedoch nicht wagen wollte. Bald darauf traf Tristan auf das Ungeheuer, welches er nach langem gefahrvollen Kampfe erlegte; er schnitt ihm die Zunge aus dem Rachen, schob sie in den Busen und suchte einen verborgenen Ort auf, um sich dort von der Anstrengung zu erholen. Er war aber so ermüdet, daß er in eine Lache bis an den Hals fiel und den Tag und die Nacht in voller Verwirrtheit darin blieb. Der Truchseß, der das Gerbrüll des sterbenden Drachen gehört hatte, errieth, was geschehen war: er ritt heimlich an den Ort, woher das Geschrei gekommen; doch als er den Drachen liegen sah, überfiel ihn solche Furcht, daß er eiligst wieder davonsprengte, und erst, als er wahrnahm, daß ihm das Ungeheuer nicht folge, wagte er sich wieder hin. Endlich überzeugte er sich, daß der Drache todt sei: er ritt hinzu und begann auf das todt Ungethüm zu hauen und zu stechen; dann suchte er sorgfältig nach dem, der den Drachen erlegt, in der Hoffnung, ihn so schwach zu finden, daß er ihn leicht tödten könne. Da er ihn nicht fand, ging er wieder zum Drachen und begann von Neuem auf ihn mit dem Schwerte zu hauen, bis dieses scharftig wurde, brach den Speer entzwei und stieß das vordere Stück in den Schlund des Ungeheuers. Hierauf

ritt er zurück, und rühmte sich, den Drachen erschlagen zu haben. Da nun Isoft des Verhassten Weib werden sollte, jammerte sie; doch ward sie von ihrer Mutter getröstet, welcher es in der Nacht träumte, daß ein Fremder das Ungeheuer erlegt habe. Am folgenden Morgen ritt sie mit ihrer Tochter und ihrer Nichte Brangäne, nur von einem Knappen begleitet, heimlich zum Drachen, und bald fanden sie den immer noch bewußtlosen Tristan; sie zogen ihn aus dem Sumpfe, und als man ihm den Helm abnahm, bemerkte die erfahrene Königin bald, daß er noch lebe. Sie ließ ihn entwaffnen; man fand die Junge, und die Mutter Isoft erkannte, daß diese ihm die Besinnung gerandt habe; sie schloß ihm Thierial in den Mund, worauf der Jüngling wieder zu sich kam. Sobald er sprach und ihn die junge Isoft näher betrachtete, erkannte sie sogleich in ihm den Spielmann Lantris; da er jedoch zu schwach war, um sein Abenteuer erzählen zu können, setzten sie ihn auf ein Pferd und brachten ihn heimlich in das Schloß (2).

Am folgenden Tage erzählte ihnen Tristan ein klug erfonnenes Märchen; die Königin sagte ihm Schatz für Leben und Gut zu. Als aber der Truchsfasse die dem Besieger des Drachen versprochene Belohnung verlangte, widersprach die Königin, den Truchsfassen des Betrugs anklagend, und verließ, den wahren Sieger am dritten Tag zum Kampfe gegen jenen zu stellen. Unterdessen pflegten die Frauen des verwundeten Helden. Zufällig nahm die junge Isoft dessen Schwert in die Hand, und bemerkte die Scharfe, welche sie an den verwahrten Splitter erinnerte; sie holte denselben und siehe, er paßte vollkommen. Da erkannte sie, daß Lantris kein Anderer sei, als Tristan, der ihr den Dheim erschlagen; sie ließ mit dem Schwert zu dem Jüngling, und wollte ihn tödten; doch hielt sie die Mutter ab, sie an den verheißenen Schatz erinnernd. Endlich legte sich auch Isoftens Zorn, und Tristan gestand, in welcher Absicht er hergekommen sei; die Frauen führten ihn zum König, der sich mit ihm wegen Morolts Tod versöhnte und die Nachricht, daß Tristan für König Marke um die schöne Isoft werden solle, wohlgefällig aufnahm. Nun war auch der zum Kampf bestimmte Tag gekommen; der Truchsfasse ward zwar kleinmüthig, als Tristan erschien, doch behauptete er noch immer, den Drachen erschlagen zu haben; und erst als Tristan die Junge vorwies, gestand er seinen Betrug ein und gab den Kampf auf, von dem er Nichts Gutes für sich hoffte. Hierauf übergab der König vor den Baronen des Landes seine Tochter Isoft dem Jünglinge, daß er sie seinem Dheim und König heimführe.

Während Tristan die Zurüstungen zur Reise betrieb, bereitete die Königin einen zauberhaften Liebestrank, den sie ihrer Nichte Brangäne, welche die junge Königin nach Runewal begleiten sollte, mit dem Auftrage übergab, ihn dem König Marke und ihrer Tochter Isoft zu reichen, und sorgfältig darauf Acht zu geben, daß sonst Niemand davon trinke. Unter heißen Thränen schied Isoft von den Aeltern. Auf dem Schiffe suchte sie Tristan zu trösten, aber sie wies ihn zuerst mit harten Worten ab, indem sie ihm nicht bloß den Tod ihres Dheims vorwarf, sondern ihn auch anklagte, daß er an allem ihrem Unglücke Schuld sei, da er sie ihren Aeltern entführe, um sie einem ihr ganz unbekannten Manne zu brin-

gen. Eines Tages, da das Schiff angelegt hatte und die Mannschaft an das Land gestiegen war, hatte sich Tristan in Isoftens Gemach begeben, um sie zu unterhalten. Im Laufe des Gesprächs bat er um einen Trank; im Gemach waren nur einige kleine Mädchen, von denen Eine das Glas mit dem Liebestrank brachte, den sie für Wein hielt. Tristan bot ihn der Königin; nachdem sie zaubernd und ungerne getrunken, reichte sie ihr Glas dem Jüngling, der ebenfalls trank. In demselben Augenblicke kam Brangäne dazu, die sogleich das Glas erkannte, und so sehr darob erschraf, daß sie zitterte und todtensbleich wurde. Jammernd warf sie das unselige Glas in die See. Der Trank aber wirkte schnell: „Minne, die aller Herzen Rachstellerin, schlich in Beider Herzen hin; ehe sie es wurden gewahr, stieß sie ihre Siegesfahne dar, und zog sie beide in ihre Gewalt: sie wurden eins und einsalt, die zwei und zweifalt waren vorher: sie zwei waren da nicht mehr widerstrebend unter sich: Isoftens Haß, der war dahin; die Sühnerin Minne, die hatte der Beiden Sinne vom Haße so gereinigt, mit Liebe so vereinet, daß Jedes dem Andern war klar und hell wie ein Spiegelglas. Sie hatten beide Ein Herz; ihr Kummer war sein Schmerz, sein Schmerz war ihr Kummer; sie waren beide Eines Sinns an Liebe und an Leide und verhehlten sichs doch beide: das that der Zweifel und die Scham.“ Beide suchten die aufsteigende Liebe zu besiegen, aber je mehr sie kämpften, desto tiefer gerethen sie in ihre Gewalt; sie flohen sich und suchten sich wieder, bis endlich die Gewalt der Leidenschaft ihre Herzen öffnete und sie sich ihre gegenseitige Liebe gestanden (3). Brangäne, die sie immer beobachtete, und sich ihrer erbarmte, versprach ihnen Hülfe und Verschwiegenheit, und ehe noch Isoft zu ihrem Gemahle kam, hatte sie schon die eheliche Treue gebrochen. Bevor sie ans Land stiegen, erzählte ihnen Brangäne von dem Zaubertrank und seiner unseligen Wirkung. Da sie sich vorwerfen mußte, denselben nicht mit der ihr anbefohlenen Sorgfalt aufbewahrt zu haben, hielt sie sich für verpflichtet, die schändliche Liebe der Beiden zu verheimlichen, weshalb sie auch in der Brautnacht Isoftens Stelle einnahm. Weil sie aber die einzige war, die um die ehebrecherische Liebe der Beiden wußte, wollte sie Isoft, um sich vor jedem Verrath sicher zu stellen, ermorden lassen. Doch erbarmten sich ihrer die gebungenen Mörder und ließen sie am Leben. Und als Isoft erfuhr, daß ihre Base sie selbst nicht beim Anblick des nahen Todes verrathen habe, und ihr die Männer gestanden, daß sie noch lebe, ließ sie dieselbe herbeiholen und Beide waren von nun an die treuesten Freundinnen; Brangäne gab den Liebenden Gelegenheit, sich zu sehen und dem im Schiffe begonnenen Umgang fortzusetzen.

In diesen Zeiten kam ein Ritter aus Irland, Gaudin, unbewaffnet und nur mit einer Zither versehen. Als ihn König Marke bat, zu spielen, und er es nicht umsonst thun wollte, versprach der König, ihm zu geben, was er habe. Da ergriff er die Zither und spielte so schön, daß sich Alle darob freuten; worauf er zum Lohne Isoften verlangte, die ihm denn auch überliefert wurde. Als Tristan, der unterdessen auf der Jagd gewesen war, das traurige Ereigniß erfuhr, ritt er dem irischen Ritter nach, gab sich für einen Spielmann aus und wußte ihn durch sein kunstvolles Spiel auf der Harfe und seinen schönen Gesang so vollständig zu gewinnen, daß es

endlich ihm gelang, die Königin zu entführen und sie ihrem Gemahle wieder zu bringen.

Trotz aller Vorsicht wurde der verbotene Umgang der Liebenden endlich entdeckt; aber immer gelang es ihnen, den König zu täuschen. Selbst als dieser Ifsolden zwang, ihre Unschuld in einem Gottesurtheile zu beweisen, wußte sie der dringenden Gefahr zu entgehen. Denn Tristan verkleidete sich als Pilgrim, trug sie, wie es zwischen ihnen verabredet worden, vom Schiff ans Land, und fiel mit ihr hin, so daß sie, das glühende Eisen anfassend, schwören konnte, es habe ihr niemals ein Mann zur Seite gelegen, als ihr Gemahl und der Pilgrim.

Ob sich gleich Marke durch das Gottesurtheil hatte beruhigen lassen, konnte er doch nicht lange mehr zweifelhaft bleiben, daß Jene sich wirklich liebten, und da er ihnen weder ein Leid zufügen, noch sie trennen wollte, verbannte er sie von Hof und Land. Sie zogen in eine Wildniß, in der sie eine schöne, zur Wohnung bequeme Höhle fanden, die sie sogleich bezogen. In Freude und Glück lebten sie längere Zeit in dieser Einsamkeit. Eines Tags wurden sie von Marke, der auf der Jagd dahin gekommen war, in ihrer Grotte schlafend belauscht; da sie aber vermuthet hatten, daß er sie finden möchte, weil sie wußten, daß er in der Nähe jage, hatten sie ein bloßes Schwert zwischen sich gelegt, so daß der König wieder an ihre Unschuld glaubte, und, von neuer Liebe zu Ifsolden entzündet, Beide wieder an den Hof berief. Doch ward er nur zu bald überzeugt, daß er betrogen werde, indem er sie Beide auf einem Lager schlafend fand. Als er sich eben entfernte, um seinen Rath und seine Mannen zu holen und mit ihnen Gericht über die Verbrecher zu halten, erwachte Tristan. Sogleich weckte er Ifsolden, erzählte ihr, was geschehen, und nahm, da er wohl einsah, es würde ihm an das Leben gehen, wenn er bei der Königin betroffen würde, von ihr schmerzlichen Abschied; sie aber gab ihm einen Ring, daß er sich in der Ferne ihrer stets erinnere. Als der König mit seinen Hofrathen zurückkam, war Ifsold allein, und die Rätthe tadelten den König wegen seiner unbegründeten Eifersucht.

Tristan fand nirgends Ruhe; er schiffte in die Normandie, zog von da nach Alemannien, wo er tapfer für das römische Reich focht, lehrte dann wieder in die Normandie zurück, und ging endlich nach Parmenie, wo er aber seine Pflegeältern nicht mehr am Leben fand. So freundlich ihn deren Kinder aufnahmen, war doch dort seines Bleibens nicht; er zog nach Arundel zum Herzoge Jovelin, dessen Nachbarn ihm seine Besitzungen im Kriege genommen hatten. Tristan, der mit Raedyn, dem Sohne des Herzogs, einen festen Freundschaftsbund schloß, rief seine Getreuen aus Parmenie herbei, und eroberte mit ihrer Hilfe Jovelin's Land wieder, wodurch er sich die Liebe des Herzogs erwarb, dessen schöne Tochter Ifoht mit den weißen Händen ihn an seine geliebte Ifsolt erinnerte. Sie ward ihm täglich lieber, wie auch sie ihn liebte: „Sie sah ihn gern und war ihm hold; er minnte sie, sie minnte ihn; hiermit gelobten sie unter sich Liebe und Gesellschaft, und waren der auch beßessen zu jeglichen Stunden, so sie mit Tage tauten.“ Tristan machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Treulosigkeit gegen die

Jugendgeliebte, die er in den rührendsten Liedern besang. Diese aber bezog Ifsold Weißhand des gleichen Namens wegen auf sich und ward dadurch zu immer größerer Liebe entflammt. In sich selbst gerissen, und bald auf Flucht denkend, um seine Treue zu bewahren, bald wieder von der Schönheit und der Hingebung der Jungfrau zurückgehalten, bricht Tristan in Klagen über sich und über die Geliebte aus, mit welchen Gottfrieds unvollendetes Gedicht schließt.

Wie sich aus voranstehender Uebersicht ergibt, unterscheidet sich Gottfried in Bezug auf künstlerische Anlage und Entwicklung von seinen übrigen Zeitgenossen nicht, und steht darin sogar dem von ihm mit Recht hochgerühmten Hartmann nach, dessen Größe in dieser Beziehung er nicht einmal erkannte, da er in der schon erwähnten berühmten Stelle nur seine sinnreiche und klare Darstellung preist. Wie Wolframs Parzival, so ist auch Gottfrieds Tristan nur eine sich chronologisch bewegende Biographie, welche, wie bei jenem, schon mit der Geschichte von des Helden Vater beginnt; doch ist nicht zu verkennen, daß diese Vorgeschichte im Tristan innerlich nothwendiger ist, als im Parzival, weil sich in jenem das ganze Verhältniß des Helden zu Marke, so wie zum getreuen Rual aus der Vorgeschichte entfaltet, während die Einleitung des Parzival in der That nur die Verwandtschaft des Helden mit Isegrut begründet, dessen Erscheinen doch auf den Gang und die Entwicklung des Gedichts nicht von wesentlichem Einfluß ist. Und bei alle dem ist die Vorgeschichte im Tristan um die Hälfte kürzer, als die des Parzival, ohne dadurch an Mannigfaltigkeit oder an Interesse zu verlieren; vielmehr wird dieses in höherem Maße rege erhalten, weil wir den Zusammenhang der Beziehungen rascher und lebendiger erkennen, da sie nicht durch eine Ueberszahl von weit ausgepönnenen und doch den Gang des Gedichts nicht fördernden oder künstlerisch aufhaltenden Abenteuern unterbrochen werden, wie es bei Wolfram so häufig der Fall ist. Ueberhaupt beweist Gottfried durch das ganze Gedicht hindurch in dieser Beziehung, wie in so mancher andern, richtiges Gefühl, daß er alle, die eigentliche Handlung nicht unmittelbar berührenden Begebenheiten, welche er in seinem Vorbilde oder in andern Quellen fand, mit Bewußtsein ausschied; denn was von Wolfram nur vermuthet wird, das ist von ihm gewiß, da er es selbst ausdrücklich berichtet. „Tristan erwarb der Abenteurer in Alemande viel,“ (heißt es B. 18, 453), „der ich nicht aller erwähnen will; denn wollte ich eine jede That, die man von ihm geschrieben hat, herzaehlen mich bequemen, so würde die Märe kein Ende nähmen.“

Neben dem Mangel an künstlerischer Gestaltung finden wir bei Gottfried auch das schon bei Wolfram erwähnte Hervortreten des Dichters; auch er liebt, wie die meisten seiner Zeitgenossen, die epische Erzählung und namentlich die Schilderung von Zuständen oder äußern Erscheinungen durch lyrische oder didaktische Betrachtungen zu unterbrechen; allein auch hierin unterscheidet er sich wesentlich von seinem Nebenbuhler Wolfram, der sich stets mit seiner ganzen individuellen Persönlichkeit in den Vordergrund drängt, während sich diese bei Gottfried nur in wenigen Stellen (und auch da

kanm merktlich) geltend macht, indem er jene lyrischen Betrachtungen nicht als die seinigen, sondern als solche darstellt, welche sich dem Leser oder Zuhörer in Folge der erzählten Begebenheiten anwillkürlich ergeben, so daß er auch dann nur als Berichterstatter erscheint, nicht aber mit seiner eigenen Persönlichkeit in die Darstellung eingreift. Man könnte daher diese lyrisch-didaktischen Ergüsse mit dem Chor der antiken Tragödie vergleichen, welchem sie freilich an poetischer Berechtigung eben so weit nachstehen, als sie Wolframs rein persönlichem Hervortreten vorzuziehen sind. Zwar ist auch Gottfried in diesen Stellen nicht von einer gewissen, manchmal bis an die Weitschweifigkeit gränzenden Breite frei zu sprechen; allein wir vergessen sie leicht bei der gefälligen, in jeder Beziehung reizenden und selbst da, wo er mit Worten und Gedanken spielt, geistreichen Darstellung, welche uns auch dann noch mit Wohlgefallen erfüllt, wenn uns der dargestellte Gedanke keine Befriedigung gewährt.

Wenn Gottfried neben dem Unvermögen, den Stoff künstlerisch anzuordnen und durch die Composition das Fernliegende mit dem Nahestehenden zur vollkommenen Einheit zu vereinigen, alle Eigenschaften, welche einen großen Dichter bilden, in hohem Grade besaß, so muß man seines Unvermögens, das sich bei Andern noch viel entschiedener zeigt, für einen Mangel weniger des Dichters, als der Zeit ansehen; und in der That spiegelt sich darin der Charakter jener Jahrhunderte und insbesondere Deutschlands ab, welches bei aller Anstrengung, bei so vielen Versuchen und Bestrebungen es doch nie zu fester Gestaltung bringen konnte, sondern immer rascher der innern und äußern Auflösung entgegen ging. Sind ja am Ende Wolfram und Gottfrieds Dichtungen als solche, Versuche anzusehen, dem Leben einen tüchtigeren, festeren Halt zu verleihen. Denn so verschieden beide Dichter sind, so schroff sie sogar einander gegenüber stehen, sie kommen in der Absicht ihrer Dichtungen doch näher zusammen, als es den Anschein hat. Beide, Wolfram und Gottfried, stellen sich in entschiedenen Gegensatz zu ihrer Zeit und deren haltlosen Richtung; beide wollen derselben entgegensteuern, nur beide auf verschiedene, mit Rücksicht auf ihren Stand gleich überraschende Weise. Denn der ritterliche Wolfram verwirft die höfische Sitte und Bildung, weil sie unwahr und unlauter ist, er will sie geradezu vernichten und ihr Einfachheit, Achte, mit Gottesfurcht eng verbundene Männlichkeit entgegensetzen, während der bürgerliche Gottfried, der vielleicht sogar geistlichen Standes war, die höfische Sitte und Bildung aus ihrer beschränkten und falschen Erscheinung durch Kunst und Wissenschaft zur höchsten Blüthe und Schönheit steigern will. Dieser Gegensatz zum Bestehenden, aber auch zugleich der Gegensatz in der Lebensanschauung beider Dichter zeigt sich schon in der Art der Erzählung, welche sie ihren Helden geben. Parzival wird aus allem Zusammenhange mit der Welt gerissen, die ihm nur von ferne in abschreckendem Bilde gezeigt wird; weder gelehrte, noch höfische Bildung soll ihm zu Theil werden, er soll keinen andern Unterricht empfangen, als den ihm die Natur und die Nothwendigkeit gibt, daher ihm auch die Welt und ihre Beziehungen so fremd sind, daß sie ihm auch in

reifern Jahren unbekannt und unverstanden bleiben. Wie ganz anders bei Tristan! Von frühester Jugend an wird sein Unterricht mit aller Uebersetzung und in der großartigsten Anlage geleitet. Nichts soll ihm fremd bleiben, was den Geist bilden, das Herz veredeln, den Körper kräftigen kann; früh schon wird er in die Welt geführt, er muß in fremden Ländern deren Sprachen und Sitten kennen lernen; es ist mit Einem Worte seine Bildung so vollkommen und umfassend, daß er sich mit der größten Sicherheit in der Welt zu bewegen weiß, als ihn das Schicksal noch in Ruabemjahren aus den gewohnten Umgebungen, aus den Armen seiner ihm mit der innigsten Treue liebenden Pflegeältern in unbekannte Verhältnisse wirft. Wie daher Parzival den Triumph der edlen Einfalt über die Aferbildung darstellt, so spricht sich im Tristan der Sieg der wahren, künstlerisch gehobenen, über die falsche, ungenügende, am Aeußerlichen klebende Bildung aus. Denn wenn auch die ritterliche Tapferkeit Tristans nicht geringen Antheil an der Bewunderung hat, die er erregt, so ist es doch vor Allem sein Wissen, seine Kunst, sein gebildeter Geist, der ihn weit über alle seine Umgebungen erhebt, ihn dem König Marke durch die erkannten Jäger zuführt und demselben lieb und werth macht, ihn in die Nähe der schönen Isolt bringt, es ihm später möglich macht, sie zu befreien; es ist mit Einem Worte seine hervorragende Geistesbildung, die auf die Entwicklung der Begebenheiten den wirksamsten Einfluß ausübte.

Noch in einem andern wichtigen Punkt treffen die beiden Dichter im Zwecke zusammen, um in den Mitteln wiederum in entschiedenster Weise auseinander zu gehen. Es ist nämlich unverkennbar, daß Wolfram, wie Gottfried, der höfischen Welt auch darin entgegentreten, daß beide die Minne, den Hebel des ritterlichen Lebens und der ritterlichen Dichtung in einem der Ansichtswelt jener Zeit ganz verschiedenen Sinne auffassen, daß sie, wenn auch nicht unmittelbar, doch deutlich genug sowohl der empfindsamen Spielerei, wie sie sich in Ulrich von Lichtenstein am entschiedensten zeigt, als der rein sinnlichen Richtung, wie sie im Lancelot bis zum Uebel ausgebildet erscheint, eine andere, auf innerer Wahrheit beruhende, die Sinnlichkeit unterordnende Minne entgegensetzen. Wenn aber Wolfram seinem ernsten Sinne gemäß die Liebe im Gewande der unwandelbaren ehelichen Treue erscheinen läßt, und dadurch das Wesen der höfischen Minne eben so entschieden vernichtet, als das Wesen der höfischen Erziehung und Bildung; so läßt Gottfried dagegen jene Minne bestehen, er will sie aber dadurch veredeln und von der Gemeinheit und Unwahrheit der ritterlich-höfischen Auffassung befreien, indem er sie zur Achte, das ganze Menschenberz erfassenden Leidenschaft erhebt, welche freilich die Gesetze der Sittlichkeit und der bürgerlichen Einrichtungen nicht weniger verletzt, als jene bloß auf sinnlichen Genuß gerichtete Minne der andern Dichter, aber doch auch darin ihre Entschuldigung, ja ihre Berechtigung findet, daß sie die Aengstung eines in die Menschenbrust gelegten Gefühls ist, welches älter und ursprünglicher ist, als alle von den Menschen gegebenen Gesetze und von der bürgerlichen Gesellschaft eingeführten Einrichtungen. Allerdings verletzt die weitere Entwicklung der Geschichte unser besseres Gefühl, aber

nicht, weil Tristan und Isolde von jener mächtigen Leidenschaft ergriffen sind, sondern weil sie sich zu unwürdigen Täuschungen und gemeinen Betrügereien hinreißen lassen, weil sie von der Höhe des ächten Gefühls zur alltäglichen bössischen Minne herabsinken. Allein dies ist wiederum dem verderblichen Einflusse der Zeit zuzuschreiben, welchem Gottfried eben so wenig ganz entgehen konnte, als Wolfram, und wenn dieser Einfluß sich bei ihm entschiedener zeigt, als bei jenem, so war dies eine natürliche Wirkung des Stoffs, den er, als einen überlieferten, nach den damals herrschenden Ansichten nicht willkürlich umgestalten, am wenigsten aber in seinen wesentlichen Punkten verändern durfte.

Spricht sich Gottfrieds künstlerischer Sinn schon in dem Zwecke seines Gedichts, oder besser gesagt, in der ihm zum Grunde liegenden Anschauungsweise aus, so tritt er in der Ausführung noch viel kräftiger hervor. Wie bei Wolfram, so finden wir auch bei Gottfried überraschend wahre und sichere Zeichnung der Charaktere: der feingebildete und ritterlich muthige Tristan, der gutmüthige Marke, der treue Rival, der prahlerische und feige Truchsess, die heilkundige, welterfahrene Königin von Irland, die zwei Isolt, welche beide so ganz weiblich und doch so verschieden sind, die getreue Brangäne, mit einem Worte alle Personen, selbst die ganz untergeordneten, tragen das Gepräge der wahrsten Individualität. Aber wenn Wolfram, wie wir gesehen haben, seine Personen mehr auf lyrischem Wege entwickelt, stellt Gottfried die seinigen in rein epischer Weise dar; er schildert ihre Eigenthümlichkeiten nicht, sondern läßt sie aus ihren Handlungen zur Erscheinung gelangen. In wenigen Versen z. B. berichtet er von der alle Lebensverhältnisse berührenden Erziehung Tristans; weit entfernt alle die Einzelheiten weitsäufig zu schildern, in welchen der Knabe Unterricht erhielt und bald auch Meisterschaft erlangte, zeigt er ihn uns sogleich in Beziehungen, in welchen seine eben so seine alle umfassende Bildung sich durch die That beurkunden kann. Ueberhaupt ist Gottfried kein Freund von Schilderungen, in denen sich die übrigen höffischen Dichter so gerne ergingen; er vermeidet sie überall, wo sie nicht unumgänglich nothwendig sind. Aber wo er schildert, ist er ganz Meister, sei es, daß er die Gegenstände in ausführlicher Weise beschreibt, wie die Minnengrotte, in welche sich Tristan mit Isolt geflüchtet hatte, oder daß er sie nur in wenigen, aber vollkommen ausreichenden Zügen zur Anschauung bringt, wie die Rüstung Tristans. Groß ist er aber besonders in der Schilderung von Seelenzuständen, die er aus der Handlung selbst in plastischer Anschaulichkeit hervortreten läßt. So ist, um nur Eins zu erwähnen, die Darstellung der allmählich erwachenden Liebe in Tristan zu Isolt von unübertrefflicher Schönheit, so wie sie ein glänzendes Zeugniß von des Dichters feiner Beobachtung und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens ist. Noch bewundernswürdiger aber muß er uns erscheinen, wenn wir uns von der kunstreichen Weise Rechenschaft geben, wie er das Nohe, das in dem ihm überlieferten Stoffe lag, so glücklich überwunden hat. Nach der Sage hatte der Zauberrank die Leidenschaft der beiden Liebenden hervorgebracht; freilich war dieser Zauberrank wohl ursprünglich nur ein Symbol, welches die unerklärliche Kraft der plötz-

lich entstehenden Leidenschaft vernünftigen sollte; aber es war später die symbolische Bedeutung desselben vergessen worden, und so mußte sich denn auch Gottfried zu der feststehenden Ansicht der Zeit bequemen, welche den Zauberrank als den wirklichen äußern Grund der Liebe Tristans und Isolds ansah. Aber er hat ihn, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nur zum Schein beibehalten. Man denke sich denselben ganz hinweg, es wird die plötzlich entstehende Leidenschaft nicht weniger erklärlich bleiben, vielmehr wird man dieselbe erst dann wahrhaft begreifen; man wird einsehen, daß sie schon lange in Weider Herzen leimte, ihnen selbst unbewußt, aber nichts desto weniger mächtig fortschreitend, bis endlich das tägliche Zusammenleben auf dem Schiffe sie zum plötzlichen Ausbruche brachte. Wir würden die uns vorgezeichneten Gränzen weit überschreiten, wenn wir dies näher begründen wollten; doch genügt es auch, nur Einiges kurz hervorzuhoben. Wie Tristan im Lobe Isolts überwallt, so daß sein Dheim sich bewegen läßt, um sie werben zu lassen, so erkennt auch Isolt den Jüngling nach dem Drachenkampfe bei dem ersten Blick, während die kluge, welterfahrene Mutter ihn erst noch fragen muß, ob er es wirklich sei (2). Und als sie am Splitter erkennt, daß Lantreid kein anderer als Tristan, der Mörder ihres Oheims sei, da ruft sie aus: „Ja, so ist es. Diesen Falch und diesen Irng sagte mir mein Herz genug: wie gut wurde mir dieses offenbar, seit ich auf ihn achtend war, seit ich an ihm Leib und Gebahr, und all sein Thun also gar genau in meinem Herzen las, daß er von Geburt ein Herre was! Wer hätte auch dies gethan, als er, daß er von Rurnewale her zu seinen Todfeinden kommt?“ Nun eilt sie voll Rachelust zu Tristan, um ihn zu tödten; ihre Mutter hält sie ab, aber, fügt der Dichter hinzu, die in ihr aufkeimende und schon mächtige Liebe leise andeutend, „wäre sie auch allein da gewesen, er wäre doch vor ihr genesen.“ Zwar sagt der Dichter ausdrücklich, es sei ihr weiblicher Sinn, der sie vom Morde abgehalten hätte, aber was er darunter verstanden haben will, wird klar genug, wenn es weiter heißt: „Hiermit warf sie das Schwert von ihr; weinend sprach sie: „O weh mir, daß ich je diesen Tag ersah!“ Eben so spricht sich in Isolds unverkennbare Liebe zu Tristanen in den Vorwürfen, die sie ihm im Schiffe macht. Wenn sie auch noch den Tod ihres Oheims erwähnt, so tritt doch dieser in den Hintergrund; sie haßt ihn, sagt sie, weil er sie einem ungeliebten Manne zuführe, dessen Macht und Reichthum sie nicht bestehen könne, denn, fährt sie fort, „ich nähme eh' eine mäßige Sache mit Liebe und mit Gemache, denn Ungemach und Leid bei großem Reichthum und Herrlichkeit.“ Aus diesen und andern Stellen erhellt es zur Genüge, daß der Dichter die Liebe der Beiden nicht als Wirkung des Zauberranks wollte erscheinen lassen, so ausdrücklich er es auch sagt, weil er es sagen mußte; es wird dies aber aus dem Folgenden ganz offenbar, da die Leidenschaft nicht eigentlich nach dem Genuß des Zauberranks plötzlich und unwiderstehlich hervorbricht, der Dichter vielmehr darstellt, wie die Beiden sich nach und nach derselben bewußt werden und sie zu bekämpfen suchen.

Wie die Faltung des Ganzen, so zeugt auch die Darstellung im Einzelnen von vollendeter Kunst und tiefem Gefühl für das Schöne; es ist dieses in dem

Dichter so lebendig, daß er mit Bewußtsein Alles vermeiden, was unangenehm berühren könnte. Vielleicht nicht ohne mißbilligenden Seitenblick auf Wolfram, der von Anfortas Krantheit und den vergeblich angewandten Arzneimitteln mit ermüdender Weitsäufigkeit berichtet, sagt er bei Gelegenheit von Tristans Heilung durch die Königin Isot: „Wollte ich Euch nun viel sagen und lange Rede vortragen von meiner Frauen Meisterschaft, wie wunderbare gute Kraft ihre Arznei wohl hätte und wie sie ihrem Kranken thäte: was hälfe es, und was sollte das? In edlen Ohren lautet daß ein Wort, das schön geizmet, als was man aus der Büchse nimmt. So weit ich es bedenken kann, so will ich mich bewahren daran, daß ich nimmermehr ein Wort sage, das Euren Ohren mißbehege und Euren Herzen widerstehe; desto weniger spreche ich es von jeglicher Sache, als daß ich die Märe mache unelblich und unangenehm dabei mit Rede, die nicht des Hofes sei.“

So ist der Ausdruck immer gewählt, der Höhe der poetischen Darstellung angemessen, und oft durch glückliche Gleichnisse gehoben, die auch dann noch geschmackvoll sind, wenn sie an das Seltsame streifen. Niemals verletzt Gottfried die Gesetze des höfischen Anstandes, und er weiß selbst die sinnlichsten Verhältnisse mit einer bewundernswürdigen Zartheit zu behandeln. Eben so beutundet sich seine feine Bildung in den geistreichen Wendungen, welche an die lebenswürdige Beweglichkeit des gebildeten Gesprächs erinnern. In der Darstellung steht er überhaupt weit über allen seinen Vorgängern; eben so leicht, einfach und klar, als Hartmann, übertrifft er ihn an Mannigfaltigkeit und Reichthum des Ausdrucks, so wie in der vollendet schönen Sagsbildung. Er beherrscht die Sprache mit solcher Meisterschaft, daß selbst die längsten Perioden in der schönsten und ebenmäßigsten Gliederung sich bewegen und den Gedanken in vollster Klarheit hervortreten lassen. Kein Dichter hat vor ihm, und nach ihm nur Konrad von Würzburg die kurzen Reimzeilen, die dem epischen Dichter die schwierigsten Hindernisse entgegenstellen mußten, mit solcher Meisterschaft behandelt; sein Redefluß erfüllt das Ohr, wie den Sinn. An Wohlklang steht er dem großen Walther gleich, wenn er ihn nicht sogar übertrifft. Der Reim beherrscht er mit unerreichter Meisterschaft; er unterwirft ihn seinen kühnsten Forderungen, so daß er sich in den schwierigsten Verhältnissen immer mit Sicherheit und Anmuth bewegt. Da finden sich keine durch die Noth herbeigerufenen Reime, keine durch den Reim herbeigezwungenen Gedanken, keine von demselben abgeknichtete logische Unordnung, wie so häufig selbst bei Wolfram: es ist, wie wenn Reim und Gedanke von jeher zusammengehört hätten, als ob sie ein zugleich entstandenes organisches Gebilde wären. Auch ist er sich seiner Meisterschaft so bewußt, daß er mit dem Reime gleichsam oft spielt, aber eben dadurch große Wirkung hervorbringt, wie z. B. in den Eingangsstrophen und in denjenigen, mit welchen er einen Hauptabschnitt des Gedichts einleitet oder schließt (so B. 11, 875 ff. in 3), wo er den Reim mit Absicht wiederholt. An Gottfrieds Darstellung läßt sich mit Fug und Recht nur das tabeln, daß er viele französische Wörter und Redensarten einwebt, die er gewiß aus seinem Vorbilde entnahm; nicht selten hat er sogar ganze Verse aus

dem französischen Originale abgeschrieben. Wahrscheinlich that er dies, um der Sitte der Höfe nachzuahmen, gewiß nicht, um seine Gelehrsamkeit hervorleuchten zu lassen, denn bei allem Bewußtsein seines Werthes, und gerade weil er seine eigentliche Größe wohl erkannte, war er von der pedantischen Sucht, seine Kenntnisse zu zeigen, vollkommen frei. Es ist aber um so mehr zu bedauern, daß ihn sein sonst so gebildeter und feiner Geschmack nicht von dieser Unart zurückhielt, als sie gerade durch seinen Vorgang zum allgemeinen Gebrauch wurde.

Dieser künstlerische, im Ganzen wie im Einzelnen nach Schönheit und plastischer Gestaltung ringende Sinn Gottfrieds, dem er nur dann untreu wird, wenn er, von der Zeitrichtung überwältigt, sich zum unepischen Gebrauch der Allegorie hinreißen läßt, dieser ächt poetische Geist, der ihn so lebendig durchdrang, erklärt hinlänglich, warum Wolframs Dichtung ihm nicht belegen konnte, in welcher die Form so ganz dem Gedanken untergeordnet war. Daher äußert er seinen Mißmuth sowohl über dessen schwerlich bewegenden Styl, dem er Hartmanns anmuthige Leichtigkeit entgegensetzt (B. 4, 619 ff. in 1), als auch über dessen Anhäufung seltsamer Abenteuer, durch welche die Dichtung sich mühsam bewegt, und die ihr nebst dem geschraubten und gesuchten Ausdruck alle Klarheit rauben, so daß es Noth thäte, für seine Gedichte Noten und Glossen zu haben. „Solche Funder wilder Mären,“ ruft er in poetischem Jorne aus, „der Märe Wildschützen, die mit den Ketten lägen und stumpfe Sinne trügen, die Gold von schwachen Sachen den Kindern können machen, und aus der Büchse gleßen staubigen Sand und Kies, die geben mit dem Stod uns Schatten, nicht mit dem grünen Lindenblatte, nicht mit Zweigen, noch mit Ästen. Ihr Schatte, der thut den Gästen gar selten in den Augen wohl. Wenn man die Wahrheit sagen soll, da kommt davon kein guter Sinn, da liegt keine Herzenslust darin; ihre Rede ist nicht also gethan, daß edle Herzen sich freuen daran. Dieselben wilden Jäger, sie müssen Wortausleger mit ihren Mären lassen gehn, wir können sie so nicht verstehen, wie man sie hört und sieht; auch haben wir der Ruze nicht, daß man im schwarzen Buche die nöthigen Glossen suche.“

Was aber Gottfried in dieser Stelle von dem Dichter verlangt, das leistete er selbst im vollsten Maße, und es darf sein Gedicht, trotzdem, daß es nicht vollendet wurde, bei dem ächt poetischen Geiste, der es von Anfang bis zum Schluß durchdringt, der das Ganze, wie jedes einzelne Wort besetzt, den schönsten Ergebnissen aller Zeiten und Völker gleichgestellt werden. Und je mehr wir dessen so vielseitige Vortrefflichkeit bewundern, desto mehr muß es uns mit Schmerz erfüllen, daß es in Deutschland sobald vergessen wurde: denn hätte sein schöpferischer Geist auf die nachfolgenden Jahrhunderte fortgewirkt, er würde ohne Zweifel manches schlummernde Talent geweckt, auf die spätere Poesie den folgerreichsten Einfluß ausgeübt haben.

Seine vortreffliche Schöpfung fand aber doch wenigstens bei seinen Zeitgenossen so große Bewunderung, daß jüngere Dichter angeregt wurden, ihr Talent an der Fortsetzung derselben zu versuchen. Ulrich von Türlheim, der, wie schon berichtet wurde (S. oben S. 368), Wolframs Wilhelm benutzte, und später Heinrich von Freiberg, der im letzten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts

lebte und wahrscheinlich aus Sachsen gebürtig war, sich aber in Böhmen aufgehalten zu haben scheint, da er, wie er im Eingange seines Gedichts berichtet, dasselbe im Auftrag des böhmischen Herrn Raimund von Leuchtenburg verfasste, diese beiden wagten sich an das bedeutliche Unternehmen, den großen Sänger wieder aufleben zu lassen, ohne ihn jedoch weder in poetischer Entfaltung noch in Sprachgewandtheit von ferne zu erreichen. Ulrichs Fortsetzung ist trocken und nüchtern und geht nur darauf aus, die von Gottfried begonnene Geschichte abzuschließen; Heinrich dagegen, dem die von Abenteuerlichsteiten überfüllten Dichtungen der früheren Epiker vorschwebten, gab sich die undankbare Mühe, neue Personen und Verhältnisse einzuführen und besonders die Tristansage mit der von Artus und der Tafelrunde in Verbindung zu bringen, wodurch er aber gerade das innerste Wesen der Poesie Gottfrieds verkannte, dem die mannigfaltigen Abenteuer nur als Mittel dienten, die innere Welt seiner Personen zur Erscheinung zu bringen. Uebrigens haben beide Fortsetzer, Ulrich sowohl als Heinrich, andere Vorbilder benützt, als Gottfried, so daß man aus ihren Gedichten nicht schließen kann, wie Gottfried das seinige zu Ende geführt hätte. Doch geben wir eine kurze Inbaldanzelge der beiden Fortsetzungen, damit unsere Leser den weiteren Gang der Sage kennen lernen.

Tristan, so beginnt Ulrich seine Fortsetzung, entschloß sich endlich, um die schöne Isolde zu werben. Sie ward ihm zum Weib gegeben, doch dachte er, wenn er bei ihr war, immer nur an die entfernte Geliebte, und vollzog die Ehe nicht, sich bei Isolde mit einem Gelübde entschuldigend, nach welchem er sich ein Jahr lang ihrer enthalten müsse. Isolde klagte ihrem Bruder, wie sie von Tristan vernachlässigt werde; Raedyn stellte ihn deshalb zur Rede, er aber entwarf ein solches Bild von der Schönheit der blonden Isolde, daß jener begierig wurde, sie zu sehen, und deshalb mit Tristan nach Lintajole zu gehen beschloß, diesen aber mit dem Tode bedrohte, wenn er ihn getäuscht habe. Als sie ans Land gestiegen waren, ließ Tristan durch seinen Freund Linas Isolden anbieten, zu ihm in das Gehölge zu kommen, um ihn aus großer Noth zu erretten. Die Königin beredete ihren Gemahl, eine große Jagd anzustellen, und ritt an die bezeichnete Stelle. Als Raedyn sie kommen sah, erkannte er über ihre wunderbare Schönheit und gestand, daß sie selbst der Sonne Glanz überstrahle. Nachdem sich die beiden Liebenden umarmt und geküßt, zog sich Isolt in ihr Zelt zurück, wohin ihr Tristan mit Raedyn folgte. Nachdem er die Nacht mit ihr zugebracht, schieden sie traurig von einander, Tristan aber versprach, auf ihren ersten Ruf zu erscheinen. Unterdessen hatte Pleberin Tristans Begleiter aus der Ferne erkannt, und im Wahne, es sei der Ritter selbst dabei, diesen um Isoldens willen anrufen, stehen zu bleiben; jene waren aber entflohen. Des melbete er der Königin, die darob auf Tristan zürnte, weil auch sie glaubte, daß er unter den Flehenden gewesen sei; sie ließ durch einen Getreuen dem so heiß Geliebten melden, daß sie ihn nunmehr wegen seiner Feigheit hafte. Nun ging er als Bettler verkleidet an dem Hof und gelangte bis zur Königin; als diese ihn aber an dem Ring erkannte, den sie ihm einst gegeben, ließ sie ihn mit Schlägen fortjagen. In neuer Verkleidung als Knappe glug er am folgenden Tage nochmals

hin; es gelang ihm, die Königin von seiner Unschuld zu überzeugen; sie befahl ihm, sich als Thoren zu verkleiden und dann auf ihren ersten Ruf wiederkommen. Dies geschah, und Tristan benutzte die Thorentracht und das Thorenrecht, um sich an seinen Feinden und Spähern mit Schlägen zu rächen; die Nacht brachte er vor Isoldens Thüre zu. Als aber Marke am folgenden Morgen auf vierzehn Tage jagen ging, war Tristan stets bei der Königin. Eines Morgens wurden sie von Antreten bemerkt, der es laut verkündigte und ihnen mit dem Feuertode drohte. Tristan floh in einen Wald, kam dann an einen Fluß, warf sich in einen Kahn und ruderte mit dem Rarrenkolben hinüber, als Pleherin, der ihn verfolgte, ihm zurief, um der Liebe willen, die er zur Königin trüge, zurückzukehren. Ohne Bögen ruderte Tristan wieder an das Land, und erschlug den Feind mit dem Kolben. Zwar kam jetzt Marke herbei, doch entging ihm Tristan; er ruderte über den Fluß, eilte an die Meeresküste zu seinem Schiffe und fuhr ab. Unterwegs erzählte ihm Raedyn, daß er die schöne Kassie liebe, welche die Ibrigen dem Rampotentis gegeben hätten; dieser halte sie in einem Schlosse eingesperrt, dessen Schlüssel er immer bei sich trage, wenn er auf die Jagd reite; Tristan versprach ihm Hülfe. Als sie ans Land gestiegen waren, eilten sie zu Kassiens Schloß, mit welcher Raedyn eine Zusammenkunft beredete, zu welcher Tristan die Mittel gab. Vorher aber gingen die beiden Ritter zu den Ibrigen, Tristan verjöhnte sich mit seinem Weibe. Bald darauf fand die Zusammenkunft Raedyns mit der Geliebten unter Tristans Beihülfe Statt; schon waren sie unbemerkt wieder weggeritten, als Rampotentis zurückkam und an einem Gute, den der Wind dem Raedyn in den Burggraben geweht hatte, ersah, daß Fremde da gewesen waren. Durch Drohungen erpreßte er von seinem Weibe das Geständniß dessen, was geschehen; so gleich ritt er mit seinen Gefellen den Weiden nach, ereilte sie, erschlug Raedyn und auch Tristan ward durch einen giftigen Speer auf den Tod verwundet; doch hatte er noch so viel Kraft, den todtten Freund auf das Pferd zu heben und zu den Seinigen zu reiten. Da erhob sich große Klage; Tristan aber schickte einen Boten zur blonden Isolt, daß sie komme und ihn heile. Dem Boten befahl er, ein weißes Segel aufzuhissen, wenn er Isolden mitbringe, dagegen ein schwarzes, wenn er ohne sie zurückkehre. Isolt schiffte sich sogleich ein; als aber Isolde Weißhand dem kranken Tristan meldete, daß das erwartete Schiff sich zeige und auf seine Frage nach dem Segel scherzend erwiederte, es sei schwarz, ward Tristan von solchem Schmerze ergriffen, daß er sich umkehrte und starb. Als die blonde Isolt kam und des Geliebten Tod vernahm, eilte sie in das Münster, wohin man ihn getragen hatte, stürzte sich auf die Bahre und verschied. Sobald König Marke die doppelte Trauerbotschaft hörte und zugleich von dem Zaubertrank vernahm, ergriff Mitleiden sein Herz; er holte selbst die Leichname nach Lintajole, wo er sie neben einander beerdigte und auf Tristans Grab einen Rosenstock, auf das Isoldens eine Rebe setzen ließ, welche aus wunderbarer Weise zusammenwuchsen und sich in einander flochten, zum Zeugniß, daß der Beiden Liebe auch im Grabe noch fortdauerte.

Von Heinrichs Fortsetzung geben wir nur die Stellen an, in denen sie von der vorigen wesentlich

abweicht. Während Tristan bei Ulrich gleichsam nur zufällig an die alte Geliebte denkt, und deshalb seine junge Gemahlin vernachlässigt, wird er bei Heinrich von Freiberg durch den Ring an die schöne Isolde erinnert, den sie ihm beim Abschied gegeben hatte; und dies ist einer der schönsten Züge des Gedichts, da Tristans verlegendes Betragen gegen sein Weib so auf die einfachste und zugleich wahrste Weise motivirt wird. Eben so begründet Tristan sein vorgegebenes Gelübde, die Gattin ein Jahr lang nicht zu berühren; er habe dies, sagt er, der heiligen Jungfrau gelobt, als er nach dem Kampf mit dem Drachen in eine Lache versunken und dem Tode nahe war. Ein halbes Jahr nach seiner Vermählung hört Tristan von Artus und der Tafelrunde; er zieht nach Britannien und gelangt an Artus Hof, wo er sich in manchem Ritterkampf auszeichnet. Eines Tages, als Artus mit seinen Genossen auf der Jagd sich zu weit von Karidol entfernt hatte, um noch dahin zurückkehren zu können, ging er in das nahe Lintajole zu König Marke, der ihn nach Gebühr aufnahm, und auch dem Heffen die frühere Huld wieder schenkte, so daß dieser bei ihm zurückblieb. Nun begann auch der ehebrecherische Umgang mit der Königin wieder; doch diesmal wurden sie auf frischer That ertappt und zum Feuerode verdammt. Tristan entkam aber auf dem Wege zum Richtplatz, und während man ihm auf falscher Spur nachjagte, lehrte er zur Richtstätte zurück, befreite Isolde und floh mit ihr nach der schon früher von ihm bewohnten Grotte, in der sie ein halbes Jahr lebten. Da fand Marke, der im Walde jagte, die Gattin, welche sich so unschuldig stellte, daß er sie wegen seiner Härte um Verzeihung bat und sie wieder zu sich nahm. Tristan war aber wieder nach Arundel zu seinem Weibe gezogen und nun erzählt Heinrich die weitere Geschichte mit einigen Abweichungen und Zusätzen ganz wie Ulrich. Tristan geht mit seinem Schwager Knecht nach Lintajole, er entbietet Isolden in den Wald und kommt dort mit ihr zusammen. Doch erzählt Heinrich im weiteren Verlaufe die allerdings ganz ungeeignete und störende Geschichte von Isoldens Hohn nicht, sondern berichtet, daß Tristan nach kurzer Krankheit, als Thorverkleidet, an den Hof ging, wo er mit Isolden vereint blieb, bis er erkannt wurde, und dem gewissen Tode durch die Flucht nach Arundel entging. Nun folgt die Erzählung seines Todes ganz in derselben Weise, wie bei Ulrich: er ist seinem Schwager bei dem Liebesabenteuer mit Rasse behülflich, wird durch einen vergifteten Speer verwundet, läßt Isolden von Lintajole zu sich entbieten, und stirbt bei der falschen Nachricht, daß das zurückkehrende Schiff ein schwarzes Segel habe. Isolden findet ihn todt, umarmt die geliebte Leiche und stirbt vor Schmerz. Marke holt die Leichname nach Lintajole, läßt sie ehrenvoll bestatten und pflanzt auf die Gräber eine Weinrebe und einen Rosenstock, die sich bald in Eins verschlingen.

Es erhebt aus dieser kurzen Uebersicht, daß die Einführung von Artus ganz willkürlich und ohne inneren Grund ist, und nur dazu dient, die Erzählung über Gebühr auszuspannen, wie denn Heinrich überhaupt große Liebe zur Weltschweifigkeit zeigt. Dagegen zeigt er, wie wir gesehen, darin richtiges Gefühl, daß er sowohl die Thatfachen öfters mit Gefühl motivirt, als auch Unpassendes glücklich zu vermeiden weiß.

Aus dem Tristan.

1. Tristans Schwertleite.

- 4545 **Sus** greif Rual unt Tristan
ir dinc bescheidenlichen an,
als ez in beiden was gewant.
Si gewunnen harnasch unde gewant
innerhalb den drizec tagen,
4550 daz drizec ritter solden tragen,
die sich der hövesche Tristan
ze gesellen wolte nemen an.
Swer mich nu vräget umbe ir kleit,
und umbe ir kleider reicheit,
4555 wie diu zesamene wurden bräht,
des bin ich kurze bedäht,
dem sage ich, als daz mære giht:
sage ich ime anders iht,
sô widertribe er mich dar an
4560 und sage er selbe baz der van.
Ir kleider wären uf geleit
mit vier hande reicheit
unt was der viere iegelich
in ir ambete rich:
4565 daz eine, daz was höher muot;
daz ander, daz was vollez guot;
daz dritte was bescheidenheit,
diu disiu zwei zesamene sneit:
daz vierde, daz was hövescher sin,
4570 der nâte disen allen drin.
Si worhten alle viere
vil rehte in ir maniere:
der hôte muot, der gerte;
daz volle guot gewerte;
4575 bescheidenheit schuof unde sneit;
der sin, der nâte ir aller kleit
und ander ir feisiure,
baniere unt kovertiure,
und andern der ritter rât,
4580 der den ritter bestât.
Swaz sô daz ros und ouch den man
ze rittere geprüeven kan,
der geziuc was aller sere rich,
und alsô rich, daz iegelich
4585 eim künige wol gesæme,
daz er swert dar inne name.
Sit di geselleu sint bereit
mit bescheidenlicher reicheit,
wie gevâhe ich nu min sprechen an,
4590 daz ich den werden houbetman,
Tristanden, sô bereite
ze siner swertleite,
daz man ez gerne verneme
und an dem mære wol gezeme?
4595 Ine weiz, waz ich dâ von gesage,
daz iu geliche und iu behage,
unt schône an diseme mære stê;
wan bi minen tagen und ê
hât man sô rehte wol geseit
4600 von werltlicher zierheit,
von richem geræte,
ob ich der sinne hæte
zwelve, der ich einen hân,
mit den ich umbe solte gân,
4605 unt wære daz gevüege,
daz ich zwelf zungen trüege
in min eines munde
der iegelichiu kunde
sprechen, als ich sprechen kan,

- 4610 ine weste, wie gevāhen an,
daz ich von rīcheite
sō guotes iht geseite,
mane hāte baz dā von geseit.
Jā ritterlichiu zierheit,
4615 diu ist sō manege wis beschriben,
und ist mit rede alsō zertriben,
daz ich niht kan gereden dar abe,
dā von kein herze frōude habe.
Hartman, der Ouwære,
4620 ah!, wie der diu mære
beide, ūzen unde innen
mit worten unt mit sinnen
durchverwet und durchzieret!
Wie er mit rede figieret
4625 der āventiure meine!
wie lūter unt wie reine
sīn kristallīniu wōrtellīn
beidiu sīn und iemer mēzen sīn!
Sī koment den man mit sīten an,
4630 sī tuont sich nāhe zuo dem man
unt liebent rehtem muote.
Swer guote rede ze guote
unt ouch ze rehte kan verstān,
der muoz dem Ouwære lān
4635 sīn schapel unt sīn lōrzwī.
Swer nu des hasen geselle sī
und ūf der wortheide
hōchsprūnge unt wītweide
mit bickelworten welle sīn,
4640 und ūf daz lōrschapellekin
wān āne volge welle hān,
der lāze uns hie bī dem wāne stān,
wir wellen an der kūre ouch wesen.
Wir, die die bluomen helfen lesen,
4645 mit den daz selbe loberis
undervlohten ist in bluomen wis,
wir wellen wīzen, wes er ger;
wan swer es ger, der springe her,
und stecke sīne bluomen dar:
4650 so nemen wir an den bluomen war
ob sī sō wol dar an gezemen,
daz wirz dem Ouwære nemen
unt geben ime daz lōrzwī.
Sīt aber noch niemen komen sī,
4655 der ez billicher sūle hān,
sō helfe Got, sō lāze wirz stān.
Wirn suln ez niemen lāzen tragen,
sīn wort ensīn vil wol getwagen,
sīn rede ensī eben unde sleht,
4660 ob iemen schōne und ūfreht
mit ebenen sinnen dar getrabe,
daz er dar ūber iht besnabe.
Vīndære wilder mære,
der mære wildenære,
4665 die mit den ketenen liegent,
unt stumphe sinne triegent,
die golt von swachen sachen
den kinden kunnan machen
und uz der bŭchsen giezen
4670 stoubīne mergriezen,
die bernt uns mit dem stocke schate,
niht mit dem grūenen lindenplate,
mit zwīgen noch mit esten.
Ir schade, der tuot den gesten
4675 vil selten in den ougen wol.
Ob man der wārheit jehen sol,
dane gāt niht guotes muotes van,

- dane līt niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsō gevar,
4680 daz edele herze iht lache dar.
Die selben wildenære,
sī mēzeu diutære
mit ir mæren lāzen gān:
wir mugen ir dā nāch niht verstān,
4685 als man sī hēret unde siht;
sone hān wir ouch der muoze niht,
daz wir die glose suochen
in den swarzen buochen.
Noch ist der verwære mēr:
4690 Von *Steinahe Blikēr*,
diu sīniu wort sīnt lussam.
Sī worhten frouwen an der ram
von golde und ouch von sīden;
man mōhte se undersniden
4695 mit kriechischen borten.
Er hāt den wunsch von worten;
sīnen sīn, den reinen,
ich wāne, daz in seinen
ze wunder haben gesponnen,
4700 und haben in ir brunnen
geliutert unt gereinet:
er ist benamen geseinet.
Sīn zuuge, diu die harphe treit,
diu hāt zwō volle sēlekheit:
4705 daz sīnt diu wort, daz ist der sīn;
diu zwēi, diu harphent under in
ir mære in vremedem prise.
Der selbe wortwise,
nemet war, wie der hier under
4710 an dem *Umbehangē* wunder
mit spāher rede entwirfet:
wie er diu mezzēr wirfet
mit behendeclīchen rīmen.
Wie kan er rīme līmen,
4715 als ob sī dā gewāsen sīn!
Ez ist noch der geloube mīn,
daz er buoch unt buochstabe
vūr vederen angebunden habe,
wan, welt ir sīn nemen war,
4720 sīn wort, diu sweiment als ein ar.
Wen mac ich nu mēr ūz gelesen?
Ir ist und ist genuoc gewesen
vil sinnec und vil rede rich.
Von Veldeken Heinrich,
4725 der sprach ūz vollen sinnen:
wie wol sanc er von minnen!
wie schōne er sīnen sīn besneit!
Ich wāne, er sīne wisheit
ūz Pegases ursprīnge nam,
4730 von dem diu wisheit alliu kam.
Ine hān sīn selbe niht gesehen;
nu hēre ich aber die besten jehen,
die dō bī sīnen jāren
unt sīt her meister wāren,
4735 die selben gebent im eīnen pris:
er inphete daz ērste rīs
in tiutescher zungen,
dā von sīt este entsprungen,
von den die bluomen kāmen,
4740 dā sī die spāhe ūz nāmen
der meisterlichen vūnde;
und ist diu selbe kūnde
sō wīten gebreitet,
sō manege wis geleitet,
4745 daz alle, die nu sprechent,

daz die den wunsch dâ brechent
von bluomen unt von risen,
an worten unde an wîsen.

- Der nahtegalen, der ist vil,
4750 von der ich nu niht sprechen wil:
sine hœrent niht ze dirre schar.
Dur daz sprich ich niht anders dar,
wan daz ich iemer sprechen sol:
si kunnen alle ir ambet wol,
4755 unt singent wol ze prise
ir sœuze sumerwize;
ir stimme ist lûter unde guot,
si gebent der werlîte hœhen muot
unt tuont reht in dem herzen wol.
4760 Diu werlt, diu wære unruoches vol
unt lebete rehte als âne ir danc,
wan der vil liebe vogelsanc:
der ermant vil dicke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
4765 beide liebes unde guotes
unt maneger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.
Ez wecket vriuntlichen muot:
hie von kumt innecklich gedanc,
4770 sô der vil sœuze vogelsanc
der werlde ir liep beginnet zahn.
Nu sprechet umb die nahtegaln:
die sint ir dinges wol bereit,
unt kunnen alle ir senede leit
4775 sô wol besingen unde besagen.
Welhiu sol ir banier tragen,
sit diu von *Hagenouwe*,
ir aller leitevrouwe,
der werlîte alsus gewigen ist,
4780 diu aller dœne houbellist
versigelet in ir zungen truoc?
Von der gedenke ich vil unt gnuoc.
Ich meine ab von ir dœnen,
den sœuzen, den schœnen,
4785 wâ si der sô vil nœme,
wannen ir daz wunder kœme
sô maneger wandelunge:
ich wæne, Orfeuses zunge,
diu alle dœne kunde,
4790 diu dœnete ûz ir munde.
Sit daz man der nu niht enhât,
sô gebet uns etelichen rât,
ein sælec man, der spreche dar,
wer leitet nu die lieben schar?
4795 wer wîset diz gesinde?
Ich wæne, ich si wol vinde,
diu die baniere vœren sol:
ir meisterinne kan ez wol,
diu von der *Vogelweide*.
4800 Hei! wie diu ûber heide
mit hôher stimme schellet!
waz wunders si gestellet!
wie spæhe si organieret!
wie si ir sanc wandelieret!
4805 Ich meine ab in dem dœne
dâ her von Zitherône,
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne:
diu ist ze hove kamererin;
4810 diu sol ir leiterinne sin;
diu wîset si ze wunsche wol;
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen mëlôdie.

- Si unde ir kompânie,
4815 die mœuzen sô gesingen,
daz si ze vrœuden bringen
ir trûren unde ir senedes klagen:
und daz geschehe bi minen tagen!
Nu hân ich rede genuoge
4820 von guoter liute vuoge
gevûegen liuten fûr geleit;
ie noch ist Tristan umbereit
ze siner swertleite.
Ine weiz, wiech in hereite:
4825 der sin wil niender dar zuo;
sone weiz diu zunge, waz si tuo
al eine und ân des sinnes rât,
von dem se ir ambet allez hât.
Waz aber nu werre in beiden,
4830 des wil ich iuch bescheiden.
Si zwei hât daz verirret,
daz tûsenden wirret:
dem man, der niht wol reden kan,
kumt dem ein rede richer mân,
4835 im erlischet in dem munde
daz selbe, daz er kunde.
Ich wæne, mir ist alsam geschehen:
ich sihe unt hân biz her gesehen
sô manegen schœne redenden man,
4840 daz ich des niht gereden kan,
ez dunkte mich dawider ein wint;
als nu die liute redende sint.
Man sprichet nu sô rehte wol,
daz ich von grœzem rehte sol
4845 miner worte nemen war
unt sehen, daz se alsô sint gevar,
als ich wolte, daz si wæren
an vremder liute mæren,
und also ich rede geprûeven kan
4850 an einem anderen man.
Nune weiz ich, wies beginne:
mîn zunge unt mîne sinne,
dien mugen mir niht ze helfe komen;
mir ist von vorhten genomen
4855 enmitten ûz dem munde
daz selbe, daz ich kunde.
Hie zuo enweiz ich, waz getuo,
ine tuo daz eine dar zuo,
deiswâr daz ich noch nie getete:
4860 mîne vlêhe unt mîne bete,
die wil ich êrste senden
mit herzen unt mit henden
hin wider Êlikône
ze dem niunvalten trône,
4865 von dem die brunnen diezent,
ûz den die gâbe vliezent
der worte und der sinne.
Der wirt, die niun wirtinne,
Apolle und die Kamênen,
4870 der ôren niun Sirênen,
die dâ ze hove der gâbe phlegent,
ir gnåde teilent unde wegent,
als se ir der werlde gunnen,
die gebent ir sinne brunnen
4875 sô vollecliche manegem man,
daz si mir einen trahen da van
mit êren niemer mugen versagen.
Unt mac ouch ich den dâ bejagen,
sô behalte ich mîne stat da wol,
4880 dâ man se mit rede behalten sol.
Der selbe trahen, der eine,

- der ist ouch nie sô kleine,
ern müeze mir verrichten,
verrihtende beslihten
- 4885 beide, sungen unde sin,
an den ich sus entrihtet bin.
Diu minen wort muoz er mir lân
durch den vil lichten tegel gân
der kâmenischen sinne,
- 4890 unt muoz mir diu dar inne
ze vremdem wunder eiten,
dem wunsche bereiten,
als golt von Arâbe.
Die selben Gotes gâbe
- 4895 des wâren Êlikônes,
des oberesten trônes,
von dem diu wort entspringent,
diu durch daz ôre klingent,
und in daz herze lachent,
- 4900 die rede durluhtec machent,
als ein erwelte gimme,
die geruochen mine stimme
unt mine bete erhôren
oben in ir himelkôren,
- 4905 unt rehte als ich gebeten hân.
Nu diz lât allez sin getân,
daz ich des alles si gewert,
des ich von worten hân gegert,
unt habe des alles vollen hort,
- 4910 senft allen ôren miniu wort,
ber ieglichem herzen schate
mit dem ingrûenen lindenblate,
gê miner rede als ebene mite,
daz ich ir an ieglichem trite
- 4915 rûme unt reine ir strâze,
noch an ir strâze enlâze,
deheiner slahte stûbelin,
ern müeze dan gescheiden sin
und daz si niwan ûfem klê
- 4920 unde ûf lichten bluomen gê:
dannoch gewende ich minen sin,
sô kleine, als ich gesinnet bin,
kûm oder niemer dar an,
dar an sich alsô manic man
- 4925 versuochet unt verpriset hât.
Deiswâr, ich sol es haben rât,
unt kêrte ich alle mine kraft
ze ritters bereitschaft,
als weizgot maneger hât getân,
- 4930 unt seite in daz, wie Vulkân,
der wise, der mære,
der guote listmachære,
Tristanden sinen halsbere,
swert unt bosen und ander werc,
- 4935 daz den ritter sol bestân,
durch sine hende lieze gân
schôn unt nâch meisterlichem site,
wier im entwurfe unt snite,
den kuonheit nie bevilte,
- 4940 den eber an dem schilte,
wier im den helm betihte,
und oben dar ûf rihte
al nâch der minnen quâle
die viurinen strâle,
- 4945 wie er im al besunder
ze wunsche unt ze wunder
bereite ein und ander,
unt wie min vrou Kassander,
diu wise Trojerinne,

- 4950 ir liste und alle ir sinne
dar zuo hâte gewant,
daz si Tristande sin gewant
berichte unde bereite
nâch solher wisheite,
- 4955 sô siz aller beste
von ir sinnen weste,
der geist ze himele, als ichz las,
von den goten gefeinet was:
waz hâte daz iht ander kraft,
- 4960 dan als ich die geselleschaft
Tristandes è bereite
ze siner swertleite?
Mag ich die volge von iu hân,
sô ist miu wân alsô getân,
- 4965 unt weiz daz wol, muot unde guot,
swer zuo den zwein gerâten tuot
bescheidenheit unt hôfschen sin,
diu vieriu wûrkent under in
als wol, als iemen ander.
- 4970 Jâ Vulkân unt Kassander,
diu zwei bereiten ritter nie
baz ze prise, danne ouch die.

2. Der Drachenkampf.

- Diz mære saget unde giht
von einem serpande;
der was dô dâ ze lande.
Der selbe leide vâlant,
- 8910 der hâte liute unde lant
mit alsô schedelichem schaden
sô schedelichen überladen,
daz der kûnec swuor einen eit
bi kûneclicher wârheit,
- 8915 swer ime benæme daz leben,
er wolde im sine tohter geben,
der edel unt ritter wære.
Diz selbe lantmære
und daz vil wûnnecliche wip
- 8920 verlurn tûsenden den lip,
die dar ze kamphe kâmen,
ir ende dâ genâmen;
des mæres was daz lant vol.
Diz mære erkande ouch Tristan wol:
- 8925 diz eine sterket in dar an,
daz er der reise ie begau,
diz was sin meistiu zuoversiht,
anders trôstes hâte er niht.
Nu ist es zit, nu kêre zuo!
- 8930 Des anderen tages vil vruo
sô wâfent er sich alsô wol,
als ein man ze nœten sol.
ûf ein starkez ors saz er,
er hiez im reichen ein sper,
- 8935 grôz unde veste,
daz sterkeste und daz beste,
daz man in dem kiele vant.
ûf sinen wec reit er zehant
über velt und über geville;
- 8940 er nam im in der wilde
manege kêre unt manege vart.
Und als der tac stigende wart,
dô liez êr vaste hine gân
wider daz tal sAnfergynânt,
- 8945 dâ was des trachen heimwist,
als man an der geste list.
Nu sach er verre dort hin dan
vier gewâfende man

- über ungeverte und über velt,
 8950 ein lützel balder danne enzelt
 vliehende galopieren.
 Der einer von den vieren
 truhseze was der künigin,
 der was ouch unde wolde sin
 8955 der jungen küniginne amis
 wider ir willen alle wis,
 und als ieman ze velde reit
 durch gelücke und durch manheit,
 sô was ouch der truhseze dâ
 8960 eteswenne und eteswâ
 durch niht, wan daz man jêhe,
 daz man ouch in dâ sêhe,
 dâ man nâch âventiure rite,
 und anders was ouch niht der mite,
 8965 wand er gesach den trachen nie,
 ern kërte belde richen ie.
 Nu Tristan wart vil wol gewar
 an der vliehenden schar,
 der trache, der wær eteswâ dâ
 8970 unt staphet ouch des endes sâ
 unt reit unlange, unz er gesach
 siner ougen ungemach
 den egeslichen trachen;
 der warf ûz sinem rachen
 8975 rouch unt flammen unde wint,
 rehte als des tiuvels kint,
 und kërte gein im aldort her.
 Tristan, der sancle daz sper,
 daz ors er mit den sporn nam:
 8980 sô swinde er dar gerüeret kam,
 daz erm daz sper zem giele in stach,
 sô daz ez im zem rachen brach,
 und innen an dem herzen want,
 und er selbe ûf den serpent
 8985 sô sêre mit dem orse stiez,
 daz er daz ors dâ tôtez liez,
 und er der von vil kûme entran.
 Der trache gieng ez aber an
 mit phnâste unt mit viure,
 8990 unz ez der ungehiure
 vor dem satele gar verswande.
 Nu was im aber als ande
 daz sper, daz in dâ sêrte,
 daz er von dem orse kërte
 8995 hin wider ein steingevelle.
 Tristan, sin kampfgeselle,
 der kërte im nâch, reht ûf sin spor.
 Der veige streich im allez vor
 mit solher ungedulte,
 9000 daz er den walt vulte
 mit egeslicher stimme,
 unt hurste vil von grimme
 abebrande und ûz der erden sluoc.
 Des treib er vil unt sô genuoc,
 9005 biz in der smerze überwant,
 und under eine steinwant
 vil nâhen sich gedruhte.
 Tristan daz swert dô zuhte,
 unt wânde, er vunde in âne strit.
 9010 Nein, ez wart angeslicher sit,
 danne ez ê mâles wære;
 dochn was ez nie sô swære,
 Tristan ruort aber den trachen an,
 der trache wider an den man,
 9015 unt brâht in zalsô grôzer nôt,
 daz er wânde wesen tût.

- Ern liez in nie ze were komen,
 er hæte im schiere benomen
 beidiu, slege unde wer.
 9020 Dô was sin ouch ein michel her:
 er vuorte mit im an den kamp
 beidiu, rouch unde tamph
 und andere stiure
 an slegen unde an viure,
 9025 an zenen unde an griffen,
 die wâren gesliffen
 sêre scharph unde wâhs,
 noch wahser, danne ein scharsahs.
 Dâ mite treip er in umbe
 9030 manege ângestliche krumbe
 von boumen ze buschen:
 dâ muose er sich vertuschen
 unt vristen, swie er mohte,
 wand im der kamp niht tohte,
 9035 unt hæte ez doch sô sêre
 versuochet mit der kære,
 daz im der schilt vor der hant
 vil nâch ze kolu was verbrant.
 wand er gienc in mit viure an,
 9040 daz er im kûme vor entran.
 Doch werte ez niht vil lange,
 der mortsame slange
 der kom schiere dar an,
 daz er swibelen began,
 9045 und im daz sper sô nâhen gie;
 daz er sich aber nider lie,
 unt want sich ange und ange.
 Tristan was aber unlange,
 er kom gerüeret balde her,
 9050 daz swert, daz stach er zuo dem sper
 zem herzen in unz an die hant.
 Nu lie der veige vâlant
 einen dôz und eine stimme
 sô griuliche unt sô grimme
 9055 ûz sinem veigen giele,
 als himel und erde viele,
 und daz der selbe mortschal
 verre in daz lant erhal
 unt Tristan harte sêre erschrac.
 9060 Und als der trache dô gelac,
 daz er in tôten gesach,
 den giel er ime ûf brach,
 mit micheler arbeit;
 ûz dem rachen er im aneit
 9065 der zungen mit dem swerte
 der mâze, als er ir gerte;
 in sinen buosem er si stiez,
 den giel er wider ze samene liez.
 Sus kërte er gein der wilde hin:
 9070 daz tete er aber durch den sin,
 er wolde sich verbergan dâ,
 den tac geruowen eteswâ,
 unt wider komen ze siner maht,
 unt wolte dan hin ze naht
 9075 ze sinen lantgesellen wider.
 Nu zôch in aber diu hitze nider,
 dier beidiu von der arbeit
 und dâ zuo von dem trachen leit,
 unt müedete in sô sêre,
 9080 daz er iezuo niht mære
 unt vil kûme mohte leben.
 Nu gesach er eine lachen sweben,
 smal unde mæzliche grôz,
 in die von eime velse vlôs

- 9085 ein kuole kleinez brünnelin.
Dâ viel er alsô gewâfent in,
unt sancete sich unz an den grunt:
er lie hie vor niwan den munt.
Dâ lag er den tac und die naht,
9090 wand ime benam al sine maht
diu leide zunge, die er truoc:
der rouch, der von der an in sluoc,
der eine entworhte in garwe
an krefte und an der varwe,
9095 daz er von dannen niht enkam,
unz in diu künegin dâ nam.
Der truhsæze, als ich hân gesaget,
der der sæligen maget
vriunt unt ritter wolde sin,
9100 dem begunden die gedanken sin
ûf swellen harte grôze
von des trachen dôze,
der alsô grulich unde als grôz
über walt und über velt dôz.
9105 In sin herze er allez las
reht, als ez ouch ergangen was,
und dâhte: „Er ist benamen tût,
oder aber in alsô grôzer nôt,
daz ich in mag gewinnen
9110 mit eteslichen sinnen.“
Von jenen drin er sich verstal,
eine halden staphet er zetel,
unt lie wol balde hine gân,
hin dâ der schrei dô was getân.
9115 Und als er zuo dem orse kam,
eine ruowe er im dâ nam;
bî dem sô habet er lange,
trahtende kleine und ange:
in nam der kurzen reise
9120 grôz angst unt vreise.
Jedoch genante er über lanc,
unt reit als âne sinen danc,
erschrocken unde herzelos
die rihte hin, dâ er dô kôs,
9125 daz daz loup und daz gras
vor im abe gesenget was,
unt kom in kurzer vriste,
ê danne er sin iht wiste,
reht ûf den trachen, dâ er lac;
9130 und er, der truhsæze, erschrac
als innecliche sære,
daz er nâch eine kêre
ze der erden hæte genomen,
durch daz er im sô bî was komen
9135 und im sô nâhen gereit.
Nu was er aber zehant bereit,
daz ors warf er sô balde wider,
daz er mit dem orse nider
zeinem hüfen gelac.
9140 Nu er sich wider ûf gewac
(ich meine von der erden),
done mohte im state niht werden
vor vorhten, die er hæte,
daz er sô vil getæte,
9145 daz er ûf daz ors gesæze:
der leide truhsæze,
er liez ez stân unde vlôch.
Dô im dâ nieman nâch zôch,
do gestuont er, unde sleich dô wider;
9150 nâch sinem sper greif er nider,
daz ors er bî dem zûgele nam,
zeinem ronen er gezogen kam,

- ûf daz ors er gesaz,
sines schaden er vergaz,
9155 er sprancete verre dort hin dan,
unt sach her wider den trachen an,
waz ampere er hæte,
ob er lebete oder entæte.
Nu er in tûten ersach,
9160 „Heil, ob Got wil!“ er dô sprach,
„hie ist aventure vunden:
ich bin ze guoten stunden
unt ze heile komen her.“
Hie mite sô neigeter daz sper,
9165 mit dem zûgel er hancete,
er hiu unt sprancete
unt lie hin gân punieren,
punierende kroijieren:
„Scheveliers, damoisele,
9170 ma blunde lsôt, ma bêle!“
Er stach ûf in mit solher kraft,
der starke eschine schaft,
daz er im durch die hant reit.
Daz er ab dô niht mære streit,
9175 daz liez er niwan durch den list;
er dâhte: „Ob dirre in lebene ist,
der disen trachen hât erslagen,
sone kan ez mich niht vûr getragen,
daz ich hie mite hân ûf geleit.“
9180 Er kêrte dannen unde reit
unt suochte her unde hin
ûf den gedingen, ob er in
iender hæte vunden
sô müeden oder sô wunden,
9185 daz im der strit tôte
unt mit im striten möhte,
daz ern erslagen wolde haben,
und in erslagenen begraben.
Und als er sin dô niht envant,
9190 „Lâ, hêrre, varn,“ dâht er zehant,
„sweder er lebe oder entuo,
bin ich der êrste der zuo.
Michn wiset nieman der van;
ich bin gevriunt unde geman,
9195 sô wert unt sô genæme,
swer sich es an genæme,
der hæte doch dar an verlorn.“
Er lie hin riten gân mit sporn
ze sinem stritgesellen wider,
9200 und erbeizte dâ zer erden nider.
An sinen strit er wider vie
reht an der stat, dâ er in lie:
mit dem swerte, daz er truoc,
dâ mite gebecte er unde gesluoc
9205 den vint sô vil wâ unde wâ,
biz ern verschriet dâ unde dâ.
Genuoc versuochterz an den kragen:
den hæte erm gerne abe geslagen;
do was er sô herte unt sô grôz,
9210 daz in der arbeit verdrôz.
Über eine ronen brach er daz sper:
daz vorder stucke, daz stach er
dem trachen ze dem gorgen in,
als ez ein tjoste solte sin.
9215 Uf sinen spanjöl saz er dô:
er begunde vrœlich unde vrô
ze Weiseforte in rûeren,
unt hiez balde ûz vûeren
vier phert und einen kanzwagen,
9220 der daz houbet solde tragen;

- unt seite in allen mære,
wie im gelungen wære,
unt waz er angeste hie mite
unt kumberlicher nôte lîte.
- 9225 „Jâ hêrre, al diu werlt,“ sprach er,
„diu enbiete niwan ôren her,
betrachte unt sehe daz wunder an,
waz der geherzete man
und der gestandene muot
- 9230 dur liebes wibes willen tuot!
Daz ich der nôt, in der ich was,
ie dannen kom und ie genas,
des wundert unde wundert mich,
unt weiz ouch wol benamen, wêrich
- 9235 senft, als ein ander man gewesen,
ine wære niemer genesen.
Ine weiz niht, wer er wære,
ein âventurære,
der ouch nâch âventiure reit,
- 9240 der was ze siner veicheit,
ê danne ich kâme, zuozim komen,
der hât sin ende dâ genomen.
Got hâte sin vergezen:
si sint beidiu vrezzen,
- 9245 ros unt man ist allez mort.
Daz ros, daz lît noch halbez dort,
zekiuwen unde besenget.
Waz tôte ez iu gelenget?
Ich hân mê nœsten erliten hie mite,
- 9250 danne ie kein man durch wip erlîte.“
Sine vriunt er alle zuozim nam,
ze dem serpande er wider kam,
unt zeigete in sin wunder;
er bat ouch al besunder,
- 9255 daz si der wârheit jehen,
als si si dâ gesæhen.
Daz houbet vuorte er mit im dan:
sine mâge unt sine man,
die ladet er, die besander,
- 9260 nâch dem kûnege rander,
unt mante in siner sicherheit.
Der rede, der wart ein tac geleit
ze Weiseforte vûr daz lant.
Hie mite sô wart daz lant besant,
- 9265 die lantbarûne, die meinich:
nu die bereiten alle sich,
als in von hove was getaget.
Nu wart ouch al ze hant gesaget
ze hove den vrouwen mære.
- 9270 Die marter und die swære,
die se alle hâten der van,
dien gesach an vrouwen nie kein mau.
Diu sêze maget, diu schœne lîsôt,
diu was reht in ir herzen tôt:
- 9275 sô leiden tac si nie gesach.
lîsôt, ir muoter, zuozir sprach:
„Nein, schœniu tohter, nein, lâ stân,
lâ dir diz niht sô nâhen gân;
wan sweder ez mit der wârheit
- 9280 od aber mit lûge iaz ûf geleit,
wir suln ez doch wol undervarn:
ouch sol uns Got dâ vor bewarn.
Niht weine, tohter mîne!
Diu klârne ougen dine,
- 9285 diu ensuln niemer werden rôt
umb alsô swâchliche nôt.“
„Â, muoter!“ sprach diu schœne,
„vrouwe, niene gehœne,

- dine geburt unde dich!
9290 Ê ichs gevolge, sô stichich
reht in min herze ein mezzor ê;
ê sin wille an mir ergê,
ich nim mir selber ê den lîp.
Ern gewinnet niemer wip
- 9295 noch vrouwen an lîsôte,
ern habe mich danne tôte.“ —
„Nein, schœniu tohter, vûrhte niht!
swes er od iemen hie von gîht,
daz ist allez samet verlorn;
- 9300 unt hâte es al diu werlt gesworn,
ern wirdet niemer din man.“
Und als ez nahten began,
diu wise vrâgete unde sprach
umbe ir tohter ungemach
- 9305 ir tougenlîche liste,
von den si wunder wiste,
daz si in ir troume gesach,
daz ez niht alsô geschach,
als der lantschal sagete.
- 9310 Und iezâ dô ez tagete,
si rief lîsôte unt sprach ir suo:
„Â, sêzeiu tohter, wachestuo?“
„Jâ,“ sprach si, „vrouwe muoter mîn!“ —
„Nu lâ din angesten sin:
- 9315 ich wil dir liebiu mære sagen,
ern hât den trachen niht erslagen:
swaz âventiure in her getruoc,
er ist ein gast, der in dâ sluoc.
Wol ûf, wir suln vil balde dar
- 9320 der mære nemen selbe war.
Brangære, stant ûf lise,
unt sage uns Parânise,
daz er uns satele schiere,
wir mûezen varn, wir viere,
- 9325 ich unt mîn tohter, du und er,
unt bringe er uns diu phert her,
so ez schiereste muge gesin
vûr unser hâltûrlin,
dâ der boumgarte
- 9330 hin ze velde warte.“
Nu diz was allez gereit,
diu rotte sâz ûf unde reit
des endes, dâ si hœrten sagen,
daz der trache was erslagen.
- 9335 Nu si daz ors vunden,
daz gereite si begunden
bemerken unde betrahten
und in ir sinnen ahten,
sine gesæhen nie zîrlande
- 9340 gereite solher hande,
unt kômen alle dar an,
swer sô er wære der man,
den daz ors dar trûege,
daz der den trachen slûege.
- 9345 Vûrbaz rîen si dô zehant
unt kômen ûf den serpent.
Nu was des tiuvels genôz
als ungehiure und alsô grôz,
diu liehte vrôuwine schar,
- 9350 daz diu wart als ein tôte var
vor angesten, dô sin ersach.
Diu muoter aber zer tohter sprach:
„Ei, wie sicher ich es bin,
der truhsæze, daz er in
- 9355 ie getorste bestân!
Wir mugen ez âne sorgen lân,

unt zwäre, tochter Isôt,
dirre man si lebende oder tôt,
mich andet sere, daz er si
9360 verborgen eteswâ hie bi:
es wissaget mir min muot.
Von dannen, dunket ez dich guot,
sô kêren an die suoche,
ob unser Got sô ruoche,
9365 daz wir in etswâ vinden
unt mit im überwinden
die grundelôsen herzenôt,
diu uns beswæret, als der tôt.“
Des berieten si sich schiere:
9370 die gereisen alle viere,
si riten von einander sâ:
diu suochte hie, und disiu dâ.
Nu ergienç ez, als ez solde
und als der billich wolde,
9375 diu junge künegin Isôt,
daz si ir leben unde ir tôt,
ir wunne unde ir ungemach
se aller êrste gesach:
von sinem helme gieng ein glast,
9380 der vermeldet ir den gast.
Nu si des helmes wart gewar,
si kêrte unt rief ir muoter dar:
„Vrowe, ile, rit her nâher baz,
ich sihe dort gleston, ine weiz waz;
9385 ez ist reht als ein helm getân;
ich wæue in rehte erseheu hân.“
„Entriuwen,“ sprach diu muoter dô,
mich selben dunket ouch alsô;
Got, der wil unser ruochen:
9390 ich wæne, den wir suochen,
daz wir den haben vunden.“
Sus riefens an den stunden
den anderen zwein zuozin,
unt riten alle viere hin.
9395 Nu se ime begunden nâhen
und in sô ligen sâhen,
nu wândens alle, er wære tôt.
„Er ist tôt!“ sprach ietweder Isôt,
unser gedinge, der ist hin!
9400 Der truhsæze, der hât in
mortliche ermordet unde erslagen,
unt hât in in diz mos getragen.“
Sie erbeizten alle viere
unt hæten in vil schiere
9405 her ûz gezogen an daz lant;
den helm enstrictens ime zehant
unt strihten ime die kuppen dan.
Diu wise Isôt, diu sach in an
unt sach wol, daz er lebete
9410 und aber sin leben klebete
kûme, als an einem hære.
„Er lebet,“ sprach si, „zewære!
Nu balde entwâfent in;
ist daz ich alsô sælec bin,
9415 daz er niht verchwunden hât,
sô mag es alles werden rât.“
Die schônen alle drie,
diu lichte kompanie,
dô si den ellenden
9420 mit snêwizen henden
entwâfen begunden,
die zunge si dâ vunden.
„Sich! warte!“ sprach diu künegin;
waz ist diz, oder waz mac daz sin?

9425 Brangâne, herzeniftel, sprich!“ —
„Ez ist ein zunge, dunket mich.“ —
„Du sprichest wâr, Brangâne!
Mich dunket unde ich wæne,
sô was ouch si des trachen:
9430 uuser sælde, diu wil wachen.
Herzetohter, schône Isôt,
ich weiz ez wærez, als den tôt,
wir sin zer rehten verte komen:
diu zunge hât ouch ime benomen
9435 beidiu, kraft unde sin.“
Hie mite entwâfentens in;
und dô se an im niht vunden
weder slege, noch wunden,
dô wærens alle samet vrô.
9440 Driaken nam diu wise dô,
diu listige künegin,
unt vlôzte im der als vil in,
biz daz er switzen began.
„Er wil genesen,“ sprach si, „der man,
9445 der tamph gerûmet schiere hie,
der von der zungen an in gie;
sô mag er sprechen unde ûf sehen.“
Daz was ouch schiere geschehen:
er lag unlange, unz ez geschach,
9450 daz er beide ûf und umbe sach.
Nu er der sæligen schar
bi ime und umbe in wart gewar,
er gedâhte in sinem muote:
„Â hêrre Got der guote,
9455 du hâst min unvergessen:
mich hânt driu lieht besezzen,
diu besten, die diu werlt hât,
maneger herzen vrôude unt rât,
und maneges ougen wuune,
9460 Isôt, diu lichte sunne,
und ouch ir muoter Isôt,
der vroeliche morgenrôt,
diu stolze Brangâne,
daz schône volmæne.“
9465 Hie mite genanter unde sprach
kûme unt kûmeclichen: „Ach,
wer sit ir, unt wâ bin ich?“
„Â, ritter, maht du sprechen? sprich:
wir helfen dir ze diner nôt!“
9470 sprach aber diu sinneriche Isôt.
„Jâ, sæeziu vrouwe, sælec wip,
und ich enweiz, wie mir der lip
und al min kraft in kurzer vrist
geswachet unde geswichen ist.“
9475 Diu junge Isôt, diu sach in an;
„Diz ist Tantris, der spilman,“
sprach si, „ob ich in ie gesach!“
Der andern ietwederiu sprach:
„Uns dunket ouch entriuwen sô!“
9480 Diu wise, diu sprach aber dô:
„Bist duz, Tantris?“ — „Vrouwe, jâ!“
„Sag an,“ sprach aber diu wise sâ,
„wâ bistu her komen, od wie,
oder waz wirbest du hie?“ —
9485 „Sælegest aller wibe,
ine hân ez an dem libe
noch leider an der krefte niht,
daz ich iu mine geschicht
bescheidenliche muge gesagen.
9490 Heizet mich vûeren oder tragen
durch Gotes willen eteswar,
dâ min iemen neme war

- doch disen tag und dise naht;
unt kume ich wider ze miner maht.
9495 so ist reht, daz ich tuo unt sage,
swaz iu geliche und iu behage.“
Sus nâmen si Tristanden,
si viere, ze handen,
ûf ein pfert huobens in,
9500 und under in vuortens in hin,
unt brâhtens in sô heinlich in
wider durch ir hâltûrlin,
daz umbe ir reise und umbe ir vart
nie niemen nihtes inne wart.
9505 Dâ schuofens im helf unde gemach.
Die zungen, als ich ê dâ sprach,
sin isen unt sin ander dine,
des bleip dâ weder vadem noch rinc;
si vuortens allez mit in dan,
9510 beidiu, harnasch unde man.

3. Der Minnetrauf.

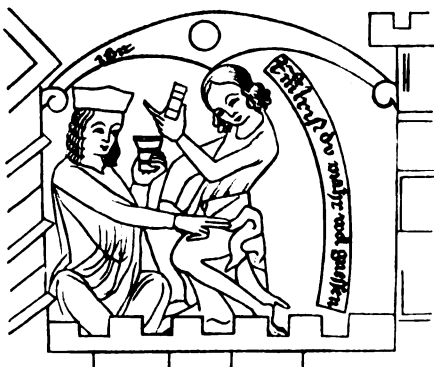
- Die wile unt sich ouch Tristan
mit sinen lantgesellen dan
11,435 bereite unde berihte,
die wile sô betrihte
Îsôt, diu wise künegin
in ein glasevâzzelin
einen tranc von minnen,
11,440 mit alsô kleinen sinnen
ûf geleit unt vor bedâht,
mit solher krefte vollebrâht,
mit swem sin iemen ie getranc,
den muose er âne sinen danc
11,445 vor allen dingen meinen,
und er dâ wider in einen:
in was ein tât unde ein leben,
ein triure, ein vrôude samet gegeben.
Den tranc, den nam diu wise,
11,450 si sprach Brangâne lîse:
„Brangâne,“ sprach si, „nîstel min,
lâ dir die rede niht swære sin,
du solt mit miner tohter hin;
dâ nâch sô stelle dinen sin;
11,455 swaz ich dir sage, daz vernim.
Diz glas mit diseme tranke nim,
daz habe in diner huote:
hûet es vor allem guote,
sich, daz ez ûf der erde
11,460 iemen innen werde.
Bewar mit allem vlize,
daz ez ieman enbize;
vlize dich wol starke,
swenne Îsôt unt Marke
11,465 einin der minne komen sin,
sô schenke in disen tranc vûr win,
unt lâ sin trinken ûz einin.
Bewar daz, daz sin mit in zwein
ieman enbize, daz ist sin;
11,470 noch selbe entrinc es niht mit in:
der tranc, der ist von minnen,
daz habe in dinen sinnen.
Ich bevîlh dir Îsôte
vil tiure unt vil genôte:
11,475 an ir sô lît min beste leben.
Ich unt si sin dir ergeben
ûf alle dine sâlekheit:
hie mite si dir genuoc geseit.“
„Trût vrouwe.“ sprach Brangâne dô,
11,480 „ist iuwer beider wille alsô,

- sô sol ich gerne mit ir varn,
ir êre und alle ir dîno bewarn,
sô ich iemer beste kan.“
Urloup nam dô Tristan
11,485 und al sin lîut hie und dort;
si schieden ze Weisefort
mit michelen vrôuden abe.
Nu volget im unz in die habe
durch Îsôte minne
11,490 künec unt küneginne
und alle ir maassenie.
Sin unverwânde âmie,
sin unrekandiu herzenôt,
diu liehte wûnnedliche Îsôt,
11,495 diu was im zallen ziten
weinende an der siten;
ir vater, ir muoter, beide
vertriben mit manegem leide
die selben kurze stunde.
11,500 Manec ouge dâ begunde
riezen unde werden rôt.
Îsôt was manegen herzen nôt:
si bar vil manegem herzen
tougenlichen smerzen;
11,505 diu weineten genôte
ir ougen wunne, Îsôte.
Dâ was gemeine weine:
si weineten gemeine
vil herzen unt vil ougen
11,510 offentliche unt tougen.
Und aber Îsôt und aber Îsôt,
diu sunne und ir morgenrôt,
und ouch daz volmâne,
diu schône Brangâne,
11,515 dô si sich muosen scheiden,
diu eine von den beiden,
dô sach man jâmer unde leit:
diu getriuliche sicherheit
schiet sich mit manegem leide.
11,520 Îsôt kuste si beide
dicke unt ze manegem mâle.
Nu die von Kurnewâle
unde ouch Îrlândære,
der vrouwen volgere,
11,525 alle ze schiffe wâren komen,
unt hâten urloup genomen,
Tristan, der gie ze jungest iu:
diu liehte junge künegin,
diu bluome von Îrlant,
11,530 Îsôt, diu gieng im an der hant
trûrec unt sêre unvrô.
Si zwei, si nigen dem lande dô
unt bâten den Gotes seggen
der lîute und des landes phlegen.
11,535 Si stiezen an unt vuoren dan;
mit hôher stimme huobens an,
unt saugen eins unde zwîr:
„In Gotes namen vare wir!“
unt strichen allez hinewart.
11,540 Nu was den vrouwen zuozir vart
mit Tristandes râte
ein kielkemenâte,
nâch heinlicher sache
gegeben zuozir gemache:
11,545 dâ was diu küneginne
mit ir junefrouwen inne
unt mit in lûtzeln kein man,
wan underwilen Tristan;

der gie wilent dar in
 11,550 unt tröste die künegin,
 dā si weinende saz.
 Diu weinde unt klagte daz,
 daz se alsō von ir lande,
 dā si die liute erkande,
 11,555 unt von ir vrlunden allen schiet,
 unt vuor mit der unkunden diet,
 sine wiste, war oder wie.
 Sō tröste si Tristan ie,
 so er suozeste kunde
 11,560 ze legelicher stunde,
 und als er zuozir triure kam.
 Zwischen sin arme er si nam
 vil suoze unde lise,
 unt niwan in der wise.
 11,565 als ein man sine vrouwen sol.
 Der getriuwe, der versach sich wol,
 daz er der schōnen wære
 ein senfte zuozir swære.
 Unde als dicke, als ez ergie,
 11,570 daz er sin arme an si verlie,
 so gedāhte ie diu schōne Isōt
 an ir oēhimes tōt,
 unde sprach ie danne wider in:
 „Lāt stān, meister, habet iuch hin,
 11,575 tuot iuwer arme hin dan!
 Ir sit ein harte muelich man:
 war umbe rüeret ir mich?“ —
 „Ei, schōne, missetuon ich?“ —
 „Jā ir, wand ich bin iu gehaz!“ —
 11,580 „Sæligiu,“ sprach er, „umbe waz?“ —
 „Ir sluoget minen oēhim!“
 „Deist doch versüenet.“ — „Des al ein:
 ir sit mir doch unmære,
 wand ich wær āne swære
 11,585 und āne sorge, enwæret ir.
 Ir alters eine habet mir
 disen kumber allen ūf geleit
 mit parāte unt mit kündekeit.
 Waz hāt iuch mir ze schaden gesant
 11,590 von Kurnewāle in Irlant?
 Die mich von kinde hānt erzogen,
 den habet ir mich nu an ertrogen,
 unt vüeret mich, ine weiz, wā hin.
 Ine weiz, wie ich verkoufet bin,
 11,595 undn weiz ouch, waz min werden sol.“ —
 „Nein, schōne Isōt, gehabet iuch wol!
 Jā müget ir michel gerner sin
 in vremde ein richiu künegin,
 dan in der künde arm unde swach:
 11,600 in vremdem lande ēr unde gemach,
 unt schame in vater rīche,
 die smeckent ungeliche.“ —
 „Jā meister Tristan,“ sprach diu maget,
 „ich nāme ē, swaz ir mir gesaget,
 11,605 eine mæzliche sache
 mit liebe unt mit mache,
 dan ungemach unt arbeit
 bi micheler reicheit.“ —
 „Ir redet wār,“ sprach Tristan;
 11,610 „swā man aber gehaben kan
 die reicheit bi gemache,
 die sælegen zwō sache,
 die loufent baz gemeine,
 danne ietwedere aleine.
 11,615 Nu sprechet, wære ez dā zuo komen,
 daz ir mūeset haben genomen

den truhsezzen se manne,
 wie vüere ez aber danne?
 Ich weiz wol, sō wæret ir vrō!
 11,620 Und danket ir mir danne alsō,
 daz ich iu kom ze tröste
 und iuch von im erlōste?“ —
 „Des wirt iu spāte,“ sprach diu maget,
 „von mir iemer danc gesaget;
 11,625 wan lōstet ir mich von im dō,
 ir habet mich aber sider sō
 verklüeteret mit swære,
 dāz mir noch lieber wære
 der truhseze ze man genomen,
 11,630 dann ich mit iu wære ūz komen:
 wan swie tugende lōs er si,
 wær er mir keine wile bi,
 er lieze sin untugent dur mich.
 Got weiz! dar an erkante ouch ich,
 11,635 daz ich im liep wære.“
 Tristan sprach: „Disiu mære
 sint mir ein āventure!
 Daz wider der nātiure
 kein herze tugentliche tuo,
 11,640 da gehēret michel arbeit zuo:
 ez hāt diu werlt vūr eine lüge,
 daz iemer unart garten müge.
 Schōeniu, gehabet ir iuch wol:
 in kurzen ziten ich iu sol
 11,645 einen künec ze hērren geben,
 an dem ir vrōnde unt schōne leben,
 guot unt tugent unt ēre
 vindet iemer mære.“
 Wie mite strichen die kiele hin.
 11,650 Si beide hāten under in
 guoten wint unt guote var.
 Nu was diu vrōuwine schar,
 Isōt und ir gesinde,
 in wazzer unde in winde
 11,655 des ungewertes ungewon:
 unlanges kōmen si dā von
 in ungewonliche nōt.
 Tristan, ir meister dō gebōt,
 daz man ze lande schielte
 11,660 und eine ruowe hielte.
 Nu man gelante in eine habe:
 nu gie daz volc almeiste abe
 durch banekie ūz an daz lant;
 nu gienc ouch Tristan ze hant
 11,665 begrüezen unde beschouwen
 die lichten sine vrouwen.
 Und als er zuozir nider gesaz,
 unt redeten diz unde daz
 von ir beider dingen,
 11,670 er bat im trinken bringen.
 Nune was dā niemen iune
 ān die küneginne,
 wan kleiniu juncfrōuwelin:
 der einez sprach: „Seht, hie stāt win
 11,675 in disem vāzzeline.“
 Nein! ezn was niht mit wine,
 doch ez im geliche wære,
 ez was diu wærnde swære,
 diu endelōse herzenōt,
 11,680 von der si beide lāgen tōt.
 Nu was ab ir daz unrekant:
 si stuont ūf unt gie hin ze hant,
 dā daz tranc und daz glas
 verborgen unt behalten was.

- 11,685 Tristande, ir meister, bôt si daz;
er bôt Isôte vûrbaz:
si tranc ungerne und überlanc,
unt gap dô Tristand, unde er tranc,
unt wânten beide, ez wære win.



- 11,690 Ie mitten gienc ouch Brangæn in,
unde erkande daz glas,
unt sach wol, waz der rede was.
Si erschrac sô sere unde erkam,
daz ez ir alle ir kraft benam,
11,695 unt wart reht als ein tôte var.
Mit tôtem herzen gie si dar:
si nam daz leide veige vaz,
si truog ez dannen unt warf daz
in den tobenden wilden sê.
11,700 „Owê mir armen,“ sprach se. „owê!
daz ich zer werlde ie wart geborn!
Ich arme, wie hân ich verlorn
mîn êre unt mine triuwe!
Daz ez Got lemer riuwe,
11,705 daz ich an dise reise ie kam,
daz mich der tût dô niht ennam,
dô ich an dise veige wart
mit Isôte ie bescheiden wart!
Owê Tristan unde Isôt!
11,710 diz tranc ist iuwer beider tût!“
Nu daz diu maget und der man,
Isôt unde Tristan,
den tranc getrunken beide, sâ
was ouch der werlde unmuoze dâ,
11,715 Minne, aller herzen lâgerin,
unt sleich zir beider herzen in.
È sis ie wurden gewar,
dô stiez se ir sigevanen dar,
unt zôch si beide in ir gewalt:
11,720 si wurden ein und einuvalt,
die zwei unt zwivalt waren è:
si zwei enwâren dô niht mê
widerwertic under in:
Isôte haz, der was dô hin.
11,725 Diu suonerie Minne,
diu hæte ir beider sinne
von hazze alsô gereinet,
mit liebe alsô vereinet,
daz ietweder dem andern was
11,730 durhlûter als ein spigelglas.
Si hæten beide ein herze;
ir swære was sîn smerze;
sîn smerze was ir swære;
si wâren beide einbære
11,735 an liebe unde an leide,

- unt hâlen sich doch beide,
unt tete daz zwivel unde scham:
si schamte sich, er tete alsam;
zi zwivelte an im, er an ir.
11,740 Swie blint ir beider herzen gir
an einem willen wære,
in was doch beiden swære
der urhap und der begin.
Daz hal ir willen under iu.
11,745 Tristan, dô er der minne enphant,
er gedâhte sâ sehant
der triuwen und der êren,
unt wolde dannen kâren.
„Nein,“ dâhte er allez wider sich,
11,750 „lâ stân, Tristan, versinne dich,
niemer genim es keine war!“
Sô wolte et ie daz herze dar.
Wider sinem willen krieget er,
er gerte wider siner ger:
11,755 er wolde dar unt wolde dan.
Der vergangene man
versuochte ez in dem stricke
ofte unde dicke,
unt was des langê stæte;
11,760 der getriuwe, der hæte
zwei nâhe gëndiu ungemach:
swenn er ir under ougen sach,
und im diu sîeze minne
sîn herz unt sîne sinne
11,765 mit ir begunde sêren,
so gedâhte er ie der Êren,
diu nam in danne dervan.
Hie mite sô kâerte in aber an
minne, sîn erbevogetin,
11,770 der muose er aber gevolges sîn.
In muoten harte sêre
sîn triuwe unt sîn êre,
sô muote in aber diu Minne mê,
diu tet im wîrs, danne wê:
11,775 si tete im mê ze leide,
dan triuwe und êre beide.
Sîn herze sach si lachend an,
unt nam sîn onge dervan;
als er ir aber niht ersach,
11,780 daz was sîn meizest ungemach.
Dicke besazte er sînen muot,
als der gevangene tuot,
wie er ir môhte entwenken,
unt begunde ofte denken:
11,785 „Kêre dar oder her,
verwandle dise ger,
minne unt meine anderswâ.“
Sô was ie dirre stric dâ.
Er nam sîn herze unt sînen sîn,
11,790 unt suochte enderunge in in,
sone was ie niht dar inne,
wan Isôt unde minne.
Alsam geschach Isôte,
si versuochte ez ouch genôte:
11,795 ir was diz leben ouch ande,
dô si den lîm erkande
der gespenstigen minne,
unt sach wol, daz ir sinne
dar in versenket wâren.
11,800 Si begunde stades vâren,
si wolde ûz unde dan:
sô klebet ir ie der lîm an;
der zôch si wider unde nider.

- Diu schöne strebete allez wider,
 11,805 unt stuont an iegelichein trite,
 si volgete ungerue mite;
 si versuochte ez manegen enden:
 mit vüezen unt mit henden
 11,810 nam si vil manege kære
 unt versancte ie mære
 ir hende unde ir vüeze
 in die blinden süeze
 des mannes und der minne.
 Ir gelimeten sinne,
 11,815 dien kunden niender hin gewegen,
 noch gebrücken, noch gestegen
 halben vuoz, noch halbem trite,
 minne, diu enwære ie dâ mite.
 Isôt, swar si gedächte,
 11,820 swaz gedanke si vürbrächte,
 sone waz ie diz, noch daz dar an,
 wanne minne unde Tristan;
 unt waz daz allez tougen.
 Ir herze unde ir ougen,
 11,825 diu missehullen under in:
 diu schame, diu jaget ir ougen hin,
 diu minne zöch ir herze dar.
 Diu widerwertige schar,
 maget unde man, minne unde scham,
 11,830 diu was an ir sêr irresam:
 diu maget, diu wolte den man,
 unt warf ir ougen dar van;
 diu scham, diu wolte minnen,
 unt brächte es niemen innen.
 11,835 Waz truoc daz vür? Scham unde maget,
 als al diu werlt gemeine saget,
 diu sint ein alsô hæle dinc,
 sô kurze wernde ein ursprinc,
 sine habent sich niht lange wider.
 11,840 Isôt, diu leite ir krieg dar nider
 unt tete, als ez ir was gewant:
 diu sigelôse ergap zehant
 ir lip unde ir sinne
 dem man und der minne.
 11,845 Si blicte underwilen dar,
 unt nam sin tougenliche war:
 ir klären ougen unde ir sin,
 die gehullen dô wol under in.
 Ir herze unde ir ougen,
 11,850 diu schächeten vil tougen
 unt lieplichen an den man:
 der man, der sach si wider an
 snoze und innecklichen.
 Er begunde ouch entwichen,
 11,855 dos in diu minne niht erlie.
 Man unt maget, si gâben ie
 ze iegelichen stunden,
 sô si mit vuogen kunden,
 ein ander ougenweide.
 11,860 Die gelieben dühten beide
 einander schöner vil, dan ê:
 deist liebe reht, deist Minnen ê.
 Ez ist hiure unt was ouch vert,
 und ist, die wile minne wert,
 11,865 under gelieben allen,
 daz se ein ander baz gevallen,
 sô liebe an in wahsende wirt,
 diu bluomen und den wuocher birt
 lieplicher dinge,
 11,870 dann an dem urspringe.
 Diu wuocherhafte minne,

- diu schœnet nâch beginne:
 daz ist der sâme, den si hât,
 von dem si niemer zergât.
 11,875 Si dunket schöner sit, dann ê;
 dâ von sô tiuret Minnen ê:
 diuhte Minne sit, als ê,
 so zergienge schiere Minnen ê.
 Die kiele stiegen aber an
 11,880 unt vuoren vrœliche dan,
 wan als vil, daz minne
 zwei herzen dar inne
 von ir strâzen hæte brâht.
 Diu zwei, diu wâren verdâht,
 11,885 bekûmberet beide
 mit dem lieben leide,
 daz solhiu wunder stellet,
 daz hongende gellet,
 daz süezende siuret,
 11,890 daz touwende viuret,
 daz senftende smerzet,
 daz alliu herze entherret,
 und al die werlt verkêret.
 daz hæte si versêret,
 11,895 Tristanden unde Isôte.
 Si twang ein nôt genôte
 und in seltœner ahte:
 ir dewederez enmahte
 gehaben ruowe, noch gemach,
 11,900 wan so ez daz andere sach.
 Sos aber einander sâhen,
 daz gieug in aber nâhen,
 wan si enmohten under in zwein
 ir willen niht gehaben enein:
 11,905 daz geschuof diu vreinde und diu scham,
 diu in ir wunne benam,
 sos eteswenne tougen
 mit gelimten ougen
 einander solden nemen war;
 11,910 sô wart ir lich geliche var
 dem herzen und dem sinne.
 Minne, diu verwerinne,
 dien dühte es niht dâ mite genuoc,
 daz mans in edelen herzen truoc
 11,915 verholn unde tougen,
 sine wolte under ougen
 ouch offenbæren ir gewalt:
 der was an in zwein manecvalt.
 Unlange enein ir varwe erschein,
 11,920 ir varwe schein unlange enein:
 si wehselten genôte
 bleich wider rôte,
 si wurden rôt unde bleich,
 als ez diu minne in under streich.
 11,925 Hie mite erkante iewederez wol,
 als man an solhen dingen sol,
 daz eteswaz von minnen
 in ietweders sinnen
 ze dem andern was gewant,
 11,930 unt begunden ouch zehant
 liepliche enein gebæren,
 zit unt state vâren
 ir rûne unde ir mære.
 Der Minnen wildenære
 11,935 leiten einander dicke
 ir netze unde ir stricke,
 ir warte unde ir lâge
 mit antwûrt unt mit vrâge,
 si triben vil mære under in.

- 11,940 lœtē rede und ir begin,
daz was vil rehte in megede wis:
si kom ir trût und ir âmis
al umbe her von verren an;
von ende mante si her dan,
- 11,945 wie er ze Develine
in einem schiffeline
gevlozen wunt und eine kam,
wie in ir muoter an sich nam
unt wie sin ouch generte;
- 11,950 von allem dem geverte,
wie si selbe in siner phlege
schriben lernete alle wege
latine unde seitespil.
Der umberede, der was vil,
- 11,955 die se im vûr ougen leite
von siner manheite
und ouch von dem serpande,
unt wie sin zwir erkande
in dem mose und in dem bade.
- 11,960 Diu rede was under in gerade;
si seit im und er seit ir.
„Â,“ sprach lœt, „dô ez sich mir
ze alsô guoten staten getruoc,
daz ich iuch in dem bade niht sluoc,
- 11,965 Got hêrre, wie gewarb ich sô!
Daz ich nu weiz, wistich ez dô,
henamen, sô wêr ez iuwer tât.“
„War umbe?“ sprach er, „schœne lœt?
waz wirret iu? waz wizzet ir?“ —
- 11,970 „Swaz ich weiz, daz wirret mir;
swaz ich sihe, daz tuot mir wê:
mich mûejet himel unde sê;
lip unt leben, daz swæret mich!“
Si stiurte unt leinte sich
- 11,975 mit ir ellebogen an in:
daz was der belde ein begin.
Ir spiegelliechten ougen,
diu volleten vil tougen;
ir begunde ir herze quellen,
- 11,980 ir sûezer munt ûf swellē,
ir houbet, daz wac alles nider.
Ir vriuht begunde ouch si der wider
mit armen umbe vâhen,
ze verre noch ze nâhen,
- 11,985 niwan in gastes wise;
er sprach suoz unde lise:
„Ei, schœne sûeze, saget mir,
waz wirret iu? waz klaget ir?“
Der Minnen vederspil lœt,
- 11,990 „Lameir,“ sprach si, „daz ist min nôt,
lameir, daz swæret mir den muot,
lameir ist, daz mir leide tuot.“
Dô si „lameir“ sô dicke sprach,
er bedâhte unt besach
- 11,995 anelichen unde kleine
des selben wortes meine.
Sus begunde er sich versinnen,
l'ameir, daz wære minnen,
l'ameir: bitter, la meir: mer:
- 12,000 der meine, der dûhte in ein her.
Er übersach der drier ein,
unt vrâgete von den zwein:
er versweic die minne,
ir beider vogetinne,
- 12,005 ir beider trôst, ir beider ger;
mer unt sûr beredete er.
„Ich wære,“ sprach er, „schœne lœt,

mer unt sûr sint iuwer nôt;
iu smecket mer unde wint:

- 12,010 ich wære, iu diu zwei bitter sint.“ —
„Nein, herre, nein! waz saget ir?
der dewederez widert mir,
mirn smecket weder luft noch sê:
l'ameir allein tuot mir wê.“
- 12,015 Dô er des wortes zende kam,
minne dar inne vernam
er sprach vil tougenliche zir:
„Entriuwen, schœne, als ist ouch mir:
l'ameir und ir, ir sît min nôt!
- 12,020 Herzefrouwe, liebe lœt,
ir eine und iuwer minne,
ir habt mir mine sinne
gar verkêret unt benomen,
ich bin ûzer wege komen
- 12,025 sô starke und alsô sêre,
ich erhol mîchs ulemer mære.
Mich mûejet unt mich swæret,
mir swachet unde unmarret
allez, daz min ouge siht:
- 12,030 in al der werlde enist mir niht
in minem herzen liep, wan ir!“
lœt sprach: „Herre, als sît ir mir!“

Wirt von Gravenberg.

Wie eine fortschreitende Entwicklung der höfischen Poesie von der einfachen Auffassung der Märe und ihrer schlichten und strengen, beinahe lapidarischen Darstellung im Pfaffen Konrad bis zur weitesten Entfaltung des Stoffs und der vollendetsten Ausbildung der poetischen Sprache in den drei großen Meistern des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts (Hartmann, Wolfram und Gottfried) nicht zu verkennen ist; so werden wir in den nachfolgenden Dichtern eine, wenn auch zuerst nur allmähliche, dagegen später immer entschiedener Abnahme der höfischen Kunst wahrnehmen, bis sie zuletzt in gänzliche Auflösung verfällt, so daß nicht einmal die Erinnerung an die schöne Blütezeit derselben bewahrt wird. Auch erscheinen von nun an keine schöpferischen Talente mehr unter den höfischen Dichtern; und wenn auch Einige, sei es in Bezug auf glückliche Behandlung des Stoffs, sei es rücksichtlich der Darstellung, Bedeutendes leisten, so erscheint es doch immer nur als Abglanz jener höheren Leistungen, da selbst die besseren Dichter der späteren Zeit nur mehr oder weniger begabte Nachahmer der älteren waren. Schon Wirt von Gravenberg ist ein solcher, da er namentlich seinen ältern Zeitgenossen Hartmann zum Muster nahm. Er stammte aus einem ritterlichen Geschlechte Frankens, wo noch das Städtchen Gräfenberg, neben welchem sich die adelige Burg erhob, von seinem Namen Kunde gibt. Im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geboren, diente er wahrscheinlich als Edelknappe am Hofe Bertolds IV., Grafen von Meran, bei dessen im J. 1206 erfolgten Tode er seiner eigenen Angabe nach gegenwärtig war. Sein Gedicht „Wigalois mit dem Rade“ mag er in noch jugendlichem Alter gegen das Jahr 1212 verfaßt haben. Konrad von Würzburg, der ihn zum Mittelpunkt eines didaktisch-erzählenden Gedichts machte (f. o. S. 202), zeichnet ihn als einen angesehenen, wohlhabenden und feingebildeten Ritter, als welchen er sich auch im

ganzen Verlaufe seines Gedichts zeigt. Weitere Nachrichten über seine Lebensverhältnisse fehlen; nur berichtet Konrad, und wir haben keinen Grund an der Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln, daß er, wahrscheinlich im J. 1228, das Kreuz genommen habe und im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen sei.

Der Wigalois war, wie der Dichter selbst ausdrücklich berichtet, sein erstes, aber wahrscheinlich zugleich auch sein einziges Werk; wenigstens finden sich keine Andeutungen, daß er andere Gedichte verfaßt habe, ob er gleich die Absicht hatte, noch eine andere Märe zu dichten. Die ursprüngliche Quelle des Wigalois war ohne allen Zweifel ein französisches Gedicht, doch lag es dem Dichter nicht unmittelbar vor; er hatte den Stoff aus dem Munde eines Knappen, weshalb er aber auch, wie er am Schlusse sagt, nicht überall das Richtige erfahren habe.

Eines Tags — dies ist in Kurzem der Inhalt des ziemlich langen Gedichts — erschien ein unbekannter Ritter an Artus Hof und bot der Königin einen kostbaren Gürtel an; wollte sie ihn aber nicht als Geschenk behalten, so wünsche er, daß man um denselben mit ihm kämpfe. Nachdem er sich verabschiedet, legte die Königin den Gürtel an: „da erhielt die Frau Stärke und Weisheit; es trübte sie keine Art Leid, die Sprache kannte sie alle wohl, ihr Herz, das ward freudvoll.“ Gawein, den sie nun um Rath bat, erklärte, daß sie den Gürtel nicht behalten dürfe, daß vielmehr der fremde Ritter um denselben kämpfen müsse. Am folgenden Tag fand der Kampf wirklich Statt; aber der fremde Ritter besiegte nach einander die tapfersten Helden der Tafelrunde und selbst den bis dahin nie überwundenen Gawein, den er gefangen fortführte. Unterwegs gestand der Ritter, daß er nur durch die Kraft des wunderbaren Gürtels gesiegt habe, und schenkte diesen dem gefangenen Gawein, der, sobald er ihn angelegt, wunderbare Kraft verspürte. Endlich gelangte er an eine Burg, als deren Herrn sich der fremde Ritter zu erkennen gab, und seinen Begleiter in seinem Lande willkommen hieß. Er stellte ihn hierauf seiner Gemahlin und deren Frauen vor, unter denen eine wunderschöne Jungfrau Gawains Aufmerksamkeit auf sich zog; sie trug einen Gürtel von Edelsteinen, unter denen ein Rubin war, der jeden Kummer verschreckte, sobald man den Gürtel anlegte. Der König, dessen Richte sie war, gab sie dem tapfern Gawein zum Weibe. Ein halbes Jahr lebte dieser dort im vollsten Glück, bis ihn endlich die Sehnsucht nach seinen Kampfgenoßen so mächtig ergriff, daß er unter dem Versprechen, baldmöglichst wieder zu kommen, von seiner Gemahlin Abschied nahm, die ihn nur ungern ziehen ließ. Auch sollte sie ihn nicht wiedersehen, denn da Gawein den Zaubergürtel zurückgelassen hatte, war es ihm unmöglich, so lang er auch umherirrte, den Rückweg wieder zu finden. Unterdessen hatte aber Florie, Gawains Gemahlin, einen Knaben geboren, den sie mit der größten Liebe und Sorgfalt erzog; sie fand ihr größtes Vergnügen darin, ihm von des Vaters Vortrefflichkeit zu erzählen, was auf den Knaben so mächtigen Eindruck machte, daß er sich entschloß, als er zum Jüngling herangewachsen war, den Helden aufzusuchen. Mit dem Zaubergürtel angethan, den ihm die Königin gab, erreichte er den Hof des

Königs Artus, dem er auf Befragen sagte, daß er Gwi von Galois heiße (später wird er immer Wigalois genannt). Artus nahm ihn freundlich auf, befahl ihn der Obhut Gawains; und da der Jüngling sich bald durch seine Mannhaftigkeit auszeichnete, ward er zum Ritter geschlagen und in die Tafelrunde aufgenommen. Nicht lange darnach kam eine Jungfrau, von einem Zwerge begleitet, an Artus Hof, den König bittend, ihr einen Kämpfer für ihre bedrängte Königin zu geben. So gleich bietet sich Wigalois an; Artus gewährt ihm die Bitte, die Jungfrau künnt aber, weil sie ihn noch für ein Kind ansieht. Doch hat Wigalois bald Gelegenheit, ihr zu beweisen, daß sie sich in ihm geirrt; er besiegt nach und nach mehrere Riesen und Ritter, unter diesen auch den Grafen Foyer von Mansfeld, und gewinnt endlich das vollständige Vertrauen der Jungfrau, die ihm nun auch die Geschichte ihrer Herrin erzählt. Diese, berichtet sie, sei die Tochter des Königs von Korentin, den der zauberkundige Heide Roag von Glots verrätherisch erschlagen, worauf er sich des ganzen Reiches bemächtigt habe. Die Königin sei damals mit ihrer erst drei Jahre alten Tochter auf ihrem Erbschloß Roymunt (zu deutsch „Runeberg“) gewesen; dort lebten beide jetzt noch, die Tochter sei aber zur schönsten Jungfrau herangewachsen, und habe sich entschlossen, nur demjenigen ihre Hand zu geben, der ihr das Königreich Korentin wieder erwerbe, was aber keine leichte Sache sei. Bald darauf kamen sie zur Burg Roymunt; die alte Königin und deren schöne Tochter Lorie waren über die Ankunft des Ritters, der für sie kämpfen wollte, hoch erfreut; auch ward er von ihnen mit allen Ehren empfangen. Bald küßte sich dieser aber von der Schönheit der königlichen Jungfrau gefesselt, und auch sie empfand die innigste Liebe zu dem schönen Jünglinge. In der Nacht bemerkte er eine Feuerbrunn; als er sich darnach erkundigte, sagte man ihm, daß dies das Schloß zu Korentin sei, das seit zehn Jahren des Nachts in Flammen stehe, am Tage aber unverfehrt erscheine. Am andern Tag bricht Wigalois auf, um das Abenteuer zu bestehen. Bald begegnet ihm ein wunderbar gestaltetes Thier mit einer Krone auf dem Haupte, das ihn bis zu einem Palaste von Kristall führt, wo es sich plötzlich in einen Mann verwandelt und sich als den erschlagenen König von Korentin zu erkennen gibt, der mit seinen Rittern allnächtlich im Schlosse brennen müsse, bis er erlöst werde, was aber nur geschehen könnte, wenn ein furchtbarer Drache erlegt würde, der das ganze Land verwüste. Nachdem ihm der König Verschiedenes angegeben, damit er den Drachen leichter besiege, und er ihm zuletzt entdeckt hatte, daß er Gawains Sohn sei, verließ er ihn in Thiergestalt, und ging in das Schloß, das sogleich zu brennen anfieng. Wigalois aber zog dem Drachen entgegen; er fand ihn, als er eben vier Ritter mit dem Schwanz umschlungen hielt; er stach ihm die Lanze ins Herz; der Drache ließ die andern fahren, stürzte sich auf Wigalois und, obgleich schon sterbend, schleuderte er ihn so weit, daß dieser wie todt hinfiel. So ward er von einem Fischer und dessen Weib gefunden, die ihn entkleideten und ihm auch den Zaubergürtel raubten. In diesem Zustande ward er von einem der geretteten Ritter, dem Grafen Morat, entdeckt, der ihn auf seine Burg Jorasas mitnahm und ihn bis zur voll-

händigen Heilung pflegen ließ, worauf Wigalois seinen Weg fortsetzte, und die Burg Glois erreichte. Er besiegte alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, und drang endlich in die Burg; Roaz ging ihm bewaffnet entgegen, und sogleich begann ein mörderischer Kampf zwischen den beiden Helden, welchem die schöne Jäsite, des Roaz Gemahlin, auf einem erhöhten Sitz zusah. Beide entwickelten großen Muth und bewundernswürdige Tapferkeit; lange schwankte der Sieg, bis endlich Wigalois dem Feinde einen so mächtigen Schlag mit dem Schwerte versetzte, daß er ihm Brünne und Eisen- gewand spaltete und ihn tödtete. Da erhob Frau Jäsite herzerreißende Klage, sie stürzte sich auf den Gesellen, drückte ihn mit ihren weißen Armen und küßte ihn, als ob er noch lebte. „O weh!“ rief sie jammernd aus, „o weh, lieber Mann, nun hast du deinen schönen Leib verloren um mich, armes Weib! das thut mir im Herzen weh! Auch soll Nichts mich aufhalten mehr; ich werde dein Geselle im Himmel oder in der Hölle, wo wir auch müssen sein! O weh, lieber Herr mein, daß ich dich todt je gesah!“ Und ihr langes lockiges Haar austrau- send, rief sie: „Wo bist du nun, Nachmet? Deine Hülfe ich stets hatte zu ganzem Trost und dein Ge- bot; Nachmet, viel süßer Gott, ich habe dich ge- minnet stets, wem hast du mich nun gelassen hie? Er liegt todt hier vor mir, den ich befohl mit Dienste dir, seit ich von ihm Kunde zuerst gewann. O weh, Roaz, viel lieber Mann, ich muß dich klagen, des wird mir Noth. Du warst mein Herz und mein Leib, ich dein Herz und dein Weib; wir hat- ten beiden Einen Muth; was ich wollte, das dächte dich gut, was du wolltest, das wollte auch ich. Nun mußte der ganze Wille durch deinen Tod scheiden zwischen uns beiden. Wie dein Herz je war mein und all mein Wille dein, so soll dein Tod mein Tod auch sein!“ — „Sie hob ihn nun auf ihren Schooß, mit beiden Armen sie ihn umschloß mit so jämmer- licher Klage (mit wie kalten Worten ich das sage), davon ihr Herz gebrochen ward. O weh der klä- glichen Fahrt und der jämmerlichen Noth! So lag sie klagend auf ihm todt. Ob sie auch war eine Heidenin, ganze Treue und stäten Sinn mit Liebe sie an ihn lehrte, wie sie die Minne lehrte: Her- zenliebe ist Noth und Qual, ihr Ende bringt Herzleid zumal, wie es an der Frauen wohl ers- chlen. Wäre sie nicht eine Heidenin, so müßte ich klagen ihres Jammers Noth. Sie lagen zusammen viere todt: zwei Seelen und zwen Leib dem Manne und seinem Weib, deren Seelen vor Gott sind er- schlagen. Solchen Tod, den soll man klagen! Wohl dem, der ihm entrinnen mag, und der ver- dient den ewigen Tag!“ Auch Wigalois war schwer verwundet; als aber die Jungfrauen der Königin sahen, daß er noch lebe, wollten sie ihn aus Rache tödten; doch ward er vom Grafen Aban gerettet, dem er auch die eroberte Burg übergab, worauf er auch Zorafas zum Grafen Moral ritt, den er zur schönen Larte mit der Siegesnachricht sendete. Diese eilte mit ihrer Mutter sogleich nach Zorafas, und gab dem Sieger den wohlverdienten Preis, die Krone und ihre Hand. Bald darauf kam auch Ga- wein, der von seinem Sohne und dessen schöner Gemahlin mit herzlichster Freude empfangen wurde. Doch wurde dieselbe bald durch die Nachricht ge- stört, daß Lion den König Amion erschlagen und dessen Gemahlin Lamere, Mariens Nichte, geraubt

habe. Um diese Schandthat zu rächen, zog Wiga- lois mit Gawein und vielen Helden, von seiner Ge- mahlin begleitet, gegen den Mörder, der in har- tem Kampfe erschlagen wurde. Auf dem Rückwege begegnete ihnen ein Bote, der ihnen die Nachricht von dem Tode der Frau Florie überbrachte. Nach kurzem Aufenthalte am Hofe des Königs Artus zog Wigalois mit seiner Gemahlin nach Korentin, das er durch weise Regierung beglückte. Beide lebten lang und glücklich und hinterließen einen einzigen Sohn, Lisort Gewanidor, dessen Abenteuer aus der wälschen Zunge in deutsche zu dichten, schließt Wirnt, ein Anderer übernehmen möge, da er sich dazu zu schwach fühle. —

Mag auch, wie nicht mit Unrecht behauptet wurde, Wirnt in seinem Gedichte den trefflichen Hartmann zum Muster genommen haben, so steht er doch schon darin weit hinter ihm, daß er sich nicht, wie jener, von dem ungeheuren Schwall von Aben- teuren befreien und losreißen kann, die er in seiner Quelle fand, wodurch das Gedicht eben so viel an innerem Werthe verliert, als es an Umfang ge- winnt, zumal die meisten dieser Abenteuer einander so ähnlich sehen, daß der Dichter offenbar verlegen ist, wie er ihnen wenigstens in der Darstellung ein- nige Verschiedenheit geben solle. Allerdings ist er darin nicht unglücklich, und er zeigt in der That, daß er nicht allein Hartmann, sondern hie und da auch Gottfried mit Erfolg benutzt hat; doch ist er in der althergebrachten Form der Darstellung so befangen, daß er sich nicht abhalten läßt, Kleider, Schmutz und dergleichen mit der breitesten Aus- sührlichkeit zu schildern, ob er gleich das Ungehö- rige davon fühlt. So sagt er, nachdem er Floriens Kleidung in mehr als hundert Versen beschrieben: „Wer nun das beneiden wollte, daß sie trug so schönes Kleid, das wäre eine große Thorheit, denn es bringt ja Niemanden Schaden, was ich auf sie mag laden von Seide und von Borden und von Schmucke mit Worten.“ Gern unterbricht er die Darstellung, und darin mag ihm wohl Wolfram Vorbild gewesen sein, durch passende Bemerkungen, in denen er sich meistens von einer liebenswürdigen Seite zeigt. Wenn er auch nicht eben tiefe Gedan- ken ausdrückt, so ist er doch reich an garten und warmen Empfindungen, und die mehr didaktischen Stellen enthalten, wenn auch nicht neue, doch wahre und gediegene Lebensansichten. Besonders liebt er Seitenblicke auf seine Zeit zu werfen und sie jener ritterlichen Welt entgegen zu setzen, die er dar- stellt. So sagt er, nachdem er berichtet, daß ein besiegter Riese dem Wigalois habe schwören müssen, eine Jungfrau zu König Artus zu bringen: „Zu jenen Zeiten war die Sitt' (sie bewahrten ihre Treue damit), daß wer einen Eidschwur brach, wo man den immer auch gesah, der war widerlich und er- regte aller Leute Abscheu, wie der todtsich Mann, der von der Welt ward gethan. Sie mußten ge- leistete Sichtigkeit, es wäre ihnen oder leid, treu bewahren, wie man ihnen gebot, oder an der Ehre liegen todt. Das wäre auch jetzt der Welt noch Noth!“ Als Wigalois einen von den Rittern be- siegt hatte, die er auf seinen Fahrten bekämpft, fährt der Dichter fort: „Er band das Roß an mit dem Zaum an einen Dorn: das wäre zu diesen Zei- ten verloren, wie ich mich des verfinnen kann: ihrer sind nun wenige, die es nicht führten von dann; man zöge ihm jetzt den Harnisch ab, dazu alle seine

hab'. Das war aber damals gegen die Sitt': wer es that, der verlor damit also sehr seine Ehr', daß er nimmermehr zum ritterlichen Kampf mochte kommen; ihm wurde seine Ehre ganz benommen. Wenn man heut zu Tag das thäte, so bliebe wohl läte alles ritterliche Recht. Aber wie mancher kaum wäre Knecht, der will nun Ritter werden. Das müssen die Werthen für die Bösen entgelten; ja man hat viel selten Nutzen von den bösen Gesellen. Gott möge sie alle fällen (strafen), die dem ein Schwert geben, der das ritterliche Leben nicht bewahren kann, und der von Geschlecht nicht ist dazu geboren. Das alte Recht ist gar verloren. Das war, sagt man, früher gut, jetzt ist es nun leider vernichtet durch Falschheit und bösen Muth." Und als der Dichter darauf erzählt, daß sein Held eine Jungfrau allein daher reiten sah, ruft er aus: „Zu jenen Zeiten war das gewöhnlich, sie wäre arm oder reich, daß sie mochte nach ihrem Muth reiten, wohin es sie dünkte gut, unbesprochen und ohne Geld. Das war damals Gewohnheit, wo man eine reiten sah, daß ihr Niemand Böses nachsprach. Nun ist die Welt in Falsch befaßt, es ist ohne Meisterschaft (achtlos) Beides, Leute und Land. Eine Frau, die man hat erkannt an ihrer Ehre läte, die nimmer Böses thäte um keine Art Gut, doch sind die Falschen so gemuth, daß jene so läte nicht sein mag, sie geben ihr doch einen Schlag mit Worten und mit bösen Reden. Es mag fürwahr eine Frau vor ihr Haus nicht kommen (wie ich es oft hab' vernommen), so sagt man, sie gehe aus böser Absicht: Recht und Zucht ist worden zu nicht!" Schon in diesen Bemerkungen zeigt sich die Reizung des Dichters zum Didaktischen; in andern Stellen tritt sie noch entschiedener hervor. Wenn er z. B. vom Grafen von Mansfeld sagt, daß er die Thatenlosigkeit und den Müßiggang haßte, fügt er, durch die sprichwörtliche Haltung an Freibank erinnernd, hinzu: „Denn mit Unthätigkeit wird Niemand große Ehre erwerben; von Rechts wegen soll der verderben, der dabeim sich verlegt, und sich des befeisset zu jeder Zeit, das seinem Leibe angenehm ist. Denn unblöthe Gemächlichkeit ist der Ehren frei (bar). Wer sich an (Ehren) will erholen, der muß fürwahr Kummer dulden und biweissen auch Müß und Plagen. Man wird viel selten einen Hirsch erjagen mit einem schlafenden Hunde, und es geschieht an Speise dem Munde eines trägen Wolfes selten gut." Am merkwürdigsten ist aber folgende Stelle, in der er eine für seine Zeit bewundernswürdige Höhe der Gesinnung zeigt: „Von rothem Haar und Bart höre ich sagen, daß sie falsche Herzen tragen: diesen Glauben hab' ich nicht! Wie man auch den Getreuen sieht, in welcher Farbe er sich auch zeigt, so ist sein Herze doch geneigt zu Treue und zu Güte. Wenn auch ein Falscher blühte, wie die Rose, die da steht, von ihm doch Nichts als Falsches geht. Wie sein Haar auch ist gethan, so ist Jener doch ein getreuer Mann: die Farbe ihm nicht schaden kann!"

Die ganze sittliche Richtung, die sich schon in den angeführten Stellen zur Genüge ergibt, leitet den Dichter auch bei der Darstellung der Begebenheiten, wo er Alles vermeidet — und darin hat ihn nicht bloß Hartmanns Vorgang, sondern sein eigener, allem Gemeinen abholden Sinn geleitet — was das bessere Gefühl beleidigen könnte. Es ist ihm daher auch wie mit Allem, was er sagt, so auch mit der

Berehrung der Frauen Ernst; sein Lob derselben gründet sich auf den festen Glauben an ihre sittliche Reinheit und steht daher nicht, wie bei andern Dichtern, in Widerspruch zu den erzählten Begebenheiten. Wirnt hatte bei seinem unverdorbenen Gemüth die höchste Frauenverehrung für das genommen, was sie hätte sein sollen und in der That nicht war. Man würde sich zu dem Glauben veranlassen fühlen, es sei seinem reinen Sinn die Zuchtlosigkeit verborgen geblieben, die mit dem höchsten Frauendienste verbunden war, wenn nicht aus so vielen Stellen seines Gedichts hervorginge, daß er den Gegensatz zwischen der in seiner Brust lebenden Welt der Dichtung und der wirklichen Welt tief gefühlt habe, wie sich denn am Schluß seines Gedichts die entschiedenste Trostlosigkeit auspricht. Der Dichter verzweifelt an der Welt, weil er erkannt hat, daß gerade das, was er für das Höchste hielt, zur vollsten Unwürdigkeit herabgesunken ist. „O weh der jämmerlichen Geschicht!" ruft er aus, „daß die Welt keine Freuden hat! Ihr höchster Stand in wilder Raubgier steht, das ist der Ritter Orden! Ich bin wohl inne worden, daß der Welt Freude sinket und ihre Ehre hinket. Das macht die Habsucht, die bösen Sinn und Kargheit mit sich führt. O weh! das ist mein Herzeleid!" — Mit diesen Worten schließt sich aber Wirnt in entscheidender Weise an die Didaktiker der Zeit an, und dies erklärt, warum er später keine Rittergeschichten mehr gedichtet, wie es zugleich die Wahrscheinlichkeit von Konrads Erzählung beweist, wenn man nicht etwa annehmen wollte, daß dieser sie nur auf die angegebenen Schlussworte des Wigalois gründete.

Wirnts Gedicht fand nicht bloß bei seinen Zeitgenossen großen Beifall, es war auch ein Lieblingsbuch der spätern Jahrhunderte, wie sich aus einer prosaischen Bearbeitung ergibt, die im J. 1492 gedruckt wurde und mehrere Auflagen erlebte. Ja es wurde sogar im 17. Jahrh. in jüdisch-deutsche Reime gebracht *).

Wigalois Kampf mit Roaz; Jafittens Klage und Tod.

- Roaz, der gie gewäsent vor
michel, als ein gigant;
7355 ein swert truoc er in siner hant,
des egge nâch dem tôde sneit:
daz was wol einer spannen breit.
Ein schilt er ze schirmen truoc,
dâ het ein man an genuoc.
7360 Ze tragen uber sinem rücke;
ez wære zainer brücke
gnuoc starc gewesen uber ein bach.
Dar an er gemalet sach,
als der wirt wolde,
7365 von lazure unt von golde
einen traken freislich.

*) Der Titel dieses merkwürdigen Buchs heist: „Ein schön Raaze — von König Artus Hof — Wie er sich in sein Königreich hat thun führen — Und was er gebabt vor Maniren — Und von dem berühmten — Ritter Beduwilt — Dem freitbaren Held — Gar schön in Reim gestellt — Wann ihr wert drinnen seyen (seien) — Wert sich euer Herz erfreuen." Allem nach zu urtheilen, scheint der Verfasser, der sich Josef von Wiggenhausen nennt, höchst wahrscheinlich aber nicht so hieß, mit dieser Keimerei eine Satyre auf die Ritterromane bezweckt zu haben, zu welcher ihn vielleicht Cervantes Donquixote veranlaßte, der im J. 1669 zuerst ins Deutsche übersetzt wurde.

- Von golde was ein bukel rich
unt von gesteîn dar ûf geslagen;
die moht er mit êren tragen.
- 7370 Ze strite was er wol bereit.
Ein brünne het er an geleit
uber einen wizzen halsperoh:
daz was heidenisches werch
von breiten blechen hurnin;
7375 mit golde wâren geleit dar in
rubin unt manech edel stein,
der glast dâ wider ein ander schein,
saffire unt berillen.
Er het sâch sinem willen
- 7380 einen helm herter, danne ein glas,
der ouch des selben stâles was
ûz der innern Indiâ,
als diu glavie, die er dâ
in dem wurme stechen lie.
- 7385 Umbe den helm ein liste gie
von golde zweier vinger breit;
oben was dar in geleit
mit gesmelze ein adamas;
von golde dar ûf gemeistert was
- 7390 ein trake, als er lebete
und ûf dem helme swebete.
Sin isenhosen, die wâren guot.
Sin herze het eins lewen muot
ze manlichem strite.
- 7395 Sin wip, diu frouwe Jâfite,
nâch im mit hôhem muote gie,
vor ir zwelf meide. Die
wâren süberlich genuoc;
eine kerzen ir ieslichiu truoc.
- 7400 grôz. gewunden, diu vaste bran.
Guotiu kleider hetens an,
von pfelle rok unt tach;
gefurrieret man dar under sach
lûter veder, die wâren bunt.
- 7405 Grôzziu swære was in unkunt,
und der Wunsch geteilet sô.
daz si von schulden wâren frô.
Ir zobel wâren rîche.
Je zwô unt zwô geliche
- 7410 neben einander giengen.
Über die mentel hiengen
ir zopfe verre hin zetal,
wol bewunden uber al
mit borten unt mit siden.
- 7415 Swer von in solde liden
trûten unde minne,
dem wâren sine sinne
wol getiuwert dâ von.
Armuot wârens ungewon:
- 7420 ez schein wol an ir richen wât,
daz dehein unrât
ir deheiniu nie gewan.
Je neben zwein ein spilman
vil sûezze videlunde gie,
- 7425 der deheiner dem andern nie
einen grif ubersach.
Ze aller jungist gie dâ nâch
diu schône frouwe Jâfite:
daz was gar ûz dem strite,
- 7430 sine wære diu schönist under in.
Einen mantel truoc si zobelin,
bedâht mit einem pfelle;
den het ir ir geselle
verre brâht uber sê.
- 7435 Diê wurme Salamanderê
worhten in in dem viure;
dâ von was er tiure
unde müelich ze gewinnen
andern kuneginnen.
- 7440 Irre muoter was der selbe berch,
dâ noch daz sidin werch
die wurme Salamanderê
inne wurchen, alsam ê.
Der berch ist hol unt wit;
- 7445 mit kreften brint er zaller zit
in der grôzzen Asyâ.
Dem wurme Salamandrâ
durch sin wunder hât Got geben
in dem viure ein fremdez leben,
- 7450 als wirz an den buochen lesen.
Niht lendiges drinne mac genesen,
ean verbrinne ze pulver gar;
diz habt ir ofte genomen war.
Diz mære sag ich iu vûr wâr.
- 7455 Sus kom diu frou Jâfite
zuo ir friundes strite
gegangen harte schône.
Ein guldin krône
truoc diu frouwe hêre.
- 7460 An ir was frouwen êre
unt ganziu triuwe veste.
Deheiner slahte gebreste,
der ie an deheinem wibe wart,
des wart ir lip vil wol bewart,
- 7465 wan, daz si ungetoufet was.
Lûter, als ein spiegelglas
was si vor anderm meine.
Frouwe Jâfite, diu reine,
ûf einer hôhen brucke saz,
- 7470 daz nie dehein brucke baz
von betten wart gesihtet,
mit tepichen wol berihtet
unt mit liechten pfellen.
Dâ sach si ir gesellen
- 7475 gewâfent gegen dem gaste gèn.
Die meide hiez si hôher stên
alle neben einander dâ.
Sus huop sich der strit sâ
under den herren beiden.
- 7480 Geboten het der heiden
allen den sinen daz
benamen bi ir lîbe, swaz
im geschaden mohte ein man,
swâ si daz mohten understân
- 7485 mit werchen ode mit ræten,
daz si des niht entæten.
Ouch was diu frouwe Jâfite
niht strenge an dem strite,
swaz er ze lâzen ir gebôt:
- 7490 ê wære si gelegen tôt,
swaz er si lâzen hiezze,
ê si daz niht enliezze.
Daz wære ouch noch guot wibes site,
daz si niht harte widerstrite,
- 7495 und daz mit willen tæte,
swes si ir friunt bæte;
sô belibe ir minne stæte,
- 7500 ûf den schilt mit starchen slegen;

7500 ûf den schilt mit starchen slegen;

7500 ûf den schilt mit starchen slegen;

- dô entweich im der junge degen
mit scherme allex ûz dem sal.
Ouch sluoger, daz der helm erschall
under wilen, als er mohte.
- 7505 Swenne im sin slahen tohte,
so sluoger, daz des schiltes rant
sich vil vaste unz ûf die hant
kloup gegen der buckel nider.
Sô treib in aber der heiden wider
mit starchen slegen gegen der tur.
- 7510 Sus entweich er wider unt fur
mit listen fur die frouwen.
Die schilde wurden zehouwen
vil sere von in beiden.
- 7515 Sine getorste niemen scheiden
noch dar zuo gesprechen ein wort;
wander wære gewesen mort
von im: des het er gesworn.
Den selben strit het er erkorn
im ze rehten eine.
- 7520 Frouwe Jäfite, diu reine,
klaget des jungen ritters nôt:
si was gewis, daz im der tót
dâ von ir friunde wære beschert;
und ist, daz er sich des erwert,
so hât ir huote diu sælecheit
mit slizze wol an in geleit;
wande so hât der riter gar,
swaz im leides ie gewar,
- 7530 mit liebe uber wunden,
unt ganze freuden funden.
Des was abe si gar an wân;
wan der kunech Rôâz, ir man,
was ein helt ze siner haut:
sines gelichen niemen vant
uber al die heideuschaft.
Er het manlich kraft
unt ganze kunst ze strite;
des sluoger wunden wite:
- 7540 dâ von wart maniger sigelos,
der sinen lip von im verlos.
Er was gar âne triuwe;
sin herze dâ von riuwe
unt vil grôzze swære gevie,
- 7545 swenne er ze guote iht begie.
Grimmes muotes was er vol;
daz erzeiget disem riter wol,
wander mit slegen ûf in gie:
er sluogin, daz er an diu knie
7550 kom vor frouwen Jäfiten.
Diz was ein hertez striten;
wandez muose gelten gar,
swaz si beide brâhten dar,
den lip, guot und ere.
- 7555 Her Wigalois vil sere
sich schamen des begunde,
unt spranc ûf an der stunde,
als ez im nie wære geschehen.
Die frouwen begunder an sehen:
7560 der schœne gap im solhe maht,
daz er abe mit kreften vaht.
Dâ von wil ich den frouwen jehen,
daz ir minnedlichez sehen
des mannes herze enzundet:
- 7565 ir grôzzu schœne schundet
ûf aller slahte frumcheit
ze tugenden unt ze manheit.
Daz høre ich die frumen sagen,

- die von in dicke müezzen tragen
grôzze liebe unt herzeleit.
- 7570 Min lop wære in baz bereit,
wære mir ir heimliche bekant;
sus schriben ich mit fremder hant,
als der mit golde umbe gêt,
des in niht grûz wert bestêt.
- 7575 Wære ich ein sô werder kneht,
daz mir ir gûete und ir reht
baz wurde kunt getân,
so schriben ich baz, danne ich noch hân.
7580 des sint si sus von mir erlân.

- Nâch frouwen minne lit maniger tôt:
si flegent jâmer unde nôt,
herzeliep unt herzeleit.
Dise riter wâren bereit,
7585 ze dienen nâch ir hulden.
Der heide tet ez von schulden,
wander het ein schône wip;
dirre lie aber sinen lip
bliuwen unt zehouwen
- 7590 durch sine lieben frouwen,
die schônen magt Larien,
di er zeiner amien
sinem leben het erkorn,
ist daz ez dâ niht wart verlorn.
- 7595 Daz bewarte er ouch vil vaste.
Der heiden von dem gaste
ein wunden in ein bein enpfle,
diu im an daz herze gie,
dâ von er an der stunde
- 7600 vil sere hincen begunde.
Do daz sin schône wip ersach,
von grôzzem leide ir herze brach;
ir swære begunde stigen
unt freude nider sigen.
- 7605 Ir schœne verwandelôt sich dâ gar;
ir anlutze wart missevar,
daz ê in hôhem gemüete
baz, danne ein rôse blüete.
Ir swære daz bescheinde,
- 7610 daz in mit triuwen meinde.
Diu ougen ir uber liefen;
vil manigen stuften tiefen,
den nam si ûf vou herzen
umbe ir gesellen smerzen;
- 7615 der tet ir innedlichen wê.
Dise zwên riter, als ê,
ein ander vaste umbe triben,
unz daz in niht was beliben
der schilde, niuwan die riemen.
- 7620 Dô schiet si leider niemen,
frouwen, riter noch kneht.
Ir gir was zesamen sleht
beiden ûf des tôdes wân;
daz engetorst niemen understân.
- 7625 Valsches slôz, untriuwen zil,
daz was der heiden, der daz spil
sinem muote het erkorn,
dar inne der tót, als ein dorn
in dem meien, blüete;
- 7630 zorn und ungemüete,
daz uns tuot wê, daz tet im wol.
Sin barmunge, alsam ein kol
was, daz gar erloschen ist.
Des leben het dehein frist,
- 7635 swen sin mortigiu hant

an deheinem strite uberwant;
des leben wart des tódes pfant.

- Do váhten si unz an die zit,
daz ir ritterlicher strit
7640 mit grözzem jamer ende nam.
Ir ietwederre áne scham
vil grözze slege dá enpfle.
Geselleschaft, diu was hie
under in beiden tiure.
7645 Ir helm mit viure
vil ofte wurden bedaht.
Sus váhten si die langen naht,
si muosen sich vil vaste weren
unt mit starchen slegen neren;
7650 wandez galt lip unde guot.
Sie heten beide mannes muot,
beidiu, kunst unt kraft;
dá von was diu ritterschaft
herte under in beiden.
7655 Her Wigalois den heiden
mit des swertes orte nam,
do er im só náhen quam,
er kloup im brunne und isengewant.
Durch die brust er im ze hant
7660 sluoc eine starche wunden,
dá von er überwunden
sich dem tóde muose ergeben.
Sus endet sich der werlde leben:
freude, guot und ere,
7665 des wirt in niht mære,
danne mir des keisers kröne;
wan, swer nách Gotes lóne
in dirre werlt gedienet hát,
swenne ez im an die zit gát,
7670 daz er niht lenger leben sol,
der vert sæleclichen wol:
alsó müeζεe ouch uns geschehen! —
Do frouwe Jáfite het ersehen,
daz ir man dá tóter lac,
7675 ir süeζzer site si verpflic,
unt zart ir sidin gewant.
Mit grözzem jamer si zehant
uber in lief, dá er lac.
Von sinem tóde si erschrac
7680 só sære, daz ir herze brast
lúte, als ein durrer ast,
swá man den brichet enzwei.
Si viel uber in unt schrei
ein só jamerliche stimme,
7685 deheiu man wære so grimme
des muotes, noch des herzen,
het er ir jammers smerzen
und ir gröζzen klage ersehen,
im wære ze weinen geschehen.
7690 Den helm bant si im abe
mit só gröζzer ungehabe,
daz ez was zerbarren.
Mit ir wizen armen
drucht si in alsó tóten
7695 an sich. Er was gar verschroten,
mit bluote berunnen gar:
des nam si vil lutzel war;
si kust in, als er wære gesunt,
vil dicke an sinen tóten munt
7700 unt weinte in jamerlichen an;
si sprach: „Ó wè, lieber man,
nú hástu dinen schönen lip

verloren durch mich armez wip!
Daz tuot mir herzenlichen wè.

- 7705 Ouch sol ich mich niht sùmen mè:
ich wirde din geselle
ze himel oder zer helle,
swederhalp wir müeζzen sin.
Ó wè, lieber hërre min,
7710 daz ich dich tóten ie gesach!“
Ir hâr si úz der swarten brach,
daz was minneclich gevar,
reit unt lanc gar.
Si sprach: „Wâ nú, Machmet?
7715 Dine helfe ich ie het
ze ganzem trost und din gebot.
Machmet, vil süeζzer Got,
ich hân dich geminnet ie;
wem hástu mich nu lázen hie?
7720 Er lit tóter hie vor mir,
den ich bevalch mit dienest dir,
sit ich sin kunde alrêrst gewan.
Ó wè, Rôáz, vil lieber man,
ich muoz dich klagen! des gêt mir nôt:
7725 von dinem tóde bin ich tót.
Du wære min herze und min lip,
ich din herze und din wip!
Wir heten beidiu einen muot:
swaz ich wolde, daz dúht dich guot;
7730 swaz du woldest, daz wolde ouch ich.
Nú hát der ganze wille sich
von dinem tóde gescheiden
zwischen uns beiden.
Sit din herze ie was min
7735 und aller min wille din,
só sol din tót min tót ouch si!“

- Si huop in in ir schóze hie;
mit beiden armen si in umbe vie
mit só jamerlicher klage
7740 (swie truchenlichen ich daz sage!),
dá von ir herze durchel wart.
Ó wè, der klægelichen vart
und der jamerlichen nôt!
Sus lac si klagende ob im tót.
7745 Swie si wære ein heidenin,
ganze triuwe und stæten sin
mit liebe si an in kërte,
als si diu minne lërte.
Herzeliebe ist arbeit;
7750 ir ende bringet herzeleit;
daz wart wol an der frouwen schin.
Wære si niht ein heidenin;
so muose ich klagen ir jammers nôt.
Hie lügen samen vieriu tót:
7755 zwó sële unt zwèn libe,
dem manne unt sinem wibe,
der sële vor Got sint erslagen.
Solhen tót, den sol man klagen!
Wol im, der dem entrinnen mac,
7760 und der den eweclichen tac
verdienet! der hát wol geværn!
Er ist ein sælec muoterbarn,
swer dise werlt gebüwet alsó,
daz siues tódes sin sële ist fró:
7765 des leider nú niht vil ergêt. —
Her Wigalois gestriten het,
daz er des bluotes was ersigen:
er het sich alsó gar erwigen,
daz er fur tót ouch lac aldá.

- 7770 Sich huop vil grözziu klage sâ;
in dem huse uber al
wart ein jæmerlicher schal
von dem gesinde, daz dâ was;
si liefen ûf den palas,
7775 schriunde ôwê, uut rouften sich:
ir klage, diu was jæmerlich
umbe ir hern, der was erslagen.
Ouch muosen si von schulden klagen
des reinen wibes triuwe,
7780 diu von herzen riuwe
durch ir gesellen lac ouch dâ tût,
als ir der minne kraft gebût.
Diu twiuget manech herze;
ir ende ist jâmers smerze,
7785 als ich iu hie bescheide.
Liep zergêt mit leide;
also zergie ir freude gar,
die si mit ganzer liebe dar
heten brâht vil manech jâr.

Meister Otto.

Von diesem Dichter ist uns nichts weiter bekannt, als der Name, den er in den einleitenden Versen zu seinem Gedicht „Crallius“ mit der Bemerkung anlegt, daß er ein „gelehrter Mann“ war. Nach Sprache und Reim des Gedichts gehört dasselbe unzweifelhaft in das dreizehnte Jahrhundert. So wenig wir aber über den Verfasser zu sagen wissen, so verdient sein Werk unsere vollste Aufmerksamkeit, da es zu den bessern Erscheinungen der Zeit gehört. Otto bearbeitete es nach einem französischen Gedichte des Gautier d'Arras, übertraf jedoch sein Vorbild, dem er nach herkömmlicher Sitte in dem Stoffe und dessen Entwicklung beinahe durchgängig mit großer Treue folgt, in der Darstellung des Einzelnen auf oft überraschende, immer erfreuliche Weise.

Wie das französische Vorbild, so zerfällt auch das deutsche Gedicht in zwei willkürlich zu einem Ganzen verbundene Theile, von denen der erste die Jugendgeschichte des Crallius und seine Erlebnisse am Hofe des Kaisers Folas enthält, der zweite die Geschichte von der Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes durch Crallius, der nach Folas Tode zur Kaiserwürde erhoben worden war. So trefflich der erste Theil ist, so unbedeutend ist der zweite, wir werden daher nur von jenem eine kurze Inhaltsangabe geben.

Zur Zeit des Kaisers Folas ward in Rom ein Knabe geboren, dem die Kraft von Gott verliehen wurde, die Natur der Steine, die Tüchtigkeit der Pferde und das Gemüth der Frauen zu erkennen. Als sein Vater starb, verwendete seine Mutter Cassinia alles Gut, um der Seele des Verstorbenen willen, zu milden und frommen Stiftungen, womit sich auch Crallius, so hieß der Knabe, einverstanden erklärte. Nun geriethen sie aber in bittere Armut, so daß Cassinia endlich sich genöthigt sah, ihren Sohn nach damaliger Sitte zu verkaufen. Des Kaisers Truchfasse erkannte ihn um tausend Goldstücke, als ihm berichtet wurde, welche seltene Gaben der Knabe besaß; die Mutter aber ging in ein Kloster. Als der Kaiser erfuhr, wie theuer Crallius gekauft worden, machte er dem Truchfassen Vorwürfe, daß er sich von einem Knaben habe überlistet lassen; Crallius aber bat ihn, er möge ihn auf die

Probe stellen. Auf seinen Wunsch wurden alle Bürger Roms aufgefordert, ihre sämmtlichen Edelsteine auf den Markt zu bringen; Crallius untersuchte sie, fand aber keinen, der ihm gefiel, bis er endlich noch einen ganz unscheinbaren bemerkte, den ein armer Mann feil hielt, der ihn auf der Straße gefunden hatte; er erkand denselben um vierzig Mark, obgleich der Verkäufer nur sechs Pfennige dafür verlangte. Alles spottete über Crallius, dieser aber zeigte bald, daß er den Stein nicht zu theuer gekauft habe; denn er ließ sich mit demselben in die Liber senken, und blieb so lange darin, als man nöthig hätte, um zwei Meilen weit zu gehen. Alles verwunderte sich, als er lebend und gesund wieder herausgezogen wurde, und man glaubte nun an die Kraft des Steins. Darauf ging Crallius in ein großes Feuer, und blieb lange Zeit darin, ohne von demselben im Mindesten verfehrt zu werden; eben so wenig wurde der Kaiser vom Feuer verletzt, als er mit dem Stein in der Hand, in dasselbe trat. Endlich ließ Crallius noch mit schneidendem Schwert auf sich einhauen, aber die Tugend des Steins bewährte sich auch da, denn die kräftigsten Hiebe konnten ihn nicht verwunden. Eben so glänzend bekrundete er seine Gabe, die Tüchtigkeit der Pferde zu erkennen, indem er ein junges unscheinbares Füllen erhandelte, welches die kräftigsten Pferde an Schnelligkeit weit übertraf. Nun ward Crallius dem Kaiser täglich mehr lieb und werth, und als dieser sich entschloß, ein Weib zu nehmen, trug er ihm auf, ihm die reinste und keuscheste Jungfrau auszusuchen. Auf des Knaben Rath ließ der Kaiser allen Fürsten, die Lehen vom Reiche trugen, gebieten, mit ihren Töchtern, Schwestern oder Nichten nach Rom zu kommen, damit er sich aus ihnen eine Gemahlin wählte. Es geschah; aber unter allen fand Crallius keine, die des Kaisers würdig gewesen wäre, denn keine von allen war ohne Fehl. Als er von der Schau nach Hausekehrte, erblickte er ein schönes Mädchen, so schön, wie er noch keines gesehen und das er für rein und edlen Gemüths erkannte. Ob sie gleich niedrigen Standes war, nahm sie der Kaiser zur Gemahlin und lebte mit ihr, sie hieß Athanaïs, in ungetrübtem Glück, dessen er sich wohl bis an sein Lebensende erfreut haben würde, wenn er es nicht selbst durch seine Unklugheit vernichtet hätte. Denn als er einst wegen eines Kriegszugs das Reich verlassen mußte, ließ er seine Gemahlin, trotz aller Warnungen des Crallius, um ihr jede Untreue unmöglich zu machen, in einen festen Thurm verschließen. Was Crallius vorausgesehen hatte, traf nur zu bald ein: die Einsamkeit und das Mißtrauen ihres Gemahls erfüllten sie bald mit Mißbehagen und Unzufriedenheit, die sie zum Treubruch verleitet, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Die Römer feierten alle Jahre ein großes Fest, welches der Kaiser oder in Verbindung desselben die Kaiserin nach gewohntem Herkommen mit ihrer Gegenwart verherrlichen mußte. Da dieses Fest gerade während des Kaisers Abwesenheit eintrat, und die Römer die Kaiserin zu demselben einladen, mußten ihr die zu ihrer Entlastung Herren die Erlaubniß geben, den Thurm zu verlassen. Auf dem Festplatz bemerkte Athanaïs einen Jüngling, Parides genannt, der durch seine Gewandtheit in den Spielen und seine seltene Schönheit die Bewunderung und bald die Liebe der Kaiserin gewann. Auch

Parides wurde von Liebe zur schönen Athanais ergriffen, so daß er krank wurde. Seine Mutter rief eine alte erfahrene Frau, Namens Morfea, herbei, welche dem Jüngling das Geheimniß seiner Liebe entlockte und ihm Hülfе versprach. Sie wußte zur Athanais zu gelangen, die ebenfals liebeskrank im Bette lag; bei ihrer Kenntniß des weiblichen Herzens brachte sie die Kaiserin zum Geständniß ihrer Liebe und nun ward es ihr nicht schwer, sie zum Trennbruch zu verleiten. Und so mächtig wirkte schon die Leidenschaft in der Kaiserin, daß sie selbst, die alte Kupplerin an Klugheit überbietend, die Mittel angab, welche sie dem geliebten Parides zuführen sollten. Sie ließ sich demnach, als sie wieder zum Feste ritt, vor dem Hause des Parides vom Pferde herab in eine Pfütze fallen, klagte über Schmerzen, und ward von der alten Morfea, die schon auf der Lauer stand, in das Haus gebracht, wo sie den Geliebten fand. Die Begleitung der Kaiserin hatte unterdessen andere Kleider herbeigeschafft, und als Athanais diese angezogen hatte, verließ sie das Haus, ohne daß irgend ein Verdacht rege geworden wäre. Als aber bald darauf der Kaiser Sokas mit Crastinus heimkehrte, erkannte dieser durch die ihm verliehene wunderbare Gabe, was unterdessen vorgegangen war; nach seiner Pflicht theilte er es dem Kaiser mit, der nun zu spät einsah, daß er Unrecht gethan habe, seine bis dahin unbefohlene Gemahlin zur Untreue zu reizen. Als nun Athanais von dem zürnenden Kaiser nach dem Namen ihres Buhlen befragt wurde, um ihn mit ihr der gerechten Strafe zu überliefern, gestand sie ihre Schuld; gerne wollte sie dieselbe büßen, sagte sie, doch solle der Kaiser des Geliebten schonen. Endlich mußte sie ihn nennen und so gleich ward er auf des Kaisers Befehl gebunden herbeigebracht. Als Parides vernahm, daß die Kaiserin ihre Schuld gestanden hatte, zögerte er nicht, auch seinerseits ein offenes Geständniß abzulegen; doch auch er bat nur um Schonung der Geliebten. Der Kaiser aber verdamnte beide zum Feuertode; er ließ ein großes Feuer anzünden, und wollte sie schon hineinwerfen lassen, als Crastinus ihm davon abrieth, da er ja selbst durch sein Mißtrauen die Kaiserin auf böse Gedanken gebracht habe. Auf seine von den Fürsten unterstützte Vorstellung ließ sich Sokas von Athanais scheiden und gab sie dem Parides zum Weibe, mit welchem sie in Niedrigkeit und Armuth glücklicher lebte, als im kaiserlichen Schlosse, „das gereute die Kaiserin nie; auf dem Stroh war ihr baß, da sie bei ihm lag oder saß, als bei all dem Reichthum fürwahr, mit dem das Bett des Kaisers bedeckt war, und wisset wahrlich das, bei ihm that ihr Wasser baß, als wenn bei dem Kaiser Wein sie trank. Nie kam ihr der Gedank, daß sie mit irgend Etwas ihn beschwere. Sie bewahrte ihre weibliche Ehre schön bis an ihr Ende; ohne alle Mißwende war an Freuden reich sie gar. Und wisset fürwahr, welch Weib einen Mann gewinnt, den sie von Herzen minnt und der ihr minniglich gewährt, Alles, das ihr Herz begehrt, davon hab ich die Wahrheit erfahren, er mag sie leicht wohl bewahren: ist sie nur irgend gut, soll er mäßen seine Gut.“

Die Vergleichung des deutschen Gedichts mit dem französischen fällt durchaus zum Vortheil des ersten aus: wenn sich Otto auch im Ganzen an den Franzosen hält, so verbessert er ihn im Einzelnen

betnahe überall durch Weglassung überflüssiger oder unpassender Dinge und durch Erweiterung der wesentlichen Verhältnisse und Zustände. Ueberhaupt liebt er es, an den Ereignissen schnell vorüberzugehen, dagegen länger bei den einzelnen Erscheinungen oder Seelenzuständen der handelnden Personen zu verweilen, aber freilich auch in der beliebten Weise der höfischen Dichter äußere Gegenstände in weitläufiger Schilderung auszumalen. Ganz glücklich ist er in den Gesprächen, welche sich lebendig und rasch entwickeln und den Charakteren der Personen vollkommen angemessen sind, wie er denn überall seine Beobachtung und tiefe Menschenkenntniß bekrundet. So sind seine Bemerkungen über Armuth, Lob, Minne und andere ganz vortrefflich, und schon dadurch rühmenswerth, daß sie aus den dargestellten Verhältnissen ungezwungen und unmittelbar hervorgehen; zudem sind solche Bemerkungen meistens kurz, schlagend und inhaltsreich, die breite Weitgeschweifigkeit, in denen sich andere Dichter bei dergleichen Gelegenheiten gefallen, glücklich vermeidend. Die Zartheit der Behandlung, die sich auch in den bedenkllicheren Stellen nicht verläugnet, so wie die Gewandtheit des Ausdrucks, mag Meister Otto dem großen Dichter des Tristan abgelautet haben; doch war er zu fein gebildet und zu geschmackvoll, als daß er sich zu einer bloßen äußerlichen Nachahmung hätte verleiten lassen, zudem er wohl selbst fühlen mochte, daß er bei allem seinen Talente an dichterischer Begabung jenem Meister keineswegs ebenbürtig war.

Der Schuldigen Begnadigung.

- 3865 Dô daz alsô ergangen was,
dô het der keiser Fôcas,
der helt vil vermezzen,
vor der stat gesezzen,
unz ers gewan mit gewalt:
3870 des maneger dar in entgal.
Vor den selben gessen
wurden die aller besten
von der stat gevangen.
Sin wille was ersangen
3875 wol nâch sinen êren;
dô mohter wider kêren,
swie er selbe wolde.
Mit silber unt mit golde
wart manec soum dô geladen.
3880 Done wester niht des grôzen schaden,
der im dâ heime geschehen was.
Dô reit der keiser Fôcas
frôlichen dannen
mit sinen hermannen
3885 ze Rôme, dar er gerne kam,
wand in des vil wol gezam,
daz er gesêhe sin wip,
diu im liep was, als der lip,
bi der er gerne wolde
3890 ruowen, als er solde,
unde haben sin gemach.
Hœret, wie im dô geschach.

Der keiser wart emphanzen:
daz was schiere ergangen.

- 3895 Do er in sant Peters münster gie,
dâ man in keiserlich empfe,
als manegem keiser ist geschehen,
als ich diu buoch hêre jehen,
dô entslôz man die tür,

- 3900 diu vil selten dar für
het gestanden ungespart,
sine waz mit huote wol bewart.
Die lie man dô offen stân:
swer für die frowen wolde gân,
3905 des wart niht grôz war genommen.
Nû was Erâclius dar komen,
wande er der frowen gemach
gerne weste unde sach
und in vil sere muote
3910 diu unnütze huote,
die sin frowe het erliten,
sit er von ir was geriten.
Vernemet wunder, wie im geschach.
Als er die frowen ane sach,
3915 dô kârter umbe unde sweic;
wedr er ensprach, noch er euneic.
Er giene, da sin herre was.
„Edel kaiser Fôcas,
stât ein wile stille.
3920 Vernemt, daz ist min wille,
ein rede sol ich niht verdagen,
ob ichs ze hulden müge sagen,
leider ein vil böse spil.“ —
„Sprich mit hulden, swaz du wil!“ —
3925 „Ine sols deheine schulde hân:
min frowe, diu hât missetân.“ —
„Erâcli, hâstu du si gesehen?“ —
„War umbe soldichs anders jehen?“ —
„Welchen wis, oder wie?“ —
3930 „Herre kaiser frâget sie.“ —
„Hât si man zuozir geleit?“ —
„Jâ si, herre!“ — „Deist mir leit!“ —
„Ez muoz ouch wesen, herre min.“ —
„Unsælec müezen dise sin,
3935 die daz solden hie bewarn!“ —
„Herre, si hânt niht missevarn.“
„Erâcli, lâ die rede stân:
mich bringet niemen ûf den wân,
sine möhtenz haben wol bewart.“ —
3940 „Ir rekennet niht des wibes art. —
Diu unsælde ist ir beschert,
swaz man ir ernstliche wert,
daz si des aller meiste gert,
wirt sies ouch niemer gewert:
3945 alsô bræde ist in der lip.
Gedenket an daz erste wip
(dannnen ist diu nôt beliben),
diu dur lust wart vertriben
ûz dem bāradise.“ —
3950 „Erâcli, dû bist wise:
ich sehe wol, ez ist wâr.
Ezn hilfet ouch niht umb ein hâr,
daz man dâ heizet huote:
ja kumt si manegem ze guote,
3955 unt schadet under stunden.
Daz hân ich wol erfunden
leider mir ze späte.
Hætich dime râte
gevolgt und diner lere,
3960 des hæc ich frum und ère.“
Bime kaiser was dô manec man,
der sere trûren began
von sinem ungevelle.
„Erâcli, trût geselle.“
3965 sprach der kaiser aber dô,
„hât si missevarn sô?“ —
„Jâ si, herre!“ — „Erbarnez Got!

- Mich müet der schade und ouch der spot
ûzer mâzen sere.“
3970 Der keiser sprach niht mære;
er giene, da diu frouwe was.
Als der keiser Fôcas
mit sinen mannen für si gie,
gezogenliche si in emfle.
3975 „Willekomen, herre min!“ —
„Frowe, daz mac wol sin!“
Si wolde in küssen unt näher gân.
„Frowe, ir sult stille stân
unt sult mir niht sprechen zuo!“ —
3980 „Ez ist min reht, daz ich tuo,
swaz sô iu gevalle.“
Die fürsten swigen alle.
„Unsælec wip, bæsiu hût,
saget, wâ ist iwer trût,
3985 des ir ze friunde habi erkorn?
Durch in müezet ir hân verloru
sêle, ère unde leben!
Ezn wirt iu niht sô lihte vergeben:
des sit ir sicher beide.
3990 Iur lip zergât mit leide
an disme tage hiute:
ich heizich mine liute
brennen oder steinen.“
Diu frowe gunde weinen,
3995 unt sach vil trûrecliche nider;
si sprach: „Dâ rede ich niht wider,
swaz ir mir tuot oder lât.
Unser beider missetât
sultir an mir einre rechen:
4000 man solde durch mich stechen
ein wol snident swert
(des bin ich einiu wol wert!)
ode brennen ûf der hürde.
Swie mir dar umbe wûrde,
4005 daz hælich verdienet eine.“ —
„Jâ ir vil unreine,
war was iur sin nû komen?
Durch waz hætich iuch genomen
von iwerre armûete,
4010 wan durch iwer gûete?
Wie ist diu arbeit bestatet?
Der èren habi ir iuch gesatet,
daz iu Got nû gebe leit!“ —
„Ez machte min unsælekheit,“
4015 sprach diu frowe hère;
waz mag ich sagen mære?
Irn habet dar an niht verlorn.
Fûl fleisch unde korn
sol man werfen für die swin;
4020 den mag ich wol geliche sin.
Heizet mich lebende begraben,
unt lât in sinen lip haben!
Man sol in des geniezen lân:
er enhât niht missetân;
4025 diu missetât ist gar min:
habt durch Got genade sin!“
Fôcas, der rîche,
sprach dô zornecliche:
„Saget drâte, wâ ist der man,
4030 der die balthheit ie gewan,
daz er iuch getorste minnen?
Man muoz mirn her gewinnen;
des mac dehein rât wesen!“ —
„Sô lât in, herre, genesen,
4035 unt nemt mir einre den lip!“ —

„Jā, ir unsæligez wip,
saget drāte, wā er si?
Ist er iender hie bi,
oder dūze in der stat?“ —
4040 „So tuot, als ich iuch ē bat:
lāt in genesen, unt sterbet mich!“ —
„Weizgot, frowe, nein ich!“ —
„Sō tuot, swie iu gevalle!“ —
Die fürsten sprāchen alle:
4045 „Wizzet, daz ir missetuot:
Ez enist niht alsō guot:
lāt uns den man erkennen.“
„Sol ich in offen nennen?“ —
„Ja ir, frowe!“ — „Ō wē mir des!
4050 ez ist“, sprach si, „Pārides,
der schōne und der guote:
Got habu in siner huote,
swie ez umbe mich ergē.“
Der keiser beite niht mē:
4055 sine boten sander zehant,
dā man Pāridēm vant.
In vil kurzen stunden
brāhtens in gebunden,
als er wār ein bösser diep:
4060 dazn was der frowen niht liep,
wande siez ungerne sach.
Hœret, wie der keiser sprach:
„Jungere man, gāt her nār!
Saget rehte, ist ez wār,
4065 habt ir bi der frowen gelegen,
die wile ich was under wegen?
Ir müezet sagen hie zestunt!“
„Frāget sie! ir ist kunt,
ob mir liep von ir ist geschehen.“ —
4070 „Des hāts uns allen verjehen.“
„Sō ist ez sicherlichen wār!“ —
„Daz wirt iu, sam mir min hār,
ze riwen unt ze leide!“ —
„Daz gloubich āne eide!
4075 Si hāt gehœhet minen muot:
swaz man mir dur si getuot,
daz dunet mich allez sūeze.
Got gebe, daz si müeze
nach ir willen alden
4080 und ir lip behalden:
ich stirbe frōliche!“
Dō hiez der keiser rīche
ein grōzez slur bereiten,
unt hiez si dar leiten,
4085 daz man si beidiu brande,
und dā bi erkande
elliu werlt ir missetāt.
„Noch habets, herre, minen rāt,“
sprach Erāclius der wise;
4090 „ez komt iu ze prise
und ist iwer sælekheit.“
Er sprach: „Erācli, mir ist leit,
dō ich mich an dich verlie,
daz ich von dime rāte gie:
4095 daz ist an minen ēren schin.“
Erāclius sprach: „Daz muoz nū sin;
noch kan ich iu gerāten.“
Die fürsten in alle bāten,
daz er allez tæte,
4100 swes in Erāclius bæte.
„Swie harte ich si erbolgen,
ich wil iu herren volgen,“
sprach der keiser mære.

„Sage uns offenbære,
4105 Erācli, rehte dinen muot.“ —
„Herre, sō mich dunket guot,
daz der edel man und daz wip
behalden sēle unde lip.“ —
„Wie solden wir daz ane vān?“ —
4110 „Ir sult si beidiu leben lān!“ —
„Erācli, daz wære der liute spot!“ —
„Führtet irs harter, danne Got?“ —
„Die rede sult ir lāzen.
Iemer si si verwāzen!
4115 Swer rīhtet über diebe,
der tuot Gote liebe
unt sündet niht umb ein hār.“ —
„Herre, daz ist allez wār.
Si hānt iu solhes niht verstoln:
4120 ir müget dur Got ez gerne doln.
Doch velsche ich mit nihte
iur keiserlich gerihte.
Ouch wizzet ir wol, herre min,
daz die schulde ein teil iwer sin.
4125 Ich sag iu, hērre, wie ir tuot,
ob ez die herren dunket guot
und dise guoten knehte.
Mit der kristenheit rehte
lāt iuch den bābest scheiden:
4130 daz erteilet man iu beiden.
Si sol hinnen fūre sin
dehein wis Ræmischiu keiserin,
wan si sō grōze missetāt
vor al der werlde gejehen hāt.
4135 Lāt si behaben den selben man,
sit ir Got niene gan
grōzer ēre unt hōhes namen.
Di wile si lept, si muoz sich schamen,
unt behaltet sēle unde lip.
4140 Si wirt noch ein vil heilec wip,
sol si lange oder kurze leben.
Der mir die sinne hāt gegeben,
gan er mir des libes,
ich hilfu eines wibes,
4145 an dem iu niemer missegāt,
al die wile diu werlt stāt,
ob ir sō lange soldet leben.“
Dō sprachen sine rātgeben,
ez wār ein grōziu missetāt,
4150 übergienger disen sinen rāt.
Nach der fürsten rāte
er bat den bābest drāte
und die pfafheit besenden,
die kundenz im wol wenden.
4155 Dō si dar kāmen,
ir missetāt vernāmen,
daz vinde wir an dem liede,
daz si der bābest schiede.
Waz mag ich umbe sagen mē?
4160 Der keiser gab si Pāridē:
in sin hūs fuortet sie:
daz gerou die keiserinne nie.
Ūf eime strowe was ir baz,
dā si bi im lac ode saz,
4165 dan mit al der rīcheit,
die ūf skeisers bette was geleit.
Unt wizzet wærlīche daz,
bi ime tet ir wazzer baz,
dan bi dem keiser lūtertranc.
4170 Si gwan noch nie den gedanc,
daz si in mit ihte swāre:

- ir wipheit si bewarte
schöne unz an ir ende;
an alle missewende
4175 was si freundenriche.
Unt wizzet wærliche,
swelch wip ein man gewinnet,
den si von herze minnet,
unt er si minnecliche wert
4180 alles, des ir herze gert,
des hân die wârheit ich ervarn,
er mac si lihte wol bewarn:
ist si in deheiner gûete,
daz er ir ze mâzen hûete.

Konrad von Fussesbrunnen.

Ob der Ort Fussesbrunnen, nach welchem sich Konrad nannte, in der Schweiz gesucht werden müsse, wie man bis jetzt ziemlich allgemein angenommen hat, oder ob in Österreich, wie neuerlich behauptet wurde, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht feststellen, da wir von dem Dichter eben weiter Nichts kennen, als seinen Namen. Da er in den biblischen Büchern des alten und neuen Testaments sehr bewandert war, die er in lateinischer Sprache las (er führt viele Stellen in dieser Sprache an), so dürfte man wohl annehmen, daß er ein Geistlicher war. Sein Gedicht „die Kindheit Jesu“, das schon bei seinen Zeitgenossen Anerkennung fand — setzt ihn ja Rudolf von Ems in den einleitenden Versen zu seinem Wilhelm weit über sich — gehört zu den besten Legendenbüchlein des dreizehnten Jahrhunderts.

Konrad beginnt sein Gedicht mit der Heimführung Marias durch Joseph; die frühere Geschichte der heiligen Jungfrau und ihrer Mutter Anna übergeht er, weil schon Andere vor ihm dieselbe bezeugungen haben (er nennt ausdrücklich das Marienleben von Meister Heinrich und das von einem unbekannten Dichter unter dem Titel „Anegeunge“ verfaßte Leben Christi). In kurzen Zügen erzählt er sodann von der Verkündigung durch den Engel Gabriel, von Elisabeth und ihrer Zusammenkunft mit Marien, von Josephs Trauer, als er wahrnahm, daß diese gesegneten Leibes sei, berichtet hierauf, wie der Engel Gottes diesen belehrte und tröstete, und wie die Juden, „welche damals, wie noch heute, treulos und des Reides voll waren“, an ihm und ihr Sünde suchten, selbe aber ihre Unschuld bewiesen, indem sie von dem heiligen Wasser im Tempel tranken. Zu dieser Zeit, heißt es weiter, ließ der Kaiser Augustus das Gebot ergehen, die Bevölkerung des Landes zu zählen, zu welchem Zwecke sich Alle in ihre Heimat begeben mußten, weshalb denn auch Joseph mit Marien nach Bethlehem zog. In der Nähe der Stadt fühlte Maria, daß ihre Zeit gekommen war; Joseph konnte aber keine andere Unterkunft für sie finden, als eine Bergöhle, in welche er sie brachte, sie mit allem Nöthigen versehen, das ihm seine Verwandten verschafften, die er herbeigeholt hatte. Maria genas eines Kindleins, sanft und leicht, denn die Engel des Himmels standen ihr bei, und es war an ihrem Leibe kein Zeichen zu sehen, daß sie erst geboren habe, worüber die Weiber nicht wenig erstaunten, die ihr beistanden. „Wahrlich!“ rief eine derselben aus, „hie ist ein Wunder geschehen; diese ist noch Jungfrau und hat ein Kind. Ihr Kind nie

zum Vater gewann irgend einen irdischen Mann; ward je von Gott ein Kind geboren, so hat er dieses wol erkoren; denn so schönes ich niemals sah.“ Als ein anderes Weib dieses hörte, spottete sie darüber; kaum hatte sie jedoch Marien berührt, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, ward sie an Hand und Arm lahm: sobald sie aber das Kind gläubig berührte, ward sie wieder gesund. Beide Frauen lobten Gott, und sie hörten die Jubelschreie der Engel. Hierauf erzählt der Dichter von den Hirten und ihrer Anbetung des Kindes, von der Beschneidung, von der wunderbaren Heilung Simeons, den heiligen drei Königen aus Morgenland, und der Flucht nach Aegypten, mit welcher die zahlreichen Wunder des Christuskindes beginnen. Auf dem Wege kamen die Flüchtlinge in eine öde, von Drachen und andern wilden Thieren erfüllte Gegend; aber die Drachen und Löwen spielten mit dem Kinde und thaten ihm Nichts zu Leide, ließen sich von Joseph nicht verschrecken, sondern blieben, bis ihnen Jesus zu entweichen gebot. An einem heißen Tage kamen sie über eine große Heide, wo sie weder Wasser noch Gras fanden; Menschen und Thiere vermachteteten, und ein mit Obst gefüllter Baum vermehrte nur noch die Qual, weil ihn wegen seiner Höhe Niemand besteiigen konnte. Da gebot das Kind dem Baume sich zu neigen und Alle konnten das herrliche Obst brechen und sich daran erlaben, denn der Baum richtete sich nicht eher wieder auf, als bis ihm „Ur-laub gegeben ward“. Und das Kind gebot wieder; da begann eine reiche Quelle aus den Wurzeln des Baumes zu fließen, „so groß, daß sie wohl triebe ein Rad. Nun blieben sie an derselben Statt die Nacht bis an den Morgen“. Als sie aber abzogen, befahl das Kind einem Engel, einen Zweig des Baumes zu brechen und ihn im Paradies zu pflanzen, daß er dort Bäume gebe, wie er an diesem Tage ihn und die Seinen gelabt habe. Der Weg führte sie hierauf über eine Heide, in der zwei Räuber mit ihren Gefellen hausten, welche zur Verhütung aller Streitigkeiten unter sich übereingekommen waren, daß die Beute eines Tages, sie mochte groß oder klein sein, immer nur Einem von ihnen gehören sollte. Als sie Joseph mit Maria und dem Kinde erblickten, glaubte der, dem die Beute des Tages zufam, es seien reiche Kaufleute, und freute sich über den Gewinn, welcher ihn, wie er hoffte, in den Stand setzen sollte, von nun an ehrlich zu leben. Sobald die Reisenden näher kamen und man sah, daß es arme Leute seien, huben die andern Räuber an, jenen zu verhöhnen, so daß er zornig wurde, und seinen Grimm an den Reisenden auszulassen gedachte. Aber wie diese ganz herbel gekommen waren, verwandelte Gott den Sinn des Räubers, daß er sie freundlich bewillkommnete, sie in seine Wohnung geleitete und seinem Weibe zur besten Pflege anempfahl, die ihnen denn auch im vollem Maße zu Theil wurde. Das Weib babete das Kind; und als dieses mit dem Wasser zu spielen begann, schäumte es hoch auf und es dünkte der Frau, daß der Gisch gut und heilsam sei; sie holte ein Gefäß, that den Schaum hinein und bewahrte ihn auf. Am folgenden Tage führte sie der gute Räuber, bis sie nicht mehr irre gehen konnten. Joseph aber klagte über den weiten und beschwerlichen Weg, der noch zu machen war; da verkürzte Jesus denselben, daß sie noch an dem

nämlichen Tage dreißig Lagerelken zurücklegten, und in die Stadt Splene gelangten. Weil sie aber dort Niemanden kannten, der sie in sein Haus aufgenommen hätte, gingen sie in den heidnischen Tempel. Kaum war Jesus hineingetreten, als die hundert und vierzig Wögen, die darinnen aufgestellt waren, auf die Erde herab fielen und zerbrachen. Da erhob sich großes Geschrei in der Stadt, und der Herzog Afrodikus kam selbst herbei, um zu sehen, wie die Sache sich verhalte. Sobald er Jesus erblickte, gedachte er sogleich, daß dessen Macht die Abgötter gestürzt habe; er fiel nieder und betete ihn an, seinen Leuten verkündigend, daß dieses der wahre Gott sei, worauf ihm diese Lob und Opfer brachten. Joseph aber vergaß dort seines Ungemachs, da die Leute Alles thaten, was er wünschte. Bald darauf brachte der Engel die Botschaft, daß Herodes gestorben sei, und befahl dem Joseph, wieder heimzukehren.

Unterdessen war der gute Räuber eines Tags bei einem mißlungenen Raubansalle schwer verwundet zu seinem Weibe gebracht worden; da holte sie den Schaum, dessen Heilkraft sie schon erprobt hatte, bestrich ihren Mann damit, und siehe, dieser sprang auf, gesund, als ob ihm nie Etwas gefehlt hätte. Als aber die andern Räuber das Wunder vernahmen, kamen alle, so oft sie verwundet waren, zu dem Weibe und kauften von dem wunderthätigen Schaum, den sie so gut bezahlten, daß jener Räuber bald ein reicher Mann ward, so daß er, als Joseph auf der Rückreise bei ihm einkehrte, denselben auf das Prachtigste bewirtheten konnte. Als Joseph nach Judäa kam und hörte, daß des Herodes Sohn Archelaus herrsche, befahl ihn große Furcht und er blieb in der Stadt Nazareth, wo er sein Handwerk betrieb. Nun erzählt der Dichter noch verschiedene Wunder des Jesuskinds; unter Andern, wie er zu kurz geschnittene Breter in die Länge gezogen, Wasser in seinem Kleide heimgetragen, zerbrochene Krüge wieder ganz gemacht habe. Einst habe er ein Kind, das von einer Terrasse herabgefallen war, wieder erweckt, weil man behauptete, er habe es herabgestoßen, was sich nach dem Zeugniß des Auferweckten als falsch erwies. Dann habe er ein anderes Kind, das ihn geschmäht und im Spielen gestört hatte, durch ein bloßes Wort todt niedergestreckt, es aber, weil dessen Mutter ihn darum angefleht, wieder lebendig gemacht. Auch sei er in eine Höhle gegangen, wo Löwen waren, und habe mit den wilden Thieren gespielt, die ihn zu der Leute Entsetzen bis nahe an die Stadt begleitet hätten, aber auf seinen Befehl wieder in ihre Höhle zurückgegangen wären. Dann habe er mit andern Kindern Vögel aus Lehm gebildet, die er lebendig gemacht und denen er befohlen habe, zu fliegen. Zuletzt berichtet der Dichter endlich, wie ein Schulmeister Jesus in seine Schule nahm, aber bald fand, daß der Knabe mehr wisse, als er selbst.

Da Konrad am Schlusse seines Gedichts sagt, daß er weder in dem Buche, das seine Quelle war, noch in andern Schriften weitere Nachrichten über die Kindheit Jesu gefunden habe, so können die apokryphischen Evangelien von der Kindheit des Heilandes oder andere ähnliche apokryphische Bücher des Neuen Testaments nicht seine unmittelbare Quelle gewesen sein, da sie noch viele andere Wundergeschichten von dem Jesuskinde berichten, und sie zudem die von

Konrad mitgetheilten Erzählungen öfters ganz anders, bald ausführlicher, bald wieder gebrängter und mit andern Nebenumständen berichten. Eine Handschrift von Konrads Gedicht nennt ein lateinisches Buch als seine Quelle; allein mehrere Einzelheiten weisen auf ein französisches Vorbild hin, doch läßt sich aus ihnen allein ein solches nicht beweisen. Wie dem auch sei, so gebührt Konraden das Lob, daß er den einfachen Charakter der Legendendichtung richtig aufgefaßt und durchgeführt hat, und ihm auch in denjenigen Stellen nicht untren geworden ist, wo er, wie in der Geschichte mit den Räubern, ohne Zweifel seine Quelle erweitert hat, obgleich gerade in dieser der Einfluß des Rittergedichts nicht zu verkennen ist.

Das Jesuskind unter den Räubern.

- Nû was ein breit gevilde
wüeste unde wilde;
1500 dâ muosten si noh über varn.
Daz heten mit ir hals scharn
besetzen zwên schach man,
des dâ vil maniger schaden gwan:
si taten ûf der heide
1505 den liuten vil ze leide.
Si heten ein gewonheit,
swer für gie oder reit,
den si mohten über chomen,
dem was schiere benomen
1510 bédû, guot unde lip,
ez wær man oder wip.
Sine chunden sih niht erbarmen
uber deheinen armen:
ze roub stuont in diu hant.
1515 Swenne aber iemen durch daz lant
fuor mit geselleschaft
unt si die sô werhaft,
alô biderbe liute vunden,
daz in niht genemen chunden,
1520 so jähent si, daz wære ir site
und dâ begiengen si sih mite,
die die strâzze varen wolden,
daz si die wisen solden
von Egyptô und dar:
1525 sus wurfen si ir lip nâr;
und in wære bescheiden
zwischen den landen beiden
ein lôn von chleinem guote,
und daz si zu der huote
1530 durch fride geschaffet wæren.
Mit sô gelogen mæren
betrugen si vil manegen man
unt gewunnen in ir guot an.
Si wæren under in gewon
1535 (dâ nâmen si ofte schaden von),
do si gewin brâhten,
daz si umbe die teil vâhten
unt wurden diche sêre wunt.
Nû berietens sih zeiner stunt,
1540 daz si satzen ir lôz,
ez wære chlein oder grôz,
swaz in ze gewinne chæme,
daz denn einer næme
und ez hete ane teil,
1545 und der ander sin heil
versuochoet morgen dar an:
swi vil der danne gewan,
daz lîezzen die ander âne haz.

- Si dühte, daz si niemer baz
 1550 an ir geselleschaft beliben, ,
 do si das lange getriben.
 Nû hetens sih aber geleit
 eins tages nâch ir gewonheit
 ûf âventiure gewin;
 1555 dô chom dort her gevarn zu in,
 dâ von iu ê wart geseit,
 Jôsep und diu meit.
 Daz vihe vor in allez ezzende gie
 unt redeten dise nâch wâne hie:
 1560 „Wir wurden sicherliche
 unnôtec unde rîche
 von disem roube hiute:
 ienez sint choufliute,
 die tribent soumære,
 1565 die tragent alsô swære,
 daz in niht wol geslînnen mac.“
 Nû sprach jener, dem der tac
 mit lôze was gevallen;
 „Waz touc iuwer schallen?
 1570 Bewegeet iuhsn mit semften siten:
 ir müezet iwer wette quiten.
 Von andern bejage
 ihen muote an deheines tage
 nie deheines teiles.
 1575 Nû lât ouch iuh mines heiles
 hier an niht dunchen ze vil.
 Diz guot ih ein haben wil:
 ich bedarf sin, weizgot, harte wol.
 Sit mirz Got hât gegeben
 1580 unde wil sicherlich min leben
 ze gemach unt nâch êren
 und der mit chêren
 eteswâ, dâ guote liute sint.
 Min wip unde miniu kiut,
 1585 den was min rouben ie leit
 unt hânt diche gereit,
 wold ih sin anders entwesen,
 wir mochten dannoch wol genesen,
 wir solten niht verderben:
 1590 si wolten gerne werben
 nach reinem guote.
 Nû wil ih ir muote
 wol ziehen dar an:
 Got weiz, daz ich nie gewan
 1595 sô vesten willen dar zu
 unde wil mich sin mit disem nu
 fur nemns gelouben.
 Welt ir, herren, rouben,
 des tuot, als vil iwer wille si!“
 1600 Nû wâren ouch jene dâ bi
 chomen alsô nâhen,
 daz si rehte sâhen,
 daz si arme liute wâren
 unde rîcher hab enbâren.
 1605 Nû êrst huoben si ir spot;
 si sprâchen: „Geselle, sô dir Got,
 noch verdenche dih baz:
 lâz uns gevallen etwaz
 von disme gewinne;
 1610 ob dir her nâh zerinne,
 daz ez dir danne gefrum,
 sô gelückes rât her umbe chum,
 des verchunnen wir uns niht;
 wan sin vil diche lôn geschilt,
 1615 er si übel oder guot,
 daz gebûr anderm tuot.

- Ouch ist uns diche geseit,
 ez si ein grôz sællichkeit,
 swer sine vrôude unt sin chlagen
 1620 inne rehter mâtze chunne tragen,
 si sines liebes niht ze vrô,
 unt chlage sin leit alsô,
 daz er sin iht mære.
 Dû gâhest ouch ze sære,
 1625 und ist niemen, der dirz prise,
 daz du in dîner hôhen wise
 sô guot gesellen hât verlobet.“
 Nû hât sih jener nâh ertobet
 vor zorn unt vor leide:
 1630 im benâmen diu beide,
 der zorn und ouch der wâre schimf
 alle sinen gelimf,
 daz er ze stunde
 weder swigen noch sprechen chunde. ♀
 1635 Sin vrâger zeigten ûf in:
 daz mohte ienem den sin
 unde daz herze brechen.
 „Ich sol mih wol gerechen,“
 sprach er an disem alten,
 1640 „ich wil ditz vihe behalten:
 daz ist minem wibe rehte chomen,
 milch und ander den fromen,
 des si mich dâ vor berichten sol;
 daz tuot si gerne unde chan ez wol.
 1645 Daz chindelin ist mir dar zuo reht:
 ze einem eigen chneht
 zuih ih minen sûnen dar an;
 ez wirt ein souberlich man.
 Der frowen unde ir gesinde,
 1650 so ih schierest ieman vinde,
 der si chouffet, dem gib ih die;
 unde enchan mih verdennen wie,
 wi ih des alten iht geniezze,
 ob ih in leben liezze.
 1655 Mirn gæbe nieman umbe in niht;
 er ist ze arbeit enwiht,
 unde swendet niwan daz brôt:
 er muoz chiesen den tôt.
 Wie wart er müedinc ie sô alt.“
 1660 Sus zôch er in in sînen gewalt,
 disen tiuren gewin
 unt treib mit unwîrden hin
 ze sînem hûs, dâ inne geschah,
 des sich doch niemen versah,
 1665 gemach unde reste.
 Sô wûnneclîche geste
 chômen ze sînem hûse nie.
 Der wuotgrimme noch allez gie
 hechumbert mit gedanchen:
 1670 sin herze begunde wanchen
 umbe sine gevangen.
 Er bliete ie belangen
 die frowen und daz chint an,
 der unbarmherzic man:
 1675 wand ez ze aller stunde
 mit lachendem munde
 unde mit spilenden ougen,
 als im wart tougen,
 daz ditz wille wære
 1680 in grôzer herze swære;
 sô vant ie di frouwen.
 Under wîlen begunder schouwen,
 wes der alte phlæge,
 dem er sô gar unwæge

- 1685 in sinem muote was gewesen,
und jah, er solt niht genesen.
Nû vermist er an im mè,
eru sah im in diu ougen ie
mit træhern überwallen
- 1690 von den wangen vallen
über den bart her ze tal
nâh einander sô gezal,
daz ein zaher den andern sluoc,
swaz er des gewandes ane truoc,
- 1695 unz er daz alles begôz.
Sin angest was unmäzen grôz,
und umb sih selben doch ein wint,
sô durch die frouwen und daz chint,
daz er wizzen solte,
- 1700 daz si jener wolte
für eigen schalc hine geben.
Môht er dar umbe sin leben
gefristet mit einem wort hân,
eru het ez niemer getân.
- 1705 **D**er die Israhêliten
bî Pharaônes ziten
ûz Egyptô leite,
und in trucken wec bereite
durch daz wilde mer,
- 1710 unde ir viende her
dar inne lie beliben tôt,
unde sit daz himelische brôt
in der wüeste regen liez
und ûz dem herten stein hiez
- 1715 lüter wazzer rinnen,
der geruochte den werden innen
siner barmunge ursprinc:
der è sô mortlichin dinc
in sinem herzen bruote,
- 1720 der chêrt ez nu ze guote.
Schiere er wider umbe sach;
ze Jôsep er sprach:
„Lieber hêrre, gehabt iuh wol;
mines zorns ih vergezzen sol.
- 1725 Ir sit ellende liute;
ih wil durch Got hiute
minen schaden verchiesen:
ir sult hie ze mir nilt verliesen.
Gêt her zuo dem chinde
- 1730 unt trôstet iwer gesinde,
daz ih ir guotes gern enbir.
Vart alsanfte nâch mir:
ich wil vor iu after wege,
und ahtin sô getân pflege,
- 1735 so ih aller beste chan.“
Von in huob sih der man;
er sprach zuo sinem wibe:
„Bewar bedinem libe
und als lieb als ich dir si;
- 1740 hie sint nâhen liute bî
unt vârent nâch mir dâ her in;
si wellent hie heint bi dir sin.
Swaz in ûf der heide
geschehen si ze leide,
- 1745 daz ih sihs ergetze
mach fîwer, unt chêr daz sletze,
unt setz uns spise genuoge zuo;
unt sag dir mè, waz du tuo,
daz ih dir immer lône.
- 1750 Leg dih an unt bint dir schône:
ez mügen wol edel liute sin;
si fûerent ein chindelin,
daz nie wip sô schônez truoc.
Ouch wunnechlich genuoc
- 1755 ist des selben chindes muoter.
Ein altherre guoter,
wiz als ein snê,
ob er die frowen iht bestê,
daz enweiz ih ab noch an:
- 1760 er ist ir vater od ir man,
wan er vert ouch mit ir dâ her.
Nû aht, daz ich si gewer
guoter handelunge nâh ir schaden.
Ob si daz chint wellen baden,
- 1765 des hilf iu sô du heste mügest;
und daz duz sanfte gelegest:
ez bedarf wol gemaches.
Nu sih, wie du im gemaches
schoen und ein vil reine bat.
- 1770 Als er gebôt unde bat,
diu hûsfrowe niht enliez,
sin tæte, als der wirt hiez,
unt bezzert ez, swâ si mochte,
als ir triwen tochte.
- 1775 Flîzeclichen si ir bant,
unde sluoc in ir gewant,
sô siz aller beste
hete, unde bat die geste
gotwilekomen sin;
- 1780 si enphie der frowen chindelin,
und druct ez an ir bruste,
si halstet unt chuste.
In ir herzen si jach,
als ir wirt è sprach,
- 1785 daz nie von wibe quæme
ein chint sô genæme.
In daz hûs gie si sâ:
si begunde niemen dâ,
der ez trûte, wan si eine.
- 1790 Lüter unde reine
het si bereitet ein bat;
dâ wart daz chint in gesat.
Ouch enwas des niht vergezzen,
sin hete chindes ezzen,
- 1795 sô nie chint bezzers enbeiz.
Ûf sin gemach si sich vleiz:
si gruozt ez minnecliche.
Nû begund ez chintliche
gegen ir spin in dem bade:
- 1800 die hende wâren im vil gerade,
unz ez schûmen began,
der jest oben ûz dem schaffe ran.
Nû dûhte si, daz wære
der schûm guot unt heilbære,
- 1805 und daz man in behalden solde:
ein rein vaz si holde
unt schuof ez ab der erde dar in,
unt truoc ez in ir gadem hin;
si behielt ez vlizicliche:
- 1810 des wart si sîder rîche.
Daz chint wart slâfen geleit,
unt was daz ezzen bereit:
der wirt schuof sedel ûf daz gras,
dâ der luft sîeze was.
- 1815 Dâ smacte maniger hande krût,
ouch wâren in der wise lût
die vegele, daz berg unde tal
in gellichem galme gegen hal.
Der wirt het lâzzen
- 1820 boum sô ze mâzzen

- umbe den hof geleitet
ir este gebreitet,
daz dem gras dar unde
niht geschaden chunde
- 1825 der sunnen schin wider ein blat:
dâ was ze alleu ziten schat.
Alsô stuont der hof ze lobe;
mit grûnem loube was er obe
wunneclîchen bedaht,
- 1830 de ander under bestaht
mit maniger hande blûete.
Ob mit ungemûete
ieman dar in wære chomen,
die wûne het imz benomen.
- 1835 Des wirtes vlîz schein dar an:
ein brunne durch den garten ran
lûter unde reine;
kiselinge unt griezsteine
lâgen sô vil in der furch,
- 1840 i, daz der brunne dar durch
eteswâ mit nûten dranc
unde reht in schelle wise klanc.
Hie sint si nider gesezen:
der dâ wolt ubel gezen,
- 1845 wes mocht im der gedennen?
Truchsæzen unde schenchen,
die truogen ez willenlichen dar;
ouch nam der wirt selbe war;
ob dehein gebreste dâ wære.
- 1850 Choche unde spisære,
die behuotenz als um ir lip;
wan der wirt unt sin wip
der ampt aller phlâgen;
sin wolt niht betrâgen,
- 1855 sit in der knehte gebrach.
Si schuofen selbe umbe den gemach,
daz man zehant slâfen gie,
sô man daz ezzen verlie.
Nû die geste slâfen sint,
- 1860 der wirt unt sinu chint
giengen ouch an ir gemach.
Zu der hûsfrowen er sprach:
„Wis gewarnet dar zuo,
daz du bereitest vil fruo
- 1865 den guoten liuten unde mir
ein ezzen, als ih getrûwe dir.
Ich wil enbizen mit in,
unt wil si wîsen al dort hin
unz an ir rehte strâze,
- 1870 dâ ih siu lâze.
Nû was ergangen diu naht
zuchtlichen âne bracht;
die geste sih an leiten,
dem wirt si genâde seiten,
- 1875 und ouch der wirtinne
êren unde minne,
der si in erzeiget hâte.
Der wirt sprach nû: „Ile drâte,
trag her, enbize wir,
- 1880 nu welle Got, daz sô von mir
dehein mein lieber gast var!“
Nû truoc diu hûsfrowe dar,
als ez ir was geraten
obz unde braten.
- 1885 Nu si mit vrûnden gezen hânt,
von dem tisch si stânt
und dancien der hûsfrowen;
nû mocht man an ir schowen

wipliche gûete:

- 1890 daz scheiden si sêre müete,
daz si tâten von ir.
Si chuste mære, denne zwir,
des sûezen chindelines munt.
Nu befulhen si sie wol tûsentstunt
- 1895 dem heiligen geist in sin phlege.
Der wirt gie mit in after wege.
Er het wol die mâze
gehûset von der strâze,
daz er niht dorfte sorgen,
- 1900 dane wart gar verborgen,
unt wolde behalden sin bejac
über ein mos in ein hac
dort verre hin für jenen walt.
Ez was sô wîltlich gestalt,
- 1905 daz lûtel ieman trouwete,
ob dehein mensch dâ bouwete.
Die steige wâren irresam;
swer ân geleite dar quam,
der enwesse schier, war er gie.
- 1910 Der wirt die geste niht enlie,
unz si wol ze wege quâmen;
urloub si dâ nâmen;
si sprâchen: „Wirt, Got si mit in!“
„Domne, e vo cum dèu!“
- 1915 alsus antwort in der man.
Sie fuoren hin und er gie dan.

Konrad Fleck.

Das epische Gedicht „Flore und Blanscheflur“ enthält gegen die Gewohnheit der mittelhochdeutschen Dichter den Namen des Verfassers nicht; vielmehr sagt derselbe im Verlaufe seiner Darstellung ausdrücklich, daß er sich nicht nennen wolle. Doch ist uns sein Name durch Rudolf von Ems bekannt geworden, der ihn in zwei (unten mitgetheilten) Stellen Herr Fleck nennt, und beidemal dem Namen die Bezeichnung „der gute Konrad“ beifügt. Ueber des Dichters Heimat, Zeitalter und Lebensverhältnisse geben jedoch jene Stellen, wie natürlich, keine Auskunft; wir können aus ihnen lediglich entnehmen, daß Konrad Fleck sein Gedicht abfaßte, ehe Rudolf die seinigen schrieb, und daß er somit ungefähr im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts geblüht haben muß. Als seine Heimat läßt sich muthmaßlich Schwaben oder die Schweiz bezeichnen; daraus aber, daß ihn Rudolf, der ihn persönlich kennen mußte, da er ihn ausdrücklich seinen Freund nennt, in beiden Stellen seinem Namen den Titel: „Herr“ vorsetzt, darf geschlossen werden, daß er ritterlichen Standes war. Außer dem erwähnten Gedichte schreibt ihm Rudolf im Alexander noch ein anderes, den „Clies“ (aus dem Sagenkreise der Tafelrunde) zu, wogegen er im Wilhelm den Ulrich von Tûrheim wiederholt als den Verfasser eben desselben Gedichtes nennt. Da es verloren gegangen ist, so läßt sich nicht ermitteln, von welchem der beiden Dichter es in der That herrührte.

Die Geschichte, welche den Inhalt von Konrads Flore und Blanscheflur bildet, war im Mittelalter eben so verbreitet, als beliebt. Vielleicht ist sie spanischen Ursprungs; die uns bekannten ältesten Bearbeitungen stammen aber aus Frankreich, und auch der deutsche Dichter hat sein Werk nach einem fran-

jüdischen Vorbilde bearbeitet, als dessen Verfasser er den Kuprecht von Orben nennt.

Mit einer von Bocaccio und spätern italienischen und französischen Novellendichtern häufig gebrauchten Einkleidung erzählt der Dichter, daß einst in einer Gesellschaft von Mittern und Frauen, die sich zur frühlichen Unterhaltung in einem schönen Garten zusammengefunden hatten, das Gespräch auf die Minne kam, und bei dieser Gelegenheit eine Königs-tochter von Karthago die Geschichte von Flore und Blanschefleur erzählt habe, um durch dieselbe zu bewelsen, daß die wahre Minne doch endlich mit Besiegung aller Hindernisse zu ihrem Zwecke gelange. In einem Kriegezuge der Heiden in Spanien gegen die Christen, so lautet die Erzählung, ward die Tochter des Grafen von Kertlingen, deren Gemahl nicht lange vorher gestorben war, gefangen und von dem Heidenkönig Venix seiner Gemahlin als Eclavin übergeben, deren Liebe sie sich durch ihre Vortrefflichkeit erwarb. Sie war gesegneten Leibes, als sie gefangen wurde, so auch die Königin; und beide gebaren an einem und demselben Tag, die Königin einen Sohn, der Flore genannt wurde, die Christin eine Tochter, welche in der Taufe den Namen Blanschefleur erhielt. Beide Kinder wurden von Einer Amme gesaugt, und wie sie ihre ersten Jahre zusammen verlebten, so erhielten sie auch später die nämliche Erziehung; aus der geschwisterlichen Neigung entwickelte sich aber die innigste Liebe in den Herzen der beiden Kinder, welche sie um so weniger zu verbergen suchten, als sie die eigentliche Bedeutung ihrer Gefühle nicht kannten. Sobald aber der König diese Liebe bemerkte, ward er zornig, und konnte nur durch die eindringlichsten Vorstellungen seiner Gemahlin abgehalten werden, das liebliche Mädchen tödten zu lassen. Doch bestand er darauf, daß die Kinder getrennt würden. Flore wurde nach Mantua geschickt; seine Sehnsucht nach Blanschefleur wurde aber bald so groß, daß er in die größte Traurigkeit versiel, und dringend verlangte, mit der Geliebten wieder vereinigt zu werden. Darob ergrimmte der König, als er es vernahm; er hegte sogar wieder Nordgebanen; doch ließ er sich endlich durch die Königin überreden, die zur höchsten Schönheit aufgeblühte Jungfrau an fremde Kaufleute zu verkaufen, welche sie nach Babilonia brachten, wo sie der „Amiral“ um großes Gut erhandelte. Dieser ließ sie in einen festen Thurm bringen, wo sie, von den schönsten Jungfrauen bedient, ein Jahr lang verweilen sollte, nach welcher Zeit der Amiral sie zu betrahten Willens war. Die Gefangenschaft, die Aussicht, sich mit einem ihr verhassten Manne verbinden zu müssen, vornämlich aber die Trennung von ihrem geliebten Flore erfüllten sie mit namenlosem Schmerz, der von Tage zu Tage zunahm, je näher der verhängnißvolle Zeitpunkt heranrückte.

Nicht besser ging es Floren. Seine Mutter hatte ihn bei seiner Heimkehr durch die falsche Nachricht von Blanschefleurs Tod täuschen und beruhigen wollen; sie hatte ein kostbares Grabmal errichten lassen, um ihrem Sohne jede Hoffnung zu rauben; allein ihre Erwartung ging nicht in Erfüllung. Als man Floren sagte, daß Blanschefleur gestorben sei, gerieth er in solche Verzweiflung, daß er sich auf dem Grabmale das Herz durchbohrt haben würde, wenn ihn nicht die Königin abgehalten hätte, welche

ihm, von Mitleid ergriffen, mit Einwilligung des Königs die Wahrheit gestand. Sogleich entschloß sich Flore, die Geliebte aufzusuchen; beim Abschied gab ihm die Mutter einen wunderbaren Ring, der vor jeder Verlesung schützte und dessen Besitzer Niemand eine Bitte abschlagen konnte. Nach verschiedenen Abenteuer gelangte er in die Stadt, in deren Nähe Blanschefleur gefangen gehalten wurde. Zwar wurde er von dem Hofscheinnehmer freundschaftlich aufgenommen und bewirthet, von diesem erfuhr er aber auch, wie wenig Hoffnung er haben dürfe, Blanschefleur wieder zu gewinnen. Denn, erzählte ihm sein Gastfreund, bei dem festen Thurm, in welchem Blanschefleur mit vielen andern Jungfrauen lebt, sei ein Garten mit einem wunderbaren Quell, der blutroth werde, sobald eine Jungfrau, die ihre Keuschheit verloren habe, darüber schreite. Dabin lasse der Amiral alljährlich seine Jungfrauen vor den versammelten Fürsten bringen, um ihre Tugend zu prüfen und er lasse alle die ohne Gnade tödten, welche die Prüfung nicht bestanden. Hierauf müßten sich die Jungfrauen unter den Baum begeben, unter welchem jener Quell entspringe; der Baum aber sei bezaubert, und er lasse seine rothen Blüthen auf diejenige fallen, welche dem Amiral unter Allen am liebsten sei. Diese erhebe er sodann zu seiner Gemahlin, doch dauere dieses Glück nur Ein Jahr, da er sie nach Verlauf desselben tödten lasse. In kurzer Zeit, so schloß der Gastfreund seinen Bericht, werde die alljährliche Prüfung Statt finden, und da der Amiral Blanschefleur vor allen andern Jungfrauen liebe, so werde sie ohne Zweifel von dem Baume als die künftige Gemahlin desselben bezeichnet werden.

So trostlos diese Nachrichten lauteten, so gab Flore die Hoffnung doch nicht auf, die Geliebte zu befreien. Auf den Rath seines Wirthes machte er sich mit dem Thurmwächter bekannt, der eben so leidenschaftlich Schwach spielte, als geldgierig war. Flore gewann ihm im Spiel all sein Gut ab, gab es ihm aber wieder zurück, und fügte noch große Geschenke hinzu, wodurch er den Wächter so vollständig für sich gewann, daß dieser ihm versprach, ihn der Geliebten zuzuführen. Schon am folgenden Tag erfüllte er sein Versprechen, indem er Floren in einem mit Blumen gefüllten Korb in das Gemach der Jungfrau bringen ließ (s. das unten mitgetheilte Bruchstück); doch war nicht Blanschefleur da, sondern es nahm ihre Freundin Claris den Korb in Empfang, welche nicht wenig erschraf, als sie den Jüngling bemerkte. Da ihr jedoch Blanschefleur ihre Geschichte anvertraut hatte, dachte sie sogleich, daß es Flore sein könne; sie holte ihre Freundin herbei, welche bei dem so unverhofften Wiedersehen des Geliebten allen Schmerz und alle Sorgen vergaß. — Flore blieb nun im Thurm, längere Zeit unentdeckt; allein eines Morgens wurde er von einem Diener an Blanschefleurs Seite schlafend gefunden. Der erzürnte Amiral läßt sie am folgenden Tage in den Garten vor die versammelten Fürsten führen, welche über die schuldigen Gerichte halten sollen. Da will Flore der Geliebten den Zauberring seiner Mutter aufbringen; sie will ihn aber nicht annehmen, als er sie über dessen wunderbare Kraft belehrt, und da er auf seinem Willen besteht, wirft sie ihn hinweg, indem sie lieber mit dem Geliebten sterben, als ihn überleben will. Sie werden nun zum Feuertode ver-

dammt; wie man sie aber abführen will, bringt ein Färrt den weggeworfenen Ring: er hatte den edeln Wettsreit der Liebenden gehört und hoffte, wenn er ihn dem Amiral erzähle, denselben zu milderen Gesinnungen stimmen zu können. Dieser frug nun Floren nach Helmat und Herkunft; der Jüngling berichtete Alles der Wahrheit gemäß und suchte sich zugleich als den allein Strafbaren darzustellen; Blanschefleur aber fiel ihm ins Wort und stellte dem Amiral vor, daß sie allein an Allem, was geschehen, Schuld sei. Da ergreift der Amiral ein Schwert, um sich selbst an ihr zu rächen; doch als er es eben zum Todesstreich schwingen will, zieht Flore die Geliebte hinweg und bietet sein Haupt dem Schwerte dar. Von Neuem beginnt der Wettsreit zwischen den Beiden, indem jeder sich für den andern hingeben und aufopfern will. Dies rührt endlich den Amiral, er begnadigt sie, so wie auch den Thormächter, und ein glänzendes Mahl beschließt den verhängnißvollen Tag. Claris wird des Amirals Gemahlin; die Beiden aber eilen nach Spanien, wo unterdessen der alte König gestorben war. Flore bekehrte sich zum Christenthum, mit ihm ein großer Theil seines Volks, worauf er seine Vermählung mit Blanschefleur feierte. Ihre Ehe ward mit einem einzigen Kinde, einer Tochter gesegnet, aber diese wurde später Pipins Gemahlin und Mutter Karls des Großen, Flore und Blanschefleur wurden hundert Jahre alt, und wie sie an Einem Tage das Licht der Welt erblickt hatten, so starben sie auch an Einem und demselben Tage, und Ein Grab nahm Beide auf, damit selbst der Tod sie nicht trenne. —

Die flüchtigste Zusammenstellung der in Konrads Gedicht erzählten Geschichte mit den Erzählungen aus dem Sagenkreis der Tafelrunde zeigt bald eine schon im Stoff und in dessen Auffassung liegende wesentliche Verschiedenheit; man fühlt leicht, daß die schöne Liebesgeschichte von Flore und Blanschefleur nicht nur in der lebendigen Volksage sich gebildet, sondern sich auch ihren bedeutungsvollen Verhältnissen nach in dieser fortentwickelt hat, während jene Rittergeschichten, wenn ihnen auch ursprünglich vollkommene Sagen zu Grunde lagen, doch den Charakter derselben vollständig verloren haben und das Gepräge einer unfruchtbaren Phantasie tragen, welche ihre Armuth durch die Menge der sich immer gleich bleibenden Abenteuer zu verdecken sucht. Wie einfach ist im Ganzen Florens Geschichte in Vergleich zum Lanzelot, Parzival und Wigalois, ja selbst zu Hartmanns Ircel und Iwein! Wie hängen in ihr alle Begebenheiten so innig und nothwendig zusammen, wie fest und entschieden bewegen sich alle nach dem Hauptzweck der Dichtung! und wie vortheilhaft endlich sind die einzelnen Begebenheiten erdacht, um an ihnen die Charaktere in lebendiger Gestaltung erscheinen zu lassen! wie glücklich sind die Personen erfunden, um aus ihnen die Begebenheiten zu begründen! Mit Einem Worte: hier ist Alles, wie aus Einem Guß; aber nicht weil der Dichter es so gestaltete, sondern weil er verständlich genug war, die ihm überlieferte Sage in ihrer ursprünglichen Einfachheit aufzugreifen, ihr keinen fremden Schmuck, keine fremdartigen Zusätze aufzudrängen, weil er sich begnügt hat, den schönen Stoff in ein entsprechendes Gewand zu kleiden. Dieser Ruhm gebührt nun freilich zunächst dem französischen Dichter; doch kann auch der deutsche

darauf Anspruch machen, da auch seine Bearbeitung den einfachen, lieblichen Charakter trägt, der im Wesen der Sage liegt. Diese bildet aber, um noch Eine Bemerkung über sie zu machen, in anderer Weise den lebendigsten Gegensatz zu der von Tristan und Isolde, da sie den endlichen Triumph der reinen, unschuldigen Liebe verherrlicht, während der Tristan den Abgrund eröffnet, in welchen die verzehrende Glut sündlicher Leidenschaft stürzt.

Konrad Fied hat sich offenbar den großen Gottfried zum Muster genommen, und in der That konnte er mit Rücksicht auf die Wahl des bei dem tiefsten Gegensatz doch verwandten Stoffes keinen bessern Führer wählen, der denn auch nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung geblieben ist. Er hat zwar die lebendige Mannigfaltigkeit und die poetische Höhe des Ausdrucks nicht erreicht, die wir an Gottfried so sehr bewundern müssen, er hat aber die Sprache doch mit Gewandtheit behandelt und ihr eine dem Gegenstande angemessene Lieblichkeit gegeben. Daß aber Konrad die wahre Größe Gottfrieds nicht verstanden hat, zeigt sich darin, daß er, dem Vorgange anderer höfischer Dichter folgend, sich in Beschreibungen und Schilderungen gefällt, und nicht bloß diejenigen Gegenstände mit Liebe ausmalt, welche von wesentlicher Bedeutung für die Entwicklung der Begebenheiten sind, wie z. B. den Garten mit seinem wunderbaren Baume und seiner begaberten Quelle, sondern auch untergeordnete Erscheinungen, deren weitläufige Schilderung ermüdet und den raschen Fortgang der Begebenheiten hindert. Denn davon haben weder Konrad, noch die meisten andern höfischen Dichter einen Begriff, daß der Dichter, wie der Maler, Licht und Schatten vertheilen, das Einzelne nach Umständen bloß andeuten und skizziren, Anderes dagegen durch genaueres Eingehen hervorheben, überhaupt die Erzählung der Begebenheiten nach ihrer Bedeutung abgrenzen müsse; er hat mit so vielen andern Dichtern des Mittelalters den von mangelndem oder wenigstens ganz unausgebildetem Kunstsinne zeugenden Fehler gemein — nur Gottfried macht auch hierin eine Ausnahme — daß alle Begebenheiten, die wichtigsten, wie die untergeordneten, mit der nämlichen Breite dargestellt werden, wodurch die Dichtungen Aehnlichkeit mit den Gemälden erhalten, denen die Perspektive fehlt. Und so darf man auch die meisten damaligen Dichter nicht sowohl nach der allgemeinen Wirkung ihrer Gedichte, als vielmehr bloß nach den Einzelheiten derselben beurtheilen, auf welche allein sie auch Kraft und Talent verwendet haben. So haben sie, wie wir uns schon öfters zu überzeugen Gelegenheit hatten, bei ihren Nachbildungen fremder Gedichte ihre Verbesserungen meistens auf das Einzelne beschränkt, wobei sie allerdings oft bewundernswürdigen Takt und ächt poetischen Sinn an den Tag legten: sie haben nie und da einen Zug hinzugefügt, einen andern weggelassen, an einem dritten Orte haben sie einen Gedanken des Vorbildes mit größerer Schärfe aufgefaßt und dargestellt, seltner dagegen den weißlichweißen Ausdruck in eine gedrängtere Form gebracht. Darauf wird sich auch wohl Konrads Thätigkeit beschränkt haben. Da wir sein Vorbild nicht kennen, läßt sich freilich hierüber Nichts mit Bestimmtheit sagen; dürfen wir aber den französischen Prosaoman von Fleury und Blanchefleur für eine unmittelbare Nachbildung

des altfranzösischen Gedichts halten, so würde sich aus demselben zum Theil entnehmen lassen, was Eigenthum des deutschen Dichters ist; und unter den mannigfaltigen Abweichungen würden mehrere dem deutschen Dichter zum Lobe gereichen. Wir führen nur die Stelle an, in welcher Konrad von den Kinderjahren der beiden Liebenden und von ihrer aufsteigenden Liebe berichtet, wovon der französische Roman Nichts weiß. Die Stelle hat zwar einen weichlichen, sentimentalen Beigeschmack, ist aber doch, dies abgerechnet, von der größten Lieblichkeit.

Wiedersehen.

- Nû kam der sælige tac,
der im ez allez widerwac,
5490 swaz er leides ie gewan:
dô genôz er sines man,
der grôze triuwe an im begierc.
Mit zûhten er in wol enpfenc,
als ob er wære sin kneht,
5495 daz noch getriuwes mannes reht
wider sinen herren ist.
Nû vernement spæhen list,
wie er daz erdæhte,
unt wie er Flôren bræhte
5500 in den turn mit gewarheit.
Er hæte rôsen geleit,
schœne bluomen unde gras,
als ez den frouwen liep was,
in alte kôrbe wite;
5505 wan ez was in der selben zite
aller bluomen ursprinc.
Dâ mit bare er den jûngeline
in der kôrbe einen.
Wie mûhte er bas erscheinen
5510 sine triuwe wider in?
Die bluomen sande er dar in
den frouwen al geliche,
unt hiez bescheidenliche
zwêne sine knehte
5515 disen korp vil rehte
Blanscheflûr der schœnen tragen:
er kunde ez in wol undersagen,
daz sie niht vermisten,
und daz sie rehte wisten
5520 die rehte kemenâten.
Die boten iesâ tæten,
als sie der torwarte hiez;
und dô er sie dar in verliez,
unde in ûf entslôz die tûr,
5525 dô schiht er die andern fûr
und dise zwêne hinden.
Dô sie begunden enpfinden,
daz sie geladen wæren vaste,
wan sie unter dem laste
5530 ze berge hæten ungemach,
einer zuo dem andern sprach:
„Got gebe sime halse leit,
der uns sô vil hât ûf geleit,
unde uns sô überlûede;
5535 wir wurden nie sô müede
von sô vil rôsen, noch sô laz.
Ich wæne, sie wurden naz
gelesen in dem touwe;
wan ir hât min juncfrouwe
5540 lieber naz, dan trucken:
swie harte sie uns drucken,

ir enist doch niht ze vil.
Disiu frôude und diz spil
wirt uns al ze sûre.

- 5545 Ich weiz wol, swie si trûre,
sô si dise rôsen siht,
daz ir liebe dran geschihit.“
Nû kam ez von geschihite,
daz sie niht gerihte
5550 ze der kemenâten kunden;
in eine, die sie funden
dâ bi nâhe stânde,
dar in kômens gânde,
frô, daz sie der bûrden
5555 dâ erlæset wûrden,
als sie einander jâhen.
Dar inne sie sâhen
eine maget wol getân;
der antwurten sie nâch wân
5560 den korp mit bluomen in schalle.
Sie und die boten alle,
die dar ûf wæren gesant,
karten umbe sâ zehant,
dô sie dô getâten,
5565 daz sie ze tûende hæten.
Diu wûnneclichen megetin
durch der niuwen bluomen schîn
und durch der rôsen minne
erfrûeten sich dar inne
5570 fri vor allen sorgen.
Flôre lac verborgen
in dem kôrbe unverzaget:
wan er hôrte eine maget,
diu zuo den bluomen kam
5575 ûber in gânde, unde nam
die niuwen rôsen in die hant:
alsô schiere er des enpfant,
dô spranc er ûf embor,
als sin meister dâ vor
5580 durch sine liebe underrihte.
Als er dô ûf geblithe,
unt Blanscheflûr niht ensach,
er enwiste, wie im geschach:
sô harte erschrac er unde erkam,
5585 daz er als ein kint vor scham
glimpfes niht enhæte;
wan daz er doch vil drâte
aber an die selben stat
wider in den korp getrat,
5590 unt zôch die bluomen ûber sich.
Sehent, daz was erbermedlich:
wan dô hæte er wol gesworn,
daz er müeste sin verlorn,
unt sô verraten wære:
5595 do enwiste er niht der mære,
noch der fremden geschihit.
Diu maget enwiste niht,
daz ieman lac darunder;
dâ von ist ez niht wunder,
5600 obe si ouch harte erschrac:
wan daz si guoter sinne pfîac,
unde wol was bedâht,
si hæte alle die brâht,
die in dem turne wæren, dar.
5605 Nû was aber si vil gar
bescheiden, hûbesch unde wis:
ez was diu getriuwe Clâris,
Blanscheflûren gespil,
die ich iemer prisën wil

- 5610 daz si niht lûte erschre;
wan si engesach in nie mē,
unt was manne ungewon.
wan daz ir Blanscheſlûr dā vou
dicke hâte geſeit,
- 5615 waz si nâch Flôren erleit,
unt wie si durch in wart versant.
Dar an gedâhte sie zehant,
unt wolde in niht vermæren,
ê sie von den mæren
- 5620 ein wârheit befunde
îz Blanscheſlûren munde.
Niht lenger si dô beite,
wan si mahte gereite
komen in ir kemenâten
- 5625 ze einer tûr, die sie hâten
enzwischen in gemeine,
wan ein want alters eine:
sô wârens wol sô nâhe,
daz ein die ander sæhe,
- 5630 unt wol sprâche wider si.
Alsô nâchwendeclichen bi
waz ez under in gewant,
daz sie mit der einen want
wâren underscheiden.
- 5635 Under in beiden
was gelobet und ir site.
daz ir dewederiu vermite,
swaz si mære befunde,
daz si es an der stunde
- 5640 ir gespilen verjæhe:
diz was ir beider spæhe
ze guoter gesellen wis.
Durch daz ilte Clâris
ir gespilen sagen mære.
- 5645 wie gemelliche ez wære
mit den bluomen ergangen.
Dô vant si si bevangen
mit herzeclichen riuwen,
wan si begunde niuwen
- 5650 in ir herzen den gedanc,
daz dannoch sô unlanc
was unze zuo dem tage,
den si vorhte von sage,
unde want ir hende.
- 5655 daz si in dem ellende
verliesen solde ir ère.
Daz ron si alsô sære.
daz si hâte lûtsel ahte
umb der bluomen gesmahte,
- 5660 noch zuo deheiner slahte spil:
dâ fûr si iemer wil
haben sære und ungemach.
Alsô Clâris daz ersach,
si sprach hübeschliche zir:
- 5665 „Trût gespil, was wirret dir?
zwîu trûrest dû sô harte?
Sich her unde warte.
waz hie bluomen vor dir stât,
die uns aller sorgen rât,
- 5670 wan dir eine, hânt getân!
Wie maht dû iemer verlân,
sô wir alle frô sin,
daz doch der sorgen dîn
niht gemîren mac ein teil!
- 5675 Sô dir Got, lâ's an ein heil:
gedenke in dîme muote,
daz Got der rîche, der guote,

- aller dinge hât gewalt.
Des gnâde sint sô maniovalt,
5680 daz er an dir niht missetuot:
er hât dich unze her behuot;
des habe ouch fûr baz zuoversiht;
sô enkan dir niemer niht
lasterbæres widervarn.
- 5685 Wiltu noch der bluomen dich bewarn?
trût gespil, jâ wirst dû frô!“
Dô sprach Blanscheſlûr alsô:
„Der rede solt dû mich-erlân!
Mit bluomen sol niemen hân
- 5690 frôude noch wûnne,
der niht erdenken kûnne,
wan herzelicher swære.
Bluomen sint mir unmære,
unt swaz ze frôuden zîuhet,
- 5695 die wile mich daz slîuhet,
daz rehtiu frôude heizet.
Der bluomen schin reizet,
daz sich frôude mæret,
unt trûren dan verrêret,
- 5700 dâ ez frô herze findet.
Swer sich frôuden underwindet,
der sol wîzen war umbe:
frôude trûebe unde tumbe,
diu nimet schiere ein ende.
- 5705 Niemer missewende
mir mîn trûren, trût gespil;
jâ ist ez nâhe deme zîl,
alsô dû wol selbe weist,
daz ich fûrhten aller meist,
- 5710 daz ich den amiral nemen muoz.
Doch getuon ich mir des buoz,
ê ich kome zuo der næte,
wan ich mich selbe tæte,
ê ich iemer man gewinne.
- 5715 Sit ich an Flôren minne
leider gefælet hân,
sô lebe ich âne trôstes wân,
und enruochet mich, wie ez gât,
wer bluomen oder frôuden hât.“
- 5720 Dô sprach Clâris aber sâ:
„Trût gespil, die rede lâ!
Durch dîne gûete gewere mich
einer bete, diu ist bettelich;
daz dû mir ze minnen
- 5725 mîne kemenâten innen
unde mîne bluomen sehest.
Dâ wil ich, daz dû mir verjehest,
swes ich dich gefrâge:
daz enlobe eht niht ze träge;
- 5730 wan ich lâze dich gesehen,
sol dir iemer liebe beschehen
von deheiner slahte dinge,
daz dîn gemûete wirt ringe
von eime bluomen, den ich hân:
- 5735 der ist sô rehte wol getân,
daz ist gar âne lougen,
daz dû mit dînen ougen
niht schœners gesehe.
Er ist tiure unde spæhe
- 5740 unde hie vil unerkant;
wan ez kam in dîz lant
nie deheiner mære.
Durch dîn selbes ère
sô lâ mich dich erbîten.
- 5745 Ez wære schedelich vermiten,

- ob ez ungeschehen blibe,
daz dir doch din leit vertribe,
und dir mehte gemachen
lîhte ein sûezez lachen
- 5750 unde ein fröude sô getâne,
daz dir nâch minem wâne
niemer rehte liebe geschicht.
ensihest dû den bluomen nîht.“
Daz stêhen unde diu betē;
- 5755 daz ir Clâris getete,
daz gienc in einen stein,
und in ir herze al ein;
wan sî hâte sich bewegen,
si enwolde niemer gepflegen
- 5760 deheiner fröuden überal,
durch daz sî der amiral
wolde nemen ze wibe,
daz sî mit ir libe
niemer wände überwinden.
- 5765 Clâris wolde nîht erwinden,
sî enbrachte ez an ein ende,
unt nam sî bî der hende,
unde sprach wider sî:
„Als liep, alsô dir Flöre sî,
- 5770 den dû in dîme herze treist,
alsô du mir dicke seist,
daz dû nach ime senest dich,
sô ganc sant mir unde sich
ein dinc, daz ih dir zeige.
- 5775 Dû bist durch daz nîht veige,
weder minre, noch mē,
dir beschehe baz, danne ē:
sô geschicht dir nîht wîrs.
Wilt dû, ich setze dirs
- 5780 mine triuwe für ein pfant.“
Dô was sî alsô hōh ermant,
daz sî se hâte erbeten.
Sî wære für baz getreten
durch Flören in die helle;
- 5785 wan er was ir geselle
dô mit ganzen triuwen;
daz ensol sî nîht beriuwen.
Bî handen sie sich dô geflengen,
die gespiln beide, unt giengen
- 5790 zuo den bluomen schouwen.
Und dô diē juncfrouwen
zuo kâmen gânde,
dâ sie den korp funden stânde,
dô wart es Flöre gewar,
- 5795 wan er hâte vernomen gar,
waz sie retten unde taten
in der andern kemenâten,
diu dâ stuont nâhe bie,
alsô ir hânt vernomen hie,
- 5800 unde hōrte sie wol kômen.
Dô was ime gar benomen
der zwîvel nû dem muote,
dô Clâris, diu guote,
Blanschefflûr nande,
- 5805 dâ bî er wol erkande,
daz er rehte was gevârn.
Wie mehte er lenger gespârn,
alsô wol im was beschehen,
er enlieze sich dâ sehen,
- 5810 swie ime joch gelunge.
Gâhes zeime sprunge
spranc er ûf den esterich.
Dô underkanden sie sich,

- diu gelieben, sâ zehant:
5815 in beiden vil nâch gewant,
dô sie sich undersâhen:
sie begunden gâhen
zuo einander widerstrit.
Sehent, daz was ein sælic zit
5820 unde ein tac vor allen tagen,
dô der korp dar ûf getragen
mit dem lebenden bluomen wart;
wande dâ von nâm sin vart
ein wûnneclîchez ende:
5825 diu nu lange was in ellende,
diu ist von sorgen nû erlöst,
wan sî siht ir leides tröst.

Heinrich von dem Tûrlîn.

Gegen 1230 verfaßte Heinrich von dem Tûrlîn, der, wie der schon erwähnte Ulrich von dem Tûrlîn, wahrscheinlich aus Kärnten stammte, nach Chretien von Troyes ein großes episches Gedicht, die „Krone“, oder, wie Rudolf von Ems es nennt, „aller aventiure krone“, in welchem er alle von den verschiedenen Dichtern besungenen Abenteuer der Ritter der Tafelrunde zu einem Ganzen vereinigte, was auch, wie wir durch Rudolf von Ems in der schon erwähnten Stelle erfahren, ein früherer Dichter, Gottfried von Hohenlohe, versucht hatte, dessen Werk jedoch verloren gegangen ist. Wenn schon die Gedichte, welche die Abenteuer einzelner Helden erzählen, durch die übermäßige Anhäufung von Begebenheiten und wunderbaren Abenteuern alle Uebersichtlichkeit verlieren, so muß dies bei dem Versuche, alle diese Abenteuer zu vereinigen, in noch weit höherem Grade der Fall sein, und ein solches Gedicht muß zu einem übermäßigen Umfange anwachsen. Man gibt an, daß Heinrichs Krone, welche noch ungedruckt ist, gegen 30,000 Verse stark sei; erwägen wir aber, daß eine daraus bekannt gemachte Episode, die Sage vom Zauberschale, allein schon über 2200 Zeilen einnimmt, daß Heinrich von dem Tûrlîn, wie sich aus diesem Bruchstücke ergibt, nicht weniger breit und weitschweifig erzählt, als andere Dichter, und daß er endlich manche Abenteuer mit geringen Abweichungen zwei und dreimal wiederholt, so muß sein Gedicht wohl noch von weit größerem Umfange sein, als angegeben wird. Heinrich liebte überhaupt das Ungeheuer und Uebertriebene, er gefiel sich ganz vorzüglich in der Darstellung solcher Abenteuer, welche das Wunderbare noch überboten, und wenn ihm die früheren Dichter die Begebenheiten nicht schon in dieser Uebertreibung überlieferten, so folterte er seine arme Phantasie so lange, bis es ihm gelang, die einfache Thatsache zur abenteuerlichsten Seltsamkeit hinaufzuschrauben. Sein Gedicht hätte dadurch wenigstens Werth erhalten können, wenn es aus einzelne sonst unbekannte Züge und Begebenheiten aus dem bretonischen Sagenkreise mitgetheilt hätte; allein es ist auch dies nicht einmal der Fall. Wie er Alles zur Uebertreibung steigert, so auch die Erzählungen von den Liebesverhältnissen seiner Ritter, in welchen er die früheren Dichter an Gemeinheit und Kockheit zudem noch weit überbietet. Dabei entschädigt er uns keineswegs durch eine schöne Darstellung; sie ist vielmehr trocken, langweilig und bis zur Unbeholfenheit steif. Dem Wirt von

Gravenberg nachahmend, schließt er die Abschnitte seines Gedichts mit einem dreifachen Reim; aber er hat so wenig Sinn für diese schöne und wirkungsvolle Form, daß er nicht ansteht, diesen dreifachen Reim mitten in einem Sage anzubringen und dadurch die ganze Wirkung desselben vollständig aufzuheben.

Die erwähnte Episode gibt allein schon Zeugniß, wie wenig Heinrich im Stande war, einen an sich gar nicht widerspenstigen Stoff poetisch zu behandeln. Einst, so lautet die Erzählung, kam an den Hof des großen Artus ein Bote des Königs Priure mit dem Auftrage, ihm einen Zauberbecher zu übergeben, aus welchem Niemand, der in der Liebe untreu sei, es sei eine Frau oder ein Ritter, trinken könne, ohne sich zu begießen. Wenn irgend Jemand gefunden würde, sägte der Bote hinzu, den der Becher des Falsches ledig sage, so solle derselbe dem König gehören. Nun ward die Probe angesetzt; aber alle, die aus dem Becher tranken, Ritter und Frauen, selbst die Königin Ginevra, mußten zu ihrer nicht geringen Scham sehen, wie der Wein sich aus dem Becher ergoß und ihre Kleider benetzte. So oft der Trunk mißlungen war, machte Kay seine hämischen Bemerkungen. Doch endlich kam auch die Reihe an ihn; aber ehe er noch den Becher anfaßte, spritzte der Wein heraus und begoß ihn von oben bis unten. Nur dem König allein gelang der Trunk, auch überließ ihm der Bote den Becher. — Diese Geschichte hat die größte Ähnlichkeit mit der vom Zaubermantel im Lancelot (s. oben S. 350), aber so ungenügend Ulrichs von Jazilthoven Darstellung auch immer sein mag, und um so viel roher und unbeholfener seine Sprache ist, so hat seine Erzählung doch mehr Leben und Mannigfaltigkeit und ist schon deshalb vorzuziehen, weil sie nicht so unmäßig in die Länge gezogen ist. Daß es Heinrich von dem Türkin an poetischem Talente fehlte, zeigt sich vor Allem darin, daß er die schon durch den Stoff gegebenen Verhältnisse nicht lebendig zu entwickeln vermochte. Er hatte die beste Gelegenheit, alle die einzelnen Ritter der Tafelrunde, die aus dem Zauberbecher tranken, in scharfen Zügen zu schildern, und durch die Bemerkungen des Seneschalls Kay dem Ganzen mannigfaltige Bewegung zu verleihen; aber statt dieses, wie es die Sache mit sich brachte, als einen scharfen Beobachter von übersprudelndem Humor zu zeichnen, begnügt er sich, ihm einzelne hämische Bemerkungen in den Mund zu legen, die weder wichtig sind, noch dem Charakter der gehöhrten Ritter entsprechen. In dieser Episode befindet sich jedoch eine literarisch merkwürdige Stelle, in welcher Heinrich das Lob Hartmanns und anderer Dichter befragt. Je ungenügender die Nachrichten sind, welche wir von den mittelhochdeutschen Dichtern, ihrem Leben und ihren Werken haben, desto mehr Beachtung verdienen die Stellen der gleichzeitigen Gedichte, in welchen von ihnen die Rede ist, weshalb wir auch diese hier unten mittheilen *).

Dichterlob.

Ob ich daz reine gesunde,
daz mit dem selden kinde,

*) Zum Verständniß des Eingangs diene die Bemerkung, daß der Dichter unmittelbar vorher eine große Zahl von Rittern genannt hat, welche alle aus dem Becher getrunken hatten.

- dem künige Artuse was,
1435. als ich ez vil dicke las
an Erecke, nande,
den von der Swäbe lande
uns brähte ein tihtære,
ich weiz wol, daz ez wære
1440 überic und unlobelich:
umb die rede sô hân ich
die ungenanten genant,
die vil lihte unbekant
meister *Hartman* wâren;
1445 oder er wolt bewâren
ein valsch nâchreden dar an,
daz vil lihte tæte ein bœser man,
der niht wan bœse mêret,
als in sin nature lêret.
1450 Daz künige er wol bedenken;
in enmohte niht lihte bekrenken
ein man, der zweier zungen pflac,
und der vil bittren nâchslac
hinden nâch dem manne sleht,
1455 und im vorne ab die schande twelt:
des was er alles vollekomen.
Der Got, der uns in habe genomen,
der müeze in ze ingesinde haben,
und werde nimmer ab geschaben
1460 von des lebens buoche.
Der himelsche künic geruoche,
daz er der sêle lône
mit unverwerter krône,
unt müeze im mit al vergeben,
1465 swaz er ie in disem leben
getæte wider sin hulde;
wan von der werlt schulde
geviel der sêl diu missetât,
der der lip gedienet hât
1470 mit tugentlichem sinne.
Des himels küniginne,
diu muoter ist unt maget,
ze der genâden si geklaget,
ob der sêle iht gewerre.
1475 Vater, sun unt herre,
guot, wistuom unt gewalt,
Got einer in der drival,
erhœre umbe in, richen Krist,
diu din tohter und din muoter ist,
1480 und ein tûbe âne galle,
daz sin sêle iht gevalle
in deheinen tœtlichen last;
wan du selbe gesprochen hast:
„Swer min vor der welt vergiht,
1485 unde an mir verzwiwelt niht,
daz selbe im von mir geschiht.“
Solhe klage und diz gebet,
daz ich daz ie getet,
daz sol man niht vîr wunder hân:
1490 wan sô der reine *Hartman*
min herze besizet,
sô kaltetz unde switzet,
unt bristet unde krachet.
Sin tugent mir daz machet,
1495 der er bi siner zite pflac.
Owê, tœtlicher slac,
wie du an jm hâst gesiget,
daz er in touber molten liget,
der ie schein in vreuden schar!
1500 *Hartman* unde *Reimar*,
swelch herze nâch werltvreuden leit,

- (wan dar nâch ir lère streit),
die müezen si von schulden klagen.
Si habent in vor getragen
1505 tugende bilde unt werde lère.
Swer wibes lop unde ir ere
sô vürder, als si täten,
der ist unverrâten
von mir wider wibes namen.
1510 Si kunden stillen unde zamen,
swaz von nide valsches flouc:
swâ man wibes güete belouc,
dâ stuonden dise zwen ze wer
wider der valschære her.
1515 Wibes güete, dir ist geschehen,
kundestuz ze rehte spehen,
daz dir nie gröezer schade geschach:
din lop wirt val unde swach,
wan si valweut liplôs,
1520 an den diu freude ir reht verlôs,
unt wibes freude aller meist.
Ouch muoz ich klagen den von Eist,
den guoten Dietmâren,
und die andern, die dâ wâren
1525 ir sül und ir brücke:
*Heinrich von Rûcke,
und von Hûsen Friderich,
von Guotenburc Uolrich,
und der reine Huc von Salzâ.*
1540 Got, der müez si setzen dâ,
dâ ir sêle gnâde habe.
Für war si dirre werlte habe
mit solher zûhte bouten,
swâ si des ie getroueten,
1535 daz si daz beste tæten.
Daz wart mit solhen stæten
sô getân, daz dâ an in
nie geviel schanden gewin:
wis in, Got, als ich in biu!

Wigamur.

Von nicht größerem Berth, als die Krone Heinrichs von dem Ärlin ist der „Wigamur, der Ritter mit dem Adler“, ein Gedicht aus dem bretonischen Sagentreife, dessen Verfasser unbekannt ist, da er sich nicht nennt und er auch von andern Dichtern nicht erwähnt wird. Das Gedicht mag gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein, doch hat es sich nur in einer viel spätern Handschrift erhalten, welche vielleicht den ursprünglichen Text nicht bloß in Bezug auf die Sprache verändert, welche der im fünfzehnten Jahrhundert gebräuchlichen so gut als möglich angepaßt ist. Ob die niederdeutschen Formen, die in dem Gedichte vorkommen, dem ursprünglichen Verfasser oder dem spätern Abschreiber und Bearbeiter zuzuschreiben sind, wird ungewiß bleiben, so lange sich keine ältere und bessere Handschrift des Gedichtes findet. Trotz der Umgestaltung, welche die Sprache erhalten hat, liegt der größte Werth des Gedichtes doch in der Darstellung, in welcher der Dichter den Hartmann nachzuahmen suchte; in Bezug auf die poetische Behandlung des Stoffes läßt sich dagegen nicht viel Rühmliches sagen: das Gedicht besteht, wie so manches andere, in nichts Anderem, als in einer rohen Anhäufung von mannigfaltigen Abenteuern, die mit ermüdender Breite geschildert sind und auch nicht einmal den Reiz der Neuheit haben;

vielmehr begegnen wir bei jedem Schritt solchen, die bald dem Zwein, bald dem Parzival, bald wiederum andern Gedichten nachgebildet sind, und eben so finden sich Schilderungen von Wundern oder Zaubern, die an ähnliche in früheren Dichtungen erinnern. Uebrigens ist der Wigamur wahrscheinlich nach einem französischen Gedichte bearbeitet; jedoch findet sich auch darüber keine bestimmte Andeutung.

Es wäre ermüdend, einen auch noch so kurzen Auszug des Inhalts zu geben; es genügt, die wichtigsten Umstände herauszuheben. Wigamur, der Sohn König Paltriots, wird diesem als Kind von einem wilden Meerweib geraubt, dem es wiederum ein gräßliches Meerwunder entführt. Er wird von diesem erzogen und in allen Dingen unterrichtet, die einem jungen Ritter zukommen, „es lehrte ihn Tugend und Lebensart, Singen und Saitenspiel und andere schönen Dinge viel, Fechten und Springen, Laufen und Ringen“. Als Wigamur herangewachsen war, sagte ihm das Meerwunder, daß er als Kind geraubt worden sei, und gab ihm die Erlaubniß, hinzugehen, wohin er wolle. Mit der Welt unbekannt, wie Parzival und Lancelot, kommt ihm Alles seltsam vor, aber ob er gleich nicht gelernt hatte, ritterliche Waffen zu führen, verschafft er sich doch bei der ersten Gelegenheit eine Rüstung und ein Pferd, auf welchem er sich seltsam ausnehmen mochte, da er, des Reitens unkundig, sich am Sattelknopf halten mußte. Aber dies hindert ihn nicht, den ersten Ritter zu besiegen, der ihm entgegenkommt; dieser verspricht ihm, wenn er ihm das Leben lasse, sein Mann zu werden und ihm unterthan zu sein, was Wigamur nicht versteht. „Nun sage mir, wie du dies wollest thun,“ frug er ihn, „daß du willst mein Mann sein, und ich doch ein Weib nicht bin?“ Der Ritter gibt ihm Aufklärung; Wigamur zieht weiter, kommt in eine zerstörte Burg, in welcher er eine schöne Jungfrau findet, von der er lernt, wie er die Rüstung an- und ausziehen und das Pferd zäumen müsse. Nun ist seine ritterliche Erziehung vollendet, und er ist fähig, die furchtbarsten Abenteuer zu bestehen. Wie dies Alles offenbar dem Parzival und zum Theil dem Lancelot abgeborgt ist, so erinnert die später folgende Beschreibung eines Zauberbrunnens mit einem wunderbaren, immer blühenden Baume an Flore und Blanschefur. Ohne Zweifel dem Hartmann nachgebildet ist dagegen das Abenteuer mit dem Adler, der aus Dankbarkeit dafür, daß Wigamur ihn von einem Geier befreit hatte, dem Ritter von nun an immer folgte. Wenn aber der Löwe bei Zwein durchaus keine müßige Figur ist, da er seinem Lebensreiter nicht bloß folgt, sondern ihn auch oft durch seine gewaltigen Klauen aus drohenden Gefahren rettet, so ist dagegen Wigamurs Adler das überflüssigste Geschöpf von der Welt, da der Dichter Nichts von ihm zu berichten weiß, als daß er dem Ritter von Land zu Land nachflog. Und um sogleich noch Aehnliches zu erwähnen, so stimmen die Lehren, welche Paltriot dem wiedergefundenen Sohne gibt, als er ihm sein Reich überläßt, so genau mit denen überein, welche Gawain seinem Sohne Wigalots erteilt, daß man auch hier an eine Nachahmung denken muß, zumal im Verlaufe des Gedichts gar manche Sentenzen eingestreut sind, die an Wirt erinnern, z. B. wenn er von einer ohne die Begleitung durch die Lande reitenden

Jungfrau sagt, es sei zu jenen Zeiten Sitte gewesen, daß Niemand einem Weibe Etwas that, sie vergönnte es ihm denn gerne, seht freilich der Dichter des Wigamur hinzu, der die höfische Sitte und Minne wohl kannte. Der Ritter mit dem Adler thut Wunder der Tapferkeit, schlägt Kronen und Reiche aus, weil ihm seine Abkunft nicht bekannt sei, und er es für seine Pflicht halte, bis zur Entdeckung derselben umherzuziehen und Abenteuer aufzusuchen. Auf seinen Fahrten kam er in ein Land, um das seit langer Zeit zwei Könige kämpften, Atroilas und Baltriot; Wigamur bietet dem ersten seine Dienste an; er soll hierauf mit seinem Vater kämpfen, aber ehe der Zweikampf beginnt, verlangt Baltriot Namen und Herkunft seines Gegners zu wissen, was denn zur Erkennung führt. Beide Könige schließen Frieden, der dadurch besiegelt wird, daß Wigamur des Atroilas Tochter, die schöne Dulcisfur, zum Weibe nimmt. Nun würde man den Schluß des Gedichts erwarten, denn Wigamur hat ja seinen Vater wiedergefunden, dieser hat ihm die Regierung abgetreten, und die Tapferkeit des jungen Ritters ist durch die Hand der schönsten und reichsten Gemahlin belohnt; allein, wie wir schon bei andern Dichtern gesehen haben, so kann auch der des Wigamur kein Ende finden. Er weiß noch allerlei Abenteuer, die er bisher noch nicht anzu bringen Gelegenheit hatte; es muß daher der Faden noch weiter ausgesponnen werden. In einem Turniere beslegt er einen Ritter, der ihm dann aus Rache die schöne Dulcisfur raubt; Wigamur eilt ihm nach, besetzt einige Abenteuer, und erfährt endlich, daß der Räuber zu einem Turniere reiten wolle, wo er durch seine Mannhaftigkeit die Liebe der ihn hassenden Dulcisfur zu gewinnen hoffe. So gleich eilt Wigamur in die Stadt, wo das Turnier gehalten werden sollte, läßt aber seinen Adler zurück, um nicht erkannt zu werden. Bald erkennt er den Räuber; er sprengt auf ihn ein, wirft ihn nieder, bemächtigt sich sodann der schönen Dulcisfur und rettet mit ihr in die Burg ihres Vaters zurück, wo sie mit großen Freuden empfangen werden.

Wigamur erhält von einer Jungfrau Unterricht.

Als nu Wigamur uf daz ros gesaz,
 795 dā kunt er niht vil baz
 dan er noch dā vor reit;
 doch was sin herz vil gemeit,
 daz im so rich äventiure
 von dem ritter ungehiure
 800 wider farn was an diser stunt.
 Daz ros, daz begunt
 wider kērn uf die slāch,
 gen der burc was im gāch,
 die nu dort stount verbrant,
 805 wan ez dicke ē dā vant
 warmen stal unt spise hort,
 die wile sin here Lupindrafort
 mit gesundem libe lebte
 und der bure phlegte.
 810 Diu strāze was im wol bekant,
 und da ez niemen dā vant,
 dā fuor ez vaste über den graben:
 ez het den wol gebornen knaben
 uf die erde gevellet nāch,
 815 wan im daz heil geschach,

daz ez den berc uf spranc,
 und ez durch die lūfte tranc,
 daz ein aat den zom geienc,
 und daz ros behabte hienc,
 820 daz ez nu stille stount dā.
 Wigamur sprach sā:
 „Holz, du hāst mich gelert wol,
 des selben ich dir volgen sol.“
 Den zom er mit der hant geienc,
 825 er zoch daz ros, daz ez gienc
 an dem weg unt rehte reise;
 der sinnen gar ein weise
 ze guoter māse er dā reit,
 daz ungeverde er gar vermeit.
 830 Diu burc was gar ein siur,
 die knaben wāren gar tiur,
 die im engegen solden gāhen,
 oder den stecreif solden enpfāhen.
 Er vant die burc lere,
 835 wan die burgere
 wārent alle gelegen tōt:
 der wec was von bluote rōt.
 Uzerhalb vor dem tor
 was gemachet enbor
 840 ein vil kleinez kāmērlin,
 dar in mochte wol sin
 des wahtāres wip gewesen:
 daz was vor dem siur genesen.
 Sin ros er dar under bant,
 845 der herberge er sich dā under want:
 er wolt selbe dā wirt sin.
 Er vant ouch stēn dā einen schrin,
 dar in was vuoters gnuoc;
 für daz ros er daz truoc.
 850 Ouch zwei brōt er dā sach;
 daz gesinde het dā guot gemach.
 Die naht wold er beliben dā,
 er enwest niht anderswā.
 Der wilde, der reine
 855 was dā al eine;
 umbe die bure gienc er schouwen:
 ein schōne juncfrouwen
 vant er dā al eine sitzen;
 Wigamur mit kleinen witzē
 860 aldā zuo der juncfrouwen gienc;
 mit grōzen vorhten sie in enpflecn.
 Sie was hübeschlich getān:
 von rōtem scharlach het sie an
 rock unde ouch corsit
 865 wol gesnitten unde wit;
 ein liehte rēch was dar unde.
 Mit rōsenvarwem munde
 was diu schōn juncfrouwe clār.
 Der tumbē kam gegangen dar;
 870 er sprach: Wer sit ir unverzaget?“
 Sie antwurt im: „Ich bin ein maget.“ --
 „Nu sagent mir, wie heizent ir?“
 Si sprach: „Pioles, daz glaubent mir.“ --
 „Waz tuot ir hie al eine?“ --
 875 „Dā sitze ich unt weine.“ --
 „Frouwe, waz ist iuch geschehen?“ --
 „Grōz leit, daz muoz ich jehen.“ --
 „Wolt ir, frouwe, daz ieman sagen?“ --
 „Jā hērre, ich mac wol klagen
 880 unde iemer weinen,
 wan nū trōst neheinen
 enbringet mir man, noch wip.
 Owē, daz ich minen lip

- ze der werlte ie gewan.
 885 daz ich ersterben niht enkan!
 Gar vergessen hât min Got;
 âne trôst ist min nôt:
 der tôt muoz es enden.“
 Mit iren wizen henden
 890 zuo den brüsten sie sich sluoc;
 leides hete sie genuoc.
 „Owê, waz moht mir mê gesin?
 Min muoter was von Gysmâsmalin,
 min vater was künec von Rîflanz,
 895 ir beider êr was vil ganz.
 Si heten kindes niht, wan min;
 dar zuo der künec von Vordin,
 des hant bejaget manegen pris,
 der solt wesen min amis:
 900 ûz mins vaters hûs er mich nam.
 Als er in disen walt kam,
 ein ritter saget im mære schier,
 wie ein turnei was ze Pelnpiet:
 mit im vil ritter begunden riten:
 905 siner wider vart wolte ich erbiten.
 Der wirt, der der bürge wielt,
 durch Sant Pêter er mich behielt:
 Nû ist im missegeschehen.
 Als ir selbe habt gesehen,
 910 sine burc muose gar verbrinnen,
 ûzen und ouch innen:
 sine hiute ligen alle tôt
 von flur unt von swertes nôt;
 er selbe ist gevangen,
 915 oder in hât vil lîhte erhangen
 der künec von Toloir.
 Den sült ir clagen mit mir,
 ob ir sint sô gehiure.
 Secht, in dem selben flure
 920 ligen zwô juncfrouwen tôt,
 diu herzogin von Libranôt,
 diu ander was von Grabalmontôys,
 der herzogin swester von Lôgrôys,
 diu dises hûses frouwe was.
 925 Owê, daz ich ie genas!
 Nu enweiz ich, wâ ich hin kêre.
 Alles guotes enhân ich niht mære,
 wan als ich hie stâdent bin,
 und ein guldin vingerlîn,
 930 daz ich hie an der hant hân.“
 Dô sprach aber der sinlos man:
 „Liebe frouwe, gehabt iuch baz!“
 Im wurden die ougen vor jâmer naz.
 Wigamur der guote
 935 trôst dâ ir gemüete
 als verre, als er mohte
 unt siner sinne witze tohte:
 er bat die maget ûf stân,
 unt mit im in daz hûs gân:
 940 „Wir sin hiute wol berâten;
 brôt unde ouch ein brâten
 haben wir hiute ze spise.“
 Siner torheiten wise
 wart sie schiere gewar;
 945 diu maget sprach aber dar:
 „Welt ir hiute hie bestân.
 sô dunket mich daz guot getân,
 swenne ruowe dâ lûzel was:
 erschüttet dâ abe den harnas!“
 950 Noch in dem harnasch beleib der man.
 „Frouwe,“ sprach er, „ich niht enkan

- dâ von enblæzen mich,
 und disem ros enkan ich
 den rückenhaft enbinden;
 955 ich kan niendert vinden.
 daz ich im erlæse den munt.
 Ich hân erarnet disen vunt,
 da ich ez hiute gesach,
 wan ich grôzen ungemach
 960 hiute hân gewunnen.
 Mich wundert, ob sie können
 baz riten, danne ich:
 ez hât nâch ervedet mich.
 Doch het ich hiute ez niht angetragen.
 965 sô hette mich erslagen
 der ritter ûf der heide.“
 Swie in grôzem leide
 diu selbe juncfrouwe wære
 noch lachtet si der mære.
 970 Pioleis, diu maget clâr
 mit schœnen zûhten gienc sie dar,
 dâ daz ros was gebunden;
 sie lôte an den selben stunden
 die gurt von dem rosse nuo;
 975 Wigamur sach ir eben zuo:
 über die ôren zôch sie im den zoum;
 Wigamur nam des guoten goum.
 Daz harnasch half sie im schûten ab:
 dâ was der junc knab
 980 von dem isen râmvar;
 ein wazzer brâhte si im dar,
 den râm wuoch si im dan:
 dâ was er den rôsen gelich getân.
 Sie sach wol, daz er was von schœner art:
 985 diu schœne maget von im dâ wart
 vergessen irs leides ein teil,
 und ân aller slahte schanden meil
 beliben sie die naht nuo.
 Des andern morgens fruo
 990 Wigamur wolde riten von dan;
 diu juncfrouwe begunde aber san
 vil jâmerlich gehaben sich;
 si sprach: „Welt ie, herre, mich
 erslagen mit iurem swert,
 995 daz ich sô al eine niht wert
 leben in disem walde.“
 Des antwort er ir balde;
 der junge knab ân sinnen
 sprach: „Ir beit min hinnen,
 1000 ich kum her wider, mich irr dan nôt,
 oder ich müeze ligen tôt.“
 Der tôre alsô minniclich,
 der was alsô kreften rich,
 so er zuo dem ros gie,
 1005 er truckt ez nider ûf diu knie
 unt habt ez bi dem bein,
 nûz diu maget rein
 den zoum dar an geleget,
 daz ez sich niendert reget.
 1010 Sin harnasch gevienc er nuo,
 diu maget half im ouch dar zuo,
 daz er sich wâfent dar in.
 Er lie sie dâ unt reit hin:
 mit trûrigem muote
 1015 was diu maget guote;
 manegen ougenblic warf sie im nâch,
 dâ hin im was vil gâch.
 Sie bat im heiles, dâ er reit;
 sin herze ouch niht vermett;

1020 er gedächte an daz magetin,
wie er ir vriunt möhte sin,
wan er enhet sorgen kein
umbe die maget rein,
wie er vol bræhte die tât,
1025 dâ von ir sorgen wurde rât.

Der Stricker.

Wir haben den Stricker schon als glücklichen und fruchtbaren didaktischen Dichter kennen lernen (S. 191); nicht minder fruchtbar ist er als epischer Dichter. Doch sind seine hieher gehörigen Dichtungen nicht alle von gleichem Werth; während ein Theil derselben sich seinen Fabeln und moralischen Erzählungen würdig anschließt, verdienen andere kaum genannt zu werden. Den ersten Rang nehmen seine kleinen Erzählungen ein, die er, wie seine Fabeln, zum Theil zwar aus fremden, namentlich französischen Quellen schöpfte, aber mit der freiesten und glücklichsten Selbstständigkeit bearbeitete. Nicht wenige hat er jedoch dem Munde des Volkes entnommen, und es sind gerade diese, in welchen sich sein Talent am glänzendsten zeigt. Denn er besitzt in hohem Grade die Kunst, irgend eine kleine Anekdote, eine im Volke lebende Erzählung durch die einfachsten Mittel zu einem lebendigen, theilweise sogar reichen Gemälde zu gestalten, in welchem Begebenheiten und Personen mit gleicher Vortrefflichkeit gezeichnet sind. Alle ohne Ausnahme erfreuen durch gefällige, gewandte und frische Darstellung, die durch den heitern Humor des Dichters nicht wenig gehoben wird. Viele derselben sind übrigens noch ungedruckt, ob sie gleich weit mehr verdienen, aus der Vergessenheit gezogen zu werden, als so manche andere Dichtungen, welche in den letzten Jahren bekannt gemacht wurden. Wir erwähnen hier nur die bedeutendsten: unter den Erzählungen ersten Inhalts die vom „Richter und dem Teufel“, die vom „nackten König“, welche später auch von Hans Rosenplüt erzählt und von Hans Sachs dramatisch bearbeitet wurde, und die von „den zwei Königen“, und unter den scherzhaften Erzählungen ganz besonders die beiden Schwänke „St. Martins Abend“ und den „klugen Abend“, welche beide von Witz und ächtem Humor sprudeln. Am bedeutendsten ist jedoch der „Paffe Amis“, welcher die andern Erzählungen auch an Umfang übertrifft. Der Inhalt desselben ist in Kurzem folgender: In England lebte einst ein Paffe, Amis mit Namen, der eben so freigebig als reich war, und sich dadurch den Reid seines Bischofs zuzog, der es nicht ertragen konnte, daß ein ihm untergeordneter Geistlicher größeren Aufwand mache, als er selbst. Daher verlangte er eines Tags sogar, daß ihm Amis einen Theil seines Vermögens abtrete, was dieser jedoch entschieden verweigerte. Nun wollte ihm der Bischof die Pfründe nehmen, aber Amis bestritt ihm das Recht zu solcher Gewaltthat, da er seinem Amte gebührend vorzustehen wisse, wie sich der Bischof selbst überzeugen könne, wenn er ihn prüfen wolle. Das that denn der Bischof sogleich, indem er ihm allerlei verhängliche Fragen vorlegte, die Amis jedoch mit unerschütterlicher Festesgegenwart und unter Beurkundung des reichsten Mutterwises zum Aerger des Bischofs in solcher Weise beantwortete, daß jener ihm Nichts anhaben konnte. Zuletzt trug er ihm auf, einen

Esel lesen zu lehren; aber auch diese Aufgabe löste Amis zur größten Bewunderung des Bischofs, der ihn nun in Ruhe ließ (4). Dies verbreitete aber seinen Ruhm dergestalt, daß er tagtäglich von fremden Gästen besucht wurde, so daß er bei seiner gewohnten Freigebigkeit sein Vermögen immer mehr schwinden sah. Da entschloß er sich, in die Welt zu gehen und neues Gut zu erwerben, was ihm auch durch seine listigen Streiche in hohem Grade gelang. So predigte er einst in einem Dorfe, wo eben Kirchweihe war, daß er vom heiligen Brandanus, dessen Kopf er als heilige Reliquie zu besitzen vorgab, den Befehl erhalten habe, ein neues Münster zu bauen, und hiezu Gaben von den Gläubigen einzusammeln; jedoch dürfe er, fügte er hinzu, von keinem Weibe Etwas annehmen, das ihrem Manne untreu gewesen wäre. Nun drängten sich aber alle hin, ihm ihre Gaben zu bringen; und welche sich schuldig wußte, gab nur desto mehr, so daß er reichlich einerntete und dasselbe überall wiederholte, wo er hinkam. Nach einiger Zeit begab er sich nach Paris, wo er dem Könige sagte, er könne auf so wunderbare Weise malen, daß nur Geliichgeborne seine Gemälde sehen könnten. Der König ließ ihm einen Saal anweisen, den er malen sollte, und befahl sogleich, ihn auf das Köstlichste zu bewirthen; der Pfaffe duldete aber nicht, daß irgend Jemand in den Saal komme. Er blieb sechs Wochen lang darin, ohne einen Pinsel anzurühren, worauf er den König einließ, und ihm, auf die leeren Bände zeigend, von den mannigfaltigsten Gemälden berichtete, die darauf stehen sollten. Obgleich der König Nichts sah, stellte er sich doch, als ob sich Alles so verhalte, wie der Pfaffe sagte, weil er die Schande fürchtete. Ebenso ging es den Ritters und Herren, die hierauf eingelassen wurden: alle lobten die Schönheit der Gemälde, von denen Keiner Etwas sah. Amis aber nahm den bebungenen reichen Lohn und ritt davon, denn er befürchtete, es möchte endlich seine Schalltheit entdeckt werden, was in der That auch bald durch einen Narren geschah, der allein den Ruth hatte, zu erklären, daß Nichts auf den Bänden gemalt sei, worauf denn nach und nach alle andern eingingen, daß sie ebenfalls nichts sähen. Aber der schlaue Pfaffe war schon längst weit weg. Er war nach Rothringen geritten, wo er sich für einen Arzt ausgab, der alle Krankheiten heilen könne. Nun waren aber viele Dienstmannen des Herzogs krank, und dieser übertrug dem Pfaffen ihre Heilung. Amis ließ die Kranken alle zu sich kommen und verlangte von ihnen, sie sollten ihm den Stiechen nennen, diesen wolle er dann tödten und mit seinem Blute alle übrigen gesund machen. Da erschrafen Alle, und Keiner wollte mehr krank sein. Da sie dem Herzog erklärten, daß sie sich vollständig gesund fühlten, erhielt Amis hundert Markten Silbers zur Belohnung. Unter den übrigen Streichen, die er verübte, heben wir noch die folgenden hervor. Einst kam er in ein Kloster, wo er sich für einen armen ungelehrten Mann ausgab; dabei zeigte er sich aber so fromm und gottesfürchtig, daß ihn der Probst in das Kloster aufnahm und ihn zum Schaffner machte. Nachdem er durch strenges Fasten und Beten das Vertrauen des Probstes ganz gewonnen hatte, sagte er diesem, es sei ihm ein Engel erschienen, der ihn aufgefordert habe, Messe zu lesen; denn sobald er das priesterliche Gewand angezogen

hätte, würde er auch sogleich lesen und singen können. Der Probst führte ihn nun in die Kirche, und Amis begann die Messe zu lesen, so schön, daß Jener darob erstaunte, und das Wunder allen Leuten erzählte. Von allen Seiten eilten Neugierige ins Kloster, um den heiligen Mann zu sehen, der nicht wenig Gaben empfing, mit denen er sich davon machte, als der Jubel aufzuhören begann. So einträglich alle diese Streiche waren, so wollte er doch noch mehr gewinnen; er rüstete sich, als ob er ein reicher Kaufmann wäre, und fuhr nach Konstantinopel. Dort überredete er einen einfältigen Maurer, sich als Bischof zu verkleiden, und ging mit ihm zu einem Kaufmann, dem er alle seine kostbaren Seidenstoffe im Namen des Bischofs abkaufte. Während Amis mit den Baaren in sein Schiff ging und das Weite suchte, blieb der Maurer bei dem Kaufmann, der erst nach einigen Tagen merkte, wie arg er betrogen worden war. Doch lehrte Amis bald wieder nach Konstantinopel zurück, und es gelang ihm, noch einen reichen Kaufmann um viele kostbare Edelsteine zu pressen. Nachdem er nämlich diese eingehandelt und durch seine Diener in Sicherheit gebracht hatte, ließ er den armen Kaufmann binden und ihn zu einem Arzte bringen, dem er angab, es sei sein wahnsinniger Vater, der sich einbilde, alle Leute seien ihm für gekaufte Baaren Geld schuldig. Da der Arzt es glaubte, so war es dem Betrüger leicht, sich zu entfernen und mit dem geraubten Gute das Land zu verlassen. So kam er mit großem Reichtum nach England zurück. Nachdem er aber noch dreißig Jahre lang, von aller Welt geehrt, gelebt hatte, bekehrte er sich, Lug und Trug verschwörend; er ging mit allem seinem Gute in ein Kloster, wo er in großer Frömmigkeit als Abt starb.

Die Erzählung des Strickers weist durch Person und Vertiklichkeit nach England, und es ist wohl kein Zweifel, daß ähnliche Dichtungen dort heimisch gewesen sind; doch hat sie der deutsche Dichter, wenn er sie auch gefaßt haben mag, nicht in der Weise benutzt, wie die fremden Dichtungen damals benutzt zu werden pflegten, weil er es nach hergebrachter Sitte gewiß im Eingang oder Schlussworte erwähnt hätte. Auch sind die einzelnen Streiche, welche der Stricker von seinem Pfaffen Amis erzählt, von der Art, daß sie überall und von jedem Volke haben erzählt und erdacht werden können. Wären sie aber auch nicht ursprünglich auf deutschem Boden erwachsen, so hat sie sich das deutsche Volk auf das Vollkommenste angeeignet, und sie sind eben so entschieden sein Eigentum geworden, als die Streiche des Bartoldeo Eigentum der Italiener sind, unter welchen sich manche finden, die schon dem Pfaffen Amis zugeschrieben werden. Der Stricker hat die einzelnen Erzählungen gewiß schon im Munde des Volkes vorgefunden, dafür bürgt die ganze Darstellungsweise, welche entschieden volkstümlich ist; wahrscheinlich wurden die verschiedenen Streiche verschiedenen Personen beigelegt, und er hat sie nur dadurch zu einem Ganzen vereinigt, daß er sie alle auf den Pfaffen Amis übertrug. Der volkstümliche Ursprung dieser Erzählungen bestätigt sich auch dadurch, daß sich dieselben durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in Deutschland erhalten haben und zum Theil noch heutigen Tages von Munde zu Munde gehen. Dagegen ist der Name des Pfaffen Amis vergessen (er ist auch wohl nie volkstümlich gewesen); dagegen hat das Volk selbst etwa

hundert Jahre später einen neuen Träger dieser Streiche im weltberufenen Eulenspiegel geschaffen, auf welchen die meisten und die besten Geschichten übertragen worden sind.

Wie in diesem und wie in Salomon und Morolt, so liegt auch im Pfaffen Amis der Gegensatz zwischen der höheren Bildung und dem gesunden Menschenverstand; dies tritt namentlich im Eingange des Gedichts hervor. Doch hatte der Stricker diesen Gegensatz selbst nicht klar gefühlt, weshalb er im Verlaufe des Gedichts denselben oft ganz verschwinden läßt und seinen Pfaffen zu einem gewöhnlichen, obgleich immer gescheiterten Betrüger stempelt. Bemerkenswerth ist aber vor Allem die feindselige Haltung gegen die höhere Geisteswelt und gegen einzelne Lehren und Ansichten der Kirche, welche unverkennbar in Strickers Gedicht liegt. So liegt in der Geschichte mit dem Kusse des heiligen Brandanns die entschiedenste Verhöhnung des Religiösendienstes, und in einer andern, wo er einer Bäuerin vorspiegelt, daß Gott einen am Abend vorher verspeisten Hahn wieder lebendig gemacht habe, wird nicht bloß Aberglaube und Wundersucht verspottet, sondern auch das Treiben derjenigen Geistlichen geißelt, welche durch betrügerische Wunderthaten den Aberglauben mißbrauchten, um sich auf Kosten des getäuschten Volkes zu bereichern. Wenn aber der Pfaffe Amis am Ende seines Lebens sich bekehrt, und als ein frommer Klostermann stirbt, so hatte der Dichter mit diesem Zusatz wohl nur die Absicht, seine, wenn auch verdeckten, doch immerhin lebenden Angriffe gegen Geisteswelt und Kirche vor möglicher Abmüdung zu schützen.

Die übrigen noch zu erwähnenden Gedichte des Strickers werden wir kürzer besprechen können, da sie ein höheres Interesse nicht in Anspruch nehmen. Sein „Daniel von Blumenthal“, den er nach dem Französischen des Alberich von Besancon verfaßte, ist ein mißlungener Versuch, einen Zweig der Artussage nach Hartmannschem Muster zu dichten. Bedeutender ist das „Rolandslied“, das er zwar dem Gedichte des Pfaffen Konrad nachbildete (S. o. S. 306), aber mit freier Selbstständigkeit behandelte, indem er auch andere Quellen, und wohl insbesondere ältere deutsche Gedichte zu Grunde legte und benutzte. Er hat seinen Vorgänger oft und glücklich erweitert, nicht bloß, indem er die einfache, stützenhafte Darstellung zur lebendigen, anschaulichen Schilderung umgestaltete, wie sich aus der Vergleichung der beiden Dichter in ihrer Erzählung von Rolands Tod ergibt (2), sondern auch, indem er einzelne Züge und Thatsachen hinzufügte, welche sich bei Konrad nicht finden. So ist der Eingang des Gedichts dem Stricker eigenthümlich. Er beginnt mit der Erzählung von Karls Jugendgeschichte. Sein Vater Pipin hatte nämlich von einer ihm durch Treulosigkeit untergeschobenen Frau drei Söhne hinterlassen, Wineman, Rapoto und Leo, von denen die beiden ersten sich gegen Karl verschwören und ihn tödten wollen. Dieser entflieht nach Spanien zu dem heidnischen König Marsiles, dessen Schwester sich in den Heldenjüngling verliebt, was diesen mit Angst erfüllt, weil er als Christ sich mit keinem heidnischen Weib verbinden wollte. Mit Hilfe seines treuen Freundes, des Grafen Diebold, durch dessen Beistand er seinen Stiefbrüder entgangen war, ward er

in Kerlingen als König erkannt, er zog heim und verschütete sich mit seinen Brüdern. Karl aber wurde durch den Gedanken an die unglücklichen Heiden, welche den wahren Gott nicht kannten, mit Betrübniß erfüllt, und oft betete er zu Gott, er möchte ihn würdigen, die Heiden von der Hölle zu befreien. Da erschien ihm einst ein Engel, verkündigte ihm seine künftige Größe und Macht, und übergab ihm das Schwert Durendart und das Horn Olivant für Roland; hierauf befahl er ihm, nach Achen zu ziehen, wo man ihn ohne großen Widerspruch zum König ernennen würde, und sich dann in Rom von seinem Bruder Leo weihen zu lassen. Zuletzt empfahl er ihm seinen Neffen Roland, durch dessen Tapferkeit er sich alle Lande unterthänig machen würde (1). Zwar erwähnt auch Konrad des Engels, der Karl auffordert, nach Spanien zu ziehen, aber er beschränkt sich auf den einfachen Bericht der Thatfache; alle von Strider angeführten und die Erzählung belebenden Nebenumstände fehlen bei jenem. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich im ganzen Gedicht; überall erweitert, entwickelt und motivirt der Strider die Thatfachen, welche Konrad in beinahe chronikartiger Weise berichtet, und es ist die Vergleichen beider Dichtungen schon deswegen von hohem Interesse, weil sich in der Einen die kunstlose Größe des poetischen Geistes zeigt, der gerade durch die Einfachheit der Darstellung mächtig wirkt, während die andere mehr durch die künstlerische Behandlung zu wirken sucht.

1. Kaiser Karl.

Dem künige Pippine

wart eine vrouwe gesworn;

140 der eit wart alsô verlorn,

daz sie im verwehelt wart.

Dar nâch kam er an die vart,

daz er sin êlich wip vant,

diu was vrowe Berhte genant,

145 des saget er Got grôzen danc.

Daz wære ze sagenne ze lanc,

wie diz dinc allez ergie:

er nam vrowen Berhten unde lie

sin ander wip, daz was reht.

150 Do er Got einen kneht.

und ein dirnen mit ir erwarp,

dô lahte der künec unde starp,

unt lie vrowen Berhten, sin brüt.

Sin tohter, die hiez Gêrtrüt,

155 sin sun was Karl genant:

der wart sit witen bekant.

I, 1. Daz Karl selbe niht verdarp.

dô Pippin sin vater starp,

daz chom von Gotes râte,

want er vater halben hâte

5 dri bruoder in den jâren,

daz ir zwêne ritter wâren;

der dritte was ein Gotes kint,

unde tet, als die vil wis sint:

er kêrt allen sinen sin

10 an den himelischen gewin;

er was diu buoch gelêret,

daz wart vil wol bekêret:

er was geheizen Lêo,

siner sâlden wart vil maneger vrô;

15 alsô wart geêret von Gote.

Wineman unde Râpote,

die sine bruoder solden sin,

die wâren tump, des wart wol schin.

Sie namen beide daz in ir muot,

20 iz wurde in nûtz unde guot,

daz sie Karle nâmen sin leben;

sô wurde in daz rîche gegeben,

unde belîhen dô bi âne nôt.

Nû swuorens beide sinen tût

25 unde zwelf herren mit in.

Den vil mortlichen sin

vernâmen ein grâve drâte,

derz kint behâlden hâte,

unde ouch dar zuo sin man was,

30 der half, daz Karl genas.

I, 2. Als er diz mære bevânt,

iesâ sô rûmter daz lant

mit Karle, dem herren sin:

dem tet er guoten willen schin.

5 Von Troys, der grâve Diebolt,

der was im willie unde holt:

er was ouch ein sô wis man,

daz er des fûrhten begân,

swie verre ez iemer kâme,

10 ob man in dô vernême,

das sie ir boten dar santen,

die in des libes pflanten.

Nû gedâchte der guote,

daz diu selbe huote

15 nindert hâte grôzer kraft,

unde huop sich in die heidenschaft,

dô er den heiden künec vant,

der was Marsilies genant,

der was milte unde rich,

20 und enphie in mineclîch,

und alle, die dar quâmen,

die guot umb êre nâmen,

die gemâchet er im vil holt;

die im wolden dienen umbe solt,

25 die machet er rich zehant.

Hispanie unt manec lant,

die wâren im gehôrsam.

Dô der grâve dar quam,

dô verwandelt ir beider namen

30 unt wolt iedoch gemeinsamen

mit den heiden nie,

daz er geloubt, alse sie:

er geloubte christenliche.

Dô Karl, der sâlden rîche,

35 achtzehen jâr ze sich gewan,

dô reit der sâlio man

weder reise, noch hervart,

wan dô im daz lop sô gar wart,

daz er über al daz lant

40 ze dem besten ritter wart bekant.

I, 3. Dô was Marsilien swester dâ,

daz in den ziten anderswâ

dehein wip wart sô schône gesagt,

unde was ein wûnneclîche magt:

5 diu begunde Karlen minnen,

des brâhtes in wol innen,

waudes in tougenlichen nam,

unde bat, daz er gehôrsam

ir goten wurd unde ir ê.

10 Dô wolt er dâ niht wesen mê:

er vorht ob siner minnen,

diu liute wurden innen,

er müeste daz leben verliesen,

oder sin gelouben verkiesen.

15 Nû er dem grâven, sinem man,

- dise sorge künden began,
dô enbôt er ze Kerlingen,
er wolt in Karlen bringen,
der ir erbeherre solde sin,
20 daz sie dem ir triwe tæten schin;
der lebte noch unt wære ein man,
unde enbôt in, war umbe er entran,
unde enbôt in ouch diz mære,
daz Karl der ritter wære,
25 der in Marsilien gewalt
diu wunder hete gestalt,
(von den sie gehörten jehen).
Nû kunde in liebers niht geschehen,
wande er in tôt wart geseit,
30 unde die êre hâte bejeit.
Dar nâch wart sin kûme erbiten:
die herren gegen im rîten,
unde enphienge in als wol,
sô man vil werden kûnec sol,
35 dem man vil grôzer êren gan.
Nû er Kerlingen gewan,
dô begund er rîhten unde geben
und alsô hêrlîchen leben,
daz diu werlt begunde jehen,
40 ein bezzer kûnec wart nie gesehen,
denne der ze Kerlingen;
er tuot an allen dîngen
daz beste ze allen zîten:
sus lobte man in wîten,
45 wand er die werdeckeit gewan.
Râpôt unde Wineman,
die suochten sine hulde;
dô vergab er in die schulde,
unde machete si beide rîche:
50 des gedienten sie wîllecliche.
Wineman unde Rapôte,
die dienten im unde Gote
dar nâch mit grôzen triuwen,
unt liezen sich iemer rîuwen,
55 daz sie sô ie missefuoren,
daz sie sinen tôt geswuoren.
- I, 4. Karl, der rîhtære,
der gedâhte ot an die swære,
die den heiden solte geschehen,
wande er wol hete gesehen,
5 daz si beten an die abgot,
und durch des tievels gebot
die sêlen verworhten,
unde Got niht vorhten:
des was vil grôz sin werre.
10 Er mante Got vil verre
alles des gelîche,
daz er hie in ertrîche
mit deheinem menschen ie
durch sine gûete begie,
15 daz er sin namen êrte
und daz liut dâ bekêrte.
Sô sie alle wænen wolten,
die sin hûeten solten,
daz er vil vaste sliefe,
20 sô bat er Got vil tiefe,
daz er im die heiden
von der helle hûlfe scheiden.
Daz gebet ergab er nie:
swâ er reit oder gie,
25 swâ er stuont, saz oder lac,
beide die naht unde tac,
sô lange phlac er der bette,

- unz daz Got sin willen tete.
Got ist genâden sô vol,
30 swes man ze rehte biten sol,
swer des ze allen zîten gert,
daz er benamen wirt gewert.
Diz wart im eines nahtes kunt,
dô er sines herzen grunt
35 vil dicke ersuocht nâch gebete,
alse er ouch ze allen zîten tete,
unt noch die sêligen tuont.
Dô er vor sinem bette stuont,
ûf sin knien alsô bar,
40 dô entsliefens gar
zweilf helde guot,
die sin phlâgen mit der huot.
In dem sal, dô er lac,
dô erschein ein lîcht, als ein tac,
45 dar inne kam im ein bote
von dem oberesten Gote,
ein engel alsô lobesam,
der im ze boten wol gezam.
- I, 5. Als er den kûnec an sach,
diz wort er mînnelîchen sprach:
„Karl, Got hât dich vernomen!
Durch daz bin ich her komen,
5 daz du niht anders hâst begert,
wan des Got vil gerne wert:
des ist dir dîn schepfære holt;
daz dû vil wol ervînden solt.
Er gît dir noch vil manec lant:
10 du solt werben zehant
umbe daz Rômîsch rîche.
Sô du daz gewaltîcliche
in dîn hant gewonnen hâst,
und iz mit guotem frîde lâst,
15 sô solt du Pûlle twîngen;
dâ sol dir ouch gelîngen.
Bêheim unde Pôlân
werdent dir bêde undertân;
Ungarn, daz wirt allez dîn,
20 ze Kriechen solt du herre sin,
Rîuzen komt in dîn hant,
dir wirt ouch Armenîe lant,
Servîe lant sich dir ergît,
Prage wirt dir âne strît,
25 Tenemarke sol dir werden;
ûber alle Schottesch erden
wirst du hêrre genant;
alsô tuostu ûber Irlant;
Engelant dir werden sol,
30 daz rîche ze Arle alsô wol.
Diz wirt dir in kurzer vrîst,
und allez, dâ enzwîschen ist.
- I, 6. Du solt is lenger niht sparn,
du solt ouch ze Hispanîe varn,
Got wil dich dâ mîte êren.
Du solt daz liut bekêren:
5 die dir des niht wellent volgen,
den wirt Got sô harte erbolgen,
iz si man oder wip,
daz sie sêle unde lîp
êwîclîch haben verlorn.
10 Du solt diz swert unde diz horn
dînem neven Ruolanden geben:
der sol daz êwîge leben
verdienen an der hervart.
Diz swert heizet Durendart,
15 unt sage dir wêrtliche,

- ez sante dirz Got der riche,
unde hât iz selbe alsô genant.
Diz horn heizet Ôlivant:
die namen gab er in beiden.
- 20 Ich sage dir, swelch heiden
mit dem swert wirt wunt,
der wirt niemer mê gesunt.
- II, 7. Als Ruolant blaset diz horn,
sô wirt den heiden alsô zorn,
daz sie verliesent iren sin:
zehant gesigest du an in;
5 sie slahet der starke Gotes vluch.
Nû nim ouch diseu hantschnoch
unt stôz in in din hânt,
unt var vil gerne in daz lant,
und diene nâch dûnem lône:
10 du solt die ewigen krône
ze himelrich dar umbe tragen.
Diz hiez dir Got dar umbe sagen,
daz du lip unde leben
dester baz geturrest geben
15 williclichen an die nôt:
dir enmac dehein tôt
ze disen sîen geschaden.
Du solt morgen für dich laden
din gewaltigisten alle,
20 wie in din rede gevalle.
Lâ sie horn unde swert sehen,
zehant beginnen si dir jehen,
sie gestên dir ze allen êren.
Sô solt du hinnen kêren,
25 unt heve dich gen Âche:
âne grôze widersprache
wirstu dô ze künige genant;
sô solt du diutsche lant
allesant erstriten:
30 daz geschicht in kurzen ziten.
Als du gewaltic wærest dâ,
sô reit ze Rôme iesâ:
der nû ze Rôme bâbest ist,
der stirbet an der selben vrist.
35 Sô du ze Rôme ritest,
dâ erwirbestu unde erstritest,
daz din bruoder Lêô bâbest wirt:
von dem bist du unverirt,
er empfâhet dich mit der wihe.
40 Als dir Got daz heil verlihe,
daz er din reht getuo,
und dir diu lant dar zuo
elliu werden undertân,
sô heiz riten unde gân
45 dine boten sâ ze hant
allenthalben in diu lant,
und enbiute in diz mære:
des wirt daz lant sô lære,
unt gewinnest ein solch her,
50 swer sich dir setzet ze wer,
daz din niemen kan gewegen:
Got wil diner verte phlegen.
Diu lant, di ich dir hân genant,
diu erviht dir elliu Ruolant:
55 der ist sâlden sô vol,
die wile daz er leben sol,
daz du iemer rihten solt.
Dem wis genædec unde holt:
an im stêt elliu din êre.
60 Got minnet in sô sêre,
daz al din wille für sich gât,

- unz Ruolant sin leben hât.
Daz dir der heilic Christ
in diser werlt sô willic ist,
65 dester baz solt du in minnen:
sô malst du mêr gewinnen.
Dâ mite wis ouch dû gemant!“
Ûf huop der engel sine hant
unt tet im sin segen
70 über Karlen, den Gotes degen.
Dô sach er sin niht mê;
dô wart iz vinster, als ê.

2. Rolands Tod.

- 8, 27. Dô Ruolant von den sinen
unt von den Saracinen
gienc wol eines schuzzes lanc,
dô schuof diu nôt, diu in dô twanc,
5 daz er niht mohte für baz:
under eim boume er gesaz
an einen schaten ûf ein stein.
Er schiet sich niht von den zwein,
von dem horn unt von dem swerte;
10 die wile er lentic werte,
der hâte der degen Ruolant
ietweders noch in siner hant.
Nû saz er, alse ein man tuot,
der mit dem tôde ist gemuot,
15 unt was vil nâhen verscheiden.
Dannoch kom ein heiden,
unt warte, wenn er sturbe,
daz er an im erwurbe
beidiu, sin swert und daz horn.
20 Der was von Arâbie geborn.
Dâ wolt er danne dar nâch sagen,
er hiete Ruolanden erslagen.
Nû dunkt in, daz er were tôt,
dô machet er sich mit bluote rôt
25 als er vil kûme lebete,
unt nâch dem tôde strebete,
dô er den kristen undervant.
30 Dô wart der degen Ruolant
sines willen wol gewar:
nu enthabt er sich, unz er dar
in die vil rehten mâze quam;
sin horn Ôlifanden er nam,
35 daz erhuop er kûme genuoc;
den heiden er durch daz houbet sluoc,
daz ers niemer mêr überwant.
„Nû mûeze din“, sprach Ruolant,
„der leide tievel walten:
• 40 ich hân daz horn zespalten!“
9, 28. Iz jâmert Ruolanden harte,
daz die heiden nâch Durendarte
alsô begunden werben.
„Ir gewerb mûeze verderben“,
5 sprach er wider sich selben dô;
„ir keiner en wirt din niemer vrô,
sit ich din niht gehaben mac.“
Zehant dô sluoc er ein slac
mit beiden henden in den stein.
10 Dô iz an dem swert niht schein,
dô kêrt er die ander ecke dar,
unt versuochte sin kraft gar,
unt sluoc iz vaster, denne ê:
dô schein is aber niht mê
15 an dem swerte hâres breit.
Er sprach: „Alrêrst ist mir leid,
daz du sô rehte guot bist:

- daz tet mir unz an dise vrist
in minem muote harte wol.
- 20 Nû weiz ich, waz ich tuon sol,
daz die Kristen vor dir genesen:
iz müeze ir aller tût wesen,
begrifent dich die heiden.
Den strit wolde ich scheiden,
25 anders rîche ich niht an dir.
Dû hast vil wol gedienet mir:
nû muoz ich dir übel lôneu;
ichn getar dîn niht geschönen.
Ich wolde, legest du in dem mer,
30 daz dîn der keiser, noch sîn her
niht dorfte werden schadehaft!“
Nû versuocht er aber sîn kraft
unt sluoc iz zehenstunt dar:
des gestuont daz swert alles gar
35 âne mâl und âne scharthen;
des begunde er veste warten.
- 8, 29. Dô sprach der degen Ruolant:
„Mir ist nû lange wol bekant
dîn vil tugentlicher site,
daz dû is nie niht vermite:
5 swar ich dich mit slegen bôt,
dô was gereit der tût;
ouch hân ich müezig niht gelegen,
sît ich dîn begunde phlegen.
Ich betwang mit dir Palerne,
10 die dienen dem keiser gerne;
swaz danne ist hîn ze Irlant,
daz betwanc ich im mit minner hant.
Im dienen diu lant âne wer;
von Riuzeschem mer
15 unz Portugal in daz lant:
dô ist er hêrre genant,
des betwanc sie vil starke.
Swaz landes von Tenemarke
unz hîn ze Arle sint gelegen,
20 diu müezen sîn ze herren phlegen.
Dô mîn Got mit dir gedâhte,
und dich der engel brâhte
mînem herren unde mir,
dô hiez der herre in dir
25 versigln michelm heiltuom:
du hâst daz lop und den ruom
an der tugent und an der heilekeit.
Des ist mir grôzlich leit,
daz ich dich ungezogenlich sluoc.
30 Der dich mir von himel truoc,
der fûeget dich wol, swem er dich gan.
Der elliu dinc verrichten kan,
der erbarme sich (sprach er) über mich!“
Eime kriuze leit er sich gelich
35 nider ûf den selben stein.
„Ich enpfîlhe dir minen âheim,“
sprach er, „lieber hêrre Got:
hilf im, daz er dîn gebot
erfülle unde dinen willen,
40 unde hilf im die gestillen,
die den gelouben wellent stœren.
Nu ruoche mich erhœren,
grôzer Got,“ sprach er,
„unt sende mir dinen boten her,
45 der mîn arme sêle des entlade,
daz ir dehein bœser geist niht schade!“
Den hantschuoch zôch er von der hant,
den Got dem keiser het gesant;
den enphie der engel von im.

- 50 Der sprach: „Ruolant, ich benim
dir alle dine swære!“
Als er vernam daz mære,
dô schiede er und die sêle sich.
Sô reine und ouch sô lobelich
55 wart Ruolandes ende,
daz Got von sîner hende
den hantschuoch selbe nemen hiez,
und in vor dem tôde wizzen liez,
daz er Gote was ein lieber kneht.
60 Daz ist ouch billich unde reht,
daz sinem namen iemer si
bede lob und êre bi.
3. Der Pfaffe Amis und der Bischof.
Nu saget uns der Strickere,
40 wer der êrste man wære,
der liegen unt triegen aneviene,
unt wie sîn wille vûr sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.
Er het hûs in Engellant
45 in einer stat ze Trânis,
unt hiez der pfaffe Amis.
Er was der buoche ein wise man,
unt vergap sô gâr, swaz er gewân,
beidiu durch êre und durch Got,
50 daz er der milte gebot
ze keiner zît übergie.
Er lie die geste und enphie
haz, denne ieman tæte,
wand er es state hæte.
55 Sîn miltekeit was alsô grôz,
daz es den bischof verdrôz,
dem er was gehôrsam.
Daz er des sô vil von im vernam,
daz liez er niht âne nit.
60 Er kom zem phaffen seiner zît;
zuo dem sprach der bischof:
„Herre, ir habt grœzern hof
zallen zîten, denne ich;
daz ist harte unbillich.
65 Ir habet übrigez guot,
daz ir mit hôfscheit vertuot:
des sult ir mir ein teil geben.
Ir endûrfet dâ niht wider streben;
ich wils von iu niht enbern:
70 ze wære, ir müezet mîchs gewern!“
Dô sprach der pfaffe Amis:
„Mîn muot, der stêt ze solher wis,
daz ich mîn guot vil wol verzer,
unt mich des vil gar gewer,
75 des mir über weren sol:
wærn mære, ich bedôrft sîn wol.
Ich engibe iu anders niht:
geruocht ir minner spise iht,
sô ritet in daz hûs mîn,
80 unt lât mich iwrn wirt sîn,
swie dicke ez iwer wille si,
unt lât mich dirre gabe vri.
Ich engibiu umbe disiu dinc
nimmer einen phenninc.“
85 Daz wart dem bischove zorn.
„So ist diu kirche verlorn,“
sprach er, „die ir von mir hât,
umbe die selben missetât!“
Er sprach: „Des sorgich kleine:
90 âne diz dinc alterseine
ich was iu gehôrsam ie;

- dar an versümet ich mich nie.
 Ouch heizet mich versuochen
 mit worten, an den buochen.
- 95 Kunne ich min amte alsô wol,
 so ich ze rehte kunnen sol,
 des lât ouch geniezen mich.“
 Der bischof sprach: „Daz tuon ich!
 Sit ich iuch versuochen sol,
- 100 sô kan ich iuch versuochen wol
 mit kurzen worten hie zehant:
 ir habet den habec an gerant.
 Saget mir, wie vil des meres si;
 der rede enlâzich iuch niht vri;
- 105 unde bedenket iuch vil eben è.
 Saget ir mir minner oder mê,
 ich tuon iu solhen zorn schin,
 daz diu kirche muoz verloren sin.“
 „Des ist ein vuoder,“ sprach er.
- 110 Der bischof sprach: „Nu saget, wer
 gestêt iu des? den zeigtet mir.“
 Der phaffe sprach: „Daz müezet ir:
 ichn liugiu niht als umbe ein hâr.
 Endunket ez iuch niht vil wâr,
- 115 sô machet mir stille stên
 diu wazzer, diu dar in gân,
 sô mizzichz, unde lâze iuch sehen,
 daz ir mir nâch müezet jehen.“
 Der bischof sprach zem phaffen:
- 120 „Sit irz alsô wellet schaffen,
 sô lât diu wazzer vür sich gân;
 ich wil iuch des mezzens erlân,
 sit ichs niht verenden mac.
 Nu saget mir, wie manec tac
- 125 ist von Adam unze her?“
 „Der sint sibên,“ sprach er;
 als die ende hânt genomen,
 sô siht man aber sibên komen.
 Swie lange disiu werlt stê,
- 130 im wirt doch minner noch mê.“
 Daz was dem bischove ungemach;
 zornicliche er zu dem phaffen sprach:
 „Nu saget mir aber dâ bi,
 welhez rehte enmitten si
- 135 ûf disem ertriche.
 Teilt irz niht vil geliche,
 ir wert der kirchen âne.
 Des sagt mir niht nâch wâne.“
 Der phaffe sprach: „Daz si getân!
- 140 Diu kirche, die ich von iu hân,
 diu stêt enmitten rehte.
 Daz heizet iwer knehte
 mezzen mit einem seile:
 reich ez an deheinem teile
- 145 eines halmes breit vûrbaz,
 sô nemt die kirchen umbe daz.“
 Der bischof sprach: „Ir lieget!
 Swie harte ir mich betrieget,
 doch muoz ich iu gelouben è,
- 150 dann ich daz mezzen ane gè.
 Nu saget mir, wie verre
 (ir sit ein wiser herre)
 von der erde unz an den himmel si?“
 Der phaffe sprach: „Ob ez sô bi,
- 155 dar ruofte samfte ein man.
 Herre, zwivelt ir iht dran,
 sô stiget hin ûf: sô ruofe ich,
 unt hœrter niht vil greite mich,
 sô stiget vil balde her nider,
- 160 unt habet iu die kirchen wider.“
 Daz was dem bischove leit;
 er sprach: „Iwer wisheit,
 diu müet mich sô sêre.
 Nuo saget mir aber mêre,
- 165 wie breit der himel müge sin,
 oder diu kirche ist min.“
 Dô sprach der phaffe Âmis:
 „Des mach ich iuch vil schiere gewis.
 Als mir min kunst hât geseit,
- 170 sô ist er tûsent klaster breit
 und dar zuo tûsend eln.
 Welt ir si rehte zeln
 (des wil ich iu wol gunnen),
 sô sult ir die sunnen
- 175 und ouch den mânen nemen abe,
 unt swaz der himel sterren habe,
 unt rûcket in danne über al
 zesamen: er wirt alsô smal,
 swenne ir in gemezzen hât,
- 180 daz ir mir mine kirchen lât.“
 Der bischof sprach: „Ir kunnet vil:
 dâ von ich niht enberen wil,
 ir müezet mich dâ mite èren,
 und einen esel diu buoch lèren.
- 185 Sit ir den himel gemezzen hât,
 und den wec, der hin unz dar gât,
 und dar zuo mer und erden.
 nu wil ich innen werden,
 ob iu iht kunne widerstân.
- 190 Habt ir diz allez getân,
 daz ir mir hie vore zelt,
 sô tuot ir ouch wol, swaz ir welt.
 Nuo wil ich schouwen hie bi,
 ob daz ander allez wâr si.
- 195 Gelêrt ir nu den esel wol,
 sô nim ich allez daz vür vol,
 daz ir mir habt gesagt,
 unt weiz wol, daz ir rehte jagt.“ —
 „Nuo gebt mir einen esel her;
- 200 den wil ich lèren“, sprach er.
 Dô wart in kurzen stunden
 ein junger esel vunden,
 den brâht man dem phaffen dar.
 Der bischof sprach: „Nu nemet war,
- 205 uns wenne ir in gelêret hât,
 daz ir mich die zit wizzen lât.“
 Der phaffe sprach: „Ir wizzet wol,
 swer ein kint lèren sol,
 unz man im wisheit müeze jehen,
- 210 daz enmac niemer è geschehen,
 er müeze lèren zweiuzeç jâr:
 dâ von weiz ich vûre wâr,
 gelêre ich einen esel wol
 in drizeç jâren, als ich sol,
- 215 sit er sprechen nine kan,
 dâ muoz ez iu genîegen an.“
 Der bischof sprach: „Nu lât sehen!
 Zwäre, und enmâges niht geschehen,
 ich gemache iuch harte unvrô.“
- 220 Nuo dâht der phaffe dô:
 „Wirn geleben nimmer drizeç jâr
 alle dri, daz ist wâr,
 der esel sterbe, oder ich,
 ode der bischof, swaz er sich
- 225 vermizzet ûf minen schaden,
 des mac der tût mich wol entladen.“
 Dô der bischof danne quam,

- der phaffe sinen esel nam;
dem hiez er machen einen stal,
230 da er diu kunst wol verhal,
wie er in lèren wolde.
Ein böse buoch er holde;
daz leit er rehte vür in,
unt schütte im haberen dar in
235 zwischen ieslichem blat,
unt liez in nie werden sat.
Diz tet der phaffe umbe daz,
daz er die bleter deste baz
gelernde werfen umbe.
240 Als danne der tumble
zwischen einem blate nune vant,
sô warf er umbe zehant
ein anders unt suochte dâ,
unt suochte aber anderswâ.
245 Als dâ niht mër inne was,
sô stuont der esel unde las
in dem buoche unz an die stunt,
daz im die liste wurden kunt,
wi er den haberen ûz gewan.
250 Daz treib er zallen ziten an,
beidiu, vruo unde späte,
unz er wol gelernet hâte
daz selbe blatwerfen gar.
Nu quam der bischof dar,
255 unt sprach, er wolde wizzen,
wie sich hete gevliessen
ein esel zuo den buochen.
Nu begunde der phaffe suochen
ein buoch niwe unde vrisch:
260 daz leit er vür sich ûf den tisch,
unde sprach den bischof an:
„Herre, ich sage iu, waz er kan:
er kan blat werfen wol.“
„Daz selbe neme ich vür vol“,
265 sprach der bischof zehant.
„Sit er sich es underwant,
des ist sô lange niht gewesen,
er geleerne ouch wol lesen.
Nuo lât michz blatwerfen sehen.“
270 Der phaffe sprach: „Daz si geschehen!“
Als er daz buoch ûf getet
nâch des bischoves bet,
vuort er den esel dar.
Do er des buoches wart gewar,
275 dô greif er sâ durch gewin
nach dem haberen dar in:
Swaz er gezzen het unz dar,
daz was ûz einem buoche gar.
Nu enwas dâ niht inne:
280 dô warf er nâch gewinne
her umbe ein ander blat,
unt vant ouch niht an der stat.
Dô warf er aber anders war,
und ersuocht ez buoch alsô gar.
285 Wære ein korn dar inne gewesen,
daz het er ouch ûz gelesen.
Dô er ninder niht envant,
dô begunder lüejen zehant,
so er immer lûtist kunde.
290 Als er des begunde,
dô sprach der bischof: „Waz ist daz?“ —
„Des wil ich iuch bescheiden baz“,
begunde der phaffe jehen;
er hât die buochstaben ersehen.
295 Ich lère in daz â bē cē:

- des enhât er niht mē
noch gelernet, wan daz â;
der hât er vil gesehen dâ.
Dô sprach erz dicke umbe daz,
300 daz erz bedæhte deste baz.
Er lernet ûz der mæze wol:
ich lère in, swaz ich sol.“
Des was der bischof harte vrô.
Alsus schieden si sich dô
305 harte minneclîche.
Nu löste Got der rîche
den phaffen von der selben nôt,
wan der bischof, der lac tût
dâ nâch in einer kurzen zit:
310 nu enlêrter niht den esel sit.
Nuo dûhte der phaffe Amis
diu liute alle alsô wis,
daz si gewis wolten wesen,
wær der bischof genesen,
315 er het den esel gelêret:
des wart der phaffe gêret
unt harte wîten erkant.

Rudolf von Ems.

Die Burg Hohenems am rechten Ufer des Rheins im Oesterreichischen Vorarlberg, welche für die deutsche Literatur schon dadurch von hoher Wichtigkeit ist, daß in ihr viele und bedeutende Handschriften älterer Dichtungen, darunter zwei der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes aufbewahrt und der Nachwelt gerettet wurden, war der Stammsitz Rudolfs von Ems, eines Dienstmannes der Grafen von Montfort, der nicht bloß durch seine Werke einen ehrenvollen Rang unter den Dichtern seiner Zeit einnimmt, sondern auch dadurch für die Literaturgeschichte wichtig ist, daß er in zweien seiner Gedichte manche Nachrichten von früheren deutschen Dichtern und Gedichten mitgeteilt hat, welche um so größeren Werth für uns haben, da wir oft auf sie allein beschränkt sind, oder sie doch, so unvollständig und ungenügend sie auch sein mögen, die andern spärlichen Nachrichten ergänzen, berichtigen oder bestätigen. Von Rudolfs Lebensumständen wissen wir übrigens nur sehr wenig; nur so viel ist gewiß, daß er schon im Jahre 1220 dichtete und um 1254 in Italien starb, wohin er wahrscheinlich den Kaiser Konrad IV. begleitet hatte. Er besaß mannigfaltige und für einen Ritter seltene Kenntnisse; besonders war er mit der deutschen Literatur genau und allseitig bekannt, wie aus den erwähnten Stellen ersichtlich ist; und vielleicht hat er den Grund zu jener reichen Handschriftensammlung gelegt, welche lange Zeit eine Zierde seines Stammschlusses war, bis sie von entarteten Enkeln auf schmähliche Weise verschleudert wurde.

Rudolf war ein sehr fruchtbarer Dichter; wir besitzen noch fünf, zum Theil große Dichtungen von ihm, und doch sind wenigstens eben so viele verloren gegangen, darunter außer mehreren erzählenden Gedichten auch eine „Geschichte des Trojanischen Kriegs“. Seine größeren Gedichte stehen, so weit man sie beurtheilen kann, da sie nur bruchstückweise gedruckt sind, den kleineren an poetischem Werthe weit nach, weshalb wir sie auch nur kurz berühren.

Der Anlage nach wäre wohl seine „Weltchronik“, die er dem Kaiser Konrad IV. widmete, sein

umfangreichstes Werk geworden; doch starb er, während er mit ihrer Abfassung beschäftigt war; er konnte sie nur bis zu Salomons Tod fortführen. Wie aus den geschichtlichen Kenntnissen jener Zeit leicht ermessen werden kann, bildet die biblische Geschichte den Hauptbestandtheil derselben, doch werden den einzelnen Abschnitten auch die Geschichten der heidnischen Völker angefügt. Seine Hauptquelle war die Bibel, er benutzte jedoch auch noch mehrere damals berühmte Werke. Rudolfs Weltchronik genoss bei seinen Zeitgenossen ein hohes Ansehen, das sich auch in den nachfolgenden Zeiten erhielt; auch fand sie mehrere Bearbeitungen, welche sie jedoch bis zur Unkenntlichkeit verunstalteten, indem sie mit einer andern ähnlichen Arbeit, welche der seinigen jedoch an poetischem Werthe weit nachstand, verschmolzen wurde.

Wie die Weltchronik, so hat Rudolf einen „Alexander“ unvollendet gelassen, ob er ihn gleich viel früher, vielleicht schon im Jahre 1230 begonnen hatte. Es ist dieses übrigens nebst dem „Wilhelm von Orlenz“ sein schwächstes Werk. In letzterem nimmt er sich zwar Gottfried von Strassburg zum Muster, aber wenn er sich auch dessen glückliche Darstellung bis zu einem gewissen Grade eigen macht, so steht er dagegen in Bezug auf ächt poetische Auffassung weit hinter dem großen Meister zurück. Die beiden öfter erwähnten literarisch-historischen Stellen finden sich in diesen zwei zuletzt genannten Gedichten, deren größtes Verdienst sie ausmachen. Auch in diesen Stellen hat er übrigens Gottfried nachgeahmt, deren Bilder er sogar beibehält; so ist unter Andern die Charakteristik, die er von Wolfram gibt, der Darstellung Gottfrieds nachgebildet (S. v. S. 391). Uebrigens sind die Dichter, von welchen er ausdrücklich spricht, mit großem Geschick und voll Wahrheit gezeichnet, besonders glücklich ist die Charakteristik Gottfrieds, dessen Eigenthümlichkeit, mit den Worten zu spielen, er hier, wie auch in den übrigen Theilen dieser Gedichte, gut nachahmt. Wir dürfen übrigens die bescheidene Weise nicht unbesprochen lassen, mit welcher er in den beiden Stellen von sich spricht und sich seinen großen Vorgängern entgegenstellt. Im Alexander bittet er alle seine hohen Meister um Nachsicht und Belehrung; unter diesen versteht er aber nicht die zahlreichen Reimer seiner Zeit; denn so gemein die Kunst jetzt auch sei, so stehe sie in der That doch einsam, und man habe die Bahn verlassen, welche einst Heinrich von Veldeke, Hartmann, Wolfram und Gottfried eingeschlagen hätten (2). Auf ähnliche Weise spricht er sich in der angeführten Stelle aus dem Wilhelm aus, welche durch die dem Wolfram nachgebildete Einkleidung äußerst lebendig wird. Er führt nämlich die „Frau Aventiure“ ein, welche ihn auffordert, sie zu vollenden, worauf er sie zuerst auf die älteren, dann auch auf spätere Meister verweist, welche besser geeignet wären, als er, das große Werk zu Ende zu bringen. Die Aventiure aber besteht darauf, daß Rudolf selbst das Begonnene vollende; es brauche sich, sagt sie, Reimer zu schämen, der in gutem Rhythmus sein Bestes thue. So entschließt er sich endlich, das Werk zu vollenden, damit die Frau Aventiure dem hochgemuthen Schenken Konrad von Winterketten, auf dessen Bitte er das Gedicht begonnen habe, die Gunft seiner Herrin erwerbe (1).

Viel selbstständiger in der Behandlung und zu-

gleich von weit größerem poetischen Werthe sind die zwei noch näher zu erwähnenden Werke Rudolfs, die Legende „Barlaam und Josaphat“ und die vortreffliche Erzählung „der gute Gerhard“. Den Barlaam dichtete Rudolf zwischen 1220 und 23 auf Veranlassung des Abtes Wido von Cappel im Ranton Zürich nach einer lateinischen, nicht näher bekannten Quelle, die selbst Uebersetzung einer griechischen Legende war. Was den Dichter bei Abfassung dieses Werkes leitete, sagt er selbst in den einleitenden Versen. „Ich habe bis jetzt in meinem Leben,“ heißt es daselbst, „Leider oft gelogen Und die Leute betrogen Mit trügerischen Mären. Zum Troste uns Sündern Will ich diese Märe dichten, Mit Gottes Hülfe zu Deutsches berichten, Und bitte, daß, wer diese Märe liest, Sich mit Stäte in seinem Glauben stärke Und nun Gott mein gedente, Des viel armen Sünders“. Noch ausdrücklicher sagt er in den Schlußworten, er habe die Märe gedichtet, damit sich jeder, der sie höre oder lese, ein Vorbild daran nehme; er habe seiner Quelle Nichts hinzugefügt, als was auch die Schrift, die Apostel und Propheten sagten. „Diese Märe“, fügt er hinzu, „handelt nicht von Ritterschaft, Noch von Minne, die mit Kraft An zwei Lieben geschicht; Sie handelt von Abenteuern nicht, Noch von der lichten Sommerzeit: Sie ist der Welt Gegensatz Mit ganzer Wahrheit, ohne Lug, Sonder Spott und ohne Trug.“ Gleichsam zur Buße für seine früheren, wie schon erwähnt, verloren gegangenen weltlichen Gedichte hat also Rudolf seinen Barlaam gedichtet, zugleich aber auch zur Mahnung an alle Sünder, sich zu bekehren. Auch ist das Gedicht seinem Wesen nach die vollendetste Verherrlichung des christlichen Glaubens in seinem Verhältnis zu allen andern Religionen. Aernter, ein mächtiger König in Indien, verfolgt die Christen mit dem grimmigsten Haffe; als ihm nach lange unfruchtbarer Ehe ein Sohn, Josaphat, geboren wird, von dem ihm seine Wahrsager prophezeihen, daß er sich zum Christenthum bekehren würde, läßt er ihn in einem einsamen Palast von den weissesten Mönchen erziehen, die ihn vor allen Einflüssen des Christenthums bewahren sollen. Des Vaters Rathregeln waren jedoch vergeblich: denn als Josaphat erwachsen war und der Welt zurückgegeben wurde, erweckte die Betrachtung derselben eine tiefe Unruhe und Zweifel in seiner Seele, die ihm die heidnischen Weisen nicht beschwichtigen konnten. Da sendet ihm Gott den weisen Barlaam, der ihn in die Lehren des Christenthums einweihet. Sobald der König es wahrnimmt, sucht er den Sohn zu seinem Glauben zurückzuführen; er veranstaltet einen Wettstreit über die Wahrheit der christlichen Religion, aber Josaphat verteidigt diese mit solchem Eifer und mit solcher Kraft der Ueberzeugung, daß Chaldäer, Griechen, Aegyptier und Juden zum Schweigen gebracht werden. Ueber diesen unerwarteten Ausgang erzürnt, nimmt der König seine Zuflucht zum Zauberer Theodas, aber auch dessen Versuchungskünste scheitern; ja er wird sogar selbst für das Christenthum gewonnen. Da entschließt sich endlich der König, das Reich mit seinem Sohne zu theilen, der in seinem Gebiete das Christenthum ausbreitet und in allen seinen Unternehmungen glücklich ist, während sein Vater die größten Unglücksfälle erleidet, die ihn endlich bewegen, sich zum Christenthum zu bekehren, seinem Sohne das ganze Reich zu überlassen und sich in

die Einsamkeit zurück zu ziehen. Aber auch Josaphat legt nach des Vaters Tode die Krone nieder, geht in die Wüste, wo er seinen alten Lehrer Barlaam wiederfindet, mit welchem er fassend und bestend lange zusammenlebt, bis endlich der Tod den frommen Greis abrückt. Josaphat überlebt ihn nicht lange; die beiden Leichname werden nach Indien gebracht und dort beigesetzt; an ihrem Grabe aber geschehen viele Wunder.

So mannigfaltiges Interesse die im Barlaam erzählten Begebenheiten darbieten, so wird dasselbe noch durch die Darstellungsweise in hohem Grade vermehrt. Der Dichter knüpft nämlich in orientalischer Weise an alle Gespräche zur Bekräftigung und Veranschaulichung der von den Redenden entwickelten Gedanken die mannigfaltigsten Erzählungen an, welche, weit entfernt den Gang des Gedichts zu stören, demselben vielmehr den Reiz der Mannigfaltigkeit geben, der durch die Schönheit der Darstellung noch gehoben wird. Wir haben aus diesen mit Geschick eingesflochtenen Erzählungen die Geschichte von dem Mann in der Grube angehoben (3), welche durch die meisterhafte Bearbeitung eines neuern Dichters (Rückert) auch unter uns allgemein bekannt geworden ist.

Von noch größerem Werthe ist Rudolfs Erzählung „der gute Gerhard“. Wir finden hier zum erstenmale die Composition, welche die durch Zeit und Vertilichkeit getrennten Begebenheiten zu einem künstlerischen Gesamtbilde zusammenfaßt, was selbst dann noch erfreulich bleibt, wenn wir auch annehmen müssen, daß der deutsche Dichter diese Form der Entwicklung schon in seiner Quelle vorgefunden hat (wie Rudolf selbst berichtet, hat er den Gerhard aus Auftrag Rudolfs von Steinach, wahrscheinlich nach einem lateinischen Buche, in deutsche Reime gebracht). Kaiser Otto der Große*) war weise, gerecht und fromm; er war mild gegen die Armen und freigebig gegen die Kirche: unter Anderm stiftete er das Erzbisthum Magdeburg, das er auf das reichlichste beschenkte. Aber nun glaubte er auch, den Himmel damit verdient zu haben, so daß er sogar Gott seine Verdienste vorrückte und ihn in langem Gebete anflehte, er möge ihm die Belohnung verkünden, die ihm einst im Himmel zu Theil werden würde. Einst hörte er eine Stimme, welche ihn wegen seiner Ruhmredigkeit tadelte; da er das Gute nur um des weltlichen Ruhmes willen gethan habe, solle er auch nur der Welt Preis dafür empfangen. Er hätte es, um auch himmlischen Lohn zu verdienen, wie jener Kaufmann, der gute Gerhard in Adln, machen sollen, dessen Almosen ihm einen Namen im Buche der Lebendigen erworben habe. Da zog der Kaiser nach Adln, um den guten Gerhard selbst zu sehen, und von ihm zu vernemen, was er gethan habe, daß er ihm von Gott so sehr vorgezogen werde. Gerhard antwortete dem Kaiser zuerst ausweichend; die Leute nennen ihn den guten, sagte er, nur aus der ähnen Gewohnheit, denen, die sie stets vor Augen hätten, einen Beinamen zu geben; er habe aber in der That Nichts gethan, womit er ihn hätte verdienen können. Der

Kaiser läßt sich jedoch mit dieser Antwort nicht abfertigen und Gerhard sieht sich endlich genöthigt, ihm seine Lebensgeschichte zu erzählen; er thut es, indem er Gott bittet, ihm es nicht als Ruhmredigkeit anzurechnen. Ich habe, erzählt er nun, in meiner Jugend nur nach Reichthum gestrebt, und bin deshalb in ferne Länder gezogen, um großes Gut zu erwerben. So bin ich einst in ein heidnisches Land gekommen, dessen Fürst, von dem ich gnädig aufgenommen und freundlich behandelt wurde, englische Ritter und norwegische Jungfrauen, darunter die Königstochter, in Gefangenschaft hielt. Diese hatte der junge König von England als Weib heimführen wollen; ein Sturm hatte sie aber mit ihren Begleitern in das heidnische Land geworfen und von dem englischen König getrennt, dessen weiteres Schicksal unbekannt geblieben war; jene waren aber nach des Landes Rechte dem Fürsten verfallen. Dieser bot mir nun an, mir die Gefangenen alle gegen die Ladung meines Schiffes zu überlassen, auf welchem ich großes, auf meinen Fahrten gewonnenes Gut aufgespeichert hätte. Lange war ich im Zweifel, was ich thun sollte, ein Engel Gottes aber erinnerte mich im Traum an des Herren Gebot, den Armen und Unglücklichen beizuhelfen, und so entschloß ich mich, den Vorschlag des Fürsten anzunehmen und mein reiches Gut für die armen Gefangenen hinzugeben (4). Darauf erzählte Gerhard weiter, wie er die Ritter nach England beförderte, die Königstochter aber nach Adln brachte, wo er sie Jahre lang bei sich behielt, in der Hoffnung, daß ihr Gemahl sie abholen würde. Da dieser jedoch nicht erschien, verlobte er sie mit seinem Sohne, und eben sollte die Vermählung Statt finden, als König Wilhelm nach Adln kam und sich zu erkennen gab. So schmerzlich es dem guten Gerhard fiel, seinem Sohne die geliebte Braut zu entreißen, so schwankte er doch nicht in der Erfüllung seiner Pflicht; er vereinigte die so lange Geschiedenen wieder, und führte sie auf seine Kosten nach England. Sobald er dahin gekommen war, wurde Gerhard von den Ritters erkannt, die er befreit hatte, die ihn nun zum Könige ernennen wollten, da sie ihren Herrn für todt hielten. Der treffliche Kaufmann aber bedeutete ihnen, daß der König Wilhelm noch lebe, und als er ihnen denselben mit seiner Gemahlin zuführte, erscholl rings der lauteste Freudenjubel. Man habe ihn, schließt Gerhard seine Erzählung, auf das Reichlichste beschenken wollen, doch habe er nur einen Fährspan und einen Ring für seine Frau angenommen. „Als ich heim kam, ward ich mit Freude empfangen; die Leute aber sahen meine That für viel größer und lobwürdiger an, als sie war, und nannten mich deshalb „den guten“, doch weiß ich nicht, ob mit Recht. Denn ich bin nicht gut; auch bin ich vielmehr ein so sündiger Mensch, daß ich außer dem, was ich erzählt, nichts Gutes gelhan habe.“ Der Kaiser ward aber von der schlichten und becheidenen Erzählung Gerhards so gerührt und ergriffen, daß er in sich ging, und einsah, daß man das Gute nur um Gottes willen thun dürfe, wenn es in der That gut sein solle. Er kehrte nach Magdeburg zurück und that Buße wegen seiner Ruhmredigkeit.

Wenn auch der „gute Gerhard“ den Fehler der allzu großen Breite mit den meisten mittelhochdeutschen Gedichten theilt und durch diese Weitgeschweifigkeit allerdings die Wirkung sehr geschwächt wird,

*) Eigentlich Otto der Große, welchen der Dichter mit seinem Sohne Otto II. verwechselt, der von seinem rothen Haar den Beinamen: der Rothe erhalten hatte. Diese Verwechselung kommt öfters vor, z. B. in der unten zu erwähnenden Erzählung Konrads von Würzburg: „Otto mit dem Barte“.

so hat doch die Erzählung immerhin noch große Vorzüge. Die Darstellung entspricht in ihrer ruhigen, gleichmäßigen Haltung ihrem schönen Inhalte vollkommen; und es ist dem Dichter in hohem Grade gelungen, die beiden Hauptgestalten seiner Erzählung mit aller Wahrheit, Lebendigkeit und Schärfe zu zeichnen; besonders zeigt sich ein äußerst sicheres und ächtes Gefühl in der Art, wie er den guten Gerhard seine edlen Thaten selbst berichten läßt, da dieser auch in denjenigen Punkten der Erzählung, wo seine Trefflichkeit am glänzendsten erscheint, den Charakter bescheidener Demuth nie verläugnet. Und so macht das Ganze einen höchst wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth, das zwar nie in leidenschaftliche Aufregung versetzt, aber mit der ruhigen Milde erfüllt wird, die der Dichter aus seiner eigenen lebenswärtigen Seele über das Ganze gehaucht hat.

Es ist kein Dichter der mittelhochdeutschen Zeit so verschieden beurtheilt worden, als Rudolf von Emé; während ihn Einige den größten Zeitgenossen beinahe gleichstellen, sehen Andere in ihm nur den matten Abglanz schöner Tage. Uns scheinen beide Urtheile gleich unrichtig und unbegründet: Rudolf verdient weder dieses hohe Lob, noch diese tiefe Erniedrigung. Es fehlt ihm allerdings jene schöpferische Größe, jene hohe poetische Kraft, die sich in Gottfried am höchsten entwickelte, aber er besitz dagegen das nicht gewöhnliche, bei den mittelhochdeutschen Dichtern sogar ziemlich seltene Talent, die inneren Seelenzustände zu schildern und das innere Leben der Personen in ihren Handlungen poetisch zu gestalten. Seine Darstellung ist im Ganzen gelungen und durchgebildet, wenn er auch sein Vorbild Gottfried von Strassburg lange nicht erreichte. Man muß übrigens, um gegen Rudolf gerecht zu sein, seine spätern Werke, den Wilhelm, den Alexander und die Weltchronik, von den frühern, dem Gerhard und dem Barlaam, wohl unterscheiden, da der Dichter in jenen einen großen Theil seiner früheren poetischen Kraft verloren zu haben scheint, weshalb denn auch der Verlust der andern, in seine frühern Jahre fallenden Gedichte, darunter eines von der Bekehrung des heiligen Eustachius, die andern, wie es scheint, mit mehr weltlichem oder ritterlichem Gepräge, zu bedauern ist.

1. Aus dem Wilhelm von Orleans.

„Wer hat mich guoter her gelesen?

Is ez ieman gewesen
Lebende in solher wise,
Lobe er mich, deiz mich prise,
Ez si man oder wip,
Habe er sô getriuwen lip
Ane valsche, sô sol er mich
Lieben, daz ist friuntlich,
Mit süezer sinne stiuere.

Ich bin diu Äventure,
diu des mit stehelichen siten
wil die ère gernden biten,
daz si mich niht verkêren,
unt minen meister lèren,
der mich biz her getihtet hât,
âne spot sô wîsen rât,
daz er mich vollebringe;
wan ich an in gedinge,
sol er min vûrspreche wesen,
er frume mich alsô gelesen,

daz man für guot dulde mich.
Ruodolf, nû versprich dû dich,
unt sage der mære mër von mir;
an den bin ich gevolgic dir
nâch der gewæren wârheit,
die diu welsche von mir seit.“

„Frou Äventure, sit ir daz?“ —
„Jâ!“ — „Sô möhtet ir wol baz
sîn an wîser liute kômen,
unt bezzer meister hân genomen:
von Veldecke; den wîsen,
der iu wol künde prisen
lobeclichiu mære;
oder den Oumære,
der uns Erekes getât
unt von dem leun getihtet hât;
oder den von Eschenbach,
der wol ze meisterscheffe sprach
von Parzîvâles manheit,
unt wie nâch hôhem prise streit
Sante Willehelmes leben;
oder hâet iuch ergeben
meister Gotfrides kunst
von Strâzburc: hâet ir des gunst
sô wol sô Tristan unde Isôt,
der liebe, der triuwê unde ir nôt,
der sô wol kunde wêhen
mit wîsen worten spâhen,
der hâet iu baz, dan ich, getân;
oder hâet iuch verlân
den wîsen Blîkêren
an guot getihtê kêren,
des kunst, des wîslicher rât
den umbhanc gemâlet hât,
der kunde iuch rehter tuon, dan ich.
Von Zezinchoven her Voltrich,
der uns tihte Lanzeleten,
hât mich wol an iu vertreten;
unt her Wîrnt von Grâvenberc,
der uns vil manlichiu werc
an dem rade hât geseit
von Wigaloises manheit,
sô wurdet ir niht alsô kranc.
Wolte iuch meister Fridanc
getihtet hân, sô wâret ir
baz für kômen, dan an mir;
oder von Absâlône,
hâet er iuch alsô schône
berihtet, als diu mære,
wie der edel Stoufære,
der keiser Friderich, verdarp
unt lebende hôhez lop erwarp.
Hâet ir künde gewonnen
des von Vuoze sprunnen,
sô wære iu aber baz geschehen,
denne an mir: des muoz ich jehen.
Ir wâret ouch baz volekomen,
hât sich iuwer an gevomen
her Flec der guote Kuonrât,
sô er Flôren getât
unt Blanscheflûr berihtê.
Ouch wâr iuwer getihtê
kômen in bezzer schouwe
mit deme von Linoune,
der Ekkenis manheit
hât getihtet unt geseit,
daz ist der Wallære.
Ouch hâet iuch der Strickære

baz, dan ich, berihet,
 wold er iuch hân getihtet,
 als Daniêln von Bluomental.
 Die werden ritter über al,
 die bi Artûses jâren
 in sinem hove wâren
 für die werdesten erkant,
 die hât uns wisliche genant
 ein *Gotfrit von Höhenlôch*:
 der künde iuch hân gemachet hôch,
 ob er iu gerne wolde hân
 sô wol sô jenen dort getân.
 Ouch hæte iuch mit wisheit
 her *Albreht* baz, dan ich, geseit,
 von *Kemenât* der wise man,
 der meisterlichen tihten kan;
 an den soldet ir sin komen,
 oder iu ze meister hân genomen
 ander wise liute,
 die iuch ze wiser tiute
 künden baz, denne ich, gesagen.“ —
 „Dâ was eht ich dô bi den tagen
 in welsch verborgen unze nû
 an dise selben zit, daz dû
 mich begundest tihten.“ —
 „Wan liezet iuch dô rihten
 den wisen *Turheimære*,
 der wol guotiu mære
 ze meisterschefte tihten kan?
 Der hât Artûse einen man
 von Kriechen niuliche
 gesant in sinu riche
 mit sô guoter sprûche kraft,
 daz ich mich der meisterschaft
 und der hôhen wisheit,
 die er an Clies hât geleit,
 niht gelichen wil, noch sol.
 Geschiht iu von mir niht sô wol,
 sô jenem von im ist geschehen,
 des sol man mich unschuldic jehen.“ —
 „Sich, dâ kum ich nû niht an:
 swie meisterliche er tihten kan,
 sit dû dich min hæst an genomen,
 und ich nû bin an dich komen,
 sô vollefûere eht dû mich.
 Ez ist gar unschemelich,
 ob in guotem muote ein man
 tuot, sô er beste kan.“
 „Nû tæte ich, ob ich wesse,
 ob mir *meister Hesse*
 von *Strâzburg* der schribære
 wolde disiu mære
 prisen, ob si wâren guot.“ —
 „Jâ er benamen, jâ er tuot:
 er hât bescheidenheit sô vil,
 swâ er getihte bezzern wil,
 daz er ze rehte bezzern sol,
 dâ kumt sin überhâren wol.
 wan ez bezzerrunge holt.“ —
 „Wil min vriunt *Vasolt*
 und ander merkære,
 die wol guotiu mære
 kunnen merken, tihten, sagen,
 min unkunst an iu vertragen,
 sô wil ich mich arbeiten,
 und iuwer mære breiten.“ —
 „ûf ir genâde, lâ dû daz,
 unt brinc mich aber für baz:

ez wære uns beiden missetân,
 woldest dû mich alsô lân.“ —
 „Vrou *Âventiure*, sô wil ich
 mit iu gerne arbeiten mich,
 daz ir mit guotlichen siten
 geruochet sine vrouwen biten,
 daz si durh wibes güete
 im hæhe sin gemüete,
 der er mit stætem muote,
 mit libe und ouch mit guote
 wil iemer dienen sinu zil,
 durh den ich iuch tihten wil;
 unt manet si der werdekeit,
 die Got an si hât geleit
 alsô lobeliche,
 daz si in vrôuden riche,
 und daz si siner stæte
 durh ir tugende ræte
 ze guote an im gedenke:
 daz ist der werde schenke,
 der höchgemuote *Kuonrât*
 von Winterstetten, der mich hât
 gebeten durch den willen sin,
 daz ich dur in die sinne min
 arbeite, und daz ich iuch lihte
 in rechter rime slihte.
 Daz wil ich gerne tuon durh in,
 wan sin gemüete und ouch sin sin
 und aller siner tugende rât
 gar nâch der welte prise stât:
 dâ von dunket er mich wert,
 des er an mich hât gegert,
 daz ich daz gerne durh in tuo.“

2. Aus dem Alexander.

Aller miner meister kûr
 wil ich diz mære legen für
 unt wil sie flêhen unde biten,
 daz sie nâch meisterlichen siten
 ir hôhe kunst mir zeigen,
 und demüetelich neigen
 ir ôre, ir kunstrich herze her,
 unt merken, wes min herze ger.

Ich wil den werden guoten
 flêhelichen muoten,
 daz sie friuntliche war
 nemen, ob ich hie missevar,
 daz vil lihte muoz ergân;
 wan ich mich an genomen hân
 mit tumbes herzen stiure
 sô richer âventiure,
 daz mir gezwivelt der sin,
 des ich erläzen eines bin,
 si gebe mir arbeit zuo vil.
 Dâ von ich lère suochen wil,
 wan ich mich niht gelichen
 mac den kunstrichen;
 ich ger aber der lère.
 Min kunst hât meister mære,
 denne ir ie wurde her an mich;
 an kunst verstant alle sich:
 sinnen, singen, tihten,
 mit rime sinne slihten,
 des ist nû vil, es wart nie mè
 vor uns in allen ziten è.
 Nû stât diu kunst alleine,
 swie si si gemeine,

alleine, als ich iu sagen wil.
 kunstricher liute ist vil,
 die doch niht kument an daz spor,
 daz uns ist getreten vor,
 an meisterlicher sprüche kraft
 und an höhe meisterschaft.
 Uns ist diu kunst alleine,
 swie si si gemeine:
 ir hort ist gar vereinet,
 uns allen doch gemeinet;
 kunst ist uns allen wol erkant,
 doch sint ir wege vil ungebant,
 des uns gemeine volge giht.
 Wan nieman nû sô guotes niht
 gesprechen kan, sô man dô sprach,
 dô man uns kunst vor belzen sach
 ûf den kunstrichen stam,
 von dem getihte urhab nam,
 von *Veldeke* den wîsen man,
 der rehte rime allerêrste began,
 den kunstrichen *Heinrich*.
 Der stam het wol gebreitet sich,
 den uns sin höhe wisheit
 zuo anevange hât geleit.
 Driu kunstricher bluomen ris
 hânt sich dar ûf vil manige wis
 vil spæhelich zerleitet,
 unt bluomen vil zerspreitet.
 Daz eine ist sleht, sêuze unde guot,
 des frucht den herzen sanfte tuot;
 dô ist niht wurmzêiges an:
 daz stiez der wise *Hartman*,
 der kunstriche *Ouwære*.
 Mit manigem sêuzen mære
 daz ander ris ist dar ûf gezogen,
 starc unt manige wis gebogen,
 wilde, guot, doch spæhe,
 mit frömden sprûchen wæhe:
 daz hât gebelzet ûf den stam
 von *Eschenbach her Wolfram*.
 Mit wilden âventiuren
 kunde er die kunst wol stiuren;
 des gebent sine âventure
 der kurzwile guote stiure.
 Obe ich nû prisn wolde,
 als ich von rehte solde,
 daz dirte vollekomen ris,
 sô müeste ich sin an künsten wis:
 daz ist sleht, spæhe, guot unt reht,
 sin sêuze bluot eben unde sleht,
 wæhe, reine, vollekomen.
 Daz ris ist eine und ûz genomen
 von kunstrichen sinnen:
 wie seit ez sus von minnen!
 wie sêuzet ez den herzen
 der sêuzen minne smerzen!
 wie gûetet ez der guoten guot,
 der hôchgemuoten hôhen muot.
 Daz sties der wise *Gotfrît*
 von *Strâzburc*, der nie valschen tritt
 mit valsche in siner rede getrat.
 Wie ist ebene unt sleht gesat
 sin funt, sin sin sô riche!
 wie ist sô gar meisterliche
 sin *Tristan*! Swer den ie gelas,
 der mac wol hoeren, daz er was
 ein schrœter sêuzer worte
 unt wiser sinne ein porte.

Wie kunde er sô wol tihten,
 getihten krümbe slihten,
 prisn beider hande lip,
 beide, man unt werdiu wip!
 Wie truoc im sô höhe gunst
 in tiutscher zunge rehte kunst
 Got, der kunst wol gunde,
 daz er si sô wol kunde.
 Richer sinne ist vil geleit
 in unser kunst mit wisheit:
 wir tihten unde rimen,
 wir wænen, daz wir limen
 nâch wâne der rime
 der hôhen sinne lîme.
 Dar an sin wir ein teil betrogen,
 uns hât der wân dar an gelogen:
 wir gern, daz wir steinen,
 den edeln und den reinen
 gelichen unser gunterfeit;
 alliu unser arbeit
 ist nû an wildiu wort gedigen,
 diu vor uns wâren ie verswigen,
 unt selten ie mê vernomen,
 an diu wellen wir nû komen.
 Noch ist der meister mære,
 an den ich suoche lêrç:
 von *Heimesfurt her Kuonrât*,
 der wol von Gote getihtet hât,
 den darf riuwen niht sin werc.
Her Wirnt von Grâvenberc
 ist an einem mære
 worden lobebære;
 an dem hât sin meisterschaft
 erzeiget hôher sinne kraft:
 des lâzet wise liute jehen,
 die reht getihte kûnnen spehen.
 Von *Zezinchoven her Volrich*
 sol ouch an wîzen bezzeru mich,
 der uns daz mære und die getât
 kûnstecliche getihtet hât,
 wie Lanzelet mit werdeckit
 manigen hôhen pris erstreit.
 Eines fundes hât gedâht,
 der wart niemer vollebrâht,
 von *Steinahe her Blikêr*.
 Der funt ist lôs und alsô hêr,
 daz aller tihtære sin
 kan niemer vollebringen in:
 der ist der lôse umbehanc;
 wære er fünf tûsent ellen lanc,
 man kûnde in vollemâlen niht;
 biz des getihtes iht geschicht,
 sô mac man mâlen die geschicht,
 als iegeliç âventure giht;
 dâ von mac des niht geschehen,
 daz er iht endes mûge sehen.
 Aller âventure crône
 treit ouch ir namen schône,
 sit diu ist alsô meisterlich,
 sô si ir meister *Heinrich*
 von dem *Tûrlîne* hiez,
 der dirre âventure ûf stiez
 ein zil über alliu mære.
 Sô dise rede gewære,
 sô lâzen wir der crône
 den namen stân vil schône.
 Tumpheit strafen unde spot,
 die werlt erkennen, minnen Got,

des lîbes und der sêlen heil,
 werltlicher êren teil
 in dirre werlde kurzen tagen
 lêrte kunstliche bejagen
 der sinneriche *Fridanc*,
 dem âne valschen wanc
 alle rede volge jach,
 swes er in tiutscher zunge sprach.
 Ein zwic der kunst gestôzen hât
her Flec, der *guote Kuonrât*,
 daz ist ouch lobebære:
 dô er beschiet daz mære,
 wie Flôren unde Blanschefflûr
 was sêze und underwîlen sûr
 ir liepliche geselleschaft,
 unt wie der strengen minne kraft
 Cliesen twanc; des rât suoche ich,
 swâ min unkunst sûmet mich.
 Sin hebete min friunt alsô lôn
 an gefûeger sprûche dô; die sint genuoc guot unde reht.
Von Kement her Albreht
 der kunst getet wîter schouwe.
Her Heinrich von Linouwe
 hât ouch vil sêze arbeit
 an den Wallmære geleit.
 Swenne er wil, der *Strickære*,
 sô machet er guotiû mære.
 Sante Margarêten leben
 hât vil gefuoge gegeben
 min friunt, *her Wetzcl*, des gihe ich.
Von Turheim her Voltrich
 hât alsô ein bescheiden man
 gefuoge unt wol gefangen an;
 ouch sô wol geendet, daz er hât
 ein lop, daz bi den wîsen stât.

Des ich gihe und jehen sol,
 sie hânt gesprochen alle wol.
 Kunde min kunstlôser sin
 komen an ein teil nâch in!
 Daz leider nû niht mac ergân,
 wan ich niht hôher künste hân,
 dâ von sich hânt ir lère
 geslîhtet alsô sêre,
 sie sin lebende oder tût.
 Got helfe mir ze dirre nôt.
 daz sie min zwic niht werfen abe,
 daz ich ûf gestôzen habe,
 dô ich daz mære beschiet,
 wie vil nôtiger diet
 der *guote Gerhart* lôte
 von grôzem untrôste;
 unt wie der *guote Jôsaphât*
 sich durch Barlaâmes rât
 die Gotes gnâde koufte,
 dô er sich Gote toufte;
 unt wie sich von der heidenschaft
 bekêrte nâch der Gotes kraft
 der *guote sant Eustachius*.
 Mac min zwic bliiben alsus,
 sô wil ich fûr baz sprechen hie,
 dâ ich hie vor diz mære lie,
 unt wil ûz senden einen kan,
 ob ðch in wol geprûeven kan,
 des pris sô hôhen pris bejaget,
 daz vor ime nieman uns betaget,
 der solhen pris bejagete,
 unt hôher êre betagete.

3. Aus Barlaam und Josaphat.

- Die dirre welte volger sint,
 unde ir dienstlichiu kint,
 die gliche ich einem man,
 der nôt von einem tier gewan:
 4405 daz was ein einhûrne grôz.
 Sin lûejen alsô lûte dôz,
 daz ez den man brâhte in nôt:
 er vorhte im unt vlôch den tût.
 Ez jagete in âne milte zuht:
 4410 dô er was in sorgen vluht
 und vor dem einhûrnen lief,
 in ein abgrûnde tief
 viel er über eine want.
 In dem valle ergreif sin hant
 4415 ein boûmelin, dâ hieng er an:
 daz vriste disen selben man;
 er habte sich vil vaste
 zuo des boûmelins aste;
 die fûeze het er dâ gesat
 4420 an eine wunder enge stat,
 daz was ein kleiner erdewase,
 gewurzet âne kraft mit grase;
 dar ûf enthielt er sinen val.
 Din selbe stat was alsô smal,
 4425 daz er dran niht mohte gestân,
 swenner daz boûmlin muoste lân.
 Swie er stuont in grôzer nôt,
 er wânne des, daz im der tût
 mit vride wære benomen dâ.
 4430 Dô kâmen zwô miuse sâ,
 einiu was swarz, diu ander wîz;
 die kêrten allen iren vîz
 an der stûden wurzel gar:
 si gnuogen vaste dar,
 4435 bis diu wurz vil nâch sich lie,
 von der kraft diu stûde gie.
 Diz was ein angestlich geschiht;
 er mohte des erwenden niht:
 si wolden der wurze angesigen.
 4440 Dô sach er einen trachen ligen
 tief under im in einem tal,
 der dinget ûf des mannes val;
 ez was ein angestlicher stric.
 Er truoc vil leiden anblîc:
 4445 diu ougen und der ôten sin
 wâren beidiu flurin.
 Er tet vil wite ûf den munt,
 dô dranc daz flur sâ zestunt
 mit grôzer flamme, als er sich vleiz,
 4450 als ûz einem ovene heiz
 ûz sinem wîten munde.
 Vil sêre in der stunde
 mit grimme blangen began,
 daz er verlunde disen man.
 4455 ûf sinen val was er bereit,
 ginende, als ich hân geseit,
 als er in wolde slinden.
 Dem man begunde swinden
 herze vreude, daz tet nôt,
 4460 als diu vorhte im gebôt.
 Dô der man diz ungemach
 under im an dem trachen sach,
 und den wûetenden einhûrnen
 ob im sô sêre zûrnen,
 4465 dô er nâch im sô lûte schrei,
 und daz der stûden wurz enzwei

von den mîusen nâch geschaben
was; er dâhte, ob in enthabeu
möhte disiu kleiniu stat,
4470 dâ er hâte hin gesat
die fûeze dur des valles vrist.
Als er disen kleinen list
in sinen grôzen nœsten vant,
er sach des endes sâ zehant:
4475 aldâ moht er sich niht entsagen.
Ûz der wende sach er ragen
vier grôzer wûrme houbet:
vreude wart er beroubet,
wan er des tôdes was gewis.
4480 Ein slange, heizet aspis,
der vil grôze frevel hât,
swenne er lebendes iht bestât,
der wurden im dâ vier erkant
bi sinen fûezen in der want,
4485 die den wasen under gruoben
unde vlizedlichen schuoben,
der under sinen fûezen lac,
unde sin mit unstæte phlac,
wan er sô sere began
4490 mit helfe entwichen disem man.
Dô disiu viervalte nôt
dem man sô grôze vorhte bôt,
er sach Ûz einem aste
ste, niht ze vaste,
4495 die kleine honecseimes gân;
sine nôt begunde er lân.
er abte sich dar sâ zestunt,
und lîez im tiefen in den munt.
Swer sach, dâ was nôt,
4500 er nâhen im den tût:
swilchthilich was diu geschicht,
er lîez der honigtrœfen niht.
Ist er niht sô nîr anel,
ze me... diz bîspel
4505 sô wîl er dirz ze tiute sagen.
die re... bîschaft niht verdâgen.
Diu ge... dar in wîl der mî...
dâ so... die... merken an...
diu m... arbeit
4510 ... ke hât geleit,
... einhûr... daz ist der tût,
der mit ang... nôt
allez menschlichen nûne jaget
bîz daz sin name an...aget.
4515 Daz boûmelin, daz ist daz leben
daz uns allen ist gegeben,
iegelichem nâch siner maht.
Der lichte tac, diu trûebe naht,
bezeichent dise mîuse zwô,
4520 die jene wurzen nuogen sô,
daz der stûden kraft zergiene,
dar an der man mit vorhten hienc.
Alsus nagent wider strit
unser leben disiu zît:
4525 ir nagen, daz hât endes niht,
ê man si ab genagen siht
unser lebens wurzel kraft,
dâ unser leben ist an gehaft.
Merke ouch in den sinnen din,
4530 daz der trache viurin,
der gein dem man Ûf tet den munt,
bezeichent den helle grunt
unde des tiuvels angesiht,
diu vorhtlicher swære giht.

4535 Der vier slangen houbet sint
vier tugende, von den al diu kint
diu von menschen sint komen,
lîp unde leben hânt genomen.
Der vier elementen kraft,
4540 von den diu Gotes meisterschaft
den lîp al der menschheit
hât zesamene geleit,
daz ist diu ungewizze stat,
ûf die der man hât gesat
4545 dur vristen sine fûeze.
Der welte unstætiu sûeze
si dir bi dem honige kunt,
daz jenem trouf in den munt,
und durch daz kleine trophelin
4550 vergaz al der nôt sin.
Hie si dir bilde bi gegeben,
daz dû dirre welte leben
rehte erkennest, wie si stât.

4. Aus dem „Guten Gerhârd“.

Nû bat er eines tages mich
in der geselleschaft, daz ich
1485 in minen koufschatz lîeze sehen:
daz was mir lîep; ich lîe in spehen,
swaz ich koufes brâhte dar.
Den begunde er schowen gar:
er dûhte in edel unde rich,
1490 und daz im nie niht gelich
in solher rîcheit wurde erkant
über elliu heidenischiu lant.
Sus kërte er wider dan ze mir;
er sprach: „Gêrhart, ich sage dir,
1495 dû hâst die grœsten rîcheit brâht,
der hie ze lande ie was gedaht
enkeinem einigem man:
niemen in vergelten kan
in disem laude âne mich.
1500 Wil dû, sô lâze ich schowen dich
minen koufschatz, den ich hân:
behagt dir der, ez sol ergân
ein wehsel von uns beiden hie.
Ich wil dir rehte sagen, wie
1505 ez ist umb disen kouf gewant.
Bringest dû in in din lant,
dû maht sin wol geniezen vil:
hie frumt er niht. Dâ von ich wil
mit dir koufen, ob dû wilt.
1510 Ob dich gewinnes niht bevilt,
sô maht dû wol gewinnen dran.“
Ich sprach: „Swâ ich gewinnen kan,
dâ tuon ich gar, swaz iemen tuot
umbe rehte gewonnen guot!“ —
1515 „Diz ist ein rehte gewonnen guot.“
Gulte ez mir, als ez dir tuot
in dinem lande, ez wurde mir
vergolten nimmer gar von dir.“
Nû wânde ich, daz ich solde
1520 von silber unt von golde
schowen koufflichen gwîn:
dô fuorte mich der wirt dort hin
in eine kemenâten.
Die wânde ich wol berâten
1525 von grôzer rîcheit funden hân:
des was si gar ân guote erlan;
doch beslôz si guotes vil,
als ich iu bescheiden wil.
Si was mit guote und âne guot,

- 1530 mit richeit unt mit armuot
bewart vil vesteliche.
Dâ vant ich jâmerliche
zwelf ellenthafte riter guot
mit starken banden wol behuot,
1535 die alle in boyen lâgen
und unfreude phlâgen.
Je an zwein ein boye lac,
diu sere unt niht libte wac,
dâ si inne versmidet wâren.
1540 Vil bi gèn drizec jâren
was ir iegliches jugent.
Si wâren erst von Kindes tugent
gewahsen nâch manlicher art;
die ersten grane truoc ir bart,
1545 die man nie dâ vor versneit.
Swie si trûegen herzenleit,
si wâren als minneclich,
daz des begunde dunken mich,
in wære der wunsch an schône ergeben
1550 ob si mit freuden solten leben.
Diu was mit jâmer in benomen:
ûz freuden was ir herze komen
in klagerender swære ûf sorgen zil,
der si mit jâmer truogen vil.
1555 Sus was diu kemenâte
gar âne guot mit râte.
Sâ was niht guotes in geleit,
wan diu reine werdekeit,
diu an den edeln rîtern lac,
1560 der diu vancnüsse phlac.
Ir nôt began min herze klagen,
mit klage ir bürde mit in tragen,
daz si mit sölher armekeit
liten sô grôz herzenleit.
1565 Des herzen freude ich senke,
swenn ich an si gedénke;
ir klagedez leit mich immer swirt.
Dô nam mich bi der hant der wirt,
er hiez mich fûrbaz mit im gân,
1570 er wolde mich noch schowen lân
grôzen koufschatz anderswâ.
Dô gieng ich mit im aber sâ
unt wânte des; aus volget ich
durch schowen: fûrbaz fuortir mich
1575 in ein ander kemenâten.
Dô wir dar in getrâten,
dô begunde ich umbe sehen,
wâ unt wenne ich solde spehen
den grôzen kouf, den er mir bôt.
1580 Dô vant ich in gelicher nôt
den selben vunt, den ich dort vant,
an dem ich leides wart ermant.
Der funt was mir sô swære
und alsô klagebære,
1585 daz in min herze kûme truoc:
ob ich ê freuden ie gewuoc,
diu muoste mir dô verren.
Ich sach zwelf alte herren
ouch dort in boyen sitzen,
1590 die mit vil guoten wîtzen
wol volkomen wâren,
vil nâch gèn sehziec jâren.
Die wâren grâ unt wol gevar:
an houpte und an barte gar
1595 was in daz har ergriset.
Si dûhten mich gepriset,
als ich ez an in mohte sehen.
Min herze in des begunde jehen,
in wære des Wunsches sliz bereit,
1600 wâren si ân herzenleit:
des jach mir ir gebâren.
Je zwêne unt zwêne wâren
in eine boye geleit.
Ir klegeliche arbeit
1605 klagte ich fûr der jungen pin,
wan si geêret solden sin
durch ir alter fûr die jugent:
wan junges herzen frechin tugent
dicke wirt versêret,
1610 daz sich doch schiere verkêret.
Diu jugent überwindet,
dâ von daz alter swindet;
diu jugent lidet manic nôt,
dâ von daz alter nimt den tôt.
1615 Durch daz was mir ir arbeit
von herzen durch ir alter leit.
Dô ich ir klagedez ungemach
mit klegelicher swære ersach,
ez tet mir von herzen wê.
1620 Dô sümde sich der wirt niht mê
und ich mit im; wir giengen dan.
Dô fuorte mich der werde man
fûrbaz von der armen schar.
Dô ich gesach ir kumber gar,
1625 der wirt gelie mich von im nie:
an siner hant ich mit im gie
in eine kemenâten hin:
dâ vant ich suezzen gewin,
der wol an mannes muote,
1630 an liebe, an vreude, an guote,
an wurden unde an sælden treit
manlicher vreuden sælekeit,
der al der welde zaller zit
mit hôhem muote freude git.
1635 Der koufschatz in dem lande was
an zuht, an sælde ein spiegelglas,
an triuwe, an gûete ein adamas,
wan daz im getrûebet was
sin liehter schin von swære grôz,
1640 wan in vil dicke begôz
ein regen, der ûz jâmer ran
von herzen, daz in jâmer bran.
Nû begunde ich umbe schowen:
dô sach ich werder vrouwen
1645 fünfzehn sitzen dort:
daz was der kouffliche hort,
von dem ich hie gesprochen hân.
Si wâren alsô wol getân,
daz mich des immer wunder hât,
1650 wie Got sô wunschlichen rât
an si nâch wunsche kêrte,
dô er mit künste merte
an ir libe alsolhen sliz.
Guot gelimpf ân itewiz
1655 unt wibes pris an gûete,
zuht in hôchgemüete
mit werendes willen stetekeit
was den wrowen ie bereit
mit des wibes klârheit gar,
1660 an der der Wunsch mit kiusche bar
sine sûeze lebende frucht
mit schône in wiplicher zuht,
mit gûete sunder gallen,
Von disen wrowen allen

- 1665 wil ich nemen eine.
Diu edele und diu reine
was ob in gar sô schône,
daz ich ir schône krône,
ob allen frowen schône
- 1670 mit des Wunsches krône.
Ir minneclichiu varwe glanz
truoc an schône alsolhen kranz,
daz si der vrowen schône truoc,
die si mit schône undersluoc.
- 1675 Ir lip sô hôhe schône truoc,
daz ir schône undersluoc
aller vrowen schône.
Durch die schône ich krône
ir lip ir sêze werdekêit.
- 1680 An ir schône was geleit
des minneclichen Gotes fliz.
Ir munt was rôt, ir kêle wiz;
ir hiufel rôselohtez brehen
bi liljen varwe liezen spehen
- 1685 an ir liechten wengeln gar,
si wâren missewende bar:
ir ougen lûter unde klâr,
lieht reideloht ir hâr,
sleht, in rehter wize val;
- 1690 wol geschicket unde smal
was ir minneclicher lip.
Daz edele wol geborne wip
was nâch wunsche volkomen
unt valschem wandel gar benomen:
- 1695 an schône, an gûete, an kiuschen siten
was niht an ir geburt vermiten.
Swie ein wol gelobtez wip
sol sin gepriset unde ir lip,
des hâte si den besten teil.
- 1700 Ich wart es trûric unde geil,
daz ich die guoten ie gesach:
ich trârte durch ir ungemach,
unt vreute in minem herzen mich,
daz ich si sach sô minneclich.
- 1705 Dô ditz alsus gar geschach,
und ich die vrowen rehte ersach,
und ouch die armen rîterschaft
in alsô kumberlicher haft,
dâ vuorte mich hiu wider dan
- 1710 Stranmûr, der ellenthafte man;
er sprach: „Hâstû ditz wol gesehen?“
Ich seite: „Jâ!“ — Nû solt dû jehen.
ob dû wilt koufen?“ Ich sprach: „Waz?“ —
„Hâst dû niht gesehen daz?“ —
- 1715 „Ich wart hie anders niht gewar,
wan einer nôtigen schar,
diu hât ein angestlichez leben.“ —
„Die wil ich dir ze wehsel geben.“ —
„Waz sol mir diu?“ — „Daz sage ich dir:
- 1720 môht ich sô vil geniezen ir,
ob dû wilt, alsam dû,
ich gæbe ir niht sô lihte nû.
Swer rehter lôsunge an si gert,
der ist wol an in gewert
- 1725 hundert tûsent marke:
er môhte in siner arke
niht gewissers guotes hân,
wil er si mit gedinge lân.
Wer mir gelegen baz ir lant,
- 1730 ich hâte an in vil richiu phant
fûr hundert tûsent marke gar,
sô wol erkenne ich dise schar.“

- Dô vrâgte ich in sâ zehant,
wie ez wære umb si gewant;
er sprach: „Daz wil ich sagen dir,
wie si von êrste wurden mir.
Sag an, weistû Engellant?“ —
„Jâ, daz ist mir wol erkant.“ —
„Von dem lande sint geborn
die werden ritter ûz erkorn.“ —
„Waz hât si denne her gesant
ze vanenûsse in diz vrômde lant?“ —
„Dâ fuoren si von lande
mit einem wigande,
1745 der was Willehalm genant,
ein junger kûnec von Engellant,
ze Norwæge in daz rîche.
Dem antwurt êliche
des landes kûnec die tohter sin,
1750 die hôchgemuoten kûnegin,
die man dich dort lie schouwen
bi vierzehen vrowen,
daz si diu fûnfzehende was,
an der Got wunsches niht vergaz:
1755 daz ist Reinmundes kint.
Si unde ir ritter wârf der wint
in eine habe, diu ist min:
des mûezen si ze rehte sin
hinnan fûr unz ûf daz sîl,
1760 swie ich in gebieten wil:
daz lêch mir mines herren hant,
als ich dir tet hie vor bekant.
Wil dû die koufen umbe mich,
die gibe ich dir unt trôeste dich,
1765 daz si zwivalt gelten dir,
swie dû læsest si von mir.
Doch mac der kouf niht anders sin,
wan swaz ich in dem scheffe dîn
dines guotes hân gesehen:
1770 dâ mite muoz der kouf geschehen.
Hât der kûnec sinen lip,
der giltet tiure dir sin wip:
ist er tût od ungesunt,
sô lât der kûnec Reinmunt
1775 verderben niht sin liebez kint.
Die dâ bi ir gevangen sint,
der sint ouch etesliche
vil werde fûrsten rîche;
ê daz die lægen lange
1780 mit sôlhem getwange,
si gæben dir ê gar ir guot:
alsô weiz ich si gemuot.
Des wilden wâges ûnde
und diu vil grôze unkûnde
1785 hât in minen banden sie
verborgen vor ir magen hie.
Nû ist ir rîcheit unde ir lant
dir baz gelegen unde erkant:
durch daz biute ich si veile dir.
1790 Wil dû si koufen niht von mir,
sô beleite ich doch dîn guot,
swar es gert dîn selbes muot,
unt wil gerne stæte lân,
swaz ich dir geheizen hân.“
1795 Ditz dûhte mich vil wunderlich,
daz er dâ fûr erkande mich
in sinem wâne alsô gemuot,
daz ich gæbe sô grôz guot,
nihtwan umbein blôzeu wân;
1800 ich sprach: „Herre, ich wil es hân

- guoten rât biz morgen fruo.“
 Er sprich: „Ditz ist mir lieb: nû tuo!“
 Mit urloub ich dô von im schiet.
 Des herzen muot mir dicke riet
 1805 nû sus, nû sô, nû her, nû hin.
 Ze jungest kom mir in den sin,
 daz ich Got râtes bæte,
 waz ich dar zuo getæte,
 daz er in daz herze min
 1810 sande nâch den hulden sin,
 daz mir ze herzen kæme,
 ob ez im wære genæme,
 daz ich die armen löste
 von solhem untröste.
 1815 Mit disem zwivel was bedacht
 min herze biz gën mitter naht,
 ob ich löste si durch Got,
 ob daz wære sin gebot.
 Von herzen ich Got ane rief,
 1820 unz ich mit dem gedanke entliet,
 ob ez almuosen wære,
 odet ob ich ez verbære.
 Dô ich in solhem zwivel lac,
 unt min des slafes süeze phlac,
 1825 dô kom ein engel unt wahte mich
 (des dühte mich): dô wachet ich.
 Vil ungerne ich des jæhe,
 daz in min ouge sæhe:
 min herze in in dem slafe sach.
 1830 Als mir min troum dô verjach,
 mich dühte, daz er ruofte mir
 unt nande minen namen zwir:
 „Gêrhart, wache! slæfest dû?
 Got vil sære zûrnet nû,
 1835 daz dû sô wise sinne hæst,
 und doch sô wënic dich verstæst
 ze Gote rehter wisheit.
 Din herze einen zwivel treit,
 der wider dinem schepher ist.
 1840 Der süeze Got, der reine Krist,
 mit sin selbes munde sprach,
 dô man in menschlichen sach
 in menschlichem bilde gân:
 Swaz einem armen wirt getân
 1845 ze guote, ob ez durch mich geschilt,
 der tuot mir guot, dem armen niht.
 Ich bin der arme! Swâ man siht
 den armen, ob im iht geschicht
 ze guote, daz ist mir getân!
 1850 Durch den tröstlichen wân
 solt dû æne zwivel leben,
 dir selben vestez herze geben.
 Ez was an dir ein tumber wân,
 daz dû verlorn wâdest hân
 1855 deheiner slahte guottât.
 Nû habe vestes herzen rât:
 wan guottât wart nie verlorn,
 diu Gote ûf dienest wirt erkorn.
 In swelhem namen dû löstest
 1860 die armen unt si tröstest,
 des næme lôn dins herzen gir.
 Tuost duz durch gelt, si geltent dir;
 tuost aber duz durch ère,
 man lobt dich immer mære;
 1865 tuost duz durch Gotes gebot,
 sô wizzest rehte, daz dir Got
 git umbe si ze lône
 die immer wernden krône!“

- Dô der engel ditz sprach,
 1870 minen slaf ich durch in brach,
 unt wolt in sehen: dô was er hin.
 Dô ich erwachet was durch in,
 dô lobte ich Got der güete,
 daz er in min gemüete
 1875 nâch sinen hulden sande,
 daz ich ze rehte erkande
 sine grôze hulde gar
 an der kumberhaften schar.
 Ich sprach: „Vil süeziu gotheit,
 1880 dû hæst mirz genuoc geseit:
 des si dir, süeziu gotheit,
 immer lop und ère geseit!“

Bruder Philipp.

Philipp, ein Mönch aus dem Kartäuserorden, der vermuthlich in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, dichtete, wahrscheinlich nach einem lateinischen Werke und mit Benutzung der apokryphischen Evangelien, das „Leben der heiligen Jungfrau Maria“, welches zugleich eine ausführliche Geschichte Christi enthält, wodurch er sich schon vom Bruder Bernher unterscheidet (s. oben S. 243 f.), welcher sich mit richtiger Einsicht auf das Leben Marias bis zur Geburt Jesu und den dieser unmittelbar folgenden Ereignissen beschränkt, die er auch nur in so weit erwähnt, als sie sich auf die heilige Jungfrau selbst unmittelbar beziehen. Auch steht Bruder Philipp seinem Vorgänger, den er gekannt und benutzt hat, an wahrhaft poetischem Talente nach; er hat weder dessen begeisterten Schwung, noch seine glänzende Sprache; dagegen durchzieht die liebenswürdigste und gemüthlichste Herzlichkeit das ganze Gedicht, das der Dichter mit voller Seele niedergeschrieben und in das er die kindliche Gläubigkeit gelegt hat, die sein ganzes Wesen erfüllte. Es wäre überflüssig, auf dessen Inhalt näher einzugehen, da wir durch Berner und Konrad von Fußesbrunnen schon mit dem Stoffe bekannt geworden sind; es genügt daher, ein kurzes Bruchstück mitzutheilen, in welchem sich der Charakter des Dichters und seine Behandlungsweise genügend ausspricht.

Von dem palmboum, dô Maria under
 raste.

Eines tages in was zerrunnen
 wazzer, unt keinen brunnen
 si enfunden, dô si von haben
 mohten wazzer unt sich gelaben.
 Lange si giengen unde riten;
 grôzen durst si al erliten,
 beide, liute und daz vie;
 in der nôt niht lange si lie
 Got von himel, ir geleite:
 si sähen verre ûf einer heide
 einen boum, lanc unde höh;
 dâ von si wurden alle vrô.
 Si begunden dâ hin gâhen,
 dâ si den selben boum gesâhen:
 ein palmboum der selbe was.
 Si funden ouch dâ grüenez gras
 under des boumes schaten.
 Si begunden dâ al entladen
 die esel von ir bürde last,
 unt säzen nider an die rast;

si liezen ouch ir vihe dâ ezzen.
 Dô si wâren al gesezzen,
 Jêsus, daz liep kindelin,
 saz ûf der schôz der muoter sin;
 er zôch sich nider von der schôzen,
 mit sinem vinger begunder stôzen
 in die erde durch daz gras,
 dô er von siner muoter saz.
 An der stat ein brunne entspranc,
 unt wazzer ûz der erde dranc:
 der selbe brunne ze tal vlôz.
 Des nam si alle wunder grôz:
 si lobten Got von himelrich
 von dem zeichen wunderlich.
 Mit grôzen vrenden trunken si,
 unt trenkten ouch daz vihe dâ bi,
 und ira grôzen durst vertriben,
 wande si wâren nâch bekliben.
 Der boum, dâ si under sâzen,
 der was lanc unde ouch ze mâzen,
 der hienc stiez es obzes vol,
 daz was zitec und smacte wol:
 dateln ist diu frucht genant;
 diu frucht fûert man verre in diu lant.
 Mariâ huob ir ougen ûf,
 unt gesach die selben frucht,
 unt stille gert an irem herzen,
 ob ir des obzes mohte werden,
 da si daz gerne mohte haben,
 ir liebez kint dâ mit gelaben.
 Jêsus, daz heilige kindelin,
 wol der reinen muoter siu
 gir erkande, wand er was Got.
 Dem selben boume er gebôt,
 daz er sich zu der erden neiete,
 für siner muoter schôz sich leite,
 daz si des obzes als vil nâme,
 als si wolde und ir rehte zæme.
 Sâ zehant der boum sich neiete,
 mit gehôrsam daz erzeiete,
 daz das selbe kint wære
 aller crêature herre.
 Dô Mariâ daz gesach,
 mit vrenden si die frucht ab brach;
 die andern brâchen mit ir alle
 mit vrenden unt mit schalle.
 Des selben obzes ein teil âzen,
 ein teil behielten ûf der strâzen,
 daz si mit in mohten haben
 und ûf dem wege sich gelaben.
 Dô si gebrâchen, daz si wolten
 und dâ mit ir secke fûlten,
 Jêsus, daz liebe kindelin,
 dem boum gebôt, daz er sin
 este ûf rihte und wûehse, als è
 unt trûege siner vrûhte mè.
 Bi dem boum, die naht si beliben,
 ir hunger und ir durst vertriben;
 des andern morgens gar vruo,
 fuoren si von dannen dô.

Reinbot von Dorn.

Reinbot von Dorn oder Dârn, aus Bayern gebürtig oder wenigstens in diesem Lande lebend, wurde von Otto dem Erlauchten (1231—1253) und dessen Gemahlin veranlaßt, sein Gedicht vom „heiligen Georg“ nach einem französischen

Vorbilde zu verfassen. Da er sich selbst des Herzogs und der Herzogin Dichter nennt, so hat er wohl, wenigstens eine Zeitlang, an deren Hofe gelebt; außerdem wohnte er in Wôrth an der Donau. Doch mag er, vielleicht in früheren Jahren, auch andere deutsche Länder durchzogen haben, was sich aus seiner Erwähnung mehrerer nördlichen und südlichen Städte vermuthen läßt, die er wohl aus persönlicher Anschauung hatte kennen lernen.

Wenn die Wahl des Stoffes, das dem Gedichte Reinbotts zu Grunde liegt, für die fromme Gläubigkeit des Herzogs von Bayern und seiner Gemahlin zeugen, so gibt sie dagegen von ihrem poetischen Sinne kein glänzendes Zeugniß; denn abgesehen davon, daß ein solcher in das religiöse Eigenthum der Kirche übergegangener Stoff eine freie Behandlung von Seiten des Dichters nicht zuläßt, so hat gerade diese Legende vom heiligen Georg den großen Nachtheil, daß sie sich vorzugsweise um Märterescenen drehet, deren gelungenste Schilderung nur Eitel und Willkür erzeugen kann. Es ist daher um so mehr zu bedauern, daß Reinbot sich dem Auftrage seines Herrn unterlegen mußte, als viele Stellen seines Gedichts in glänzender Weise bekräftigen, daß er ein reiches poetisches Talent besaß. Wir enthalten uns daher auch einen ausführlicheren Ueberblick des Inhalts zu geben und zu erzählen, wie Kaiser Daclan seine Gemahlin Alexandrina, die sich zum Christenthum bekehrte, bei den Brästen aufhängen, ihr die Brüste abschneiden und sie endlich enthaupten ließ, oder wie Georg auf ein Rad geflochten, geviertheilt und noch auf andere Weise gemartert wurde, was ihm aber das Leben nicht rauben konnte, weil seine Zeit noch nicht gekommen war, welche erst sieben Jahre nach dem Tode der Kaiserin erschien, wo es endlich dem Kaiser gelang, ihn tödten zu lassen. Wir wollen uns vielmehr darauf beschränken, die einzelnen Stellen und Jâge zu erwähnen, in denen sich der Dichter mit selbstständiger Freiheit bewegte und sein Talent zeigen konnte. Zu diesen gehört namentlich die von uns mitgetheilte Erzählung von Georgs Aufenthalt bei der Wittve und von dem in der ärmlichen Hütte derselben verrichteten Wunder, das mit großer Gewandtheit und Reichthum des Ausdrucks dargestellt ist. Durchaus gelungen sind ferner die Erzählungen von den Kämpfen Georgs und seiner Brüder, ehe er sich entschließt, den Märtyrertod aufzusuchen; sie treten um so glänzender aus der übrigen Darstellung hervor, als der Dichter sie nur im Vorübergehen epiodisch berichtet, und er eben dadurch zu einer Kürze und Gedrängtheit genöthigt wird, welche vortheilhaft von der widrigen Breite der Märterescenen und der sie begleitenden Wundergeschichten absteht. Vor Allem aber müssen wir an Reinbot den Reichthum an schönen und kühnen Wendungen, an glücklichen Vergleichen bewundern, welche durch das ganze Gedicht zerstreut sind, und die zu seiner schönsten Zierde gereichen. Freilich gränzt seine Kühnheit des Ausdrucks öfters an Geschmacklosigkeit, aber in den meisten ist die dichterische Schwung unverkennbar. „Wäre alles Laub Pergament (heißt es B. 1013 ff.), so könnte man darauf die Freude nicht beschreiben, die man aus dem Anblicke der Jungfrau und ihres Kindes gewinnt.“ „So groß ist Christi Gewalt (sagt Georg zu Daclan, B. 3940), daß, wäre der Sand all

gezählt, der bei allen Baffern liegt, und wäre dies
Alles Pergament, und wäre dazu jeglicher Stern
ein Schreiber, so könnten sie noch seine Gewalt
nicht schildern.“

Der heilige Georg und die arme Frau.

- Der keiser hiez zwelf man,
1885 daz si den tribunus fûerten dan
in ein sô armez hûs,
dâ diu katze und diu mûs
sich niemer mohte inne ernern:
daz muosten si ime swern,
1890 bi irme gote Apollen,
daz si ime keinen vollen
gæben an der spise.
„Herre, ir sit unwise!“
sprach sente Geôris sâ zehant.
1895 Nû wart doch von himel gesant
eime ganzen here fûnf brôt,
die überwunden dâ ir nôt,
daz man in allen gap genuoc,
unt doch mit kerben von in truoc.
1900 Waz sust mir von iuch geschiht,
ir müget mich hungers gesterben niht:
der Dánielen spisetete,
der selbe mich ouch wisete.“
Hie fuortens in in die stat,
1905 also si der kaiser selbe bat.
Nû was ein man niuwes tôt;
des wip enhâte fleisch, milch, noch brôt:
dâ fuorten si den fûrsten hin.
Alter met und klarer win,
1910 fische und ouch daz wiltbræte
und ander guotiu gerete,
dem hûse alles gebrast;
swie doch ein fûrste dâ wære gast,
blâmenschier was dâ tiure;
1915 vil selten koches fiure
von lignô aldê da verbran.
Wê, waz spotte ich, tumber man,
als der affe tuot des slâtes!
Ichn hân doch solhes râtes
1920 dâ heime niht in mime wesen;
man mōhte ouch vor mime spotte genesen.
Miner armuot wil ich hie getagen,
unt mê von sente Geôris sagen.
Zuo dem sprach des hûses wirtin;
1925 „Ôwê, lieber herre, ich bin
ein witewe alsô verarmet,
daz mich daz erbarmet,
daz ir her komen sit;
ir müget gewinnen lange zit.“
1930 Die rede sie kûme brâhte fûr;
si ilte balde gèn der tûr,
vorhûlich sie hin wider sach;
der tribunus guotlichen sprach:
„Vil sæliges wip, vorht ir mich?“ —
1935 „Jâ, lieber herre, sô tuoß ich!“ —
„Bin ich sô eislichen getân?“ —
„Herre, dâ fûr sult irz niht hân.“ —
„Waz vorht ir danne, sæliges wip?“ —
„Herre, dâ hât iuwer lip
1940 alsô minnelichen schin:
ir müget wol ein engel sin.
Sît ir aber von menschen art,
sô schöner lip nie niht enwart,
also helfe Apollo mir!“ —
1945 „Frouwe, an wen geloubet ir?

- Daz sult ir mich wîzen lân.“ —
„Herre, zwêne gote ich hân,
Erculen unde Apollen.“
„Daz ir niht guotes hât den vollen;
1950 daz ist rehte unde billich;
ir wert von in niemer rich,
ir keiner iuch gehelfen kan.“
Hie schiet si von ime dan.
Nû sitz der fûrste reine
1955 in dem swachen hûse al eine;
dâ vor er herlicher saz
in siner houbetstat unt baz:
sie sprächen an der stunde
alle ûz einem munde:
1960 „Tribun von Cappadôciâ,
dû solt mit uns in Greciâ;
dâ hân wir, ellenthafter helt,
dich zu eime kûnige erwelt,
unt solt al dâ die krône tragen!“
1965 Diz begunder in vil gar vorsagen,
unt gap in dâ von im urloup,
unt zôch sich in daz leben toup.
Der wirdekeit sitz er ungelich:
waz danne? er wirt noch wol rich,
1970 unt mit vrôuden iemer sin.
Dâ quam der engel Kerubin,
sin friunt, unt trôste in aber dô:
„Geôri, herre, nû wis frô,
unt gedенke an din edelkeit;
1975 jâ ist ze himel dir bereit
din stuol, dâ dû sitzen solt:
dir ist Got benamen holt.
Er entbiut dir wære sigenunft:
sich vrôuwet Got diner kunft
1980 und allez, daz ze himel ist.
Sûeze frucht, wie sælec dû bist!
Welh marschalc herberget dich hie,
der geherberget keinen fûrsten nie?
Diu herberge ist dir ze swache:
1985 stant ûf, ein bezzer dir mache!
Nû grife an des virstes sûl:
waz dar umbe, und ist sie vûl,
din hant hât solhe kraft,
daz si wirt sân berhaft
1990 von maneger bluomen underscheit.
Din ezzen ist ouch dir bereit;
daz ist guot vor des hungers nôt:
sô nim hin daz himel brôt.
Wizze, daz dâ hât sunder wer
1995 dar an gnuoc ein michel her.
Got mûeze din nû wol phlegen,
unt habe dich in sime segen:
ich mac beliben hie niht mêr.“
Der fûrste neic dem engel hêr:
2000 er umbe vienc die sûle sâ,
als in der engel lêrte dâ,
mit sinen starken armen blanc:
mê dan zwelf ellen lanc
wuchs die sûl mit esten breit,
2005 unt wart ein boum sô wol bekleit,
daz der meie zu keiner zit,
weder vor noch sit,
kein boum sô wol gekleidet nie,
des jach man dort, nû gihichs hie.
2010 Der boum was des hûses dach,
daz man sin dâ vor niht ensach,
wander umbe vienc ez gar
mit maneger bluomen licht gevar.

- Er sach uf unde sprach alsus:
 2015 „Eia, vil süezer Jêsus,
 wie dû mit mir wunderst,
 daz dû mich alsô sunderst
 ûz aller crêature leben,
 daz dû mir, herre, hâst gegeben
 2020 din genâde sô manecvalt!
 Jezunt valwet der walt,
 und ist rehte in der zit,
 so daz holz wider git
 sin loub dem winter durh getwanc.
 2025 unt ouch die vogelin ir gesanc:
 sô machet din gotliche kraft
 ein durre sül wol gesaft,
 diu blüejet unt loubet hie.
 Süezer Got, wâ getetes du ie
 2030 sô grôz wunder, als durch mich?
 Dar umb enkam ich, herre, dich-
 niemer loben unt volloben gar:
 wan eines, ich hân gegeben dar
 lant, liute unt min leben,
 2035 darnâch hân ich dir mê gegeben
 min bruodere, die ich durch dich lie.
 Sô werde ritter wurden nie
 sit Âdames geziten her geborn:
 die hân ich, herre, durch dich verlorn:
 2040 ich tet von in scheiden.
 Wæren jûden, kristen, heiden
 min, die hette ich è getân.
 Swaz mir der kûnec Daciân
 marter hât angeleget,
 2045 diz mir noch mê jâmers weget,
 dâ ich von minen bruodern schiet;
 wan nieman ez baz geriet,
 daz si dir, herre, ergeben.
 Waz touc diz kurze leben?
 2050 Hie mite gienc er zehant,
 dâ er ein tavelen vant,
 ein wizze twelle dâr uf gespreit,
 unt vant sin ezzen al herleit:
 daz was ein schônez himel brôt,
 2055 daz ime dâ vor der engel bôt.
 Dâ quam des hûses frouwe;
 sie sprach: „Herre, ich schouwe
 in mime hûse wunder hie:
 sit ich hiute von iuch gie,
 2060 der snie mit kreften dar uf lit.
 Sô ist hie innen ein süeze meien zit:
 ein boum, der stêt hie wünneclich,
 der ist loubes und bluomen rich.
 Der boum was mins ersten sül
 2065 unt was durre unde fül;
 dar uf singen nû die vogelin:
 wie mohte daz grôze wunder gesin?
 Ir sit benamen ein starker Got!“
 Diz was sente Geôrien ein spot;
 2070 er lachte sêre unde sprach:
 „Frouwe, ich wære alze schwach,
 daz ich solde sin ein got:
 ich bin kneht under sime gebot.“
 Der tribunus sprach aber dô:
 2075 „Mich dunket, frouwe, ir sit unrô?
 gêt her, ezzet; ich tuon iuch abe
 al iuwer ungehabe,
 der ir phlegit iezunt hie.“
 Sin wirtin neig im unde gie,
 2080 da er sprach disiu wort
 unde saz an der taveln ort.

- Hie was daz obez zitec nuo,
 daz blüejet des morgens vruo,
 unt begunde si beide spisen:
 2085 ez ilte balde risen
 dô von dem boume uf den tisch.
 Ez si vâsant oder visch,
 môraz, win oder met,
 sirûpel oder clâret,
 2090 solhe art hâte daz obez unde brôt,
 so man ez zu dem munde bôt,
 swaz man der erdenken kunde,
 daz smacte ime in dem munde.
 Sus hâten si dâ wirtschaft
 2095 von des heiligen geistes kraft.
 Dâ si dâ geâzzen genuoc,
 die frowe von dem tische truoc
 mê, dan è dâ wære.

Bernher der Gartenäre.

„Wer Auch diese Näre lese, bittet Gott, daß er ihm gnädig sei, und auch dem Dichter, Bernher dem Gartenäre.“ So schließt der Dichter seine Erzählung von dem „Meier Helmbrecht“, und sein Name ist auch beinahe das Einzige, was wir von ihm mit Sicherheit wissen. Zwar läßt sich aus einigen Andeutungen des Gedichts seine Heimat und die Zeit seiner Blüte mit einiger Gewißheit bestimmen; auch geht aus einer Stelle desselben sicher hervor, daß er ein fahrender Sänger war (V. 847), der seine Dichtungen vorlas (V. 79). Dagegen ist uns von seinen Lebensverhältnissen nichts Näheres bekannt. Bernher war entweder ein Oesterreicher, oder was noch wahrscheinlicher ist, ein Bayer, jedenfalls war er mit beiden Ländern und den Sitten und Eigentümlichkeiten ihrer Völkerschaften genau bekannt, wie denn der Schauplatz seiner Erzählung in einem dieser Länder, am wahrscheinlichsten an der Gränze derselben zu suchen ist. Da Bernher von Rithart als einem Verstorbenen spricht, so muß er sein Gedicht nach 1234 verfaßt haben (S. o. S. 70); wahrscheinlich ist es nach den unglücklichen Wirren entstanden, welche während und nach der Regierung Herzog Friedrichs Oesterreich an den Rand des Verderbens brachten, da gerade während jener Zeit die ritterlichen Räubereien, welche der Dichter so lebendig und anschaulich darstellt, den höchsten Gipfel erreicht hatten.

Das Gedicht Bernhers unterscheidet sich von den meisten Dichtungen der höfischen Epiker durch die Einfachheit des Stoffs und der Entwicklung desselben; es werden nur wenige Begebenheiten berichtet, aber diese wenigen Thatsachen werden dagegen mit großer Meisterschaft zu reichem Leben entfaltet, so daß wir statt des ermüden Schwallcs sich ewig wiederholender Abenteuer ein kräftig gezeichnetes und vortrefflich ausgeführtes Gemälde erhalten, das uns nicht bloß durch die sichere und wahre Charakteristik der einzelnen Personen, sondern auch durch die höchst anschauliche Schilderung der damaligen Sitten und Lebensverhältnisse erfreut. Wie der Dichter der phantastischen Welt der höfischen Epiker die Wirklichkeit entgegensetzen will, spricht er schon in dem einfachen Eingange aus: er wolle nicht wie Andere, heißt es daselbst, von Minne oder Reichtum oder hohem Rnthe erzählen, sondern berichten, was er selbst erlebte, was er mit eigenen Augen sah. Und so beginnt er sogleich mit der Schilderung sei-

nes Helben, des jungen Helmbrecht, dessen gleichnamiger Vater ein reiblicher wohlhabender Meier war. So breit diese Schilderung ist (sie umfaßt gegen 200 Verse), und ob sie gleich nur die Kleidung des jungen Helmbrecht berührt, denn von seiner persönlichen Erscheinung wird nur berichtet, daß sein krauses blondes Haar ihm bis auf die Schultern herabwallte, so ist sie doch von den Schilderungen der höfischen Dichter unendlich verschieden. Denn wenn bei diesen das Aeußerliche auch bloß als solches aufgefaßt erscheint, so daß die meisten Schilderungen dieser Art auch ohne allen Nachtheil ausfallen könnten, läßt sie uns bei Bernher zugleich den innern Menschen erkennen: sie ist gleichsam der Spiegel, in welchem seine Seele Gestalt gewinnt. Wir sehen schon an der Kleidung, daß der junge Helmbrecht ein eiller Ged ist, der sich über seinen Stand erheben will und daß seine Neigung zu Pracht, Glanz, Ueppigkeit und Rüssiggang ihn ins Verderben führen muß. Zudem ist die Schilderung, namentlich der reichgestickten Mäße, welche Helmbrecht auf den Loden trug, von der lebendigsten Anschaulichkeit und zeugt von der reichsten Phantasie, wie von den mannigfaltigen Kenntnissen des Dichters; ja man sollte meinen, er habe sich hiebei Homer zum Vorbild genommen, und in der Beschreibung der Mäße den Schild des Achilleus nachahmen wollen. Sie war oben mit zierlichen Bildern von Seide durchnäht; da waren Vögel aller Art zu sehen, so kunstreich gebildet, daß man glauben möchte, sie wären eben erst aus dem Speßart aufgeflogen. Am rechten Ohr sah man den Raub der Helena, die Belagerung und Zerstörung Trojas und die Flucht des Aeneas; links waren König Karl und Roland, Turpin und Olivier abgebildet, wie sie im Kampfe gegen die Heidenchaft die Provence, Arles und Galizien bezwangen; hinten erblickte man Frauen solchen Rinder und Dietrich von Berne, wie sie im Sturme vor Raben vom lähnen Wittik erschlagen wurden. Von dem rechten Ohr zum linken zog sich vorn ein mit Seiden genähter Streif, auf welchem ein Lenz abgebildet war; je zwischen zwei Frauen stand ein Ritter, der sie, „wie es noch jetzt beim Tanze gebräuchlich ist“, an den Händen hielt; eben so stand ein Knappe je zwischen zwei Mädchen, daneben aber standen Fiesler. Und um uns noch lebendiger an den Vater der epischen Dichtkunst zu erinnern, sagt Bernher, was keinem höfischen Dichter je einfiel, noch hinzu, woher die kunstreiche Mäße gekommen war: es hatte sie eine schöne, aus dem Kloster entsprungene Nonne genäht, („deren unterer Theil den oberen verrathen hatte“, sagt der Dichter ächt poetisch motivirend, damit selbst die Kleidung an die leichtfertige Sittenlosigkeit erinnere, deren Opfer sein Feld wurde); ihr hatte dafür Helmbrechts Schwester Getelint eine Kuh und die Mutter Käse und Eier in Fülle gegeben. Mit der nämlichen Anschaulichkeit und Lebendigkeit wird die weitere Kleidung geschildert: der mit Pelz gefütterte Rock, der Kettenwams, der Gürtel und das Schwert, der mit vergoldeten Rindpfen gezierter Oberrock vom feinsten blauen Tuch, mit Einem Worte Alles war so reich, daß kein Bauer zwischen Pels und Treuenburg je so prächtige Kleidung trug. Sein Busen war mit farbigen Rindpfeln bestreut; die leuchteten mit solchem Glanze, daß, wenn er zum Tanze ging, er von Weibern und Mädchen münzglich angesehen ward; und die Nacht, womit die Kermel am Nieder

haften, war um und um mit Schellen behangen, daß „Wenn er am Rehen sprang, Es den Weibern durch die Ohren klang. Wäre Herr Rithart noch am Leben, Dem hatte Gott solchen Sinn gegeben. Der könnte es auch daß gesingen, Als es zu sagen mir kann gesingen“. Die Mutter aber verkaufte noch manches Huhn und manches Ei, um ihm auch Hosen und Stiefel anzuschaffen. So hat der Dichter die Schilderung der Kleider auch mit großem Geschick dazu benutzt, uns einen Blick in die häuslichen Verhältnisse Helmbrechts zu eröffnen: seine Aelteren sind reich, seine Mutter hat ihn verzärtelt, mit unüberlegter Liebe alle seine Wünsche erfüllt, worin ihr auch die Schwester behüßlich war.

Die reiche Kleidung paßte nun nicht mehr zum Bauernstand; Helmbrecht will daher an den Hof ziehen, und verlangt auch von dem Vater Beistand. Das Gespräch, welches sich nun zwischen diesem und dem Sohne entwickelt, ist ganz vortrefflich, so daß es uns leid thut, dasselbe nicht ausführlicher berichten zu können. Scharf und sicher treten in demselben die Charaktere der beiden Personen hervor. Der etwas schwache, aber redliche, mit seinem Stande und Schicksal zufriedene Vater, dessen Welterfahrung und Menschenkenntniß das fromme, redliche Gemüth nur um so kräftiger hervortreten läßt, sucht den leichtfertigen, vom ängern Glanz geblendeten, übermüthigen Sohn durch gute und weise Lehren von seinem Vorsatze abzuhalten, und als ihm dies nicht gelingt, versucht er, ihm Furcht einzufößen, indem er ihm ahnungsschwere Träume erzählt, in denen er den Sohn blind und verstümmelt und zuletzt sogar am Galgen gesehen habe. Doch alle Lehren und Warnungen sind vergeblich; Helmbrecht verläßt die Heimat. Er kam in eine Burg, dessen Besitzer in Fehde war, und gerne streitbare Männer behielt; Helmbrecht trat in seine Dienste und ward bald einer der verwegensten und schlimmsten Gesellen, vor dem Nichts sicher war. Nach Verfluß eines Jahres zog er wieder heim. Die Seinigen empfingen ihn mit großer Freude, er aber that, als ob er ein fremder Herr sei, und sprach bald lateinisch, bald französisch oder böhmisch und niederdeutsch, bis endlich der Vater drohte, ihn nicht zu bewirthen, wenn er sein Sohn nicht sei. Da es schon spät war, und Helmbrecht nirgend anders unterkommen konnte, gab er sich endlich zu erkennen; doch nun wollte der Vater Beweise haben: er nannte und beschrieb die Ochsen im Stalle, worauf er eingelassen wurde. Er wurde auf das Beste bewirthet, so daß selbst ein Herr hätte damit zufrieden sein können. Nach dem Essen fragt ihn der Vater, ob es am Hofe noch so zuginge, wie in seiner Jugend. Damals, erzählt er, hätten die Ritter mit Vuhurdieren den Frauen gedient, sie hätten gesungen und getanzt, ein Spielmann habe dazu die Geige gestrichen, und zuletzt habe man vom „Herzog Ernst“ vorgelesen. Unterdeß hätten Andere nach dem Ziel geschossen, oder seien auf die Jagd gegangen. Alle waren so tüchtig, fuhr der Vater fort, daß der schlimmste aus jener Zeit jetzt wohl der beste wäre. Damals galt Sitte und Wahrheit; Treulose und Schmeichler wurden nicht gebildet, die jezt mehr Gut und Ehre haben, als die Gerechten. Hierauf hob der junge Helmbrecht an, von den neuen Sitten zu berichten, ungefähr wie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch (i. o. S. 196) und zum Theil auch an Seifried Helbling

(S. 206) erinnernd. Man trinkt jetzt, sagt er; denn die Herren, die man sonst bei den schönen Frauen fand, sieht man jetzt bei dem feilen Weine. Zug und Trug ist höfliche Sitte; Ehrabscheider und Rasterungen gelten für gewandt und tugendhaft; die alte Fucht ist im Banne und bei Weibern und Männern verabscheut; Aht und Bann ist nur Spott. — Am andern Tage theilte Helmbrecht unter die Seltnigen die mitgebrachten Geschenke aus, die er Kaufleuten und Pfaffen geraubt hatte. Dann bleibt er noch sieben Tage bei seinem Vater, aber endlich wird ihm die Zeit lang und er macht sich bereit, wieder auf Raub auszugiehen; sein Vater macht ihm wieder die eindringlichsten Vorstellungen, aber Nichts kann ihn zurückhalten, er ist schon zu sehr an das Verbrechen gewöhnt; mit teuflischer Freude erzählt er von den schon begangenen Schandtthaten und von denen seiner Freunde, deren Räubernamen Lämmerich, Schlidenwider, Höllesack, Rüttelschrein, Rühfrag, Witschenleisch, Wolfsbaum, Wolfsdräsel, Wolfsdarm — Schlindsgauß (er selbst) schon bezeichnend genug sind. Der alte Vater spricht seinen tiefsten Abscheu aus, was den Sohn so sehr ärgert, daß er zu drohen beginnt. Er werde nunmehr, sagt er, seine Gesellen nicht mehr abhalten, auch seine Kestern zu berauben; auch habe er die Schwester Götelsint seinem besten Freunde Lämmerich und zum Weibe geben wollen, von dem sie die reichste Morgengabe erhalten hätte; allein da der Vater von seinen Genossen so übel denke, so sei es damit vorbei; Götelsint könne nun einen großen Bauern heirathen und bei ihm adern und graben. Ja, Helmbrecht treibt die Rücksichtslosigkeit so weit, daß er seinen Vater verlängnet; ein Hofmann, sagt er, sei zu seiner Mutter geschlichen, und von diesem habe er den hohen Ruth geerbt. „Auch ich bin nicht sein Kind,“ ruft nun Götelsint aus, die schon durch den unwürdigen Bruder verführt worden war, „denn auch ich säße hohen Ruth, und den verdanke ich einem Ritter, der einst die Mutter überraschte.“ Sie verspricht ihrem Bruder, das väterliche Haus heimlich zu verlassen, und er sagt ihr seine Hülfe zu. Nun nimmt Helmbrecht Abschied; er eilt zu seinem Freunde, dem er von Götelsinds Abstieg erzählt. Voll Freude darüber macht er die größten Vorbereitungen zur Hochzeit (natürlich wurde Alles gestohlen und geraubt), so daß „Königs Artus Hochzeit, als er Ginever zur Gemahlin nahm, dagegen lahm war.“ Nun ließ Helmbrecht seine Schwester durch einen Boten abholen: die Brautleute wurden zusammengegeben, worauf ein großer Hochzeitschmaus angestellt wurde. Doch schon während des Mahles wird die Braut von Reue befallen; sie hat finstere Ahnungen und wünscht sich zur Einfachheit des väterlichen Hauses zurück. Noch saßen sie beisammen, als sie von Richter und Schergen überfallen und gebunden hinweggeschleppt wurden. Götelsind wurde das Brautkleid vom Leibe gerissen, und man fand sie später hinter einem Zaun, ihre beiden Brüste mit den Händen verdeckend. Der Richter hatte nur fünf Schergen bei sich, und doch gelang es ihm, die zehn wilden Gesellen zu bändigen; denn Gott ist ein Wunderthäter. „Schläge ein einziger Dieb ein ganzes Heer, Gegen den Schergen hat er keine Wehr; Sobald er den von ferne sieht, Sogleich erlischt ihm das Licht, Seine rothe Farbe wird ihm gelb. Wie kühn er vorher war, und wie schnell,

Es fängt ein lahmmer Scherge ihn; Seine Schnelligkeit, sein kluger Sinn, Dies ist in ihm erlegen, Sobald Gott will der Rache pflegen.“ Von den zehn Räubern wurden neun gehangen; dem letzten schenkte der Henker das Leben (das war ein zehende und ein reht); es war Helmbrecht; doch wäre ihm der Tod besser gewesen, denn der Henker stach ihm die Augen aus und hieb ihm die Hand und einen Fuß ab. Das war, ruft der Dichter aus, die gebührende Strafe dafür, daß er Vater und Mutter gehöhnt hatte. Jammernd ließ er sich durch einen Knecht nach des Vaters Hause führen; der Vater aber verstieß ihn unter den bittersten Verwünschungen und ihn an die Träume erinnernd, deren Warnung er verschmäht hatte. Nur die Mutter gibt ihm noch ein Brod mit. Als er nun blind und lahm durch die Welt zog, wurde er überall von den Leuten verhöhnt und er litt die bitterste Noth. Eines Tags wurde er von einigen Bauern erkannt, die er früher beraubt und mißhandelt hatte; von Nachlust getrieben, überfielen sie ihn. „Wahre der Rüge!“ riefen sie ihm zu, während sie ihn auf den Kopf schlugen; und was des Schergen Knecht von der Rüge übriggelassen hatte, das ward nun gar zerrissen; es blieb kein Stück davon, so breit als ein Pfennig. „Papagelen und Lerchen, Sperber und Turkeltauben, Genähet auf der Hauben, Wurden zerstreut auf den Weg; Sie lag eine Kede, dort ein Fleck Der Rüge und des Haares.“ — „Wie sahet ihr so kahles Haupt fürwahr; Sein gelbes Rodenhaar, Sah man in schwachem Werthe Liegen auf der Erde.“ Darauf ließen sie ihn seine Beichte sprechen, gaben ihm Brosamen zum Schutze gegen das Höllefeuer und hingen ihn an einen Baum, und so ward auch des Vaters letzter Traum erfüllt. „Wo noch eigenwillige Kinder“, schließt der Dichter mahnend, „bei Vater und bei Mutter sind, Die seien gewarnt hieemte; Begehren sie Helmbrechtes Sitte. Ich spreche es aus mit Recht, Ihnen geschehe wie dem Helmbrecht. — Nun sehet auf und um, Räch Euch wohl ein Dummer, Dem folgt, und auch des Weisen Rath!“

Raum dürfte irgend ein anderes Gedicht aus dem deutschen Mittelalter mit Bernhers Helmbrecht die Vergleichung aushalten: in keinem findet sich diese Raschheit der Erzählung, welche durch die umständlichen Schilderungen der einzelnen Verhältnisse nicht nur nicht aufgehalten wird, sondern in der That die höchste Lebendigkeit erhält, da sie nicht außerhalb der Begebenheiten stehen, vielmehr aus ihnen selbst erwachsen, diese sogar fortführen. Das Interesse wird keinen Augenblick geschwächt; es erhält sich in voller Kraft bis zum letzten Augenblicke. Jede Schilderung, jedes Gespräch wird vom Dichter mit glücklichem Geschick benutzt, um uns Züge vorzuführen, die unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, so daß sich uns nach und nach das wahrste und lebendigste Gemälde der geschilderten Zeit entfaltet, die wir in dem nicht 2000 Zeilen langen Gedichte weit besser kennen lernen, als aus den endlosen Werken der meisten höfischen Dichter. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet; jeder Zug ist natürlich, wahr und angemessen, und der Dichter besitzt insbesondere die Kunst, seine Personen durch die Reden, die er ihnen in den Mund legt, mit aller Schärfe und Wahrheit zu charakterisiren. Es läßt sich kein schönerer Gegensatz denken, als die ehrliche, treue Gesinnung des alten

Vaters und der Leichtfinn des alle Warnungen verschmähenden Sohnes, dessen Eitelkeit, Uebermuth und Liebe zum Rüstgangan ihn ins Verderben stürzt. Ganz dem Charakter Helmbrechts angemessen ist es, wenn der Dichter ihn bei seinem Besuch im väterlichen Hause sich fremd stellen, und ihn in allerlei Sprachen mit den Seinigen weissen läßt; es ist dies ein Zug von überraschender Wahrheit*), deren übrigens noch viele in dem Gedichte nachgewiesen werden könnten. Eben so vortrefflich ist, zwar nur durch wenige, aber höchst glückliche Züge die gute, schwache Mutter gezeichnet, deren Mutterliebe sich auch dann nicht verläugnet, als der verbrecherische Sohn vom Vater verstoßen wird. Nicht weniger glücklich endlich ist Gotelinde aufgefaßt und geschildert, deren sträflicher Leichtfinn so entseßlich bestraft wird; daß der Dichter ihr späteres Schicksal nur ahnden läßt (ob ir anders iht geschæhe, der sage ez, der daz sæhe), zeugt von dem richtigen Gefühle des Dichters, der sich durch seinen Nebenumsand von dem Inhalte seines Gedichtes abirren ließ.

Die Darstellung ist frisch, lebendig und da, wo es der Inhalt zuließ, von einem ächt volkstümlichen Humor durchzogen, der jedoch, wie es die Natur der Erzählung mit sich brachte, mehr nur angedeutet ist, als daß sich der Dichter von ihm hinreißen ließe. Oefters werden moralische Betrachtungen eingeflochten, aber weit entfernt, dieselben zu langen Abhandlungen auszudehnen, wie die holländischen Dichter, faßt er sie in kurzen, kernhaften Sprüchen zusammen, die eben deshalb nur um so größere Wirkung machen.

Helmbrechts erste Thaten und Helmfahrt.

- Urloup nam er zuo dem vater:
hie drabete er durch den gater.
Solt ich allez sin geverte sagen,
650 daz enwürde in drin tagen,
od lihte in einer wochen
nimmer gar volsprochen.
Of eine burc kam er geriten:
dā was der wirt in den siten,
655 daz er urlouges wielt
und ouch vil gerne die behielt,
die wol getorsten riten
unt mit den vinden striten.
Dā wart der knappe gesinde.
660 An roube wart er sō swinde,
swaz ein ander liegen liez,
in sinen sac erz allez stiez;
er nam ez allez gemeine.
Dehein roup was im ze kleine,
665 im enwas ouch niht ze grōz:
ez wære rīch, ez wære blōz,
ez wære krump, ez wære sleht,
daz nam allez Helmbrecht,
des meier Helmbrehtes kint.
670 Er nam daz ros, er nam daz rint,
er lie dem man niht leffels wert;
er nam wambis unde swert,

*) Es ist bekannt, wie hoch die Franzosen ihren Nationalität preisen, daß er einen Bedanten seine angeborne Muttersprache latinisiren und gräcifiren läßt: unser Berner verdient unsers Bedankens noch größeres Lob, da der oben angeführte Zug weit natürlicher ist und nicht auf einer allerdings höchst fomißen Uebertreibung beruht, wie bei dem muthwilligen Franzosen.

- er nam mantel unde roc,
er nam die geiz, er nam den boc,
675 er nam die owe, er nam den wider:
daz galt er mit der hiute sider.
Röckel, pheit dem wibe
zōch er ab dem libe,
ir kürsen unde ir mandel:
680 des het er gerne wandel,
dō in der scherger machte zam,
daz er wiben ie genam;
daz ist sicherlichen wār.
Ze wunsche im daz erste jār
685 sine segelwinde duzzen
unt sinu schaf ze heile fluzzen:
sines muotes wart er geil,
dā von daz im der beste teil
ie geviel an gewinnen.
690 Dō begunde er heim sinnen,
als ie die liute phlāgen
heim zuo ir magen.
Ze hove er urloup genam
unt ze dem gesinde sam,
695 daz si Got, der guote,
hete in siner huote.
Hie hebet sich ein mære,
daz vil müelich wære,
ze verswigen den liuten.
700 Kunde ich ez bediuten,
wie man in dā heime enphie!
Ob man iht gegen in gie?
Nein, ez wart geloufen
al mit einem houfen:
705 einēz für daz ander dranc,
vater unde muoter spranc,
als in nie kalp erstürbe.
Wer daz botenbrōt erwürbe?
Dem knehte gap man āne fluoch
710 beide, hemedē unde bruoch.
Sprach daz friwip und der kneht:
„Wis willekomen, Helmbrecht?“
Nein, si entāten;
ez wart in widerrāten;
715 si sprāchen: „Junkherre min,
ir sult Gote willekomen sin!“
„Vil liebe susterkindekin,
Got lāte iuch immer sēlic sin!“
Diu swester gegen im lief,
720 mit den armen si in umbeswief;
dō sprach er zuo der swester:
„Grātiā vester!“
Hin für was den jungen gāch,
die alten zugen hinden nāch,
725 si enphienge in beide āne zal.
Zem vater sprach er: „Dēu sal!“
zuo der muoter sprach er sā
bēheimisch: „Dohraytrā!“
Si sāhen beide ein ander an,
730 beidiu daz wip und der man;
diu hūsrowe sprach: „Her wirt,
wir sin der sinne gar verirrt:
er ist niht unser beider kint,
er ist ein Bēheim oder ein Wint.“
735 Der vater sprach: „Er ist ein Walch:
min sun, den ich Gote bevalch,
der ist ez niht sicherliche,
und ist ime doch geliche.“
Dō sprach sin swester Gotelint:
740 „Er ist niht iwer beider kint;

- er antwort mir in der latin,
er mac wol ein pfafe sin.“
„Entriuwen,“ sprach der friman,
„als ich von im vernomen hân,
745 sô ist er ze Sahsen
od ze Brabant gewahsen;
er sprach: „„*liebe suster kindekin*“;
er mac wol ein Sahse sin.“
Der wirt sprach mit rede sleht:
750 „Bist duz, min sun Helmbrecht?
Dû hâst mich gewonnen dâ mite,
sprich ein wort nâch unserm site,
als unser vordern tâten,
sô daz ichz müge errâten.
755 Du sprichest immer: „*Dê sal*“,
daz ich enweiz, zwîu ez sal.
Êre dine muoter unde mich,
daz dien wir immer umbe dich;
sprich ein wort tiutischen;
760 ich wil dir dinen hengest wischen,
ich selbe unde niht min kneht,
lieber sun Helmbrecht;
daz du immer sêlic müezest sin!“
„*Ey, waz sakent ir, gebûrekin,*
765 *und jenez gunerte ni?*
min part, minen klâren lif
sol dehein gebûrik man
zwâre nimmer gripen an.“
Des erschrac der wirt vil sêre;
770 dô sprach er aber mære:
„Bistuz, Helmbrecht, min suon?
ich siude dir noch hînte ein huon,
unt brâte dir ab einex,
daz rede ich niht meines.
775 Unt bist duz niht Helmbrecht, min kint,
sit ir ein Bêheim oder ein Wint,
sô vart hin zuo den Winden.
Ich hân mit minen kinden,
weizgot, vil ze schaffen;
780 ich gibe ouch keinem pfaffen
niht, wan sin barez reht.
Sit irz niht Helmbrecht,
het ich dan alle vische,
irn twaht bi minem tische
785 durch ezzen nimmer iwer hant.
Sit ir ein Sahse od ein Brabant,
oder sit ir von Walhen,
ir müezet ez in iwer malhen
mit iu hân gefüeret.
790 Von iu wirt gerüeret
des minen niht, zewâre!
unt wær diu naht ein jâre.
Ich enhân den mete noch den win:
junkerherre, ir sult bi herren sin.“
795 Nû was ez harte spâte:
der knabe wart ze râte
in sin selbes muote:
„Sam mir Got der guote,
ich wil in sagen, wer ich si.
800 Ez ist hie mindert nâhen bi
ein wirt, der mich behalte.
Niht guoter wîtze ich walte,
daz ich min rede verkêre:
ichn tuon ez nimmer mære.“
805 Er sprach: „Jâ bin ich ez der!“
Der vater sprach: „Nû saget, wer?“ —
„Der dâ heizet, alsam ir.“
Der vater sprach: „Den nennet mir!“ —

- „Ich bin geheizen Helmbrecht;
810 iwer sun und iwer kneht
was ich vor einem jâre:
daz sage ich iu zewâre.“
Der vater sprach: „Nein ir!“ —
„Ez ist wâr!“ — „Sô nennet mir
815 min ohsen alle viere.“ —
Daz tuon ich vil schiere.
Der ich dô wîlen pflegte,
unt minen gart ob in wegte,
der eine heizet Üwer;
820 ez wart nie gebûwer
sô riche, noch sô wacker,
er zæme ûf sinem acker.
Der ander, der hiez Ræme;
nie rint sô genæme
825 wart geweten under joch.
Den dritten nenne ich iu noch:
der was geheizen Erge.
Ez kumt von miner kerge,
daz ich si kan genennen.
830 Welt ir mich noch erkennen?
Der vierde, der hiez Sunne.
Ob ichs genennen kunne,
des lât mich geniesen,
heizet mir daz tor ûf sliezen.“
835 Der vater sprach: „Tür unde tor,
dâ solt dû niht sin lenger vor;
beide, gadem unde schrin,
sol dir allez offen sin.“
Unselde si verwâzen!
840 ich bin gar vil erlâzen
sô guoter handelunge,
als dô het der junge.
Sin phârt wart enphettet,
im selben wol gebettet
845 von swester unt von muoter.
Der vater gap daz fuoter
weizgot niht mit zadele.
Swie wil ich var enwadele,
sô bin ich an deheiner stete,
850 dâ man mir tuo, als man im tete.
Diu muoter rief die tohter an.
„Dû solt loufen unt niht gân
in daz gadem, unde reich
einen polster unde ein kûsse weich.“
855 Daz wart im under den arm
gelegt ûf einen ofen warm,
dâ er vil sanfte arbeit,
unz daz ezzen wart bereit.
Dô der knabe erwachet,
860 daz ezzen was gemacht,
und er die hende het getwagen,
hœrt, waz fûr in wart getragen.
Ich wil iu nennen d'ersten trah
(wær ich ein herre in hôher aht,
865 mit der selben rihte
wolte ich haben phlihte):
ein krût vil kleine gesniten;
veizt unt mager, in bēden siten,
ein guot fleisch lác dâ bi.
870 Hœret, waz daz ander si:
ein veizter kæse, der was mar;
diu rihte wart getragen dar.
Nû hœrt, wie ich daz wizze.
Nie veizter gans an spizze
875 bi flure wart gebrâten:
mit willen si daz tâten,

ir deheinen ez verdroz;
 si was michel unde gröz,
 gelich einem trappen;
 880 die sazt man für den knappen.
 Ein huon gebräten, einz versoten,
 als der wirt het geboten,
 diu wurden ouch getragen dar.
 Ein herre nāme der spise war,
 885 swennu er gejeides phlāge,
 und uf einer warte lāge.
 Noch spise maneger hande,
 die gebūre nie bekaude,
 alsō guote lipnar,
 890 truoc man für den knaben dar.
 Der vater sprach: „Unt het ich win,
 der müeste hiute getrunken sin!
 Lieber sun min, nū trinc
 den aller besten ursprinc,
 895 der ūz erden ie geflōz;
 ich weiz niht brunnen sin genōz,
 wan ze Wankhūsen der:
 den tregt et uns nū nieman her.“
 Dō si dō mit freuden gāzen,
 900 der wirt niht wolte lāzen,
 er frāgte in der mēre,
 wie der hovewis wære,
 dā er wære gewesen bī.
 „Sage mir, sun, wie der si;
 905 sō sag ich dir denne,
 wie ich etewenne
 bī minen jungen jāren
 die liute sach gebāren.“ —
 „Vater min, daz sage mir;
 910 zehant sō wil ich sagen dir,
 wes dū mich frāgen wil:
 der niuwen site weiz ich vil.“
 „Wilen dō ich was ein kneht,
 unt mich din ene Helmbreht,
 915 der min vater was genant,
 hin ze hove het gesant
 mit kēse unt mit eier,
 als noch tuot ein meier,
 dō nam ich der ritter war,
 920 unt markte ir geverte gar.
 Si wāren hovelich unde gemeit,
 unt kunden niht mit schalkheit,
 als nū bī disen ziten kan
 manio wip unt manic man.
 925 Die riter heten einen site,
 dā liebtens sich den frouwen mite.
 Einez ist buhurdiern genant;
 daz tet ein hoveman mir bekant,
 dō ich in frāgte der mære,
 930 wie ez genennet wære.
 Si fuoren, sam si wolten toben
 (dar umbe hōrte ich si loben),
 ein schar hin, diu ander her;
 ez fuor diser unde der,
 935 als er enen wolte stōzen.
 Under minen genōzen
 ist ez selten geschehen,
 daz ich ze hove hān gesehen.
 Als si danne daz getāten,
 940 einen tanz si danne trāten
 mit hōchvertigem gesange:
 daz kurz die wile lange.
 Vil schiere kam ein spilman;
 mit siner gigen huop er an:

945 dō stuonden uf die frouwen;
 die mōht man gerne schouwen
 die ritter gegen in giengen;
 bī handen si si viengen.
 Dā was wunne überkraft
 950 von frouwen unt von ritterschaft
 in süezer ougen weide.
 Junkherren unde meide,
 si tanzten frōliche,
 arme unde riche.
 955 Als des danne nie mē was,
 sō gie das einer unde las
 von einem, der hiez Ernest.
 Swaz ieglich aller gernest
 wolte tuon, daz vander.
 960 Dō schōz aber der ander
 mit dem bogen zuo dem zil.
 Maneger freude was dā vil:
 einer jagte, diser birste.
 Der dō was der wirste,
 965 der wære uns nū der beste.
 Wie wol ich etewenne weste,
 waz triuwe und ēre mēte,
 ē ez valscheit verkēte!
 Die valschen und die lösen,
 970 die diu reht verbōsen
 mit ir listen kunden,
 die herrn in dō niht gunden
 ze hove der spise.
 Der ist nū der wise,
 975 der lösen unde liegen kan;
 der ist ze hove ein werder man,
 unt hāt guot und ēre
 leider michels mēre,
 danne ein man, der rehte lebet,
 980 unt nāch Gotes hulden strebet.
 Als vil weiz ich der alten site.
 Sun, nū ēre mich dā mite,
 unt sage mir die niuwen.“ —
 „Daz tuon ich entriuwen.
 985 Daz sint nū hovelichiu dinc:
 „Trinkā, herre, drinkā trinc!
 Trink daz ūz; sō trinke ich daz!
 Wie mōhte unz immer werden baz?“
 Vernim, waz ich bediute:
 990 ē vant man werde liute
 bī den schōnen frouwen;
 nū muoz man si schouwen
 bī dem veilen wine.
 Daz sint die hōhesten pine
 995 den ābent und den morgen,
 wie si daz besorgen,
 ob des wius zerinne,
 wie der wirt gewinne
 einen, der si als guot,
 1000 dā von si haben hōhen muot.
 Daz sint nū ir minne:
 „Vil süeze litgebinne,
 ir sult fūllen uns den maser.
 Ein affe und ein narre waser,
 1005 der ie gesente sinen lip
 für guoten win umbe ein wip.“
 Swer liegen kan, der ist gemeit;
 triegen, daz ist hōvischeit:
 er ist gefüege, swer den man
 1010 mit guoter rede versniden kan;
 swer schiltet schaldiche,
 der ist nū tugentriche.

- Der alten leben, geloubet mir,
die dā lebent, alsam ir,
1015 der ist nū in dem banne,
und ist wibe unt manne
ze genōse als mære,
als ein hāhere.
Aht unt han, daz ist ein spot.“
1020 Der vater sprach: „Daz erbarme Got,
unt si im immer gekleit,
daz diu unreht sint sō breit.
Die alten turnei sint verslagen,
unt sint die niuwen für getragen.
1025 Wilen hōrte man kroyieren sō:
„Heyā, ritter, wiset frō!“
nū kroyiert man durch den tac:
„Jagā, ritter, jagā jac!
Stichā stich! slahā slach!
1030 Stūmbel den, der ē gesach;
slach mir dem abe den fuoz;
tuo mir disem der hende buoz:
dū solt mir disen hāhen,
und enen richen vāheu
1035 der git uns wol hundert phunt.“ —
„Mir sint die site alle kunt.
Vater min, wan daz ich enwil,
ich trouwe dir gesagen vil
niuwen von den niuwen siten.
1040 Ich muoz slāfen, ich hān vil geriten:
mir ist hint ruowe nōt.“
Dō laten si, als er gebōt.
Lilachen was da fremde;
ein niwewaschen hemde
1045 sin swester Gotelint dō swief
über daz bette, dā er slief,
uns ez hōhe wart betaget.
Wie er nū vert, daz wir gesaget.
Ez ist billich unde reht,
1050 daz der junge Helmbreht
ūz ziehe, ob er iht bringe
von hove gamelicher dinge
dem vater, der muoter und der swester.
Jā zewāre, unde wester,
1055 was ez allez wære,
ir lachtet der mære.
Dem vater er brāht ein wetzestein,
daz nie mæder dehein
in kumpf bezzern gebant,
1060 unt eine segense, daz nie hant
sō guote gezōch durch daz gras:
hey, welch gebürkleinōt daz was!
Unt brāht im ein bile,
daz in maneger wile
1065 gesmidt sō guotez nie kein smit,
und einen haken dā mit.
Einen fuhspelz sō guoter,
den brāht er siner muoter,
Helmbreht, der junge knabe:
1070 den zōch er einem pfaffen abe;
ob erz roubte oder stæle,
vil ungerne ich daz hæle,
wer ich sin an ein ende komen.
Einem krāmer het er guomen
1075 ein sidin gebinde;
daz gap er Gotelinde,
und einen borten beslagen,
den billicher solte tragen
eines edelen mannes kint,
1080 dan sin swester Gotelint.

- Dem knehte schuoh mit riemen:
die het er ander niemen
sō verre gefüeret,
noch mit handen gerüeret.
1085 Sō hōvesch was Helmbreht:
wære er noch sins vater kneht,
er het in lāzen āne schuoch.
Dem friwibe ein houbettuoch
brāht er unde ein bendel rōt;
1090 der zweier was der dierne nōt.
Nū sprechet, wie lange si
der knabe dem vater bi:
siben tage, daz ist wār.
Diu wile dūhte im ein jār,
1095 daz er niht enroubte:
zehant er urloubte
von vater unt von muoter.

Jans der Enkel.

Jansen (Johann) der Enkel oder Enkel (d. h. der Urenkel) war ein Wiener Bürger, nach Einigen ein Domberr zu Wien, und lebte von 1190 bis 1251. Er schrieb mehrere Werke, theils in Prosa, theils in Reimen, von denen das „Fürstenbuch von Oesterreich“ und die „Weltchronik“ die bedeutendsten sind. Letztere sollte wahrscheinlich nur die Einleitung zu dem ersten werden, in welchem er die Geschichte der österreichischen Fürsten chronologisch, aber mit den wunderlichsten Fabeln und Märchen vermischt, bis zum Tode Herzog Friedrichs des Streltzbaren (1246) erzählt. Denselben Charakter trägt seine Weltchronik, welche er mit Benützung der Kaiserchronik (f. o. S. 256) abfaßte, wie wiederum die feintige von Späteren, namentlich von Heinrich von Müncchen, vielfältig benützt wurde. Was übrigens seine Werke durch die Aufnahme von mehr oder weniger bekannten Märchen, Sagen, Anekdoten und Schwänken an historischem Werthe verlieren, das gewinnen sie eben hiedurch an poetischem Interesse, welches leider durch die rohe Sprache und die meistens steife Darstellung oft wieder gestört wird. Doch sind gerade die bei jeder Gelegenheit eingeschobenen Märchen und Geschichten am besten erzählt, und sind sogar nicht ohne Reiz dargestellt, wenn der Inhalt dem Dichter erlaubt, den heitern Humor durchblenden zu lassen, der schon in jener Zeit ein Erbtheil seines auch bei der größten Lebenslust thätigen Volkes war. Freilich sind einzelne Erzählungen mit der dem volkstümlichen Schwanke eigenen Derbheit erzählt, die es mit dem Anstand nicht so genau nimmt; aber auch hier bewährt sich, was wir oben (S. 298) von der volkstümlichen Erzählung im Gegensatz zur höfischen gesagt haben; es geht das Derbe und Rohe in der naiven Freude an den verliebten Abenteuer in solcher Weise auf, daß das Unanständige bis auf einen gewissen Grad zurücktritt, es als naiver Ausdruck natürlicher Beziehungen erscheint und keineswegs den Charakter der rohen Lüsterheit trägt, der in den höfischen Dichtungen oft bis zum Ekel gesteigert ist. So naht z. B. die Erzählung von Achilles ist, der sich in Frauenkleidung bei Deidamia, der Tochter eines heidnischen Königs, einfährte, so wird das Unanständige in der Geschichte durch die schelmische Entwicklung doch gar sehr gemildert. Achilles erzählt der Königs Tochter von

der Macht seiner griechischen Götter, welche gar wohl ein Mädchen in einen Mann verwandeln könnten, wenn man sie inbrünstig darum flehe; beide, er und Deidamia, gehen an einen einsamen Ort, den Gott Ratnan ansehend, auch an ihnen seine Wundermacht zu erzeigen; und natürlich findet sich, daß Achilles erhört worden ist, weil er, wie er sagt, mit größerer Innigkeit gebetet habe. Die Folgen des Wunders bleiben nicht aus. Zu derselben Zeit aber wird der König krank, der Arzt befiehlt ihm, sein Wasser aufzubewahren, damit er die Natur der Krankheit erforschen möge, und der König trägt der Tochter auf, das verhängnißvolle Gefäß sorgfältig aufzubewahren. Aber sie leert es unvorsichtig aus, und um dem Jorne des Vaters zu entgehen, fällt sie es von Neuem. Sobald aber der Arzt das Wasser sieht, erklärt er, daß der König schwanger sei. Nichts ist nun komischer, als die jämmerliche Klage des alten Herrn, der seiner Gemahlin über das Unglück, das ihn betroffen, die bittersten Vorwürfe macht, da er ihr die Schuld davon beimißt.

Aus dem erwähnten Beispiele erhellt, daß der Genetel, wie Rudolf und andere Verfasser von Weltchroniken, nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Sage des Alterthums in seine Darstellung zieht; der trojanische Krieg, die Thaten Alexanders, die Verfahrten des Aeneas u. s. w. sind alle mit Ausführlichkeit berichtet. Nicht weniger wird die biblische Geschichte weiltäufig behandelt, welche er häufig mit unbekannten, wahrscheinlich aus dem Morgenlande nach Europa gebrachten Zügen erweitert, so z. B. wenn er den Noah außer den verschiedensten Thiergattungen auch ein paar Teufel in die Arche aufnehmen läßt, damit auch diese Art nicht aussehe, weil sie Gott doch einmal geschaffen habe. Nicht weniger reich ist er an Legenden und Heilsgeschichten, so wie an Volksagen, besonders deutschen, aus denen wir die bekannte Sage von Karl dem Großen und der Schlange mitgetheilt haben; und es wäre sehr zu wünschen, daß wenigstens diese seiner noch größtentheils ungedruckten Weltchronik entnommen und bekannt gemacht würden.

Kaiser Karl und die Schlange.

Karl was mit der swære
der beste richtære,
den ie kein ouge het gesehen,
des muoste man im dô jehen;
swâ er was oder belaip,
mit gericht er nieman vertraip;
daz was an im ein dank.
Ain grôze glock, diu laut erklank,
die muost man auf richten, swâ er was,
dâ von er an der sêle genas.
Die glocken het er durch die armen,
die begunden in erbarmen;
wann er sie hört klenken,
sô begunde er gedenken
an Gotes zorn und an sein gericht:
des muoster richten nâch der slicht.
Ains tages saz er ob dem tisch,
dâ er az hüener unde visch,
als von reht ein künig sol:
die glocken hört er klenken wol.
Er sprach: „Diz ist ain arm man,
hât man dem laides iht getân,

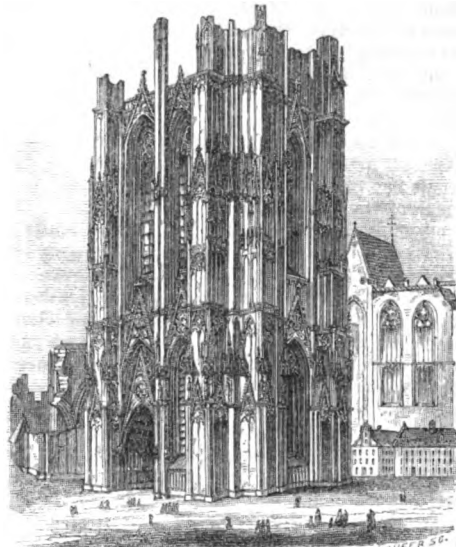
daz richt ich schön, sam mir mein leip,
ez sei man oder weip!“
Zehant die huetære
giengen her aus an swære,
und tâten des arm mannes war,
diu glocke aber offenbâr
het geklenket umb daz recht:
sie sâhen weder weip noch knecht.
Daz tâten sie irem herren kunt.
Diu glock klenket ander stunt:
er hiez sie aber her aus gân;
er sprach: „Bringt ir mir nicht den mau,
dem laid und nôt ist bekant,
zwâr, ich tæte euch zehant.“
Dô sie des küniges red vernâmen,
wie schier die viere kâmen,
die der glocken pfâgen,
die getorst des nicht betrâgen,
sie muosten umbe schauen,
ob ez wæren man oder vrawen,
wêr die glocken klankte;
ir iesleicher sich ze tal sankte,
ob sie ieman sâhen,
daz sie dem künig verjæhen:
nieman sâhen sie dâ.
Sie sâhen auf und anderswâ:
dâ kunden sie nieman spehen,
den sie mochten dâ gesehen.
Dô giengen sie vûr den künig stân,
sie jâhen: „Wir sehen nieman,
der die glocken hât geklenkt:
unser iegleicher het sich gesenkt,
ob wir ieman sâhen,
daz wir des verjæhen:
nû sehen wir nieman an der stunt.“
Daz klenken wart im aber kunt,
daz was ze dem dritten mâle dô.
Der künig tet in manigen drô:
er sprach: „Bringt ir mir nicht den man,
der dise glocken klenken kan,
zwâr, ich haiz mit nœten
euch alle viere tœten!“
Dô giengen sie aus schiere,
die knappen alle viere,
in tet diu angest grôze nôt;
si jâhen: „Sûllen wir ligen tût
umb die grôzen unschulde,
sô geb uns Got sein hulde!“
Also einer zuo dem andern sprach.
Der ein in die glocken sach,
und sach, daz ain nater lanc
sich umb den klechel swanc;
dâ von muost diu glocke klingen.
Dâ mit begunden sie dringen
hin wider vûr den künig guot.
„Ist ieman, dem man schaden tuot,“
sprach der künig, „den haizt her gân,
ich wil im gerichts nicht ab gestân.“
Die hûeter jâhen im zehant:
„Her, uns ist daz wol bekant,
daz bei der glocken ist nieman,
wan ain nater wir vunden hân,
diu swenkt sich umb den swenkel grôz,
unt tuot der glocken ainen stôz:
ez ist ain greulich kunder.“
„Daz ist Gotes wunder,“
sprach der künig Karl dô,
„sie mag sein traurig und unvrô,

wan ir mag sein laid geschehen,
des sie mir wil gar verjehen.
Tuot auf die tür, lät sie her in,
ich muoz besehen recht ir sin:
waz Got beschaffen wel mit ir,
daz hân ich besehen schier;
unt wie ez hie mit ir gevar,
des sullen wir nemen war.“
Dô gie diu nater vrisam
von der glocken âne scham,
unt kërte gein der tür hin;
der künig hiez sie lâzen in;
er sprach: „Waz tuot diu nater lanc?
sie hât ainen aisleichen ganc.“
Dô sagten im die herren reich.
„Sie gêt gein eu sicherleich.“
Dô verbót der künig daz,
daz sie ir icht trûegen haz,
doch ir nieman lait tæte:
daz gebot belâib an ir stæte.
Der künig zuo den seinen sprach:
„Der nater tuot nicht ungemach
kain mensche hie vor mir.
Ir herren, saget ir mir schier,
waz disiû nater tuo.“
„Sie gêt gegen eu ie zuo,
und leit sich nider an den vuoz:
vür wâr ich eu daz gesagen muoz.“
Dô sprach der künig reich:
„Sie gert genâden sicherleich,
und wil, daz ich ir richte
und iren kumber slichte.“
Er sprach: „Dir sol geboten sein,
daz du mir zaigst den kumber dein:
bei Got, dem nichts verborgen ist,
tuo mir bekant deinen list,
waz dir laides werre.“
Alsô sprach der herre.
Diu nater gie von im her dan;
dô sant er ir nâch vier man,
daz sie besehen daz wunder,
waz ir wær besunder.
Des begunden sie warten:
sie giengen in einen baumgarten,
in ain dikkes staudach,
dâ sie nieman inne sach:
daz zervuorten dâ die man,
die dar wâren gegân
mit ir, daz sie sehen wolden,
waz sie dem herren sagen solden.
Dô sâhen sie ain kroten brait:
daz was dâ der natern lait,
wan sie ob iru aijern lac.
Der kroten tet man manigen slac,
und brâcht sie vür den künig hin;
daz was der kroten ungewin.
Der künig richte ir zehant:
ainen spis man durch sie verswant.
Daz schuof der künig Karl guot;
des ward diu nater wol gemuot.

Meister Gottfried Hagen.

Die Stadt Rôln entwickelte sich schon sehr frühe zu großer Selbstständigkeit, was vielleicht zum Theil dem Einfluß der römischen Municipalsverfassung zuzuschreiben ist. Da die Stadt reichsunmittelbar war, so standen die Bürger nicht unter der Gewalt

der Erzbischöfe, welche jedoch sehr oft versuchten, dieselben ihrer Rechte und Freiheiten zu berauben und sich gänzlich zu unterwerfen, was aber von den Bürgern mit Festigkeit, Muth und Entschlossenheit zurückgewiesen wurde, so schon unter Kaiser Heinrich IV. gegen den mächtigen und staatsklugen Anno, worauf schon der Lobgesang auf denselben freilich in einem den Bürgern nicht freundlichen Sinne anspielt (S. o. S. 252. b). Der gewaltigste und längste Kampf aber wurde durch den Erzbischof Konrad von Hochstetten (1237—1261), der im Jahre 1248 den Grund zum herrlichen Dome legte,



Der Dom zu Rôln.

und seinen Nachfolger Engelbert von Falkenburg herbeigeführt, welche, mit den größten Mitteln versehen, und den Weg heillosen Intriguen nicht verschmähend, die Rechte der Stadt an sich zu ziehen suchten. Da es ihnen gelang, die alten patrizischen Geschlechter mit der Bürgerschaft zu entzweien, wurde der Kampf schwieriger; aber auch dadurch nicht entmuthigt, setzten ihn die Bürger mit der größten Energie fort, nahmen sogar den Erzbischof Engelbert gefangen, und so mußte er endlich im Jahre 1270 die Freiheiten der Stadt feierlich anerkennen und urkundlich verbürgen.

Diesen Kampf beschreibt nun Meister Gottfried Hagen, zu jener Zeit Stadtschreiber von Rôln, und wie er in Urkunden heißt, clericus coloniensis, in seiner „Reimchronik der Stadt Rôln“. Sie beginnt mit einer allgemeinen Einleitung von der Gründung der Stadt und der Einführung des Christenthums in derselben, erzählt dann von ihrem ersten Bischof, von dem Martirtode der heiligen Ursula und des heiligen Gereon mit ihren Schaaeren, von der Befehrung des Kaisers Konstantin durch den Papst Silvester, sodann vom römischen Reich und dessen Verfassung, worauf der Verfasser zur ausführlichen Darstellung des Kampfs der Bürgerschaft mit den Erzbischöfen übergeht und mit der Sühne zwischen der Stadt und dem Erzbischof Engelbert (1270) schließt, welche der berühmte Bischof Albertus Magnus zu Stande brachte, und die Meister Gottfried als

Stadtschreiber abfasste und öffentlich vorlas*). Diese Chronik ist von der größten Wichtigkeit für die Geschichte Deutschlands, denn gerade in dieser kräftigen Entwicklung der Städte, in ihren von Ausbauer und Entschiedenheit zeugenden Kämpfen gegen Adel und Geistlichkeit brückt sich die thätigste Gesinnung und der freie Geist des deutschen Volks am lebendigsten und unverkennbarsten aus. Es zeigt sich in ihnen eine so gewaltige und zugleich so praktisch-verständige Thatkraft, die gerade unserer Zeit in so hohem Maße fehlt, daß wir uns des Wunsches nicht enthalten können, es möchten diese und andere ähnliche Geschichten der deutschen Städte dem Volk in treuer, lebendiger Bearbeitung wieder vor die Seele geführt werden, damit es aus dem, was seine thätigen Ahnen waren, erkennen möge, was es selber sein könnte und sein sollte.

Die Reimchronik Hagens ist in niederrheinischer Mundart geschrieben und erhält schon dadurch Interesse und Werth, da sie eines der ältesten und umfangreichsten Denkmäler in diesem Dialekte ist. Doch ist sie auch in poetischer Beziehung bedeutend, denn der ehrliche Meister Gottfried stand ganz auf der Höhe seines Gegenstandes, den er mit dramatischer Lebendigkeit, ja mit Begeistertung schildert; man sieht es an jedem Worte, daß er von Freiheits- und Vaterlandsliebe erfüllt war, die sich auch nicht verläugnet, wo seine Vorliebe für die Patrioten durchblickt, deren Leben und Treiben er übriggens mit meisterhaften Zügen schildert. Anspielungen auf die deutsche Heldensage und manche Wendung der volkstümlichen epischen Gedichte zeigen übrigens, daß der Dichter mit denselben vertraut war, und daß sie nicht ohne Einfluß auf seine glücklichen Schilderungen der wiederholten Kämpfe blieben.

Zum Verständniß des unten mitgetheilten Bruchstückes mögen folgende Bemerkungen dienen: Erzbischof Konrad von Hochstetten hatte alle Straßen, die nach Köln führten, und auch den Rhein absperren lassen, um zu verhindern, daß der Stadt Lebensmittel zugeführt würden, in der Hoffnung, die Bürger durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Da machten die Kölner einen glücklichen Ausfall, dessen Erzählung den Inhalt des mitgetheilten Bruchstückes bildet, welches der Dichter mit folgenden inhaltschweren Worten schließt: „Wo sich der Städte Volk mit treuem Sinne zusammenhält, das wird an Ehren reich; wo es aber von einander sich läßt scheiden, da reut es bald den Armen, wie den Reichen. Oft kommt Regen nach Sonnenschein; so kommt nach Freude auch oft Pein.“

Der Kölner Ausfall.

Von Valkenburch mÿn hère Dêderich,
eyn kône ritter ind lovelich,
was dô der stat van herzen hult

935 ind halp ir ûp dûren solt.

Hie sprach: „Van Coelne hoirt mich, ir
hêren!

Welt ir ûren schaden kêren

*) „Die sône meister Godefrit over las,
die der stede schriver was;
die sône wart alsô gelesen;
dat sy ummer gevrunde solden wesen;
der gonne uns Got von hemelrich;
der bildet beide, arm ind riche!

ind den laster, den man ûch deit,

so doit die stat sÿn so bereit,

940 wanne dat wirs werden zô råde,
dat sich dan neyman en verspâde,
die kome gewâpent wail van prÿsen
ind ride nâ mir, dar ich in wise.
Solden wir Coelne besitzen lassen

945 veirhundert in allen straissen,
men solde it mÿr zô groissen schanden
hie wÿssen ind in allen landen!“

Sy sprachen alle: „Wir durren ryden;
rihelic sullen wir mit ûch strÿden:

950 wir willen lieber des liifs verzijen,
dan wir die straissen neit en vrÿen!“ —
„En wilt urreeyn dem andern neit entflein,
so sal ûch êren vil geschein.

Der busschoff von Coelne, unsê hère,

955 hie neme it wale ûp sÿnen lijf ind sÿn êre,
ain hedde hie neit dan vunfhundert man,
ind hedt ir veir dûsent noch dan,
solde hie strÿdes mit ûch begynnen,
hie weint uns den segene ave gewynnen.“

960 Sus dede man sturme lûden,
die stadt wolde ûs varen mit lûden.
Zo Vrechen wert voir sy myt brande,
dat men sein moichte in al dem lande.

Sy wolden komen unverstolen

965 ind iren vianden unverholten;
sy quâmen bernende mit vuyre,
sy en leissen huys, dorp noch schûre,
sy en brentent in dem lichten dage,
up dat men sy de bas gesage.

970 Sy voren koinlich ind offenbair,
bys sy irre viande worden gewar.
Zo Vrechen quamen sy ûp die baich,
da man den busschoff halden saich.
Die baich so deiff manlich dûchte,

975 dat men over neit en moichte:
snel dâden sy in begaden
beide, schuppen ind spaden,
den groissen grave van der baich
in kurzer stunt men sleichten saich.

980 Mit deme sprach mÿn hère Dêderich,
van live ein recke lovelich,
ind sÿn broder, mÿn hère Wÿnant:
„Ir hêren, wert ûch myt der hant!“

Ind mÿn hère Herman van Meinscheit,
985 eyn kône riter ind gemeit:

„Ir sijt gebrodere ind gemâge,
durch Got, neyman in verzage!
Wir willen myt ûch hûde sterven,
off ir sult êre hie erwerven!“

990 Dô sprach van dem Liebarde her Johan,
eyn koin, jung, gezogen man:
„Êre en moisse eme nummermê geschein,
die hie dem andern sal intflein!“

Sÿn ors mit sporen hie dô nam,

995 aldâ hie up die viande quam
ind sÿn sper menlichen brach,
der gein, der weder in dâ staich,
durch staich in ind reit in neder,
doit wund quam hie zô Coelne weder.

1000 Dô geinck it alre eerst an ein ryden,
an hauwen, stechen ind an strÿden:
Der busschof leis sein in sÿner hant
sÿnen lûden eyne dyamant,
und sprach, sie sulden myt eme segene.

1005 Sint saich hie sy aichter dem velde liegen

beide, man ind ors, dā neder:
der dyamant halp in clein seder.

- Die van Coelne voichten allein
zō rosse ind zō voisse gemein,
1010 al sy is al ir leven hetten geglogen.
Die dā vur mey strýdens en begonde,
die veinck dā rittere ind wunde,
die helme geingen sy dā kerven,
sy dāden dā die viande sterven,
1015 sy drogen so broderlich over ein,
dat it an éren vianden wail schein.
Men den eirsten saich ment den busschoff
goit haven,
dat hie sy dreiff weder ùp den graven.
Mer weirlich der en vlo engein,
1020 ire alre hertze dāhte al ein,
dat sy lieber aldā sturven,
dan sy neit den segen en enworven.
Sy geingen hauwen ind kerven,
men saich sy man ind ors verderven,
1025 sy heilten ùp der baich myt strýde,
ind werden sich myt nýde.
Want van Valckenburch mýn hère Dēderich,
eyn kōne man wail lovelich,
hailt sō lange sonder rede,
1030 dat hie engeln helpe en dede,
ind heilt vur sich moder stille,
byseyn sýn ritter sprach: „Wat is úr wille?
Hère, ir halt sus myt lutzel éren,
ir en helpt myt trūwen den Coelnēren
1035 hie ùp der stat ir viande kēren!“
Vientlich kunde hie gebēren.
Dō eirst reit in her Dēderich,
eyme konen ritter wail gelich.
Die zeirst dat her weder reden,
1040 dat waren die dā pýne leden:
ir etzliche blōden alse swin,
ind leissen doch neit ir veichten sýn.
Ir etzlich, als sy wōren mude,
laifden sich myt irs selves blōde.
1045 Men en saich ney ùp deser erden,
strýdenden strýt sō lange herden.
Dā was her Herman der Rōde,
de gewont was zō dem dōde,
ind der Jude er Dāniel,
1050 eyn kōne burger ind snel.
Ouch wie dā blōde ir ewelich,
die als lewen werten sich,
die ander alle wōren sō goit,
beide zō rois ind zō voit,
1055 dat men sy slain sach zō dale
rittere, ros ind man altzemaif;
die sich dā weryngen vermaissen,
dat sy ir pant moisten laissen.
Nochtan dat sy ùp den orsen saissen,
1060 moisten sy sich gevangen geven,
off sy behalden wolden ir leven.
Die vurgenger voichten als hēren,
ind hulpen mit éren groissen éren
van Coelne éren lieven burgēren,
1065 zō Vrechen al ire viande kēren.
Men sloch sy, ind sy slōgen weder,
ind staichen man ind ros dar neder.

Do der busschoff dat gesaich,
dat syn volck dar neder laich,
1070 ind den sege gar verlois,
sýnen lufer hie erkois,

- ùp dem hie sich vil balde snelde,
ind reit ind wichde van dem velde.
Hie saich sýn volck dar neder slain
1075 ind gevangen zō Coelne wert gain.
Hie in moichte in neit zō staden stain,
ouch wie gerne hie it hedt gedain;
hie saich man, ros ligen erslain,
dat ez moichte neit wale entfain;
1080 hie saich sýn volck aichder velde jagen:
dyt moiste eme ovel behagen.
Hie saich her ind hie saich dar:
zō alre leste wart hfe gewar,
wā irre veir sich verreiden,
1085 die al den daich hatten gestreden,
sy volchden den vianden an dem rucke
zō Vrechen upt huys bys ùp die brucke;
dō sy wainden weder kēren,
gevangen worden sy myt éren.
1090 Her Matheis Overstultz was ir ein,
her Dāniel der Jude, deser engein
en saich men viande vermyden,
men saich sy alse lewen strýden;
dat derde was her Pēter van dem Lēbarde,
1095 die ùp de viande vacht sō harde,
dat hie des groissen prijs gewan:
hie was des dagis ein kōne man;
dat veirde was Simon Roisgin:
hie en moichte des dagis neit besser sýn,
1100 hie heild sich ey kuysch ind fýn.
Zō Vrechen ùp dat huys worden sy geleit,
ind were in leiff off leit,
ir wāpen worden in ùs gedain,
men dede sy in eynen kercker gain.
1105 Vil lūde karmen sy begonden
ire bitterliche wouden,
die sy sin urzen ungebunden.

Zō den selven stunden
ùp dat huys der busschoff quam.

- 1110 Als scheir hie sy dā vernam,
men nante sy eme al myt namen.
„Sich mogens alle die mýne schamen,
dat under desen ein enich man,
die kōme strýdes ē began,
1115 dat is der Jude her Dāniel,
hadde sy dur brochen alsō snel,
als ein valcke, der eynen vogel sleit.“
Ain irre alre danck hie weder reit.
„Dāniel, wie du ouch gevangen sijs,
1120 des strýdens gein ich dir den prýs:
drissich ritter sint myr gevangen ave,
ind ich byn bas an ùch have.“

- Dō der volcquich als was verwonnen,
myt vreuden heym rýden begunden
1125 die van Coelle myt groissen schalle.
Samen vreuden sy sich alle,
want sý drýssich ritter, mē noch myn
braichten weder zō Coelne gevangen in:
ain sarianten ind ain kneichte,
1130 der en zelle ich neit van reichte.
Men en saich ney lūde weder komen
vrōlicher, als ich hain vernomen.
Wā sich stede volck getrūweliche
helt zō samen, dat wirt éren riche;
1135 ind wā it van ein sich lest scheiden,
it rūwet nā arm ind riche beiden.
Ducke komet regen nā sunnen schine,
als deit ducke nā vreuden pýn.

Konrad von Würzburg.

Mehr als jeder andere Dichter aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts repräsentirt Konrad von Würzburg, den wir schon als lyrischen und didaktischen Dichter haben kennen lernen (S. 126 und 202), die Herbstzeit der ritterlichen Poesie, welche nach ihm bald und vollständig abstarb. Einer Herbstblume gleich, welche noch die prachtvollsten Farben dem Auge darbietet, aber des belebenden Duftes entbehrt, welchen die weniger glänzenden Kinder des Frühlings und des Sommers rings verbreiten, vereinigt Konrad in sich allen angeren Glanz der poetischen Darstellung, während ihm der ächt dichterische Geist abgeht, der auch mit den einfachsten Mitteln und aus dem unscheinbarsten Stoffe lebensvolle Gestalten zu bilden versteht. Er hat sich alle poetischen Mittel seiner Vorgänger, insbesondere Gottfrieds von Straßburg, den er vor Allen zu seinem Muster nahm, mit seltener Gewandtheit angeeignet; er besitzt, wie dieser, eine wunderbare Fülle des Ausdrucks, die reichste Mannigfaltigkeit der Darstellung; er behandelt die Sprache und den Reim mit der vollendetsten Reinheit und mit zauberischer Macht des Wohlklangs: aber so groß und unübertroufen er auch in der Anwendung aller dieser äußeren Mittel ist, vermögen sie doch die poetische Schöpfungskraft nicht zu ersetzen, die ihm versagt war. Wenn er in einem seiner besten Gedichte (S. o. S. 127 und 129) sagt, daß die Kunst nicht gelehrt und gelernt werden könne, daß sie aus sich selbst entspringen und wachsen, und durch Gottes Gnade aus dem Herzen klingen müsse (ein Gedanke, den er im Eingange des Trojanischen Kriegs wiederholt), so hat er selbst ausgesprochen, daß er nicht unter die ächten Dichter gezählt werden dürfe; denn auch seine Kunst strömt nicht aus dem Herzen, sondern er hat sie durch Fleiß erworben, von seinen Vorbildern gelernt. Seine Dichtungen tragen daher auch nur den Schein des poetischen Lebens, sie sind nur ein „trägendes Bild lebender Fälle“, sie sind es um so mehr, je mehr er sich bemüht, durch verschwenderischen Aufwand der äußeren poetischen Mittel den Mangel des dichterischen Geistes zu verdecken; denn indem er eben deshalb seine Vorgänger an Glanz der poetischen Farben zu überbieten sucht, verfällt er in Uebertreibung und Geschmacklosigkeit, einen Fehler, der bei ihm zwar vergleichungsweise immer noch selten erscheint, aber das charakteristische Kennzeichen seiner Nachfolger wurde, die ihn auf dieselbe Weise zu überbieten suchten, wie er seine Vorgänger hatte überbieten wollen. Dagegen läßt sich Konrad durch die Leichtigkeit, mit welcher er Sprache und Reim bemessert, wie in seinen lyrischen und didaktischen Gedichten, so auch in seinen epischen, ja in diesen in noch höherem Grade, zu reiflicher Breite verleiten und er wird insbesondere durch seine gehäuften Schilderungen — denn er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dergleichen anzubringen — ermüdend und langweilig. Am besten ist er ohne Zweifel in den kleineren Erzählungen, deren einfachen Stoff er leichter beherrschen konnte, oder die ihm weniger Anlaß gaben, sich in langen Beschreibungen zu ergeben.

Das umfangreichste seiner epischen Gedichte ist der „Trojanische Krieg“, an welchen er, wie

Herbort von Frislar, von dem er jedoch im Gang der Entwicklung abweicht, den Argonautenzug anknüpft. Obgleich er dieses Gedicht nicht vollendet hatte, so soll es doch noch mehr als 60000 Verse umfassen; er vergleicht es selbst mit einem endlosen Fluße, darin ein Berg versinken könnte. Diesen ungeheuern Umfang erhielt das Gedicht aber nicht bloß durch die ihm eigenthümliche redselige Breite der Darstellung, sondern vornämlich dadurch, daß er Alles, was sich nur einigermaßen fügen wollte, ins Bereich der Darstellung zog. Sagt er doch selbst, daß, „wie in das wilde tobende Meer vil manig Wasser tose, so rinne und fliese gar manche Mähre in sein Gedicht.“ Es hat beinahe den Anschein, als ob er die Absicht gehabt hätte, in demselben eine Zusammenstellung aller möglichen poetischen Situationen zu geben. Aber gerade deswegen ist ihm auch Alles gleich wichtig; und weit entfernt, irgend eine Person oder Begebenheit vorzugsweise hervorzuhoben, werden alle mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. In der Auffassung der Verhältnisse unterscheidet sich Konrad von seinen Vorgängern nicht; es erscheinen auch bei ihm die griechischen und trojanischen Helden im Gewande mittelalterlicher Ritter; nur schwindet bei Konrad schon der Reiz des Kalven, da diese Anschauungsweise mit seiner größeren Gelehrsamkeit in Widerspruch steht. So macht es z. B. eber eine komische Wirkung, wenn er unter den Hülfskämpfern des Hektor u. a. anführt und unter den Bundesgenossen der Trojaner den Sultan von Babylon, den König von Jerusalem und andere aus den früheren Rittergedichten bekannte mohamedanische Fürsten und Helden nennt.

Von größerem Werthe sind seine Legenden, in denen er nur zu häufig mit seiner allerdings für jene Zeit nicht gewöhnlichen Gelehrsamkeit prahlt. Der „heilige Alexius“, den Konrad auf den Wunsch zweier Basler Bürger, Johannes von Bernemwyl und Heinrich Iselin, nach einer lateinischen Legende bearbeitete, erzählt eine damals sehr beliebte kirchliche Sage, die schon am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einer Frau in Reime gebracht worden war und nach Konrad noch mehrmals bearbeitet wurde. Sie hat den Zweck, das ehelose, Gott allein gewidmete Leben zu verherrlichen. Alexius, der Sohn eines reichen und edlen Herrn in Rom, trennt sich von seiner eben anvermählten Frau, zieht in die Welt hinaus, kommt nach zehn Jahren wieder nach Rom, wo er bis zu seinem Ende als armer Pilger unerkannt im väterlichen Hause verweilt. Erst nach seinem Tode erkennen ihn die Seinigen, da er in einem hinterlassenen Brief seine Lebensgeschichte erzählt hatte; Pabst, Kaiser und Volk aber ehrten sein Andenken. So einfach die Sage ist, so hat sie Konrad doch zu einem Gedichte von beinahe andertthalbtausend Versen aufgesponnen, die sich freilich leicht und angenehm lesen lassen, aber doch keinen bleibenden Eindruck hervorzubringen.

Die Legende vom „heiligen Silvester“, welche mit noch größerer Gewandtheit erzählt ist, als der Alexius, gewährt auch größeres Interesse, als diese, da ihr ein höherer Gedanke zu Grunde liegt: es wird in ihr nämlich die Macht und Wahrheit der christlichen Religion dem Judenthum entgegengesetzt. Pabst Silvester, dessen frühere Le-

bendgeschichte mit allzu viel Breite berichtet wird — die Erzählung einer verhältnismäßig nur geringen Anzahl von zum Theil unwichtigen Thatfachen nimmt über dritthalbtausend Verse ein — hat auf Veranlassung des Kaisers Konstantin, der sich zum Christenthum bekehrt hatte und der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantins, welche für das Judenthum gewonnen worden war, einen gelehrten Streit über die Wahrheit der christlichen Religion. Seine Gegner sind zwölf jüdische Meister. Eluer bringt nach dem andern Einwürfe gegen das Christenthum vor, welche Silvester aus den heiligen Büchern der Juden selbst sogleich widerlegt, indem er beweist, daß Alles, was die Propheten des Alten Testaments vom Messias verkündigt hatten, an Christus erfüllt worden sei. Konrad findet hiebei Gelegenheit, seine ganze scholastische Gelehrsamkeit auszukramen, was uns wohl einen hohen Begriff von derselben geben mag, nicht aber von seinem poetischen Sinn. Nachdem eif von den jüdischen Meistern vor den sogleichen Widerlegungen Silvesters hatten verstummen müssen, ergrimmte der zwölfte, Namens Jambri; er gedachte durch einen Hauptstreich die Wahrheit des Judenthums unüberleglich zu beweisen. Zu diesem Zwecke ließ er einen wilden Stier herbeiführen, den kaum hundert Mann hatten bändigen können. Diefem raunte er den Namen seines Gottes in das Ohr, und sogleich fiel der Stier todt zur Erde nieder. Darüber jubelten die Juden, die Christen aber erschrakten, denn ihr Glaube war noch nicht fest; nur Silvester behielt müßiges Gottvertrauen. „Nicht durch Gott“, sagte er, „hat Jambri den Stier getödtet, sondern durch den Teufel! Hat er ihn aber durch Gott getödtet, so soll er ihn auch wieder erwecken, denn Gott kann tödten und lebendig machen.“ Ueber diese Rede erschrak der Jude, denn er wußte wohl, daß er die Nacht nicht habe, den Stier wieder zu erwecken. Silvester aber fiel auf die Knie und nach inbrünstigem Gebete befahl er dem Stier in Christi Namen sich zu erheben. Und sogleich stand der Stier auf, saust wie ein Schaf. Die Juden aber erkannten die Macht und Wahrheit des Christenthums, sie bekehrten sich und auch die Kaiserin Helena ließ sich taufen. — Offenbar bildet der Vorgang mit dem Stier, den auch Herder in der schönen Legende: „Tödtet und Lebendig machen“ mit der ihm eigenthümlichen Einfachheit erzählt hat, den Mittelpunkt der Geschichte, wie denn auch Jambri ausdrücklich sagt, daß der Sieg des Papstes im gelehrten Streit Nichts beweisen könne, weil die Kunst der Rede dem Falschen den Schein der Wahrheit zu geben vermöge; allein so schön dieser Vorgang auch von Konrad erzählt ist, so tritt er doch nicht mit der nöthigen Lebendigkeit hervor, weil er sich in der vorangehenden breiten Schilderung des Wortkampfes verliert.

Die Konrad den heiligen Silvester auf Veranlassung des Basler Domherrn Leutold von Rotensheim schrieb, so dichtete er für einen andern Basler, Namens Johannes von Arquei*, eine dritte Legende, den „Pantaleon“, welche die Bekehrung des Jünglings Pantaleon, seine Wunderthaten, seine Marter und seinen Tod unter dem Kaiser Maximian erzählt, sich aber in Nichts von den

gewöhnlichen Martirergeschichten unterscheidet, weshalb wir uns auch enthalten, auf ihren Inhalt näher einzugehen.

Der „Schwanenritter“, welcher sich nebst den übrigen weltlichen Erzählungen Konrads durch eine einfachere, weniger nach Schmuck und Glanz der Rede haschende Darstellung von den bisher erwähnten Dichtungen desselben vorthellhaft auszeichnet, behandelt die bekannte Stammsage des brabantischen Fürstenhauses, welche schon Wolfram am Ende des Parzivals andeutet, und die den Mittelpunkt des spätern Lohengrin bildet. Konrad behandelt die Sage mit viel Freiheit, doch nicht immer zum Vortheil derselben, indem er sie unter Anderm in die Zeiten Karls des Großen hinausrückt, während er wiederum einen Herzog Friedrich von Sachsen, den Bruder Gottfrieds von Bouillon, zum Gegner des Schwanenritters im Kampfe vor dem Kaiser macht, also Karl den Großen in die Zeiten des ersten Kreuzzugs hinabrückt. Wenn der fehlende Eingang des Gedichts nur einfach berichtet hat, wie J. Grimm annimmt, daß auf die Nachricht vom Tode Gottfrieds von Bouillon dessen Bruder, der Herzog von Sachsen, nach Brabant gekommen und das Land, als ihm zugehörig, mit bewaffneter Hand gefordert habe, so wäre der Schwanenritter eines der wenigen Gedichte, das auch in Bezug auf verständige Beschränkung des Inhalts hervorgehoben werden müßte; dem möchte aber wohl der allgemeine Gebrauch, dem Hauptgegenstande der Erzählung die ausführlichste Vorgeschichte voranzuschicken und die besondere Vorliebe Konrads, Alles, was der Stoff nur irgend zuließ, in das Bereich seiner Darstellung zu ziehen, mit einigem Recht entgegengesetzt werden. Ob Konrad seinen Schwanenritter nach einer fremden, französischen Quelle bearbeitet, oder bloß aus der weit verbreiteten Sage geschöpft hat, ist unbekannt; für das Erstere scheint die Verbindung Karls mit den Kreuzzügen zu sprechen, was sich in den französischen Rittergeschichten und Romanen häufig wiederholt.

Auch „die Herzmähre“, welche Uhländ unter dem Titel: „der Kastellan von Concy“ mit der ihn auszeichnenden Zartheit bearbeitet hat, ist ohne Zweifel einer französischen Quelle entnommen, obwohl der Dichter sich auf eine solche nicht beruft. Da wir den Stoff durch Uhländs Gedicht (das wir übrigens zur Zeit mittheilen werden) als bekannt voraussetzen dürfen, enthalten wir uns, denselben hier zu besprechen. Dagegen müssen wir einem anderen Gedicht Konrads mehr Aufmerksamkeit widmen; es ist dieß die stebliche Erzählung: „Engelhart und Engeltrut“, oder, wie der Dichter sie selbst nennt: „Von höher triuwe“, in welcher er nach einer lateinischen Quelle, aber mit selbstständiger Ausführung die zu seiner Zeit und schon vor ihm sehr beliebte Geschichte von Amicus und Amelins in neuem Gewande darstellt, indem er die Begebenheit auf deutsche Verhältnisse, Personen und Verhältnisse überträgt. Engelhart, der Sohn eines edlen Herrn in Burgund, erhielt von seinem Vater, als er die Heimat verließ, um fremde Länder kennen zu lernen, drei Kessel, die ihm dienen sollten, das Herz derer zu erforschen, die sich ihm als Gefährten zugesellen würden. Er solle, sagte ihm sein Vater, jedem, mit dem er zusammentreffe, einen von den Kesseln geben; wenn

*) Daß er den trojanischen Krieg ebenfalls für einen Basler, den Domherrn Dietrich an dem Orte, dichtete, ist schon oben (S. 126) erwähnt worden.

einer den Apfel ganz verzehre, solle er ihn meiden, wenn ihm aber Einer einen Theil zurückgäbe, so solle er sich diesem anschließen. Zwei Jünglinge, die ihm begegnen, bestehen die Probe nicht; ein Dritter aber, Dietrich von Brabant, der ihm auch von Gesicht täuſchend ähnlich sah, gab ihm die Hälfte des dargebotenen Apfels zurück und da auch dieser die Welt sehen wollte, so nahm ihn Engelhart zu seinem Gefährten. Sie zogen zusammen nach Dänemark, dessen König sie freundlich aufnahm. Als sie längere Zeit dort verweilt hatten, und ihre Freundschaft immer fester und inniger geworden war, mußte Dietrich, dessen Vater gestorben, nach Brabant zurückkehren, um sein Land in Besitz zu nehmen; so sehr er in seinen Freund drang, ihn zu begleiten, konnte sich dieser doch nicht entschließen, den König zu verlassen, der ihn so gütig behandelt habe; auch mochte wohl die aufkeimende Liebe zur schönen Engeltraut, der Tochter des Königs, ihn zu seiner Weigerung bestimmen. Bald nach Dietrichs Entfernung stirbt die Königin, und der König gibt seiner Tochter, welche ob der Mutter Tod schwermüthig geworden war, Engelhart zum Gesellschafter, damit er sie durch Singen und Lesen aufheitere. Der nahe Umgang facht seine Liebe zur Flamme an, aber auch Engeltraut wird von Liebe zum schönen Jüngling ergriffen, dem sie nach langem Kampfe eine nächtliche Zusammenkunft im Garten bewilligt. Dort werden sie aber von Ritschier von Engelland, der selbst um die Hand der Königs-tochter warb, überrascht. Engeltraut sucht den Geliebten zur Flucht zu bereiten, doch umsonst; er will sich eher dem Tode bieten, als sich von der Eheuren trennen. Ritschier säumte nicht, schon am folgenden Morgen dem König mitzutheilen, was er gesehen; so gleich wird Engelhart ins Gefängniß geworfen; da er aber seine Unschuld betheuert, obſchon Ritschier gegen ihn zeugt, soll ein Zweikampf die Wahrheit ermitteln. Engelhart, der sich schuldig fühlte, weis sich vom König die Erlaubniß zu erwirken, bis zum Tage des Kampfes den Hof verlassen zu dürfen; er eilt nach Brabant zu seinem Freunde Dietrich, der sich leicht bestimmen läßt, den Kampf für ihn zu übernehmen, in der Ueberzeugung, daß die große Aehnlichkeit der beiden Freunde die Täuschung fördern würde. Engelhart bleibt in Brabant zurück, Dietrich eilt nach Dänemark, wo er den Kampf siegreich besteht. Der König gibt nun dem Sieger seine Tochter zur Gemahlin; aber Dietrich legt ein bloßes Schwert zwischen sich und Engeltraut, wie auch Engelhart es bei Dietrichs Gemahlin that, beide unter dem Vorwande, daß sie sich diese Enthaltſamkeit zur Bäßung ihrer Vergehungen auferlegt hätten. Gleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück, und Engelhart eilt nach Dänemark, das ihm nach dem bald darauf erfolgten Tode des Königs zufällt. — Nach einigen Jahren wurde Dietrich von der schrecklichsten Missethat befallen, die aller Bemühungen der Aerzte ungeachtet, unheilbar blieb. Da erscheint ihm im Traum ein Engel, der ihm verkündet, er könne nur dann genesen, wenn er sich mit dem Blute unschuldiger Kinder den Leib streiche; er solle daher zu Engelhart reisen, und diesen bitten, seine zwei Kinder zu tödten, damit er sich mit ihrem Blute heilen könne. Erst nach langem Zaudern entschließt sich Dietrich, seinen Freund aufzusuchen, der ihn mit der größten Liebe aufnimmt, aber durch

die Mittheilung des Traumes mit Entsetzen erfüllt wird. Nach langem, fürchterlichen Kampfe entschließt er sich endlich, dem Freunde, der ja auch einst sein Leben und seine Ehre für ihn gewagt hatte, das schreckliche Opfer zu bringen. Sein Herz empört sich gegen die That, und leichter hätte er zwei starke Riesen, als diese kleinen Kindestein überwunden. „Doch bekräftigte ihn Gott in dem Gedanken, Daß er sie wolle ohne Wanken Erschlagen und tödten. Sein Herz rang mit Rötthen Lauge zweifelhaft alsus (also), Bis er zuletzt manchen Kuß Gab den Kindern beiden, Und er aus seiner Scheiden, Das Schwert mit nassen Augen riß“, ihnen das Haupt abschlug und das Blut seinem Freunde brachte, der sogleich von seiner Krankheit genes. Zugleich von Freude und dem bittersten Schmerz erfüllt, fragt Engelhart nach seinen Kindern; die Wärterin, welche sie bringen soll, findet beide spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Beide Freunde gerathen über dieses Wunder in die größte Freude, da sie ihre Freundschaft so herrlich belohnt sahen. Dietrich kehrte nach Brabant zurück, und Beide lebten in der Folge in ungeſtörtem Glücke.

Statt aus dieser und den andern Dichtungen Konrads einzelne abgerissene Bruchstücke mitzutheilen, haben wir vorgezogen, uns auf die ausführlichere Erzählung des Inhalts zu beschränken, dagegen aber eine andere Erzählung des Dichters „Otto mit dem Barte“ vollständig aufzunehmen, damit unsere Leser an derselben ersehen mögen, wie die höchsten Dichter einen poetischen Stoff in seiner Gesamtheit aussaften und behandeln. Zudem ist Konrads Otto eine seiner besten Erzählungen, der nur noch der eben erwähnte Engelhart an die Seite gestellt werden kann; ja er übertrifft diesen noch, selbst rücksichtlich der Charakterschilderung, obgleich auch jenes in dieser Beziehung bedeutender ist, als Konrads übrige Gedichte und insbesondere dem trojanischen Krieg weit vorgezogen werden muß. Die Zeichnung Kaiser Ottos, dessen harte Gemüthsart gut hervorgehoben ist, besonders aber die Zeichnung Heinrichs von Kempten, des unerschrockenen Ritters, der auch in der größten Gefahr die festeste Geistesgegenwart nicht verliert, der, anbrausend und jähzornig, sich leicht zu tadelnswerther That hinreißen läßt, dabei aber doch edlen Gemüths ist, würde auch einem größern Dichter zur Ehre gereichen, und es ist in der That zu bedauern, daß Konrad sich nicht auf ähnliche kleine Stoffe beschränkt hat, die er allein beherrschen konnte, weil es sich bei solchen nur darum handelt, den einfachen Stoff kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leicht hinfließenden Versen darzustellen.

Otto mit dem Barte.

- Ein keiser Otte was genant,
des magenkreffe manic lant
mit vorhten under tænio wart;
schöne unt lanc was im der bart,
5 wan er in zöch vil zarte;
unt swaz er bi dem barte
geswuor, daz liez er allez wâr;
er hete røtelehtez hâr,
unt was mit alle ein übel man.
10 Sin herze in argem muote bran,
unt bewærte daz an manger stat:

- swer iht wider in getât,
der muoste den lip hân verlorn,
über swen der eit gesworn,
15 von des kaisers munde wart:
„Dû garnest ez, sam mir min bart!“
der muoste ligen tût ze hant,
wand er dô keine milte vant
an siner hende danne.
20 Sust het er mangem manne
daz leben und den lip benomen,
der von sinen gnâden komen
was durch hôher schulde werc.
Nû het er dâ ze Babenberc
25 in der schönen veste wit
gemachet eine hôchgezît,
unt was diu zeinen ôstern:
des kômen ûzer klôstern
vil hôher epte in den hof.
30 unt maneo werder bischof,
der mit êren ilte dar;
ouch kômen dar in liehter schar
grâven, vrien, dienstman,
die daz rîche hôrten an
35 und den keiserlichen vogt:
die kômen alle dar gezoget
in wunnenclicher preste;
Nû daz gesungen meste
was an dem ôsterlichen tage,
40 dô wâren sunder leides klage
alle die tische dâ bereit,
unt het man brôt dar ûf geleit,
unt manic schône trincoz
dar ûf gesetzt umbe daz,
45 sô der keiser Otte
mit siner vürsten rotte
von dem münster kwæme,
daz er dâ wazzer næme
und er enbizzte sâ zehant.
50 Nû was durch âventiur gesant
ein werder juncherre dar,
der edel und der wunne var
an herzen und an libe schein;
die liut im alle sunder mein
55 vil hôhen pris dâ gâben.
Sin vater was von Swâben
herzoc vil gewaltec,
des gûlte manecvaltec
solt erben dirre al eine.
60 Der selbe knabe reine
des tages dâ ze hove gie
vor den tischen unde lie
dar ûf die blanken hende sin,
ein lindes brôt nam er dar in,
65 unt woldez ezzen sam diu kint,
diu des siten elliu sint,
und in der wille stêt dar zuo,
daz si gern enbizent vruo.
Der junge vürste wunnesam,
70 als er daz brôt an sich genam,
und ein teil gebrach dar abe.
dô gienc al dâ mit sinem stabe
des keisers truhseze,
unt schicte, daz man ize,
75 sô man gesungen hete gar.
Der selbe, der wart des gewar,
daz der juncherre wert
des brôdes hete dâ gegert:
des wart er zornec sâ ze hant.

- 80 Der site sin was sô gewant,
daz in muot ein kleine dinc:
des lief er an den jungeline
mit sinem stabe, den er truoc,
dâ mit er ûf daz houbet sluoc
85 den juncherren edel unt klâr,
daz im diu scheitel und daz hâr
von rôtem bluote wurden naz.
Des viel er nider unde saz,
unt weinde mangel heizen trahen.
90 Daz in der truhseze slahen
getorste, daz ersach ein helt,
der was ein ritter ûz erwelt,
unt hiez von Kempten Heinrich:
sin edel muot, der hete sich
95 rîlicher manheit an genomen,
wan er mit dem kinde komen
was von Swâben, als ich ez las,
wan er sin zuhtmeister was
und er in trûtlîchen zôch.
100 Daz man den juncherren hôch
als unerbermeelichen sluoc,
daz muot in sere und ûbel genuoc,
unt was im leit und ungemach.
Ze deme truhsezen sprach
105 der unverzagte ritter dô
harte zorneclîch alsô:
„Waz habet ir gerochen,
daz ir nû habt zerbrochen
iuwer ritterlichen zuht,
110 daz ir eins edelen vürsten vruht
als ûbelliche habet geslagen?
Ich wil iu nemelichen sagen,
ir werbet anders, den ir sult,
daz ir sunder alle schult
115 geslagen habt den herren min.“ —
„Daz lât iu gar unniere sin“,
sprach der truhseze;
„mir ist daz wol gemæse,
daz ich ungevûegen schelken wer
120 und einem iegelichen her,
der hie ze hove unzûhtec ist.
Lât iuwer rede an dirre vrist
beliben al gemeine;
ich vûrht iuch alsô kleine,
125 als der habich tuot daz huon.
Waz welt ir nû dar zuo tuon,
daz ich den herzogen sluoc?“ —
„Daz wirt bekant iu schiere genuoc,“
sprach von Kempten Heinrich;
130 „daz ir vürsten edellich
alsust kunnet bliuwen,
daz sol iuch hie geriuwen,
wan ich vertrag sin lenger niht.
Nû, tugentloser bösewîht,
135 wie getorset ir daz ie geleben,
daz ir dem kinde habt gegeben
als ungevûege biusche?
Daz iuwer hant unkîusche
sô rehte unedelliche tuot
140 des muoz begiezen iuwer bluo
den sal und disen vleck.“
Sust begreif er einen stecken,
als einen grôzen reitel,
er sluog in, daz diu scheitel
145 im zerklote, sam ein ei,
und im daz houbet spielt enzwei.
Reht als ein haven schirben,

- daz er begunde zwirben,
al umb und umbe, als ein topf;
150 daz hirne wart im und der kopf
erschellet harte, dunket mich;
des viel er ûf den esterich,
unt lac dâ jâmerliche tôt;
der sal wart sines bluotes rôt.
155 Des huop sich ein michel dôz
und ein lût gebrehte grôz.
Nû was ouch der keiser komen,
unde hete wazzer genomen,
unt was gesezzen über tisch:
160 daz bluot begunder alsô vrisch
ûf dem esteriche sehen;
er sprach: „Was ist al hie geschehen?
Wer hât den sal entreinet,
und die getât erscheint,
165 daz er bluotec worden ist?“
Alsus begundim an der vrist
sin werdez ingesinde sagen,
daz im sin truhseze erslagen
wære bi der zit alsô.
170 Mit zorne sprach der keiser dô:
„Wer hât an im beswæret mich?“ —
„Daz tet von Kempten Heinrich!“
riefens alle geliche.
„Jâ!“ sprach der keiser riche,
175 „hât im der sinen lip benomen,
sô ist er uns ze vruo komen
her von Swâben in diz lant.
Er werde schiere nû besant
vûr min antlûze her:
180 ich wil in vrâgen, war umb er
mir habe alsô vaste geschat.“
Sust wart der ritter dô gelat
vûr den keiser vreissam;
und als er vûr den keiser kwam,
185 und er in verrest ane sach,
mit zorne er wider in dô sprach:
„Wie habet ir soet getobet,
daz min truhseze hôchgelobet
von iu lit ermordet?
190 Ir habt ûf iuch gehordet
min ungenâde manecvalt;
iu sol min keiserlich gewalt
erzeiget werden sere.
Ir habt mins hoves êre
195 unt minen pris zebrochen:
daz wirt an iu gerochen,
der hôhe mein und diu geschiht,
daz man den truhsezen siht
von ju ze tôte erlempten.“
200 „Nein, herre,“ sprach von Kempten
der unverzagete Heinrich;
„lât hie genâde vinden mich
und iuwer steten hulde!
Geruochet min unschulde
205 hie vernemen unt mine schult.
Hab ich mit rechter ungedult
verdient iuwer vintschaft,
sô lât iuwer magenkraft
mich vellen unde veigen:
210 mag aber ich erzeigen,
daz niht diu schulde wære min,
sô geruochet mir genâdec sin,
daz ir mir niht üfels tuont.
Durch den Got, der hiut erstuont
215 an disem ôsterlichen tage,

- sô gunnet mir, daz ich bejage
iuwer keiserliche gunst;
sit daz ir habet die vernunst,
daz ir von art bescheiden sit,
220 sô êret dise hôchgezit
an mir vil armen hiute.
Lât mich der werden liute
geniezen, der man schouwet hie;
kein schulde wart sô michel nie,
225 da enhôre zuo genâden teil:
durch daz sô lât mich daz heil
hie vinden und erwerben,
daz ich iht sul ersterben!“
Der keiser übel unde rôt
230 der rede im ein antwort bôt
ûz einem grimmen herzen;
er sprach: „Des tôdes smerzen,
den hie min truhseze treit,
den lide ich mit sülher arbeit,
235 daz ich niht muotes hân dar zuo,
daz ich iu keine gnade tuo
umb iuwer grôze schulde.
Min keiserliche hulde
muoz iu immer sin verspart:
240 ir arnet ez, sam mir min bart,
daz min truhseze tôt
lit von iu al sunder nô!“
Der werde ritter Heinrich
verstuont bi eide sich,
245 den der kaiser übel tet,
daz er benamen an der stet
daz leben müeste hân verlorn:
des wart im alsô rehte zorn,
daz er den lip wolte wern,
250 und daz leben sin gern
mit vil willeclicher ger;
wander bekante wol, swaz er
bi dem barte sin gehiez,
daz er daz allez wâr liez.
255 Dâ von sprach er: „Nû merke ich wol,
daz ich benamen sterben sol:
des hân ich reht, daz ich mich wer
und daz leben min gener,
al die wile daz ich kan.“
260 Hie mit der ûz erwelte man
geswinde vûr den keiser spranc,
er begreif in bi dem barte lanc,
er zuct in über sinen tisch,
ez wære vleisch oder visch,
265 daz man dâ hete vûr in brâht,
daz wart gevellt in ein bâht,
als er in bi dem barte dans.
Daz kinne wart im und der vlags
vil hâres dâ beroubet;
270 sin keiserliches houbet
wart sere entschumpfiert:
diu krône wol gesieret,
diu dar ûf gesetzt was,
vil nider in daz palas,
275 und alle sin richlich zierheit.
Er het in under sich geleit
geswinde bi den ziten;
er zucte von der siten
ein mezzet wol gewezet,
280 daz het er im gesetzt
vil schiere an sine kelen hin;
mit der hant begunder in
vast umb den kragen wûrgen;

er sprach: „Nû lât mich bûrgen
 285 enpfâhen unde sicherheit,
 daz iuwer gnâde mir bereit
 und iuwer hulde werde:
 ir müezet ûf der erde
 daz leben anders hân verlorn!
 290 Den eit, den ir habt gesworn,
 den velschet, ob ir welt genesen,
 oder ez muoz iuwer ende wesen!“
 Sust lager ûf im an der zit
 unt rouft in sêre wider strit
 295 mit sinem lange barte;
 er rouft in alsô harte,
 daz er niht mohte sprechen.
 Die werden und die vrenchen
 vûrsten alle ûf sprungen,
 300 geswinde si dô drungen
 vil gemeinlichen dar,
 dâ der keiser tût gevar
 lag under dem von Kempten;
 an kreften den erlempten
 305 hetens an den stunden
 vil gern von im entbunden.
 Dô sprach der ritter Heinrich:
 „Ist ieman, der nû rûeret mich,
 sô muoz der keiser ligen tût!
 310 Dar nâch sô bringich den ze nôt,
 der mich zem êrsten rûeret an.
 Sit daz ich niht genesen kan,
 sô kumt der wirt ze vreisen;
 ich stich im ab den weisen
 315 mit disem mezzzer veste.
 Ouch müezen sin die geste
 engelten, die mich wellen slâhen:
 ich giuz ir bluotes mangen trâhen,
 è daz ich müge verderben.
 320 Nû dar, swer welle sterben,
 der kêre her unt rûere mich!“
 Sust trâtens alle hinder sich,
 als in diu wære schult gebôt.
 Der keiser ouch mit manger nôt
 325 winken sêre dâ began,
 daz si giengen alle hin dan.
 Daz wart getân und diz geschach.
 Zuo deme keiser dô sprach
 der unverzagete Heinrich:
 330 „Lât hie niht lange ligen mich,
 ob ir daz leben wellet hân;
 mir werde sicherheit getân,
 daz ich genese, ich lâz iuch leben:
 wirt mir gewisheit niht gegeben
 335 umb den lip, ez ist iuwer tût!“
 Hie mit ûf sin vinger bôt
 der keiser unde lobte sâ
 bi keiserlichen êren dâ,
 daz er in lieze bi der stunt
 340 von dannen kêren wol gesunt.
 Nû diu sicherheit ergie,
 keiser Otten er dô lie
 geswinde von im ûf stân:
 er het im schiere dâ verlân
 345 den bart ûz sinen handen.
 Und als er ûf gestanden
 was von dem esteriche wider,
 dô gienger aber sitzen nider
 ûf sinen stuol von richer art:
 350 daz hâr begunder und den bart
 strichen, unde sprach alsô

zuo deme ritter aber dô:
 „Ich hân iu sicherheit gegeben,
 daz ich iu lip unde leben
 355 unverderbet lâze;
 nû strichet iuwer strâze,
 alsô daz ir mich immer
 vermidet, und ich nimmer,
 iuch mit ougen an gesehe:
 360 ich prüeve daz wol unde spehe,
 daz ir ze eime ingesinde mir
 ze swære sit; jâ habet ir
 vil harte an mir geunvoget.
 Swer blicket unde luoget
 365 an minen bart, der kuset wol,
 daz ich immer gerne sol
 iuwer heimeliche enbern.
 Mir muoz ein ander meister schern,
 denne ir, daz wizzet âne spot;
 370 min bart muoz immer, sammir Got,
 iuwer scharsahs miden;
 ez kan unsanfte sniden
 hût unt hâr den kûnegen abe.
 Wie wol ich daz bevunden habe,
 375 daz ir ein ûbel scherer sit!
 Ir sult bi dirre tagezit
 uns rûmen hof unde lant!“
 Sust nam der ritter al zehant
 zuo des keisers mannen
 380 urloup unt vuor von dannen.
 Er kêrte gegen Swâben wider,
 unt lie sich dâ ze lande nider
 ûf ein richez lehengelt;
 acker, wisen unde velt
 385 het er von Kempten, als ich las:
 dar ûf liez er sich, wan er was
 ein dienstman der selben stift.
 Uns seit von im diu wære schrift,
 daz er sich schône gar betruoc,
 390 wan er hete gûlte genuoc,
 unt was an êren offenbâr:
 Dar nâch über zehen jâr
 kom ez von geschicht alsô,
 daz der keiser Otte dô
 395 eins grôzen urluges pfîac
 unt jensit dem gebirge lac
 vor einer stat vil wunnentlich.
 Er und die sinen heten sich
 dar ûf gevizzzen mange zit,
 400 wie si der veste gâben strit
 mit steinen unt mit pfîlen.
 Doch was er bi den wilên
 an liuten alsô nôthaft,
 daz er nâch diutscher ritterschaft
 405 her ûz begunde senden:
 er hiez in allen enden
 den liuten kûnden unde sagen,
 swer iht hete bi den tagen
 ze lêhen von dem riche,
 410 daz im der snellediche
 ze helfe kâme bi der stunt.
 Dâ bi tet er den vûrsten kunt,
 swer im wære diensthaft,
 unt lêhen oder manskraft
 415 enpfangen hete von im,
 daz die ze helfe kâmen hin
 ze Pulle bi den ziten,
 und im dâ hûlfen striten:
 swer des niht entôte,

420 daz der sin lēhen hāte
verwūrkēt und ez solte lān.
Nū daz diu botschaft getān
wart in elliu diutsche lant,
dō wart ze Kempten gesant
425 dem apte ouch ein bote sā,
der im diu mære seitē dā.
Als der vūrste lobesam
des keisers botschaft vernam,
dō wart er ūf die vart bereit;
430 ouch wurden schiere, sō man seit,
alle sin dienstman besant,
und ūf die reise dā gemant
mit triuwen unt mit eiden.
Den ritter wol bescheiden
435 von Kempten hiez er vūr sich kōmen;
er sprach: „Ir habt daz wol vernomen,
daz der keiser hāt gesant
nāch liuten her in diutschiu lant,
und ich der vūrsten einer bin,
440 der im ze helfe kōmen hin
über daz gebirge sol:
dar zuo bedarf ich iuwer wol
unt minner dienstliute.
Die man ich alle hiute,
445 unt iuch ze vorderst, daz ir vart
und die reise niht enspart,
diu mir und iu geboten ist:
dā von sult ir an dirre vrist
ūf die vart sin bereit.“
450 „Ach, herre, was habt ir geseit?“
sprach von Kempten Heinrich.
„Nū wizzet ir wol, daz ich
vūr den keiser niht entar,
und ich sine hulde gar
455 immer mē verwirket hān.
Ir sult der reise mich erlān
immer durch den willen mīn:
der keiser hāt die gnāde sin
vil gar von mir geleitet
460 und über mich gespreitet
siner ungenāde būn.
Ich hān erzogen zwēne sūn,
die sende ich, herre, mit iu dar;
ē daz ich alters eine var,
465 sō vūeret si bēde samt:
gezieret wol ūf strītes amt
sint si, vūerent si dā hin!“ —
„Nein!“ sprach der apt, „ich enbin
des muotes niht, daz ich ir ger,
470 und iuwer durch si bēde enber,
wan ir mir nützer eine sit.
Mīn trōst und al mīn ēre lit
an iu bī dirre zite;
jā kunnet ir ze strīte
475 gerāten wol ūz der māze wol,
unt swaz man hōher dinge sol
ze hove schicken alle wege,
daz mac verrihten iuwer pflēge
michels baz, dan ieman.
480 Sō nütze ist mir nieman
an dirre herverte, als ir:
dā von sō bit ich, daz ir mir
rāt mit wiser lēre gebet.
Ist, daz ir dā wider strebet,
485 und ir mir dienstes abe gāt,
swaz ir von mir ze lēhen hāt,
weizgot, daz lihe ich anders war,

dā manz verdlenen wol getar.“ —
„Entriuwen“, sprach der ritter dō,
490 „und ist der rede denne alsdō,
daz ir mīn lēhen lihet hin,
ob ich iu niht gebōrsam bin,
ich var ē mit iu, wizze Krist,
swie mir diu reise an dirre vrist
495 ze grōzen sorgen sī gewant.
ē daz ich lāz ūz minner hant
mīn lēhen unt mīn ēre,
ē rite ich unde kēre
mit iu benamen in den tōt.
500 Mīn helfe sol ze rehter nōt
iu bereit mit willen sīn;
wan ir sit der herre mīn,
den ich dienstes muoz gewern:
sit ir sin niht welt enbern,
505 sō werd ervūllet iuwer muot!
Swaz mir der keiser ūbels tuot,
daz wil ich gerne dulden,
durch daz ich in ze hulden
gedienen mūeg an dirre vart.“
510 Hie mit ūf sin reise wart
bereit der ellensriche man;
er vuor mit sinem herren dan,
über daz gebirge enwec,
er was sō kūene und ouch sō kec,
515 daz er durch vorhte wēnec liez;
er tet, swaz in sin herre hiez.
unt wart im undertānec gar.
Si wāren bēde schiere dar
vūr die selben stat gezoget,
520 dā der Rōmische voget
lac mit sinem her vil starc.
Heinrich von Kempten sich bare
vor des keisers angesiht,
unt quam vūr in ze lichte niht,
525 wan er im durch den alten haz
und durch sine schuld entsaz,
sō vloch in der vil kūene man:
ein lūtel von dem her hin dan
het er die hūtten sin geslagen.
530 Ein bat was im dar in getragen
an einem tag, als ich ez las,
wan im nāch seiner verte was
gemaches durft, dā badet er
in einem zuber, der im her
535 was von einem dorfe brāht;
und dō der ritter wol bedāht
was gesezen in daz bat,
dō sach er kumen ūz der stat
ein teil der burgere,
540 und den keiser mære
stapfen gegen im dort hin:
umb die stat wolt er mit in
teidingen unde kōsen;
dā von die triuwelōsen
545 burgere heten ūf geleit
mit parāt unt mit valscheit,
daz si in ze tōde slūegen:
si wolten gerne vlūegen,
so er mit in sprāchen wolte,
550 daz man in slāhen solte
und ermorden ān wider sagen.
Nū hete schiere sich getragen
diu zit alsdō, des bin ich wer,
daz er geriten kwam dort her
555 gewāfens itel unde bar;

ein tougenliche harmschar
 was im ze läge dâ geleit,
 dar in er ungewarnet reit,
 unt wart mit vrenchen handen
 560 eins strites dâ bestanden,
 wan diu triuwelöse diet,
 diu tougen seinen schaden riet,
 wolten im briuwen ungemach.
 Und dô der ritter daz ersach
 565 von Kempten in dem bade dort,
 das man dâ mein unde mort
 alsus begunde briuwen,
 und das man an den triuwen
 den keiser Otten wolte slahen,
 570 dô lies er baden unde twahen
 vil gar beliben under wegen:
 als ein ûzerwelter degen
 sprang er ûz dem suber tief,
 ze sinem schilte er dô lief,
 575 der bieng an einer wende;
 den nam er suo der hende
 und ein swert gar ûz erwelt.
 Dâ mit kom der blöze helt
 geloufen zuo dem keiser hin;
 580 von den burgern löster in,
 unt wert sich alsô nacket.
 Zerhouwen unt zerhacket
 wart von im der viende genuoc;
 der liute er vil ze töde sluoç,
 585 die den keiser wolten slahen;
 er göz ir bluotes mangan trahen
 mit ellenhafter hende;
 ze bitterlichem ende
 er der liute genuoc dâ treip.
 590 unt swaz ir lebendes beleip,
 die macht er alle vlühtic.
 Und dô der ritter zühlic
 den keiser het entbunden,
 dô lief er an den stunden
 595 aber in daz bat hin wider;
 dar in sas er dräte nider
 unt badet, als er tet dâ vor.
 Der keiser ûf der vlühte spor
 rante wider in daz her.
 600 Wer in mit menlicher wer
 het erlöset bi der stunt,
 daz was im harte kleine kunt,
 wan er sin niht erkande.
 Under sin gezelt er rande;
 605 dâ erbeist er balde nider,
 unt sas ûf sin gestüele wider
 vil zorneclichen bi der sit.
 Die vürsten kômen alle sit
 vür in gedrunge schiere dar;
 610 er sprach: „Ir herren, nemet war,
 wie nâh ich was verrâten;
 wan daz mir helfe tâten
 swô ritterliche hende schîn,
 sô müestich gar verloren sin
 615 und daz leben hân gelân.
 Westich, wer mir kunt getân
 het alsô baltlichen trôst,
 daz er mich nacket hât erlöst,
 ich wolde im lîhen unde geben.
 620 Den lip hân ich und daz leben
 von siner helfe sture;
 nie ritter wart sô tiure,
 noch sô vrech ân allen spot.

Erkennt in ieman, durch Got,
 625 der bring in vür min ougen her.
 Ich bin des offentlichen wer,
 daz er enpfâhet richen solt.
 Min herze ist im an triuwen holt,
 unt muoz im immer gûnstec wesen:
 630 kein ritter sô gar ûz erlesen
 lebet weder hie noch anderswâ.“
 Nû stunden sumeliche dâ,
 die wol westen under in,
 daz Heinrich dem keiser hin
 635 geholfen hete bi der sit;
 die sprâchen alle wider strit:
 „Wir wizzen, herre, wol den helt,
 der iuwer leben ûz erwelt
 von dem töde erlöset hât.
 640 Nû vert ez leider unde stât
 umbe in alsô bi dirre sit,
 daz iuwer ungenâde lit
 ze verre ûf sinem rücke:
 er hât daz ungelücke,
 645 daz er durch sin schulde
 vermidet iuwer hulde.
 Wûrd im diu sælde nû getân,
 daz er die möhte wider hân,
 wir liezen, herre, iuch in sehen.“
 650 Der keiser dô begunde jehen,
 het er den vater sin erslagen,
 er liez in sine hulde tragen,
 unt tæet im sin genâde schîn:
 daz nam er ûf die triuwe sin
 655 unde ûf sin êre keiserlich.
 Sust wart der ritter Heinrich
 von Kempten im genennet.
 Der keiser wît erkennt
 sprach wider si sâ zehant:
 660 „Und ist er komen in diz lant,
 daz weiz ich gerne sunder wân:
 wer het ouch anders diz getân,
 daz er nacket hiute streit?
 Wan er ouch die getürstekeit
 665 truog in sinem herzen hôch,
 daz er bi dem barte zôch
 mich ob minem keisertisch.
 Sin muot ist vrôlich unde vrisch,
 des engilt er nimmer:
 670 min helfe muoz in immer
 genædedlichen decken.
 Doch wil ich in erschrecken
 und ûbellich enpfâhen.“
 Sust hiez er balde gâhen
 675 und in ze hove bringen.
 Mit zorneclichen dingen
 wart er gevüeret vür in hin:
 seht, dâ gebârt er wider in,
 als er gehaz im wære.
 680 „Nû saget,“ sprach der mære
 keiser, „wie getorstet ir
 ie gestrichen her zu mir
 oder vür min ougen komen?
 Nû habet ir doch wol vernomen,
 685 war umb ich iuwer vient wart:
 ir sit ez doch, der mir den bart
 âne scharsaht hât geschorn,
 und des grimmelicher zorn
 vil hâres in be oubet hât?
 690 Daz er noch âne lücke stât,
 daz hât gevürmet iuwer hant.

- Das ir getorstet in diz lant
kumen, dar an wirt wol schiu,
daz ir höchvertec wellet siu,
695 und übermuotes wellet pflegen.“ —
„Genåde, herre!“ sprach der degen;
„ich kom getwungenlichen her:“
dâ von sô bit ich unde ger,
daz ir verkicset dise tât.
700 Min herre, ein vürste, der hie stât,
bi siner hulde mir gebôt,
daz ich durch keiner slahte nôt
liez, ich vüere her mit im:
ich setze das hiute unde nim
705 ûf alle min sêlekeit,
daz ich die vart ungerne reit;
wan daz ich muoste, sammir Got,
ervüllen sin höch gebot,
wær ich mit im ûz niht komen;
710 min lēhen het er mir benomen,
wær ich an den stunden
an der vert erwunden.
Ouch wolte ich lösen minen eit,
daz ich mit mīme herren reit.
715 Wer mir dar über iht übelz tuot,
weizgot, der enist niht wol gemuot:
dem zeige ich drumbe ein sulhez ort,
daz er gesprichet nie mēr wort!“
Der keiser lachen dō began;
720 er sprach: „Ir ûz erwelter man,
ir sit unschuldec, hōre ich wol;
dâ von ich gerne lāzen sol
gegen iu den zorn min:
mir unde Gote sult ir sin
725 wol tūsent werbe willekomen!
Ir habt mir swære vil benomen,
und daz leben min genert:
den lip müestich hân verzert,
wan iuwer helfe, sœlec man.“
730 Sust spranger ûf unt lief in an,
unt kust in ougen unde lide:
ein suone lüter und ein vride
wart gemachet under in.
Ir zweier vientschaft was dâ hin,
735 wan der keiser höch geborn
unt sin gremelicher zorn
was dem ritter niht gevêch.
Ein gelt gab er im unde lēch,
des jâres galt driu hundert marc.
740 Sin manheit vrevêl unde starc
brâht in in hōhen richtuom
und in ganzer wirde ruom,
daz man sin noch gedenket wol.
Dar umb ein itelich ritter sol
745 wesen sines gemüetes kec,
unt werf alle zageheit enwec,
und üebe sines libes kraft:
wan manheit unde ritterschaft,
diu zwei, diu prisent sere,
750 si bringent lob und ere
noch einem iegelichen man,
der si wol gehalten kan
und in beiden mac geleben.
Hie sol diz mære ein ende geben,
755 und dirre kurzen rede were,
waz ich durch den von Tiersbere
in rime hân gerihet,
unt von latin getihet
in diutschen, als er mich bat:

- 760 ze Strâzburg in der guoten stat,
dâ ist er zuo dem tuome
brobest und ein bluome
schinet manger êren;
Got welle im sælde mēren!
765 wan er sô vil der tugende hât.
Von Wirzebure ich Kuonrât
muoz im immer heiles biten;
er hât der êren strit gestriten
mit gerne gebender hende.
770 Hie hât diz mære ein ende.

Albrecht.

Jedes unvollendete Werk irgend eines großen Meisters aus der Blüthezeit der höchsten Kunst reizte die späteren Dichter, sich an dessen Vollendung zu wagen, gleich als ob sie dadurch ihre eigene Unfähigkeit recht lebendig hätten wollen fühlen lassen. Bei keinem trat sie aber entschiedener hervor, als bei Albrecht, der den Titulêr Wolframs von Eschenbach fortsetzte, oder vielmehr ergänzte. Man hat diesen Albrecht lange für den Albrecht von Halberstadt gehalten; da jedoch Ulrich Kärterer in seiner Bearbeitung der Dichtungen von König Artus und dem Gral den Albrecht von Scharfenberg ausdrücklich als einen nennt, der von Eschenbachs Liebe und unglücklichem Ende geblühtet, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser der Verfasser des ergänzten, oder, wie man ihn zum Unterschiebe von Wolframs Bruchstücken zu nennen pflegt, des „jüngeren Titulêrs“ ist. Freilich zeugt dieses Gedicht in seiner Weise von der Kunst, welche Kärterer an Albrecht von Scharfenberg so sehr erhebt; aber der ehrliche Mönchner Briefmaler hatte selbst keinen so hohen Begriff von der Kunst, daß man sich durch seine Bemerkung dürfte abhalten lassen, den von ihm genannten Albrecht für den wirklichen Verfasser des Titulêrs zu halten. Wann dieser aber, es mag nun Albrecht von Scharfenberg sein, oder ein anderer, lebte und aus welchem Lande er stammte, ist unbekannt, nur so viel ist gewiß, daß der Titulêr gegen das Ende des 13. Jahrh. verfaßt worden sein muß. Noch eher, als man auf Albrecht von Halberstadt rieth, glaubte man allgemein, der jüngere Titulêr sei von Wolfram selbst geblühtet worden, weil derselbe an einigen Stellen als in erster Person sprechend und berichtend erscheint, was jedoch nur in denjenigen Stellen geschieht, die aus dessen Bruchstücken in die spätere Bearbeitung aufgenommen worden sind.

Der jüngere Titulêr ist in einer siebenzeiligen Strophe geschrieben, welche durch die Zerlegung von der vierzeiligen Wolframs gebildet wurde. Eine andere Quelle, als die Gedichte des großen Vorgängers, hatte der Dichter wahrscheinlich nicht; daher wir aus seinem Werke nichts Neues über die Gralsage kennen lernen. Diese sagte er jedoch noch viel entschiedener in mystischem Sinne auf, als Wolfram, daher auch das priesterliche Element weit kräftiger als bei diesem hervortritt. Der Dichter wollte übrigens das ganze Gebiet der Gralsage von der Gründung des Tempels in Ruusalvâtsch bis zur Entfernung des Grals aus Europa umfassen und sie zugleich an die von Artus und der Tafelrunde anlehnen, wozu er aus allen ihm bekannten Dichtungen den nöthigen Stoff herbeiholte.

den er jedoch keineswegs zu beherrschen im Stande war. Seine mystische Anschauungsweise behagte seiner und der nachfolgenden Zeit so sehr, es fühlte sich dieselbe namentlich durch die im Gedichte hervortretende Gelehrsamkeit, mit welcher Albrecht noch weit mehr Prunk treibt, als Wolfram, so mächtig angezogen, daß der Litur. Jahrhundert hindurch das Lieblingsbuch der lesenden Welt wurde, und daher auch schon im Jahr 1477 im Druck erschienen. Uns scheint dies freilich ganz unbegreiflich, da uns die dunkle mysteriöse Sprache in den beschaulichen Theilen des Gedichts eben so sehr anwidert, als uns der Schwall von Abenturern, die sich ewig in gleicher Weise abspinnen, mit Langerweile erfüllt, und wir nicht einmal durch den leichten, anmutigen Fluß der Rede entschädigt werden, wie er z. B. in Konrads Gedichten das Ohr angenehm berührt. Doch sind einige Stellen des großen über 6800 Strophen haltenden Gedichts nicht ohne Werth, besonders gewährt die freilich sehr ins Breite gezogene Beschreibung des mit mährchenhafter Pracht aufgebauten Gralstempels mannigfaches Interesse; und von wirklich tiefem Gefühl zeugt die hier mitgetheilte Klage Sigenens um ihren Geliebten, die bei gewandterer Darstellung gewiß von großer Wirkung sein würde.

Sigenens Klage um Schionatulander.

- 5056 Swâ triuwe rîche minne
ein herze hât besetzen,
daz kan mit allem sinne
der triuwe mit steter liebe niht vergezen:
dur minne wirt die liebe dar geneiget
nâch freude mit der sorge;
daz wart ouch an Sigûnen wol erzielt.
- 5057 Diu von der hôsten schuole
was gelêrt die ganze tugende,
din gesaz ûf jâmers stuole;
ein vlinsen herze moht ir blinde jugende
erbarmen, wie sie freuden wart beroubet:
sie lag vûr tût die lenge,
dar nâch ougen wazzer wart erloubet.
- 5058 Mit jâmer ûf dem tôten
begunde sie dâ vallen;
die wazzerrichen sôten
muosten von ir herzen grunde ûf wallen,
daz ez durch ougen regen gap mit gûzen.
Ir friunt sus lebenes âne
began sie triuten, helsen unde kûssen.
- 5059 „Ô wol dir der hôsten tugende,
die dû mir hâst erscheinet
vor tôdes bitter mugende!
Daz gein der trinitât diu herze gereinet
ist, gein der muoter magt Marien:
die sollen dich bevogten
vor den widerten, unt frien.
- 5060 Gebet von minem munde
wil mir der jâmer brechen.
Wie gerne ich sâlden gunde
der sêle diu, sô lât mich jâmer kreiben:
die twinget mich gein klegelicher vreise.
Swie mir under sagte
din reiner munt, sô bin ich freuden weise.
- 5061 Die nimmer wirt ergetzet
der wirde noch der triuwen,

durch das mich jâmer hetzet
ûf klagende nôt, danne ûf gebet mit riuwen,
Got müeze zu mir nâch den willen fügen,
daz ich min herze rihte,
daz ez die sêle din müeze genüegen!

- 5062 Dâ bæte mich der hulde,
daz ich dir wær vergebende,
unt hân ich tœtlich schulde:
dû bist von mir der tût unt niht der lebende,
wê mir, des besunder herze erkrache,
dû müesest mich erwerben
under schiltlichem dache!
- 5063 Ôwê! (sprach Sigûne)
Tschionatulander;
wie mich gedanke lûne
tœtent einer baz ie, danne der ander!
Und aber sunder wie sol ich gebûezen
von dirre selben schulde
dinen lip, den klâren, jungen, sîezen!
- 5064 Der klegelichen swære
ist last ûf mich gelœtet!
Ach, wie mich dirre mære,
din dienest und din triwe jâmers nœtet!
Daz dû nû niht min minne soldest erwerben,
daz gêt mir sô ze herzen,
daz ich nâch michel sanfter lide ein sterben.

- 5065 Wê, daz din klære varwe
mir wart ie kunt den ougen!
Ich was ein kint begarwe,
dâ mich min herze erwelt zu liebe tougen:
dû wart mir minne kunt von disem libe,
des muoz ich immer weinen,
daz ich magt niht wart von dir zu wibe.
- 5066 Daz ist, des dû mich bæte,
vergeben an dem ende
aller missetæte:
wærstu anders gein mir gar ellende;
dâ ich dich minne bat, daz dû versagende
wære durch min êre,
daz ich muoz immer sin nû diu klagende.
- 5067 Merze, wein dort inne
die manecvalten swære,
die hôhen vlust der minne;
diu diner besten zit anegenge wære,
diu ist mir tût an Tschionatulander!
Ôwê, vil reine vûrsten frucht,
daz wir niht alden solden mit einander!“
- 5068 Ir zuht, die wol bewarte,
kunde sie nû brechen:
hâr noch kleit sie sparte
mit stimme grôz, diu gie von herzen kreiben:
daz treip sie nû die lenge sunder mâze.

Leben der heiligen Elisabeth.

Der unbekannte Dichter des „Lebens der heiligen Elisabeth“ war, der Sprache nach zu urtheilen, vermuthlich ein Thüringer; es ist dies auch schon darum wahrscheinlich, weil ein Anderer nicht leicht eine so vertraute Bekanntschaft mit dem Leben der Landgräfin gehabt hätte; auch zieht sich durch das ganze Gedicht eine gewisse, wir möchten sagen, nationale Begeisterung, welche sich doch wohl kaum bei einem nicht thüringischen Verfasser finden

würde. Obgleich in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gehörend, zeichnet sich das Gedicht durch eine schöne, fließende Sprache und gehaltene Darstellung aus, die zwar weder die poetische Höhe der früheren Dichter erreicht, noch den blendenden Glanz der Darstellung darbietet, wie die Konrads, aber auch nie zur Unbeholfenheit anderer späterer Dichter herabsinkt. Was dem Verfasser an poetischem Talente abgeht, das ersetzt er, so weit es möglich ist, durch die religiöse Begeisterung, mit welcher er seinen Stoff behandelt. Dieser gibt ihm freilich kaum Gelegenheit, ein höheres Talent zu entwickeln, denn die erzählten Begebenheiten und Verhältnisse sind ziemlich eintönig, beinahe niemals von äußerer Wichtigkeit und selten von innerer Bedeutung. Wie im Leben des heil. Alexius (S. 458), so spricht sich auch im Leben der heiligen Elisabeth der Gedanke aus, daß Selbstverlängnung und Selbstverachtung vor Gott angenehm sei und des Himmels reichs theilhaftig mache.

Der Dichter beginnt mit der Verkündigung von Elisabeths Geburt; er führt uns an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, erzählt uns von dessen Freigebigkeit, von dem Glanze seines Hofes, welcher Ritter und Sänger aus allen deutschen Landen, ja aus der fernsten Fremde hinzog, da die Ehen Feste und Turniere, die Andern Gelegenheit fanden, ihre Kunst glänzen zu lassen. So war auch einst die Blüthe der deutschen Dichter dort versammelt, um im Sängerkampfe den Preis zu erringen; unter diesen befand sich Meister Künzler von Siebenbürgen aus Ungerland, dem alle Dinge bekannt waren. Eines Abends beobachtete dieser die Sonne, aus deren Stellung er den ihn umgebenden Herren verständigte, die Königin von Ungerland würde in der nämlichen Nacht eine Tochter gebären, die einst durch ihre Frömmigkeit glänzen und dem Sohne des Landgrafen von Thüringen zur Gemahlin gegeben würde. (S. d. mitgetheilten Abschnitt.) Wirklich ward dem König Andreas von Ungarn eine Tochter geboren, um welche Landgraf Hermann sogleich für seinen Sohn Ludwig werben und sie nach Thüringen bringen ließ, worauf sogleich die Vermählung Statt fand. Nun berichtet der Dichter in breiter Ausführlichkeit von der Erziehung und den Kinderjahren der heiligen Elisabeth, erzählt, wie sie fromm und mildgefinnt war und alle Eitelkeit floh. Nach des Landgrafen Hermann Tod ward sie von den Beamten, ja selbst von ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin bitter verfolgt; man wollte sogar den jungen Landgrafen bereben, sie zu verstoßen, doch blieb er ihr treu. Hierauf wird erzählt, wie Elisabeth sich auch nach der Geburt einer Tochter fortwährend kaskete, Almosen vertheilte und die niedrigsten Arbeiten verrichtete, wenn es galt, den Armen und Kranken zu helfen. Nicht weniger Lob erhält der Landgraf Ludwig wegen seiner Milde, Keuschheit und Frömmigkeit, die ihn auch bewog, nach dem heiligen Lande zu ziehen, das er aber nicht sah, da er auf der Fahrt starb. Nach dessen Tod war Elisabeth den beständigen Verfolgungen ausgesetzt, und namentlich verbitterte ihr Meister Konrad von Marburg das Leben, der, nicht zufrieden mit ihrer Demuth, ihr die härtesten Entbehrungen auferlegte und sie zu den schmutzigsten Beschäftigungen zwang, ja ihr sogar Schläge gab, wenn sie seine Verordnungen selbst im Guten überschritt. End-

lich unterlag sie den harten Prüfungen, die sie bis zum letzten Augenblicke mit der größten Demuth ertragen hatte; ihr Tod war mit mancherlei Wundern begleitet, und sie ward bald darauf unter die Heiligen versetzt.

Unter den vom Dichter erzählten Tugenden sind allerdings manche schöne und ergreifende, doch sind auch nicht wenige, welche der schönen Darstellung widersprechen, weil sie an sich einer künstlerischen Gestaltung unfähig sind und eher Widerwillen und Ekel, als freundiges Gefühl erwecken. Dies hat aber das Gedicht mit allen denjenigen Legenden gemein, welche mehr die passive, als die thätige Frömmigkeit verherrlichen, oder diese nur in der tiefsten Erniedrigung finden, die nur zu oft als ganz zwecklos erscheint und dadurch gerade den Charakter der Heiligkeit und Würde verliert, ohne welchen die Demuth zur wirklichen Erniedrigung wird.

Elisabeths Verkündigung.

In Düringen lande ein furste saz,
der sich gar selten ie vergaz
an dugenden ioch an ären:

sin herze in kunde leren

75 unde ouch sin ellenthafter muot,
daz er kost unde ander guot
gap wol mit rilicher hant.
Er hatte bürge, krestec lant
unde dā zuo herren gulte vil;

80 er sach gar gerne ritter spil.
Er was geheizen Herman,
wan er ein krestec her gewan,
wie balde daz er wolde,
alse er ez haben solde.

85 Sin name sloug iz verre.
Lantgrāve was der herre
in Düringen, als iuch ist geseit.
Die lūden wāren sin gemeit
unde siner wirdekeide frō,

90 wande sin gemūede stuont alsō,
daz er in fride mahte
unde ungenāde abe lahte.
Dugent was im ungespart.
Sin kunne was von höher art:

95 der künic von Bēheimer lant,
der künic ōdaker was genant,
der was leider irslagen sint,
unde er, die wāren slūter kint.
Waz sūlde langer rede mē?

100 Der herre hatte zuo der ē
eine dugenthafte frouwen:
ir lop was unverhouwen.
Si was nāch frowelicher art
an hōhen ären ungespart,

105 ir name was Sophie.
Die edel unde frie
hatte frouweliche side:
ir wonte zucht unde ēre mide,
alse einer frouwen rechte quam,

110 die eime fūrsten wol gezam
zu sleze unde ouch zu bette,
die sinen rāt begette
an allen dingen rehte.
Ritter unde knehte

115 in wāren dienstes underdān,
wie dicke si iz solden hān.
Ir schibe lief gar ebene,
in zæme wol zu lobene

mit einander ummer mè:
 120 fruntliche hilden si ir è;
 gnåde was in unverzihen.
 Nâch wunsche hatte in Got verlihen
 einen keiserlichen sun
 geboren an daz fürstendun:
 125 der was geheizen Lodewig.
 Er wuos uf alse ein mein zwig:
 in siner kintlichen jugent
 zuht unde ère unde alle dugent
 nâch furstelichen èren
 130 hiz in der vater lèren,
 alse er hat bezoget sint.
 Noch hatten si driu ander kint:
 Kuonrâden unde Heinrich,
 unde eine dohter lobelich,
 135 di was geheizen Agnes.
 Si beide frôuweten sich des
 gar gedrûweliche.
 Der werde fürste riche
 waz zu koste swinde:
 140 grôz was sin ingesinde
 von knechten unde von magen,
 die sin mit dienste plâgen;
 er hatte wirtschafft ellen dac.
 Der furste ouch hoves dicke plac,
 145 daz in di herren suochten,
 die bi ime ouch geruochten
 ze dribene kurze wile.
 Verre über manige mile
 quam im ritterschafft gnuoc,
 150 die alle ir eigen wille truoc,
 daz si gerne quâmen dar,
 und âventüre nâmen war.
 Man suochte den wiganden
 ûz allen tûtschen lânden,
 155 Ungere unt Rûzen,
 Sassen unde Prûzen,
 Denen mit den Winden
 sich liesen ouch dâ vinden;
 Bêhelme unt Polâne,
 160 mit grâven di Sopâne,
 dienstherren unde frien vil,
 si alle suochten ritterspil,
 stechen, justieren,
 fôresten und durnieren:
 165 wes man suo ritterschafft gert,
 des was man alles dâ gewert.
 Dâ was ouch manic hûbes man:
 des sinen dirre unde der began;
 wes man vor herren plegen sol.
 170 Der fîdelte ûz der mâzen wol,
 der sluoc die drumen, dirre peif,
 der ander sùeze wise greif
 an harpen unde an rotten.
 Franzôsen unde Schotten,
 175 Dûtsche unde anders ieder man
 sin ammet wîsen dâ began,
 unde irzougen sine kunat:
 si suochten garliche alle gunst
 der fürsten unde der frien.
 180 Man hôte dâ schalemien:
 dâ schullen die busûnen:
 man sach dâ pauwelûnen,
 manic keiserlich gèzelt
 ûf geslagen an daz felt,
 185 dar under herren lâgen,
 wanne si raste plâgen.

Noch was dâ maniger leige diet:
 die sprâchen, dise sungen liet,
 daz man in meisterschafft jach.
 190 *Her Wolfram von Essebach,*
der Tugenthafft Schriber,
her Reimâr unde her Walter
von der Vogelweide;
 dâ bi was ouch gereide
 195 zu sange meister *Bitterolt,*
 unde in gefuger ungedolt
Heinrich von Osterdingen:
 die alle wolten singen
 wider ein in kriges wis,
 200 wer dâ behilde sanges pris.
 Nû was ouch meister *Clinsor*
 geladen an die selben for,
 von Sibenbûrge ûz Ungerlant,
 deme aller dinge was bekannt
 205 die nigromanzie;
 ûz astronomie
 kunde er schône meisterschafft;
 aller elementen kraft,
 der sunnen langen ummesweif,
 210 des mânen zirkel unde reif,
 oryxon unt zodyacos,
 unde ouch der polus artious,
 des firmamentes ummeganc,
 der planèten widersanc
 215 unde aller sterren orden,
 sùden unde norden
 ôsten unde westen,
 des hatte er keinen bresten:
 er kente ez alles sament gar.
 220 Nû was he iesu komen dar
 zuo Ysenache al in di stat;
 zu hove er dannoch nit indrat,
 ein herbûrge er suochte,
 dâ inne ouch he geruochte,
 225 alse er hatte sich erwegen,
 gemaches sunderliche plegen.
 Von golde was er riche:
 er hatte jêrlîche
 wol driu dûsent marke wert;
 230 er hatte zere unde eigen pert;
 mit selbes ingesinde
 was er zu koste swinde.
 Dô er nû zu sâze quam,
 des dages licht ein ende nam,
 235 zu dal di sunne was genigen
 und der âbent zu gesigen,
 biz er sich engeste,
 unde ouch ein deil gereste.
 Sô man daz âbentimmez gaz,
 240 her Clinsor an den luft gesaz,
 an daz weder durch gemach;
 der sterren louf er dâ gesach:
 he sach dar unde aber dar.
 Er nam ir âventure war,
 245 ir ampâre he gar balde entsuob,
 dô sich ir parlament erhuob,
 daz si driben under ein:
 der sterre enbran, und dirre schein;
 sô lûchte der gar schône
 250 an sime stadelthron.
 Mit flîze warten er in began.
 Zu jungest sprach ein edel man,
 der ime was gesessen bi:
 „Ey meister, saget was iz si,

- 255 des ir goume hât genomen:
hât ir niuwes icht vernomen?
Obe iz si an iuwer stade,
iz si gefürlich oder schade,
sô lât uns, herre, werden kunt
- 260 den selben wunderlichen fant
und den godelichen rât,
des ir goume genomen hât
an der sterren brunste.
Wol uch der werden kunste,
265 die Godes willen unde muot
ûch, herre meister, wizen duot.“
Her Clinsor amunzete unde sprach:
„Got bûze ûch, herre, ûwe ungemach
unde allen ûwern werren.
- 270 Ich hân an disen sterren
erkoren nûwe mære,
die sint unschadebære:
doch allez, daz ich hân gesehen,
des wil ich, herren, ûch verjehen
- 275 unverholen uber lât.
Iz sol min frouwe Gêdrût,
von Ungerlant di kunegin,
noch hint in dirre naht gelin:
eine hère dochter si gebirt,
- 280 die ein ewic lûchte wirt,
ein heilwage unde ein wunne,
ein spiegel in ir kunne,
sô diz dinc alsô ergêt.
Man doufet si Elysabêt:
- 285 si sol gar dugentliche leben.
Zu laude wirt si her gegeben
des fursten suns in dirre stede.“ —
„Heil walde iz! daz sint guode rede!“
sprâchen alle hine dô,
- 290 di dirre sache wâren vrô.
Diz was ein hère volleist,
daz unser herre sinen geist
hern Clinsoren sante,
daz er di sache irkante
- 295 an der sterren gange
for hine also lange.
Der heiden priester Bâlâam
Godes willen ouch vernam
von unsers herren kunste,
- 300 di er ûz der vernunfte
in drôstlicher wârheit
hât den lûden for geseit,
sam in der ê geschriben stêt.
Alsus ist frouwe Elysabêt
- 305 den lûden sunder allen wân
ouch godeliche kunt gedân.

Hugo von Langenstein.

Daß die am Anfange des 13. Jahrhunderts in so reicher Mannigfaltigkeit blühende Kunst gegen das Ende desselben immer tiefer sank, erleben wir nicht bloß aus dem Mangel an poetischer Gestaltung, der immer fühlbarer wird, nicht bloß an der Verwässerung der Sprache, die je länger, je mehr ihre Reinheit und Anmuth verliert, sondern auch an der Wahl der Stoffe, welche wir nunmehr behandelt finden. Zwar erhält sich die Lust am Phantastischen auch jetzt noch, nur hat sie ihren Gegenstand verändert; statt der abenteuerlichen Rittergeschichten der früheren Zeit begegnen wir jetzt vorzugsweise eben so abenteuerlichen Heiligen- und

Märtyrergeschichten, die nicht weniger auf Unwahrheit und Uebertreibung beruhen, als jene, denen aber mit dem kindischen Sinne auch die Frische des Kindischen abgeht. Nur eine nach jeder Richtung abgespannte Zeit konnte an dergleichen Erfindungen Freude haben, die nur einer überreizten und doch schwächlichen Phantasie ihren Ursprung verdanken.

Eine solche Ausgeburt ist die „Marter der heiligen Martina“, welche im J. 1293 von Hugo von Langenstein aus Schwaben, einem Ritter des deutschen Ordens und wahrscheinlich (seit 1319) Comthur auf der Insel Reichen im Bodensee, abgefaßt wurde. Er nahm sich in Styl und Darstellung Konrad von Würzburg, in der Auffassungsweise Reinbot von Dorn zum Anker, ahmte beide aber nur in ihren Fehlern nach, den ersten durch gesuchte, blumenreiche Sprache und das Uebermaß allegorischer Einleitung, den andern in der Vorliebe zu Schilderungen und Ausmalungen gräßlicher, Schauer erregender Marter. Gleich im Anfang werden die Tugenden der heiligen Martina als die Kleider dargelegt, mit welchen Gott sie geschmückt habe. So war der Hut, den ihr Gott aufsetzte, mit sechs Blumen geziert, welche eben so viel Tugenden bezeichnen (Demuth, Treue, Mäßigkeit, Milde, Gehorsam und Belsheit). Einzelne Züge in dieser Stelle (s. unten) sind nicht ohne Werth, aber gerade diese sind wohl meistens Nachklänge anderer Dichtungen, das Uebrige ist frostig, geschnaubt, sogar lächerlich, z. B. wenn er vielleicht in Nachahmung Ulrichs von Jagzhoven fragt, was wohl die süßste Blume gewesen sein möge, da sie weder eine Lilie, noch eine Rose, keine Zeitlose oder Aglei, nicht Beggblume, Bellschen, Primel, Salbei oder Rauten, auch nicht Lilie, Fenchel, Klee oder Hahnenfuß gewesen sei. Solcher Geschmacklosigkeiten, die uns schon mitten in die bursche Darstellung eines Abraham a Santa Clara führen, finden sich noch viele. In einigen Stellen ahmt er den Hugo von Trimberg nach, dem er manche Gedanken verdankt; in andern hat er wieder alte deutsche, meistens aber wohl lateinische naturgeschichtliche Werke benutzt, deren Beschreibungen er zu Allegorien verarbeitet. Mit derselben Liebe, wie bei der allegorischen Darstellung der Tugenden Martinas verweist er bei der Schilderung ihrer Marter, welche er mit ekelregender Wahrheit ausmalt, so daß wir über den Gräueln, von denen wir uns mit Widerwillen abwenden, das Mitleid und die Verehrung vergessen, mit der uns die Leiden und die begeisterte Kraft der Heiligen erfüllen sollte.

Martinus Kopf schmund.

Got satzte ir ûf ir houbet,
als megen ist erloubet,
ein rich geblüemtez schappel
von tugenden, daz was sinwel:
daz man wol sin der êren kranz.
Ez was von sehs tugenden ganz
schône unt wol geblüemet,
daz man ez iemer rüemet,
daz Got selber zieret,
sô rehte wol curtieret;
âne mâl unde âne rost,
unde über al der welte kost
was ez sô wol gepriset.

Als mich diu wârheit wiset,
sô was der êrste bluomen bosche

âne schimpf unde âne hosche,
 diu vil hôhiu demuot,
 diu alle tugende tuot behuot,
 und diu vor Gote blüejet;
 die der blâst niht mæjet:
 si hât sô hôch genestet,
 daz si vor Gote restet.

Demuot, daz hûbache blüemelin,
 stuont an dem stolzen schappelin,
 daz diu Gotes dirne
 truoc vor an ir stirne.

Der ander bluome diu triuwe was,
 den ouch diu maget ûz las.
 Martinâ, diu vil seldenrich
 dem selben bluomen ist gelich:
 wan si was niht riuwe
 noch blöede an der triuwe.
 Habe ieman rehte triuwe ganz,
 der brech dar in deheinen schranz,
 wan si ist nû ungenæme
 der welte unt widerzæme.
 Die triuwe ist ouch ein ingesigel,
 ein slôz unde ouch ein starker rigel,
 der alle tugende hât verspart
 vor missewende unt wol bewart.
 Diu triuwe unde ouch diu minne
 sint wol in einem sinne:
 triuwe ist der minne swester,
 vil stæter unde vester,
 danne nû si geswitttrigt;
 als ist diu welt ouch nû gesit.
 Diu triuwe ist ouch ein triskamer,
 unt tuot diu wilden herze zamer,
 danne al der welte mieta tuo.
 Sin lât niht abe spät noch fruo,
 si git den tugenden guot geleit.
 Diu triuwe und ouch diu stætekeit,
 die sint von rechter art gespiln.
 Wer möhte ir lop ze rehte erzîln?
 Triuwe ist der tugenden ein gezelt,
 unt wiget in allen hôhez gelt:
 si ist aller tugende ein kamererin,
 unt schenket in der minne win,
 der von dem lebenden brunnen gât,
 des fluz ouch nimmer stille stât.
 Triuwe ist der tugende malhe
 dem Tuschchen als deme Walhe;
 triuwe ist der tugenden ein bluome,
 und der erbernde muome;
 die zwô unde ouch diu minne hânt
 an sich gesnitten ein gewant;
 die drie went alleine
 haben ir dinc gemeine,
 als guot friunde gerne tuont.
 An der megde schappel stunt
 der dritte bluome mæzekeit,
 den wol diu maget nâch rehte treit,
 wan si waz mæzie an gesiht,
 dar an mishuote si sich niht;
 si war ouch mæzie an der rede,
 die fuorte sie ûf rehte pfede.
 Sie hielt die mæze an spise:
 gein zorn warp si lize
 unt mæzie an dem tranke:
 daz waz ir Got gedanke.
 Si was ouch mæzie an ir site,
 si gie niht ûz der mæze schrite.

Diu mæze stôzt den tugenden zil:
 si tuot ze wênio, noch ze vil.
 Mæze ist zallen dingen gnot:
 die tugende sint mit ir behuot.
 Elliu were sint gar ein wint,
 diu âne rehte mæze sint:
 waz sol ze kalt unde ouch ze warm?
 waz sol ze rich unde ouch ze arm?
 waz sol ze lanc unt gar ze kurz?
 ze bitter oder gar ze süeze ein wurz?
 waz sol ze hôch oder gar ze nider?
 waz sol gefüege âne gevider?
 waz sol âne scham ein wip,
 und âne suoc des mannes lip?
 waz sol diu saîde âne kunst?
 waz helfent sinne âne vernunst?
 waz sol ze starc oder gar ze swach?
 waz sol ein hâs âne tach?
 waz sol ein ritter âne muot?
 der ist ouch ze niute guot.
 Diu mæze tempert elliu dinc,
 umbe alle tugende ein ganzer rinc;
 diu mæze ist aller tugende vol:
 des stât si an dem schappel wol,
 daz diu reine maget truoc.

Lohengrin.

Das Gefühl des Absterbens poetischer Kraft gibt sich auch dadurch kund, daß man den entflohenen Geist der früheren Dichter zu bannen und ihn durch Fortsetzungen seiner Werke gleichsam wieder ins Leben zu rufen sucht. Liegt aber schon darin das Geständnis, daß man sich zu selbstständigen Schöpfungen untüchtig fühlt, so zeigt sich diese Untüchtigkeit noch auffallender darin, daß solche Nachbeter nur Sinn für die Fehler ihrer Muster haben, und in der Nachahmung derselben ihre Größe suchen. Selten hat ein Bojardo einen Ariosto zum Nachfolger, gewöhnlich findet das umgekehrte Verhältniß Statt; so auch in der Periode unserer Literatur, als die höfische Poesie immer schneller ihrer Auflösung entgegenging. Es ist jedoch nicht ohne Interesse, die absterbende Zeit näher zu betrachten, und ein richtiger Blick in dieselbe gewährt sogar Belehrung über die frühere Blüthe. Die Periode der Nachahmung beginnt schon unmittelbar nach den drei großen Meistern der ritterlichen Poesie; doch ist es auffallend, daß von allen den bessern Dichtern, die jenen großen unmittelbar folgen, keiner den Wolfram zum Vorbilde nimmt: Wirnt, Heinrich von dem Türlin und in seinen Ritterdichtungen auch der Stricker lehnen sich an Hartmann, Meister Otto, Konrad Fleck, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg eifern mehr oder weniger dem großen Gottfried nach, und erst als auch diese Nachblüthe der höfischen Kunst verschwindet, wird Wolfram das Ziel der Nachahmung, so im Titulrel und so auch im Lohengrin. Und dies ist leicht zu erklären: es liegt im Wesen jener Dichter selbst. Der einfache, klare und besonnene Sinn Hartmanns konnte einer Zeit nicht behagen, welche sich nur in Uebertreibungen und Abenteuerlichkeiten gefiel; um Gottfried, selbst in seinen Fehlern, nachzuahmen, mußte man wenigstens Gefühl für Schönheit und Wohlklang der Sprache haben, was sich am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nur noch bei Konrad in höherem Maße zeigt. Dieser Zeit mußte aber ge-

rade die so grell hervortretende Subjectivität Wolframs zusetzen; seine Sucht, Abenteuerlichkeiten zu häufen, entsprach dem Bedürfnis nach bloßer Unterhaltung, welches sich auf leichte Weise befriedigen ließ, da eben seine große Phantasie dazu gehörte, mit Hilfe der vorhandenen Rittergeschichten ähnliche Abenteuer zu erfinden. Wolframs Neigung zur Allegorie und zu mystischer Deutung der erzählten Begebenheiten, seine gerade in solchen Stellen dunkle und ahnungsvolle Sprache fand noch größeren Anlaß bei Dichtern, denen alle Klarheit der Anschauung fehlt, und so ist es denn begreiflich, daß sie mit Zurücksetzung des ruhigen Hartmann und des in schönen Formen sich bewegendem Gottfried den zu ihrem Führer wählten, dessen grell hervortretende Mängel ihnen als höchstes Ziel der Poesie erschienen. Diesen Fehlern hat es auch Wolfram mehr als seinen Vorzügen zu verdanken, daß sein Name bis zur Zeit der Reformation angesehen und hochberühmt war.

Der unbekannte Verfasser des Lohengrin geht sogar so weit, daß er seine Erzählung dem Wolfram in den Mund legt. Der Anfang des Gedichts ist nämlich nichts Anderes, als der zweite Theil des Kriegs zu Wartburg (S. 158), der mit wenigen, im Ganzen geringen Abweichungen, Umstellungen und Zusätzen ungefähr zur Hälfte wörtlich wiederholt wird, wie denn auch der ganze Lohengrin in der nämlichen Strophform, dem sogenannten schwarzen Loue Kinsors, geschrieben ist, wie der bezeichnete Abschnitt des Wartburgkriegs. Im Verlauf des Streits lenkt Kinsor die Rede auf Artus und dessen Rastelle (und hierin bestehen die wichtigsten Zusätze des Lohengrin); er habe Artus und dessen Ritter, sagt Kinsor, im Gebirg gefunden, wo Helicia ihm über Alles Bescheid gegeben, was er über dieselben habe wissen wollen; aber dies Alles könne er einem Banern (vilan) nicht sagen. Da erwidert Wolfram, St. Branden habe ihm von Artus und Helicia erzählt, und er wisse mehr, als Kinsor, denn es sei diesem unbekannt, wie Artus, seitdem er von dieser Welt geschieden, einen Kämpfer ausgesandt; auch wisse er nicht, wer dieser Kämpfer gewesen, den der Glode Lou gerufen habe. Nun wird Wolfram von Allen aufgefordert, diese Mähre zu erzählen, welche eben den Inhalt des Gedichts bildet. Ehe wir über dieselbe berichten, müssen wir aber zwei kurze Bemerkungen vorausschicken: erstens, daß die eben erwähnte Erwiderung Wolframs ganz in seinem Sinne ist, da er ja auch in seinem Parzival dem Chretien von Troyes den Vorwurf macht, er kenne die Sage nicht und habe sie verfälscht, wogegen ihm der wahre Hergang genau bekannt sei; zweitens, daß die Erzählung Wolframs an einigen Stellen des Gedichts durch Bemerkungen Kinsors oder durch Bitterkeiten Wolframs gegen jenen unterbrochen wird, daß selbst noch am Ende ihr gegenseitiger Groll wieder ausbrechen droht, so daß sich die Frauen ins Mittel legen müssen, damit die Erzählung beendet werden könne. So ist diese bis zu ihrem Schlusse dem Wolfram in den Mund gelegt; in den letzten Strophen tritt aber doch der eigentliche Dichter hervor, freilich nur sehr schüchtern und ohne sich zu nennen.

Den Inhalt des Gedichts bildet die schon mehrmals erwähnte brabantische Stammsage, welche Wolfram im Parzival andeutet (S. 362) und Kon-

rad von Bärburg in seinem Schwanenritter in eigenthümlicher Weise behandelt hat (S. 459). Nur ist diese Sage mit vielen höchst willkürlich erdachten Zusätzen erweitert, und mit der Geschichte der sächsischen Kaiser auf eine freilich ziemlich ungeschickte Weise in Verbindung gebracht. Während nämlich Konrad die Zeit, welche zwischen der Vermählung des Schwanenritters und dessen durch die neugierige Frage seiner Gemahlin verursachte Entfernung nur kurz berührt, erzählt der Dichter des Lohengrin in breiter Ausführlichkeit die Thaten, welche derselbe als Herzog von Brabant verrichtete, indem er ihm an den bedeutendsten Kriegen und Ereignissen der Zeit Theil nehmen läßt. Da er den Helden unter Heinrich dem Vogler in Antwerpen landen läßt, so wird zunächst die Geschichte des Reichs unter diesem Kaiser zum Theil nach den Chroniken, zum Theil aber mit vielen fabelhaften Zusätzen erzählt. Den Mittelpunkt bilden natürlich die Kämpfe gegen die Hunnen (Ungarn); der erste Einfall derselben wird episch von Kaiser Heinrich erzählt; an den späteren Zügen nimmt Lohengrin selbst Antheil und trägt nicht wenig zur Befreiung der wilden Feinde bei. So sehr diese und andere historische Begebenheiten mit der Natur der Dichtung im Widerspruche stehen, so werden sie doch dadurch wichtig, daß sie uns ein getreues und zum Theil lebendiges Bild jener großartigen Zeit, einer der schönsten in der deutschen Geschichte, geben; noch größeren Werth erhält das Gedicht für uns, weil es uns einen tiefen Blick des hässlichen Lebens zu des Dichters Zeit gestattet.

Lohengrins Fahrt nach Brabant.

59 Lohengrin quam ouch aldar,
unt hoher junger fürsten vil an siner schar:
er trat niht für die massenie al eine.
Dô in sin swester ane sach,
daz wasser von ir herzen zu ir ougen brach:
hoert, ob diu magt iht jamerlichen weine!
Der künec und al die fürsten vrâgeten, was
der edeln wære?
Si sprach: „Mir ist herzenleit geschehen!
Sol ich dich, lieber bruoeder, nimmer mê ge-
sehen?
Dû bist der kempfe, unt sagt der Grâl diu
mære.

60 Sin muoter, Parcivâles wip,
sprach: „Owê mir, zarter lieber, schöner lip!“
Sie gienc und umbe vienc in mit ir armen:
von ir dicke geküset wart
an sinen werden munt, er was noch âne bart;
ir jâmer, daz moht einen vels erbarmen.
Doch er im schier ein ende gît, sin muot be-
gunde ringen.

Dô rief man kamerâren dar,
edel knappen nâmen sin mit dienste war,
sin harnasch hiez er im vil balde bringen.

61 Daz harnasch wart im sunder twâl:
dâ wâpent in dar in der edel Parcivâl,
der herze in jâmer als ein sunder brande.
Dô brâht im helm und ouch den schilt
ein knappe, der was mit im ûf die vart gezilt;
der hiez Kÿer, geborn von Kummerlande.
Ein ors, daz was un mâzen grôz, dort her ein
knappe fûerte,

das ouch sin herze niht entrouc:
man seit, daz ez vor snelheit gein den lüften
flouc,
swie ez die erde mit den füezen rüerte.

62 Dô sprach er: „Artûs, künec wert,
min herze nû urloubes von dir, herre, gert.
Got segen dich, vater min unt werde degene!
Got müeze miner muoter pflegen!
Über die swester min, sô gê der himel segên!
Die frouwen müeze alle Got gesegene,
unt nem ouch min in helfe war: ich var nâch
richem solde.“

Dâ von sin muoter dâ erschrac,
das sie unmehtic vor der masseuie lac,
unt lie ir sun nû kêren, war er wolde.

63 Hêrt, waz her Lohengrin nû ger.
Hie gânt die fürsten mit im zuo dem rosse her,
die het des jungen fürsten niht verdrossen;
mit dem zoom nâch dem zoom er greif.
Als er den fuoz wolde bieten in den stegereif,
sô kumt ein wilder swan dort her gevlozen;
der sôch ein schef daz wazzer ûf, daz hât in
Got gelêret.

Dô sprach zu in her Lohengrin:
„Nû zihet daz ros hin wider zuo der krip-
pen sin:
ich wil mit disem vogel, swâ er kêret.“

64 Der swane fuor dem gestade bi;
in daz schef sô schreit der junge waudelsfri.
Der vater truoc den schilt in sinen henden;
er reicht in sinem kinde dar;
er sprach: „Wer nimet hinaht din mit pflege
war?“

Nâch spiselâgen hiez er balde senden;
zwei panel schiere wurden brâht mit cipperi-
schem wine;
er sprach: „Ich wil entweders iht;
durch den ich var, der lât mich ungepflegen
niht!“

Hin fuor der swane mit dem ritter sine.

65 Ein snelles wazzer in dô truoc
ûf daz mer; dâ gewan er ungemaches gnuoc:
die unde wurfen in ûf gein den lüften.
Daz werte wol gein fünf tagen,
daz man nindert kanel sach mit wine tragen,
noch die truhsezzen mit der spise guften.
Der swan vie ein vischelin; daz slant er gar
mit geilen;

dô sprach der fürste tugentlich:
„Nû bin ich din geverte, und izzest âne mich.
Dâ scholdes mir daz vischel halbez teilen.“

66 Der swan stiez houbet unde kragen
in daz mer (nu merket reht, waz ich wil sagen),
in dem gelich, als ob er vische meine;
dâ quam ein oblatelin
in des sees unden zuo dem munde sin.
daz sach der fürste, trucken unde reine;
der swan ez mit snabel her gein des heldes
henden wiset;

des wart der edel fürste geil;
er az ez halp unt gap dem swan daz ander teil:
ez wart nie fürste noch vogel baz gespiset.

67 Der vogel huop ane unde sanc,
daz ez dem fürsten süeze in sin ore klanc,
wan er in engels wise was gestimmet.

In solher varwe er im erschein,
daz er gedâht: „Ditz ist für wâr ein engel rein,
der hie bi ûf disem wâge swimmet,
in hât Got nâch mir gesant, daz er mich habe
in huote.

Ich wil nû kleine sorge hân,
wie ez ûf dem wilden wâge mir müge ergân:
ich weiz wol, daz min vart kumt ze allem
guote.“

68 Daz schef vaste ûf dem wâge lief;
in diser süezen wunne der junge künec entlief:
nû lât in ligen, sin wart gepflogen schône;
Got selbe wolt sin hüeter sin.
Nû sagen von der reinen klâren herzogin.
Der kaplân het verlorn der schellen dône;
er sprach: „Frowe, merket mine wort! ich hân
vermist der schellen:

der dôn sô krefstlichen brach
durch die luft, swenn ich Got ze êren messe
sprach,
daz ez die virre mohte wol erbellen.“

69 Diemüetlich die fürstin sprach:
„Vil milter Got, nû si dir al min ungemach
ûf din erbermede geopfert in din schôze;
tuo mir daz din genâden sin.“
Der kaplân sprach: „Gehabt iuch wol, liebe
juncfrowe min,
sit sicher, daz iuch iht sin gûete verlôze,
er hilft von den nœten iuch, ob er wont in den
chœren:

iuch kumt ein kempfe von siner gebe,
oder ich wil gelouben, daz er nindert lebe;
unt wellent alle min witze mich betœren.“

70 Nû het diu herzogin besant
in Limbure die dienstman und in Brâbant,
die sich mit trinwen nie von ir geschieden;
ir mäge ein teil was ouch dar komen:
ze Antwerf was diu sprâche, als ich hân ver-
nomen,
und uns diu âventiure seit in den liden.
Ez was ûf des kampfes zit nu komen alsô nâhen,
daz diu fürstinne râtes pfac,
wie sie wolt gebâren ûf den tac.
Seht, wie sie dort den swan her vlieezen sâhen.

71 Wie lange er ûf dem wazzer wære,
des bescheident mich der âventiure mære,
als ir sin von mir fûrbaz wirt bewiset.
Dô er sich von den bergen schiet,
und ûf dem wazzer sin vart gein Brâbant geriet,
und des tages, dô in der vogel spiset,
in der wochen quam er dar, daz habt niht
für ein wunder,
wan ez Gotes wille was.

Ritter unde frowen, die ûf dem palas
wâren, die schoweten alle zuo besunder.

72 Der swan, der wiste daz schiffelin
gein dem gestade, dar ûf sô slief der ritter sin,
unt het sich schône ûf sinen schilt gestrecket.
Der kapelân des niht vergaz,
er gie, dâ die fürstin an ir râte saz,
er sprach: „Juncfrowe, iuwer sælde wirt er-
wecket.

Gêt dan, nemt mit iuch den rât: ich lâz iuch
wunder schowen.

Ein kleinez bärkel fûert ein swan,

unt prüeve niht wol, ob bi im si ieman dran.“
Dā gāhten mit im ritter unde frowen.

- 73 Sie wāren dem gestade bī,
unt riefen, ob ditz niht ein wunder si:
von disem schalle der junge fürste erwachete.
Er riht sich uf, daz er gesaz;
der swan fuor ein tell hin von dem gestade baz,
von siner kunft manic trüric herze erlachete.
Der kaplān sprach zuo der herzogin: „Aht,
waz er hie mit meine;
ir schōlt liht selbe gein im gē.“
Ir muoter, swestersun und ander fürsten zwēn,
die rietenz und die andern alle gemeine.

- 74 Nū merket reht, waz ich iuch singe:
Ir muomen sun, der was geborn von Lutringe,
dem muoter unde vater dannoch lebten:
der het sich gerne angenommen
den kampf, dō was er niht zuo sinen tagen
kumen;
dā von sis alle mit rāte widerstrebten.
Der ander fürste von Lütich was ein bischof
hōch gewihet,
der het sie ūz der touf genomen;
der was durch iren willen zuo der sprache
komen;
hey, was er Gotes gabe unt lēhen lihet!

- 75 Ir en, der künic von Engellant,
het einen gefürsten abt dar zuo ir gesant,
des andaht gein Got lüter was unt reine,
daz man uf erde in heilic het:
der warp an grēven, frien, dienstman und an
stet,
und dar zuo an daz lantvolc al gemeine,
daz sie līezen werden schin ir triuwen an ir
frowen,
das mans uf küniges ēre hiet,
ob man sie mit keinem kriege an geriet;
er līez mit aller maht sich bi in schowen.

- 76 Dō er den swan sus halden sach,
mūget ir hōren, wie der heilic man dō sprach:
„Ditz seltzen wunder bediutet freude sachen!
Er wil her zuo dem gestade niht:
dā gegen mir min herze eines rātes giht,
daz man sich mit dem antvange gein im
mache!“

Der rāt dūhte si alle guot; man hiez die
glocken līuten,
daz heilic tuom bālte wart genumen;
mit van unt mit gesange sach mans gein in
kumen;
ir vreude sīns kumens woldens im bediuten.

- 77 Swan unt schef sich gein im reit;
die fürstin und ir frowen wāren alle gekleit
diemüeteclīch, als si ir herze lēre.
Der junge künle niht muotes laz,
snellich wischt uf unt stuont, niht mēr er saz;
dā mit er heilic tuom unt frowen ēre.
Dā was sin wāpenlich gewāte sō rehte kei-
serlichen:
die isenhosen umbe sine bein,
und allex sin geschicke sō reht hērlich erschein,
daz sich ir alle freude begunde rīchen.

- 78 Des aptes heilic leben rein
schauof, daz im der swan in engels bilde er-
schein:

nū schult ir hōren, wie er fūrbaz handelt:
er viel gegen im an diu knie,
des in sin andēhtigez herze niht erlie.
Zehant er wider in vogels bilde sich wandelt:
der apt stuont uf, doch het er wol gesehen
daz grōze zeichen.

Daz schef her zuo dem gestade sleif,
der bischof und der apte gein dem ritter greif:
dā wolt er sich entwedern lāzen rīchen.

- 79 Da sie daz heten beide vernumen,
dā hiez man die fürstin selber gein im kumen.
Dō daz erhōrt der künic muotes rīche,
in dem scheffe er gein ir gie:
Elsāny, diu junofrow, in gütlich enphie
mit sūezen worten gar gezogenliche,
unt rīchet im die hende dar, lanc, snēwiz
unt līnde:

die begreif er ir zehant,
unt volget der fürstin frōlich an daz lant;
des freute sich diu herschaft unt gesinde.

- 80 Da er nū an daz lant was kumen,
unt sūez enphānen von der werden het ver-
numen,
ein teil er sich wider gein dem scheffe wande:
er hiez behalden helm unt schilt
und daz swert; den von Lutringe des niht
bevilt,
er wolt ez haben tragen zuo dem lande.
Der stolze sprach: „Nein, ich enwil, schaffiz
mit dem kamerere!“

Zehant er dā des niht enlīez,
der fürste den kamermeister ez nemen hiez:
der moht ez kūme gedīnsen vor der swere.

- 81 Dō schilt unt helm unt swert quam dan
ūz dem schef, und daz des war genam der
swan,
er fuor den wec, den er was her gevlozzen:
den künic er bi der fürstin līe.
Nū lāt in varn, unt hōrt, wie ez im hie ergie!
Die heten beide ir hende zesamne geslozzen.
Dem bischof und apt Gundemār hin volgete
der hōch gehēre
in daz mūnster für den alter rein:
dā wart gelesen unt gesungen von den zwēin,
als man noch künigen tuot, die man sus ēre.

Ottaker.

Ottaker oder Ottolar, den man gewöhn-
lich, aber wohl mit Unrecht, von Horned nennt,
aus Steiermark, lebte in der zweiten Hälfte des
dreizehnten Jahrhunderts und im ersten Viertel
des vierzehnten. Er schrieb, wie er selbst berichtet,
eine Weltchronik bis auf Kaiser Friedrich II., doch
ist dieselbe bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden
worden; dagegen besitzen wir von ihm eine „De-
sterreichische Chronik“, welche die Geschichte
Österreichs von 1250 bis 1309, d. h. vom Tode
Kaiser Friedrichs II. bis auf das Jahr nach Kaiser
Albrechts Ermordung mit großer Ausführlichkeit
(in mehr als 83,000 Versen) erzählt, übrigens
auch die wichtigsten weltgeschichtlichen Ereignisse,
die während dieser Zeit stattfanden, umständlich be-
richtet. Diese Chronik hat ungewisselhaft einen
großen historischen Wert, poetische Bedeutung hat
sie dagegen nicht. Man bemerkt wohl, daß der

Dichter mit den großen Meistern der früheren Zeit, namentlich mit Wolfram, den er öfters mit großer Ehrerbietung nennt, genau vertraut war; allein seine Bemühungen, ihnen nachzutun, sind vergeblich, ja sie schaden sogar seinem Werke, weil er sich oft hinreißend läßt, seine einfache, klare und umsichtige Darstellung der Begebenheiten durch Bemerkungen oder Schilderungen in der Weise der alten Rittergedichte zu unterbrechen. Nur dann, wenn er seine eigenen Empfindungen über nahe liegende Verhältnisse ausdrückt, wie z. B. in dem unten mitgetheilten Bericht von Kaiser Rudolfs Tod, ist seine Darstellung erfreulich, weil er dabei nicht nöthig hat, aus sich selbst herauszugehen. Wo er aber entfernter liegende Verhältnisse mit poetischen Farben, die er aus den früheren Dichtungen entnimmt, darzustellen sucht, wird er matt und ungenügend. Ottakar zeigt in diesen Stellen, daß er sich selbst durchaus nicht verstanden hat; er hatte Talent für die Geschichtsschreibung, nicht aber für die Poesie, und es ist sehr zu bedauern, wie schon von Andern bemerkt wurde, daß er nicht in Prosa geschrieben, weil er uns dann statt eines ungenügenden Reimwerks ein tüchtiges Geschichtswerk hinterlassen hätte. Denn er hatte die Ereignisse in seiner Heimat, deren Zeuge er war, mit klarem Sinne beobachtet, er hatte sich über die fremden gut zu unterrichten gewußt, er versuhr bei der Darstellung seines Stoffs mit kritischem Takte, indem er die Sage und das historisch Unbegründete von dem historisch Wahren scheidete; er verband mit ächt vaterländischer Gesinnung auch einen unabhängigen, freien Geist, den er in seinem entchiedenen Tadel sowohl des hierarchischen Unwesens als des despotischen Drucks gleichzeitiger Fürsten beurkundet.

Rudolfs Tod.

CCCLXXV Die wile der künec z Erfurt lac,
unde maniger unmuoze pflac,
der dem riche was nôt,
dô begunde sich der tût

5 nâhen ûf sin spor.
Wâ der künic gie vor,
dâ sleich er im nâch.
Dô sich der künic dô versach
des libes krankheit

10 gegen Swâben er reit,
wand er durch der vürsten bete
einen hof hete
gesprochen hin ze Vrankenvurt.

Dô man des hoves zit spurt,
15 dô kômen dar gemeine
die vürsten grôz unt kleine,
vrien, grâven, dienstman,
unde wer sich des versan,
daz er solhes iht dolte,

20 daz der künic im rihten solte,
unde wem ot iht gewar.
Der künic kam ouch dar.

— — — — —
wie man sin solde beginnen,
25 daz was dem künige wol kunt,
wand er ze maniger stunt
solher sache hete gepflegen.
Des muose er sich ûn bewegen,
sô gar het in daz alter brâht
30 von des libes maht.
Er beleip aber doch

bi den wîzen dannoch.

Nû was half aber daz?

Dô er der krefte wart sô laz,
35 daz im der lip begunde argen,
daz er der burde der sargen
selbe niht mohte gelieben,
dô enpfalch er den râgeben
unde den kûrherren,

40 daz sie den hof nâch sinen êren,
unde sô sie beste mehten,
zeinem ende brâhten.
Daz was aber allez verlorn.
Dô sich der künic hôchgeborn

45 niht selbe dô gewiste,
wan dô man sin vermiste
an dem râte und an dem geriht,
dô wolden lenger niht
dâ beliben die hêrrên.

50 Man sach sie dannen kêren
ân urloup beinzigen,
wan in beleip unverswigen
dez küniges krankheit.
Daz was allen den leit,

55 die sin die wârlheit ervunden,
die dem riche guotes gunden,
dô sich diu hêrschaft zerlie
und der hof alsô zergie,
daz lûzel guotes dâ geschach

60 von der krankheit, die man sach
an dem werden künec Ruodolfen.
Gerne hæten im geholfen
mit werken unt mit râte
die wîsen arzâte

65 und alle, die sie westen.
Nû vundens niht gebresten,
der im von slechtuom wære,
wan die eine swære,
daz im der krefte gebrast

70 von des alters überlast,
und daz er im was nâhe komen,
der im den vater hâte genomen.

CCCLXXVI Die meister von Gotes gunst
unde dar nâch mit ir kunst
hielten in enbor
und dem tôde mit gewalt vor

5 wol ein jâr oder mære.
Künec Ruodolf, der hêre,
dô er von Vrankenvurt schiet,
sin wille im riet
ûf ein burc veste,

10 die er dâ nâhen weste,
Germersheim genant.
Dâ hin vuor er dô zehant;
dâ vertreip er die stunde,
sô er beste kunde.

15 Hêr tût, ich bin iu gehaz,
unde sagiu doch, umbe waz,
daz iu solher gewalt
gegeben ist unde begalt.
Daz ist mir von herzen leit,

20 daz nieman siner wirdikeit
gegen iu geniezen mac,
er müeze iuwern slac
dulden unde liden;
wan woldet ir vermiden

25 einen sô getânen man,
der allez daz hât unde kan,
daz ein volkomen man haben sol,

- zwäre, sô lîezet ir wol
den künec Ruodolfen leben:
30 wande im Got hât gegeben
an tugende volle genuht,
wistuom, manheit unde zuht,
milte und diemüetikeit
(untruwe was im leit),
35 barmunge, kiusche unde scham;
der geitige was er gram.
Ich salte wol tugende mære
von dem künige hère.
Nû ist sin wol rât,
40 sit alliu ganze zal stât
volliclichen an zehen,
als ich die høre jehen,
die diu kunst erkent,
diu aritmética ist genent;
45 und überal die zehen tugent
habent im von der jugent
in daz alter gewont mite,
zehen tugentlicher site
sælic unde erbære,
50 daz er was guot rîhtære,
und daz er gerne vor vreisen
beschrîmet wîlewen unt weisen.
Unt sagiu ieman anders iht,
des sult ir gelouben niht,
55 daz der degen unverdrozen
anders iht habe genozzen
dar an, daz der hêchgeborn
ze künige wart erkorn,
wan sin selbes vrûmekeit.
60 Dô wart sô vil von geseit,
daz sin guot lîumunt erhal
in den landen überal,
dô das rîche was hêrren bar,
unt sô dicke nâmen war
65 die kûrhêrren algelîche,
wie sie mit dem rîche
geschuofen ir vrûm,
daz sie gemêrten ir richtuom.
Wie daz die hêrren behende
70 versuochten manegen ende,
unt wie sîez conduwîerten,
unt mit der wal wenschlierten,
daz hapt ir allez wol vernomen.
Nû was dem bâbeste vûrkomen
75 des mannes vrûmekeit sô grôz,
daz er sin wol genôz,
wand der bâbest enbôt her,
er enwolde niht mêr
des irresals gestaten,
80 den sie under in hâten
mit der wal sô lange stunt;
er tet in alsô kunt,
im wære von einem man
solhiu vrûmkeit kunt getân,
85 der wære grâve *Ruodolf* genant,
von *Habesburc* erkant,
daz er daz rîet und ouch wolde,
daz man in erweln solde
dem rîche zeinem hern.
90 Des enhôrten niht gern,
die erkanden solhes muotes,
daz er niht hæte varundes guotes.
Dâ von trôsten sie sich niht,
daz sie von im gewunnen iht
95 ze miete keine gâbe;

- dâ von ez nieman dâ vûr habe,
daz dem künige Ruodolfen
iht anders habe geholfen
des rîches, wan sin vrûmekeit,
100 die er von siner kîntheit
uns in sin alter hât getragen.
Sol der tût an dem bedagen,
des muoz ich immer trûric wesen.
Wær ander ieman genesen,
105 die ouch bi ir jâren
an vrûmekeit volkomen wâren,
als Dâvit unde Sâlomôn,
Alexander unde Samsôn,
Achilles unde Gâmuret,
110 Parzîval unt Lanzîlet,
der aller smerze unde rê
tuot mir niht sô wê,
als des werden küneges nôt.
Dô den gewissên tût
115 die arzât an im erkanden,
des küneges rât sie besanden,
unde sagten in dô,
des sie wurden unrîrô,
der künec môhte lenger niht geleben.
120 Die arzât und die râtgeben
wurden alle des ze rât,
daz man der hêrren einen bat,
daz er dem künige seit
an den dîngen die wârheit.
125 Der tet daz ungerî:
doch dô man sin niht wolde enberu,
dô giengens algelîche,
dâ der künec rîche
saz unt schâchzabel zôch.
130 Alle diu vreude vlôch,
die sie gewunnen bi ir tagen,
dô sie dem künige solden sagen,
daz er schiere muoste sterben.
Ir einer begunde werben
135 an den künec, daz er im gap
mit im ze redene urlap.
Dô sprach der künec vrûot:
„Rede, wes dir dir si ze muot!“
Dô sprach er: „Daz erbarme Got,
140 daz ich solher mære bot
gegen iu müeze sin!“
Dô sprach er: „Lieber herre min,
ir sult dar umbe niht verzagen,
daz ich iu müeze sagen.
145 Gedenket, daz ir sît ein man,
der wol weiz unde wol kan,
wie diu werlt ist gesetset,
wie sie sich anvât unt letzet,
so er hin unt her sich wendet,
150 wiez mit dem tôde sich endet,
daz nieman wart sô hoch,
der dem tôde ie enpfîoch,
unt wol im wære alsô ververt,
daz der sêle wirt beschert
155 êwîc ruowe unde gemaoh.
Hêrre, dô trâhtet nâch,
daz ir iuwerm leben
ein guot ende müezet geben,
wan iuwer arzât, die hie stânt,
160 die habent mich des gemant,
daz ich iu tuo von in kunt,
daz vûr dise stunt
ir lenger müget geleben niht,

wan ob iu daz heil geschiht,
 165 als ich hœre an ir sag,
 ob ir uns an den vünften tag
 dem tōde vor weset;
 vürbas ir niht geneset.“
 CCCLXXVII Nû prüvet unde merket
 ein dinc, daz übersterket
 alle die manheit,
 von der ich ie hân geseit.
 5 Ein man sol gedenken,
 waz mære müge geschrenken
 mannes muot unde betouben
 und an witzu berouben,
 denne sô dem man
 10 kunt wart getân
 des gewissen tōdes zil.
 Ich hân gehœret vil,
 unde hân es gesehen,
 daz es ist geschehen,
 15 wenne man den liuten seit
 solhiu herzenleit,
 daz sie verzagten sô sere,
 daz sie sich sin niht mære
 an ir kraft envoln
 20 mügen erholn
 unt vor zageheit ersterben,
 daz sie dâ von verderben.
 Der künic des niht entet.
 Der im diu bösen mære het
 25 sô lûte kunt getân,
 den sach er guotlichen an,
 unt sprach: „Daz dû hâst geseit,
 sag an, ist daz diu wârheit?“
 „Jâ leider, hêre!“ sprach er.
 30 „Wol ûf, sô suln wir niht mer
 beliben alhie.“
 Des wundert alle die,
 die dâ wâren engegen:
 war hin er sich wolde erwegen,
 35 des vrâgeten sie in.
 „Ze den andern künegen hin
 will ich,“ sprach er, „an dirre vrist
 hin ze Spire, dâ ir mër ist
 miner vorvaren,
 40 die ouch künene waren.
 Den wil ich in belibens siten
 zuo komen geriten,
 sô daz mich nieman vüeren tar.“
 Nû prüvet unde nemet war,
 45 ob iuwer keiner habe gesehen,
 daz es mære si geschehen,
 daz ein künec geriten habe
 mit verdâhtem muote zuo dem grabe,
 alsô an disem zil
 50 tuon muoz unde wil
 der künic ûserkorn.
 Von im was unerborn,
 er urloupte sich schône
 (daz im sin Got noch lône!)
 55 ze Gernersheim. Von dem gesinde
 sich huop ein klage swinde
 von wiben unde von mannen,
 dô sich der künec von dannen
 alsô scheiden wolde,
 60 daz er niht ensolde
 hin wider komen vürbas.
 Dâ mite er ûf gessaz
 unt wolde dannen riten.

An ietweder siten
 65 ein pfaffe bi im reit,
 der im von Gote vor seit
 und underwisten guotes.
 Der künic edels muotes
 an tugenden sich verkêrte niht,
 70 als noch manigem geschiht,
 der an tugenden sich verkêrt,
 sô er der krefte gevider rêrt
 gein des tōdes müze.
 Rehte alsam der strûze
 75 machet lebhaft
 mit siner gesichte kraft
 siner tōten eiger ruht,
 alsô wart alliu suht,
 diu von krankheit des muotes kumt,
 80 serüeret unt zekrumt,
 den, den diu sælde geschach,
 daz sie der künic ane sach;
 doch er solde sterben.
 Dar nâch begunden werben,
 85 die sin tugent erkanden:
 allenthalben in den landen
 begundens an den wilen
 zuo den strâsen ilen,
 daz er sie sach unde sie in.
 90 Und dô er kom gein Spire hin,
 dâ er sich solde niederlegen,
 mit vlise sach man in pflegen,
 daz der sêle nütze was.
 Swaz man im vor gelas,
 95 daz im nütze wær se tuon,
 dâ mite er Gotes suon
 unt sin hulde erwurbe,
 daz tet er, è er sturbe.
 Er gap wider unde galt,
 100 waz man im vor gezalt,
 daz er ze gelten wære gebunden.
 Dar nâch in kurzen stunden
 enpfîenc er Gotes licham,
 als im wol gesam;
 105 und dô der tugende riche
 umb sine diener geliche,
 leien unde pfaffen,
 sin dinc hete geschaffen,
 daz heilic olei er enpfîe;
 110 und dô alles an im ergie,
 daz billiche solde ergân
 an einem solhen man,
 nû was daz zil komen,
 als ir wol habet vernomen,
 115 dar ûf sin arzât heten gegeben
 einen ende sinem leben;
 dô gie es an ein scheiden
 zwischen den beiden,
 dem lichamen unde der sêl.
 120 Ei, süezer engel sant Michahêl,
 aller engel erdegân,
 lâ dich niht triegen hin dan
 den argen tievel! Swinde
 dins amptes dich underwinde,
 125 daz dir von Gote enpfolhen ist:
 underwinde dich an dirre vrist
 siner sêle; vüers enbor
 in der werden engel kôr!
 Wêrliche, des ist er wol wert,
 130 wan sin herze ie gert
 volvüeren die gerehtikeit.

- Lônet dâ Got der arbeit,
die man in sinem dienste hie tuot,
ist er alsd gemuot,
135 als ich die psaffen hœre brêdegen,
sô sol er billich erledigen
sin sêle uz allem truobesal.
Diu klâge unde diu quâl
wart michel in der stat,
140 dô man dâ vernomen hât
die klegelichen nôt
daz der künic was tût.
Dô der künic was gestorben,
mit vlize wart geworben
145 von den hêrren dô geliche,
daz man die liche
edel unde werde
bestatte zuo der erde,
daz sie sin hâeten êre.
150 Man dorste nieman sêre
zuo dem bevilde laden:
die bi des Rînes staden
allenthalben sâzen,
ungerne hetens die lâzen,
155 sie wæren alle kômen dar.
Dô die bischofe begiengen gar,
das in ze tuone stât,
dô man solch bevilde begêt,
zuo dem grahe man in truoc.
160 Daz hete der künic kluooc
ûz gezeiget unde gegeben,
sô er noch was bi dem leben,
daz er dâ wolde ligen:
des enwart er niht verzigen;
165 er wart dar in bestatet schône.
Got in des himels trône
sins tôdes er uns ergetze!

3. Volksthümliches Epos.

So leicht die aus dem Volke hervorgegangenen Dichtungen von den Erzeugnissen der Volksepoeie zu unterscheiden sind, weil sie einen festen, scharf ausgeprägten und unwandelbaren Charakter haben, den ein Kunsdichter wohl in einzelnen Zügen erlanschen und nachbilden, niemals aber in längeren Gedichten durchführen kann; so schwer ist es doch, diesen Charakter zu erklären oder zu schildern, weil sich das Einfache überhaupt nicht zerlegen läßt. Der Volksgesang ist der naturgemäße Ausdruck alles desjenigen, was irgend ein Volk denkt, fühlt oder thut, er entspringt aus dem im Menschen tief inwohnenden Bedürfnisse, dem geistigen Leben eine äußere Gestaltung zu geben (S. 2), und er unterscheidet sich daher auch von der Kunsdichtung wesentlich dadurch, daß er als die unmittelbarste Darstellung des Empfundenen oder Erlebten erscheint, während jene mehr oder weniger ein Ergebnis der Reflexion ist. Weil er aber der naturgemäße und unmittelbare Ausdruck der Gefühle oder Handlungen ist, so ist er, wie alles Naturgemäße, von der höchsten Einfachheit, zugleich aber auch von der größten Kraft und ergreifendsten Schärfe; er bringt die nämliche, unvorderstehliche Wirkung hervor, welche wir an allen Naturlauten wahrnehmen, mögen sie sich als schmelzender Klagegesang der Nachtigall oder als erschütterndes Löwengebrüll äußern. Ja es hat der Volksgesang eine noch umfassendere Wirkung, als alle diese einzelnen Na-

turlaute, weil er sie alle in sich vereinigt, indem die Menschenbrust alle die Empfindungen in sich schließt, die sich vereinzelt in den übrigen Geschöpfen kundgeben. Aus dieser Natur des Volksgesanges läßt es sich auch allein erklären, warum er selbst noch dann, wenn er in roherer Form und Sprache erscheint, von großer Wirkung ist. Weil aber der Volksgesang der naturgemäße, notwendige Ausdruck des innern Lebens ist, so folgt daraus, daß er seinem innersten Wesen nach bei allen Völkern gleich ist; und in der That, wir werden ein ächtes Volklied, selbst in der Zeit, Raum und Bildungsstufe verschiedenster Völker in ganz gleicher Weise auf uns wirken sehen, sogar dann, wenn uns ein solches Lied nicht in seiner unmittelbaren Erscheinung, sondern nur in einer Uebersetzung vorgetragen wird, welche immerhin manches Charakteristische verwischt, wenn sie noch getreu und glücklich gegeben ist. Bei aller dieser naturnothwendigen Uebereinstimmung des Volksgesanges aller Zeiten und Völker erscheint er doch wiederum in allen Zeiten und Völkern mit scharf ausgeprägten charakteristischen Verschiedenheiten, welche nicht weniger naturgemäß sind, als die erwähnte Uebereinstimmung; denn wenn diese aus der sich stets gleich bleibenden Natur des gesammten Menschengeschlechtes hervorgeht, so ist die Verschiedenheit in der besondern Art und Weise begründet, in welcher das innere Leben der Menschheit zur Erscheinung gelangt, und die durch Zeit, Klima, Abkammung, Sitte und tausend andere Verhältnisse bedingt ist. Daher trägt jedes ächte Volklied nicht bloß das Gepräge des Reimenseitlichen an sich, es trägt nothwendig auch den Charakter des Volks, aus dem es erwachsen ist, und es ist somit das Volklied als der unmittelbare Ausdruck des allgemeinen Menschengeistes in dem eigenthümlichen Charakter eines besondern Volks zu erklären.

Je kräftiger die Eigenthümlichkeit eines Volks ausgeprägt, je weniger es den Einflüssen der Fremde oder einer erborgten Civilisation hingegeben ist, desto scharfer und ungetrübter wird sich sein Charakter auch in seinen Liedern und Gesängen entfalten. Glücklicher Weise war dies bei dem deutschen Volke seit seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu den Zeiten der Hohenstaufen in hohem Maße der Fall. Denn wenn es auch das ängere Leben seit den Römekämpfen und der Völkerverwanderung in mannigfaltiger Weise umgestaltet, und wenn auch die Einführung des Christenthums manche Veränderung in Sitte und Lebensanschauung hervorgebracht hatte, so war der ursprüngliche Charakter des Volks davon im Wesentlichen doch nicht berührt worden. Die gelehrte Bildung der Geistlichkeit hatte auf das Volk als solches keinen bleibenden Einfluß ausüben können, und wenn auch, wie wir gesehen haben, die freie Aeußerung des Volksebens zurückgedrängt wurde, so gewann es dadurch nur um so mehr innere Kraft, die sich namentlich in der treuen Bewahrung der Sage und des Liedes kund gab. So war denn der Volksgesang ächt und unverfälscht, als er im zwölften Jahrhundert mit neuer Kraft im ganzen Volke wieder erblühte; es waren die alten Lieder, welche von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau erklangen, sie waren nur von der fortschreitenden Sprache ergrißen, vom Volke selbst in die neue Sprachform umgedichtet worden. Jetzt erfahren sie jedoch eine

neue Umgestaltung, die aber das Wesen derselben eben so wenig berührte oder verfälschte, als die Uebersetzung aus der althochdeutschen in die mittelhochdeutsche Sprachform. Die Lieder, welche von Munde zu Munde, von Geschlecht zu Geschlecht gesungen wurden, konnten nur kurze Gesänge sein, welche irgend einen bedeutenden Punkt der alten Sage besangen, und wenn sie auch alle innerlich zusammenhingen, weil sie ja alle dieselbe Sage behandelten, so standen sie doch in keinem äußern Verband. Diesen erhielten sie erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die große geistige Bewegung, die sich des Adels bemächtigt hatte, war nicht ohne Einfluß auf die Sänger des Volks geblieben: wie die höfischen Dichter, vom Volksgeänge ausgehend, nach und nach zu immer höherer künstlerischer Bildung sich erhoben, in dieser aber sich vom Volke und seinem Gesange trennten, um sich immer entschiedener dem Auslande zuzuwenden; wie sie namentlich dem einfachen epischen Liede das Epos entgegensetzten, das nicht bloß einzelne, abgerissene Begebenheiten darstellte, sondern eine ganze Reihe bedeutender Handlungen zu einem Ganzen zu gestalten suchte: so strebten nunmehr auch die fahrenden Sänger, sowohl die noch rohe und ungeschulte Sprache des Volksliedes zu veredeln, als auch die einzelnen Gesänge, welche ja innerlich schon zusammengehörten, auch äußerlich zu vereinigen, daß sie zum großen, vielgestaltigen Epos wurden. Dies mußten sie thun, um nicht an den Höfen ganz zurückgedrängt zu werden; sie thaten es aber auch, weil sie von der fortschreitenden Bildung ergriffen worden waren, wie denn manche von ihnen ganz in die Reihen der höfischen Dichter traten. Zwei Umstände, die wir nicht genug preisen können, vereinigten sich nun, dem volksbühmlichen Epos die großartige Entfaltung zu geben, die noch nach beinahe tausend Jahren die vollste Bewunderung erregt, und noch nach tausend Jahren erregen wird. Der eine ist, daß sich das Volkslied in ungeschwächter Kraft und Reinheit fortgebildet und erhalten hatte, daß es mit dem Volk auf das Innigste verwachsen war, so daß der Dichter, der es dem Volke in kunstgemäßer Gestaltung vortragen wollte, nicht wagen durfte, es in seinem Wesen zu verändern. Das Volk wollte die alten geliebten Sagen auch in den aus ihm erwachsenen Tönen hören; es ließ sich die edlere Sprache gefallen, aber sie durfte den einfachen, naturgemäßen Charakter des Volksliedes nicht verwischen. Ihm lag nicht daran, die äußeren Handlungen oder die inneren Seelenzustände seiner Helden in breiter Schilderung ausgemalt zu sehen, wie das höfische Epos es liebte; es wollte sie in einfachen, kräftigen Zügen, in rascher Lebens- und thatenvoller Entwicklung vor sich erscheinen sehen, wie er es aus den eigenen Liedern gewohnt war. Der zweite glückliche Umstand, dem wir zu verdanken haben, daß das volksbühmliche Epos zur naturgemäßen Entwicklung des Volksliedes wurde, liegt darin, daß es nicht höfische Dichter waren, welche sich des Stoffs bemächtigten, sondern fahrende Sänger, Dichter des Volks, bei welchen die höhere Bildung und Sprachgewandtheit das Gefühl für den ächten Volksgefang nicht getrübt hatte, Dichter, welche aus dem Volke erwachsen waren, mitten im Volke lebten, dessen Liebe und Ehrfurcht zu den alten Sagen und Liedern theilten, die mit dem lebendigsten Nationalbewußtsein erfüllt, daher

sowohl fähig, als würdig waren, im Sinne und Geiste des Volkes die einzelnen Gesänge zu einem großen Ganzen zu verbinden, Dichter endlich, in denen die wunderbare Kraft lebte, aus dem Herzen des Volks und mit der Sprache des Volks in edler, gebildeter Form zu sprechen, wie in unsern Tagen Uhland, der der würdigste Nachfolger jener großen Sänger ist, und dem nur ein eben so kräftiges Volk fehlt, um sie ganz zu erreichen*).

So gebunden die Volksfänger durch die vorhandenen Sagen und Lieder zu sein schienen, so war ihre dichterische Thätigkeit doch nichts weniger als unbedeutend. Wie wir aus einzelnen Aeußerungen wissen, waren die einzelnen Sagen in mannigfaltigen Liedern besungen**), die in Form und Inhalt mehr oder weniger verschieden waren. Der Dichter mußte aus denselben diejenigen herauswählen, welche den betreffenden Theil der Sage am besten und vollständigsten darstellten; oft mußte er wohl nur einzelne Züge aus dem einen Liede entnehmen, um ein anderes an sich besseres dadurch zu vervollständigen; er mußte endlich alle diese einzelnen Strophen, Theile und Lieder künstlerisch anordnen (was die Volksfänger, wie wir aus dem Nibelungenliede sehen, weit besser verstanden, als die höfischen Dichter) und durch mehr oder weniger geschickte Uebergänge zu einem Ganzen vereinigen, was wiederum die Folge hatte, daß die wahrscheinlich sehr verschiedenen Strophenformen der einzelnen Lieder auf eine einzige zurückgeführt und auch der Sprache Gleichmäßigkeit gegeben werden mußte, wobei die weitere Rücksicht einzutreten hatte, daß dieselbe nach den Forderungen der ausgebildeten höfischen Kunst zu behandeln und zu veredeln war. Einem Dichter nun, der allen diesen Forderungen im vollsten Maße genügt, und zugleich den Charakter des Volksgefangs zu bewahren versteht, so daß wir auch in der edleren Form diese Einfachheit, diese Kraft und Schärfe, diese Unmittelbarkeit der dichterischen Auffassung und Darstellung wahrnehmen, welche wir als das entscheidende Merkmal des Volksgefangs haben kennen lernen; einem solchen gebührt der Name eines Dichters im vollsten Sinne des Wortes; und ist denen zum allerwenigsten gleich zu stellen, welche französische Dichtungen in die Muttersprache übertrugen. Ja, wir stehen nicht an, ihnen einen höheren Rang anzuweisen, als jenen, da seine Aufgabe eine viel schwierigere war. Und doch haben wir die seltsame Erscheinung zu bemerken, daß dieselben Kritiker, welche jede auch noch so kleine Aeußerung der Selbstständigkeit bei den höfischen Dichtern anstaunen, und von Bewunderung überfließen, wenn diese in ihren Nachbildungen nur ein einziges gelungenes Epitheton beifügen, das in ihrem Vorbilde nicht stand, dem Volksdichter äbel wollen, ja ihn mit Bitterkeit und Wegwerfung tabeln, wenn er die einzelnen, ihm überlieferten Volkslieder zu

*) Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Uhland der romantischen Schule, welche sich die höfischen Dichter des Mittelalters zum Vorbilde nahm, auf dieselbe Weise entgegensteht, als jene Volksfänger den höfischen Dichtern.

**) Gelihet man ez sit hât dicke in Tiuescher zungen: die alten und die jungen erkennet wol diu mære sagt der Dichter der Klage von dem Kampfe und Untergange der Burgunder im Sonnenlande.

einem künstlerischen Ganzen umgestaltete. Freilich wäre es höchst erfreulich, wenn wir die alten Lieder noch in ihrer ursprünglichen Form hätten, allein jene Dichter darum anzuklagen, es ihnen zum Vorwurf machen zu wollen, daß wir diese ursprüngliche Form nicht mehr haben, ist zum wenigsten unverständlich, da wir wahrscheinlich ohne ihre Bearbeitungen zum Theil nicht einmal den Inhalt jener Lieder kennen würden.

So sicher es ist, daß die volksthümlichen Epen aus den alten Volksliedern erwachsen sind, so scheint es doch ein kühnes und gewagtes Unternehmen, sie aus jenen Dichtungen wieder herausgehoben zu wollen; es ist dies eben so schwierig, ja unmöglich, als wenn man aus Wolframs Parzival z. B. den ursprünglichen Text des französischen Vorbildes wieder auffuchen wollte. Es wird dies um so weniger gelingen können, je vollkommener die Umgestaltung der Volkslieder ist, wie gerade in dem Ribelungenliede. Die scharfsinnigste Kritik wird sich bei solchem Beginnen in die unvergleichliche Willkür verirren, und wird, wie es geschehen, auf unbedeutende Einzelheiten das größte Gewicht legen und sich genöthigt sehen, auch die vortrefflichsten Stellen für unächt zu erklären, weil sie mit schwächeren in nächster Verbindung stehen. Diese Versuche, selbst die geistreichsten und scharfsinnigsten, wie Lachmanns Behandlung des Ribelungenliedes, tragen aber unverkennbar das Gepräge der höchsten Willkürlichkeit. Wir heben nur einen allgemeinen Gesichtspunkt hervor. Jedes alte Volkslied, welches irgend einen Theil der deutschen Heldensage besang, mußte nothwendiger Weise ein abgeschlossenes Ganze für sich bilden, welches, auch wenn es Andeutungen auf andere Sagen enthielt, doch vollkommen für sich verstanden werden mußte, ohne die Kenntniß anderer Lieder unbedingt vorauszusetzen. Mußte eine solche Kenntniß aber bei irgend einem Liede wirklich vorausgesetzt werden, so war es eben nicht vollständig, es war nur der Theil eines größeren Ganzen. Nun sind bei weitem die meisten Abschnitte des Ribelungenliedes, welche Lachmann für ursprüngliche Lieder erklärt, von der Art, daß sie für sich durchaus kein selbstständiges Ganzes bilden; sie beginnen alle in solcher Weise, daß man oft gar nicht wissen kann, wovon nur die Rede ist*), und auch das Ende derselben hat keinen wirklichen Schluß. Solcher Art, so abgerissen und unverständlich können die alten Volkslieder nicht gewesen sein; was hat man aber durch diesen Aufwand von Scharfsinn gewonnen? In der That Nichts, als daß man die Freude am schönen Ganzen vernichtet, daß man Elai für Gold gibt.

Volkslieder liegen allerdings den volksthümlichen Epen zum Grunde; sie haben den Stoff gegeben und ihr Geiſt wehet unverkennbar in seiner vollsten Lauterkeit ungetrübt durch jene Gedichte, aber sie sind nicht unverständige Zusammenstoppelungen,

sondern vielmehr mit ächt poetischem Talente ausgeführte und selbstständige Bearbeitungen. Doch sind nicht alle hiehergehörigen Dichtungen gleich großartig und bedeutend; wir müssen zunächst diejenigen, in welchen der Geist des ursprünglichen Volksliedes von den Dichtern in seiner ganzen Größe und Lichtigkeit bewahrt worden ist, von denen unterscheiden, auf welche sich irgend ein anderer Einfluß geltend gemacht hat, sei es der Einfluß der Kreuzzüge, wie in den schon berührten Dichtungen von „König Rother“, „Herzog Ernst“ u. s. w. (S. oben S. 236 u. 261 ff.), oder der Einfluß der höfisch gelehrten Bildung, wie in der „Klage“, in „Biterof und Dietrich“, zum Theil auch im „Zwerg Laurin“ und in „Dietrichs Flucht“. Es unterscheiden sich dieselben auch schon durch die Form von den übrigen, welche den Geist des Volksliedes reiner bewahren, indem diese in volksthümlichen Strophenformen, jene dagegen in den höfischen kurzen Reimpaaren gedichtet sind. Als die dem volksthümlichen Epos angemessenste Form erscheint aber diejenige, welche nach dem vorzüglichsten in ihr gedichteten Epos Ribelungenstrophe genannt wird (S. oben S. 27). Sie findet sich zwar erst in Dichtungen, welche ihre jetzige Form gegen Ende des zwölften oder am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts erhalten haben; allein es ist anzunehmen, daß sie schon früher in den Volksgeſängen gebräuchlich war, wenn auch nicht in der vollendeten Ausbildung, wie sie sich im „Ribelungenliede“ zeigt, nebst welchem auch noch die „Gudrun“, „Walthar und Hildegunde“, „Alphart“, „Ortnit“, „Sug- und Wolsdietrich“ und der „große Rosengarten“ in dieser Form, freilich mit manchen Abweichungen und Veränderungen, gedichtet sind. Einige volksthümliche Gedichte haben andere Strophformen, nämlich das „Eckenlied“ und der „Riese Siegenot“, so wie auch die „Rabenschlacht“; doch ist diese ursprünglich auch in einer der Ribelungenstrophe nachgebildeten vierzeiligen Strophe gedichtet gewesen, welche von dem späteren Uebearbeiter durch Trennung der zwei ersten Zeilen in eine sechszeilige verwandelt wurde.

Wir haben nun noch den Stoff zu betrachten, welchen die genannten volksthümlichen Gedichte behandeln. Die ältesten epischen Volkslieder waren ohne Zweifel mythischen Inhalts; sie besangen die alten Götter, vielleicht wie die Homerischen Hymnen, indem sie dieselben durch begeisterte Erzählung ihrer Thaten zu verherrlichen suchten. Diese alten Göttersagen wurden aber durch die Völkerverwanderung und noch entschiedener durch das Christenthum theils ganz vernichtet, theils zurückgedrängt und zu bloßen Heroensagen umgestaltet, mit welchen die großen Helden aus den Zeiten der Völkerverwanderung verschmolzen wurden*).

*) So beginnt das dritte Lied: „Man sah sie täglich reiten an den Rhein“; das vierte: „Der König sah und Frühlind die Maid“; das sechste: „Wäre zu allen Zeiten ward soviel gesagt“; das zehnte: „Der Schwäber Kriemhildens ging hin, wo er sie fand“; das vierzehnte: „Der Vogt von dem Rheine liebtete seine Mannen“; das fünfzehnte: „Man sah zu Bechlenen ellen einen Den“; das sechzehnte: „Die Boten vorbrangen mit den Mären“; das siebzehnte: „Kriemhild die schöne mit dem Gefinde ging, da sie die Ribelungen mit frohem Ruthe empfing“; das achtzehnte: „Bildevines Rieden, die waren alle gerücket.“ 2c.

*) Man hat versucht, die alten mythologischen Bestandtheile in den volksthümlichen Gedichten aufzufinden; aber obgleich die skandinavischen Lieder, in denen das ursprüngliche mythische Element reiner bewahrt ist, als in den deutschen, hiezu mannigfache Beihülfe gewähren, ist es doch nicht gelungen, zu größerer Sicherheit zu gelangen. Auch wird eine solche wohl nicht leicht erreicht werden können, da sich nicht immer erweisen läßt, was ursprüngliche Göttersage ist, und was nur aus derselben auf die späteren Helden übertragen wurde. So vielleicht jedoch mit einiger Sicherheit behauptet werden zu können, daß die zwei Hauptgestalten der deutschen Heldensage (Sig-

Die Scheidung des deutschen Volkes in einzelne, zum Theil weit von einander absteigende Stämme macht es begreiflich, daß die Sagen sich als Stammsagen festgesetzt und daß sich bei allen oder doch den meisten Stämmen besondere Sagen ausgebildet haben. Doch sind nicht alle bis zur poetischen Gestaltung gedungen, oder, was wahrscheinlicher ist, es sind mit dem Untergange einzelner Stämme auch die Volkslieder verloren gegangen, welche deren Sagen besangen, und es haben sich im Allgemeinen nur die Sagen und Lieder derjenigen Völkerschaften erhalten, welche in Folge der Völkermigrationen und ihrer welthistorischen Kämpfe zu größerer Bedeutsamkeit gelangten, ja nicht einmal aller, da die Lieder der Burgunden, Alamannen, Sachsen und Thüringer entweder ganz verloren gegangen sind oder nur noch in Verbindung mit den Sagen anderer Stämme erscheinen. So führt uns das volkstümliche Epos des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nur in die Sagenwelt der Franken, Gothen, Longobarden und Normannen ein, und zum großen Theil sogar nur in einer Verschmelzung, welche aus den Zeiten Karls des Großen und seiner unmittelbaren Nachfolger stammen mag.

Die fränkische Sage, deren Hauptheld Siegfried ist, wird nur in einem einzigen dem fünfzehnten Jahrhunderte angehörnden Gedichte selbstständig dargestellt, welches sich ohne Zweifel auf ältere Lieder gründet, und ihnen ewig frischen Geist in mancher Stelle durchblinden läßt, aber doch hinter den Gedichten der mittelhochdeutschen Zeit weit zurücksteht. Angerem erscheint Siegfried nur in Verbindung mit der burgundischen und gothischen Sage, bald hervorragend, wie in den Nibelungen, bald aber in untergeordneter Stelle, wie in einigen Gedichten, welche zur Dietrichsage gehören. Daß Karl der Große, seine Ahnen und seine Vasallen Gegenstand einer ausgebildeten und weit verbreiteten Sage war, haben wir schon früher erwähnt, aber auch, daß die ursprünglichen deutschen Lieder von denselben verloren gegangen sind und daß das volkstümliche Epos ihn nicht kennt.

Der ostgothische Sagenkreis wurde weit öfter selbstständig bearbeitet, als der fränkische, und auch in den Gedichten, welche diesen mit vereinigen, bildet jener unverkennbar den Mittelpunkt. Dietrich von Bern (d. h. Theodorich der Große von Verona), aus dem Geschlecht der Amelungen, ist der Held, welchen die gothische Sage verherrlicht; sie erzählt die Vertreibung Dietrichs aus seinem Reiche in Italien durch den Verrath seines Oheims, des römischen Kaisers Ermenrich, seine Flucht zu Gisel, dem König der Hunnen, in dessen Kämpfen er handelnd auftritt, und seinen Zug nach Italien zur Weibererobnung seines Landes. Die hiehergehörigen Gedichte sind „Dietrichs Flucht“, „die Rabensflucht“ und „Alpharts Tod“. „Dietrichs Flucht“, welcher eine trodene Erzählung von des Helden Abkammung vorangeht (daher es auch Dietrichs Ahnen

und Flucht heißt, ist das einzige Gedicht aus der deutschen Heldensage, dessen Verfasser bekannt ist; er hieß Heurich der Vogler. Es ist von sehr untergeordnetem Werthe, ein geistloser Versuch, die Volksage im Gewande höfischer Dichtung darzustellen. Weit bedeutender ist das Gedicht von „Alpharts Tod“, aber leider nur lückenhaft und in sehr ungenügender Handschrift erhalten. Während in diesen Dichtungen mehr das historische Element vorwiegt, liegt anderen mehr das mythische zum Grunde; es sind dies diejenigen, in welchen Dietrich in mannigfache Verbindung mit andern Sagen, insbesondere von Zwergen, Riesen und Drachen gebracht wird, und in welchen er vielleicht durchaus als Vermenschlichung des alten Donnergottes Thor angesehen werden muß. Uebrigens weisen diese Sagen alle nach Tyrol, wo auch wohl ihre Verbindung mit der Dietrichsage Statt gefunden hatte. Zu dieser Reihe gehören das „Eckenlied“, nebst dem „Riesen Siegenot“, und „König Laurin“ oder der „Kleine Rosengarten“. Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt der „große Rosengarten“ ein, in welchem Dietrich mit Siegfried und den burgundischen Helden in Verbindung gebracht wird, augenscheinlich in willkürlicher Weise, indem der Zweck des Gedichts dahin geht, den Berner Dietrich, welcher unverkennbar der Liebling der fahrenden Sänger war, durch die Zusammenstellung mit Siegfried, den er nach hartem Kampfe besiegte, in der größten Herrlichkeit erscheinen zu lassen.

Der longobardische Sagenkreis hat sich in den dichterischen Bearbeitungen der Volksfänger am wenigsten rein erhalten; in allen zu demselben gehörenden Dichtungen wird die Sage mit dem Orient in Verbindung gebracht; so schon im König Rother, dann aber auch in den weit jüngern „Ortnit“, sowie in „Gug- und Wolf Dietrich“.

Aus dem sächsisch-normannischen Kreis ist nur ein einziges Gedicht auf uns gekommen, aber es gehört dieses, die „Gudrun“, zu den vorzüglichsten Ergebnissen der volkstümlichen Epik.

Wir haben endlich diejenigen Dichtungen zu erwähnen, in welchem sich mehrere Sagenkreise und zwar der fränkisch-burgundische mit dem gothischen verbinden. Außer dem oben erwähnten „großen Rosengarten“, bei welchem, wie schon gesagt, diese Verbindung mehr äußerlich, von dem Dichter willkürlich herbeigeführt, als in der lebendigen Volksage begründet zu sein scheint, gehören hieher das auf burgundisch-gothischer Sage beruhende Lied von „Walther und Hildegunde“, das große, aber nicht hervorragende Gedicht „Biterolf und Dietlieb“ und die großartigste Schöpfung der volkstümlichen Epik, das „Nibelungenlied“ nebst der in mehr höfischem Sinne bearbeiteten „Klage“, welche dem Inhalte nach zwar als Fortsetzung der Nibelungen erscheint, jedoch wahrscheinlich früher abgefaßt wurde, als diese.

Ehe wir zur Besprechung der einzelnen Gedichte übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über das Verhältniß des volkstümlichen Epos zum höfischen voranzustellen. Beide stehen sich auf das Entschiedenste gegenüber, und haben einen so ausgeprägten Charakter, daß man, wie schon gesagt wurde, aus jedem einzelnen Verse mit Sicherheit erkennen kann, ob das Gedicht, aus dem es entnom-

fried und Dietrich) zum Theil Vermenschlichungen alter Götter sind. Siegfried mag ursprünglich der Drachentöchter Freier, Dietrich der Donnergott Thor gewesen sein, der noch an dem glühenden Sonn und Eisen schmelzenden Athem erkenntlich ist, welcher dem Dietrich zugeschrieben wird. Doch ist dieser zugleich eine historische Person, Theodorich der Große, den die spätere Sage mit dem verdrängten Gotte erschwol.

men wurde, zu diesem oder jenem gehört. Da die höfischen Dichter statt der lebendigen heimischen Volksdichtung ausländische, für sie todte Mären zum Stoffe ihrer Werke wählten, und sie in ihren Helden nicht sowohl das rein Menschliche, sondern vielmehr nur einen beschränkten Stand darstellten, den sie noch dazu durch phantastische Ausbildung der Wirklichkeit entzogen, so mußte nothwendig ihre poetische Kraft und Thätigkeit ganz nach dem Aeußerlichen gedrängt werden; sie mußten suchen, durch äußere Mittel zu ersetzen, was ihnen an innerer Tiefe und innerem Leben abging. Dies führte nun freilich einerseits zu jener vollendet schönen Sprache, die wir so oft zu bewundern Gelegenheit hatten, zu jener künstlichsten Behandlung des Verses und des Reims, worin sie noch jetzt unübertroffen da stehen, aber andererseits auch zur ermüdenden Anhäufung willkürlich erdachter Abenteuer, welche weder unter sich, noch zur Hauptbegebenheit in nothwendigen Zusammenhänge standen, und endlich zum Uebermaß der Schilderungen, die den Mangel des inneren Lebens verdeckten sollten. Im volksthümlichen Epos dagegen wird die Gesamtheit des lebendigsten Volkslebens dargestellt, welches sich nur deshalb um einen Helden gruppirt, weil ein solcher zur Herstellung der poetischen Einheit nothwendig ist. Die Begebenheiten werden da nicht durch Zufall oder Willkür herbeigeführt, sondern sie entspringen nothwendig aus den gegebenen Verhältnissen und aus dem Charakter der handelnden Personen. Diese innere Bedeutsamkeit der Begebenheiten bedarf aber keines äußeren Schmuckes; ihre Wirkung ist vielmehr um so größer, je einfacher und rascher sie dargestellt werden. Daher finden sich im volksthümlichen Epos keine breiten Schilderungen der einzelnen Zustände: eine Zeile, ein Wort genügt, das lebendigste, ergreifendste Bild zu geben. Daher weiz der Volksdichter von keinem reflektirenden Verweilen bei den erzählten Thatfachen; ja, statt in didaktischer Weise auf dieselben zurückzublicken, drängt ihn der rasche Gang der Begebenheiten mit solcher Gewalt vorwärts, daß er oft ihre späteren Folgen, gleichsam von prophetischem Geiste erfüllt, in wenigen inhaltschweren Worten andeutet. Darauf beschränkt sich aber auch das persönliche Hervortreten des Dichters; es hat ihn die Größe der Begebenheiten so mächtig ergreifen, daß er seine eigene Persönlichkeit darüber vergißt, und den Eindruck, den sie auf sein begeistertes Gemüth machen, nur durch ihre Darstellung bezeichnet. Deshalb ist aber auch diese von so ergreifender Wirkung, daß selbst die gelungensten Stellen der höfischen Poesie weit zurückstehen müssen. Bei den volksthümlichen epischen Gedichten dürfen wir nicht nach deren Verfassern fragen, am wenigsten höfische Dichter unter diesen vermuthen, obgleich die spätere Zeit nicht anstund, einzelne Gedichte berühmten Dichtern zuzuschreiben. Eben so wenig als der Volksdichter im Verlaufe seiner Dichtung persönlich hervortrat, eben so wenig konnte und durfte er es am Ende derselben thun, wo der meistentheils hoch tragische Ausgang das Gemüth mit solcher Gewalt erfasste, daß jeder Gedanke, der sich nicht unmittelbar auf die befallene Begebenheit bezog, zurückgedrängt werden mußte.

Das Nibelungenlied.

Wir beginnen unsere Betrachtungen über das „Nibelungenlied“ mit der Darstellung seines

Inhalts, weil sich eine nähere Prüfung des Gedichts nur auf dessen Kenntniß gründen läßt.

I. Im Lande der Burgunden, zu Worms am Rheine, wuchs Kriemhild, eine edle Königs-Tochter, zur herrlichsten Jungfrau heran; ihrer pflegten nach des Vaters Tode ihre drei Brüder, die Könige Gunther, Gernot und Giselher, welche stark und hohen Muthes waren, und denen die besten Reden dienten. Einst träumte es Kriemhilden, wie zwei mächtige Adler einen Falken erwürgten, den sie manchen Tag erzogen habe; „Der Falke, den du glehest“, erklärte ihr Frau Ute, ihre Mutter, „das ist ein edler Mann; Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan!“ Kriemhilde aber wollte von der Minne Nichts wissen; „Es haben manche Frauen schon oft genug erfahren“, sagte sie, „wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann: Ich soll sie meiden beide, nie übel geht es mir dann.“ Doch ward sie später die Frau eines Ritters; es war derselbe Falke, den sie im Traume gesehen hatte.

II. Zu derselben Zeit lebte in den Niederlanden zu Xanten ein herrlicher Jüngling, Siegfried mit Namen, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde, welcher durch seine Schönheit und seinen Heldenmuth die Bewunderung der Männer und Frauen erregte.

III. Dieser hörte von der schönen Königs-Tochter Kriemhild, er entschloß sich, nach Worms zu ziehen und um die herrliche Jungfrau zu werben. Ungern entließen ihn die besorgten Aeltern; es war, als ob sie das traurige Geschick ahnten, das den geliebten Sohn ereilen sollte; aber dieser kannte keine Furcht; es reizte ihn vielmehr, mit den mächtigen Helden an Gunthers Hof zusammenzutreffen. Nur von zwölf Rittern begleitet zog er zur Königsburg. Niemand kannte den herrlichen Jüngling, selbst Hagen, „Dem kund die Reiche waren und alles fremde Land“ hatte ihn nie gesehen; aber kaum hatte er ihn erblickt, so war er überzeugt, daß es kein Anderer, als Siegfried sein könne. „Dieser ist es“, erzählt er, der die Nibelungen besiegte, diesen ihren unermesslichen Schatz abgewonnen, dem starken Zwerge Alberich die unsichtbar machende Larnklappe entriß; es ist derselbe, der einst einen gräßlichen Lindwurm erschlug, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut höرنur wurde, daß ihn nun keine Waffe mehr verwunden kann. Deswegen rathe ich, schloß Hagen, daß man ihn freundlich aufnehmen solle, um seinen Jörn nicht zu reizen.“ Siegfried ward herrlich empfangen, es wurden ihm zu Ehren mancherlei Kampfspiele gehalten, denen Kriemhild heimlich aus dem Fenster zusah, den edlen Jüngling bewundernd, der Alle an Schönheit und Heldenmuth überstrahlte. Ein ganzes Jahr blieb Siegfried in Worms, ohne die Jungfrau, die sein ganzes Herz erfüllte, ein einziges Mal sehen zu können.

IV. Da geschah es, daß Liudeger, der Sachsen König, und Liubogast, König der Dänen, dem Burgundenkönig Gunther Krieg ansagen ließen; dieser erschrak darob, denn jene waren mächtig; aber Siegfried versprach ihm seine Hülfe gegen die übermüthigen Feinde und er zog, während Gunther dahelst blieb, mit dessen Brüdern und den andern burgundischen Helden in das Sachsenland, besiegte nach fürchtbarem Kampfe, in welchem er vor Allen an Muth und Tapferkeit glänzte, die beiden Könige, welche er gefangen nach Worms brachte. Groß war die Freude, als die Siegesnachricht nach

vor der Heimkehr der Helden durch vorausgeschickte Boten im Burgundenlande bekannt wurde; und als Kriemhilde vernahm, wie Siegfried unter allen Helden die kühnsten Thaten vollführt habe, „da erblühte ihre lichte Farbe, ihr schönes Antlitz ward rosenroth,“ und sie gab dem Boten reichen Lohn.

V. Gunther ließ zur Feier des Siegs ein großes Fest anstellen, bei welchem sich von nah und fern die tapfersten Helden einfanden. Um das Fest zu verherrlichen, durfte nun Kriemhild zum ersten Male öffentlich erscheinen: von ihrer Mutter geführt, von hundert Reden und hundert Frauen umgeben, trat die Minnigliche aus ihrem Gemache. „Wie das Morgenroth bricht aus trübten Wolken. Da schied von mancher Roth, Der sie da trug im Herzen, was lange war geschahn; Der sah die Minnigliche, nun gar herrlich vor sich stehn. Es leuchtete ihr vom Kleide wohl mancher Edelstein. Ihre rosenrothe Farbe gab gar minniglichen Schein: Was Jemand wünschen mochte, er mußte sich gesehn, Daß er auf dieser Welt noch nie so Schönes gesehn. Wie der lichte Mond vor den Sternen steht, Des Schein so lauter und so klar aus den Wolken geht, Dem gleich stand sie jetzt da vor mancher Frauen gut. Des ward wohl gehöhet gar manches Helden Muth.“ Als Siegfried sie erblickte, ward ihm lieb und leid, und er gedachte in seinem Herzen: „Wie dacht' ich je daran, Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein thöricht Wahn! Soll ich dich aber meiden, so wäre ich besser todt.“ Nun aber ließ ihn Gunther auffordern, sich der Jungfrau vorzusetzen; sie bewillkommnete ihn freundlich; er neigte sich vor der Holden: da zwang sie zu einander der sehnen Minne Roth und mit liebendem Blick sahen sie sich heimlich an, doch ward ihr verstatet, den Jüngling zu küssen: ihm ward auf dieser Welt nie so Liebes gethan. Jedoch erst nach der Messe wagten sie freundliche Worte zu wechseln; die Jungfrau dankte dem Jüngling für die Dienste, die er ihren Brüdern geleistet. „Euch zu Liebe,“ erwiderte er, „will ich ihnen gerne immer dienen.“ Das Fest währte zwölf Tage, worauf sich die Gäste beurlaubten, und auch die gefangenen Könige auf Siegfrieds Rath ohne Lösegeld gegen das Versprechen, daß sie Friede halten wollten, entlassen wurden. Auch dieser wollte sich beurlauben, denn er verzweifelte zu erwerben, worauf sein Sinn gerichtet war; doch hielten ihn des jungen Hlselfer Bitten und die Liebe zur schönen Kriemhild in Worms zurück.

VI. Nun erscholl aber der Ruf von einer Königin jenseits der See, die an Schönheit und Kraft ihres Gleichen nicht hatte. Wer um sie warb, mußte ihr im Speerwerfen, im Steinschleudern und Springen den Sieg abgewinnen; wer aber von ihr besiegt wurde, verlor das Haupt. Doch entschloß sich Gunther, um die schöne Königin zu werben; Siegfried verließ ihm seine Hülfe, wenn er ihm seine Schwester Kriemhild zum Lohn verspreche: freudig sagte es ihm Gunther zu. Prächtig ausgerüstet, fuhren sie nun von Hagen und Dankwart begleitet, von dannen; nach zwölfstägiger Fahrt gelangten sie nach Isenstein in Brunhildens Land, das Siegfried allein kannte (1).

VII. Die Helden stiegen ans Land und ritten zu der Burg, wo sie von den Mannen der Königin empfangen wurden; diese frug ihr Jungsfinde, wer wohl die Reden wären, und als sie vernahm, daß

Einer von ihnen der starke Siegfried sei, hieß sie ihn willkommen und frug ihn nach dem Zwecke seiner Reise; er aber erwiderte, daß der mächtige König Gunther, dessen Dienstmann er sei, gekommen wäre, sich um ihre Liebe zu bewerben. Da machte sie ihn mit den Bedingungen bekannt, und als Gunther sich zum Wettkampfe bereit erklärte, wurden sogleich die Vorbereitungen zu demselben getroffen. Der Schild, den man der Königin brachte, war so groß und schwer, daß ihn kaum vier Männer tragen konnten, und Hagen ausrief, als er ihn erblickte: „Wie nun, König Gunther? wie verlieren wir den Leib! Der ihr da gehet zur Minne, die ist des Teufels Weib!“ Unterdessen ging Siegfried nach dem Schiffe, um seine Larnkappe zu holen; unsichtbar kam er zurück, als eben das Kampfspiel begann; er stellte sich neben Gunther und hielt ihm seinen Schild vor. Brunhild warf den Speer, den kaum drei Männer tragen konnten, mit solcher Gewalt, daß er durch Siegfrieds Schild drang und beide Männer strauchelten; ohne die Larnkappe, die nebst der Unsichtbarkeit auch wunderbare Kraft verlieh, wären sie todt geblieben. Schnell ergriff Siegfried den Speer und warf ihn so kräftig zurück, daß Brunhild hinstürzte; sie sprang jedoch wieder auf, den König Gunther ob dem Schusse lobend. Nun nahm sie einen gewaltigen Stein, den kaum zwölf Männer trugen, warf ihn zwölf Klaster weit und sprang ihm Eines Sprungs nach; aber Siegfried schleuderte ihn noch viel weiter und sprang ihm nach, indem er zugleich Gunther mit sich trug. Da erklärte sich Brunhild für überwunden und ließ ihre Mannen dem König Gunther als ihrem künftigen Herrn huldigen. Siegfried trug seine Larnkappe wieder in das Schiff, und stellte sich, da er zurückkehrte, als ob er von dem Kampfspiele und dessen Erfolg Nichts wisse. Da Brunhild aber erklärte, nicht eher an den Rhein ziehen zu wollen, als bis sie ihre Verwandten und Dienstmannen um sich versammelt und diese, ihrem Aufgebote folgend, in zahlreichen Schaaren herbeijögen, befürchtete Hagen Gefahr, und Siegfried bot sich an, in wenig Tagen tausend der allerbesten Degen zur Hülfe zu bringen (2).

VIII. Er bestieg das Schiff und fuhr nach dem Nibelungenlande, das er sich früher dienstbar gemacht hatte. Ohne sich zu erkennen zu geben, griff er die Wächter des Schatzes an, einen starken Riesen und den Zwerg Alberich, und entdeckte sich ihnen erst, als er sie nach heftigem Kampfe bezwungen hatte. Sogleich ließ er dann tausend der tapfersten Nibelungen aufbieten, mit welchen er am andern Morgen nach Brunhildens Land fuhr. Diese erklärte sich endlich bereit zur Reise, sie übergab das Land ihrem Dheim und fuhr mit den Burgunden nach der neuen Heimath.

IX. Nachdem sie neun Tage gefahren, ward Siegfried vorausgeschickt, die Ankunft der Königin zu melden; freudig empfing ihn die schöne Kriemhilde, welche mit ihrer Mutter glänzende Vorbereitungen traf, den König und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

X. Bald darauf kamen die Schiffe an; prächtig geschmückt gingen Alle den Ankommenden entgegen; Ute und Kriemhilde grüßten und küßten Brunhild mit liebevoller Freundlichkeit. Es wurden Zelte aufgeschlagen und bis zum Abende die glänzendsten Kampfspiele gehalten; dann zog man

in die Stadt, wo ein herrliches Festmahl bereitet war. Ehe sich der König zu Tische setzte, mahnte ihn Siegfried an sein Versprechen, ihm Kriemhilden zum Weibe zu geben, und da diese gern einwilligte, wurden beide sogleich verlobt. Während des Mahles frug Brunhilde ihren Gemahl, wie es komme, daß er seine Schwester, die doch eine Königstochter sei, einem Dienstmann zum Weibe gebe; da sagte ihr Gunther, er wolle ihr dies zu günstiger Zeit erklären. Als er aber mit ihr in das Brautgemach gegangen, erklärte Brunhilde, sie wolle Jungfrau bleiben, bis sie die Näre erfahre; und als Gunther sie zu seinem Willen zwingen wollte, band sie ihm Füße und Hände, trug ihn zu einem Nagel und hing ihn an die Wand, wo er die ganze Nacht bleiben mußte. Am andern Tag klagte Gunther dem starken Siegfried sein Leid; dieser versprach ihm nochmals Hülfe. In der folgenden Nacht ging er mit der Larnklappe in des Königs Gemach, und bewältigte die Jungfrau, die sich endlich für besiegt erklärte. Da entfernte sich Siegfried, nahm aber Brunhildens Ring und Gürtel mit sich fort, die er seinem Weibe gab.

XI. Als die Festlichkeiten beendigt waren, zog Siegfried mit seiner Gattin heim; sein Vater trat ihm die Herrschaft ab und er regierte nun in hohen Ehren über Niederland und das Land der Nibelungen. Nach zehn Jahren gebar ihm Kriemhild einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt wurde, so wie ein Sohn Gunthers den Namen Siegfried erhielt.

XII. Während dieser ganzen Zeit waren Siegfried und Kriemhilde nicht nach Worms gekommen; Brunhilde, welcher den König der Niederlande immer noch für einen Dienstmann ihres Gemahls hielt, fühlte ihren Stolz beleidigt, daß Siegfried nicht wie die andern Dienstmänner an den Hof kam, seine Unterwürfigkeit zu beweisen; und es gelang ihr, den König Gunther zu bewegen, daß er seine Schwester und ihren Gemahl nach Worms einlud. Siegfried, den die Boten Gunthers auf der Nibelungenburg in der That zu Norwegen fanden, nahm die Einladung an und entließ die Boten reichlich beschenkt, daß sie seine Ankunft verkündigten.

XIII. Bald folgten ihnen Siegfried und Kriemhild mit stattlichem Gefolge; auch der greise Siegmund begleitete sie (die Königin Siegelint war schon frühe gestorben), dagegen blieb Siegfrieds kleiner Sohn daheim. Glücklich kamen sie in Worms an, wo sie herrlich und freundlich empfangen und die prächtigsten Feste zu ihren Ehren gegeben wurden.

XIV. Eines Tages saßen die beiden Königinnen zusammen und sahen den Kampfspiele zu. Da begann Kriemhild ihren Gemahl vor allen Heiden zu preisen; ihm, sagte sie, sollten alle diese Lande unterthan sein. „Siehst Du, wie er da steht“, fuhr sie fort, „Wie er da herrlich vor allen Reden geht, Wie der lichte Mond vor den Sternen thut? Des mag ich wohl immer tragen frühlichen Muth.“ Aber Brunhilde ergrünte darob; so trefflich Siegfried auch sei, erwiederte sie, müsse er an Würde doch ihrem Gemahle weichen, dessen Dienstmann er sei; er habe es ja selbst bekannt, als er mit Gunther nach Isenland zur Brautwerbung gekommen sei. Da rief Kriemhilde entrüstet aus, sie wolle es ihr noch an demselben Tage beweisen, daß sie nicht die Frau eines Dienstmannes, daß sie eine Königin sei, gleich ihr; sie wolle ihr voran in die Kirche gehen. Vor-

nigen Gemüthes trennten sich die Frauen und eilten zur Kirche, nachdem sie sich geschmückt, beide von zahlreichem Gefolge begleitet. Als Kriemhilde erschien, stand Brunhilde schon vor der Kirche; da hieß sie jene stillstehen und rief ihr laut zu: „Es soll vor der Königin des Dienstmannes Frau nicht gehen! Da sprach die schöne Kriemhilde, denn zornig war ihr Muth: Könntest Du doch schweigen, das wär' dir fürwahr gut! Du hast geschändet selber deinen schönen Leib: Wie möchte eines Mannes Kesse je werden eines Königs Weib? — Wen hast Du hier verlobet? sprach da des Königs Weib. Das hab' ich Dich, sprach Kriemhild; Deinen schönen Leib hat Siegfried zuerst gemünnet, mein viel lieber Mann: Es war nicht mein Bruder, der dir Dein Ragdthum abgewann.“ Und schnell ging sie vor der Königin in die Kirche. Nach dem Gottesdienste blieb Brunhilde vor der Thüre stehen und verlangte Erklärung und Beweis der gesprochenen Worte; da zeigte Kriemhilde Ring und Gürtel, die sie von Siegfried erhalten. Laut weinend und klagend rief Brunhilde den König Gunther herbei, dem sie ihr Leid klagte; dieser ließ sogleich Siegfrieden entbieten, der durch einen Eid sich von dem Verdachte reinigte, Ungebührliches von der Königin gesagt zu haben. „Man soll Frauen lieben“, sagte er hierauf, „daß sie süßliche Reden lassen unterwegen. Verbieth' es Deinem Weib, ich will es meinem thun. Solchen Uebermuthes in Wahrheit schäm' ich mich nun.“ Aber Brunhilde konnte die ihr erwiesene Schmach nicht vergessen; sie versiel in so große Traurigkeit, daß sie Gunthers Männen erbarmte und der grimme Hagen ihr versprach, sie an Siegfried zu rächen, und es gelang ihm endlich, auch Gunther, der zuerst widerstrebte, für die Rache zu gewinnen.

XV. Nach Hagens Rath kamen nun falsche Boten, als ob sie von Lüdger gesendet wären, Krieg anzufügen; sogleich erbot sich der arglose Siegfried, dem König Gunther mit seinen Nibelungen im Kampfe beizustehen. Falschen Hergens ging Hagen zu Kriemhilden, sich bei ihr zu beurlauben, und diese bat ihn, den theuern Gatten zu schützen, und ihm nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden gethan, da Siegfried sie deshalb hart gestraft habe. Und die Angst um den geliebten Gatten verleitete sie, dem heuchlerischen Feinde zu entdecken, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, er möge diese Stelle im Kampfe schützen und versprach ihm, damit er sie leicht erkennen möge, sie an Siegfrieds Gewande durch ein kleines Kreuz von seiner Seide zu bezeichnen. Nun hoffte Hagen, seinen Zweck leichter erreichen zu können; er schickte zwei andere falsche Boten, welche berichten sollten, daß Lüdger Friede halten wollte. Gunther aber ließ auf Hagens Rath eine große Jagd ansetzen, zu welcher alle Krieger eingeladen wurden.

XVI. Da die Jagd mehrere Tage dauern sollte, beurlaubte sich Siegfried bei seiner Gemahlin; bange Ahnungen erfüllten das liebende Weib, denn ihr hatte geträumt, daß zwei wilde Schweine Siegfrieden auf der Heide gejagt hätten, davon die Hinnen roth geworden seien und wiederum, daß zwei Berge auf ihn niedergestürzt seien, so daß sie ihn

nicht mehr erblickt habe. Sie fürchtete Verrath, und bat Siegfrieden, er möchte nicht mit den Andern auf die Jagd ziehen. Doch er suchte sie zu beruhigen. „Ich kenne Niemand“, tröstete er sie. „Der mir Haß trage; alle Deine Verwandten sind mir hold, geknnt, Auch habe ich an ihnen nichts Anderes verdient.“ Und mit minniglichem Ruffe schied er von der Geliebten und zog mit Gunther und dessen Mannen in den Wald; Giselher und Gernot waren dabeim geblieben. Auf Hagens Vorschlag trennten sich die Helden, damit man erkennen möge, wer der beste Jäger sei. Siegfried erlegte allerlei wilde Thiere, Eber, Löwen und Auerochsen, so daß die Jäger, die mit ihm gezogen waren, befürchteten, er möchte alles Wild vertilgen. Endlich hörten sie Hörnerschall: der König hatte das Jelden zur Sammlung gegeben. Während sie zum bezeichneten Platz zogen, erblickte Siegfried einen wilden Bären: „Ich will uns Jagdgesellschaften“, rief er den Jägern zu, „eine Kurzweile gewähren; Lasset los den Bracken: ich sehe einen Bären, Der soll mit uns von hinnen zur Herberge fahren; Er fliehe noch so schnelle, er kann sich nimmer bewahren!“ Als der Bär den Hund bemerkte, wollte er entfliehen; er fiel aber in ein Geklüfte, wo er sich sicher glaubte. „Da sprang von seinem Roffe der stolze Ritter gut; Er begann ihm nachzulaufen: das Thier war ohne Huth; Es konnte ihm nicht entrinnen; da fing er es zur Hand. Ohne alle Bunden der Feid es eilig band. Nicht tragen und nicht beißen konnte es den Mann; Er band es an den Sattel, auffaß der Schnelle dann: Er bracht's zur Feuerstätte durch seinen hohen Muth Zu einer Kurzweile, der Degen fahn und gut. — Als er vom Ross gestiegen, da löst er ihm das Band Vom Fuß und auch vom Munde: Da heulten gleich zur Hand Gar laut jetzt alle Hunde, als sie den Bären sahn. Das Thier zum Walde wollte, des erschrak gar mancher Mann. Der Bär von dem Lärme in die Käche gerieth: Sei! was er Küchennechte von dem Feuer schied! Mancher Kessel ward umgeworfen, verworfen mancher Brand: Sei! was man guter Speise in der Käche liegen fand.“ Nun sprangen die Herren von den Rossen, alle Hunde wurden auf den Bären losgelassen, der zu fliehen begann. Aber nur Siegfried vermochte, ihm zu folgen, er erließ ihn mit dem Schwerte und erschlug ihn. Hierauf setzten sich die Helden zum gemeinschaftlichen Mahle; allein was die ermüdeten Jagdgesellschaften am meisten verlangten, der Wein, fehlte; er war auf Hagens Veranlassung an einen andern Ort gebracht worden. Dieser ertheilt den Rath, einen Brunnen aufzusuchen, den er in der Nähe wisse. Man bricht so gleich auf; Hagen schlägt vor, im Wettlaufe hinzurennen, und obgleich Siegfried Schild und Speer mit sich trägt, und die Andern sich ihrer Kleider entledigt haben, kommt er doch zuerst an das Ziel. Wie sehr er aber dürstete, trank er nicht eher, als bis Gunther getrunken hatte; dann erst trank auch er. Nun aber entfernte Hagen die Waffen, welche Siegfried abgelegt hatte, und dann dessen eigenen Speer ergreifend, durchbohrte er ihn mit demselben an der Stelle, welche Rriembild mit dem Kreuz bezeichnet hatte. Da sprang Siegfried von dem Brunnen auf, suchte nach seinen Waffen, und da er sie nicht fand, ergriff er den Schild und stürzte sich auf Hagen, der ihm nicht mehr entrinnen konnte. Ob-

gleich todtwund, schlug er doch so mächtig auf den Mörder, daß aus dem Schilde die Gesteine sprangen, mit dem er geziert war, und Hagen zu Boden stürzte: Der Wald erschallte von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt brach Siegfried zusammen; seine Farbe war erblühen, das Blut strömte aus seiner Wunde. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag, und beklagte seinen Tod; selbst Gunther schien Reue zu empfinden. „Da sprach der Todtwunde: Das ist ohne Noth, Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann. Der verdient mächtig Schelten: er hätt' es besser nicht gethan!“ Nur Hagen zeigt grimmige Freude über die Unthat. „Ich weiß nicht, was Euch reut“, rief er Gunthern zu; „Nun hat ja ein Ende unsere Sorge und unser Leid! Wir finden ihr nun wenig, die da dürfen uns beklagen: Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein Ende ist geschehn! — Ihr mögt Euch leicht nun rühmen, sprach der von Niederland: Hätte ich an Euch den mörderischen Sinn erkannt, So hätt' ich wohl behalten vor Euch meinen Leib! Mich reut nichts so sehr, als Frau Rriembild, mein Weib! Nun möge es Gott erbarmen, daß ich je den Sohn gewann, Dem man in späten Jahren noch vorwerfen kann, Daß seine Verwandten Einen meuchlerisch erschlagen: Rönt' ich's zu Ende bringen, das müßt' ich billig klagen. — Da sprach jammernd weiter der todtwunde Held: Wollt Ihr, ebler Rönig, ja auf dieser Welt An Jemand Treue äben, laßt Euch befohlen sein Auf Euere Gnade die liebe Trante mein. — Laßt sie das genießen, daß sie Euere Schwester sei: Um aller Frühen Tugend steht ihr mit Treue bei! Mein mögen lange harren mein Vater und mein Vann: Es ward nie so Böses am lieben Freunde gethan! — Die Blumen allenthalben wurden vom Lute naß; Da rang er mit dem Lode, nicht lange that er das, Denn des Lobes Waffe schnitt immer allzufehr: Auch mußte bald ersterben der Rede fahn und hehr.“ Als die Herren sahen, daß er todt sei, legten sie ihn auf einen Schild, um ihn nach Worms zu bringen; dann gingen sie zu Rathe, wie sie das Verbrechen verheimlichen wollten; ihrer Viele wollten, man solle ausagen, Siegfried sei von unbekannten Räubern erschlagen worden, nur Hagen verharrete in seinem ledern Troge; ich will, sagte er, den Todten selbst nach Worms bringen; es ist mir sehr gleichgültig, ob die es erfährt, welche Brunnhilden so beträben konnte; es kümmert mich wenig, wie sehr sie darob auch weint (3).

XVII. Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Rriembildens Gemach legen, daß sie ihn finde, wenn sie am Morgen in die Kirche gehe. Als am folgenden Tag ein Rämmerer kam, sie zur Messe zu geleiten, erblickte er den Todten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Er meldete es der Rönigin; da ergriff sie sogleich bange Ahnung, sie gedachte der Rede Hagens und fiel jammernd auf den Boden nieder. „Vielleicht ist es ein fremder Mann“, tröstete das Gefinde; aber sie rief: „Nein, es ist Siegfried, mein viel lieber Mann; Es hat's gerathen Brunnhild und Hagen hat es gethan!“ Da ließ sie sich hinführen, wo der Held lag. Sie erhob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, und so roth er auch von Blute war, sie erkannte den Theueren gleich. Alsobald schickte sie nun zu Rönig Siegmund und zu Siegfrieds Mannen; die Nibelungen waff-

neten sich, als sie die Kunde vernahmen, und wollten den Tod des Helden rächen, allein Kriemhilde rieth davon ab, weil sie doch zu schwach seien. Am folgenden Tag wurde Siegfrieds Leichnam in das Münster getragen; alles Volk drängte sich jammernd hinzu, den Helden zu schauen, und selbst Gunther und Hagen gingen hin; als aber Hagen kam, da begannen die Wunden des Todten zu bluten, daher man erkannte, daß er der Mörder gewesen sei; doch leugnete Gunther, behauptend, es hätten es Räuber gethan. Drei Tage blieb die Leiche ausgestellt; am vierten wurde sie begraben. Doch ehe der Sarg versenkt wurde, verlangte Kriemhilde, den geliebten Todten noch einmal zu sehen; man brach den Sarg wieder auf. „Da hab sie sein schönes Haupt mit ihrer viel weißen Hand und küßte ihn, den Todten, den edeln Ritter gut: Ihre viel lichten Augen von Leide weinten da Blut. Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn; Da trug man sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn; Da fand man sinnelos das herrliche Weib: Von Leide wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib.“

XVII. Siegmund kehrte in seine Heimat zurück; Kriemhilde sollte ihn begleiten, doch ließ sie sich durch die Bitten ihrer Mutter und ihrer Brüder Gernot und Giselher, welche keinen Antheil am Morde gehabt hatten, bereben, bei ihnen zu bleiben, was Siegmund und seine Ritter mitummer erfüllte. Weinend nahm sie nun vom greisen König Abschied, ihr Söhnlein seiner Liebe anempfehlend. Gernot und Giselher gaben dem Abziehenden das Geleite.

XIX. Kriemhilde lebte nun in Zurückgezogenheit ganz dem Andenken des geliebten Gatten; viertelhalb Jahr lang ließ sie weder Gunther noch Hagen vor sich kommen. Endlich ließ sie sich bereben, sich mit Gunther zu versöhnen, dagegen weigerte sie sich beharrlich, Hagen zu sehen. Auch ließ sie sich bewegen, den Hort der Nibelungen, den ihr Siegfried als Morgengabe gegeben hatte, nach Worms bringen zu lassen; Gernot und Giselher wurden mit achtaufend Rittern in das Land der Nibelungen gesendet, ihn herbeizuholen. Der Zwerg Alberich, dem die Hüt des Schatzes anvertraut war, lieferte ihn aus; zwölf Kradwagen konnten ihn kaum in vier Tagen und vier Nächten aus dem Berge schaffen, so viel Edelgestein und Gold war da aufgespeichert. Auch konnte man ihn in Worms kaum unterbringen: „Aber wäre sein noch tausendmal also viel gewesen, Und sollte Siegfried gesund sein und genesen. Gerne wär' bei ihm Kriemhild geblieben hemdeblos: Nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so groß.“ Kriemhildens Freigebigkeit zog viele fremde Ritter ins Land, so daß Hagen fürchtete, es möchte ihm und den Seinigen der Schatz zum Verderben gereichen. Als aber Gunther sich nicht entschließen wollte, ihn seiner Schwester zu rauben, bemächtigte sich Hagen desselben und ließ ihn in Abwesenheit der drei Könige in den Rhein versenken. Diese zürneten, da sie es vernahmen, aber Hagen verbergte sich, bis sich ihr Jörn gelegt hatte. Doch mußten sie, wo der Schatz lag, und sie hatten mit Hagen geschworen, es Niemandem zu entdecken, wo er versenkt war, so lange Einer von ihnen lebe. So war Kriemhilde mit neuem Leide belastet; auch ruhte ihre Klage nimmer, so lange sie lebte.

XX. König Hgel (Attila) von Hunnenland, hatte um diese Zeit seine Gemahlin, Frau Helle,

verloren; da riefen ihm seine Freunde zu einer stolzen Wittve in Burgundenland, welche Kriemhild hieß. Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der Land und Volk der Burgunden und auch die Könige kannte, ward mit stattlichem Gefolge an den Rhein gesendet, um bei König Gunther um dessen Schwester zu werben. Dieser berethete sich mit seinen Freunden, und Alle waren der Meinung, daß er Hgels Werbung begünstigen solle, nur Hagen widerrieth, weil er Unheil voraus sah. Kriemhilde wollte jedoch den glänzenden Anträgen kein Gehör schenken, denn noch erfüllte der Schmerz um den ermordeten Gemahl ihren Busen. „Wenn Jemand mein Herzeleid kannte,“ sagte sie zu Rüdiger, „der bäte mich nicht, zu lieben noch irgend einen Mann; Verlor ich doch den besten, den je eine Frau gewann. — Was mag im Leide trösten, sprach der lähne Mann, Als freundliche Liebe? Wer die gewähren kann, Und der dann Einen kiesel, Der ihm zu Bergen kommt, Der süß ist, daß vor Herzeleide Nichts so sehr ihm frommt. — Da versetzte die Königin: Wie möchte meinen Leib Je wieder das geküsten, daß ich würde eines Helden Weib? Mir hat der Tod an Einem ein solches Leid gethan. Daß ichs bis an mein Ende nimmermehr verschmerzen kann.“ Doch als ihr Rüdiger in einer heimlichen Unterredung eblig versprach, sie an allen denen zu rächen, die ihr Leid zugefügt, da ließ ihre hohe Trauer nach, und sie gelobte sich zu Hgels Weib; auch zog sie bald mit Rüdiger von dannen, von hundert Frauen und ihrem Marschall, dem Markgrafen Edwart und dessen Mannen begleitet.

XXI. Auf dem ganzen Zuge ward Kriemhild mit Freude und großen Ehren empfangen, so in Passau von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin und in Bechlaren, wo Rüdigers Weib Gotelinde mit ihrer Tochter wohnte.

XXII. In Lulna im Osterland kam ihr König Hgel mit zahlreichem Gefolge entgegen; er war von den mächtigsten Fürsten umgeben, unter denen Hamart und Tring vom Dänenlande, Trinfried von Thüringen, Hgels Bruder Bldelin und Dietrich von Bern hervorragten. Am folgenden Tag zog man nach Wien, wo die Hochzeit gefeiert wurde, die siebenzehn Tage lang unter glänzenden Festspielen währte; nur Kriemhilde theilte nicht die allgemeine Freude; denn „Wenn sie daran gedachte, wie sie am Rheine saß Bei ihrem edlen Manne, ihre Augen wurden naß; Doch hatte sie des Heble, daß es Niemand konnte sehn: Ihr war nach manchem Leide so viel der Ehren geschehn.“ Am achtzehnten Morgen setzten sie ihre Reise fort, bis sie nach Hgelnburg (Ofen) gelangten, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden.

XXIII. Dort wohnten sie beisammen bis in das siebente Jahr; Kriemhild gebar ihrem Gemahl ein Söhnlein, welches nach der Christen Sitte getauft wurde und den Namen Drilleb erhielt. Doch so geehrt die Königin war, konnte sie doch nie des Leides vergessen, das ihr zu Hause geschehen war. Da bat sie einst ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten aus Burgundenland einladen, auf daß sie sähen, wie wohl es ihr erginge. Gerne gewährte Hgel die Bitte: er sandte seine beiden Spielleute Schwemmelin und Wärbelin mit vier und zwanzig Rittern nach Worms, um König Gunther und seine Mannen auf die Zeit der nächsten Sommerwende nach Hgelnburg einzuladen. Kriemhilde aber gab

den Boten noch insgeheim den besonderen Auftrag, nicht abzulassen, bis auch Hagen, falls er sich der Reife entziehen wolle, ihre Brüder begleite.

XXIV. Die Boten wurden von König Gunther freundlich aufgenommen; als er ihre Botschaft vernommen hatte, beriet er sich mit seinen Freunden, ob er die Einladung annehmen sollte; Alle riet ihm dazu, nur Hagen nicht, da er die Einladung für eine Falle hielt. Als ihm aber der junge Giselher sagte, er solle dabeim bleiben, wenn er sich schuldig fühle, da erzürnte Hagen, daß man glauben könnte, er fürchte sich vor irgend Jemand, und nun riet er selbst zur Fahrt. Gunther entließ die Abgesandten reich beschenkt mit der Botschaft, daß er ihnen bald nachfolgen würde.

XXV. Der König rüstete sich zum Zug; tausend und sechzig Ritter nebst neuntausend Knechten sollten ihn begleiten. Noch suchten die Königin Ute (es hatte ihr geträumt, daß alles Gewögel des Landes todt sei) und Krumolt, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; allein vergeblich. Unter bangen Abnungen nahmen die Frauen von den Abziehenden Abschied, denen sich noch tausend Nibelungen angeschlossen. Hagen, der die Wege alle kannte, führte den Zug; sie fuhren den Rhein und Main aufwärts durch Ostfranken, dann ritten sie süßlich zur Donau. Diese war ausgetreten und seine Fährte zu sehen; als Hagen nach einer Furcht suchte, erbllickte er in der Nähe des Stroms welse Meerweiber, welche sich in einem Brunnen badeten. Er schlich sich hinzu und nahm ihnen ihre Kleider. „Wenn Ihr uns die Kleider wiedergebt, sprach das Eine Meerweib, so wollen wir Euch sagen, wie es bei den Sonnen ergeht.“ Gerne willigte Hagen ein; das Meerweib sagte: „Ich gebe Euch meine Irene zum Pfand, daß Ihr im fremden Lande zu hohen Ehren gelangen werdet.“ Erfreut gab Hagen die Kleider zurück; da warnte ihn das zweite Meerweib und sprach: „Meine Ruhme hat um der Kleider willen gelogen; ihr werdet Alle in Egeß Land das Leben verlieren; nur des Königs Kavelan wird die Heimat wiedersehen.“ „Das ließen sich meine Herren schwerlich sagen,“ erwiderte der Held grimmigen Muthes, „daß wir alle im Sonnenlande das Leben verlieren sollten: nun zeige uns aber das Wasser, du allerwelseste Weib!“ Da bezeichnete ihm das Meerweib den Ort, wo der Fährmann zu finden sei; doch sollte er ihm, fügte sie hinzu, über das Wasser zurufen, er sei Amelrich, der starker Feindschaft willen das Land geräumt habe. Hagen folgte dem Rath, und nun kam der Fährmann; als er sich aber getäuscht fand, wollte er Hagen nicht aufnehmen, ja, als dieser seine Bitte wiederholte, schlug er ihn mit dem Ruder so mächtig auf das Haupt, daß dieser auf das Knie niederfiel. Grimmigen Muthes sprang Hagen wieder auf und schlug dem Fährmann mit Einem Streiche den Kopf vom Rumpf. Dann fuhr er an den Ort, wo er den König und das Heer fand, und mit starker Hand ruderte er Alle an das andere Ufer. Um aber die Weissagung des Meerweibes zu vereiteln, stürzte er den Kaplan in die Fluth; doch half ihm Gottes Hand, daß er wohlgeborgen an das andere Ufer kam, von wo er wieder an den Rhein zog, und Hagen erkannte, daß das Meerweib die Wahrheit verkündigt habe.

XXVI. Nun übernahm Volker das Amt des Fährers; Hagen aber riet zur Vorsicht, da ihm Meer-

weiber verkündigt hätten, es würde Keiner von ihnen die Heimat wieder sehen; auch habe er den Fährmann erschlagen, fügte er hinzu; sie würden daher wohl von Gelfrat und Elfe, den Herren des Baiernlandes angegriffen werden. Hagen hatte richtig vorausgesehen; als die Burgunden (welche auch Nibelungen genannt werden, seitdem der Nibelungenhort in ihre Gewalt gekommen war), den kühnen Fiedler Volker an der Spitze, weiter zogen, wurden sie in der Nacht angegriffen. Hagen, der mit seinem Bruder Dankwart die Nachhut führte, wurde von Gelfrat vom Pferde gestoßen, und er wäre in große Noth gerathen, wenn ihm Dankwart nicht zur Hülfe herbeigesprungen wäre, der den Markgrafen von Bayern erschlug. Nun flohen die Feinde; die Burgunden setzten ihren Weg fort; gelangten aber Passau, wo die Fürsten von ihrem Oheim freundlich empfangen wurden, in Kärntners Land. An der Gränze fanden sie einen Ritter, Namens Edwart, der das Land bewachen sollte; er war aber eingeschlafen und Hagen nahm ihm sein Schwert. Als Edwart erwachte, begann er zu klagen, Hagen gab ihm die Waffe zurück, dazu sechs Spangen; jener aber warnte dankend vor Kriemhildens Rache; dann geleitete er sie zu Rüdiger, der die fremden Gäste ehrenvoll und freundlich empfing.

XXVII. Sobald Markgraf Rüdiger seiner Gemahlin Godelinde die Ankunft der Helken gemeldet hatte, ging auch diese mit ihrer Tochter ihnen entgegen, und bot ihnen Gruß und Ruß; doch schauderte die Jungfrau, als sie Hagens grimmiges Antlitz sah. Darauf setzte man sich zum fröhlichen Mahle, das mit der Verlobung Giselhers mit Rüdigers Tochter beschlossen wurde. Noch drei Tage blieben die Helken in Beschlaren, worauf sie, mit reichen Gaben beschenkt, ihre Reise fortsetzten. Rüdiger aber begleitete sie mit fünfhundert Mannen, und er schickte einen Boten voraus, dem König Egel die Ankunft der Burgunden zu verkünden.

XXVIII. Auf die Nachricht ihrer Ankunft ritt ihnen Dietrich von Bonn entgegen und warnte sie vor Kriemhilden, die immer noch den edlen Siegfried beweine. Als sie zu Hofe ritten, da drängten sich Alle, den grimmigen Hagen zu sehen, denn es war bekannt, daß er Siegfrieden erschlagen hatte; drum geschah großes Fragen nach ihm. „Der Held war wohl gewachsen, das ist gewißlich wahr; Breit war er um die Brust, gemischt war sein Haar Mit einer greisen Farbe, die Beine waren ihm lang, Und schrecklich sein Gesicht; er hatte herrlichen Gang.“ Kriemhild empfing die Nibelungen mit falschem Muth; nur Giselheren lächelte sie. Als Hagen dies sah, band er den Helm fester und sprach: „Nach solchem Gruß müssen sich die Helken bedenken; Man grüßet verschieden die Könige und ihren Bann; Wir haben nicht gute Reise zu dieser Hochzeit gethan.“ Kriemhilde aber frug nach dem Nibelungenhort, worauf Hagen bitter und höhnißch antwortete. Nun lud sie die Gäste ein, die Waffen ihr anzuvertrauen, doch Hagen weigerte sich, ihr dieselben zu überliefern, und sie erkannte, daß die Gäste gewarnt worden seien.

XXIX. Hagen ging mit Volker über den Hof, wo man die Andern noch immer stehen ließ; sie setzten sich auf eine Bank, die gerade dem Saale Kriemhildens gegenüber stand. Als die Königin sie erbllickte, gedachte sie ihres Landes und hub an zu weinen, und als Egels Mannen sie um den

Grund ihres Kummers frugen, erwiederte sie, Hagen sei die Ursache ihrer Thränen, und beschwor die Helden, ihr Leid an ihm zu rächen. Schnell scharten sich sechzig kühne Männer und wollten die Beiden angreifen, doch rieth die Königin ab, weil sie jenen nicht gewachsen seien. Nun rüsteten sich ihrer vierhundert; Kriemhilde aber sagte, sie wolle zuvor noch selbst zu Hagen gehen, damit sie aus seinem eigenen Munde vernehmen möchten, was er gethan. Als sie sich mit ihrer kampfmuthigen Schaar näherte, forderte Volker den kühnen Hagen auf, vor Kriemhilden aufzustehen, und ihr als Königin und Frau die von der Sitte geforderte Ehre zu erweisen. Doch Hagen, der leicht erkannt hatte, daß jene Böses gegen ihn im Sinne habe, w格尔te sich, damit man es nicht für Feigheit halte, und trotzig legte er eine lichte Waffe über die Schenkel, welche die Königin als Siegfrieds Schwert erkannte. Da hub sie an zu weinen und stellte den Helden wegen Siegfrieds Ermordung zur Rede. Hagen läugnete nicht; er habe es gethan, sagte er, weil Siegfried Frau Brunhilden beleidigt habe. Doch wagten die Hunnen nicht, die beiden Helden anzugreifen, und Kriemhilde mußte sich entfernen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchten aber die Burgunden wieder auf und gingen mit ihnen zu Egel, der sie freundlich aufnahm und herrlich bewirthete.

XXX. Als die Nacht hereinbrach, beurlaubte sich Gunther mit den Burgunden, und zog sich mit ihnen in den ihnen angewiesenen Saal zurück. Die unfreundliche Haltung der Hunnen machte sie für ihre Sicherheit besorgt; da erboten sich Hagen und Volker, während der Nacht Wache zu halten, und es war diese Vorsicht nicht vergeblich, denn in der Nacht näherten sich gewaffnete Hunnen, welche aber sogleich wieder zurückwichen, als sie die Thüre so wohl bewacht sahen.

XXXI. Sobald der Morgen anbrach, wecten die beiden Helden die schlafenden Burgunden, und Hagen frug sie, ob sie in den Mönster zur Messe gehen wollten. Nun legten sie kostbare Kleider an, aber Hagen ermahnte sie, statt derselben die Rüstung anzulegen, denn ihnen drohe der Tod. Als Egel, der mit Kriemhilden ebenfalls zur Kirche gegangen war, die Burgunden in voller Rüstung erblickte, verwunderte er sich drob und frug, warum sie es gethan hätten; Hagen aber erwiederte, daß es die Sitte seiner Herren sei, bei allen Festen drei Tage lang bewaffnet zu erscheinen. Nach der Messe wurden Kampfspiele abgehalten, die ohne Störung vorübergingen, bis zuletzt noch Volker aus Uebermuth einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrannte, und es wäre jetzt schon zum allgemeinen Kampf gekommen, wenn Egel nicht die Seinigen zurückgehalten hätte. Als man nun zu Tisch ging, suchte Kriemhilde Dietrich zu bewegen, Siegfrieds Tod an Hagen zu rächen; allein der edle Held wollte sich zu keiner Treulosigkeit hingeben; da wandte sie sich an Blödelin, und gewann ihn durch glänzende Versprechungen. Sogleich befohl er seinen Mannen, sich zu waffnen, Kriemhilde aber setzte sich mit Egel an den Tisch. Während des Mahles ließ sie ihren Sohn Ortlieb herbeibringen, den Egel der Liebe der burgundischen Fürsten anempfahl; allein Hagen antwortete ihm mit Bitterkeit, was den König und dessen Ingefinde mit Schmerz erfüllte.

XXXII. Unterdeß drang Blödelin mit seinen Mannen in den Saal, wo Dankwart mit den Knechten zu Tisch saß. Dieser grüßte ihn, aber Blödelin wies seinen Gruß zurück; er sei gekommen, sagte er, um Siegfried zu rächen, den sein Bruder Hagen erschlagen habe. Da Blödelin sich durch Dankwarts Bethenerung, daß er an dem Morde unschuldig sei, sich nicht abhalten ließ, vorzubringen, riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und mit schnellem Streich schlug er Blödelin das Haupt herab. Nun erhob sich ein gewaltiger Kampf. Die Hunnen wurden mit schwerem Verlust zum Hause hinausgetrieben, aber sogleich drangen neue Schaaeren herbei; und wie tapfer sich die Burgunden auch wehrten, es wurden Alle erschlagen, die in dem Hause waren; Dankwart allein war am Leben geblieben. Es gelang ihm, sich durchzuschlagen, aber vor dem Hause standen neue Schaaeren, die wüthend auf ihn eindrangen. „O käme mir ein Bote, rief er aus, der meinem Bruder Hagen die Märe verkündete!“ — Da sprachen die hunnischen Knechten: „Der Bote mußt Du selber sein. Wenn wir Dich Todten tragen vor den Bruder Dein.“ Nun schossen sie so viele Speere in seinen Schild, daß er ihn wegen seiner Last nicht mehr tragen konnte; und sie hofften ihn so zu besiegen, doch gelang es ihm sich durchzuschlagen und die Seinigen zu erreichen.

XXXIII. Als er mit Blut bedeckt, unter die Thüre trat, rief er seinem Bruder Hagen zu, was geschehen sei; da erzählte dieser, er hieß Dankwart, die Thüre zu bewachen und keinen Hunnen hinauszulassen, damit keine Hülfe herbeigerufen würde; dann rief er: „Ich hörte schon lange von Kriemhilden sagen, daß sie ihr Herzeleid nicht wollte vertragen; So laßt uns und die Minnen trinken und bezahlen des Königs Wein: Der junge Bogt der Hunnen, der muß der allererste sein!“ Und schnellen Streichs schlug er dem Knaben Ortlieb das Haupt ab, daß es Kriemhilden in den Schoß rollte, erschlug des Kindes Hofmeister und hieb dem Fiedelmann Wärbelin die rechte Hand ab. Und immer gräßlicher wüthete er unter den Hunnen, deren auch Volker eine große Zahl erschlug. Nun wollten die Könige den Streit schlichten, aber umsonst: sie wurden selbst in den Kampf gezogen, der immer wilder entbrannte. Hunnen, die vor dem Hause standen, suchten zu den Ihrigen zu dringen; es hob sich an der Pforte ein ungekürter Drang, und Dankwart gerieth in große Noth; aber Volker kam ihm zu Hülfe und beide hielten die Eindringenden zurück. Sobald Hagen die Thore wohl bewacht sah, drang er neuerdings auf die Hunnen im Saale ein, und es fiel noch Rancher von seinen Streichen. Da bat Kriemhilde den Helden Dietrich um Hülfe und Schuß; „Mit Kraft begann zu rufen der Ritter ausertorn, daß seine Stimme erschallte wie ein Büffelhorn, und daß die weite Bette schütterte von dem Stos: Die Stärke Dietrichs war über die Maßen groß.“ Als ihn Gunther hörte und ihn winken sah, gebot er, mit dem Kampfe einzuhalten. Dietrich aber verlangte für sich und die Seinigen freien Abzug, weil er an dem Streite keinen Theil nehmen wollte. Es ward ihm bewilligt; nun umschloß er die Königin mit einem Arm und an dem andern führte er Egel aus dem Hause; ihm folgten viele stolze Degen. Auch Ortlieb räumte mit den Seinigen den Saal, weil er

weder gegen die Burgunden, als seine Gastfreunde, noch gegen die Hunnen kämpfen wollte, da er selber in Egel's Diensten war. Wie dieser sich aus dem Hause entfernte, schlug Volker einem hunnischen Ritter, der neben dem Könige ging, das Haupt vom Kumpfe. „Weh dieser Hochzeit!“ sprach der König, als er vor dem Hause stand, „da sieht Einer drinnen, der heißet Volker, Wie ein Überwilt und ist ein Spielmann: Ich danke es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Welsen lauten übel, seine Striche sind roth; Ja es schlagen seine Töne manchen Helden todt. Ich weiß nicht, was uns Schuld gibt derselbe Spielmann, Daß ich der Gäste niemals einen so übeln gewann!“ Im Saale aber erhob sich neuer Kampf, der nicht eher endigte, als bis alle Hunnen erschlagen waren.

XXXIV. Ermüdet setzten sich die Herren nieder. Volker und Hagen aber gingen vor den Saal und riefen, sich auf die Schilde lehrend, den Hunnen höhnische Worte zu. Auf Eiselher's Rath warfen sie die Todten vor die Thüre, es waren ihrer hiebertausend, Hagen aber fuhr in seinen spöttischen Reden fort, daß Egel darob ergrimmt und selbst in den Kampf wollte. Doch hielt ihn Kriemhilde zurück; dagegen versprach sie dem die herrlichste Belohnung, der ihr Hagens Kopf bringen würde.

XXXV. Da waffnete sich Iring von Dänemark, um Hagen zu bestehen; ihm schlossen sich der lähne Trnsfried von Thüringen und der starke Hawart mit tausend Mann an, doch bat Iring, daß man ihn allein solle kämpfen lassen. Umsonst drang er gewaltig auf Hagen, dann auf Volker, Gunther und Gernot ein; er konnte keinen von ihnen bezwingen; nun stürzte er sich auf die Dienstmannen und erschlug deren vier; aber da ergrimmt Eiselher, er rannte Iring an und schlug ihn so mächtig, daß er niederkürzte. Doch war er nicht todt; rasch sprang er wieder auf, stürzte auf Hagen ein, brachte ihm eine Wunde bei und entfloß dann, von dem mächtigen Feinde verfolgt, zu den Seinigen, wo ihn Kriemhilde jubelnd empfing. Kaum hatte er sich wieder erholt, ergriff er frische Waffen, um Hagen nochmals zu bestehen. Dieser aber sprang ihm entgegen und verwundete ihn so mit Schwert und Speer, daß er wieder fliehen mußte; aber er war kaum bei den Seinigen angelangt, als er todt auf die Erde sank. Da stürzten Trnsfried und Hawart mit den Ihrigen auf die Burgunden, um den Freund zu rächen; aber auch diese fanden bald ihren Tod: Trnsfried wurde von Volker, und Hawart von Hagen erschlagen. Die Dänen und die Thüringer drangen, um den Tod ihrer Herren zu rächen, in den Saal, allein auch sie wurden bis auf den letzten Mann getödtet. Die Burgunden setzten sich, um von der blutigen Arbeit auszuruhen, nur Volker stand noch vor dem Hause, erwartend, ob noch Jemand zum Kampf heranziehen wolle. Egel und Kriemhilde erhoben laute Klage über die gefallenen Hunnen.

XXXVI. Der Kampf hatte bis zum Abend gewährt; die Burgunden waren erschöpft und wünschten Frieden, doch war Egel ob seines Rindes Tod zu sehr ergrimmt, als daß er ihn bewilligt hätte. Zwar schienen die Hunnen nicht abgeneigt, die Burgunden aus dem belagerten Hause ziehen zu lassen; allein Kriemhilde widerrieth; wenn auch nur die drei Könige am Leben geblieben wären, sagte sie, und sie sich in der frischen Luft erholen könn-

ten, so würden alle Hunnen verloren sein. Da wandte sich Eiselher an seine Schwester, und erinnerte sie daran, wie er sie stets geliebt und ihr nie Leid zugefügt habe; allein die Königin blieb unbittlich; sie wollte nur unter der Bedingung freien Abzug gestatten, daß ihr Hagen ausgeliefert würde. Empört wiesen die Burgunden solche Forderung zurück; sie erklärten, lieber alle sterben zu wollen, als die Treue an dem Freunde zu brechen. Da ließ Kriemhilde das Haus anzünden; schnell loberten die Flammen empor, daß die Burgunden vor Hitze und Durst versmachteten. Auf Hagens Rath tranken sie vom Blut der Erschlagenen und fanden sich dadurch wunderbar gekräftigt; die herabfallenden Brände hielten sie mit den Schildern von sich ab. So verging die Nacht; mit Anbruch des Tags wurden sie von Neuem angegriffen, aber es fielen viele tapfere Hunnen, ohne daß jene noch bewältigt werden konnten.

XXXVII. Nun kam auch Rüdiger herbei und sah das große Leid auf beiden Seiten; gerne hätte er Frieden gestiftet, aber er erfuhr durch Dietrich, daß der König von keiner Schlichtung des Streits wissen wolle. Als nun Rüdiger da stand und über das furchtbare Unheil weinte, höhnte ihn ein Hunne, daß er allein am Kampfe keinen Theil genommen, während ihn doch der König vor Allen mit reichem Gute beschenkt habe. Da ergrimmt der Held und er schlug den Spötter mit der Faust. „Frenzig hätte auch ich die Fremden bekämpft,“ rief er aus, „allein wie durfte ich es, da ich sie hieher geleitet habe?“ Aber Egel und Kriemhilde machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Kämpfer erschlage, während er selbst thatenlos da stehe; sie mahnten ihn an die geschworne Treue, Kriemhilde erinnerte ihn daran, wie er ihr zugesagt habe, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen. Als er für Egel um sie erworben habe. „Das ist ungelogen,“ erwiderte er; „ich schwur Euch, edles Weib, Daß ich um Euch wagte die Ehre und auch den Leib; Daß ich aber die Seele verliere, das habe ich nicht geschworen: In dieser Hochzeit fährte ich die Fürsten hochgeboren.“ Als aber das Königspaar stehend ihm zu Füßen fiel, da rief er von Schmerz überwältigt aus: „O weh mir Gottverlassenem, daß ich dies muß erleben; Aller meiner Ehren, der muß ich mich begeben, Und auch der Treue und der Zucht, die Gott mir angedot: O weh Gott vom Himmel, daß es nicht von mir wendet der Tod! Nehmt Alles wieder zurück,“ fuhr er fort, „was Ihr mir je gegeben, ich will mit Weib und Kind das Land räumen und in die Verbannung ziehen, nur zwingt mich nicht, gegen die zu sechten, die ich als Gastfreunde in meinem Hause aufgenommen habe, deren Einem meine Tochter verlobt ist!“ Doch ließen Egel und Kriemhilde nicht ab mit Bitten, und er mußte sich endlich entschließen, seiner Pflicht als Dienstmann des Königs nachzukommen. Seinen Tod voraussehend, befahl er sein Weib, sein Kind und alle seine Dienstleute in Bechlaran der Gnade des Königs und ging tiefbekümmert von dannen, die Seinigen zum Kampfe zu führen. Als er mit ihnen zu den Burgunden kam, und ihnen eröffnete, was ihn herbeiführe, erschrakn die Helden, da sie von ihm Sühnung des Streits gehofft hatten. Sie erinnerten ihn an die zwischen ihnen geschlossene Freundschaft, an die Liebe und Güte, die er ihnen erwiesen. „Gerne würde ich Euer Leben mit dem meinigen erkaufen, sagte

er, allein mein dem König geleisteter Eid zwingt mich zum verhassten Kampf. Und er begann vorzudringen; da rief ihm Hagen zu, einzubalten, und zeigte ihm den Schild, den ihm Götellinde gegeben. „Er ist ganz verbauten, sagte er, hätte ich aber so guten Schild, als du in der Hand trägst, so bedürfte ich im Sturme keiner Halsberge mehr.“ Und Rüdiger reichte ihm den eigenen Schild, Hagen aber gelobte, ihn nicht zu bestehen, und wenn er alle Burgunden erschläge, und so gelobte es auch Volker. Nun säumte Rüdiger nicht länger und es entbrannte bald ein furchtbarer Kampf; endlich geriethen Rüdiger und Gernot an einander; Rüdiger schlug dem Gegner durch den Helm, daß das Blut niederfloß; aber, obgleich auf den Tod verwundet, brachte Gernot dem edlen Markgrafen noch eine solche Wunde bei, daß er davon erkerben mußte. Der Kampf dauerte fort, bis alle Mannen Rüdigers erschlagen waren. Als man des Markgrafen Leiche heraustrug, erhob sich unendlicher Jammer unter den Hunnen. „Des Königs Egel Jammer, der war also groß. Wie eines Löwen Stimme des Königs Stimme ertös mit herzeleider Klage; und so that auch sein Weib: Sie klagte ungesäße des guten Rüdigers Leib.“ (4)

XXXVIII. Da Dietrich die laute Klage vernahm, schickte er Helfrich hin, sich zu erkundigen, was geschehen sei; als dieser die Nachricht von Rüdigers Tod brachte, wollte er es nicht glauben; er sandte daher Hildebranden zu den Burgunden, um die Wahrheit zu erfahren; ihn begleiteten alle Reden Dietrichs. Die Burgunden bestätigten, daß Rüdiger erschlagen sei; Hildebrand verlangte, man solle ihm der Helden Leichen zur ehrenvollen Bestattung ausliefern; Volker aber antwortete mit Hohn, so daß Wolfhart, Hildebrands Neffe, trotz des Oheims Warnung den Kampf begann, der bald allgemein wurde. Hildebrand erschlug den kühnen Volker, Helfrich den starken Dankwart, aber auch Wolfhart, der, Alles niederhanend, dreimal die Wunde um den Saal gemacht hatte, ward von Giselher erschlagen; während er zusammenstürzte, erhob er die Waffe und erschlug den Feind. Nun waren von beiden Seiten Alle gefallen, nur Gunther und Hagen waren von den Burgunden, und der alte Hildebrand von Dietrichs Mannen am Leben geblieben. Dieser ging zum sterbenden Wolfhart und wollte ihn aus dem Saale tragen, allein er mußte ihn liegen lassen: er war ihm zu schwer. Da blickte der Todtgewunde aus seinem Blute hervor den greisen Hagen an, und warnte ihn sterbend vor Hagen. „Und ob mich meine Freunde nach dem Tode wollen klagen, Den Nächsten und den Besten, den sollt Ihr von mir sagen, Wenn sie mich wollen beweinen, das sei ohne Noth, Denn von eines Königs Hand lieg ich ja hier herrlich todt! Ich hab auch hier innen so vergolten meinen Leib. Daß es wohl möge beweinen manches guten Kitters Weib; Ob Euch des Jemand frage, so mögt ihr ihm sagen, Von meiner Hand allein da liegen wohl hundert erschlagen!“ Nun gedachte Hagen seines Freundes Volker, er ließ Hildebranden an, und so kühn sich dieser auch zur Wehre setzte, ward er doch vom grimmen Hagen verwundet. Da warf er den Schild auf den Rücken und entrann zu Dietrich, der ihm, als er die Wäre hörte, Vorwürfe machte, sich in einen Kampf eingelassen zu haben; doch als er hörte, daß Rüdiger wirklich erschlagen sei, ergrimmte er und

befahl Hildebranden, seine Mannen zum Kampfe zu rufen; nun erst vernahm er, daß sie alle erschlagen seien, und er brach vor Schmerz in laute Klagen aus.

XXXIX. Da suchte sich Dietrich selbst sein Streitgewand und der alte Hildebrand half ihm die Rüstung anlegen; dann gingen beide hin, wo sie Gunthern und Hagen fanden; sie waren vor dem Hause an den Saal angelehnt. Noch war Hagen nicht entmuthigt; „ich bin wohl Manns genug, Dietrich zu bestehen,“ rief er, als er die Beiden herankommen sah. Dieser machte ihnen bittere Vorwürfe über Rüdigers und der Seinigen Tod; doch bot er ihnen an, sie zu schägen, und sie in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Geißel ergeben wollten. „Das verhüte Gott vom Himmel,“ entgegnete Hagen, „daß sich zwei Degen ergeben sollten, die noch so gewaffnet dastehen!“ Als auch Hildebrand zuredete, verhöhnte ihn Hagen, daß er vor ihm geflohen sei. Da ergrimmte Dietrich, sprang dem kühnen Helden entgegen und schlug ihm eine breite Wunde; doch wollte er ihn nicht tödten, daher umschloß er ihn mit kräft'gem Arm und brachte ihn Kriemhilden, die darob nach starkem Leide große Freude empfand. Sie ließ den gebundenen Helden in ein Gefängniß bringen. Nun kam aber Gunther, sich an Dietrich zu rächen; doch auch er ward nach hartem Kampfe von dem Berner überwunden und, wie Hagen, gebunden der Königin gebracht, welche ihn höhnisch bewillkommnete und ihn in ein abgesondertes Gefängniß bringen ließ. Wohl hat Dietrich, sie möge die beiden Helden um seinetwillen am Leben lassen; allein vergebens. Sie ging zu Hagen und versprach ihm, seiner zu schonen, wenn er ihr den geraubten Schatz wieder geben wolle; dieser aber erwiederte, er habe einen Eid geschworen, nie zu entsetzen, wo der Hört liege, so lange noch Gerner von seinen Herren am Leben sei. Da ließ Kriemhilde ihrem Bruder das Haupt abschlagen, und trug es dann selbst zu Hagen. „So ist es ergangen, wie ich es gedacht“, rief er aus, als er das Haupt des geliebten Herrn erblickte. „Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Gernot; Den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich allein: Er soll dir, Leufellinne, immer wohl verhehlet sein.“ Ergrimmt riß ihm Kriemhilde das Schwert aus der Scheide, das nämliche, das Siegfried getragen hatte, als sie ihn zum letzten Male sah, und schlug dem Verhassten das Haupt herab. Aber sie sollte sich ihrer That nicht lange erfreuen; denn als sie sie kaum vollbracht, sprang Hildebrand voll Grimm auf sie zu und erschlug sie. Dietrich und Egel aber erhoben laute Klage um die Gefallenen: „Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest. Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt!“

Was wir in den einleitenden Bemerkungen über das volksthümliche Epos von dessen Ursprunge gesagt haben (S. 478f.), gilt voraus von dem Nibelungenliede: es liegen denselben unzweifelhaft alte Sagen und Volksgefänge zum Grunde, aber es ist nicht aus der bloßen Anreihung oder mehr und weniger geschickten Vertikung solcher Volkslieder entstanden, wie man besonders seit Lachmann anzunehmen pflegt. Es wird aber nöthig sein, um unsere Leser so viel als möglich von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, dieselben mit dem Gang

der über den Gegenstand angestellten Untersuchungen in Kurzem bekannt zu machen.

Das Nibelungenlied ist uns vorzüglich in drei Handschriften erhalten, von denen zwei früher in Hohenems aufbewahrt wurden und eine dem großen Geschichtschreiber Regidius Ischudi gehörte. Die letztere ist gegenwärtig in St. Gallen, und wird daher auch die St. Galler Handschrift genannt; von den beiden andern befindet sich eine in München, die andere ist Eigenthum des Freiherrn von Läßberg in Mörsburg; man bezeichnet sie daher am zweckmäßigsten als die Hohenems-Münchner und Hohenems-Läßbergische. Die letztere unterscheidet sich von der St. Gallischen Handschrift wesentlich dadurch, daß sie eine ziemlich große Zahl von Strophen hat, die sich in jener nicht finden; eine nähere Prüfung derselben zeigte auf das Unzweifelhafteste, daß diese Strophen spätere Zusätze sind, welche den unverkennbaren Zweck haben, theils einzelne Widersprüche des Textes, wie ihn die St. Galler Handschrift bietet, zu entfernen, theils Einzelnes genauer zu verbinden, worüber unten das Nähere berichtet werden soll. So erschien denn die Läßbergische-Hohenemsche Handschrift als eine spätere Uebearbeitung des älteren in der St. Galler Handschrift aufbewahrten Textes. Da sich aber bei genauerer Vergleichung der Hohenems-Münchner Handschrift zeigte, daß zwischen ihr und der St. Galler ein ähnliches Verhältniß Statt finde, wie zwischen dieser und der Läßbergischen, d. h. daß ihr eine Anzahl Strophen fehlten, die in der St. Galler fanden, so nahm man an, daß auch diese Strophen als spätere Zusätze anzusehen seien, daß die Hohenems-Münchner Handschrift somit den ältesten uns überlieferten Text des Nibelungenliedes enthalte, daß dieser sodann zwei auf einander folgende Uebearbeitungen erlitten habe, deren erste in der St. Galler Handschrift, die zweite dagegen in der Läßbergischen niedergelegt sei. Allein man überfah dabei, daß die betreffenden Strophen der St. Galler Handschrift von ganz anderer Natur seien, als die der Läßbergischen, daß, während diese unverkennbar aus den oben angegebenen Gründen später eingeschoben worden, jene dagegen im innersten Zusammenhang mit dem Gedichte stehen und oft die tiefsten und nothwendigsten Motive zu den nachfolgenden Begebenheiten enthalten. Es ist allerdings wahr, daß das Nibelungenlied auch ohne diese Strophen vollkommen gut verstanden werden kann; allein aus welchem Gedicht könnte man nicht kleinere und größere Stellen herausreißen, ohne dadurch das Verhältniß desselben im Ganzen zu stören? Ja, geschieht dies nicht sogar alle Tage, indem die Schauspieler dramatische Werke dadurch bühnengerecht zu machen suchen, daß sie oft die dichterisch schönsten Stellen abschneiden? Haben nicht selbst Schiller und Göthe ihre Dramen zum Behufe theatralischer Aufführung wesentlich verkürzt? Würden nun nach Jahrhunderten einem Kritiker beide Formen in die Hand kommen, ohne daß er ihren Ursprung wüßte, so würde er mit eben so viel Recht, als Lachmann, und aus den nämlichen Gründen die längere Form für die ältere, die ausführlichere dagegen für eine spätere Uebearbeitung erklären können, weil die in ihr vorkommenden Stellen zum Verstandniß des Ganzen nicht unbedingt nothwendig seien, und sie nur dichterische Motive enthielten, die allerdings vortrefflich seien, allein sich eben in

der kürzeren Form nicht vorfinden. Solcher Art sind aber die Strophen, welche die St. Galler Handschrift enthält, in der Hohenems-Münchner dagegen nicht vorkommen, oder sie enthalten epische Ausführungen der Verhältnisse, wie sie gerade dem volksthümlichen Epos angemessen sind, und man verwirft mit ihnen eben so viele Schönheiten des Gedichts. Die Abweichungen der Hohenems-Münchner Handschrift lassen sich auf umgekehrte Weise erklären: es sind wirkliche und mit Absicht durchgeführte Auslassungen des älteren, ursprünglichen Textes. Dieses Verfahren steht nicht allein da, vielmehr beruhen alle späteren Bearbeitungen der volksthümlichen Gedichte auf ähnlicher Verkürzung des ursprünglichen Textes, und wenn die Verkürzungen der genannten Handschrift noch nicht so weit gingen, als die späteren, so ist dies lediglich daraus zu erklären, daß es der erste Versuch war, alle Gedichte „mundgerecht“ zu machen, wenn ich mich so ausdrücken darf, und daß die Zeit eine größere Verkümmerung des noch allgemein bekannten und beliebten Gedichts noch nicht erlaubte.

Diese unbegründete Annahme, daß die verkürzte Form des Gedichts auch der älteste uns überlieferte Text sei, führte aber zu weiteren Rnthmähungen: wie die St. Galler Handschrift nur als Erweiterung der Hohenems-Münchner erschien, konnte ja auch diese selbst eine Uebearbeitung eines noch älteren Textes sein. Man hatte für diese Hypothese freilich keine Urkunde, wie für jene erste; es war keine Handschrift vorhanden, die einen noch mehr verkümmerten Text dargeboten hätte: allein man wußte sich auch da zu helfen. Wußte man ja, daß die im Nibelungenliede niedergelegte Sagenwelt schon in den frühesten Zeiten vom Volke in einzelnen Liedern besungen worden war; was lag also näher, als auszusprechen, es sei das Nibelungenlied eigentlich nichts Anderes, als eine Sammlung jener alten Gesänge, die dann irgend ein Dichter des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts durch Zusätze und Erweiterungen aller Art gesucht habe, zu einem Ganzen zu verbinden. Nun galt es, diese Zusätze ausfindig zu machen, und es hat Lachmann, der die Arbeit unternahm, in derselben allerdings einen bewundernswürdigen Scharfsinn entwickelt, eine ebenso bewundernswürdige Kenntniß der alten Sprache und Poesie an den Tag gelegt; allein er kann mit allem diesem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn doch nur diejenigen überzeugen, die ihm von vorn herein glauben: trotz der wiederholten Schläge seines kritischen Hammers bleibt das großartige Werk in seiner ganzen Herrlichkeit stehen. Es kann unsere Absicht nicht sein, in die Einzelheiten seiner Beweisführung einzugehen; es genügt hier zu erwähnen, daß diese sich nach seinem eigenen Geständniß oft auf bloßes Gefühl gründet, und daß die einzelnen Beweismittel eben so oft ganz unzureichend sind. Wo sie aber, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, zwingend sind, ist dies aus einem andern Verhältnisse zu erklären.

So abgerundet und in sich abgeschlossen das Nibelungenlied in der oben gegebenen Darstellung des Inhalts erscheint, so läßt doch eine genauere Betrachtung keinen Zweifel, daß es aus zwei ursprünglich ganz geschiedenen und unabhängigen Gedichten besteht, von denen das erste bis zum neunzehnten Abenteuer reicht (so werden die Abschnitte in den Handschriften genannt), das zweite die

zwanzig letzten Gesänge umfaßt. Daß diese zwei Theile aber in der That von einander unabhängige Gedichte sind, läßt sich aus den in ihnen vorkommenden Widersprüchen oder ganz unvereinbaren Thatfachen nachweisen, die auch einem unbedeutenden Dichter nicht hätten entschlüpfen können, wie viel weniger einem so begabten, als dem des Nibelungenliedes, der den Stoff so mächtig beherrschte. Ja es sind diese Widersprüche von solcher Art, daß der Dichter der zweiten Hälfte die erste gar nicht gekannt haben kann, weshalb man denn auch gewöhnlich annimmt, daß diese späteren Ursprungs sei, als jene. So wird im ersten Theile Dankwart, Hagens Bruder, als schon gereifter Mann eingeführt, der Siegfried in seinem Zug gegen die Sachsen begleitete und mit Gunther, Siegfried und Hagen in Brünhildens Land zur Brautwerbung fuhr, während der nämliche im zweiten Theile selbst sagt, daß er zur Zeit von Siegfrieds Ermordung noch ein Kind gewesen sei. Auf die nämliche Weise wird Volfer in der zweiten Hälfte als eine ganz unbekannte Person eingeführt, während er in der ersten schon in den mannigfaltigsten und wichtigsten Beziehungen erscheint. Diese und andere Widersprüche der Art benützt Sachmann, um nachzuweisen, daß das ganze Gedicht aus zwanzig einzelnen, abgerissenen, mit einander in keinem äußeren Zusammenhange stehenden Liedern zusammengesetzt worden sei; sie beweisen aber eben nur, daß es aus zwei von einander unabhängigen Gedichten bestehe. Diese Thatfache wird übrigens noch ausdrücklich durch Zeugnisse älterer Dichter bestätigt. Der Marner scheidet auf das Bestimmteste „Kriemhildens Berrath oder Rache“ von „Siegfrieds Tod“ (S. o. S. 9, Nr. 17), und Hugo von Trimberg setzt in seinem „Renner“ das Gedicht von „Kriemhildens Mord“ einem andern von „der Nibelungen Fort“ ausdrücklich entgegen. Zwar sind beide Gedichte, welche wir am besten mit den Namen bezeichnen, die sie zu Wagners Zeit führten, in allen Handschriften unmittelbar an einander gereiht, als ob sie nur Eines bildeten: allein es ist sehr begreiflich, daß man dieselben, da sie sich dem Inhalte nach so genau an einander schließen, früh schon zusammenschrieb. Ist ja auch die „Klage“ in den Handschriften unmittelbar an die Gedichte von den Nibelungen angereiht, obgleich sie gewiß selbst von dem achtförmigen und unkundigsten Schreiber nicht als Bestandtheil der vorgehenden Dichtungen angesehen wurde. Wie wenig jedoch die Schreiber daran dachten, die beiden Gedichte von den Nibelungen zu verschmelzen, zeigt sich schon in der ersten Strophe von Kriemhildens Rache, da in ihr Kriemhilde als eine ganz unbekannte Persönlichkeit eingeführt wird *), obgleich die letzten Strophen von Siegfrieds Tod sich ganz ausschließlich mit derselben beschäftigen. Eben deshalb liegen sie auch die Schlusshälfte der zweiten Hälfte stehend, welche sich augenscheinlich nur auf den Inhalt derselben und nicht auf das Ganze bezieht **). Nur eine einzige Handschrift weicht hierin von den übrigen ab: es ist die Laßbergisch-Hohen-

emser, von der schon oben gesagt wurde, daß sie als eine spätere Bearbeitung anzusehen ist, mit der unverkennbaren Absicht, einzelne Widersprüche in den beiden Theilen zu tilgen, vor Allem aber die zwei Gedichte zu einem Ganzen zu verschmelzen. Diese Absicht tritt zunächst am Schlusse des ersten Theils hervor, welchem die Handschrift noch acht Strophen mit einem passenden Uebergange zum Inhalt der zweiten Hälfte hinzufügt. Nachdem darin nämlich erzählt worden, daß Frau Ute, Kriemhildens Mutter, ein Kloster gegründet habe, welches auch von dieser um Siegfrieds und der Ruhe seiner Seele willen reichlich begabt worden sei, heißt es nun weiter, daß sich die alte Kriemhild dahin begeben, auch ihre Tochter überredet habe, sich in dasselbe zurückzuziehen: „In denselben Zeiten“ schließt dieser Zusatz, „da Kriemhilde sollte ziehen mit ihrer Mutter, wohin sie ja auch wollte. Da mußte sie verbleiben, wie es sollte sein: Das bewirkten Mären, die von ferne kamen über Rhein.“ Es ist unverkennbar, daß namentlich diese letzte Strophe den ersten Theil mit dem zweiten verbinden soll, der ja mit der Brautwerbung Utes beginnt. Endlich veränderte der nämliche Bearbeiter auch die Schlusshälfte der zweiten Hälfte; er fühlte, daß der Name „Nibelungen noth“ nicht auf das Ganze anwendbar sei, und änderte ihn daher in „Nibelungen Lied“ um *), einen Namen, den wir auch am häufigsten beibehalten, wenn wir von den beiden Dichtungen zusammen sprechen.

Wir haben unsere Leser mit der ängstlichen Geschichte des Nibelungenliedes, mit den Handschriften, die uns den Text überliefert haben, mit deren gegenseitigen Verhältnissen bekannt machen müssen, um unsere Ansicht von dem Ursprunge des Gedichts zu begründen. Wenn wir uns auch hiebei nur auf Allgemeines beschränken mußten, und uns der Raum, wie der Zweck des Buchs nicht gestattete, in das Einzelne einzugehen, wodurch freilich die Begründung an Kraft und Sicherheit gewonnen hätte, so wagen wir doch zu hoffen, unsere Leser überzeugt zu haben, es sei das Nibelungenlied nicht aus der willkürlichen, unorganischen Verkittung unzusammenhängender Volkslieder entstanden; es wird sich dies übrigens noch sicherer herausstellen, wenn wir dessen künstlerische Entwicklung betrachten. Ehe wir jedoch diesen Gegenstand berühren, wollen wir, um Alles, was die äußere Geschichte des Gedichts betrifft, zusammenzufassen, noch einige Bemerkungen über den Dichter voranschicken. Denn zu welcher Ansicht man sich auch bekennen mag, ob man das Nibelungenlied als eine durch irgend einen Bearbeiter veranstaltete Sammlung älterer Volkslieder, oder es für die selbstständige Schöpfung zweier Dichter ansieht, immerhin verdient derjenige, welchem das Gedicht die uns überlieferte Gestalt verdankt, unsere vollste Bewunderung, da selbst ein bloßer Bearbeiter, dem es gelungen wäre, so mannigfaltige Bestandtheile zu einem so großartigen Ganzen zu verbinden, und sie durch die trefflichsten Zusätze zu ergänzen, einen ausgezeichneten Rang unter den Dichtern jener Zeit einnehmen würde. Leider läßt sich die Frage, wem wir das vortrefflichste Werk unter allen Dichtungen des deutschen Mittelalters zu verdanken haben, nur sehr ungenügend beantworten; und alle Versuche, irgend ein bedeutenderes Ergebnis zu gewinnen, sind

*) Daz was in einen ziten, dō vrou Helche erstarp, und der künec Etzel umbe ander vrouwen warp, dō rieten sine vruende in Burgonden lant zuo einer stolzen wltwen, diu was vrou Kriemhilt genant.

**) Hie hāt daz mære ein ende: diuze ist der Nibelunge nōt.

*) Hie hāt daz mære ein ende: daz ist der Nibelunge liet.

bis jetzt durchaus gescheitert. Wir wollen unsere Leser nicht mit den verschiedenen Hypothesen bebelägen, welche seit etwa hundert Jahren in dieser Beziehung aufgestellt wurden, sondern nur das bemerken, was sich mit einiger Gewißheit feststellen läßt. Daß die Dichter nicht unter den höfischen gesucht werden dürfen, geht aus der ganzen Haltung des Nibelungenliedes hervor, dem bei aller Gewalt und allem Reichtum der Phantasie die phantastische Richtung gänzlich abgeht, die ein so entschiedenes Kennzeichen der höfischen Epik ist. Es sind daher unzweifelhaft Volksdichter, denen wir die beiden Dichtungen zu verdanken haben, aber Volksdichter, die sich an der höfischen Kunst herangebildet und sich alle Vorzüge derselben angeeignet hatten, ohne sich von ihren Mängeln beherrschen zu lassen, welche die künstlerisch schöne Form und die gebildete Sprache der höfischen Dichter mit seltener Gewandtheit behandelten, und zugleich von dem frischesten Geiste der Volkspoesie befeuert waren, der sie vor allen Abirrungen sicher stellte, in welche die höfischen Dichter versielen. Ob sie gleich die Einflüsse der Zeit auf sich wirken ließen, und die Verhältnisse der Feldenzelt auf die des Ritterthums übertrugen, so bezeugten sie schon darin ächt poetischen Geist, daß sie den Charakter derselben doch vollkommen bewahrten, und während die höfischen Dichter die Personen der antiken Helden sage und selbst der Karlsage nicht bloß äußerlich, sondern ihrem innersten Wesen nach zu Gebilden des Ritterthums verunklärten, so trugen im Nibelungenliede die Helden nur das Gewand mittelalterlicher Ritter, ihr Wesen bleibt dagegen vollständig unverkümmert, es sind Gestalten, die nur in der ältesten Heldenzelt gelebt haben können, so wie auch die Begebenheiten ganz das Gepräge jener Zeit tragen.

Man hat die Zeit, in welcher die Dichter, oder, nach der Ansicht jener Kritiker, die Sammler des Nibelungenliedes lebten, ja sogar wann sie ihre Sammlung veranstaltet haben, mit der schärfsten Genauigkeit zu bestimmen versucht, und sich dabei auf Einzelheiten gestützt, die an sich doch gar Nichts beweisen^{*)}; wenn eine solche Bestimmung aber schon bei den Werken der bekanntesten höfischen Dichter nicht mit voller Sicherheit gegeben werden kann, so wird sie bei den Werken von Dichtern, über deren Person wir nicht das Mindeste wissen, noch weniger gerechtfertigt werden können. Jedoch dürfte man die Zeit, in welche Sachmann die ursprüngliche Abfassung seiner Nibelungenlieder setzt, also das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, ohne zu weit von der Wahrheit abzuweichen, auch als diejenige annehmen, in welcher die Dichter des Nibelungenliedes blühten.

Die Heimat derselben läßt sich ebenfalls nur im Allgemeinen bestimmen; sie müssen im südlichen Deutschland gelebt haben, wo, wie wir schon öfters

gesehen haben, das nationale Bewußtsein am kräftigsten war und die Volkspoesie auch am frischesten sich entfaltete. Der Dichter des ersten Theils kann nicht am Rheine gelebt haben, wie sich aus einigen geographischen Unrichtigkeiten ergibt (welche der Bearbeiter in der Laßbergischen Handschrift verbessert); daraus aber, daß der Dichter der zweiten Hälfte eine genaue Bekanntschaft mit Oesterreich zeigt, den Schluß zu ziehen, daß er aus diesem Lande stammte, ist wohl unstatthaft, da er ohne Zweifel ein fahrender Sänger war und daher, auch ohne selbst ein Oesterreicher zu sein, gewiß das Land kannte, in welchem die Kunst in so hohem Ansehen stand und auch das Gefühl für Volkspoesie so kräftig war. Dagegen weisen die Handschriften auf die Schweiz, da die drei wichtigsten aus diesem Lande stammen und es doch wohl nicht ein Werk des Zufalls ist, daß die drei bedeutendsten Urkunden eines und desselben Gedichts sich auf einem so engen Raum zusammenfanden.

Was den poetischen Werth des Nibelungenliedes anbelangt, so tritt seine Bedeutsamkeit schon dadurch recht lebendig hervor, daß man es lange Zeit für das Werk eines einzigen Dichters hielt, was nur aus der ganz vortrefflichen Composition des Ganzen erklärt werden kann, in welchem die einzelnen Begebenheiten vom Anfange bis zum Schlusse mit so großer epischen Kunst entwickelt sind, daß man selbst dann, wenn man mit Rücksicht auf die in den beiden Theilen vorkommenden unauslöschlichen Widersprüche zur Ueberzeugung gelangt ist, es könne unmöglich das Werk eines einzigen Dichters sein, sich die beiden Gedichte doch unwillkürlich als ein einziges Ganzes denkt. Da aber keiner von den beiden Dichtern das Werk des andern kannte, so setzt dies voraus, daß beide gleichmäßig den Geist und das Wesen der Sage sowohl, als des volksthümlichen Epos auf das Tiefste und Lebendigste erfaßt haben, beide die würdigsten Träger des nationalen Geistes und der im Volke wurzelnden poetischen Kraft waren.

Jedes der beiden Gedichte ist, an und für sich betrachtet, ein vollkommenes Kunstwerk, das in Composition, Entwicklung und Haltung Alles, selbst das Beste, weit übertrifft, was die höfischen Dichter geleistet haben; jedes würde, wenn es auch allein stünde, die vollkommenste Befriedigung gewähren, und wenn es auch kein Zweifel ist, daß jedes durch das andere in erfreulicher Weise gehoben, ja man kann sogar sagen, ergänzt wird, so hat es damit ganz dieselbe Bewandniß, wie wenn z. B. die glückliche Zusammenstellung mehrerer architektonischer Kunstwerke die Vollkommenheit eines jeden derselben kräftiger hervortreten läßt. Freilich müssen diese, damit keines den Eindruck schwache, welche jedes einzeln hervorbringen soll, in Charakter und Wesen mit einander übereinstimmen, und es würde die Zusammenstellung eines griechischen Tempels mit einem gothischen Dome eher widrig, als erfreulich wirken, weil eine Gesamtauffassung schlechterdings unmöglich ist; aber diese nothwendige innere Harmonie findet sich in unsern beiden Gedichten in vollkommenster Weise, da beiden der nämliche Gedanke zum Grunde liegt. „Diese Rede“, antwortet Kriemhilde ihrer Mutter als diese ihr sagt, das Glück des Weibes bestehe in der Liebe, „die Rede laßt bleiben, Frau mein! Es mag an manchen Frauen genug erprobt sein, Wie Liebe

^{*)} J. P. wenn behauptet wird, daß, weil in den Nibelungen die Länder Jagamanc und Hagouc vorkommen, diese aber nirgends sonst als in Wolframs Parzival erwähnt werden, jene sie daher aus diesem entlehnt haben müssen, als ob diese Namen nicht schon in andern verloren gegangenen Gedichten hätten vorkommen oder Verunstaltungen morgenländischer, durch die Kreuzfahrer in Europa bekannt gewordener Namen hätten sein können; oder gar, wenn man aus dem Umstande, daß das Nibelungenlied das Bluten der Wunden in Gegenwart des Wälders erwähnt, den Schluß ziehen will, es sei dies aus Hartmanns Iwein entnommen, als ob Hartmann diesen Volksglauben erfunden hätte.

mit Leide am Ende lohnen kann.“ Und wie das erste Gedicht mit diesem Gedanken beginnt, so wird das zweite mit demselben geschlossen: „Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest. Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt.“ Und wenn auch beide Gedichte sich dadurch wesentlich unterscheiden, daß das erste bis zum letzten Augenblick, bis zur Ermordung Siegfrieds, einen mehr heiteren Charakter hat, der noch in so lebendiger Weise kurz vor dem Schluß in der Schilderung der Jagd sich kund gibt, während im zweiten der Charakter des Tragischen, Düsternen sich selbst durch diejenigen Stellen zieht, in denen der Dichter freudige Ereignisse erzählt; so werden sie doch wiederum durch jenen Grundgedanken zur lebendigsten Einheit verbunden, welche freilich auch dadurch gewonnen wird, daß in beiden Dichtungen die nämlichen Hauptpersonen erscheinen und die zwei Dichter den Charakter derselben im Sinne der lebendigen Sage darstellen.

Was uns am Nibelungenliede (wir bedienen uns immer dieses Namens, wenn wir von beiden Gedichten sprechen) vor Allem mit Bewunderung erfüllt, ist die einfache Größe, welche sich schon in der Anlage ausspricht und die ganze Ausführung durchdringt. Die Entwicklung steht aber bei all ihrer Einfachheit und ihrem schlichten Gang unendlich höher, als die Compositionen der höfischen Dichtungen; denn wenn die Dichter auch die einzelnen Begebenheiten chronologisch an einander reihen, so ist doch nicht die bloße Zeitfolge der Grund dieser Anordnung, sondern vielmehr die ächt poetische Rücksicht, daß die nachfolgende stets die notwendige Wirkung der vorangehenden ist, weshalb auch im Nibelungenliede keine Spur von der phantastischen Willkür der Erzählung ist, die selbst in den besseren höfischen Epen Widerwillen erweckt. Ein kurzer Rückblick auf den Gang des Gedichts wird hinreichen, dies klar darzustellen. Wir werden sogleich mit den zwei Hauptpersonen, Kriemhilden und Siegfrieden, in kurzen, aber scharfen Zügen bekannt gemacht; und es ist gewiß ein Beweis ächten Kunstgefühls, daß der Dichter uns diese zwei Gestalten in zwei äußerlich scheinbar nicht zusammenhängenden Bildern darstellt, weil jedes derselben hierdurch zur selbstständigen Bedeutung gelangt. Doch wird ihr späteres, den ganzen Gang der Handlung beherrschendes Verhältniß schon im ersten Abenteuer mit viel Geschick angedeutet, so daß, wenn der Dichter sich im zweiten Gesang zu Siegfried wendet, kein Zweifel obwaltet, es habe der Jungfrau Traumbild auf ihn Bezug. Obgleich das dritte Abenteuer sich, wie das zweite, mit Siegfrieden beschäftigt, so liegt doch zwischen den beiden erzählten Begebenheiten ein nicht kleiner Zeitraum, und auch dies beweist wiederum des Dichters künstlerische Begabung. Hätte er die Heldenthaten des Jünglings unmittelbar an die Darstellung seiner Jugendzeit anreihen wollen, so hätte er sie, weil sie eben dadurch zu wesentlichen Bestandtheilen der Erzählung gestempelt worden wären, in ausführlicherer Weise berichten und dadurch den Gang der eigentlichen Handlung unterbrechen müssen, und zudem machen diese Thaten Siegfrieds, wie sie im Verlaufe des dritten Gesangs in Form einer Episode berichtet werden, obgleich nur rasch und gedrängt erzählt, eine weitläufigere Wirkung, da wir zugleich die Bewunderung wahrnehmen, zu welcher sie einen der mächtigsten

Helden des Gedichts, den grimmen Hagen, hinreißt *). Liebe zur schönen Kriemhilde hatte Siegfrieden nach Worms geführt; und auch die Jungfrau ward, als sie den Selbdenjüngling, von ihm ungesehen, erblickte, von noch ungelannten Gefühlen ergriffen; allein Siegfried wagte es noch nicht, um die herrliche zu werben, er fühlte, daß er sie durch neue Heldenthaten verdienen muß. Aber weit entfernt, sich, wie die Ritter der Tafelrunde, in eben so zwecklose als unsinnige Abenteuer zu stürzen, wartet er geduldig, bis sich die Gelegenheit darbietet, sich neuen Ruhm zu erwerben und zugleich den Brüdern der Geliebten wesentliche Dienste zu erweisen. Diese Gelegenheit findet sich bald; er besiegte die Sachsen und Dänen, welche Burgundenland bedrohten, und befreite den König Gunther aus drohender Gefahr. Doch erst als dieser ihn bittet, ihm bei der Werbung um Brunhilden beizustehen, fordert er Kriemhildens Hand zur Belohnung. Was ihn aber dem Ziele seiner Wünsche nahe brachte, wurde zugleich der Grund seines frühen Todes, und so hat der Dichter schon mitten im Gedichte den Schluß desselben als das Vortrefflichste motivirt. Denn Siegfried half nicht nur Gunther die starke Brunhilde in den Kampfspielen besiegen, er nahm ihr auch den Gürtel, der ihr übermenschliche Kraft verlieh, so daß sie erst nach dessen Verlust von Gunther bewältigt werden konnte. Aber Siegfried gab den Gürtel seiner geliebten Kriemhilde, und als diese später von der hochmuthigen Brunhilde gereizt wurde, warf sie ihr höhnisch vor, daß Siegfried sie in der Brautnacht besiegt habe. Diese Beschimpfung entflammte die stolze Königin zur Rache; Hagen, der gegen den größeren Siegfried von Reid erfüllt war, ließ sich leicht bereden, ihr zum Werkzeuge zu dienen, er ermordete den kühnen Helden, den er nicht Mann gegen Mann zu bekämpfen wagte.

Eben so trefflich ist die Composition des zweiten Gedichts; ja sie überrascht noch mehr, weil es sich in noch einfacherer Weise bewegt und die einzelnen Begebenheiten in noch auffallenderem Maße chronologisch an einander gereiht zu sein scheinen. Wir heben nur Einen Punkt hervor, aus dem wir am leichtesten erkennen, wie der Dichter schon bei Beginn des Werkes die weitere Entwicklung im Auge hatte, und dieselbe begründete. Egels wählte aus allen seinen Mannen den Markgrafen Rüdiger zur Werbung um Siegfrieds Wittwe, nicht, wie es den Anschein hat, weil dieser in Burgundenland bekannt ist, sondern weil die ungeheure Katastrophe gerade durch dessen Mitwirkung bei der Werbung bedingt ist. Kriemhilde gibt ihre Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Rüdiger ihr gegen jeden Feind beizustehen verspricht, und sie weiß ihn, auf dieses Versprechen gestützt, zum Kampfe gegen die Burgunden zu zwingen. Wohl hätte auch jeder andere Held dieses Versprechen gegeben und gehalten; aber bei keinem andern hätte es so folgenreich werden können, da nur Rüdigers Tod den einzigen Helden (Egels), der den Burgunden überlegen war, den gewaltigen Dietrich von Bern, zum Kampfe gegen dieselben bewegen konnte.

*) Man sieht, daß man aus den Nibelungen, wie aus der Iliade manches bedeutende Anekdoten entwickeln könnte, und gerade diese vortreffliche Composition, die in der Dichtung des Mittelalters so ganz allein da steht, wird durch die versuchte Auflösung in Fabeln vollständig vernichtet.

Nicht weniger groß erscheinen die Dichter in der Zeichnung der Charaktere, worin sie die höchsten Epiker eben so sehr, ja vielleicht in noch höherem Grade übertreffen, als in der Composition. Da treten uns nicht bloß, wie in den Rittergedichten, allgemeine Gestalten entgegen, die sich beinahe alle bis auf unbedeutende Kleinigkeiten ähnlich sehen, sondern die individuellsten, auf der lebendigsten Wahrheit beruhende Persönlichkeiten, die sich durch jede That, die sie ausführen, durch jedes Wort, das sie sprechen, durch die kleinste Bewegung, die sie thun, von allen übrigen unterscheiden: obgleich z. B. Heldenmuth und Tapferkeit bei Siegfried, Dietrich, Hagen, Hildebrand, Rüdiger, Volker und so vielen andern den Grundzug des Charakters bilden, und sie eben wegen dieser Eigenschaften von Freunden und Feinden gepriesen werden, so sind sie doch bei jedem derselben zur vollsten Individualität ausgeprägt. Selbst diejenigen unter ihnen, die sich in der Charakterentwicklung am nächsten stehen, Siegfried und Dietrich, bieten wesentliche Verschiedenheiten dar; so ist dem ersten die zarte Jungfräulichkeit der Gesinnung durchaus eigenthümlich, während sie dem Berner bei allem Adel des Gemüths ganz abgeht. Auch Hagen und Hildebrand bieten mancherlei Vergleichungspunkte dar: in beiden spricht sich neben der unerschütterlichen Tapferkeit, die allen Gefahren trozt, die unbedingteste, sich nie verläugnende Treue gegen ihre Herren aus; aber bei dieser Aehnlichkeit zeigen sie wieder die schroffsten Gegensätze. Hagen ist treu, weil es die Ehre gebietet, Hildebrand ist es vorzüglich aus persönlicher Liebe zum Berner Helden. Hagen hat dabei böse Neigungen: er ist eifersüchtig auf die größere Heldengröße Siegfrieds, und diese Eifersucht hat nicht weniger Antheil an dem Entschlusse, Siegfried zu ermorden, als der Wunsch, die beleidigte Gemahlin seines Herrn zu rächen. Bei allen Gelegenheiten zeigt sich sein hartes Gemüth, während Hildebrand stets die edelste Gesinnung an den Tag legt. Damit steht nicht im Widerspruch, daß er Kriemhilden erschlägt, vielmehr ist auch diese That ein Beweis seines edlen Gemüths, das in Horn überwallte, als er sah, wie ein Weib den wehrlosen burgundischen Helden hinschlachtete. So harten Gemüths Hagen aber auch ist, so ist er doch edler Regungen fähig; schon seine Aufopferungsfähigkeit würde dafür zeugen, denn sie kann nicht bloß aus seiner heldenmüthigen Todesverachtung erklärt werden; in noch schönerem Lichte erscheint sie in dem Freundschaftsbunde, den er mit Volker geknüpft; wirklich rührend ist es aber, wenn die Härte des Mannes durch Rüdigers Edel-muth, der ihm seinen eigenen Schild gibt, gebrochen wird. Durch solche Züge wird das Abstoßende und beinahe Grauenhafte im Charakter Hagens gemildert, und wir bewundern den Dichter, der durch so einfache Mittel so große Wirkung hervorbringt.

Die Charakteristik Siegfrieds ist wahrhaft großartig, da der Dichter die auffallendsten Gegensätze zur vollendetsten Harmonie vereinigt hat: die zar-teste Gesinnung paart sich in dem jugendlichen Helden mit der unüberwindlichsten Tapferkeit, das stolze Selbstbewußtsein mit jungfräulicher Schüchternheit. Es ist kein Feld so gewaltig, daß er ihn nicht freudigen Muthes bestünde; es ist kein Abenteuer so gefährlich, daß er es nicht zu unternehmen wage, und derselbe Held, der den Drachen erlegte,

den starken Zwerg besiegte, sich die Nibelungen dienstbar machte, vor dem selbst der grimme Hagen zurücktritt, entwickelt die liebenswürdigste Zart-heit, die anmuthigste Schüchternheit, als die Liebe sein Herz erfüllt. Er wagt es selbst dann noch nicht, um die schöne Kriemhild zu werben, als er durch die Befiegung der Sachsen sich die größten Verdienste um deren Bruder erworben hatte. Denn als er sie sieht, die „wie das Morgenroth aus trüben Wolken tritt“, die „vor andern Frauen glänzt, wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt“, da verzagt er; er, auf den aller Frauen Augen gerichtet waren, den die tapfersten Helden bewunderten, wagt es nicht, seine Wünsche bis zur schönen Jungfrau zu erheben. „Wie dacht ich je daran, daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Bahn!“ so sagt er entmuthigt zu sich selbst, von dem Schönheitsglanze der Jungfrau geblendet. „Aber,“ fügt er hinzu, „so wäre mir besser der Tod!“ Zwölf Tage lang blieb er in ihrer Nähe, und ob er gleich während dieser Zeit Gelegenheit gehabt hatte, zu bemerken, daß sie seine Gefühle theile, so wagte er doch nicht zu hoffen, und er wäre von Gunthers Hof geschieden, wenn ihn nicht Gernot zurückgehalten hätte. Denn immer noch glaubt er, noch nicht genug gethan zu haben, um der schönen Jungfrau würdig zu erscheinen. Erst als sich ihm wieder Gelegenheit darbietet, dem König neue Dienste zu erweisen, wagt er, die Geliebte als Belohnung zu verlangen. Sie wird ihm zu Theil, nachdem es ihm gelungen, Brunhilde zu besiegen und für Günther zu erwerben. Wenn auch seine Liebe von nun an eine andere, wir möchten sagen, männliche Gestalt annimmt, so bleibt sie nicht minder warm und innig; es läßt sich der Held durch dieselbe sogar verleiten, dem geliebten Weibe das Geheimniß von Brunhildens Brautnacht mitzutheilen, was so fürchterliche Folgen haben sollte. So weis und der Dichter in dem mächtigen Helden auch den Menschen mit seinen rein menschlichen Leidenschaften und Schwächen zu zeigen, wie denn überhaupt alle Charaktere des Gedichts das vollkommenste Gepräge naturgetreuer Wahrheit haben. Die Liebe, die den Jüngling beselte, den Mann beglückte, erfüllt den Helden noch in der Todesstunde. „Mich bauert Nichts auf Erden,“ ruft er sterbend aus, „als Frau Kriemhilde, mein Weib!“ und mit dem letzten Athemzuge bittet er den König Gunther, sich der verlassenen Wittwe anzunehmen. — Siegfrieds edle Seele und tiefes Gemüth zeigt sich auch in den andern Lebensverhältnissen: er ist mild und freigebig, offen und ohne Falsch, der höchsten Aufopferung für seine Freunde fähig, verständlich und gerecht, er hat mit Einem Worte so viele vortreffliche Eigenschaften, daß man über ihnen beinahe vergißt, daß er unter den Tapfern der Tapferste ist, daß er alle übrigen an Heldenmuth und Körperkraft übertrifft.

Mit nicht weniger Liebe und Kunst hat der Dichter die schöne Kriemhilde gezeichnet. Wir erblicken sie zuerst als blühende Jungfrau, deren Herz nur noch für Mutter und Geschwister schlägt, wie sie denn ihrer Mutter Traumentung jungfräulich verschämt zurückweist, und gegen alle Werbungen kalt und unempfindlich bleibt. Aber als Siegfried zu Worms erscheint, und Alles vom Lobe des Heldenjünglings erschallt, steigen Ahnungen in ihrer Seele auf, welche schon auf Liebe deuten: denn als sie

Gelegenheit sucht, ihn unbemerkt zu sehen, da ist es schon nicht mehr bloß weibliche Neugierde, die sie leitet; daher verschleiert sie auch den Eindruck in ihrem Bufen, den der herrliche Jüngling auf sie gemacht; die jungfräuliche Verschämtheit hält sie ab, sich selbst zu gestehen, wie sehr sie sich nach ihm hingezogen fühlt, aber unwillkürlich beschäftigen sich ihre Gedanken stets nur mit dem schon heiß Geliebten. Als Gunther die Boten mit der Nachricht von dem über die Sachsen erfochtenen Siege nach Worms vorausschickt, läßt Kriemhilde einen derselben vor sich kommen. „Das geschah verstoßen,“ sagt der Dichter vortrefflich hinzu, „sie durst es wohl nicht laut: Es war ja der darunter, dem ihr Herz sie vertraut.“ Sie erkundigt sich nach denen, welche dem Kriegszug beigewohnt haben; zwar nennt sie Siegfrieden nicht, aber man sieht doch aus jedem ihrer Worte, daß sie ihn vor Allen im Sinne hat. Daher heißt es, als ihr der Bote von dessen Heldenthaten berichtet hatte: „Ihr Antlitz, das schöne, wurde rosenroth, Da glänzte war geschieden aus so großer Noth Siegfried, der junge, der weidliche Mann.“ Jeder Zug, den der Dichter weiter hinzusetzt, vollendet das liebliche Bild. Als Gunther nach der Rückkehr von Jienlande ihr ankündigt, daß er sie einem Ritter zum Weibe gelobt habe, da kündigt ihr ihr Herz, daß es kein anderer sein könne, als Siegfried, und sie eilt daher, ehe noch ihr Bruder ihr den Namen genannt, diesem zu erklären, daß sie sich stets seinem Willen unterwerfen würde; so glücklich sie sich fühlt, will sie doch mit jungfräulicher Schamhaftigkeit dieses Glück vor ungeweihten Augen verbergen. Aber sobald sie ihm angetraut ist, verschwindet diese mädchenhafte Scheu, und wie sie ganz Jungfrau war, so wird sie nun ganz Weib: alle ihre Gedanken, all ihr Sinnes und Trachten ist auf den geliebten Mann gerichtet, der nun der Zweck ihres Lebens wird. Er ist ihr der Verein aller Vortrefflichkeit, dem sich Nichts gleichstellen darf; der geringste Vorwurf, der ihm gemacht wird, empört ihr liebendes Herz und reizt sie sogar zu ungehörlichem Betragen. Wenn auch Siegfried überlebend, ist doch mit seinem Tode auch ihr Leben abgeslossen, theilnahmslos gegen Alles, was sie umgibt, lebt sie nur noch in der Erinnerung an den verlorenen Geliebten. — So hat uns der Dichter in Kriemhilden ein lebenswarmes und getreues Bild der schönsten Jungfräulichkeit und Weiblichkeit gegeben, das nicht bloß in der Literatur des deutschen Mittelalters einzig da steht, sondern auch den schönsten Gebilden aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden kann.

Nicht weniger trefflich ist Kriemhilde im zweiten Theile geschildert. Allerdings scheint der Charakter, den er ihr gegeben, mit dem in Widerspruch zu stehen, den wir eben näher betrachtet haben; allein wenn es auch in der That so wäre, so ließe sich doch kein Vorwurf darauf begründen, weil der zweite Theil eben ein ganz selbstständiges Gedicht ist. Doch ist der berührte Widerspruch in der That nur scheinbar, und es liegen sich beide Gedichte, wenn man bloß auf Kriemhildens Charakter Rücksicht nähme, vollkommen zu einer Einheit vereinigen. Denn eben die unvergängliche Liebe, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, mußte den Gedanken an Rache um so mehr in ihr entflammen, als sie mit jedem Tage, mit jedem Jahre die Größe ihres unerseßlichen Verlustes lebendiger fühlte. Hatte doch

auch Hagen nach der Ermordung ihres Gemahls ihr noch manche Schmach zugefügt, und das schon gereizte Gemüth noch mehr verwundet; denn daß der Dichter auf den Raub des Nibelungenhortes großes Gewicht legt, geht aus dem Ende namentlich deutlich hervor. So war Kriemhilde nach Siegfrieds Tode durch größere und kleinere Beleidigungen in gereiztem Zustande erhalten worden, und wer die Natur des Weibes kennt, wer zudem die Zeit und die Verhältnisse beachtet, in welchen der Mensch noch weder durch religiöse, noch durch gesellschaftliche Rücksichten geleitet war, die empörte Leidenschaft zu zügeln, wird nicht ansehen, die Entwicklung von Kriemhildens Charakter für ganz naturgetreu und wahr zu halten. Und wenn sie auch die Rache bis zum gräßlichsten Uebermaße führt, so hat der Dichter dies auf das Beständige motivirt, indem er den entseßlichen, ächt tragischen Ausgang nicht bloß aus Kriemhildens Charakter, sondern ganz hauptsächlich aus den in einander greifenden Begebenheiten herleitet, zu welchen sie allerdings den ersten Anstoß gibt, die sich aber zum großen Theil ohne ihr persönliches Eingreifen in solcher Weise entwickeln, daß sie nur durch das Verderben Aller zur Lösung gelangen können. Uebrigens sehen wir, wie Kriemhilde Schritt für Schritt zum Entseßlichen gedrängt wird. Hat sie auch die Burgunden in böser Absicht an Hagens Hof entboten, so hat sie doch noch keineswegs einen festen Plan gefaßt; sie hofft nur, daß ihr die Umstände Gelegenheit darbieten werden, Hagen für den Mord des geliebten Gemahls zu bestrafen. Und nun muß dieser sogleich durch sein trotziges, verlezendes Benehmen die Zornende noch mehr reizen; er muß endlich, als der Kampf schon begonnen hatte, durch die Ermordung des Knaben Drilieb jede friedliche Lösung unmöglich machen. Was nun folgt, hätte auch erfolgen müssen, selbst wenn Kriemhilde nicht zum weiteren Kampfe gemahnt hätte. Nur Gunthers und Hagens Tod ist Folge ihres persönlichen, unmittelbaren Einschreitens, aber auch diese entseßlichen Thaten werden ihr durch Hagens trotzigen Hohn gleichsam abgedrungen; und wie sie uns auch mit Schauern erfüllen, wir begreifen doch, daß die arme Königin, die den Schmerz um den ersten Gemahl noch in seiner ersten Kraft fühlte, und die nun ihr geliebtes Kind und alle ihre Freunde, die Blüthe von Hagens Ritterschaft, in ihrem Blute liegen sah, von einer unwiderstehlichen Macht gedrängt wurde, den zu vernichten, der ihr Alles geraubt, ihr Lebensglück zum zweitenmale auf ewig vernichtet hatte. Und so groß der Abgrund ist, der sich zwischen der zarten, im ersten Gefühl der Liebe erbebenden Jungfrau und dem mordfüchtigen Weibe eröffnet, so ist jenes in diesem doch noch vollkommen erkennlich; wir fühlen, daß es dieselbe Kraft der Liebe ist, welche sie an Siegfrieds Brust geführt und ihren Arm zum tödtlichen Streich gehoben hat.

Auch die übrigen Charaktere, selbst die untergeordneten, sind in beiden Gedichten mit der nämlichen Trefflichkeit geschildert; alle sind mit der größten poetischen Kunst individualisirt, so daß sie uns in lebendiger Gestalt entgegenreten. Doch würde es uns zu weit führen, wenn wir auch diese einer näheren Betrachtung unterziehen wollten; auch mögen obige Darstellungen genügen, um die hohe Vortrefflichkeit der Dichter zur Anschauung zu bringen.

Es bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über die Haltung der Gedichte im Allgemeinen anzufügen. Daß die Dichter die alten Sagen in ihrem ursprünglichsten Sinne aufgefaßt haben, geht schon daraus hervor, daß das heidnische Element noch in vollster Kraft hervortritt, obgleich Alles in das Gewand des Christenthums eingekleidet ist. Wie schon Göthe bemerkt, sind alle Motive durchaus gruntheidnisch; nirgends findet sich eine Spur von einer waltenden Gottheit, und der christliche Cultus bleibt ohne den mindesten Einfluß auf Begebenheiten und Personen. Wenn auch das heidnische zurücktritt (es hat sich nur in den Meerweibern noch einigermaßen erhalten), so greift das Christliche doch keineswegs ein, es beschränkt sich beinahe ganz auf äußere Religionsgebräuche. Der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, der bei den höfischen Dichtern nicht selten den Mittelpunkt der Handlung bildet, oder doch von wesentlichem Einflusse auf dieselbe ist, bricht im Nibelungenliede nur schwach und wirkungslos durch. Eben so wenig macht sich der Einfluß des höfischen Ritterthums geltend; wenn auch manche Aeußerlichkeit desselben auf die Fabeln der Gedichte überging, sie sind von seinem charakteristischen Geiste ganz unberührt geblieben. Insbesondere fehlt ihnen das abenteuerliche und sentimentale Element, welches die Fabeln der höfischen Dichtungen nie verläugnet; von den phantastischen Ausgeburten der ritterlichen Poësie ist im Nibelungenliede keine Spur zu finden. Es steht dieses daher nicht bloß rückfichtlich der Großartigkeit des Gegenstandes über allen höfischen Dichtungen, sondern auch in Bezug auf die ächt poetische Auffassung und Darstellung, welche durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit gleich ausgezeichnet ist. Schon in den ersten Strophen weht uns der Geist des lebendigen Volksgefangs an, der die ganze Dichtung bis zum letzten Verse befeelt. Daher ist, diesem Geiste entsprechend, die Darstellung der Begebenheiten rauh und fortschreitend; sie verliert sich niemals in weillsäufige Schilderungen, wie dies den höfischen Dichtern so häufig begegnet; aber wenn es diesen bei den ausführlichsten Beschreibungen selten gelingt, uns ein lebendiges, anschauliches Bild des mit so großem Aufwande von poetischen Mitteln geschilderten Gegenstandes zu geben, ist die Schöpfungskraft der Nibelungendichter so gewaltig, daß sie uns mit wenigen Worten oder Sätzen das lebendigste und vollständigste Gemälde vor die Augen führen. Bei aller Einfachheit der Darstellung, welche die poetische Kraft des Dichters gerade recht lebendig hervortreten läßt, bemerken wir einen Reichthum der Erfindung, gegen welchen die Armuth der höfischen Dichter gar kläglich erscheint. Während nämlich bei diesen die Schilderungen der verschiedenen Kämpfe einander so ähnlich sehen, daß sie sich kaum durch unwesentliche Nebenumstände unterscheiden, herrscht im Nibelungenliede in dieser Beziehung die reichste Mannigfaltigkeit, die, wie bei Homer, daraus entspringt, daß die Dichter auch bei diesen Veranlassungen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der kämpfenden Helden scharf und lebendig hervortreten lassen, und den Kampf als ein notwendiges Ergebniß ihrer Gemüthsstimmung erscheinen, die sich dann auch mit aller Kraft in jeder Bewegung ausdrückt. Die Kämpfe bei den höfischen Dichtern sind in der That nicht viel besser, als Theaterkämpfe, in wel-

chen die auf dem Turnierplatz gelernte Fekhtkunst zur Schau getragen wird; sie bewahren diesen Charakter selbst in den ergreifendsten Situationen, daher entbehren sie so sehr aller anhaltenden Wirkung, daß sie selbst bei den besten Dichtern eher Widerwillen erwecken.

Auch im Einzelnen ist die Darstellung im Nibelungenliede von der größten Vortreflichkeit. Die Dichter sind im Ganzen mit Gleichnissen sparsam, weil sie schon durch ein einziges glücklich gewähltes Epitheton die lebendigste Anschaulichkeit zu gewähren vermögen; aber die wenigen Gleichnisse, die sie gebrauchen, sind von überraschender Schönheit und Wahrheit. Als Axiomhilde zum erstenmale öffentlich erscheint, sagt der Dichter: „Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth hervor aus träben Wolken.“ — „Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt, So Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt, Des glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut.“ Wie vortreflich ist nicht das Gleichniß, durch welches der Dichter des edlen Rüdigers Gastfreundlichkeit darstellt: „Der Wirth wohnt an der Straße, der Beste allerwärts, Der je ein Haus besessen: Lenz gebiert sein Herz, Wie das Gras mit Blumen der süße Maie thut; Und soll er Helden dienen, so ist er froh und wohlgenuth.“ Wenn wir an diesen Gleichnissen die Innigkeit und Hartheit bewundern, wird unser Gemüth durch die großartige Kraft und Kühnheit hingerissen, die sich in andern ausdrückt. „Da drinnen sitzt Elner“ sagt Egel, „der heizet Volter, Gleich einem wilden Eber, und ist ein Fiedelmann: Ich dank' es meinem Geile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Welsen lauten übel, seine Striche sind roth: Wohl schlagen seine Löhne mir manchen Helden todt! Ich weiß nicht, was uns zur Last legt derselbe Fiedelmann, Daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!“ Das ist ächt tragischer Witz des Schmerzes und unverkennbarer Geist des Volksgefangs, und doch will Lachmann auch diese Strophen entfernt wissen!

So ist denn das Nibelungenlied, von welcher Seite wir es auch betrachten, bei weitem das bedeutendste Werk, was uns das Mittelalter überliefert hat; es überragt nicht bloß Alles, und selbst das Trefflichste, was die höfischen Dichter geschaffen haben, wir dürfen es auch mit stolzem Bewußtsein dem Besten an die Seite setzen, was den Ruhm anderer Völker begründet. Denn wenn es auch die hohe künstlerische Vollendung der homerischen Gedichte nicht erreicht, so ist es doch von dem nämlichen ächt poetischen Geiste befeelt, welcher auch jenen erst die höchste Weihe gibt.

1. Wie Gunther gën Islande nâch Prûnhilt suor*).

Lachmann 324.

* Iteniwin mære sich huoben über Rin;
man seite, daz dâ wære manic magedin;
der dâhte im eine werben des künic Gunthers muot;
daz dâhte sine recken und die hêrren alle guot.

* Die unbezeichneten Strophen sind nach Lachmann die ursprünglichen Lieder, die mit * bezeichneten gehören der ersten, die mit + bezeichneten der zweiten, und die unten als Noten gebrauchten der dritten Uebersetzung an.

Lachmann: 325—334.

Es was ein küniginne gesezen über sê;
ninder ir geliche was deheiniu mè:
si was unmäzen schöne, vil michel was ir kraft,
si schôz mit snellen degnen umbe minne den
schaft.

Den stein warf si verre, dar nâch si witen
spranc;
swer ir minne gerte, der muose âne wanc
driu spil an gewinnen der vrouwen wol geborn:
gebrast im an eime, er het daz houbet verlorn.

*Des hete diu juncfrouwe unmäzen vil getân.
Das vernam bi dem Rine ein riter wol verstân:
der wande siue sinne an daz schöne wip:
dar umbe helde vil muosen sit verliesen den lip *).

Dô sprach der voit von Rine: „Ich wil an den sê,
hin zuo Prünhilde, swie ez mir ergê;
ich wil umb ir minne wâgen den lip:
den wil ich verliesen, sine werde min wip.“

*„Daz wil ich widerraten“, sprach dô Sifrit;
„Jâ hat diu küniginne sô vreislichen sit,
swer ir minne wirbet, daz ez in hêhe stât:
des muget ir der reise haben guoten rât.“**)

*„Sô wil ich in daz râten“, sprach dô Hagene;
„Ir bitet Sifrit, mit iu ze tragene
die vil starken reise: daz ist nu min rât,
sit im daz ist kûndec, wie ez umb die frouwen
stât.“

Er sprach: „Wil du mir helfen, edel Sifrit,
die minnelichen werben? Tuo des, ich dich bit;
und wirt mir ze trûte daz minneliche wip,
ich wil durch diuen willen wâgen êre unde lip.“

Des antworte Sifrit, Sigmundes suon:
„Gist du mir din swester, sô wil ich ez tuon,
die schönen Kriemhilde, ein küniginne hêr;
sô gere ich niht lones nâch minen arbeiten mêr.

„Daz lobe ich“, sprach Gunther, Sifrit, an
dine hant!

Unde kumet diu schöne Prünhilt in daz lant,
sô wil ich dir ze wibe mine swester geben:
sô maht du mit ir immer vrellichen leben!“

Des swuoren si dô eide, die reken vil hêr:
des wart ir arbeite verre dester mêr,
ê daz si die frouwen brâhten an den Rîn;
des muosen die kûenen sit in grôzen nœten sin **).

*) Do si eines tages sâzen, der künec unt siue man,
manigen ende si ez mâzen, beidiu wider unde dan,
welhe ir herren môhte seinem wibe nemen
diu in ze frowen tôhte und ouch dem lande môhte
zemen.

**) Dô sprach der künec Gunther: „Nie geborn wart
ein wip
sô starc und ouch sô kûene, ine wolde ir lip
in strîte betwingen mit min selbes hant.“
„Nu swiget“, sprach dô Sifrit, „iu ist diu frouwe
niht bekant.“

Unt wâren iwer viere, dine kunden niht genesen
von ir vil starken ellen; ir lât den willen wean:
daz rât ich iu mit triwen; welt ir niht ligen tât,
sone lât iuch nâch ir minne niht ze sêre wean nôt!“

„Nu si, swie starc si welle, ine lâze der reise
niht
hin zuo Prünhilde, swaz halt mir geschiht:
durch ir unmäzen schöne muoz ez gewâget sin;
waz ob mir Go gefüege, daz si mir volget an
den Rîn?“

***) Von wilden getwergen hân ich gehœret sagen,
si sin in holen bergen, und daz si ze scherme tragen
einez, heizet tarnkappen, von wunderlicher art:
swerz hât an siue lîbe, der sol vil gar wol sin
bewart

Lachmann: 335—342.

Sifrit muose flieren die kappen mit im dan,
die der helt kûene mit sorge gewan
ab eime getwerge, daz hiez Albrich.
Sich garten zuo der verte reken kûene unde rich.

*Alsô der starke Sifrit die tarnkappe truoc,
sô het er dar inne krefte genuoc,
zwelf manne sterke zuo sin selbes lip.
Er warp mit grôzen listen daz hêrliche wip.

*Ouch was diu tarnhût alsô getân,
daz dar inne worhte ein ieslicher man,
swaz er selbe wolde, daz in nieman sach:
dâ mit gewanner Prünhilt, dâ von im leide ge-
schach.

*„Nu sage mir, degen Sifrit, ê min vart ergê,
daz wir mit vollen êren komen an den sê,
suln wir reken fûeren in Prünhilde lant?
drizec tûsent degene, die wâren schiere besant!“

†„Swie vil wir volkes fûeren“, sprach aber
Sifrit,
ez pflegt diu küniginne so vreislicher sit,
die müesen doch ersterben von ir übermuot:
ich sol iu baz bewisen, degen kûene und guot.

†Wir suln in recken wise varn zetal den Rîn;
die wil ich dir nennen, die daz sulen sin:
selbe vierde degene varn wir an den sê;
sô erwerben wir die frouwen, swie ez uns dar-
nâch ergê.

*„Der gesellen bin ich einer, der ander solta
wesen,

der drite daz si Hagne: wir sulen wol genesen;
der vierde daz si Dancwart, der vil kûene man:
tûsent man mit strîte geturren nimmer uns bestân.“

*„Diu mære wesse ich gerne“, sprach der
künec dô,
„ê wir hinnen fûeren (des waz ich harte frô),
waz wir kleider solden vor Prünhilde tragen,
diu uns dâ wol zâmen; Sifrit, daz solt du mir
sagen.“

*„Kleit daz allerbeste, daz ie man bevant,
treit man zallen ziten in Prünhilde lant:
des sulen wir richiu kleider vor der frouwen tragen,
daz wirs iht haben schande, sô man diu mære
hêre sagen.“

†Dô sprach der degen guoter: „Sô wil ich
selbe gân
zuo minner lieben muoter, ob ich erwerben kan,
daz uns ir schœneu meide helfen prûeven kleit,
di wir tragen mit êren für di hêrlichen meit.“

†Dô sprach von Tronege Hagne mit hêrlichen
siten:
„Wes welt ir iwer muoter sôlher dienste biten?
lât ir swester hœren, wes ir habet muot:
sô wirdet iu ir dienst zuo dirre hovereise guot.“

*Dô enbot er siner swester, daz er se wolde
sehen,
und daz degen Sifrit. Ê daz was geschehen,
dô hete sich diu schœne ze lobe wol gekleit:
daz die hêrren kômen, daz was ir mæzlichen leit.

Vor slegen unt vor stichen; in mûge ouch nie-
men sehen,
swenner si dar inne; beide, hœren unde spehen,
mag er nâch sinem willen, daz in doch niemen siht:
er si ouch verre sterker; als uns diu Aventure gihl.

Lachmann: 343—350.

*Nu was ouch ir gesinde geziert, als im gezam.
Die fürsten kômen beide; dô si daz vernam,
dô stuont si von dem se dele: mit zûhten si dô gie,
dâ si den gast vil edelen und ouch ir bruoder
enphie.

*, „Si willekomen, min bruoder und der ge-
selle sin;
diu mære ich weste gerne,“ sprach das meidin,
„was ir hêrren woldet, sit ir ze hove gât:
lât ir mich hœren, wie es iu edelen reken stât.“

*Dô sprach der künec Gunther: „Frouwe, ich
wilz iu sagen:
wir müezen michel sorge bi hôhme muote tragen;
wir wellen hûbschen riten verre in fremdiu lant;
wir solden suo der reise haben sierlich gewant.“

*, „Nû sitzet, lieber bruoder,“ sprach das kû-
neges kint;
lât mich rehte hœren, wer die frouwen sint,
der ir gert ze minne in ander kûnege lant.“
Die ûz derwelten nam si beide bi der hant.

*Si gie mit den beiden, dâ si è dâ saz,
ûf matræze rîche, ich wil wîzzen daz,
geworht mit guoten bilden, mit golde wol er-
haben:
si mohten bi den frouwen guote kurzweile haben.

*Friuntliche blicke unt gûetlichen sehen,
des mohte von in beiden harte vil geschehen:
er truoc si in dem herzen, si was im sô der lip;
sit wart diu schœne Kriemhilt des kûenen Sifri-
des wip.

†Dô sprach der kûnec rîche: „Vil liebiu swe-
ster min,
âne dine helfe kund ez niht gesîn:
wir wellen kurzweilen in Prûnhilde lant;
dâ bedorften wir ze habene vor frouwen hêrlich
gewant.“

†Dô sprach diu juncfrouwe: „Vil lieber bruo-
der min,
swaz der minen helfe dar an kan gesîn,
des bring ich iu wol innen, daz ich iu bin bereit:
versagt iu ander iemen, daz wære Krimhilde leit.“

†Ir sult mich, riter edele, niht sorgende biten;
ir sult mir gebieten mit hêrlichen siten:
swaz iu von mir gevalle, des bin ich iu bereit,
unt tuon ez willeclîche!“ sprach diu wûnneclîchiu
meit.

†„Wir wellen, liebiu swester, tragn guot
gewant;
daz sol helfen prûeven iwer deliu hant:
des volziehen iwer magede, daz ez uns rehte stât;
wande wir der verte hân deheiner slachte rât.“

*Dô sprach diu juncfrouwe: „Nû merket, waz
ich sage.
Ich hân selbe siden; nu schaffet, daz man trage
gesteine uns ûf den schilden: sô wurken wir diu
kleit.“
Des willen was dô Gunther und ouch Sifrit bereit.

*, „Wer sint die gesellen,“ sprach diu kûnigin,
die mit iu geoleidet ze hove sulen sin?“
Er sprach: „Ich selbe vierde; zwêne mine man,
Dancwart unt Hagne, ze hove suln mit mir gân.“

Lachmann: 351—362.

*Frouwe, merket rehte, waz ich iu sage,
daz ich selbe vierde ze vier tagen trage
ie drier hande kleider und alsô guot gewant,
daz wir âne schande rûmen Prûnhilde lant.“

*Mit guotem urloube die hêrren schieden dan.
Dô hiez ir juncfrouwen drizec meide gân
ûz ir kemenâten diu schœne kûnigin,
die zuo solhem werke heten græzlichen sin.

*Die Arâbischen siden, wîz alsô der snê,
unde von Zazamanc der grûenen sô der klê,
dar in si leiten steine, des wurden guotiu kleit:
selbe sneit si Kriemhilt, diu hêrliche mit.

*Von fremder vische hiuten bezoc wol getân,
die ze sehennæ wæren den liuten fremde dan,
di dacten si mit siden, sô si si solden tragen;
nu hœret wunder von den liehten wæte sagen:

*Von Marroch dem lande und ouch von Libiân
die aller besten siden, die ie mêr gewan
deheines kûneges kûne, der heten si genuoc;
wol lie daz schineu Kriemhilt, daz si in holden
willen truoc.

*Sit si der hôhen verte heten nu gegert,
hermine vederen dûhten si vil wert;
dar obe pfelle lügen, swarz alsam ein kol;
daz noch snellen helden zæme in hôchziten wol.

*ûz Arâbischem golde vil gesteines schein;
der frouwen unmuoze was niht ze klein:
inre siben wochen bereiten si diu kleit:
dô was ouch geworfen den guoten recken bereit.

*Dô si bereit waren, dô was in ûf den Rin
gemachet flîzeklichen ein starkez schiffin,
daz si tragen solde nider an den sê:
den edelen juncfrouwen was von arebeiten wê.

†Dô sagte man den recken, in wæren nu bereit,
diu si dâ fûeren solden, ir zierlichen kleit,
alsô si dâ gerten: daz was nu getân;
dône wolten si niht langer bi dem Rîne bestân.

*Nâch den hergesellen wart bote sâ gesant,
ob si wolden schouwen niwez ir gewant,
ob ez den helden wære ze kurz oder ze lanc;
ez was ze rehter mæze: des seiten si den frou-
wen danc.

†Für alle di si kômen, di muosen in des jehn,
daz si zer werlde hæten bezzers niht gesehn:
des möhten si se gerne dâ ze hove tragn;
von bezzer recken wæte kunde niemen niht gesagn.

*Vil michel danken wart dâ niht verdeit.
Dô gerten urloubes die reken vil gemeit;
in riterlichen zûhten die hêrren taten daz:
des wurden liehtiu ougen von weinen trûebe
unde naz.

*Si sprach: „Vil lieber bruoder, ihr möhtet
noch bestân,
unt wurbet ander frouwen: daz hiez ich wol
getân;
und dâ iu niht entstûende en wæge so der lip:
ir muget hie nâhen vinden ein als hôch geborn
wip.“

*Ich wære, in sagt daz herze, daz in dâ von
geschach;
si weinten al gelîche, swaz ieman sprach;
499

Lachmann: 363—376.

ir gold in vor den brüsten wart von trähen-sal,
die vielen in genöte von den ougen zetal.

* Sie sprach: „Er Sifrit, lät iu bevolhen sin
ûf triuwe und ûf genåde den lieben bruder min,
daz im iht werre in Prünhilde lant!“
Daz lobte der vil küene in Kriemhilde hant.

* Dô sprach der degen riche: „Ob mir min
lip bestât,
sô sult ir aller sorge, frouwe, haben rât:
ich bringe iu in gesunden wider an den Rin;
daz wizet sicherlichen!“ Dô neig im daz schœne
magedin.

Ir goltvarwen schilde man truoc in ûf den sant
unde brâhte in zuo zin allez ir gewant;
ros hiez man in ziehen; si wolden riten dan:
dâ wart von schœnen frouwen michel weinen getân.

Dô stuonden in diu venster diu minneclichen
kint;
ir schif mit dem segele ruorte ein hôher wint:
die stolzen hergesellen sâzen an den Rin;
dô sprach der künec Gunther: „Wer sol schif-
meister sin?“

* „Daz wil ich,“ sprach Sifrit, „ich kan iuch
ûf der fluot
hinnen wol gefüeren: daz wizet, helde guot;
die rehten wazzerstrâze sint mir wol bekant.“
Si schieden frœliche ûz Burgonden lant.

Sifrit dô balde ein schalten gewan,
von stade er schieben vaste began;
Gunther der küene ein ruoder selbe nam:
dô huoben sich von lande die snellen riter lobesam.

Si fuorten riche spise, dar zuo guoten win,
den besten, den man kunde vinden unben Rin;
ir ros stuonden ebene, si heten guot gemach;
ir schif giencouch ebene: lûzel leides in geschach.

* Ir starken segelseil wurden in gestraht;
si fuoren zweinez mile, end ez wurde naht,
mit eime guoten wiude nider gein dem sê:
ir starkez arbeiten tet sit schœnen frouwen wê.

An dem zwelften morgen, sô wir hœren sagen,
heten si di winde verre dan getragen
gegen Isenstein in Prünhilde lant:
daz was nieman mære wan Sifride bekant.

* Dô der künec Gunther sô vil der bürge sach,
und ouch die witen marke, wie balde er dô sprach:
„Saget mir, frunt, her Sifrit, ist iu daz bekant?
wes siut die bürge und daz hêrlîche lant?“

* Des antwurte Sifrit: „Ez ist mir wohl bekant:
ez ist Prünhilde, bürge unde lant
und Isenstein diu veste, als ir mich hœret jehen;
dâ muget ir hiute schœner frouwen vil gesehen.

* Ich wil in helden râten, ir habet einen muot,
ir jehet geliche: jâ dunket ez mich gnot;
swenne wir noch hiute fîr Prünhilde gân,
sô müezen wir mit sorgen vor der küniginne stân.

* Sô wir die minneclichen bi ir gesinde sehen,
sô sult ir, helde mære, wan einer rede jehen,
Gunther si min hêrre unde ich sin man:
des er hât gedingen, daz wirt allez getân.“

*) „Kne hân bi mlnen ziten, ine wolde lûge jehen,
sô wol erbowen bürge mære nie gesehen
in deheim einlande, als ir hie vor uns stât:
er mac wol wesen riche, der si hie gebowen hât.“

Lachmann: 376.

* Des wâren si bereite, des er si loben hiez:
durch ir übermüete deheiner ez niht liez,
si jâhen, swes er wolde; dâ von in wol geschach,
dô der künec Gunther Prünhilde sach.

† „Jane lob ichz niht sô verre durch die liebe
din,
sô durch dine swester, daz schœne magedin:
diu ist mir sam min sêle und sô min selbes lip:
ich wil daz gerne dienen, daz si werde min wip!“

2. Wie Gunther Prünhilde gewan.

Lachmann 377—384.

* In der selben zite dô was ir schif gegân
der burc alsô nâhen: dô sach der künec stân
oben in den venstren manic schœne meit;
daz er si niht erkande, daz was im wêrlîche leit.

* Er frâgte Sifriden, den gesellen sin:
„Ist iu iht daz künde umb disiû magedin,
die dort nider schouwent gên uns ûf die fluot?
Swie ir hêrre geheize, si sint vil hôhe gemuot.“

* Dô sprach der hêrre Sifrit: „Nu sult ir tou-
gen spehen
under den juncfrouwen, und sult mir danne jehen,
welhe ir nemen woldet, hetet irs gewalt.“
„Daz tuon ich,“ sprach Gunther, ein ritter küene
unde balt.

* „Ich sihe ir eine in jenem venster stân,
in snêwizer wâte; diu ist so wol getân,
die wellent miniu ougen durch ir schœnen lip:
ob ich gewalt des hête, si müese werden min
wip?“

* „Dir hât erwelt vil rehte diner ougen schin:
ez ist diu edel Prünhilt, daz schœne magedin,
nâch der din herze ringet, din sin und ouch din
muot.“

Alle ir gebærde dûhte Gunthere guot.

* Dô hiez diu küniginne ûz den venstern gân,
ir hêrlîche meide: sin solden dâ niht stân.
den fremden an ze sehenne; des wâren si bereit.
Waz dô die frouwen tâten, daz ist uns sider geseit.

* Gên den unkunden strichen si ir lip,
des ie site hêten wêrlîchiu wip:
an diu engen venster kômen si gegân,
dâ si di helde sahen: daz was durch schouwen
getân.

† Ir wâren niwan viere, die kômen in daz lant;
Sifrit der küene ein ros zôch ûf den sant.
Das sâhen durch diu venster diu wêrlîchen wip:
des dûhte sich getiuret des künec Gunthêres lip.

† Er habt im dâ bi soume daz zierlîche mark,
guot unde schœne, michel unde stark,
unz der künec Gunther in den satel gesaz:
alsô diene im Sifrit, der es doch sit vil gar
vergaz.

† Dô zôch er ouch daz sine von dem schiffe
dan;
er hete solhen dienest vil selten ê getân,
daz er bi stegereife gestüende helde mër:
daz sâhen durch diu venster di wrowen schœn
unde hêr.

* Rehte in einer mæze den helden vil gemeit
von subblanker warve ir ros und ouch ir cleit

Lachmann: 385—394.

wären vil geliche, ir schilde wol getân:
die lûhten von den handen den wætlichen man.

* Ir satel wol gesteinet, ir fürbüege smal:
si riten hêrlîche für Prûnhîlde sal;
dar an hiengen schellen von liehtem golde rôt:
si kômen zuo dem lande, als ez ir ellen in gebôt.

† Mit spern niwesliffen, mit swerten wol getân,
diu ûf die sporn giengen den wætlichen man:
diu snorten die vil kûenen scharpf unt breit:
daz sach allez Prûnhilt, diu vil hêrlîche meit.

* Mit im kom dô Dancwart und ouch Hagene:
wir hœren sagen mære, wie die degene
von rabenswarzer warve truogen richiu kleit;
ir schilde wæren niuwe, michel guot unde breit.

* Von Indiâ dem landesach man si steine tragen:
die kôs man an ir wæte vil hêrlîchen wagen.
Sie liezen âne huote daz schiffel bi der fluot:
sus riten zuo der bûrge die helde kûene undeguot.

Schs und ahzec tûrne si sâhen drinne stân,
dri palas wite und einen sal wol getân
von edelem marmelsteine grûene alsam ein gras,
dar inne selbe Prûnhilt mit ir Ingesinde was.

Diu burc was entlozen, vil wite ûf getân:
dô liefen in enkegene die Prûnhilde man,
und enphiengen die geste in ir frouwen lant;
ir ros hiez man behalden und ir schilde von der hant.

* Dô sprach ein kamerære: „Gebet uns diu swert
und die lichten brünne!“ „Des sît ir ungewert,“
sprach von Tronje Hagne, „wir wellens selbe
tragen!“

Dô begunde Sifrit den hovesite sagen.

*, „In dirre burc phliget man, daz wil ich iu
sagen,

daz neheine geste sulen wâfen tragen:
lat si tragen hinnen, daz ist wôl getân.“
Des folgte ungerne Hagne, Guntheres man.

* Man hiez den gestalten schenken und schaffen
guot gemach.

Manegen snellen recken man ze hove sach
in fûrstlicher wæte allenthalben gân;
doch wart michel schouwen an die kûenen getân.

† Dô wart vrowen Prûnhilde gesaget mit den
mæren,

daz unkunde reken dâ kômen wæren
in hêrlîcher wæte gevlozen ûf der fluot:
dâ von begonde vrâgen diu magt schœne unde
guot.

*, „Ir sult mich lâsen hœren“, sprach diu
kûnigin,
„wer die unkunden reken mûgen sîn,
die dort sihe sô hêrlîchen stân.

und durch wes liebe die helde her geværn hân!“

* Dô sprach ein ir gesinde: „Frouwe, ich
mac wol jehen,
daz ich ir deheinen mære habe gesehen;
wan Sifride geliche einer drunder sât:
den sult ir wol enphâhen: dazist, frouwe, min rât.

† Der ander der gesellen, der ist sô lobelich;
ob er gewalt des hêre, wol wær er kûnic rich
ob witen fûrsten landen, und maht er diu hân:
man siht in bi den andern sô rehte hêrlîche stân.

Lachmann: 395—404.

† Der dritte der gesellen, der ist sô gremlich,
und doch mit schœnem lîbe, kûeginne rich,
von swiuden sinen blicken, der er sô vil getuot:
er ist in sinen sinnen, ich wæne, grimme gemuot.

† Der jungeste dar under, der ist sô lobelich,
magtlicher zûhte sihe ich den degin rich
mit guotem gelæze sô minneclîche stân:
wir mœhtenz alle fûrhten, hete im hi iemen iht
getân.

† Swie blide er pflêge der zûhte, und swi
schœne si sîn lip,
er mœhte wol erweinen vil wætlichiu wip,
swenner begonde zûrnen; sîn lip ist sô gestalt,
er ist in allen tugenden ein degin kûene unde
balt.“

* Dô sprach diu kûniginne: „Nu bring mir
min gewant!“

Und ist der starke Sifrit kômen in min lant
durch willen minner minne, ez gât im an den lip:
ich fûrhte in niht so sêre, daz ich werde sîn
wip!“

* Prûnhilt diu schœne wart schiere wol gekleit:
dô gie mit ir dannen manegiu schœniu meit,
wol hundert oder mære: gezieret was ir lip;
die geste wolden schouwen diu wætlichen wip.

* Da mite giengen degne ûz îslant,
Prûnhilde recken, die truogen swert enhant,
fûnf hundert oder mære: daz was den gestalten leit;
dô stuonden von dem sedele die kûenen helde
gemeit.

Dô diu kûeginne Sifriden sach,
zuo dem gaste si zûhteclîchen sprach:
„Sît willekomen, hêr Sifrit, her in ditze lant!
Was meinet iwer reise? daz het ich gerne be-
kant.“

*, „Vil michel genâde, frou Prûnhilt,
daz ir mich ruochet grûezen, fûrsten tohter milt,
vor disem edeln recken, der hie vor mir stât,
wan der ist min hêre: der êren het ich gerne rât.

* Er ist kûnec ze Rîne: waz sol ich sagen mêr?
Durch dine liebe siu wir geværn her:
erwil dich gerne minnen, swaz im dâ von geschiht;
bedenke dichs bezite, er erlât dich sîn niht.

Er ist geheizen Gunther, ein kûnec rich und
hêr:

erwurb er dine minne, soue gert er niht mêr.
Durch dich mit im ich her geværn hân:
wærer niht min hêre, ich hetez nimmer getân!“

Si sprach: „Ist er din hêre, unde du sîn man,
wil er min geteiltiu spil alsô bestân,
behave er die meisterschaft, sô wird ich sîn wip;
gewinne aber ich, ez gêt iu allen an den lip!“

* Dô sprach von Troneje Hagne: „Frouwe, lât
uns sehen

iwer spil geteiltiu: end iu müeste jehen
Gunther min hêre, dâ müeste ez herte sîn;
er trowet wol erwerben ein alsô schœne kûnigin.“

„Den stein sol er werfen unt springen dar nâch,
den gêt mit mir schiezen: lât iu sîn niht ze gâch;
ir muget hie wol verliesen die êre und ouch den lip:
des sult ir iuch bedenken!“ sprach daz minneclîche
wip.

Lachmann: 405—417.

Sifrit der snelle zuo dem küneger trat,
allen sinen willen er in reden bat
gên der küniginne: er sold an angest sin:
„Ich sol dich wol behüten vor ir mit den listen
min.“

Dô sprach der künig Gunther: „Küneginne hêr,
nu teilt, swaz ir gebietet; unt wæres dannoch
mêr,
ich bestüend ez allez durch iwren schönen lip:
min houbet ich verliuse, ir enwerdet min wip!“

Dô diu küniginne sine rede vernam,
der spile bat si gâhen, als ir daz gezam;
si hiez ir ze strite bringen ir gewant,
ein brünne von golde und einen guoten schildes
rant.

*Ein wâfenhemde sidin leite an diu meit,
daz in deheime strite wâfen nie versneit,
von pfelle nzer Libiâ: ez was wol getân;
von porten licht gewürhte schein liehte dar an.

*Die zit wart den recken in gelfe vil gedrôut,
Dancwart unt Hagne wâren ungefrôut;
wie ez dem künegergieng, des sorgte in der
muot;
si dâhten: „Unser reise ist uns gesten niht ze
guot!“

Die wile was ouch Sifrit, der wæliche man,
end ez ieman wesse, zuo dem schiffe gegân,
dâ er sin tarnkappe verborgen ligen vant;
dar in slouf er schiere: dô was er niemen be-
kant.

*Er ilte hin widere; dô sach er recken vil,
dâ diu küniginne teilte ir hôhiu spil:
dâ gie er tougenlichen, daz in dâ niemen sach
aller dl dâ wâren: von listen daz geschach.

*Der rinc was bezeiget, dâ soldez spil ge-
sehen
vor manegem künemen recken, die daz solden sehen:
wol sibin hundert sach man wâfen tragen:
swem dâ gelunge, daz si die wârheit then sagen.

*Dô was ouch komen Prühilt: gewâfent man
die vant,
sam ob si wolde striten um elliu küneges lant;
jâ truoc si ob den siden manegen goldes zein,
dar under minneclichen ir liehtiu varwe schein.

*Dô kom ir gesinde unt truogen dar zehant
von alrôtem golde einen schildes rant
mit stâlherten spangen, michel unde breit,
dar under spilen wolde diu vil minnecliche meit.

*Der meide schildevezzel ein edel borte was,
dar ûf lügen steine, grüne alsam ein gras;
der lûhte maneger leije mit schine widerz golt:
er müeste wesen künene, dem diu frouwe wurde holt.

*Der schilt was under buckeln, als unz daz
ist geseit,
drier spannen dicke, den tragen solt diu meit:
von stâle und ouch von golde rich er was genuoc;
den ir kamerære selbe vierde kûme getruoc.

*Also der degen Hagne den schilt dar tra-
gen sach,
mit grimmem muote der helt von Troneje sprach:
„Wâ nu, künig Gunther? wi verliesen wir den lip!
der ir da gert ze minnen, diu ist des tiuvels wip!“

Lachmann: 418—424.

† Vernemt noch von ir wæte; der hante si
genuoc:

Von Azagouc der siden einen wâfenroc si truoc,
edel unde riche; ab des varwe schein
von der küneginne vil manio hêrlîcher stein.

Dô truoc man der frouwen swære unde grôz
einen vil scharfen gêr, dens zallen ziten schôz,
starc unde ungefüege, michel unde breit,
der ze sinen ecken vil freislichen sneit.

*Von des gêres swære hœret wunder sagen:
vierdehalp messe was dar zuo geslagen;
den truogen kûme drie Prühilde man:
Gunther der edele dar umbe sorgo gewan.

† Er dahte in sinem muote: „Was sol ditze
wesen?“

Der tiuvel ûz der helle, wi kund er dâ vor
genesen?

Wær ich ze Burgenden mit dem lebene mîn,
si müeste hie lange vri vor miner minne sin! (**)

*Dô sprach Hagen bruoder, der kûene
Dancwart:

„Mich riwet innerclîchen disiu hovevart!
Nu hiezzen wir ie recken: wie fliesen wir den lip,
suln uns in disem lande nu verderben diu wip.

*Mich mûet harte sêre, daz ich kom in daz
lant!

Hete min bruoder Hagene sin wâfen an der hant,
und ouch ich daz mine, so mœhten samfte gân
mit ir übermûete alle Prühilde man!

† Daz wizzet sicherlichen, si solden wol
bewarn;

und hæt ich tûsent eide ze einem vride gesworn,
ê daz ich sterben sahe den lieben hêrren mîn,
jâ müesen lip verliesen daz vil schône mage-
din!“

*„Wir solden ungevangen wol rûmen dize
lant!“

sprach sin bruoder Hagene, „het wir daz gewant,
des wir ze nôt bedurften, und diu swert vil guot,
sô wurde wol gesenftet der schônen frouwen
übermuot!“

*Wol hœrt diu maget edele, waz der degen
sprach;

mit smielendem munde si über ahnel sach:

„Nu er dunket sich sô kûene, sô traget in ir
gewant,
ir vil scharfen wâfen gebet den helden an die
hant!“ (***)

*Dô si diu swert gewunnen, sô diu meit
gebôt,

der vil kûene Dancwart von freuden wart rôt.
„Nu spilen swes si wellen,“ sprach der kûene man,
„Gunther ist unbetwungen, sit wir unser wâfen
han.“

*) Im was in sinen sorgen, daz wizzet, leit genuoc.
Allez sin gewâfen man im einen truoc:
dâ wart der künig riche wol gewâfent in.
Vor leide het Hagene vil nâch verwandelt des sin.

**) „Mir ist als mære, daz si gewâfent sin,
als ob si blôze stûenden,“ so sprach diu künigin;
„ihen fürhte niemens sterke, den ich noh habe
bekant;
ich getrowe wol gedingen in strite vor sin eines
hant.“

Lachmann: 425—434.

Brünhilde sterke grœzlichen schein:
man truoc ir zuo dem ringe einen swæren stein,
grôz und ungefûege, michel unde wel;
in truogen kûme zwelfe der kûenen helde undesnel.

* **Den** warf si ze allen zîten, sô si den gêr
verschôz:
der Burgonden sorge war vil harte grôz.
„Wâfen!“ sprach Hagne, „Was hât der kûene
ze trût!
jâ sol si in der helle sîn des ûebelen tiuvels brût!“

An ir vil wîze arme si die ermel want;
si begunde vâzen den schilt an der hant,
den gêr si hôhe zucte: dô gie ez an den strit:
die ellenden geste vorhten Prûnhilde nît.

Unde wære im Sifrit niht dâ ze helfe kômen,
sô hete sie Gunther sinen lip benomen:
er gie dar tougenliche unt ruort im sine hant;
Gunther sine liste harte sorglich ervant.

† „**Was** hât mich gerûeret?“ dâht der kûene
man;
dô sach er allenthalben: er vant dâ niemen stân.
Er sprach: „Ich pinz, Sifrit, der liebe vriunt din:
vor der kûeginne soltu gar ân angst sîn.“

Er sprach: „Gip mir von handen, den schilt
lâ mich tragen,
unde merke rehte, waz du mich hœrest sagen.
Nu habe du die gebærde; diu werc wil ich begân.“
Dô er in bekande, ez was im liebe getân.

† „**Nu** hil du mine liste, dine soltu niemen
sagen:
sô mac diu kûeginne lûtel iht bejagen
an dir deheines ruomes, des si doch willen hât.
Nu sih tu, wi diu vrowe vor dir unsorclichen stât.“

Dô schôz vil kreftlichen diu hêrlîche meit
ûf einen schilt niuwen, michel unde breit,
den truoc an siner hende daz Siglinde kint:
daz siur spranc von stâle, sam ez wâte der wint.

Des starken gêres snide al durch den schilt
gebrach;
daz man daz siur lougen ûz den ringen sach;
des schuzzes beide strûchten die kreftige man:
wan diu tarnkappe, si wæren tût dâ bestân.

Sifride dem kûenen von munde brast daz bluot;
vil balde spranc er widere: dô nam der helt guot
den gêr, den si geschozzen im hête durch den rant:
den schôz dô hin widere des starken Sifrides
hant.

† **Er** dâhte: „Ich wil niht schiezen daz schœne
magedin!“
Er kêrte des gêres snide hindern rûcke sîn:
mit der gêrstangen er schôz ûf ir gewant,
daz ez erklang vil lûte von siner ellenhaften hant.

Daz siwer stoup ûz ringen, als ob ez tribe
der wint:
den gêr schôz mit ellen daz Sigmundes kint.
Sine mohte mit ir krefte des schuzzes niht gestân;
ez en hete nimmer der kûnic Gunther getân.

Brûnhilt diu schœne balde ûf spranc:
„Edel rîter Gunther, des schuzzes habe dauc!“
Si wânde, daz ers hête mit siner kraft getân:
nein, si hete gevellet ein verre kreftiger man.

Lachmann: 435—443.

Dô gie si hin balde, zornic was ir muot;
den stein huop vil hôhe diu edel maget guot,
si swanc in kreftlicliche verre von der hant:
dô spranc si nâch dem wurfe, daz lûte erklang
ir gewant.

Der stein was gevallen zwelf klâfter dan;
den wurf brach mit sprunge diu maget wol getân.
Dar gie der snelle Sifrit, dâ der stein gelac:
Gunther in wegete, der helt des wurfes pflac.

Sifrit was kûene, kreftic unde lanc:
den stein warf er verrer, dar zuo er wîter spranc;
von sinen schœnen listen het er kraft genuoc,
daz er mit dem sprunge den kûnic Gunther truoc.

† **Der** sprunc, der was ergangen, der stein, der
was gelegen;
dô sach man ander niemen, wan Gunther den degen;
Prûnhilt diu schœne wart in zorne rôt:
Sifrit hæte geverret des kûnic Guntheres tot.

Zuo ir ingesinde ein teil si lûte sprach,
dô si ze ende des ringes den helt gesunden sach:
„Balde komet her nâher, mæge unt mine man;
ir sult kûnic Gunther alle werden undertân.“

Dô leiten die vil kûenen diu wâfen von der
hant.
si buten sich ze fûezen von Burgonden lant:
Gunther dem richen, vil manic kûener man:
si wânden, er hête mit siner kraft diu spil getân.

Er gruoztes minneclîche: jâ was er tugende
rich.

Dô nam in bî der hende diu maget lobelich;
si erloubte im, daz er solde haben dâ gewalt:
des freuten sich die degne vil kûene unde balt.

* **Si** bat den rîter edele mit ir dannen gân
in den palas wîten. Alsô daz wart getân,
dô erbot manz den recken mit dienste dester baz:
Dancwart unt Hagne muosens lâzen âne haz.

Sifrit der snelle, wîse er was genuoc:
sine tarnkappe er ze behalten truoc;
dô gie er hin widere, dâ manic frouwe saz,
dâ er und ander degne alles leides vergaz.

† „**Wes** pîtet ir mîn, hêrre? wan beginnet ir
der spil,
der iu diu kûeginne toilet alsô vil?
unt lât uns balde schouwen, wi diu sîn getân!“
Sam ers niht enwesse, gebârt der listige man.

† **Dô** sprach diu kûiginne: „Wi ist daz
geschehn,
daz ir hâbt, hêr Sifrit, der spil niht gesehn,
diu hie hât errungen diu Guntheres hant?“
Des antwurte ir Hagene ûzer Burgunden lant.

† **Er** sprach: „Dâ het ir, vrouwe, betrûebet
uns den muot:
dô was bî dem scheffe Sifrit der helt gnot,
dô der vogt von Rîne diu spil iu an gewan:
des ist ez im unkûndic,“ sprach der Guntheres
man.

„**Sô** wol mich dirre mære“, sprach Sifrit der
degen,
„daz iwer hôhverten alsô ist gelegen,
daz iemen ebet, der iwer meister mûge sîn;
nu sult ir, maget edele, uns hinnen volgen an
den Rîn.“

Lachmann: 444—450.

* **Dô** sprach diu wolgetâne: „Des mac niht ergân!

Ez müezen ê beviden mäge unt mine man;
jane mag ich alsô lihte gerûmen niht min lant:
die mine besten friunde müezen werden ê be-
sant.“

* **Dô** hiez si boten riten allenthalben dan,
si besande ir friunde, mäge unde man;
die bat si ze Iſensteine komen unverwant,
unt hiez in geben allen rich unt hêrlich gewant.

* **Si** riten tegeliche spâte unde fruô
Prûnhilde bûrge scharhaffe zuo.
„Jariâ!“ sprach Hagene, „waz haben wir getân!
Wir erbeiten hie übele der schœnen Brûnhilde
man.“

* **Sô** si nu mit ir krefte koment in daz lant,
(der kûniginne wille ist uns unbekant:
waz ob si alsô zûrnet, daz wir sint verlorn?)
sô ist diu maget edel uns ze grôzen sorgen ge-
born!“

* **Dô** sprach der starke Sifrit: „Daz sol ich
understên;
des ir dâ habet sorge, des lâze ich niht ergên:
ich sol in helffen bringen her in diuze lant
von ûz erwelten recken, die in noch nie wurden
bekant.“

* **Ir** sult nâch mir niht vrâgen; ich wil hinuen
varn:

Got müeze iwer êre die zit wol bewarn!
Ich kume schiere widere unt bringiu tûsent man
der allerbesten degne, der ich kûnde ie gewan.“

* „Sone sit et niht ze lange!“ sprach der kû-
nic dô;

„Wir sint iwer helffe billichen vrô!“
Er sprach: „Ich kume widere in vil kurzen tagen:
daz ir mich habet gesendet, sult ir der kûni-
ginne sagen!“

3. Wie Sifrit erslagen wart.

Lachmann 859—863.

Gunthêr unt Hageue, die reken vil balt,
lobeten mit untruwen ein pirsin in den walt:
mit ir scharphen gêren si wolden jagen swin,
beren uude wisende; waz kunde kûeneres gesin?

* **Dâ** mite reit ouch Sifrit in êrlichem site;
maneger hande spise, die fuorte man in mite;
zuo eime kalten brunnen verlôs er sid den lip:
daz hete geraten Prûnhilt, kûnec Gunthêres wip.

* **Dô** gie der degne kûene, da er Kriemhilde
vant;
dô was nu ûf gesoumet sin edel pirsgevant,
und ouch der gesellen: si wolden über Rîn.
Do endorfte Kriemhilde nimmer leider gesin.

* **Sine** triutinne kust er an den munt:
„Got lâze mich dich, vrouwe, gesehen noch
gesunt,
unt mich ouch dinu ougen. Mit holden mâgen din
solt du kurzwillen: ine mac heime niht gesin.“

* **Dô** dâhtes an diu mære (si entorste ir niht
sagen),
diu si Haguen seite: dô begunde klagen
diu edel kûniginne, daz si ie gewan den lip,
dô weinde âne mære daz vil wunderschœne wip.

Lachmann: 864—872.

* **Si** sprach zuo dem recken: „Lât iwer ja-
gen sin:
mir troumte hint leide, wie iuch zwei wildiu
swin
jageten über heide: dâ wurden bluomen rôt.
Daz ich so sêre weine, des gêt mir wêrliche nôt.“

* **Ich** fürhte harte sêre etelichen rat,
obe man der deheinen missediene hat,
die uns fûegen kunnen vientlichen haz.
Belibet, lieber hêrre, mit triuwen râte ich in
daz!“

* „**Min** liebiu triutinne, ich kume in kurzen
tagen.
Ine weiz hie niht der liute, die mir iht hazzes
tragen:
alle dine mäge sint mir gemeine holt;
onch hân ich an den degnen hie niht anders
versolt.“

* „**Weinâ**, hêrre Sifrit! jâ fürhtich dinen val.
Mir troumte hint leide, wi obe dir zetal
vielen zwêne berge: ich gesach dich nimmer mê.
Wil du von mir scheiden, daz tuot mir innero-
lichen wê.“



* **Er** umbevie mit armen daz tugentliche wip,
mit minnelichem kusse er trûete ir schœnen lip,
mit urloube er dannen schiet in kurzer stant:
sine gesach in leider dar nâch nimmer mêr
gesunt.

* **Dô** riten si von dannen in einen tiefen walt.
Durch kurzewille willen vil manic riter balt
volgeten Gunthêre unt sinen man:
Gêrnôt unt Giselhêr die wolden dâ heime bestân.

* **Geladen** vil der rosse kom vor in über Rîn,
diu den zeitgesellen truogen brôt unde win,
fleisch mit den vischen unde ander manegen rât,
den ein kûnec so riche harte billichen hât.

Si hiezen herbergen für den grüenen walt
gên des wildes abeloufe die stolzen jâgere balt,
dâ si dâ jagen solden, ûf einen wert vil brêit.
Dô was ouch komen Sifrit: daz wart dem kû-
nige geseit.

Von den zeitgesellen wurden dô bestân
die warte an allen ende. **Dô** sprach der kûene
man,
Sifrit der vil starke: „Wer sol uns in den walt
wissen nach dem wilde, ir degne kûene unde
balt?“

Lachmann: 873—884.

„Wellen wir uns scheiden,“ sprach dô Hagene,
 „ê daz wir beginnen hie ze jagene?
 Dâ bi mugen bekennen ich und die hêren min,
 wer die besten jâgere an diser waltreise sin.

Liute unde hunde sulen wir teilen gar;
 sô kêre islicher, dâ er gerne var:
 der danne jâge beste, der sol des haben danc!“
 Der jâger biten wart bi ein ander niht lanc.

Dô sprach der hêre Sifrit: „Ich hân der
 hunde rât,
 wan einen bracken, der sô genozzen hât,
 daz er die verte erkenne der tiere durch den tan:
 wir komen wol ze jeide,“ sprach der Kriem-
 hilde man.

Dô nam ein alter jâgere einen spûrhunt:
 er brâhte den hêren in einer kurzer stunt,
 dâ si vil tiere funden; swaz der von leger stuont,
 diu erjelten die gesellen, sô noch guote jeger
 tuont.

* Swaz ir der brake erspranc, diu sluoc mit
 siner hant
 Sifrit der küene, der helt von Niederlant;
 sin ros lief sô sêre, daz im niht eutran:
 den lop er vor in allen an dem gejeide gewan.

* Er was an allen dingen biderbe genuoc.
 Sin tier das êrste, daz er ze tôde sluoc,
 was ein starkez halpswuol, mit der siner hant;
 dâ nâch er vil schiere ein ungefüegen lewen vant.

* Der brake den erspranc: er schôz in mit
 dem bogen;
 eine scharfe strâle hete er in gezogen:
 der lewe lief nâch dem schutze wan drier sprünge
 lanc.
 Sine jeitgesellen seiten Sifride danc.

* Dar nâch sluoc er schiere einen wisent und
 einen elch,
 starker ûre viere und einen grimmen schelch.
 Sin ros truoc in sô balde, daz im niht entran:
 hirze oder hinde kund im wênic enkan.

Einem êber grôzen vant der spûrhunt.
 Als er begunde vliehen, dô kom an der stunt
 des gejeides meister. er bestuont in ûf der slâ:
 das swin zorneclichen lief an den küenen degen sâ.

Dô sluoc in mit dem swerte Kriemhilde man:
 ez hete ein ander jegere sô sanfte niht getân.
 Dô ern hete ervellet, man vie den spûrhunt:
 dô wart sin rich gejeide allen Burgonden kunt.

† Dô sprachen sine jegere: „Mûgez mit fuoge
 wesen,
 sô lât uns, her Sifrit, der tier ein teil genesen:
 ir tuot uns hiute lære den berc und ouch den
 walt.“
 Des begunde smielen der degen küene unde balt.

Sie hórten allenthalben ludem unde dôz;
 von liuten unt von hunden der schal was sô
 grôz,
 daz in dâ von antwurte der berc und ouch der tan:
 vier unde zweinzec ruore die jeger hêten verlân.

Dô muosen viel der tiere verliesen dâ daz leben;
 dô wânden si fliegen, daz man solde geben
 in den pris des jeides: des kunde niht geschehen,
 dô der starke Sifrit wart zer viwerstat gesehen.

Lachmann: 885—896.

Das jeit was ergangen, unde doch niht gar
 Die zer viwerstat wolden, die brâhten mit in dar
 vil maneger tiere hiute unt wildes genuoc:
 hei, waz man ze kuchen für daz ingesinde truoc!

Dô hiez der künic künden den jâgern wol-
 geborn,
 daz er enbizen wolde: dô wart lûte ein horn
 zeiner stunt geblâsen: dâ mite wart bekant,
 daz man den fûrsten edele zen herbergen vant.

† Dô sprach ein Sifrides jegere: „Hêre, ich
 hân vernomen
 von eines hornes duzze, daz wir nu suln komen
 zuo den herbergen: antwurten ich des wil.“
 Dô wart nâch den gesellen gevraget blâsende vil.

Dô sprach der hêre Sifrit: „Nû rûmen wir
 den tan!“
 Sin ros truoc in ebene: si fîlten mit im dan.
 Si ersprancn mit ir schalle ein tier gremelich,
 einen beren wilden: dô sprach der degen hin-
 der sich:

„Ich wil uns hergesellen kurzweile wern.
 Ir sult den braken lâzen: ich sihe einen bern;
 der sol mit uns hinnen zen herbergen varn;
 ern fliehe danne sêre, ern kan sichs nimmer be-
 warn.“

Der brake wart verlâzen; der bere spranc von
 dan:
 dô wolde in erriten Kriemhilde man;
 er kom in ein gevelle: done kund ez niht wesen;
 daz starke tier dô wânde vor den jâgeren genesen.

Dô spranc von sinem rosse der stolze riter guot,
 er begunde nâch loufen: daz tier was unbehuot,
 ez enkund im niht entrinnen; dô vie erz sâ zehant,
 ân alle wunden der helt ez schiere gebant.

Krasen noch gebizen kund ez niht den man;
 er band ez zuo dem satele: ûf saz der snelle sân,
 er brâht ez an die viwerstat durch sinen hôhen
 muot,
 zeiner kurzweile, der degen küene unde guot.

* Wie rehte hêrliche er ze herbergen reit!
 sin gêr was vil michel starc unde breit:
 im hie ein zier wâfen nider ûf den sporn:
 von rôtem golde der hêre fuorte ein schône horn.

* Von bezzerm pîrgewâte hór ich nie gesagen:
 einen roc swarz phellin sach man in tragen,
 und einen huot von zobeile, der rîche was genuoc;
 hei, waz er borten an sime kochêre truoc!

* Von eime pantel was dar über gezogen
 ein hût durch die sûeze; ouch fuorte er einen
 bogen,
 den man mit antwerke muose ziehen dan,
 der in spannen wolde, ern hetez selbe getân.

* Von einer ludmes hiute was allez sin gewant;
 von houbet unz ans ende gestrôut man drûfe vant:
 ûz der lichten rîuhe vil manic goldes zein
 ze beiden sinen sîten dem küenen jegermeister
 schein.

* Ouch fuort er Balmungen, ein ziere wâfen
 breit;
 daz was alsô scherphe, daz ez nie vermeit,
 swâ manz sluoc ûf helme: sin eke wâren guot.
 Der hêrliche jegere was vil hôhe gemuot.

Lachmann: 997—998.

*Sid ich iu din mære gar bescheiden sol,
im was sin edel kocher guoter sträle vol,
von guldinen tüllen, diu sahs wol hende breit:
ez muoste balde ersterben, swaz er dâ mit ver-
sneit.

*Dô reit der riter edele vil weidenliche dan:
in sahen zuo in komende Gunthêres man;
si liefen im enkegne und enphieugen im daz
marc;
dô fuorte er bi dem satele den bern grôz unde
starc.

Als er gestuont von rosse, dô löste er im diu
bant
von fuoze und ouch von munde: dô erlûte sâ
zehant
vil lûte daz gehûnde, swaz es den bern sach.
Daz tier ze walde wolde: des heten die liute un-
gemach.

Der bere von dem schalle durch die kuche
geriet:
hei. waz er kuchenknêhte von dem viwer schiet!
Vil kezzele wart gerûret, zerfûeret manic brant:
hei, waz man guoter spise in dem aschen ligen
vant!

Dô sprungen von dem sedele die hêrren und
ir man:
der bere begunde zûrnen; der kûnic hiez dô lân
allez daz gehûnde, daz an seilen lac;
unt waz er wol verendet, si heten vrœlichen tac.

Mit bogen und mit spiezen (niht langer man
daz lie)
dar liefen dô die snellen, dâ der bere gie;
dô was sô vil der hunde, daz dâ nieman schôz:
von des liutes schalle daz gebirge allez erdôz.

Der ber begunde vliehen vor den hunden dan;
im kunde niht gevolgen wan Kriemhilde man:
er erlief in mit dem swerte, ze tôde er in dô
sluoc;

hîn wider zuo dem viwre man den beren truoc.

Dô sprâchen, die daz sahen, er waz ein kref-
tic man.
Die stolzen jeitgeselleu hiez man ze tische gân:
ûf einen schœnen anger sâz ir dâ genuoc.
Hei, waz man ritterspise den stolzen jegern dô
truoc!

*Die schenken kômen seine, die tragen sol-
den wîn;
ez enkunde baz gedienet nimmer helden sin:
heten si darunder niht sô valschen muot,
sô wæren wol die recken vor alleu schanden
behuot*).

Dô sprach der hêrre Sifrit: „Wunder mich
des hât,
sid man uns von kuchen git sô manegen rât,
warumbe uns die schenken dar zuo niht brin-
gen wîn:
man pflege baz der jegere, ich wil nit jeitge-
selle sin.

*) Done hete niht der sinne der kûene veige man,
daz er sich ir untriwe kunde hân verstan;
er was in ganzen tugenden alles valsches blôz;
sins tôdes muose engelten sit, der sin nie niht
genôz.

Lachmann: 997—998.

*Ich hete wol verdienet daz man min næme
ware!“

Der kûnec von dem tische sprach in valsche dare:
„Man sol iu gerne bûezen, swes wirgebreten hân;
es ist von Hagnen schulden: der wil uns erdûr-
sten lân.“

*Dô sprach von Troneje Hagne: „Lieber
hêrre min,
ich wânde, daz pîrsen hiude solde sin
dâ zem Spehtsharte: den wîn den sand ich dar:
sin wir hiut ungetrunken, wie wol ich mære daz
bewar!“

Dô sprach der Niederlende: „Ir lip, der hab
undanc!
Man solde mir sibem soume met unt lûtertranc
haben her gefûeret; dô des niht mohte sin,
dô solde man uns gesidelet haben nâher an den
Rin.“

Dô sprach von Troneje Hagne: „Ir edelen ri-
ter balt,
ich weiz hie vil nâhen einen brunnen kalt
(daz ir niht enzûrne!): dâ sul wir hine gân!“
Der rât wart manegem degne ze grôzen sorgen
getân.

*Sifriden den recken twanc des durstes nôt;
den tisch er dester zîter rûken dan gebôt:
er wolde fûr die berge zuo dem brunnen gân.
Dô was der rât mit meine von den recken getân.

*Diu tier hiez man ûf wâgûen unt fûeren in
daz lant,
diu da hæte verhouwen Sifrides hant.
Man jach im grôzer êren, swer ez ie gesach;
Hagne sine triuwe sêre an Sifride brach.

Dô si wolden dannen zuo der linden breit,
dô sprach von Troneje Hagne: „Mir ist des vil
geseit,
daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde man,
swenner welle gâhen: wold er uns daz sehen lân!“

Dô sprach von Niederlande der kûene Sifrit:
„Daz muget ir wol versuochen, welt ir mir vol-
gen mit
ze wette zuo dem brunnen; sô daz ist getân,
man jehe dem gewinnes, den man siht gewun-
nen hân.“

„Nu welle ouch wirz versuochen!“ sprach
Hagne der degen.

Dô sprach der starke Sifrit: „Sô wil ich mich
legen
fûr iuwer fûeze nider an daz gras.“

Dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthêre was!

Dô sprach der degen kûene: „Ich wil iu mære
sagen:

allez min gewæte wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem schilde und miu pîrsgewant.“
Den kocher zuo dem swerte schier er umbe gebant.

Dô zugen si diu kleider von dem libe dâ:
in zwein wîzen hemden sach man si beide stân.
Sam zwei wildiu pantel si liefen durch den klâ;
doch sach man bi dem brunnen den kûenen Si-
friden ê.

Den bris von allen dîngen truoc er vor ma-
negem man.

Daz swert löst er schiere, den kocher leit er dan,

Lachmann: 919—921.

den starken gēr er leinde an der linden ast:
bī des brunnen fluzze stuont der hêrlīche gast.

Di Sifrides tugende wāren harte grōz.

Den schilt er leite nidere, dā der brunne flōz:
swie harte sō in durste, der helt doch niht entranc,
ē der künec getrunke: des seit er im vil bōesen danc.

Der brunne was küele, luter unde guot;
Gunthêr sich dō neigte nider zuo der vlut:
als er hete getrunken, dō rihte er sich von dan;
alsam het ouch gerne der küene Sifrit getân.

Dō engalt er siner zūhte; den bogen unde
daz swert,

Lachmann: 922—923.

daz truoc allez Hagne von im danwert,
unt spranc dā hin widere, dā er den gêre vant:
er sach nāch einem bilde an des küenen gewant.

Dō der hêre Sifrit ob dem brunnen tranc,
er schōz in durch daz criuze, daz von der wun-
den spranc
daz bluot von dem herzen vaste an Hagnen wāt:
solher missewende ein helt nu nimmer begât.

* **D**en gēr im gēn dem herzen steken er dō lie.
Alsō grimmeclīche ze flūhte Hagne nie
gelief in der werlde vor deheinem man.
Dō sich der starke Sifrit der grōzen wunden
versan,



Lachmann: 924—928.

Der hêre tobelīchen von dem brunnen spranc:
im ragete von den herten ein gêrstange lanc.
Der fürste wānde vinden bogen oder swert;
sō müeste wesen Hagne nāch sinem dienste gewert.

Dō der sêre wurde des swertes niht envant,
done het er niht mēre, wan des schildes rant:
er zuct in von dem brunnen, dō lief er Hagnen an:
done kund im niht entrinnen des künec Gunthê-
res man.

Swie wunt er was zem tōde, so krefteclich
er sluoc,
daz ūzer dem schilde drōte genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar zerbrast:
sich hete gerne errochen der vil hêrlīche gast.

Dō was gestrūchet Hagne vor siner hand zetal;
von des slages krefte der wert vil lōte erhal.
Het er sin swert enhende, sō wār ez Hagnen tōt:
sêre zurnde der wunde: des twanc in ēhafiu nōt.

Erblichen was sin varwe; ern mohte niht gestên:

Lachmann: 929—931.

sines libes sterke muoste gar zergēn,
wand er des tōdes zeichen in lichter varwe truoc.
Sit wart er beweinet von schoenen vrouwen genuoc.

Dō viel in die bluomen der Kriembilde man;
daz bluot von siner wunden sach man vaste gān:
Dō begunder schelden — des twanc in grōziu
nōt —
die ūf in gerāten heten ungetriwe den tōt.

Dō sprach der verchwunde: „Jā, ir bōesen zagen,
waz helfent miniu dienest, sid ir mich habet er-
slagen?

Ich was iu iē getriuwe, des ich enkolten hān;
ir habet an iwren friunden leider ūbele getân.

* **D**ie sint dā von bescholden, swaz ir wirt
geborn
her nāch disen ziten; ir habet iwern zorn
gerochen al ze sêre an dem libe min:
mit laster sult gescheiden ir von guoten reken
sîn!“

Lachmann: 832-842.

Die riter alle liefen, dâ er erslagen lac:
ez war ir genuogen ein vrûndelôse tac.
Die iht triwe hêten, von dem wart er gekleit:
daz hete ouch wol verdienet umbe alle liute der
helt gemeit.

Der kûnec von Burgonden klagte ouch si-
nen tôt;
dô sprach der verchwunde: „Daz ist âne nôt,
daz der nâch schaden weinet, der in dâ hât getân!
der dienet michel schelden: ez wære bezzer
verlân!“

Dô sprach der grimme Hagne: „Jan weiz ich,
waz ir kleit;
ez hât nu allez ende an uns, sorge unde leit:
wir vinden ir nu wênic, die getûren uns be-
stân;
wol mich, daz ich des helden hân ze râte ge-
tân!“

„Ir muget iu lihte rûemen“, sprach hêr Sifrit;
het ich an iu erkunnet den mortlichen sit,
ich hete wol behalten vor iu minen lip:
mich riwet niht sô sêre, so vrou Kriemhilt, min
wip.

Nu müeze Got erbarmen, daz ich ie gewan
den suon,
dem man itewizen sol daz her nâch tuon,
daz eine mäge ieman mortlich hânt erslagen:
möhte ichz verenden, daz sold ich billichen
klagen!“*)

Dô sprach jæmerliche der verchwunde man:
„Welt ir, kûnic edele, triwen iht begân
in der werlde an iemen, sô lât iu bevolhen sin
ûf iuwer genâde die lieben triutinne min.“

Lât si des geniesen, daz si iwer swester si:
durch aller fûrsten tugende wont ir mit triwen bi!
Wan mir wartent lange min vater unt mine man:
ez enwart nie leider an liebem vriunde getân.“**)

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz;
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit;
sam muost ersterben ouch der recke kûene unde
gemeit.

Dô die hêrren sâhen, daz der helt was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von golde rôt,
unt wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhæle, daz ez Hagne hete getân.

Dô sprachen ir genuoge: „Uns ist ûbel ge-
schehen;
ir sult ez hêln alle, unt sult geliche jehen,
da er jagen rite alleine, Kriemhilde man,
in slûegen schâchêre, dâ er fûere durch den tan.“

Dô sprach von Troneje Hagne: „Ich bring in
in daz lant:
mir ist vil unmare, wirt ez ir bekant,

*) „Zer werlde wart nie mære grôzer mort begân.“
sprach er zuo dem kûnige, „denne an mir ist
getân;
ich behielt iu lip unde êre in angestlicher nôt:
ich hâns engolten sêre, daz ihz iu ie sô wol erbôt.“

**) Er rampf sich bitterliche, als im diu nôt gebôt,
unt sprach dô jæmerliche: „Der mortlich tôt
mag iuch wol geriuwen her nâch disen tagen:
geloubt an rehten triuwen, daz ir iuch selben habt
erslagen.“

diu sô hât betrûebet den Brûnhilde muot;
ez ahtet mich vil ringe, swaz si nu weinen ge-
tuot.“*)

4. Âventiure, wie der marcgrâve Rûedegêr erslagen wart.

Lachmann 2072-2078.



z heten die ellende
widermorgen guot
getân.
Wine der Gotlinde
kom ze hove ge-
gân;

dô sach er beidenthalben diu grôzlichen sêr:
daz weite innecliche der vil getriwe Rûedegêr.

„Sô wê mich,“ sprach der recke, „daz ich
den lip gewan,
daz disen grôzen jâmer kan nieman understân!
Swie gern ichz friden wolde, der kûnec entuot
ez niht,
wand er der sinen leide ie mêr unde mêr gesiht.“

Dô sant an Dietriche der guote Rûedegêr,
ob siz noch kunden wenden an dem kûnege hêr;
dô enbôt im der von Berne: „Wer möht ez un-
derstân?
Ez enwil der kûnec Etzel nieman scheiden lân.“

Dô sach ein Hiunen recke Rûedegêren stân
mit weinunden ougen, unt hetes vil getân;
der sprach zer kûniginne: „Nu seht ir, wie er
stât,
der doch gewalt den meisten hie bi Etzelen hât,

Und dem ez allez dienet, liut unde lant.
Wie ist sô vil der bûrge an Rûedegêr gewant,
der er von dem kûnige vil manege haben mac!
Er sluoc in disem sturme noch nie loblichen slac.

Mich dunket eru ruoche, wie ez hier umbe gât,
sit daz er den vollen nâch sinem willen hât:
man giht im, er sikûener, danne ieman müge sin:
daz ist in disen sorgen worden boeslichen schîn.“

Mit trûrigem muote der vil getriwe man,
den er daz reden hôte, der helt, der blicte in an;

*) Von dem selben brunnen, dâ Sifrit wart er-
slagen,
sult ir diu, rehten mære von mir, hœren sagen:
vor dem Ôtenwalde ein dorf lît, Ôtenhaim,
dâ vliuzeit noch der brunne, des ist zwivel dehein.

Lachmann: 2079—2090.

er gedächt: „Du solt ez arnen! Du gihst, ich si verzagt: du hâst diu dinen mære ze hove ze lûte gesagt!“

Die fûst begunder twingen: dô lief er in an uut sluog sô krefstliche den Hiunischen man, daz er im vor den fûezen lac vil schiere tût: dô was aver gemeret des künec Etzelen nôt.

„Hîn, du zage mære,“ sprach dô Rüedegêr; „ich hân doch genuoge leit unde herzen sêr: daz ich hie niht envihte, zwîu wisest du mir daz?“

Jâ wær ich den gesten von grôzen schulden gehaz,

Und allez, daz ich môhte, daz het ich in getân,
niwan daz ich die recken her gefûeret hân;
jâ was ich ir geleite in mines hêrren lant:
des ensol mit in niht sriten min vil ellendes hant.“

Dô sprach zem marcgrâven Etzel der künichêr: „Wie habt ir uns geholfen, vil edel Rüedegêr! Wan wir sô vil der veigen hie ze lande hân, wir bedurfen ir niht mære: ir hapt vil übele getân.“

* Dô sprach der ritter edele: „Ja beswârt er mir den muot, unt hât mir getewîztet êre unde guot, des ich von dinen handen sô vil hân genomen: daz ist dem lügenmære ein teil ze unstaten komen.“

Dô kom diu küniginne unt het ez ouch gesehen daz von deshelden zorne dem Hiune was geschehen: si klagt ez ungesuoge, ir ougen wurden naz; si sprach zuo Rüedegêre: „Wie habe wir verdienet daz,

Daz ir mir und dem kûnege mæret unser leit? Nu habt ir, edel Rüedegêr, uns allez her geseit, ir woldet durch uns wâgen die êre und daz leben; ich hîrt iu vil der recken den bris vil grœzlichen geben.

Ich mane iuch der genâden und ir mir hânt gesworn,
do ir mir zuo Etzeln rietet, riter ûz erkôrnen,
daz ir mir woldet dienen unz an unser eines tût:
der wart mir armen wibe nie sô grœzlichen nôt.“

„Daz ist âne lügen, ich swuor iu edel wip, daz ich durch iuch wâgte die êre unde ouch den lip; daz ich die sêle fliese, des hân ich niht gesworn: zuo dirre hochgezite brâht ich die fûrsten wol geborn.“

Si sprach: „Gedenke, Rüedegêr, der grôzen triwe din, der stæte und ouch der eide, daz du den schaden min

immer woldest rechnen und elliu miniu leit!“

Dô sprach der marcgrâve: „Ich hân iu ê selten iht verseit.“

Etzel der rîche vlâgen ouch began; si buten sich ze fuoze beide fûr den man; den edeln marcgrâven unmuotes man dô sach; der vil getriwe recke harte jâmerliche sprach:

„Owê mich Gotes armen, daz ich dîz gelebet hân!“

Lachmann: 2091—2101.

Aller minen êren, der muoz ich âbe stân,
triwen unde zûhte, der Got an mir gebôt!
Owê Got von himele, daz mihs niht wendet der tût!

Swelhez ich nû lâze und daz ander began,
sô hân ich bœsliche unt vil übel getân;
lâz aber ich si beide, mich schendet elliu diet:
nu ruoche mich bewisen, der mir ze lebene geriet!“

Dô bâten si genôte, der kûnec und ouch sîn wip;
des muosen sider recken fliesen den lip
von Rüedegêres hende, dâ ouch der held erstarp:
ir muht daz hie wol hœren, daz er vil jâmerliche warp.

Erweste schaden gewinnen und ungefüegin leit;
er hete dem kûnige vil gerne verset,
und ouch der kûniginne: vil sêre vorht er daz,
ob er ir einen slûege, diu werlt trûege im drumbe haz.

Dô sprach zuo dem kûnige der vil kûene man:
„Her kûnec, nu nemt hîn widere, swaz ich von iu hân,
daz lant mit den bûrgen; der sol mich niht bestên:
ich wil ûf minen fûezen in daz ellende gên.“*)

Dô sprach der kûnec Etzel: „Wer hülfe danne mir?
Daz lant zuo den liuten, daz gib ich allez dir,
daz du mich rechest, Rüedegêr, an den vînden min:
du solt ein kûnec gewaltic bî neben Etzelen sîn!“

Dô sprach aber Rüedegêr: „Wie sol ichz âne vân?
Heim ze minem hûse ich si geladen hân;
trinken unde spise ich in gûetlichen bôt,
unt gab in mine gabe: wie sol ich râten in den tût?“

Diu liute wænent lîhte, dâz ich si verzagt:
deheinen minen dienst hân ich in versagt,
den vil edeln fûrsten unde ouch ir man,
ouch riwet mich diu frîuntschaft, die ich mit iu erworben hân.

Giselher dem degene gab ich die tohter min;
sine kunde in dirre werlde niht baz verwendet sîn
ûf zuht unde ouch ûf êre, ûf triwe unde ûf guot:
ine gesach nie kûnic jungen sô rehte tugentliche gemuot.“

Dô sprach aber Kriemhilt: „Vil edel Rüedegêr,
nu lâ dich erbarmen unser beider sêr,
min unde ouch des kûniges: gedenke wol dar an,
daz nie wirt deheiner sô leide geste mêr gewan.“

Dô sprach der marcgrâve wider daz edel wip:
„Ez mîroz hiute gelten der Rüedegêres lip,
swaz ir und ouch min hêrre mir liebes hapt getân,
dar umbe muoz ich sterben, daz kan niht langer bestân.“

Ich weiz wol, daz noch hiute min bûrge unde och min lant

*) Alles guotes âne sô rûm ich iu diu lant,
mîn wip unt mîniu tohter nîm ich an mîniu hant,
ê daz ich âne triuwe beliben müese tût:
ich het genomen ubele iuwer golt alsô rôt.“

Lachmann: 2102—2112.

iu müezen ledec werden von ir eteliches hant:
ich bevilhe iu ûf genåde min wip unt miniu kint,
und ouch die vil ellenden, die ze Bechelâren sint.“

„Nu lôn dir Got, Rüedegêr,“ sprach der kün-
nic dô;
er und diu küniginne, si wurden beidiu vrô:
„Uns suln dine liute vil wol enpholhen wesen;
ouch trowe ich minem heile, daz du maht selbe
wol genesen.“

Dô liez er an die wâge sêle unde lip;
dô begunde weinen daz Etzelen wip;
ersprach: „Ioh muoz iu leisten, als ich gelopt hân.
O wê der minen friunde, die ich ungerne hie
bestân!“

Man sach in von dem künige vil trûriclichen
gân;
dô vant er sine recken vil nâhen bi im stân;
er sprach: „Ir sult iuch wâffen, alle mine man!
Die kûenen Burgonden, die muoz ich leider bestân.“

Si hiezen balde springen, dâ man ir gewâf-
fen vant;
ez der helm wære od des schildes rant,
von ir ingesinde wart ez in dar getragen:
sit hörten leidiu mære die stolzen ellende sagen.

Gewâffent wart dô Rüedegêr mit fûnf hundert
man,
dar über zwelf recken sach man mit im gân:
die wolten pris erwerben in des sturmes nôz;
si enwessen niht der mære, daz in sô nâhent
der tût.

Dô sach man Rüedegêre under helme gân;
ez truogen swert diu scharpfen des marcgrâven
man,
dar zuo vor ir handen die liehte schilde breit:
daz sach der videlære, ez was im grœzlichen leit.

Dô sach der junge Giselter sinen sweher gên
mit ûf gebundem helme: wie moht man dô
verstên,
waz er dâ mit meinte, niwan allez guot?
Des wart der künic edele sô rehte frœlich gemuot.

„Nu wol mich solher friunde,“ sprach Gi-
selher der degen,
„die wir hân gewonnen nu ûf disen wegen!
Wir sula wil wol geniezen mines wibes hie:
mir ist liep ûf min triuwe, daz ie der hirât ergie.“

„Iue weiz, wes ir iuch trœstet,“ sprach der
spileman;
„wâ sâht ir ie durch suone sô manegen helt gân.
mit ûf gebunden helmen, die trûegen swert
enhant?
An uns wil dienen Rüedegêr sine bûrge unt si-
niu lant.“

Bedaz der videlære die rede dô volsprach,
Rüedegêrn den edelen man vor dem hûse sach;
sinen schilt, den guoten, den satz er für den
fuoz:
dô muoz er sinen friunden versagen dienst unde
gruoz.

Der edel marcgrâve rief dô in den sal:
„Ir kûene Nibelunge, nu wert iuch über al!
Ir soldet min geniezen, nu engeliet ir min;
ê dô wâr wir friunde: der triuwe wil ich ledic sîn!

Lachmann: 2713—2124.

Do erschrahten dirre mære die nôthaften man;
wan ir deheiner fröude nie dâ von gewan,
daz mit in wolde striten, dem si dâ wâren holt:
si heten von vinden vil michel arbeit gedolt.

„Nune welle Got von himele,“ sprach Gunther
der degen,
„daz ir iuch genâden silt an uns bewegen,
und der vil grôzen triuwe, der wir doch heten
muot:
ich wil iu des getrouwen, daz ir ez nimmer
getuot.“

„Iane mag ichs niht gelâzen“, sprach der
kûene man;
ich muoz mit iu striten, wan ichz gelobt hân.
Nu wert iuch, kûene helde, sô lieb iu si der lip:
mich enwoltes niht erlâzen des künic Etzelen wip.“

„Ir widersagt uns nu ze spâte!“ sprach der
künic hêr.
„Nû müez iu Got vergelten, vil edel Rüedegêr,
triuwe unde minne, dir ir uns hapt getân.
Ob ir ez an dem ende woldet guellicher lân,

Wir soltenz immer dienen, daz ir uns habt
gegeben,
ich unt mine mäge, ob ir uns liezet leben.
Der hêrlichen gâbe, dô ir uns brâhtet her
in Etzeln lant zen Hiunen, des gedenet, vil edel
Rüedegêr!“

„Wie wol ich iu des gunde,“ sprach Rüede-
gêr der degen,
„daz ich iu mine gâbe mit vollen solde wegen
alsô willecliehe, als ich des hete wân!
Sone würde mir dar umbe nimmer schelten getân.“

„Erwindet, edel Rüedegêr,“ sprach dô Gêrnôt!
wan ez wirt deheiner gesten nie erbôt
sô rehte minnecliechen, als ir uns hapt getân:
des sult ir wol geniezen, ob wir bi lebene bestân.“

„Daz wolde Got,“ sprach Rüedegêr, vil edel
Gêrnôt,
daz ir ze Rine wæret, und ich wære tût
mit etlichen êren, sit ich iuch sô bestân.“
Ez wart an ellenden von friunden noch nie wîrs
getân.“

„Nu lône iu Got, hêr Rüedegêr,“ sprach dô
Gêrnôt,
„der vil richen gabe! Mich riwet iwer tût,
sol an iu verderben sô tugentlicher muot.
Hie trag ich iwer wâffen, daz ir mir gâbet,
helt guot.“

Daz ist mir nie gewichen in aller dirre nôz;
under sinen ecken lit manic rîter tût;
ez ist lûter unde stæte, hêrlich unde guot:
ich wæn, sô riche gâbe ein recke nimmer mêr
getuot.

Unt welt ir niht erwinden, irn welt zuo uns
gân,
slâht ir mir iht der friunde, die ich hinne hân,
mit iwer selbes swerte nim ich iu den lip:
sô riwet ir mich, Rüedegêr, unde iwer hêr-
lichez wip.“

„Daz wolde Got, hêr Gêrnôt, unt meht ez
ergân,
daz aller iwer wille wære hie getân,

Lachmann: 2125—2136.

und daz genesen wære iwer friunde lip!
Jâ sol iu wol getrûwen beidiu, min tohter und
min wip.“

Dô sprach von Burgonden der schœnen Uoten
kint:

„Wie tuot ir sô, hêr Rûedegêr? Di mit mir ko-
men sint,
si sint iu alle wæge; ir grîfet ûbel zuo:
die iwer schœne tohter welt ir verwitwen ze fruo.

Swenne ir und iwer recken mit strite mich
bestât,

wie rehte unfriuntliche ir daz schinen lât,
daz ich iu wol getrûwe fûr alle ander man,
dâ von ich ze wibe iwer tohter mir gewan.“

„Gedenket iwer triuwen, vil edel kûnic hêr;
gesende iuch Got von hiune!“ sô sprach Rûe-
degêr.

„Lât die juncvrouwen niht engelten min:
durch iwer selbes tugende sô ruochet ir genæ-
dic sin.“

„Daz tât ich billiche,“ sprach Giselher daz
kint,

„die hôhen mine mæge, di noch hier inne sint,
suln die von iu sterben, so muoz gescheiden sin
diu vil stæte friuntschaft zuo dir unde der toh-
ter din.“

„Nu mûez uns Got genâden!“ sprach der
kûene man.

Dô huoben si die schilde, alsô si wolden dan
striten zuo den gesten in Kriemhilde sal:
dô rief vil lûte Hagene von der stiege hin zetal:

„Belibet eine wile, vil edel Rûedegêr!
(alsô sprach dô Hagene) Wir wolden reden mêr,
ich unt mine hêrren, als uns des twinget nôt.
Waz mac gehelfen Etzeln unser ellender tôt?“

„Ich stên in grôzen sorgen,“ sprach aber Ha-
gene;

„den schilt, den mir vrou Gotlint gap ze tragene,
den habent mir die Hiunen zerhouwen von der
hant:

ich fuort in friuntliche in daz Etzelen lant.

Daz des Got von himele ruochen wolde,
daz ich schilt sô guoten noch tragen solde,
sô den du hât vor hende, vil edel Rûedegêr,
so bedorfte ich in dem sturme deheiner hals-
perge mêr!“

„Vil gerne wær ich dir guot mit minem schilde,
getôrst ich dirn gebieten vor Kriemhilde!
Doch nim du in hin, Hagene, unt trag in an
der hant:

hey, soldest du in fûeren in der Burgonden lant!“

Dô er im sô willeclichen den schilt zu geben bôt,
dô wart genuoger ougen von heizen trehen rôt:
ez was diu leste gabe, die sider immer mêr
bôt deheinem degene von Bechlâren Rûedegêr.

Swie grimme Hagen wære unt swie zornic
gemuot,
ja erbarmet im diu gâbe, die der helt guot
bi sinen lesten ziten sô nâhen het getân:
vil manic ritter edele mit im trûren began.

„Nu lône iu Got von himele, vil edel Rûedegêr!
Ez wirt iwer geliche dehelner nimmer mêr,

Lachmann: 2137—2149.

der ellenden recken sô hêrlichen gebe:
sô sol daz Got gebieten, daz iwer tugende im-
mer lebe!“

„Sô wê mich dirre mære!“ sô sprach ab Hagene:
„Wir heten ander swære sô vil ze tragene:
sul wir mit friunden striten, daz si Got gekleit!“
Dô sprach der marograve: „Daz ist mir in-
necliche leit.“

„Nu lôn ich iu der gâbe, vil edel Rûedegêr,
swie halt gein iu gebâren dise recken hêr,
daz nimmer iuch gerûeret mit strite hie min hant,
ob ir sie alle slûeget, die von Burgonden lant.“

Des neig im mit zûhten der guote Rûedegêr.
Si weinten allenthalben; daz disiu herzen sêr
niemen scheiden kunde, daz was ein michel nôt:
vater aller tugende lag an Rûedegêre tôt.

Dô sprach von dem hûse Volkêr der spileman:
„Sît min geselle Hagene den vride hât getân,
den sult ir alsô stæte haben von miner hant:
daz hapt ir wol verdienet, dô wir kômen in daz
lant.

Vil edel marcgrave, ir sult min bote sin.
Dise rôte bouge gap mir diu marcgrâvin,
daz ich si tragen solde hie zer hôchgezit:
die mugt ir selbe schouwen, daz ir des min
geziuge sît.“

„Daz wolde Got der rîche,“ sprach dô Rûedegêr,
„daz iu diu marcgrâvinne noch solte geben mêr!
Diu mære sag ich gerne der triutinne min,
gesile ich si gesunder: des sult ir âne zwîvel sin.“

Als er im daz gelobte, den schilt huop Rûedegêr,
des muotes er ertobte: dô enbeit er dâ niht mêr,
dô lief er zuo den gesten, einem degene gelich.
Manegen slac vil swinden sluoc der marcgrave rich.

Die zwêne stuonden hôher, Volkêr unt Hagene,
wan ez im ê gelohnten die zwêne degene:
noch vant er als kûenen bi den tûrnen stan,
daz Rûedegêr des strites mit grôzen sorgen began.

Durch morttræchen willen sô liezen si dar in
Gunther unt Gêrnôt, si heten helde sin;
dô stuont hôher Giselher, zwâr ez was im leit:
er versach sich noch des lebenes; dâ von er
Rûedegêren meit.

Dô sprungen zuo den vinden des marcgrâ-
ven man;
man sach si nâch ir hêrren vil tugentlichen gân;
diu snidunde wâfen si truogen an der hant:
des brast dâ vil der helme unt manic hêrlicher rant.

Dô sluogen die vil müeden vil manegen swin-
den slac
den von Bechelâren, der eben unt tiefe wac,
durch die vesten ringe vast unt uf daz verch:
si tâten in dem sturme diu vil hêrlichen werch.

Daz edel Ingesinde was nu komen gar,
Volkêr unde Hagene, die sprungen balde dar,
sine gâben fride niemen, wan dem einen man;
von ir beider hende daz bluot nider durch helme
ran.

Wie rehte gremliche vil swerte drinne erklang!
Vil der schiltspange ûz den slegen spranc;

Lachmann: 2150—2159.

des reis ir schiltsteine nider in daz bluot:
si vāhten alsō grimme, daz manz mimmer mēr
getuot.

Der vogt von Bechelāren gie wider unde dan,
alsō der mit ellen in sturme werben kan;
dem tet des tages Rūedegēr harte wol gelich,
daz er ein recke wære vil küene unde lobelich.

* **H**ie stuonden diserecken, Gunther unt Gernōt;
si sluogen in dem strite vil manegen helt tōt.
Giselher und Dancwart, die zwēne ez ringe wac:
des frumten si vil manegen hintz ūf den jungi-
sten tac.

Vil wol zeigte Rūedegēr, daz er was starc
genuoc,
küene unt wol gewāfent: hey, waz er helde sluoc!
Daz sach ein Burgonde: zorns was im nōt:
dā von begunde nāhen des edeln Rūedegēres tōt.

Gernōt der starke, den helt, den rief er an;
er sprach zem marcgrāven: „Ir welt mir mī-
ner man
niht genesen lāzen, vil edel Rūedegēr;
daz mūet mich āne māze; ichu kans niht an ge-
sehen mēr.

Nu mag iu iuwer gābe wol ze schaden komen,
sit ir mir miner friunde hapt sō vil benomen;
nu wendet iuch her umbe, vil edel küene mān:
iwer gābe wirt verdienet, sō ich iz aller hēhste
kan.“

El daz der marcgrāve zuo im volcōme dar,
des muosen liehte ringe werden missevar:
dō sprungen zuo einander die ēren gernde man,
ir ietweder schermen für starke wunden began.

Ir swert sō scharf wāren, sine kunde niht
gewegen:
dō sluoc Gernōten Rūedeger der degen
durch flinsherten helmen, daz nider floz daz
bluot;
daz vergalt im schiere der riter kün unde guot.

Die Rūedegēres gābe an hende er hōh erwac:
swie wunt er wær zem tōde, er sluog im einen
slac
durch den schilt vil guoten unz ūf diu helm-
gespan;
dā von muos ersterben dō der Gotelinden man.

Kane wart nie wirs gelōnet sō richer gābe mēr!
Dō vielen heide erslagne, Gernōt unt Rūedegēr,
gelich in dem sturme von ir beider hant.
Alrēst erzurnde Hague, dō der den grōzen scha-
den bevant.

Dō sprach der von Tronje: „Ez ist uns ūbel
komen:
wir haben an iu beiden sō grōzen schaden ge-
nomen,
den wir nimmer überwinden, ir liut und ouch
ir lant:
die Rūedegēres helde sint unser ellenden phant.“*)

*) **D**one wolde ir deheiner dem andern niht ver-
tragen;

vil maniger āne wunden dar nider wart geslagen,
der wol genesen wære, ob im wart solch gedranc,
swie gesunt ez anders wære, der in dem bluote
doch ertanc.

Lochmann: 2160—2171.

„**O**wē mich mines bröder, der tōt ist hie
gefrumt!

Waz mir der leiden mære ze allen ziten kumt!
Ouch muoz mich immer riuwen der edel Rūedegēr:
der schade ist beidenthalben und diu græz-
lichen sēr.“

Dō der junge Giselher sach sinen bröder tōt,
die dō dar inne wāren, die muosen liden nōt;
der tōt, der suochte sēre, dā sin gesinde was:
der von Bechelāren dō langer einer niht genas.

* **G**unther unde Giselher und ouch Hagene,
Dancwart unde Volkēr, die guoten degene,
die giengen, dā si funden ligen die zwēne man:
dō wart dā von den helden mit jāmer weinen
began.

„**D**er tōt uns sēre roubet,“ sprach Giselher
daz kint;

„nū lāzet iwer weinen, unt gē wir an den wint,
daz unz die ringe erkuolen, uns stritmūeden man:
jā wān uns Got hie langer niht ze lebene gan.

Den sitzen disen leinen sach man manegen
degen:
si wāren aber mūezic; dā wāren tōt gelegen
die Rūedegēres helden, zergangen was der dōz;
sō lange wert diu stille, daz sin Etzeln verdrōz.

„**O**wē dirre dienste!“ sprach des küneges wip;
„dine sint niht sō stæte, daz unser vinde lip
mūge des engelten von Rūedegēres hant;
er wil si wider bringen in der Burgonde lant.

Waz hilfet, künec Etzel, daz wir geteilet hān
mit im, swaz er wolde? Der helt hāt missetān:
der uns dā solde rechen, der wil der suone
pflegen.“

Des antwurt ir dō Volkēr, der vil sierliche degen:

„**D**er rede en ist sō niht leider, vil edels kū-
neges wip!

Getōrst ich heizen liegen alsus edeln lip,
sō het ir tievellichen an Rūedegēr gelogen:
er und die sine degene sint an der suone gar
betrogen.

Er tet sō willeliche, daz im der künec gebōt,
daz er unt sin gesinde ist hie gelegen tōt.
Nu seht al umbe, Kriemhilt, wem ir nu gebie-
ten welt:
iu hāt unz an den ende gedienet Rūedegēr der
helt.

Welt ir daz niht gelouben, man sol iuchs
sehen lān!“

Durch ir herzen sēre sō wart duo daz getān:
man truoc den helt verhouwen, dā in der kū-
nie sach:
den Etzelen degenen sō rehte leide nie geschach.

Dō si den marcgrāven tōten sahen tragen,
ez enkunde ein schriber gebriefen noch gesagen
die manegen ungebærde von wibe unde ouch
von man,
diu sich von herzen jāmer aldā zeigen began.

Der Eizelen jāmer, der wart alsō grōz,
als eines lewen stimme der riche künec erdōs
mit herzeleiden wuofe; alsam tet ouch sin wip:
si klagten ungefnoge des guoten Rūedegēres lip.

Die Klage.

Obwohl die Klage vermuthlich älter ist, als das Nibelungenlied, wenigstens als der erste Theil desselben, von welchem der Dichter Nichts weiß, während der zweite ihm bekannt gewesen sein mag, so lassen wir sie doch erst jenem nachfolgen, weil sich ihr Inhalt an den des Nibelungenliedes anschließt. Es erzählt nämlich nach einer Einleitung, in welcher die im Nibelungenliede dargestellten Begebenheiten in gedrängter Kürze berichtet werden, die Ereignisse, welche sich nach dem Untergange der Helden zutragen. Die Todten werden aus dem Saale getragen; die drei übriggebliebenen Helden, Dietrich, Hildebrand und Egel, erheben laute Klage um die Gefallenen, deren Anblick ihren Schmerz stets wieder erneuert. Herzzerrend ist Egels Jammer bei Kriemhildens Leiche, zu welcher er des getödteten Söhnleins Körper, so wie auch seines Bruders Hildbrands Leichnam bringen läßt. Vergebens suchen Dietrich und Hildebrand den unglücklichen König zu trösten, der sich aller seiner Lieben beraubt sieht (S. das mitgetheilte Bruchstück). Es werden nach und nach alle Todten aus dem Saale gebracht, und so oft die Helden einen derselben erkennen, brechen sie in neue Klagen aus, in denen sie zugleich die Tapferkeit und die Lüthigkeit der Gefallenen preisen. So werden namentlich Trisfried, Gunther, Volker, Wolfhart, vor Allem aber der edle Rüdiger geklagt und gepriesen. Hier auf werden die Todten unter erneuten Klagen begraben; Egels Schmerz ist so groß, daß er bei der Bahre, auf welcher Kriemhilde und Ottilie liegen, ohnmächtig niederfällt. Auf Dietrichs Rath werden nun die Waffen der gefallenen Helden in deren Heimat geschickt. Die damit beauftragten Boten kommen zuerst nach Bechlar. Rüdigers Gattin und Tochter glauben, als sie den Zug von ferne sehen, es komme der Held selbst herbei; nur zu bald werden sie bitter enttäuscht. Zwar wollen die Boten zuerst die Wahrheit verbergen, aber endlich brechen diese selbst vor Schmerz in Thränen aus, und es ward den Frauen das Unseglische kund: mit ihnen klagt alles Volk über den Tod des edlen Markgrafen. Die Boten aber setzen ihren Weg fort und kommen bald darauf nach Passau, wo die Nachricht des Kampfes und seines verderblichen Ausgangs den Bischof Pilgerin mit Schmerz erfüllt. Doch mähtigt er seine Klagen und läßt auch durch Schwemmelin, der die Boten an den Rhein geleitete, seiner Schwester, der Königin Ute, sagen, sie solle sich fassen und das Unglück mit Ergebung tragen. „Schwemmel“, fügte er dann hinzu, „Gelobet in meine Hand, So ihr wieder reitet durch das Land, Das bitte ich, Freund, daß ihr Dann wiederkehret her zu mir. Es soll nicht also bleiben: Ich will heißen schreiben Die Stärke und die große Roth, Oder wie sie sind gelegen todt, Wie es sich anhub und wie es kam, Und wie des Alles ein Ende nahm. Was ihr des Wahren habt gesehen, Das sollt ihr danne mir verzeihen (sagen); Dazu will ich fragen Von eines Jeden Mogen (Verwandten), Es sei Weib oder Mann, Wer Etwas davon sagen kann. Darum sende ich nun zur Hand Meine Boten in Hunnenland: Da erfahre ich wohl die Märe: Denn es viel übel wäre, Wenn sie bewahrt würde nicht. Denn es ist die größte Geschichte, die in der Welt jemals geschah.“ — Als die Boten durch

Bayern kamen und von dem Untergang der Burgunden erzählten, freute sich Markgraf Ute, daß der Tod seines Bruders gerächt worden sei, und Manche sprachen: „Gott sei gelobet, Daß nun Hagen vertobet!“ Wie sie an den Rhein gelangten, und den Tod der Helden verkündeten, war der Schmerz groß; Frau Ute, die von Lorsch herbeigekommen war, erhob laute Klage, und auch Brunhilde weinte und jammerte, als sie die Geschichte des Kampfs und seines blutigen Ausgangs vernahm. Frau Ute starb nach sieben Tagen vor Schmerz über den herben Schlag, der sie betroffen; Brunhilde fiel in Ohnmacht, aus der man sie kaum wieder erwecken konnte; und als sie wieder zu sich kam, klagte sie sich selbst als die Ursache alles Unglücks an. Die Ritter und Herren aber suchten sie zu trösten, und verlangten, daß Gunthers und Brunhildens Sohn zum Ritter geschlagen und gekrönt würde, was auch geschah. Hier auf lehrten die Boten zu Egel zurück, von welchem sich nun auch Dietrich beurlaubte, um in sein Land zurückzukehren, so sehr ihn auch Egel bat, ihn in seiner Trauer nicht zu verlassen. Auf dem Wege kam Dietrich nach Bechlar, doch sah er Frau Gotelinde nicht mehr; sie war drei Tage vorher gestorben. Dietrich tröstete die vater- und mutterlose Dietlinde, und versprach ihr seinen Schutz, worauf er weinend von ihr schied. Dietlinde aber war nunmehr die Herrin des ererbten Landes.

Der Dichter der Klage sagt am Ende seines Gedichts, wie auch an einer andern, in der obigen Inhaltsanzeige schon angegebenen Stelle, daß der Bischof Pilgerin von Passau sich die Geschichte des Unterganges der Burgunden von dem Fiedler Schwemmelin habe erzählen und er sie dann mit lateinischen Buchstaben, d. h. in lateinischer Sprache, durch Meister Konrad habe niederschreiben lassen. Wenn es nun freilich nicht möglich ist, daß Pilgerin, der am Ende des zehnten Jahrhunderts starb, die Erzählung der Begebenheiten, die dem Nibelungenliede und der Klage zum Grunde liegen, von einem Augenzeugen gehört haben könne, da die geschichtlichen Theile derselben in die Zeit der Völkerverwanderung gehören, so ist es doch möglich, daß er die Aufzeichnung der alten Sagen veranlaßt habe, und daß er eben deshalb von spätern Dichtern und vielleicht auch im Munde des Volkes (freilich in uns ganz unerklärlicher Weise) mit denselben in Verbindung gebracht worden sei. Wie dem aber auch sei, so muß der Dichter der Klage dieses von dem Bischof von Passau veranlaßte Buch gekannt haben; doch scheint es nicht seine unmittelbare Quelle gewesen zu sein, da er sich zur Bestätigung seiner Angaben öfters auf ein deutsches Buch, oder noch näher auf ein deutsches Gedicht beruft. Daß die Nibelungensage nach den Zeiten Pilgerins häufig in deutscher Sprache besungen worden und daß sie in seinen Tagen Alten und Jungen wohl bekannt sei, berichtet der Dichter der Klage ausdrücklich (s. oben S. 479), doch kann das deutsche Gedicht, das ihm als Quelle diente, nicht unser Nibelungenlied gewesen sein, da die Klage in wesentlichen Punkten von demselben abweicht, Manches nicht kennt, was jenes berichtet, und Manches erwähnt, was sich in jenem nicht vorfindet. Ueberhaupt hat der Dichter der Klage, wenn er auch alte Volkslieder vor sich gehabt hat, den Geist derselben nicht in sich aufgenommen; seine Darstellung hat Nichts von der Le-

bendigkeit, Nichts von der poetischen Tiefe, die den Volksgefang charakterisirt, dessen schönste Frucht wir im Nibelungenliede kennen gelernt haben. Während in diesem die Begebenheiten in raschem Fortschreiten auf einander folgen, werden in der Klage nach Weise der bössigen Dichter die unbedeutendsten Rebenumstände mit breiter Ausführlichkeit geschildert, so daß sich die Handlung kaum zu bewegen scheint. Auch dem einzelnen Ausdruck mangelt Lebendigkeit, Wahrheit und poetisches Leben; hier und da trifft man freilich auf Wörter und Wendungen, die dem ächten Volksliede entnommen sind, aber im Ganzen ist die Darstellung prosaisch, matt und schleppend. Schon die kurzen Reimpaare, in denen die Klage geschrieben ist, machen der kräftigen und in reicher Mannigfaltigkeit sich bewegenden Helensstrophe gegenüber eine üble Wirkung, und wenn angenommen werden dürfte, daß die Klage, wie Einige behaupten, die Umdichtung eines älteren in Strophen abgefaßten Gedichts ist, so hat der Dichter schon dadurch, daß er die ursprüngliche schönere Form verließ, seinen Mangel an poetischem Sinn hinlänglich bekrundet. Die ganze Haltung der Klage scheint dafür zu sprechen, daß der Dichter kein Volkslied war; aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Geistlicher, woraus sich auch seine Bekanntschaft mit dem lateinischen Buche des Meister Konrad erklären ließe. Einige wollen in ihm den Dichter des Biterolf wieder erkennen; allerdings sprechen viele Eigenthümlichkeiten in Sprache und Reim für diese Annahme, doch möchten dieselben nicht genügen, um sich mit Bestimmtheit dafür zu erklären, zudem auch mancherlei Abweichungen und Widersprüche im Inhalte der beiden Gedichte jene Gründe wieder aufzuheben scheinen.

So tief die Klage auch unter dem Nibelungenliede steht, so gering ihr poetischer Werth überhaupt ist, so ist sie doch mit Rücksicht auf den Inhalt von der größten Wichtigkeit, weil sie, wie schon angedeutet, manche und zwar nicht unbedeutende Punkte ausführlicher entwickelt, manche andere berührt, welche das Nibelungenlied gar nicht kennt. Unter den sonstigen Abweichungen ist die besonders merkwürdig, daß der Untergang der Burgunden, welcher im Nibelungenlied als Rache für Siegfrieds Mord erscheint, in der Klage durch den alten Fluch motivirt wird, der auf dem Raube des Nibelungenhortes lag. Zwar ist dieses Motiv auch dem Nibelungenliede nicht ganz unbekannt, da Kriemhilde ja ihren Bruder Gunther nur deshalb erschlagen läßt, weil Hagen nicht entdecken will, wohin der Schatz gebracht worden sei, so lange noch Einer der Fürsten lebe, und es ließen sich wohl noch andere Stellen auffinden, in welchen das verhängnißvolle Gold als Ursache des Untergangs der Burgunden angedeutet wird; aber es tritt die Rache um Siegfrieds Mord doch viel zu entschieden hervor, als daß man nicht diese für das entscheidende Motiv des Ausgangs ansehen sollte. Dagegen findet sich auch andererseits in der Klage, so unverkennbar der Nibelungenhort und der auf ihm liegende Fluch als das hauptsächlich wirkende Motiv hervorgehoben wird, die Andeutung, daß die Treue Kriemhildens zu ihrem ermordeten Gemahl, also die Rache der Blutschuld, den Untergang der Burgunden herbeiführte. „Des Buches Meister (heißt es B. 569 ff.) sprach das ez: Dem Getreuen thut Unreue weh. Da sie in Treue todt lag, soll sie in Gottes Schuld manchen Tag Im Himmel noch erleben.

Gott hat uns allen das gegeben, Daß, wes Leib mit Treue Ende nimmt. Der dem Himmelreich geziemt.“ Daher darf man wohl annehmen, daß die Sage selbst zwischen den beiden Ansichten schwankte, daß von den älteren Liedern die Einen dieses, die Andern jenes Motiv hervorhoben. Ist dies aber der Fall, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Sage in ihrer ältesten Gestalt den verderblichen Einfluß des fluchbeladenen Hortes als Motiv des unfeligen Ausgangs hinstellte, da dieses den heidnischen Anschauungen mehr zu entsprechen scheint.

Egels Klage.

- Daz hûs, daz lac gevallen
ob den recken allen,
die durch striten kômen drin.
590 Dem wirtu gie diu zit hin
mit leide und ouch mit sere:
sin hôhez lob und êre
wären beide nider kômen.
Mit siuften veste hæte genomen
595 in des vürsten herzen
vil jâmerlichez smerzen.
An dem le vil êren lac,
getrûebet wart sin liehter tac:
vrôude im was zerunnen.
600 Ich wâne, im sine sunnen
niht mër schinen wolten;
die vrôude, die dâ solten
im in sinem herzen wesen,
der muoste er âne nû genesen:
605 wan er anders niht ensach,
wan manegen bluotegen bach
vliezen ûz starken wunden,
die im in kurzen stunden
vrôude hæten genomen.
610 ûz sinen ougen was bekomen
vil minneclîchez ansehen:
von des tôdes schult was daz geschehen,
daz er ir lûtel bi im vant.
Er begunde houbet unde hant
615 winden alsô sere,
daz ez kûene niht mære
weder sit noch è geschach.
Er hæte leit und ungemach;
des muoste man wunder von im sehen.
620 Man mohte Etzeln des jehen,
daz alsô sere gekleit
würde mit der wârheit
nimmer von deheinem man.
Wie lûte er wûfen began!
625 Sam man hôte ein wisenthorn,
dem edelen vürsten ûzerkorn
diu stimme ûz sinem munde
erdôz in der stunde,
dô er sô sere klagete,
630 daz dâ von erwagete
beide, tûrne unde palas.
Swie lûtel vrôuden è dâ was,
ir was nû verre deste min.
Er hæte verwandelt den sin,
635 daz er bi der stunde
wîzen niht erkunde,
ob ez im laster wære.
Dô half im sine swære
vil maneger rîche wise klagen.
640 Welt ir nû wunder hêren sagen,
sô merket unbescheidenheit.

Swaz ie zer werlde wart gekleit,
 daz was allez her ein wint.
 Sô maneger werder muoter kint
 645 klagen nie begunde,
 alsô man dâ ze stunde
 bi Ezeln weinende vant.
 Maneger juncfrouwen hant
 mit winden wart zebrochen.
 650 Dâ wart selten iht gesprochen,
 niwan ach unde wê.
 Swie lûte ie der kûnec schrê,
 die vrouwen schriren alle mite:
 ez ist noch der lûte site,
 655 swâ einem leit ze herzen gât,
 daz der ander vrôude bi im lât:
 sam wart dâ vrôude lâzen.
 Daz volc âne mâzen
 die klage ie grôezer macheten:
 660 diu lide vil lûte erkrachten
 an maneger juncfrouwen hant,
 die man vil sere klagende vant.
Daz lantvolc ilende duo
 lief allez weinende zuo,
 665 dô sie gehörten mære,
 wie ez ergangen wære,
 beidiu durch schouwen unde klagen.
 Sumeliche kômen durch bejagen,
 etesliche durch vriunde rechen.
 670 Slahen unde stechen
 was dâ deheiner slahte nôt:
 si lâgen âne ir arbeit tôt,
 die vriunde mit der vinde schar.
 Man gebôt dem volke alsô gar,
 675 daz si sich niht ensûnten,
 unt mit den tóten rûnten
 eine strâze gein dem sal.
 Si begunden rûmen über al
 von den, die man hie ûze vant,
 680 die diu Volkêres hant
 unt Hagene hæte ze tóde erslagen:
 die hiez man von dem hûse tragen
 alsô verre hin dan,
 daz ein ieslicher man
 685 zuo dem sale mehte komen.
 Der tót hæte in dâ benomen
 alsô vil ir wûnne,
 was ir deheines künne
 bi dem strite gewesen,
 690 die noch dâ wâren genesen,
 diu wâren gerne mit in tót.
 Man sach vil manegen rinc rôt
 ziehen von den wunden:
 von in wart enbunden
 695 vil manec dürkcl helmvaz.
 Rôt, bluotec unde naz,
 sô was allez ir gewant:
 manec hêrlîchen rant
 sach man bi in verschrôten.
 700 Die richen werden tóten,
 der wart sô vil von danne getragen,
 alle, die ez hörten sagen,
 daz si des michel wunder nam,
 ob ieman vrôude iht gezam
 705 in allem dem lande.
 Die guoten wigande
 vil wênec muote, swaz man sprach;
 vil manec maget von houhet brach
 mit grôzem jâmer daz hâr;

710 vil maneger triutinne klâr
 vil lûte schriende gie,
 diu von wunden enpfie
 daz bluot in ir gêren.
 Die armen zuo den hêren
 715 wâren alsô gelegen,
 daz der bluotege regen
 si hæte gemachet alle naz.
 Swelch wip daz versaz,
 daz si den ungesunden
 720 beweinte niht ir wunden,
 daz was unwiplicher muot.
 Hildebrant, der helt gnot,
 der hörte lûte rîefen:
 krefteliche wüefen
 725 hörte er daz gesinde.
 Der schœnen Uoten kinde
 lac hie einz vor dem sal:
 von des wunden ze tal
 brach dâ âne lougen
 730 vil trehene ûz schœnen ougen.
 Daz was diu kûniginne,
 die mit unsinne
 hæte erslagen Hildebrant,
 wan ai von Burgunde lant
 735 Hagene è ze tóde ersluoc.
 Des hât man immer genuoc
 dâ von noch ze sageue,
 wie daz kæme, daz Hagene
 stürbe von einem wibe,
 740 wan er mit sinem libe
 sô vil wonders hete getân.
 Die lûte redent sunder wân
 noch, daz ez ein lûge si:
 sô ist daz der wârheit bi,
 745 daz in des twanc hêr Dietrich,
 daz der degen lobelich
 in sinen banden gelac:
 dô sluoc im einen swertes slac
 mit ir hant des kûneges wip.
 750 Dar umbe vlôs ouch si den lip
 von Hildebrande âne nôt.
 Man klagete der kûniginne tót
 deiswâr von allem rehte,
 ritter unde knehte,
 755 die tâtenz billiche.
 Jâmers alsô riche
 wurden alle, die man vant
 über allez Eizeln lant.
Nû kom der herre Dietrich
 760 mit einem muote klegelich,
 dâ er Krimhilde vant.
 Er bat die lûte zehant,
 daz si durch Got ir weinen liezen:
 swie vil si im des gehiezen.
 765 iedoch entâten siz niht.
 Alsô grôz was diu geschicht,
 die si hæten gesehen,
 und diu dâ was vor in geschehen,
 daz sich dâ nieman kunde
 770 gevreun bi der stunde.
 Dô sprach der herre Dietrich:
 „Jâ hân ich vûrsten mâge rich
 vil gesehen bi minen tagen:
 ich gehôrte nie gesagen
 775 von schœnerm wibe.
 Ôwê, daz dinem libe
 der tót sô schiere solde komen!

Swie mir din rât hât benomen
 min aller bestez künne,
 780 ich muoz mit unwünne
 klagen mich unde dich.
 Deiswâr, daz tuon ich
 mit alsô grôzer riuwe,
 daz ich dich diner triuwe
 785 niht sol lân engelten.
 Du hâst mir vil selten
 versaget, des ich dich ie gebat:
 nu ist ez komen an die stat,
 daz ich ez, vrouwe, dienen sol.
 790 Dâ mite enwirt mir nimmer wol,
 swaz ich nâch dinem tôde tuo!“
 Dô greif er ellenthafte zuo,
 unt lîez si schiere bâren
 die liute, die dâ wâren.
 795 Dô man si leite ûf den rê,
 der vürste hæte ir houbet è
 zuo dem libe getragen.
 Dô hôrte man Hildebranden klagen,
 der si sluoc mit siuer hant.
 800 Dô kom ûzer Hiunen lant
 Etzel, der jâmers rîche,
 dem jâmer wol gelîche
 und als ez im tohte.
 Vor jâmer nieman mohte
 805 gelâzen, ern hulfe im klagen.
 Undanc begunde er sagen
 sinem grôzen unheile:
 wân im was ze teile
 nû worden ungelîckes hort.
 810 Diu ie unvalschiu wort
 hæte bi ir libe,
 sinem werden wîbe
 viel er an die bruste;
 ir wîzen hende er kuste,
 815 vil senelîche er klagete.
 Allererst dem kûnege sagete
 Dietrich diu rehten mære.
 „Ôwê miner swære!“
 sprach der kûnic wol geborn.
 820 „Wie hân ich arm man verloru
 beidiu, miu kint unt miu wip,
 und dar zuo manegen werden lip
 ûz minem hæstest künne
 unt miner ougen wûnne
 825 an minen konemâgen,
 die hôher êren plâgen,
 die wîle unt si mohten leben!
 Wie bin ich mûedinc gegeben
 in alsus grôze riuwe!“
 830 Hæt ich die ganzen triuwe
 an ir werdem libe erkant,
 ich hæte mit ir elliu lant
 gerîmet, è ich si hæte vloren.
 Getriuwer wip wart nie geborn
 835 von deheiner muoter mære!
 Ôwê vürsten hère,
 Gunthêr und die bruoder sin,
 und die hôhen recken min,
 miu bruoder unt mine mage,
 840 die mit des tôdes lâge
 wunderliche sint beslagen!
 Wie kunde ich immer verklagen
 die vil guoten wigande,
 die ich von manegem lande
 845 zuo miner hôchzit her gewan?

Dar zuo alle mine man,
 die ich niht kan bescheiden,
 under kristen und under heiden,
 von den min êre ie vaste steic!“
 850 Nâch der klage er wider seic,
 als ob er wære entslâfen.
 Dâ von begunde in strâfen
 von Berne her Dietrich;
 er sprach: „Ir tuot dem ungelîch,
 855 daz ir sit ein wîse man!
 Daz iuch niht vervâhen kan,
 daz lât: daz ist min lère!“
 „Nu ersûmet iuch niht mære,“
 sprach der degen guoter,
 860 „traget ze siner muoter
 miu wênegex kindeliu!“
 Die boten giengen dô dar in,
 dâ sie Ortlieben vunden
 mit einer starken wunden
 865 in dem bluote ligen houbetlôs.
 Ôwê, waz Etzel verlôs
 an im der grôzen êre!
 Ez gewinnet nimmer mære
 deheîn wirt solhe nôt.
 870 An den Blâdelînes tût
 der wirt ouch dô gedâhte:
 er schuof, daz man in brâhte
 tût ze disen beiden,
 swie si wâren heiden,
 875 doch was ze erbarmen umbe sie.
 Daz liute dort unde hie
 wüefens unt schriens pfac:
 vil manegen grôzen brustslac
 sluogen im diu werden wip;
 880 vil manec minneclîcher lip
 was mit grôzen leiden
 von vrôuden gescheiden.

Biterolf und Dietleib.

Wie die Klage, so ist auch das in kurzen Reimpaaren abgefaßte Gedicht von „Biterolf und Dietleib“ als Versuch anzusehen, die deutsche Heldensage in höfischer Weise zu behandeln, und es theilt daher auch alle die Mängel, welche wir an jener bemerkt haben. Es trägt sogar noch weit entschiedener das Gepräge der höfischen Poesie, als die Klage, weil es, wie die höfischen Rittergedichte, darauf ausgeht, eine unabsehbare Menge von Abenteuer zu vereinigen, ohne sich um deren innern Zusammenhang zu bekümmern, und es zugleich seinen Helden den der deutschen Sage ganz unbekannten, abenteuerlichen Sinn beilegt, der offenbar den Gedichten aus dem Kreis des Königs Artus und der Tafelrunde entnommen ist. So verläßt Biterolf sein Reich, Weib und Kind, bloß um einem fremden Könige zu dienen, dessen Ruf bis zu ihm gedrungen ist; und wenn es auch erklärlicher und natürlicher ist, daß Dietleib, von der Sehnsucht nach dem unbekannten Vater getrieben, sich heimlich von der Mutter entfernt, um jenen aufzusuchen, so wird dieses dadurch wieder unnatürlich, daß Dietleib dazumal erst dreizehn Jahre alt ist, und er demnach geachtet auf seinen Irrfahrten die kühnsten Abenteuer besticht und die tapfersten Helden ohne Ausnahme besiegt. Offenbar hat der Dichter, welcher ohne Zweifel aus Süddeutschland, entweder aus Bayern oder aus Steyer war, und in dem, wie

schon bemerkt (S. 514), Einige den Verfasser der Klage wieder erkennen wollen, die ursprüngliche Sage verunkeltet, und sie sowohl in Bezug auf die Zusammenstellung der einzelnen Begebenheiten, als rücksichtlich der Charaktere willkürlich entstellt, um ein seinen höfischen Mustern entsprechendes Gebilde zu Stande zu bringen. Wenn sein Werk hierdurch aber alle poetische Wahrheit verliert, und insbesondere das volksthümliche Element beinahe spurlos verloren geht, so gewinnt es andrerseits dadurch an Bedeutung und Wichtigkeit, daß er, wie W. Grimm schon bemerkt, die Begebenheiten, die er darstellen will, in den Kreis der großen Sage schiebt und von den namhaften Helden derselben tragen läßt, wobei er eine ausgebreitete Kenntniß der alten Sagenwelt an den Tag legt, und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, an frühere Thaten und Verhältnisse zu erinnern. Doch liegt es nicht in unserer Aufgabe, diese Seite weiter zu verthreten, es genügt, sie anzudeuten, wie auch bei dem nur allzu fühlbaren Mangel an poetischem Werthe eine gedrängte Inhaltsangabe des Gedichts hinreichen wird.

Biterolf, ein mächtiger König in Spanien, lebte mit seiner Gemahlin Dietlin, die ihm einen Sohn, Namens Dietleib, geboren hatte, in ungetrübtem Glück und hoher Ehre, bis er, vom Rufe König Egel bewogen, sich entschloß, denselben aufzusuchen. Er entfernte sich heimlich, und gelangte nach verschiedenen Abenteuern (er kam auf seinem Zuge mit Balthar von Aquitanien, Gelfert von Bayern, Rüdiger von Bechlar und andern Helden zusammen) nach Egelburg, wo er von dem Könige freundlich empfangen wurde, dem er während zehn Jahren die wichtigsten Dienste, namentlich in seinen Kämpfen gegen den Preußenkönig Bodislaw leistete. Unterdessen war sein Sohn Dietleib, den er als dreijähriges Kind verlassen hatte, groß und stark geworden, und da er erfuhr, wie der Vater sich heimlich entfernt habe, bat er seine Mutter um Erlaubniß, ihn aufsuchen zu dürfen. Diese wollte ihn jedoch nicht ziehen lassen, da sein Vater doch aller Wahrheitsliebe nach todt sei, und er nun an dessen Stelle König werden solle. Dietleib stellte sich, als ob er den Bitten seiner Mutter nachgebe, aber im Stillen dachte er doch immer daran, den Vater aufzusuchen. Er lernte deshalb reiten und die Waffen handhaben. Eines Tags fand er die Rüstung seines Vaters; er zog sie heimlich an, aber noch war er (wie Parzival und Lancelot) so ungeschickt, daß er den Panzer verkehrt anzog und drei Stunden brauchte, bis er die Rüstung angelegt hatte. Freudig darüber, daß es ihm endlich gelungen war, legte er Alles wieder hin, um es sich bei günstiger Gelegenheit anzueignen. Diese fand sich bald; unter dem Vorwande, auf die Jagd zu reiten, entfernte er sich, mit der Rüstung des Vaters bewaffnet, von drei Knappen begleitet, und verließ die Heimat. Vergeblich ließ ihn seine Mutter suchen, als sie seine Entfernung bemerkte, und eben so vergeblich waren ihre Klagen (s. das mitgetheilte Bruchstück), denn der junge Held hatte bald die Grängen des väterlichen Reichs überschritten. Ueberall, wo er hinkam, besiegte er die sich ihm entgegenstellenden Helden, so Hagens und Ortwins Ritter, dann Hagen selbst, Gernot und den König Gunther. Endlich gelangte er nach Hunnenland, wo er seine Dienste dem König Egel anbot, der ihn

bald lieb gewann. Auch sein Vater sah ihn, erkannte ihn aber nicht. Ehe noch ein Jahr vorüber war, zog König Egel zu Felde gegen die Polen; Dietleib sollte wegen seiner großen Jugend zurückbleiben, aber er täuschte seine Wächter und zog dem Heere nach, das er unerkannt erreichte. Sogleich nahm er Antheil an dem Kampfe, in welchem er seinem Vater, den er für einen Feind hielt, so hart zusetzte, daß derselbe wohl hätte unterliegen müssen, wenn die Kämpfenden nicht durch Egel getrennt worden wären, der den Knaben erkannt hatte. Nach erfolgtem Siege zog das Heer wieder nach Hunnenland, wo Alles den Muth des Knaben pries. Nach einiger Zeit erfuhr Biterolf durch Rüdiger, daß der junge Held sein Sohn Dietleib sei; die Freude der Beiden war groß, als sie sich endlich erkannten, und auch Egel war hoch erfreut, als er durch den Markgrafen vernahm, wer die Helden seien. Frau Helche wollte, daß Dietleib zum Ritter geschlagen werden solle, dieser nahm es aber nicht an, weil er sich zuerst an den Burgunden wegen einer Beleidigung rächen müsse, die sie ihm zugesagt hätten, als er durch ihr Land gezogen sei. Egel erbot sich, ihm ein mächtiges Heer zu geben, und ließ den Königen am Rhein seinen Haß ankündigen, die sich alsobald zum Kampfe rüsteten. Das hunnische Heer zog durch Bayern und Schwaben; auf dem Lechfelde traf er mit Dietrich zusammen, der, von Egel entbieten, mit den Seinen herbeigezogen war. Als diese starke Heeresmacht (es hatten sich Emmerichs Mannen und anderer Fürsten viele dazu gesellt) an den Rhein gekommen war, wurde Rüdiger an Gunther abgeschiedt, von ihm Sühne für die dem jungen Dietleib zugesagte Beleidigung zu verlangen, oder ihm abzugeben; Gunther nahm den Kampf an. Ehe derselbe begann, wurde jedoch vor den Mauern von Worms ein Turnier abgehalten, an dem die trefflichsten Helden beider Parteien Theil nahmen und der manches Leben kostete. Am folgenden Tag fand der entscheidende Kampf Statt, in welchem Hunnen und Burgunden die größte Tapferkeit zeigten. Die letzteren wurden jedoch zum Frieden gezwungen, der bei glänzendem Mahle gefeiert wurde, worauf die Hunnen wieder in die Heimat zogen. Doch hielten sich Biterolf und Dietleib nicht mehr lange bei Egel auf; dieser, der sie nur ungern entließ, gab dem jungen Dietleib die Steyermark zu elgen, worauf Vater und Sohn in ihr Land zurückkehrten, wo sie mit Freude empfangen wurden. Dietleib aber kehrte nach kurzer Zeit in die Steyermark zurück, und lebte meistens bei König Egel.

Äventiure, wie Dietleip gen Hunnen
sinen vater suocht.

Von dem ich iu nû wil sagen,
1990 der wuohs in seinen jungen tagen
in eime richen lande:
den zugen wigande,
wan er was eins küniges kint.
Die küniginne Dietlin.
1995 die hiez sin phlegen schöne,
dar umbe daz er kröne
ob richen landen solde tragen;
daz daz ieman kunde sagen.
gelebt er daz unt neme wert,
2000 daz er niht wære kröne wert,
daz was siner muoter leit.
Ir nam, der ist uns ouch geseit,

- si was vrou Dietlint genant.
 Ir dienen sibē vürsten lant:
 2005 dā hiez ir sun hēr Dietleip;
 der ditze mære an schreib,
 der wolt es niht vergezen.
 Er wart ein helt vermezzen,
 vil tiure unt vil riche:
 2010 dem tet er wol geliche,
 wan er in siner jugent
 phlac vil maniger tugent
 unt vliz sich maniger ère.
 Waz sol ich sprechen mære?
 2015 Die in heten under in erzogen,
 von den er uf den regenbogen
 vil selten wart gesetzet,
 die wolden sich ergetzet
 ir herren mit dem kinde hân.
 2020 Allez daz wart wol getân;
 wie man im gap die lère.
 des wuohs er nâch ir ère;
 si zugen in vlizliche.
 Sinem vater vil geliche
 2025 gebâren er begunde.
 Des was vil manige stunde,
 daz si ir herren heten vlorn.
 Den jungen recken wol geborn
 bi helden dô man wesen hiez:
 2030 ungerne er sich scheiden liez
 von amnen, die sin phlâgen è.
 Dem kinde tet daz dicke wê,
 swâ er ander kint bi im gesach,
 ir etefelchē: „Vater!“ sprach,
 2035 so vrâgeter ie der mære,
 waz ein vater wære.
 Sin muoter weinende sprach:
 „Daz ist lanc, daz ich den sach,
 der dir ze vater was genant:
 2040 des lob was sô wite erkant,
 daz wir den gerne môhten hân.
 Nû ist mîn vlust alsô getân,
 daz ich nâch im hân immer leit:
 wir wizzen niht, wie er uns entreit,
 2045 do ich in guoten vrôuden saz
 unt sach ouch an dem künige daz,
 daz im vil hôhe stuont der muot.
 Vil manigen edlen ritter guot
 er mir hie ze dienste lie.
 2050 Do er nun jungest von mir gie,
 dâ kuster mich an minen muot
 unt bat, mich fristet Got gesunt:
 daz was. dô ich in ze leste sach.
 Ob ie wibe leit geschach
 2055 sô ist ouch mir vil leit geschehen!“
 Dô sprach daz kint: „Hört iemen jehen,
 war er hin gekêret si?“
 Si sprach: „Der vrâge ich selten fri
 bin gewesen zehen jâr.
 2060 ob ieman sagte mir für wâr,
 dem dîn vater was erkant,
 ob er in ander fürsten lant
 geritten si durch minne
 (alsô sprach die küniginne),
 2065 oder durch sin degenheit.
 Nu ist mir anders niht geseit,
 wan daz ich sin âne bin:
 dâ von get mir mîn wile hin
 vil dicke jâmerlichen.
 2070 Nie vürsten alsô richen

- gesach ich sô diemûete;
 sin zuht und ouch sin gûete
 die riuwent mich vil sere;
 dar zuo ich deheinen mære
 2075 nindert mildern hân gesehen,
 sô wir die besten hœren jehen.“
 Dô sprach der junge helt gemeit:
 „Muoter, unt waz ez in niht leit,
 ellende ich iemer wolde sin,
 2080 ich funde dan den vater min.“
 Si sprach: „Friunt unt lieber suon,
 war umbe woldest du daz tuon?
 Wær er uns lebendic sô nâhen bi,
 sô liezer uns des selten fri,
 2085 er sach uns under stunden.
 Ich hân niht anders funden,
 ich wæne des, er si et tât.
 Sô wære daz als grôz ein nôt,
 solt ich dîn, liebez kint, enbern.
 2090 Du solt die muoter dîn gewern,
 daz du niemer von ir kumst,
 dâ mite ouch dû dir selben frumst,
 du suochest diner lande reht,
 ob dir daz ritter unde kneht
 2095 râten wolden, liebez kint,
 und die mit dir vergiselt sint,
 die trôstes an dir solden leben.
 Einen rât wil ich dir geben,
 du wirst ze künige hie genant,
 2100 du solt behalten dine lant,
 als ir dîn vater hie vor phlac:
 si sint nu vil manigen tac
 in diner helde hant gewesen.
 Der frumen lûtel wær gewesen,
 2105 wær der von Kerlingen niht.
 Swaz ie den lûten dîn geschiht,
 Walter ez heizzet wider tuon:
 der ist dîns vater basen suon.“
 Dô sprach der Kindesche degen:
 2110 „Got, den lân wir sin phlegen,
 nu wir sins lebens niht enhân:
 frouwe, ich wil bi iu bestân.“
 Dîu rede vrôut ir al den sin:
 doch gedâhter zallen ziten hin,
 2115 wâ er sinen vater fûnde.
 Sor allertougenlichest kûnde,
 sô nam er helde kleider war,
 unz daz er ersinnet gar,
 wie man gen strite harnasch truoc;
 2120 nieman er des zuo gewuoc,
 er lernete rîten umbe daz,
 ûf vrevele ros er dicke saz.
 schilde nam er an die hant,
 die tjost er kûnedlich ervant.
 2125 Sin muoter sin dô hûeten hiez,
 daz man in ze rehte rîten liez:
 wâ von? ez dûhte si ze fruo.
 Dô greif er aber sô Kindesch zuo,
 daz von sîner tumben hant
 2130 vil der scheftē wart verswant.
 Swaz er die wîsen sach begân,
 des wolder underwegen niht verlân,
 er lernete ez sô zehant;
 swâ er die schirmmeister vant
 2135 mit schilde unde mit buckelâren,
 er hiez im ie bewâren
 die kunst bescheidenliche.
 Den jungen künic riche

- ein meister lernet ûz Írlant.
 2140 Daz die kunst des helden hant
 über alle schirmære truoc,
 dar zuo was er starc genuoc:
 vil ellenhafte stuont sin muot.
 Der junge starke degen guot
 2145 vant ein gewæfen riche,
 daz è vil ritterliche
 sin vater dicke het getragen,
 und einen helm wol geslagen
 von gesmittem stâlê:
 2150 der minneclichen mâle
 vil maniges man dar ûf vant,
 die des smides meister hant
 het gestrœuet in den glanz;
 siben helmelisten ganz
 2155 in hetten umbe vangen;
 dâ bi sach er ouch bangen
 ein wâfen scharph unde breit.
 Ez was siner muoter leit,
 solte si ez wezzen,
 2160 daz der helt vermezzen
 daz wâfen alsô gerne sach.
 Vil heimlich daz geschach,
 daz er ez von der scheide nam;
 dô sprach daz kint vil lobesam:
 2165 „Solich dich nâch minem willen tragen,
 hât dich ie heldes hant geslagen,
 daz wirt ère etewenne dir:
 kumst du nû ze mâze mir
 ze ringe noch ze swære,
 2170 wie frô ich des wære!“
 Er schutte ez als ein schirmswert;
 eins herren was ez wol gewert:
 ez was ze im bestatet sô,
 daz er sin was selbe frô,
 2175 da er die gûete dar an versan.
 Er hal ez alle sine man,
 dar zuo meide und ouch die wip:
 dâ wâfent er sin selbes lip,
 daz er doch übele kunt.
 2180 Baz, dan dri stuont
 schutter den halasperc an sich,
 der junge degen lobelich.
 Wie sere in des luste
 daz er gèn der bruste
 2185 daz hinder teil ie kêrte:
 die arbeit in lêrte,
 daz er ez sit ze rehte truoc.
 Hele het er des genuoc,
 daz er daz wâfen dar über bant.
 2190 Den schilt nam er an die hant;
 dâ bander ûf den hornhuot.
 Nâch ritterscheft stuont sin muot.
 Von nagele huop er einen schaft:
 dar an versuochter sine kraft,
 2195 der was von helfenbeine.
 Ob er den alters eine
 alsô tumber solde tragen,
 daz mohte man für wunder sagen.
 Von driu stucken was der schaft
 2200 von des selben heldes kraft,
 der manige tjost dâ mit reit:
 von Kaliê ein sper vil breit
 was vorn an daz ort geslagen.
 Swaz man von spiegelvarwe sagen
 2205 mohte deheiniu mære,
 daz ez noch liechter wære,
- dan ie dehein gewan,
 der selbe helm wol getân,
 der mohte glichen wol dar zuo:
 2210 der nu in beiden rehte tuo,
 der sol si nindert fûeren,
 ern welle danne tjoste rûeren.
 Entwâpen ilen er sich began:
 dô brâhtez der vil tumber man
 2215 hin widere, da erz ligende vant.
 In dûhte, wie wâfen unt gewant
 im allez rehte solte komen.
 Het sin muoter daz vernomen,
 sô het erz lihte baz behuot.
 2220 Vil vlixie was der degen guot,
 ob er der küniginnen
 iemer mohte entrinnen.
 Mit rittern reit er ûf den plan,
 daz het er selten è getân,
 2225 dâ er die valkenære vant.
 Nieman liez er sin erkant,
 waz sin wille wære,
 der junge helt vil mære,
 sust wolder sich stelen dan.
 2230 Sin muoter er biten began,
 daz si im gunnen solde,
 wand er riten wolde,
 beizen mit den helden
 uz sines vater selden.
 2235 Den urloub er von ir gewan;
 dâ schiet er dri knaben dan,
 wâ im die solten komen zuo
 an dem nâhesten morgen fruô.
 Vil kûme erbeit er, daz began,
 2240 sit er riten wolde dan,
 dem tac die nâht den schîn benemen.
 Ez enmoht im anderz niht gezemen,
 daz er sich het alsô verholn.
 Siner muoter wart verstoln
 2245 sines lieben vater wigewant:
 er liez ez mit sin selbes hant
 die mûre durh ein venster nider;
 ez nâmen sine knaben sider
 unt brâhten ez, da er si hiez.
 2250 Vil selten man in slâfen liez
 nindert, wan dâ lügen wip
 unt stolzer juncfrouwen lip.
 Kunde er minne hân gephegen,
 sô wær er sanfte dâ gelegen:
 2255 dâ was im minne unerkant;
 dâ von vil selten si sin hant
 het gerûeret indert an.
 Swaz im dâ liebes was getân,
 des wart in nû habe danc:
 2260 in dûhte daz wesen bi in lanc.
 Da er den tac allerêrst ersach,
 zuo siner muoter er dô sprach:
 „Frouwe, ich wil nu beizen varn.“
 Si sprach: „Got müeze dich bewarn!“
 2265 „Muoter, alsô tuo er ouch dich,
 nu du ungestrafet lâzest mich
 von diner kemenâten gân.“
 Er sprach: „Dû hâst mir liep getân;
 ich kürze hiute mir den tac,
 2270 sô ich allerbeste mac,
 mit den valkenæren min.
 Got hüete, liebe muoter, din!“
 Von sime ros ist uns geseit,
 daz er ûz der bûrge reit:

- 2275 Belche, sô was daz genant.
Ir lützel oder man keinez vant
bezzer in allem riche;
im was daz geliche,
daz hêr Dietrich der degen reit:
2280 doch ist uns daz für wâr geseit,
ez was der selben gestüete.
Sine sterke unt siner güete
bedorft wol der junge man.
Vil ungesellechlich getân
2285 was von hove sine reise:
des landes manec wise
nâch im weinen sit began.
Nû vant der kindesche man
sine knaben und die wât:
2290 dâ wolt er des niht haben rât,
er schutte an sich daz liehte gewant.
Dô rümet er sines vater lant,
ê es wurde inne Dietlint.
In fûerten sine knaben sint
2295 ze Tolêt für die guoten stat:
wie vaste er sich dâ helen bat!
Sam tâtens ouch sin selbes sit:
den schilt von golde spannen wit,
den bedahten si sô gar,
2300 daz des dâ nieman wart gewar.
Der schaft, der was ouch über zogen,
daz mæ, daz ist ungelogen,
mit einem phelle tûsentvar,
daz des nieman wart gewar,
2305 daz er von helfenbeine schein:
si fûerten alle vier anein.
Den helm er ouch tougen truoc:
von topelt guot genuoc
ein hult ob sinem satel lac,
2310 dar umbe, daz der schin niht mac
wider dem schilde wol getân.
Ezn kunde keiner slahte man
vermelden, daz siz wæren.
Er liez in manigen swæren
2315 sin volc über al daz lant.
Do sinen recken wart erkant,
daz er niht beizen was geriten,
sine muoter begunde biten
mit weinen, daz man suochet den hêlt:
2320 „Habt ir ze valkenære erwelt
den minen einigen suon.
sô moht ir nimmer wirser getuon!“
Dô suochten si in ûf dem plan
beide. wider unde dan:
2325 in enkund et nieman vinden.
Der frouwen ingesinde
in die kamern wæren komen:
dâ was der harnasch genomen,
dâ er vor aller zîte lac.
2330 Mit henden manigen brust slao
fron Dietlint ir dâ selber sluoc:
dâ wart ir leides genuoc
und allem irm ingesinde
nâch irm vil lieben kinde.
2335 Si klagete, daz ez ie wart geborn:
„Ê het ich minen trôst verlorn!
Miu fröude ist nû geriten hin!
Ôwê, wie ich verweist bin!
Ob mir min man und ouch min kint
2340 beide alsô verloren sint,
ôwê, wie mohte ich die verklagen!
Miu ungelücke in minen tagen,

daz muoz sîn verwâzen!

Weme hât mich nû lâzen.

2345 der friden solde disiu lant?

Nû tragt min houbet noch min hant

vor leide nimmer mære golt!

Die ungenâde ist mir sôholt,

daz si mich nimmer wil verlân:

2350 des muoz ich nû vil trêre stân!“

Waz half ir weinen und ir klagen?

Er fremdete si ze manigen tagen,

daz er si lange niht gesach:

von einem schulden daz geschach,

2355 daz er ir gar ze verre reit.

Gudrun.

Nächst dem Nibelungenlied ist die „Gudrun“ die trefflichste Erscheinung im Gebiete der volksthümlichen Epik. Zwar steht sie jenem großartigen Gedichte in jeder Beziehung, in Anlage, Entwicklung, Form und Sprache, besonders aber in der Auffassung und Reproduktion des im Volksgefühle lebenden eigenthümlichen Geistes weit nach, aber so wenig sie mit dem Nibelungenliede zusammengestellt werden darf, so nimmt sie doch einen hervorragenden Rang unter den volksthümlichen Dichtungen ein und kann mit vollem Rechte den meisten Rittergedichten vorgezogen werden, die sie an innerer Wahrheit und poetischem Gehalte entschieden überragt, was schon aus der folgenden Inhaltsangabe ersichtlich sein wird.

(I) In Irland herrschte ein mächtiger König, Namens Sigebant, dessen Gemahlin, eine Königs-tochter aus Norwegen, ihm einen Sohn gebar, der in der Laufe Hagen genannt wurde. Als dieser sieben Jahre alt war, veranstaltete der König ein großes Fest, das gar traurig endigte; denn während desselben kam ein wilder Greif herbeigeflogen und raubte das Kind, das man für unrettbar verloren hielt. (II) Doch blieb der Knabe am Leben; denn als der Greif es in sein Nest zu seinen Jungen gebracht hatte, ergriff ihn eines derselben und flog mit ihm auf einen Baum, um ihn dort zu zerreißen; aber der Zweig, auf welchen sich der junge Greif niedergelassen hatte, brach, der Greif fiel herab und ließ dabei den Knaben fallen, der sich sogleich vor dem bösen Vogel verbarg. Er kam in eine Höhle, wo er drei Jungfrauen fand, die ebenfalls vom Greif geraubt worden waren, sich aber gerettet hatten. Mit diesen lebte er lange in der Wildniß und wuchs immer kräftiger heran. Einst wurde ein Schiff an das nahe Meeresufer geworfen und zertrümmert, so daß die Leute, die darauf waren, ertranken. Hagen schlich sich zum Geskabe, auf welchem er einen todtten Mann fand, dem er die Axt stahl. Kaum hatte er sich damit gewaffnet, als der alte Greif herbeigeflogen kam und sich auf ihn niederschwang, um ihn zu zerreißen. Hagen wachte sich muthig, und es gelang ihm, den gefährlichen Feind zu tödten, so wie auch dessen Jungen, die dem Alten nachgeflogen waren. Freudig verkündete er den Jungfrauen seinen Sieg, denn nun konnten sie sich endlich aus der Höhle wagen. Hagen lernte darauf so trefflich schließen, daß ihm kein Vogel enttrinnen konnte. Eines Tags erlegte er ein wildes Luthier, das einem Gabilun ähnlich sah; er trank dessen Blut, von dem er so große Stärke gewann, daß er nunmehr selbst Löwen bezwingen

konnte. Obgleich Hagen von nun an für reichliche Nahrung sorgte, sehnnten sich die Jungfrauen mit ihm doch aus der Wildniß; sie zogen an die Küste, wo sie ein Schiff erblickten, dessen Herr, der Graf von Garadln, sie aufnahm. (III) Auf sein Befragen erfuhr er, daß die älteste Jungfrau eine Königs-tochter aus Indien, die zweite die Tochter eines mächtigen Herrn in Portugal und die dritte die Tochter des Herrn von Iserland sei; auch Hagen erzählte, woher er stamme und wie es ihm ergangen. Als die Leute auf dem Schiffe hörten, wie er die Greise getödtet, fürchteten sie sich vor seiner Stärke. Der Graf aber, der Hagens Vater wohl kannte und mit ihm in Feindschaft lebte, wollte ihn als Gefangenen behalten; doch als die Schiffsleute ihn fangen wollten, wehrte er sich grimmig, und er warf wohl ihrer dreißig in das Meer. Die Uebrigen mußten sich seinen Befehlen fügen und ihn nach Irland fahren, wo er sogleich seine Eltern von seiner Ankunft benachrichtigen ließ. (IV) Der König und seine Gemahlin gingen ihm entgegen, und als sie sich überzeugten, daß Hagen ihr geraubter Sohn sei, war ihre Freude unbeschreiblich. Die Jungfrauen wurden freundlich aufgenommen und auf Hagens Bitte wurde sogar der Graf von Garadln ehrenvoll bewirthet. Nun ward Hagen in allen ritterlichen Übungen unterrichtet, und als er zum Manne herangereift war, trat ihm sein Vater das Reich ab und er vermählte sich mit der schönen Hilde, der Königs-tochter aus Indien. Diese gebahr ihm eine Tochter, die nach ihrer Mutter Hilde genannt wurde, und die schon in ihrem zwölften Jahre so schön war, daß viele edle Fürsten um sie warben. Hagen wollte sie aber keinem zum Weibe geben, der nicht mächtiger wäre, als er selbst, und er ließ viele Boten aufhängen, die nach Irland gesandt wurden, um seine Tochter zu werben.

(V) Zu dieser Zeit saß zu Hegelingen ein mächtiger König, Hettel genannt, der über Friesen, Dietmers und Balaids herrschte. Auf den Rath seiner Verwandten und Freunde entschloß er sich, um die schöne Hilde zu werben; die Helden Bate, Frut und Horant übernahmen die Botschaft. Auf wohlgekräfteten Schiffen fuhren sie mit vielen Rittern und zahlreicher Mannschaft nach Irland, wo sie sich für Kaufleute ausgaben, die von Hettel von Hegelingen vertrieben worden seien. Sie sandten dem König Hagen reiche Geschenke, wofür er ihnen Frieden und Geleit versprach; hierauf wurden sie den Frauen vorgestellt, die sich mit ihnen freundlich unterhielten. So fragten die Königin Hilde und ihre Tochter den alten Bate, was ihm lieber sei, bei schönen Frauen zu sitzen, oder im Männerkampfe zu fechten? Da sprach Bate der Alte: „Mir ziemt Eines das, Denn bei schönen Frauen so sanft ich nie noch saß: Doch thät ich Eines leichter, daß ich mit guten Anechten, Wann es sollte sein, in viel harten Stürmen wollte fechten.“ Darob lachte die minnigliche Maid, und man scherzte noch lange im Saal darüber. Darauf begann man Kampffspiele; und da Bate sagte, er könne nicht fechten, wollte ihm der König selbst zeigen, wie er die Waffen gebrauchen solle. Da der Alte aber seinem Meister gar arge Schläge austheilte, rief dieser aus: „Nie sah ich einen Jünger lernen so geschwinde!“ (VI) An einem Abende begann Horant von Dänemark so schön zu singen, daß Alles darob verwundert war und ihn die Königstochter zu sich entbieten ließ, ihn zu bit-

ten, er möge sie jeden Abend mit seinem Gesang erfreuen, was der Held gern versprach. Und schon am folgenden Morgen, „als es begann zu tagen, hub Horant an zu singen, daß ringsum in den Hagen Alle Vögel schwiegen von seinem süßen Sange: Die Leute, die da schliefen, die lagen da nicht lange. Seine Stimme erklang so schön, je höher und je laß. Es hörte Hagen es selber, der bei seinem Weibe saß. Aus der Kemenate mußten sie an die Finne: Der Gast war wohl berathen, es hörte es die junge Königin. Des wilden Hagen Tochter und auch ihre Mägdelein, Die saßen da und horchten; ja selbst die Vögelein Auf dem Herrenhofe vergaßen ihrer Löhne: Wohl hörten auch die Helden, daß der von Dänemark sang also schön.“ Und nach kurzer Pause hub Horant wieder an: seine Stimme erklang so wunderbar, „daß die Sicken, wie die Gefunden, Mit allem ihrem Sinnen sich nicht entfernen konnten. Die Thiere in dem Walde ließen ihre Weide stehn, Die Würmer, die da sollten in dem Walde gehn, Die Fische, die da sollten in der Woge fließen, Die ließen ihre Fährte: wohl konnte er seiner Kunst recht genießen. Was er da singen mochte, das dächte Niemand lang; Vergessen in den Chören war der Pfaffen Sang; Auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl, als eh: Allen, die ihn hörten, war nach Horanten weh.“ Da ließ ihn die schöne Hilde heimlich zu sich führen, damit er ihr noch mehr singe: „Da begann er eine Weise, die war von Amile, Die gelernt kein Christenmensch weder seit, noch eh; Er nur hörte sie einst auf den wilden Fluthen: Damit diene Horant am Hofe, der schnelle Degen, der gute.“ Die Jungfrau war so sehr darob erireut, daß sie ihm den goldenen Ring gab, den sie am Finger trug (1); doch wollte er von ihr nur einen Gürtel annehmen, den er seinem Herrn zum Geschenke bringen wolle. Und nun entdeckte er ihr, wie König Hettel ihn geschickt, um sie für ihn zu gewinnen. Gern ließ sich Hilde bewegen, mit ihm zu entfliehen. Als Horant dies dem alten Bate verkündete, wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen; auf Hagens Frage, warum sie abreisen wollten, erwiderte Bate, Hettel habe nach ihnen gesandt, um sich mit ihnen zu versöhnen, und es dränge sie, ihre Lieben wieder zu sehen, die sie in der Heimat zurückgelassen hätten. Zum Beweis aber, daß ihnen der König seine Gnade nicht entziele, möge er ihnen selbst das Geleit geben, und den Frauen erlauben, die großen Schätze zu besehen, die sie auf den Schiffen aufgespeichert hätten, was Hagen zusagte. (VII) Am nächsten Morgen ritt der König mit den Frauen und vielen Rittern zu den Schiffen; sobald aber die Frauen ein Schiff bestiegen hatten, trennte man die Mutter von der Tochter, die bewaffneten Ritter, die sich bis dahin in den Schiffen verborgen gehalten hatten, sprangen hervor, die Segel wurden aufgezo-gen und die Fremden fuhren mit Hilden davon. Hagen wollte, voll Rath über die Entführung der geliebten Tochter, den Räubern nachsehen; allein seine Schiffe waren nicht gerüstet, und er mußte den Abgehenden ohnmächtig nachsehen; doch ließ er sogleich Werfente herbeibringen, um neue Schiffe zu bauen, auf denen er den Fremden nach-eilen wollte. Diese gelangten glücklich nach Balaids, wo Hettel ihnen entgegenging und die schöne Hilde bewillkommnete, sich glücklich preisend, die Jungfrau gewonnen zu haben. (VIII) Doch schon am

folgenden Abend sah man Hagens Schiffe herbeisegeln. Hilde wurde in Sicherheit gebracht, Hettel rüstete sich zum Kampf, der auch bald entbrannte, denn schon war Hagen mit den Seinen an das Land gesprungen. Hagen verwundete den König Hettel, doch gerieth er selbst durch Wate in große Noth, aus der ihn Hettel auf Hildens Bitte befreite. Fußfällig fleht diese den alten Wate, der in der Arzneikunst wohl erfahren war, des Vaters Wunden zu verbinden; doch will es dieser nicht thun, bevor Hagen sich mit Hetteln versöhnt habe. Leicht kam nun der Friede zu Stande; es ward Hettels Hochzeit mit Hilden mit großer Pracht gefeiert, worauf Hagen freudig schied, um seiner Gemahlin die glückliche Kunde zu bringen.

(IX) Hettel lebte nun im schönsten Glücke mit der geliebten Hilde, die ihm zwei Kinder gebar, einen Sohn, Namens Ortwin, welcher dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter, Gudrun, die bald zu so hoher Schönheit erwuchs, daß sich der Ruf derselben über alle Lande verbreitete, und viele mächtige Fürsten um sie warben, ohne sie jedoch gewinnen zu können. So ward sie dem König Siegfried von Mohrenland versagt, der darob in so großen Zorn gerieth, daß er Hettels Lande mit Raub und Brand bedrohte. (X) Nicht glücklicher war König Hartmuth von Normandie; seine Boten wurden mit Stolz abgewiesen, weil sein Vater Ludwig Hagens Dienstknecht gewesen sei. Als Hartmuth aber von den Boten hörte, daß Gudrun in der That so schön sei, wie man sage, erklärte er, von ihr nicht ablassen zu wollen. (XI) Ebenso warb König Herwig von Seeland vergeblich um die Jungfrau, denn ob er ihr gleich gefiel, wollte ihn Hettel doch nicht haben. Unterdessen war aber Hartmuth unerkannt in das Land gekommen; er ließ der Königs-Tochter heimlich berichten, wer er sei; sie aber, Mitleiden mit dem schönen Jüngling fühlend, rieth ihm, Hettels Zorn zu fliehen, der seiner nicht schonen würde, wenn er ihn erkennen sollte. Daher zog er wieder heim, wo er sich zum Kriege gegen Hettel rüstete, denn, da er die schöne Gudrun selbst gesehen hatte, wollte er sie um jeden Preis erwerben. (XII) Bevor er gerüstet war, erschienen Herwig mit dreitausend Mann vor Hettels Burg, in der noch Alles im Schlafe lag. Eilig zog ihm auf den Ruf des Thurmwächters Hettel entgegen; bald traf er mit Herwig zusammen, von dem er manche Wunde empfing. Als Gudrun, die vom Saale aus dem Kampfe zusah, bemerkte, daß ihr Vater verwundet sei, rief sie den Beiden zu, vom Kampfe abzulassen und einen Stillstand zu schließen, bis Herwig von seinen Sippen Kunde gegeben habe. Es geschah; Herwig ging zu Gudrun, die ihn freundlich empfing. Da er durch sein ritterliches Wesen und seine Schönheit Allen gefiel, und Gudrun auf ihres Vaters Frage, ob sie den edlen Helden zum Gemahle wolle, erwiderte, sie wolle besseren Freundes nicht begehren, wurden beide verlobt; doch verlangte die Königin Hilde, daß die Tochter noch ein Jahr bei ihr bleiben solle. (XIII) Als Siegfried von Mohrenland dies vernahm, rüstete er sich, um in Herwigs Land einzufallen. So tapfer dieser auch dem Feinde widerstand, so hätte er doch ohne Hettel, der ihm auf Gudruns Bitte zu Hülfe zog, unterliegen müssen. Gegen diesen und dessen Helden konnte Siegfried aber nicht bestehen, er mußte sich vor ihrer Macht in eine Burg zurück-

ziehen. (XIV) Während er in derselben belagert wurde, erfuhr Hartmuth, daß Hettels Land von Berteldigern entblößt sei; er beschloß daher, sich schnell zu rüsten und es mit Kriegsmacht zu überfallen, um Gudrunen zu gewinnen; und ehe Hettel es vermuthete, erschien er mit seinem Vater Ludwig vor der Burg. (XV) Er ließ Gudrunen seine Ankunft verkündigen und aufs Neue um sie werben, mit seinem Hase sie bedrohend, wenn sie ihm nicht freiwillig folgen wolle. Die Jungfrau aber ließ ihm erwidern, daß sie mit König Herwig verlobt sei, und so lang sie lebe keines andern Freundes begehre. Ueber diese Antwort ergrimmt, führten die beiden Könige ihr Heer gegen die Burg, die sie nach tapferer Gegenwehr erkürmten; Gudrun wurde mit zwei und sechzig Frauen, unter denen sich auch Hildeburg aus Portugal befand, welche mit Hagen bei den Greifen gewesen, und die mit seiner Tochter Hilde von Hettels Mannen fortgeführt worden war. Als die Feinde abgezogen waren, ließ die trostlose Hilde dem König Hettel die Unglücksnachricht bringen. (XVI) Sobald sie dieser erfuhr, schloß er auf Batens Rath Frieden mit den Mohren, ließ hienzig Schiffe, auf denen Pilgrime hergefahren und mit reichlicher Speise versehen waren, wegnehmen, und eilte mit Herwig den Räubern seiner Tochter nach. (XVII) Diese waren auf einem Berder (Insel), welcher der Wulpsenau hieß, gelandet, um auszuruhen; doch konnten sie der Rabe nicht lange genießen, denn kaum hatten sie sich gelagert, als sie Schiffe herbeisegeln sahen. Zwar glaubten sie, es seien nur Pilgrime auf denselben, weil Kreuze auf den Segeln waren, doch wurden sie bald enttäuscht; denn als die Schiffe näher herankamen, erblickten sie die Helme der Krieger, und sie zweifeln nicht mehr, daß es Hettel sei. Kaum hatten sie Zeit, die Waffen zu ergreifen, als sie schon angegriffen wurden. Wate sprang zuerst ans Land; Ludwig, der sich ihm entgegenstellte, erhielt eine solche Wunde, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Herwig war unterdessen, von Kampfbegier erfüllt, aus dem Schiffe ins Wasser gesprungen, und stand bis an die Achseln in den Wogen; die Feinde schossen manchen Speer auf ihn, aber doch gelang es ihm, auf den Strand zu kommen. Die Schlacht entbrannte immer mehr, und mancher Held fand dort seinen Tod. (XVIII) Als die Nacht anbrach, traf Hettel mit Ludwig, der sich unterdessen erholt hatte, zusammen, und wurde von ihm erschlagen; als es Gudrun erfuhr, erhob sie laute Klage; man konnte sie nicht trösten, weinten ja selbst die Feinde um den Erschlagenen. „Als Wate, der viel grimmte, vernahm des Königs Tod, hob er an zu brüllen, wie ein Eber; Abendroth sah man von Helmen glänzen bei Schlägen, den geschwunden, Von ihm und all den Seinen: die mußte man gar zornig finden.“ Doch war es schon so dunkel geworden, daß sich die Kämpfenden nicht mehr erkennen konnten und Raucher von Freundes Hand fiel, so daß man vom Kampfe ablassen mußte. Ludwig und Hartmuth aber benutzten die Nacht, um die Insel zu verlassen, so daß, als Wate am frühen Morgen den Kampf wieder beginnen wollte, kein Feind mehr zu sehen war. Da jede Verfolgung vergeblich gewesen wäre, weil die Normannen schon zu großen Vorsprung gewonnen und die Heggelle zudem durch den blutigen Kampf zu großen Verlust erlitten hatten, bestattete man die Todten, ließ

die Verwundeten auf die Schiffe bringen, und beschoß auf Ortwin's Rath, auf dem Werder ein Kloster zu gründen, daß für die Seelen der Erschlagenen gebetet werde (2). — (XIX) Traurig zogen die Helden in die Heimat; Ortwin wagte nicht, vor der Mutter zu erscheinen, Bäte mußte ihr die Trauerkunde bringen. Groß war der Königin Schmerz, als sie den Tod ihres Gemahls und so vieler Helden vernahm; Bäte aber sprach: „Frau, laßt das Klagen; Sie kommen doch nicht wieder; jedoch nach diesen Tagen, Wenn uns die Rente erwachsen hier in diesem Lande, So rächen wir an ihnen unsern Schmerz und unsere Schande.“ Auf seinen Rath ersetzte man den Pilgrimen die geraubten Schiffe, damit, wie er sagte, der künftige Kampf nicht wieder mißlinge. Hieran wurden alle Helden versammelt, um sich über einen neuen Kriegszug zu beraten; es wurde beschlossen, daß Frau Hilde tüchtige Schiffe sollte bauen lassen, während die Fürsten in ihren Reichen zum neuen Kampfe rüsteten. Als diese aber von dannen geritten waren, ließ Frau Hilde den auf dem Werder zurückgebliebenen Betleuten Speise schicken, daß sie ihrer bei Gott gedächten, „Dazu hieß sie bauen ein Münster, das war weit; Kloster und Spital hieß sie errichten seit. Mich dünkt, daß es wurde bekannt in manchem Lande. Von denen, die da lagen: es hieß das Kloster auf dem Wälsenfande.“ (XX) Unterdeffen waren Ludwig und Hartmuth nach Normandie gelangt. Als Ludwig seine Burgen erblickte, zeigte er sie der traurigen Gudrun; wenn sie Hartmuthen minnen wollte, sprach er, würde sie über reiches Land herrschen. Da aber Gudrun erklärte, sie wolle eher sterben, als ihn zum Freunde nehmen, ergrimmte Ludwig; er sagte die Jungfrau bei den Haaren und warf sie in das Meer. Hartmuth zog sie schnell wieder heraus und brachte sie in eine Barke, wo sie mit ihren Frauen über die unwürdige Behandlung klagte und weinte, über welche Hartmuth dem Vater bittere Vorwürfe machte. Nun kam die alte Königin Gerlint mit ihrer Tochter Ortwin, die Helden zu empfangen; als sie aber Gudrun küssen wollte, bebt sie vor Entrüstung zurück, denn Gerlint trage ja, sagte sie, die meiste Schuld an ihrem Unglück, indem sie den Sohn zur Entführung gereizt habe. Gegen Ortwin allein bezog sie sich Gudrun freundlich, da jene aufrichtig gegen sie gesinnt war und ihr Leid zu mildern suchte. Als man hierauf in die Burg gezogen war, drang Gerlint auf baldige Vermählung; da Gudrun aber bei ihrer Belagerung beharrte, ward die Königin zornig; sie nöthigte sie zu den niedrigsten Diensten und trennte sie von ihren Frauen. So wurde die Unglückliche vierthalb Jahre lang grausam gepeinigt. Als Hartmuth, der unterdeffen drei Heerzüge gemacht hatte, zurückkam und hörte, wie unwürdig seine Mutter die Jungfrau behandelt habe, machte er ihr bittere Vorwürfe; aber Gudrun erfuhr trotzdem keine bessere Behandlung, vielmehr ward sie von Gerlinten zu noch niedrigeren Diensten gezwungen, als zuvor. Nichts konnte sie aber bewegen, die Verbungen Hartmuths anzunehmen, weder die Rißhandlungen der alten Königin, noch die einsamelselnden Reden des jungen Königs, denn sie hatte nicht vergessen, daß Ludwig ihr den Vater erschlagen habe. (XXI) Da auch Ortwin, Hartmuths Schwester, welche von jeher gegen Gudrun freundlich gewesen war, diese vergeblich bat, den

Bruder zu erhören, da die Jungfrau mit festem Sinne dem Verlobten die Treue bewahren wollte, so wurde sie endlich von der bösen Gerlint gezwungen, Kleider am Meere zu waschen, und als Hiltburg Mittelnden mit der unglücklichen Jungfrau zeigte, nöthigte sie die böse Königin, jener am Meeresstrande waschen zu helfen, worüber aber beide hoch erfreut waren, da sie wieder beisammen sein konnten. (XXII) Unterdeffen waren dreizehn Jahre vorübergegangen, aber Frau Hilde hatte ihre Tochter keineswegs vergessen. Sie hatte viele tüchtige Schiffe bauen lassen, und als diese fertig waren, ließ sie ihre Freunde zum Kriegszug gegen die Normannen entbieten. Alle Helden, die auf dem Wälsenfande gefochten hatten, sagten ihre Hülfe zu und fanden sich zur festgesetzten Zeit auf dem Werder ein, wo die unglückliche Schlacht Statt gefunden hatte. Als Alles bereit war, segelte die Flotte ab; doch wurden sie bald durch Gegenwinde verschlagen, so daß sie in große Noth geriethen. „In Givers vor dem Berge lag Frau Hildens Heer: Wie gut ihre Anker waren, in das finstre Meer hatten ihre Schiffe Magneten doch gezogen; Ihre guten Segelbäume, die stunden alle gebogen.“ Nach vier Tagen erhob sich zum Glück ein Westwind, der sie in kurzer Weile wohl sechs und manzig Meilen von dem Berge hinwegtrieb, so daß sie wieder in fließender Fluth waren, und endlich an die Küste von Normandie kamen. (XXIII) Sie landeten an einer verborgenen Stelle und ruhten von der mäßseligen Fahrt aus. Am folgenden Morgen gingen Ortwin und Herwig in das Land, um Rundschau einzulegen, nachdem man ihnen versprochen hatte, sie zu rächen, wenn sie gefangen oder getödtet werden sollten, und jedenfalls die gefangenen Mädchen zu befreien. (XXIV) Eines Tags, da Gudrun und Hiltburg am Strande wuschen, sahen sie einen Vogel herbeischwimmen, der ein Bote Gottes war und ihnen verkündete, daß Frau Hilde noch lebe und ein großes Heer zu ihrer Rettung herbeigefandt habe, daß Ortwin und Herwig mit demselben schon in der Nähe seien, und daß am folgenden Morgen Boten zu ihr kommen würden, worauf er wieder verschwand. Die Jungfrauen aber dachten nun nicht mehr an das Waschen, sie unterhielten sich nur von den Helden, die zu ihrer Befreiung kommen sollten, bis der Tag sich seinem Ende neigte. Es blieb Gerlinten nicht verborgen, daß sie so wenig gewaschen hatten, sie mußten daher von dieser harte Scheltworte hören, auch befaß sie ihnen, am folgenden Tage schon vor Tagesanbruch an die Arbeit zu gehen, da der Palmstag nahe sei und man Gäste erwarte. Nun gingen die Jungfrauen in ihr schlechtes Gemach, zogen ihre nassen Kleider aus und legten sich auf harte Bänke, denn ein anderes Lager gönnte ihnen die böse Gerlint nicht. Als Hiltburg am frühen Morgen erwachte, sah sie, daß die Erde mit Schnee bedeckt war; doch so sehr sie auch die böse Gerlint anfechtete, ihnen Schube geben zu lassen, sie mußten barfuß an den Strand hinausgehen: während sie aber die mitgebrachten Gewänder wuschen, schickten sie manchen sehnsüchtigen Blick auf die Fluth, von wo ihnen die Boten nahen sollten. (XXV) Endlich erblickten sie eine Barke mit zwei Männern; die Jungfrauen wollten fliehen, um von ihnen nicht bei der niedrigen Arbeit ange troffen zu werden, doch sprangen jene schon auf den Strand und riefen ihnen nach, zu bleiben, wo-

fern sie die reichen Kleider nicht verlieren wollten. Nun kehrten sie zurück. „Sie gingen in ihren Hemden, die waren beide naß; Den viel edlen Frauen war früher gewesen baß. Da erhebe von dem Froste das arme Jüngfönd: Sie waren in schlechter Kleidung, dazu wehten die kalten Märgenwinde. Es war in den Zelten, da der Winter zu Ende ging, Und daß im Bettstreit der Vögel Chor anfang. Zu singen seine Lieder, da der März entschwinden: In Schnee und auch in Eise wurden die viel armen Waisen gefunden. Mit gestäubten Haaren kamen sie heran: Wie auch beiden war das Haupt so wohlgeban. So war ihnen doch das Haar zerzaust von Märgenwinden; Ob es regnete oder schneite, weh war den viel armen Kintben. Das Meer allenthalten mit dem Eise floß; Das hatte sich verlassen: ihre Sorge, die war groß. Ihnen schien durch die Hemden weiß wie der Schnee Ihr minniglicher Leib: daß jene sie nicht kannten, das that ihnen weh.“ Nun frugen die beiden Männer, es waren Ortwin und Herwig, wie der Landesherr heiße, dem sie so unwürdige Dienste leisten müßten, und als sie erfuhren, daß Hartmuth und Ludwig die Reiche rings umher beherrschten, erkundigten sie sich, wo sie dieselben finden könnten; sie seien, sagten sie hinzu, von einem Könige an sie abgeordnet. „Sie sind auf ihrer Burg mit viertausend Mann,“ erwiderte Gudrun; „denn sie fürchten stets, von den Heggelingen angegriffen zu werden, denen sie viel Leides gethan.“ Nun erkundigten sich die Helden nach Gudrun; Herwig aber sprach zu seinem Begleiter: „Fürwahr, Herr Ortwin, ist Eure Schwester Gudrun noch am Leben, so muß es diese sein; denn noch nie sah ich ihr ein Weib so gleichen.“ Als Gudrun diese Worte hörte, sah sie den jungen Helden wieder an; sie hätte gerne gewußt, ob es ihr Bruder sei. „Die, nach der ihr fraget,“ sagte sie, „ist vor großem Leid gestorben.“ Da begannen die beiden Helden vor Jammer zu weinen, Gudrun aber frug sie, ob Gudrun mit ihnen verwandt gewesen, da sie ihren Tod so beklagten. Da sprach Herwig: „Wohl reuet mich ihr Leib Bis an meines Lebens Ende, denn das Mädchen war mein Weib: Sie war mir verlobet mit Eiden so fästen: Nun mußte ich sie verlieren durch des alten Ludwigs Rache.“ Und als Gudrun erwiderte, sie habe vernommen, Herwig sei gestorben, auch hätte er sie gewiß schon befreit, wenn er noch am Leben wäre, zeigte ihr der Held den Verlobungsring, den er einst von der Geliebten erhalten. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, lächelte sie vor Wonne, und zeigte ihm den Ring, den er ihr gegeben. Da umschloß sie Herwig und bedeckte ihren Mund mit Küßsen; Ortwin aber frug sie, warum sie so niedrige Dienste thun müsse. Nun berichtete sie den Beiden, daß sie dazu gezwungen worden sei, weil sie den Werbungen Hartmuths kein Gehör geschenkt habe. Herwig wollte die beiden Jungfrauen sogleich mitnehmen; dem widersetzte sich aber Ortwin: „Ich meine nicht, daß es also ergeh: Und hätt' ich hundert Schwwestern, die ließ ich sterben eh'. Als daß ich mich so selbe in fremden Landen hehle, Daß, die man mit Gewalt mit raubte, ich meinen Feinden heimlich flehle.“ Und so ungern Gudrun dies vernahm, sie mußte sich dem Willen ihres Bruders fügen: die beiden Helden fuhren wieder von dannen, mit dem Versprechen, sie den Feinden mit Gewalt zu entreißen. Die Jungfrauen sahen ihnen

lange nach und vergaßen der Arbeit, bis Hilburg wieder daran mahnte, aber Gudrun wollte sich nicht mehr zum unwürdigen Dienste bequemen, und wie sehr auch ihre Freundin warnte, sie warf die Kleider in das Meer. Als die Nacht anbrach, kehrten sie in die Burg zurück, wo sie von Gerlinden mit Scheltworten empfangen wurden, die sie von der Burg aus mit den Helden hatte sprechen sehen. Gudrun aber antwortete stolz und trotzig, so daß die alte Königin ergrimmete und die Jungfrau an ein Bett binden ließ, um sie dann mit Knuten zu schlagen. Da sprach Gudrun mit listigem Sinn, sie wolle nun Hartmuths Werbung erörtern, und wenn sie Königin sei, solle es dem übel ergehen, der sie schlage. Erfreut ließ Gerlind sogleich ihren Sohn herbeiholen, der, über die unerwartete Botschaft entzückt, die Jungfrau sogleich umarmen wollte. Doch diese trat zurück: es schide sich nicht für ihn, sagte sie, eine arme Wäscherin zu umarmen; erst wenn sie Königin sei, dürfe er sie ohne Schande in seine Arme schließen. Nun wurde Gudrun auf Hartmuths Befehl mit allen Ehren behandelt und sie erhielt, was sie wünschte. Ortwin, die sich herzlich freute, die Freundin bald ihre Schwägerin nennen zu können, leistete ihr Gesellschaft. Mit langer List bat aber Gudrun den König Hartmuth, seine Dienstmannen alle zur Hochzeit zu entbieten; sie wollte dadurch so viele Kämpfer als möglich aus der Burg entfernen, die als Boten ausgesandt wurden. Als Gudrun sich mit ihren Frauen entfernt hatte, eröffnete sie denselben, daß ihr Voten mit der Verkündigung naber Rettung gesendet worden seien. Dies hörten Lauscher, welche es der alten Königin hinterbrachten; so sehr diese aber auch ihren Sohn warnte, auf seiner Hut zu sein, er hielt Alles, was sie ihm sagte, für unbedenklichen Verdacht, so daß Gudrun ungehindert bei ihren Frauen verblieb, denen sie noch erzählte, wie sie mit Herwig, ihrem Mann, und ihrem Bruder zusammengekommen sei. „Drauf legten sie sich schlafen, sie waren frohgemuth, Sie wußten, daß ihnen käme mancher Ritter gut, Die ihnen helfen möchten aus ihren großen Sorgen: Das war ihr Wunsch alleine, daß sie die sähen an dem nächsten Morgen“ (3). (XXVI). Unterdessen waren Herwig und Ortwin zu den Jüngern gekommen, denen sie erzählten, wie sie Gudrun und Hilburg gesehen hätten. Als die Verwandten über die unwürdige Behandlung zu weinen anfangen, welche die Königstochter hatte erdulden müssen, rief der alte Bate jorntig aus: „Ihr gebahrt Euch ja alten Weibern ganz gleich: Ihr wißt nicht, warum; nicht steht es Helden gut, an Liebe reich. Wollt Ihr Gudrunen helfen aus der Noth, So sollt Ihr die Kleider wieder machen roth, Die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände: Damit sollt Ihr ihr dienen, so mag sie wohl kommen aus dem Glende!“ Hierauf brachen sie aus ihrem Berste auf, und eh' es tagte, stand das Heer schon vor Ludwigs Burg, wo sie bis zum Morgen rubten. Mit der Morgenröthe trat eine Jungfrau Gudrun aus Fenster und erblickte die Gewaffneten; sie verkündigte es der Herrin, die sogleich aus dem Bette sprang und nach dem Fenster eilte; doch ward ihre Freude über den ersehnten Anblick durch den Gedanken getrübt, daß so Mancher von den Helden den Tod finden würde. Nun sah auch der Wächter auf der Zinne die lagernden Feinde; auf seinen

Auf eilte Gerlint auf die Linne, und als sie das Meer gesehen, brachte sie dem noch schlafenden König die Kunde, daß Feinde die Burg umschlossen hielten. Der alte König eilte selbst hinaus; Anfaß hielt er sie für Pilgrime, Hartmuth aber, der sogleich herbeigerufen wurde, sprach: „Ich erkenne der Fürsten Zeichen wohl aus zwanzig Landen: Ich wähne, die Feinde wollen an uns rächen ihre alte Schande.“ (XXVII.) Nachdem er seinem Vater die Feldzeichen und die Helden alle genannt, rief er die Seinen zu den Waffen; die herbeteilende Gerlint schickte er zürnend weg, als sie rieth, sich in der Burg zu verteidigen, denn er wollte kampfesmuthig dem Feinde entgegenziehen. Auf seinen Befehl wurden die Thore eröffnet und die Könige zogen an der Spitze ihrer Kämpfer hinaus. Da gab auch Wate das Zeichen zum Angriff, es begann ein heftiger Kampf. Als Ortrun Hartmuth erblickte, rannte er ihn an, aber er ward schwer verwundet, so auch Forant, der den Freund rächen wollte; beide Helden mußten sich vom Schlachtfeld entfernen, um ihre Wunden verbinden zu lassen. Unter dessen traf Herwig mit dem alten König Ludwig zu ammen; grimmig liefen die Beiden einander an, doch konnte Herwig vor dem alten Helden nicht bestehen, der ihn niederschlug, und ihn getödtet hätte, wenn ihm die Seinen nicht zu Hülfe gekommen wären. (XXVIII.) Sobald er sich aber wieder erholt hatte, ergrimmte er über die erlebte Schmach und suchte den Feind von Neuem auf; er fand ihn, und mit kräftigem Stiege schlug er ihm das Haupt vom Kumpfe. Als die in der Burg dies sahen, erhoben sie laute Klage, weshalb Hartmuth, der des Vaters Tod noch nicht wußte, sich in die Feste zurückzuziehen beschloß. Doch fand er diese schon von den Feinden bedrängt. Da flog er mit den Seinen von den Rossen und drang gegen den Schlachthaußen, an dessen Spitze Wate kämpfte. Auf der Linne aber jammerte Frau Gerlint über den Tod ihres Gemahls, dem große Belohnung versprechend, der ihn an Gudrunen und ihren Jungfrauen rächen wolle. Ein ungetreuer Mann, der den Lohn verdienen wollte, stürzte mit entblößtem Schwerte auf die Jungfrau, die vor Angst lautlos schrie. Da hörte sie Hartmuth; er sah hinaus, und rief drohend dem Mörder zu, er würde ihn hängen lassen, wenn er eine von den Jungfrauen erschläge. Jener sprang zurück, denn er fürchtete des Königs Zorn; unter dessen hätte dieser beinahe selbst das Leben verloren, so hart bedrängte ihn der alte Wate. Da eilte Ortrun, die Hände ringend, zu Gudrun, sie fiel ihr zu Füßen, klagend, daß ihr Vater Ludwig erschlagen sei. „Sie sprach: Laß Dich erbarmen, edles Fürstenthum, So vieler meiner Sitten, die hier erschlagen sind, Und gedenk, wie Dir gewesen, da man den Vater erschlug, den Delnen: Edle Königin, nun habe ich heute verloren den meinen! Nun siehe, edle Jungfrau, Was ist eine große Noth, Mein Vater und meine Verwandten, die sind schier alle todt; Nun steht der Rede Hartmuth vor Waten in großer Gefahr: Verliere ich den Bruder, so muß ich eine Witwe sein fürwahr! Und lasse mich des genießen, sprach das edle Kind, Als Dich Niemand beklagte, von Allen, die hier sind, Da batteft Du keine Freunde, als mich ganz alleine: Was Dir Jemand that zu Leide, zu allen Zeiten muß ich um Dich meinen!“ Da erbarmte sich Gudrun der treuen Freundin; sie rief Herwig

zu, dem Kampf zwischen Hartmuth und Wate ein Ende zu machen. Sogleich eilte Herwig zu den Beiden, doch wollte Wate von dem Kampfe nicht ablassen; Herwig aber sprang Gudrunen zu Liebe zwischen Beide, worüber Wate so ergrimmt, daß er Herwig niederzuschlug. Diesen retteten seine Wunden, aber Hartmuth ward gefangen hinweggeführt. (XXIX.) Nun wurde jeder weitere Widerstand bald besiegt; die Burg ward erobert und geplündert. Wate wüthete grimmig, Alles niederhauend, was ihm in die Hände kam; er verschonte selbst die Kinder in der Wiege nicht. „Trotz der Stärke rief da Waten an: Wohl haben Euch den Teufel die jungen Kinder gethan! Sie haben an unsern Freunden keine Art Schuld: So erweist zur Ehre Gottes den armen Waisen Guld! Da sprach Wate der alte: Du hast Kindes Muth: Die in der Wiege weinen, dünkte Dich das gut, Daß ich sie leben ließ? Sollten die erwachsen, So wolt ich ihnen mehr nicht trauen, als einem wilden Schajen!“ In allen Gemächern floß das Blut; da stürzte sich Ortrun zu Gudrunen, sie um Schutz ansehend, den sie ihr freudig zusagt. Auch Gerlint kam herbeigeilt und fiel Gudrunen zu Füßen, Gnade von ihr begehrend. „Wie könnte ich das gewähren,“ rief diese, „da Ihr mir ja selbst nie eine Gnade gewährtet?“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der grimmige Wate hereinströmte mit knirschenden Zähnen, mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Barte; er war mit Blut beronnen, von dem sein Gewand ganz durchnäßt war. Mit grimmiger Stimme fragte er nach Gerlint; vergeblich suchte Gudrun sie zu verbergen: denn da Wate drohte, Alle ohne Ausnahme zu erschlagen, wenn man ihm die alte Königin nicht überliefere, gab ihm ein Mädchen einen Wink mit den Augen, daß er sie aus den Andern herausfand. Schnell ergriff er sie. „Nun sagt, Frau Gerlint,“ rief er ihröhnend zu, „braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?“ Er zog sie vor den Saal hinaus, ergriff sie bei den Haaren und schlug ihr das Haupt ab. Ebenso erschlug er die junge Hergart, die ihrer Herrin untreu geworden war. Nun kamen auch die übrigen Helden herbei, welche von Gudrunen und den Frauen minniglich empfangen wurden. Hierauf gingen die Herren zu Rathe, in Folge dessen Forant zum Schutz der Burg zurückgelassen wurde, in welcher Gudrun nebst den Frauen und den Gefangenen verbleiben sollten, während Wate und Frute mit dreißigtausend Mann ansetzten, das übrige Land zu erobern. Als auch dies gelungen, rüstete man sich zur Abfahrt. Außer Gudrunen und ihren Frauen wurden auch Hartmuth und Ortrun nebst andern Gefangenen auf die Schiffe gebracht; Forant und Morung blieben in dem eroberten Land (XXX). Die Fahrt war glücklich; Frau Hilde, welcher man Boten vorausgeschickt hatte, ihr die frohe Kunde zu bringen, zog den Heimkehrenden bis an den Strand entgegen, wo sie mit der größten Pracht empfangen wurden. Hilde erkannte ihre Tochter nicht wieder; als sie ihr gezeigt wurde, trat sie ihr entgegen. „Wer möchte ihnen vergelten Mit Golde diese Freude, die sie da gewonnen, Da sie einander küßten? ihres Leibes war da viel zerronnen.“ Auch den alten Wate küßte sie, ihn mit dankenden Worten begründend, so auch Ortrunen, und wie sehr sie zuerst widerstrebte, auch die edle Ortrun, als sie von ihrer Tochter erfuhr, wie freundlich

dieselbe sie in der Gefangenschaft behandelt habe. Auf Gudrun's Bitte wurde Hartmuth gegen das Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, von seinen Banden befreit. Nun ließ Hilbe die Vorbereitungen zu Herwig's Vermählung mit Gudrun treffen; diese aber bewog ihren Bruder Ortwin, um die edle Drutun zu werben, und als Hartmuth dies erfuhr, war er gern bereit, sich mit der treuen Hildeburg zu verloben. Und um den Frieden allgemein zu sichern, wurde Herwig's Schwester mit Siegfried, dem König von Rohrenland, verlobt, der auch an dem glücklichen Kriegszuge Theil genommen hatte. Es ward sogleich nach der Jungfrau gesandt, damit ihre Vermählung zugleich mit der Hochzeit der übrigen gefeiert werden könne. Bald langte sie unter Bates und Frutens Begleitung an. „Da die vier reichen Könige ihr entgegen ritten, und sie zusammenkamen, von den Selben ward gestritten, Welche von den Frauen die allerhöchste wäre: Da lobte man sie Alle, damit ein Ende hatte diese Wäre.“ (XXXI.) Nun wurde die vierfache Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Die Fahrennden ließen ihre Künste schauen und wurden reichlich belohnt. Nach vollendeten Feierlichkeiten erhielt Hartmuth sein Land wieder, worauf er mit seiner Gemahlin in dasselbe zurückkehrte. (XXXII.) Auch die anderen Könige kehrten in die Heimat; Ortwin und Herwig schwuren sich vor dem Abschiede feste Treue und gelobten einander, „Daß sie ihr Fürstentum Der hohen Väter würdig stets in Ehren trügen, Die ihnen schaden wollten, daß sie die Beladen, fiengen und erschlugen.“

Es lassen sich in der Gudrun leicht drei größere Abschnitte unterscheiden, von denen der erste die Geschichte von Hagens Geburt, seiner Entführung durch einen Greifen, seiner Selbstbefreiung und seiner Vermählung mit Hilben erzählt, der zweite die Geschichte der Entführung von Hagens Tochter (Hilbe) berichtet, und der dritte die Geschichte der Entführung von Hettels Tochter Gudrun, ihrer Leiden bei der grausamen Gerlint und ihrer endlichen Befreiung durch ihren Verlobten, den König Herwig von Seeland, und ihren Bruder Ortwin in ausführlicher Entwicklung darstellt. So klar sich diese Abschnitte aber auch unterscheiden lassen, so hängen sie nicht nur durch den Inhalt zusammen, sie sind auch durch die dichterische Bearbeitung zu einer organischen Einheit verbunden, so daß das Ganze offenbar nur einem einzigen Dichter zugeschrieben werden kann, während die beiden Theile des Nibelungenliedes, so genau sie auch dem Inhalte nach zusammenhängen, von zwei verschiedenen Dichtern herrühren. Man hat die Gudrun rückfichtlich der Composition dem Nibelungenliede vorgezogen wollen, aber gewiß mit Unrecht; es ließe sich ein solches Urtheil nur dann rechtfertigen, wenn das Nibelungenlied in der That ein einziges Gedicht wäre. Ist aber seine Zweitheiligkeit unbestreitbar, so steht jeder einzelne Theil in Auffassung und Anordnung schon dadurch weit über der Gudrun, daß die Dichter sich mit weiser und ächt künstlerischer Maßigung im Stoffe beschränkt und ihren Gedichten nur eine einzige Hauptbegebenheit zum Grunde gelegt haben, der Eine Siegfried's Ermordung, der Andere Kriemhildens Rache. In der Gudrun finden wir dagegen die nämliche biographische Entwicklungsweise, wie bei den höfischen Dichtern, und wenn sie sich doch von den Rittergedichten auch in

dieser Beziehung unterscheidet, indem sie, alle unbedeutenden Nebenpunkte übergehend, nur die wichtigsten Verhältnisse hervorhebt, so haben wir dies dem immer noch regeren poetischen Gefühl des Dichters zu verdanken, den das Bewußtsein des frischen, schnell fortschreitenden Volksgesangs bei allem Einflusse der höfischen Kunst doch von den weiteren Abirrungen schätzte, in welche sich die höfischen Dichter verloren. Daß aber die höfische Kunst auf den Dichter der Gudrun mannigfachen Einfluß ausübte, werden wir noch zu sehen weitere Gelegenheit haben.

Es wird nicht bezweifelt werden können, daß auch der Gudrun alte Sagen und alte Volkslieder zu Grunde liegen, aber es ist auch bei ihr ein vergebliches Beginnen, diese alten Lieder herauszufinden zu wollen, was hier, wie bei dem Nibelungenliede, keinen andern Erfolg hat, als daß das schöne Ganze vernichtet und in einzelne, an sich meistens ungenügende Theile zerlegt wird. Es ist dagegen wahrscheinlich, daß wir das Gedicht nicht in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen, daß es vielmehr, wie so viele andere von einem späteren Dichter überarbeitet wurde, dem wahrscheinlich zu verdanken ist, daß die Jungfrau Hildeburg, die Jugendgenossin Hagens, auch Freundin seiner Entelin Gudrun erscheint; denn es ist nicht denkbar, daß der erste Dichter, dessen großes Talent unverkennbar ist, sich einen solchen mehr als lächerlichen Widerspruch hätte zu Schulden kommen lassen, er, der die reichsten Begebenheiten, die verwideltsten Verhältnisse mit so sicherem Takte darzustellen verstand.

Wenn die Gudrun auch dem Nibelungenliede nicht gleichgestellt werden kann, und der Dichter insbesondere darin zurücksteht, daß er den Geist des Volksgesangs nicht mit der Wahrheit und lebendiger Frische wiedergibt, die wir an den Dichtern des Nibelungenliedes bewundert haben, weil er die Zeit und die höfische Kunst weit mehr auf sich wirken ließ, als jene; so ist es doch immer von hohem Werth und darf unbedenklich den meisten Rittergedichten, ja selbst den besseren unter denselben vorgezogen werden, die es an poetischem Gehalte, an Unmittelbarkeit und Tiefe der Auffassung, so wie an Kraft und Lebendigkeit der Darstellung weit übertrifft. Besondere Bedeutung gewinnt die Gudrun aber insbesondere dadurch, daß sie uns Völker- und Lebensverhältnisse darstellt, welche den übrigen Dichtungen der deutschen Heldensage weniger bekannt sind. Wie uns das Nibelungenlied an den Rhein und die Donau führt, und uns nur vorübergehend an den Norden geleitet, der zudem in einer gewissen nebligen Dunkelheit verbüllt bleibt, bilden die Küsten der Nordsee und die naben Inseln den Haupt Schauplatz der Gudrun; es erschließt sich vor unsern Augen das kühne Leben und Treiben der seefahrenden Völkerstämme, welche, von ewiger Unruhe getrieben, sich in ihren leichten und schwachen Fahrzeugen auf das stürmische Meer hinauswagten, um in andern Ländern zu erbeuten, was das übrige ihnen nicht darbot. Obgleich der wilde Sinn dieser kühnen, an Gefahren aller Art gewohnten Seefahrer in unserm Gedichte an vielen Stellen mit der lebensvollsten Wahrheit gezeichnet ist, trägt doch das Ganze nichts weniger als diesen Charakter, da der Dichter mit überraschender Kunst in den wilden Selben auch den Menschen mit seinen angeborenen besseren Gefühlen zur Erscheinung hat gelangen lassen. So grimmig

Hagen auch ist, es liegt selbst der Aeußerung seines wilden Sinns ein sanftes Gefühl zum Grunde: wenn er alle die tödten läßt, die um die schöne Hilde werben, so thut er dies nicht allein aus Stolz und wildem Uebermuth, es hat auch die innige Liebe zur Tochter, die er nicht von sich lassen will, mächtigen Antheil an seiner Grausamkeit, wie ihn die nämliche Liebe endlich bewegt, mit dem Räuber der Tochter sich zu versöhnen, da er bemerkte, daß sie ihm gewogen sei*). Selbst Wate, in welchem vor Allen der Charakter des nordischen Heldenthums ausgeprägt ist, den es lieblicher dünkt, das Schlachtgetümmel zu hören, als bei schönen Frauen zu sitzen, der in seiner Wildheit selbst die Kinder in der Wiege nicht verschont, versöhnt durch die aufopfernde Abhänglichkeit, die er gegen seinen König und die Seinigen beweist, als deren unmittelbares Ergebnis das Rachegefühl erscheint, das seine Brust zu den wildesten Thaten entflammt. Es ist eine von den Naturen, wie sie im Leben so häufig vorkommen, die bei allen großen äußeren Vorzügen sich freiwillig Andern unterordnen, deren geistige Ueberlegenheit sie anerkennen. In einem solchen Verhältnis stand Wate zu Hagen, den er zudem noch als Lehnsherrn ehrte, weshalb er seine Liebe und Treue, seine Hingebung auch auf dessen Wittve und die gerathene Tochter übertrug. Am deutlichsten aber erscheint die Wilderung des wilden Heldenthums durch ächt menschliches Gefühl im Horant, der im Schlachtgewühl keinem der Tapferen nachsieht, während er durch die Lieblichkeit seines Gesangs selbst den grimmigen Hagen mit unwiderstehlicher Macht hinreißt. Freilich ist seine Kunst nicht die der höfischen Dichter, die nur durch äußere Zierlichkeit und geistreichen Ausdruck zu gefallen streben; er hat seinen Gesang der Natur selbst abgelauscht, seine Weisen „hatte er singen hören auf den wilden Kluthen“. So ist Horant der Repräsentant des Volks- und Naturgesangs, der aus den Tiefen der Menschenbrust emporquillt und mit wunderbarer Macht zum Herzen dringt, und um so unwiderstehlicher auf die Menschen wirkt, je näher sie der Natur stehen.

Wie im Nibelungenliede Kriemhilde, so bildet in unserm Gedichte die schöne Gudrun den Mittelpunkt des Ganzen, obgleich nicht so entschieden und künstlerisch vollkommen, da sie erst im letzten Drittheil erscheint (welches freilich mehr als zwei Drittel des ganzen Gedichts bildet), während das Nibelungenlied uns Kriemhilden schon in den ersten Strophen als die Hauptgestalt vorführt. Gudrun ist eines der schönsten Charaktere, welches die Dichtkunst je geschaffen hat, schön, weil er auf der tiefsten Wahrheit beruht. Die edle Jungfrau ist das vollkommenste Bild ächter Weiblichkeit, deren Größe und Seelenstärke sich nicht in müßigen Thaten und kühnen Kämpfen, sondern in der unerfähtlichen, durch keine Gewalt zu besiegenden Kraft ausdrückt, mit welcher sie die dem Geliebten geschworne Treue bewahrt: sie, die Königstochter, unterzieht sich eher den niedrigsten Diensten, sie erleidet eher die unwür-

digste Behandlung, als daß sie ihre Treue bräche. Noch entschledener aber zeigt sich ihre Seelengröße darin, daß weder die Aussicht auf einen Königsthron, noch die Ueberzeugung, daß sie von Partinuthen, dessen Gelbmuth sie achten muß, in der That geliebt werde, sie jemals zum Wanken bringt, wie sie auch mitten unter den härtesten Bedrängnissen, bei aller Hoffnungslosigkeit, niemals befreit zu werden, stets das Bewußtsein ihres Werths und ihrer Würde, selbst ihrer Peinigerin Gerlint gegenüber, bewahrt und geltend zu machen weiß. Dieser Beständigkeit des Sinns liegt aber keineswegs Härte des Gemüths zum Grunde; konnte ja selbst das traurigste Schicksal ihre angeborene, ächt weibliche Milde nicht unterdrücken. Zwar kann sie sich einiger harten Worte nicht enthalten, als Gerlint sie um ihren Schutz ansieht, aber obgleich die Erinnerung an die erlittenen Qualen ihr Herz mit Bitterkeit erfüllte, fand doch das Gefühl der Rache keinen Eingang in ihrem edlen Herzen: selbst als Wate die fürchterlichsten Drohungen ausschief, vertiet sie die alte Königin nicht; und wenn sie ihre Stimme nicht für dieselbe erhob, so geht doch aus Allem hervor, daß sie es mehr aus Furcht vor dem wilden, blutbedeckten Wate unterließ, als aus Gleichgültigkeit oder gar aus Freude, die Feindin bestraft zu sehen. Ueberhaupt ist dies ein Grundzug in dem Charakter der edlen Jungfrau, daß sie, frei von aller Selbstsucht, ihre eigene Persönlichkeit stets zurücktreten läßt. Als sie, am Meere wachend, und von der Trostlosigkeit ihrer Lage so ganz erfüllt, daß sie selbst den Vogel bedauert, der gegen den Unglücksstrand geschwommen kommt, diesen für einen Boten erkennt, den ihr Gott zum Trost sende, da fragt sie, ihres eigenen Unglücks vergessend, nicht, ob er ihr Rettung zu verkündigen habe; ihre erste Frage ist nach ihrer Mutter, nach ihrem Bruder, nach ihrem Verlobten, ja selbst nach denjenigen Helden, die ihr ferner stehen, die aber ihres Vaters Freunde waren. Und wie die Liebe sie in ihrem Unglücke aufrecht erhalten, ihr Kraft zum Ertragen und Dulden gegeben, so leitet auch die Liebe ihre Handlungen, als sie in die Helmath zurückgekehrt, des höchsten Glückes theilhaftig wird, ihre Mutter wiederfindet und mit dem treu Geliebten endlich auf immer vereinigt werden soll. Daher will sie nicht bloß, daß Partinuth aus der Gefangenschaft entlassen, daß ihre Freundin Ortrun mit dem Bruder verlobt, die treue Hildburg durch die Hand eines Königs belohnt werde, sie will auch, daß ihr eigenes Glück die bisher feindlichen Völker umfasse, daß ein fester Friede die wilden Kämpfe auf immer beendige, die so viel Blut gekostet, so viele Unglückliche gemacht hatten. So hat uns der Dichter in Gudrun ein Bild der schönsten und edelsten Weiblichkeit geschaffen, das, wenn auch bis zur Vollkommenheit idealisirt, dennoch mit dem Gepräge der treuesten Wahrheit gestempelt ist, da Gudrun, obgleich an innerer Würde und Höhe alle ihre Umgebungen weit überragend, in ihrer äußern Erscheinung niemals weder ihre Zeit, noch ihr Volk verläugnet.

Wir haben gesagt, daß sich in dem Charakter der Gudrun die Idee verkörpere, welche das ganze Gedicht beseelt; wie aus den eben gegebenen Andeutungen hervorgeht, ist dies aber die Idee der unwandelbaren Treue in der Liebe, wie in dem Nibelungenliede; aber während dieses mit dem ahnungsvollen Spruche beginnt, daß auf Liebe Leid

*) Auch in andern Gedichten, im Trinit, im Guglielmo finden wir, daß Heldenthümliche ihre Dichter aus übergroßer Liebe nicht wollen heirathen lassen, aber diese Liebe trägt bei ihnen einen ganz andern Charakter: es ist nicht, wie bei Hagen, die selbst in ihrer Ausartung noch die Liebe des Vaters zu seinem Kinde, von dem er sich nicht trennen will; jene Heldenthümliche wollen ihre schönen Töchter keinem andern Manne gönnen, weil sie selbst von blutshänderlicher Liebe zu ihnen erfüllt sind.

folge, und dieser Gedanke zur entschlichen Wahrheit wird, entwickelt sich in der Gudrun der vollste Gegensatz: sie bringt zur lebendigen Anschauung, daß treue Liebe nicht bloß ihre endliche Belohnung findet, sondern daß sie auch Alles beseligt, was in ihre Nähe kommt.

Wie die Gudrun bei aller Aehnlichkeit der zu Grunde liegenden Idee im vollsten Gegensatz zum Ribelungenliede steht, so auch zu andern aus der Volksage hervorgegangenen Dichtungen, nämlich zu König Rother, Drutit u. a., obgleich in andrer Weise und mehr in der äußeren Haltung, indem hier die Jungfrauen, um welche die Helden werben (Hilbe und Gudrun) den Mittelpunkt der Handlung bilden, während es in jenen Gedichten die Helden sind, um welche sich die Begebenheiten bewegen. Daher legt die Gudrun auch größeres Gewicht auf die Frauen und ihre Darstellung, daher tritt in ihr das häusliche Leben lebendiger hervor und man konnte sie gerade wegen des letzteren Umstandes mit der Odyssee zusammenstellen, deren höhere Bedeutung nicht bloß in den Irrfahrten des Helden, sondern vor Allem in der Darstellung des häuslichen Lebens zu suchen ist.

Es ist schon angedeutet worden, daß sich in der Gudrun der Einfluß der Zeit weitaus mehr bemerklich macht, als im Ribelungenliede; wir müssen dies noch in gedrängten Zügen begründen. Dieser Einfluß zeigt sich zunächst darin, daß in der Gudrun nicht bloß das kirchliche Element in ganz äußerlicher Weise aufgenommen worden ist, wie wir es beim Ribelungenliede wahrgenommen haben, sondern daß sich in ihr entschiedene christliche Gesinnung ausspricht, welche unverkennbar das Gepräge des ritterlichen Mittelalters trägt. Noch bilden zwar heidnische Ansichten durch, aber sie erscheinen schon mit dem christlichen Glauben, wenn auch nicht verschmolzen, doch in gewisser Weise vereinigt. Am lebendigsten werden wir an christliches Leben durch die öfters wiederkehrenden Anspielungen auf Pilgerfahrten und Kreuzzüge erinnert. Ganz im Sinne der Zeit ist es, daß selbst der wilde Bäte den unglücklichen Ausgang der Schlacht auf dem Wälfensande dem Umstande zuschreibt, daß er die Schiffe, auf denen er mit Hetteln dem Heer der Normannen nachgezogen war, in Algrimen weggenommen hatte; und aus demselben Grunde läßt die Königin Hilbe diesen Alles ersetzen, was ihnen gewaltthätig entzogen worden war. So ist christliche Ansicht in die Gemüther gedrungen; nur zeigt sie sich mehr oder weniger entschieden, je nach der Eigenthümlichkeit der Personen; während sie bei Bäten noch ganz an der Oberfläche haftet, ist sie mit Gudrun so verwachsen, daß sie als ein leuchtendes Muster christlicher Demuth und Gottesergebung erscheint.

Der Einfluß der Zeit gibt sich ferner darin kund, daß der Geist des Ritterthums so weit durchgedrungen ist, als es die höhere Auffassung der Begebenheiten irgend zuließ. Zwar sind die Gestalten nicht, wie bei den höfischen Gedichten, ihrer Zeit entrückt, sie tragen das Gepräge ihres Volkes und ihrer Zeit, aber sie sind doch schon weit mehr als in den Ribelungen, der höfisch-ritterlichen Bildung theilhaftig, die sich nicht bloß in dem Glanz der Hoffeste und der Turniere, sondern ganz besonders in den Beziehungen zu den Frauen zeigt, welche schon ganz im Sinne ritterlicher Galanterie dargestellt sind. Und eben darin zeigt sich auch der Einfluß

der höfischen Poesie, den wir schon oben (S. 526) wahrzunehmen Gelegenheit hatten; er zeigt sich außerdem in der gewandten und mannigfaltigen Darstellung, in der Wahl der Ausdrücke, welche oft aus höfischen Dichtern entlehnt zu sein scheinen, so wie endlich in der eigenthümlichen Behandlung der Heldenstrophe, die dem an höfische Gattie gewöhnten Dichter zu ernst und streng scheinen mochte, weshalb er der zweiten Hälfte weibliche (klingende) Reime und der letzten Halbzeile fünf Hebungen gab, wodurch der Charakter der Strophe aber nur zu weiblich und ihr schönes Ebenmaß gestört wird. Aus demselben Bestreben nach größerer Weichheit ist wohl auch zu erklären, daß der Dichter sich weit öfters des Binnenreims bedient, als das Ribelungenlied^{*)}. Es ließen sich sogar manche Punkte bezeichnen, in welchen der Dichter der Gudrun einzelne höfische Dichter benutzt haben mag; doch ist das Ribelungenlied vor Allem sein Vorbild gewesen, wie sich aus einer großen Anzahl von Wendungen nachweisen läßt, die diesem entnommen oder nachgeahmt sind. Auch war der Verfasser der Gudrun gewiß kein höfischer Dichter; ein solcher hätte dem Werke nicht bloß eine ritterlich-höfische Färbung gegeben, er hätte die Natur des Stoffes geradezu vernichtet, und uns an der Stelle der acht deutschen Helden- und Frauengestalten brittisch-französische Ritter geschildert, an der Stelle der rein menschlichen Liebe höfische Empfindsamkeit gegeben. Daß der Dichter der Gudrun aber ein fahrender Volksfänger war, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er am Schlusse des Gedichts der Fahrennden wohlgefällige Erwähnung thut und von den reichen Gaben ausführlich berichtet, welche ihnen von den Helden und Frauen gespendet wurden, woraus die Absicht klar genug hervorgeht, die Zuhörer zu ähnlicher Freigebigkeit für den Sänger des Gedichts anzufohren. Der Name desselben ist unbekannt geblieben, da er wie die übrigen Volksfänger, sich nicht nennt, wie sie denn überhaupt ihre Gedichte, deren Stoff sie aus der lebendigen Volksage mit Benutzung älterer Lieder entnahmen, nur als einfache Reproduction dieser Sage angesehen wissen wollten, bei welcher es ihnen vorzüglich darauf ankam, den belebenden Geist der alten Sagen und Lieder zu bewahren. Dagegen läßt sich die Zeit seiner Blüthe, so wie seine Heimath mit einiger Gewißheit bestimmen. Da man aus manchen Andeutungen die Bekanntschaft des Dichters mit Wolfram, Gottfried und Wirt voraussetzen kann, so muß er später als diese gelebt haben und er wird daher in das zweite Viertel des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Was seine Heimath betrifft, so könnte die Wahl des nordischen Stoffes auf Niederdeutschland hinweisen; doch spricht die ganz oberdeutsche Sprache und die Abwesenheit aller niederdeutschen Sprachformen dagegen. Daß aber der Dichter aus den höhern Ge-

^{*)} Man hat in diesen Mittelreimen ein Kennzeichen unächter Strophen erkennen wollen, aber gewiß mit Unrecht, da dieselben vorzugsweise in den Strophen erscheinen, welche entweder ihrer Natur sind, oder wegen ihres bedeutsamen Inhalts hervorgehoben werden sollen. Statt sie zu verwerten, muß man vielmehr das lebendige Gefühl des Dichters bewundern, welcher durch ein so einfaches Mittel, ohne das Wesen der Form zu vernichten, sie mit dem besondern Gedanken in solchen Einklang zu bringen und ihr zudem dadurch einen neuen, eigenthümlichen Reiz zu geben verstand.

(Strophe 372–379.)

birgegegenden des südlichen Deutschlands kamnte, aus der Schweiz, Tyrol oder Steyermark, möchte aus einer Stelle geschlossen werden dürfen, in welcher er die dichten Schüsse der Kämpfenden mit dem von den Alpen herabgewehten Schnee vergleicht*), denn in einem solchen Gleichnisse mitten unter Schilderungen aus dem Seelenleben liegt die Gewähr, daß der Dichter die ihm zum Grunde liegenden Verhältnisse selbst erlebt haben mußte.

1. Äventiure, wiesuoze Hörant sanc**).

(Strophe 372–379.)

Dô kom an einem âbende, daz in sô gelanc, daz von Tenemarke der küene degen sanc mit sô hêrlicher stimme, daz ez wol gevallen muose al den liuten: dâ von gesweic der vogeline schallen.

*Daz hêrt der künic gerne und alle sine man; dâ von von Tenen Hörant der freude vil gewan; ouch hete ez wol gehêret diu alte küniginne: ez erschâl ir durch das fenster, dâ si was gesetzen an der zinnen.

*Dô sprach diu schœne Hilde: „Waz hân ich vernomen?

Diu aller beste wise ist in min êren komen, die ich ze dirre werlte von iemen hân erfunden: daz wolte Got von himele, daz si mine kamerære kunden!“

*Si hiez ir gewinnen den, der sô schœne sanc; dô si sach den recken, si saget ims grôzen danc, daz ir der âbent wære mit freuden hin gegangen: von frouwen Hilden wiben wart der helt wol enphangen.

*Dô sprach diu küniginne: „Ir sult uns hêren lân die wise, die ich hînte von iu vernomen hân: daz gebet mir zeiner gâbe ze allen âbunden, daz ich iuch hêre singen, sô wirt iuwer lân wol erfunden.“

*,Frouwe, ob irs geruochet, welt ir mirs sagen danc, ich singe iu zallen ziten alsô guotez sanc, swer ez rehte erhêret, daz im sin leit verswindet, unt minnert gar siu sorgen, der min sîeze wise rehte ervindet.“

*Er sprach, er diente ir gerne, dâ mite schiet er dan, sin singen alsô grôzez lân ze îrlande gwan, daz man im nie dâ heime gelônete alsô verre: also dienete Hetteln ûz Tenemarke der herre.

*Dô sich diu naht verendete und ez begunde tagen, Hörant begunde singen, daz dâ bi in den hagen geswigen alle vogele von sinem sîezen sange: die liute, die dâ sliefen, die lügen dô niht lange.

*) Nach winden von den alhen sach man snê nie gân sô dicke, also dræten die schûzze von den henden.

**) Die unbezeichneten Strophen bilden nach Ettmüller die ächten Bestandtheile der alten Lieder; die mit * bezeichneten sind nach demselben spätere Zusätze; * am Ende einer Zeile bezeichnet das Ende des Absatzes.

(Strophe 380–391.)

* Sin lât erklang im schône, ie hôher und ie baz; Hagene ez selbe hêrte, bi sinem wibe er saz: ûz der kemenâten muostens an die zinnen. Der gast wart wol berâten: ez hêrtez diu junge küniginne.*

Des wilden Hagenen tochter und ouch ir magedin, die sâzen unde loseten, daz diu vogelin vergâzen ir dône ûf dem hove frône; wol hêrten ouch die helde, daz der von Tenen sanc alsô schône.

Dô wart im gedanket von wiben unt von man. Dô sprach von Tenen Fruote: „Min neve môhtes lân, sin ungefüege dône, die ich in hêre singen: wem mag et er ze dienste als ungevüege tage-wise bringen?“

Dô sprâchen Hagenen helde: „Hêrre, lât vernemen: niemen lebet sô siecher, im môhte wol gezemen hêren sine stimme, diu gêt ûz sinem munde.“ „Daz wolte Got von himele,“ sprach der künic, „daz ich si selbe kunde!“

Dô er die dri dône sunder vol gesanc, alle, die ez hêrten, dûhte ez niht sô lanc, si hârenz wêrlîchen niht einer hende wile, obe er solte singen, daz einer môhte rîten tûsent mile.

*Dô ernû hete gesungen und er von sedele gie, diu junge küniginne frêlicher nie wider morgen wart gekleidet in liehtem ir gewande, diu junge maget edele, nâch ir vater Hagenen si dô sande.

*Der herre gie balde, da er die maget vant in trûrlîcher wise: dô was der magede hant an ir vater kinne; si bat in vil sêre, si sprach: „Liebez veterlîn, heiz iu singen mêre!“

*Er sprach: „Liebiu tochter, ze âbende stunt wolte er dir singen, ich gæbe im tûsent pfunt: nû sint sô hôchvertic die geste mîne, daz uns hie ze hove niht wol erklingen die dône sine.“

*Swaz si gebiten kunde, der künic dannen gie. Des vleiz sich aber der wise Hörant, daz er nie gesanc sô ritterliche: die siechen zen gesunden sich niht mit ir sinnen wol daunen gescheiden kunden.

*Diu tier in dem walde ir weide liezen stên; die wûrme, die dâ solten in dem grase gên, die vische, die dâ solten in dem wâge vliezen, die liezen ir geverte: jâ kunde er siner vuoge wol geniezen.

Swaz er dâ singen mohte, daz dûhte niemen lanc; sin unmârte in kêren dâ von der phaffe sanc; die klokken niht klungen sô wol alsam ouch êt aliez, daz in hêrte, dem was nâch Hôrande wê.

Dô bat in ir gewinnen daz schœne magedin âne ir vater wîzzen, vil tougen soltez sin,

(Strophe 391–398.)

noch daz ir muoter Hilden niemen sagtez mære,
 *daz er alsô tougenliche in ir kemenâten wære.

*Ein gefüeger kamerære, der ernete den
 solt:
 daz si im gap ze miete, daz was rôt golt,
 lieht unde tiure, zwelf bouge swære*,
 daz der sanges meister zâbende in ir kemenâten
 wære.

*Er warp ez tougenlichen; ja freute sich der
 man,
 daz er sô guoten willen dâ ze hove gewan:
 er was von fremden landen geværn nâch ir minne,
 durch die sine fuoge truoc si ime wol holde
 sinne.

*Si hiez ir kamerære vor dem hûse stân,
 daz nieman solte nâch im dar in gân,
 unz si wol gehôrte die wise, die er sunge:
 dô was manne niemen, wan er unde Môrunc der
 junge.*

Den helt bat si sitzen; „Ir sult mich hœren
 lân.“
 sprach diu maget edele, „daz ich è vernomen
 hân;
 des lûstet mich vil sêre, wande iuwer stimme,
 diu ist vor aller freude, ob aller kurzwile gar
 ein gimme.“

Er sprach: „Getûrst ih iu singen, vil schœnes
 magedin,
 daz mir dar umbe enneme niht daz houbet mîn
 iur vater, der kûnic Hagene, mir solte niht
 versmâhen,
 swâ ich iu môhte dienen, wært ir mines herren
 lande nâhe.“

*Dô huop er ein wise, diu was von Amilê;
 die gelernte cristen mensche sit, noch è,
 wan daz er si hôrte ûf dem wilden fluote:
 dâ mit dienete Hôrânt zê hove, der snelle degen
 guote.*

Do er die sêzen wise ze hove vol gesanc,
 dô sprach diu maget schœne: „Friunt, dû habe
 danc!
 Si gap im ab ir hende, niht goldes was sô guotes;
 si sprach: „Ich lône iu gerne: des bin ich iu
 vil williges muotes.“

2. Âventiure, wie Hettel nâch siner tochter kam ûf den Wûlpensant.

(Strophe 847–849.)

Nû was kûnic Ludewic unde ouch Hartmuot
 mit ir landes volke bi des meres fluot
 beliben durch ir ruowe ûf den wilden griesen:
 swie vil si lûte hâten, des mohten si doch lûtel
 geniezen.

Ez was ein wert vil breiter, unt hiez der
 Wûlpensant;
 dâ heten die von Normandie, ûz Ludewiges lant,
 baz gemach gefüegit ir rossen und in selben;
 des sich ir schade muose nâch ir gmache grim-
 mecliche melden.

*Die vil edele gisel von Hegelinge lant,
 die hete man gewiset ûf den wilden sant;

(Strophe 849–857.)

die mâze unt si dâ mohten unde kunden gebæren,
 die minneclichen meide sach man bi den vianden,
 trûrio si wæren.

*Diu flur man allenthalben bi dem sande sach:
 die von verren landen schuofen in gemach,
 si wânden dâ beliben (daz kam in allen ze sêre)
 mit den schœnen wiben ze siben nahten oder
 mære.

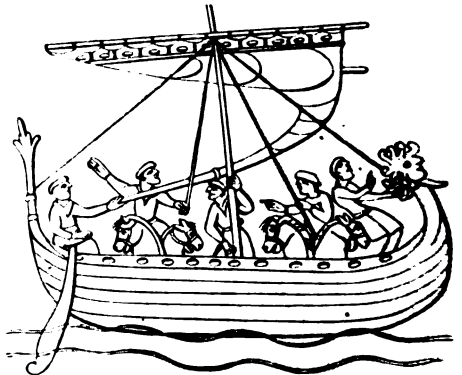
*Dô dise recken lügen an einer wilden habe,
 Hartmuot mit sinen mâgen muoste lâzen abe
 des gedingen, den si hâten, daz si solten dâ
 beliben
 an ir gemache ze siben tagen mit den vil schœ-
 nen wiben.

*Ez was von Matelâne sô verre von in dan
 Gûdrûn, diu wol getâne, daz Ludewiges man
 heten an ir gemache deheiner slahte gedingen,
 daz ez Wâte unt sine friunde in ze schaden ie
 môhten bringen.*

Dô sach der marnære ûf den ûnden wagen
 schif mit richen segelen; daz hiez erm kûnige
 sagen.
 Dô daz gesach her Hartmuot unde ouch aldie sine
 (in den segelen wæren kriuze), si jâhen, daz ez
 wæren pilgerine.

*Schiere sâhen si vliezen dri kiele guot
 unt niun kochen riche, die truogen ûf der fluot
 mangan, derz criuze selten truoc durch die Go-
 tes ère:
 des muosten sit engelten die helden ûz Norma-
 nie sêre.*

Si kâmen in sô nâhen, daz man die helme sach
 ab den schiffen schinen: sich huop dô ungemach,
 schade unde sêre Ludwiges und der sine;
 er sprach: „Wol ûf, Hartmuot, hie koment die
 grimmen widerwarte dine!“



*Si gahten zuo dem lande, daz man wol vernam
 diu ruoder an den handen krachen manegem man;
 die ûf dem stade wæren, die alten zuo den jungen,
 die enwesten, wie gebæren, wan daz si werliche
 dar sprungen.*

Ludewic unde Hartmuot truogen schilt esant;
 si wæren è vil sanfter komen in ir lant,
 wan daz si ir ruowe trouc ein teil ze sêre:
 si versâhen sich zir vinden: Hettel, der enhâte
 der mâge mære.

(Strophe 856—869.)

Lûte ruoft dô Ludewic an alsine man
(ez was gar ein kintspil, swes er ie began):
„Nu muoz ich allerêrste mit guoten helden strîten;
ich geriche in iemer, der ir tar under minem
vânem erbiten.“

Hartmuotes zeichen truoc man ûf den sant;
diu schif sô nâhen wâren, daz si si mit der hant,
mit scheften mohten langen bi in an dem grieze:
ich wæne, daz her Wâte der alte sinen schilt
nie mûezic lieze.

Man vant ein sperwehse; diu wîle, diu was
lanc,
ê si daz lant gewunnen; der alte Wâte spranc
zuo den vinden sêre; si wâren im sô nâhen,
er was sô grînmes muotes, daz si sinen willen
wol gesâhen.

* Sô rehte grimmeclîche man werte nie ein lant;
die von Hegelingen drungen ûf den sant
mit spern unde mit swerten strîten si alsô sêre:
einander si dô werten, daz si des koufes sit niht
gerten mære.

* Si wâren allenthalben an daz stat gestân:
nâch winden von den alben sach man snê nie gân
sô dicke, also dræten dieschütze von den henden;
ob sis nû gerne tæten, sô mœhte den schaden
niemen wol erwenden.*

Ludwic von Normandie, der lief Wâten an,
mit einem sper vil scharfen schôz er ûf den man,
daz diu stücke sprungen hôhe in die winde:
Ludewic, der was kûene; dô kam ouch daz
Wâten ingesinde.

* Wâte Ludewigen durch den helm sluoc,
daz des swertes ecke ûf daz houbet truoc:
loch hete er under der brünne von vil guten siden
von Albelie an hemed; anders mûeste er nû
daz ende liden.

* Ludewic im vil kûme mit sinem libe enbrast;
die stat muoste er rûmen, ez was ein ûbel gast
Wâte, dâ er solte bi vinden sic erwerben:
man sach von siner hende manigen guoten recken
dâ sterben.*

Hartmuot unde îrolt zuo einander spranc;
ir ietwede wâfen ûf dem helme erklanc,
das man es mohte hœren durch die schar verre:
îrolt was vil biderbe, kûene was ouch Hartmuot
der herre.

Herwic von Sêwen, ein mærer helt guot,
der enmohte vollangen: jâ spranc er in die fluot;
er stuont unz an die ûehsen tiefe in einer ûnde.
Herter frouwen dienest wart dem fûrsten Her-
wige kûnde.

Disen recken guoten wolten in der fluot
ertrenken sine vinde; manigen schaft vil guot
sach man ûf im zerbrechen; im was gâch zem
sande
nâch sinen vinden: dô wart gerochen maniges
recken ande.

* Als siz stade erwurben, man sach des mers
fluot
von den, die dâ starben gevar, als daz bluot,

(Strophe 869—890.)

bi in allenthalben in rôter varwe vliezen
sô wite, daz es niemen mœhte wol mit eime
sper überschiesen.

Grôzer arbeiten wart nie helden kunt;
ez wart nie helt als maniger gedrûcket an den
grunt;
ein lant si mœhten erben, die ânewunden starben;
die in dâ schaden tåten, ich wæne, si allenthal-
ben dâ verdurben.

* Nâch sinem lieben kinde Hettel der kûene streit,
er unt sin gesinde schaden unde leit
tåten allenthalben den fremden zuo den kunden;
des wart vil maniger voige ûf dem Wûlpensande
funden.*

Die von Normandie unt von Hegelinge lant,
mit ungefûegem dienste urborte sich ir hant;
man sach die Tene kûene sô hêrlichen strîten:
swer genesen wolte, der endorfte ir niemer dâ
erbiten.

* Ortwin unde Môrunc, die bûweten daz lant
alsô nâch grôzen êren, daz man ir wêne dâ vant,
die baz gefûegen kunden schaden mit ir ellen:
si sluogen vil der wunden, die zwêne helden
unde ir hergesellen.

* Die vil stolzen Môren, als ich hân vernomen,
die wâren von ir schiffe zuo ir vinden komen;
der wânde dâ Hettel in sorgen wol geniezen:
si wâren helde kûene; man sach daz bluot durch
die vesten helmen vliezen.

* Ir voget, den si hâten, wie mœhte der kûener
sîn?

Des tages frumte er sweizic maneger brûnneschin;
er was in starken stûrmen ein mærer helt vilguote:
wie kundens wesen kûener der alte Wâte und
ouch von Tenen Fruote?*

Diu sper verschozzen wâren dort unde hie:
Ortwin mit sinen gesellen frêlichen gie;
des wart vil helme des tages von in verhouwen:
grimme weinte Gûdrûn; alsô tåten ouch hi ir
ander frouwen.

* Der herte strit, der werte des selben tages
lanc,
das volo an einander gerte, grôz was der gedranc:
dô muoste snellen helden sêre misselingen,
dô Hettelen friunde wolten siner tochter wider
bringen.*

Der âbent seic ie nâher; dâ von der kûnic
gewan
schaden desten mære, die Ludewiges man
tåten, swaz si solten; sin westen war entrinnen:
si sluogen wunden wite: alsô werten si die
kûniginne.

* Diz werte in grôzen sorgen, unz inz diu
naht benam;
fruo von eime morgen si tåten âne scham
alles, daz si kunden, die alten zuo den jungen,
ê daz kûnic Hettel kæme ze den von Normandie
gedrungen.*

Hettel unde Ludewic, die truogen hôch enhant
ir vil scharpfu wâfen; ir ietweder vant

(Strophe 890—890.)

mit kreften an einander rehte, wer er wære:
Ludewic sluoc dô Hetteln: des wurden dô her-
zenleidiu mære.

*Dô von Matelâne der wirt wart erslagen,
daz gefriesch diu wol getâne; jâ hôte man dâ
klagen
die schœnen Gûdrûnen und ouch alle ir meide:
ez wart gescheiden kûme, den liuten wart bei-
denthallen leide.

*Dô Wâte, der vil grimme, gefriesch des kûni-
ges tût,
er begunde limmen, sam ein swin; abentrôt
sach man an helmen schinen von sinen slegen
swinden,
von ime und alden sinen: die muoste man vil
zornige vinden.

*Swaz tœten die helden guote, waz mohte hel-
fen daz?
Von dem heizen bluote der wert wart vil naz:
des frides si niht gerten, die von Hegelingen:
âf dem Wûlpenwerde wolten Gûdrûn gerne wi-
der bringen.

*Die von Wâleis und den Stürmen rächen des
kûniges tût;
die von Tenemarke wâren in der nôt
bi den Hegelingen unt bi den von Nortlanden:
den vil zieren helden brâsten gotiu wâfen an
den handen.*

Sinen vater wolte rechen der kûene Ortwin;
dô kom ouch dar Hôrant und die helde sin.
Der tac was verendet, nahten ez begunde:
dô wart alrêrst verhouwen von den helden ma-
nic vil tieflu wunde.

*Einer von Tenemarke ze Hôrande spranc;
sin swert im harte lûte an der hende erkanc:
er wânde, er wære der vinde; dô frumte im
an den stunden
Hôrant, der deggen kûene sluog im eine tiefe
wunden.

*Dô er den neven sinen het ze tôte erslagen,
den vanen hiez er schiere nâch sinem vanen
tragen;
dô erkande er bi der stimme, den er dâ het
verschrôten
mit sinen starken ellen: Hôrant klagete dô den
tôten.*

Lûte ruofte Herwic: „Hie wirt mort getân!
Sît daz wir niht lenger des tages mûgen hân,
wir slahen alle einander, die fremden zuo den
kunden:
swiez wert unz an den morgen, hie wirt niht der
dritte lebendic funden.

*Swâ man Wâten den kûenen in stürmen ie
vernam,
niemen zuo im drunge in der nôt gezam;
sin ungefüeges zürnen niemen bi im dolte,
er brâhte ir vil manigen dâ hin, dâ er immer
wesen sollte.

*Ouch möhten siz wol scheiden, unz es wurde
tac:
ir volc dâ beidenthallen mit verschwunden lac

(Strophe 890—901.)

erslagen von den fremden; in gebrast des mân-
schinen;
der tac, der was zerrgangen: des vlôs den sie
der gast mit alden sinen.*

Die grimmen mûelichen geliesen dô den strit;
mit vil müeden handen schieden si sich sit;
si beliben bi einander dennoch alsô nâhen,
swa diu viuwer brunnen, daz si ir helme und ouch
ir schilde sâhen.

*Ludewic unde Hartmuot ûz Normandin
giengen sundersprâchen; daz gesinde sin
lies der kûnic hœren, wes er beliben solte
bi Wâten, dem vil kûenen, wan der gerne ster-
ben wolte.*

Ludewic riet in listen: „Nu leget iuch ze tâl,
iur houbei ûf die schilde, und habet grôzen schal;
sô mûegen niht wânen die von Hegelingen,
ob ichs kan gefûegen, daz ich iuch von himen
kûene bringen.“

*Dô volgete Ludewige mâge unde man:
trumben unde pusûnen lûte man vernam,
sam daz lant dâ wære gewâltecliche ir eigen;
sine starke liste begunde Ludewic dô zeigen.*

Man hôte dâ allenthallen gebrâht unde wuof:
do verbôt man den kinden den weinenden ruof,
die des niht wolten lâsen, daz man die alle er-
trancete,
swelhe man dâ gehôrte, daz man die in die
ûnde sancte.

*Swaz si gehahen mohten, daz wart in ûf
getragen.
Si lîezen dâ die tôte, die in wâren erslagen;
in gebrast vil friunde, daz was in vil swære:
des lîezen si ir kochen dâ beliben vil manigen
lære.*

Mit alsô grôzen listen kômens ûf den sê,
die von Normandie; den vrouwen, den was wê,
daz si verswigen muosten das varn von ir mâgen:
des westen niht die helde, die noch ûf dem Wûl-
penwerde lügen.

Ê in der tac bekæme, dô wârens ûf den wegen;
die von Tenemarke strîtes wânden phlegen;
Wâte hiez lûte sin herhorn erschellen:
dô wolte er suo ingâhen, die er mit tiefen wunden
wolte vellen.

Ze rosse und ouch ze fuoze von Hegelinge lant
daz volc sach man allez sigen über sant
nâch den von Normandie, Ludewige unt sinen
mannen,
mit den si wolten strîten: dô wâren si gevare
verre dannen.

*Diu schif si funden lære, gestrôuwet ir gewant;
daz sach man allez ligende ûf dem Wûlpensant;
der herrenlôsen wâfen wart dâ vil funden;
si helen daz verslâfen, daz si in nimmer ge-
schaden kunden.

*Dô man daz Wâten sagete, des gieng in
michel nôt,
wie angestliche er klagete des kûnic Hetteln tât,
daz erz niht hete errochen an Ludewiges lîbe!
Vil helme lac zerbrochen: daz klagete dâ heime
vil der schœnen wibe.

(Strophe 902—912.)

* Wie rehte jæmerlichen mit zornigem muot
Ortwin dô klagete die sînen recken guot!
Er sprach: „Wol ûf ir helde, ob wir si mûgen
ergâhen,
ê daz si rûmen die selde: jâ sint si noch dem
stade nâhen.“ *

Des wolte in gerne volgen Wâte, der alte man;
Fruote bi dem lufte kiesen dô began;
er sprach zuo den recken: „Waz hilfet, ob
man ile?
Merket nu vil ebene, si sint von hinnen wol
drizic mile.

* Ouch mûgen wir der liute die stat niht
gehân,
daz in iht schaden werde von unsert vart getân:
nû lât iu mine lère,“ sprach Fruote, „niht ver-
smâhen.
Waz welt ir der rede mære? Jâ mûget ir si nim-
mer wol ergâhen. *

Nû heizet die wunden zuo den schiffen tragen,
unt suochet ouch die tûten, die uns sint erslagen,
unt heizet die bevillhen ûf den wilden griezzen;
si hânt hie vil der friunde: war umbe solten si
des niht geniezen?

* Si stuonden alle gemeine mit windender hant,
ob in wan eine der schaden wurde erkant,
daz si verlorn hæten die junge kûniginne:
was mære si nu mûhten frouwen Hilden wider
bringen.

* Dô sprach der kûene Mûrunc: „Unt wurde ir
nû niht mër,
wan daz wir lîten selbe leit unde herzensêr!
Wir dienen swache gâbe, so wir ir bringen diu
mære.
daz Hettel lît erstorben: noch sanfter ich von
frouwen Hilden wære.“

* Dô suchte man die tûten über alden sant:
die dâ wâren cristen, swaz man der dâ vant,
die hiez der helt von den Stûrmen zuo einander
bringen:
wie si belîben solten, des ahten si mit den junge-
lingen.

* Dô riet der degen Ortwin: „Dâ suln wir si
begraben;
daz suln wir ahten danne, daz si urkûnde haben
mit eime richen clôster immer nâch ir ende,
und daz ein teil guotes iegelichez kûnne dar
sende.“

* „Daz hâstu wol geraten!“ sprach der von
Sturmlant.
„Jâ man sol verkoufen ir ros unde ir gewant,
die dâ ligent tôte, daz man der armen diete
nâch ir libes ende von ir guote disen frumen
biete.“ *

Dô sprach Îrolt: „Man sol ouch die begraben,
die uns den schaden tâten; od sol man si die
raben
nnd die wilden wûlve ûf dem werde lâsen nîezen?“
Dô rieten daz die wîsen, daz si ir einen niht
lîgen lîezen.

Dô si dô mûezic wurden nâch ir man ger nôt,
den kûnic si begruoben und die den werden tût

(Strophe 912—918.)

durch friunde liebe hæten gnomen ûf dem sande
swie si geheizen wâren: sam tet man in dâ von
ieglichem lande.

* Die Mûren man besunder ir iegelichen vant;
alsô tet man dâ den degenen von Hegelinge laut,
und den von Normanie; man muoste ir stat be-
scheiden:
die legte man besunder; si wâren beide, cristen
unde heiden.

* Vil unmûezic si wâren unz an den sehesten tac:
si lîeten niht der wîle, daz gesinde nie gelac,
wil si ze Gotes hulden die von Hegelingen
von ir grôzen schulden unt von ir missetæte
mûhten bringen.

* Lesen unde singen man hôrte sô vil dâ,
daz man bi sturmtûten ninder anderswâ
Gote sô schône dienete in deheinem lande:
sit lie man bi den veigen vil der pfaffen ûf dem
sande.

* Ouch muosen dâ belîben, die ir solten phlegen;
dô hiez man an schriben, des in dâ wart gegeben,
wol driu hundert huobe: ez wurden spitalære:
diu mære erschullen verre, wie daz clôster dâ
gestiftet wære.

* Alle die ir mæge heten dâ verlân,
die gâben dâ ir stiure, wîp unde man,
durch der sêle willen, der lichamen si begruoben:
sit wart ez alsô riche, daz dar dienten wol driu
hundert huobe. *

Nû ruoche si Got begnâden, die dâ sint gelegen,
und die andern in dem lande! Nu fuoren af-
terwegen,
die noch gesunt wâren ûf dem Wûlpensande:
die kômen nâch ir sorgen iegelicher heim zir
herren lande.

3. Âventiure, wie Ortwin unde Herwic dar kômen.

(Strophe 1206—1209.)

Nâch ir gwonheite giengens ûf den sant;
si stuonden unde wunschen aber daz gewant,
daz si getragen hæten nider zuo den griezzen:
ir hôhes gedingen mohten si vil ûbele nû geniezen.

* Si tâten harte dicke fûr sich ûf der fluot
seneliche blicke, wâ die boten guot
zuo in kômen solten, die von ir lande
diu vil riche kûnigin dem edelen ingesinde dar
sande. *

Dô si gewarten lange, dô sâhens ûf dem sê
zwêne in einer barken und ander niemen mê;
dô sprach frouwe Hiltburc ze Gûdrûn der richen:
„Dort sihe ich flîezen zwêne, die mûgen dinen
boten wol gelichen.“

* Dô sprach diu jâmers riche: „Owê 'ch vil
armiu meit!
Mir ist jæmerliche, liep unde leit.
Sint ez boten, die Hilden, suln mich die sus hie
vinden
waschen ûf dem grieze, daz laster kunde ich
nimmer überwinden! *

Ich vil Gotes armiu, jan weiz ich, waz ich tuo!
Trût gespil Hildeburc, râte mir dar zuo:

(Strophe 1209—1220.)

sol ich von hinnen wichen, od lāzen mich hie
vinden
in disen grōzen schanden? ē wolte ich iemer
heizen ingesinde!“

*Dō sprach frouwe Hildeburc: „Ir sehet wol,
wie ez stāt:
ir sult an mich niht lāzen alsō hōhen rāt.
Ich leiste mit iu gerne allez, daz ir tuot,
ich wil bi iu beliben unt liden beidiu, ūbel
unde guot.“ *

Dō kērtē si sich umbe unt giengen beide dān;
dō wāren ouch sō nāhen dise zwēne man,
daz si die schōnen bi dem stade sāhen:
si wurden des wol innen, daz si wolden von den
kleidern gāhen.

Si sprungen ūz der barken unt ruoften in hin
nāch:

„Ir schōnen wescherinne, war ist iu sō gach?
Wir sin fremde liute, daz mūget ir an uns kiesen:
scheidet ir von hinnen, sō mūget ir die vil
richen sabene vliessen.“

Si tātē deme geliche, sam sis niht heten ver-
nomen;

doch was in diu stimme wol sen ōren kōmen:
Herwic der herre sprach ein teil ze lūte,
er wiste niht der mēre, daz er sō nāheu stuont
sinem trūte.

Dō sprach der voge von Sēwen: „Ir minne-
lichen kint,
ir sult uns lāzen hōren, wes disiu kleider sint;
wir biten iuch valsches āne: allen meiden tuot
ez sēren,
ir minneclichen frouwen, jā sult ir wider zuo
dem stade kēren.“

*Dō sprach diu frouwe Gūdrūn: „Sō dūhte
ich mich gēchant,
sīt ich ein maget heize, und ir mich habt gemant
durch ander magede ēre, des mūezet ir nū ge-
niezen
(sprach diu frouwe hēre), des mūezent miniu
ogen nū riezen.“ *

Si giengen in ir hemedē, diu wāren beidiu nāz:
den vil edelen frouwen was ē gewesen baz.

*Dō bibente von dem froste daz arme ingesinde:
si wāren in swacher koste: jā wāren die kalten
merzischen winde.

*Ez was in den ziten, dō der winter sich zerlie,
und daz in widerstrite die vogele wolten hie
singen aber ir wise nāch des merzen stunden;
in snēwe und ouch in ise wurden die vil armen
weisen funden.

*Mit ir strūbendem hāre sāhen si si gān:
swie in diu houbet wāren beiden wol getān, *
ir vāhs, daz was zerfūret von merzischen winden:
ez regente od ez sniwete, wē was den vil ellen-
den kinden.

*Der sē allenthalben mit dem ise flōz,
daz hete sich zerlāzen: ir sorge, diu was grōz,
in schein durch diu hemedē wiz, alsam der snē,
ir lip der minnecliche; in tet diu unkunde wē. *

Herwic der edele in guoten morgen bōt,
den ellenden kinden; des wāre in dicke nōt,

(Strophe 1220—1231.)

wand ir meisterinne, diu was vil ungehiure:
„guoten morgen“ unt „guoten ābent“ was den
minneclichen meiden tiure.

„Ir sult lāzen hōren,“ sprach her Ortwin,
„wes disiu richiu kleider ūf dem sande sin,
oder wem ir waschet? Ir beide sīt sō schōne,
wie tuot erz iu ze leide? Daz in Got von hi-
mele iemer gehōene!“

*Ir sīt sō rehte schōne, daz ir mōhtet wol
krōne tragen:

obe ez iu wol mōhte von erbe her behagen,
ir soltet landes frouwen sin mit grōzer ēre:
dem ir sō swache dienet, hāt er sō schōner we-
schinne noch iht mēre!“ *

Dō sprach vil trūriclichen daz schōne magedin:
„Er hat noch manege schōner, dan wir mū-
gen sin;

nū fraget, wes ir wellet: wir hān ein meisterinne,
ez kumt uns niht vergebene, siht si uns mit iu
sprechen ab der zinnen.“

„Lāt iuch niht verdriexen, unt nemet unser golt,
guoter bouge viere: daz si iuwer solt,
daz ir, schōne frouwen, iuch niht lāt betrāgen:
die geben wir iu gerne, daz ir uns saget, des
wir iuch wellen frāgen.“

„Got lāze iu iuwer bouge beiden sēlie sin,
wir nemen von iu niht miete,“ sprach daz ma-
gedin.

„Nū frāget, wes ir wellet, wir mūezen scheiden
hinnen:
siht man uns bi iu beiden, daz ist mir leit von
allen minen sinnen.“

„Wes sint disiu erbe und diz rīche lant,
und ouch die goten būrge? wie ist er genant,
der iuch āne kleider lāt sō swache dienen?
Wolt er iht haben ēre, sō solde imz fūr guot
vervāhen niemen.“

Si sprach: „Der fūrsten einer heizet Hartmuot:
dem dient lant diu wīten und die vesten būrge
guot;
der ander heizet Ludewic von Normandie, der rīche:
in dient vil der helde, die sitzent in ir lande
lobeliche.“

„Wir sāhen si vil gerue,“ sprach Ortwin;
„mūget ir uns bescheiden, vil schōeniu magedin;
wā wir die fūrsten beide in ir lande vinden?
Wir sin zuo in gēsendet; jā si wir eines künig-
es ingesinde.“

Gūdrūn diu hēre sprach den helden zuo:
„Ich lie si in der būrge hiute morgen fruo
ligende an ir bette wol mit vierzich hundert mannen;
daz ist mir ungewizzen, sint si in der zit gerit-
ten dannen.“

*Dō sprach der künig Herwic: „Mūget ir uns
gesagen,
von weme die kūenen helde grōze swere trāgen,
daz si mit vil helden sitzent zallen siten?
Hete ich si in minen selden, iht trūte wol eins
kūniges lant bestriten.“

*„Uns ist niht kund dar umbe,“ sprachen dō
diu kint;

(Strophe 1231—1241.)

wir enwizzen welken enden der fûrste erbe sint.
Ein lant, daz liget witen, daz heizet zen Hegelingen,
die fûrhtent si zallen ziten, daz si in dar ûz
herte vinde bringen.“*

Ioch bibenten von der kelte diu schœnen meidin;
dô sprach der fûrste Herwic: „Môhte daz gesin,
daz ez iu minnelichen dûhte niht ein schande,
ob ir, edele meide, unser mentel trûeget ûf dem
sande?“

Dô sprach Hilden tochter: „Got lâze iu sâelic sin
iuwer beider mentel! An dem libe min
sol nimmer niemens ouge gesehen mannes kleider.“
Môhtens sich erkennen, sô wære in oft und dicke
geschehen leider.

Ofte erblicte Herwic die juncfrouwen an;
si dûhte in sô schœne und ouch sô wol getân,
deiz im iu sime herzen ofte stuften brâhte;
er gelichete si vil zainer, der er ofte vil gûet-
lichen gedâhte.

Dô sprach aber Ortwin, *der künic von Nortlant:
„Ich frâge iuch meide beide, * ist iu iht bekant
um ein hergesinde, daz kam in ditze lant?
* Einiu was dar under, diu was Gûdrûn genant.“

*Dô sprach diu juncfrouwe: „Daz ist mir wol
kunt;
her kom ein gesinde, des ist nû langiu stunt; *
in starker herverte brâht mans in daz rîche,
die ellenden frouwen kômen her ze lande jâ-
merliche.“

Si sprach: „Die ir dâ suochet, die hân ich
wol gesehen
in grôzen arbeiten, des wil ich iu verjehen.“
Jâ was si der einiu, die Hartmuot dar brâhte,
ez was selbe Gûdrûn; ich wære, si der mære
de baz gedâhte.

Dô sprach der fûrste Herwic: „Nû sehet, her
Ortwin,
sol iuwer swester Gûdrûn inder lebendic sin
in deheinem lande od ûf allem ertrîche,
sô ist daz diu selbe: ine gesach ir nie deheine
sô geliche.“

Dô sprach der künic Ortwin: „Si ist vil min-
nelich,
und doch miner swester ninder anelich;
von unser beider jugende gedenke ich nâch den
stunden,
daz man in aller werlte sô schœne maget hæte
ninder funden.“

Dô er in alsô nante, der vil kûene man,
daz er Ortwin hieze, dô sach in wider an
Gûdrûn, diu arme: ob ez ir bruoder wære,
daz wistes harte gerne, sô hæte ein ende elliu
ir swære.

Si sprach: „Swier sit geheizen, ir sit lobelich;
einem, den ich erkande, dem sit ir anelich:
der was geheizen Herwic unt was von Sêlanden;
ob der helt noch lebte, so erlôste er uns von
disen starken banden.

Ich bin ouch der einiu, diu mit Hartmuotes her
in strite wart gevangen unt gefûeret über mer.

(Strophe 1242—1252.)

*Ir suochet Gûdrûnen, daz tuot ir âne nôt:
diu maget von Hegelingen ist in grôzen arbei-
ten tût.

*Dô trahenten Ortwine sinu ougen lieht,
ouch enliez ez Herwic ungeweinete niht:
dô si in gesaget hæte, daz erstorben wære
Gûdrûn diu schœne, dô heten die helden grôze
swære.*

*Dô si si nû beide vor ir weinen sach,
diu maget vil ellende zuo in dô sprach: *
„Ir tuot dem geliche, unt sit in der gebære,
sam diu edele Gûdrûn iur vil guoten helden
sippe wære.

Dô sprach der fûrste Herwic: „Ja riuwet mich
ir lip
ûf mins lebens ende; diu maget was min wip,
si was mir bevestent mit eiden alsô stæten:
sit muoste ich si verliesen durch des alten Lude-
wîges ræte.“

„Nû welt ir mich triegen,“ sprach diu arme
meit;
„von Herwîges tôde ist mir vil geseit:
alder werlte wûnne, die ich solte gewinnen,
wær der inder lebendic, sô hæte er mich ge-
fûeret von hinnen.“

Dô sprach der ritter edele: „Nû sehet an min
hant,
ob ir daz golt erkennet, sô bin ich Herwic ge-
nant,
da mite ich wart gemaheret, Gûdrûn ze minnen:
sit ir danne min frouwe, sô fûere ich iuch min-
neliche hinnen.“

Si sach im nâch der hende, ein rinc dar an
erschein,
dâ lac in dem golde von Albâlî der stein,
der beste, den ir ougen zer werlde ie bekanden:
den het frouwe Gûdrûn diu schœne ê getragen
an ir handen.

Si ersmielete in ir freuden; dô sprach daz
magedin:
„Daz golt ich wol erkande, hie bevor dô was
ez min;
nû sult ir sehen ditze, daz min friedel sande,
dô ich vil armez magedin mit freuden was in
mines vater lande.“

Er bliete ir nâch der hende: dô er daz golt
ersach,
Herwic, der vil edele, ze Gûdrûnen sprach:
„Dich truoc ouch anders niemen, ez n wære kû-
niges kûnne;
nû hân ich nâch leide gesehen mine freude unt
mine wûnne!“

Er umbeslôz mit armen die hêrlichen meit;
in was ir beider mære liep unde leit;
er kuste, in weiz, wie ofte, die kûniginne rîche,
si unde Hildebure, die ellende maget, vil min-
neliche.

Ortwin begunde frâgen die hêrlichen meit
(des schamte si sich sêre, wan ir was vil leit),
ob si niht anders kunden dienen in dem lande,
wan daz si kleider wûschen ze allen ziten an
dem sande.

(Strophe 1253—1262.)

„Nû saget mir, frou swester, wâ sint iuriu kint,
diu ir bi Hartmuote habet getragen sint,
daz si iuch eine lâzen waschen an den griesen?
Sult ir iemer werden künigin, des lât man iuch
ûbele hie geniezen.“

Si sagte im weinende: „Wâ solte ich nemen
kint?“

Êst allen den wol künde, die bi Hartmuote sint,
daz er mir nie kunde solhez ie gebieten,
daz ich nemen wolde: des muose ich mich der
arbeit sit nieten.“

Dô sprach der herre Herwic: „Des muge wir
nû jehen,
daz uns an dirre verte ist alsô wol geschehen,
daz uns niemer kunde bezzer gelingen:
nû suln wir des gâhen, daz wirs von der vinde
lande bringen.“

Dô sprach der degen Ortwin: „Ich wæne, ez
niht ergê;
unt hete ich hundert swester, die lieze ich ster-
ben, ê
daz ich mich alsô starke in fremden landen hæle,
die man mir mit sturme næme, daz ich die mî-
nen vinden stæle.“

Dô sprach der helt von Sêwen: „Daz ist diu
angest min,
wirt man unser innen, daz man diu meidin
enphûere alsô verre (des si wir bi in tougen),
man lât uns deheine niemer mære gesehen mit
unsere ougen.“

Dô sprach aber Ortwin: „Wie lieze wir danne
hie
daz edel ingesinde? daz hât gebiten ie
in diseme fremden rîche, des si mac verdriezen:
miner swester Gûdrûn sullen alle ir meide wol
geniezen.“

Dô sprach der degen Herwic: „War tuostu
dinen sin?
Die mine triutinne, die wil ich fûeren hin:
werben, wie wir kûnnen, über unser frouwen!“
Dô sprach der degen Ortwin: „Ê liez ich mich mit
der swester min zerhouwen!“

Dô sprach diu ungemuote: „Waz hân ich dir
getân,
lieber bruoder Ortwin? Wan ich nie gewan
deheiner slahte gebære, daz man mich môhte
schelten;
ich enweiz welher dinge dû mich, edele fürste,
lâst engelten.“

„Jane tuon ichz, liebiu swester, niht durch
dinen haz:
dine schœne meide genesen deste baz;
ich kan dich niht geziehen hin, wan nâch êren:
dû solt unbescholten haben Herwigen dinen frie-
del hêren.“

* Si giengen zuo den schiffen; dô klagte diu
schœne meit,
si sprach: „Owê mir armen, nu ist mir endelôs
min leit!
Der ich mich ie getrôste, sol ich den nû ver-
smâhen,
daz mich ir helfe lôste: mir ist min gelücke vil
annâhen!“ *

(Strophe 1263—1273.)

Den ellenthaften degenen was von dem stæde
gâch;

Gûdrûn diu arme ruofte Herwigen nâch:
„Ê was ich diu beste, nû hât man mich zer
bœsten;
wem lâst du mich, oder wes sol ich mich, armer
weise, getrœsten?“

„Dû bist niht diu bœste, dû muost diu beste
sin;
vil edeliu küniginne, verhil die reise min:
ê morgen schint diu sunne, ich bin vor disen
selden,
daz habe ûf minen triuwen, vil schœniu maget,
mit aht tûsent helden.“

Si fuoren, sô si kunden, beldiste dan:
dô wart ein hertez scheiden von friunden getân,
als noch friunde tæten, daz weiz ich âne longen;
sos allerverrist kunden, beleiten si die boten mit
den ougen.

Der wesche dô vergâzen diu hêrlichen kint;
des hete wol gegoumet diu ûbele Gêrlint,
daz si stuonden mûezic dâ nidene ûf dem sande,
daz zurte si vil sêre: ez was ir an ir weschen
leit unde ande.

Dô sprach diu frouwe Hiltburc, diu magt ûz
Îrlant:
„Wes lât ir küniginne, ligen diz gewant,
daz ir niht enwaschet Ludewiges man diu kleider?
Unt wirt ez Gêrlint innen, si getet uns mit sî-
gen noch nie leider.“

Dô sprach diu Hilden tohter: „Dâ zuo bin ich
ze hêr,
daz ich Gêrlinde wasche nimmer mêr;
dienest alsô swachez sol mir nû versmâhen:
mich kusten zwêne künige unt ruochten mich mit
armen umbevâhen.“

Dô sprach aber Hildeburc: „Lât iu niht wesen
leit,
daz ich iuch daz lêre: wir bleichen baz diu kleit,
daz wir si iht sô salwiu tragen ze komenâten:
anders wirt uns beiden der rûcke mit den slegen
wol berâten.“

* Dô sprach daz Hagenen kûnne: „Mir gêt
freude zuo,
trôst unde wûnne; der mich unz morgen fruo
die zît mit besemen slûege, in trûte niht er-
sterben:
die uns dâ tuont sô leide, der muoz etelicher dô
von verderben.“ *

„Nû wil ich disiu kleider tragen zuo der flot,
si suln der wol geniezen.“ sprach diu maget guot,
„daz ich mac gelichen einer küniginne:
ich wirfe si ûf die unde, daz si vriliche vliezen
hinne.“

Swaz Hildeburc gerette, Gûdrûn truoc dan
die Gêrlinde sabene; zûren si began,
si swanc si von den handen verre zuo den ûnden:
si swebeten eine wile, ich enweiz, ob sis immer
mære fûnden.

Dô nâhente ez der nehle, daz in des tages
zeran,
Hildeburc gie swære zuo der bûrge dan,

(Strophe 1273—1283.)

si truoc anderiu kleider unt siben sabene riche:
diu Ortwin's swester gie bi Hiltburge ledecliehe.

Es was nû harte späte, si kâmen hin gegân
ze Ludewiges bûrge; dô funden si dar vor stân
Gêrlint die übelen, diu warte ir ingesinde;
die edelen wescherinne gruozte si mit worten
harte swinde.

„Wer hât iu daz erloubet?“ sprach des kû-
niges wip,
„ez sol sêre erarnen iuwer beider lip,
daz ir gêt den âbent über wert vil späte;
ez zimet niht kûniges wibe, daz si iuch sehe in
ir kemenâten.“

Si sprach: „Nû saget mir balde, war umbe
tuot ir daz?
Ir versprechet riche kûnige, den sit ir gehaz,
unt kôset gegen âbende wider bôse knehte:
welt ir erwerben êre, sô enkumet ez iu niht ze
rehte.“

Dô sprach diu maget hêre: „Wes bâget ir
mich an?
Wan ich vil armiu den willen nie gewan;
niemen lebet sô tiure, mit deme ich sprechen
wolte,
ezn wâren mine mâge, mit den ich von rehte
reden solte.“

„Nû swic, dû übele galle! Dû heizest liegen
mich?
Daz sol ich hint rechen alsô über dich,
daz dir din zorn erhillet, sô lûte niemer mêre;
ê daz ich erwinde sô gemûet ez dinen rücken
sêre.“

„Daz wil ich widerrâten,“ sprach diu maget hêr,
„daz ir mich mit besemen gestrâfet nimmer mêr;
jâ bin ich verre tiurre, dan ir, mit al iurn mâgen:
als ungefüeger zûhte, der môhte lihte mich nû
betragen.“

Dô sprach diu wûlpinne: „Wâ sint die sabene
min,
daz du alsô gewunden hâst die hende din,
sô rehte mûezecliche gewunden in dinen gêren?
Unt lebe ich deheine wile, ich wil dich ander
dienest gelêren.“

Dô sprach daz Hagenen künne: „Ich hân si
ligen lân
dâ nidene bi dem fluote, dô ich si wolte dan
mit mir her ze hove tragen, si wâren mir ze
swære;
beschouwet ir si nimmer, daz ist mir ûf min
triuwe vil unmære.“

Dô sprach diu tiuvelinne: „Jâ geniezest dû
sin niht;
ê daz ich entslâfe, wie leide dir geschiht!“
Dô hiez sis ûz ziehen, ûz dornen besemen binden:
der ungefüegen zûhte wolte dô von Gêrlint niht
erwinden.

* Zeinem bettestalle binden si si hiez;
in der kemenâten si niemen bi ir liez;
si wolte ir hût die schônen slahen von den beinen:
die frouwen; die daz westen, die begunden kref-
teclichen weinen.*

(Strophe 1284—1294.)

Mit listen sprach dô Gûdrûn: „Daz wil ich
iu sagen,
wird ich mit disem besemen hint hie geslagen,
gesiht mich iemer ouge gestên bi kûnige richen,
daz ich trage krône, ez wirt sin gelônet sicher-
lichen!“

Dar umb ir mich der zûhte mûget vil gerne
erlân;
sô wil ich ê minnen, den ich versprochen hân,
ich wil daz kûniriche ze Normandie bûwen:
wurde ich gewaltic iemer, sô tuon ich, des nie-
men mac getrûwen.“

Dô sprach diu frouwe Gêrlint: „Sô lieze ich
minen zorn,
und ob dû tûsent sabene hætest mir verlorin,
die wold ich verkiesen: ez kâme ouch dir ze
guote,
ob dû von Normandie minnen wilt den fûrsten
Hartmuoten.“

* Dô sprach diu maget schône: „Jâ wil ich
mich erholn:
dise manige quâle mac ich niht verdoln;
heizet mir gewinnen den kûnic ûz Normandin,
swie er mir gebiutet, sô wil ich immer sin.“ *

Die sô die rede hórten, die liefen balde dan,
dem snellen Hartmuote wart ez kunt getân;
bi im sâzen mêre, die sines vater manne:
dô sagte im einer mære, daz er ze Gûdrûnen
ginge danne.

Er sagte im offentlichen: „Gebet mir daz bo-
ten brôt!
Der schônen Hilden tohter ir dienest iu eubôt,
daz ir komen ruochet zuo zir kemenâten:
si wil iuch nie mêr fremden, si hât sich bezzer
dinge sit berâten.“

Dô sprach der ritter edele: „Dû liigest âne nôt;
wern wâr dinu mære, ich gæbe dir boten brôt,
dri guoter bûrge und dar zuo huobe riche,
unt sehzie bouge goldes; jâ wolde ich immer
leben wûnnecliehe.“

Dô sprach ein sin geselle: „Ich hân ez ouch
vernomen,
die gæbe wil ich teilen, ir sult ze hove komen;
ez sprach diu maget edele, daz si iuch gerne
minne,
ob ir des geruochet, si werde hie ze lande kû-
niginne.“

Hartmuot, der sagete dô den boten danc;
wie rehte frôlichen er von dem sedele spranc!
Er wânne, daz in minne Got hete berâten:
in frôlichem muote gienc er zuo der meide ke-
menâten.

Dâ stuont in nazzem hemedo daz hêrliche kint,
mit weinenden ougen gruozte si in sint;
si gienc im hin engegene unt stuont im alsô
nâhen,
daz er mit sinen armen wolde Gûdrûnen umbe-
vâhen.

Si sprach: „Neinâ, Hartmuot, des entuot noch
niht!
Jâ wizent iuz die liute, swer sô daz ersiht:

(Strophe 1294—1304.)

Ich bin ein armiu wescherin, ez mac iu wol ver-
smāhen,
ir sit ein künie rīche: wie gezāme ich iu mit
armen ze umbevāhen?

Ich erloube et ez ie danne vil wol, Hartmuot,
swenne ich stēn under krōne vor iuwern recken
guot:
sō heize ich küniginne, sō sol ich iu niht ver-
smāhen,
sō zimet ez wol uns beiden, sō sult ir mich mit
armen umbevāhen.“

In sinen grōzen zūhten er stuont uf hōher dan,
er sprach ze Gūdrūnen: „Maget vil wol getān,
nū dū mich ruochest minnen, ich wil dich hōhe
mieten,
mir unt minen friunden mahtu, swaz du selbe
wilt, gebieten.“

Dō sprach diu juncfrouwe: „Mir wart sauf-
ter nie;
sol ich, vil Gotes armiu, nū gebieten hie,
sō ist min bot daz erste nāch grōzer arbeite,
ē daz ich hint slāfe, daz man mir ein schōnez
bat bereite.

Min gebot daz ander sol dīze sīn,
daz man mir balde bringe miniu magedīn,
swie man si vīnde under Gērlinde wīben:
in ir phieselgademe sol ir deheiniu mēre be-
liben.“

„Daz schaffe ich willicliche,“ sprach her Hart-
muot.

Dō suohete man ūz dem gademe manige maget
guot,
die mit strūbendem hāre und in swachen kleiden
hin ze hove giengen: diu ūbele Gērlint was vil
unbescheiden.

Dar kāmen dri unt sehzie: dō Hartmuot si sach,
Gūdrūn diu edele gezogenliche sprach:
„Nū schouwet, künie rīche, wolt ir daz hān fūr
ēre,
wie sint erzogen die meide?“ Dō sprach er: „Ez
geschiht in nimmer mēre!“

„Tuot mirz ze liebe, Hartmuot,“ sprach daz
edel kint,

„alle mīne meide, die hie verderbet sint,
daz man si bade hīnte; volget minner rāte,
ir sult si sehen selbe, dā si stēn in wūnneclīcher
wāte.“

Des antwurte Hartmuot, der ritter ūz erkorn:
„Liebiu min frou Gūdrūn,“ ist iht der kleider
vlorn,
diu mit in her brāhten iuwer ingesinde,
sō gibet man in diu besten, diu man inder in
dem lande vīnde.

Ich sol si sehen gerne bi iu gekleidet stān.“
Bādes flizlichen gāhen man began:
Hartmuotes künne wart maniger kamerāre,
si ilten alle ir dienen, daz si in dar nāch genā-
dic wāre.

* Dō wart gebadet schōne diu hēliche meit
mit ir juncfrouwen; diu allerbesten kleit,
diu iemen haben kunde, brāhte man in allen:
diu swacheste drunder, diu mōhte eime künige
wol gevallen. *

(Strophe 1305—1316.)

Dō si gebadet wāren, dō brāhte man in wīn,
daz in Normandie niht beszer mōhte sīn:
mete den vil guoten, brāhte man den frouwen:
wīez im gedanket wurde, wie solte des her Hart-
muot getrouwen?

In den sal gesāzen diu minnelichen kint.
Ir tohter Ortrūnen hiez frou Gērlint
dar zuo sich kleiden mit ir juncfrouwen,
ob si die Hilden tohter wolte mit ir juncfrouwen
schouwen.

Ortrūn diu edele kleidete sich zehant,
si gienc vil frōelichen, dā si Gūdrūnen vant;
dō gienc ir hin engegene des alten Wāten künne:
dō si ensamet wāren, dō sach man mīchel freude
unde wūne.

Si kusten beide einander under rōtem golde
guot;
dar zuo schein ir varwe; gezweiet was ir muot:
liep was Ortrūnen, der künigīne rīche,
daz si die edelen wescherin sach gekleidet alsō
wūnneclīche.

* Dō freute sich diu arme, als wir hān ver-
jehen,
daz si ir edelez künne alsō schiere solde sehen.
Spilnde bi einander sāzen die hēren,
swar si dicke sāhen, ez mōhte ein herze trūri-
gez freude lēren. *

„Wol mich,“ sprach frou Ortrūn, „daz ich
gelebet hān,
daz dū bi Hartmuote wilt hie bestān;
des dinen guoten willen* gibe ich dir ze lōne,
die ich tragen solte, minner muoter Gērlinde
krōne.“

„Nū lōn dir Got, Ortrūn,“ sprach daz meidīn,
„swie dū mir gebiutest, sō wil ich gerne sīn;
dū hāst beweinet dicke mines herzen leide.
getriwelicher dienste wil ich nimmer tac von dir
gescheiden.“

* In kintlichen listen sprach diu maget guot:
„Ir sult boten senden, min her Hartmuot,
in Normandie diu rīche, ob ez in wol gevalle,
nāch iuwern besten vriunden, daz si her ze hove
kumen alle.

* Gestēnt mit frīde diu erbe, daz wil ich iu
sagen,
sō wil ich bi iu krōne vor den helden tragen,
daz ich daz mūge erkennen, wer min ger ze
frouwen:
mich unt mīne māge lāze ich danne iuwer recken
schouwen.“

* Ez was ein list sō wiser: swaz er der vant,
wol hundert oder mēre wurden ūz gesant:
deste minner was der vīnde, dō die Hegelinge
suoheten Hartmuoten: daz was ouch der meide
gedinge. *

Dō sprach diu frouwe Gērlint: „Liebe tohter
min,
nū solt ir inuch scheiden; sōz aber morgen si,
sō sit bi einander mit gezogenheite.“
Dō neic ir Gūdrūn unde bat Got sīn ir geleite.

Von dannen gienc dō Ortrūn; schenken man
ir dō schuof

(Strophe 1316—1327.)

unde trubsæsen; dô was vil kleiner ruof:
man hiez dô haben goume der stolzen meide
riche,
mit trinken unt mit spise phlac man der ellenden
fiziêliche.

Dô sprach von Hegelingen ein vil schœnriu
meit:

„Sô wir dar an gedenken, sô wirt uns dicke leit,
sul wir bi den beliben, die uns her brâhten,
uns selben âne wûnne, des wir uns doch selten
ie bedâhten!“

Si begunden weinen, dà ir frouwe saz,
dô der kinde mære gejeihen heten daz:
si gedâhten in ir sorgen ir ungemaches sære,
si weinten sumeliche: des erlachete Gûdrûn diu
hère.

Si wânden, daz si solten immer dà bestân:
dô was der frouwen wille ninder sô getân,
daz si belibe gerne bi in tage viere;
dô kam ez an die zit, daz siz Gêrlinde rûnten
schlere.

* Ein teil ûz ir zûhten lachen si began,
diu in vierzeihen jâren freude nie gewan:
daz hete wol gehœret diu ûbele tiuvelinne,
diu wincte Ludewige, ez was ir leit von allem
ir sinne.

* Dô giene si schlere, da si Hartmuotes vant;
si sprach: „Sun der mine, über aldiz lant
mûezen hân arbeit die liute dar inne:
in weiz, wes gelachtet hât Gûdrûn diu kûneginne.

* Swiez sich habe gefûeget, od swiez siz habe
vernomen,
ir sint von ir friunden heimliche boten kômen:
dâ von solt dû dich hûeten, edel ritter hère,
daz dû von ir friunden iht fliesest beidiu, lip
und ouch diu ère.“

* Er sprach: „Lât ez beliben! Ich gan ir
harte wol,
swâ si bi ir wiben freude haben sol;
mir sint ir nêhste mæge gesezzen alsô verre;
wâ kæme ich in ir lâge? jâ wæn ich, daz mir im-
mer iht von in gewerre.“*

Gûdrûn ir gesinde frâgen dô began,
ob ir gebettet wære, si wolde slâfen gân;
si was die naht aleine, gescheiden von ir swære;
dô giengen mit der meide des kûnic Hartmuotes
kamerære.

Diu kint von Normandie, diu truogen ir diu
licht:
si heten ir gedienet dâ vor vil selten iecht.
Man vant dâ gerihtet wol drizic oder mære
vil sûberlicher bette, dâ ligen solten der ritter
tochter hère.

* Dar ûf lâgen colter dà her von Arabè,
vil maniger hande varwe unt grûene, als der klê,
von listen harte tiure, diu deckelachen riche;
rôt von dem fiure golt schein ûz den siden sû-
berliche.

* An den liechten phellen von maneger vische hût
bezoge wâren drunder. Wæn Hartmuot wær ir
trût,

(Strophe 1327—1334.)

der minneclichen meide dà her von Hegelingen:
er weste niht der mære, waz im ir kûnne leides
mohte bringen.

Dô sprach diu maget edele: „Jâ sult ir slâ-
fen gân,
ir Hartmuotes helde, wir wellen ruowe hân,
ich unt mine frouwen, doch dise naht aleine;
sit wir her bekômen, sô gewunnen wir mër de-
heine.“

Swaz dà was der fremden, die sach man dan-
nen gân;
die wisen mit den tumben, die Hartmuotes man,
die îlten ze ir gemache ûz der frouwen keme-
nâten:
von mete und ouch von wine die armen wâren
vlyzeclich berâten.

* Dô sprach diu Hilden tohter: „Besliuzet mir
die tûr!“
Starker rigele viere schôz man dar fûr;
ouch was daz gadem sô veste, swes man dà be-
gunde,
daz ez niemen beschreidenlichen ûz ir kemenâten
hœren kunde.*

Dô sâzens allerêrste unt trunken guoten win;
dô sprach diu kûniginne: „Frô mûgt ir wol sin,
alle mine magede, nâch starkem iuwerem leide,
ich lâze iuch morgen schouwen iuwer vil lieben
ougenweide.

Ioh hân gekûsset hiute Herwigen, minen man,
und Ortwin minen bruoder; dà sult ir geden-
ken an:
swelhiu wil werden riche von mir ân allez sorgen,
diu si des genœte, dazs uns nâch der naht ver-
kûnde'n morgen.

* Ir miete wirt niht ringe, uns nâhent freun-
den zit:
jâ gibe ich ir ze miete guote bûrge wit,
dâ zuo vil der huobe: die mac ich wol gewinnen,
gelebe ich an die stunde, daz man mich nennet
eine kûniginne.“*

Dâ mit leiten si sich slâfen; frô was in der
muot,
si westen, daz in kæme manie ritter guot,
die in gehelfen môhten von ir grôzen sorgen:
dar zuo stuond ir gedinge, daz sis sâhen an dem
nêhsten morgen.

Walthar und Hildegunde.

Es ist schon im Beginn unserer Darstellung (S. 4)
erwâhnt worden, daß die Sage von dem aquita-
nischen Fürsten Walthar und der burgundischen
Königstochter Hildegund im zehnten Jahrhun-
dert von einem St. Gallischen Mönche in lateini-
schen Versen bearbeitet wurde. Dies bürgt schon
dafûr, daß die Sage tiefe Wurzel im Volke hatte,
und daß sie eben deshalb wohl auch von Volksdich-
tern besungen worden sein müsse. In der That hat
sich eine vollstândige Bearbeitung derselben erhal-
ten, aber leider nur in zwei, zum Theil sogar sehr
unvollstândigen Bruchstücken, von denen das eine
die Heimleher Walthers und Hildegundens erzâhlt
(s. unten), und das zweite deren Hochzeit beschreibet.
Der deutsche Dichter, der gegen die Mitte des drei-

zehnten Jahrhunderts gelebt haben mag, kannte Eckeharts lateinische Bearbeitung der Sage gewiß nicht; er hat den Stoff vielmehr der lebenden Volks Sage entnommen und ihn mit dichterischer Freiheit behandelt. Wie dem Dichter der Sudrun, war auch ihm das Nibelungenlied Muster und Vorbild, aber, wie jener, hat auch er in Sprache, Darstellung und Form die ernste, strenge Haltung des Vorbilds zu mildern gesucht. So viel wir aber aus den noch vorhandenen Strophen zu beurtheilen vermögen, ist dies nicht zum Vortheil des Gedichts ausgefallen, dessen reifselige Ausführlichkeit sich nur allzusehr von der raschen Entwicklung des volksthümlichen Epos entfernt.

Walthers und Hildegunds Heimkehr.

Si enphingen Volkêren und ouch die sine man, sehzeo siner degene, die wâren mit im dan gevolget von dem Rine durch den Wasechen walt: er leitete sô den gast und ouch die sine, daz erz vil wênic enkalt.

Dô sprach der ellende: „Nu helfet mir bewarn, daz wir die twerhen strâzen iht in den landen varn: wir suln gên Lengers, dâ ist der vater min.“ Des antwurte Volkêr, der vil küene: „Des sol ich huotære sin.

Swie wir anders riten, so ist daz diu lère min, daz wir dâ ze Metzen geste niht ensin. Ortwin hete drinne wol tûsent küener man: swaz der künec her nâch dar umbe geredete, mit strite wurde wir bestân!“

Er hete wol gerâten, si liezenz âne strit. So er aller beste kunde, sô leit er siu sit. Die llute, die ez sâhen, daz er dâ mite reit, die mohten dô dem helde noch der vrouwen vor im gerâten deheiniu leit.

Wâ si die nahtselde næmen durch diu lant mit Volkêre dem helde, daz enwart mir niht bekant.

Der künec mit sinem guote im schône dienen hiez: Volkêr, der was in alsô werdem muote, daz er siu wênic verliez.

Ûz Ortwin's lande durch Burgonde dan brâhte si dô Volkêr, der vil küene man: ob man daz sin geleite sô staro niht hete gesehen, sô müese im ûf der selben strâze dicke sin mîchel arbeit geschehen.

Nu hœrt ouch, wie der recke frumt in sinu lant: die boten, die er hete dem künige gesant, die riten ros diu guoten unt fuorten spæhiu kleit, die sagten in dem lande, daz er kœme und ouch vrou Hildegunt diu meit.

Dô der künec Alpkêr gehôrte dise sage, do entweich im ungemûete und ouch sin langiu klage.

Die boten er vlizieliche enphie, und ouch sin wip: si wurden harte grôzer vreuden riche durch den Waltheres lip.

Dô sprach der vogt von Spanige: „Sô wol mich luwer sage! Ich hete sorge manige lange mine tage,

daz sin in der fremde was mir wol tûsent jâr; ich sich in gerne, swenne in Got sende: diu rede ist entlichen wâr.“

Do ez diu küniginne het mit im vernomen, ir was von lieben mæren vil der trâhenen komen von herzen in diu ougen; weinde si dô saz: si riet, daz man si bête enphâhen unt tet vil willedichen daz.

Dô sprach aber der recke: „Ir sult mich hœren lân, wie Etzel unt frou Helche zuozin haben getân.“ Dô sprach der boten einer: „Daz wil ich in sagen: Walther ist von dem künige sô geschelden, daz ez immer müezen klagen

Ir eteliche drunder, dazs im wæren holt. Er hât an sumelichen vil wol daz versolt, daz si im immer fluochen, wand er hât in erslagen an siner verte vil ir lieben mäge: ich kan in anders niht gesagen.“

Dô sprach der künec edele: „Ich sol mich vreuwen sin, er muoz wesen herre in den landen min: er wirt ze allen ziten der Hiunen bûrgetor. Swes Etzel unt sine recken ie begunden, dâ was er zallen ziten vor.“

Der künec sprach zuo den recken: „Wol ûf, al mine man, unt ritet im begegene! Er hât mir liep getân, swer im nu gerne dienet, des vriunt wil ich wesen: diu lant sult ir mit uns beiden bûwen, ir mûgt bi Walther wol genesen.“

Man sagte im, das in leitete durch Guntheres lant Volkêr, der vil küene (der was im wol erkant), und ouch des küneges recken, driu hundert oder baz: dô bat er sin gesinde zuo im gâhen; die tâten willedichen daz.

Dô hiez ouch sich bereiten des edeln küneges wip; jâ wolde si beleiten der Hildegunde lip, so si aller beste kunde ze Lengers in die stat: ir vrouwen si dô wol kleiden begunde; des si der künec selbe bat.

Sin warten sine llute mit grôzer ungebite. Dar nâch in kurzen stunden man sagte im, daz dâ rite daz Gunthers gesinde mit in in daz lant: dô kom der wirt mit stolzer massenie, dâ er vroun Hildegunde vant.

Diu küneginne fuorte wol sehze megedin, die aller schœnestep, die der mohten sin, und ouch der hœchsten mäge, die man dô bi in vant.

Dô fuorten ouch des alten küneges helde vil harte hêrlîch gewant.

È si wol drie mile komen wâren dan von der stat ze Lengers, in volgten tûsent man oder dennoch mære, die zuo den gesten riten, wande si der küniginne hêre heten vlizielîch gebiten.

Zwerg Laurin.

In dem Lande Lamparten, in der Stadt Bern saß Herr Dietrich auf einer weiten Burg. Er hatte viele Dienstmänner, unter denen Hildebrand, der ihn ergötzen hatte, Wolfhart, Wolsdietrich, Wiltig und Dietleib die angesehensten waren. Als er einst mit diesen ausgeritten war, erzählte der alte Hildebrand von einem wunderbaren Garten mit den schönsten Rosen, dessen Besitzer, der mächtige und reiche Zwerg Laurin, alle tödtete, die ihn ohne seine Erlaubniß beträten. Wie sehr Hildebrand auch widerstrebt, er mußte seinen Gefährten den Weg nach dem Garten zeigen; als sie aber trotz seiner Warnungen mit Gewalt in denselben eindringen wollten, ritt er hinweg. Mit großer Mühe gelang es den Helden, die Thüre zu erblicken, worauf sie voll Uebermuth den Garten verwütheten. Nun aber kam der Zwerg herbei. Er trug die prächtvollste Rüstung; am Daumen der rechten Hand hatte er einen Ring mit einem kostbaren Steine, der ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh; um den Leib trug er einen Zaubergürtel, durch dessen Kraft er nochmals die Stärke von zwölf Männern erhielt; dazu hatte er ein Käppchen, das ihn unsichtbar machte. Als er die Verwüthung sah, welche die Helden in seinem Garten angerichtet hatten, ward er zornig und verlangte von jedem als Buße die linke Hand und den rechten Fuß. Ueber diese Forderung ergrimmt, greift ihn Wiltig an, wird aber mit dem ersten Lanzenstoß vom Zwerg auf die Erde geworfen. Nun nimmt Dietrich selbst den Kampf mit ihm auf, in welchem ihm der Zwerg so hart zusetzt, daß er schon das Schlimmste befürchtete. Da kam Hildebrand wieder herbei, den die Angst um seinen Herrn nicht hatte ruhen lassen. Sobald er sah, wie schlimm es mit Dietrich stehe, schlug er den Kämpfenden vor, auszurufen, und benutzte den Waffenstillstand dazu, dem Berner guten Rath zu erteilen, welchen dieser auch benutzte. Denn sobald der Kampf wieder begonnen hatte, warf er den Zwerg nieder, streifte ihm den Zauberring vom Daumen, den Hildebrand sogleich aufhob, und entriß ihm den Zaubergürtel, zuletzt auch das unsichtbarmachende Käppchen, so daß es nun dem Helden ein Leichtes war, den Zwerg zu überwinden. In der höchsten Noth wandte sich dieser an Dietleib, ihn um seine Fürsprache bittend, denn er sei sein Schwager, sagte er, da er seine Schwester Similt geraubt und zum Weibe genommen habe. Dietrich will aber auch Dietleibs Bitten kein Gehör geben; da entreißt dieser den Zwerg aus des Berners Händen und verbringt ihn im Walde. Dies wollte Dietrich rächen, und als Dietleib zurückkam, griff er ihn zornig an, doch gelang es den Andern, die Kämpfenden zu trennen und Dietrichen zur Milde gegen den Zwerg zu stimmen, worauf sie trotz Hildebrands wiederholten Warnungen der Einladung Laurins folgten, welcher sie in den Berg geleitete, der ihm zur Wohnung diente. Sie wurden von den Zwergen festlich empfangen und auch Dietleibs Schwester kam ihnen entgegen. Während sie aber ihren Bruder umarmte, bat sie ihn, sie aus der Gewalt Laurins zu befreien, was dieser ihr auch gern zusagte. Nun wurden die Gäste auf das Glänzendste bewirthet, Laurin zeigte solche Pracht, daß die Fürsten eingeblieben, noch niemals solchen Reichtum und solche Herrlichkeit gesehen zu haben. (Siehe das mitgetheilte

Bruchstück.) Laurin aber gedachte, die Helden zu verderben; nachdem er den Dietleib in ein Seitengemach gelockt und ihn daselbst eingesperrt hatte, gab er den andern Helden einen Zaubertrank, von dem sie in tiefen Schlaf versielen, worauf er ihnen die Waffen nahm, sie an Händen und Füßen band und in einen festen Thurm schloß, in welchem sie am sechsten Tage erwachten. Da Laurin den Bitten der Königin, den Helden die Freiheit zu geben, kein Gehör gab, entschloß sich diese, sie selbst zu befreien. Sie stieg, während der Zwerg schlief, ihrem Bruder einen Ring zu, durch dessen Kraft sich die Thüre seines Gefängnisses öffnete; dann band sie die Harnische der andern zusammen, ließ sie an einem Seile in den Thurm hinab, gab ihnen ebenfalls Zauberringe, so daß auch ihnen sich die Thüre öffnete. Sobald Laurin bemerkte, daß sie frei im Berg herumgingen, rief er seine Zwerge zusammen, mit welchen die Helden einen furchtbaren Kampf begannen, der mit der Vernichtung der Kleinen endigte. Da ließ Laurin in grimmliger Wuth vor den Berg, und stieg in sein Horn, auf dessen Ton sogleich sechs schreckliche Riesen herbeieilten, welche sich auf die Helden stürzten. Doch mußten auch diese unterliegen. Während des Kampfes gerieth Dietrich in solchen Zorn, daß der Feuerathem von ihm ging und der Riese, der ihn angegriffen hatte, vor der Hitze nicht bestehen konnte, und seine Waffenrüstung verbrannte, worauf ihn Dietrich tödtete. Unterdessen hatte sich Laurin bei der Königin verborgen; er wagte sich aber erst dann hervor, als ihm die Fürsten Sicherheit versprochen. Diese aber bemächtigten sich aller der herrlichen Schätze, die in dem Berge lagen, und gerückten denselben, dann kehrten sie nach Bern zurück, wo sie mit dem größten Jubel empfangen wurden. Dietleibs Schwester wurde einem andern Fürsten vermählt, Laurin aber war so arm geworden, daß er mit Arbeit und Pein seine Nahrung erwerben mußte: er wurde ein Gaukler und trieb seine Künste vor Fürsten und Herren, damit er von ihnen Essen habe.

Die Sage vom Zwergkönig Laurin ist wohl ursprünglich in Tyrol heimisch gewesen; der Bartsburger Krieg sagt ausdrücklich, daß er Herr in dem Gebirge gewesen sei, welches zugleich in Deutschland und in Böhmen liegt, worunter ohne Zweifel Tyrol gemeint ist. Sie mag wohl schon im dreizehnten Jahrhundert mit der Dietrichsage in Verbindung gebracht worden sein, und wie der bayrische Geschichtschreiber Aventinus berichtet, daß zu seiner Zeit noch viel von König Laurin gesprochen und gesagt wurde, so sind gewiß auch schon im gefangreichen dreizehnten Jahrhunderte Lieder von ihm vorhanden gewesen. Das uns überlieferte Gedicht, welches nach einer der Hauptgestalten gewöhnlich der Zwerg Laurin, aber auch nach dem Schauplatze des ersten Kampfs der „Kleine Rosengarten“ genannt wird, ist jedoch wohl erst im vierzehnten Jahrhundert abgefaßt worden; denn ob es gleich am Schlusse dem Heinrich von Ofterdingen zugeschrieben wird, der, wenn er je gelebt hat, am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geblüht haben mag, so stimmen doch alle äußeren und inneren Gründe dagegen, es in eine so frühe Zeit zu versetzen. Vielleicht ist es die Uebersetzung eines früheren Gedichts, denn so roh die Darstellung auch im Ganzen ist, so sind der Spuren genug darin, daß es einem mit der höchsten Kunst

vertrauten Dichter seinen Ursprung verdankt. Seltener ja sogar die Sänger, welche bei dem Festmahle im Berg die Gäste unterhielten, nicht fahrende Leute, wie in der Gudrun, sondern höfische Liebesbringer (B. 1740); und die Form der kurzen Reimpaare, in welchen das Gedicht abgefaßt ist, möchte nicht weniger auf einen Dichter hinweisen, der, ohne selbst zu den höfischen Sängern zu gehören, doch diesen sich anzuschließen suchte. So roh übrigens die Darstellung auch ist, so hat sie den ächt poetischen Gehalt der Sage nicht verdunkeln können; es fehlte dem Dichter nicht an poetischem Sinn, vielmehr überrascht er oft durch die Lebhaftigkeit des Vortrags, ja es gelingt ihm sogar, die und da die Unbeholfenheit der Sprache zu überwinden, wenn ihn der Geist der Sage durchdringt, und dann entquellen ihm Löhne, welche an die lebendige Kraft des Volksliedes erinnern. Es ist dies eine Bemerkung, welche auch auf die folgenden volkstümlichen Dichtungen und selbst auf die rohesten der späteren Zeit ihre Anwendung findet. Denn es liegt im Volksliede eine so unverwundliche Kraft, daß er auch dann noch von ergreifender Wirkung ist, wenn er auch noch so sehr durch rohe und unbeholfene Form verunstaltet wird, während die Kunst dichtung unwiderbringlich alle Wirkung verliert, wenn der an sich schöne und poetische Gedanke nicht von der Form gehoben wird.

Noch ist eine Fortsetzung des Zwergs Laurin vorhanden, in welcher mit weiterer Entwicklung der Andeutungen des ersten Gedichts erzählt wird, wie Laurin am Hofe Dietrichs lebte, wie nach einiger Zeit mächtige Zwergkönige mit einem großen unsichtbaren Heere Bern bestürmten, um ihn zu befreien, und wie er selbst, der sich zum Christenthum bekehrt hatte, einen Frieden zwischen Dietrich und den Zwergen stifte. Diese Fortsetzung, die auf keiner Sage beruht, ist in Anlage und Ausführung gleich roh und werthlos.

Wie Laurin die Gäste bewirthet.

- Similt, diu het ouch vernomen,
 1710 fremede geste weren komen:
 si frägete, swer si möhten sin?
 Dô sprach ir ein twergelin:
 „Der künec hât nâch iu gesant;
 iu sint die geste bekant,
 1715 die recken ûz erkorn,
 si sint ûz diutsche lande geborn.
 Der künec iu daz enbôt,
 daz ir durch nicheine nôt
 an iuwern herzen swære traget:
 1720 von den gesten er iu selbe saget.“
 Dô sprach diu küniginne:
 „Nu wol âf, al mine dienerinne,
 wir wellen ze hove gân!
 Daz ez nâch êren si getân,
 1725 sô niment iuwer schœniu kleit.“
 Dô wâren si gemeit;
 daz si ze hove solden gân.
 Dô kam vil maniger spilman,
 unt machte vreude manigerlei
 1730 mit posûnen unde schalmei:
 man hôrte manige stimme hel,
 und ûz maniger wizen kel
 ein vil gar sûezez singen.
 Dô begunden in nâch dringen
 1735 manec ritter einêr elne lanc:

- der eine lief, der ander spranc
 durch vrôuden âne wân.
 Man sach der megede für gân
 zwêne vil kutze singer,
 1740 hōvische liederbringer.
 Si triben maniger hande spil
 vor ir dô mit vrôude vil,
 daz ez witen erklanc,
 unt sungen meisterliche sanc.
 1745 Swer die hôrte dô,
 der wart et von herzen frô,
 nude lies al trûren hie.
 Nâch hove dô gie
 vor der künigin mære
 1750 manec kurzer videlære,
 ie zwên unt zwên besunder:
 die triben spiles wunder
 unt tâten dienstes vil.
 Dô kam sus mit spil
 1755 Similt diu küniginne
 mit maniger kurzen dienerinne,
 schöne unde wol getân.
 Si truogen richiu kleider an
 von pfellen unt von side;
 1760 dar an daz beste gesamde
 lac, so man haben sol:
 daz stuont in allez wol.
 Eine krône guldin
 truoc âf die künigin,
 1765 dô lac gesteines vil an:
 driu lant gultenz niht âne wân.
 Dâ bi lac ein stein,
 swem der under ougen schein,
 der wart frôlich unde gemeit:
 1770 swaz an die geste was geleit
 von zouber, daz wart âbe getân.
 Die herren sâhen ein ander an,
 Dietrich unt siniu geselleschaft,
 unt wurden frôdehaft
 1775 do sweder den andern sach:
 liebers in niene ê geschach.
 Diu frôude werte alden tac:
 swaz man kurze wile pfac,
 daz sâhen die geste mit alle
 1780 in des richen küniges halle.
 Similt vor den künec trat:
 Luarin si dô bat,
 daz si gën den gesten gienge
 unde si wirdeclich enphienge.
 1785 Similt was vil gar frô,
 wand ir muot stuont alsô,
 daz si die geste gerne sach:
 liebez von ir in sit geschach.
 Similt unde ir meide guot
 1790 gâben in ouch hōhen muot.
 Dietleibe sus liep nie geschach
 als dor sine swester sach
 in alsô hōher wirdekeit:
 dô was gewendet al sin leit.
 1795 Similt, diu maget riche,
 kam dô zûhtecliche
 mit rôsenvarwen wangen:
 dô wart êrste schöne enphangen
 hêrre Dietrich und die helde sin.
 1800 Mit zûhten sprach daz magedin:
 „Sit willekomen, hêrre Dietrich,
 von Berne vûrste lobelich!
 Mir liebet, deich iuch sol sehen:

- 1805 Ich hört iuch grôzer manheit jehen,
swâ man iuch sach inne lande.
Ir huotet iuch ie vor schande,
und entâtet dehein laster nie,
des hânt ir ère unde lobes ie!“
Dô danket ir herre Dietrich.
- 1810 Sine gesellen gruoste si gelich,
allerbeste, so si mohte
unde zir èren dohte.
Irn bruoder schône si enpfâe;
mit armen sin umbevie,
- 1815 si sprach: „Du solt willekomen sîn
hie, vil lieber bruoder min!“
Si dructe in an ir bruste
unde halste in unt kuste;
durch ganze liebe daz geschach.
- 1820 Dietleip ir dô gesprach:
„Nu jehe, liebiu swester min,
wiltu noch langer hie gesin
in diseme holen berge
bi Luarine dem twerge,
- 1825 ode wiltu dir helfen lân?
Dir wirt noch ein biderber man!“
Si sprach: „Lieber bruoder min,
swaz du mir rêtest, sol sîn;
mirne gebrast hie niuwihl,
- 1830 dienst über dienst mir geschihl;
swes min herze gert,
des wirt ez hie gewert
tûsentvalt unde wol.
Swenne ich aber gedenken sol
- 1835 der, die uns friunde sint,
sô wirt mir al min fröude blint.
Ein ungetoufîu diet ist daz,
Krist von himele ist in gehaz;
ir geloube ist mir unwert,
- 1840 min muot heim ze lande gert:
gerne wær ich bi der kristenheit.“
Dô sprach er aber zuo der meit:
„Similt, liebiu swester min,
nû lâ din trûren sîn;
- 1845 ich nime dich dem kleinen man,
unde soltez an den lip mir gân!“
Luarin was harte risch;
er ruofte die geste ze tisch
unt sprach: „Trûte gesellen min,
- 1850 nû soltir hôchgemuote sîn!
Legent von iu iur stritgewant,
helm unde schilt after hant,
diu swert unde die brûnnen guote:
vor schaden ich iuch behuote!“
- 1855 Dô geloubten si der mære
dem künige sunder swære,
unde zogen ab ir isengewant.
Daz nâmen dô zehant
kamerære, unt brâhten riche wât
- 1860 (baz si dehein künec hât),
daz in nicheime lande wart
riter bewât in schöner art,
unt wart in niender rezeiget baz.
Zwære wizzent daz,
- 1865 die tische wâren helfenbein,
dô vil manec edelstein
was mit listen in gegraben,
unde manic wilt erhaben,
schône aus si lebeten
- 1870 und in den lûften swebeten.
Der dô werkes meiser was,

- schône gefuogter daz
bi den sînen jâren;
die tische zesammen wâren
mit listen spæhe gegozzen
unde guldin an den slozzen:
des gap man dem meister danc.
Dâ bi stuont manec sedelbanc,
gezieret wol mit side rôt.
- 1880 Man brâhte dar win unde brôt
unt swaz so man haben sol:
aus diene man in horte wol.
Ir vil sâzen nider:
die schenken kâmen aber wider
unde brâhten küelen win.
- 1885 Ouch sach man manec twergelin
ze dienste vor dem künige stan
unde vor der maget wol getân,
unt vor den gesten zemâl.
- 1890 Dô was fröude richer schâl:
dorklanc joch vil snelle
manigiu stîmme lût unt helle,
einu klein, einu grôz:
nieman daz niht verdrôz;
- 1895 dô klangen under aelten vil
unde maniger hande spil.
Die geste in fröuden sâzen
unt trunken unde âzen
dô nach hōvischer wirdekeit:
sit bestuont si michel arebeit.
- 1900 Die tische hiez man dannen tragen;
beidiu, singen unde sagen,
huop sich nâch dem ezzen vil
unde manec seitenspil,
- 1905 daz ez under ein ander hal
in dem berge reht über al.
Der künec bat die küniginne,
daz si mit ir dienerinne
dô wider gieng in ir gemach.
- 1910 Dô daz alsus geschach,
dô wart den gesten aber wê:
ir keiner sach den andern mē,
und dirre vinster si verdrôz.
Sit wart ir arbeit êrste grôz.

Der Riese Eigenot und Ede Ausfahrt.

Wir vereintigen diese beiden Gedichte in unserer Betrachtung, weil sie nicht nur äußerlich zusammenhängen, sondern auch wahrscheinlich Etnen und denselben Verfasser haben, in welchen Einige den Albrecht von Remenaten aus dem Thurgau erkennen wollen, da der von ihm gedichtete „Sol demar“, von dem sich jedoch nur der Anfang erhalten hat, mit dem „Riesen Eigenot“ und mit „Ede Ausfahrt“ mancherlei Ähnlichkeiten in Stoff und Darstellungsweise darbietet *). Sie sind in einer dreizehnzeiligen Strophe gedichtet, welche unter dem Namen der Berner Weise oder Herzog Ernst-Lon bekannt ist, Namen, die sie von den in ihr besungenen Helden erhalten hat. Beide Gedichte gehören zu den roheren Er-

*) Rudolf von Ems erwähnt einen Herrn Albrecht v. Remenaten (S. v. S. 538. 540) unter den von ihm gepriesenen Weisern, doch ist dies gewiß ein anderer, als der Verfasser des Sol demar, da Rudolf nur entschieden bössische Dichter nennt und rühmt, zu denen jener nicht gezählt werden kann; auch müßten dann die ihm zugeschriebenen Gedichte in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufgerückt werden, während sie unzwiefelshaft in das vierzehnte gehören.

zeugnissen der Volkspoesie, die schon in das Bänkelsängerische anzuquartieren beginnt, aber selbst in ihrer rohen Form durch die Wahrheit und Kraft der Darstellung und acht poetische Momente gefallen. In diesen Gedichten tritt uns übrigens schon das bürgerliche Element entgegen, das in der folgenden Periode ganz vorherrschend wird; sie erscheinen als Vorläufer der Schlacht- und Siegeslieder, denen wir in den folgenden Zeiträumen in reicher Entfaltung begegnen werden. Es ist in jenen schon ganz der nämliche Geist, der in diesen weht; die urdeutsche Kampfs- und Kriegslust, welche in den Nibelungen in ihrer reinsten Vollständigkeit erscheint, nimmt hier schon einen bürgerlichen Charakter an, der sich die alte Sage anzueignen sucht.

An innerem Werthe steht das Eckenlied oder Ecken-Ausfahrt weit über dem Riesen Sigenot, der viel kürzer und dürftiger ist, der epischen Ausfährlichkeit ganz ermangelt und in der Darstellung oft matt und leblos ist. Der Inhalt desselben ist in Kurzem folgender: Eust zieht Dietrich auf Abenteuer aus; in einem Walde begegnet er einem Riesen, der ihn alsbald als denjenigen erkennt, der ihm den Dheim erschlagen, dessen Tod er nun zu rächen gedenkt. Er streckt ihn mit einem Schläge zu Boden, nimmt ihn unter den Arm und trägt ihn in einen finstern Thurm. Doch will sich der Riese auch an Meister Hildebrand rächen, weil dieser dem Berner geholfen, als dieser seinen Dheim erschlug. Bald begegnet ihm der alte Held, welcher seinen Herrn aufsuchte. Als er von dem Riesen Dietrichs Schicksal erfuhr, griff er ihn an, aber Sigenot verstand ihm einen so mächtigen Schlag mit seiner Stange, daß er niederfiel und das Schwert ihm aus der Hand flog. Nun ergriff ihn der Riese bei dem Barte und schleppte ihn in eine Burg, welche von wilden Zwergen erbaut worden war; dort sah er Dietrichs Schwert an einer Wand; ehe es der Riese verhindern konnte, ergriff er dasselbe, und schlug dem Feinde das Haupt ab. Hierauf suchte Hildebrand seinen Herrn; er fand ihn in dem finstern Thurm, in welchem es böse Würmer gab, die der Held bis dahin nur mit Mühe von sich abgehalten hatte. Da es dem alten Meister nicht gelang, den Herrn herauszugelien, ging er in den Berg, wo er einen Zwerg fand, mit dessen Hilfe er den Berner befreite, worauf beide Helden heimkehrten.

Wie schon gesagt, ist das Gedicht von „Ecken Ausfahrt“ von größerer Bedeutung, als der Riese Sigenot; es übertrifft diesen nicht nur an größerer Lebendigkeit der Darstellung, glücklicherer Behandlung der strophischen Form (weshalb Einzelne geneigt sind, beide Gedichte verschiedenen Verfasser zuzuschreiben), sondern auch an größerem Reichthum von poetischen Motiven, die meistens mit Glück benutzt sind. Insbesondere ist der Kampf Dietrichs mit Ecken vortrefflich geschildert; die Darstellung wird durch das Gespräch der beiden Helden, das sich durch die ganze Erzählung des Kampfes hindurchzieht, eben so anschaulich, als mannigfaltig; und weit entfernt, dadurch matt oder schleppend zu werden, gewinnt sie vielmehr an Lebendigkeit, indem die Hauptzüge des Kampfes in ungezwungener Weise hervorgehoben werden. Eben so vortrefflich ist Dietrichs Klage um den gefallenen Ecken, die von tiefem Gefühle zeugt. Da-

gegen ist Alles, was auf diesen ersten schönen Theil des Gedichts folgt, von nicht größerem Werthe, als der Riese Sigenot.

In Köln (dies ist der Inhalt des Gedichts), der Hauptstadt des Landes Griblar*), saßen vor Zeiten drei Helden: Basolt, Ede und der wilde Ebenroth. Als sie einst von Dietrich sprachen und ihn als den kühnsten Helden priesen, da er sogar den Riesen Grime und dessen Weib, Frau Hilte, bezwungen habe, beschloß Ede den Berner aufzusuchen, um sich mit ihm zu messen und an ihm Ruhm zu erwerben. Diese Reden hörten drei schöne Königinnen; der Ruf des Helden machte sie begierig, ihn mit eigenen Augen zu sehen, und Ede versprach ihnen, jenen gefangen herbeizuführen. Darüber erkrankte, verließ ihn Ede von den Jungfrauen als Belohnung, wenn er es erwalle, die Brünne, die einst König Drunt und nach ihm Wolf Dietrich getragen, und die sie um 50,000 Mark gekauft habe. Sie rüstete ihn zum Kampfe mit den besten Waffen aus; auch wollte sie ihm ein gutes Roß geben, doch nahm er es nicht an: er sei viel zu ungeschick, sagte er, als daß ihn ein Roß tragen könne, auch vermöge er vierzehn Tage zu gehen, ohne daß ihm Hunger oder Müdigkeit die Kraft benehme. Hiermit nahm er Urlaub und ging zu Fuß von dannen. „Hinsief er; wie einen Leopard in den Wald sah man ihn weithin springen; Den Helm man hörte mannigfaltig Wieder aus dem Wald erklingen, Recht als ob eine Glode wäre erschallt; Wo ihn ein Ast berührte Mit Klang er es vergalt.“ Der Ton schallte in das Gebirge, des Schildes Klang erweckte der Vogel mannigfaltige Stimmen und die wilden Thiere schauten dem Helden nach, der, von Kampfbegierde getrieben, nach rastlosem March am folgenden Tage Bern erreichte. Als er in die Stadt kam, begannen die Leute vor ihm zu fliehen. „Da gab in der Straße hellen Schein Nach jeder Seite die Brünne sein, Als ob sie entzündet wäre; Recht wie in einer sprühenden Blut, Leuchtete ihm sein Schild und auch sein Hut. Da sprach ein Bernäre (Berner): O Herr, wer ist jener Mann, Der dort steht in dem Feuer? Er hat so lichten Harnisch an, Und ist so ungeheuer! Er hat er eine Welle dort, Die gute Stadt zu Berne Verbrennet er sofort.“ Laut rief Ede nach Dietrich; da er von Meister Hildebrand vernahm, daß er nach Tyrol geritten sei, zog er die Etsch hinauf, desselben Tages noch bis Trient und weiter bis auf den Berg Rones, wo er übernachtete. Am andern Morgen ging er weiter in den Wald, wo er ein Meerwunder, halb Mann, halb Roß, welches ihn anfiel, erschlug. Bald darauf fand er einen schwer verwundeten Mann, der ihn vor Dietrich warnte. Da ihn Niemand bestehen könne, wie er selbst auch ihm erlegen sei; doch reizte dies den Riesen nur noch mehr. Endlich erreichte er den Berner, den er sogleich zum Kampfe auffordert. Dietrich weigert sich Anfangs, doch als Ede ihn wegen seiner Feigheit verhöhnt, springt er von seinem Roß, und es beginnt ein mörderischer Kampf, den der Dichter mit steigender Lebendigkeit darstellt. Sie fechten die Nacht hindurch, die von ihren Schwertschlägen erhell wird. Als die Vögel mit ihrem Gesang den anbrechenden Tag verkündigen, wird ihre

*) Verunstaltete Form des lateinischen Namens (Colonia) Agrippina.

Stimme von den Waffen der Helden überklingen, die auch wenig auf das Hören, was die Vögel singen. Schon rieselt das Blut von den Helmen, es strömt aus Nasen und Ohren, daß sie vom harten Kampfe ruhen müssen. Doch dauerte ihre Ruhe nicht lang; mit grimmer Wuth ließen sie einander wieder an: das Feuer brannte von den Schlägen aus den Helmen, daß sich die Aeste entzündeten und der Rauch wie ein Nebel durch die Bäume drang. Da versetzte Ede dem Berner einen so mächtigen Schlag, daß er ihn den Schild zerhieb und Dietrich in große Noth kam. Nun zog sich dieser schnell in den Wald zurück, wo ihn die Aeste vor Edes Hieben schützten; doch dauerte der Kampf mit gleicher Hartnäckigkeit fort. Endlich gelang es dem Berner, seinem Feinde einen solchen Stieb beizubringen, daß dieser auf den Boden fiel. Doch sprang er schnell wieder auf, drang neuerdings auf Dietrich ein, und brachte ihm wieder eine Wunde bei, worüber dieser so ergrimmt, daß er eines Löwen Muth gewann und Ede an Kraft gleich ward. Zum fünften Male schlug er den Riesen nieder, und er stürzte sich auf ihn, ihn auffordernd, sich zu ergeben, wenn er am Leben bleiben wolle. Aber Ede vertraute so sehr auf seine Riesenkraft, daß er Dietrichs Vorschlag mit Hohn zurückwies. Nun begannen die Helden mit einander zu ringen; beinahe wäre es Ede gelungen, sich wieder zu erheben, aber Dietrich griff ihm in den Halsberg und drängte ihn so mächtig gegen einen Baum, daß er die Besinnung verlor. Auch die erneuerten Aufforderungen des Berners an den Riesen, sich zu ergeben, sind vergeblich, er will lieber sterben, als solche Schmach erbulden. Da sprach Dietrich: „So reuest Du mich, Ede! Mag es nun nicht anders sein, So hast Du verloren das Leben Dein, Viel auserwählter Rede. Davon so wende Deinen Sinn, Um alle werthe Frauen, Oder es wird Dein Ungewinn: Das lasse ich Dich beschauen. Dein Blick ist so gräßlich gethan, Rämpst Du auf von der Erde, Ich müßte den Tod empfahn.“ Mit diesen Worten durchstach er ihn. Aber kaum ist es geschehen, als er über den gefallenen Helden zu klagen beginnt, der so todesmüthig gekämpft, und machte sich Vorwürfe, den klünnen Jüngling nicht am Leben lassen zu haben. Darauf zog er ihm die Rüstung aus; als er sie aber anlegen wollte, war sie viel zu lang; er hieb eine Klammer davon ab, daß sie ihm passe. Aber Ede war noch nicht todt; als er sah, daß der Berner davon reiten wollte, rief er ihm zu, er möge ihn nicht so liegen lassen, sondern ihm das Haupt abschlagen, da er doch nicht wieder genesen könne. Dietrich erfüllte seine Bitte; das abgeschlagene Haupt band er an seinen Sattel, um es den Königinnen zu bringen, die den Riesen gegen ihn ausgesandt hatten. (S. das mitgetheilte Bruchstück.) Als er durch die Aue ritt, fand er eine Frau, die ihm seine schweren Wunden verband und ihn für die weiteren Abenteuer ermunterte. Nachdem er von ihr geschieden, kam er zu einer Frau, die von Fasolt, Edes Bruder, verfolgt wurde; er nahm sie in seinen Schutz, und gerieth darüber in einen Kampf mit dem Riesen, der noch mehr ergrimmt, als er erfuhr, daß Dietrich Ede erschlagen habe. Doch wurde er überwunden und mußte sich dem Berner ergeben. Hiernach zogen die beiden Helden weiter und gelangten zu einem

hohlen Stein, wo sie einen Ritter, Namens Eggenot, fanden, der ihnen auf ihre Frage, warum er so allein sei, antwortete, sein Herr und die Andern seien ausgezogen, um Edes Tod zu rächen. Als Eggenot von Dietrich selbst vernahm, daß er den Riesen erschlagen habe, fiel er den Berner grimmig an und versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag, daß er strauchelte. Da ward Dietrich zornig, daß der Feuerathem aus seinem Munde ging und er, sein Schwert in beide Hände nehmend, den Feind erschlug. Noch mußte er mit Birchlilt, der beiden Riesen Mutter, einem starken angefügten Weibe kämpfen; denn kaum hatte ihr Fasolt Edes Tod berichtet, als sie einen ungeheuren Baum aus der Erde riß und Dietrichen mit wildem Grimme angriff, daß er sich kaum vor ihren mächtigen Hieben schützen konnte. Doch schlug er ihr endlich das Haupt ab. Als es ihr vom Kumpfe flog, schrie es noch so gewaltig, daß es in dem Walde weithin erscholl, „mehr denn eine Meile“. Als ihre Tochter Bobelgart, die stärkste Jungfrau, die man in dem Gebirge fand, den Todeschrei der Mutter hörte, riß sie einen mächtigen Baum aus der Erde, und rannte, über Stod und Dornen springend, durch den Wald an den Ort, woher die Stimme gekommen war. Als ihr Fasolt, der bei der todtten Mutter stand, den Berner als den bezeichnete, der ihr Mutter und Bruder erschlagen, schrie sie laut auf vor Zorn, lief den Berner an, und gab ihm solchen Schlag, daß er nieder sank. Schnell aber sprang er wieder auf und hieb ihr mit kräftigem Stieb den Baum entzwei. —

So weit geht die Handschrift; aus der spätern Umarbeitung Caspars von der Roen wissen wir aber, daß Dietrich, nachdem er noch manche Kämpfe bestanden, endlich in die Burg der drei Königinnen gelangte, diesen unter bittern Vorwürfen Edes Haupt vor die Füße warf, daß sie mit Blut und Gehtren bedeckt wurden, worauf er ohne Abschied fortritt, und endlich glücklich wieder nach Bern gelangte, wo er von den Seinigen mit Jubel empfangen wurde.

Dietrichs Kampf mit Ede.

- 127 Sô herter tac erlûhte in nie:
swaz si dâ vor gestriten ie,
des wart dô gar vergezzen.
Ir maht was in entwichen gar
si leitenz mit den swerten dar:
ûf Ecken wart gemezzen
Ein alsd ungefiegier slac,
daz er kam von den sinnen
unt vor im ûf der erde gelac.
Doch moht ern niht gewinnen,
unz er ein niuwe maht gewan:
dô spranc Ecke von der erde,
unt lief in wider an.
- 128 Vil manec wunden er im sluoc
durch den halsperc, den er truoc;
doch er in aber valte
Vil zorneelichen ûf daz lant:
in kund verhouwen nie sin hant,
er stuont ûf mit gewalte,
Des kund er niht erwêren dâ.
Der Berner hât gedingen,
ob er in nider valte sâ,
sô welt er mit im ringen.

- Das bluot im ûs den wunden wiel:
mit zorn sluoc er, daz Ecke
zem fünften mâle fiel.
- 129 Daz bluot ervarwie dô daz gras:
niht langers bitens dô enwas:
ez fiel ûf in der recke.
Als er in underligen sach,
der helt gewaltelich dô sprach:
„Wiltu genesen, Ecke,
Frumer deggen, so ergip dich mir
durch aller vrouwen êre:
sô lân ich hie daz leben dir
(sus sprach der Bernære).
Swie unser zorn si grôz gewesen,
durch dine manheit stæte
sô lâz ich dich genesen.“
- 130 Her Ecke sprach: „Nu enwelle Got!
Wan ich wære al der welte spot
hinnen für iemer mære;
Sô hâzten minen starken lip
die werden man unt werdiu wip,
unt hete sin lûtsel êre.
Din grôziu vrôud ûf minen tôt,
diu frumt dich harte kleine:
din zwêne bræht ich noch in nôt,
unt slûeg lûch alters eine.
Din kraft ist dir ze nihte guot,
wan dich vil sære krenket
die wunden und daz bluot.“
- 131 Her Dietrich sprach: „Nu lose mir:
zwei spil, diu wil ich teilen dir,
als ich dir hie bescheide.
Du wirt geselle und wirt min man
(daz ist daz beste dir getân),
als kins den tûd vreide.
Der dinge, der muoz einz sin,
ê daz wir scheiden hinnen!
Mich hilft diu vorgâbe min,
ich wil an dir gewinnen.
Er sprach: „Mir ist din rede zorn:
nu fîht halt, swie du wellest,
du hâst den lip verlorn.“
- 132 Her Dietrich für die welt genomen
hæt, daz er dannen môht sin komen,
Ecke druht in zuo den ringen;
Er sprach: „Waz hilft, dazd ob mir list?
den lip du doch dar umbe gist:
dir mac hie niht gelingen.“
Es wâren vrouwen drucke niht,
daz zeigt im wol der herre:
er druht in, daz von sinr gesiht
daz bluot schôz harte verre,
unt vil gar begôz den klê:
vom touf unz an sin ende
geschach im nie sô wê.
- 133 Dô druht er für baz ûf den man:
sô leiden tac er nie gewan.
Ecke was nâh ûf gestanden.
Dô er under im im grase sleif,
in den halsperc er im greif
mit beiden sinen handen,
Dâ er unverschroten was. —
dâ zart er im die ringe
reht, als ez wær ein blêdez glas:
mit sôlhem ungelinge
gelag er ob im harte blôz;
er zart im ûf die wunden,
daz bluot si beide begôz.
- 134 Der swerte wart vergessen gar,
si namen grôzer drucke war,
si kâmen ûf ein wite.
Einander tâten si sô wê,
daz bluot begôz den grünen klê:
ze tal an einer lîte
Der berner Ecken sære twanc
zeins boumes stammen grüne,
daz sin bluot zen wunden ûz dranc:
betoubet wart der küene.
Der Berner druht in ûf daz gras
mit alsô grôzen kreften,
daz er vil kûm genas.
- 135 Guot was hern Ecken guldin gewant.
Ob im lac allez der wigant,
der edel Bernære;
Er sprach: „Du maht niht langer leben:
des solt du mir din swert ûf geben,
vil stolzer deggen mære.
Tuost du des niht, sô muost den tût
von minen handen dulden:
des hilf dir selben ûzer nôt
unt kum gèn mir ze hulden;
sô fûer ich dich an miner hant
gevangen für die vrouwen;
sô wird ich in bekant.“
- 136 Dô sprach Ecke der werde deggen:
„Mins swertes wil ich selber pflegen,
von Bern ein fürste rîche!
Mich santen her ûf disen tan
dri kûneginne lobesan.
Daz wizvest sicherliche:
Ê daz du mich gevangen dar
hin bræhtest gen Jochgrimme
für die kûneginne klâr
(rief er mit lûter stimme),
ich wolt verliesen ê den lip,
dan min ze Jochgrimme
spotten diu werden wip!“
- 137 Dô sprach der herre Dieterich,
von Berne ein vûrste lobelich:
„Neinâ, vil werder Ecke!
Gib mir din swert in mine hant
(sô sprach der deggen wit erkant),
vil ûz erwelter recke!
Got weiz wol, daz ich dir din leben
hie gar ungerne wende:
dâ von solt du dich ergeben,
ald ez nimet ein ende.
Daz rât ich ûf die triuwe min,
ald ez gât an ein sterben:
daz mac niht anders sin.“
- 138 Gæb ich min swert in dine hant,“
alsô sprach Ecke der wigant,
„mich schulten iemer mære
Ze Jochgrim man unde wip.
Ich wil verliesen ê den lip!
(so sprach der deggen hère)
Min swert, daz wirt dir niht gegeben.
Ist dir alhie gelungen,
sô soltu nemen mir daz leben:
des wirt din lop gesungen.
Ich kan dir anders niht gesagen:
ich gan dir baz der êren
an mir, denn einem zagen.“
- 139 Dô sprach der herre Dieterich,
von Berne ein fürste lobelich:
„Sô riuwest du mich, Ecke!

Mag ez nu anders niht gesin,
sô hâst verlorn daz leben din,
vil ûz erwelter recke.

Dâ von sô wende dinen sin
durch alle werde vrouwen,
ald ez wirt din ungewin:
daz lâz ich dich beschouwen.
Din blic ist freislich getân:
kæmest ûf von der erde,
ich mües den tût enphân.“

- 140 Den helm er im dô ab gebrach;
swaz er dô ûf daz hârsnier stach,
er kund sin niht gewinnen

Alsô klein, als umb ein hâr.
Mit den knôphen stiez er dar:
daz bluot begunde rinnen

Knallenthalben durch daz golt.
Der rise wart âne wize:
daz hât er an im wol verscholt.
Er huob im ûf die slizze:
die wâren beid von golde rôt;
er stach daz swert durch Ecken;
des twang in michel nôt.

- 141 Als er den sig an im gewan,
dô stuond er über den küenen mau,
unt sprach vil jæmerlichen:
„Min sig und ouch din junger tût
machtet mich dicke schamerôt:
ich tar mich niht gelichen

Ze keinem, der mit êren gar
lebt: des klag ich dich feigen.
Swar ich in dem lande var,
sô hât diu welt ir zeigen
ûf mich, unt sprechent sunder wân:
„Seht, diz ist der Bernære,
der künge stechen kan!“

- 142 Er sprach: „Ecke, mich riuwt din lip!
Din übermuot unt schœniu wip
welnt dir den lip verkoufen:

Des muoz ich dir von schulden jehen,
wan ich nie degen hân gesehen
sus nâch dem tôte loufen,

Alsam du, helt, hie hâst getân.
Du phlæg enkeiner mâze,
noch kundest weder hân noch lân
ûf dirre veigen strâze.
Er ist zer welt ein sælio man,
der wol an allen dingen
halten unde lâzen kan.

- 143 Dez muoz ich mich von schulden schamen.
Unt wær ich niuwan von dem namen,
ichn ruochte, wie ich hieze,

Daz ich eht anders wær genant,
ald wær vermûrt in ein steinwant,
daz mich der name lieze,

Daz ich von Bern niht wær geborn:
waz klagt ich danne mære?
Sus hât min hant an dir verlorn
mit strite aldie ère,
die ich bejagt in minen tagen.
Jâ solte mich diu erde
umb diz mort niht entragen!“

- 144 Als er den risen dô erstach,
zehant huop sich sin ungemach,
er begunde sêre trûren;

Er sprach: „Wê, waz hân ich getân!
Unselde wil mich niht enlân.
Man solte mich vermûren,

Daz mich niht ruorte mê der luft:
daz verklagt ich lîhte.

Ê dô was min lop vil tuft;
nû ist ez worden sihte,
daz ich kiuse wol daz griez.
Ouwê, Ecke, daz ich dich
niht langer leben liez!

- 145 Sit aber ichz nu hân getân,
des muoz ich âne lop bestân
und âne fürsten ère.

Wâ nu, tût? du nim mich hin,
sit ichz der ungetriuwe bin.
Nu wer gab mir die lère?

Daz ich dich, helt, erslagen hân,
daz ist mir harte swære,
unt muoz min klage ze Gote hân
(alsô sprach der Bernære):
ob ichz nu al die welt verhil,
swann ich selbe dran gedanke,
minr frôuden ist niht ze vil.

- 146 Sit aber ez mir ist geschehen,
sô wil ich alder welt verjehen,
daz ich in hân erstochen:

Man weiz ez wol, und ist ouch wâr.
Dâ mit verswend ich miniu jâr,
unt wirt mir übel gesprochen:

Von reht ich daz verdienet hân.
Swie ich sôlich guot nie gewinne,
iedoch sô wil ich wâgen gân
unt nemen dir die brünne:
sô hân ich rêroup dir genomen.
In weiz, war ich vor schanden
sol in die welt bekommen.“

- 147 Dô begund er Ecken umbe wegen,
die brünne balde ab im legen:
diu lûhte gar von golde.

Hern Ecken helm er dô genan;
die liechten brünne leit er an,
als er si tragen wolde:

Diu was im dô ein teil ze lanc,
si gieng im ûf die grüne.
Vil balde er si ab im swanc;
si truoc der helt vil küene
ze einem ronem mit siner hant:
er schriets ab mit dem sahse
ein klâfter alzehant.

- 148 Als er daz guote swert versuocht,
und in die hosen sich geschuocht,
den helm band er zen houbte;

Den schilt er bi den riemen vie;
er sprach, dô er von golde gie:
„Der nu des geloubte,

Daz ich slâfend niht envant,

- sô wûrd ich sælic gar bekant.“
Sin ors vant er gebunden;

ez wart von sinem bluote
ze beiden sîten naz.

- 149 Her Dietrich welt von dannen traben;
Her Ecke bat in stille haben.

„Vil stolzer degen hêre,

Obd ie gewünnest mannes muot,“
sprach der werde helt vil guot,
„sô nim die widerkêre

Zuo mir, des wil ich biten dich:
wan ich bin gar betoubet;
unt las alsus niht ligen mich!

Du slah mir ab das houbet,
wan ich entrüwe doch niht genesen,
durch aller vrouwen ere.“
Er sprach: „Zwar, daz sol wesen!“
150 Mer Dietrich zhoubt im abe sluoc;
ze sinem satel erz dô truoc,
der edel Beruere;

Wil veste band er ez dar an;
dô sprach der wunderküene man:
„Ich sage leidiu mære

Von dir den kineginnen sin,
die dich ze kenpfen walten
ûf daz ungelinge min:
des wil ich dich behalten
den, die dich hâten ûz gesant,
unt wil ouch niht erwinden,
ich bring dich in ir lant.“

Der Rosengarten.

Es ist kein anderer Sagenstoff in so vielen Bearbeitungen auf uns gekommen, als derjenige, welcher den Wettkampf Dietrichs und seiner Helden mit den Burgunden und Siegfried behandelt. Zwar kann sich dieser Stoff, in welchem zwei ganz verschiedene Sagenkreise, der gothische und burgundisch-fränkische mit einander vereinigt werden, nur viel später niedergelegt haben, und es liegt in dieser Vereinigung eine Willkür, welche dem Wesen der Sage widerstrebt, doch muß sie schon ziemlich lange vor der Zeit, aus welcher die hiergehörigen Bearbeitungen stammen, im Volke Wurzel gefaßt haben und von ihm weiter ausgebildet worden sein, weil nur daraus die größere Anzahl der vorhandenen Bearbeitungen des Stoffs erklärt werden kann. Es sind deren vier auf uns gekommen, die sämtlich nach dem Schauplay, in welchem der Wettkampf Statt fand, genannt werden und unter dem Namen der „Rosengarten“ oder auch, um sie von dem Zwerg Laurin oder dem „kleinen Rosengarten“ zu unterscheiden, der „Große Rosengarten“ bekannt sind. Wenn der Inhalt derselben im Wesentlichen auch der nämliche ist, so weichen sie doch in sehr wichtigen Punkten ganz von einander ab, und es zeigt dies nicht bloß, daß die Sage sehr beliebt, sondern auch, daß sie in steter Fortbildung begriffen war. Manches mag allerdings in den einzelnen Bearbeitungen als willkürlicher, oder besser als selbst erfundener Zusatz der Dichter erscheinen, und daher nicht aus der lebendigen Volks Sage in die Dichtung aufgenommen worden sein, aber selbst diese Zusätze und Erweiterungen sind, mit Ausnahme weniger Einzelheiten, dem Wesen der Sage vollkommen angemessen, und machen durch die Art volkstümliche Darstellungsweise die beste Wirkung. Ueberhaupt gehört der Rosengarten in seinen verschiedenen Bearbeitungen zu den besten Erzeugnissen der volkstümlichen Epik des vierzehnten Jahrhunderts; die Darstellung ist frisch und lebendig, die Charaktere sind kräftig und wahr gezeichnet, und wenn auch die Form mangelhaft ist (nur in Einer Bearbeitung ist sie besser gehalten), so wird der schöne Gehalt durch sie doch nicht zurückgedrängt. Wie im Eden Ansfahrt, so nehmen wir auch im Rosengarten schon den Einfluß des bürgerlichen Elements wahr; er zeigt sich namentlich in der Persönlichkeit des Mönchs Ilzan, dessen

ins Römische gezogene Derbheit ein Ergänzungsstück des städtischen Lebens ist, denn während die frühere volkstümliche Dichtung diese Seite der poetischen Auffassung gar nicht oder nur in schwachen Andeutungen zur Erfahrung gelangen ließ, tritt sie immer kräftiger hervor, sobald das Bürgerthum sich der Poesie bemächtigt, bis sie endlich im Faustnachtspiele ihre höchste Blüthe erreicht. Doch ist die Figur des Mönchs Ilzan gewiß nicht erst von den Dichtern eingeführt worden, sondern fand sich ihrem Wesen nach schon in der Ueberlieferung. Jedenfalls sehen wir in Ilzan eine Erscheinung, die im Mittelalter nicht selten gewesen sein mag, denn unter den vielen Mittern, welche der Welt entsagten und sich in Klöster zurückzogen, wird Mancher seine kriegerische und kampfluftige Natur auch in den einsamen Mauern bewahrt haben und durch sie mit den Anforderungen, die das neue Leben an ihn stellte, in ernstlichen und komischen Widerspruch gerathen sein. So war Ilzan schon seit zwanzig Jahren im Kloster; aber er hatte seine angeborene Kampflust nicht verloren; trug er ja sogar sein Sturmgewand unter der Kutte. Seine Klosterbrüder behandelt er nicht anders, als wenn sie seine reißigen Knechte gewesen wären; er reißt sie an den Bärten oder an den Ohren, wenn sie ihm nicht gehorchen. So sind ihm Klischee und Berwünschungen viel mehr münchgerecht als Segensformeln. Als sein Bruder, der alte Hildebrand, ihn im Kloster aufsucht und ihn mit dem christlichen Gruße Benedicite anredet, antwortet er: „Führt Dich der Teufel wieder her?“ Zur Selbstbeherrschung hat ihn das langjährige Klosterleben nicht gebracht; es braucht wenig, seinen Zorn zu erregen, dem er gewöhnlich durch einen Faustschlag ins Gesicht Luft macht. Ueberhaupt sind seine Sitten roh und er hat selbst Freude an dieser Rohheit. Sobald er in den Rosengarten kommt, wälzt er sich in den Blumen; als er von Rriemhild den Siegespreis, einen Fuß, erhält, reißt er ihr die garten Wangen mit dem Barte wund; den Mönchen seines Klosters drückt er, als er von der Fahrt nach Worms zurückgekommen war, die gewonnenen Rosenkränze aus das Haupt, daß die armen Klosterbrüder von den Dornen blutig geritzt werden. Doch ist er bei all dieser Rohheit nicht bössartig; Alles, was er thut und sagt, thut und sagt er in übermüthiger Laune; er will scherzen, aber bei seinem ungeschlachten Wesen erhält jedes Wort und jede That eine bedenkliche Form, die alle gesellschaftliche Sitte verlegt. So ist Mönch Ilzan das vollständigste Widerpiel der höfischen Zierlichkeit, die wie aus dem Leben, so auch immer mehr aus der Dichtung schwand.

Wir können hier nicht in die einzelnen Bearbeitungen der Sage eingehen und deren Abweichungen angeben; es wird hinreichen, eine kurze Uebersicht des ihnen allen gemeinsamen Inhalts mitzutheilen. Rriemhild, die Tochter des Burgundenkönigs Gibich in Worms, besitzt einen überaus prächtigen Rosengarten, zu dessen Wächtern zwölf Helden bestellt sind, unter welchen außer ihrem Vater und ihren zwei Brüdern, Gänther und Gernot, vorzüglich Siegfried, der eben um die Jungfrau warb, Hagen und Volker aus den Nibelungen bekannt sind. Wie bei dem Garten Laurin ist auch bei diesem der Eintritt verboten; wer ihn dennoch zu betreten wagte, ward von den Helden bekämpft.

Boll Uebermuth schickte einst Rriemhilt an Dietrich, von dessen Tapferkeit sie gehört hatte, die Aufforderung, den Kampf um den Rosengarten zu bestehen und seine tapfersten Helden mitzubringen, denen sie die übrigen entgegenstellen würde. Die Sieger sollten einen Rosenkranz und einen Kuß von der Königs-Tochter erhalten; die Besiegten aber sollten Lebensleute der Sieger werden. Anfanglich weigert sich Dietrich, die Ausforderung anzunehmen, aber von Hildebrand ermuntert, entschließt er sich endlich, an den Rhein zu ziehen. Da aber nur elf Helden bei Dietrich sind, welche den burgundischen Rittern entgegengestellt werden können, schlägt Hildebrand seinen Bruder Ihsan vor, der ein Mönch geworden war. Um ihn zu gewinnen, zogen die Helden zu seinem Kloster; es bedurfte nicht vielen Zwangs, um den alten Ihsan, in welchem die frühere Streitslust wieder erwachte, zu bereben; dagegen wollte ihn der Abt nicht fortlassen, aber der Mönch wußte bald seine Erlaubniß zu erzwingen, worauf die Helden aufbrachen. Als sie vor Worms angelangt waren, ritt Markgraf Rüdiger voraus, der jungen Königin die Ankunft der Helden zu melden; diese hieß sie willkommen, und es ward festgesetzt, welche Helden mit einander und in welcher Ordnung sie kämpfen sollten. Nun begann der Kampf; alle Helden Dietrichs und so auch Ihsan, der den Spielmann Volfer zum Gegner hatte (s. das mitgetheilte Bruchstück), trugen den Sieg über die burgundischen Ritter davon, von denen sogar einige getödtet wurden; aber als Dietrich mit Siegfried kämpfen sollte, weigerte er sich, weil dessen Haut hörnern und undurchdringlich sei. Da macht ihm der alte Hildebrand so bittere Vorwürfe über seine Feigheit, daß er, darüber ergrimmt, diesen anfaßt, welcher sich stellt, als ob er von seinem Herrn getödtet worden sei. Da Dietrich den getreuen Meister für todt hält, geräth er in Wuth über die Burgunden, die er für die erste Ursache dieses Unglücks ansieht; er stürzt in den Rosengarten, fällt Siegfrieden an und besiegt ihn nach hartnäckigem Kampf. Nur Rriemhildens Bitten können ihn vom Tode retten. Auch König Ghibich wird von Hildebranden besiegt, und er muß sein Reich von Dietrich zu Lehen nehmen.

Ihsans Kampf mit Volfer.

Hildebrand der alte rüfen began:
 „Wā sūmet sich sō lange mūnch Ihsān?
 wie fūrt er sich sō sēre? tar er niht her fūr gān,
 den klē mit bluot begiesen, alsō man vor hāt
 getān,

Unde ouch bedecken mit siner kутten wīt.
 unze daz im diu künigin einen kenpfen git?“
 „Jā, lieber bruoder,“ sprach mūnch Ihsān,
 „swaz ir gebietet, daz sol sin getān.

Dar zuo bin ich ze strite wol bereit hie.“
 Alsō frōlichen der mūnch ind rōsen gie:
 dō truoc er ob den ringen ein grāwe kутten an;
 ein swert in siner hende truoc mūnch Ihsān.

„Sīt daz der kunnigin ist ze strite ger,
 daz man vor ir strite (drumb bin ich komen her),
 sō gebe si mir ein kenpfen in die rōsen lieht:
 wan ich zertrite si alle unt leibe ir keine nieht.“

Dō begunde sich walgen der mūnch Ihsān
 an dem rōsengarten (nieman greif in an)

in den liechten rōsen; des wart der mūnch gemeit:
 daz was der künigin ūzer māzen leit.

Dō begunde mūnch Ihsān die rōsen gar zer-
 treten:

in hāte diu künigin lūzel drumb gebeten;
 daz er in dem garten treip sō grōzen ūbermuot,
 daz dūhte frouwen Kriemhilt niht gar guot.

Dō sprach diu künigin: „Lieber vater min,
 laz dir bevolhen unt geklaget sin,
 daz hie im garten tribet der mūnch Ihsān:
 hastu kein sō kūenen, der in tūrre bestān?

Daz sin grāwe kute iemer werde geschant!“
 Dō begunde der mūnch Ihsān lachen zebant;
 er sprach bescheidenlihe: „Edel künigin klār,
 sluochen ist verboten: daz sage ich iu fūr wār.

Ich weiz wol umb den orden: ich bin ein clō-
 sterman.“

Dō sprach diu künigin: „Sō hāstu unrehte getān,
 hāst du dich underwunden, daz du wilt dienen
 Got,
 unt hāst mir hie erzeiget dinen grōzen spot.“

„Den orden trage ich rehte: sich an min bredi-
 gerstap,
 den mir in dem clōster der apt selbe gap;
 er hāt mich ūz gesendet: ich sol bihte hōern.“
 Dō sprach diu künigin: „Der mūnch wil uns
 tōern.

Ich fürhte, uns welle betrügen der alte bal-
 tenær:
 siu rede mich verdriuzet, sin spot lit mir swær;
 ein scharpfes swert er fūeret fūr sin bredigerstap;
 der apt was wol unsēlic, do er dirz in die hende
 gap.“

„Edel küniginne, jō hāt er wizze genuoc:
 er sach an mine libe, daz ichz mit ēren truoc
 in stürmen unde in striten; ist grāwes ordens
 reht.“

„Nu geleite dich der tiuvel in die helle sleht!

Ich sage dir sicherlichen: er gestat dir niemer
 abe,
 wan du im dienst mit siuze mit dime brediger-
 stabe.“

„Nu fürhte ich niht als sēre, frowe, daz helseche flur,
 ich müeze an schouwen manic mündelin gehiur

In dem rōsengarten mit minen ougen snel,
 unt solte ich von strite verliesen hie min sel!
 Diu mære kāmen inz clōster, diu mich hertruogen,
 man gēb iedermann ein küssen von einer frowen
 klougen.“

Dō sprach gezogenliche diu küniginne zart:
 „Nu küsse dich der tiuvel an dinen rühen bart!“
 Mit hāze unt mit nide der künigin rede gelac:
 „Dir wirt mit scharpfen swerten geben manic
 slac.“

„Des bin ich begernde in miner bruoderschaft,
 daz ūf mich werde geslagen mit hertes swertes
 kraft:

sō wil ich mich biegen und ouch daz wüllingwant,
 daz ez zuo den Hiunen frou Herchen wirt bekant.

Und oucst den rōten mündelin, der manges
 bi ir wout.

Swie sēre mir min kute über minen lip hie dont,
 549

ir müezent selbe sprechen, ð dirr schinpf ende
nint,
daz iuwer besten helde si einer vor mir ein kint.“

Dò ruofte künic Gibeke: „Wâ bistu, Volkêr?
Ich wil dir hiute klagen miniu grôziu sêr,
diu mir hie erzeiget mûnch Ilsân.
Edeler degen küene, den soltu grifen an

Mit dime guoten swerte, helt gar uverzaget.
Hœrst du, wie spotlichen er minêr tohter saget?
Wir sin alle in dem garten sin spot:
môhtestu in betwingen, des dir helfe Got,

Des hæten wir iemer êre unt grôzen ruom.“
Dò sprach Volkêr der spilman, er wolte ez gerne
tuon,
swaz sô er môhte ûf stritennes vart,
und dem feigen mûnche schûten sinen bart.

Volkêr der spilman was ze strite bereit;
dò fuorte er an sim schilde ein sîdelen gemeit;
dò spranc in die rôsen Volkêr der spilman:
alsô tiuvelliche grifen si einander an.

Si sluogen ûf einander, die zwêne küene man:
starke, swinde slege gap im der mûnch hin dan.
Der mûnch sach an die frouwen, tuot daz buoch
bekant:

dar umb begunde in strâfen der alte Hildebrant:

„Pater noster! bruoeder, wilt du den orden
stern
durch willen schœner frouwen?“ — „Swie, lâ
mich gehœrn!

Min ougen müezen schiezen ûf der minnen spil;
dar umb bin ich ein kenpfe ûf der heiden zil.“

„Sô wer dich vaste, muosbart!“ sprach mei-
ster Hildebrant.

„Wir sin durch êren willen kômen in diz lant;
die lâz an dinem libe niht werden verlorn!“
Si sluogen ûf einander die helde hôch geborn.

Es giengen ûf einander slege âne zal:
schilt, harnesch begunde klingen, daz ez lûte
erhal;

die ringe begunden risen in die rôsen hin:
si lâgen zerstrôuwet, als wæren si geset dar in.

Dò brâhte der mûnch Ilsân ein ungefüegen
slac,

daz im Volkêr der spilman undern fûezen gelac,
doch lac er niht lange: Volkêr der spilman,
er spranc ûf geswinde; den mûnch lief er an.

Der mûnch begunde in triben die heide entwer;
eine wile jagte ern hin, die andere her.
ûf spranc diu kûnigin, von der man wunder
saget,
unt schiet si von einander, die helde unverzaget.

Dò sprach diu kûnigin: „Ein juncfrowe wil
dich laden,
ein brief inz clôster senden unde dar in tragen,
daz man dir ze vasten seze alsô vil.“
„Daz tuon ich gerne,“ sprach der mûnch, „ob
ich wil.

Swaz ir hie klaget, daz tuot iu allez nôt:
wande iu lit erslagen risen unt ritter tût,
der bihte ich hân gehœret; diu buoze ist in ze
swer,
die si hânt euphangen,“ sprach der brediger.

„Din clôster müez verbrinnen,“ sprach der
spilman,
dâ du inne soldest wesen, du alter grâwer man;
Dich und dine bruoeder wil ich dem tiuvel en-
pfelen:

du hæst mir mit dime stabe grôze streiche geben.“

„Nu müeze uns Got behûeten (daz ist wæger
vil!)

mich unt mine bruoeder, als ich dir sagen wil.
Min bredigerstap ist licht unde dâ bi starc:
den fûere ich ein mit kreften; dar zuo ich nie-
mans darf.

Daz habe ich hiute erzeiget in den rôsen rôt.“
„Daz dir din apt besezet hât, kleine ist din gebôt:
du môhtest fûr din kutte lieber klâre sîde tragen,
sit daz man muoz inz clôster ze strite nâch dir
jagen.“

Es tuot einer fûr den andern
ez ist mir an geborn (des bin ich hôchgemuot)
von den Wûlfingen: die hânt ez dicke gehebet;
in stûrmen unde in striten wart ir nie keiner
ûbersrebet.

Daz hân ich hiute geûebet den jungn ze bilde
gar,
daz si den schinpf ane sehent hie ûf strites ban.
In stûrmen unde in striten was mir ie nâch êren
gach:
swanne ich kum inz clôster, sô tuo ich ouch dar
nâch.“

„Ich weiz niht umb ðin clôster, ungewizen
kappelân.

Wær ich bi dinen bruoedern, ich hieses vor dir
gân,

alsô ich diner hende bin worden gewar:
ez ist ein küener keller, der din pflegen tar.“

Dò sprach der mûnch Ilsân: „Wâ ist diu kûn-
gin hêr?

Hât si der hübschen videler bi dem Rine iht mêr?
Swie suoze ir seiten hellent, ir videlboge ist
kranc.“

Dò truoc er einen bredigerstap, was ûzer mâzen
lanc.

Dò hâte mûnch Ilsân übermuotes begangen vil
in dem rôsengarten, als ich iu sagen wil;
er hâte zertreten die bluomen und den klê:
des tet kûnic Gibeken unde siner tohter wê.

Die Schlacht vor Ravenna.

Zu den volkstümlichen Gedichten, welche den
Sagenkreis von Dietrich von Bern und seinen Hel-
den behandeln, gehört endlich auch der „Strit vor
Rabene“ oder die Ravennaschlacht, welche in einer
eigenthümlichen Umbildung der Nibelungenstrophe
abgefaßt ist, wie denn der Dichter überhaupt das
Nibelungenlied stets vor Augen hatte und demselben
nachzueifeln suchte. Wir besitzen die älteste Form
des Gedichts nicht mehr; vielleicht dürfen wir so-
gar dasselbe, wie es uns überliefert worden ist, fûr
eine ziemlich ungeschickte Verbindung und Erweite-
rung zweier oder noch mehrerer früherer Gedichte
ansehen, denn es herrscht ein solcher Abstand zwi-
schen den einzelnen Abschnitten, daß es kaum thau-
lich ist, sie fûr das Werk eines und desselben Dich-
ters anzusehen. So steht zwar auch der Schluß

von Eden Ausfahrt tief unter der ersten Fälsche; jener ist eben so matt und farblos, als diese lebendig ist und von poetischem Sinne zeugt; allein es ist bei alledem doch kein Zweifel, daß das ganze Gedicht nur Einen Verfasser hat, welcher nur den Kampf Dietrichs mit Eden mit Vorliebe bearbeitete, die spätern Abenteuer dagegen gleichsam mit Widerwillen hinzufügte. In der Ravennaschlacht verhält sich die Sache ganz anders: es sind wenigstens zwei Dichter zu unterscheiden, von denen der Eine hochbegabt und von dem lebendigen Geiste des Volksliedes durchdrungen ist, auch wohl schon vorhandene Volksgesänge mit künstlerischem Sinne benützt, während der Andere den ihm überlieferten Stoff in roher häßlicher Weise behandelt. Dieser Zweite hat sich wahrscheinlich das Gedicht des ersten und früheren angeeignet, und in das seinige eingewebt, freilich zum höchsten Nachtheile des andern, indem er es erweitern und stellenweise verändern mußte, um es mit dem seinigen in Einklang zu bringen. Es ist Ettmüllern gelungen, diese bessere Dichtung aus dem Ganzen auszuscheiden; in seiner geschmackvollen Herkennung, die er unter dem Titel „daz mære von vroun Helchen sünen“ bekannt gemacht hat, scheint er jedoch öfters zu willkürlich oder, wenn man lieber will, zu kühn zu verfahren. So war die Tilgung des Binnenreims wohl nicht geboten, vielmehr ist es denkbar, daß der Dichter den in einzelnen Strophen des Nibelungenliedes erscheinenden Binnenreim durch die ganze Dichtung durchzuführen suchte.

Der Inhalt der Ravennaschlacht ist in Kurzem folgender: Dietrich ist nach seiner Vertreibung aus dem väterlichen Reiche durch seinen Neim Ermenrich zu Ezel geküßt. Dieser und die Königin Helche suchen ihn zu trösten und versprechen ihm Hülfe, daß er das geraubte Erbe wieder erobere; ja sie geben ihm sogar die schöne Herrat zur Gemahlin. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert worden war, versammeln sich die Fürsten und Helden, welche an dem Zuge gegen Ermenrich Theil nehmen wollen. Von dem Anblicke des mächtigen Heeres entflammt, bitten auch Ezels zwei Söhne um die Erlaubniß, mitziehen zu dürfen (hier beginnt das von Ettmüller herausgehobene mære). In der Nacht hatte es aber Frau Helchen geträumt, wie ein Drache ihre Söhne auf eine Heide entführte, wo sie ein wilder Greif tödtete; deshalb wollte sie die Knaben nicht von sich lassen. Auch Ezel schlug es ihnen ab, doch wurden ihre Bitten so dringend, daß sich Ezel und die Königin endlich bereben stießen, ihnen zu willfahren, zumal Dietrich versprach, für ihre Sicherheit zu sorgen. Nun zog das mächtige Heer ab. Als es nach Bern gelangt war, wurden die beiden Knaben, Scharpe und Ort nebst Diethern, dem jüngeren Bruder Dietrichs, auf den Rath der Führer dem starken Jfsan zur Obhut unter dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, die drei Kinder nicht aus der Stadt zu lassen. Doch kaum ist Dietrich mit dem Heere abgezogen, um den Feind in Ravenna zu überfallen, als die drei Knaben Jfsan mit der Bitte besärmen, sie aus der Stadt reiten zu lassen, um sie von außen zu besuchen. Da er keine Gefahr dabei sieht, und er sie zudem selbst begleiten wollte, willigt er endlich ein. Während er aber seine Aufmerksamkeit anlegt, verlassen die Knaben die Stadt, und als ihnen Jfsan bald darauf nachreitet, kann er sie

nirgends erspähen, da ein starker Nebel alle Aussicht in die Ferne verhindert. So waren auch die Knaben auf einen falschen Weg gerathen, und da der Nebel nicht nachließ, mußten sie auf einer Heide übernachten. Wie sie am folgenden Morgen ihre Rosse satteln, sehen sie einen Krieger herbeireiten. Dietrich erkennt in ihm sogleich den starken Bitegen, der von Dietrich abgefallen und zu Ermenrich übergegangen war. Des Verräthers Anblick erfüllt den jungen Dietrich mit Zorn; die Thränen treten ihm in die Augen, und als seine Gefährten sich nach dem Grund seines Kammers erkundigen, sagt er ihnen, wie jener Rache ihm Leid zugefügt habe und wie er sich an ihm zu rächen wünsche. Sogleich sind auch die jungen Fürsten zum Kampf bereit; sie rennen gegen Bitege, Scharpe ertödt ihn zuerst und greift ihn an. Dieser schont zuerst des Knaben, als er aber von ihm verwundet wird, ergrimmt er und tödtet ihn mit Einem Schlage. Nun kommt auch Ort herbei; vergehens warnt ihn der starke Feld, der Knabe brennt vor Begierde, seinen Bruder zu rächen, aber auch er fällt. Nicht glücklicher ist Dietrich; zwar ist er älter und kampfsgeübter, als jene, aber so tapfer er auch kämpft, muß er doch zuletzt dem starken Helden unterliegen. „Diesen Tod viel sehr zu beweinen begann Mit seinem ganzen Herzen der ungetreue Mann; Da klappte er an den Stunden Diethern recht an allen seinen Bunden. Adante ich dir noch helfen aus aller deiner Noth, Gott möge mich verdammen, ich wollte gerne liegen todt! Nun muß ich sicherlich Räumen alle Lande vor Dietrich! — Er ging zu Schemminge und wollte reiten von dann; Von viel großer Reue zu trügen ihn die Kraft begann: Da ward ihm allererst gar leide; Er mußte sich niederlegen auf die Heide.“ (S. d. mitgetheilte Bruchstück.) Unterdeffen ist das hunnische Heer vor Ravenna angekommen, welches sogleich belagert wird. Ermenrich versucht einen Ausfall, wird aber geschlagen und muß die Flucht ergreifen. (Die Schilderung der blutigen Schlacht, welche eils Lage dauert, und an der alle bekannten Helden der Sage Theil nehmen — auch Siegfried kämpft, wird aber von Dietrich besetzt, dem er sein Schwert übergibt — gehört dem späteren Dichter oder Bearbeiter an). Als man hierauf die Todten auf dem Schlachtfelde aufhebt, kommt Jfsan herbei, der bis dahin immer nach den Knaben gesucht hatte. Während er Dietrichen berichtet, wie er sie verloren, meldet Helse rich, daß man sie todt auf der Heide gefunden habe. Dietrich eilt sogleich hin; wie er die Knaben sieht, fällt er klagend auf sie nieder und küßt ihre Bunden. „Seine beiden Hände er in die Augen schlug: O weh großen Leides! daß mich meine Mutter je trug, Das müsse Gott erbarmen: Er erschuf nie einen Mann so armen. Nun weh mir immer mehr, daß ich je ward geboren! Das Haar aus dem Kopfe riß sich der Rache anerkoren. O weh, wo soll man mich nun schauen, Wenn man es sagt der Königin, meiner Frauen? — Ein Glied aus seiner Hand beissen er begann: Gott möge mich nur tödten! Unheil sei mir aufgethan! Nimmermehr werde ich geheilet! Alle Freunde sei mir vertheilet (entrißen)! Mir wird in dieser Welt nimmermehr Rath! Wahrlich, wohin ich mich wende, an jeglicher Stadt spricht man, in der Náh' und in der Ferne: Seht, der hat verrathen seinen Herren! Alle sprechen so, wie unschuldig ich

bin. O weh, armer Dietrich, wo willst Du Dich nun wenden hin? Wie soll ich mich nun gebaren? Wollte Gott, ich wäre gestorben vor manchen Jahren!" Als er hierauf die Wunden der Knaben betrachtet, erkennt er, daß Bileges Schwert sie geschlagen habe. Während er seine Klage erneuert, steht Rüdiger den Verräther über die Heide hinreiten; er zeigt ihn dem Berner, der sogleich auf sein Ross springt und jenem nachjagt. Aber Bilege steht vor dem Feinde und läßt sich weder durch Bitten, noch durch den bittersten Hohn bewegen, den Kampf aufzunehmen. Er reitet bis an den Strand des Meeres, wo ihn ein Meerweib, seine Ahnfrau Bagbild, in des Meeres Grund aufnimmt. Als Dietrich sieht, daß der Feind seiner Rache entzogen ist, reitet er auf das Schlachtfeld zurück, wo die Kinder bestattet werden. (Der spätere Dichter läßt nun den Berner wieder mit dem Heere gen Ravenna ziehen, wohin Ermenrich geflohen war; es beginnt eine neue Schlacht, in welcher Dietrich siegt und die Stadt einnimmt; doch gelingt es dem Kaiser wieder zu entfliehen.) Nun kehren die hunnischen Felden in die Helmat zurück. In der Stadt Gran, wo sich Helche aufhält, erblickt diese die Reste ihrer Söhne: die blutigen Satteln erwecken in ihrem Herzen traurige Ahnungen, die nur zu bald von Rüdiger bestätigt werden. Da bricht die Königin in die schmerzlichste Klage aus, verflucht Dietrich und ihre Wilde gegen ihn; und als Herrat sie zu trösten sucht, verwünscht sie auch diese und befiehlt ihr, von nun an ihr Antlitz zu meiden. Erst als Rüdiger ihr erzählt, wie auch Diether todt sei und wie Dietrich den Fall ihrer Söhne so schmerzlich beklagt habe, läßt sie sich erweichen, dem Berner ihre Gnade wieder zu schenken, ja sie verspricht, denselben mit Egelu auszufohnen. Rüdiger eilt nach Bern und bringt Dietrichen an Egelu Hof, wo ihn die hunnischen Reden freudig begrüßen. Nur der König zögert mit seinem Grusse. Als aber Dietrich sein Haupt auf des Königs Kasse neigt und ihn bittet, sein Leid an ihm zu rächen, hebt er ihn auf, umarmt ihn und versichert ihn seiner Verzeihung und Schuld.

Der Tod von Frauen Helchen Söhnen.

Bi handen sich geviengen der reinen Helchen
kint
und Diether der junge; si giengen trüerlichen
sint,
dā si ir meister vunden;
si bāten llsānen an den stunden.

„llsān, meister hēre,“ sprach Orte der degen,
wir manen dich vil verre, wir sin hie in dinen
pflegen,
nū gūnne uns ze riten
vūr die stat; wir kōmen in kurzen ziten.

Wir wolden gerne schouwen disen bū hērlīch,
die stat hie ze Berne; unt lāge diu in Hiunisch-
rich,
was bedorften wir dan mēre?
sin het mīn vater Eizel iemer ēre!“

Mit triuwen sprach dō llsān: „Vil lieben her-
ren mīn,
die bete sult ir lāzen, wan daz eumac niht gesin!
Wēr iht, daz in leides geschēhe,
den tōt ich lieber an mir selber sēhe.“

„Jane riten wir niht verre,“ sprachen diu kint:
„llsān, lieber meister, ouch ensin wir niht sō
blint,
wir behüeten uns der māze,
das uns niht enwirret ūf der strāze!“

„Nu erlāt mich maneger sorge,“ sprach her
llsān,
„gegen dem Bernære ich mich des vertrūwet hān,
ez möhte lihte mich geriuwen,
unt wære ouch iemer kranc an minen triuwen.“

„Swaz du unbilliches nū begāst dar an
gegen Dietriche, ich daz wol versūenen kan;
ez enkumt dir niht ze swære:
wer wānst du, daz ez sage dem Bernære?“

Do sprach der starke llsān: „Nu sit der bete
gewert!
Niht bestān ich hinder iu, sit ir ze ritenne gert,
sone mac ich daz niht gelāzen:
ich wil mit iu riten ūf die strāzen.“

Vrō der mēre wurden diu kint wol getān:
die jungen kūnege rīche gāhten vrōlichen dan,
dā si diu marc vunden;
si sāzen ūf diu ros bi den stunden.

Die vil hōhen kūnege gāhten ūz der stat;
si kāmen leider ūf ein unrehtez pfat
Owē! vervluochet si diu reise:
an in geschach vil jāmertlichiu vreise.

È daz sich llsān bereite zuo der vart,
mē dan ein wegestunde riten die jungen helde
zart:
dō gāhte er vaste nāch den kinden:
er kundes umbe di stat ninder vinden.

„Was sol ich nu kēren? ich armer llsān,
der mir daz sagen künde!“ Lūte ruofen er began:
im was leide āne māze:
im antwurte nieman ūf der strāze.

In sinem herzen lac im ungemach:
vor einem starken uebele er der kinde niht ensach:
si riten im ūz den ougen:
dō begunde ers suochen alsō tougen.

Er gedāhte in sinem muote: „Waz „b diu kint
in ir tumben sinne nach dem here gestrichen sint?
Owē! nu werdent si versēret:
si sint mir zuo dem here hin gekēret!“

Dō gurte er sinem Blanken baltlichen baz:
mit vil manegen sorgen ūf daz guote ros er saz.
Ime was von herzen leide:
er reit nāch den kinden ūf die heide.

An dem andern morgen, dō ez wolde tagen,
dō begunde Diether sine grōze sorge klagen:
„Nū rātet, lieben herren,
ich vūrhte uns unser reise grōzen werren.“

Si gurten ir marken mit willeclīcher hant;
die jungen rīchen kūnege sahen hin über das
lant:
vil heiter schein diu sunne.

„Nu vrōuwe ich mich,“ sprach Scharpfe, „dirre
wunne!“

„Wāfen iemer mēre!“ sprach Orte zehant,
wie rehte schōne iat ditze hērlīche lant!
Ouwē! voget von Berne,
ir mūget hie wol iemer wonen gerne!“

An der selben stunde, als man mir sagete slut,
sähen dort her riten den starken Witegen diu
kint:

er was in leider komen ze nâhen.
Diu kint sprâchen, dô si in gesâhen:

„Herre Got der guote, wer mac der recke sîn,
der sô frechliche dort haltet, trûgeselle mîn?
Nu wellen wir zuo im riten:
er gebâret rehte, sam er welle striten.

Er haltet unter schilde mit manlicher wer.“
Do erblicte in ouch von Berne der junge voget
Diether;
dô begunde er siuften tougen:
im wurden sêre trûebiu sîn ougen.

Ein leit im in diu ougen von grunde ûf schôz:
er gedâhte an den smerzen und an die untriuwe
grôz,
die er an im het begangen,
sîn lip wart mit jâmer bevangen.

Vroun Helchen süne die jungen sähen daz wol,
daz im was vil leide: sîn ougen wurden zehere vol;
si vrâgeten in der mære,
waz leides im sô snelle geschehen wære.

„Mir mac wol wesen leide,“ sprach Diether sân;
der recke, der dort haltet, der hât mir leide
getân.

Owê, solt ich mich an im rechen!
Daz tæte ich gerne: waz mac ich mê gesprechen?“

„Nû vrâge ich dich der mære,“ sprach Orte
der degen,
„Diether, kûnec hêre, wer ist der recke vil be-
wegen?“

Wilt du uns in nennen,
ern kumt hin niht, wir suln in an rennen.“

Mit manegem herzeleide sprach Diether zehant
zuo den sinen herren: „Er ist Witege genant.
Hei! solt von miner hende
er iezuo kiesen den ende!“

„Nu sîn wir junge recken,“ sprach Scharpfe
zehant,
„wir suln an den kûenen, houwen sinen schil-
des rant:
wir müezen mit im striten;
getar er unser ûf der heide biten.“

Witege rief lûte, dô er diu kint sach,
der edel recke hêre unvorhteclichen sprach:
„Nu saget mir, recken mære,
sît ir gesinde von dem Bernære?“

„Des werdet ir wol inne!“ sprach Diether sâ
zehant;
wâr tâtet ir den sîn, dô ir verkouftet unser lant?
Daz arnet ir vil sêre:
ir müezet drumbe geben lip und êre.

Weiz Got, herre Witege, irn komt sô hin niht,
ir müezet hiute gelten die ungetriuwen geschiht:
jâ bûezet ir die schande:
ir lât uns iuwer houbet zeinem pfande!“

„Ir sprechet kintliche!“ sprach Witege alzehant.
„Waz bestât iuch Rœmischrich? vart wider in
Hiunischlant,
unde strâfet mich niht sêre,
od ir beschouwet Hiunischlant nimêre!“

„Zage, ungetriuwer, wi getarstu offenbâr
strâfen riche kûenege? Daz muostu arnen vûr wâr!“
Mit kuonheit si dô sâzen
ûf diu ros, der zageheit si vergâzen.

Eine strâze nidere über ein tiefex tal
ructen die vil jungen: dô nâhente in ir val.
Gegen Witegen si dô randen:
si fuorten bariu swert an ir handen.

Als der starke Witege diu kint her riten sach,
dô gurte er siuem marke: vil baltlichen daz ge-
schach.

Der recke vil vermezzen
kam mit zorne ûf daz ros gesezzen.

Er gedâhte in siuem muote: „Da enist niht
anders an,
ê daz ich in entrinne, ez muoz mir an daz leben
gân!“

Dô nam er Schemmingen
ze beiden sporn, dô liez er dar klingen.

Gelich einem degene riten er began.
Scharpfe, der vil kûene, reit den starken Wite-
gen an:

mit grimmedlichem muote
ructe zswert der junge degen guote.

Manegen slac er vrumte, vil wol her Scharpfe
streit:

swie stark her Witege wære, swie vil man wun-
ders von im seit,

iedoch sluoc im zwô wunden
vroun Helchen sun, her Scharpfe, zuo den stunden.

Des zurnde Witege sêre, ez tete im harte wê,
unt lac im in dem herzen. Nu sult ir verne-
men mê:

mit grimme er Mimigen zucte,
an den jungen Scharpfen er dô ructe.

Mit einem slage herte endete er daz spil:
enzwischen sinen ougen traf ern in des tôdes zil;
durch hirne unde durch zende
sluog er daz kint mit manlicher hende.

Ê daz der kûnec edele kam tût ûf daz lant,
daz wizzet sicherliche, daz swert mit ellenthaf-
ter hant

hete er geriden vaste:
er sluoc ûf Witegen, daz daz viure erglaste.

Dô starp der kûnec riche von der Witegen
hant:

nider von dem rosse schôz er tût ûf daz lant.
Owê! dô sähen in vil leide
die zwêne jungen kûenege ûf der heide.

Mit grimmedlichem muote gegen dem recken
dranc

Orte, den vil sêre sines bruoder ende twanc;
vil dicke weinte der guote
sinen bruoder Scharpfen mit trûrigem muote.

Als dô sach helt Witege, daz er niht möhte
dan,

mit güetlichem muote sprach der unverzagte man:
„Owê! kûnec von Hinnischriche,
ir habet getân hiute vil kintliche!“

Dar an sult ir gedenken (sprach der kûene
man),
edel kûnec riche! Ich hân iu leide getân:

noch volget miner lère,
vart iuwer stråze, dran geschicht iu ère!

Ich slahe iuch ungerne, daz suzt ir ûf mich hân:
dem edeln Bernære sit ir ze helfe gelân;
unde hânt ir guote sinne,
so entwicket ir mir schiere von hinne!“

„Wer dich, mordære! ez muoz din tót sin:
uû ernæst sunder den vil lieben bruoder min,
der hie tót lit ûf der heide:
daz kumt dir noch hiute ze leide!“

„Neinâ, künec riche! nû lâz dinen zorn!
Dar an solt dû gedenken: ez ist ein schedel baz
verlorn,

denne daz sin werde mære!
Belibest dû gesunt, dæst dinem vater ein ère!“

„Vil zage, bæswiht, zwîu wænest, daz ich si?
Der mir von jugende iemer solde wonen bi,
dâ hast dû mich von gescheiden:
mir muoz min leben lemer mære leiden!“

Daz swert ze beiden henden nemen er began:
ze samene si gesprancn zwei ûz erwelte ka-
stelân,

mit nide si dô rungen;
si sluogen ûf die helme, daz si klungen.

„Noch môht irz allez lâzen,“ sprach Witege
dô zehant;

ezn kumt iu niht ze guote, wirt iu min grôzer
zorn bekant:

sô slahe ich iuch entriuwen!
So ez danne geschach, waz hilfet mich min
riuwen?“

In der zit was ûf daz marc ouch komen Diet-
her:

dar treip der edel vürste mit vil maulicher wer.
Dô bestuonden si in beide,
die jungen küneger, Witegen ûf der heide.

Si habten in an vil vaste mit slegen âne zal:
die jungen küneger hère triben Witegen ûf dem wal
hin unde her vaste alumbe:
owê! si wâren ze strite gar ze tumbe.

Vorne unde hinden habten si in an;
daz viure rehte glaste ûz ir helmen, daz ez bran.
Owê! die recken ûz erkorne
bestuont alrêst Witege mit zorne.

Mit dem guoten swerte, daz Witege dâ truoc,
Orten den jungen er vil kresteclichen sluoc:
mit vil manlicher hende
sluoc er den künec nider unz ûf die zende.

Von Hiunen Ort der junge von dem rosse schôz
ûf daz lant nidere: daz was ein unbilde grôz.
Vrouwen Helchen sune beide
gelâgen dâ tôte ûf der heide.

Diethern harte sere siner herren tót betwanc.
Dem vil jungen recken daz bluot ûz den ougen
spranc:

im geschach nie leides mære,
dô wolde er recken die küneger hère.

Mit grimmelichem muote liebens einander an
(die edeln helde wâren von den rossen gestân);
ir swertslege hullen vaste:
daz viure rehte von ir ougen glaste.

Beidiu, dar unde dan Diether dicke spranc:
Witegen er dô wegete manegen slac ân sines
danc;

owê, daz vrumte ab im vil seine:
er was im an den kreften alze kleine.

Swie kint Diether wære, er tet doch Wite-
gen wê:
grôzer slege envrumte nie kint deheinem recken
mê.

Vil starker wunden viere
sluoc dô Witegen Diether der ziere.

Daz muote Witegen sere: den schilt ûf daz
lant

warf der künec recke, er nam daz swert in beide
hant.

Ze einander si dô ructen,
diu scharpfen swert mit zorne si zucten.

Witege mit grimme lief Diethern an:
owê! dô wac in ringe der junge vürste lobesam.
Verteilet si dem Witegen swerte!
ez traf in an der stat, dâ er sin gerte.

Durch die ahsel und den lip daz swert nider
wuot.

daz ûf der gürtel daz vil edele wâfen stuot.

„Owê!“ sprach er, „bruoder hère,
Dietrich, ine gesihe dich niemer mære!“

Dem vil edeln küneger diu kraft gar besleif:
nider zuo der erde mit beiden henden er dô
greif,

unde bôt si zuo dem munde
ze unsers herren opfer an der stunde.

Disen tót vil sere weinen began
mit allem sinem herzen der vil ungetriuwe man;
dô kuste er an den stunden
Diethern rehte in alle sine wunden.

„Künde ich dir noch helfen von aller diner nôt.
Got müeze mir verteilen, dar umbe wolde ich
ligen tót.

Nû muoz ich sicherliche
rûmen elliu lant vor Dietriche!“

Er gieno ze Schemminge unt wolde riten dan:
von vil grôzer riuwe beswichen in diu kraft began:
dô wart im allerêrste leide:
er muost sich nider legen ûf der heide.

Drutit.

„Es ward ein Buch gefunden zu Suders in der
Stadt, Es hatte wunderbare Schrift, und dran
war manches Blatt; Die Heiden voll Bosheit, die
hatten es vergraben: Nun sollen wir von dem Buche
gute Kurzweile haben.“ In Lamparten herrschte
der mächtige Rönig Drutit; als er zu seinen Jah-
ren gekommen war, und ihm die Seinen riefen,
ein Weib zu nehmen, erzählte ihm sein Oheim, der
Reussrönig Alas, von der schönen Tochter des
Möhrenkönigs Rarchorel in Suders. „Sie leuchtet
aus allen Frauen, wie das rothe Gold Neben klei-
chem Blei: das du mir glauben sollst; Sie leuchtet
aus allen Weibern, wie die lichte Rose thut: Sie
war ein Kind so schön, man sagt, sie sei auch gut.“
Doch sei es gefährlich, um sie zu werben, sagte er
warnend hinzu, denn der Rönig lasse alle Boten
tödteten, die um die Jungfrau zu bitten kämen; man

könne auf den Zinnen der Stadt Montabure zwei und siebenzig Köpfe sehen, die er den Boten habe abschlagen lassen. Dies that er, weil er sie selbst zum Weibe nehmen wolle, wenn ihre Mutter gestorben sei. Die Schilderung der schönen Jungfrau hatte solchen Eindruck auf Ortnit gemacht, daß er aller Warnungen ungeachtet darauf bestand, in das Morgenland zu ziehen und um die Königstochter zu werben. Alle Fürsten sagten ihm ihre Hilfe zu, so daß er auf ein Heer von 80.000 Mann rechnen konnte. Auf den Rath seines Oheims Ilias ward jedoch die Fahrt auf den Mai verschoben, weil die Winde erst zu jener Zeit günstig wären. Unterdessen ward dem jungen König die Zeit lang, und er beschloß, um sie zu verkürzen, auf Abenteuer auszugehen. Gern hätte ihn seine Mutter davon abgehalten; da er aber auf seinem Willen beharrte, gab sie ihm einen Ring, der ihn zu Abenteuern fähig würde, doch solle er ihn unter keiner Bedingung Jemanden geben. Durch seine Kraft würde er über das Gebirg zu einer breiten Lunde kommen, wo seiner ein Abenteuer warte. Darauf nahm Ortnit Urlaub von seiner Mutter und ritt hinaus in die Wildniß. Am folgenden Tag kam er zur Lunde, in deren Schatten er ein ritterlich gekleidetes Kind schlafen fand. Da rings herum Niemand zu erschauen war, dem der Knabe gehören möge, wollte er ihn aus Mitleid auf sein Ross heben; aber wie er ihn anfaßte, erhielt er von ihm einen gewaltigen Schlag. Ortnit erzürnte darob und warf ihn auf das Gras; aber ob er gleich die Stärke von zwölf Männern hatte, konnte er den Kleinen kaum festhalten, daß er ihm nicht entrann. Nun nahm er sein Schwert und wollte den Knaben tödten, dieser aber fiel vor ihm auf die Knie nieder, versprach ihm reiches Lösegeld, wenn er ihn am Leben lasse, und sagte, als ihn Ortnit frug, wer er sei, daß er Alberich heiße, und ein wilder Zwerg sei, dem in Ramparten manches Thal und Berg diene. Doch ließ ihn der König erst dann los, als er ihm versprach, ihm die schöne Königin gewinnen zu helfen (s. das mitgetheilte Bruchstück). Nun bat ihn der Zwerg um seinen Ring, spottete, als Ortnit sich auf die Bitte seiner Mutter berief, daß ein Feld von zwölf Männer Stärke eines Weibes Gertenschlag fürchte, und es gelang ihm auf diese Weise den König zu betören, dem er jedoch einen Eid schwören mußte, ihm den Ring wieder zu geben. Sobald ihn aber der Zwerg erhalten hatte, ward er unsichtbar und spottete des Gefäuschten, dem er den Rath gab, künftighin den Geboten der Mutter besser zu gehorchen. Doch versprach er endlich, ihm den Ring wieder zu geben, wenn er geloben wolle, nicht zornig zu werden, was er auch von seiner Mutter sagen würde. Und nun erfuhr Ortnit, daß der Zwerg sein Vater sei; da die Königin keine Kinder gehabt hätte, und sie deshalb nach dem Tode ihres Gemahles verstoßen worden wäre, habe er sich ihrer erbarmt, und sie einst wider ihren Willen bezwungen. Hierauf gab er dem jungen König einen herrlichen Waffenschmuck und das Schwert Rose, und entließ ihn unter dem Versprechen, stets zu seiner Hilfe bereit zu sein, so lange er den Ring besitze. Als Ortnit heimkommt, kennt ihn Niemand in seiner prächtigen Rüstung; um die Treue seiner Ritter zu prüfen, gibt er sich für einen Heiden aus, der den König erschlagen habe. Da er jedoch bald ihre Treue erkennt, gibt er sich zu erkennen. Der Mutter aber erzählt er, was

ihm begegnet war, und sie bestätigt die Rede des Zwergs.

Endlich war die zur Fahrt bestimmte Zeit herangekommen; Ortnit zog mit den Seinen nach Messina, wo er sich einschiffte. Nach langer Fahrt gelangten sie nach Sunders, in dessen Nähe sich Alberich, der sich bis dahin unsichtbar auf dem Mastbaume aufgehalten hatte, seinem Sohne zu erkennen gab und dann auch die Botschaft an den König übernahm, der jedoch darüber in solche Wuth gerieth, daß er den Zwerg umgebracht hätte, wenn dieser nicht unsichtbar geblieben wäre. Nun wurde die Stadt angegriffen und nach tapferer Gegenwehr erstürmt; alle Heiden, welche nicht im Kampfe umgekommen, oder von dem wilden Ilias getödtet worden waren, wurden getauft. Hierauf zog Ortnit gegen Montabure; Alberich trug die Fahne, blieb aber Allen Augen unsichtbar, so daß ihn das Heer für einen Engel hielt, und deshalb hohen Muth gewann. Als die Helden vor der Burg lagen, stieg Alberich auf die Mauer und warf alle Waffen in die Gräben, worüber die Helden sich so entsetzten, daß sie in den König drangen, Ortniten die Jungfrau zu geben, wovon dieser aber Nichts hören wollte, und eine wiederholte Botschaft Alberichs zornig zurückwies. Er ließ sogar, um sich an ihm zu rächen, Steine dahin werfen, woher die Stimme kam, aber Alberich wich ihnen aus, ergriff den Bart des Königs und riß ihn aus, worüber der Heide gewaltig jammerte. Am andern Morgen bestürmte Ortnit die Burg; es entspann sich ein blutiger Kampf. Die Jungfrau ging mit ihrer Mutter in ihr Bethaus, Apollon und Nachmet anzusehen. „Das Paar ihr von dem Raden ging nieder auf den Fuß, Jerrauset und verworren: jämmerlich war ihr Gruz. Da schien ihr durch die Böpfe ihr Hals gleich wie der Schnee: da that Alberich der Jungfrau Jammer weh. Wo ihr durch die Böpfe sich zeigte das Hälschen sein. Das glähte, als ob es wäre ein Karfunkelstein. Ihr Mund erglühete, wie eine Rose und wie ein Rubin; Dem Bollmonde gleich ihr schönes Auge schien: Sie war von rechter Größe, zu beiden Seiten schmal. Gedreht wie eine Kerze von den Armen hin zu Thal. Ihren Arme rund, ihren Händen Nichts gebrauch; Ihre Nägel daran so helle, daß man sich drinnen erschau: Ihre Wanglein mit Thränen waren beidenthalben bestreut, Recht, als ob es Perlen wären, denn die Jungfrau war ungefreut.“ Alberich war ihr nachgegangen, und während sie auf den Anlen lag, sprach er ihr zu, sich von ihren Abgöttern abzuwenden, und sich dem Könige Ortnit zum Weibe zu geloben. Nach langem Sträuben und erst nachdem er ihr den Helden in seiner glänzenden Rüstung gezeigt hatte, wie er vor Allen tapfer kämpfte, gab sie ihm ihren Ring, den er dem König brachte, worüber dieser so erfreut war, daß er fast des Kampfes vergaß und ihn auf Alberichs Rath wollte beendigen lassen. Doch gefiel dies dem wilden Ilias nicht, der auf die Fortsetzung des Kampfes drang. Die Helden wurden blutig geschlagen, sie flohen in die Burg, in welche sie sich verschlossen. Nun befahl Alberich, daß das Heer sich zurückziehen solle; nur Ortnit sollte vor dem Burggraben halten. Er selbst aber ging in die Burg; es gelang ihm, die Jungfrau durch List herauszuführen, und sie dem König zu bringen, der sie hoch erfreut haßte und küßte und mit ihr zum Heere ritt. Sobald aber der Heide bemerkt hatte, daß seine Tochter entflohen sei, jagte

er ihr mit zwanzig tausend Mann nach, und ereilte sie, doch wehrte sich Ortnit so lange, bis Ilias ihm zur Hülfe herbeikam, und so, das Haupt auf den Schooß der Jungfrau legend, anrühren konnte. Sie wickte ihm mit einem seidnen Schleier den Schweiß und Staub vom Angesicht; er aber tröstete sie, als sie jammerte, daß sie Vater und Mutter nicht wieder sehen sollte, und versprach ihr, aus Liebe zu ihr dem Vater das Leben zu lassen. So tapfer aber auch Ilias mit seinen Rüssen focht, ward er doch von Helden schwer bedrängt; Ortnit mußte wieder das Schwert ergreifen. Die Helden konnten vor ihm nicht bestehen; nach hartem Kampfe ergrieffen sie die Flucht und schlossen sich in Montabure ein. Ortnit hielt sich jedoch nicht auf, er eilte mit dem Heere nach Suders und schloß sich ein. Während der Fahrt ward die Jungfrau getauft, und Ortnit vermählte sich mit ihr, sobald er in der Heimat angelangt war.

Der Heidenkönig aber verschloß sich in seinen Palaß und ließ Niemanden vor sich kommen, so zornig war sein Gemüth. Erst als ein wilder Jäger erschien, der den König an Ortnit zu rächen versprach, schloß er die Kemenate auf. Der Jäger hatte nämlich einem ungeheueren Burme zwei Eier aus dem Neste genommen. „Die Eier“, sagte er, „will ich führen in der Ramparten Laub, und will die Wärmer brüten in einer Steinwand. Kommen sie zu ihren Jahren und thut ihnen der Hunger weh. So wahn' ich, daß in dem Lande vor ihnen Nichts besteht.“ Wenn aber Vieh und Leute es dann also ergeht, So ist Ortnit so kühn, daß er die Wärme besteht. So mag er sich auch nur Eines nicht erwehren wohl; Wenn er ihn ergreift, trägt er ihn in seine Hohl (Höhle). So muß er von dem Burme verkleren da sein Leben.“ Voll Freude darüber versprach ihm der König die reichste Belohnung, wenn ihm seine Absicht gelinge. Er gab ihm Geschenke und Briefe an seine Tochter, als ob er sich mit ihr und ihrem Gemahle versöhnt habe, ja er versprach sogar, sich taufen zu lassen, und zu seiner Tochter zu ziehen. Und so wurde der Jäger von Ortnit freundlich aufgenommen. Die beiden Wärmer gab er für eine „abraham'sche Krot“ und einen „Hephantent“ aus, die aber im Gebirge aufgezogen werden mußten. Ortnit ließ ihm eine Steinwand bei der Stadt Trient anweisen, wohin er das Gezücht brachte. Zwölf Monate lang speiste er sie; in der Zeit waren sie aber so groß geworden, daß ein Rind nicht mehr hinreichte, sie zu sättigen; da öffnete er die Höhle, in der er sie bis dahin gehalten hatte, und die Ungeheuer stürzten sich auf Alles, was ihnen in die Augen kam; der Jäger selbst entrannte ihnen nur mit Mühe. Nichts war vor ihnen sicher, sie verschlangen Menschen und Vieh, so daß sich Niemand mehr auf die Felder und Wiesen wagte. Viele Ritter suchten sie zu bestehen, aber alle wurden das Opfer ihres Ruthes, so daß sich endlich Ortnit entschloß, selbst den Kampf mit den Ungeheuern zu wagen. Die Königin jammerte laut, als sie seinen Entschluß erfuhr. „Sie drückte ihn ans Herz und läßt ihn hundert Stund: Herr Gott im Himmel oben, was will mir werden kund? O weh, mir armen Frauen! was will mir nun geschehen? Wehe über die Augen, damit ich dich habe gesehen! Und wehe über die Arme, damit ich dich umfangen han! König und Herr mein, wem willst du mich nun lan (lassen)? Nun habe ich verlassen

Vater und Mutter mein (sprach die Königin) um den Willen dein. Und alle meine Sippen (sprach die Frau hehr); Rüste ich auch dich verlieren, so habe ich Niemand mehr. Alle meine Sippen verließ ich, Herr, um dich: Reicher, edler König, wem willst du lassen mich? Während sie Ortnit zu trösten suchte, Da schien durch das Fenster des Morgenbliches Licht; Da wollte er aus dem Bette, sie ließ ihn von sich nicht. Wie kühn sein Herz auch war, des Jornes er vergaß; Ihm wurden seine Augen von großem Jammer naß. Da ihn die schöne Frau mit Armen fest umschloß: Sie weinten beide sehr, das Wasser über die Brust ihnen floß.“ Doch endlich sprang er aus dem Bette, legte sein Sturmgewand an und ließ sich ihren Ring geben. „Glaube nicht, was dir die Leute sagen“, rief er ihr noch zu; „nur dem glaube, wer dir deinen Ring wiederbringt, denn dieser allein hat mich todt gesehen. Nur wer dir mein Schwert, meine Rüstung und des Burmes Zunge bringt, der hat mich gerächt. Du aber gelobe mir, keinen zur Ehe zu nehmen, der nicht vorher den Burm erschlage.“ Mit diesen Worten nahm er Urlaub, und ritt, von einem Braden begleitet, fort, zuerst den Jwerg Aberich aufzusuchen, der ihn warnte, sich dem Schläfe hinzugeben, weil ihn der Burm nur im Schläfe bezwingen könne. Nachdem er aber lange nach dem Burme gesucht, überfiel ihn solche Müdigkeit, daß er sich hinlegte und einschlief. Bald darauf kam der Burm, und so sehr der treue Brade auch bellte und seinen Herrn trug und beißen mochte, er hörte und sah nichts, so daß das Ungeheuer ihn bis an die Sporen verschlang, worauf es wieder zur Steinwand zurückkehrte. Der treue Hund ließ ihm bis an die Höhle nach, doch wagte er nicht, ihm in dieselbe zu folgen. Dort warf das Ungeheuer den König seinen Jungen vor, die ihn durch die Rüstung auslachten, weil sie ihn wegen derselben nicht greifen konnten.

Endlich kehrte der Hund in die Burg zurück; und nun ward es kund, wie Ortnit umgelommen sei. Alle seine Dienstmänner beklagten seinen Tod, aber keiner wagte ihn an dem Ungeheuer zu rächen. Da erhob sich großer Jammer im ganzen Lande; des Königs Mutter starb vor Kummer, und auch die Königin hatte keine Freude mehr. Nach drei Jahren wollte man sie zwingen, einen andern Mann zu nehmen, der des Reichs pflege, doch wollte sie sich nur dem vermählen, der den Burm erschlage. Da ward sie vom Reiche verstoßen und in einen Thurm gesperrt, wo sie lange Jahre in Jammer verlebte, denn es war der noch ungeborene, der den Burm tödten sollte: das war aber der Urahn Dietrichs von Bern.

Die Verbindung des Morgenlandes mit der deutschen, ohne Zweifel im Tyrol ausgebildeten Sage von König Ortnit und seinem Tode möchte auf eine frühere Bearbeitung hinweisen, welche, wie die Gedichte von König Rother, Herzog Ernst, Orendel und St. Oswald, mit welchen der König Ortnit mannigfache Vergleichungspunkte darbietet, gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts verfaßt worden sein mag. Die Meerfahrt nach dem Morgenlande, zu dem Zwecke ein ebenbürtiges Weib zu gewinnen, die daraus folgenden Kämpfe mit den Heiden, der Raub der königlichen Jungfrau, welche selbst jedoch dem kühnen Abenteurer gern über das Meer folgt, und endlich die damals so beliebte Zahl

zwei und siebenzig *), Alles dies sind Züge, die wir in jenen Gedichten, namentlich in Rother, Drendel und Oswald als Ergebnisse der damaligen Beziehungen zum Morgenlande haben kennen lernen (S. 237 u. ff.), die aber in keinem der späteren volksthümlichen Gedichte wiederkehren. Bei aller Ähnlichkeit des Königs Ortnit mit den erwähnten früheren Dichtungen in Inhalt und Ausführung unterscheidet es sich aber von ihnen in einem sehr wesentlichen Punkte, nämlich darin, daß ihm die geistlichen Beziehungen gänzlich mangeln, die ein charakteristisches Kennzeichen jener ältern Gedichte bilden. Es liegt darin schon ein nicht zweifelhafter Beweis, daß das Gedicht vom König Ortnit die Gestalt, in der es uns überliefert worden ist, nicht in jener früheren Zeit erhalten haben kann, weil in diesem Falle das religiöse Element viel entschiedener in ihm zur Erscheinung gekommen wäre. Noch unzweifelhafter wird dies dadurch, daß im Ortnit, trotz dem, daß die Sage zum Theil mit dem Morgenland in Verbindung gebracht wird, dieses doch von weit geringerem Einflusse auf den Gang, die Entwicklung und die einzelne Darstellung ist, das nationale Bewußtsein überhaupt weit weniger zurückgedrängt wird, als in jenen andern Gedichten. Endlich trägt auch die Form, eine Nachbildung der Nibelungenstrophe, für einen späteren Ursprung. Und so dürfte das Gedicht, wie es uns vorliegt, als eine jüngere Bearbeitung eines ältern Werks gelten, welches aber durch die Umgestaltung eher gewonnen, als verloren hätte, weil ihm der Dichter die volksthümliche Grundlage gegeben hat, die es in seiner ursprünglichen Gestalt wohl nicht besaß.

Ortnites Kampf mit Albert.

Mit zühten sprach sin muoter daz minnecliche wip:

„Du wilt in gröze sorge bringen dinen lip;
du nānest billiche ze dinen vriunden rāt:
ez ergēt vil selten ebene, swaz man āne rāt
begāt.“

„Muoter unde frouwe,“ sprach der künec Ortnit,
„dune solt mir niht wern den willen noch den
strit.“

Swaz du mir gebiutest, vronwe, daz geschicht:
hiet ich aber tūsent müeter, durch die enblibe
ich niht.“

„Ich solz niht widerrāten,“ sprach diu künegin,
„vater unde herre, man unde kindelin,
sit dichs sō sere lustet, son wil ich dirz niht
wern:
nu müeze dir gelücke unt sælde Got dar beschern!“

Dō sprach diu vrowe in zühten: „Du bist min
liebez kint,
sit alle mine māge an dich gedigen sint,
und an minen bruoder, dinen oheim Ilias,
den künec von wilden Riuzen, der noch ie ge-
triuwe was.“

„Bringet mir min ringe!“ sprach der helt balt,

„Ich muoz nāch āventiure riten in den walt.
Mirst min muot sō ringe, mir gelinget lihte wol:
der biderbe an allen dingen sin heil versuochen
sol.“

Dō sprach sin liebiu muoter: „Du wilt in sor-
gen leben.
Nu sihestu āventiure; ich wil dir min stiure geben,
daz du mir iemer mēre muost destē holder sin:
swenn du von mir ritest, sō gibe ich dir daz
vingerlin.“

„Muoter unde vronwe, ich swer dir einen eit,
daz ichz gibe niemen, ist dirz anderz leit.“
„Suon unde hēre, nu habe dir daz golt,
unt gist ab duz iemen, ich enwirdē dir niemer
holt.“

Alse der Lamparte daz vingerlin ersach,
er schouwet vlizeelichen, er lachet unde sprach:
„Nu westich harte gerne, vil liebiu muoter min,
wā von sō liep dir wāre dīz kleine vingerlin?“

„Daz vingerlin ist riche, und dūket nihtes
wert.
Du suochest āventiure: sit des dīn herze gert,
wilt du in die wilde riten, son lāz ez von dir
niht!
Du vindest āventiure: von dem steine daz ge-
schihit.“

Du solt mir daz glouben: dīz kleine vingerlin,
daz du niht engēbest, ob diu riche wāren dīn.
Daz golt hāt nutzes kleine, der stein ist abr sō
starc:
ez vrunt dir an disem jāre über vūnfzic tūzent
marc.

Sō du von Garten ritest, sō kēr zer linken
hant
über ronē und über gebirge ze tal die stein-
want,
unt warte, wā ein linde ūf einem anger stē,
und ein küeler brunne ūz der steinwende gē.

Diu linde, diu ist grūene, der anger, der ist
breit:
vūnf hundert rittern schōne diu linde schate treit.
Komstu under die linden, sō muost du mir des
jehen,
solt du āventiure vinden, daz muoz aldā ge-
schehen.“

Dō neic der Lamparte der lieben muoter sin;
si sprach: „Du solt niht bergen, suon, daz vin-
gerlin!
Swar du wellest riten, sō lāz ez blecken bar:
solt du āventiure vinden, die wiset ez dich dar.“

Dō reit der Lamparte vil unverzeiter dan
von der buro ze Garten ān alle sine man:
daz was den getriuwen und den biderben leit,
daz er des niht enwolde, daz ieman mit im reit.

Dō meid er daz gebirge, als in sin muoter bat,
unt kēte in die wilde ān strāze und āne pfat.
Dō habte er gegen der suunen daz golt an si-
ner hant;
er reit grōz ungerverte ze tal bi der steinwant.

Dō kam er in ein ouwe neben dem Gartensē:
dā sprungen ūf der heide bluomen unde klē;

*) Tragemunt kennt 72 Rānder (S. 182), so auch der Pilgrim Wermund im St. Oswald (S. 273), Drendel (S. 275) und St. Oswald (S. 278) fahren auf 72 Schiffen über Meer, und der Heidenkönig im Ortnit hat 72 Boten die Köpfe abschlagen lassen (S. 355).

die vœgele schöne sungen, dâ hôte er süezen
dôz:
die naht het er gewachet, des ritens in verdrôs.

Din sunne gegen dem morgen durch diu wol-
ken schein:
dô beschouwet er vil dicke daz golt und ouch
den stein;
dô vant er über anger daz grüne gras geweten;
er sach mit kleinen vüezen ein smalez pfat ge-
treten.

Dem selben pfade er volgt under di stein-
want,
da er den küelen brunnen und ouch die linden vant;
er sach die grünen heide und ouch der lin-
den ast:
si het ûf ir rise vil manegen werden gast.

Die vœgele dar ûf sungen vil lûte wider strit.
„Ich wæn, ich reit rehte!“ sprach der künec
Ortnit.

Dô vreute sich sin herze, daz er die linden vant,
er erbeizte von dem rosse unde zôch ez an der
hant.

Die linden schowet er lange, er lachet unde
sprach:
„Daz wizze Got von himele, du hâst ein schœ-
nez dach;
ez gie von einem boume nie sô süezer wint.“
Dô luoget er under deste, dô sach er ein klei-
nez kint.

Daz het sich gedrucket nider ûf das gras;
dan weste der Lamparte leider, waz ez was.
Ez truoc an sinem libe di aller beste wât,
die jungex oder altez inder in der werlde hât.

Mit edelm gesteine was gezieret sin gewant.
Do er daz kint aleine under der grünen linden
vant,
„Ôwê, wâ ist din muoter?“ sprach der künec
Ortnit,
„dîn lip vil unbewarter under dirre linden lit.

Du hâst an dinem libe vil ritterlichin kleit.
Ich getar dich niht geschrecke: wie bin ich sô
verselt?

Durch dîn kindes schœne tar ich dir niht getuon:
daz wolde Got von himele, unt wærest du mîn
suon!

- Nu bist in kindes mâze des vierden jâres alt.
Ob ich dich mit mir fuorte, waz hulfe mich der
gwâlt?

Ich hiet sin lützel êre, sit nieman hûetet dîn.
Ôwê, wâ ist dîn muoter. vil liebez kindelin?“

Von golde und ouch von siden was sin ge-
want gar.

Dâ stuond er unde schouwet sin lip und ouch
sin hâr;
in dûhte harte schœne daz kint und ouch sin dach:
ez kam von einem steine, daz er ez dâ ligen sach,

In einem vingerline, daz vuorte er an der hant.
Er stuont in manegem muote, do er ez ligende
vant;

er sprach: „Din grôziu schœne und dîn wât ist
alsô guot,

swie ich dich eine vinde: dune bist niht unbe-
huot.“

Sin ros, daz hafte er vaste an ein lindenzwi:
er sprach: „Ich wil versuochen, ob ieman bi
dir si.

„Wenne wiltu wachen?“ der Lamparte rief:
der kleine brâht in inne, daz er niht ze vaste
slief.

Er wolde in suo dem rosse in kindes wise
tragen,
dô wart im suo der brüste ein grôzer slac ge-
slagen;
der kleine dô den grôzen mit der viuste sluoc:
dô half im des sin sterke, daz er in niht hin
truoc.

Dô sprach der Lamparte; „Swær sin vinde
spart,
unt sin vriunde erzûrnet, der hât sich niht wol
bewart;
der mac vil lûhte an beiden grôzen schaden nemen:
smæher vinde unt kleiner wunden sol sich nie-
man schemen!

Wie bist als ungefüege?“ (sprach der künec
Ortnit)

„wa von komt diu sterke, diu an dînem libe lit?
Dû wilt mir entrinnen lûhte ân minen danc.“
Sich segent der grôze dicke, dô er mit dem
kleinen ranc.

Der grôze was erzûrnet, der kleine, der was vrô:
der eine lachete lûte, dem andern was nider sô:
doch zôch an der lengde des grôzen sterke hin:
dô betruoc den kleinen sin hôchmuot unt sin sin.

Von sinem grôzen spotte wart im der pris
benomen:
enhiet er niht gelachtet, sô hiet ern niht über-
komen.
Der grôze nam den kleinen unt warf in ûf das
gras:
daz kam von sinen schulden, daz ez sin wille was.

Zwelf manne sterke het der grôze man:
den kleinen behabter kûme, daz er im niht entran.
Alse von dem grôzen der kleine nider lac,
dô greif er suo dem swerte, unde wolte im einen
slac

Haben geslagen mit nide, der im gienge an
sinen lip.

„Lâ stên!“ sprach der kleine, „du môhtest ger-
ner slahen ein wip.
Wiltu mich sêre schelten unt ze tôde erslân,
des hâstu lützel êre: du maht mich vil gerner
vân.“

Dô sprach der Lamparte: „Des entuon ich niht:
ich hân sin iemer schande, swâ man dich ge-
vangen siht.
son getar ich dirre mære von dir niht gesagen:
sô geloubet ûf mich niemen, daz ich dich habe
erslagen.

Swâ ich dich nu fuorte mit mir gevangen hin,
dâ spotten mîn die lûte, wan ich der grôzer bin:
sô sprechent alle lûte: Wie ûbl ez Ortnide stât,
daz er ein kleinez kindelin durch ruom gevangen
hât!

Wil dich mîn swert sniden, sô muostu ligen têt.
Ich kam von einem manne nie in sô grôze nôt:

du brächtest mich in schande, liez ich dich lange leben.“

„Entriuwen,“ sprach der kleine, „dù muost mir vride geben!“

Dô viel im ze vüezen daz vil lützel geschäft:
„Lâ mich, künec Ortnit, durch din hêrschaft;
sô gibe ich dir ze minne ein sô guote sarwât,
daz nieman in der werlde sô vestes niht enhât.

Vünfsic marc goldes ist diu brünne wert.
Zuo dem halsperge gibe ich dir ein swert,
daz alle ringe schrôtet, als si nie gewonnen stâl:
jâ wart nie helm sô veste, ez entæte im schaden mâl.

Daz swert wil ich dir nennen, des varwe, diu
ist licht;
swaz du dâ mit gestritest, sô hât ez scharten
nieht.
Diu klinget heizet Rôse, die nenne ich dir mit
namen:
swâ man swert erziuhet, dû darfst dich sin nie-
mer schamen.

Zuo dem halsperge gehœrt ein beingewant;
dâ ist ninder rinc sô kleiner, in smitte min
selbes hant.
Werdent dir die ringe, du solt in wesen holt:
dâ ist niht valsches inne, ezn si allez lüter golt.

Ich wæn ouch in der werlde iht sô guotes si;
ich namz in einem lande, daz heizet Arabi:
daz golt ist valsches âne, lüter sam ein glas,
ich namz an einem berge, der heizet Kaukasas.

Zuo den liechten ringen gibe ich dir einen schilt,
sô vesten und sô starken, ob du mirs danken wilt,
den nie geschôz verwundet, noch deheines swer-
tes slac,
noch deheines viures hitze dâ durch dich gewin-
nen mac.

Zallem dem gesmide gibe ich dir ein houbet-
dach,
daz man ob ritterhoubet sô schoenez nie gesach;
der man ist iemer sælic, swer den helm treit:
jâ kiuset man sin houbet über eine halbe mîle
breit.“

Dô sprach der Lamparte: „Sit du solhe gabe
gist,
sô wil ich dich niht lâzen, dun sagest mir, wer
du sist.“

Dô sprach aber der kleine: „Ich bin ein wildez
getwerc:
mir dient in Lamparten vil manec tal unde berc.“

„Nu sage mir, wie du heizest,“ sprach der
künec rich.

„Wil du mich genennen, sô rüefe ot Alberich.“
Dô sprach der Lamparte: „Du bist lâzens un-
gewert:

jâ mac dich niht gehelfen din brünne und ouch
din swert,

Noch daz du mir geheizest und ouch maht
gegeben,
daz mac dich niht gehelfen, daz ich dich lâze
leben.

Ich slæhe dir under der linden æbe daz houbet din,
dun helfest mir erwerben ein schoenez magedin.“

„Wer ist si, der du muotest?“ sprach ab
Alberich;

„ist si liebes unde guotes ein küniginne rich?
Mac ab si mit êren heizen wol din wip,
so erwirbe ich dir die vrouwen, oder habe dir
minen lip.“

„Ir vater hât vil lande jenhâlp an dem mer;
ich getrûwê ir niht gewinnen, ichu suoche sie
mit her.

Ir vater ist alse unreine, der wil sie niemen geben:
ir tar niemen gemuoten, man ennæme in sâ daz
leben.

Er ist ein künec riche über aldie heidsenschaft:
er hât über alle küneger enhâlp meres grôze kraft;
er ist ûf Montabûre, dâ hât er heimlich.“

„Vil wol ich in erkenne,“ sprach aber Alberich.

„Wiltu mich noch lâzen,“ sprach der kleine man,
sô wil ich dir leisten, daz ich dir gelobet hân.“
Dô sprach der Lamparte: „Ich wæn, daz iht ergê,
du werdest ledec niemer, dune setzest mir bûr-
gen ê.“

„Du wilt mich hôhe twingen,“ sprach der we-
nege knabe,
du eischest von mir bûrgen, ich wæn si ninder
habe.

Du solst Gotes gedenken (sprach der kleine man);
lâ mich, ich wil dir leisten, daz ich dir gelobet
hân.“

Dô sprach der Lamparte: „Hie wirt lâzens niht,
unz an die liechten ringe, daz die min ouge siht.“
„Entriuwen,“ sprach der kleine, „sie werdent
niemer din,
die wile ich muoz gevangen in dinem gewalte sin!“

„Nu rât daz beste uns beiden!“ sprach der
künec rich.

„Des wil ich dich bescheiden,“ sprach ab Al-
berich;

„lâ mich ûf min triuwe, dir mac guot von mir
geschehen.“

„Nein ich!“ sprach der Lampart, „ich muoz ê
die ringe sehen.“

„Lâ mich ûf min triuwe, dir gêt vrende zuo;
du maht mich gerne lâzen, ich bin ein künec,
als duo.

Mir jehent mine genôzen, daz ich getriuwe si:
swie vil du hâst der lande, ich hân mære, dan
din dri.

Dû hâst ûf der erde gewaltes michel vil,
sô hân ich aber dar under allez, des ich wil;
ich gibe wol, swem mich lustet, silber unde golt;
ein man, der wirt gerichet, wurde ich im mit
triuwen holt.

„Nu lâ mich!“ sprach der kleine, „ich swer
dir einen eit,
und gibe dir min triuwe unt min sicherheit,
daz ich dir niht enliuge,“ sprach aber ab Alberich.
„Ich wæge ez ûf din triuwe,“ sô sprach der kû-
nec rich.

Von im stiezern kleinen: vor ime er schône
stuont
in zûhteclichen vorhten, als de gevangen dicke
tuont.

Dô sprach der Lamparte: „Sit du ungevangen stâst,
nu hîn unt brinc mir balde, daz du mir gelobet
hâst!“

Hug- und Wolsdietrich.

Was wir oben von König Ortnit sagten, das gilt auch von den beiden Gedichten „Hugdietrich“ und „Wolsdietrich“, welche mit der Zeit zu einem einzigen Ganzen mehr äußerlich verbunden, als verschmolzen wurden. Auch sie mögen spätere, vollständige Uebearbeitungen früherer, zwar von fahrenden Sängern verfaßter, aber unter den Einflüssen der Zeit bearbeiteter Dichtungen sein. Denn auch hier sehen wir die deutsche Sage mit dem Morgenlande verbunden, aber, wie im Ortnit, wird auch hier diese Beziehung von nationalen Bewußtsein so sehr zurückgedrängt, als es die einmal ausgebildete Sage erlaubte; dagegen tritt das religiöse Element viel entschiedener hervor, als in jenem. Die uns erhaltene Bearbeitung stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert und steht der des Ortnit bedeutend nach; dies gilt namentlich vom „Hugdietrich“, dem auch die innere Selbstständigkeit abgeht, da er mehr nur als Vorgeschichte zum Wolsdietrich erscheint. Beide sind zudem viel roher gehalten, als der Ortnit und die übrigen vollständigen Gedichte; es kommen darin schon die nachsten Ausdrücke und die an das Ungläubige gränzenden Schilderungen vor, welche wir in den Schwänken und Fastnachtspielen der folgenden Periode wieder finden werden, wie denn die beiden Gedichte schon vielfältig das Gepräge der spätern Zeit an sich tragen. Die tiefe Gemüthlichkeit, die einen Grundzug der vollständigen Dichtungen bildet, erscheint hier dagegen nur in wenigen Stellen und auch in diesen nur in abgeschwächter Darstellung. Es wird ein kurzer Abriß des Inhalts genügen.

Als Hugdietrich, König von Constantinopel, zu den Jahren gekommen war, daß er sich vermählen sollte, hörte er von der schönen Hilzburg, der Tochter des Königs Walgunt zu Salved. Da sie aber ihr Vater, der sie selbst später ehelichen wollte, in einem festen Thurm verschlossen hielt, war es schwer, sie zu gewinnen. Nur List konnte zum Ziele führen. Daher ließ sich Hugdietrich in allen weiblichen Arbeiten unterrichten und zog in Frauenkleidung mit großem Gefolge nach Salved, wo er sich für seine Schwester Hildegunt ausgab, die von ihrem Bruder vertrieben worden sei, weil sie den ihr bestimmten Gemahl nicht habe nehmen wollen. Unter dieser Verkleidung gelang es ihm, zur Jungfrau zu kommen, welcher er sich bald darauf entdeckte, als er ihre Reizung gewonnen hatte. Er lebte nun mit ihr als Gatte, bis Hilzburg Mutter ward. Unter dem Vorwande, Hugdietrich habe sich mit der Schwester versöhnt, kehrt der Held wieder nach Constantinopel zurück, Hilzburgs Kind aber wurde einem Wächter anvertraut, der es, da die alte Königin dazu kam, vor Angst in einen Hag legte, wo es von einem Wolf geraubt wurde, welcher es seinen Jungen zur Speise brachte. Doch thaten ihm diese nichts zu Leide, und so ward es bald darauf von den Jägern des Königs gefunden, welchem sie es brachten. „Und was sich fügen sollte, geschah“: der König gewann das Kindlein lieb, er ließ es in die Burg bringen und einer Amme anvertrauen; auch wurde es getauft und es erhielt den Namen Wolsdietrich. Die Königtöchter aber erkannte es an einem rothen Kreuz zwischen den Schultern; sie entdeckte sich ihrer Mutter, welche den König bewog, der Tochter zu verzeihen und in die Heirath

mit Hugdietrich zu willigen. Dieser ward nach Salved entboten, wo die Vermählung mit großer Pracht gefeiert wurde; nach derselben führte Hugdietrich seine Gemahlin nach Constantinopel, wo sie ihm noch zwei Söhne gebar.

Wolsdietrich war noch ein Kind, als sein Vater starb. Dieser hatte ihn vor seinem Tode dem Herzoge Berchtung von Meran anempfohlen, welcher ihn in sein eigenes Land führte, wo er ihn ritterlich erziehen ließ. Unterdessen nahmen aber seine Brüder das ihm vom Vater hinterlassene Reich in Besitz; sobald es Berchtung erfuhr, bot er alle seine Mannen auf und zog mit Wolsdietrich und seinen sechzehn Söhnen nach Constantinopel, dessen Land wieder zu gewinnen. Der Versuch, die ungetreuen Brüder in Güte zur Zurückgabe des widerrechtlich entziffenen Landes zu bewegen, schelerte; es kam zum Kampfe, in welchem Berchtungs sämtliche Ritter erschlagen wurden; nur er, zehn seiner Söhne und Wolsdietrich entkamen in einen Wald, in welchem sie die Nacht zubrachten. Als alle außer dem jungen König eingeschlafen waren, kam ein wildes Weib; „sie ging auf allen Bieren, als ob sie wäre ein Bär“. Von Wolsdietrich angerufen, welcher Teufel sie hergebracht habe, sagte sie: „Nimm mich, so kommst Du von allen Sorgen und ich gebe Dir ein großes Königreich.“ Als dieser, vor dieser Zumuthung zurückschauend, nach Schwert und Hofs sich umsah, hatte sie ihm Beides durch Zauberei entführt. Nun wollte er seine Begleiter auffuchen, aber die nämliche Zauberkraft führte ihn immer weiter von diesen weg, und als er in der nämlichen Nacht viele Meilen gegangen war, kam er zu einem Baum, unter welchem er das wilde Weib, „die rauhe Else“ fand. Da ihre Bitten auch jetzt nichts fruchteten, warf sie einen Zauber über ihn, daß er einschlief. Dann schnitt sie ihm zwei Haarlocken ab, wovon er zu „einem Thoren“ wurde und ein halbes Jahr im Walde herumliefe. Als Berchtung erwachte und seinen Herrn nicht mehr fand, schickte er seine Söhne gen Constantinopel, daß sie den beiden Königen blenten, bis sie ihren rechtmäßigen Herrn wiedersähen; er aber ging, diesen aufzufuchen, und da er keine Spur von ihm fand, begab er sich ebenfalls nach Constantinopel. Gott hatte sich aber Wolsdietrichs erbarmt; er schickte der rauhen Else einen Engel mit dem Befehl, den Helden wieder zu heilen. Da führte sie ihn in ihr Land, und in diesem zu einem Jugendbrunnen, in welchen sie alsobald sprang. „Da ward sie getauft; ehe war sie rauhe Else genannt, Nun hieß sie Frau Sigwin, die schönste über alle Land: Sie hatte die rauhe Haut in dem Brunnen gelan; Er hatte niemals gesehen eine Frau so wohlgethan.“ Nun ließ sich Wolsdietrich leicht abreden, sich mit ihr zu vermählen; aber im Rausche des Glücks vergaß er ganz des getreuen Berchtung. Dagegen kam ihm eines Nachts in den Sinn, daß er mit Kaiser Ortnit kämpfen sollte, der ihm als Kind Burg und Land habe entreißen wollen (daß dies mit der Erzählung im Ortnit im Widerspruch steht, braucht nicht erst bemerkt zu werden). Mit Einwilligung seiner Gemahlin fuhr er nach Samparten. Bald traf er auf Ortnit; es kam zum Kampfe, in welchem dieser einen solchen Schlag erhielt, daß er zu Boden stürzte; doch erhobte er sich wieder, und beide Helden schwuren sich Treue. Als er wieder in der Heimat war, ging er einst mit seinem

Weibe in den Wald, um zu jagen. Ein seltsames Thier, dem er nachjagte, entfernte ihn von der Königin; als er an den Ort wiederkam, da er sie gelassen hatte, fand er sie nicht mehr, denn es hatte sie ein alter Ritter geraubt und über Meer weggeführt. Da zog er eine rauhe Kutte an und ging aus, das Verlorne aufzusuchen. Nach langen Irrfahrten kam er an einen Thurm, bei dem eine Linde stand, in dessen Schatten er sich erschöpft niederlegte. Es war derselbe Thurm, in welchem sein Weib eingeschlossen war. Von ungefahr erblickte sie den Pilgrim, und sie bat den alten Drasian, ihr denselben herbeizuführen, sie wolle dann, sagte sie, ihm zu Willen sein. Der Alte that es gern; kaum war aber Wolsdietrich im Gemach, als er einen wohlbekannten Umgang erblickte: er war in dem Zelt gewesen, aus dem sein Weib entführt worden war. So groß seine Freude war, suchte er sie doch zu verbergen; eben so verstellte er sich, als die Geraubte in das Gemach kam. Als sie aber Drasian in sein Schlafgemach führen wollte, zog er sein Schwert und gab sich zu erkennen. Drasian bot ihm den Kampf um den Besitz der schönen Frau an, und ließ drei Harnische bringen, aus denen Wolsdietrich zum großen Leid Drasians den ältesten und unscheinbarsten wählte. Grimmig liefen sie einander an; Zwerge, die in der Burg waren, halfen ihrem Herrn, aber endlich gelang es dem kühnenelden, seinen Gegner zu tödten. Nun entflohen die Zwerge, und verbargen sich; da aber Wolsdietrich hörte, daß sie sein Weib mißhandelt hatten, legte er Feuer in die Burg und verbrannte sie nebst Allem, was drinnen war. Ein halbes Jahr, nachdem er sein Weib in die Heimat zurückgebracht hatte, starb diese. Um diese Zeit kam Drinit in große Noth, denn es hatte ihm sein Schwager einen Riesen, ein wildes Weib und zwei Wärmer in das Land geschickt, welche großen Schaden anrichteten, weshalb er auszog, um sie zu bekämpfen. Als er von der Kaiserin Urlaub nahm, ermahnte er sie, keinen andern Herrn anzunehmen, als den, der die Wärmer erschlage; er kenne aber keinen, fügte er hinzu, der sie bekämpfen könnte, als einen Gefellen Wolsdietrich, deshalb solle sie diesen zum Manne nehmen. Im Walde traf der Kaiser zuerst auf den Riesen, den er nach hartem Kampfe beide Beine abschlug. Da ließ dieser einen lauten, gar ungesüßten Schall, daß Alles rings erdröhnte. Die Frau Lünge, sein Weib, diesen Schrei vernahm, eilte sie ihm zu Hülfe, doch auch sie mußte das Leben verlieren; Drinit zog weiter, nach einer Weile hörte er einen ungeheuren Sturm: es kam von einem grimmigen Drachen, der mit einem Ulfhantenkämpfte. Diesem helfend, erschlug der Held den Wurm.

Leider geht die Handschrift des Gedichts nicht weiter; aus der späteren Bearbeitung der Sage durch Caspar von der Roen wissen wir jedoch, daß Wolsdietrich Drinit's Tod rächte, die Wärmer erlegte und des Kaisers Wittve heirathete, worauf er nach Griechenland zog, seine Brüder gefangen nahm, die zehn Söhne des getreuen Perchtung, der unterdeß gestorben war, aus dem Gefängniß befreite und ihnen Griechenland zu Lehen gab. Nach zwölf Jahren ging Wolsdietrich in ein Kloster, in welchem er selb verstarb.

Wolsdietrich bei den Wölfen.

Des morgens welt der künig jagen, als er pflac;
dô gesach er gände den wolf bi einem lac;
dô wart daz gejegde ûf den wolf gelân:
si jagten in ze walde, der den schaden hete gelân.

Er vlôch gân dem berge zen jungen in daz hol
(der alten wâren zwêne, als ich iuch bescheiden sol):
dô was nieman sô küene, der dar in wolte gân;
dô sprach künig Walgunt: „Ich muoz die wolwe hân!

Ritter unde knehte muosten sere graben
unde vor dem berge michel arbeit haben,
biz man die alten zwêne in dem loche erstach,
und ouch daz kleine kindel mit ougen dâ ersach.

Nû die alten zwêne dâ wâren gelegen tût,
hin in slouf ein jegere, her vûr er si bôt,
und ouch diu vier jungen: ir mohten nie mê gesin;
dô er her ûz wolt schelden, dô weinte daz kindelin.

Er truog ez zuo dem lichte, schouwen erz began:
er sach mit sinen ougen nie kint sô wunnesam.
„Schouwe von Salnecke künig Walgunt!
ich hân alhie vunden einen richen vunt.

Nu luoge, künig riche, wie ein kindelin!
Ich gloub, daz in der werlte kein schœnerz mac gesin.“

In daz hol si giengen und suochten ouch daz wip,
ob die wolwe hæten genomen ir den lip.

Dô man dâ der vrouwen in dem berc niht vant,
vor des küniges ougen man daz kint ûf bant:
si sâhen dô wol alle, daz ez erst war geborn.
„Du muost mich iemer riuwen, soltu sin verlor!“

Swaz sol sin oder werden, daz muoz ouch geschehen.

Nu mac man dise wunder an künige wol spehen:
sin vaterlichiu triuwe in dar zuo betwanc,
daz er daz best gewæte um daz kindelin swanc.

Ern wolt ez nieman lâzen, er nam ez selbe an den arn.

„Wir sullen vrôliche gën Salnecke varn.“
Rittern unde knehten erz dô niht bevilt:
si vuorten gën Salnecke daz kint und ouch daz wilt.

Si kômen als hêrlîche ûf den hof geriten,
si wurden wol enphangen nâch ritterlichen siten.
Der künig nam daz kindel unt gie vûr die kûngin stân:

„Schouw, vil schœniu vrouwe, wie ein kint ich vunden hân!

Daz heten die wilden wolwe in den berc getragen.“

Wie siz her ûf gewunnen, begunt er ir dô sagen:

„Wir sâhen dô wol alle, daz ez erst wart geborn;
ez müest mich iemer riuwen, soltez sin alsô verlorn.“

Ir sult ez baden heizen, vil edele künigin,
unt gebt ez einer ammen, daz kleine kindelin,
unt heizt ez schöne ziehen: wirt ez ein biderb
man,
tüsent marc von golde mache ich im undertân.“

Einer ammen riche daz kint enpholhen wart;
si zoch ez alsô schöne: dô wart ez alsô zart,
ez wart alsô schöne, daz ez nieman kan ge-
sagen:
dri stunt in der wochen muost man ez vür den
künic tragen.

Liebegart diu alte daz lenger niht enlie,
zuoizir schönen tohter uf den turn sie gie;
si begund ir sagen mære von dem kindelin:
zehant schôz ez ze herzen der jungen künigin.

Dar nâch in kûrzen stunden diu muoter von
ir gie.
Hilteburc diu schône daz lenger niht enlie;
si sprach: „Sag, waltære, trût gevatern min,
durch din beste güete, wie stât ez umb min
kindelin?“

„Gar wol, vrouwe hère unt trût gevatern min!
Man ziuht nâch hôhen êren daz kleine kindelin.“
„Ich man dich an daz jungest urteil, daz Got
über uns sol hân,
daz du mir sagest die warheit, wie ez umb
min kint si getân!“

Dô diu küniginne in alsô tiure ermant,
er begunde heize weinen, vor leit sin hende er
want.
„Ôwê, schœnniu vrouwe, ich wil die wârheit
sagen:
ich kunn ez niht envinden; ich west niht, wer
ez hin het getragen.“

Dô gewan diu küniginne alrêst jâmers gnuoc:
mit beiden iren vûsten zen brusten si sich sluoc,
daz daz bluot rôte von ir drâte ran.
„Ôwê! Got von himele, daz ez an die werlt ie
gekam,

Unt von muoter lîbe ie solt werden geborn!
Nu hân ich Gotes hulde unt min kint verlorn,
und onch Hûgdietherich, den lieben herren min:
von guote unt von êren muoz ich gescheiden
sin!“

Dô sprach der waltære: „Edele künigin,
tuot ez dur Got von himele, unt lât iur weinen
sin:
iur vater hat gefunden ein kleinez kindelin,
daz ziuht man an unser arbeit: des sult ir wiz-
zent sin.

Welt ir die wârheit vinden, sô merkt, was
ich iu sage:
heizt ez an einem morgen zuoiziu her ûsse tragen,
sô seht ir, küniginne, daz kleine kindelin;
sô werdet ir wol innen, mag ez iwer gewesen
sin.“

Liebegart diu alte ez lenger niht enlie,
zuoizir schönen tohter uf den turn si gie;
si seit ir aber mære von dem kindelin;
si sprach: „Liebiu muoter, wes mag ez gewe-
sen sin?“

„Swes ez si gewesen, daz kan ich niht ge-
sagen:

ez hetenz die wilden wolve in den berg getragen.
Ez ist als liep dem vater, er wil ez nieman lân.“
„Trût muoter, heiz die ammen morgen zuo uns
her ûsse gân.“

Si sprach: „Liebiu tohter, des soltu geweret
sin.

Ich hân nie gesehen ein schœrnz kindelin,
wanne ich ez vil gerne wil geschehen lân,
ob du etwaz kurzwil mit im mœhtest hân.“

An dem andern morgen diu amme kam zebant:
Hilteburc diu schône bant uf daz windelbant:
dô vants im zwischen den schultern ein rôtez
kriuzelin,
dâ bi si wol erkante ir kleinez kindelin.

Ein vingerlin von golde zôch si ab der hant,
daz gap si der ammen: dâ was ez wol bewant.
„Nemt hin, vrouwe, lât iu daz kint bevolhen sin:
wær ich dâ niden bi den luten, ich wolt iu ge-
nædec sin.“

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Aus dem ersten Zeitraum haben wir fast gar keine andern prosaischen Sprachdenkmäler, als Uebersetzungen biblischer oder anderer religiöser Schriften; die Geistlichen, bei denen allein Bildung und Gelehrsamkeit zu finden war, bedienten sich ausschließlich der lateinischen Sprache, was nicht bloß daraus zu erklären ist, daß ihnen als Gliedern der römischen Kirche diese Sprache als die Quelle aller Bildung galt, sondern auch zum großen Theil daraus, daß sie, aus den verschiedensten Ländern zusammengewürfelt, die verschiedensten Sprachen sprechend, nur in der allgemeinen lateinischen sich gegenseitig verständlich machen konnten. Es blieb dieses Uebergewicht derselben auch in dem vorliegenden zweiten Zeitraume. Der Zusammenfluß der lernbegierigen Jünglinge und Männer aus allen Theilen des germanischen und romanischen Europas in einigen wenigen Städten, in denen, wie in Paris, Bologna, Salerno, Padua u. a. die Wissenschaften mit regem Eifer gepflegt wurden, machte den Gebrauch einer Sprache nothwendig, in welcher sich Alle gegenseitig verstehen konnten; und als solche war aus den früheren Zeiten ja schon die lateinische gegeben. So wurde denn dieselbe ausschließlich Sprache der Wissenschaft, wie in Italien und Frankreich, so auch in Deutschland, wo einige hochbegabte Männer, unter denen wir nur den tiefen Denker Albertus Magnus (1205—1280) erwähnen, den höchsten Ruf erlangten, der sich weit über die Gränzen ihres Vaterlandes verbreitete. So natürlich aber und so nothwendig sogar der Gebrauch der lateinischen Sprache zur Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände sein mochte, so hatte dies doch die eben so unaussprechliche als bedauernswerthe Folge, daß sich die Wissenschaft vollständig vom Volke abschloß und kaum mittelbaren Einfluß auf dasselbe haben konnte, so wie es ferner die nicht weniger bedauernswerthe Wirkung haben mußte, daß die Prosa noch kaum in den ersten Anfängen der Entwicklung stand, als sich die Poesie schon zur höchsten Blüthe entfaltet hatte. Doch find auch in diesem Zeitraume einige Versuche gemacht worden, wissenschaftliche Gegen-

Hände in deutscher Sprache zu bearbeiten. Dahin gehören zuvörderst der sogenannte „Physiologus“, der vielleicht schon in den ersten Jahrzehenden des zwölften Jahrhunderts abgefaßt wurde, und mehrere Uebersetzungen aus dem Lateinischen, wie der Abhandlung *Notkeri*, „von den Tugenden“ und des sogenannten „*Lucidarius*“, dessen Form Seisfried Helbling in seinen Büchlein nachahmte (S. oben S. 206). Aus späterer Zeit endlich besaßen wir die gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßte „*Reinauer Naturlehre*“, in welcher die bekanntesten Naturerscheinungen nach den damaligen Ansichten erklärt werden.

Zwar bedienten sich die Geistlichen, wenn sie dem Volke predigten, natürlich der deutschen Sprache; allein da diese Vorträge nur für einen beschränkten Kreis und für vorübergehende Verhältnisse bestimmt waren, so wurden dieselben wahrscheinlich nur selten oder gar nicht niedergeschrieben; ja sie wurden vielleicht sogar zuerst in lateinischer Sprache abgefaßt und nur mündlich in deutscher Vorgetragen. Allerdings besaßen wir eine nicht kleine Anzahl von Predigten und Homilien, die noch aus dem zwölften Jahrhundert stammen; doch waren diese, wie es allen Anschein hat, nicht für den öffentlichen Vortrag bestimmt, vielmehr sind sie höchst wahrscheinlich lediglich zu dem Zwecke niedergeschrieben worden, um jüngern Geistlichen als Muster und Vorbild zu dienen. Es sind dieselben ängstliche Nachbildungen, oft vielleicht sogar nur Uebersetzungen lateinischer Predigten, weshalb sie auch nur Werth für die Sprachforschung darbieten, dagegen für die Literaturgeschichte ohne alle Bedeutung sind. Eben so wenig und aus demselben Grunde können einige andere von Geistlichen verfaßte Schriften religiösen Inhalts auf eine Stelle in der Literaturgeschichte Anspruch machen; es gilt dies nicht bloß von verschiedenen „*Uebersetzungen und Erklärungen von Psalmen*“, sondern auch von den uns in ziemlich reicher Anzahl erhaltenen Gebeten und andern kleinen Erbauungsschriften. Erst als gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Predigerbrüder, welche um diese Zeit Eingang in Deutschland gefunden hatten, eine auf die Bildung des Volks gerichtete, eben so große, als fruchtbare Thätigkeit zu entwickeln begannen, erhob sich die geistliche Beredsamkeit aus ihrer bisherigen Bedeutungslosigkeit zu einer ungeahnten Höhe, besonders als die Franziskaner *David von Augsburg* und *Bruder Berchtold*, und bald nach ihnen der Dominikaner *Geobart* die ganze Tüchtigkeit ihres Geistes in die Sprache legten. Obgleich diese Männer eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit besaßen (Berthold scheint außer der lateinischen Sprache auch italienisch und französisch verstanden zu haben), so unterscheidet sich ihre Darstellung in ihren Schriften von denen der früheren Geistlichen wesentlich dadurch, daß sie bei aller ihrer gelehrten Bildung die Sprache von dem bisherigen Einflusse des Lateinischen befreiten, indem sie, statt, wie ihre Vorgänger, ihren Darstellungen das eigenthümliche Gepräge des lateinischen Stils zu geben, die Sprache des Volkes zum Vorbilde nahmen. Sie waren nicht allein selbst aus dem Volke hervorgegangen; ihr Beruf führte sie, mehr als alle andere Geistliche, mit dem Volke zusammen, und sie mußten, wollten sie anders mit

dem Volke leben und auf dasselbe wirken, auch dessen Sprache sprechen, so daß durch diese ihre Bemühungen die rhetorische Prosa einen volksthümlichen, bürgerlichen Charakter gewann, der sich in der Folge noch entschiedener entwickelte.

Wie für rein wissenschaftliche Gegenstände, so war im vorübergehenden Zeitraume, und auch noch in der ersten Hälfte des vorliegenden die lateinische Sprache ebenfalls ganz ausschließlich zur Aufzeichnung der Gesetze und öffentlichen Schriften aller Art im Gebrauch, was zunächst darin seinen Grund hatte, daß es meistens nur Geistliche waren und sein konnten, welche mit dieser Aufzeichnung beauftragt wurden, vornämlich aber darin, daß die deutschen Stämme, welche Frankreich und Italien erobert hatten, die Gesetze, die sie ihren neuen Unterthanen gaben, nur in einer von denselben verstandenen Sprache, das heißt in der lateinischen, geben konnten. Als diese aber im Verlauf der Zeit von den neuen Mischsprachen verdrängt worden war, was nur allmählich und unvermerkt geschah, hatte sie sich schon vollständig als Rechtssprache festgesetzt, und zwar nicht bloß in den eroberten Ländern, sondern durch den Einfluß der fränkischen Herrschaft auch in Deutschland selbst. Sie mußte aber noch tiefere Wurzeln schlagen, als das römische Recht immer mehr Boden gewann und das dessen Studium sich immer mehr verbreitete, da sich die Rechtslehrer ganz ausschließlich derselben bedienten; und so war durch das Zusammentreffen aller dieser Verhältnisse auch diese Seite abgeschnitten, auf welche sich die deutsche Prosa schon vor Ausbildung der poetischen Sprache hätte entwickeln können. Zwar finden sich deutsch geschriebene Urkunden schon aus sehr frühen Zeiten, selbst schon aus dem elften Jahrhunderte (wie die „*Augsburger Schenkungsurkunde*“, die um das Jahr 1070 abgefaßt worden sein mag), und auch später finden sich ähnliche Denkmäler; allein sie stehen nur vereinzelt da, und beweisen nur, daß man sich zu allen Zeiten, wenn auch nur in einzelnen Fällen, der deutschen Sprache zur Darstellung von Rechtsverhältnissen bediente. Erst als die Städte Bedeutung zu gewinnen und der Bürgerstand sich kräftiger zu entwickeln begann, wurde der Gebrauch der deutschen Sprache bei Darstellung von Rechtsverhältnissen häufiger, und gegen die Zeit Rudolfs von Habsburg wurden auch die öffentlichen und Privat-Urkunden großen Theils deutsch abgefaßt. Unter den früheren Denkmalern sind besonders die „*schwäbische Verlobungsformel*“ und der „*Erfurter Judei*“ zu erwähnen, welche noch in das zwölfe Jahrhundert gehören; unter den spätern haben wir vor Altem die Stadt- und Landrechte zu nennen, deren es eine große Anzahl gab, da beinahe jede Stadt und jede Landschaft mit der Zeit ihr eigenes Rechtsbuch erhielt. Es sind dieselben übrigens auch dadurch merkwürdig und für die Sprachforschung wichtig, daß die meisten in den Mundarten der Städte und Länder geschrieben, für welche sie bestimmt waren. Wir erwähnen aus der großen Anzahl dieser Schriften nur das friessche „*Assegbuch*“ (Richterbuch), welches übrigens noch in das zwölfe Jahrhundert gehört, und die „*Wilsfläner Brokmänner*“ aus dem dreizehnten Jahrhundert, ferner das „*Braunschweigische Stadtrecht*“ von 1232, den „*Zürcher Richter*“

brief" vom Jahre 1258 und das „Augsburger Stadtrecht" von 1276. Die zwei wichtigsten Rechtsbücher sind jedoch der „Sachsenspiegel" und der „Schwabenspiegel", weil sich diese bald einer allgemeinen Geltung erfreuten. Hieher sind ferner auch die sogenannten „Weisthümer" (Rechtsentscheidungen) zu ziehen, von welchen J. Grimm eine vortreffliche Sammlung veranstaltet hat. Endlich erwähnen wir noch als die älteste in deutscher Sprache abgefaßte politische Urkunde, den „Landfriede Friedrichs II." Als derselbe nämlich im Jahr 1235 einen großen Reichstag in Mainz hielt, um die durch die Empörungen seines Sohnes tief erschütterte Ruhe Deutschlands wieder zu befestigen, veröffentlichte er eine Urkunde, welche als Grundlage der künftigen Gestaltung Deutschlands gelten sollte. Zwar war dieselbe ursprünglich lateinisch geschrieben; allein es ist die deutsche Uebersetzung höchst wahrscheinlich zugleich mit dem lateinischen Original bekannt gemacht worden und hatte, wie jenes, gesetzliche Geltung.

In diesen Zeitraum fallen die zwar schwachen, aber immerhin beachtenswerthen Anfänge der Geschichtschreibung. Manche ältere in Prosa geschriebene Chroniken scheinen verloren gegangen zu sein; es sind uns nur die sogenannte „Regowische" oder „Sachsenchronik" und eine „Chronik der Abtei von St. Gallen" von Christian dem Rühmeister erhalten.

Noch haben wir ein kleines Bruchstück eines in niederdeutscher Sprache geschriebenen Romans aus dem Sagenkreise der Iseleunde zu erwähnen. Es ist dasselbe so klein, daß sich kein Urtheil über dessen Werth oder Unwerth fällen läßt; doch darf man wohl behaupten, daß die Darstellung nicht ohne Leben und Beweglichkeit ist. Ob dieser Roman, der selber beinahe ganz verloren ist, einen ritterlichen Dichter zum Verfasser hatte, wie man aus dem Stoffe zu vermuthen geneigt sein möchte, läßt sich nicht bestimmen; doch wäre es von Interesse, dies zu wissen, weil wir außer einigen Briefen im Frauenbienst Ulrichs von Lichtenstein keine prosaischen Schriften adeliger Verfasser besitzen: denn der Adel, welcher eine so große poetische Thätigkeit entwickelte, konnte bei seinen durchaus auf das Phantastische gerichteten Bestrebungen durchaus keine Veranlassung finden, sich der prosaischen Sprache zu bedienen. Und es ist dies wiederum ein Beweis, wie sehr er sich von der Wirklichkeit zu unfruchtbaren Schwärmereien gewendet hatte, daß von den Tausenden, welche in das heilige Land oder nach Italien gezogen waren, kein einziger auch nur Eine Zeile von seinen Reisen, seinen Kämpfen, seinen Abenteuern und merkwürdigen Erlebnissen niederschrieb, die doch des Wanderbaren genug darboten mochten, während die französische Literatur aus, wenn auch nicht zahlreiche, doch desto bedeutendere Prosadenkmäler aus jener Zeit darbietet, die von Adelligen verfaßt sind und die damaligen weltgeschichtlichen Ereignisse behandeln.

So ist denn die Prosa in Deutschland ihrer ersten Entwicklung nach ein Erzeugniß des Bürgertums; alle Denkmäler, die Predigten und Erbauungsschriften sowohl, als die Gesetzbücher und die öffentlichen Urkunden, sind, sobald sich diese Sprache vom Einflusse des Lateinischen losgerungen hatte, entweder von Männern bürgerlicher Herkunft und

bürgerlichen Standes oder mit vorzüglicher Rücksicht auf die Städte und deren Bewohner abgefaßt worden. Und diesen ursprünglich bürgerlichen Charakter bewahrte die Prosa durch die nachfolgenden Jahrhunderte, bis sich die Gelehrsamkeit wieder ihrer bemächtigte. Weil aber weder die Gelehrten noch der Adel sich der prosaischen Sprache bedienten (denn jener oben erwähnte Roman kann, selbst wenn er unzweifelbar einen adeligen Verfasser hätte, ebensowenig in Anschlag gebracht werden, als die wenigen Versuche, wissenschaftliche Gegenstände in deutscher Sprache zu behandeln) und weil sich die Prosa beinahe ganz unabhängig von der Poesie entwickelte, wenn diese auch nicht ganz ohne Einfluß auf jene blieb, gewann die Prosa einen viel freieren und selbstständigeren Charakter, als die Sprache der Poesie, welcher bei aller hohen künstlerischen Ausbildung doch niemals den Einfluß des Auslandes ganz verläugnen konnte, der sich selbst bei den trefflichsten Dichtern, wie Gottfried und Wolfram, nur zu sehr geltend machte, bei untergeordneten Geistern, wie dem Tausänder, bis zur Verzerrung führte. Eine solche Abirrung war bei der Prosa schon deswegen nicht möglich, weil sie vorzugsweise nur zur Darstellung rein deutscher im Volke wurzelnder Verhältnisse gebraucht wurde, und Alles, was in prosaischer Sprache geschrieben wurde, wie schon berührt, vorzugsweise für die Bewohner der Städte, nicht aber für bevorrechtete oder höher gebildete Stände bestimmt war. Daher werden aber die prosaischen Denkmäler des Mittelalters, die Gesetze und öffentlichen Urkunden aller Art, dann die Predigten und Erbauungsschriften seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts so überaus wichtig, weil sich in ihnen beinahe durchgehend die deutsche Sprache in ihrer vollsten Reinheit zeigt, und zwar nicht bloß rücksichtlich der Wörter und Wortbildungen, sondern auch in Bezug auf Satzbau und Satzformen. Doch ist dies nicht der einzige Vorzug der mittelhochdeutschen Prosa. Die Nothwendigkeit, in den Rechtschriften nach der größten Genauigkeit in Wort und Ausdruck zu streben, gab der Sprache zugleich auch Klarheit und Bestimmtheit; durch die begeisterten Vorträge der wandernden Predigermäuche, welche nicht bloß auf den Verstand, sondern auch auf die Phantasie ihrer Zuhörer wirken wollten, gewann sie den Reiz der Mannigfaltigkeit und reinste Duelle zurückergeben. Und so müssen wir die Prosa der vorliegenden Periode als die vorzüglichste Grundlage deutscher Sprachentwicklung betrachten und zu ihr, als deren hauptsächlichste und reinste Quelle zurückgehen.

Die Denkmäler der Prosa sind in zu geringer Anzahl vorhanden, um eine strenge Scheidung derselben nach den Gattungen der Darstellung vornehmen zu können; wir werden daher in den nachfolgenden Betrachtungen die wichtigsten Denkmäler und Schriftsteller in rein chronologischer Ordnung auf einander folgen lassen.

Physiologus.

Johannes Chrysostomus verfaßte nach einem ältern griechischen Werke, welches unter dem Namen Physiologus eine Reihe von Beobachtungen über die Natur und insbesondere über die Eigenschaften der Thiere enthält, eine Schrift, in welcher er die Eigenschaften der Thiere bildlich auf die

Menschen, auf Christus und den Teufel deutete und mit Zuganwendungen begleitete. Diese Schrift wurde im Mittelalter vielfach bearbeitet, mit neuen naturhistorischen Beobachtungen, so wie mit neuen bildlichen Beziehungen bereichert, und so entstanden viele lateinische Physiologi, die selbst wieder die unmittelbare Quelle deutscher Werke dieser Art wurden. Eines derselben unter dem Namen „Reda umbe diu tier“ stammt noch aus dem elften Jahrhundert, das andere, welches mit den Worten: „Ditze buoch redenot unde zellit michilen wistum von tieren unde von fogilen“ beginnt, und unter dem Namen Physiologus bekannt ist, ward gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts aus dem Lateinischen wenn auch nicht übersetzt, doch ziemlich genau nachgearbeitet. Es gewährt nicht bloß durch die naturhistorischen Beobachtungen (freilich werden auch fabelhafte Wesen unbedeutlich eingezeichnet) mannigfaches Interesse, es ist auch dadurch von Wichtigkeit, weil es eines der frühesten in Prosa geschriebenen Denkmäler ist, in welchen die Sprache sich mit unverkennbarer Freiheit von dem lateinischen Vorbilde bewegt.

Die Ratter.

Physiologus zellit, daz diu natrá driu geslahte habe. Ir irst geslahte ist: sô si iraltet, sô nege-siht siu nicht; sô vastet si denne vierzich tage unt naht, unze sich das sel ab ir lôsît; sô suochet si denne ein engiz loch an eineme steine unte slüflet dâ durch, sô vert ir diu obere hût abe. Sô wirdit si gejunget.

Diu portâ ist vile enge und daz phade ist vile chleine, daz zuo dem ewigen libe leitet.

Daz ander geslahte ist: sô diu natrá trinchin wile, sô spiwit si das eiter von ire, è si trinche.

Wir sculn die natron sus piledon: sô wir diu heiligen wort trinchin wellen, diu uns vorgeschriben sint, sô sculn wir ûz spien die unser wertliche sunte. Wir sculn unsih reinen von allen unseren sünden, unt sculn mit diemutiger iouch mit wârer pihte in daz Gotes hûs gân, unt sculn dâ beten unde singen Gote in unserem herzen.

Daz dritte geslahte ist der natron: sô si den man nakhten gisiht, sô fürhtet si in unt slühet; sô er ave gewâtôt ist, sô âhtit si sin.

Dâ magen wir ane vernemen: dô unser vater Adâm in dem paradîsô nakchit was, dô nemahte im der tiefal nicht getaren.

Sô man die natron slahen wil, sô nimit si den zagil unt tut in uber daz houbet unt lâzit sich alsô wâ slahen.

Alsô sculn wir tuon: sô unser viant unser irslahen wellen, sô sculn wir mit unserem lichnamen daz houbet beschirmen, wante unser houbet daz ist Christ. Wir sculn unser houbet, den heiligen Christ, ze diu beschirmen, daz wir von ime in dem jungesten zite mit gesunteme houbite zuo ewiger genzi geladet werden.

Der Sachsenspiegel.

Eike, Eyke oder Edo von Reppow, ein Edelmann aus dem Anhaltischen, sammelte gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (1215), vielfach aber auch schon früher auf Veranlassung des Grafen Hoyer von Falkenstein die damals in Deutschland, namentlich im nördlichen Theile des

Reichs (Sachsen) geltenden Gesetze und Rechtsgewohnheiten, denen auch Urtheilssprüche der Schöffen beigelegt sind. Diese Sammlung, welche der Herausgeber selbst „der Sachsenspiegel“*) nannte, erlangte bald gesetzliches Ansehen, ob sie gleich nur von einem Privatmanne ausgegangen war, und zwar nicht bloß im Norden Deutschlands, sondern auch in Polen, Dänemark und andern nördlichen Ländern. Zwar sind in ihr einzelne Spuren vom Einflusse des römischen und canonischen Rechts, welches später das deutsche Leben in seinem tiefsten Innern zerrüttete und verderbte, nicht zu erkennen; im Ganzen aber ist doch die ursprünglich deutsche Rechtsentwicklung durch den Sachsenspiegel vertreten, und er hat, wie schon darum, so auch aus dem weiteren Grunde hohen Werth, daß er längere Zeit hindurch dem Eindringen des fremden Rechts nicht ohne Erfolg widerstand, wie es denn auch dann noch allgemeines Ansehen behielt, als Gregor XI. im J. 1374 mehrere Sätze desselben für legerlich erklärte. Schon früher hatten die Geistlichen denselben bekämpft, weil er bei aller Anerkennung der päpstlichen Gewalt doch dieser die Macht des Kaisers gleichstellte. Der Sachsenspiegel ist nicht nur die älteste Quelle des rein deutschen Rechts; er wurde auch die Grundlage der späteren im südlichen Deutschland gesammelten Rechtsbücher, des Schwabenspiegels und des Rarersrechts, die oft nur Umarbeitungen und Auszüge aus jenem sind.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile, das Landrecht, d. h. das bürgerliche und weltliche Recht, und das Lehenrecht. Der erste Theil wird auch dadurch bedeutend, daß er vielfache und wichtige Bestimmungen über die allgemeinen politischen Rechtsverhältnisse enthält. Reppow hatte seine Sammlung zuerst lateinisch abgefaßt, erst später übertrug er sie in deutsche Sprache, was ihm, wie er in der gereimten Vorrede sagt, viele Schwierigkeiten darbot, so daß er die Arbeit nur aus Liebe zum Grafen Hoyer zu Ende führte. Aber gerade die von ihm erkannte und nicht ohne Glück besiegte Schwierigkeit, die Sprache frei und selbstständig zu behandeln, und sie von dem Einflusse des Lateinischen zu befreien, gibt dem Werke auch für die Literatur hohen Werth. Die Sprache desselben ist niederdeutsch; doch wurde es später öfters ins Oberdeutsche übersetzt und zudem vielfach überarbeitet und vermehrt.

Die zwei Gewalten.

‘Twei swert lit Got in ertrike tō bescermene di kristenheit. Deme pāvese ist gesat dat geistlike, deme keisere dat werltlike. Deme pāvese ist ok gesat tō ridene tō bescedener tiet ûp eneme blanken perde, unde de keiser sal ime den stegerip halden, dur dat de sadel nicht ne winde. Dit is de betēknisse, swat deme pāvese widerstā, dat he mit geistlikeme rechte nicht gedwingen ne mach, dat it de keiser mit werltlikem rechte dwinge, deme pāvese gehōrsam tō wesene. Sô sal ok de geistlike gewalt helpen deme werltlikem rechte, of it is bedarf.

*) Spiegel der Saxon
sal diz bōch sin genant,
wende saxon recht ist hir an bekant,
als an einem speigele de vrouwen
ire antlitze beschouwen.

Regowische oder Sachsenchronik.

Gewöhnlich wird dem Sammler des Sachsen-Spiegels auch eine Chronik zugeschrieben, welche daher nach ihm die Regowische oder auch die Sachsenchronik genannt wird; es scheint jedoch, daß Regow nicht der Verfasser dieses Buchs ist, wenigstens könnte er nicht das Ganze verfaßt haben, er müßte denn ungewöhnlich lange gelebt und den Sachsen-Spiegel schon in seinen ersten Jünglingsjahren gesammelt haben, was vernünftiger Weise nicht angenommen werden kann. Es ist wahrscheinlich, daß die Erwähnung Regows in der gereimten Vorrede der Chronik nur eine Aufstellung auf eine Stelle in der Vorrede des Sachsen-Spiegels ist, und in diesem Falle fällt die Annahme, als ob er beide Werke abgefaßt habe, von selbst zusammen.

Was den innern Werth der Sachsenchronik betrifft, so ist derselbe schon deshalb bedeutend, weil sie uns mit zahlreichen Einzelheiten bekannt macht, welche für Zeit- und Sittengeschichte gleich großes Interesse darbieten; noch größeren Werth gewinnt sie aber durch die einfache, schlichte und doch nicht ungewandte Darstellung, und ganz insbesondere durch den scharfen Blick in die Zeitverhältnisse, der selbst durch die chronologische Erzählung der Begebenheiten durchbricht. Doch ist gerade in dieser Beziehung ein nicht geringer Unterschied zwischen den früheren und den späteren Abschnitten, indem letztere von tieferer Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten zeugen, als die vorangehenden. Ist dies nicht bloß Folge davon, daß der Verfasser die späteren Thatfachen, die er zum Theil selbst erlebt haben mochte, gründlicher kannte, so läge allerdings die Vermuthung nicht weit, daß das Ende von einem andern Verfasser herrührte, als der Anfang, und daß in diesem Fall Regow gar wohl die Sachsenchronik begonnen hätte, welche dann von einem späteren, uns unbekannten Verfasser weiter fortgeführt worden sein wird.

Vrederic de andere. *)

In deme M. CC. XVIII. järe van Godes bort wart de koning *Vrederic*, des keisers *Hinrikes* sone, koning äne weren, de LXXXV. van August, unde was dar ane . . . jār.

Deme antwarde de hertoge *Hinric*, des keisers *Otten* bröder, dat rike tō Goslāre.

Bi den tiden was ein hūsman inme lande bi *Stade*, de hēt *Öthern*, unde underwant sic, dat he tēkene dede, unde wānde al dat mēne volc, dat he hēlic ware, unde sōchte ene dat vole van manigeme lande unde brāchten eme offer. In der tīt wart *Vorde* gewonnen deme hertogen *Hinrike* af van denestmannen van *Bremen*, unde wart *Öthernes* tūsken tōstōret.

Bi des koning *Vrederikes* tiden wart en vart over mere; dar vōr de koning van *Ungeren* unde karte weder mit sunde unde mit scande. De hertoge *Lippolt* van *Österreich* vōr dar oc hin unde was dār mit grōten ēren unde anders manich edele man. Se worden tō rāte ene herevart vor *Damiāt*, de vullenging. De Kerstenen wunnen de stat mit grōtē arbeide den heiden af; siūt wun-

nen se enen torn, de vore dere stat lach, mit grōtē arbeide. Dar nā gaf en God silve de stat, wānde de lüte sō sēk dar inne wāren, dar se tō der were nicht komen ne konden. De stat hēlden de Kerstenen wante in dat ander jār. Dō vōren se aber ene herevart up achter dat vlet; dar belēp se dat water, dat se nicht weder komen konden: des worden se al gefangen. Des gāven se de stat demē *Soldāne* weder, unde bedingeten dar mede alle kerstene vangene ledich unde sic silven. Dar tō gaf he en weder dat hilige krūze, dat de *Soldān* den Kerstenen af gerōvet hadde. De *Soldān*, de heidene man, lēste al sin gelovede unde sin geleite harte trūwelike unde dede den Kerstenen grōt gemach unde leide se hir af.

An den silven tiden starf der margrēve van *Brandenburg*.

In den silven järe legede koning *Vrederic* enen hof tō *Vrankenevorde*. Dar bat he de vorsten alle, dat se *Hinrike*, sinen sone, tō koninge loveden: des volgeden de vorsten unde sworn ene tō koninge na des vader dōde. — — —

De koninc *Vrederic* vōr tō *Rōme* dur de winge unde beval sinen sone *Hinrike* deme kanzelere, dem biscope van *Spire* unde dem biscope van *Werzerborg* unde grēven *Gēarde* van *Diets* unde anderen sinen hēmliken lūden. De biscove storven dār nā beide scire; dō wart dat kint bevolen deme biscope van *Kolne*.

De koning *Vrederic* wart gewiet tō *Rōme* tō keisere van deme pāvese *Honōriō* unde sin sone wart gewiet tō koninge hir tō lande (tō *Åken*).

Des anderen jāres wan de biscop van *Bremen Otterberge* grēven *Bernarde* af van der *Welpē*. De keiser vōr dō tō *Pulle*, dō he gewiet was, unde gewan dat, unde gewan *Sicilie* unde *Calābre* unde alle de heideneske lant, de dar in binnen lāgen, unde alle de heideneske blant, de umme ene lāgen. He vordrēf oc alle, de van eme kart wāren tō deme kaisere *Otten*, unde de em ovele hadden gedān. Somelike vordefede he an ereme live, somelike vordrēf he unde nam al ere gōt. — — —

In deme anderen järe dar nā wart grōt hunger. — — —

In deme silven järe nam de konig *Hinric*, des keisers *Vrederikes* sone, des hertoges *Lippoldes* dochter van *Österreich*, unde des silven hertogen sone nam des lantgrēven dochter van *Doringen*. De hōchtit war tō *Nurenberg*. Dar sat oc de koning *Hinric* tō gerichte umme den mort, de an deme biscope van *Kolne* gescā. Binnen deme gerichte wort en twiunge umme en ordel, dar manich sic tō kampe umme bōt. Dar vōr dat vole alle up unde begunde tō rugende von deme mōshūse ene stēge neder, dar worden gedrungē wol viftich unde ses man dōt, der wāren dri unde twintich riddere sunder de in den herebergen storven, unde oc lang dar nā storven von deme silven drange.

In deme andere järe dar nā dō starf de koning *Lōdewich* van *Frankriche* vor *Aviniūn*, unde manich edele man. Ittelike segede, en worde vergeven. — — —

Nā dem pāvese *Honōriō* wart *Gregōrius* pāves. De keiser wart sēk, unde vōr dō nicht over mere; dar umme dede en de pāves tō banne. — — —

*) Es sind alle Stellen, welche den Kaiser nicht unmittelbar betreffen, ausgelassen worden.

Dar nå over én jår, då sic de keiser mit dem páves nicht vorevenen kunde, he vór under banne over mere, unde hadde lårten bedegedinget éne evenunge twischen den heidenen unde den kerstenen, dat men eme dat lant tó *Jerusalem* allet weder lårten solde. Des hinderede en de páves unde de patriarcha van *Jerusalem* unde de *Temple* unde de *Spítal*, unde umboden deme *Soldâne*, he wære der evenunge ungewaret jegen den keiser unde de kerstenen. Dó búwede de keiser *Driaß*, unde gaf eme de Soldán *Jerusalem* weder unde *Bethlém* unde *Nazaréth* unde des landes vele. Dó ging de keiser krónet tó *Jerusalem* in deme sonendage vore mitfasten unde vore sante Marien dage. Dó was it óc dat twelf hundertste unde negentwistinge jår van Godes bört. Des anderen dages vorbót de Patriarcha gotesdenest tó *Jerusalem*: dá mede bedrórede he al de kerstenen, de dar wåren.

De wile dat de keiser over mere was, wan eme der páves af siner stede unde borge vele, wande he lét prèdeken, dat de keiser dót wære. Dó dít de keiser vornam, he vór weder over mere unde gewan mit gróter kost unde mit gróteme arbeide sine lande unde sine borge weder mitter düdschen pelegime helpe. —

In deme anderen jåre wart der páves unde de keiser vorevenet unde lét ene de páves úteme banne. —

Bi den tiden wåren vele ketere unde ungelóveger lúde in der kerstenheit, beide tó *Róme* unde in *walscheme* unde in *düdscheme* lande. De worden gebrant wol düsent van éme brodere, de hét *Kónrát torsus*, unde óc von anderen lúden. —

Dó hadde de keiser *Frederic* énen hof tó *Ravene* tó aller hillegene missen. Dar lach he lange unde wachtide sine sones, des koninges. Danen vór he tó *Venidie*. Dar wart he untvungen mit gróten éren, unde vór vort tó *Agleie*. Dar quam sin sone, de koning, tó eme. De keiser vór weder tó *Pulle*, unde de koning tó düdscheme lande. —

An der silven tít was vele ridders unde hóher lúde, de man téch, dat se wåren ungelóvich. Dar was én der grève van *Seine*: úp den prèdekede meister *Kónrát* van *Marborg* dat krúze, unde it nam vele lúdes, unde wart der silve meister *Kónrát* geslagen umme de silve sake. De silven gåven sic óc alměstich in des koninges gewalt.

Bi den silven tiden orlogeden de *Rómære* weder den páves unde vorwisden ene van *Róme*. De keiser hálp deme páves úp de *Rómære*. De koning *Hinric*, des keiseres sone, de hadde sic untsat weder sinen vader. Dar umme vór de keiser tó düdscheme lande unde bráchte mit eme gróten scat, unde wolde orlogen úp den sone. Dó karten de vorsten alle von deme koninge tó dem keisere. Dó vór de keiser tó *Wormeze*, unde nam dar sin dritte wif. Allerérst hadde he des koninges dochter van *Arragún*: bi der gewan he den koning *Hinrike*. Dar nå nam he des koninges dochter van *Akers*; mit ere nam he dat koningrike tó *Jerusalem*: bi dere wan he den koning *Kónrade*. Dar nå nam he des koninges suster van *Engelant* tó *Wormeze*. Dar quam eme sin sone tó hulden unde gaf sic in des vader gewalt. Des lét ene de vader gevangen halden unde sende éne tó *Pulle*.

David von Augsburg.

Der Franziskaner Bruder David, mit dem Namen von Augsburg, was zu dem Glauben veranlaßt, daß er aus dieser Stadt stamme, wurde zwischen 1210 und 1220 aller Wahrscheinlichkeit nach in Regensburg geboren, da die ältesten Nachrichten, die wir von ihm haben, dahin weisen. Wir finden ihn nämlich zuerst als Novizenmeister und Professor der Theologie im dortigen Barfüßerkloster, worauf er in dieser Eigenschaft nach Augsburg übersiedelte, wo er lange Jahre hindurch als Lehrer und Prediger gleich tüchtig wirkte, so daß es nicht auffallen kann, wenn er seinen Beinamen von dieser Stadt erhielt. Er starb daselbst am 15. November 1271.

Bruder David erwarb sich unter seinen Zeitgenossen den höchsten Ruf als Lehrer, Prediger und Schriftsteller, und auch spätere Chroniken erwähnen ihn mit dem größten Lobe. Sie kannten freilich nur seine lateinischen Schriften, die allerdings des ihnen gespendeten Lobes sowohl wegen ihrer trefflichen Darstellung als ihres von tiefem Gefühl und edler Gesinnung zeugenden Inhalts vollkommen würdig waren; allein auch seine deutschen Schriften, die uns hier allein berühren, verdienen dieselbe Anerkennung. Es hat sich daher Franz Pfeiffer ein großes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, daß er uns zuerst mit Bruder David bekannt gemacht hat, dessen Namen in der Geschichte unserer Literatur „fortan von gutem Klange sein wird“. Denn David vereinigt alle Eigenschaften in sich, die dem Schriftsteller eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur seines Volkes zusichern. Er ist nicht nur wegen der Tiefe, Vielseitigkeit und Wahrheit der von ihm ausgesprochenen Gedanken, wegen seiner eben, für das Gute und Hohe wahrhaft begeisterten Gesinnung, sondern auch wegen seiner gebildeten und reinen Sprache, wegen der schönen und gewandten Form seiner Darstellung, deren ruhiger und klarer Ernst durch einen eigenthümlichen poetischen Hauch belebt wird, wahrhaft bewundernswürth. Es sind von seinen deutschen Schriften (Reden, religiös-moralische Betrachtungen, Gebete) freilich nur noch wenige bekannt, aber diese wenigen sind in Form und Inhalt gleich bedeutend. Unter denselben verdienen namentlich die zwei größeren, „die sieben Vorregeln der Tugend“ und der „Spiegel der Tugend“ ausgezeichnet zu werden. In der ersten zeigt er, daß das tugendhafte Leben eine Kunst sei, die der Mensch, wie jede andere Kunst, durch Mühe und Übung erlernen könne. Wie bei allen Künsten Vorkenntnisse und Vorübungen nöthig seien, so auch bei dem tugendhaften Leben; es seien aber vorzüglich sieben Vorregeln zu merken, deren Betrachtung zum tugendhaften Leben führe. Der Mensch solle sich niemals durch Trägheit von dem, was ihm zu thun obliege, abhalten und unnütze Gedanken und böse Begierden in seinem Herzen nicht aufkommen lassen; er solle in allen weltlichen Dingen mäßig sein; er solle sich befleißigen, mit sich selbst und mit Andern im Frieden zu bleiben; er solle mit rechtem Ernst nach dem Guten streben, in allen Dingen demüthig sein und endlich Gott alle Zeit vor Augen haben. „Diese sieben Regeln bedeuten die sieben Jahre,“ so schließt das Ganze, „die König Salomon brauchte, um den Tempel zu

Jerusalem nach der Lehre seines Vaters David zu bauen, der ihm auch die Mittel dazu gab, mit denen er ihn aufbaute. Und wie Niemand vor dem König Salomo den Tempel vollbringen mochte, also ist Niemand weise an geistlicher Weisheit, der diese sieben nicht kennt, noch sich bekeimt, sie in seinen Werken zu gewinnen. Wer sie gewinnt, der hat die Mittel, mit denen er Gott einen geistlichen Tempel in ihm selbst macht, wozu uns auch der wahre Salomou helfen möge, Jesus Christus, des himmlischen Vaters eingebornen Sohn. Amen!"

— Aus dem mitgetheilten Bruchstücke (die vierte Regel) werden sich unsere Leser überzeugen, daß Bruder David diese einfachen religiös-moralischen Lehren klar, eindringlich und in einer Geist und Gemüth gleich ansprechenden Sprache ausgeführt hat.

Der nämliche Ernst, aber auch die nämliche Milde ächter Frömmigkeit ist über den „Spiegel der Tugend" verbreitet, in welchem der treffliche Mann Christum als die lauterste Quelle, als das hellste Vorbild aller Tugend und wahrhaft christlichen Gesinnung darstellt, und dessen sanfte Demuth als die höchste Blüthe tugendhafter Gesinnung in begeistertester Ausführung gepriesen wird.

Aus den sieben Vorregeln der Tugend.

Diu vierde regel ist, daz der mensch sich vlize vridesam sin ime selben unde den andern. Der niemen beswæret, der ist im selben vridesam. Wir sin als in einem strite gën den tieveln unt gën der werlde. Die tievel müent uns innen, diu werlt üzen. Innen müent uns bekorunge; wider die bedürfe wir widerstrites unde huote. Üzen müent uns widerwärtigiu wort unde werc von den menschen; dā wider bedürfe wir der gedult schiltes, uf den wir enphāhen diu schōzbōlzeln scharpfer worte und etwenne ouch einen kolbenstreich müelicher site unt leider werke. Uns geschiht aber ofte als den, die strites ungewon sint: ē sie den schilt rehte vür gevazzent, sō ist in daz tref worden von ir unbefende. Als ist uns. ē wir uns betrachten nāch der gedult, der wir uns vor vermezzen hēten, sō si wir wunt worden von ungedult. Swer sich warnen wil gedult, der betrachte vor driu dinc. Des ersten sol er im vür setzen mit betrachtunge allez, daz im mac widermuotes widervarn, an schaden, an wētagen, an arbeit, an smāhe, an scharfen worten, an herter buoze, an rüegunge unschuldleclichen; wan diu geschōz, gën den man sich vor gewarnet hāt, diu tuont minner schaden. Man sol die burc bûwen unde berûsten, die wile ez noch vride ist, unt sol vor dem kamphe schirmen lernen, unt sol sich vor wāfenen, ē daz die vinde zuo sprengen; man mac anders wol sigelōs werden unde die burc verliesen, ob man sich denne erst warnen wil, sō diu nōt uf dem rücke iezuo lit. Swes sich denne der mensch vor bewiget ze dultene, widervert im daz, sō lidet erz deste līhter; widervert ez im niht, sō ist er ze andern ziten doch deste unerschrockener unt hāt ouch den lōn umbe den guoten willen. Dō künec Jōsaphāt in vride was, dō bûwete er stete unt veste bürge, ob in ein urluge angienge, daz er gewarnet wære. Alsō lēret uns ouch ein wiser man, daz wir unsern muot bereiten gën bekorunge. Zuo dem andern māle sol der guote mensch vor betrachten, wie kleine im daz widermüete künne

geschaden, allermeist von worten. Wort sint ein schal in dem lufte, den der wint hin vüeret, unt mugen von ir natüre niht geschaden (der sich selben dā mite niht stichet), als wēnic als ein ander schal. Dā von lāzen wir gense unt aglistern gën uns schrien unt hunde bellen, und ahten des niht, wan ez uns anders niht geschaden mac. Ein wort mac mir niht an dem libe geschaden, die wile ez niht wan ein wort ist, noch an dem guote, noch an den ēren gën den liuten; wan vertrage ichz mit senfte, ich bin in dar nāch lieber unde werder, denne dā vor; und hiete ichz halt verschuldet mit sünden, man wære mir deste genædiger, ob ich mine bestrāfung oder minner sünden itewiz gedulteclichen vertrage. Got ist mir ouch deste ungenædiger niht, ob mir ein mensch ein scharpfer wort hāt gesprochen; er ist mir deste gnædiger, ob ich diemüetlichen lide. Daz mir denne niht schadet an libe, noch an guote, noch an ēren, noch an sēle, daz ist ein tōrheit, ob ich mich selbe dā mite unnütliche beswære, als der sich ze wer wider den wint setzet āne nōt. Ze dem dritten māle sol der mensch den schaden, den im sin ungedult erwirbet, betrachten, unde den nutz, den diu gedult bringet; wan ungedult mēret ein iegelic ungemach mit ir bitterkeit unde beswæret die gewizzen durch die sünde unde ergert ander liute, unde machet den menschen selben unwerte Gote unde den liuten. Dā wider diu gedult liebet uns Gote und ouch den liuten, und hēhet den lōn in himele, unt nimt die sünde abe, unt git den andern guot bilde, unt machet daz herze ruowic und unerschrocken gën allen dingen; als der in einer guoten veste ist, der erschricket niht vor den reisseren, und als der gën dem winter gewarnet ist, den machet daz ungewiter niht trūric.

Mac aber dich disiu vorbetrachtung eelliu niht helfen, daz daz herze unbewegete belibe von ungedult, sō tuo zwei dinc: sweic und erstecke den zorn in im selben, daz er iht ūz slahe unde daz hūs iht brenne, unde die andern ouch iht enzünde; wan diu zunge ist vergiftic in zorne, als diu wisele; dar umbe sol man si in sliezen, sō si eiter treit, daz si iemen hecke. Daz ander ist: nim dir ein ander unmuoze mit rede, oder mit geschefte, oder mit gedanken, biz daz dā des zornes vergezzest. Wenne er denue gesenftet wird, sō schiup in gar von dir, daz sich von den vunchen ein ander rāchehitze iht enzünde. Lā dir endanc sin, ob der ber gestillet si, unt hetze in niht anderstunt einem andern ze leide uf dīn selbes vreise, wan der tobige hunt bizet den herren als schiere als den vremen. Ete-liche unwise liute, sō in der trüebesal vergē wil, den sie habent von einem smāhen worte oder von andriu, sō habent sie sich wider, unde bindent ez ze herzen, daz sie sin lange gedanken. Die tuont dem gelich, der eine suht oder einen andern siehtuom hāt erliten, unt sō er zergē wolte, sō machent sie mit willen, daz er lange anhaftet, unde die siehtuome sint dar nāch vil müelich ze buezen, die alsō lange harrent. War zuo bite wir unsern hēren, daz er kome zuo unserm herzen, daz wir im daz hūs vor verrünen mit unvrīde unt mit unminne? Er ist diu minne, unt swer unminne hallet in dem herzen, der haltet Gotes vinde; zuo den wil er niht

geladen sin in eine herberge. Sin ruowestat ist in dem vride; swer deenne mit unvrde lebet, in des herze mac er niht ruowe haben. In pace factus est locus eius. *Super quem requiescet spiritus meus, nisi super humilem et quietum etc.* Die wile wir vride mit uns selben haben, so mac uns ouch dehein izer unvrde niht vil geschaden. Wir suln ouch den andern vridelich sin, als wir uns des selben gern. Wan ez ist dem heiligen geiste beidenthalp getân, swenne dû in ûz dinem herzen tribest mit unminne oder ûz eines andern herzen, betrübende in âne reht. Ietwedere ist sin hûs unt sin wonunge. Dâ von verstôz den wirt niht ûz siner herberge, ob dû gerst, daz er dich des himelischen heimôdes iht verstôze.

Bruder Berchtold.

Unter den Jünglingen des Bruders David ist nur einer in weiteren Kreisen bekannt geworden; aber dieser Eine würde das Andenken und den Ruhm des Lehrers für alle Zeiten gesichert haben, selbst wenn sonst alle Äbtlagen Spuren seines Wirkens vertilgt worden wären. Es ist dies der Franziskaner Berchtold, der die volle Entfaltung seines großen Talents, wie Hr. Pfeiffer mit Recht bemerkt, gewiß vorzugsweise der Leitung des trefflichen Lehrers zu verdanken hatte. Daß aber David die ganze Größe seines Schülers erkannte, daß er dessen seltene Talente mit Liebe und wohl auch mit Aufopferung pflegte, daß er ihm mit aller Hingebung zugethan war, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß er ihm mehrere seiner Schriften widmete, welche er wahrscheinlich sogar für ihn niederschrieb, und daß er seinen Schüler auf dessen Predigerfahrten durch Deutschland begleitete, wie er denn von den Chronisten als der Gefährte des Bruders Berchtold, als der bezeichnet wird, „der mit brüder Berchtolt gieng“. Es hat etwas unbeschreiblich Rührendes, zu sehen, wie sich der ältere Lehrer dem jüngeren Schüler mit solcher Hingebung anschloß und sich mit acht christlicher Demuth dem größeren Geiste unterordnet, der doch zunächst durch ihn und seine liebevolle Pflege zu dem geworden war, was ihn zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung machte.

Obgleich eine große Anzahl von Zeugnissen über Berchtold vorhanden sind und beinahe keine Chronik zu finden ist, die nicht von ihm und der wunderbaren Wirkung seiner Predigten berichtet, so wissen wir doch sehr wenig von seinen Lebensumständen; wir können sogar weder das Jahr noch den Ort seiner Geburt mit Bestimmtheit ermitteln. Man wird jedoch von der Wahrheit wenig abirren, wenn man die Zeit seiner Geburt zwischen 1220 und 1230 setzt, da er doch wohl zehn Jahre jünger gewesen sein muß, als sein Lehrer David. Was dagegen seinen Geburtsort betrifft, so ist es schwer, unter den verschiedenen Meinungen, die darüber herrschen, zu entscheiden. Einige geben Winterthur, andere Regensburg und wieder andere Augsburg als seine Heimat an, und alle haben für ihre Ansicht nicht unbedeutende Gründe. Daß aber Winterthur doch nicht wohl Berchtolds Geburtsort gewesen sein könne, geht daraus hervor, daß ein nicht viel späterer Chronist, Johann Vitoburnanus (gest. 1348), nicht jene Stadt, sondern Regensburg als die Heimat Berchtolds angibt.

Denn da Vitoburnanus selbst aus Winterthur war und er viele Einzelheiten aus dem Leben des von ihm hochgeehrten Mannes kannte, die er von älteren Leuten gehört, welche Berchtolden selbst gesehen und gehört hatten, und da er namentlich auch erzählt, daß dieser sich während seines Aufenthalts in der nordöstlichen Schweiz nicht bewegen lassen wollte, in jener Stadt zu predigen, so darf man wohl annehmen, daß er es gewußt und angegeben hätte, wenn Berchtold wirklich in Winterthur geboren worden wäre. Sicherer ist, daß derselbe mit seinem Familiennamen Lech hieß, daß er in Regensburg in den Franziskanerorden trat, dort, wie schon berichtet, der Schüler des trefflichen David wurde und auch daselbst im J. 1272 starb, nachdem er viele Jahre predigend durch Bayern, Oesterreich, Böhmen und Mähren, durch Schlesien und Thüringen, Schwaben und einen Theil der Schweiz gezogen war und durch die Kraft seiner Beredsamkeit größere Wirkungen, als selbst die Kreuzprediger hervorgebracht hatte, wenn sie auch weniger in die Augen fielen; denn es ist weniger schwierig, eine leicht erregbare Menge zu abenteuerlichen Thaten zu reizen, als Einzelne zur Reue, Buße und bleibenden Belehrung zu führen. Wo er erschien, sammelten sich Tausende um ihn, so daß keine Kirche groß genug war, die Zuhörer alle zu fassen, welche bei dem frommen schlichten Manne Erbauung und Erhebung suchen wollten; gewöhnlich bestieg er einen Baum, von welchem herab er zu den um ihn versammelten Menschenmassen sprach, von denen ihm viele folgten, wenn er weiter zog. Aus den zahlreichen Zeugnissen älterer Schriftsteller über die beinahe unerklärliche Gewalt seiner Beredsamkeit („sein Wort brannte, wie eine Fackel“, sagt einer derselben, „denn Gott hatte ihm einen Mund gegeben, der einem scharfen Schwerte gleich war“) heben wir nur das des wohlunterrichteten Vitoburnanus hervor: „Um jene Zeiten blühte Bruder Berchtold, ein ausgezeichnete Prediger aus dem Orden der mindern Brüder in Alemannien, der auf seinen Wanderungen Alemannien oft auf wunderbare Weise erleuchtete und ungläubige Sänder durch Wort und Beispiel zum Herrn bekehrte und dessen Andenken gesegnet wird und noch jetzt zu meiner Zeit in den Menschen lebt. Er pflegte öfters auf den Feldern zu predigen, und dann strömte das Volk aus allen benachbarten und umliegenden Orten in größter Menge zusammen. Er war gewohnt, wenn er die auf der Ebene errichtete Bühne bestiegen hatte, um zu predigen, aus einer an einem Faden aufgehängten und in die Luft hinausgeschalteten Feder zu untersuchen, woher der Wind wehe, und er beredete das Volk, sich auf diese Seite zu setzen. Er selbst war herediten Mundes, frommen Wandels und von großer Gelehrsamkeit, wie es noch aus mehreren, von ihm verfaßten Predigten deutlich erhellt, die er Landpredigten nannte. Bei seinen Reden bekannten verhärtete, hartnäckige und ruchlose Sänder offen ihre Sünden, entsagten ihrem früheren schändlichen Leben, baten um Verzeihung derselben und versprachen Buße und Besserung. Er soll, wie Mehrere, die zur gegenwärtigen Zeit, d. h. im Jahre des Herrn 1340 noch leben und oft seinen Predigten beigewohnt hatten, wie uns Andere erzählten, einen prophetischen Geist gehabt haben; denn er hatte nach den Berichten

derselben Vieles und Verschiedenes vorher gesagt, was zu unsern Zeiten in Erfüllung gegangen ist. Er wollte in der Stadt Wintertur, von welcher ich gebürtig bin, und die im Thurgau liegt, das Wort Gottes niemals verkündigen wegen eines ablen Jolles und einer schändlichen Steuer, welche dort bis jetzt von den Armen eingetrieben wird. Und weil die Bürger dieser Stadt weder aus Rücksicht auf die Gnade Gottes noch auf seine dringenden Bitten von jener Steuer nachlassen wollten; so verschmähte er zu ihnen zu kommen, indem er ihre beständigen und beharrlichen Bitten, sie seines Besuchs zu würdigen, nicht achtete, ja dieselben zurückwies, ob er gleich herumliegende Orte, wie die Städte Wyl und Klingnau und die Stadt Zürich öfters besuchte, um dort zu predigen. Unter andern wunderbaren Thaten desselben will ich einige erwähnen, aus welcher erhellen wird, daß er sowohl die Sünder belehrt, als auch den Geist der Wahrsagung gehabt habe. Bei einer Predigt desselben fand eine öffentliche Dirne plötzlich auf und erklärte, daß sie ihrem schändlichen Leben absagen wolle. Als aber Bruder Berchtold der vor ihm sitzenden zahlreichen Menge von dem erhöhten Orte, auf welchem er stand, erklärte, daß, falls irgend ein Mann da sei, der seine sündhafte, durch ihn bekehrte und wiedergeborene Tochter aus Liebe zu Gott zur Frau nehmen wolle, er sie ihm geben und zudem aussteuern würde, und darauf sich Einer aus der Menge dazu bereit erklärte, so versprach er ihm zehn Pfund zur Aussteuer. Da er jedoch selbst Nichts hatte, so forderte er einige Männer auf, durch die wegen der Menge zusammengedrängten Haufen des Volks bettelnd zu gehen und von Jedem ein Almosen zu bitten, bis die Summe der zehn Pfund Pfennige voll sei. Als diese den Betrag von einem Theil der Menge eingesammelt hatten und noch ein großer Theil übrig war, rief der heilige Vater von der Bühne mit lauter Stimme: „Es ist genug! Wir haben das Geld, das wir wünschen!“ Jene gehorchten seinem Rufe, ließen vom Einsammeln ab, kehrten zu ihm zurück und zählten das eingesammelte Geld. Da fand sich genau die vorher bestimmte Summe, nicht mehr noch weniger, und es wurden nicht mehr noch weniger Pfennige gefunden, als gerade zehn Pfund, welche er sogleich dem Manne zu geben befahl, welcher sich mit der vorgenannten Sünderin verlobt hatte, die er ihm treulich anempfahl. — Nach seinem Tode in der bayerischen Stadt Regensburg, wo er, wie man sagt, geboren und erzogen worden war, glänzte er lange durch viele Wunder im Kloster der mindern Brüder, wo er begraben liegt.“

Ohne Zweifel hat der Vortrag des berühmten „Landpredigers“, wie ihn eine älterer deutsche Schrift nennt, nicht geringen Antheil an diesen wunderbaren Wirkungen gehabt; er muß mit allen körperlichen Eigenschaften ausgestattet gewesen sein, ohne welche kein Redner bleibenden Eindruck zu machen vermag, am allerwenigsten auf eine zahlreiche Menschenmenge. Allein der wesentlichste Grund dieser Wirkungen muß doch in seinen Predigten selbst gesucht werden. Zum Glück ist uns eine große Anzahl derselben erhalten worden (von denen leider nur etwa der vierte Theil durch den Druck bekannt gemacht worden ist), so daß wir aus ihnen selbst beurtheilen können, wie es ihm möglich war, seine Zuhörer in so hohem Maße zu fesseln, ihre Gemü-

ther zu erschüttern und selbst auf verhärtete Sünder in so überraschender Weise zu wirken. Wir haben zunächst unsere Aufmerksamkeit auf den Gehalt seiner Reden zu wenden. Und da finden wir allerdings eine Reihe von trefflichen, fruchtreichen und für seine Zeit neuen Gedanken, wenigstens solcher, welche vor ihm kaum in Gegenwart größerer Menschenmassen ausgesprochen worden sein mögen, wenn wir sie auch schon bei den gleichzeitigen und selbst bei früheren Predikanten finden. So erklärt er die äußerliche Religionsübung, Opfer und Wallfahrten für nichtig, wenn sie nicht von innerer Güte und Frömmigkeit begleitet wären. „Ja sage nur,“ ruft er einmal aus, „und mache ein Kreuz für dich. Und hättest du ein gutes Herz, das wäre dir viel besser, als alle Kreuze, die du machst.“ Und an einem andern Orte sagt er, daß wer zu Hause andächtig und fleißig Messe höre, mehr Gnaden erwerben könne, als Einer, der zu St. Jakob laufe und wieder zurück. „Ihr Herren,“ heißt es weiter, „Ihr thut mir gar leid daran, daß ihr manchmal zu St. Jakob lauft und reist, so daß ihr leicht in zwölf oder zehn Wochen nicht zehn Messen höret. Das sage ich nicht darum, daß ich St. Jakob seine Pilger entführen wollte, da wäre er mir zu hoch: ich rede es um der Gerechtigkeit willen. Ihr lauft dorthin und verkauft dabeim, daß eure Kinder und Hausfrauen desto ärmer sein müssen oder ihr selber „nothast und ältelast“. Und ein solcher mäkt sich, daß er viel fester zurückkommt, als er ausfuhr, und hat dann viel zu sagen, was er gesehen, und läßt Niemanden hören in der Kirche und Predigt. Und was sandest du dort? St. Jakobs Haupt! Das ist ein todttes Bein und ein todtter Schädel: Das bessere Theil ist im Himmel!“ Nicht weniger eifert er gegen den Ablass und dessen Verkündiger, die er Pfennigprediger nennt. „Der Pfennigprediger“, sagte er, „ist dem Teufel einer der steifsten Knechte, die er irgend hat. Wui, Pfennigprediger, Mörder der Welt, wie manche Seele wirfst du mit deinem falschen Gewinn von der wahren Sonne in den Grund der Hölle, daß ihr nicht mehr geholfen werden kann! Du verheißest um einen Heller oder um einen Pfennig so viel Ablass, daß sich viele tausend Menschen darauf verlassen und nun wähen, sie hätten alle ihre Sünden geküßt mit dem Heller oder mit dem Pfennig, wie du ihnen vorschwähest. So wollen sie nun nicht mehr Buße thun, und fahren also hin zur Hölle, daß ihnen keine Erlösung mehr wird. Und darum wirft man dich in den Grund der Hölle und wirft alle die auf dich, die du dem allmächtigen Gott entführt und deren Seele du verkauft hast um einen Pfennig oder um einen Heller!“ An einem andern Orte sagt er: „Der Pfennigprediger fährt uns unter die einsichtigen Leute und predigt und ruft, daß Alles weint, was vor ihm ist. Und er sagt, er habe vom Papste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Pfennig oder Heller. Und er sagt, daß man damit selig sei gegen Gott, und trönet den Teufel alle Tage mit viel tausend Seelen. Ihr sollt ihnen Nichts geben, dann müssen sie abstecken vom Betrug!“

Reißens hat sich Berchtold jedoch an die gewöhnlichen Lebensverhältnisse gehalten, die er nach allen Seiten beleuchtet, um die Menschen zu einem wahrhaft frommen und tugendhaften Wandel anzuleiten, und wenn er dann auch die ewig wahren

Grundsätze des reinsten Christenthums verständigt, die Menschen zur Herzenreinheit, zur Frömmigkeit, zur Ergebung in den heiligen Willen Gottes und zur Buße und Belehrung ermahnt, so wiederholt er doch hiebei, was Tausende schon vor ihm ausgesprochen hatten. Weit entfernt, den allgemeinen Lehren der Kirche neue entgegenzusetzen, legt er vielmehr den höchsten Werth darauf, daß man diese Lehren in aller Strenge befolge und er warnt nicht selten mit einer Strenge und Härte, die von seiner gewöhnlichen Milde gar sehr absteht, vor den legerischen Ansichten, die zu seiner Zeit nicht geringen Eingang gefunden hatten.

Es kann also nicht eigentlich der Inhalt seiner Predigten gewesen sein, was so mächtige Wirkungen hervorbrachte, und wir müssen daher den Grund derselben in etwas Anderem suchen. Was dieses aber war, kann nicht lange zweifelhaft bleiben, wenn man nur wenige Seiten von seinen Predigten liest. Es war die eigenthümliche Darstellung, in die er seine Gedanken einkleidete, es war vor Allem die Sprache, in welcher er zu seinen Zuhörern redete. Anstatt der steifen, unbeholfenen, latinisirenden Sprache der damaligen Kanzelredner bediente er sich der einfachen, schlichten Sprache des Volks, von der sich die feine nur durch die gebildete Haltung unterscheidet. An die Stelle der matten, schleppenden Perioden des gelehrten Stils setzte er die einfachen, sich leicht bewegenden und leicht verständlichen Satzformen des täglichen Gesprächs, so wie er die fremden oder gefuchten Wörter der andern Prediger durch natürliche, aber kräftige, Herz und Gemüth erfassende Ausdrücke verdrängte. Schon diese Natürlichkeit und Verständlichkeit seiner Sprache mußte seine Zuhörer für ihn gewinnen, die darin eine freundliche Herablassung des allverehrten Mannes erblickten; noch mehr mußte dies die ganz vorurtheile Weise bewirken, mit der er in der Entwicklung der darauffolgenden Gedanken zu Werke ging. Gewöhnlich lehnte er dieselben an irgend eine äußere Erscheinung an, welcher er eine symbolische Bedeutung unterlegte, woraus er Veranlassung nahm, seine religiösen und moralischen Vorschriften zu entwickeln. Auf diesem Weg erhielt das rein Geistige eine körperliche Gestalt, eine lebendige Anschaulichkeit, die mit dem Verstande ansehnlich auch die Phantasie des Zuhörers fesselte; so gewannen die äußern Erscheinungen eine bleibende geistige Bedeutung, die sich dem Menschen immer wieder darbot, sobald er sie in der Wirklichkeit wahrnahm. Und wie er die ihn und seine Zuhörer umgebenden Gegenstände zur Grundlage seiner Betrachtungen machte, so kleidete er auch die einzelnen Gedanken in Bilder ein, die er aus der nächsten Umgebung nahm, oder er verwandelte die abstracte Idee in einen einzelnen Fall, den seine Zuhörer selbst erlebt haben mochten, oder den sie sich doch leicht als wirklich denken konnten. Dadurch gewann seine Rede Leben und Wahrheit und konnte des Eindruckes um so weniger verfehlen, als er in der Wahl seiner Bilder, so wie in deren Darstellung wahrhaft poetisches Talent entfaltete. Will er z. B. die Furcht des Menschen vor dem entsetzlichen Anblick des Teufels schildern, so sagt er: „Der Teufel ist greulich anzusehen. Wie wir sterben würden vor Freude, wenn wir Gott sähen mit fleischlichen Augen, also würden wir vor Furcht sterben, wenn wir den Teufel

sähen. Ginge er jetzt dortber vor dem Walde, und wäre diese Stadt ein glühender Ofen, Alles würde sich in diesen drängen.“ In einem eben so ergreifenden Bilde schildert er die Qualen der Hölle. „Auch die geringste Qual in der Hölle ist unsäglich. Wie Einem wohl wäre, wenn die ganze Welt ein Feuer wäre, und er mitten drin im bloßen Hemde, so ist Einem dort!“ Die Nichtigkeit des irdischen Reichthums macht er durch folgendes Bild anschaulich. „Du magst wohl eine Weile Freude daran haben. Das ist aber im Vergleich zum ewigen Reichthum, wie wenn Einer auf einem schnellen Rosse vor einem Kramladen vorbeisprengt, so daß er nur einen Blick mit den Augen in den Laden werfen kann, und dieser alsobald wieder vor seinen Augen verschwindet. So ganz Nichts ist der Reichthum, den du hienieden auf unrechtem Wege erwirbst, im Vergleich zur ewigen Armuth, die du darum ewiglich leiden mußt.“ Weistens sind seine Bilder nur kurz und schnell hingeworfen, aber eben durch diese Kürze bei ihrem kräftigen Ausdruck von desto größerer Wirkung: es sind Bilde, welche nicht bloß erleuchten, sondern auch zünden. Manchmal gibt er ihnen aber auch einen größern Umfang des Ausdrucks, und auch diese sind von der sichersten Wirkung. So heiet er die Herrlichkeit Gottes in folgendes Gleichniß ein: „Seht, Alles, was wir davon immer sagen können oder mögen, das ist ganz dem gleich, wie wenn uns ein Kind sagen sollte, wenn es möglich wäre, die Welt in seiner Mutter Leib verschlossen ist, von aller der Pracht und dem Glanz, den die Welt darbietet, von der lichten Sonne, von den lichten Sternen, von edler Steine Kraft und von ihrer mannigfaltigen Farbe, von der Kraft der edlen Gewürze und von ihrem Geschmade, und von dem reichen Schmuck, den man aus Seide und aus Gold macht in dieser Welt, und von der mannigfaltigen süßen Stimme, die die Welt hat, von der Vögelein Sang und vom Saitenspiel, und von der mannigfaltigen Blumen Farbe und von aller der Pracht, die die Welt hat. So unmöglich und so unbekannt es einem Kinde davon zu sprechen wäre, das noch verschlossen ist in seiner Mutter Leib, welches nie Etwas erfah, weder Böses, noch Gutes, noch irgend eine Freude empfand; so unmöglich es dem Kinde ist, davon zu reden, eben so unmöglich ist es auch uns, zu reden von der unsäglichlichen Bönne, die da im Himmel ist, und von dem wonniglichen Antlitze des lebendigen Gottes.“

Allerdings sind Bertholds Predigten oft etwas breit, indem er manchen Gedanken lange hin und her wendet und ihn nicht eher verläßt, als bis er ihn gleichsam ganz ausgepreßt hat. Allein gerade dieses, was uns beim Lesen derselben zuweilen unangenehm berührt, muß beim mündlichen Vortrage von Wirkung gewesen sein. Er wird gewiß zu dieser Breite vorzüglich durch den Eindruck veranlaßt worden sein, den seine Worte auf seine Zuhörer machten; bemerkte er, daß dieser oder jener Gedanke die Gemüther besonders ergriß, so verweilte er bei demselben wohl länger, als er es sonst gethan haben möchte. Aus demselben Grunde sind die nicht seltenen Wiederholungen einzelner Gedanken in verschiedenen Predigten zu erklären. Gerade diese Wiederholungen tragen uns aber auch dafür, daß uns seine Reden in der Form überflüssig worden sind, in welcher er sie gehalten hat.

Wahrscheinlich hat er sie selbst nicht niedergeschrieben, denn sonst hätte er dergleichen nur auf dem Augenblick berechnete Wiederholungen gewiß weglassen; sie sind vielmehr von irgend einem seiner Zuhörer aufgeschrieben worden, der dabei mit solcher Treue verfuhr, daß er alle Eigenthümlichkeiten des Redners in Ausdrücken und Wendungen bewahrte. Eben deshalb müssen wir aber auch annehmen, daß wir die Aufzeichnung der Predigten nur einem einzigen Manne zu verdanken haben, der den Redner und seine Eigenthümlichkeiten tief erfaßt hatte; vielleicht war es sein Lehrer, Bruder David, der ihn ja, wie wir wissen, auf seinen meisten Zügen treulich begleitete.

Predigt von den sieben Tugenden.

Der almechtige Got hat uns gegeben zwei gröze buoch, uns plassen, da wir an lernen und lesen und singen. Alle diu dinc, der uns nôt ist zuo der sêle unt zuo dem libe, alle tugent, der wir bedürfen zuo Got und zuo der werlte, wie wir Got minnen sôln, unt wie wir in loben unt êrn sôln, unt wie wir die sünde lâzen unt vliehen sôln, und die untugent und alle bôshelt lâzen unt smâchen sôln, das lesen wir plassen allesamt an zwein buochen. Das ein ist von der alten è, und das ander von der niuwen è; und einz lesen wir bi der naht und das ander bi dem tage. Daz ist reht, als wîz unt swarz: diu alte è ist diu naht; diu niuwe è ist der tac. Und alsô hât uns Got alle naht unt tag in siner huote und in sinem schirme mit disen zwein buochen. Und daz daz wâr si, daz erzielt uns Got in der alten è. Da er das israhêlsch volc fuort durch die wûstenunge in das geheizen lant, dâ gap er in zweierleie wisunge. Des tages giengen wolken über in, des nahtes wiset er sie mit dem lihte der stern. *Et fuit illis in velamento diei et luce stellarum nocte.* Und alsô gap er in die wisunge des tages und des nahtes, wie sie in das geheizen lant solten komen. Und alsô hât uns Got disiu buoch gegeben zuo wisunge, wie wir in daz geheizen lant sôln komen. Daz ist daz himelrich, daz er uns sît anegenge der werlt bereitet hât. Wan iu laien himelrichs als nôt ist, als uns paffen, dar umb hat inch Got zwei gröziu buoch gegeben, dâ ir an lesen unt lernen süllet alle die wisheit, der inch nôt ist an libe und an sêle, diu inch in daz himelrich wîsen sôln. Daz ist der himel und diu erde. Dar an sôlt ir lesen unt lernen allez, daz inch nôt ist an libe und an sêle; an der erden bi dem tage, an dem himel bi der naht. Wan der almechtige Got hât uns alliu dinc zuo nutze und ouch zuo guote geschaffen, einhalb zuo dem libe und anderhalb zuo der sêle. Und alsô sôlt ir daz erriich mezzen unt niesen zuo des libes nutz, alsô daz ir ez bîwen sôlt mit korn unt mit wine unt mit allen dingen, der ir zuo des libes nôt bedürft; und alsô manigerleie tugent mügt ir ouch dran lernen unt lesen, die inch zuo dem himelrich wîsen sol in das geheizen lant, ob ir kuntet, also der guote sant Bernhart. Dô man den vrâgte, wâ von er sô wise wære, dô sprach er: „Ich lerne an den boumen!“ Und alsô mügt ir ouch an den boumen gröze tugent lesen unt lernen. Wann ir gedenket in dem herzen: Wol dir, lieber Got! wie maniovalt din gnâde ist und din

gewalt, daz du uns sô vil zuo nutze und zuo guote hât gegeben, daz die boume des winters sô durre unt sô blôz sin, unt nu gein dem summer schöne blout unt loup ûz werfent, und darnâch edelez obs treit, daz sô guot unt wol gesmao dunke; und daz die winreben sô gar unahthber sin, und das sie doch sô guoten win gebernt, und den liuten sô wol sement und die liute sô vrô machent; und das dû, hêrre, sô maniger hande krât ûz der erden ûf tribest, das nieman weder bîwet noch sæjet, daz ie zuo eteswô nütze unt guot ist. Sô ist diu wurze guot, sô ist der sâme guot, sô ist sin krît guot, sô ist der blomme guot; sô gevar ist din, sô ist ieniu sue gevar: diu rôt, diu gel, diu brûn, diu wîz: diu grôz, diu klein, diu kurz, diu lanc, und diu wurze vor den siechtuom guot ist, und disiu für einen andern; und alsô müget ir lip unt sêle gesunt machen mit der geschepfede unsers herren. Swanne ir in alsô dar umb lobt, und in dar umb êrt mit gebet, mit lobe unt mit danken, sô machet irz inch zwivalt nutze, zuom libe unt zuo der sêle. Wann unser herre wil, das man in lobe von allen sinen werken, als ir frouwes dâ leset in dem salter. Sô sôlt ir des nahtes lesen an dem himele unt lernen. Dô hât Got inch vil guoter letzen an geschriben. Wann ich des willen hân, daz ich inch hiute ein letzen welle sagen: die sôlt ir an dem himel lesen an siben stern. Bitent alle unsern hêrren, daz er mir gebe zuo sprechen, daz er gelobt werde oben ûf in dem himel, und das ir geseliget werde an libe und an sêle. Und dar umb sprech ein iegliches ein Pâter noster und ein Ave Mariâ unser frouwen.

Ez stent siben stern an dem himel. Dar an sôlt ir lesen unt tugent lernen; wann unser herre hât uns alliu dinc zuo nutze und ouch zuo guote geschaffen, einhalb zuo dem libe und anderhalb zuo der sêle, als ich è sprach. Und alsô hât unser herre die stern ouch geschaffen. Die habent gar grôz kraft über alliu dinc, diu ûf erden siut unter dem himel. Als er den steinen und den wurzen und den worten kraft hât gegeben, alsô hât er ouch den sterne kraft gegeben, das sie über alliu dinc kraft hânt, an über ein dinc. Sie habent kraft über boum und über winwals, über loup unt gras, über krût unt wurze, über korn und allez daz, das sâme treit. über die vogel in den lûften und über diu tier in dem walde und über die vische in dem wage und über die wurme in der erden; über das allesamt, daz unter dem himel ist, dar über hât unser herre den stern kraft gegeben, wann über ein dinc. Dâ hât nieman kein kraft über, noch keine gewalt, weder sterne, noch wurzen, noch worte, noch steine, noch engel, noch tiuvel, noch nieman, wan Got aleine: der wil sin ouch nit tnon, der wil niht gewalt es drüber hân. Daz ist des menschen vri wilkûr: dâ hât nieman gewalt über, danne dâ selber. Wolte Got gewalt haben über des menschen willen, sô würde unser deheinz niemer verlorn. Wann er den menschen nâch im selber gebildet hât, der edele vrie herre, dâ wolt er im sin wilkûr niht binden noch twingen, al dem esel. Der muoz den sac tragen, er tuo ez gerne oder ungerne. Alsô muoz der ohse den wagen siehen oder den pfluoc. Man

bindet ein mensche wol, wie man wil, aber sinen willen kan man nit gebinden noch betwingen. Swie grôze kraft die stern haben über regen und über wint und über allez das, das unter dem himel ist; sô hânt sie doch keine gewalt über des menschen willen. Der wille stêt an dir selber; Got, der hât dir übel unt guot für geleit; tuo wederz du wilt: daz stêt an dir, Got hât ez diner vrien wilkür bevolhen. Der almechtige Got, der bewise dich des besten durch alle siue gûete. Ich gebe iuch den wunsch; der almechtige Got, der gebe iuch den willen. Wan nieman deheine gewalt enhât über iuwer wilkür, danne ir allein; sô gebe iuch Got daz beste! Des bite ich Got wol für iuch; ich mag aber iuwer nit betwingen. Wann möhte ich iuch betwingen, sô lies ich iuwer eins niemer kein sünde getuon. Nu hân ich deheinen gewalt dar über, noch stern, swie grôz kraft die stern hânt über alliu dinc. Sie haben kraft über din selbes lip und über din gesuntheit und über din kraft; und über dinen willen habent sie keine gewalt. Sie habent halt sô grôze kraft über alliu dinc, und die hât in Got verlihen: ob des aller minnesten sterren gebreste, der irgent an dem himel ist, sô möhte aldiu werlt dester wirs sin an gesuntheit, des libes krefte, an lanc leben; und allez, daz uf erden lebt, und allez, daz uf erden swebt, daz wer allez dester unberhafter und dester touber an siner frucht und an sinem sâmen. Seht, als wislich hât unser herre alliu dinc geschaffen und alliu dinc geordnet. Und dâ spricht her Dâvit: „Hêrre, dû hât alliu dinc mit wisheit geschaffen!“ Und swie gar grôz kraft die stern allesamt mit einander habent, doch habent die sibben planêten sunder grôze kraft vor allen den stern, die an dem himel sin; und doch habent sie keine kraft über die wilkür. Unt bi den selbn stern sânt ir sibben tugende lernen, ob ir sie selber nit habt. Wann swer ir nit hât, der mac niemer kumen in daz geheizen lant. Und dar umb hât iuch Got die selben sibben tugende bewiset an den sibben planêten, daz sie iuch zuo dem himelrich wisen. Wan dâ kan niemer mensche hin komen, ez haben danne die selben sibben tugende. Wann alle tugende sint zuo niht, du enhabest danne die selben sibben tugende. Wann die habent alle die heiligen gehabt, die zuo himel sint. Wann die selben tugende als nütze sint, sô hât iuch sie Got an zwein enden ersiuget. Die sibben tage der woche sint geheizen nach den sibben stern, und die sibben tugende sint dar nach bezeichent, allez dar umb, daz ir die sibben tugende dester lieber habent, und deste ofter dar an gedenken sânt. Als ir ie der stern einen seht, sô sânt ir ie an der sibben eine gedenken, unt sânt sie lernen, daz ir sie an iuch selben üebet, unt sânt Got mit allem vîze biten, daz er iuch die selben tugende gebe, obe ir sie niht enhabt, die nach dem selben stern ie geheizen. Und daz selbe sânt ir tuon, swann ie der sibben tage einer kumt, der nach dem selben stern geheizen ist, der ie der tugende ein bezeichent. Wanne der sibben stern, der bekennent manige liute niht; dâ von sint die sibben tage dar nach geheizen. In latin und in welschen landen und in frankriche heizent die sibben stern, als die sibben tage, und ouch die sibben

tage, sam die sibben stern; hie zuo dintschem lande heizet man sie nit sô gar dar nach, als in latin und in frankrich und in welschen zungen. Und ist mir daz vil leit. Wan sô der suntag kumet, sô sânt ir an die tugent gedenken, die nach dem suntage ist bezeichent, und an dem mântage daz selbe, und alle tage nach ordnung sô sânt ir gedenken an die tugende.

Der erste planête heizet *Sol*, daz ist diu sunne. Nach dem selben planêten heizet der selbe tac suntac. Und als ir den selben planêten sehent, und als der selbe tac kumt, der suntac, sô sânt ir an die tugent gedenken, die der selbe sterne betiutet, diu sunne, unt sânt Got biten, daz er iuch die selben tugent vesteclichen lère unt sie stæte an iuwerm herzen mache. Wann hetter alle die tugent, die diu werlt hât, und het der einigen tugent niht, sô geseht ir Got niemer in sinen freuden und in sinen êren. Unt heizet lûter *kristen gloub*. Wann swaz der mensche tuot, daz gevellet Got niht ân den rehten kristen glouben. Vaste als vil, als Hêlÿas, und erleids als vil wewetages, als der guote Iôb, unt wis als gedultic, als Iôb, unt tuo allez, daz du kanst oder maht; dir git Got dehein himelrich: wann daz gevellet Got allez nit ân den kristen glouben. Guotiu werc an den glouben sint vor Gote tût, unt guoter gloub ân diu werc ist vor Got alsam. Wann also diu sunne liehter ist, danne alle stern, und als diu sunne alliu dinc über liuhet: alsô überliuhet kristen glouben über alle glouben. Ketzer glouben, der stinot und ist vûl unt dunkel, unt schinet niuwan in der vinster in den winkeln. Zuo glicher wise ist ez umb den ketzer glouben: als man den zuo lihte dræjet, sô schinet er nit; wan er ist vûl, als daz vûle holz. Sô man daz zuo lihte dræjet, sô stinot ez und ist eht vûl. Du unseliger ketzer! mahtu den glouben dô her zuo mir an daz lihte tragen? Du solt ouch einvalticlich glouben, waz du zuo rehte von Got glouben solt, und daz dir diu kristen glouben seit. Du solt niht zuo vaste in die sunnen sehen: wanne swer vaste in die sunnen siht, in den brehenden glast, der wirt ehtweder von ougen sô böse, daz er ez niemer mër gesiht. Zuo glicher wise als stêt ez umb den glouben: wer zuo vaste in den heiligen kristen glouben siht, alsô daz in vil gewundert, unt zuo tiefe dar inne rumpelt mit gedenken, wie daz gesin müge, daz der vater und der sun und der heilige geist ein Got ungescheiden sint; und wie das gesin müge, daz sich gewâr Got unt wâr mensch verwandelt in ein brôt, und daz ein magt ein kint gebar; unt wie daz gesin müge, daz ein priester, der selbe in sünden ist, ein sündic mensche von sinen sünden mac enbinden. Der almechtige Got, der alliu dinc wol mac getuon, als der guote sant Pêter dô sprach, der mag ouch daz wol getuon. Dar umb soltu nit trachten; wanne ez ist den hôhen meistern gnuoc. Wirt eht ein guot mensche; als diu sêle ûz dem libe gêt, sô gesihst du ez allez wol. Wiltu aber zuo vil dar nach grüebeln, sô maht du eintweder sô kranc an dem glouben werden, daz du niemer mër überwindest, oder du wirst gar zuo mâle zuo einem ketzer. Und dar umb soltu vesteclichen glouben âne wanken und âne wundern einvalticliche, daz dir din kristen glouben

seit, unt solt dich dann hüeten, daz er dir iht verstoln werde von ketzerlicher lère noch von keinem andern glauben.

Der ander sterne bezuget dir die ander tugent: der heizet der *Mân*, unt nâch dem selben sterren sol heizen der tac, der ander in der wochen, *mântac*. Als ir den mânen seht, sô sült ir an die andern tugent gedenken; und als ir an den mântac kumt, sô solt ir Got biten umb die selben tugent, diu dô heizet *diemüetekeit*. Wan der mân ist der aller niderste stern, der an dem himel ist; und als vil er niderre ist, dann ander stern, als vil sol sich der mensche diemüetigen. Daz sült ir an dem sterren merken unt lernen. Du solt dich selbe nit zuo höhe setzen an die stat, dâ man die werden setzet, als unser herre in dem êvangeliô sprichet: „Swer sich selbe zuo höhe setzet, unt kumt der wirt, der wil vil lihte ein andern dar setzen; sô muoz er lasterlichen die stat rûmen, unt muoz vil lihte dort hinder der tür sitzen.“ Und dar umb sült ir iuch diemüetigen. Sô heizt iuch der wîrt êrbærlîchen an die stat sitzen, daz verre wæger unt bezzer ist, daz iuch der almechtige Got hœhe, dan daz ir iuch selbe hœhet. Wan swer sich selbe erhœhet, den nidert Got; unt swer sich selbe nidert, den hœhet Got. Unt wære unser frouwe Sant Mariâ nit diemüetic gewesen, der heilige geist wær nie suo ir komen, swie vil sie ander tugende hette gehabt. Nu maht irz nœtlich, ir frouwen, daz iuch nieman erliden mac; sô mit gewande, sô mit vorgange zuo dem opfer, mit êbentiure, mit tûechelin, mit gelwen gebende, mit sleigern unt mit wæhen næten; sô næjet ir hie den schilt, hie den stric, hie den torn, dâ den affen. Alsô ist dir diu tugent gar tiure, diu dâ heizet diemüete. Unt hâst du anders niht, danne lobelachen unt hôchvart, ach! sô hâst du weder hie noch dort nit. Ir man, ir tribt ouch zuo vil hôchvart, mit wæhen sniten an iuwerm gewande, mit niuwen sniten an hüeten und an andern. Die habent der wisunge unsers herren niet. Dâ von kument sie niemer in daz geheizen lant.

Der dritte stern heizet *Mars*: der zeigt uns die dritte tugent. Unt nâch dem selben stern heizet der dritte tac in der wochen ein wênig niuwan in dem lande hie zuo Beiern. Der stern, der heizet Mars, sô heizet der tac *ergetac*. Wær niuwan ein buochstap mên dâ, ein R, sô hiez er nâch dem stern. Der bezeichent uns eine guote tugent. *Sterke des geistes* heizet diu selbe tugent und ist aller tugende beste. Ir sült staro sin gein der untugende, wan sie iuch ane vihtet; daz ist des vleisches gir unt der werlte sœzekeit und des tiuvels ræte. Sô strit eht wider; sô gesiget du den drin vinden an, als der guote sant Paulus dô sprichet: „Arbeit als ein guot ritter, biz daz du begriffest die krône des lebens. Ich hân einen guoten strit gestriten: minen louf hân ich volbrâht; den glouben hân ich behalten.“ Alsô sült ir arbeiten unt striten wider die sünde. Als du einer sünden gedenkest, sô strit eht wider unt wider, unt nim in dinen muot: „Ô hêrre, hilf mir, hêrre, daz ich din iht verlese mit keiner sünde!“ Unt nim in dinen muot, daz diu sünde vil bezzer ist zuo lâzen, dann zuo bûezene. Als du einer unkiusche gedenkest, ez si von des libes gelust, oder von der werlte freude, oder von

des tiuvels ræten; sô strit eht wider. Wiltn ênen slahen oder wunden vor zorne, daz dir rehte daz herze bulzen herûs welle, sô strit eht wider unt gedenke dar an, wie hœhe Got und der werlte bûezen. Sô du steln oder rouben wellest, sô strit eht wider. Sô du topeln oder spiln wellest, sô strit eht wider. Sô du eine vasten brechen wellest, sô strit eht wider; oder ein vire von vræheit oder von gitikeit nâch guote, sô strit eht wider. Phi! gitiger unt wucherer und vûrkoufer unt satzung, du bist sigelôs worden. Des kumest du niemer in daz rîche unsers herren, dû geltest danne unt gebest wider. Ir andern sûnder, wô ir sigelôs worden sit an iuwerm strit, und daz ir in sünde gevallen sit; sô gewinnet allesamt wære riuwe unt tuot lûter bihte, und emphâht buoze nâch gnâden Gotes unt nâch iuwern staten, unt stritet fûrbaz iemer mër mit der tugende, diu dâ heizet sterke des geistes. Wann Got iuwern ernst sihet, sô hilfet er iuch striten. daz ir gesiget an aller anvehtunge. Nu seht, ob ir striten wellet oder sigelôs werden. Wellet ir, daz iuch der tiuvel âne wer iht hin ziehe an den grunt der helle? Nu wizzet ir wol, daz ez ein schandeliich wort ist, der zuo ein andern sprichet: „Du bist ein rechter sage!“ Und dâ von mûgt ir iuch herter schamen, dann ander lûte, daz ir zagelichen sigelôs werdet bi sô manigem endehaften wære, diu uns Got zuo stiure hât gegeben in den strit wider die sünde: den heiligen touf, die heiligen firmunge, die sibem heilikeit alle, daz heilige kriuze, den heiligen glouben (swanne du dise wâfen zuo dir nemen woltest, daz dir gein dem strite ernst wære, dir kûnde weder diu selbes fleisch, noch der werlte sœze, noch die tiuvel mit allen irn ræten nit geschaden; daz læst du niht, wanne von diner vrien willekûr, daz du der wære bi dir nit ûf heien wilt); die heiligen bihte, sô nie niht bezzers fûr die sünde wart, dann bihte unt gebet, und der sich vlîezelîch Got emphilhet mit dem heiligen kriuze. Unt gedenke, waz du Got enbîeze in dem heiligen toufe, dâ dir der heilige kristen gloube bevolhen wart. Und dar zuo nim die heiligen minne, die du zuo Got haben solt, und daz gedinge, daz dir Got umb dinen strit daz êwige leben geben wil. Swanne du dise wer zuo dir nimest, sô wizze, daz du gesigest an allen sûnden, die dich anvehtent.

Der vierde sterne heizet *Mercûrius*, unt bezeuget uns die vierden tugent, die uns zuo dem himelrîche wiset in daz geheizen lant. Und nâch dem selben sterren heizet ouch der selbe tac mittewoch oder mittich. Der stern heizet *Mercûrius* dâ von, daz er ein mittlerer ist. Ez sint drie vor im unt drie nâch im; alsô sint ouch drie tage vor der mittewochen und drie tage dar nâch. Und als ir den selben sterren sehent oder hœrent nennen, sô sült ir der selben tugent gedenken. Wanne ir alle den selben sterren nit erkennen, sô sült ir die selben tugent lernen bi dem tage, der dâ ist mitten in der wochen. Und alsô sült ir mitteler sîn, daz ir *vride* machen sült. Under einander sült ir vride unt suone machen: wan daz ist ein grôze tugent, der vride machet; und dar umb sprichet Got in dem heiligen êvangeliô: „Sælic sint alle die, die vride machent!“ Wanne er quam selber von himel rîche durch den reh-

ten vride. Durch drierleige vride quam Got von himel rich her abe: daz ein vride wurde zwischen dem menschen und dem menschen; der ander zwischen dem engel und dem menschen; der dritte zwischen Gote und dem menschen. Der erste vride zwischen dem menschen und dem menschen, den sit ir rehte schuldic von Got zuo machen. Und ir herren und alle die, den der almechtige Got geriht unt gewalt geben unt verlihen hât ûf ertrich, daz ir verrihtent und versüenent allez daz, dâ von vintschaft unt krieg kumt und urluge unt brant und ungnâde von kômen mac; daz sult ir allez slihten und ouch sîenen, als ir mûgt und als verre und als ez iuch an gêt. Wanne der almechtige Got von himel rich, der her abe quam umb den rechten vriden: dâ was daz sin grooz zuo sinen jungern unt zuo andern liuten: „Der vride si mit iuch!“ Und dar umb, ir herren, ir sult vride machen, oder ir müezent Got an dem jungesten tage antworten vor allen den schaden, der von unvrider geschicht, den ir zuo rehte sîenen unt verrihten soltet. Ir armen liute, ir sult ouch under einander vride machen, niht einz zuo dem andern gên, unt sagen boesiu dinc, unt gereize unt gewerre machen. Ir sult ein ieglich dine zuo dem besten kîren unt machen zuo vride unt zuo suone. Pfi trüllerin! wie stêt ez umb dinen vride, den du an trûhest unt trüllest? Din vride heizet des tiuvels vride. Des kan er dir vil wol gedanken, im zerinne dan alles des fures, daz er irgent hât. — Der ander vride, durch den Got ûf ertrich quam, daz ist, daz ir sult vride machen zwischen dem menschen und dem engel; daz ist, daz it iuch vor allen tœtlichen sünden sult hûeten. Wann als ir tœtliche sünde getuot, sô werdent iuch die engele als vint, daz sie iuch gerne ertœten, die iuwer dâ hûeten; als man liset in dem heiligen ewangeliô, dâ die hûeter sprâchen: „Hêre, dine vinde habent unkrût gesæjet in den edelen weizen; lâ daz unkrût uns ûz brechen!“ — „Niht!“ sprach der hêre, „lâ mirz mit einander wahsen, unz daz ez zitic werde!“ Der herre, daz ist unser herre von himel rich, die engel, daz sint die hûeter. Und also der mensch die tœtlichen sünden getuot, sô zehant ist vride ûz zwischen dem engel und dem menschen. Wanne die engel minnent Got als vestelichen, und dâ von werdent sie den menschen als herzeelichen vint, daz ir wider Got tuot, unt sie tœten iuch vil wundern gern. Und dar umb sult ir iuch hûeten für allen tœtlichen sünden, daz ein vride ist zwischen iuch und den heiligen engeln: sô behûetet er iuch deste baz vor allen üblen dingen; wan Gotes seggen ist alle über des rechten menschen houbt. — Der dritte vride, durch den der almechtige Got ouch ûf ertrich quam, daz ist der siben heilikeit eine. Daz ist, wô ir unvrider hab gemacht zwischen iuch unt Got mit tœtlichen sünden, sô sult ir zwichen iuch unt Got einen stæten vride machen mit der wâren riuwe unt mit der lûtern bihte unt mit buoze nach Gotes gnâden unt nach iuwern staten, unt sult scharpfe pin haben unt bitter leit umb alle iuwer sünde. Wann swanne du bitter leit hât, sô ist Gotes vride an dir. Und dâ von sungên die engel über der kripfen, dâ unser hêre geboren wart: „Din êre in dem himel, Got hêre! unt guot vride ûf

der erden allen den, die guotes willen sint!“ Und dar umb sult ir zuo allen dingen guoten willen haben mit der wâren riuwe. Hast du dich vor tœtlichen sünden wol bewart, sô soltu aber guoten willen haben, daz du dich unz an dinen tœt wellest behûeten für allen tœtlichen sünden. Die dâ guot sint, die werdent bezzet; die dâ heilic sint, die werdent heiliger. Und alsô quam unser herre von himelrich ûf ertrich, daz er uns versüente mit dem vater in himelrich.

Der fünfte stern zeigt uns die fünften tugent, die uns ouch wisunge git in daz geheizen lant. Unt nach dem selben stern heizet ouch der fünfte tac in latinischer zungen oder sprache unt französischer sprache und in welscher sprache. Hie zuo lant heizet er nirgent nach dem sterren umb ein einigz hâr. Wann der stern heizet *Jôvis* oder *Jûpiter*, *Jôvis pater*, er heizet: ein helflich vater. Und dâ von zeigt er uns einerleie tugent, die uns lert helflich sin gein unserm ebenchristen, swô dem der helfe nôt ist, und ist der edelsten tugende ein, sie selb sibende, die under allen tugenden ist. Und dâ von solte ouch der fünfte tac nach dem fünften stern heizen hie zuo tiutscheme lande, als in andern landen; swanne der selbe tac quæme, daz ir an die selben tugent gedahtet, unt lernet, unt sie danne ouch an iuch selbe üebtet. Nu heizet er dunrestac oder pfinzac. Wie glich daz ist *Jôvis* oder *Jûpiter*! Ich wæne, diu tugende hie zuo lande tiuwer ist und vremete. Wann diu tugent heizet miltekeit, daz ir milte sult sin mit dem, daz iuch Got verlihen hât; als min frouwe sant Mariâ, diu was gar milte, und sant Kunigunt unt sant Elsebêth, unt sant Ôswalt, unt sant Martin und der andern ein michel teil; manic tûsent heiligen sint mit ir miltekeit zuo himel rich kômen. Und dar umb sô sult ir helflich sin armen liuten. Phi! gitiger, wes hilfest du disen armen Gotes kiudern? Du hilfest in, daz sie vollen zuo almosenæren werden müezen. Wê dir und allen abbrechern und allen roubern! Wie tiure dir diu tugend ist! Ir rouber, ir abbrecher, unrechte vögte und unrechte rihter, und ir gitiger wuocherer, waz welat ir Got zuo antworte geben an dem jungesten tage, sô dise armen Gotes kinder über iuch ruofent an dem jungesten tage? Wann der sitzet maniger vor minen ougen, der iezunt hundert pfunt solte hân von sinen arbeiten; der hât sô vil nit, daz er sich des vrostes müge erwern; und ist maniger dâ her geloufen in disem kalten rifen barfuoz in vil dünner wæte. Ô wol inch wart, ir sæligen Gotes kinder! Lident ieze iuwer arbeit; die nimet ende. Iuwer armuot nimet schiere ein ende; aber iuwer vreude und iuwer reichet, die nimt niemer ende. Und alsô wehseln ouch die abbrecher, die dâ hie guoc haben unt schône leben mit dem roube, den sie an iuch begêt mit unrechter stiure, mit unrechter vogtie; mit herbergen, mit nôtbete, mit roube, mit brande, mit diepstâl, mit unrethem gewalte, mit unrethem gerichte, mit unrethen zôllen und ungelten, unt mit trügenheit, mit wuocher, mit fûrkoufe, mit dingesgeben. Nu seht, ir armen liute, wie manigerlei sie ûf iuwer arbeit setzent! Und dâ von sit ir ouch sô arm, daz dise unsæligen sô manigen zitigen list ûf iuch setzent, und dâ von hât ir sô wênig an, und hât gelebt sô man-

gen übeln tac mit grözer arbeit späte unt fruo, unt müestent eht allez daz arbeiten, daz diu werlt bedarf; und des allesamt wirt iuch küemeclich mit nöten als vil, daz ir nit vil baz gezent, dann iuwer swin. Und hât ez Got durch iuweren willen als wol geschaffen, als durch den irn. Nu brecht irz in mit sô maniger valscheit abe, daz in nit bliben mac sô vil, daz sie zuo rehte iemer deheinen hunger oder vrost gebüezen mügen. Wanne daz sie dâ ezzen, dâ solte sich kûme ein swin von nern. Nu wistet ir, abbrecher, nit, wes ir iuch genöten mügt, daz eht iuwerin lîbe wol si unt sanft unt schône lebe; sô weist du niht, daz ez schiere ein ende nimt: aber iuwer martel nimt niemer mër kein ende. Ir frouwen, ir maht sin ouch zuo vil und ein michel teil, daz iuwer wirt abbrecher sint mit sô manigen unrechten gewinnen. Wann sô ir nit vierlei kleider habt oder sehslei, sô gelebent sie niemer guoten tac mit iuch. Und è daz er iemer mit ir übel lebe, sô wirt er ein abbrecher, in welherlei wise daz ist. Und alsô legent ir die schrine vol, unt hangt die stangen wol, unt lât ez ob einander vülen, è daz ir einem nacketen dürftigen einen alten hadern gebt, den bösten, den ir irgent habt. Unt hât ez jedoch Got geschaffen durch irn willen als wol, als durch iuweren willen. Wann er alliu dinc mit wisheit geschaffen hât; dâ von hât er ouch mit wisheit daz ouch geordent unt geschaffen, daz alliu disiu werlt gewant genuoges hât gehabt, unt fleisches unt brôdes, zuo trinken met unt win und bier, und visch, wilt und zam: des hât er allesamt glich gnouc geschaffen über alle die werlt, reht als gnouc, als er die stern an dem himel hât geschaffen, ob einiges stern gebræste an dem himel, daz alliu diu werlt deste wirs möhte sin an gesuntheit und an allen guoten dingen. Rehte als glich, als er die stern geschaffen hât an dem himel, daz ir weder zuo vil noch zuo lützel ist, als glich hât erz ûf ertrich geschaffen, silber, golt, spise unt gewant. „Owê, bruoder Berhtolt! sô hât erz gar unglich geteilt! Wann ich unt manig armez mensche enbizen selten iemer, daz dâ guot ist, ezzen oder trinkens, unt haben weder golt noch silber noch gewant!“ Sich! dâ hât dirs der abbrecher abe gebrochen, der mit wuocher, der mit roube, der mit diepstâl, der mit unrehtem gewalte! Dâ von ist ouch diu gitikeit ein sünde, aller sünden wurste. Wann sie brechent iuch die selben armuot abe mit unrehte, daz iuch mit rehte Got beschaften hât. Und irs dann kûme erarbeitet mit iuwerin sweize; sô legt sin einer über einander, daz sin zehen gnouc heten. Etslicher legt mit gitikeit über einander, ez hetent tûsent dar au gnouc zuo rehter wise: wanne er hât sin alles gnouc geschaffen, unser hêrre. Und dâ von, daz ein ander gitiger zuo vil hât, des habent anderswô hundert zuo wênic; oder ez hât einer, daz drizic solten hân, unt lât ez è ob im ervûln, è dann er ez den liuten lâze zuo nutze werden. Phi! hördeler, wie tiure dir diu tugent ist, diu dâ heizet miltekeit! Des wirst du ouch begraben an den grunt der helle, sam der rîche man. Man liset ez niht, daz er irgent einen pfenninc unrehtes guotes hete, wan daz er mit dem rehten guote sô gitic was und der tugent niht hete, diu heizet miltekeit. Pfi!

gitiger mit dem unrehtvertigen guote, wes wiltu dich dâ bi trösten? Ir armen liute, ir frouwen iuch âne nôt. Ir wænet alles, sie wellen iuch gelten unt wider geben durch miner predige willen, oder ir wænet des, sie wellen milte werden? Daz geschicht iuch an nôt. Jâ prediget Got selbe einem gitigen drithalp jâr unt half an im nit, unz daz er den prediger verkoufete umb drizic pfenninge. Er liez ez è zehen stunt ervûln, ez si daz korn oder win, ez si vleisch oder kâse. Daz selbe tuont ir, frouwen, daz gewant in dem schrine, è daz ir ein miltekeit dâ von begienget. Und dâ von spricht ein heilige gar ein guot wort, unt sprichet alsô: „Hêrre, wô von sint die vogel als schône und als veist, und enhabent weder diz noch daz, unt sint alle müezic? unt habent weder diz noch daz, unt habent gar gnouc?“ Daz ist dâ von: sô einer gnouc hât, sô lât er ouch den andern ezzen; als im einer gnouc gîzet, sô lât er ouch den andern ezzen. Als dann ein gitiger mensche hât, daz zweinzic an gnouc heten, dannoch het er gerne mër, dâ hundert an gnouc heten oder fünf hundert. Und dâ von müezet ir armen liute sô wênic haben. Wann ez hât Got alles glich gnouc geschaffen, und allen den gebresten, den wir in der werlte mügen haben, den haben wir allen von den abbrechern unt von disen gitigen liuten. Wir heten alle gnouc, der ez glich teilte. Und dar umb, ir seligen Gotes kinder, gehabt iuch vil wol. Hât ir zuo lützel und sie zuo vil, sô hât ir dort gar gnouc, dâ sie gar wênic habent. Und dâ spricht Got selber: „Sêlic sint die armen, wanne daz himelrich ist ir!“ Und dar umb, ir armen liute, ir sult gar vrô sin: wellent sie des himelriches iht, die rîchen, sie müezent ez von iuch koufen mit der tugende, diu dâ heizet miltekeit, unt tuont sie des niht, sie gesehent daz himelrich niemer mër. Aber einer hande milte ist Got vor aller der milte, die diu werlt ie gewan oder iemer mër gewinnen mac: daz ist gelten unt wider geben. Ob du allen tac drie spende gæbest, daz wære Got nit als liep, als ob du einigen schilling gelten soltest; oder stîfte alle tage ein klôster oder ein spîtâl, daz wære Got als liep nit, als ob du einen schilling gelten sultest. Unt sult ein halt niuwan aht pfenninge, unt gîltest du sie im nit, diner sêle wirt niemer rât, und du muost als lange dâ zuo helle sin, als Got ein herre in dem himel ist.

Der sechste stern zeigt uns die sechsten tugent. Unt nâch dem selben sterren heizet ouch diu sechste tugent, und der sechste tag in der woche zuo lâne unt welscher zungen und dennoch in frankrich. In diutscher zungen heizet er wênic dar nâch. Wanne der sterne heizet *Venus*; so heizet der selbe tac *vrîtac*. *Vênretac* solt er zuo rehte heizen: wanne als der selbe tac kumt, der dâ heizet *vrîtac*, sô sult ir an die sechste tugent gedenken, diu dâ heizet *minne*. Wanne der almechtige Got hât uns die grôeste minne erziuet an dem *vrîtage*, dâ er durch die rehten minne und durch die reht liebe gevangen wart, unt vûr gevûert wart als ein diep und als ein schâchere, und angespiwen wart, und an der seule bitterlich gegeiselt unt geslagen wart; und ein scharpfu dürrin krône ûf sin houbt gedruckt wart unt getwungen, und den galgen des kri-

ses selbe truoc, dar an er mit negelen geslagen wart und dar au er starp an dem durste. Und dar umb sult ir an die tugent von rehte wol gedenken an dem vritage. Ir sult iuch aber ze allen ziten selben lieben an der tugent durch die wochen und durch daz jâr: wann er uns mit grôzen triuwen geminnet hât. Er hât uns onch an dem vritage alleine nit geminnet; er hât uns von aneenge der werlt geminnet. Und dâ von sûln wir Got minnen von allem unserm herzen und von aller unser sêle, unt sûln unsern eben kristen minnen als uns selben. Unser nächster, daz ist unser eben krist. Du solt unsern herren minnen von allem dinem herzen unt von aller diner sêle, daz ist alsô, daz du Gotes zu keiner zit niemer vergessen solt. Du solt im alle wege zuo dienste gedenken mit rehter andaht, unt nit durch glichsenheit, noch durch lop. Owê! was dar umb valscher pfenninge wirt geopfert und üppiger kirchenge unt zuo predigen durch glichsenheit! Dâ hüete sich alliu diu werlt vor: wanne dâ möhte ein lant von dester unseliger werden. Daz ist das, das du iemer getürrest leben, daz du unsern herren nennest in houbt sünden durch glichsenheit. Von der glichsenheit beschirme alle die werlt der vater, und der sun, und der heilige geist! Glichsenære unt glichsenêrin! dich bekennet der almechtige Got vil wol, in welher glichsenheit du dich erzeugest. Daz daz wâr si, daz erzeuget uns Got in der alten ê. Dâ gieng ein künigin in eins wârsagen hûs in vremen kleidern. Und der wissage was blint, und er sprach: „Gang her in, du bist des küniges Jeroboâmes hûs frouwe: ich bekenne dich vil wol!“ Also bekennet der almechtige Got dîn herze vil wol. Du bist in vremen gewande her komen; du maht Got nit betriegen. Der dir daz herze in dinen lip hât beschaffen, der bekennet ez onch wol. Dâ von sult ir in minnen von aller iuwer sêle an alle glichsenheit und allen argen wân und âne kranke list. — Und dinen nächsten als dich selben minnen! Du solt dinem eben kristen gûnnen, daz du dir selben ganst, ob du dir guotes ganst. Wann der ist gar vil, die in selben nit guotes gûnnent, als die nescher und dise êbrecher, die gûnnen in selben keines guotes, noch keiner selden. Swenne du des willen hâst, daz du dîn ê wellest brechen, und du dir der sünden ganst, der solt du doch dar umb nieman gûnnen; oder du bist valsch an diner minne, die du dinem eben kristen schuldich bist, daz du im guotes gûnnen solt. Oder bist du ein triegære an dinem hantwerke, des solt du nieman mër gûnnen, weder dir selben noch nieman anders, und soltes nieman râten noch lèrn; unt tuo dich sin selbe âbe, oder dîn wirt niemer rât. Du solt dir selben guoter dinge gûnnen, und des selben dinem eben kristen onch gûnnen; oder du hâst der wâren minne keine, die der stern bezeichet, der dâ heizt Vênus und der heilige vritac. Pfi! gitiger, wie gar dû verteilt bist vor allen sündæren! Wann dû stêst och allenthalben an dem blat bi dem boesten. Wie minnest du dinen eben kristen? Du minnest den tiuvel verrer mër, dan Got oder dinen nächsten. Wann du tuost des tiuvels willen zuo allen ziten unt tuost wider Got unt wider dînen eben kristen. Wan du læst den lebendigen Got niemer mër geruowen, als ich dô

gester sprach. Sô gûnnest du dinem nächsten wol, daz er iemer ein dürftige sin muoste, den worten, daz du das sine armez gûtel heitest zuo dinem guote, und daz du im das angewonnen heitest mit wuoher oder mit vûrkoufe oder mit triegenheit, oder mit andern dingen, diu wider Gotes hulde sint. Dir gebreste diser tugent nit eine, dir gebrestent ir gar vil, nâhe gar. Ir andern sündære gewinnet alle hiute wâren riuwen unt wâre minne, daz ir Got vor allen dingen minnet, und alle dinge lât durch die liebe unsers herren und iuwers nächsten als iuch selben. Daz ist alsô gesprochen, daz ir durch keines menschen liebe ihtesiht tuot, daz wider Got si, und das ir alle vintschaft âz iuvern herzen lât, unt gein niemanne weder haz noch nit tragen.

Der sibende sterne heizet bi namen *Saturnus*: der bezeichet iuch die sibenden tugent. Daz ist als vil gesprochen, daz er gar vil jâr erkumt, in drizic jâren niuwan zuo einem mâle, unt gêt niuwan einmal umb, sô træge ist er, unt lèrt iuch einerleie tugent, die heizet *stætekeit*. Und als ir den sibenden stern høert nennen oder in seht, sô sult ir an die sibende tugent gedenken, unt sult Got biten, daz er iuch die selben tugent gebe, diu dâ heizet *stætekeit*. Und ir müget den selben stern wol erkennen: er gêt eteswanne morgens ûf, sô heizet ir in den morgensterren; sô gêt er eteswanne ûf, daz ir in seht wider âbent, sô heizet ir in dann den âbentstern. Und dâ von, daz er sô lange ist, ê daz er umb kume, sô siht man in niht in gleicher mâze, als den mâneden: den siht man wider âbent, eteswanne bi dem morgen, eteswanne umb mitte naht, eteswanne umb mitten tac gêt er âf. Unz dar mânê zwelf stunt umb kumt in einem jâre, daz loufet diser stern in drizic jâren unt kumt nit, danne einist umb. Unt hât grôze kraft, swenne er ûf gât, swelhes jâres der stern mit im ûf gêt, der dâ heizet Mars, der urluigære und der stritære. Ich mein aber nit, daz ir herren mit einander urluigen sult; ir sult striten wider untugent. Sô lèrt iuch diser sterne, daz ir dise sehs tugent, die ich iuch hân genennet, iemer an iuch selben liebet, und dâ mit stæte uns an iuvern tót blibet, und och frûmedlich volle âz hin loufet unz an daz zil iuwers lebens, daz ir dan vrôlichen gesprechen müget, als der guote sant Paulus sprichet: „Minen louf hân ich volbrâht, den glauben hân ich behalten!“ Seht, daz ist diu êrste tugent und vellet zuo der jungesten. Und dar umb müezt ir dise tugent alle sehse haben. Der die vier hât und der zweiger nit, des wirt niemer rât. Hâst du sie alle sehse, unt hâst der sibenden nit, diu dâ heizet *stætekeit*, dîn wirt niemer rât. Du muost die tugent alle sehse hân, und der sibenden dar zuo, daz du mit disen sehs tugenden stæte blibest als ein adamas. Wann der stein ist gar stæte mit siner kraft. Und der sibende tac, der heizet gar rehte nâch im *samstac*, aber in latine noch baz und in welschen zungen und in frankrich. Unt swann Mars unt Saturnus ûf gent mit einander, sô kumt strit und urluige unt sterben unt manslaht unt schelm unt hunger: sô ist nôt, daz sich Got über iuch erbarme. Und alsô habent die sterren grôze kraft über elliu diu dinc, diu ûf ertrich sint, wann über des menschen vrîe willekûr. Sit nu

über iuch nieman deheine kraft noch gewalt enhât, danne ir selber, sô helf uns Got durch alle sine kraft, daz ir iuwer willekür zuo disen tugenden alsô gebindet, daz ir stæte dar an bli- bet unz an daz ende, dô mit ir gewiset werdet in daz geheizen lant zuo den ewigen vreuden. Wann swer mit guoten dingen stæte blibet biz an daz ende, der wirt behalten. Daz uns daz wider var, des ersten an der sêle, und an dem jungesten tage an libe und an sêle, daz verlihe uns allensamt, mir mit iuch und iuch mit mir, unser herre, der almechtige Got! Sprechent alle Amen!

Der Schwabenspiegel.

Wie das sächsische Rechtsbuch, so ist auch der Schwabenspiegel nur das Unternehen eines einzigen Mannes; doch erhielt er nie das Ansehen, in welchem der Sachsenspiegel stand, und wurde immer mehr vom römischen Rechte verdrängt, welchem er im 16. Jahrh. endlich ganz weichen mußte. Der Verfasser des Schwabenspiegels ist unbekannt; doch hat Hr. Pfeiffer in der neuesten Zeit, nachdem schon der gelehrte Herausgeber des Gesefsbuchs, B. Badernagel, einen oberdeutschen Geistlichen in denselben erkannt hatte, es sehr wahrscheinlich gemacht, daß wir die merkwürdige Sammlung und Bearbeitung dem Bruder David zu verdanken haben. Wer aber auch der Verfasser sei, so hat derselbe unverkennbar den Sachsenspiegel zu Grunde gelegt, denselben jedoch in den Stellen verändert, wo das süddeutsche Recht sich von dem sächsischen unterscheidet, außerdem neue Artikel hinzugefügt, dem Werke überhaupt durch Benutzung einiger älteren deutschen Gesefsbücher, so wie des römischen und canonischen Rechts die größtmögliche Vollständigkeit zu geben gesucht. Wie sein Vorbild, zerfällt es in zwei Theile, das Landrecht und das Lehnrecht. Es erlitt im Laufe der Zeit mehrfache Umarbeitungen, in welchen sich die besondern Rechte der Gegenden geltend machten, in denen die Bearbeiter lebten, so daß später die älteste Gestalt kaum mehr bekannt war. Der Verfasser hatte die Absicht, es als allgemeines deutsches Rechtsbuch den geistlichen und Provinzialrechten entgegenzustellen, weshalb es auch das Kaiserrecht hieß.

Wenn der vorzüglichste Werth des Schwabenspiegels auch darin gesucht werden muß, daß er nebst dem noch älteren Sachsenspiegel eine Hauptquelle des älteren deutschen Rechts ist, so ist er doch auch für die Literatur als eines der frühesten Denkmäler von hoher Wichtigkeit, in welchem die Prosa mit schon weit ausgebildeter Kunst des Stils erscheint, die sich namentlich in der reichen Mannigfaltigkeit und der Anmuth der Wendungen darstellt.

1. Von tiutscher liute êren (Art. 98).

Die tiutschen kiesent den künic: daz erwarb in der künic Karl. Swenne er gewihet wirt, unt ûf den stul ze Ache gesezet wirt mit der willen, die in erwelt hânt, sô hât er künlichen gewalt unde namen. Als in der pâbest gewihet, sô hât er volleclichen des riches gewalt unde keiserlichen namen. Den künic kiuset man ze rihter umbe eigen unde umbe lêhen unde über iegliches menschen lip unde umbe allez, daz vûr in ze klagen kumet. Der keiser mac in allen

landen niht gesin, unde mac allez ungerihtete niht verrihten. Dâ von lihet er den fürsten unde andern herren wereltlich gerihte. An die vierten hant mac dehein gerihte nimmer komen mit rehte, dâ man umbe menschenbluot rihten sol ode umbe alle vrevet.

2. Wer ze rehte künic mac gesin (Art. 103).

Die fürsten sullen kiesen einen künic, der ein vrier herre si, alsô vri, daz sin vater unt sin muoter vri gewesen sint, unde sullen niht mitter vrien sin, unde sullen niemans man sin, wan der phafen fürsten man; unde sol mitter vrien ze man hân. Unde hânt si wip genomen, sô man si kiuset, unde ist diu niht alsô vri: sô sol man sin niht kiesen ze künige, wan daz wære wider reht.

3. Wâ man den künic kiesen sol (Art. 109).

Als man einen künic kiesen wil, daz sal man tuon ze Frankenfurt; unde lât man die fürsten in die stat niht, sô mugen si mit rehte kiesen vor der stat. Unde als si den künic erkiesent, sô sol er die stat unde die liute, die dar inne sint, ze sêhte tuon, unde sol daz tuon, è daz er von der stat vare. Unde als si sehs wochen in der sêhte sint, sô sol si der bischof von Meinze ze banne tuon. Unde als si in dem banne sehs wochen und einen tac sin gewesen, sô sullen si mit rehte alle bischoffe ze banne tuon. Unde wil der künic, er mac si bringen in des pâbestes ban.

4. Wer den künic kiesen sol (Art. 110).

Den künic sullen dri phafen fürsten unde vier leien fürsten kiesen. Der bischof von Mênze ist kanzler ze diutschen landen: der hât die ersten stimme an der kür. Der bischof von Triere ist kanzler über daz künierich Arel: der hât die andern stimme an der kür. Der bischof von Kollen, der ist kanzler ze Lamparten, unde hât die dritten stimme an der kür. Daz sint driu fürsten ampt; diu hœrent ze der kür. Under den leien fürsten sô hât der phalenzgrâve von Rine die ersten stimme an der kür: der ist des riches trahsæze, unde er sol dem künige die ersten schœzel tragen. Der herzoge von Sahsen hât die andern stimme an der kür under den leien: der ist des küniges marschalc, unde sol dem künige sin swert tragen. Der marcgrâve von Brandebure, der hât die dritten stimme an der kür, unde ist des riches kamerer, unde sol dem künige wazer geben. Der herzoge von Beiern hât die vierten stimme an der kür, unde ist des riches schenke, unde sol dem künige den ersten becher tragen. Dise vier sullen tiutsche man sin von vater unde von muoter unde von einwederme. Unde swenne si wellent kiesen, sô sullen si gebieten eine sprâche ze Frankenfurt. Die sol der bischof von Meinze gebieten bi dem banne, unde der phalnzgrâve von Rine bi der sêhte. Si sullen dar gebieten ir gesellen ze dem gespræche, die mit in dâ welent, unde der andern fürsten als vil, als si ir gehaben megen. Dar umbe ist der fürsten ungerade gesezet: ob vier an einen valen unde dri an den andern, sô sol ie diu mîner menige der mœrern volgen: daz ist an der

kür reht. Ê daz die fürsten kiesent, sô sullen si ûf den heiligen sweren, daz si durch liebe, noch durch leide, noch durch guotes miete, daz in geheizen si oder gegeben si, noch durch niht welen, daz gevärde heize, wan als vil in ir guot gewizen sage. Swer anders welt, wan als an diesem buoche stêt, der tuot wider Got unde wider reht. Unde wirt ir einer dar nâch überreit, als reht ist, daz er guot dar umbe habe gelobet ze nemen; oder hât genomen, daz ist symonie; der hât sine kur verloren, unde sol si nimmer mër gewinnen, und ist dâ zuo meineide. Das sol geschehen, dâ der künico einen hof gebiutet. Dar sol man dem selben ouch gebieten, er si leien fürste oder phafen fürste; unde kumet er niht dar, man sol im anderstunt ze andern hoven gebieten. Unde kumt er ze den dritten niht, sô sol man in meineide sagen; unde swas er von dem rîche hât, daz ist dem rîche ledic, unde der künico sol in ze rehte tuon. Unde ist es ein phafen fürste, der künico riht über in, als über einen leien, unde sol dem pabeste schriben, wie übel er gevaren habe, unde wie er sine triwe an der kristenheit gebrochen habe; unde heize daz beweren vor dem pabeste. Der sol in danne von allen sinen phafflichen êren scheiden, unde sin bischtuom einem andern lân; unde sol dar nâch leben, als in der pabest heizet leben. Wan der pabest hât vollen gewalt, unde mac im genâde tuon, unde mac im sin bischtuom wider lâzen unde sine pheslich êre, daz stêt an sinen genâden. Unde wirt der künico der selben schulden überkomen, sô ist er ze unrehte an dem rîche. Das sol man über in klagen dem phalzgrâven von dem Rîne. Nieman mac geziuc über in sin umbe die schulde, wan die fürsten, si sin geistlich oder werltlich.

5. Wie der künico dem rîche hulde sweren sol (Art. 102).

Als man den künico kiuset, sô sol er dem rîche hulde sweren unde sol in den eit vier dinc nemen: daz er reht sterke, unde unreht krenke, unde daz rîche verspreche an sinem rehte, und daz rîche alle zit mære unt niht ermer mache. Diz schribet der künico an allen sinen brieven, die er sendet, daz er das rîch alle zit richende si, unde niht ermer mache. Als der künico ûf den stouol ze Ache gesezet wirt mit dem mëren teile der fürsten, die in derwelt hânt, sô sol er niemer mër deheinen eit gesweren, wan umb ein dinc: ob in der pabest zihet, daz er an dem gelouben zwivel. Er muoz ouch der frowen sweren, die er ze Ê nimt. Daz hœret aber hie zuo niht: wan swie ofte daz geschihet, daz ist reht. Ob er geziuc sol sin einer sache, des sol er helfende sin, unde sol sagen bi des rîches hulden: daz sol man im gelouben. Unde umbe swelliche sache ander liute swerent, für die eide sol er gelûbe tuon: daz sol man gelouben. Lamen man unde miselsûhtigen man, unde der in dem banne oder in der rehte ist, oder ein heiden oder ein jude oder ein ketzer ist, den sullen die fürsten niht kiesent. Kiesent si in aber, die andern fürsten verwerfent in wol an der stat, dâ danne der hof hin geboten wirt, ob man in diser dinge eines überkumet, als reht ist.

6. Wie man dem künico an den lip gesprechen müge (Art. 105).

Dem künico mac nieman an den lip gesprechen, im werde daz rîche Ê widerteilet mit der fürsten urteile. Über des künico lip und über sin êre mac nieman urteil sprechen, wan die fürsten. Unde krieget er mit iemende umbe guot ode umbe anders iht, daz des rîches ist, dâ sullen über sprechen fürsten unde grâven unde vrien unde des rîches dienstman. Unde ist, daz ein künico eigen hât, sô er wirt erwelt, daz git er mit rehte an das rîche, ob er wil. Lât aber er kint hinder im, diu er bent ez mit rehte: wan die er bent des rîches guot niht. Unde stirbet der künico âne kint, unde hât er daz eigen niht an das rîche gegeben, sô er bent ez die næhsten erben.

Meister Eckhart.

Petrus Eckhart (Eckhard), in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. geboren, wird zwar von einigen frühern Schriftstellern ein Sachse genannt, scheint aber aus Straßburg gebürtig gewesen zu sein, wie er denn auch öfters nach dieser Stadt genannt wird. Er ging zur Vollendung seiner Studien nach Paris, wo er bald darauf selbst als Lehrer der Philosophie auftrat und als solcher so hohen Ruf erwarb, daß er von dem Papste Bonifacius VIII. nach Rom berufen wurde und die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. Nachdem er schon früher in den Dominikanerorden getreten war, wurde er im J. 1304 zum Provinzial von Sachsen, und im J. 1307 zum Generalvikar von Böhmen erwählt, in welcher Stellung er sich als Lehrer und Prediger großen Ruhm erwarb. Darauf begab er sich nach Straßburg und von dort nach Rdn, wo er eine große Anzahl von jungen Männern um sich sammelte, unter welchen auch die später berühmten gewordenen Tauler und Suso waren. Diese seine Wirksamkeit war aber wohl der Grund, warum man seinen schon früher ausgesprochenen Meinungen, welche mit denen der Kirche nicht immer übereinstimmten, größere Aufmerksamkeit zuwendete. Der Erzbischof Heinrich von Rdn erklärte ihn sehr wichtiger Irrthümer schuldig und Papst Johann XXII. bestätigte dieses Urtheil, indem er in einer Bulle (vom 27. März 1329) über 26 von Eckhart aufgestellte Sätze und über dessen Schriften überhaupt die Verdamnung aussprach. Doch war derselbe schon vor Veröffentlichung dieser Bulle gestorben.

Während Berchtold die Sprache des Volks in ihrer ganzen Einfachheit und natürlichen Beweglichkeit sich aneignete und sie nur in so weit veredelte, als es der Stoff oder die augenblickliche Erregung seines Gemüths erforderte, bildete sie Eckhart zur Sprache der Wissenschaft aus, indem er sie auf Theologie und Philosophie anwendete, und sie durch neue Wortbildungen bereicherte, wenn der vorhandene Sprachschatz ihm zur Bezeichnung seiner eben so neuen als tiefen Gedanken keine passenden Ausdrücke gewährte. Darin liegt aber seine Größe, daß er, von unsern neuern Philosophen sich vorthellhaft auszeichnend, die Bezeichnungen für die philosophischen Begriffe nicht in einer fremden Sprache suchte, ob er gleich durch seine ganze Bildung auf das Lateinische hingewiesen war, in welcher Sprache er die Philosophie mündlich und

chriftlich gelehrt hatte, sondern vielmehr sich bestrebt, seiner Muttersprache eine ganz neue Welt der Darstellung zu eröffnen. Welche Schwierigkeiten er dabei zu besiegen hatte, ist klar genug, da ihm noch Niemand den Weg gebahnt hatte und er Alles erst schaffen mußte. Denn es konnte ihm selbst nicht Berchtolds großartige Behandlung der Muttersprache, ja nicht einmal Davids Borgang von wesentlichem Nutzen sein, da weder der Eine noch der Andere in die Tiefen der philosophischen Speculation sich versenkt hatte. Um desto größere Bewunderung verdient aber Eckhart, da es ihm wirklich gelang, eine philosophische Sprache zu begründen, die sich in den folgenden Jahrhunderten besonders durch seine Schüler zur höchsten Blüthe entwickelte. Seine Darstellung ist aber vorzüglich dadurch bewundernswürdig, daß sie bei aller Tiefe der Gedanken doch klar und verständlich ist, so verständlich wenigstens, als sie es bei dem Stoffe und der öfters mangelnden Klarheit der Gedanken nur immer sein konnte. Dieser überraschende Erfolg läßt sich aber nur daraus erklären, daß er eben die Volkssprache der Seinigen zu Grunde legte, und in dieser unerschöpflichen Quelle des richtigen, angemessenen und verständlichen Ausdrucks diejenigen Wörter und Wendungen suchte und fand, die er zur Darstellung seiner tiefen und kühnen Ideen nöthig hatte.

Wir können hier auf die Entwicklung seiner philosophischen Ansichten nicht eingehen; es genügt zu bemerken, daß er der Gründer der deutschen Mystik wurde, und daß ihn seine Speculation zum Pantheismus führte. Von seinen Predigten ist nur eine sehr kleine Anzahl gedruckt (in den Basler Ausgaben der Lullerschen Predigten von 1521 u. 1522); bei weitem der größte und wichtigste Theil seiner Schriften, unter denen sich viele höchst merkwürdige, sein System begründende Tractate befinden, ist noch unbekannt.

Aus einem Tractate.

Die allerbesten meister sprechent, daz von dem aller nidersten engele, der in dem himel ist, ein tropfen si gevallen uf den obersten himel; dā von hant alle himel ir louf unt loufet ieclich himel alsd verre, als im diu nature gegeben hāt, unt tragent den einen tropfen umbe. Von dem enpfündent alle créature ir leben, die ie leben gewannen in der zit; hie inne ilent alle créature suo ir erstem ursprunge; hie bevindet diu sēle, daz alsd wēnic Gotes ist gewesen in der zit, daz wir werken sullen alliu werec obwendie der zit in ewikeit. Daz ist uns beweret mit Kristō: ir werket alliu werec in ewikeit. Hete Got ie kein werec izer im geworht, sō wer er Got niht gewesen. Alsō wirket Got alliu sīnlu werec, daz si im blibent; alsō sullen wir tuon unseren werken, sō bestēnt si in ewikeit. Daz sullen wir alsō verstan. Daz heizet mīn unt blibet in mir, daz mir nieman genemen mac. Hie wirt diu sēle geslagen unt sprichet: „Ach, daz ich alsō manie werec izer mir geworht hāu!“

Hie sprechent die meister von natur. Natur unt natürlīkeit sīnt niht ein. Natürlīkeit ist angenommen in der zit; natur ist ewic in ir selber. Diz sieht die sēle. Die meister sprechent, daz der tunre kome niergen von, denne von unglīcheit; des wellen die wolken niht in in liden,

daz in unglīch ist unt stōzent suo samen: dā von kumet der tunr und der widerblic. Alsus tuot der wint unt wējet alsd lange, biz er her izer im getribet, daz im unglīche ist. Hie bevindet diu sēle, daz si dicke hāt in ir gelāzen wonen, daz ir unglīch was. Si sprichet: „Alle créaturen hant mich gewiset suo mīner seleteit. Des taten si Lucifer niht: er viel von im selber sūnder enthalt, von der unglīcheit, die er an sich nam. Hie hāt mich Got enthalten in im selber: daz wolt ich nie bekennen. Dar umbe mac ich nie gnāde gesuochen.“ Hie wil si ligen unt von ir selber nimmer uf kōmen. Dā sprechent die meister, daz Got muoz von nature in sich ziehen sin glīch von sin selbesheit, als diu sunne ziehet uf daz wasser an sich. Dā wirt diu sēle vereinet in der blōzen Gotheit, daz si nimmer mēr müge funden werden als vil, als vil ein tropfe wines mitten in dem mere. Als vil Got vallen mac, als vil mac der mensch gevallen in keinen gebresten. Der mensch heizet ein Got formelich mensch. Got ist in der personen ein wirkende werkmeister. Der mensch hāt ein wār bevinden aller dinge. Si stēnt in im āne bilde, dse wile er ein ist in Got und alliu dinc in im sīnt. Hie bestēt daz wort, daz alliu dinc in dem menschen sīnt āne bilde. Die meister sprechent: wer eine sēle wolde mezzen, der sol si nāch Gote mezzen, wan der grunt Gotes und der grunt der sēle sīnt ein wesen. Daz minneste teil der sēle, daz ist, daz dem libe leben git. Der mensch, der diz mit leben hete erfüllet, der hāt in im ein niuwe wunne ān underlāz. Alleine der mensch wandeln muoz in der zit, doch sō stēt er in dem wesen sīner ewigen weselikeit. Er hāt die stat besetzen der wārheit. Disen menschen sol man prūeven an fūnf stücken. Daz erste ist, daz er nimmer mēre clegelich wort gesprichet. Daz ander ist, daz er sich nimmer entschuldiget, swaz man uf in ret, er lāze sich die wārheit berīhten. Daz dritte ist, daz der mensch in himelrich noch in ertrich niht begert, dan als Got wil von im selber. Daz vierde ist, daz er in der zit nimmer berūeret wirt. Daz fünfte ist, daz er nimmer mē ervrewet wirt: er ist selber diu vreude.

Christian der Büchmeister.

Die Mönche des Klosters St. Gallen hatten schon frühe begonnen, die Geschichte desselben in lateinischer Sprache zu beschreiben; Einer setzte das Werk des Andern fort, und die ganze Sammlung führte den Titel *Casus monasterii Sancti Galli*. Nach Konrad von Pfäfers, der im Jahre 1230, vielleicht auch zwei oder drei Jahre später, gestorben zu sein scheint, blieb die Chronik, die er bis zu Abt Konrad von Buznang fortgeführt hatte, ohne weitere Fortsetzung, bis sie mehr als ein Jahrhundert darauf Christian der Büchmeister wieder aufnahm. Doch schrieb er seine Fortsetzung, die bis zum Tode des Abtes Hiltpold von Berkeim im J. 1331 geht und die er „die nūwen *Casus monasterii Sancti Galli*“ nannte, nicht lateinisch, wie seine Vorgänger, sondern deutsch, wodurch er den Ruhm und das Verdienst erwarb, das erste deutsche Geschichtswerk in hochdeutscher Sprache geschrieben zu haben. Freilich ist es weder in Bezug auf den

Stoff bedeutend, da er selten Gelegenheit hat, wichtigere Begebenheiten zu erzählen, noch rücksichtlich der Darstellung besonders bemerkenswerth, die sich ziemlich steif und unbeholfen fortbewegt, und weder dem leichtsten Redeflusse Berchtolds, noch dem gedrungenen, ernstlichen Style Eckharts an die Seite gesetzt werden kann. Christian hat seine Fortsetzung wahrscheinlich deswegen deutsch geschrieben, weil er der lateinischen Sprache wohl nicht kundig genug war, denn er scheint nicht ein Mönch des Klosters, sondern ein Bürger der Stadt St. Gallen gewesen zu sein.

Aus dem Leben des Abt Berthold von Falkenstein.

Es starb ouch bi den ziten Uolrich, der truhseze von Singenberc, des alten truhsezen sun, ein kint, von dem wart dem gotes hūs ledic Singenberc und daz dā zuo gehörte, daz behuop er dem gotes hūs. Nu wärent bi den ziten (1268) die Schenken von Winterstetten mehtig liut unt hāten allwegen krieg und stōz mit dem bischof vor Costenz unt wärent diener unt guot vriunt allwegen unsers herren des aptes. Alsō wolt sie der bischof an rīten, als er ouch tet. Dō mant der bischof unsern apt sines eides, wan er ouch ein eidgenōz war, der brāhte ein michel hilf, unt fuor selbe dā mit, unt leitent sich für Winterstetten; daz wart dā zemāl balde berihet, wan unser apt was guot teidinger. Nū hāte unser apt dā hin brāht vil kost (wan er hāte ouch vil liute) an win, an mel, an vleisch und an andern dingen. Alsō fuorent si alle dannen, unt unser apt hiez sinen kichen meister und ander ampt liut, waz kost er dā hetti, daz sie die fūertend ze Winterstetten durh die stat. Alsō nāment dei Schenken den win und daz brōt alles sament unt viengent den kichen meister. Dō sie den liezen gān, dō koufent sie im ein gewant des besten tuoches, sō man vant. Ze der selben hōchzit gebrast nie nūtes wan wazzers in den bechen, daz diu ros ān trinken stuondent unt nit ze trinken hātent. Alsō klagt unser apt dem bischof, sie hettint in beroubet unt sinen kichenmeister gevangen, daz er im hilflich wär, daz daz siu wieder getān werd. Dō sprach der bischof: „Hettint ir es in nit gunnen, ir hettint es in die stat nit heizen fūeren!“ Dā mit was

ez berihet. Der selb Schenk Kuonrāt unt sin bruoder hāten mē dan tūsent marc geldes; der wart sider als arm, daz er unt sin kneht zuo vuoze giengent von einem herren zuo dem andern unt bettloteud. Alsō lebt unser apt allwegen mit grōzem kost, und daz selten kein jār was, er hotti ein hōchzit, dā er niuw ritter machet. Dar nāch stalt er uf ein grōz hōchzit unt samnot dar zuo win und ander getreide. Diu hōchzit was ze pīngesten, unt sant gēn Bōtzen unt gēn Clēven unt nach Necker win unt gēn Elsaz. Alsō fuor der bischof von Basel zuo, unt nam in den win, der im von Elsaz komen was. Nu was der her von Rōtellen des bischoves māc und unsers hēren des aptes; der sprach zuo dem bischof: „Hēre, lānt dem apt sinen win, unt wizzent, er getar dem von Habsburc wider iuch gedienen mit zwei hundert bereiten man.“ Dō sprach der bischof: „Jā an einem umbeshano!“ Und dō diu hōchzit sesamen kam ze sant Gallen ze pīngesten, dō reitent unt rechneten die vārenden liute, daz dā mēr was, dan niun hundert ritter. Dō wurden ouch dō zemāl LXXXX ritter, die der apt und ander herren machotent; dō warp der grāve von Habsburc an den apt, daz er im dienoti gēn dem bischof von Basel. Dā warp der apt an alle die herren, die zuo der hōchzit wärent, daz sie im dienōtin. Dar nāch dō fuor der apt unt wolt dienen dem grāven, als er ouch tet, unt brāht im mē dan CCC ritter unt kneht, die alle gezelt wurden zuo Seckingen über die brugg, die hiezent dō in hosen geschuoch. Nu lāgent ouch der bischof von Basel unt Basler stat mit grōzer macht bi Seckingen, daz ietweder teil als guot hāt, daz er dem andren strit wolt gēn. Alsō hāt unser apt sin paner bevolhen her Eberharten von Lupfen, der wolt sie gefūert hān; der was dō der tiurster ritter einer, den man bekannt. Alsō wart es verteidiget, daz es ongestrittet beleib, unt kament die herren sesamen zu Buckain in daz klōster. Dō sprach der bischof von Basel zuo unserm apt: „Her von Sant Gallen, wā gedienet unser frow ie den unfuog, den ir unt Sant Galle hānt getōn?“ Dō antwurtet der apt: „Her von Basel, wā gedienet ie Sant Gall umb unser frowen, daz ir im sinen win nāment, den ritter unt kneht soltint hān getrunken?“ Dā mit wart der red gewigen. Alsō fuor menlich heim.

Dritter Zeitraum.

Von der Mitte des vierzehnten bis zum ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts.



Die eben so fruchtlosen als verderblichen Bemühungen der Hohenstaufen, das Reich Karls des Großen in seiner ganzen Macht und Größe wieder herzustellen, hatten Deutschland an den Rand des Verderbens, ja zur völligen Auflösung gebracht, weil die Kaiser bei jedem neuen Zuge, den sie nach Italien unternahmen, um dort ihre Gewalt wieder herzustellen oder zu befestigen, einen Theil ihrer Macht im Vaterlande ansparten. Indem sie die größeren und kleineren Lehensträger nur dadurch für ihre Zwecke gewinnen konnten, daß sie dieselben fortgesetzt neue Freiheiten einräumten, wodurch dieselben immer größere und gefährlichere Unabhängigkeit erlangten. Selbst die kräftige und staatskluge Hand Rudolfs von Habsburg hatte nicht vermocht, die aufgelösten Bande dauernd wieder zu knüpfen, und die kaiserliche Macht in ihrem vollen Umfange wieder herzustellen: seine kräftigsten Maßregeln halfen nur vorübergehend. Die nachfolgenden Kämpfe um die Kaiserkrone, zuerst zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, dem Sohn Rudolfs, dann zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Oesterreich mußten die kaum wieder aufblühende Ordnung wieder im Keime zernichten, um so mehr, als einige Kaiser (Heinrich VII. und Ludwig der Bayer) sich verleiteten ließen, ihre Augen wieder auf Italien zu werfen, was, wie früher, so auch jetzt zu feindseligen Veräbrungen mit den Päpsten führte, welche durch Bann und Interdict das Reich in unsägliche Verwirrungen stürzten. Und um das Unglück voll zu machen, wurde das arme, zerrissene Deutschland zu jener Zeit noch von Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungernoth und einer furchtbaren Seuche, dem schwarzen Tod, heimgesucht, welche ganze Gegenden verödete. Dazu

kam, daß die Kaiser weniger an das Reich dachten, als an die Vermehrung ihrer Hausmacht; das Beispiel, welches Rudolf von Habsburg in dieser Beziehung gegeben hatte, wurde von seinen Nachfolgern beinahe ohne Ausnahme nachgeahmt. Die Fürsten blieben nicht zurück, und vergrößerten ihre Macht auf Kosten der kleinern Lehensträger, die sich selbst wieder durch Fehden mit den Städten zu entschädigen suchten. So wuchs die Gefesseltigkeit und Zerrissenheit von Tag zu Tag, der nur ein kräftiger Herrscher hätte steuern können; allein es war keiner von ihnen, selbst nicht der staatskluge Karl IV., einer solchen Aufgabe gewachsen, der zudem bei allem, was er that, nur selbstsüchtige Zwecke verfolgte. Es war das Reich und die kaiserliche Gewalt selbst in den Augen der Kaiser so sehr herabgewürdigt, daß Wenceslaus (1378—1400), der sich immer in seinem Erbreiche Böhmen aufhielt, den deutschen Fürsten, die ihn einluden, das Reich zu besuchen, zur Antwort gab, er werde dasselbe immer auf seiner Stelle finden. Es ist daher leicht erklärlich, daß unter solchem Kaiser die Gefesseltigkeit das höchste Maß erreichte, und daß sich das sogenannte Kaufrecht ungehindert entwickeln konnte. Es war kein adeliger Herr, der nicht auf seiner Felsenburg der Gesetze und der Ordnung gespottet hätte; ja der österreichische Adel trieb den Uebermuth so weit, daß er selbst dem Kaiser Friedrich III. (1440—1493) Fehdebriefe zuschickte, wie auch die Wiener ihn in seiner Hofburg belagerten. Nicht weniger endlich war Deutschland durch die mit unerbörter Grausamkeit geführten Hussitenkriege unter Kaiser Siegmund (1410—1437) erschüttert worden. Das traurigste Ergebniß dieser unglücklichen Zeit war aber, daß bei der Selbstsucht der Kaiser, der Fürsten und des Adels bei diesen ewigen Fehden Aller gegen Alle, bei dem Mangel an größeren Unternehmungen gegen das Ausland das Nationalbewußtsein immer mehr verschwand und dem engherzigen Localpatriotismus weichen mußte. Es waren damals nur zwei Wege möglich, die Nation wieder zur Einheit zu führen. Entweder hätten die Kaiser, wie die französischen Könige, ihre Hausmacht zur einzigen machen und die größeren Lehensträger auf ihre frühere Abhängigkeit zurückführen, oder es hätten die Städte die Fürsten und den Adel vollständig besiegen und ihre Bündnisse zum allgemeinen Bund heben müssen: aber leider fehlte es den Städten an gentilen und staatsklugen Führern, welche die Siege gegen Fürsten und Adel hätten benutzen können, und unter allen Kaisern der Zeit war kein einziger, der eines wahrhaft großartigen Entschlusses fähig gewesen wäre und sich an die Spitze der demokratischen Bewegung in Städten und Ländern gestellt hätte, um mit ihrer Hilfe die Macht der Fürsten zu brechen, der Gefesseltigkeit des Adels zu steuern und die Einheit des Reichs auf neuer Grundlage wieder herzustellen. Denn alle, und selbst der sonst treffliche Maximilian I. (1493—1519), hatten den Blick auf die abgestorbene Vergangenheit gerichtet, die sie vergeblich wie-

er zu beleben suchten. Doch gelang es diesem Kaiser, durch den ewigen Landfrieden (7. Aug. 1495), dem unglücklichen, in seinen Grundfesten erschütterten Reich die lang entbehrte innere Ruhe wiederzubringen.

Unter so unglücklichen Verhältnissen konnte die Kunst und insbesondere die Poesie nicht gedeihen; war sie schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums von ihrer früheren Blüthe tief gesunken, mußte sie jetzt, wie das Reich, in vollständige Auflösung gerathen, und während in Italien, das sich jetzt seit dem Sturze der Hohenstaufen freier und selbstständiger entwickeln konnte, die Dichtkunst zur höchsten Blüthe gedieh, und Dante, Petrarca und Boccaccio ihre unsterblichen Meisterwerke schufen, hat Deutschland in dieser Zeit kaum Einen Dichter anzuweisen, der sich über die Mittelmäßigkeit erhob; und es müßte die vorliegende Periode als eine Zeit der vollkommensten Trostlosigkeit erscheinen, wenn nicht in ihr wenigstens die Keime zu einer späteren Blüthe gelegt worden wären. Doch ehe wir näher betrachten, wie sich aus der alten, absterbenden Zeit eine neue zu bilden begann, müssen wir, um die Verhältnisse mit Sicherheit aufzufassen, noch einen Blick auf diese werfen.

Wir haben gesehen, daß im ersten Zeitraume die Bildung von der Geistlichkeit gepflegt und getragen wurde, daß diese aber schon im Laufe des zweiten Zeitraums eben so sehr von ihrer geistlichen Höhe sank, als sie an äußerer Macht zunahm. In der vorliegenden Periode griff ihre Entartung immer weiter um sich; sie versank (und dies gilt besonders von der höheren Geistlichkeit, welche sich nunmehr meistens nur aus den fürstlichen oder adeligen Geschlechtern ergänzte) immer tiefer in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit*), so daß sie selbst bei dem Volke in Verachtung gerieth, was natürlich von schädlichem Einflusse auf das religiöse Gefühl desselben werden mußte. Denn man erlaubte sich nicht nur, über das zuchtlose Leben und die gräßliche Unwissenheit der „Pfaffen“ zu spotten, man fing auch an, kirchliche Satzungen und Gebürche lächerlich zu machen, wie denn sogar die schönsten Psalmen und andere religiöse Gesänge zu rohen Trin- und Liebesliedern umgedichtet wurden. Glücklicher Weise waren gerade diejenigen Klassen der Geistlichkeit, welche dem Volke näher standen, von der allgemeinen Entartung nicht ergriffen worden, vielmehr zeichneten sich besonders die Predigermönche, wie durch reines, frommes Leben, so durch Bildung, zum Theil selbst durch Gelehrsamkeit, vornämlich aber durch das Bestreben aus, das Volk zu geläuterten Ansichten über Gott und Religion zu führen, wodurch sie dasselbe auf die spätere Reformation vorbereiteten. In wie ferne dieselben auch für die Literatur einflußreich wurden, werden wir am besten später zeigen, wenn von den Leistungen im Gebiete der Prosa die Rede sein wird.

Mit den Fürsten und dem Adel stand es um Nichts besser. Es ist schon erwähnt worden, wie die Poesie, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von den Großen beschäftigt, von dem niedern, ja zum Theil auch von dem höhern Adel gepflegt

worden war, schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums bei denselben in Mißachtung gerieth, so daß die fahrenden Säger je länger je mehr über Kargheit der Großen klagten und der Adel die Beschäftigung mit der Poesie um so entschiedener aufgab, als dieselbe keine Aussicht mehr auf Erwerb oder Ehrenbezeugungen darbot. An den Höfen war der Geschmack so sehr gesunken, daß man für das Edlere keinen Sinn mehr hatte; die Fürsten suchten nur pöbelhafte Unterhaltung oder begnügten sich doch mit solchen; an die Stelle der wandernden Säger traten nunmehr die Hofnarren, wenn nicht vielmehr, wie schon von Andern bemerkt worden ist, jene nur einfach die Rollen tauschten. Dies ist um so wahrscheinlicher, als wir gesehen haben, daß schon in der schönsten Blüthezeit der höfischen Poesie durch Reithart ein Vorgang gegeben war (s. oben S. 70), der gewiß Nachahmung fand. Erst im fünfzehnten Jahrhundert finden wir wieder eine lebendigere Theilnahme der Höfe an der Literatur, jedoch blieb diese meistens auf die Frauen beschränkt, die in der neuauftauchenden Romanenliteratur eine angemessene Quelle der Unterhaltung, wie zum Theil auch der Beschäftigung fanden. Unter den Fürsten scheint allein Kaiser Maximilian I. Sinn für die frühere höfische Poesie gehabt zu haben, wie er denn viele alte Handschriften sammeln und neue schreiben ließ; allein seine Bemühungen mußten für seine Zeit fruchtlos bleiben, die von der höfischen Poesie schon zu weit ablag, als daß diese noch Theilnahme hätte finden können.

Den Adel, dessen Verwilderung schon im vorigen Zeitraume begonnen hatte und rasch fortgeschritten war, finden wir in dem vorliegenden ganz in Schlemmerei und Rohheit versunken; die Burgen waren zu Raubnestern geworden, von denen aus die edlen Herren die Städte brandschatzten, wenn sie mächtig genug dazu waren, oder die vorüberziehenden Kaufleute ausplünderten, wenn sie nicht genug Leute hatten, um größere Raubzüge zu beginnen. Das nannte man „sich vom Sattel nähren“, wie uns noch Rurmer in seiner Rarrenbeschreibung berichtet. So weiß noch manches Volkslied vom Eyple von Gellingen, vom Schützensam, vom Junker Hammen von Reiskett, vom Lindenschmidt und vielen andern edlen Rittern zu erzählen, welche der Schrecken der Städte und Straßen waren, und auf dem Rabensteine ihr Leben endigten. Wie hätten solche Menschen Freude an der Dichtkunst haben können? Freilich gab es unter der Unzahl von mehr oder weniger mächtigen Herren, deren Burgen alle Berge Deutschlands bedeckten, auch viele, denen das rohe Leben ihrer Standesgenossen ein Gräuel war; aber auch diese Besseren hatten allen Sinn für höhere Bildung verloren, so daß Einzelne, welche an der Kunst Freude hatten und alte Gedichte sammelten, wie der bayerische Ritter Jakob Patenrich von Reicheghausen, bei ihren nächsten Freunden und Bekannten nur Spott und Hohn einernteten, wie er selbst in dem sogenannten „Ehrenbrotse“ erzählt, in welchem er von den alten Dichtungen berichtet, die er in den Länden „zwischen Brabant und Ungarn“ gesammelt hatte. Daß unter solchen Umständen nur wenige Einzelne sich mit der Kunst selbst beschäftigten, bedarf kaum der Erwähnung.

So war denn die Poesie ganz in die Hände des Volks und namentlich der Bürger gegeben, wie

*) Es war schon im 12. Jahrhundert vorgekommen, daß die sammtlichen Mönche des Klosters St. Gallen, den Abt inbegriffen, nicht schreiben konnten.

sie schon am Ende des vorigen Zeitraumes vorzugsweise von bürgerlichen Sängern gepflegt worden war. Es war dies aber nicht bloß eine natürliche Folge der Verwilderung der höheren Stände, sondern es hat vorzugsweise in der immer mehr sich entwickelnden Blüthe der Städte seinen Grund, die gerade in dem vorliegenden Zeitraum die höchste Stufe ihrer Macht und Bedeutung erreichten. Obgleich manche Städte schon unter den Hohenstaufen einen erfreulichen Aufschwung gewonnen hatten, so waren die Kaiser dieses Geschlechtes im Allgemeinen doch nichts weniger als für die Städte günstig gestimmt; denn wenn sie auch einige derselben mit wichtigen Freiheiten beschenkten, so wurden doch weitaus mehr in ihren herkömmlichen Rechten beschränkt, weil sie die städtischen Freiheiten als der kaiserlichen Machtvollkommenheit nachtheilig ansahen. Auch mochten die schweren und langen Kämpfe, welche die Hohenstaufen mit den mächtigen italienischen Städten und Städtebündnissen zu bestehen hatten, sie befürchten lassen, auch in Deutschland ähnlichen Widerstand zu finden, wenn die Städte zu größerer Macht gelangen sollten. Diese wurden aber besonders während des Interregnums und der darauf folgenden Zeiten wichtig, weil sie durch ihre Mauern allein hinreichenden Schutz gegen die Angriffe und Raubzüge des Adels gewährten. Die Kämpfe, die sie mit diesem und den Fürsten zu bestehen hatten, gaben den Bürgern Gelegenheit, kriegerischen Muth zu entwickeln; die glückliche Abwehr mächtiger Feinde weckte in ihnen Selbstgefühl und männlichen Stolz; die vergleichungsweise große Ruhe, deren sie sich erfreuten, erlaubte ihnen, sich ihren Berufsgeschäften zu widmen, und so wuchs ihr Wohlstand sichtlich durch Handel und Gewerbleiß. Dieser Wohlstand erzeugte wiederum ein politisch und geistig reges Leben, das sich schon in den mannigfaltigen Erfindungen kund gab, die sich zu jener Zeit einander drängten. Aber auch die Kunst wurde von den Bürgern befördert, besonders wenn sie mit dem praktischen Leben oder den Bedürfnissen der Stadtgemeinden zusammentraf. Daber erhob sich vorzugsweise die Baukunst zur Vollendung: in beinahe allen größeren, aber auch selbst kleineren Städten wurden die herrlichsten Kirchen, in vielen die prachtvollsten Rathhäuser errichtet, die wie von dem edlen, künstlerisch gebildeten Sinn, so auch von dem Reichtum und dem Selbstgefühl der Bürger zeugten. Dieses beurkundete sich auch darin, daß beinahe in allen Städten die bisherige aristokratische Regierungsform mit einer demokratischen (oft nicht ohne heftige Kämpfe) vertauscht wurde, und daß sich viele von der Oberherrlichkeit der Bischöfe oder Fürsten gänzlich frei machten oder doch von ihren Herren wichtige Freiheiten und Gerechtsame erzwangen. Diese Freiheit, diesen Wohlstand und diese Ordnung hatten die Städte allein dem thätigen Sinn ihrer Bürger zu verdanken, denn die Großen und selbst die Kaiser sahen nur mit scheelen Blicken auf die stets wachsende Macht derselben, wie sich denn selbst in der goldenen Bulle, durch welche Karl IV. die Verfassung des Reichs festzustellen suchte, die Absicht zeigte, dem Emporkommen der Städte entgegenzuwirken und ihre Macht einzuschränken; und wenn sich auch Maximilian I. in dem sogenannten „Schwabenkriege“ (1499) mit den schwäbischen und andern Städten gegen die Eidgenossen verbün-

det hatte, so galt sein Kampf offenbar nicht bloß diesen, sondern auch den übrigen freien Städten und Städtebündnissen Deutschlands, die er ohne Zweifel ebenfalls bekriegt haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, die Eidgenossenschaft zu besiegen. Leider begriffen die Städte dieses nicht und ihr unglücklicher Kampf gegen die Schweizer vollendete nicht bloß die Trennung der Eidgenossenschaft von dem Reiche, sondern entriß jenen auch den einzigen sicheren Bundesgenossen, den sie in Zeiten der Noth hätten anrufen können.

So war denn die frische Entwicklung der Städte und des freien bürgerlichen Sinns ihrer Bürger der einzige glückliche Punkt in der an Unglücksfällen und traurigen Ereignissen jeglicher Art so überaus reichen Zeit, und diesem Umstande ist es auch allein zu verdanken, daß Deutschland nicht in die roheste Barbarei versank. Und wie die Bürger beinahe ausschließlich die Träger der besseren Sitte und der Bildung waren, so fand auch die Poesie in den Mauern der Städte ihren letzten Zufluchtsort. Es war schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums die stiltliche und zum Theil die wissenschaftliche Bildung vom Adel auf die Städte übergegangen; in dem vorliegenden wurde das bürgerliche Element in der Literatur durchaus vorherrschend; es sind nicht nur vorzugsweise bürgerliche Sänger, bei welchen die Poesie Pflege fand; es gewann auch der eigentliche Volksgefang größere Bedeutung und reichern Umfang, und endlich setzte sich die Prosa fest, welche vor Allem den veränderten Verhältnissen des öffentlichen Lebens und der geistigen Bewegung in den Städten ihre rasche und glückliche Entwicklung zu verdanken hatte. Ja selbst die Wissenschaft kam um so entschuldener in die Hände der Bürger und bürgerlichen Räten, je tiefer die Geistlichkeit von ihrer früheren Bildungstufe sank. Doch blieb die Gelehrsamkeit im Allgemeinen ohne Einfluß auf das Volk und somit auf die Literatur, weil die Gelehrten sich pedantisch abschlossen und, wie ihre geistlichen Vorgänger, nur lateinisch schrieben. Während in Italien gerade diejenigen, welche die klassischen Studien am eifrigsten beförderten, wie Boccaccio und Petrarca, auch in der Volkssprache ausgezeichnetes leisteten, und für die Hebung und künstlerische Ausbildung derselben rastlos thätig waren, haben die Gelehrten in Deutschland ihre Muttersprache in unverantwortlicher Weise vernachlässigt; ja sie entfremdeten sich derselben so sehr, daß viele, welche die lateinische Sprache mit Leichtigkeit und sogar mit Anmuth behandelten, sich kaum in der deutschen zu bewegen wußten. Einige wenige Versuche, die Alten und die Italiener dem größeren Publicum näher zu bringen, blieben ohne Erfolg, weil die Gelehrten hierbei das nationale Leben zu wenig oder gar nicht berücksichtigten, und sie es nicht verstanden, den übersehten Schriftstellern ein deutsches Gewand zu geben. Wenn sich die italienischen Dichter und Prosafiker nach dem Muster der lateinischen Klassiker bildeten, so hatte dieses in der genauen Verwandtschaft der Sprache seine volle Begründung; wenn ihnen aber die deutschen Schriftsteller hierin nachfolgten, so verkannten sie den Geist ihrer Muttersprache. Es war daher begreiflich, daß das Volk in seiner großen Mehrzahl bei diesen Versuchen kalt blieb, die so reiche Früchte hätten tragen können, wenn sie mit mehr Geist und nationaler Selbstzucht

bigkeit ausgeführt worden wären. Eben so unbedeutend und wirkungslos waren die Versuche einiger Gelehrten, in deutscher Sprache zu dichten, da sie sich in Bezug auf Form und Darstellung nicht über die gewöhnlichsten rein bürgerlichen Dichter erhoben, ja diesen vielleicht noch nachsahen. Es ist eine Erscheinung, die sich leider selbst in den neuesten Zeiten wiederholt hat, daß Gelehrte, welche irgend einer fremden Sprache mächtig waren und in dieser Werke schufen, die an Form und Gehalt gleich ausgezeichnet waren, in ihren deutschen Schriften nicht bloß formell, sondern auch materiell ganz ungenügendes leisteten. Wir erinnern nur an Balde und Friedrich II.

Wenn aber auch die Gelehrsamkeit und selbst die Gründung der Universitäten *) keinen unmittelbaren Einfluß auf das Volk und die Literatur gewinnen konnte, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Gelehrten selbst durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum zu höherer und freierer Bildung gelangten; es ward nicht bloß die sogenannte scholastische Philosophie, die bis dahin alle Bildung beherrscht hatte, aus ihrem erdödtenden Formelwesen von Tag zu Tag mehr besiegt; es entwickelten sich auch unter den Gelehrten, je mehr dieselben aus den bürgerlichen Laien hervorgingen, freiere Ansichten über Kirche und Papstthum, welche um so entschiedener zur Umgestaltung der bisherigen kirchlichen Verhältnisse führen mußten, als auch das Volk mit seinem gesunden Sinn und rein sittlichen Gefühl die Abirrungen der Geistlichkeit tiefer zu fühlen begann. Leider äbte die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum in anderer Weise auf das Leben und insbesondere auf die öffentlichen Staatsverhältnisse in Deutschland bedauerndwerthen Einfluß, indem das römische Recht, welches schon früher durch die Geistlichkeit angefangen hatte, Eingang zu finden, nunmehr auch von den Gelehrten dem heimathlichen Rechte entgegengesetzt wurde. Die Fürsten begünstigten dasselbe, weil es ihre Ansprüche auf Landeshoheit und Unterdrückung der Volksherrschaft unterstützte, und selbst in den Städten, wo sich aristokratische Verfassungen festsetzten, fand es aus demselben Grunde nur zu schnellen Eingang. Im Allgemeinen erhielt sich aber das heimathliche Recht auch jetzt noch in den meisten Städten, so wie in den freien Landgemeinden.

Doch blieb die Gelehrsamkeit nicht ganz ohne glückliche Wirkung auf die geistige Bildung des Volks, wenigstens auf das der Städte. Denn nun begann man auch in den Städten Schulen zu gründen, welche bis dahin ausschließlich in den Klöstern zu finden waren und auch vorzugsweise theologische Bildung der Jüglinge zum Zwecke hatten. Es machten sich namentlich die „Brüder des gemeinsamen Lebens“ um die Bildung des Volks verdient, eine geistliche Bruderschaft, welche gegen das J. 1376 von Geert Groote von Deventer (1240—1384) gegründet wurde und die sich vorzüglich mit Erziehung der Jugend beschäftigte. Zwar hatten sie anfänglich dabei mehr moralische und praktische Zwecke, als rein wissenschaft-

liche im Auge, indem sie sich vor Allem angelegen sein ließen, den in der Kirche herrschenden Mißbräuchen entgegenzuwirken; allein von jeder Einseitigkeit entfernt und den bildenden Einfluß der Wissenschaften nicht verkennend, wurden sie bald eifrige Beförderer der klassischen Studien, als dieselben aus Italien nach Deutschland drangen, und es gingen aus ihren Reihen manche bedeutende Männer hervor, unter welchen wir den trefflichen Thomas a Kempis, J. Bessel, Rudolf Lange, Segius und Rud. Agricola nennen. In den Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens, welche zum Theil von den genannten Männern und deren Schülern geleitet wurden, wurde die scholastische Philosophie mit Hülfe des klassischen Alterthums mit Gluck bekämpft und der Reformation kräftig vorgearbeitet.

Diese geistige Bewegung wurde gegen das Ende des Zeitraums durch die Erfindung der Buchdruckerkunst mächtig unterstützt, welcher nicht lange vorher die Erfindung des Lumpenpapiers vorangegangen war. Sie wurde nicht bloß dadurch wichtig, daß die Werke der Wissenschaft leicht und wohlfeil vervielfältigt wurden, sondern ganz besonders dadurch, daß auch die neuen Ideen über Religion und Kirche schnell unter das Volk verbreitet werden konnten, wie denn die Reformation kaum eine so mächtige Ausdehnung hätte gewinnen können, wenn sie nicht mit Hülfe der Buchdruckerkunst das Volk für sich gewonnen hätte.

Mit dem Uebergang der Bildung von den bevorrechteten Ständen auf die Bürger mußte die gesammte Literatur auch einen neuen, den nummehrigen Trägern derselben entsprechenden Charakter annehmen. An die Stelle des phantastischen Elements, welches die höfische Dichtung, selbst wo sie am höchsten erscheint, doch nicht ganz abstreifen konnte, trat der praktische Sinn, der sich nur da verläugnet oder nicht entschieden durchbringen kann, wo man sich nicht völlig von den Ueberlieferungen der früheren Zeit loszusagen vermochte. Wie die Zeit des Minnegesangs im Allgemeinen eine Zeit der Schwärmerei war, weshalb die mächtigsten Bewegungen, wie Kreuzfahrten, Römzüge u. s. w. ohne äußere unmittelbare Wirkung auf die öffentlichen Verhältnisse blieben; so war die Zeit, welche uns jetzt beschäftigt, eine Zeit der That, welcher nur der größere Spielraum fehlte, um noch Größeres hervorzubringen. Aus diesem praktischen bürgerlichen Sinn, der zum Theil in geradem Widerspruch mit der höfischen Richtung stand, ist es aber auch zu erklären, daß der Gedanke, der schon in den bürgerlichen Lehr- und Spruchbüchern des zweiten Zeitraums vorherrschend gewesen war, immer mehr Kraft gewann, daß sich eben deshalb die Poesie beinahe ausschließlich zur Didaktik, ja sogar zur Satyre neigte, wo Leben und Kirche mit den Anforderungen der Vernunft oder der Sittlichkeit in Widerspruch standen, und daß endlich gerade jetzt die Prosa, welche schon in erfreulicher Bildung vorangeschritten war, sich als die dem Gedanken und dem praktischen Sinn angemessene Darstellungsform immer kräftiger entwickeln und endlich vorherrschend werden mußte.

Ob wir aber zur näheren Darstellung der Leistungen in diesen beiden Gebieten übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über die Sprache und deren Zustände in diesem Zeitraume vorausschicken.

*) Prag 1248, Wien 1388, Heidelberg 1387, Köln 1398, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Moskau 1419, Trier 1454, Greifswald 1456, Freiburg 1458, Ingolstadt 1472, Mainz und Tübingen 1477, Bittenberg 1502, Frankfurt a. d. D. 1506.

Wir haben schon in der vorigen Periode ein allmähliches Sinken der allgemeinen Schriftsprache wahrgenommen und gesehen, daß sie durch das Eindringen der Mundarten an Reinheit und Schönheit, so wie an Beweglichkeit zu verlieren begann. Dieses Verhältniß dauerte nicht nur fort, sondern sprach sich je länger, je entschiedener aus. Im Allgemeinen war das Hochdeutsche zwar auch jetzt noch vorherrschend und blieb die eigentliche Schriftsprache, allein es ward durch das Eindringen der Dialekte immer mehr vergrößert; es entstanden die mannigfaltigsten Mischungen, die bei jedem Schriftsteller eine eigenthümliche Färbung darboten, und selbst bei Schriftstellern eines gleichen Landstrichs sich verschieden zeigten, je nachdem sie der bisherigen Schriftsprache mehr oder weniger Einfluß auf diese Weise der allgemeinen Sprachschatz bedeutend bereichert werden, indem eine reiche Zahl von Wörtern, Ausdrücken und Wendungen aus den verschiedensten Mundarten in die Schriftsprache aufgenommen wurden, dagegen mußte dieselbe durch die Vermischung der Formen verwildern. Dazu kam, daß die Abschwächung der Endungen, welche schon in der Blüthezeit des Mittelhochdeutschen bedeutend eingerissen war, immer mehr um sich griff, wodurch die aus dem Stamm erwachsende Wortbildung endlich beinahe unmöglich wurde, so daß man nun noch häufiger als früher zur Zusammensetzung greifen mußte, was mit jenen schon berührten Uebelsständen die Sprache schwerfällig, steif und unbeholfen machte. Dies war namentlich in der Poesie der Fall, in welcher man noch an den alten, aber abgestorbenen Formen hielt, die mit der Sprache, wie sie sich nun entwickelt hatte, den vollsten Widerspruch bildeten. Viel besser stand es in dieser Beziehung um die Prosa, weil sich diese viel entschiedener an die Volkssprache anlehnte, die alten Uebersetzungen weniger auf sich wirken ließ und sich daher viel freier und natürlicher bewegte. Nur begann schon gegen die Mitte des Zeitraums der Einfluß des Lateinischen, besonders in den Werken der Gelehrten oder solcher, die wenigstens gelehrte Bildung erhalten hatten, nachtheilig auf die Prosa einzuwirken, die meisten Prosawerke sind in den Mundarten der Schriftsteller geschrieben, doch beginnt schon jetzt der Einfluß des Obersächsischen, das, aus Ober- und Niederdeutschem gemischt, gerade dadurch am ersten sich zur allgemeinen Schriftsprache eignete. Es machte sich dieser Einfluß zuerst in der Sprache der öffentlichen Urkunden geltend, indem schon vor Luther die meisten Reichsstädte und Fürstenhöfe die allerdings feinere und geschmackvollere Sprache der sächsischen Kanzlei nachzuahmen begannen, wie denn auch Luther dieselbe theilweise zum Vorbilde nahm. Mit den übrigen Mundarten erhob sich auch das Niederdeutsche, welches im zweiten Zeitraume beinahe ganz zurückgetreten war; allein es konnte doch dem mächtigen Einfluß des Hochdeutschen nicht widerstehen, obgleich einige bedeutende Erscheinungen die Aussicht gaben, daß es sich zur selbstständigen Schriftsprache entwickeln könne. Dieses wurde aber namentlich dadurch vereitelt, daß von den verschiedenen Mundarten desselben keine einzige das Uebergewicht erhielt.

Erster Abschnitt: Poesie.

Aus den oben gegebenen allgemeinen Andeutungen über die Literatur überhaupt ergibt sich auch der Charakter der Poesie insbesondere. Auch in dieser wurde das bürgerliche Element, das schon am Ende des vorigen Zeitraums in die poetischen Darstellungen gedrungen war, beinahe ausschließlich vorherrschend. Doch zeigt sich dieser bürgerliche Charakter mehr in dem Inhalt und zum Theil in den Stoffen der Dichtungen, als in ihrer Form, welche, in sofern die Poesie von Kunstdichtern gehandhabt wurde, als Nachbildung und Nachklang der früheren höfischen Kunst erscheint. Denn wie schon die bürgerlichen Sänger der vorigen Periode sich rücksichtlich der Form den höfischen Dichtern angeschlossen und ihren Dichtungen nur in Bezug auf den Inhalt den Stempel des Bürgerthums aufgedrückt, das Minnelied mit dem didaktischen Sprache vertauscht hatten, so wurde auch jetzt noch die überlieferte Form mit strenger Gewissenhaftigkeit bewahrt, was jedoch nur zum großen Nachtheil der Poesie gereichte. Dem einfachen, schlichten, vorzugsweise auf Belehrung gerichteten Sinn der bürgerlichen Dichtung konnte die reiche Mannigfaltigkeit des höfischen Minnelieds nicht mehr entsprechen, und es mußte sich somit ein Widerspruch zwischen Form und Inhalt ergeben, der um so widriger ward, je ängstlicher man an jener hielt, und je weniger die vergrößerte Sprache sich ihr anschmiegte. Die schöne Form des höfischen Gesangs war aus dem höfischen Leben selbst erwachsen; sie war ein getreues Abbild seiner leichten Beweglichkeit, seiner äußern Schönheit und Anmuth; als dieses mit der Bildung des Adels verschwand, hatte jene keinen innern Halt mehr und sie mußte nothwendig kriechen und unwahr werden. Es hatte sich dies schon bei den späteren Dichtern des vorigen Zeitraums gezeigt, welche in Künsteleien aller Art verfallen waren, weil ihnen der Sinn für die lebensvolle Einheit der Form und des Inhalts abging, und sie das Wesen der Poesie lediglich in der äußeren Erscheinung suchten. Je größeren Ruhm sie sich aber dadurch erworben hatten, um desto mehr mußte bei ihren Nachfolgern die Sucht nach Uebertreibung und Ueberkünstelung wachsen, was bis zur entschiedensten Geschmacklosigkeit führte. Es ist um so mehr zu bedauern, daß die bürgerlichen Sänger sich so ganz von der Aelteren entfernten, aber bei den veränderten Lebensverhältnissen und der veränderten Weltanschauung abgestorbenen Form beherrschen ließen, und sich nicht lieber an die einfachen und künstlerisch leicht zu hebenden Formen des Volksgesangs hielten, welche dem Inhalte ihrer Dichtungen vollkommen angemessen gewesen wären. Denn es ist begreiflich, daß selbst der schönste Gedanke bei der unbeholfenen, schwer sich bewegenden Darstellung herabgedrückt werden und die Dichtung alle Klarheit, ja alles innere Leben verlieren mußte.

Das starre Verharren an der abgestorbenen Form wurde endlich auch dadurch widrig, daß die Poesie immer roher und unkünstlerischer wurde, ja in völlige Barbarei versank. Mit der Verwilderung der Sprache hatte natürlich auch die Verwilderung ihren bisherigen Halt verlieren müssen, und man verfiel endlich darauf, statt wie früher die Verse nach den Hebungen zu messen, nur noch die Sylben zu zählen. Dies geschah besonders in den lyrischen

Gefängen der Kunstdichter; in den volksthümlichen Liedern erhielt sich dagegen wenigstens die Berücksichtigung des Hauptaccents. In den nicht trochäischen Dichtungen, in den epischen, didaktischen und dramatischen Gedichten bediente man sich freilich immer noch des früheren Verses von vier Hebungen, doch trat auch in diesem die ärgste Willkür und der Mangel an künstlerischem Sinn scharf genug hervor. Uebrigens finden sich neben demselben auch Verse von nur drei Hebungen ziemlich häufig. In den Strophen erhielten sich die früheren Gesetze, insbesondere das der Dreitheiligkeit (s. oben S. 27); nur im Volksliede konnte dasselbe bei der Kürze der Strophen keine Anwendung finden. Die Kunstdichter ahmten zwar immer noch die früheren Strophenformen nach; doch erfanden sie deren noch eine reiche Anzahl, da eben die Erfindung neuer Formen nach damaligen Ansichten die Meisterschaft in der Kunst bewies. Daher kam es aber auch, daß die Dichter hierin in Kunstfeilen geriethen, die um so unangenehmer wirkten, als die unbeholfene Sprache sich in den gesuchten und überkünstelten Strophenformen nicht bewegen konnte. Der gängliche Verfall der Verskunst führte schon damals zu Versuchen, antike Versmaße zu gebrauchen, welche freilich noch sehr roh und unbeholfen ausfielen.

Der Reim verlor ebenfalls seine frühere Reinheit und Regelmäßigkeit, er wurde roh und hart; der ehemalige Wohlklang, der oft auch die schwächsten Dichtungen gehoben hatte, verschwand immer mehr und konnte durch die Reimpfeile aller Art, wie sie schon im vorigen Zeiträume begonnen hatten, nicht ersetzt werden. Der Sinn für denselben war endlich so ganz verloren gegangen, daß man sich oft statt des volltönenden Reims mit dem bloßen Anklang begnügte, oder daß man die Wörter bis zur Verunstaltung verkürzte, dehnte oder sonst veränderte, um sie nur in den Reim zu zwingen.

Eben weil die Kunst so ganz gesunken war und nur noch in der rohen Nachahmung oder Nachbildung der alten Formen bestand, war die Ausübung derselben so leicht geworden, daß die Zahl der Dichter immer mehr zunahm. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Klassen derselben, diejenigen, welche nach Art der früheren fahrenden Sänger die Kunst als Erwerbsmittel gebrauchten, Dichter von Gewerbe, und diejenigen, welche sich zu Vereinen gesellten und ausschließlich lyrische Gedichte nach bestimmten Gesetzen abfaßten: die Meister Sänger. Außer diesen gab es jedoch noch eine nicht kleine Zahl von Dichtern, welche die Kunst in freierer Weise behandelten und entweder den eigentlichen Minnegesang fortzusetzen suchten oder als wahre Volksdichter im Sinne und Geiste des Volks dessen Empfindungen und Gefühle, dessen Freuden und Leiden sangen.

Die Dichter von Gewerbe zogen, wie früher, so auch jetzt noch, vorzugsweise an den Höfen der Fürsten herum, wo sie ihre Gedichte theils vorlasen, theils aber auch nach dem Vorgange der früheren Dichter absangen. Freilich machten diese wandernden Sänger, die man mit einem sehr bezeichnenden Ausdrücke Gehrende nannte, selten großes Glück und standen auch nicht in besonderer Achtung, doch gelang es einigen derselben, unter welchen hauptsächlich Michael Beheim zu nennen ist, sich an verschiedenen Höfen, selbst im fernem Auslande Ansehen zu erwerben. Ihre Stoffe nah-

men die Gehrenden meistens aus der deutschen Volksage, denn das Verfallen der höfischen Bildung hatte wenigstens den Nutzen, daß mit ihr auch die Vorliebe für die ausländischen Stoffe verschwand. Sie legten wahrscheinlich die großen epischen Gedichte aus der Heldenage zum Grunde, die sie nach ihrer poetischen Begabung mehr oder weniger frei bearbeiteten. In manchen blüht das Leben der volksthümlichen Dichtung noch durch, in andern ist es bis auf die letzte Spur verwischt. Doch behandelten die Gehrenden auch andere Stoffe; besonders verfaßten sie Gelegenheitsgedichte aller Art; eine wichtige Quelle des Erwerbs fanden sie in der Abfassung von Lob- und Preisgedichten auf die Fürsten und Herren, an deren Höfe sie zogen; freilich sinken in diesen Gedichten die Lobeserhebungen oft zur niedrigsten und geschmacklosesten Schmeichelei herab.

Unter den Gehrenden waren diejenigen am meisten geachtet, welche man durch den Namen Wappendichter von den übrigen unterschied. Sie machten poetische Wappenschreibungen, in welche sie das Lob der Wappenträger einflochten; wobei sie es freilich oft, wie sich denken läßt, an übertriebenen Schmeicheleien nicht fehlen ließen*); sie waren deshalb bei Turnieren beliebt, wo sie auch die reichsten Gaben erhielten. Es ist begreiflich, daß solche Dichter sich auch auf die Wappentunde verstehen mußten, daher sie zugleich meistens auch Herolde oder deren Gehälfen waren, deren Aufgabe es war, die Unterscheide, die Wifung und Blasonirung der Wappen anzulegen. Die berühmtesten Wappendichter sind Peter Suchenwirt und Hans Rosenblatt.

Was die Wappendichter bei den Turnieren der Fürsten und Ritter waren, scheinen die Pritschenmeister bei den Schützenfesten der Bürger gewesen zu sein; sie mußten die vorgeschriebene Ordnung erhalten, wie die Herolde, was sie wohl meistens in possenhafter Weise thaten, wie sie denn auch gewöhnlich als Hanswürste gekleidet waren. Zugleich lag ihnen aber auch ob, die Festlichkeiten zu beschreiben, Spruchgedichte für dieselben zu verfassen, so wie auch die besten Schützen oder auch die vornehmsten Theilnehmer an den Festen in Lobgedichten zu besingen. Manche unter diesen Pritschenmeistern wurden auch in weiteren Kreisen berühmt, doch erhoben sich ihre Reimereien selten oder nie zu höherer Auffassung des besungenen Gegenstandes oder zu einer auch nur erträglichen Form.

Als der Wohlstand und mit ihm die Begehrtheit des geselligen Lebens bei den Bürgern zunahm, zog man auch bei Hochzeiten, Tänzen und andern festlichen Gelegenheiten Dichter oder Reimer bei, welche, gewöhnlich improvisirend und die eben nicht erbaulichsten Poesien reißend, Lobreime auf die Wirthe und Gäste machten. Solche Leute blieben Spruchsprecher und waren in manchen Städten, z. B. in Nürnberg, von der Obrigkeit in ihrem Amte befristet. Die bekanntesten unter ihnen sind: Wilhelm Weber von Nürnberg und Ulrich Wiry von Narau, welche freilich noch in den folgenden Zeitraum gehören. Wie denn die Spruchsprecher und Pritschenmeister erst im sechzehnten

*) So sagt schon der Zeichner:
„Waz man von den wappen sait,
daz ist nicht als diu warhait,
da ist vil gelogen an.“

und siebenzehnten Jahrhundert recht zu Ansehen gelangten. Auch waren sie in der That oft mehr als bloße Lustigmacher, obgleich die Vossereiserei stets einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Aufgabe bildete.*) Diese Spruchspröcher trugen einen weiten Mantel und an der Brust große silberne Schilde, welche die Handwerkszünfte zum Gedächtniß hatten machen lassen.

Den Dichtern von Gewerbe standen die Meistersänger gegenüber, und es schlossen sich diese um so entschiedener von jenen ab, je tiefer die Ehrenbeden in der öffentlichen Achtung sanken und je größeres Gewicht die Meistersänger auf sittlichen Ernst in Leben und Dichtung legten. Es ist daher ganz irrig, wenn man die Spruchspröcher auch zu den Meistersängern rechnet, wie es früher wohl zu geschehen pflegte. Diese bildeten, wie schon bemerkt, feste Vereine in den Städten, über deren Ursprung sich nichts Näheres ermitteln läßt. Nach einer alten von den Meistersängern hochgehaltenen Sage sollen zwölf Meister, darunter die berühmtesten aus dem 13. Jahrhundert**) und merkwürdiger Weise zum Theil gerade diejenigen, welche am Kriege zu Wartburg theilhaftig waren, zur Zeit Kaiser Otto's I. im J. 962 den Meistergesang erfunden haben, alle zu gleicher Zeit, ohne daß jedoch Einer von dem Andern gewußt hätte. Da sie aber des Papstes und der Kaiserlichen Äbles Leben in ihren Gedichten gezeigelt hätten, seien sie bei dem Papste Leo VIII. der Ketzerei beschuldigt worden; der Kaiser habe sie auf Ansuchen des Papstes nach Pavia und dann später auch nach Paris berufen, wo sie in Gegenwart des Kaisers, des päpstlichen Legaten, vieler Edlen und Gelehrten herrliche Proben ihrer Kunst abgelegt, sich vom Vorwurf der Ketzerei gereinigt hätten, worauf sie vom Kaiser als Verein bestätigt und mit verschiedenen Freiheiten begnadet worden seien. Diese Ueberlieferung läßt sich freilich durch nichts bekräftigen, und sie verliert sich dadurch als Glaubwürdigkeit, daß Sänger des 13. Jahrh. als die damaligen Erfinder der „höchsten Kunst“ genannt werden. Dagegen ist es sicher, daß sich schon sehr früh Freunde des Gesangs zur gemeinschaftlichen Ausübung desselben vereinigten; wir haben oben (S. 147) die von der Sage bestätigte Vermuthung ausgesprochen, daß schon Heinrich Frauenlob einen Sängerverein in Mainz gegründet haben mag, welcher freilich die geregelte Form noch nicht

hatte, welche wir bei den späteren Sängerschulen finden. Doch mag jener Verein den ersten Anstoß zu den Meisterschulen gegeben haben; dies scheint dadurch bestätigt zu werden, daß die Meistersänger jenen Frauenlob für ihren ersten Meister anerkannten und daß jene alte Sage noch hinzugefügt, Kaiser Otto habe die den Meistersängern bei der erwähnten Zusammenkunft in Pavia und Paris erteilten Freiheiten auf einem Reichstage in Mainz bestätigt und vermehrt, und sie mit einer goldenen Krone beschenkt (derselben, sagte man, die in der Natur Singschule aufbewahrt wurde), um denjenigen damit öffentlich zu schmähen, der im Singen den Preis erlange.*) Die älteste Urkunde, welche die Meistersänger betrifft, ist von 1387; es ist ein Freibrief Kaiser Karls IV., worin er den Meisterschulen Wapperecht bewilligt oder bestätigt.**)

Seit dieser Zeit erschienen Meistersängerschulen in den meisten großen Städten Deutschlands; nächst Mainz, welches gleichsam die hohe Schule und der Sammelplatz der Meistersänger war, und wo die Urkunden der Genossenschaft aufbewahrt wurden, weil die dortige Schule die älteste war oder doch als solche galt, waren Straßburg, Kolmar, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg und Frankfurt durch ihre blühenden Schulen bekannt und berühmt; doch gelangten die meisten derselben erst im folgenden Zeitraum zu größerem Ansehen.†)

Darum, daß die Meistersänger selbst einige der bedeutendsten höchsten Dichter für die Gründer ihrer Genossenschaft hielten, ist schon ersichtlich, daß der Meistergesang in der That nichts Anderes ist, als eine Fortsetzung des Minnegesangs, wie es denn ja die Aufgabe der Schulen war, die Reinheit der überlieferten Kunst zu bewahren. Es wird dies auch dadurch bestätigt, daß der Meistergesang, wie die höchsten Poesie, vorzüglich im süblichen und mittleren Deutschland blühte; nur wenige nördliche Städte hatten Schulen (z. B. Götting und Danzig) und diese entstanden erst im sechzehnten Jahrhundert. Der einzige, aber freilich auch mächtige Unterschied zwischen dem älteren Minnegesang und dem späteren Meistergesang besteht darin, daß jener von höchsten gebildet, meistens abeligen Dichtern, dieser dagegen von Bürgern, später sogar beinahe nur von Handwerkern geübt wurde††), welche die Kunst nur nebenbei trieben, während die höchsten Dichter dieselbe, wenn auch nicht immer

*) So sagt Wagenfels von dem erwähnten B. Weber: „Dieser Mann hatte den Josephum, Virgilium, Ovidium, Plinium, wie sie hievor in das Deutsche übersezt worden, fast ganz in Kopf, und also konnte man ihm nichts aufgeben, davon er nicht hätte sollen so flugs einen langen Spruch sagen, besagte Autores immer allegirend.“ (Von der Meister-Singer höchsten Kunst zc. 4. Altdorf 1607. S. 466.)

**) Es werden in einem alten Meistergesang und in andern älteren Schriften als solche folgende genannt: 1) Heinrich Frauenlob, der S. Schrift Doctor zu Mainz; 2) Heinrich Meisinger, der S. Schrift Doctor zu Prag; 3) Nicolaus Ringelohr, der freien Künste Meister; 4) der starke Poppe (auch wohl Popper), ein Glasbrenner; 5) Walter von der Vogelweide, ein Landherr aus Böhmen; 6) Wolgang Bohn oder Bohn, ein Ritter; 7) Hans Ludwig Arner, ein Edelmann; 8) Barthel Regenbogen, ein Schmied; 9) Sigmund der Weise, sonst der Römer von Rindau genannt; 10) Konrad Geiger oder Jäger, von Würzburg, ein Ruslant; 11) Gandler, ein Rischer, und 12) Stephan Stoll, oder der alte Stoll, ein Selter. Nach Andern sollen es nur vier gewesen sein, nämlich Frauenlob, Regenbogen, Arner und Heinrich von Müglin.

*) Daber hießen die Löhne derjenigen Sänger, welche mit der Krone geschmückt wurden, gekrönte Löhne; vorzugsweise werden aber diejenigen Löhne so genannt, welche jenen in der vorigen Anmerkung bezeichneten vier Erfindern des Meistergesangs zugeschrieben wurden und für ihre besten galten.

**) Dieses Wappen ist ein geviertes Schild, in dessen erstem und viertem (goldenen) Felde der schwarze Reichsadler, im zweiten und dritten (rothen) Felde der silberne mit Gold gekrönte böhmische Löwe ist. Ueber dem Ganzen steht ein blaues Schildlein mit einer goldenen königlichen Krone. Auf dem Schild ist ein offener gekrönter Helm, aus welchem ein böhmischer Löwe hervorgeht, und hinter ihm ist ein doppelter über einander gelegter schwarzer Hügel mit goldenem Heren.

†) Obgleich der Meistergesang in den nachfolgenden Zeiten seine Bedeutsamkeit ganz verlor, so erhielten sich doch einzelne Schulen bis in die neueste Zeit. Erst am 21. Oct. 1839 schloß die Schule zu Ulm feierlich den alten Meistergesang und gab die Loh-, Schultafel, Tabulatur, Sings- und Liederbücher durch förmliche Urkunde dem dortigen Liebertrange.

††) In früheren Zeiten waren auch wohl Gelehrte und abelige Herren Mitglieder der Genossenschaft.

zu ihrem Lebenszwecke, doch sehr häufig zu ihrem Berufe machten; ferner darin, daß die Meistersänger eine geschlossene Genossenschaft mit festen, die Behandlung der Kunst genau bestimmenden Gesetzen bildeten, während die Minnesänger die Kunst in freier Weise behandelten und sich nur von den Gesetzen bestimmen ließen, die in ihr selbst lagen.

Die Sammlung der Gesetze und Ordnungen, nach welchen die Meisterlieder abgefaßt und vorgetragen werden mußten, hieß die *Tabulatur*; man fügte derselben auch wohl die Statuten bei, nach welchen die Singschulen eingerichtet waren, und die sagenhafte Geschichte von der Entstehung der Meistersängerkunst. Es ist die ganze äußere und innere Einrichtung der Genossenschaft so merkwürdig, daß eine kurze Darstellung derselben wohl als gerechtfertigt erscheinen wird.

Die einzelnen Schulen standen in keiner äußern Verbindung mit einander; doch wichen sie in ihren Tabulaturen nur in unwesentlichen Dingen von einander ab. Jede Schule hatte einen Vorstand, die drei *Meister*, deren Aufgabe es war, auf die Fehler der Singenden Acht zu geben, sie zu bestrafen und die Ordnung zu erhalten; sie saßen auf einer Bühne, welche das *Gemerk* hieß und auf der jederzeit die Bibel liegen mußte. Der älteste Meister hatte das Archiv und die *Reinnoten* der Singschule in Verwahrung; die *Büchsenmeister* führten Rechnung und Kasse. Die Versammlungen der Meistersänger zur Ausübung ihrer Kunst hießen *Schulen*, und man unterschied die *Festschulen* (an den drei höchsten Feiertagen) von den gemeinen *Singschulen*, welche gewöhnlich alle Monate gehalten wurden. Die *Festschulen* wurden in Kirchen, die gemeinen Singschulen in der gewöhnlichen Herberge der Genossenschaft gehalten, und hieß dann auch wohl *Sigung*. Wer in der Schule „in der Kunst glatt war“, d. h. keine Fehler machte und in seinem Gesange alle Gesetze der Tabulatur streng beobachtet hatte, erhielt als Preis „den *Rötnig David*“, d. h. es wurde ihm eine silberne Kette mit dem Bildniß des Königs David um den Hals gebängt; die nächste Gabe war ein schöner Kranz aus seidenen Blumen. In der Singschule wurden auch diejenigen gekräft, welche sich in die Genossenschaft wollten aufnehmen lassen.

Jeder meisterliche Gesang hieß *Bar* und bestand aus Gesängen oder Strophen, jedes Gesäß aus zwei *Stollen* mit gleichem Ton und gleichem Maß und dem *Abgesang* mit anderem Ton und Maß. Diese drei Abschnitte wurden an deren Ende durch Kreuze bezeichnet. Manchmal wurde noch ein *Schlusskoll* beigelegt, doch geschah dies im Ganzen nicht häufig. Die Versmaße hießen *Gebände*, die Versart mit ihrer Singweise hieß *Ton* oder *Weise*. Die Löne hatten oft die seltsamsten Namen, denen man den Namen des Erfinders beilegte.^{*)} Diejenigen, welche vollkommen regeltrecht gebildet waren und daher nachgebildet

wurden, hießen *Meisterlöhne*, deren es in späterer Zeit gegen 400 oder noch mehr gab. Die Reime mußten nach strengen Gesetzen behandelt werden; die einsylbigen hießen *stumpf*, die zweisylbigen *klängen* d. Waisen nannte man die reimlosen Zeilen in der Mitte oder gewöhnlicher am Ende eines Gesäßes. Einsylbige Wörter, welche mit einander gebunden wurden, d. i. mit einander reimten und einen Vers bildeten, hießen *Pausen*; zweisylbige auf diese Art gebrauchte Wörter hießen *Schlagreime*. Die Tabulatur bezeichnete 33 Fehler, welche begangen werden konnten und bestraft wurden. Die bedeutendsten waren folgende: Fehler gegen die „hohe Teutsche Sprache“, falsche Meinungen, d. h. alle „falsche, abergläubische, schwärmerische, unchristliche und ungeziemende Lehren, Historien, Exempel, und schändliche, ungütige Wörter“; falsches Latein; blinde Meinungen (wenn der Gedanke nicht deutlich genug ausgedrückt war), blinde (d. h. unverständliche) Wörter; Laster (d. i. willkürliche Veränderung eines Worts, um ein Wort in den Reim zu zwingen). Willkürliche Veränderungen von Wörtern nannte man *Halbwörter*, willkürliche Verlängerungen dagegen *Anhänge*, willkürliche Zusammenziehungen hießen *Klebsylben*, und *Wissen* hießen des Reims wegen abgebrochene Wörter. Falsche Meloden bestand darin, wenn man den Ton durchaus anders sang, als ihn sein Meister gebichtet hatte, falsch Gebänd wurde begangen, wenn nur die einzelnen Verse anders gebunden wurden, als im ursprünglichen Ton. Diese Fehler wurden je nach ihrer Wichtigkeit verschieden bestraft; am strengsten die falschen Meinungen, denn wer solche vorbrachte, hatte sich „versungen“ und konnte sogar ganz ausgeschlossen werden.

Wer die Tabulatur noch nicht verstand, hieß ein *Schüler*, wer Alles in derselben wußte, ein *Schulfreund*, wer mehrere Löhne singen konnte, ein *Singer*, wer nach andern Löhnen Lieder machen konnte, hieß ein *Dichter*, und wer endlich selbst einen meisterlichen Ton erfunden hatte, ein *Meister*. Alle, welche in der Genossenschaft als Mitglieder eingeschrieben waren, wurden *Gesellschafter* genannt; den Ausdruck Meistersänger gebrauchten sie von sich selbst nicht, sie nannten sich einfach und bescheiden „*Liebhaber des deutschen Meistergesangs*“.

Es erhebt aus den obigen Bemerkungen, namentlich aus der Angabe der straffälligen Fehler, deren sich ein „Gesellschafter“ schuldig machen konnte, daß die Bestrebungen der Meistersänger nach ganz äußerlichen Dingen gerichtet waren und daß schulgerechte Reimerei das Höchste war, was sie erzielen wollten. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß ihre Leistungen in poetischer Hinsicht unter der Mittelmäßigkeit stehen, und daß sie weder in Bezug auf die Form, welche sie allzu slavisch behandelten, noch in Bezug auf den Inhalt Bedeutendes hervorbrachten, da dieser ihnen mit Ausnahme der falschen Meinungen vollkommen gleichgültig war. Doch haben diese Vereine von schlichten Bürgern und Handwerkern zur Beförderung der deutschen Poesie gewiß viel Gutes gestiftet, wenn auch nicht gerade das, was sie zunächst beabsichtigten; es ist namentlich zum Theil ihnen der religiöse und sittliche Geist zu verdanken, der die Bewohner der Städte in jener Zeit so sehr vor dem rohen und zum Theil

^{*)} So führt Wagensell (a. a. O. S. 534 ff.) unter vielen andern folgende an: Die überkurh Abend-Mittelweis Georg Sagers; die kurze Masseran-Weis Hans Findelins, die Weber-Krahen-Weis M. Ambrosius Weggers, die abgeschiedene Biersch-Weis Carl Fobers, die gekreist-Safran-Blümsleinweis Hans Findelins, der blaue Ton Heinrich Frauenlobs, der abgeschiedenen Ton Leonhart Keubens, die Englisch-Alten-Weis Rabparv Anderles, die blutglänzende Drathweis Adolt Jolners; die geklümte Paradiesweis Josef Schmirers; die Biersch-Adelweis F. Bromers, der schlechte lange Ton Hans Sachsen u. f. w.

zuchtlosen Adel ausgezeichnete. Jeder Meistersänger war durch die Tabulatur zum frommen, sitzlichen Leben, zu strengster Rechtlichkeit verpflichtet, und es ist natürlich, daß je mehr das Ansehen der Genossenschaft zunahm, desto größer auch der Einfluß ihres reinen Lebens auf ihre Mitbürger werden mußte. Auch auf die geistliche Bildung der Städte wirkte die Genossenschaft segensreich: die Beschäftigung mit der Kunst, war sie auch noch so handwerksmäßig, mußte den schlichten Handwerker geistig erheben, seinen Verstand schärfen und vor Allem ihn für höhere Verhältnisse des Lebens empfänglich machen. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade die Städte, in welchen der Meistersang blühte, sich vor Allen der Reformation zuwandten.

Bei der großen Verbreitung des Meistersanges und der eigenthümlichen Entwicklung desselben mußte die Zahl derjenigen, welche sich mit der „hoheliedigen Kunst“ beschäftigten, sehr groß sein; der von den Meistersängern herrührenden Gedichte gibt es eine zahllose Menge, doch sind die wenigsten durch den Druck bekannt, und sie werden auch wohl nie gedruckt werden, da sie in keiner Beziehung nähere Aufmerksamkeit verdienen. Daher sind im Ganzen auch nur sehr wenige Meistersänger näher bekannt, und auch diese sind mehr wegen ihrer übrigen Dichtungen, als wegen ihrer Meistersänge berühmt geworden, wie Heinrich von Müglin, Sucheninn, Muscatblat, der Lechner, Michael Beheim, Hans Rosenblat und Hans Folz, die aber sämmtlich auch die Kunst als Erwerbsmittel gebrauchten (was bei den späteren Meistersängern nie wieder vorkam), und daher eher zu den Gehrenden zu rechnen sind. Der bedeutendste von Allen ist Hans Sachs, der jedoch erst in den folgenden Zeitraum gehört.

Wir haben schon oben den Grundcharakter der Poesie des Zeitraums bezeichnet: sie erscheint als directer Gegensatz der höfischen Dichtkunst. Die Phantasie und ihre Ausgeburt, das Phantastische, macht dem Verständigen Platz, wie schon gegen das Ende der vorigen Periode, so jetzt in aller Entschiedenheit, und dies gilt nicht bloß von den eigentlichen Meistersängern, sondern auch von den übrigen Dichtern, selbst denjenigen, die an den Höfen und für dieselben dichteten, da sich auch diese den Einflüssen des immer kräftiger sich entwickelnden Bürgerthums mit seinem praktischen Sinn nicht entziehen konnten. Einzelne Versuche, den ritterlichen Minnegefang in seiner alten Reinheit nachzubilden, mußten deshalb auch ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Wahres poetisches Leben zeigt sich nur im eigentlichen Volksliede, das, aus der Tiefe des Gemüths hervorgegangen, auch bei unzureichender Darstellung die Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlt.

Wir finden in diesem Zeitraume nicht bloß eine gänzliche Umgestaltung der geistigen Richtung; diese konnte auch nicht ohne Einfluß auf die poetischen Gattungen bleiben, welche nunmehr von den Dichtern vorzugsweise bearbeitet wurden. Während die ritterliche Poesie beinahe ohne Ausnahme auf fremden Vorbildern beruhte, holte die Poesie des Bürgerthums ihre Stoffe und Anschauungen aus den nächsten Verhältnissen; es mußte daher die epische Poesie, welche sich während der Herrschaft der höfischen Bildung so reich und mannig-

faltig entwickelt hatte, immer mehr verschwinden und der didaktischen weichen, in welcher auch das Bedeutsame geleistet wurde, was die Zeit hervorbrachte, besonders wenn sie sich als Satyre zeigte. Auch die lyrische Poesie ist nur in sofern beachtungswerth, als sie sich ihrem Inhalte nach an die didaktische Richtung anschließt. Der epischen Dichtungen sind nur wenige, und diese erscheinen entweder nur als matter Abglanz der vorigen Periode, oder sie neigen sich zur allegorischen Darstellung, welche schon gegen das Ende des zweiten Zeitraums aufzutreten begonnen hatte. Der vorliegende Zeitraum wird aber vorzüglich dadurch wichtig, daß sich nun auch die dramatische Poesie zu entwickeln beginnt.

Gehe wir aber zur näheren Darstellung der einzelnen poetischen Gattungen übergehen, wird es nicht unangemessen sein, einige Worte über Dichterkrönungen und gekrönte Dichter voranzuschicken, indem die den Römern nachgeahmte Sitte, Dichter mit einem Lorbeerkrantz zu krönen, im vorliegenden Zeitraume auch in Deutschland allgemeiner zu werden begann. Zwar hatten schon im 12. Jahrhundert die Kaiser angefangen, Dichter zu krönen, aber theils waren nur solche des Lorbeers gewürdigt worden, welche in lateinischer Sprache gedichtet hatten, theils beschränkte sich diese Auszeichnung nur auf wenige Männer, und es war dieselbe bald wieder in Vergessenheit gerathen. Selbst als die Krönung Petrarca's auf dem Capitul (im J. 1341) allgemeines Ansehen erregte, blieb dieser Vorgang in Deutschland unbeachtet, und erst Kaiser Friedrich III. führte diese Sitte wieder bei uns ein. Nachdem er schon im J. 1442 den berühmten Aeneas Sylvius (nachmals Papst Sixtus II.) mit dem Lorbeerkrantz geschmückt hatte, krönte er im J. 1491 auf einem Reichstage zu Nürnberg den großen Gelehrten Konrad Celtis mit eigener Hand zum kaiserlichen Dichter. Auch dieser hatte diese Auszeichnung für seine lateinischen Poesien erhalten, wie noch viele andere, welche der nämliche Kaiser mit der Dichterkrone beehrte. Maximilian I. setzte die von seinem Vater erneuerte Sitte fort, doch war er mit der Krönung weniger freigebig, als jener. Unter den von ihm auf diese Weise ausgezeichneten Männern nennen wir nur den kaiserlichen Rath Caspianus, den gelehrten H. Bebelius, den Satyriker Thomas Murner und vor Allem den großen Hutten, der übrigens die Krönung auch nur seinen lateinischen Gedichten zu verdanken hatte, denn als er im J. 1517 gekrönt wurde, hatte er noch Nichts in deutscher Sprache geschrieben.* Eben deshalb aber, weil nur lateinische Dichter diese Auszeichnung erhielten, konnte sie in Deutschland nie recht volksthümlich werden, und auch später nicht, als auch Dichter wegen ihrer deutschen Poesien gekrönt wurden (Martin Opitz war der erste; er wurde im J. 1625 von Kaiser Ferdinand II. gekrönt). Denn da seit Maximilian I. auch die kaiserlichen Pfalzgrafen das Recht hatten, im Namen des Kaisers die Krönung zu ertheilen, auch die Universitäts-

*) Ob Murner, der im J. 1506 gekrönt wurde, diese Auszeichnung wegen seiner deutschen Gedichte erhielt, kann ich nicht bestimmen, da mir die darüber ausgefertigte Urkunde nicht zugänglich ist; unmöglich wäre es nicht, in seine Krönungsbefehle vielleicht schon im J. 1506 ertheilt zu sein.

ten dieses Recht erhielten, und in Folge dessen die Auszeichnung künstlich wurde, verlor sie immer mehr an ihrer Geltung.^{*)} Mit dem Untergange des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hörten die Pfalzgrafenwürde und so auch die zur völli- gen Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Dichter- fröndungen auf.

I. Lyrische Poesie.

Die Ergänznisse der lyrischen Poesie im dritten Zeitraume scheiden sich in zwei Hauptklassen, in so ferne sie von Kunstdichtern herrühren oder aus dem Volke hervorgegangen sind. Die Kunstdichter lebten sich, wie schon erwähnt, an den Minne- gesang an, sei es, daß sie ihn mit glücklicher Benutzung des frischen, lebensvollen Volkslieds wieder zu verjüngen suchten, wie Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort, sei es, daß sie nur die formelle Seite desselben beach- teten, wie die Meistersänger, wodurch diese aber die freie Beweglichkeit verlor und in steifen, pedantischen Formalismus ausartete, zur vollsten Lebens- und Geisteslosigkeit versank. Wir werden von den Versuchen, den lyrischen Minnegesang wie- der zu beleben, bei den betreffenden Dichtern spre- chen, hier genügt die weitere Bemerkung, daß diese Versuche schon deshalb ohne weitere Wirkung blei- ben mußten, als die ganze Zeitrichtung denselben entgegenstand, und sie weder bei den Fürsten oder dem Adel, noch bei den Bürgern Anklang finden konnten; bei den ersten nicht, weil in ihnen der Geschmack für die höfische Kunst mit der feineren Bildung verschwunden war, und eben so wenig bei den andern, da ihnen bei dem sittlich-ernsten Geist, der sie besetzte, die sentimentalen Aeußerungen der ritterlichen Poesie eben so wenig zusagen konnten, als die derben Ausdrücke der Lust in den Volks- liedern.

Die Meistersänger behandeln im Ganzen die näm- lichen Stoffe, wie die bürgerlichen Lyriker des zwei- ten Zeitraums; sie schritten insbesondere auf dem Wege fort, welchen Frauenlob eingeschlagen hatte. Sie geseien sich vor Allem in der Behandlung bibl- ischer Stoffe; war ja bei dem Hauptfingen in den Singhulen Nichts vorzutragen erlaubt, als was aus der heiligen Schrift entnommen war. Die my- stisch-allegorische Richtung, welche schon durch ihre Vorgänger gegeben war (s. oben S. 149), wurde durch den täglich mehr wachsenden Einfluß der My- stiker beinahe zum ausschließlichen Grundcharakter des Meistersanges. Die ehrlichen Dichter ver- suchten auch wohl, die Spitzfindigkeiten der Dog- matik in das Reich ihrer Darstellungen zu ziehen,

sie dichteten aber das Geheimniß der heiligen Drei- faltigkeit, über die Empfängniß Mariä, über das jüngste Gericht und dergleichen mehr; aber freilich wurde dies Alles ohne Geist mit der möglichsten Trockenheit und Geschmacklosigkeit in holperige Reime gebracht. Sehr häufig wurden auch Grund- sätze der christlichen Sittenlehre in die Form von Meistersängern eingezwängt, aber diese erman- geln des poetischen Lebens noch mehr, als jene mystischen Lieder, weil sie dann nicht einmal die allegorische Einkleidung mehr gebrauchen konnten, welche den biblischen Dichtungen doch wenigstens einen gewissen Schein von Poesie gaben. Unter den Tausenden von Meistersiedern, welche auf uns gekommen sind, finden sich nur höchst wenige, welche die Liebe oder die Natur befangen, und dies ist sehr begreiflich: die Liebe konnte den Meistersän- gern keinen Stoff darbieten, weil ihnen die leidens- schaftliche Erregung des Gemüths ohne religiöse oder streng sittliche Unterlage bei ihrer ernsten Stim- mung als Sünde erscheinen mußte; und von der Natur waren sie durch das Leben in den engen Mauern der Städte viel zu sehr abgezogen, als daß dieselbe sie zu poetischer Darstellung hätte reizen können.

Wenn auch viel anspruchsloser in ihrer Erschei- nung, gewährt die volksmäßige Lyrik ein viel erfreulicheres Bild; sie überragt die Leistungen der Meistersänger, wie die der Gebrenden, an Leben- digkeit der Darstellung, an Mannigfaltigkeit und Lichtheit des Inhalts, ja selbst an ächter Schön- heit der Form, auch steht sie den Ergänznissen der Meistersänger kaum an Reichthum nach. Denn je mehr sich das Volk zu Wohlstand und Selbstbewußt- sein erhob, desto mehr gedieh auch der Volks- gesang, der schon dadurch zu großem Umfang kommen mußte, daß die spätere Zeit sich auch die Lieder der frühe- ren aneignete, welche nur in die neue Sprachform gebracht und zum Theil auch fortgebildet wurden. So bedeutend aber der Reichthum jener Zeit an al- ten und neuen Liedern war, so haben sich doch ver- hältnismäßig nur wenige davon erhalten, da sie nur im Munde des Volks lebten, und nur eine mit Ver- gleichung des großen Reichthums sehr geringe An- zahl niedergeschrieben wurde. Allerdings gehören gewiß sehr viele von den in den nachfolgenden Jahr- hunderten verzeichneten Liedern ursprünglich in den vorliegenden Zeitraum, jedoch nur dem Stoffe und dem Inhalte nach, nicht aber nach ihrer Form und Sprache, die, wie schon früher bemerkt wurde, mit jedem Jahrhunderte umgestaltet wurde. Ueber die Liederpoesie des 14. Jahrh. gibt die Limburger Chronik, wenn auch nicht erschöpfende, doch im- merhin erfreuliche Auskunft. Sie führt nicht nur eine ziemlich große Anzahl von Liedern an, welche zu jener Zeit allgemein gesungen wurden (freilich werden meistens nur die Liederaufänge, selten die und da ganze Strophen angeführt); sie enthält auch eine Stelle, aus welcher hervorgeht, daß gegen das Jahr 1360 die bisher gebräuchliche Form der Lie- der eine Umgestaltung erfuhr und auch die Musik vervollkommen wurde. Leider läßt sich aus den gegebenen Andeutungen nicht mit Sicherheit ermit- teln, ob der Verfasser der Chronik die volkstüm- liche oder die künstlerische Liederpoesie und Musik meint, doch ist es wahrscheinlich, daß er jene im Auge hatte. „In demselben Jahre“, heißt es daselbst, „verwandeln sich die Carmina und Gedicht

^{*)} Die meisten Dichterfröndungen kamen im 16. und 17. Jahrh., im 18. nur noch wenige Beispiele vor, und diese Fröndungen wurden meistens nur Soldaten zu Theil, die in lateinischer Sprache dichteten, da sie von Univer- sitäten ausgingen, welche während der größeren Hälfte des 18. Jahrh. die deutsche Poesie noch gründlich verach- teten. Daher ist auch keiner von den großen Männern dieser Zeit, weder Klopstock noch Lessing, weder Wieland noch Goethe, mit der Fröndung beehrt worden. Nur der Freiherr von Schönaich wurde im J. 1752 auf Veranlas- sung Gottscheds von der Universität zu Leipzig gekrönt, als Anerkennung für sein schlechtes Heldengedicht Hermann, welches er dem Reissas von Klopstock entgegenzusetzen wollte, und das von Gottsched selbst der Jliade und der Aeneide an die Seite gesetzt wurde. Der letzte von den kaiser- lichen gekrönten Poeten war Karl Reinhard, der Her- ausgeber von Bürgers Gedichten, welcher von einem Bür- germeister zu Ründen, einem kaiserlichen Pfalzgrafen, gekrönt wurde.

in Teutſchen Landen. Denn man bißhero lange Lieder geſungen hatte, mit fünf oder ſechs Geſäßen. Da machten die Meiſter neue Lieder, das hieß Wiedergeſang mit drei Geſäßen. Auch hatte es ſich alſo verwandelt mit Pfeiffenſpiel, und hatten aufgeſtiegen in der Muſica, daß die nicht alſo gut war bißhero, als nun ausgegangen iſt. Denn wer vor fünf oder ſechs Jahren ein guter Pfeiffer war im Land, der dachte jegund nit ein Klüßen.“ Die in der genannten Chronik angeführten Liederanſänge ſind aber deshalb wichtig, weil wir einigermaßen auf den Inhalt der damals geſungenen Lieder ſchließen können. Außer mehreren Liebesliedern, welche zum Theil noch an den alten Minnegeſang erinnern, finden ſich lyriſch-epiſche Geſänge verſchiedenen Inhalts, von denen die einen die Treue in der Freundschaft, andere die Treue und Zucht der Frauen beſangen; ferner rein lyriſche Lieder, in welchen die Bitterkeit des Abſchieds, die Hoffnung des Wiederſehens dargeſtellt wird, eublich auch Jägerlieder, Lieder auf das Schachſpiel und geiſtliche Lieder. Unter allen iſt aber die Klage der Nonne merkwürdig, weil ſich dieſelbe in ſpäterer Fortbildung lange im Munde des Volks erhalten hat (ſ. unten). Begreiflicher Weiſe werden meiſtens keine Verfaſſer genannt, da es ja vorzugsweiſe Volkslieder ſind, von welchen die Chronik ſpricht. Doch wird außer einem Ritter von Weſterburg, von dem zwei Liederanſänge angeführt werden, noch ein anderer Ritter erwähnt, der ein vielgeſungenes geiſtliches Lied gedichtet hatte, deſſen Name aber eben ſo wenig genannt wird, als der eines Barfüßermönchs, von welchem es bei dem Jahre 1374 heißt: „In dieſer Zeit, fünf oder ſechs Jahre davor, was an den Raynſtrom ein Barfüßer ausgeſegger Mönch, der was von den Leiden verweiſet, daß er nit reine was, der machte die beſten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen keiner am Rheinſtrom oder in dieſen Landen machen konnte, und was er machte, das piſſen und ſungen die Meiſter gern nach.“

Wir ſind glücklicher Weiſe nicht bloß auf die erwähnten Andeutungen und Mittheilungen der Limburger Chronik und anderer ähnlicher Schriften beſchränkt; es iſt uns auch eine immer noch ziemlich reiche Anzahl von Volksliedern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit mehr oder weniger urkundlicher Genauigkeit überliefert worden, aus denen wir den Charakter und die Stoffe des damaligen Volkslieds ermeſſen können.*) Die Form iſt, wie das zum Geſang beſtimmte Volkslied es verlangt, einfach und leicht, meiſtens beſteht die Stroche nur aus vier Zeilen; nur da, wo ein Nachklang des Minnelieds ſichtbar wird, wie in den Tagliedern, finden ſich auch künſtlichere Strophenformen. Die Sprache iſt klar, und bei aller Freiheit der Behandlung in Reim und Verſmaß meiſtens wohlklingend und den dargeſtellten Gefühlen oder Thatſachen vollkommen angemessen, gewöhnlich mit dem ſchlichteſten Ausdrucke große Wirkung hervorbringend, weil derſelbe, wie der einfache Naturſinn, die dargeſtellte Empfindung in aller Wahrheit, Kraft und Unmittelbarkeit anſpricht. Die

Stoffe ſind beinahe immer die nämlichen, welche wir aus der Limburger Chronik haben kennen lernen. Vorzüglich reich an Zahl und bedeutend an Inhalt ſind die Liebeslieder, welche den Gegenſtand bald von ſeiner erakten Seite auffaſſen und ihn dann mit einer den Deutſchen eigenthümlichen Innigkeit behandeln, bald ihn auch in einer mehr heitern Weiſe darſtellen, wobei oft der lebenswürdigſte Humor und die muthwilligſte Schallheit ſich entfaltet. Auch Schilderungen der Natur und des Lebens in derſelben ſind ziemlich häufig; und dieſe Lieder ſind durch die Tiefe der Empfindung und der poetiſchen Auffaſſung bemerkenswerth. Sie übertreffen die höſlichen Naturlieder ſchon durch ihre größere Wahrheit, vorzüglich aber dadurch, daß ſie ſich nicht, wie jene, in den nämlichen ſtets wiederkehrenden Allgemeinheiten bewegen, ſondern mit regem Sinn und tiefer Beobachtungsgabe das Naturleben bis in ſeine einzelnen Erſcheinungen verfolgen. Auch eigentliche Trinklieder werden jetzt ſchon häufiger, wenn auch noch nicht ſo gewöhnlich und in ſo mannigfaltiger Auffaſſungsweiſe, als in den nachfolgenden Zeiträumen. Manche derſelben ſind geradezu vortrefflich und gefallen ſowohl durch die reine Lebensluſt und den heitern, manchmal auch wohl muthwilligen Humor, der ſich in ihnen ausdrückt, als durch die leichte Beweglichkeit der Darſtellung. Es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß es ſchon in früheren Zeiten Trinklieder gegeben hat, viele uns unbekante lateiniſche, von Geiſtlichen abgefaßte Lieder dieſer Art haben einen ſo volksthümlichen Ton, daß ſie gewiß Nachbildungen von älteren im Volke lebenden Trinkliedern ſind. Doch ſcheinen von dieſen keine aufgezeichnet worden zu ſein. Dagegen finden ſich beſonders im fünfzehnten Jahrhundert viele ſogenannte Weinſegen oder Weingrüße, welche jedoch von Kunſtdichtern herrühren. Unter dieſen ſind die von Hans Roſenblät (ſ. u.) bei weitem die beſten.

Außer den angegebenen Gattungen erſcheinen auch einzelne Handwerkslieder, welche die beſondern Handwerke theils rühmen, theils aber auch in neckiſcher Weiſe beſpotten. Doch hat auch dieſe Art von Liedern erſt in den folgenden Zeiträumen größere Entwicklung gewonnen, wo das ſtädtiſche Leben ſich mehr und mehr in ſich zurückzog und ſich die Thätigkeit der Bürger auf die einfachſten Verhältniſſe innerhalb ihrer Mauern beſchränkte, da ſie ſich, vom Kampfe gegen Fürſten und Adel ermatet, denſelben immer mehr unterordneten. Früher als die eigentlichen Handwerkslieder erſcheinen Jägerlieder und Bergreihen, jenen ungefähr gleichzeitig ſind dagegen die Soldaten- und beſonders die Reiterlieder. Endlich finden ſich auch ſchon hie und da politiſche Lieder, welche entweder das erwachte Bewußtſein des Volks den Fürſten und dem Adel gegenüber kräftig ausſprechen, oder im Sinne der letzteren geſchrieben waren und den Haß, zugleich aber auch den unmaßigen Zorn gegen die aufblühende Macht der Städte darſtellten.*)

*) Die Hauptquelle des Volkslieds in jener Zeit iſt das „Liederbuch der Clara Hätlerin“, einer Nonne in Augsburg, welche am Ende des 16. Jahrh. lebte. Es iſt in neuerer Zeit von C. Saltau herausgegeben worden. (Dresden und Leipzig 1840.)

*) Von rein politiſchen Volksliedern aus früherer Zeit haben ſich nur ſehr wenige erhalten; daß aber dergleichen ziemlich häufig geſungen wurden, wird durch eine Stelle in Gyrtaſus Eſſenbergs „Sächſiſcher Chronika“ (Frankf. a. M. 1695. Fol. S. 557) beſtätigt, welche wir hier mittheilen, weil ſie über den Inhalt und Cha-

Wir erwähnen hier sogleich auch die Volkslieder mit epischer Grundlage; denn wenn sie auch ihrem Stoffe nach zu den epischen Dichtungen zu rechnen sind, so haben sie doch durch ihre für den Gesang bestimmte Form durchaus lyrischen Charakter. Es sind darunter sowohl die balladenähnlichen Gesänge, als die historischen Volkslieder im engeren Sinne zu begreifen.

Die ersteren sind in großer Zahl vorhanden, und doch hat man allen Grund anzunehmen, daß viele derselben verloren gegangen oder nur in viel späterer Abfassung auf uns gekommen sind. Es sind diese nicht nur ihrer Form nach, sondern selbst von Seiten der poetischen Behandlung ganz lyrischer Natur; denn sie erzählen die ihnen zu Grunde liegende Begebenheit nicht mit epischer Ausführlichkeit und Behaglichkeit, sondern sie heben in ächt lyrischer Weise nur die Hauptmomente der Begebenheit hervor, während die untergeordneten Verhältnisse, als den Schwung der rastlos thätigen Phantasie hemmend, übergangen werden. Aber eben dadurch erhalten diese Lieder eine solche Frische und lebensvolle Jünglichkeit; es treten die Hauptpunkte mit so ergreifender Kraft hervor, daß Jeder, dessen Sinn für ächte Poesie nicht getrübt ist, unwillkürlich hingerissen wird. Und in der That gehören diese lyrisch-epischen Volkslieder zu dem Vortrefflichsten, was die Volkspoesie aller Zeiten und Nationen aufzuweisen hat. Die Form derselben ist von der größten Einfachheit, dabei in voller Freiheit sich bewegend, jedoch bei der größten Kühnheit und scheinbaren Willkür doch immer rhythmisch schön. Sehr oft wird der Reim zur bloßen Assonanz; aber was bei dem Liede des Kunstdichters ein unverzeihlicher Fehler wäre, wird bei der freien Beweglichkeit des Volksliedes zur wirkungsvollen Schönheit, wie in der Natur die scheinbare Unregelmäßigkeit oft die höchste Schönheit hervorbringt: ist ja das Volkslied in der That nichts Anderes, als ein Erzeugniß des unbewußt, aber eben deshalb mit der vollsten Kraft wirkenden Naturlebens.*) Was die Stoffe dieser lyrisch-epischen Volkslieder betrifft, so sind dieselben sicherlich nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit und dem Leben entnommen; denn so reich und schöpferisch die Phantasie des Volks auch ist, so wird es doch niemals willkürlich erdachte Thatsachen zum Gegenstande seiner Dichtungen machen. Es hat zu tiefen poetischen Sinn, als daß es in diese alle Poesie vernichtende Abstraktion gerathen könnte; und darum ist auch das unbedeutendste Volkslied von einer Wahrheit und Objectivität, nach welcher manches selbst große Talent unter den Kunstdichtern vergebens strebt. Wenn daher die Volkslieder nur im Allgemeinen von Jünglingen, Mädchen u. s. w. reden, so lag

doch immer eine historische Thatsache zum Grunde, deren Bewußtsein nur nach und nach verloren ging, weil sie eben durch die Dichtung aus der Besonderheit zur Allgemeinheit erhoben worden war, was bekanntlich Göthe mit vollem Recht für die eigentliche Aufgabe der Dichtung erklärt. So wird es aber auch begreiflich, warum die Personen in diesen Liedern in so ansgeprägter und lebensvoller Individualität hervortreten, die auch selbst dadurch nicht vernichtet werden kann, daß sie häufig nur unter einer allgemeinen Bezeichnung erscheinen. Die lyrisch-epischen Lieder haben meistens die Liebe zum Gegenstand; doch behandeln sie denselben in wunderbarer Mannigfaltigkeit, die ihren Grund nicht weniger in der Verschiedenheit der erzählten Begebenheiten hat, als in dem unerschöpflichen Reichthum der dem Leben entnommenen Individualität der dargestellten Persönlichkeiten. Die meisten Gesänge dieser Art haben einen ernsten, schwermüthigen, oft selbst ächt tragischen Charakter; doch sind nicht wenige auch komischen Inhalts, und es gehören diese eben nicht zu den schlechtesten, da in ihnen die unerschöpfliche Fülle des lebendigen Volkswizes zur Erscheinung gelangt. Unter den Liedern, welche nicht die Liebe zum Gegenstande haben (denn es werden in den ernsten wie in den heitern Gesängen auch noch mancherlei andere Stoffe behandelt), sind insbesondere die Lügenmärchen zu erwähnen, die schon im 13. Jahrh. erscheinen und sich bis in die neueste Zeit herab bei dem Volke einer besonderen Vorliebe erfreuten.

Sind diese lyrisch-epischen Volkslieder bei ihrem großen Reichthum und ihrer innern Vortrefflichkeit ein unzweifelhafter Beweis, daß sich in der Zeit, von welcher wir sprechen, das Volk in seinen unteren Ständen, von denen jene Dichtungen beinahe ausschließlich herrühren, in erfreulicher Weise kräftig entwickelte; so sind es die historischen Volkslieder wohl in noch größerem Maße, weil sie uns darthun, daß die geistige Kraft des Volkes, wie noch nie früher und eben so wenig in späteren Zeiten, auch äußere Gestaltung gewann. Die bedeutendsten unter diesen Liedern besingen die zahlreichen Kriehe zwischen den Städten und dem Adel, und rühnen größtentheils von Dichtern her, die es mit den Städten hielten und selbst bürgerlicher Herkunft waren. Nur wenige haben im Interesse der Fürsten und Ritter gedichtet, und diese gehörten wohl ausschließlich zu den Gehrenden und fahrenden Sängern, wie Peter der Suchenwirth und der Waldshuter Isenhofer. Aber auch andere Kriege wurden besungen (unter welchen wir nur die Hussitenkriege erwähnen), ja selbst solche, welche das deutsche Volk nicht unmittelbar betrafen; es wurde kaum irgend eine Schlacht oder auch nur ein unbedeutendes Treffen geliefert, das nicht einen oder mehrere Sänger fand, nicht bloß in der vorliegenden Zeit, sondern auch im folgenden Zeitraum, so daß noch der treffliche Aventinus sagen konnte: „Wie es denn bey uns noch der Landknecht Brauch ist, die allweg von jren Schlachten ein Lied machen.“ Die mächtig aufgeregte Gesangslust des Volkes beschränkte sich jedoch nicht auf die bedeutenderen, historischen wichtigen Begebenheiten; sie ergriff auch mit unwiderstehlichem Triebe selbst solche Thatsachen, die entweder nur für einen bestimmten Ort oder für eine bestimmte Zeit wichtig waren, ja selbst nur vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich zie-

*) Dieser Lieder genaue Auskunft ertheilt. „Daher wurden diese Zeit (1482) Lieder gemacht und gesungen, darinnen die Oberkeit erinnert und ermahnt ward, in der Regierung gleichmähigkeit zu halten, den Adel nit zu viel Freiheit und Gewalt zu verhehen, den Bürgern in Städten nit zu viel Macht und Gebrangs zu verhehen, das gemeine Bawervolk nit über macht zu beschweren, die Straßen rein zu halten (d. h. wohl vor den adeligen Räufern zu sichern), und jederman Recht und Billigkeit widerfahren zu lassen. Von welchen Liedern sind noch etliche Gesellen vorhanden, so etwan von alten Leuten, die sie in jrer Jugend von jren Eltern gehöret, gesungen werden.“ Er führt hierauf 7 Strophen an, welche wir unten bei der Auswahl aus den Volksliedern mittheilen.

*) Bgl. hierüber, was oben S. 8 u. 9 gesagt wurde.

hen konnten. Eine nicht geringe Anzahl von Rie-
dern beziehen sich auf die damals so häufigen Raub-
züge der adeligen Herren, welche freilich oft genug
am städtischen Galgen ihr Ende fanden. Auch die
meisten derselben rühren von bürgerlich gesinnten
Dichtern her, nur einzelne nahmen das ritterliche
Handwerk in Schutz; doch mögen diese eher unter
den Spießgesellen der adeligen Räuber, als unter
diesen selbst gesucht werden. Die Lust am jäge-
losen Leben oder auch an der kriegerischen Thätig-
keit wird gewiß manchen sonst tüchtigen Menschen
in die Reihen jener Strauchdiebe gelockt haben, der
dann seine Lust in wilden Gefängen aussprach, die
nicht zu den schlechtesten gehören. Endlich wurden
auch einzelne Thatfachen, wie z. B. Mordthaten,
besonders die den Juden vorgeworfenen Kinder-
morde, sodann auch auffallende Naturerscheinun-
gen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Kometen und
dergleichen besungen, doch wurden Lieder dieser
Art erst in den nachfolgenden Jahrhunderten häufig,
auch sind die meisten derselben gänzlich werthlos.
Am bedeutendsten, sowohl rücksichtlich des Inhalts,
als der Darstellung sind die Schlacht- und Sie-
geslieder aus den Kriegen der Städte und Land-
gemeinden mit den Fürsten oder dem Adel, und
unter diesen zeichnen sich vor allen durch ihre Tüch-
tigkeit die der Schweizer aus. Die Schweiz
hatte schon in der ersten Hälfte des dreizehnten
Jahrhunderts ihre republikanische Entwicklung be-
gonnen, welche sie seitdem mit fester Beharrlichkeit
und unwiderstehlicher Kraft verfolgte; schon da-
mals war das Volk, in den Städten, wie in den
Gebirgsländern, zu so kräftigem Selbstbewußtsein
gelangt, daß es den Annahmen des mächtigen
Adels und der noch mächtigeren Fürsten zu wider-
stehen und seine Kriegsthaten durch Lieder zu ver-
herrlichen begann. So haben wir ein freilich in
Form und Sprache noch rohes, aber von tüchtiger
Kraft zeugendes Lied vom Jahre 1243 über „das
Bündniß der beiden Städte Freiburg
und Bern“, ein anderes von dem „Streit am
Morgarten“ (1315) und ein drittes von der ge-
waltigen „Laupenschlacht“ (1339). Doch wer-
den erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten und
im fünfzehnten Jahrhundert die schweizerischen
Schlacht- und Siegeslieder großartig und zahl-
reich, wie die Thaten, die sie besangen; von nun
an bleibt keine der großen Schlachten, die sie ge-
wannen, unbesungen, ja von manchen sind sogar
mehrere Lieder vorhanden. Die meisten derselben
athmen die freudigste Schlachtlust und den Drang
nach kriegerischen Thaten, in allen spricht sich das
lebendigste Volksgefühl und die wärmste Vaterlands-
liebe aus, worüber wir die hie und da unbeholfene
Darstellung gern vergessen. Unter den bekannten
Dichtern dieser Lieder sind vorzüglich zu nennen
Hals Suter (s. unten), Steinhuser („das
Waldshuterlied“, *Zeit Weber* (s. u.), *Hans
Biol oder Fiel* („*Vom Stritz zu Ruten*“), *Ma-
thias Zoller* („*die Schlacht bei Ruten*“), en-
dlich *Johann Lenz*, *Ludwig Sterner* und
Peter Meyler, welche die Siege im sogenann-
ten Schwabenkriege besangen, die auch von meh-
rern unbekannten Dichtern in vortrefflichen Lie-
dern verherrlicht wurden, unter welchen wir das
treffliche „*Dorneckerlied*“ (s. u.) erwähnen.
— Den Liedern der Schweizer stehen die Helde-
lieder der Dittmarsen, jenes kampf- und todes-

muthigen, vaterlandsliebenden Böldchens im Nor-
den des Vaterlandes, am nächsten, in welchen sie
ihre großartigen Kämpfe gegen die Dänen besan-
gen (s. u.). Diesen Liedern der Schweizer und
Dittmarsen stehen die historischen Volkslieder des
übrigen Deutschlands weit nach, sowohl an poeti-
ischem Werthe, als rücksichtlich der dargelegten
Thatfachen, denn nirgends trat das Volk mit der
entschiedenen Kraft und dem klaren Bewußtsein
dessen, was es wollte, auf, wie jene Stämme an
den äussersten Enden des Reichs, weshalb denn
auch seine Versuche, sich von dem Druck des Adels
und der Fürsten zu befreien, meistens vereinzelt
blieben und den entschiedenen Erfolg nicht haben
konnten, den das treue Zusammenhalten der schwe-
izerischen Länder und Städte so herrlich krönte.

Wir haben endlich noch das Kirchenlied zu
erwähnen, in welchem zwar schon früher Versuche
gemacht wurden, das aber erst in diesem Zeitraume
zu selbstständiger Entwicklung gelangte. Das
Kirchenlied, welches sich von dem rein religiösen
Liede schon dadurch unterscheidet, daß es mit dem
Zwecke begibt wird, einer ganzen Gemeinde oder
überhaupt einer größeren Versammlung von Gläu-
bigen zur Erbauung zu dienen, während jenes nur
individueller Ausdruck des religiösen Gefühls bleibt,
hat von seiner ersten Erscheinung an durchaus volks-
thümliche Grundlage, und wenn gerade diese Gat-
tung der Poesie selbst in den traurigsten und un-
fruchtbarsten Zeiten der Literatur in verhältniß-
mäßiger Blüthe sich erhielt, so war dies nur dem
Umstande zu verdanken, daß es diese Grundlage
auch dann nicht verläugnete, als alle übrigen Gat-
tungen das volkstümliche Element entschieden von
sich geworfen hatten. Daß aber das Kirchenlied
aus dem Volke erheben mußte, lag in den Zeit-
und Verhältnissen der übrigen Städte.
Die Geistlichkeit, welche in ihrem hergebrachten
Formenwesen erkrankt war, verharrete bei den von
der Kirche gebotenen lateinischen Gesängen; die
ritterlichen Dichter, von denen manche in Form und
Gehalt gleich vortreffliche religiöse Lieder sich erhal-
ten haben, fanden dem von ihnen verachteten Volke
zu fern, als daß sie für dasselbe zu dichten sich
beraubt hätten. Die meisten religiösen
Dichter der Minnesinger, unter welchen wir einige
treffliche haben kennen lernen, waren daher gewiß
keine eigentlichen für die christliche Gemeinde be-
stimmten Kirchenlieder, selbst wohl nicht die des
bürgerlichen Spervogel (s. o. S. 36 Nr. 9 u. 11).
So war denn das Volk, welches bei dem lateini-
schen Kirchengesange keine Erbauung finden konnte,
da es denselben nicht verstand und zudem auch kei-
nen Antheil daran nehmen durfte, recht eigentlich
gezwungen, sich selbst religiöse Lieder zu dichten.
Wahrscheinlich waren dergleichen schon sehr frühe
vorhanden, aus dem 13. Jahrh. haben sich ein-
zelne Oster- und Pfingstlieder und andere Gesänge
erhalten, welche ganz volkstümliches Gepräge tra-
gen. Ob sie aber in der Kirche gesungen wurden,
bleibt noch immer zweifelhaft, denn wenn auch
Bruder Berchtold in einer Predigt seine Zuhörer
ermahnt, das schöne Pfingstlied: „Nü biten wir
den heiligen geist“ (welches sich in vielfachen Ue-
bearbeitungen und Erweiterungen bis auf den heu-
tigen Tag erhalten hat) „mit ganzer Andacht und
mit innigem Herzen“ zu singen, so geht daraus
noch nicht hervor, daß er den Gesang in der Kirche

damit gemeint habe, vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß er ihn bei der Privat- oder Hausandacht zu singen ermahnte. Zu den religiösen Volksliedern gehören auch diejenigen geistlichen Gesänge, welche nach altüberbrachter Sitte vor, während und nach der Schlacht, so wie diejenigen, welche beim Beginn einer größeren Seefahrt gesungen wurden. Von einem solchen hat sich die Anfangszeile „In Gotes namen vare wir“ erhalten.^{*)} Eben so wenig ist es noch ausgemacht, ob im 14. Jahrh. deutsche Lieder in der Kirche vom Volke gesungen worden seien. Dagegen wissen wir, daß eine im Jahre 1492 in Schwerin abgehaltene Provinzialsynode den Beschluß faßte, den Geistlichen zu erlauben, die nach der Messe gebräuchlichen lateinischen Gesänge mit deutschen zu vertauschen. Dies beweist wenigstens, daß das Volk laut nach deutschem Kirchengesange gerufen haben mußte, und es ist wohl auch wahrscheinlich, daß schon vor der erwähnten Erlaubniß deutsche Lieder in der Kirche gesungen worden sind. Außerhalb der Kirche wurden geistliche Lieder im 14. und 15. Jahrhundert häufig gesungen, sowohl bei Darstellung geistlicher Schauspiele, als vom Volke bei besonders feierlichen Gelegenheiten, bei Bitt- und Wallfahrten oder bei seiner häuslichen Andacht. Die traurigen Zeitverhältnisse, welche wir in den einleitenden Bemerkungen erwähnt haben, mußten das Volk ernst stimmen und es drängen, seine Furcht und Hoffnung in Bitt- und Bußgesängen auszusprechen. In dieser Zeit erschienen auch die Geißler oder Flagellanten, eine Rote Fanatiker, die in Prozeßion durch Süd- und Westdeutschland zogen, religiöse Lieder sangen und sich durch Geißelung und Zerkleinerung des Körpers die Gnade Gottes erwerben wollten. Von ihrem Treiben berichten die Limburger Chronik und die Strassburger Chroniken von Closenier und von Königshofen ausführlich, welche auch ihre Gesänge, meistens jedoch nur in Bruchstücken, mittheilen (f. u. bei Closenier). Ihre Bußgesänge oder Leisen^{**)} erwarben ihnen zahlreiche Anhänger und Freunde unter dem Volke, weil sie in deutscher Sprache gedichtet waren. Eben so und aus denselben Gründe scheinen die religiösen Lieder einzelner Mystiker, unter welchen besonders Tauler in deutscher Sprache dichtete, bei dem Volke Beifall gefunden zu haben. Aus der nämlichen Zeit stammt endlich ein vielfach gesungener und berühmter Ostergesang, als dessen Verfasser Konrad von Quinfurt genannt wird, der Pfarrer zu Steinkirchen am Queiß, und im J. 1382 zu Löwenberg gestorben sein soll.

Wie dieser, so begannen nun auch einzelne andere Geistliche religiöse Lieder in deutscher Sprache zu dichten; doch beschränkten sie sich meistens auf Nachbildungen lateinischer Kirchengesänge, wie z. B. der Ruch von Salzburg. Auch diejenigen Lieder, in denen lateini-

sche Verse mit deutschen, oder auch nur lateinische Wörter mit deutschen willkürlich abwechseln, mögen von Geistlichen herrühren, und vielleicht sind diese Versuche sogar älter, als jene Nachbildungen oder Uebersetzungen der lateinischen Hymnen. Eines der berühmtesten dieser Art ist das Lied: „In dulci jubilo“; gewöhnlich, aber mit Unrecht, dem Petrus Dresdenis zugeschrieben, der im J. 1440 als Lehrer zu Prag gestorben ist; es stammt jedenfalls aus einer noch früheren Zeit. Ebenso rühren die Umdichtungen weltlicher Lieder in geistliche ohne Zweifel meistens von Geistlichen her, welche auch auf diesem Wege das weltliche Lied zu verdrängen suchten. Lieder dieser Art kommen schon im 14. Jahrh. vor, wenigstens ist die Umdichtung des Liedes von Steinmar „Sumer zit, ioh vrouwe mich din“ (f. o. S. 138) gewiß nicht aus späterer Zeit. Im 15. Jahrhundert ist besonders Heinrich von Laufenberg als Verfasser solcher Lieder zu nennen. Die Nachbildungen sowohl der lateinischen Kirchengesänge, als der deutschen weltlichen Lieder beschränkten sich oft nur auf die Anwendung der alten Melodien, nach denen die neuen Lieder gedichtet wurden. Die Melodien der lateinischen Gesänge benutzte vorzüglich Martin Myllins oder Miller; unter denen, welche nach den Weisen deutscher weltlicher Lieder geistliche Gesänge dichteten, ist Sigmund Buchsbaum zu nennen, dessen Lied: „Unser lieber Frauen Psalter, in Herzog Ernsts Melodey“ erst in den „Catholischen Gesängen“ von Ruof (Legernsee 1577) abgedruckt steht, aber schon im J. 1500 gedichtet wurde.

Wir gehen nun zur nähern Betrachtung der vorzüglichsten lyrischen Dichter des Zeitraums über, welchen wir eine kleine Auswahl von weltlichen und geistlichen Volksliedern folgen lassen.

Johannes Tauler.

Johannes Tauler, über dessen Leben und schriftstellerischen Charakter wir bei Betrachtung seiner prosaischen Werke ausführlicher sprechen werden, hat außer seinen Predigten und Erbauungsschriften, durch die er vor Allem eine bedeutende Stelle in der Literatur einnimmt, auch eine kleine Zahl von geistlichen Liedern (so viel bekannt ist, sechs) gedichtet, welche leider nur aus einem späteren, die Sprache durchaus modernisirenden Drucke bekannt sind.^{*)} Sie tragen sämmtlich in hohem Maße das Gepräge seiner mystischen Richtung: Der Mensch solle sich mit seinem ganzen Wesen in Gott versenken, sich selbst als persönliche Erscheinung aufgeben, damit er sich in Gott wiederfinde: dies sind die Gedanken, welche sich durch alle Lieder Taulers ziehen, und in einer nicht selten unklaren Bildersprache dargestellt werden, eine Eigentümlichkeit, die wir auch in den prosaischen Schriften der Mystiker wiederfinden werden. Das Falsche nach Bildern verfallt die und da schon in bloße Spielerei, die in den Liedern der spätern Brüdergemeinden nicht selten bis zur Vergerrung gesteigert wird und beinahe widerlichen Eindruck macht. Doch hat sich Tauler noch am meisten von dieser Abirrung freigehalten; sein kräftiger, männlicher Geist konnte doch an der weichlichen Sentimentalität, die einer solchen Sprache zu Grunde liegt,

^{*)} Sie steht im Trifkan von Gottfried v. Strassburg (B. II. 1136. S. v. S. 396). Auch von diesem Liede hat sich eine spätere Umbildung erhalten.

^{**)} Das Wort „Leis“ hatten Einige für das französische *lais*; Andere behaupten, und wie es scheint mit größtem Recht, es sei das Wort aus Kyrie eleison entkamen, welches den ständigen Refrain aller Kirchengesänge gebildet habe. Jedenfalls ist Leis dasselbe, was Leich (S. o. S. 77). Der Ausdruck Leis zur Bezeichnung des geistlichen Liedes war im 14. u. 15. Jahrh. allgemein gebräuchlich, er kommt aber auch noch im 16. und selbst im 17. Jahrh. vor.

^{*)} Joh. Taulers Werke, Köln 1843. Fol.

kein bleibendes Gefallen finden. Wenn uns übrigen auch die dunkle mystische Sprache seiner Lieder nicht behagen kann, so werden wir doch die reine Frömmigkeit nicht verkennen, die den edlen Mann erfüllte.

1. Von inwendige bloßheit, und gelassenheit uns selbst und aller dinge.

1. Ich wil von bloßheit singen neuwen sanck, wan rechte lauterheit ist onn gedanck, Gedancken mögen da nit seyn, so ich verloren hab das mein.

Ich bin entworden: der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

2. Mich irret nummer mer meyne ungelich, ich byn so gerne arm und reich, Mit bielden mag ich nit ummegeen, meins selbst muosz ich ledig steen.

Ich bin entworden: der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

3. Wilt ir wissen, wie ich von den bielden kam?

Do ich rechte einicheyt in mir vernam.

Das ist rechte einicheyt, so mich entsetzt noch lieb noch leit.

Ich bin entworden: der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

4. Wilt ir wissen, wie ich von dem geiste kam?

do ich weder disz noch das in mir vernam,

Dan blosser gotheit ungegründet;

do mogt ich langer schwygen nit: ich müstet kunden.

Ich bin entworden: der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

5. Sint ich alsus durchkommen bin vor dem ursprung,

Do mag ich langer alden nit, ich muosz da jungen. Alsus sint alle die kreft mein zuomal verschwunden,

Und sein gestorben: wer alsus entgeistet ist, der mag nit sorgen!

6. So wer nu alsus verschwunden ist und hat besonden ein insterneis,

Ist so rich on allen kummer.

Alsus hat mich das lieben feur zuomal verbrunnen,

Und bin erstorben: wer alsus entgeistet ist, der mag nit sorgen!

7. Wer nu alsus erstorben ist und ouch entworden,

der vatter ist jm offenbar,

Der sun, der geyst jrer beyde,

in Christo Jhesu ist alles guts wunne und weyde.

Es ist über alle massen:

wer noch ist ungelassen, den sol man straffen.

2. Weihnachtlied.

1. Uns kompt ein schiff gefahren, es bringt ein schönen last, darauff viel engelscharen, und hat ein grossen mast.

2. Das schiff kompt uns geladen, Gott vatter hats gesandt: es bringt uns grossen staden Jesum, unsern heilandt.

3. Das schiff kömpt uns geflossen, das schifflein geht am landt, hat himmel aufgeschossen, den sohn herausz gesandt.

4. Maria hat geboren ausz irem fleisch und blut daz kindlein anszerkoren, wahr mensch und waren Gott.

5. Es liegt hie in der wiegen. das liebe kindelein, sein gsicht leucht wie ein spiegel: gelobet mustu sein!

6. Maria, Gottes mutter, gelobet mustu sein: Jesus ist unser bruder, das liebe kindelein!

7. Mögt ich das kindlein küssen an sein lieblichen munt, und wer ich krank, vor gwisser, ich würd darvon gesund!

8. Maria, Gottes mutter, dein lob ist also breit! Jesus ist unser bruder, gibt dir gross würdigkeit. Amen!

Heinrich von Müglin.

Heinrich von Müglin, oder eigentlich von Mügeln, denn er war aus Mügeln im Meissnischen gebürtig, soll nach der Ueberlieferung der Meistersänger einer der vier (oder zwölf) Erfinder des Meistersängers gewesen sein; auch war sein lauger Ton einer von den vier gekrönten Tönen des meistersängers. Er lebte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und scheint sich vorzüglich in Böhmen und Oesterreich aufgehalten zu haben; wenigstens berichtet ein späterer Meistersänger (Ambrosius Meßner aus Nürnberg), daß er „In Böhmen ward sehr hochgeehrt“, und bei einem andern heist er Doctor der Theologie zu Prag. Wenn sich auch hierüber nichts Bestimmtes ermitteln läßt, so ist dagegen sicher, daß er mit Kaiser Karl IV., der sich meistens in seinem Erbstaate Böhmen aufhielt, in näherer Verbindung stand, da er ihm sein biblisches Gedicht „das Buch der Walde“ zum Dank für erwiesene Wohlthaten widmete. Auch mit Herzog Rudolf IV. von Oesterreich war er befreundet, denn er sagt selbst am Anfang seiner „Ungarischen Chronik“, daß er diesem Fürsten alle seine Werke zueigne.

Außer dem angeführten Lehrgedichte, auf das wir unten zurückkommen, und der ebenfalls angeführten Chronik hat Heinrich von Müglin noch eine Uebersetzung des Valerius Maximus geschrieben, welche zu den ältesten Versuchen der Art gehört.

In seinen lyrischen Gedichten, von denen wir hier allein zu reden haben, schließt er sich ganz an Frauenlob und zum Theil an Regenbogen: Es sind meistens Sprüche, in welchen sich die ganze Afterszeit jener Zeit darstellt; am meisten gesteigert ist er, wenn er gewöhnliche Lebensverhältnisse be-

*) Doch beruht dies vielleicht auf einer Verwechslung zweier ziemlich gleichlautender Namen. Denn im Gedichtbuch der Kölner Meistersänger findet sich unter den Dichtern nicht Heinrich von Mügeln, sondern ein Mülich von Prag. (Museum für alt. Lit. u. Kunst, 2, 184.)

spricht, oder, wie in dem unten mitgetheilten Gedicht, seinen Gedanken das Gewand der Parabel gibt. Außer diesen kleinen spruchartigen Gedichten hat er endlich noch einen größeren „Lobgesang auf die heilige Jungfrau“ geschrieben, in welchem er Konrads von Würzburg „goldene Schmiede“ nachzuahmen sucht, ihn aber nur im Abenteuerlichen überbietet.

Von eim übeln wyb.

Der tüfel zunserm herren sprach: „Sag, meyster myn, warum beschuff du tugenthaften mannen pin mit einem bösen wyb? kan nit wann rassen,

Wann sie den yren frummen man mit krieg bestat, vil schelten, sweren, wo sie in dem husz umgat, daz man es hort so wyten an der gassen.“

Got sprach zu ym: „Ich wil dir sagen, mit bösen wyben büszet man sine sunde. Die yren man nit wil vertragen, die für du, teufel, in der hellen grunde: die man für ich ins himelzyoh, darinn gib ich in freud on mysse wende; nu nymm daz böse wyp an dich!“ Der tüfel sprach: „War sol ich mit ir lenden?“ „Du solt sie rytten berg und tal!“ sprach aller welt ein herre;

„daz sol ir kurze wyle sin: in helle pin, tüfel, nim hin das böse wyp und für sie von uns ferre!“

Hermann, Mönch von Salzburg.

Hermann lebte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und war Benediktinermönch zu Salzburg, weshalb er auch gewöhnlich bloß der Mönch von Salzburg genannt wird.* Er gehört zu den wenigen Geistlichen, welche schon im vierzehnten Jahrhundert für den deutschen Kirchengesang thätig waren, indem er lateinische Hymnen und Sequenzen in die Muttersprache übersezte, wozu er von Pilgrim, Erzbischof von Salzburg und Legat zu Rom, aufgefordert worden war, der ihn auch für seine Arbeit mit einer Rittersprünge beehrte. Hermann wurde in seinen Uebersetzungen von einem Laienpriester, Namens Martin, unterstützt; wie weit aber dessen Anteil an der Arbeit gling, läßt sich nicht bestimmen.

Die Sprache Hermanns ist freilich roh und unbeholfen: man sieht seinen Uebersetzungen die Nähe an, welche sie ihm gemacht haben, und es ist ihm auch keineswegs gelungen, die erhabene Einfachheit seiner lateinischen Vorbilder zu erreichen, da ihn der Reim oft zu breiter Weitgeschweifigkeit zwang; allein es bleiben seine Umdichtungen für die Geschichte der Literatur immerhin von Werth, weil sie zu den ersten von der Geistlichkeit ausgegangenen Versuchen gehören, dem lateinischen Kirchengesang deutsche Lieder entgegenzusetzen. In wie weit diese in der Kirche Eingang fanden, ist unbekannt, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie zu

seiner Zeit wirklich gesungen wurden, da sie von einem Erzbischofe hervorgerufen worden waren.

Außer diesen Nachbildungen hat Hermann auch mehrere geistliche und weltliche Lieder selbstständig gedichtet, und es sind diese im Ganzen besser, als jene, ohne daß sie sich jedoch über die Mittelmäßigkeit erheben, so daß sie für die Literaturgeschichte von weniger Bedeutung sind. Wir theilen daher nur Eine von seinen Nachbildungen mit; es ist die der bekannten, vom König Robert von Frankreich († 1031) verfaßten Segnung: „Veni, sancte spiritus“. Die Strophenform der deutschen Umdichtung ist dadurch merkwürdig, daß der Abgesang selbst wieder in drei Theile zerfällt, welche jedoch durchaus gleich sind, daher nicht als Stollen und Abgesang erscheinen.

Von dem heiligen geist.

1. Kum, senfter trost, heiliger geist, sid du unser aller vatter heist, din siben goben in uns volleist, die du nun sprüchenlichen seist: gib götlich wisheit, als du wol weist, gib reht verstantniz aller meist, die lieb und sel behaltend.

Gib uns in lyden dinen rat, gib güetikeit für übel tat, gib kunst, die sich nit leychen lat, gib kraft, die sünde widerstat, gib götlich voreht fruo und spat: wann wer der siben gaben nit enhat, des mag gelük nit waltan.

Als Got geschnoof in anevang hoh, tief, liecht, vinster, wit und eng, der sun was anvang der anevang, mit siner hand ze machend, All form er bildet, kurz und leng: du beder mitler on gedreng, natur nimt von dir ir gespreng, frucht, feld in allen sachen. Durch dich hant stimm der engel seng, durch dich gesamnet wirt die meng, der gloub ist groben herzen streng, den kan din güet wol vachen.

2. Din kraft nach dinem willen went die himel und die element in hoh und etlich sternen stent, dar nach die andern all umbgent, die siben planeten und die meont, der yeglich sinen louf vol rent in siner model reyssen:

Nim ab ir böes natürlich gbünd, da mit der mensch suocht stüntlich fünd. Dein lieplich für in uns enzünd, din luft ler bitten unser münd, din wasser wesch uns ab die sünd, din erd behüet vor helle gründ, wend aller vyend abstreyen.

Got vater, sun, dir daz gehillt, daz du nun tuost, waz du wilt, nun ler, waz menschlich sy gebilt, all hie din huld erwerben, Und ler uns, waz din güet beillt, die leste reyting für uns gilt durch all din überflüssig milt, wenn wir hie müessend sterben. Wenn unser tag sind uns gezilt, und daz der tod daz leben stilt,

* Wenn Andere ihn für einen Priester in Freiburg halten, der später (im J. 1445) in das Johanniterkloster von Straburg getreten sei, so beruht dies auf einer Verwechselung mit Heinrich von Laufenberg. (S. u.)

so bys dort unser schirm und schild
für ewendlich verderben.

3. Durch dich so ist die heilig gschrift,
dar in man künftlich ding begrift,
daz gar die nūwen e antrift;
du hast all geistlich ler gestift,
do man ir süessikeit durch dift,
do wirt der muot also geschift,
daz er ze himel flüget.

Durch dich sprach wissag liht gemüet,
durch dich der zwölftott slant und glüet,
durch dich der martirer frölich blüegt,
durch dich jungfröwlich küsch wart bhüet,
durch dich Got vater lebt in güet,
durch dich einsydel slühet slüet,
und sich in wald vermüeget.

Din segen bringet heimlich dar
schön in ein brot, daz ist so klar,
hilf, daz wir sin wol nement war
in priesters wandelunge.

Durch dich git touf der sel ir nar,
öl cristen machet sünden par,
biht liept sich an der engel schar,
so hers redt mit der zungen.

Die helge e vor sünd bewar,
die leste salb an uns nit spar,
daz uns daz gentzlich wider var,
den alten und den jungen.

4. Du entzündt siben candelier,
der siben gestirn ein vollgezier,
der siben gob ein durch floriger,
der siben künst ein magistrier,
der siben sigill ein offen geschier!
Ze himel mit figuren vier
sach Johans solich wunder:

Nun rat den siben kilohen hie,
wo mit man Got dient, ald wie,
gen dem sich biegent alle knie,
won leider, sid die welt an vie,
so liess der mensch sin sünde nie:
wie hert es im dar umb ergie,
doch liept es im besunder.

Ler uns der siben kunst gediht,
ler, daz die red sy reht geriht,
ler falsch erkennen by der sliht,
ler reine wort ze bluomen!

Ler singen, daz sich Got verpfiht,
ler zal, die gar die sünd vergiht,
ler hoh messen geistlich gachiht,
ler himelsch kunst an ruomen!

Gedultig mach, wenn leid an viht,
won on din hilf so sind wir niht,
weldlich frönd an uns entwiht,
daz wir da von gestuomen.

5. O durch daz frühtig wort Mary,
o hœhster schatz, nun won uns by,
für zwifel und für ketzer;g;
sünd, die iu dich gesündet sy,
der mach uns alle zite fry,
daz uns daz urteil nit beschry,
daz Jhesus tuot den veigen.

Mach durch din siben helgen gob,
daz yeder cristen reht geloub,
verbrenn nit dines gnistes schoub,
ob uns kein artikel iht betoub,
daz der vyend die sel nit beroub,

wer sin sinn ströwt als den stoub,
dem solt du hilf erzeigen.

Betrüepete hers trœst süesseclich,
und los sū hüt erbarmen dich,
in herzeleid die sünd nit rich,
bedenk die blœd naturen.

Bist mil, vertrag und übersich,
daz ist uns not besunderlich,
gewonlich guot ab uns nit brich,
loss uns din süess nit suren.

Gott vatter, herr, für uns vergih,
durch Jhesus bittern herzen stich,
helger geist, für uns versprich,
gib ewig fröud für truren. Amen.

Der Suchensinn.

Wahrscheinlich ist der Name Suchensinn kein Geschlechts-, sondern nur ein willkürlich angenommener Beiname; jedenfalls war es nicht ungewöhnlich, daß wandernde Säger, und ein solcher war Suchensinn, in dieser Zeit, und wohl auch schon früher, dergleichen Beinamen wählten, durch welche sie sich oder ihre Dichtungen charakterisieren wollten. So findet sich unter den Namen jener wandernden Säger außer dem berühmteren Suchenwirt auch noch ein unbekannter Suchendank, ein Schmiecher und ein Hans Zukunft. Suchensinn lebte am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrh. *) und er gehört zu denjenigen Dichtern, welche den Uebergang vom Minnegefang zum eigentlichen Meistergefang vermittelten. Es sind nur etwa zwölf oder dreizehn Lieder von ihm durch den Druck bekannt geworden, es reichen aber auch diese hin, ihm eine nicht untergeordnete Stelle unter den Dichtern seiner Zeit anzuweisen. Alle sind, unbedeutende Veränderungen abgerechnet, in einem und demselben Ton gedichtet, der daher auch nach ihm genannt wird, und alle besingen das Lob der Frauen, wobei der Dichter jedoch manchen Rath und manche gute Lehre einwebt, so daß bei einigen der didaktische Zweck beinahe vorherrscht. Es unterscheidet sich der Dichter in seinem Lobe der Frauen von den Minnefängern wesentlich dadurch, daß er es auf wirkliche Tugenden gründet, die sie in den alltäglichen Verhältnissen des Lebens, besonders in ihrer Eigenschaft als Gattinnen und Hausfrauen entwickeln, weshalb er sich denn auch in einem nicht vollständig erhaltenen Gedichte, welches weitans zu seinen besten gehört, von einer Jungfrau den Vorwurf machen läßt, daß er die Jungfrauen den Frauen so offenbar nachsehe. Doch mag er nicht immer in diesem Sinne gedichtet haben; vielleicht hat er sogar frivole Lieder geschrieben, da er in einem seiner Gedichte sagt: „Wahrlich Suchensinne schwört einen Eid, Gott und der reinen Jungfrau: Und sollte ich leben tausend Jahre, So gedichte ich nimmer mehre So hart, als ich es habe gethan, den Weibern an ihrer Ehre. Aber doch (fügt er gleichsam entschuldigend hinzu) so gibt ein solches Gedicht Einem biderben Weibe Lehre.“ Suchensinns Gedichte sind sämmtlich voll Leben und Bewegung, weil der zu Grunde liegende didaktische

*) In dem Rechnungsbuche des Wolfhart Heltemper, Protonotars Alberts des Jüngeren von Bayern, kommt unter den Ausgaben an fahrende Leute 1392 vor: „Item dem Suchensinn und seinen Gefellen gegeben 4 Pf. — Item so hat man ihn geist aus der Herberge von dem Schuetzmair 7 Sch. 6 Pf.“

Zweit durch die dramatische oder epische Behandlungsweise glücklich verdeckt ist. Aber auch die rein lyrischen Gedichte stehen in dieser Beziehung nicht zurück. In allen spricht sich ein edler und reiner Sinn aus, der dem Dichter um so mehr zur Ehre gereicht, als man ihn bei wandernden Sängern nicht eben häufig zu finden gewohnt ist. Außer dem von uns mitgetheilten balladenähnlichen Liede (1), in welches der Dichter seine Ansichten über Frauenwürde glücklich einzuflechten weiß, gehört das Gedicht „von einem Priester und einer Frauen“ zu seinen gelungensten, welches die Frauen dadurch verherrlicht, daß es dieselben mit den Priestern zusammenstellt, ja über diese erhebt; auch die Parabel „vom Fischer“ ist gut. An diese reihen sich zwei kleinere Lieder, welche das Lob der Frauen in lyrischer Weise besingen; wir theilen auch von diesen eines mit (2).

1. Der Fischer.

1. Ich ging durch lust in eyen walt,
ich fant eyen hirsz gar wol gestalt,
der stuont über eynem bornen kalt,
und freuwete sich in hertzen:

„Ich wæne, kein jeger leben mag,
der mir mynen stolzen lib erjag:
vier füesze bringen mich von clag;
nyemant mir bringet smerzen!“

Da hetzete der jeger mit sinen edelen hunden.
Do name der hirtze der hunde war;
er reckete durch lust sin oren dar:
da sleich der jeger heymlichen dar,
und schosz den hirsz zu stunden.

2. Der hirsz gedachte an argen wan:
„Des ich mich lange getrostet han,
dar umb muosz ich min leben lan,
sust mocht ich lenger alden!“

Dem hirsz glichet ein junges wip,
die spricht, sie trage eynen steden lip:
„Er lebet nit, der myn ere vertrip;
ich wil myn triuwe behalten!“

Es wenet manig wip, sie trage eyn stedes
gemüete,
sie spricht: „Lasz rumen disen man,
lasz horen, was er rumes kan!“
Es stet ir werlich übel an,
sie krenket wibes güete.

3. ① wip, lasz din oren rumen sin,
gedenke bringent dir jammers pin;
man findet licht ein wörtelin,
das din ere tuot krenken.

Die rede erhorte ein wibes klage,
die gern oren rumens heimlich plage,
sie sprach: „Din gediechte verbieten mag
wirtschaft und alle guote gedenke.“

Sal nit ein wip mit gesten heimlich kosen?“
Do sprach ich: „Frauwe, wes get dich not?
Min gediecht dir kein freude nie verbot:
wirdestu aber doch mit schanden rot,
dich sluohet der eren rosen!“

4. Er biderbe wip, merket, was ich meyne,
gedencket an stahel und an steyne:
man cloppet als lange lieplich und reyne,
bisz sich eine flamme entzündet.

Man wirbet als lange durch lieb, durch leyt,
bisz man die ere din verjeit;

ich han dirs vil und dicke geseit:
hüet dich vor heubtsünden,

Wie dich der jeger durch die strüche felle.
Der jeger, das ist arger list,
der dich schüezet durch diner eren brüst:
oren rumen, das ist nit umb süst;
da von saltu laufen snelle.

5. ② Ob nun orerumen mit eren wer
zwischen zweyen an alles gever,
so merket ein fremder diser mer
unt tuot im falsche gedenken.

Wie wol das wip ir oren kan
gerecken dar eyne frömden man,
sluhe si dann in zyt von dann,
so mocht ez nyemand krenken.

③ Suochensynne, gib frouwen rehte lere!
Wiltu huzere mit eren han,
so saltu semlich orerumen lan;
so wirt dir genzlich undertan
Gottes hulde und din husz ere.

2. Lob der Frauen.

1. Mich wundert, das eyn selig man
mag ummer leyt in herzen han,
wan in ein wyp tuot sehen an,
fry vor missesteden.

Des tages mag yme kein leit geschehen,
wan yne an ein zertlich wip tuot sehen,
lachen durch ir ougen brehen
mit ganzen triuwen stete.

Wyp, hœster hort uber alle creature,
wyp, mannes trost vor ungemach,
wyp, aller selden oberdach,
Got selber mit syme munde sprach:
„Wip, edele frucht gehüre!“

2. Got selber sprach: „Wer frauwen ert,
der wirt alles des gewert,
des sele und lip uf erden gert!“
Da von so lob ich frauwen.

Wip, sint dyne tugende sint so grosz,
so halt dine triuwe in eren schosz,
Got selbe dich zu liebe erkosz,
da er dyne tugent wolde schouwen.

Wip, hœste sonne und liechter morgensterne,
der durchlichtet das herze myn,
wip, aller selden ein edeler schrin,
wip, hochgeborne keyserin,
du klare, liechte lucerne!

Salb Suter.

Der tapfere Sänger der Sempacherschlacht, welche die Eidgenossen am 9. Juli 1386 gegen Herzog Leopold von Oesterreich vornämlich durch die großartige Aufopferung des Unterwaldners Arnold Struthan von Winkelried erschritten, war aus der Stadt Luzern gebürtig, oder vielleicht auch nur dort ansässig, wie man aus der letzten Strophe seines Lieds vermuthen könnte. Einige schweizerische Geschichtsforscher des 18. Jahrh. nennen ihn „Hans Suter“, ohne daß wir ihre Gründe hiesfr angeben könnten; vielleicht haben sie sich bestimmen lassen, den Namen Salb Suter, der unserm Dichter von allen Chroniken gegeben wird, welche dessen Lied mittheilen, auf die angegebene Weise zu verändern, weil jener Name sonst nicht bekannt ist, während das Geschlecht Suter in der Schweiz sehr alt und

verbreitet ist, wie denn selbst zwei Männer dieses Namens (der eine aus Luzern, der andere aus Schwyz) bei Sempach mitkämpften. Daß auch unser Dichter unter den Kämpfenden war, erfahren wir aus der Schlusszeile seines Liedes; von seinen weiteren Lebensverhältnissen ist Nichts bekannt.

Aber es reicht sein herrliches Siegeslied: „Von dem strit ze Sempach“ hin, sein Andenken fort-dauernd zu erhalten: es gehört dasselbe zu den trefflichsten Erscheinungen nicht nur der Zeit, sondern des historischen Liedes überhaupt. Der Dichter, der selbst mitten im Volke lebte, hat in Gang und Darstellung den Ton des alten Volksesangs vortrefflich getroffen, so daß wir bei vielen Wendungen unwillkürlich an die volkstümlichen epischen Gedichte der früheren Zeit erinnert werden. Die Erzählung ist lebendig und rasch fortschreitend; die einzelnen Thatfachen werden nach Art des Volksesanges nicht mit epischer Breite geschildert, sondern meistens nur mit wenigen, aber scharfen und höchst anschaulichen Zügen dargestellt. Oft begnügt sich der Dichter sogar, die Begebenheiten nur anzudeuten; aber bei alledem erhalten wir ein vortreffliches Bild der Schlacht, der kämpfenden Parteien, der Verhältnisse überhaupt und sogar der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten. So ist der Uebermuth des österreichischen Adels mit wahrer Meisterschaft dargestellt, und es ist die bittere Ironie, in welcher sich der Dichter später gegen den überwindenen Feind ergießt, gerade hiedurch vollkommen begründet; denn sie erscheint als der Ausdruck der wärmsten Vaterlands- und Freiheitsliebe, des stolzen Bewußtseins männlicher Kraft und Tapferkeit gegenüber der übermüthigen Nichtigkeit des trogigen Adels. Freilich hat es für uns etwas Verlegendes, wenn der Dichter auch die Wittwen der Erschlagenen mit Hohn überschüttet; allein er war eben ein Kind seiner Zeit und vor Allem ein Kind seines Volks, das in seiner rauhen Heldegröße eben so wenig Sinn für weiches Mitleiden hatte, als die Helben der Nibelungen. Er sah in den Erschlagenen nur die Todfeinde, mit deren Vernichtung allein die Freiheit hatte gerettet werden können — alles Uebrige ist ihm gleichgültig und untergeordnet; daher sein Lied ein fortgesetzter Jubel über den erfolgten herrlichen Sieg ist. Dieser Grundton ist aber in vortrefflicher Weise durch das in der fünften Zeile jeder Strophe wiederkehrende „He!“ auch denjenigen Stellen aufgedrückt, welche ihn sonst weniger aussprechen.

Von dem strit ze Sempach.

1. Imm tusent und drühundert
und sechs und achtzigsten jar
do hat doch Gott besunder
sin guad thon offenbar
he! der Eidgenosszschafft, ich sag:
tett iren grosz bistance
uff Sant Cirillen tag.

2. Els kam ein bär gezogen
geu Willisow in die statt;
do kam ein imb gellogen,
in d'linden er gnistet hat:
he! ans hertzen waffen er slog,
als da der selbig hertzog
wol für die linden zog.

3. „Das düet frömbde geste!“
so redt der gmelne man:

do sach man, wie die veste
dahinter zWillisow bran.
He! si redten usz übermuot:
„Die Switzer wend wir tödten,
das jung und alte bluo!“

4. Si zugend mit richem schalle
von Sursee usz der statt,
die selben herren alle,
so der hertzog gesamt hat:
„He! und kosts uns lib und leben,
die Switzer wend wir zwingen,
und inen ein herren geben!“

5. Si siengend an ze ziehen
mit ir kostlichen watt:
das vöcklin sieng an fliehen
gen Sempach in die statt,
he! das uff den ackern was;
den hertzog sach man ziehen
mit einem hör, was grosz.

6. Welch frowen si begriffen,
namend si zu der hand,
hand inen abgeschnitten
wol ob dem gürtel ir gwand,
he! und liessends so schmächlich ston:
do bateuds Got von himmel,
er welts nit ungrochen lon.

7. „Ir niederländschen herren,
ir ziend ins oberland;
wend ir äch da erneren,
es ist üch noch unbekandt;
he! ir soltentz vor bycht verjehen:
in oberländscher erne
möcht üch wol wee beschechen!“

8. Wo sitzt dann nun der pfaffe,
dem einer da bychten muosz?“ —
„Zu Switz ist er beschaffen;
er gibt eim herte buosz.“
He! die wirt er üch ouch schier geben;
mit scharpfen halenbarten
wirt er üch gen den segen!“ —

9. „Das wer ein schwere buosze:
guad herr, her domine!
So wir die tragen muoszten,
es tet uns iemer wee.
He! wem söltind wir es klagen,
wo wir ein söliche buosze
won.Switzern müestind tragen?“ —

10. An einem montag frue,
do man die mäder sach
jetz mäyen in dem towe,
da von inen wee beschach,
he! und do si gemäyet hand,
do bracht man in zmorgetbrote
vor Sempach uf das lant.

11. Rutschman von Rinach nam ein rott,
reit ze Sempach an den graben:
„Nun gend harusz ein morgenbrott!
das wend die mäder haben,
he! wann si sind an dem mad;
und komend ir nit balde,
es möcht üch werden schad!“ —

12. Do antwurt imm gar gschwinde
ein burger usz der stat:
„Wir wend si schlan umb dgrinde

gar schier in irem mad,
he! inn gen ein morgenbrot,
das ritter und ouch grafen
am mad wirt ligen todt!“ —

13. „Wenn kumpt das selbig morgenbrot,
das ir uns wellend gen?“
„DEidgnossen kommand jatz gar gnot;
so söllend irs wol vernen:
he! si werden üch richten an,
das üwer etwa menger
den löffel wirt fallen lan!“

14. Gar bald si da vernamend
von Sempach usz der burg,
wie das dEidgenossen kamend.
Do reit der von Hasenburg,
he! er spächet in der ban:
do sach er bi einandern
meng kluogen Eidtgnossen stan.

15. Die herren von Lucerne
strecktend sich vestigklich,
an manheit gar ein kerne:
keiner sach nie hindersich:
he! jeder bgert vornen dran.
Do das sach der von Hasenburg,
wie bald er geritten kam!

16. Und tett zum läger keren,
gar bald er zum hertzog keren:
„Ach guediger fürst und herre,
hettind ir hüt üwer gemach,
he! allein uff disen tag!
Das vöcklin hab ich bschowet:
si sind gar unverzagt.“

17. Do reit ein herr von Ochsenstein:
„O Hasenburg hasenherz!“
Imm antwurt der von Hasenburg:
„Dine wort bringend mir schmerz!
He! ich sag dir bi der triuwe min:
man sol noch hüt wol sechen,
wedrer der zäger werde sin.“

18. Si bundend uf ir helme
und tatends für her tragen;
von schnochen huwentz dschnäbel:
man hett gefüllt ein wagen.
He! der adel wolt vornen dran:
die andern gmeinen knechte
muosten dahinten stan.

19. Zusammen si da sprachend:
„Das vöckli ist gar klein:
söltind uns die puren schlachen,
unser lob, das wurde klein;
he! man spräch: Puren hands than!“
Die biderben Eidgnossen
ruofftend Got im himel an:

20. „Ach richer Christ von himel,
durch dinen bittern tod
hilf hüt uns armen sündern
usz diser angst und not,
he! und tuo uns byestan
und unser lant und lüte
in schirm und schützung han!“

21. Do si ir bett vollbrachtend
Gott zu lob und ouch zu eer,
und Gottes lyden gdachtend,
do sandt inen Gott der herr

he! das hertz und manneskraft,
und das si tapfer kartend
jatz gegen der ritterschaft.

22. Lucern, Uri, Switz, Underwalden
mit mengem biderman,
zu Sempach vor dem walde,
da inen der löw bekam,
he! der ruch stier was bereit:
„Und löw, wilt mit mir fechten,
daz sig dir unverseit!“

23. Der löw sprach: „Uff min eide,
du füegst mir eben recht:
ich hab uff diser heide
meng stolzten ritter und knecht:
he! ich wil dir gen den lou,
umb das du mir einst ze Loupen
gar vil ze leid hast ton.“

24. Und an dem Moregarten
erschluogt mir mengen man;
von mir muosts hüt erwarten,
ob ichs gefüegen kan:
he! das sig dir zugeseit!“
Do sprach der stier zum löwen:
„Din tröwen wirt dir leid!“

25. Der löw fing an ze ruofen
und schmucken sinen wadel;
do sprach der stier: „Ruck uszhen:
wend wirs versuochen aber?
He! so tritt hie zuher bas,
das dise grüne heide
von blout mög werden nasz!“

26. Si fiengend an ze schiessen
zu inen in den than;
man greiff mit langen spiessen
die frommen Eidgnossen an.
He! der schimpf, der was nit süesz:
die äst von hohen böumen
fielend für ire füesz.

27. Des adels hör was veste,
in ordnung dick und breit:
das verdrosz die frommen geste.
Ein Winkelried, der seit:
„He! wend irs geniessen lou
mim fromme kind und frowen,
so wil ich ein frevel bstou.“

28. Trüwen lieben Eidtgnossen,
min leben verlür ich mitt.
Si hand ir ordnung gstossen:
wir mögends in brechen uitt.
He! ich wil ein inbruch han:
des wellend ir min gschlechte
in ewig geniessen lan!“

29. Hiemit do tett er fassen
ein arm voll spiesz behend:
den sinen macht er ein gassen;
sin leben hatt ein end.
He! er hat eins löwen muot;
sin manlich dapfer sterben
was den vier Walstetten guot.

30. Also begundentz brechen
des adels ordnung baldt
mit howen und mit stechen.
Gott siner selen walt!

He! wo er des nit het gethan,
so wurd's d'Eidgnossen han kostet
noch mengen biderman.

31. Si schluogend unverdrossen,
erstachend mengen man;
die frommen Eidgenossen
sprachend einandern trostlich an.
He! den löwen es ser verdrosz;
der stier tett vintlich sperren,
dem löwen gab er ein stosz.

32. Der löw fieng an ze mawen
und treten hindersich;
der stier startzt sine brawen
und gab im noch ein stich,
he! das er bleib uff dem plan:
„Ich sag dir, rucher löwe,
min weid muost mir hie lan!“

33. Der pfaff hat inen gebychtet,
die buosz ouch jetzund geben,
der löw fieng an ze wychen;
die flucht füegt imm gar eben;
he! er floch hin gen dem berg.
Der stier sprach zu dem löwen:
„Du bist keiner eeren wert!“

34. Züch hin, du rucher löwe:
ich bin bi dir gewesen;
du hast mir hert getröwet,
und bin von dir genesen.
He! züch recht wider heim
zu dinen schönen frowen:
din eer ist worden klein.

35. Es stat dir lasterlichen,
wo mans nu von dir seit,
das du mir bist entwichen
uff dieser grünen heid;
he! es stat dir übel an:
du hast mir hie gelassen
gar mengen stolzen man.

36. Darzuo din harnist klare
han ich dir gwunnen an,
ouch fünftzen hauptpanere,
die hast du mir gelan:
he! das ist dir jemer ein schand:
ich han dirs angewunnen
mit ritterlicher hand!“

37. Die vesten von Lucernen
hand da ir bests gethan
und hand den frömbden herren
zur rechten adern glan:
he! si hands ze tod geschlagen;
ze Künigsfelden im closter
ligend ir vil vergraben.

38. Desglichen die vesten von Switze
mit mengem kluogen man,
mit mannhait und mit witze
griffends den löwen an:
he! si schluogend inn uff den tod;
si buwend inn in grinde,
das er imm bluot lag rot.

39. Darzuo die vesten von Uri
mit irem swartzen stier,
vil vester dann ein mure
bestrittends das grimme thier;
he! in irem grimmen zorn

schluogend si durch die helme
die herren hochgeborn.

40. Und ouch von Unterwalden
die vesten uszerkorn,
die helden wunderbalde,
in irem ruchen zorn,
he! si schluogend tapfer drin,
und hiessend die frömbden herren
mit spiessen gotwüllkom sin.

41. Also vertreib der stiere
den löwen usz dem korn:
sin tröwen und prangnieren
was gar und gantz verlorn:
he! es stat im übel an,
ja das der löw dem stiere
sin weid mit gewalt muosz lan.

42. Herzog Lüpolt von Oesterrich
was gar ein freidig man;
keins guoten rats beluod er sich,
wolt mit den puren schlan;
he! gar fürstlich tet ers wagen:
do er an dpuren kame,
hands in ze tod geschlagen.

43. Sin fürsten und ouch herren,
die littend grosze not;
si tatend sich mannlich weren,
dpuren hand si geschlagen ztod;
he! das ist nun unverschwigen:
dann ob 600 helme
sind uff der walstatt bliben.

44. Ein herre was entrunnen,
der was ein herr von Gree;
er kam zur selben stunden
gen Sempach an den see;
he! er kam zuo Hans von Rot:
„Nu tuos durch Gott und gelte,
für uns usz aller not!“

45. „Vast gern!“ sprach Hans von Rote;
des lons was er gar fro,
das er in verdienen solte;
fürts übern see also.
He! und do er gen Notwyl kam,
do winckt der herr dem knechte,
er solt den schiffman erstochen han.

46. Das wolt der knecht volbringen
am schiffman an der statt;
Hans Rot merckts an den dingen,
das schiffli er bhänd umbrat;
he! er warff si beid in see:
„Nun trinckend, lieben herren,
ir erstechend kein schiffman me!“

47. Hans Rot tet sich bald keren,
seit, wie es gegangen was,
zu sinen lieben herren:
„Nun merckents dester bas!
He! zwen fisch ich hüt gfangen han;
ich bitt üch umb die schuppen,
die fisch will ich üch lan.“

48. Si schicktend mit im dare:
man zog sie usz dem see.
Der bulgen naments ware
und anders noch vil me;
he! si gabend im halbenteil:

des lobt er Gott von himel,
und meint, es wär wolfeil.

49. In wätschgern warend zwo schalen,
die waren von silber guot,
die wurden Hansen Roten:
des was er wol er ze muot.
He! er hat si nit verthon,
zLucern bi sinen herren
sind si behalten schon.

50. Do kam ein bott gar ändlich
gen Oesterrich ze hand:
„Ach edle frow von Oesterrich,
üwer herr ligt uff dem land;
he! zu Sempach im bluote rot
ist er mit fürsten und herren
von puren geschlagen ztod!“ —

51. „Ach richer Christ von himel,
was hör ir grosser not!
Ist nun min edler herre
also geschlagen ztod,
he! wo sol ich mich hin han?
Het er mit edlen gestritten,
man hett inn gfangen guon.

52. Nun ylend wunderbalde
mit ross und ouch mit wagen
gen Sempach für den walde,
da sölt ir inn ufladen:
he! fürerend inn ins closter in
hinab gen Königsveldeu,
da sol sin begrebnus sin!“

53. In und umb und uff dem sin
sig Hertzog Lüpolt erschlagen,
das tuond die herren ennert Rhin
von den Eidgnossen sagen:
he! ich setz ein anders dran,
wär er daheim beliben,
im het niemand leids gethan.

54. Mit im so tet er fürer
uff wägnen etlich fasz
mit hälsling strick und schnüren,
dann er der meinung was,
he! möcht er gesiget han,
so wolt er die Eidgnossen
allsamen erhencken lan.

55. Hett er kein unfuog triben
und nit sölich übermuot,
so wärend die edlen bliben
jetlicher bi sinem guot.
He! si tribends aber zfil:
des ist inen drusz erwachsen
ein sölich handvest spil.

56. Die frow von Mümpelgarten
und die von Ochsenstein,
si muostind langzit warten,
ob ir man kämind hein:
he! si sind ze tod erschlagen;
man hörtz in iren landen
gar jamerlichen klagen.

57. Die burger von Schaffhusen
und die von Winterthur,
si kund gar sere grusen:
der schimpff, der dunckt si sur.
He! Diessenhofen und Frowenfeld,

die hand dahinden glassen
meng man uff witem veld.

58. Do rett sich ein burgermeister
von Friburg usz der statt:
„Wir hand ein reiz geleistet,
die uns geruwen hat.
He! wir müessend grosz schmach tragen.
das wir uff fryer heide
von Switzern sind geschlagen!“

59. Die herren ab dem Rhine
und ab dem Bodensee,
hettinds zmäyen lan sine,
so wär inn nit gschechen wee.
He! wemm wend si das nun klagen?
man sach die selben mäder
gar wenig fuoder laden.

60. Desglichen die von Costenz,
die warend hofflich dran,
hand mit dem stier gefochten;
die flucht hand si genon,
he! ir paner dahinden glan:
zu Switz hangts in der kilchen,
da sights meng biderman.

61. Von Lenzburg an dem tantze
da warend ouch die von Baden;
kuo Brüni mit irem schwantze
hat ir vil ztod erschlagen:
he! das tuot den herren wee;
si glust, kelm sölichen pfaffen
ze bychten niemerm.

62. Und ouch der lange Friesshart
mit sinem langen bart,
desglichen der schenck von Bremgart,
die blibend uff der fart:
he! si sind ztod erschlagen:
ze Sempach vor dem walde,
da ligend si begraben.

63. Und namlich die von Zofingen
warend ouch an der not:
si hand gar redlich gfochten.
Ir vendrich ward geschlagen ztod;
he! ir paner, das was klein:
einer hats ins mul geschoben,
so kam es wider heim.

64. Desglichen die von Rinach,
die hand ein mordt getriben;
wie si das selbig hand volbracht,
das ist noch unverschwigen;
he! ouch warend si meineid:
und ee der schimpff ein ende nam,
do hat mans inen gseit.

65. Kuo Brüne sprach zum stiere:
„Ach sol ich dir nit klagen?
Mich wolt uff diser riviere
ein herr gemulcken haben:
he! ich hab imm den kübel umbschlagen;
ich gab im eins zum ore,
das man in muoszt vergraben.“

Malbutter unvergessen,
also ist ers geant;
zLucern ist er gesessen
und alda wol erkant:
he! er was ein frölich man:
dis lied hat er gedichtet,
als er ab der schlacht ist kan.

Ruscatblüt.

Von den Lebensumständen des Dichters, dessen Name *Ruscatblüt* (in einigen Handschriften auch *Ruscabluot* oder *Ruscanyluot*) ohne Zweifel angenommen war, ist uns Nichts bekannt; wahrscheinlich lebte er am Ende des 14. und am Anfang des 15. Jahrh., jedenfalls noch im Jahre 1437, da er ein Lied auf die Wahl Kaiser Albrechts II. gedichtet hat. Er war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, der, wie Beheim berichtet, mit Glück und Beifall an den Höfen der Fürsten sang. Daß er Böhmen genauer kannte und sich daher längere Zeit in diesem Lande aufhielt, scheint aus einem andern Gedichte (3) hervorzugehen.

Es sind nur wenige seiner Dichtungen durch den Druck bekannt geworden; von seinen übrigen, wie es scheint, ziemlich zahlreichen Liedern haben wir nur zum Theil genauere Kunde. Alle oder doch weitaus die meisten sind in einer ihm eigenthümlichen Stropfenform von 22 kurzen Zeilen gedichtet, welche zwar nicht von einer gewissen Künsterei befreit ist, doch im Ganzen bei ihrem raschen Fortschreiten und ihrer reichen Mannigfaltigkeit nicht unangenehm wirkt, besonders wenn sie mit der Sicherheit, man könnte sagen, mit der Meisterschaft behandelt ist, die man ihm nicht absprechen kann. Da er außer den bekannten religiösen Gedichten, Minne- und Naturliedern auch noch lyrisch-epikalische, in die Allegorie sich versenkende Sprüche und Räthsel, so wie auch Erzählungen und Schwänke gedichtet hat, so darf er wohl mit Recht der vielseitigste Dichter seiner Zeit genannt werden. Es müssen die Schwänke oder schwankartigen Lieder zu seinen besseren Dichtungen gehören, wie umgekehrt die zum Theil bekannten Marienlieder bei einzelnen Schönheiten zu den schlechteren gerechnet werden müssen. In diesen schließt er sich einerseits an Frauenlob, dessen überkünstelte Manier und Sprache er nachzuahmen strebt, und andererseits an die späteren Meistersänger, deren Formalismus schon hier im Keime zu erkennen ist, weshalb er bei ihnen auch in hohem Ansehen stand. Er kennt nicht bloß alle Wendungen und Bilder, deren sich Konrad von Würzburg und Frauenlob bedienten, er fügt ihnen noch manche neue hinzu, die freilich oft seltsam und geschmacklos sind. So ist ihm Maria „die Lade, da Gott selbst innen wohnt, die Gerte Aarons, die Stärke Samsons, Ezechiels Port; in ihr ist uns das edle Wort: Ave entsprossen; sie ist eine wohldurchleuchtete Fackel, eine leusche Arche“. In einem andern Gedicht ist sie ihm „ein tiefer Leich, ein edles Myrrhenfaß, ein leusches Nonstrangenglas“, in einem dritten ist sie „der Gnadenstengel in Gottes Sag, die wohlgepflegte Ruthe Aarons“, und in einem vierten endlich „eine osterliche Sonne, ein wohlgeschickter Fieberbaum“ u. dgl. m. Wenn man sich hierzu noch vorstellt, daß *Ruscatblüt* diese Marienlieder nicht bloß mit einzelnen lateinischen Worten, sondern mit vielen lateinischen Zeilen untermischt, die zum Theil ähnliche gesuchte Vergleichen enthalten, so wird man ein genügendes Bild von ihrer Geschmacklosigkeit haben.

Viel glücklicher sind seine Naturlieder, in welchen er die höfischen Dichter durch die Wahrheit und Mannigfaltigkeit seiner Darstellung weit übertrifft. Es sind nicht bloß einzelne, stets wiederkehrende Allgemeinheiten vom Mai, Klee und Vo-

gelsang, sondern lebendige Schilderungen einzelner Naturerscheinungen, die recht geschickt zu einem Ganzen vereinigt werden (1). Weniger gelungen sind seine Liebesgedichte, in welchen er weit weniger selbstständig ist, aber das alte höfische Minnelied nicht ohne Geschick nachahmt; auch sie zeichnen sich durch eine ungemaine Leichtigkeit der Sprache aus, welche an die besseren Zeiten der höfischen Kunst erinnert (2). Endlich hat *Ruscatblüt* auch politische Lieder gedichtet, wozu ihm freilich der trostlose Zustand des Reichs, den er wahr und lebendig schildert (3), hinreichende Veranlassung gab; es ist aber auch dies ein weiterer Beweis von der Mannigfaltigkeit seiner dichterischen Bestrebungen und von seiner Objectivität, die sich nur in den religiösen Gesängen verläugnet. Außer dem mitgetheilten Gedichte dieser Art soll er, wie Cyriacus Spangenberg berichtet, ein Lied „Von dem Uebelstand des Reichs an die Kurfürsten“ gedichtet haben.

1. Frühlingslied.

1. Nach lust reich ich,
da freut ich mich
der sommer zyt;
der anger wyt
stund lusteclich gezieret. †

Do hat die heyd
ir winter cleit
gezogen ab,
mit richer hab
hat sie sich gemüszieret. †

Min hertz gantz voller freuden was,
ich sah die blumen knopen;
so clein was nirgent nit ein gras,
dar an do hingen tropfen.
Von süssem taw
hat sich die auw
lustelich überzogen
mit lilgen und mit rosen rot;
usz sender not
kam myn gemüt:
des meyen güt
hat mich noch nie betrogen.

2. Schaut, wie der walt
gar manigfalt
in grüne stat,
ein yglich blat
nach siner art gezynnet; †

Seht, wie das ryss
treit hohen briss
ins meyen crafft:
sin linder safft
durch hertes holtz usz rynnnet. †

Schaut an, wie wunnelichen stat
berg, heyd und auch der anger
mit manger lustelichen sat;
das felt ist worden swanger
mit rechter frucht,
manch liebe zucht,
die nur der mey kan bryngen,
mit liechten blumen wol gefar;
die sonne clar
giebt liechten schin,
die vögelin
schoen in dem walde singen.

2. Minnelied.

1. Ich frä mich, das ich ye gesach
ein raine weib vor ungemach,
die mir zusprach
usz süssem lach:
mir was so gach,
bis das ich sy erkannte. †

Wil süsser red telt sy mir kunt
usz irem rosenvarbem mundt:
ich ward entzundt
in hertzen grundt;
der eren funt
ich sy pillichen nante. †

Wan wau ain weib
treget stätten leib,
die selben schreib
ich zu der ern prunnen.
Ir angesicht
ist mir ain liecht;
in meinem geticht
gleich ich sy zu der sunnen,
wann sy durchleucht des mannes nam.
Wer frawen haszt, dem bin ich gram.
Ir weiplich scham,
die macht mich zam,
ir fruchtper stamm
mein dürres hertz durchprannte.

2. Ich sprach, das mir nye liebers wardt
dann raine weib in keüschler art.

An tugent hart
sind sy gelart;
die frawen zart,
sy tragen ein freys gemüte. †
Sy sind auch alles wandels on,
ir yede treget der eren ein cron,
ich lob sy schon
in disem don:
ir werden man
lobt rainer frawen güt. †

Gebt in den preys
in diser weis:
das baradeis,
das können sy wol meren.
Ir weiplich zucht
treget raine frucht:
habt zu in flucht
Got wil euch selber eren!
Wer rainer frawen nicht begert,
der ist an tugent usz gelärt,
sicher unwert
uff diser erdt,
und wird beswärt
usz haisser sorg gelüte.

3. Ain raine weib von anbegynn
ist aller tugent höchste mynn.
Ich fürcht, der synn
wöll mir zerrynn,
bis ich gespynn
ain lied von reinen frawen. †

Darumb bekümmert ist mein hertz,
nun ich mit meiner zungen lartz.
Ir weiplich schertz
pringt goldes artz:
für sorgen schmerz
so können sy wol pawen. †

In sölichem trost
bin ich erloszt

usz sorgen rost
mit manigen senften grüssen.
Was mir geprist
zu diser frist,
on argen list
das kan sy mir wol püssen.
Wann sy sind der tugent urspring
und trösten manigen jüngling,
der eren ring
pring sölich geding,
der ye empfeng
ir weiplich ane schwawen.

4. Nun wol dich, man, so du nun hast
ein raine weip, der eren ain last,
an sölichem gast
dir nye emprast!
Nun halt dich vast,
zart fraw, nach meinen worten, †

Wann ich grosz tugent von dir waisz;
du trittest wol in der eren kraisz.
Dein lieb durch raisz
mein hertz so haisz,
der mynne schwaiss
dringt durch meins hertzen garten. †

Zart fraw, verstee:
dein lob ich mer,
pflig stäter er
in deines hertzen clausen,
das du dich haltst
und mich nit spaltst,
auch nit drivalst,
so wil ich dich behausen
mit gantzen fräden manigvalt,
so wirst du, fraw, in eren alt.
Dein schön gestalt
hatt grosz gewalt
an sich gezalt
hie und in allen orten.

5. Nun wau ich in dem lande far,
so bist du, fraw, meins leibs bewar,
die mich gepar
on missevar.

Zart fraw, nym war,
wie edel ist dein name! †
Zu der sich Gott gemähelt hat
für aller sündler missetat,
dein er durchgat
des himels grat;
deins lobes pfatt
darff sich kain man nit schamen! †

Ich waisz mir ain,
ist keüsch und rain:
die ist allain
in meinem hertzen verschlossen.
Mein Muscanpluot
halt sy in huot
mit stättem muot,
so ist sy unverdrossen!
Wol dem ia, wem sy sind beschert!
Der sich von rainen frawen nert,
der ist gelert,
von Gott geert,
sein lob sich mert
von rainer frawen samen!

3. Ain grosse lug.

1. Ain purdin ich
hie lad uff mich,

die ist so swär
kām alner her,
der mir sy haym hulf tragen. †

Das wār mir not,
das ich die pot
behalten möcht,
ob es dann töcht,
das ich nit wurd zerschlagen. †

Seid alle ding sind worden schlecht,
die symoney zergangen,
die priesterschaft, die helt sich recht,
in hochvart nymmer prangen
mit irem guot,
kain übermuot
hört man sy ietzunt treiben.
Ir fürsten, hörent newe mār:
kain wuochrer
vindet man mer
in kainem heer;
ir jarzal sol man schreiben.

2. Wer wuochret hatt,
derselb durch Gott
das gibt hinwider.
Ich sprich, das seider
die fürsten reich sind worden. †

Wa ich hin gee,
ich hör nit me
von geittikait,
sey euch gesait,
aller gaistlicher orden. †

Die münich wol halb hailig sind,
ordentlich statt ir leben;
die nunnen tragn nymer kind,
ir keüsch behaltens eben,
wann ir gebett
ist allweg stätt,
der münich und ouch der nunnen.
Wer sich umb Got ergibt darein,
der selb on pein
in himel fert.
Wār ich gelert,
darein kām ich entrunnen!

3. Fürst, graf und herr
halten ir er,
die frummen diet,
sy tuond sich nit
uf liegen nud uff schmaichen. †

Bitter und knecht
halten sich recht
in irer er:
es trübt sy ser,
das man arm lewt tuott laichen. †

Chain unrecht guott nemen sy ein
von iren armen lüten,
ir chainer darff nit leiden pein,
lieplich sieht man sy trewen.
Iren dienst sy nemen
mit grossem schämen.
posshait lassen sy schleiffen.
So stand die lannd in guotem frid,
all by der wyd
darr nyemant nicht
in ir gericht
vālschlichen greiffen.

4. Hört newe mār,
das die richter
behailigt sind

und ire chind
sind all ze engeln worden. †

Auch ire weib
mit sel und leib
die sind by Got,
es ist chain spott,
und ist ein hailiger orden. †

Darumb lob das englisch recht,
man chert sich nit an myeten,
man richt dem herren, als dem knecht,
dafür hilf chaines pitten.

In irem gericht
darr nyemant nicht
kain falsche urtall sprechen.
Der gerichtzschreiber schreibet durch Got
alles, des not
in diser frist;
den argen list
tuot er gantz widersprechen.

5. Mer ich bedeut:
all handwercks lütt
sind triner handt,
ich hör nyemant
über ir würcken clagen. †

Fürwar ich sag:
all massz und wag
die sind gerecht,
es dunckt mich schlecht,
ich wil nit fürbas fragen. †

Wie es ym lannd ze Behem stee,
das ist mir nun verscriben,
darynn vindt man chain hausen me,
der künig hats all vertriben.
In kurtser stund
künig Sigemund
ze Rom ist kaiser worden,
Venedig er gewunnen hatt;
mit weisem ratt
gwan er ein gaul
all vor Frigaul,
redlich hielt er sein orden.

6. Aller herschafft
hatt macht und craft
in irem lannd:
ich hör nyemant
under das recht ichtz nemen. †

Alle amptlewt,
was hackt und rewet,
ist trües nutz,
unrechtes guots
ist in gar wider zāme. †

Alle frawen und maid behalten ir scham
sy sind all keüsch und züchtig.
in Got sind sy gar fridesam;
all pāum sin worden fruchtig.
In diser frist
zwar nyemant ist,
der on recht werd betrogen.
Das pest, das ich eüch sagen wil,
das man chain spil
nit laiden tuot,
spricht Muscapluot,
wie ferr hast du gelogen!

Hugo von Montfort.

Graf Hugo II. von Montfort, Herr zu
Bregenz, geboren im J. 1357, machte mit dem

Dichter Oswald von Wolkenstein eine Wallfahrt nach Jerusalem, von welcher er in seinen Liedern manche Einzelheiten berichtet, so von einem Sturme, der die Pilgrime des Nachts in einem Hafen von Syrien überfallen, und von den Placereien, die er in Palästina von den Sarazenen zu erbulden hatte. Er starb im J. 1423, 67 Jahre alt, nachdem er, wie es scheint, bis zu seinen letzten Lebensjahren (die meisten seiner Gedichte stammen jedoch aus dem Jahre 1401 und den zunächst darauf folgenden) die Dichtkunst gepflegt hatte, die ihm stets treue Begleiterin war, ohne daß er jedoch nach Dichterruhm gestrebt hätte. Wenn er in seinen Gedichten an den Reimen Etwas vergessen habe, sagt er irgendwo, so möge es ein Anderer besser machen, er könne sich damit nicht abgeben; auch habe er meistens in Wäldern und Äuen gedichtet und sei dazü geritten. Wenn seine Gedichte daher auch nicht ganz vollkommen wären, so solle man darob nicht lachen. Und in einem andern Gedichte sagt er, nachdem er berichtet, daß er den Titurel, die Blume aller deutschen Bücher, gelesen, und sich bemüht habe, nach dessen Vorbilde zu reimen, was ihm aber nicht gelungen sei: „So singt ja auch der Gancz Mit der Nactigall in dem Raten; So dichte auch ich!“ Daher erscheinen aber auch Hugo's Lieder als freie Ergüsse seines dichterischen Geistes, der sich in keine Form wollte einwängen lassen, weil er auch nur für sich und zu seinem eigenen Vergnügen dichtete. So sehr seine Gedichte aber eben deshalb in der Form zurückstehen, so gewinnen sie nur desto mehr durch ihre Frische und ungezwungene Natürlichkeit. Allerdings ließ er die alten Minnesinger auf sich wirken, denen er, wenn auch nicht in der äußeren Gestalt, doch in Inhalt und Anschauungsweise nachempfand; zugleich gab er sich aber auch dem Einflusse des Volksthaliedes hin, so daß sich in seinen Liedern eine merkwürdige, aber nicht unangenehme Mischung beider Richtungen kundgibt. Doch gilt dies vorzugsweise von seinen Minneliedern und Briefen, zu welchen ihm sein getreuer Knecht Burk Wangelst in Begrenz die Melodien machte, während seine übrigen mehr didaktischen Gedichte oder Reden, wie er sie nennt, in ihrer meistens allegorischen Färbung sich über das Gewöhnliche nicht erheben.

1. Minnelied.

1. Mir bkam ain gsell am mayen tag
und bracht mir lufft von orient:
mit botschaft lieb, das ich euch sag,
die red, die ist mit lust benent.

2. Vil sach, die vacht mit grünen an,
da mit die welt sich neren tuot:
der may mit fröden auff dem plan,
da von so habent hohen muot.

3. Die vogel singent über al
quint und quart mensur
mit mangem süessen lieben schal,
etleicher halt tenur.

4. Otaf die stimm erhellen tuot
in wald und auff gevilde
manig vogel frey gar hochgemuot,
sein fleigen, das ist wilde.

5. Meng blüemli rot und bla in blaw
gar liepleich sint entsprungen,

da bey so vintd man ytal graw,
grüen ist darin gedrunge.

6. Bläemli gel, brun und weysz
gar liepleich sind entsprossen;
der may mit allem seinem fleysz,
mit taw sind sy begossen.

7. Meng blatt gekrispelt und gebogen,
hin und her gezindelt,
auff mengem holtz gar unversmogen,
etleichs ist gewindelt.

8. Da für hort ich ein süessen don
ausz frawen mund erhellen;
das gæb mir frödenreichen lon
für vogel und für schellen.

9. Ir mündli rot für bluomen schein
ist liepleich anzusehen;
ir zenly weysz und da bey vein,
die sicht man aussaher brehen.

10. Ir bräwli brawn by augen clar
mit scharpfen lieben blikken:
der selben bluomen nem ich war,
die kunnent hertzen strikken.

11. Ir har ist gel für bluomen schein,
blaw stet in irem hertzen;
grüen ist sy gesund und ytal vein:
das kan wol wenden smertzen.

12. Es möcht leicht sein, ich red zevil,
meiner sel tæb bas ein sweygen.
Ich lob die weyb für salten spil,
für harpfen und für geigen.

13. Orgellen don und pfeiffen schal,
boggen laut erhellen,
das hat gen frawen doch kain wal,
als raussen gegen schellen.

14. Busunen schal und gloggen klang,
es ist als guot nit ze hoeren,
und dartzuo aller vogelsang:
es mag nicht muot enboeren.

15. Als tuont die weib auff erden hie
vor allen creaturen:
lieber ding gesach ich nie,
sie sind zwar guot für trawen.

16. Wer schelkht die weib und übel spricht,
es wird in noch gerewen,
ain zaichen, das er ist ain wicht,
sein ungelückh wird sich newen.

17. Verdorben hie, ald eren bloss,
es ist doch dikoh beschehen;
der frawen wird er selten genosz,
hør ich die weysen jehen.

18. Ir werden weib und töchterlein,
gedenken mein zem besten;
Got hab euch in den hulden sein,
uwer lob wil ich ie gesten.

19. Ir bkent mich nicht, ich bkenn euch wol,
ir kunnent laid vertreyben;
die sælgen weib sind tugent vol,
glückh müessz zuo euch scheiben.

2. Ein Brief.

1. Ich schrib dir gern cluoge wort:
so hast du mein hertz gefangen;

mein lieber puol, mein höchster hort,
du haasts in deinen banden.

2. Von gold ain ketten, die ist vein,
damit hast du es beschlossn:
dein aigen wil es yemer sein;
des ist es unverdrossen.

3. Und hat mir newleich potschaff getan,
es well sich von mir ziehen,
uud well in dinem dinst bestan,
zuo deiner liebi fliehen.

4. Und spricht, das es kain anders treib:
es well by dir beleiben
(im gefel auff erd nie bas ein weib),
zuo deiner liebi scheiben.

5. Also hast du mir das hertz abtrüning ge-
machen
mit gewalt an alle fürbott;
ich muoss meins schaden selber laohen.
Uns baide behüet der ewig Gott.

6. Ich chan mich zwar nicht ab dir clagen:
du tuost meinem hertzen gnotleich;
so wil ich ye die warhait sagen:
bei dir so ist es frödenreich.

7. Geben nach crists gebürt vierzehn hun-
dert jar
(das schreib ich dir mit einem wort),
und in dem andern; das ist war,
mein lieber puol, mein höchster hort!

Döwald von Wolfenstein.



Unter den wenigen ritterlichen Dichtern dieser
Zeit, welche den abgestorbenen Minnegefang wieder
zu beleben suchten, nimmt Döwald von Wol-
fenstein (oder, wie er auch einfach heißt, der

Wolfensteiner) unstreitig eine der ersten Stel-
len ein, und das Interesse, welches er hierdurch
auf sich zieht, wird noch durch sein bewegtes, an
Abentauern jeglicher Art reiches Leben nicht wenig
erhöht. Denn Döwald ist auch zugleich einer der
wenigen adeligen Sänger, von dessen Lebensum-
ständen wir genauere Kunde haben, vielleicht weil
er auch einer der wenigen Ritter ist, dessen Leben
wahrhaft Merkwürdiges darbietet. Im J. 1367
zu Gröben in Tyrol geboren, fiel seine Jugend in
eine äußerst bewegte Zeit, die auch für seine Hei-
mat bedeutungsvoll war, denn in der Schlacht bei
Sempach war der Kern des Adels von Tyrol an der
Seite Leopolds gefallen. Einige Jahre darauf
(1395) begleitete er nebst dem Grafen Hugo von
Montfort den Herzog Albrecht auf seiner Wallfahrt
ins heilige Land, und besuchte mit ihm die Nord-
küste von Afrika. Als er wieder in die Heimat zu-
rückgekehrt war, fand er bald Gelegenheit, an den
öffentlichen Angelegenheiten derselben Theil zu neh-
men. In Folge der Siege, welche die Appenzeller
(1403—1405) gegen ihren tyrannischen Abt Kuno
von Staufien und dessen Bundesgenossen, den Her-
zog Friedrich von Oestreich, errungen hatten, war
eine große Gährung im Landvolke von Tyrol ent-
standen, welches sich an die Appenzeller anzuschlie-
ßen wünschte. Um dieser Gährung entgegenzuwir-
ken und gegen allfällige Angriffe der Eidgenossen
gerüstet zu sein, hatte der Adel von Tyrol den
sogenannten Elephantenbund gestiftet, an welchem
auch Döwald thätigen Antheil nahm. Doch drängte
es ihn bald wieder hinaus in die Welt; er nahm
Dienste bei Kaiser Siegmund, und er reiste nun
bald als Gesandter, bald als Begleiter desselben
nach England, Frankreich und Spanien zum Be-
hufe der Kirchenvereinigung und des Constanzer
Conciliums. In Spanien gewann er die Gunst
der schönen Königin von Aragonien, die ihm eine
goldene Kette schenkte und den Greifenorden ver-
lieh, den er von da an beständig trug. Während
des Zwistes der beiden Brüder Ernst und Friedrich
von Oestreich, der während der Kirchenversamm-
lung in Constanz ausgebrochen war, schloß sich der
Adel an Herzog Ernst an, während die Bürger
und die Landleute auf die Seite Friedrichs getreten
waren. Darob erzürnte dieser und sogleich nach
geschlossenem Frieden zog er gegen den abtrünnigen
Adel, zunächst gegen Döwald und seine Brüder,
die er aus ihren Burgen vertrieb. Nur die Burg
Greifenstein, wohin sie sich zuletzt geflüchtet hat-
ten, widerstand den Angriffen des Herzogs, so daß
er endlich die Belagerung aufgeben mußte und Dö-
wald sich in Ruhe auf seine ihm noch übriggebliebenen
Burgen zurückziehen konnte. Doch hatte er
während eines Sturmes das rechte Auge durch ei-
nen Pfeilschuß verloren. Im J. 1419 zog er gegen
die Hussiten nach Böhmen, wo er, wie immer, mit
großer Tapferkeit focht. Dies war jedoch sein letz-
ter Kriegszug; er kehrte nach demselben für immer
nach seiner Burg Hauenstein zurück, wo er sich ganz
der Dichtkunst widmete. Er starb 1445 in seinem
78. Jahre, nachdem er zweimal vermählt gewesen.

Leider sind seine Dichtungen noch nicht durch
den Druck veröffentlicht, und wir müssen uns bei
der Beurtheilung derselben auf diejenigen stützen,
denen es vergönnt war, sie in der Handschrift zu
lesen. Nach ihnen sollen sie in Bezug auf die
Form, vornämlich aber ihrem Inhalte nach von

reicher Mannigfaltigkeit sein, welche den umfassenden, vornämlich durch seine Belterfahrung gebildeten Geist des Dichters bezeugen. Er hat zahlreiche Minnelieder und geistliche Gesänge, unter welchen sich auch Nachbildungen lateinischer Hymnen befinden sollen, sodann mehrere gereimte Lebensgeschichten, politische Lehr- und Spottgedichte verfaßt; diesen werden jedoch seine volkstümlichen Liebes- und Naturlieder weit vorgezogen, in denen sich ächt dichterische Begabung ausprechen soll. Wir kennen von diesen nur ein Trinklied, das allerdings in ächt volkstümlicher Weise gehalten ist und von Lebenslust sprüht, diese aber in so roher Weise ausdrückt, daß wir Bedenken tragen mußten, es aufzunehmen. Andere mögen in edlerer Weise gehalten sein. In den Minneliedern sucht er, wie schon oben angedeutet, die höfische Poesie wieder zu verjüngen, und es ist ihm, wie selbst schon die wenigen bekannten Lieder zeigen, wenigstens in der Weise gelungen, daß er die Gefühls- und Anschauungsweise der ritterlichen Dichter sich völlig zu eigen macht. Viele von seinen Gedichten sollen merkwürdige Schilderungen enthalten, die er wahrscheinlich seinen vielfachen Reisen und Abenteuern entnommen hat, und diese mögen allerdings mannigfachen Interesse gewähren. In einer Reihe von Minneliedern besingt er die schöne Königin von Aragonien; alle aber sind trotz der immerhin rohen Sprache durch richtige musikalische Behandlung ausgezeichnet, wie er sie denn selbst componirte.

1. An die Geliebte.

1. Hercz, mut, leib, sel und was ich han,
das fröwt ein lieplich angesicht;
dem sol ich wesen undertan,
zu dienen stetlich gericht.

2. Frow, du solt unvergessen sein
in meinem herczen ewiglich:
und wer das ouch der wille dein,
so ward nye kaiser mein gelich.

3. Ich wolt, du wesst an als gever
mein freuntschaft halb, die ich dir trag,
zwar du erfurst vil lieber mer
von dir zu mir an alle frag.

4. Wie fere ich bin, so nahet mir
inbrünstlich dein stolzer leib,
senlich darnach stet mein begier:
du fröwt mich zwar für alle weib.

2. Guter Rath.

1. Ich haiz es wol ain grosze not,
der lieb zu ainer frawen hatt,
und irs nit kunt sol tuon.

Der hat auch vil belangen,
wann senen hat in umbfängen,
und hat ouch selten suon.

Wann er sy ane plicket,
die in umbfängen hatt,
sein hertz in lieb erschricket,
rott varb das an im schicket,
darnach in plaich er statt.

2. Wer lieb zu ainer frawen hatt,
der tuo irs kunt, das ist mein ratt;
das frät im sein gemüt.

Verlangen hilffet in gar clain,
so das nit waiz die zart, die rain,
leicht tröstet dich ir göt;

Ob du dich ir ersaigest,

fräd mag dir werden kunt,
und dich ir fründtlich naigest
(schweigen ist das saigest),
dich tröst ir rotter munt.

3. Gewert dich dann die rain, die guot,
die vein, die zart, die wolgemuot,
das sy pleibt an dir vest:

Fründtlich solt mit ir spilen,
gar haimlich und gar stille,
und schweig — das ist das pest.

Wann schweigen, das ist allzeit guot,
wer lieb nun pflegen wil:
schweigen beheltet er und guot,
das claffen warlich nit entuot,
und ist ein främdes spil.

4. Wann dich die lieb an schawet,
und dir im hertzen trawet,
das du verschwigen bist,

Wie mag sy dein emperen?
Ir fräd, die muoz sich meren,
und lebt on argen list.

Sy ist on alle sorgen,
waiz sy die stett by dir:
den aubent und den morgen
hist in ir hertz verporgen
in triu und lieber gir.

5. Wer wolt mer fräden begeren,
wann im sein morgenstern
lieplichen sich ersaigt?

So er wird schon umbfängen,
und sicht die vor im prangen,
zu der sein hertz sich naigt?

Fräd dient man wol mit schweigen
ja umb die fräwlin zart,
Gott tett die claffer saigen:
ich gib mich gantz ze aigen
meinem aller liebsten hort.

Heinrich von Laufenberg.

Wann Heinrich von Laufenberg geboren wurde, ist unbekannt, dagegen wissen wir, daß er aus Laufenberg am Rhein stammte. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Priester, später Dekan des Domkapitels in Freiburg im Breisgau, in welcher Eigenschaft er bis zum Jahre 1445 verblieb, in welchem er sich von der Welt zurückzog und in das Johanniterkloster zu Straßburg trat. Dort wird er wohl auch gestorben sein, doch ist das Jahr seines Todes unbekannt.

Heinrich von Laufenberg ist der bedeutendste und fruchtbarste Dichter geistlicher Lieder im fünfzehnten Jahrhundert, und er ist eben deswegen gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenlieds geblieben. Seine geistlichen Lieder sind sehr mannigfaltiger Art. In den frühesten mögen wohl die Nachbildungen oder Uebersetzungen alter lateinischer Kirchengesänge gehören, in denen er die Schönheit und den tieferen Sinn freilich oft der wörtlichen Uebersetzung oder auch dem Reime aufopfert, wie in der Uebersetzung des schönen Ambrosianischen Lobgesangs: „Veni redemptor“ (3). Manchmal hat er sogar die deutsche Uebersetzung an den lateinischen Text, den er übrigens erweitert, unmittelbar angeschlossen. *) In

*) Solcher Art ist die Uebersetzung der bekannten Hymne: „Ave, maris stella“, deren erste Strophe also lautet:

dieser Weise hat er auch selbstständige Lieder gedichtet, sich aber nicht immer begnügt, die deutschen Zellen mit lateinischen abzuwechseln zu lassen, sondern auch manchmal lateinische und deutsche Wörter wunderlich durcheinander gemischt. *) Unter seinen rein deutschen Liedern sind weitans die meisten dem Preise der heil. Jungfrau gewidmet, unter welchen sich auch einige größere Gedichte befinden, die, wie „Unser frowen krenzlin“, „Unser frowen vingerlin“, „Unser frowen schäppelin“ mit geschmacklosen Bildern überladen sind, indem er von diesem Kranz oder Ring ungefähr in der Art dichtet, wie Hugo von Langenstein von dem Kopfschmuck der heiligen Martina (f. o. S. 470). Weitans die besten Lieder Heinrichs von Laufenberg sind diejenigen, in welchen er weltliche Gesänge und vorzüglich bekannte Volkslieder geistlich umblüdete, wie das „Lob der heiligen Jungfrau“ (2) oder „An meine Seele“ (4), vor Allen aber das schöne, tiefgefühlte Lied „Heimweh“ (1), welches freilich seine andern Gedichte in Sprache, Darstellung und wahrhaft poetischer Anschauung so unverkennbar überragt, daß es Umland nicht für ein Erguß unferes Dichters, sondern für ein ursprüngliches Volkslied zu halten scheint. **)

1. Heimweh.

1. Ich wölt, daz ich deheime wer
und aller welte trost enber.
2. Ich mein doheim in himelrich,
do ich Got schowet ewenlich.
3. Woluf, min sel, und rñht dich dar!
do wartet din der engel schar.
4. Won alle welt ist dir ze clein,
du kumest denne wider hein.
5. Dohein ist leben one tot
und gangi fröiden alle not
6. Do ist gesuntheit one we
und wäret hüt und iemer me.
7. Do sind doch tusend jor als hüt
und ist ouch kein verdriessen nüt.
8. Woluf, min herz und all min muot,
und suoch daz guot ob allem guot!
9. Waz daz nüt ist, das schetz gar olein
und jomer allzit wider hein!
10. Du hast doch hie kein bleiben nüt,
es si morn oder es si hüt.
11. Sid es denn anders nüt mag sin,
so vluch der welte valschen schin!

*Ave, maris stella, bis grüest ein stern im mer,
tu verbi dei cella, du Gotes muoter her,
dei mater alma, du Gotz gebærerin,
tu virtutum palma, du aller tugent schrin,
atque semper virgo, du muoter, küsche meit,
tu plena dei verbo, als Gabriele seit,
felix celi porta, die sah Ezechiel,
per te est salus orta, der war Emanuel.*

*) So heißt die dritte Strophe des Lieds: „Salve, bis grüest.“

*Sancta colorum conditrix,
du edli Gotes genitrix,
quid sol ich de te singen,
cum cuncti de te
vil lobend wunder dingen?
So rñessend wir dich omnes an,
und gerend din levamen;
alpha et o,
nun mach uns fro,
nun und ouch semper, Amen.*

**) Hñte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. I, 2. S. 1037.

12. Und rñw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!

13. Alde, welt! Got gesegen dich:
ioh var dahin gen himelrich!

2. Preis der heiligen Jungfrau.

1. Ich weiss ein stolze maget vin,
ein edli künigin,
Ich weiss in himels landen
kein höher keiserin.
Sölt ich ir lob nun sagen
und all geschrift erfragen,
daz wer der wille min.

2. Got grüess ouch, edli keiszin,
Got het ouch userwelt
Ein muoter, maget reine,
ir suht im wol gevelt,
Ir edler magetuome,
ein wissir gilgen bluome,
zu dem sich Got geselt.

3. Daz wort des vaters eine
vom himel usse trang
In dich, du maget reine,
din küsch in dar zuo zwang,
Daz er us vaters schosse
wolt werden min genosse:
ich hatz begeret lang.

4. Got nam si gar behende
bi siner gnaden hand,
Er furt si an ein ende,
do si all tugent vant.
Mer Gabriel si prisiet,
der heilig geist si wiset
mit siner minne band.

5. Daz edel weissen korne
het si gemalen wol,
Die maget hoch geborne
ist aller gnoden vol:
Si kan den stein wol billen
nach irem liebsten willen,
der uns behalten sol.

6. Si kan die müeli rñhten,
da Got sin gnade malt,
Und unser sünd vernihten
won si het sin gewalt.
Ach, edli maget gnute,
güss uber uns sin bluote,
wesch, waz im missevalt.

7. Loss an daz wasser fliessen
der edlen gnaden din
Jhesum den vil süessen,
wan ich ein sündin bin.
Ach keiserin gar stolze,
der für mich hieng am holze,
den bit mir gnedig sin!

8. Daz körnli ward gemalen
ze reinem simel meal
All in der menscheit schalen,
do es ward bleich und gel:
Uf mittendag ze none
daz weissen körnli frone
gab für uns hut und vel.

9. Dar us so ward gebachen
daz edel himel brot:
Min sel, des soltu lachen,
wan es was dir gar not.

Das sol dir spise geben
bis in das ewig leben,
da als din leid zergot.

3. Veni redemptor.

1. Kum her, erlöser volkes schar,
erzöig din ghurt der megde clar,
das wundert alle welt gemein,
wan solich ghurt zimt Got allein.

2. Nüt von mannlichem samen ist,
denn us des helgen geistes frist
Gotz wort die menscheit an sich nan,
die frucht des libs hat blüejet schon.

3. Der megde lib gewahsen hat,
ir küscher lib beslossen stat,
die van der tugent schinend har,
Got in sim tempel nement war.

4. Us gat er von dem gaden sin
und us der megde küniglich schriu,
der zweiget ris in siner substanz,
daz er den weg lauf frölich ganz.

5. Sin usgang von dem vater was,
sin widergang in vaters schas,
sin uslouf unz in hellen pfuol,
sin widerlouf suo Gotes stuol.

6. Gleich bistu vaters ewikeit,
nun gürt dich bald in libes cleit,
die krankheit unsers libes ser,
mit tugent sterk uns iemermer.

7. Din kripln nun uns allen schint,
ein nüwes licht die naht enzünt,
das ouch kein naht erlöschen kan,
das leht sönd wir im glouben han.

8. Got vater si nun lob geseit
und sinem sun in ewikeit,
mit dem geist, der uns trösten wil
nun und allzit an endes sil. Amen.

4. An meine Seele.

1. Ach döhterlin, min sel gemeit,
wiltu der hell endrinnen
und schowen Got in ewikeit,
so ker din muot von hinnen.

2. Din fründ, vater und muoter din,
gewalt der zit und ereu,
daz muost du alles lassen sin,
wiltu ze Got dich keren.

3. Die welt gat in den sünden naht
und irret in den sinnen:
ach edle sele, daz betracht
und ker din herz von hinnen.

4. Halt us mit rüwens bitterkeit,
din herz soltu verbinden.
und wer es aller welte leit,
so hüet dich vor den sünden.

5. Got füert dich zuo der rechten hand
us diser welt ellende,
und setz dich in daz vater land,
do frönd het niemer ende.

6. Do blibst du dag und ouch die naht
mit Gottes minn umvangen,
waz herzen fröuden ie erdaht,
die hest on als belangen.

7. Stand uf, stand uf, du sele min,
er dich ze Gotes muoter,

und bit die edle künigin,
daz si dich hab in huote.

8. Sprich wilkom, edli künigin,
die gnad vor Got het funden,
enphah mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9. Es ist mir dick und vil geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der valschen welte trugenheit:
nun sich ichs mit den ougen.

10. Slah mirs nit under ougen min,
laaz mich dich, herr, erbarmen:
ach, durch die edle muoter din,
enphah mich in din armen!

Michael Beheim.

Wir werden in dem der epischen Poesie gewidmeten Abschnitt auf Michael Beheim und dessen merkwürdiges Leben zurückkommen; seine lyrischen Gedichte, zu welchen wir auch die religiös-didaktischen rechnen, da sie in lyrischen Strophenformen abgefaßt sind, können nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß geben. Es läßt sich von ihnen nur ihre große Anzahl rühmen, wenn dies überhaupt ein Ruhm sein kann, so wie die Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes; dagegen sind sie in Bezug auf Darstellung und Inhalt durchaus unbedeutend. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß sich in seinen zahlreichen Liedern manche glückliche und selbst schöne Gedanken finden, aber sie werden durch einen solchen Schwall gemüthlicher und geistloser Lebensarten so sehr verdunkelt, und zudem durch die rohe und unbeholfene Sprache so verunstaltet, daß sie selten oder nie in ihrer Bedeutsamkeit hervortreten. Beheim gehört im vollen Sinne des Wortes schon zu den späteren Meisterängern, welche das Wesen der Poesie in der äußeren Form suchten, die sie doch nicht zu beherrschen verstanden; deshalb tragen auch alle seine lyrischen Dichtungen den unanveränderbaren Charakter der „Meisterfingerkunst“, sie mögen religiösen oder weltlichen Inhalts sein, sie mögen von der Poesie und den Sängern, von der Liebe und Natur handeln, oder das Lob der Fürsten besingen, oder ins Gebiet der epischen Poesie hinübergreifen und Sagen, Märchen oder balladenähnliche Geschichten, oder endlich Jüge aus seinem Leben erzählen, wie von seiner Meerfahrt oder von seiner Geburt und seinem Herkommen. Alles ist gleich steif und geschmacklos. Eines seiner besten Gedichte ist das von uns mitgetheilte. So wahr jedoch der Satz ist, daß die Grube der Poesie unerschöpflich sei, so wenig kann uns der Dichter überzeugen, daß er diese Grube gefunden habe, und wir werden, seinem stolzen Selbstgefühl gegenüber, unwillkürlich an die bescheidene Aeußerung Arnolds erinnert, der doch ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war (s. o. S. 90 u. 93. Rr. 15).

Trommeten-weisz.

Wie Michel Beham zuerst sein kunst hat funde.

1. Ich kam uf ein gevilde,
ich Michel Beham von Weinsperg Sultzbach,
in ein gebürg, was wilde,
da was vil wunderlohs gevertz.
Da stunt ein silber grube,

mein hertz was fro, da ich sie anesach,
dareyn ich mich nun hube
und wolt da suchen silber ertz.

Ich spurt vil greber, die da wern gewesen
und vor mir heten graben.
Das oberst, daz gut was zu gewinnen, daz was
als dahin,

ich kund nichts vinden me:
des must ich armer lang zeit schnaben.
Die ersten funden ertz gar mancherle,
wie sie es wolten haben,
darumb was gross der ir gewin.

2. Wann sie nun gruben desse,
so furen sie dann hin und slugen gelt
dort in der künsten esse:
sie slugen mancher hande brech,

Die in den landen gingen,
wann sie gaben sie auss in all die welt,
man hort sie noch erklingen,
reichleichen schallen ir gesprech.

Nu stalt ich mich gar emmszlichen do zu werk,
ich sprach: „Der abenteure,
der wil ich han, oder ich wil graben bis an
mein end.

Ich grub mit gantzer sterck
durch herte vels und stein gemeure.
Do ich lang zeit und tieff grub in den berck,
do gab mir Got sein steure,
daz ich vant ertz wal neüner hant.

3. Davon so wil ich müntzen
daz brech, daz mir nieman verslahen kan;
mein hamer, der musz clüntzen,
ob mir nu Got daz leben frist.

Welt ich noch tieffer hawen,
ich fund ir leihter mer, kœm ich daran,
ich sofft, ez solt mir zawen;
wann der berg nit zu leren ist.

Daz graben ist getiht, daz ertz beteutet dœn,
die müntz geleichet singen,
den perck zel ich zu musika der edeln kunst
vil her.

Manch tumer hat die wœn,
man kann kain don nit mer volbringen:
ir sein noch vil on zal manchveltig schön,
die nummer gar entspringen;
wann musica, die würt nit ler.

Hans Rosenblüt.

Obgleich Hans Rosenblüt, zu benannt der
Schnepperer, vorzugeweise durch seine Schwänke
und seine Gastnachtspiele berühmt geworden ist, so
gebührt ihm doch auch wegen seiner Weingröße
und Weinsegen eine ausgezeichnete Stelle unter
den Lyrikern seiner Zeit, und dieselben sind seinen
übrigen Dichtungen vielleicht sogar vorzuziehen,
jedemfalls aber gleichzustellen. Während er in seinen
Schwänken und Dramen den Uebermuth bis zur
unanständigen Ausgelassenheit steigert und Liebes-
händel und Liebesabenteuer mit der nacktesten Wahr-
heit schildert, überschreitet er in den Weinslebern
niemals die Gränzen der erlaubten Lebenslust. Die
Freude am Wein und am Trinken ist nicht bloß sinn-
licher Natur; sie wird vielmehr von der lebenswär-
digsten Gemüthslichkeit getragen, vor welcher keine
Rohheit bestehen kann, die aber auch über die un-

tergeordneten Verhältnisse Reiz und Zauber ver-
breitet.

Rosenblüt hat diese Lieber oder vielmehr Sprüche,
achtzehn an der Zahl, in einem Büchlein gesammelt,
und zwar so, daß je auf einen Weingruß vor dem
Trinken ein Weinsegen nach dem Trinken folgt.
Wir theilen einige der schönsten mit.

1. Weingruss.

Nu grusse dich Got, du edels getrangk!
frisch mir mein lebern, sie ist krank.
mit deinen gesunten heylsamen tropfen:
du kanst mir all mein trawer verstopfen.
5 Selig sey der hecker, der umb dich hackt;
selig sey der leser, der dich abtzwackt
und dich in ein kubel legt;
selig sey der, der dich in die kaltern tregt;
selig sey der putner und die hant,
10 der dich mit reiffen umb pant,
und dir da macht ein hultsein hawsz;
selig sey der, der dich ruffet awsz;
selig sey der wirdt, der schenken erdacht;
selig sey der pot, der dich herebracht;
15 selig sey der, der dich hat eingeschueckt;
un selig sey der, der ein solliches erdenckt,
das man die mass sol machen clein!
Nu behut dich Got vor dem hagelstein
und vor des kalten reiffes frost,
20 du ganze labung, du halbe kost!
Nu muszen alle die selig sein,
die do gern trincken wein;
den musz Got allzeit wein bescheren
und speise, damit sie den leib erneren.
25 So wil ich der erst sein, der ansacht,
und wil einen trunck wol tun und recht.

2. Weinsegen.

Nu gesegen dich Got, du allerliebster trost!
Du hast mich oft von groszem durst erlost,
und jagst mir alle mein sorge hinweg,
und machest mir alle mein glieder keck.
5 Wenn du machest manchen pettler frolich,
der alle nacht leyt auf einem bosen strolich;
so machst du tannitzen munchen und nunen,
das sie nicht teten, truncken sie prunnen;
so machst du manchen hantwerckman,
10 das er in einem zurissen cleyt muss gan.
Die alten pawren in den dörffen,
der hast du manchen in das kot geworffen,
wan sie sich nesteln an ein weinreben.
Das sey dir alles vor Got vergeben,
15 und ich gepewt dir bey bepstlichen bannen,
du seist bey frauen oder bey mannen,
so kum herwider zu rechten zeiten,
wenn ich den munt oft in die swem muss
reyten.

3. Weingruss.

Nu grusse dich Got, du lieber trunck!
Ich was dir holt, da ich was jungk:
so wil ich im alter nit von dir weichen:
ich wil dir nacht und tag nachschleichen.
5 Und wo du bist, da bin ich gern,
wenn ich kan krawsen und pecher lern,
und auch wol slawchen awsz dem glas:
das lernt ich wol, da ich jungk was;
doch dunckt mich, ich thu im alter auch recht.
10 Alle meine freunde haben dich nie versmeht,

- wann du zewhest an dich, als der mangnet,
 Mancher zu mittage zu dir geht,
 der kawm von dir kumpt zu mitternacht:
 das haben dein süesze zug gemacht.
- 15 Und wurffest du ir zehen nachts in das kot
 ernider,
 so gingen sie doch des morgens alle gern
 hinwider,
 und suchen sollich lieb und fruntschaft zu dir,
 sam werest du ir leiplicher pruder.
- 20 Alle juden, heyden und crysten, die piten,
 das Got beschawern wolle und befriden
 den stock und die reben, daran du hangest.
 Wenn du so lieplich vor mir prangest,
 wie mochte ich dir das ummer versagen?
 Ich muste dich herein giesen in mein kragen.

4. Weinsegen.

- Nu gesegen dich Got, du krafftreiche labung,
 du wol zeltende sanfft drabung,
 du süeszes meyenpad meiner zungen!
 Du frischt mir die lebern und feuchtest mir
 die lungen,
- 5 als wenn es auf durren acker tawt.
 Wenn man dich in einem gleslein schawt,
 so kan man deines herren frumkeyt schetzen,
 ob er dich gefelscht hab mit dem vetzen,
 das er mit dir treybt uber jar,
- 10 mit milch und ouch mit eyer klar,
 mit steinsaltz und auch mit sweinen swartten,
 damit der kelerknecht dein musz warten,
 mit sennff, mit weydaschen und mit troppf-
 wurtz,
 davon dein edel nympt oft untersturtz.
- 15 Der zoll, der hat dich ubel gesmaltzen;
 so hat dich das ungelt gar versaltzen:
 das prufen die armen in der taschen.
 Wenn man dir dann den spunt sol waschen,
 so muszen zweintzig masz zulauffen.
- 20 Wer das dann für wein wil verkauffen,
 der wil seinen nechsten als trewlich betzalen,
 als einer, der gut mele awsz mewszkost wil
 malen.

5. Weingrusz.

- Gott grusz dich weyn, und auch dein kraft!
 an dir ligt grosze meisterschaft;
 - unmässig grosz ist dein gewalt,
 denn du erfrouwest jung und alt,
- 5 und gibst auch sterck vil manchem man.
 Wenn er zum sturm und streit sol gan,
 so scheucht er weder wurff noch schleg;
 er steygt durch stauden und geheg,
 hat er den weyn mit kraft verschlossen:
- 10 er ist zu fechten unverdrosen.
 Hat er den kerausz in der stiern,
 so glangt im auch wol zu hofern,
 zu tanzten reyen und zu springen,
 den stein zu werfen und zu ringen.
- 15 Fürwar, so darf sein nieman beyten:
 er ist zu stürmen und zu streyten
 gar kün und darzu unverdrosen.
 Hat er des weynes kraft genossen,
 so streyt er künlich mit der parten,
- 20 und hawet manche grosze scharten
 durch herten harnisch und durch platten;
 auch niemand darf im darzu ratten.

Allein der weyn, der macht in starck:
 solt er verschlahen zehen mark,
 25 das wer jm als ein schlehen kern.
 Darumb wil ich dich trincken gern,
 seyt du hast solch sterck und gewalt:
 des sol dir dienen jung und alt.

6. Weinsegen.

- Gott gesegen dich, wein, und ouch dein gü!
 Sich kümmert seer das mein gemüt,
 dasz ich ein wenig möchte dichten:
 so kan ichs nirgends ausgerichten.
- 5 Ich wil mein leyd mit dir verschranken:
 du tröstest auch gar manchen kranken,
 weyb und man, priester und leyn.
 Ich wil noch tanzten an dem reyen,
 dieweyl ich nur mag aufgehoppfen:
- 10 dann deine süesz und edel tropfen
 schmacken mir wol auf meiner zungen.
 Darumb gebeut ich alt und jungen,
 dasz sie halten den wein in eeren:
 der kan uns unser leid verkeren.

Zeit Weber.

Es wird allgemein angenommen, daß Zeit We-
 ber aus Freiburg im Breisgau gebürtig war; be-
 weisende Gründe für diese Behauptung liegen zwar
 nicht vor, es ist vielmehr die Andeutung, auf welche
 sie sich stützt, sehr ungenügend; man wird sich je-
 doch an diese halten müssen, so lange es nicht ge-
 lingt, bestimmtere Beweise aufzufinden. Zeit We-
 ber schließt nämlich eines seiner Lieder mit folgenden
 Worten: „Vit Weber ouch ist er genant, Zu Fri-
 burg im Brisgawe Ist er gar wol erkannt.“ Es
 ist dies aber eine nicht ungewöhnliche Formel der
 damaligen Dichter, ihre Heimat oder ihren Wohn-
 ort zu bezeichnen. In einem andern Liede findet
 sich eine lobende Erwähnung von Freiburg, zwar
 ohne daß eine Beziehung auf den Dichter ausgespro-
 chen würde, allein mit unverkennbarer Vorliebe für
 diese Stadt, da er ihr eine ganze Strophe widmet,
 während alle übrigen Städte und Länder nur in
 kurzen Zügen geschildert werden.*)

Zeit Weber war ohne Zweifel ein wandernder
 Sänger, vielleicht war er daneben ein öffentlich an-
 gestellter Dichter, ungefähr in derselben Weise wie
 die etwas späteren Spruchspröcher (s. o. S. 587),
 nur daß er von mehreren Städten zugleich als sol-
 cher bezeichnet war, deren Schilde er zur Beglau-
 bigung an sich trug.**)

*) „Loh hör ich Fryburg jechen,
 die warend gar wol gemuot,
 man hat sy gern gesechen,
 ir harnesch, der was guot;
 es was gar ein hübsche char:
 wo sy im volck umbzugen,
 man nam ir eben war.“

Lied von dem „Strit von Grifort“ 9. Strophe — das
 aber Freiburg im Breisgau gemeint ist, erhellt daraus,
 daß es mitten unter den oberdeutschen Städten erwähnt
 ist, während die schweizerischen Städte und Länder erst spä-
 ter genannt werden.

**) Dies geht aus der ersten Strophe seines Lieder auf
 Freiburg im Uechtland hervor:

„Mit gesang vertrib ich min leben,
 vom tichten kan ich nit lan;
 darumb mir stett hand geben
 die schild, ich an mir han,
 daz ich mich dester bas mög erworren,
 und erlich kum gegangen
 für fürsten und für herren.“

eben erwähnte Stelle besagt, sein Lebensberuf, an welchen ihn aber auch innere, unwiderstehliche Neigung fesselte; wenn uns daher auch nur fünf Lieder von ihm überliefert worden sind, so darf nicht bezweifelt werden, daß er deren eine weit größere Anzahl gebichtet hat. Diejenigen, welche uns aufbewahrt worden sind, hat Diebold Schilling in seiner später zu erwähnenden Chronik mitgetheilt; sie beziehen sich sämmtlich auf die Burgunderkriege (1474–1476), an welchen der Dichter thätigen Antheil nahm; wenigstens wohnte er, wie er selbst erzählt, den Schlachten bei Herikort und Murten bei. Es sind freilich diese Lieder dem vortrefflichen Schlachtgesang Halsbaters nicht gleich zu stellen, welchen sie weder an Begeisterung und Schwung, noch an natürl. Einfachheit erreichen; allein es gehören die besseren von ihnen und insbesondere auch die „Schlacht bei Murten“ immer noch zu den gelungensten Kriegs- und Siegesliedern des Zeitraums, und übertreffen die gleichzeitigen Gesänge aus dem mittleren Deutschland durch Klarheit und lebendigen Gang, so wie durch größere Volksmäßigkeit und Darstellung, die sich namentlich auch in einzelnen ironischen Zügen kund gibt, welche hier und da mit Glück eingefügt sind, und in denen sich nicht bloß Hohn gegen den frühern Uebermuth der Besiegten, sondern auch das Selbstbewußtsein eigener Kraft und Tapferkeit ausdrückt. Vortrefflich und eines großen Dichters würdig ist in dem Liede auf die Schlacht bei Murten die natürl. Schilderung der Kampflust, welche die Eidgenossen kund geben, als ihre Führer sich vor dem Beginn der Schlacht zum Kriegsrathe versammelt hatten (Strophe 14).

1. Von dem Siege bei Murten.

1. Min hertz ist aller fröwden voll,
darumb ich aber singen sol
und wie es ist ergangen:
mich hat verlanget tag und nacht,
bisz sich der schimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlanget.

2. Der hertzog von Burgunn genant,
der kam für Murten hin gerant;
sin schaden wolt er rechen,
den man im vor Granson hat getan:
sin zelten spien er uff den plau,
Murten wolt er zerbrechen.

3. Thurn und muren schosz er ab;
darumb man im gar lützel gab:
sy lieszen es Got walten.
Dariun so warent manlich lüht;
umb der Burgunnen gabents nüt:
die statt hant sy behalten.

4. An einer nacht da stürmt er fast:
er lies ihn weder ruh noch rast:
Murten wolt er haben.
Des kament die Walchen in grosze not:
wol tusent bliben wund und tod;
mit Walchen füllt man die graben.

5. All die in Murten sind gsin,
die hand gros ehre gelegen in:
will ich von inen sagen;
und welcher es vermöcht am guot,
so riet ich das in meinem muot,
man het in zu ritter geschlagen.

6. Ein edler hauptmann wol erkant,
von Bubenberch ist ers genant,
er hat sich ehrlich gehalten;
sin büchsenmeister sehussen wol:
fürbas man nach im stellen sol,
wo man ein statt wil behalten.

7. Das wart den Eidgnoszen geseit,
und wie das Murten wer beleit;
den pund thet man in schriben:
sy solten komen, es thete not.
Wie bald man inen das entbott,
daheim wolt nieman bliben.

8. Dem edlen hertzog hochgeborn
von Lothoring, dem thet es zorn,
des Welschen ungesuge;
er kam mit mengem edelman
zu den frommen Eidgnoszen:
sinen ehren thet er genuge.

9. Des fürsten züg von Oesterrich,
Strassburg, Basel desglich,
und ander puntgenoszen,
die kament in einer groszen schaar
wol zu den Eidgnoszen dar:
in nöten wend syz nit lassen.

10. Kein hübscher volck gesach ich nie
zusamen komen uff erden hie
in kurtzer zit als balde.
Sy brachten büchsen one zahl,
vil helbarten breit und ouch schmal;
von spieszzen sach man ein walde.

11. Do man zahlt von Christ fürwar
tusent vierhundert und sibentzig jar
und das sechst was komen,
an einem samstag, ich üch sag,
an der zechen tusent rittern tag,
schuof man gar grossen frommen.

12. Do es wart an dem morgen fruo,
da ruckt man fast gen Murten zuo
durch einen grünen walde:
des wurden die in Murten fro.
Den hertzogen fand man gewaltig do:
da huob sich ein schlachten balde.

13. Eh man kam durch den wald so grünen,
do schluog man mengen ritter kün,
die man thut wol erkennen:
der hertzog von Lothoring, der was der ein.
Sy redten all zusamen gemein:
„Wir wellen vordann rennen!“

14. Ein schneller raht, der wart gethan,
wie man den hertzogen solt griffen an;
do hort ich mengen sprechen:
„Ach Got, wann hat ein end die sag?
Nun ist es doch umb mitten tag:
wenn sond wir howen und stechen?“

15. Jeglicher truog sin paner starck,
dahinten sich auch nieman verbarg,
sy hatten mannes muote;
menglich gedacht in sinem sinn,
wie man den hertzogen von Burgynn
wolt legen in rohtes bluote.

16. Die vorhuot, die zoch vornen dran;
darunder waren zwey schöne fahn:
Entlibuoch was das eine,

das ander Thun mit sinem stern;
sy warent by einander gern,
man sach ir fliechen keine.

17. Die ritter ranten vornen drin;
sy leiten all ir glenen in,
do sy ir fiend sachen:
umb ir geschütz so gabents nüt;
sy wagten alle iro hüt:
zu inen thet man sich nachen.

18. Die büchsen schuszen smitten an:
sy lüffen mit inen vornen dran;
die langen spiesz desglichen.
Den hellenbarten was so not:
damit schluog man sy vast zu tod,
die armen und die richen.

19. Sy warten sich ein kleine fast,
darnach sach man sie fliechen fast;
gar vil die wurden erstochen
der fuoszknecht und der kürisser:
das feld lag voller glen und sper,
die an ihn wurden zerbrochen.

20. Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin:
man töt sy in den hursten;
kein grosser not sah ich nie me:
ein grosse schar luff in den see,
wie wol sy nit was dürsten.

21. Sy wuten drinn bis an das künn:
dennoch schos man fast zu ihn,
als ob sy enten weren;
man schiffet zu inen und schluog sy zu tod:
der see, der wart von bluote rot;
jemmerlich hort man sy pleren.

22. Gar vil, die klummen uff die böwm,
wiewol ir nieman mocht haben gem;
man schoosz sie als die kregen:
man stachs mit spiessen über ab;
ir gefider inen kein hilf gab,
der wind mocht sy nit wegen.

23. Die schlacht wert uff zwo gantze mil:
dazwüschén lagen Walchen vil
zerhown und zerstoehen:
des dancken Gott früe unde spat,
das er der frommen gesellen tod
zu Grauson hat gerochen.

24. Wie vil ir nun ist kommen umb,
so weis ich doch nit gantz der sumin;
doch han ich gehöret sagen,
wie man hab dem weltschen mann
sechs und zwentzig tusend uff dem plan
ertrenckt und ouch erschlagen.

25. Nun glouben mir hie diser wort:
fürwar uff der Eidgnoszen ort
sind nit zwentzig mann umbkommen;
daby man wol erkenen mag,
daz sy Gott behüet nacht und tag,
die küenen und die frommen.

26. Wer ihn zu fliechen niht gesin als not,
man het sy all erschlagen tod:
so wer es worden weger.
Die sonn den bergen was als noch,
das man nit bas zu inen zoch:
man schluog sich in sin leger.

27. Das was wol einer halben mile breit,
ob tusent zelten daruff gespreit:
darvon thet man in triben;
alle sin büchsen, die er hat,
mit denen er schosz zu der statt,
die muossten alle beliben.

28. Und alle paner, die da waren,
die vor ziten sind verloren,
daran die schwenckel hingen,
die hat man inen genommen ab,
und ir ritterlichen hab,
die sy dazumal begingen.

29. Man zoch dem grafen in sin land,
schlosz und statt man ihm verbrant:
Reymond wolt nit stille sitzen;
ein schweissbad hat man ihm gemacht;
wer er drin gessen über nacht,
er hette müessen schwitzen.

30. Man treib mit ihm schaffzabelspiel:
der fenden hat er verloren vil,
die hutt ist ihm zwürent zerbrochen;
sin roch, die mochten ihn nit verfan,
sin ritter sach man trurig stan;
schoch matt ist ihm gesprochen.

31. Die Eidgnoszen heuschen ihm kein brot,
wie wol er sy für bettler hat:
sy land sich nit erschrecken;
ir bettelsteb sind spiesz und glen;
die seck stoszt man ihm in die zen,
die spüs wil ihm nit schmecken.

32. Vit Weber hat die lied gemacht;
er ist selbs gewesen an der schlacht,
des schimpfes was er verdorben:
des danket er den Eidgnoszen
und denen, so er guotes gann;
hand ihm umb anders erworben. Amen.

Martin Ryliius.

Martin Ryliius, oder eigentlich Riller, war wahrscheinlich aus Ulm gebürtig, und trat dort in das Bengenklöster, wo er die Würde eines Chorherrn erhielt. Er reiste im J. 1511 nach Wien; zwar wurde er 1515 durch seinen Prälaten wieder nach Hause berufen, er soll jedoch der Aufforderung nicht gefolgt sein, sondern später als Präpositus im österreichischen Kloster Schratenthal, aber nur 2 Jahre lang, gelebt haben und im J. 1521 gestorben sein. Er hat im J. 1517 unter dem Titel: „Passio Christi“ eine Sammlung von geistlichen Liedern herausgegeben, welche er nach den Melodien lateinischer Kirchenlieder gedichtet hatte. Dieselben sind roh und hart gereimte biblische Sprache oder Geschichten, in denen sich die streng orthodoxe Ansicht des Verfassers fundgibt. Sie sind aber deswegen merkwürdig, weil Riller sich bemühte, antike Strophenformen nachzubilden, z. B. die Sapphische Strophe (wie in dem mitgetheilten Gedichte), was wohl der erste Versuch dieser Art sein möchte, der freilich sehr ungenügend ausgefallen ist. Die meisten Lieder Rillers bestehen sich, wie der Titel seiner Sammlung schon besagt, auf die Passion; es haben aber auch die einseitenden Lieder, z. B. das vom „Sündenfall“, einen Bezug auf den Tod und die Hingebung Christi.

Die Christenlich verkündung von Gabriele Ertzengel, zu singen vnder dem thon. Vi queant laxis.

1. Nachdem den menschen Cherubin mit schaden
aussagt von fröd des Paradyss, beladen
mit schwerer sünd, das er do solt beklagen
und sünd bewainen,

2. Do wurd gemainlich guot vnd bösz verloren,
es kem dann Gott, von rainer magt geboren,
die er von ewigkeit hat auszerkoren,
möcht unnuz verainen.

3. Nun bsasz die höchst treynainigkeit, mit
namen
vatter, sein weisszhait, lieb bind sy zesamen
ain rott und bschlossz, das solt menschlichen
samen
Gott selb erlösen.

4. Bhend zuo Mariam Gabriel ward gsendet,
der auch solch bschlussred Gottes recht vollendet,
sprach: Grüess dich, vol gnad, Gott hat dich
gesegnet,
solt in geneszen.

5. Maria sagt: Gentslich in meinem hertzen
bin ich so unwerd, das ich Gott on schertzen
soll, darzuo iungfrow bleibend, on all schmerzen
von mir geben.

6. Ich bin des herren dienerin und maget,
mein will in Gott ist und mein gmüet behaget
in seiner lieb: beschäch mir in kurtzen tagen
nach dein begeren.

7. In diesem punct das ewig wort verainet
ward mit der menschheit, drum das er berainet
sunderliche mackel, als es dann beschainet
nach seinem sterben.

Volkslieder.

Es würde die Grängen unseres Buchs weit überschreiten, wollten wir auch nur eine Probe von den mannigfaltigen Gattungen der Volkslieder geben, die uns aus dem vorliegenden Zeitraume überliefert worden sind. Wir haben uns daher in der nachfolgenden Auswahl vorzugsweise auf das historische Volkslied beschränkt, weil dasselbe die Zeitverhältnisse, welche wir nur in kurzen Umrissen andeuten konnten, eben so lebendig als wahr zur Anschauung bringt. Aus der übrigen großen Masse haben wir nur wenige herausgehoben, in denen sich die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkslieds kräftig ausgeprägt finden. Die „Nonnenklage“ (1) ist durch die Limburger Chronik aufbewahrt worden, sie gehört daher zu den ältesten Volksliedern, die uns in urkundlichem Texte überliefert worden sind. In der „Nachtigall“ (2) vermischt sich das Epische mit dem Lyrischen in einer dem älteren Volksliede eigenthümlichen Weise, wie sich auch darin die Anlehnung an die Natur findet, die sich dem Volksliede stets so ungezwungen darbietet. Als Probe der komischen Behandlung ist der „Schreiber im Korb“ (3) mitgetheilt, welches vielleicht einem älteren Gedichte nachgebildet ist, möglicher Weise aber auch

auf einer im Volke lebenden Erzählung beruht. Das „Trinklied“ (4), eines der frühesten Lieder dieser Gattung, erinnert in seiner Haltung an die Weingrüße von Rosenblät.

Das erste politische Lied, das sich nur in einem Bruchstücke erhalten hat (5), ist schon oben (S. 592. Anm.) erwähnt worden; wie in diesem die Fürsten ermahnt werden, den Bedrückungen ihrer Rätthe, welche mit Geiern verglichen werden, zu steuern, und für das Wohl der Städte und überhaupt des gemeinen Mannes zu sorgen, so wird dagegen im zweiten: „die Städte“ (6) über den Uebermuth der Bürger geklagt, welche sich dem Adel und der Geistlichkeit zu widersetzen wagten. Der Dichter beklagt sich bitter darüber, daß die Bürger, welche er beständig Bauern nennt, es in Pracht und Aufwand dem Adel nachthun wollten; und er tadelt den König Sigismund, daß er den Städten Trompeten und Pfeifen erlaubt habe, welche nur den Großen gebührten. Der Krieg, den die Fürsten (er nennt die Bischöfe von Mainz, Bamberg und Eichstätt, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Grafen von Bärnberg) gegen die Städte erhoben hatten, ist ihm ein heiliger Krieg, weil diese auch Klöster und Kirchen zerstört und geplündert hätten, und er schließt, indem er dem Adel Glück zu seinem Unternehmen wünscht, auf daß die Städte sich endlich vor ihm schmiegen. — Die damals unter dem Adel herrschende Gesinnung ist mit schaudererregender Wahrheit in der „Edelmanslehre“ (7) ausgesprochen; daß übrigens nicht bloß ärmere Ritter, sondern selbst mächtigere Fürsten, wie gerade der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Kaufleute überfielen und beraubten, ist bekannt. Weniger schroff, aber ebenso anmaßend, erscheint diese Gesinnung im „Ritter und Bauer“ (8), wo aber der Bauer den Anmaßungen des edlen Herrn mit natver Kraft begegnet, und insbesondere dessen nichtigen Stolz auf „Hofzucht und Frauendienst“ mit gebührender Verachtung zurückweist. In dem Gedicht: „Epple von Geilingen“ (9) wird von dem Leben und Treiben eines der berühmtesten Raubritter des 14. Jahrhunderts berichtet, während das „Ritterlied“ (10) uns das Leben und Treiben der untergeordneten, im Dienste eines adeligen Herrn stehenden Raubgesellen anschaulich macht.

Wenn die List, deren sich, wie gegen den grausamen Epple, so gegen die meisten übrigen in Volksliedern besungenen Raubritter die Städte bedienten, um sich ihrer adeligen Feinde zu bemächtigen, eben keinen guten Eindruck macht, weil darin das Geständniß der Schwäche liegt, durch welche auch die deutschen Städte allmählich von der früheren Macht und Blüthe in Bedeutungslosigkeit herabsanken, so erfreut dagegen der muthige Sinn, der sich in den nachfolgenden Schlacht- und Siegesliedern ausspricht. Eines der herrlichsten dieser Art ist das mitgetheilte „Lied auf die Schlacht bei Dorned“ (11), welche die Eidgenossen im J. 1499 gegen die Oesterreicher und deren Verbündete gewannen, eine kleine Zahl gegen eine große Uebermacht unter der Anführung des kriegsfundigen Fürstenberg. Ein solches Lied konnte nur unter einem Volke entstehen, das Mann für Mann für seine Freiheit zu sterben bereit war, und das sich mit freudigem Muth auf die feindlichen Schaaren stürzte. Es ist aber vorzüglich diese

Schlachtkunst, welche die schweizerischen Kriegerlieder von denen der übrigen deutschen Stämme unterscheidet; denn selbst die Lieder der „Ditmarschen“ (12 u. 13) athmen nicht solche reine Freude an Krieg und Kampf, so kräftig sich in ihnen Vaterlands- und Freiheitsliebe und der unerschrockenste Heldemuth ausdrückt, der keinen Augenblick zögert, sich zur Vertheidigung der höchsten Güter auch dem mächtigsten Feinde entgegenzuwerfen. *)

1. Ronnenklage.

1. Gott geb im ein verdorben jar,
der mich macht zu einer nunnan,
und mir den schwarzen mantel gab,
den weissen rock darunt!

2. Soll ich ein nunn geworden
dann wider meinen willen,
so will ich auch einem knaben jung
seinen kummer stillen,
und stillt he mir den meinen nit,
daran mag he verliesen.

2. Die Nachtigall.

1. Augspurg ist ain kaiserliche statt,
darinn da leit mein lieb gefangen
in ainem turn, den ich wol waisz,
darnach stat mein verlangen.

2. Ich laint mein laiterlin an die maur,
ich hort mein lieb darinnen,
da erfrewt sich alles, des darinnen was,
ich hort ain vogel singen.

3. „So sing, so sing, fraw Nachtigal!
die ander waldvogelein schweigen,
so will ich dir dein gesidere
mit rotem gold beschneiden.“

4. „Mein gesidder beschneidst mir freilich nit,
ich will dir nümme singen,
ich bin ain klains waldvogelein,
ich trawe dir wol zentirnen.“

5. „Bist du ain klains waldvogelein,
so schwing dich von der erden,
daz dich des kiele maientaw nit nütz,
der kalte reif dich nit erfröre!“

6. „Und nützet mich des kiele maientaw,
so tricknet mich fraw sunne,
und wa zwai herzenlieb bei ainander seind,
die zwai sollent sich basz besinnen.“

7. Und wölcher knab in groszen sorgen leit,
und er ain schwäre burdin auff im trait,
der soll sich frewen gen der liechten sumerzeit,
dass im sein burdiu geringeret werd.

8. So han ichs von den weisen hören sagen:
groszen unmuot soll man ausz dem herzen schla-
gen,
man soll in under die tiefen erden graben,
ain frischen freien muot, des soll ein krieger
haben.

9. Zwischen berg und tiefem tal,
da leit ein freie strasse,

wer seinen buolen nit haben wöll,
der mag in wol faren lassen!“

10. Der uns das liedlein news gesang
und newes hat gesungen,
es hats getan ein krieger guot,
dem ist nit wol gelungen.

3. Der Schreiber im Korb.

1. Nun well wirs aber heben an
von ainem schreiber wolgetan,
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

2. Es gieng ain schreiber spacieren ausz,
wol an dem markt da stat ein haus.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

3. He sprach: „Gott grüesz euch, junkfraw
fein!
nun, wölt irs heint mein schlafpuol sein?“
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

4. Si sprach: „Kumt schier herwidere,
wann sich mein herr legt nidere!“
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

5. Wolhin wolhin gen mitternacht
der schreiber kam gegangen dar.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

6. Si sprach: „Mein schlafpuol solt du nit sein,
du setzest dich dann in das körbelein.“
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

7. Dem schreiber gefiel der korb nit wol,
er dorft im nit getrawen wol.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

8. Der schreiber wolt gen himel faren,
do het er weder rosz noch wagen.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

9. Si zug in auf piss an das tach,
des teufels nam siel er wider rab.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

10. Er siel so hart auf seine lend;
er sprach: „Daz dich der teufel schend!“
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

11. Pfui dich, pfui dich, du böse haut!
Ich het dir des nit zuogetraut!“
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

12. Der schreiber gäb ein guldin drum,
daz man das liedlein nimmer sung.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

13. Ain schreiber sol zu schuolen gan,
si soln ir puoln underwegen lan.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

14. Der uns das liedlein newes gesang,
ain guot gesell ist ers genant.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

4. Trunkstied.

1. Wein, wein von dem Rein,
lautter, claur und vein,
dein varb gibt gar liechten schein,
als cristall und rubein.
Du gibst medicien
für trauren; schenck du ein!
Trinck guot Kätterlein!

*) Ueber die dann folgenden zwei geistlichen Lieder „In dulci jubilo“ (14) und „Wart umbe dich“ (15) ist schon oben das Nöthige mitgetheilt worden (S. 595).

Macht rotte wängelein!

Du sönst, die allzeit pflegen, veind ze sein,
den Augustein
und die Begein;
in baiden schaiden kannst du sorg und pein,
das sy vergessen teutsch und auch latein.

2. Nye kam in ein vasz
liebers, werders nasz;
die knaben laben kannst du basz,
dan her Yppocras.
Du scheinst durch ein glas
gröner, dann ein gras.
Der momen senen kanst du das,
des sy nye vergasz.
Mit göts und gäblin machst du sämlichen plas,
das ainer mass
dem andern das
die löck flöck rüeren als den flasz.
Wer gab den rat? Von Pacharach er was.

3. Dein craft wunder tuot;
dem zagen gibst du muot,
dem argen kargen miltes pluot;
narren machst du fruot.
All mein unmuot
laszt du unverhuot
gen ainer rainen frawen guot,
die mir mein hertz durchwuot
mit süesszer, senender, ynnedlicher gluot.
Da mir gepot
ir mündlin rot
gar pillich willig was ich in den tot.
Lons hab ich nit, dann jammer und not!

5. Bruchstück eines politischen Liedes.

1. Aber so wölln wirs heben an,
wie sichs hat angespunnen:
es ist in unser herren land so gestalt,
dasz der herren rächte treiben gross gewalt;
darauff haben sie gesunnen.

2. Thüringerland, du bist ein fein gut land,
wer dich mit trewen thät meynen;
du gibst uns weitzten und desz weins so vil,
du köndtest einen landes herren wol ernehn,
und bist ein ländlin also kleine.

3. Wo der geyer auff dem gatter sitzt,
da drühen die küchlin selten:
es düncket mich fürwar ein seltzam narrenspil,
welcher herr sein rächten gehorcht zu vil,
muss mancher armer mann entgelten.

4. Ein edler herr ausz Thüringerland,
hertzog Wilhelm von Sachsen,
liesset jr die alten schwerdtgroschen wider schlahn,
als euwer voreltern haben da gethan,
so möcht euwer heyl wol wider wachsen.

5. So würden die stette von gelde reich,
so würd wider gut zietten,
so köndten auch euwr arme leut so wol beystahn,
wenn jr sie in ewren nöten thet ruffen an,
es wer zu stürmen oder zu streiten.

6. Wo das gut geld im land umbfehrt,
das haben die pfaffen und jüden;
es ist dem reichen mann alles unterthan,
die den wucher mit den jüden han:
man vergleicht sie einem stockkrüden.

7. Hat einer denn der pfenning nicht,
er mussz sie warlich schicken:
der reiche mann, der hats daheim in seinem
hausz,
er siht gleich wie eine steineule herausz:
so geschicht manchem armen oft und dicke.

6. Die Städte.

1. Jubileus ist uns verkündt,
wir solten tilgen unser sünd;
das hat der böß vernommen:
valschen samen hat er gesät,
der selen hail ganz hin gewät,
ablasz ist underkommen.

2. Den stetten hat er hochvart geben,
wie si dem adel widerstreben,
und den genzlich vertreiben
wider Got on alles recht,
auch damit gaistlichs geschlecht,
si liessens wol beleiben.

3. Si bdunkt, er sei nit ir geleich,
und nennen sich das römisch reich,
nun sind si doch nur pauren:
si stand mit ern hinder der tür,
so die fürsten gand herfür,
die lant und leut beschauern.

4. Künig Sigmund was der sin beraubt,
da er trummet und pfeifen erlaubt
den stetten so gemaine;
das hat in pracht gross übermuot,
es ghört nach rechter gwonhait guot
den fürsten zuo allaine.

5. Ob si nun tragen medrin gwand,
darnmb ist nicht ir alles land,
als si sich land bedanken;
es stuond vil basz vor alter zeit,
do fuchsins was ir pestes klaid,
und in die stiefel stunken.

6. Ir weiber sind mit vech beschnitten,
gezieret wol nach edelm sitten:
wer kan si underschaiden?
Den adel danzen si gemain
und sind gaistlicher überpain,
es möcht in bringen laide.

7. Wie si die klöster hand zerbrochen,
und sich an Got mit fewr gerochen,
ist laider offenbare:
Gottes dienst hand si gewendt,
und manige kirchen ausgeprennt,
den hailigen sinds geväre.

8. Si haben unverdroszen
mit püchsen gross geschoszen,
die gotsheuser zerrütet,
darin Got selber wacher was;
das sacrament auch nit genas,
schentlich wards auszgeschüttet.

9. Nun merk ain ieglich cristenmann:
was grunds die stett im glauben han,
so si Got selbs bekriegen;
doch so sind si wol bekant,
besunder in der Pehem land,
die tuond si zwar betriegen.

10. Den fürsten gats ze herzen,
sölch untat pringt in schmerzen,

und wöllen des nit leiden:
si strafen si an leib und guot,
und müessen iren übermuot
vil leicht hinfür vermeiden.

11. **Bischof** von Mens, ein geistlich herr,
den zwingt darzuo sein treu und er,
dass er beistand dem glauben.
Babenberg, Aistett dergleichen tuot,
und sparen weder leib noch guot
wider si, die Gots dienst rauben.

12. **Marggraf** Albrecht, der edel fürst,
den ie nach eren hat gedürst,
der will den adel retten;
Nürnberg erkennt das,
dass er in was und ist gehass,
si hand verschlafen die metten.

13. **Er** hat gemacht mang frewdenfewr,
all lust ist in worden tewr,
den selbigen ackertrappen;
etwenn was ir gemains geschrai:
„Wol auf mit mir zum malvensei!“
nun lernens waszer lappen.

14. **Es** ist nit: „Sebolt, richt den tisch,
und trag herzuo wiltprät und visch,
das rephuon bring am ersten!“
Der marggraf ist ein arzat weis,
verpeut in alle kostlich speis,
und erlaubt in muos und gersten.

15. **Augsburg** hat ain weisen rat,
das prüeft man an ir kecken tat
mit singen, dichten und klaffen;
si hand gemachet ain singschuol,
und setzen oben auf den stuol,
wer übel redt von paffen.

16. **Si** sind gen veinden nicht als saur,
als do si unser frauen maur
mit gwalt darnider valten;
si streiten kecklich mit der zungen,
wer an si satzt mit pluotigen lungen:
ir kainer liesz sich bhalten.

17. **Wirttemberg**, das edel pluot,
verdrenszet der Ulmer übermuot,
er will si visitieren:
si süllen fürbass wollseck pinden.
Got wöll, dass si mit iren kinden
land und leut verlieren!

18. **Und** sol der krieg noch lenger weren,
so werden zwar der stangen geren
die stett an allen enden:
es gat in, als si hand verschuldt,
die gmaind hat pillich ungedult,
so glück sich nit will wenden.

19. **Gelück**, bestand dem adel bei,
verpiet den pauren ir geschrei,
wünsch ich von ganzem herzen,
dass si sich vor dem adel schmiegen,
und nicht gewinnen an den krieggen,
dann rewe, laid und schmerzen.

7. Edelmannslehre.

1. **Der** walt hat sich belauhet,
des frewet sich min muot,
nu hüet sich mancher bure,

der wänt, er si behuot!
Das schafft des argen winters zorn,
der hat mich beraubt:
des klag ich hüt und morn.

2. **Wiltu** du dich ernerren,
du junger edelman,
folg du miner lere,
sitz uf, drab zum ban!
halt dich zuo dem grünen wald:
wann der bur ins holz fert,
so renu in freislich an!

3. **Derwüsch** in bi dem kragen,
erfrew das herze din,
nim im, was er habe,
span usz die pferdelin sin!
Bis frisch und darzuo unverzag;
wann er nummen pfenning hat,
so riss im dgurgel ab!

4. **Neb** dich bald von dannen,
bewar din lib, din guot,
dass du nit werdest zu schannnen,
halt dich in stäter huot!
Der buren hasz ist also gross,
wann der bur zum tanze gat,
so dunkt er sich fürsten genosz.

5. **Er** nimt die Metzen bi der hant,
die gibt im einen kranz,
er ist der Metzen eben
derselbe fererswanz;
die dörpel dreppeln hinden nach,
das ist dem Metzen eben
und dem Conzen auch.

6. **Ich** weisz ein richen buren,
uf den han ichs gericht,
ich will ein wile luren,
wie mir darumb geschicht,
er hilft mir wol usz aller not.
Got grüess dich, schönes jungfrewelin,
Got grüess din mündelin rot!

8. Ritter und Bauer.

1. **Ain** ritter und ein pauman
begunden abenteuren,
ieweder chempfen da versprach,
ir chrieg sol niemant steuren:
nu dar! la sehen, wer er sei,
der dem andern oblig,
und der mit rechter maisterschaft
dem andern angesig!

2. **Der** ritter sprach: „Ich bins geporn
von art ein edel chunne!“
Der pauman sprach: „Ich pau das chorn,
das dunkt mich beszer wunne;
dein edel macht du nicht lang verhügen,
wär ich nicht ackerman:
ich ner dich mit des pluoges zügen,
wer mir des hailles gan.“

3. **„Hofzucht** und ritterliche tat,
die stat mir wol ze preise,
so ner ich mich in heldes chraft
in söliches handels weise,
ich dien den zarten frauen gern,
die wellen sein haben recht;
so muostu, pauman, dienen mir
recht als mein aigen chnecht!“

4. „Umb dein hoßeren gib ich nit als chlain, als umb ain vesen, ich han des paurechts ainen sit, das dunkt mich besser wesen. Was hilft dein stechen und dein tanz? Darin ich chlain guot spür: mein herte arbat, die ist ganz, und tregt die welt passz für.“
5. „Nu dar, nu dar, mein peuerlein! ich muosz dich ains beschaiden: wann ich muosz faren über mer gein Preuszen an die haiden, und muosz da leiden grosze not, dasz ich dich, paur, erner. die christenheit all vor dem tot mit meines schwertes wer.“
6. „Ich sprich es bei dem werden Got: wem es sein laid tuot wenden, für war, du pist mein aigen pot, ich pauman tuo dich senden mit meiuem guot, das ich dir gib, mein silber und mein gold; darumb so lass mich haben tail der deinen eren sold!“
9. **Eppele von Geilingen.**
1. **Es** was ein frisch freier reutersman, der Eppele von Geilingen ist ers genant.
2. **Er** reit zuo Nürnberg ausz und ein, ist der von Nürnberg abgsagter feind.
3. **Er** reit zuo Nürnberg fürs schmid's haus: „Hör. lieber schmid, tritt zuo mir herausz!“
4. **Hör**, lieber schmid, nu lass dir sagen: du solt mir meim ross vier eisen aufschlagen!
5. **Beschlag** mirs wol und bschlag mirs eben! ich will dir ein guotes lon drumb geben.“
6. **Da** greif er in die taschen sein, gab im vil der roten gülden fein.
7. „**Schmid**, du solt nit vil davon sagen: dein herren müessen mirs wol bezalen!“
8. **Er** reit wol für das wechselhaus, nam in ir silberins vogelhaus.
9. **Er** reit wol auf den Geiersperg, und machet in ir vogelhaus lär.
10. **Sie** schickten im ein boten hinnach: wo Eppele wolt ligen die nacht?
11. „**Hör**, lieber bot, so ich dich muosz fragen: was hörst du vom Eppele von Geilingen sagen?“
12. **Das** magst du wol für ein warheit jehen: du habst in mit dein augen gehen!“
13. **Da** reit er under das Frawentor, da hieng ein par reuterstifel vor.
14. „**Torwechter**, lieber torwechter mein, wes mag disz par reuterstifel sein?“
15. „**Sie** sind eins freien reutersman, Eppele von Geilingen ist ers genant!“
16. **Er** nam die stifel auf sein gaul, und schlugs dem torwechter umb das manl.
17. „**Se** hin, torwechter! da hast du dein lon, das zeig dein herren von Nürnberg an!“
18. **Der** torwechter was ein bhender man, sagts seinen herrn und der gmeinde an.
19. **Sie** schickten sibenzig reuter on gfär: wo der Eppele hin kommen wär?

20. „**Söldner!** eur gfangner will ich nit sein, eur seind sibenzig, ich nur allein.“
21. **Si** triben in auf ein hohen stein, der Eppele von Geilingen sprangt in den Main.
22. „**Ir** söldner, ir seind nit eren wert, eur keiner hat ein guot reuterpfert.“
23. **Wie** bald er sich auss dem satel schwang, und zog im selbs das par stifel an!
24. **Da** reit er über ein awen, was grünen. begegnet im ein kaufman, der daucht sich küen.
25. „**Hör**, lieber kaufman, lass dir sagen, wir wöln einander umb dtaschen schlagen!“
26. **Der** kaufman was ein bhender man, er gurt dem Eppele sein taschen an.
27. **Des** kaufman er gar wol vernam, ein beurin im auf der straszen bekam.
28. **Die** beurin er fraget auf der stet, was man vom Eppele sagen tet?
29. **Die** beurin im ein antwurt gab, der Eppele wär ein nasser knab.
30. „**So** sag mir, liebe beurin schon, was hat dir Eppele leids geton?“
31. **Eppele** von Geiling sich bald bedacht: wie bald er da ein feur aufmacht!
32. **Er** nam das schmalz und machtes warm, stiesz ir die hend drein bisz an die arm.
33. „**Se** hin, da hast du den rechten lon, und sag, der Eppele hab dirs geton!“
34. **Er** schickt sein knecht gen Farnbach hinab, man solt im bereiten ein guotes mal.
35. **Da** kam der Eppele von Geilingen ein, da bot im der wirt ein küelen wein.
36. **Der** Eppele luogt zum fenster hinauss, da schub man im vil wägen fürs haus.
37. „**Lieber** wirt, tuo mir die türen auf, und lass mich sprengen über ausz!“
38. **Da** sprangt er über acht wägen ausz, am neunten gab er den gibel auf.
39. „**So** ligt mein muoter am Rein, ist tot, darumb muosz ich leiden grosze not!“
40. **Da** zog er ausz sein guotes schwert, erstach damit sein reisig pfert.
41. „**Eppele**, hetst du das nit geton, beim leben wolten wir dich lon.“
42. **Den** Eppele von Geilingen namens an, brachten gen Nürnberg den gfangnen man.
43. **Und** fñrten in auf den rabenstein, man legt im den kopf zwöchen die bein.

10. Reiterlied.

1. **Woluf**, ir lieben gselln, die uns gebrudert sein, und raten zuo! wir wöllen dort prassen über Rein; es kumt ein frischer summer, daruf ich mein sach setz, als ie lenger, ie dummer: hin hin! wetz, eber, wetz! wack, hñetlein, in dem gfretz!
2. **Der** sumer sol uns bringen ein frischen freien muot, leicht tuot uns irn gelingen,

so kum wir hinder guot;
sie sein vil e erritten,
dan graben, dise schetz,
wir han uns lang gelitten:
hin hin! wetz, eber, wetz!
-wack, hütlein, in dem gfretz!

3. Drumb last üch nit erschrecken,
ir frischen kriegier stolz!
wir ziehen durch die hecken
und rumpeln in das holz;
man wird noch unser geren
und nit achten so letz,
all ding ein weil tuon weren:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hütlein, in dem gfretz!

11. Das recht Dorneck lyed.

1. An eynem mendag, es beschach,
das man die Osterrycher ziehen sach,
und Dorneck wolten sy beschowen.
Und Dorneck, du vil höches husz,
du tuost jnen wee in den ougen.

2. Sy zugent an der Pirsz hinab,
uff Dorneck was menger Swytzerknab,
sy hand sich erlich gehalten;
sy sprachen: „Lant sy komen har,
so wend wirs Gott lan walten!“

3. Sy kament fur basz uff dem plan,
die buchssen hand sy furher gethan,
Dorneck wolten sy erschliessen:
sy butten jnen mengen snöden wortt,
es begond sy ser verdriessen.

4. Sy zugent noch necher hinzu,
sy lüyeten recht, wie ein swytzer kno,
es bgond die Eidgenossen verdriessen:
„So wend wirs Maria clagen,
und Jhesum, dem vil süessen!“

5. An einem montag es beschach,
das man das leger slachen sach
an Dorneck by der veste;
und Dorneck, du vil höches husz,
dir koment vil frömbder geste.

6. Der vogt, der was ein wiser man:
„Ach Gott, wie wellent wirs griffen an,
das wir die sach verendern?“
Er liesz schnell ein bott hinusz,
gen Liechtstall tett er jnn senden.

7. Und do der bott gen Liestall kam,
die Eydgenossen waren vor jm do,
sy sassen im allem essen:
„Ich bitten üch, fromen Eidgenossen guot,
deren uff Dorneck wellent nit vergessen!“

8. Der schultheysz hinder dem tische sass,
und er den bott anesach:
„Und bott, was ist dir angelegen?“
„Ach herr, liebster herre min,
und Dorneck, das ist umlegen!“

9. Der schultheis, der was ein wyser man,
sin essen, das hatt er vor jm stan,
dannocht wolt er nit blihen:
„Woluff, ir lieben Eidgenossen guot,
die lantsknechten wollen wir vertriben!“

10. Sy zugent bald ze Liestall usz;
gegen den Osterrychern
hatten sy keinen gruoss;
keyner wolt daheymen blyben:
sy zugen usz früschen fryen muot,
von Dorneck wolten sy vertriben.

11. Und Dorneck, do vil hoehes husz,
der koch, der sluog din kuche usz,
er tett die hefen schumen;
eb es ward ein halbe stund,
da tett man ja die kuche rumen.

12. Sy zugent an dem grünen wald har;
der Oesterrichern was eine grosze schar,
sy hand sich unerlich gehalten;
sy fluchen über die grüne heide usz,
die köpf tett man jnen spalten.

13. Die Eidgenossen hand ein list erdacht;
sy hand die Schwaben gon Dorneck bracht,
sy und jren gesellen;
ir sind ein teil von Straszburg gesin,
es müge, wem es welle.

14. Sy sind gestanden uff vesten grund,
dry tusent blyben todt und wundt:
das plären tett man jnen vertriben.
Die büchssen, die sy hatten vor Dorneck bracht,
die sind den Eidgenossen blyben.

15. Der uns das liedlyn nüwes sang,
ein früschter Eidgenoss ist ers genant,
er batts gar frölich gesungen:
er hatt mengen Swaben erstochen,
und mit den Straszburgern gerungen.

12. Ein Lied der Ditmarschen (1404).

1. Dar is ein nie raet geraden
to Gortorp up dem schlate,
dat helfft her Claes van Alefelde gedaen,
sinen edlen heren to bate.

2. Me let wol buwen ein gut schlot
unsem erlichen lande to gramme,
do sprack sich Roleffs Bojeken söne,
de beste in unsem lande:

3. „Tredet herto, gi stoltten Ditmarschen!
unsen kummer wille wi wreken,
wat hendeken gebuwet haen,
dat können wol hendeken tobreken!“

4. De Ditmarschen repen averlüt:
„Dat lide wi nu und nummermere!
wir willen daromme wagen hals und gnt,
und willen dat gar ummekeren!“

5. Wi willen daromme wagen goet und bloet,
und willen dar alle umme sterven,
er dat der Holsten er avermoet,
so scholde unse schone lant vorderven!“

13. Ein anderes (1500).

1. De könig wol to dem hertogen sprack:
„Ach broder, hartleve broder!
ach broder, hartlevester broder min!
wo wille wi dat nu beginnen,
dat wi dat frie Ditmarschen lant
ane unsen schaden mögen gewinnen?“

2. So balt dat Reinolt, van Meilant vornam
mit sinem langen gelen barde,

de sprak: „Willn maken einen baden bereit
und schicken na der groten garde,
will uns de grote garde bistant don,
Ditmarschen schal unse wol werden!“

3. So balt de garde dese mere vornam,
se rüstete sich so mechtig sere,
se rüste sich wol vöfstein dusent man stark,
aver de grone heide to trecken.

4. „Köne wi men des königs besoldung er-
warven,
unse fröukens, de schölen sulvest wol mede.“
De trummenschleger, de schlog wol an,
se togen aver de grone heide.

5. Und do de garde tom könige wol quam:
„Ach könig, min lever here!
wor licht doch nu dat Ditmarschen lant,
im heven odr up schlichter erden?“

6. Dem könige befl de rede nicht wol,
he dede balt wedder spreken:
„Is nicht mit keden an den heven gebunden,
it licht wol an der siden erden.“

7. Der garde her sprack do mit mode stark:
„Ach könig, min lever here!
is it nicht gebunden an den hemel hooch,
Ditmarschen, dat sohal unse balt worden!“

8. He let de trummeln umme schlan,
de fenlin, de let he flegen,
darmit togen se einen langen breiden wech,
bet se dat lant int gesichte kregen:
„Ach lendecken dep! nu bin ick di nicht wit,
du schalt min nu balde werden!“

9. Darmit togen se to hoger Wintbergen in,
se legen dar nun eine kleine wile,
se togen do vordan na Meldorp to,
eren avermot, den deden se driven.

10. Se steken des königs baner tom hagen
torne ut
den Ditmarschen dar to grame,
se hengeden er schilt wol aver de mure,
daraver ist en nicht wol ergangen.

11. Se togen noch ein weinig wieder vort
wol na der Hemmingstede velde,
dar blef ok de grote garde geschlagen
mit eren dapperen helden.

12. Dat wedder was nicht klar, de wech was
ok schmal,
de graven weren vull water,
nochten toch de garde noch wieder vort
mit einem trotzigem mode.

13. He hadde einen harnisch aver sinen lif
getagen,
de schinede van golde so rode,
daraver was ein panzer geschlagen,
darup dede he sich vorlaten.

14. Mit dem do sprank dar ein lantsman herto
mit einem langen spere,
he stack so stark, dat drut ein krumhake wart,
und hangede in dem panzer so schwere.

15. Dem landesman ein ander to hülpe quam,
dat sper wolden se wedder halen,
de garde was stark, drei hadden vull wark,
er se en konden averwinnen,

se togen en mit sadel und roas herdal
wol in den depen graven.

16. Dar wart ok der Holsten könig geschlagen
mit alle sinem groten here,
dar lach do sin pert, dar lach ok sin schwert,
darto de königlike krone:
de krone, de schal uns Maria dragen
to Aken wol in dem dome.

14. In dulci jubilo.

1. *In dulci jubilo*
nu singet und seid fro!
Unsers herzen wunne
leit in *presepio*,
Und leuchtet als die sonne
matris in gremio.
Alpha es et o,
alpha es et o!

2. *O Jhesu parvule*,
nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein gemüete,
o puer optime,
Durch alle deine güete,
o princeps glorie!
Trahe me post te,
Trahe me post te!

3. *O Patris charitas*,
o Nati lenitas,
Wir weren all verloren,
per nostra crimina;
So hat er uns erworben
celorum gaudia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

4. *Ubi sunt gaudia?*
Nirgend mehr, denn da,
Da die engel singen
nova cantica,
Und die schellen klingen
in regis curia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

15. Wart umbe dich.

1. Himelriche, ich frowe mich din,
das ich do mac schowen
Got und die liebe muoter sin
unser schone frowen.

Und die engele mit den cronen,
die do singent also schone.
Des frowent sü sich:
Got, der ist so minnentlich.
Wart umbe dich,

hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

2. Lüzel reden, das ist guot,
und ze mose lachen;
Quinc die ougen und den muot,
men sel lange wachen.

Bete gerne und wis alleine.
fliuch die welt, sü ist gar unreine,
ir valsches leben:
Got, der wil sich selbe uns geben.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

3. Sit ich mich nu hüeten sol
vor des tífels lage,

Merregot, nu tuo so wol,
ferlich mir dine gnade.

Ich bit dich, herre, durch dine güete,
das der lip iht an mir wüete
und die welt,
wande sū git so böse gelt.
Wart umbe dich,
hüetet iuch vor sunden, dast tugentlich.

II. Didaktische Poesie.

Bei der Neigung zum Beschaulichen, welche bei dem deutschen Volke weit mehr vorherrscht, als bei allen andern Nationen der neuern Zeit, hatte sich die didaktische Poesie schon früh zu entfalten begonnen. Wir haben gesehen, daß schon die ältesten Lyriker der vorigen Periode die Ergebnisse ihrer Weltanschauung in didaktischen Sprachen mit lyrischer Form aussprachen, daß selbst in der Zeit, wo die lyrische und epische Poesie den höchsten Aufschwung genommen hatte und die vorherrschende höchste Bildung in diesen beiden Dichtungsarten beinahe aufzugehen schien, dennoch auch neben ihnen die didaktische Poesie die schönsten Blüthen trieb. Wir haben gesehen, daß dieselbe an Umfang und Bedeutsamkeit immer mehr um sich griff, so daß gegen das Ende des Zeitraums die didaktische Richtung beinahe allein vorherrschend wurde und sich namentlich die Lyrik fast ganz in den gemischten Spruch auflöste. Wir haben endlich gesehen, daß diese didaktische Richtung vorzugsweise aus den bürgerlichen Dichtern hervorgegangen war, und daß sie daher um so entschiedener hervortrat, je mehr die Dichtkunst in die Hände der Bürger überging. Es ist daher eine nothwendige Folge dieses Entwicklungsganges, daß die didaktische Poesie in dem vorliegenden Zeitraum, in welchem das bürgerliche Element so mächtig wurde, als der wahre Mittelpunkt aller poetischen Bestrebungen erscheint. Die didaktische Poesie ist ihrer Natur nach polemisch und reformatorisch, da sie ja darauf ausgeht, die bestehenden Lebensverhältnisse als ungenügend darzustellen, und sie in Folge dessen sich bestrebt, die Menschen für andere empfänglich zu machen. Es ist daher natürlich, daß weder die Geistlichkeit, noch der Adel in seiner Gesamtheit (denn einzelne Erscheinungen können hier nicht maßgebend sein) Neigung oder Beruf fühlte, diese poetische Gattung anzubauen; waren ja diese beiden Stände in ihrer eigenthümlichen Bildung und Stellung mit den damaligen Lebensverhältnissen so verwachsen, daß ihnen dieselben als vollkommen genügend erscheinen mußten. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit dem Bürgerstande, der sich erst eine Stellung erringen mußte, welche nur aus dem Umsturz des Bestehenden erwachsen konnte. Es mußte daher seine Aufgabe sein, zunächst nachzuweisen, daß die Verhältnisse jener Zeit weder in Bezug auf den Staat, noch in Rücksicht auf die Kirche als genügend erscheinen könnten. Je mehr aber der Staat seiner Auflösung entgegenging, je mehr die Kraftlosigkeit der Kaiser und des Reichs der rohen Jüggellosigkeit der Fürsten und des Adels gegenüber zur Erscheinung gelangte; je trostloser die kirchlichen Verhältnisse sich gestalteten, um so entschiedener mußte sich der Wunsch nach Verbesserung in Staat und Kirche aussprechen. Freilich war die Bildung des Bürgerstandes noch nicht so

weit vorgeschritten, daß er sich bewußt gewesen wäre, welche Form an die Stelle der bisherigen treten sollte; dagegen hatte er die Mängel der bestehenden Verhältnisse und die Quellen dieser Gebrechen zum Theil klar erkannt, und er sprach daher auch diese Erkenntnis in zahlreichen Dichtungen aus, welche freilich nur zum kleinsten Theil poetischen Werth haben, die aber doch nicht verschlehen konnten, großen Eindruck auf die Zeitgenossen zu machen, weil sie auf allgemein anerkannter Wahrheit beruhten. Hatten die Geistlichkeit und der Adel namentlich durch ihre Juchlosigkeit Veranlassung zur Klage und Unzufriedenheit gegeben, so war es natürlich, daß die didaktischen Dichtungen der Zeit vorzüglich gegen die Unsitlichkeit gerichtet waren, daß sie der leichtsinnigen, selbst trivialen Lebensanschauung der höfischen Dichter gegenüber reine Sittlichkeit predigten und diese auf die Lehren der Bibel und des Christenthums insbesondere zu gründen suchten. In so weit erscheint die didaktische Poesie des gegenwärtigen Zeitraums als eine Fortsetzung dessen, was die vorhergehende Periode angebahnt hatte. Aber während die früheren Dichtungen mehr die allgemeinen menschlichen Zustände und Beziehungen zum Gegenstande ihrer Darstellung machten, brachte es die Zeit mit ihren immer kräftiger ertösenden Forderungen und zugleich der praktischen Sinn des Bürgerthums mit sich, daß nunmehr auch die speciellsten Verhältnisse der Betrachtung unterstellt, die Gebrechen und Thorheiten der einzelnen Stände und Klassen namentlich geschildert und selbst die politischen Verhältnisse der Zeit mit Kühnheit getadelt wurden, und zwar je mehr und schärfer, je näher die Zeit des Kampfes in kirchlichen Dingen heranrückte. Daraus erklärt sich aber auch zur Genüge, daß die didaktischen Dichtungen dieses Zeitraums an poetischem Werthe eben so sehr denen der vorigen Periode nachstehen mußten, als sie dieselben in praktischer Hinsicht überboten; sie versanken zu sehr in das Specielle und Vorübergehende, als daß sie den höheren, allgemeinen Standpunkt hätten erfassen können, welcher allein zur wahren poetischen Gestaltung führen kann. So zahlreich daher die Erscheinungen im Gebiete der didaktischen Poesie sind, und so wichtig dieselben auch für Zeit- und Sittengeschichte sein mögen; so sind doch verhältnismäßig nur sehr wenige für die Literaturgeschichte von Bedeutung, weshalb wir auch nur diejenigen berühren werden, die auf namentliche Erwähnung Anspruch machen können.

Bei weitem die meisten der didaktischen Dichtungen der Zeit sind Spruchgedichte oder Reden, obgleich auch noch viele in lyrischen Formen gedichtet wurden, wie im vorigen Zeitraume, und namentlich die Meisterfänger ihre moralisirenden und allegorischen Reimerelen als Lieder gestalteten. Die meisten dieser Spruchgedichte sind von verhältnismäßig kleinem Umfang, da sie meistens immer nur einen Hauptgedanken durchführen, über ein bestimmtes Lebensverhältnis sich verbreiten. Als die bedeutendsten Spruchdichter sind vorzüglich Heinrich der Leichner und Peter der Suchenwirt zu erwähnen, sodann auch Sucheninn und Hugo von Montfort zu nennen. Erst gegen das Ende des Zeitraums erscheinen Spruchgedichte von größerem Umfang, indem die Dichter eine Anzahl von kleineren an sich unabhängigen

Sprüche durch eine episch-allegorische Einkleidung zu einem Ganzen vereinigten. Solcher Art sind insbesondere die Gedichte von Sebastian Brant und Thomas Murner, in welchen zugleich das satyrische Element schon ganz entschieden hervortritt. Mehr zusammenhängend ist dagegen der „Spiegel des Regiments“ und die besondere politische Verhältnisse darstellende „Welshgattung“, beide von unbekannten Verfasser.

Wenn in Brants und Murners Gedichten die Allegorie nur zur verknüpfenden Einkleidung dient, liegt solche dagegen einigen andern didaktischen Dichtungen vollständig und durchgehend zum Grunde, weshalb sie daher auch weit weniger ins Praktische hinübergreifen, als jene. Es sind unter diesen Gedichten folgende namentlich zu bezeichnen: „das Buch der Maide“ von Heinrich von Müglin, „das Buch der Tugend“ von Hans Bintler, zwei mystisch-ascetische Gedichte Heinrichs von Laufenberg: „der Spiegel menschlichen Heils“ und das „Buch der Figuren“ und endlich der „goldene Tempel“ von Hermann von Sachsenheim, eine verfehlte Nachahmung der goldenen Schmiede von Konrad von Würzburg.

Die Fabel wurde auch in diesem Zeitraum bearbeitet, jedoch weder mit der Vorliebe, noch mit dem Erfolg, wie in der vorigen Periode. Selbst die besten, die vom Dichtant Gerhard von Minden um das Jahr 1370 in niederdeutscher Sprache gedichtet wurden, können denen der früheren Zeit nicht gleichgestellt werden.

Eine eigenthümliche Art des didaktischen Gedichts, welche in diesem Zeitraum, wenn auch nicht zuerst bearbeitet, doch unter diesem Namen zuerst erscheint, ist die sogenannte Priamel, über deren Charakter und Form weiter unten, wenn wir die vorzüglichsten didaktischen Dichter besprochen haben, das Nöthige berichtet werden soll.

Heinrich der Zeichner.

Der fruchtbarste didaktische Dichter des vierzehnten Jahrhunderts ist Heinrich, mit dem Beinamen der Zeichner, von welchem wir leider nur wenig wissen, da sich unsere Kenntniss von seinen Lebensumständen, wie bei so vielen der frühern Dichter, nur auf einzelne zufällige Andeutungen in seinen Gedichten beschränken. Er lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. meistens in Wien, wo er auch ziemlich bejahrt gestorben zu sein scheint. Ein Sänger von Gewerbe, erzählte und sang er, wie seine Berufsgenossen, um Lohn, nicht aber, wie die meisten derselben, in öffentlichen Wirthshäusern, sondern vorzugsweise nur in gebildeten Gesellschaften, denen er übrigens bei dem Ernst seiner Reden nicht immer gefallen mochte. Jedoch muß er dabei zu einigem Wohlstand gekommen sein, wenn er auch nicht so reich wurde, als er hätte werden können, wenn er die Welt nach ihrem Wunsch gelobt hätte.*) Er war nie verheirathet; in einem seiner Sprüche erzählt er nicht ohne Laune, wie

einst eine Frau, die ihn während einer Krankheit — er mußte wegen eines Beinbruchs das Bett hüten — durch Zudringlichkeiten aller Art und sogar durch gerichtliche Klage zwingen wollte, sie zur Ehe zu nehmen, und daß es ihm nur mit Mühe und nicht ohne Opfer gelang, sich von ihren Bewerbungen zu befreien. Der größte Schmerz, sagt er, habe ihn nicht am Dichten zu hindern vermocht, aber als durch die Zudringlichkeit jenes Weibes sein guter Ruf gefährdet wurde, da habe er vier Wochen und länger nicht dichten können. So sittenrein, wie ihn diese Klage zeichnet, schildert ihn auch sein Freund Suchenwirt in einem Gedicht, in welchem er seinen Tod betrauert. „Der Tugenden Schatz“ (sagt er) begraben liegt Sie in des Todes Zimmer: Den sollten klagen immer Priesterschaft und werthe Weib. Er hat mit Keuschheit seinen Leib bis an sein Ende behalten; Geistlicher Weisheit that er walten Mehr, als der Welt Spott (Laud); er liebte in dem Herzen Gott Vor aller weltlichen Ehre. Sein Rath, seine weise Lehre Ist in der Welt Garten Gesäet mit Worten garten Der Welt zum Trost und Gott zu Lob. Mit guten Sitten schwebt er ob Allen, die Gedächtes pflegen. Spiel, Lotter liegt er unterwegen; Schwören, Schelten, böses Wort Ward nie keins von ihm gehört.“ Er war fromm und mäßig, heißt es weiter, er ward nie als Schmeichler und Lügner befunden, der große Herrn um Kleider oder Lohn betrog. „Was ihm Gott je bescheert, Das ward nicht äppiglich verzehrt: Der Spitäler, Kirchen nahm er wahr, Und theilte es mit der Armen Schaar In Gottes Liebe mit milder Hand.“ — „Der Zeichner, biederer Heinrich, Dein Leben war rein und gut: Des werd die Seele denn behut (behätet) Vor heißer Hölle Flammen!“ Ganz, wie ihn Suchenwirt schildert, erscheint der Zeichner auch in seinen Gedichten, die zwar nicht durch höheren poetischen Werth, aber wohl durch den trefflichen Inhalt der Auszeichnung würdig sind. Es finden sich unter denselben einige Erzählungen und Fabeln, mehrere Allegorien und selbst Schwänke, wiewohl die meisten sind jedoch didaktische Sprüche oder Reden, die er auch wohl beim Vortrage sagte und nicht sang, wie er überhaupt das gesprochene Wort dem Gesange entgegen setzte und vorzog, weil nicht durch diesen, sondern durch die lebendige Rede Großes erreicht worden sei und erreicht werden könne.

Des Zeichners Sprachgedichte, von denen uns in verschiedenen Handschriften mehr als dreihundert erhalten worden sind, verbreiten sich über die meisten Lebensverhältnisse seiner Zeit, sie berühren sowohl die religiösen und sittlichen, als die bürgerlichen und politischen Zustände, die er mit sittlichem Ernst in ihren Mängeln und Gebrechen tadelt, ohne hiebei jedoch in übermäßige Strenge oder in eigentliche Satire zu verfallen; denn auch da, wo sein Tadel scharf zu werden scheint, ist doch die milde Gefinnung nicht zu verkennen, die den edlen Mann beseelte. Bei dem Reichthum der von dem Zeichner behandelten Stoffe ist es nicht möglich, auf alle einzelnen einzugehen; wir werden uns daher darauf beschränken, auf diejenigen Sprachgedichte aufmerksam zu machen, in welchen er seine Zeit schildert, dagegen die Sprüche religiös-dogmatischen oder allgemein moralischen Inhaltes um so eher außer Betrachtung lassen dürfen, als sie höchstens dazu dienen könnten, die oben gegebenen

*) „Ich bin wol so künstlich,
daz diu welt mich machet rich
umb min kunst, und geb mir gaug,
wölt ich loben ir ungevug.“

(Lappbergs Liederbuch, 3, 289.)

Charakteristik des Dichters zu begründen. Auch seine Spruchgedichte von der „Minne“ sind nur in sofern bemerkenswerth, als er die vom bössischen Ritterthum verbreiteten Ansichten von der Liebe verspottet oder tadelt.*) Ueberhaupt ist er kein Freund des Ritterthums, und wenn er in vielen Gedichten die gute alte Zeit zurückwünscht, so meint er keineswegs diejenige, welche in den bössischen Dichtungen gepriesen wird. Die Ritterschaft, sagt er, sei zum Schutz der Armen und Unterdrückten eingesetzt, nicht um zu strecken und zu turnieren; damit sei nur der Welt gedient, welche auch ihren Lohn darum gebe: solchen Lohn hätten auch die Recken, von denen man noch singe und sage, erhalten, da sie in der Hölle dafür büßten. Eben so wenig, heißt es weiter (und diese Stelle erinnert an eine sehr ähnliche Aeußerung Bruder Berchtolds, s. o. S. 570), erfüllen die Ritter ihre Pflicht, welche gegen die Heiden in Preußen zögen; man behaupte, es geschehe zur Ehre der heiligen Jungfrau, allein damit sei ihr nicht gedient, wenn man daheim die Armen, die Wittwen und Waisen im Elend zurücklasse. Wer zu Hause Recht spreche und die Unterdrückten schütze, gewinne eben so viel Ablass, als wenn er nach Preußen ziehe. Solche Fahrten untergraben häusliches Glück und Sittlichkeit, denn manche Frau werde, wenn sie von ihrem Manne verlassen allein zu Hause sitze, zu bösen Dingen gereizt, an die sie sonst nie gedacht hätte. (1) Nicht weniger scharf tadelt er der Pfaffen Leppigkeit: Wer Andere lehren und strafen will, muß nicht selbst voll Laster und Fehler sein. Christus hat seinen Jüngern nicht solche Lehren gegeben, wie die Pfaffen jetzt befolgt, welche sogar die äußeren Zeichen ihres Standes ablegt und kriegerische Gewänder anzieht. Redet aber ein Late dawider, so wird er in den Bann gethan. Weder Christus noch die Apostel haben Waffen getragen, die Pfaffen aber wollen heute beide Schwerter handhaben, das geistliche und das weltliche. Früher malte man die Pfaffen mit einem Buche in der Hand; jetzt müßte man sie mit dem Teufel an der Seite, mit einem Brettspiel in der Hand, mit Schwert und Dolch an der Seite malen. Sanct Peter und die andern Apostel waren Esel, daß sie sich so sehr quälten, in das Himmelreich zu kommen, wenn sie es mit Schwertern hätten erwerben können. Die Pfaffen sind daher selber Schuld daran, daß man sie geringer achtet und ihnen manches Leid zufügt, was nicht der Fall wäre, wenn sie nicht so äppig lebten. (2) — Viele Gedichte des Zeichners enthalten allgemeine Klagen über das Verderbniß der Welt, aus welcher Treue und Wahrheit verschwunden sei, so daß nunmehr Brief und Siegel weniger gelte, als vordem ein Wort, und Einer, der treu und gewissenhaft lebe, ein Weltfeind heiße, verspottet oder gar aus dem Lande gejagt werde. In vielen andern tadelt er die Eitelkeit und Zanksucht

der Frauen oder ihr unsittliches Leben, ihre Scheinfrömmigkeit, da sie nur in die Kirche gingen, um sich oder ihre schönen Kleider und ihr mit Edelsteinen geschmücktes Paternoster sehen zu lassen. Bei der allgemeinen Rehnlichkeit des Inhalts seiner meisten Gedichte ist es daher begreiflich, daß er sich häufig und selbst in der Einkleidung dieser Gedanken wiederholt; man sieht aber eben daraus, wie ernst es dem redlichen Manne war, der sich selbst durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen nicht abhalten ließ, seine Stimme zu erheben, weil er der Ueberzeugung lebte, daß die Wahrheit endlich zur Anerkennung gelangen würde. „Das Wort ist frei,“ sagt er in einem seiner schönsten und inhaltreichsten Gedichte, „es geht durch die ganze Welt; alle Menschen vom König bis zum Dienstmann müssen frei von sich reden lassen und können es nicht hindern. So groß ist die Macht der Wahrheit, daß sie keine Gewalt fürchtet, und wer sich ihr entgegensetzt und diejenigen verderben will, welche die Wahrheit sprechen, thut wie ein thörichter Mann, der sein biderbes Weib schlägt, so oft er einen thörichten Streich gemacht hat. Schwert und Bann vermögen Nichts gegen die Wahrheit, und wenn sie auch hier unterdrückt wird, so kommt sie dagegen dort wieder zum Vorschein.“

Die Darstellung des Zeichners ist schlicht und einfach, wie sie den behandelten Gegenständen angemessen war; es liegt ihm nicht daran, durch poetischen Schmuck zu glänzen, sondern nur die von ihm erkannte Wahrheit klar und würdig auszusprechen. Von allen poetischen Mitteln bedient er sich daher auch nur des Gleichnisses, das er jedoch auch nur in so weit anführt, als es zum Verständniß des Gedankens nöthig ist.

1. Daz die herren nicht frid schaffent.

Die werlt, dū ist gerichtes hol,

da von nieman wundern sol,

daz dū gewaltigen und die groz
werdent gah des lebens ploz,

5 daz dū arm lenger lebest,
diu nicht in gewalt swebet.

Man vint manigen arm man,
der zehen fürsten denchen kan
in einem lant leicht und mer.

10 Wann si besizent gut und er,
so wænenz nicht anders treiben,
denn gut vertun mit tummen weiben.
Also ist es nicht gestalt:

Got, der füegt in er und gewalt,

15 daz sey recht richter seyn,
und di arm lant vrein

vor der ungerechten haz.

Wo si dar an sind zu laz,

so wirt gericht in ir leben;

20 daz in wār hin für gegeben,
noch zu leben manig jar.

Der ritter solt der arm schar

phlegen recht in aller zeit,

sam ein plaff der heilichait,

25 der daz nicht versitzen mag;

zu mitter nacht, zu mittem tag

wann in chumpt ein siechpot,

so muez er hin; also hat Got

dū ritterschaft dar zu gesatz:

30 wann ein arm man beschatz

chumpt gelaufen, wer der sey,

*) Merkwürdig ist folgende von Gervinus aus einer Handschrift angeführte Stelle, in welcher die sentimentalen Schwärmerlein der Minnesinger geistreich verspottet werden: „Es sei eine gar harte Zeit, wo Herzlieb bei Liebe liege und des Morgens — Nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräch meint die Traute, ihr rother Mund müßte dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gelepten Rothvänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden; aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre.“

- den sol der ritter machen vrey.
 Sein wappen sol zu aller zeit
 pey im ligen, wann er schreit,
 35 daz er sey bereit dar zue,
 und daz unrecht wider tue.
 Dar umb hat man ritterschaft
 auf gesetzt und gezaft,
 nich durich stechen und turniren:
 40 daz ist nur der welt hoffren,
 diu geit iren lon dar umb,
 als dū rechen habent genumb,
 von den man noch singt und sait,
 waz sey jamers habent bejait,
 45 dū sind in der hell aweben;
 samleich lon wirt im gegeben
 dort, noch wuest leib und gut
 in hochfart und in übermut,
 und wirt den arm nimmer holt,
 50 den er raten und helffen solt.
 Als nu von der Präuzzen reiz,
 des vräwt sich vil selten ein waiz;
 ez sol durich unser vrawen sein —
 er laet arm läut in peyn,
 55 witiben und waisen in seim lant,
 diu vechten mit ir selbs hant;
 als ein pawr dem andern tuet,
 des vint er nymmer recht noch guet,
 so gedencht er spat und frue,
 60 wie ers selv wider tue
 mit valschait, mit ungeslecht.
 Daz solt ein ritter — daz wär recht —
 wider tuen und wider stan;
 so hiet er als vil löz da van,
 65 sam mit der Preuzzen vert.
 Daz er dahaim diu arm nert,
 ropphauser und ander schaden,
 daz diu läut hat über laden,
 und sew von dem iren schaiden;
 70 er ist nymmer genueg ein haiden.
 Der den arm übel tuet
 umb ir leib und ir guet,
 di solt man des ersten slahen,
 darnoch auf diu haiden gahen.
 75 Aber weil er übel waiz,
 und ungericht in seinem chraiz,
 und lat daz unbericht stan,
 und vert da hin — da ist nicht an.
 Well er rechten umbs himelreich,
 80 so mach erz nur da haim geleich,
 waz da unrechtez sey,
 er wirt nymmer vechtens vrey.
 Daz er in der schranken sait
 jedem mann diu warhait,
 85 er wurd erslagen in churtzer zeit,
 und wurd als heilig mit dem streit,
 sam mit chainer Präussen vart.
 Wer da haim laet unbewart,
 diu er hat in seiner gewer,
 90 und vert in hochvart über mer,
 daz ist recht zu geleich phlicht,
 sam der den vreitag vaat nicht,
 und den samstag vasten tuet.
 Nu gedench ich an die ritter guet:
 95 prächtens doch ein guten sit,
 oder ettleich tugent mit,
 ein guet gericht in disew lant,
 so taet ez mir doch nicht so ant.
 Nu slecht sew nieman nicht pring,

- 100 si füren nur die phenning
 auf dem land in di haidenschaft.
 Ritter und chnecht, dū sint behaft
 mit armuet in disem lant,
 den tuet nieman ein helff bechant.
 105 Dū leib und guet nacht und tag
 mit in legent auf dū wag,
 und mues all verdorben seyn,
 sew pringt nicht anders zu dem pein,
 zu der üppigen arbeit,
 110 dann das man von in ret und sait:
 „Hey, wie der gevaren hat!“
 Er pringt nicht anders umb ein plat.
 Wolt er recht gein Präuzzen varen,
 so solt er sich dahaim bewaren,
 115 das sein nieman wär engolden,
 sein arm diener, noch sein holden;
 er solt peicht und puez bestan,
 sam er wolt gein Rom gan.
 Nu vert er hin mit solichem guet,
 120 daz im maniger fluechen tuet.
 So mag er such sein e suprechen;
 ich han manigen horen sprechen,
 wan er solt da haim beleiben,
 er chæm nymmer zu andern weiben;
 125 nu betwingt in nieman dar zue,
 daz er hin varen tue —
 er möcht als mer dahaim bestan,
 und wär ein guet eman.
 Wer gein Präussen varen tuet,
 130 der solt haben käuschen muet,
 sam er ein grawer münich wär.
 Man wigt der vrawen unmassen swär,
 ob sew ir e suprechen tuet
 zu einer stund, daz ist nicht guet;
 135 und tutz der man leicht dreissig mal,
 wann der raiset auf und zu tal;
 das sol allez nicht sein.
 Diu vrawen sind nich stælein:
 si habent auch fleisch und pain!
 140 Er lät diu guten vrawen allein,
 und vert dahin in vrendiu lant,
 sam er hintz den Juden phant
 umb di ralz gesetzet hiet.
 Wann er sich dahaim beriet
 145 (witiben, waisen, weib und chind
 seiner sel enpholheu sind),
 ich sag ew, daz pesser wär:
 also sprach der Teychnär.

2. Von der Pfaffen Heppigkeit.

- Wer da straffen wil und tut,
 der sol selber ein behut
 vor den dingen, dū er strafft:
 so gezimyt sin maisterschaft.
 5 Wenn ich han ze straffent willen,
 so beginnt mich ains ze stillen,
 daz ich an mir selber sich
 och vil ding strafflich.
 Doch dry ding straff ich wol,
 10 der waiz ich mich selber hol:
 vechten, spilen, bösi wort,
 der wirt nit von mir gehort:
 da von mag ichz frilich straffen,
 wa ichz sich an laygen, an pfaffen.
 15 Unser her sin jüngern gab,
 daz sy icht trügen täschen, noch stab,
 und och nieman über weg

grüssen solten mit der pfleg.
 Do maint er allü priesterschaft:
 20 wen dü werent tugenthafft,
 so betorstentz stab, noch spiesz;
 daz er sy nieman grüssen hiez
 uber den weg, da merkt da neben,
 daz sy nieman solten geben
 25 antwurt in iber mut.
 Tättend sy daz, ez wer in gnt,
 so hett nieman mit in ze schaffen.
 Aber wenn sy fürent waffen,
 und stellent sich als dü ritter,
 30 und sint och mit worten bitter,
 so spricht oft ain tumber man,
 man sol sechen, waz er kan,
 daz er sich so freventlich machet,
 und wirt da berobt und gemachet,
 35 daz im nieman tett kain smäch,
 der in pfefflich riten säch.
 Als ir secht naturhafft,
 wa ain hunt an ainen traft,
 swigt er still und slecht nit wider.
 40 so swigt der hunt und swingt sich nider,
 daz er nimer stim erschelt.
 Aber wer sich grülich stelt,
 und slecht umb mit ainer wer,
 so koment hunt ain gantz her,
 45 waz ir im ganzen dorf sy,
 und wirt müglich von in fry.
 Also ist och jener tat:
 wa ain pfaß valschlichen gat,
 der kont hin ze manger zit,
 50 da der fraidig nider lit.
 Ritter sullenet wappen han,
 und dü pfaffen pfefflich gan.
 Dar uz hatt der pfaß gesprungen,
 und ist in weltlichen orden drungen;
 55 wann er swert und wappen trait,
 frävenlich in uppkait.
 Rett ain lay ain wort da wider,
 den legt er in banne nider,
 und hat lib und sel verlorn.
 60 Und wer doch in selber zorn,
 der in griff in ir recht,
 er wer ritter oder knecht,
 der an sich lait ain mezzgewant,
 oder nem ain kelch in dü hant,
 65 oder ain stol, waz daz sy,
 daz der kilchen wonet by:
 er hat aller pfaffen bann,
 daz sy in nimer lant da van.
 Und dü pfaffen frävelhaft
 70 tragent mit der ritterschaft
 swert und wappen spat und fruo:
 da solt nieman reden suo;
 und versten doch kain weg,
 daz sy ez tunt in rechter pfleg.
 75 Wan ez stet also geschriben,
 waz Got werchs hab getriben,
 do er gie uff dem gefild:
 daz war nu den lüten ain bild,
 die hintz ze himel wolten komen:
 80 so hat ez nie kain man vernomen,
 daz er nie getrug kain swert.
 Och diu zwölff boten wert,
 den trug nieman wappen nach,
 als er zu sant Petter sprach:
 85 „Leg daz swert von diner sit,

ez ist hie nit vechtentz zit!“
 Solt der pan nu vechten baid,
 so wer niender ain underschaid
 an den Gotz swerten zwain.
 90 Des ist nit: ez pant daz ain
 und hat och den vor slag,
 waz der pan nit twingen mag.
 So sol den daz swert von ysen
 och sin helff dar zu bewisen.
 95 Also tailent sich dü swert.
 Wer mit in baiden vechten gert,
 der hat der e wider strebt.
 Got, der sprach: „Dem kaiser gebt
 sin recht und Got daz sin!“
 100 Also solt der priester schin,
 als im säm, liez ritter gan,
 och als sy gehöret an:
 da mitt wärentz baid behalten.
 Wa gemalt sten dü alten,
 105 dü vor Got nu sint her Korn,
 so stet ye gemalet vorn,
 daz er ain buch hat in der hant.
 Aber wer nu an ain want
 malen wolt vil mangel pfaffen,
 110 ez wirt wunderlich geschaffen;
 an der ainen sitten dan
 müst ain tiufel gemalt stan,
 und ain spil brett in der hand,
 und ain swert umb sich gespant.
 115 Wa sy tafeln unt tinthorn
 an der sitten trugent vorn,
 daz hat nu ein swert umb geben,
 und ain baszlar lang da neben,
 und ain töpeln da by:
 120 der wil och kainer wesen fry.
 Daz sant Peter was unmer
 und den andern was ir wer,
 die nu sint im himel rich,
 solten die nu haben glich
 125 in dem himel rich mit in,
 mit dem wunderlichen sin,
 die man spilen sicht und stechen,
 so wölt ich für warhait sprechen,
 daz sant Peter ain esel wer,
 130 und die andern, die vil swer
 umb daz himel rich enphiengen,
 daz sy och nit mit swerten giengen
 uf der strasz sam pilian,
 do sy doch fürent verr hin dan
 135 und diu haiden slugent ab
 und ervochtent daz hailig grab.
 So möchtz aber bezzer sin,
 denn ir vechten dann zum win.
 Wie ain pfaß gevechten mag
 140 so istz im selber nu ain slag:
 er verliuss sin ampt dar von,
 und ist och nit eren dran,
 daz er ain vechter ist genant:
 ez ist schad, sünd und schant.
 145 Ich weiss anders nichzit dran,
 daz dü pfaffen fraiszlich gan,
 denn daz man erkennt da neben
 uppkait und torlich leben,
 daz man sy dest swacher hat,
 150 und vil sünd an in begat,
 des man sunst wol iberig wer.
 also sprach der Tichner.

Heinrich von Müglin.

Außer den schon oben (S. 596) berührten lyrischen Dichtungen hat Heinrich von Müglin ein größeres allegorisch-didaktisches Gedicht verfaßt, „das Buch der Waide“, welches auch wohl, obgleich fälschlich, „der Waide Krang“ genannt wird. Es ist dasselbe nicht gedruckt, doch ist sein Inhalt und Gang durch Mittheilungen von Willen und Gervinus bekannt. Der Dichter hat es dem Kaiser Karl IV., „des waren Gotes frunt“, zum Dank für die ihm erwiesenen Wohlthaten zugeeignet, auch hatte er wohl den besondern Zweck, diesen Kaiser darin zu verherrlichen. Die Künste und Wissenschaften, welche als Jungfrauen (Waide) personifiziert werden (daher der Titel des Gedichts), kommen nämlich vor Karl IV., um den zwischen ihnen obwaltenden Streit, welcher von ihnen der Vorrang gebühre, durch ihn entscheiden zu lassen. Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik und zuletzt die Theologie treten nach einander auf, indem jede ihre Bedeutsamkeit, ihre Vorzüge und Verdienste in breiter Ausführlichkeit darstellt. Der Kaiser fragt hierauf seine Räte, welcher er den Preis geben solle; und als diese die Entscheidung ablehnen, wendet er sich an den Dichter:

Der keyser sprach: „Von Mügellen
Heinrich, was dunket dich gesein,
welch under in die wirdicheit?“
Er sprach: „Mein sin zu enge schreit,
daz er die waisheit nie erliet;
din werde hoch, breit und tief,
dy sal von schulden daz verstan,
welch under in sal die werde han.“

Und so mußte sich der Kaiser entschließen, selbst das Urtheil zu sprechen. Er entschied für die Theologie. Doch schickte er alle Jungfrauen, reichlich beschenkt, in das Land der Natur, um von ihr das Endurtheil zu vernehmen, wobei er unter Andern Folgendes sagte:

Und tut der frawen mein bekant,
waz ich euch hy geteilet han,
und mag daz urteil dort bestan,
so bit, daz sy chrone dy,
der ich dy wurde reichte hy,
daz ir dy andrin undertan
sint. Also wil ich einen man
euch geben uz dem rate mein;
der selbe sol ewr fürer sein,
er weiz wol der *Naturen* lant:
der riter *Sîte* ist genant.
Und volgt ir seyme spor geleich,
so mügt ir varen sicherleich.
Wenn ir kumpt in *naturen* stat,
der riter da ein swester hat,
dy ist gar reich und heizet *Zucht*:
bi der ir vindet all genucht.
Dasselbat sult ir abe stan,
und bit dy frawn mit euch gan
zu der *Naturen*, daz ist mein rat.
Wo *Sîte*, *Zucht* nit mit ewch gat,
ir blipt versaumpt gar der mer,
war ir der zweie bleibet ler.
Natura spricht, ez sein ein pan,
wer kunst wil ane siten han:
kunst ane zucht si ahtet nicht,
wan si hat alle kunst geticht.

Die zwölf „Waide“ machen sich nun auf den Weg und kommen mit Hilfe der „Zucht“ in den Val-last der Frau Natur, obgleich die vier Thore desselben nach den vier Weltgegenden durch vier Riesen bewacht werden, von denen der dritte, welcher am südlichen Thor steht, besonders schrecklich ist. Frau Natur läßt nun auch die Tugenden berufen, deren Verhältnis zur Natur besprochen wird. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dies ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum solle sich die Natur nicht mit der Tugend vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen sei, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend.

Man sieht aus diesem Abriß, besonders aus dem Schluß des Gedichts, daß Heinrich von Müglin seinen Gegenstand im Sinn und Geist der Mystiker auffaßte, und daß ihm auch wohl das Evangelium Johannis dabei vorschwebte. Es ist aber nicht sowohl dieses, was seinem Gedächtnis Interesse gibt, als vielmehr die mannigfaltigen, im Verlaufe der Entwicklung eingestrichenen Mittheilungen über die damaligen Kenntnisse in den verschiedenen Wissenschaften, insbesondere in Philosophie und Naturkunde. Der poetische Werth ist dagegen nicht hoch anzuschlagen, da er seinen Gegenstand keineswegs in das Gebiet poetischer Auffassung und Darstellung zu erheben versteht.

Peter der Suchenwirt.

Peter, mit dem von seiner Lebensweise ihm beigelegten Zunamen der Suchenwirt (Suchd-en wirt) lebte und dichtete, so viel sich aus seinen Werken schließen läßt, um die Mitte und bis an das Ende des 14. und vielleicht noch am Anfange des 15. Jahrh.. Er war ein Destreicher und hielt sich meistens in Wien auf, doch ritt er als wandernder Sänger auch oft in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten und die Burgen der Ritter, denen er seine Reden und Gedichte vortrug. Suchenwirt gehörte zu den sogenannten Wappendichtern, was ihn in nähere Verbindung mit Fürsten und Herren brachte, aus deren Mund er ohne Zweifel den größten Theil der Begebenheiten vernahm, die er mit der größten Genauigkeit und Ausführlichkeit erzählt. Ohne gelehrte Bildung zu besitzen (des Lateinischen war er unfundig), hatte er so viele Kenntnisse, als nur überhaupt ein Lateiner jener Zeit haben konnte. Einige Stellen in seinen Gedichten beweisen, daß er mit den Werken der höchsten Dichter bekannt war (so erwähnt er, wenn auch nur vorübergehend, Wolframs Parzival, den Wigalois und Lancelot, etwas ausführlicher spricht er von Gottfrieds goldener Schmiede); es würde sich diese Bekanntschaft mit den großen Meistern der frühern Zeit aber auch aus seiner Sprache und Darstellung ergeben, die bei allen ihren in der Zeit liegenden Mängeln doch weit gebildeter ist, als die seiner meisten Zeitgenossen.

Mit Heinrich dem Leichner lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen; durch seine schöne Lobrede auf den Tod seines Freundes hat er sich, wie ihn gehrt (f. o. S. 624). Da Suchenwirt den Leichner überlebte, der selbst schon bejahrt war, als er starb, so muß er ein ziemlich hohes Alter erreicht haben.

Außer einer Anzahl historischer Gedichte, von denen erst später die Rede sein kann, hat Suchenwirt auch eine Reihe von dialktischen Sprüchen gedichtet geschrieben, welche sowohl durch ihren Inhalt als durch die Gefinnung, aus welcher sie hervorgegangen sind, vielseitiges Interesse gewähren. Wie der Leichner, aber mit mehr Leben und überhaupt mit mehr Talent, schildert und tadelt er in denselben die Mängel und Gebrechen seiner Zeit, die er in seinen mannigfaltigen Beziehungen zu den verschiedenen Ständen und Lebensverhältnissen zu beobachten Gelegenheit hatte. Einige sind der Minne gewidmet; sie wiederholen in Form von Allegorien die alten Klagen, daß die ächte reine Minne und mit ihr Stätigkeit, Treue, Ritterthum und Edelmann aus der Welt verschwunden seien, während die falsche Minne mit ihrem Gefolge bei dem entarteten Geschlecht Eingang gefunden habe. Alle ritterlichen Tugenden werden personifiziert, und sie schildern in ihren Gesprächen die Sitten der Ritter jener Zeit, was auch der Inhalt der andern „Reden“ ist, nur daß diese sich über verschiedenartigere Lebensverhältnisse verbreiten und daß in ihnen die einzelnen Sittengemälde ausführlicher sind. So ist seine Schilderung der Spielsucht und ihrer unglückseligen Folgen auf den Menschen voll Leben und Wahrheit; er zeigt uns, wie Alle, die sich dem Spiel ergeben, sich ins tiefste Verderben stürzen: der Mann vergesse seines Weibes und Kindes, die Frau ihrer Zucht, der Handwerker seines Berufs. Am traurigsten aber sei es, wenn der Pfarrer vom Altar weg die Würfel in die Hand nehme und statt zu beten spiele, „ludere“ und schwöre. „Spiel hat verderbet manchen Mann,“ schließt der Dichter, „An Leib, an Seel, an Ehre, an Gut: Drum laßt das Spiel aus Euren Muth!“ In den Reden von dem „Pfenning“ und von der „Geltlichkeit“ geistert er die Habsucht seiner Zeitgenossen, die um des Geldes willen allen Lastern sich ergaben. Verrath und Meineid sei an der Tagesordnung; die Geistlichkeit erniedrige sich durch schmachvollen Handel mit geistlichen Pfründen, der Adel durch gemeinen Bucher. Auch in dem „Brief“ wiederholt er diesen Vorwurf, und fügt noch hinzu, daß die meisten Ritter untreu und falsch, Heuchler und Verläumder der Rechtlichen seien. Daran aber seien die Fürsten selbst Schuld, welche die guten Ritter von sich stießen, während sie unwürdigen und zubringlichen Schmeichlern den Vorzug gaben. Vor Allem aber, sagt er in der „Verlegenheit“, (1) einem seiner besten Gedichte, habe die Verdorbenheit des Adels in der schlechten Erziehung ihren Grund; selbst die reichsten Ritter verwendeten aus Geld Nichts auf die standesgemäße Ausbildung ihrer Söhne, so daß sich dieselben nirgends können sehen lassen. Nach des Vaters Tode heirathe der Sohn eine reiche alte Wittwe, die ihn eben so wenig in ritterlicher Weise ausziehen lasse. So werde er alt und verlegen und „verschälte seine Jahre kinderlos“. Daß man bei dem jungen Adel seine „Geradigkeit“, d. h. Gewandtheit in den Leibesübungen mehr finde, heißt es weiter,

rähre von den „verschämten“ Kleidern, so wie fern davon her, daß der Jüngling an den Tischen der Fürsten verwöhnt werde und lieber an gutes Essen, als an muthige Ritterfahrten denke. „Er liebt das Genüß mehr als Ritterchaft; Der Pfeffer hat solche Kraft, Wenn er darnach getrunken hat, Und zu den Frauen tanzen gat (geht), daß er wäht, er hab den Graf Erfochten, wie Herr Pargival.“

Das anziehendste und reichste Gemälde von der Rohheit, Unstätigkeit und Verdorbenheit des damaligen Adels enthält die Rede vom „Widertail“, welches in Form eines Gesprächs zwischen der Stätigkeit und der Minne den Gegenatz (widertail) zwischen den ächten Rittern (der Borzelt) und den falschen Rittern seiner Lage schildert. Das Bild, das er uns von diesen gibt, ist freilich stark und grell, jedoch keineswegs übertrieben, ja wir vermissen sogar noch manche Züge, die der Dichter in andern Reden ansührt, die aber hier nach der Anlage des Ganzen keinen Platz finden konnten. Und wie düster ist dennoch das Gemälde: Prableret, Unmäßigkeit, Untreue und Falschheit in der Liebe, gemeines Betragen gegen die Frauen, Weichlichkeit, ja selbst Feigheit im Kampfe, das sind die Hauptzüge, welche der Dichter in lebendiger Darstellung entwickelt und welche dadurch noch kräftiger hervortreten, daß er in allen diesen Beziehungen das Wesen eines ächten Ritters entgegensetzt, das er mit Liebe und Talent ausmalte.

Sein Tadel richtet sich jedoch nicht bloß gegen das allgemeine Sittenverderbniß; er wagt es auch, seine Stimme gegen die Fürsten persönlich und gegen ihre Willkür zu erheben. So in dem „Rat von dem ungel“, in welchen er den Klagen des durch Steuern bedrückten Volkes mit männlichem Muth Worte verleiht. „Laßt Euzend an Euch scheinen,“ ruft er den beiden Herzögen Albrecht und Leopold zu. „Das sichert Euch dort vor Meinen: Das Umgeld auf den Weinen Laßt ab durch Eure edle Zucht, Das bringt Euch Glück genug. Der allgemeine Fluch bringt wenig Frucht.“ Sie sollten, fährt er fort, nach dem Beispiel ihres Vaters auf Recht und Geseß halten, treue Räte wählen, Verläumder von sich weisen und an den geschwornen Briefen und Urkunden halten. — Ganz vortrefflich ist die Rede, in welcher er die Fürsten und Städte ermahnt, Frieden zu schließen, und die Gräuel des Bürgerkriegs mit lebendigen Farben schildert. (2) Es ist insbesondere erfreulich wahrzunehmen, daß Suchenwirt mit klarer Einsicht in die Zeitverhältnisse die Bedeutsamkeit der Städte erkannte, und daß er, der seinen Erwerb doch vorzugsweise bei dem Adel fand, von der rohen Öffnung jenes unbekannten Dichters, dessen Lied „die Städte“ wir oben (S. 618) mitgetheilt haben, weit entfernt war, der in dem Verderben und der Unterdrückung der Städte das einzige Heil für Adel und Fürsten erblickte.

Dhne gerade hervorragendes Dichtertalent zu haben, hatte Suchenwirt die nicht gewöhnliche Gabe, seine Beobachtungen über Welt und Menschen in einer klaren, eindringlichen Sprache darzustellen, in welcher sich der liebenswürdige Ernst seines frommen, wahrheitsliebenden Charakters abspiegelte. Nur selten gewinnt seine Darstellung höheren Schwung, wie z. B. in dem geistlichen Spruche von dem jüngsten Gericht, wenn er dem Sünder zuruft: „Du kannst nicht betragen Den Richter,

der da vor dir stst, Der blutigen Schweiß für dich geschwitzt, In seiner großen Noth und dir zeigt die fünf Wunden roth In Urkund seiner großen Marter.“ Dagegen versteht er durch glückliche Zusammenfassung der Gedanken und Thatfachen, so wie durch deren fernhafte Darstellung und endlich durch die Mannigfaltigkeit der Auffassung bleibende Wirkung hervorzubringen. Vor Allem aber ist sein männlicher Charakter zu bewundern, seine Wahrheitsliebe und die Furchtlosigkeit, mit welcher er dem Adel seine Gebrechen und Laster vorhält, von dem er doch ganz abhängig war. Daher durfte er auch mit lobenswerthem Selbstbewußtsein (in dem Spruch: „der neue Rath“) dem Klausner, der ihn um Namen und Beruf fragte, antworten: „Ich helfe der Suchenwirt, Der oft mit Rede so nahe schürt, Man möcht es greifen mit der Hand.“ worauf er dem Klausner folgende Entgegnung in den Mund legt: „Dein Nam ist mir bekannt; Du rätst den Herrn Zucht und Ehre, Und gibst ihnen manche weise Lehre, Und tadeltst sie mit Bescheidenheit. Von dir wurde mir oft gesagt (gesagt), Die weil ich noch in der Welt war.“ Und ein gleichzeitiger Dichter, dessen Name unbekannt ist, sagt von ihm, beinahe mit seinen eigenen Worten: „Dazu gehört der Suchenwirt, Der oft mit Rede so nahe schürt, Man möcht es greifen mit der Hand. Er ist in manchem Land bekannt: Drum sag ich Euch mit Einem Wort, Er ist der beste, den ich gehört, Von Gott und von den Wappen; Da treibt er seine Grappen“), Er fängt mit geklärten Worten an, Was ich leider nicht auch kann.“

1. Daz ist di verlegenheit.

- Mich fragt ein minnechliches weip
(die maht wol haissen Laitvertraip,
ir schön die gab wunsche tzier),
si sprach: „Geselle, nu sage mir,
5 wie lange chanst du daz verwigen,
wavon die jungen sich verligen,
die da habent grozses guet?
Pey starchem leip, wa ist ir muet,
daz sy nicht nach eren stegen
10 und seint von jugent so verlegen
da haim reht sam ein ohzsen kalb?
Die mag triegen wol der alb!
Wenn si in daz alter chomen,
so hat man wenig von in vernomen,
15 da von ir lob würd praiter,
die steigent von der laiter,
da ir eltern clummen vor
in wurden auf, in eren spor.“
Ich sprach: „Fraw, ich sag euch daz;
20 vil manger, der muos wesen laz,
der wol hett ritterleichen muet.
Sein vater, der hett grozses guet,
und gibt im niht (daz ist ein schant!)
da mit er ritt in vrömdiu lant,
25 da man solt leren ritters chunst,
derwerben rainer weiben gunst,
die Gotes huld und er.
Der vater fürhtet ser,
hiülf er dem sun mit clainer gab,
30 er müst verderben an der hab,
und lat in ligen in der gewalt,
pis er wehzet groz und alt.

*) Das greift er nicht mit groben Krallen an.

- Dar nach chumpt schier die tzeit,
daz der vater tot geleit
35 und let im alles, daz er hat:
so chumpt er denn ob chainer stat
pey starchem leip, pey grozsem guet.
Er gedenocht in seinem muet:
„Tzu schimph, tzu ernst chau ich niht,
40 tzu hoff bin ich gar enwiht,
da sten ich als ain auder rint,
und pin ain haingetzozen chint;
red noch antwort ich nicht chan,
und pin doch als ain ander man
45 an leibes sterch und an der hab.“
Ich waiz noch ains, da manig knab
an eren von verdirbet.
Wenn sein vater stirbt,
der lat im lanch, weit und prait,
50 so seint sein vrünt tzeant perait
und sprechent denn dem jungen zue:
„Waz wir dir ratten, frunt, daz tue!
Wir wizen aine witwen reich,
die nim, so tuost du sicherleich
55 reht, si pringt dir grozses guet.“
Ist der knab frisch gemuet,
und spricht: „Hertzenlieben fräut,
ich hab weder veld noch pünt
durch ritterschaft nit überritten,
60 und hab durch eren nie derlitten,
alz mein vatter hat getan,
der waz genant ain piderman,
der reit von erst in frömdiu lant;“
so sprechent seinu frünt zu hant:
65 „Du maht noch wol mit eren varen,
daz weip, daz ist pey alten jaren,
die stirbt schier, dir pleibt die hab.“
Also volgt in der knab
und nimpt daz weip in churtzer vrist.
70 Die chan mangel spæhen list,
wirt denn gehaissen ain pruet
und hat ain rüntzelehtiu buet.
Er went, sy schül sterben schir,
so möht er sterben e wol zwir:
75 si jüngt sich und wirt vröden vol,
ir ist mit dem knaben wol,
sein jugent macht ir frischen muet.
Mit gabe si iun gütleich tuet,
silbergürtel, reich gewant,
80 in den tzophf ein seidein pant
schön geflohten, mit der vart
si hat in liep, und tzüht in tzart,
lindiu chöstel, guoten wein,
sprichet: „Lieber herre mein,
85 ez und trinchkt, gehabt euch wol,
wa ir hin seht, da ist ez vol.“
So gewint ir ain chür,
daz er nie nimpt ain reiten für
durch ritterschaft, durch ere.
90 Daz weip, daz weinet sere,
und spricht: „Hertzenlieber tzart,
reitest du von mir disiu vart,
ich stirb, daz wizz in deinem muet!
Du haust peidiu, er und guet;
95 die gant dir paid von handen,
war du verst in den landen:
ich chan laider nicht dartsue,
so haust du niemant, der dir tue
reht mit aller deiner hab.
100 Da von la dich nomen ab,

- la das reiten underwegen.
 Ain müll, die ist uns wol gelegen,
 die hat akcher, wiz und veld,
 die chauff umb das selbe gelt.
- 105 Pleib noch ain jar hie haim pei mir,
 des wil ich immer dancheu dir.“
 So lange volget ir der degen,
 piz er wirt alt und gar verlegen,
 so vert er fürbaz niender,
- 110 den sumer noch den winder,
 durch ritterschaft, durch preisbejag:
 er chümpf chum tzu ainem tag,
 da in sein frünt hin piten.
 So gewont er aines sitten,
- 115 er reit also verre,
 daz man in nimmer haisset herre;
 so eylt er wider haim,
 sein er rümp tzuo reht, als der laim,
 der under ainer rinnen lait.
- 120 Also vertzeret er sein tzeit
 und versleisset seinu jar
 one kinder.“ — „Du haust war,“
 sprach die fraw, „ich wil dir jehen.
 Nun sag mir, du haust vil gesehen
- 125 in fürstenhöf geradichait,
 dar an die jungen seint vertzait,
 daz si snell entspringen,
 schirmen, schiessen, ringen,
 lauffen, stozen wol den stain,
- 130 paidiu, arm, rukk und pain
 tzu ritterschaft üben,
 wa man sol veint betriüben
 tzu rozz, tzu fuz, da ist ez guet:
 gradichait tziert ritters muet.“
- 135 Ich sprach: „Fraw, eü sey geseit,
 daz machent de verschanten clait,
 der man in der welte pligt,
 da von geradichait verligt,
 darein siht man sich pinden
- 140 mit riemen vor und hinden,
 daz si regen az die soheit.
 Wa ainer schymffet sunder neit
 mit dem andern, als man tuet
 in fröden und in hohem muet;
- 145 so wirt von im gesprochen:
 „Hör auff, mir ist zerprochen
 ain nestel all da hinden!
 Geradichait muos swinden
 von der lesterleichen wat,
- 150 die so schemleichen stat.“
 Die fraw, die sprach: „Des gih ich dir.
 Waist iht mer, daz sag mir,
 seid wir tzu red chumen sein.“
 Ich sprach: „Vil tzartes frölein,
- 155 ich wais niht mer tzu diser stunt.“
 Tzu mir so sprach ir roter munt
 mit guotem muot vermessen:
 „Du haust noch ainz vergezzen,
 daz den jungen schaden tuet
- 160 an ritterschaft, an stoltzem muet.“
 Ich sprach: „Hochgeloptiu fruht,
 daz saget mir durch euriu tzuht,“
 „Gern!“ sprach die frawe zart,
 „der phfefferman hat vil verspart
- 165 an mangem held wol geporen,
 der tzu den wappen ist erchoren.
 Die herren lazzent iriu chint
 tzu hoff, die weil si knaben sint,

- tzu den fürsten ume daz,
 170 daz si geleren dester paz
 tzu hoff tzuht und er:
 nun geit man in die ler,
 daz si tzu tisch der fürsten phlegen,
 wann si seint hübst und unverlegen.
- 175 Nun gwant vil manger pei dem tisch
 wilpret, pheffer, gueter visch,
 daz er chumpt nimmer mer hindan,
 als sein voderu hant getan,
 tzu stürmen nach den streiten,
- 180 tzu krieg, hortleichen reiten,
 da man vergiessen sol daz pluot,
 paidiu, leip und auch daz guet
 manlich legen uf die wag
 in frawen dienst, durch preizbejag;
- 185 im liept daz genesch für ritterschaft,
 der phfeffer hat so grozziu chraft,
 wenn er darnach getrunchen hat,
 und tzu den frawen tantzen gat,
 daz er went, er hab den gral
- 190 erfohten, als her Partzival.
 Der wein, der leit im in dem har,
 so let er ruoffen offenpar
 ain stechen an dem anderen tag,
 da tzu er wol gereitten mag
- 195 mit tzerung sunder mü der glid;
 der erenst, der hat vor im vrid,
 in gnügt an dem schimphe wol,
 dar tzu, so chümpf er, als man sol,
 hübst und waidenleich getziert.
- 200 Ich wil dich vragen, Suchenwirt,
 hab ich recht? daz sag du mir.“
 „Tzartiu fraw,“ sprach ich tzu ir,
 „Ewr munt hat mir gesait
 niht, wenn die waren rehtichait.“
- 205 Urlaub ich von der tzarten nam,
 si danck mir, als ir tugenden tzam,
 hin kert ich und was unverzait.
 Die red, die haist verlegenhait.
2. Von der fürsten chrieg und von des
 reiches steten.
- Ain chrieg hat sich gehebet an,
 den schatzt man gar chlain; ich
 fürcht, daz in weib und man
 noch chläglich bewaine.
- 5 Sol er wern lange tzeit,
 daz er nicht wirt verslichtet,
 Got wais, waz jammers dar an leit:
 der geb, ez werd verrichtet.
 Die fürsten und des reiches stet
- 10 im chrieg sich vast verwerren,
 ez werdent rukchen tzu dem pret
 vil der grozzen herren.
 Die fürsten, die haben tzuoversicht,
 der chrieg werd in genem;
- 15 liezzen die stet an einander nicht,
 daz würd gar widertzem.
 So hebt sich rauben unde prant,
 daz macht vil armer lewte;
 der chrieg schat vil manigem laut,
- 20 als ich hie bedewte.
 Wenn gepawr niht mer ist,
 so wirt der schimph entrennet:
 wes denn lebet die selben frist,
 die herren sind genennet?
- 25 Die fürsten nicht mit phluegen gan,

- die purger sich sein schamen,
so muoz man underwegen lan
auf ekcher werffen den samen.
Den steten weret man die chost
- 30 tzu veld und auf den strazzen,
den harnasch vegen si awz rost,
gar wenig si daz lazzen.
Den reichen sind die chasten vol,
den arm sind sie lere,
- 35 dem povel wirt der magen hol,
daz ist ain grozzew swere,
wan si sehent weib und chind
vor hunger gel gestellet,
die arm des undurfftig sind,
- 40 gar übel in daz gevellet.
Tzuhandt der povel samet sich
mit manigerhant waffen
in den gazzen, dunchet mich,
fraysleich und ungeschaffen.
- 45 Ayn hauffen dringt dem andern vor,
werleich gar vermeszen:
„Den reichen schrotet auf die tor,
wir wellen mit in ezzen!
Pazz zimpt, wir werden all erslagen,
- 50 ee wir vor hunger sterben,
wir wellen daz leben frischleich wagen,
ee wir also verderben!“
So wirt ein plutvergiezzen groz
von arm und von reichen,
- 55 von ritter, chnechten, widerdoz:
daz stet gar chlegleichen!
Stet und fürsten sind tzuwen tail,
in all der werlt die pesten;
halten die nicht frides hail,
- 60 wie get ez dann tzuwen lesten?
Die lant verwuestet wurden gar,
daz mach, Got herr, wendig!
Ir edeln fürsten offenbar
dem frid seit peygestendig.
- 65 Die stet, die sullen hengen nach,
auf frid und suen genennet;
chrieg sagt lant und lewtien schach,
wer daz recht erkennet.
Juden, haiden mach wir fro,
- 70 wann wir, edel christen,
an einander wuesten also,
und nicht daz leben fristen
mit frid und suen, als pilleich wer,
in pruderleichen trewen;
- 75 Juden, haiden ist unmer,
ob ez uns müzz gewesen.
In Pehem mawst der Adalar,
hat er icht schier gerekchet:
chunich Wentzla, des nempt war,
- 80 ewr flug die strekchet,
habt ir gehertet tzu dem flug,
hebt ew auf die raise,
tzewocht ein chayserleichen tzu
gen Rom durch manig prayse,
- 85 seit ir ein römisch chunich seit,
und habt den nam auf erde.
Hebet an, des ist wol tzeit,
schaffet, daz ew werde
preis und lob und wirdichait:
- 90 daz tzirt wol ewru namen.
Seit mendleich, mild und unvertzeit,
ir seit von chuniges stamen;
daz reich chainen chaiser hat

seit ewrs vater tzeiten.

- 95 Tret an chaiser Charls stat,
so nennet man ewch weiten,
daz ir daz reich und auch daz recht
mit trewen so besorget,
daz stet und fürsten bleiben slecht,
- 100 und nicht dem unrecht porget,
also daz ir guet richter seit
den arm und den reichen.
Ob ew Got die genade gelt,
so lebt ir wirdichleichen.
- 105 Do dreitzehen hundert jar vil gar
nach Christ gepurt vergiengen,
darnach daz siben und achtzikist jar,
vil lewff sich anviengen,
chrumb und wunderleich gestalt
- 110 in aller werlt gemaine
(daz mügt ir pruefen manigfalt),
scharff und gar unraine.
Frid und recht uns nu verpiert,
daz pruefft an manigem ende;
- 115 so wünsch ich Peter Suchenwirt:
Got seinen frid uns sende!

Hans Bintler.

Es ist wahrscheinlich, daß Hans Bintler nicht zu den wandernden Sängern gehörte, denn kaum hätte ein solcher Ruße und Veranlassung gehabt, ein größeres Gedicht zu verfassen, wie das „Buch der Tugend“^{*)}, aus welchem zudem erhellt, daß der Verfasser gelehrte Kenntniffe besaß, da er mehrere lateinische Werke benutzte, was eher einen Geistlichen, als einen herumziehenden Dichter voraussetzen läßt. Das Buch der Tugend, welches Bintler um 1411 dichtete, scheint im fünfzehnten Jahrhundert zahlreiche Leser gehabt zu haben, da es im J. 1480 gedruckt wurde; doch hatte es diese Theilnahme sicherlich weniger seinem poetischen Werthe als seinem äußerst mannigfaltigen Inhalt zu verdanken. In seinem ersten Theile schließt es sich an die größten didaktischen Gedichte des vorigen Zeitraums an, indem es die Tugenden und Laster, von denen er ausführlichere Erklärungen gibt, an Beispielen aus der Vergangenheit anschaulich zu machen sucht, zu welchem Zweck der Verfasser, wie er selbst sagt, aus allen möglichen Büchern „klaubt“, weshalb er sich auch einen „hübschen bindeler“ nennt; doch war seine Hauptquelle ein italienisches (walsches) Buch, das er selbst flores virtutum betitelt. Interessanter und für die Sittengeschichte wichtiger ist dagegen die zweite Hälfte des Gedichts, in welcher er die Gebrechen seiner Zeit zum Theil in ausführlicher Entwicklung darstellt. Von der Geistlichkeit und ihrem zuchtlosen Leben, ihrer Habsucht und Prachtliebe spricht er nur mit einer gewissen Zurückhaltung, was wiederum auf seinen geistlichen Stand hindeuten möchte; dagegen läßt er seinen ganzen Grimm gegen die Hoffahrt und die Verdorbenheit des Adels aus, indem er alle die Vorwürfe,

^{*)} Eigentlich die „Blume der Tugend“, wie aus dem Anfang des Gedichts erhellt. „Ich hab gethan recht als ein Mann. Der da kam auf einen Plan, Da er fand Blumen mancherlei, Wie sie bringen mag der Mal, Und der die Blumen aller Blumen nimmt, Ein Kränzlein macht, das ihm wohl gleimet: Daher will ich, das mein Werk, das klein, Heiße die Blume der Tugend rein.“ — Den Namen „Buch der Tugend“ erhielt es im alten Druck, und es hat sich derselbe seitdem festgesetzt.

welche der Suchenwirt in seinen verschiedenen Reden gegen denselben erhebt, zu einem Gesamtbilde vereinigt. Aus jedem Worte spricht die tiefste Empörung des Dichters gegen das heillose Treiben des damaligen Adels, von dem er sagt, er wisse besser, wie der Mist den Acker dünge, als was Adel sei. Der merkwürdigste Abschnitt des Gedichts ist aber der, in welchem er von der Zauberei und dem Aberglauben handelt, dessen verschiedene Formen er mit großer Gewissenhaftigkeit aufzählt, so daß diese Stelle für die Sittengeschichte von höchster Wichtigkeit ist, wenn sie auch, wie begreiflich, keinen poetischen Werth haben kann. Doch hat er sich wenigstens redlich bemüht, auch hier das bei den mittelhochdeutschen Dichtern durchgreifende Gesetz zu beobachten, nach welchem die gepaarten Reime durch den Sinn auseinander gehalten werden (S. 12 u. 27). Wie bei den übrigen Abschnitten, so werden auch in diesem zahlreiche Beispiele und Geschichten erzählt, um die Nichtigkeit des Glaubens an Zauberei, Wahrsagen, Traumdeutungen u. s. w. zu beweisen. Denn wenn auch der Anfang der mitgetheilten Stelle auszusprechen scheint, daß der Verfasser selbst an Zauberei glaubte, so wird man durch eine spätere Bemerkung eines Besseren belehrt. „Sollte ein altes Weib,“ heißt es, „das sich der Zauberei rühmt. Gott gebieten können, so wäre er nicht für einen Gott zu halten. Mancher heilige Mann hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimnisses würdigte, wie sollte er sich zum Knechte eines alten Weibes machen!“

Von dem Aberglauben.

Die zaubry, die ist Got fast unwerd,
auch sprechen sy: „Mich hantz gelert
ain münch, wie möchtiz pösz gesin?“
Daz sprich ich py den trewen mein,
daz man ain sollichen munch oder pfaffen
also solt straffen,
daz sich zechen stiessend daran;
wann sey sind alle sampt im pan,
die den glauben also fast krenken. —
Wann es ist wider dich, du höchstes guot,
allez, daz man mit zaubry tuot,
und wie fast es wider dich ist,
dannocht findet man zuo diser frist,
die zaubry dannocht pflegen.
Etlich wellent *pseyl* auss segnen,
do wellent si dem *temffel* bannen,
das sy in pringent guot zuo samem;
so wellent etlich *war* sagen,
und vil wellent den *temffel* fragen,
wa gut lig und edel gestain.
Do habent denn etlich gemain
mit der pösen Erodiana,
do wellent gelouben etlich an *Diana*,
die da ain falsche göttin ist:
und auch etlich mainent haben den list,
als sey die leutt kundent schiessen,
und durch alles gemüre *giessen*
nechsinen pild mangerlay,
so wissen disew *vogel* geschray
und auch darzuo die *trem* auslegen.
Etlich kunnent den *schwert* seggen,
das sy nicht auf diser erden
von kaimem dorf erstochen werden;
etlich kunnent an *feurr* erkennen,

wie sich die sach hie sol enden:
so kunnent etlich *in der hand*
schouwen eytel laster und schand.
Vil alte weib kunnend den handel

— — — — — *)
zu lieb oder findtschafft;
etlich gebent *loszbüecher krafft*,
und etlich kundent *patonicken graben*,
und vil wellent den *eysvogel* haben;
so nutzent etlich den *allravn*,
und etlich glaubent an die *frawn*,
die haisset *Precht mit der langen nas*.
So send ir vil, die gehen, das
die *hand* giff sy alz wol getan,
das sie sy von ainem man
pesser, denn von dem andern;
und vil, die wellent nit wandern
an den *verworffen tagen*;
so send denn vil, die hie haben
glauben, es pring grossen frum,
ob in des morgens ain *wolf* kum,
und ein *has* pring ungelücke;
und etlich lütt hand die dücke,
das sy den *temffel* petten an,
stern, *sunnen* und auch den *mann*.
Vil wellent auf *oblaut* schriben,
und daz *stepper* damit vertryben;
etlich segnent für daz *zene we*,
so hand etlich den *sterde kle*,
das sy davon gauglen sechen.
Ist auch vil, die da yechen,
sy kunnend *ungemitter machen*;
und etlich zaubrer, die wachen
dem stern *Venus* umb die mynne; —
so send auch etlich, die schlinden
drey palmen an dem *palmtag*;
unt etlich segnent den schlag
mit ainer *hacken* auf ainem *irischublen*,
und etlich stellen auss den kublen
das *schmalz*, die weil mans rüert,
Etlich der lewt füert,
das sey send *jwivibilis*,
und etlich habent den *piffys*,
so spricht menger tumer lib,
die *teutte* sey ain altes weib
und kunne die lütt sugen,
und etlich lütt, die gelauben,
der *albe* mynne die lutte;
so sagt mancher, die *teutte*,
er hab den *orken* gar eben gesechen.
Und etlich, die yechen,
das *schrätlin* sy ain klaines kind
und sy als ring, als der wind,
und sy ain verzwißloter gaist.
So glauben etlich aller maist,
das der *sigelstein* hab die kraft,
das er mach sygehaft,
und vil wissen des erkennen sitt.
So nutzent auch vil die *erdschnitt*
zu mangerlay zaubry,
und etlich schribent auf das *ply*
under der *cristmessz* für den wurm;
so nemen etlich für den sturm
den *elsenpaum*, hör ich sagen;
und etlich wellent kol graben,

*) Wahrscheinlich fehlt hier eine Zeile, etwa mit dem Sinn: „des Menschen Gemüth zu wandeln“.

wann sy den ersten schmaln sechen.
 Vill kunden jn jr *gwand spechen*,
 ob es glücklich soll gaun;
 so habent vil lütt den waun,
 das *verbene*, daz selb kruit,
 mach die lewt ain ander trut,
 wann man sy grab ze abend;
 und auch vil pösz lütt, die gend
 des nachtes *durch verschlossen tür*,
 und ettlich lütt tragen herfür
 silber und gold, als ich hör yechen,
 wenn sy *newen mon* sechen.
 So tragent ettlich lutt auss
 das *wasser* alles *auss dem husz*,
 wenn man totten traitt
 für das hus, als man sait;
 so send ettlich alz besint,
 wenn man jn *junge hōner* briugt,
 so sprechent sy: „Plib herhaim,
 als die fud pey meinem pain!“
 Und vil, die yechen, die *wegmart*
 sey gewesen ein fraw zart
 und wart irs puollen noch mit schmerzen.
 Ettlich legent des *midhoffen hertze*
 des nachtes auf die schlauffende lütt,
 das es in haimlich ding betütt
 und vil zaubry unrain;
 die sechend an dem *schulterpain*,
 das menschen sol beschechen.
 Und ettlich, die yechen,
 das sy nicht guot, das man
 den *tenggen schwuch* leg an
 vor dem *gerechten* des morgens fruo;
 und vil, die yechen, man stel der kuo
 die *milch* aus der wammen.
 Do send ettlich der ammen,
 die selben nement *die jungen kind*,
 do sy erst geporen synd
 und stossends *durch ain hole*,
 do ist denn nichts wole,
 oder es werd ain horeuplāssel darusz.
 Auch treibt man mit der *stedermuss*
 wenig tewschlich spil,
 und ist des ungelaubes so vil,
 das ich es nit gar sagen kan.
 Do habent ettlich lütt den waun,
 das sy mainent, unser leben,
 das unsz daz die geben,
 und daz sy uns hie regieren;
 so sprechend ettlich *diernen*
 sey ertailen dem menschen hie auf erden;
 und ettlich sendent die *pferde*
 fur elenpug und auch für rencken.
 Und auch vil lütt, die gedencken
 und habent sein auch gautzen syn,
 si mugent nicht haben gwin
 des tages, unz sy sechen
 ain *pfeyflin*, als sy yechen.
 Es spricht manger: „Ich bin gogel,
 ich haau gesechen *Sant Martis vogel*
 hewt an dem morgen fruo,
 mir stosset kain ungelück nit zuo.“
 Do wellent ettlich dapey,
 wenn es ungewitter sey,
 das sy alles von der mūnch wegeu,
 die da gaud after der wege;
 und auch ettlich mainent sicherlich,
 wenn der *rapp kopp*, daz tütt ein licht.

Ettlich habent denn ainen newen fund,
 sy behaltend den piss in den mund,
 wenn man *ave maria lütt*.
 Do send denn ettlich *pruot*,
 die legent jr hemmet an jrs maus ort.
 So kan auch manger drew wort,
 das es nymmer *tenrer wirt*;
 so ist ettlicher hirt,
 der sein *vich segnen* kan,
 das jm kein hase tret daran;
 und ettlich nement jrew kind,
 wenn sy ain wenig kranck sind,
 und legends ouf ain *dryschuffel*;
 vil kunnen salben den kubel,
 das sy obnan ausz faren.
 Ettlich *spynnen* am sampstag garen
 und machen daraus *Sant Jorgen hemd*;
 und seid ettlich so behend,
 daz sy varent hundert meyl
 dar in ainer kurzen weil.
 Ettlich *prekend* den luten ab
 die *pain*, als ich gehört hab,
 und legent dar ein *porst* und *kol*.
 Mangew maint, sy kund auch wol
segen hym und *her wenden*;
 ettlich die lütt *plendent*
 mit ainer hand von dem galgen;
 vill wend den *taig talgen*
 an der *hailigen sampstag nacht*.
 Mancher auch *karakteres* macht
 ausz *pirmit virgineum*;
 ettlich *puctieren* den *linium*
 in der kunst geometria:
 so nympt der den oben *praw*
 von den *gerechten augen*
 und daz *pluot* von den *kramen*,
 und macht darusz zaubery.
 Manger nympt ain *järiges zwy*
 von ainem *wilden hasselpamm*;
 so send denn ettlich frawen,
 die *erschlingen umb die kirchen gen*,
 und haissent die *totten auf sten*,
 und niemend den *ring* von der *kirchen tür*
 jn die *hand*, und ruffend: „Her für!“
 und sprechend: „Ich rür disen rink,
 stett auf, ir alten pärtling!“
 Do send auch ettlich man,
 si nement von dem *galgen ain span*,
 und legent den under der kirchtür,
 so solt kain pfennig gaun hin für;
 und ettlich nützend den *strangen*,
 da ain dieb ist erhangen.
 Und an der *rauchmacht wirffet* man
 die *schwuch*, als ich gehort han,
uber daz haupt erschlingen,
 und wa sich der spiz kert hyn,
 da sol der mensch beliben.
 Und vil lutt, die tribent
 wunder mit dem *huoffnagel*,
 und ettlich steckend *nadel*
 den luten in die magen;
 und sämlich laund nicht jagen
 die *hund* auf der rechten fert.
 Ettlich send so wol gelert,
 das sy an sich mit gewalt
 nemen ainer *kutzen* gestalt;
 so findt man der zaubrinin *wurain*,
 die den lütten den wein

trinckend auss den kelern verstolen,
 die selben haisset man uuverholen.
 So send denn ettliche,
 wenn sy seohend ain liche,
 so raument sy dem totten zuo
 und sprechend: „Kum morgen fru,
 und sag mir, wie es dir dort gee!“
 So varet man uber see
 die lewt mit guottem winde,
 und ettlich nement jre kinde,
 wenn es nit geschlauffen niag,
 und treitz herfür an die haytten tag;
 und legtz für sich ain aichin prandt,
 und nympt ain scheit in sein hand,
 und schlecht den prand mer denn zwir:
 so get ain andrew denn by ir
 und spricht: „Waz newestu?“
 „De nae ich hie nu
 meines Kindes masslaid und nachtgeschrey
 und alle meine zunge enzway.“
 So send denn ettlich also getau,
 wenn sy den ormutzel han,
 so nemend sy ain küssy in die hand,
 und schlachends an den schlauff zehand,
 und spricht: „Flewch, flewch, ormutzel,
 dich jagt ain küssi zypffel!“
 Manig zauberin, die sein,
 die nemend ain hacken und schlachend wein
 auss ainer dur aichin saul,
 und ettlich machend mit dem knul
 vaden mangelray trauffercy
 so nemt manger gersten pry
 vur dryaffel, hör ich sagen;
 mangew wil den dieb laben,
 der an dem galgen erhangen ist;
 auch habent vil lütt den list,
 daz sy nützen daz totten tuoch,
 und ettlich stelen aus der pruoeh
 dem man sein geschirr gar;
 so farent ettlich mit der far
 auff kelbern und auch pecken
 durch stain und stecken.

Heinrich von Laufenberg.

Der uns schon als Verfasser geistlicher Lieder bekannte Heinrich von Laufenberg (S. 609) hat auch zwei größere didaktische Gedichte geschrieben, welche eine kurze Erwähnung verdienen. Das erste, der „Spiegel menschlichen Heils“, ist eine gereimte Uebersetzung und theilweise Erweiterung des damals sehr beliebten und allgemein verbreiteten Speculum humanae salvationis. Es hat den Sündenfall und die Erlösung zum Hauptgegenstand, und beginnt nach einem Gebet an den dreieinigen Gott um Gedenken der zu seiner Ehre unternommenen Arbeit mit der Geschichte von Verstoßung der abtrünnigen Engel aus dem Himmel, erzählt sodann die Erschaffung Adams und Evas, ihre Verführung durch die Schlange und die Vertreibung aus dem Paradies. Daran schließt sich sogleich die Erzählung von der Verfindigung und Geburt der heiligen Jungfrau und Christi, aus dessen Leben einige Hauptbegebenheiten mitgetheilt werden; ausführlicher wird die Geschichte seines Leidens und Todes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt erzählt. Den Schluß bildet die Schilderung des jüngsten Tags, der Hölle mit ihren

Qualen und des Himmels mit seinen Seligkeiten. Ueberall werden nach der damals beliebten Weise die mannigfaltigsten Geschichten und Anekdoten eingewebt; meistens sind sie dem Alten Testament entnommen, doch finden sich auch viele Erzählungen aus der weltlichen Geschichte.

Das zweite größere Gedicht Heinrichs, „das Buch der Figuren“, welches er vielleicht auch, wie den Spiegel des menschlichen Heils, aus dem Lateinischen überseht hat, ist in vieler Beziehung mit jenem verwandt. „Es enthält nämlich“, sagt Engelhardt, dem wir die nähere Kenntniß dieser beiden Werke verdanken, „die ganze Folge der Geschichten des Alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der heil. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren sind 136; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorgangs zuerst die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Die Vorrede selbst ist eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Bestimmung Mariä.“

Das Versmaß in beiden Gedichten ist das gewöhnliche: Zeilen von 3 oder 4 Hebungen mit gepaarten Reimen; die Sprache ist, so weit sich aus den wenigen und kurzen Stellen entnehmen läßt, die bis jetzt durch den Druck bekannt gemacht wurden, ziemlich fließend und gewandt; vielleicht nicht ohne Einfluß von Konrads goldener Schmiede, mit welcher sich auch das Buch der Figuren hinsichtlich des Inhalts berührt.

Sebastian Brandt.



Sebastian Brandt
 Doctor

Unter allen didaktischen Dichtern des 15. Jahrh. nimmt Sebastian Brandt *) die erste Stelle

*) Der Sitte der Zeit gemäß nannte es sich auch mit lateinischer Uebersetzung seines Namens Titio.

ein, wie auch seine Werke von der größten Wirkung auf die Zeitgenossen und die ihm unmittelbar nachfolgenden Zeiten waren. Im Jahr 1458 zu Straßburg geboren, verlor er zwar schon im zehnten Jahre seinen Vater, doch wurde er sorgfältig erzogen, so daß er schon in seinem sechzehnten Jahre die Universität Basel beziehen konnte, wo er die Rechtswissenschaft, aber zugleich auch die alten Sprachen und die freien Künste mit großem Fleiße studirte. Schon nach zwei Jahren (1477) erhielt er den Grad eines Baccalaureus, und 1489 ward er Doctor der beiden Rechte, nachdem er sich 5 Jahre vorher die Lizenz erworben hatte. Bald wurde er einer der einflussreichsten Lehrer in Basel, da er seine Schüler nicht bloß zur Wissenschaftlichkeit führte, sondern sie auch zum Studium der alten Classiker begeisterte und auf ihren Geschmack bildend einwirkte. Er stand mit den ersten Gelehrten der Zeit in naher Verbindung, und machte sich durch die Herausgabe vieler historischer, juristischer und philosophischer Werke bekannt. Im J. 1500 ward er Rechtsconsulent in seiner Vaterstadt, deren Rath ihn 1503 zum Stadtschreiber erwählte (er selbst nannte sich gern Rangler und sogar Erzangler), was er bis zu seinem Tode versah. Er war in dieser Stelle äußerst thätig, wodurch er sich Ansehen und Dank erwarb. Auch Kaiser Maximilian I. erkannte seine vielfältigen Verdienste; er berief ihn einige Mal an seinen Hof, ernannte ihn 1502 zum Rath, später zum kaiserlichen Palsgrafen, gab ihm einen Jahresgehalt von 50 Gulden und beehrte ihn öfters mit literarischen Aufträgen. Wahrscheinlich verbannte er dem Kaiser auch die Stelle eines Befehlshabers am Kais. Kammergerichte. Sein Ruf bezog auch andere Fürsten, ihn auszuzeichnen; unter Andern ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zu seinem Rathe. So sehr seine öffentliche Stellung seine Kräfte und seine Zeit in Anspruch nahm, war er dabei doch immer wissenschaftlich thätig, wozu ihm besonders auch das reiche Archiv seiner Vaterstadt Gelegenheit bot. So schloß er sich an die literarische Gesellschaft an, welche Wimpfeling in Straßburg gestiftet hatte, und er ward auch Mitglied der von Conrad Celtes gestifteten rheinischen Gesellschaft der Wissenschaften. In den letzten Jahren seines Lebens war er sehr ernst, ja sogar trüb gestimmt; der immer mehr hervortretende Zerfall des deutschen Reichs, insbesondere aber die von Tag zu Tag steigende Bewegung gegen das alte hierarchische System, dem er mit aller Treue anhing, so kräftig er auch gegen die Gebrechen desselben gekämpft hatte, erfüllten ihn mit solchem Schmerz und solcher Hoffnungslosigkeit für die Zukunft, daß er sogar, wie es aus einem kleinen, im J. 1520 kurz vor seinem Tode niedergeschriebenen Gedichte hervorzugehen scheint, an die auf das Jahr 1524 verkündigte Sündflut glaubte, die selbst den Kaiser Karl V. mit Besorgniß erfüllte. In dieser traurigen Gemüthsstimmung starb der edle Mann am 10. Mai 1521.

So bedeutend auch Seb. Brandts wissenschaftliche Werke sind und so einflussreich sie auch waren, so haben wir uns doch hier nicht mit ihnen zu beschäftigen, da sie, wenn auch zum Theil in deutscher Sprache geschrieben, in keiner Weise literarisch-historische Wichtigkeit darbieten; eben so wenig kann von seinen lateinischen Poeten die Rede sein, ob sie ihm gleich bei seinen Zeitgenossen großen Ruhm

erwarben. Unter seinen deutschen Dichtungen ragt aber besonders das „*Narrenschiff*“ hervor, welches im J. 1494 zu Basel im Druck erschien, und sogleich ein so allgemeines Aufsehen erregte, daß es nicht bloß bis zum J. 1512 zehn ächte Auflagen erlebte, sondern auch zum Theil bald nach seinem Erscheinen ins Lateinische, Englische, Französische, Niederländische und Holländische überetzt wurde, der zahlreichen Umbildungen, Erweiterungen*) und Nachabmungen nicht zu gedenken. Wie hoch es in Ansehen stand geht aber daraus am deutlichsten hervor, daß der berühmte Ranzelredner Geller von Kaisersberg eine Reihe von Predigten über dasselbe hielt.

Das *Narrenschiff* besteht mit Ausschluß der Vorrede und der zwei letzten Schlusskapitel aus 110 Abschnitten, in welchen eben so viele Gattungen von Narren geschildert werden; es stehen diese Abschnitte jedoch in keinem äußeren Zusammenhange, denn wenn auch der Titel eine allegorische Einkleidung vermuten läßt und die Vorrede eine solche andeutet, so ist sie doch keineswegs durchgeführt, und es wird dieselbe im Verlauf des Gedichts nur hie und da vorübergehend angedeutet. Ja der Dichter verläßt sogar schon in der Vorrede diese Einkleidung, um zu einem andern Bild überzugehen. Die Welt sei so voll Narren, sagt er, daß nicht alle in das Schiff kommen können; er habe daher ihre Bildnisse beigegeben**), damit Jeder, der nicht lesen könne, sich in ihnen erkennen möge; es sei daher das Buch auch ein „*Narrenspiegel*“, und mehrere Ausgaben des Gedichts haben wirklich auch diesen Titel. Wie der äußere, so fehlt auch der innere Zusammenhang; es folgen die verwandten Narrengattungen nicht unmittelbar auf einander, sondern dieselben sind willkürlich durcheinandergeworfen, so daß die gleichartigen Abschnitte oft weit aus einander stehen. So erscheint das Ganze als eine ziemlich willkürliche Vereinigung einzelner Spruchgedichte, welche nur durch die allgemeine Aehnlichkeit des Inhalts und den gleichen Zweck zusammengehalten werden, obgleich Brandt, wie sich aus mehreren Stellen ergibt, die einzelnen Abschnitte ursprünglich nicht als selbstständige Gedichte verfaßt und erst später vereinigt, sondern von Anfang an die Absicht gehabt hat, die Thorheiten seiner Zeit in einer Reihe von Bildern darzustellen. Nur hat er hierbei keine vorher schon bestimmte Ordnung befolgt, sondern diese dem Zufall oder vielmehr der eigenen Gemüthsstimmung überlassen. Was hierdurch das Gedicht an Einheit und Uebersichtlichkeit verliert, gewinnt es an Mannigfaltigkeit, vielleich sogar an Eindringlichkeit der Darstellung, da der Dichter auf diese Weise gezwun-

*) Schon im J. 1494 erschien eine Ausgabe mit fremden Zusätzen; dieselbe wurde, mehr oder weniger vermehrt, noch neunmal gedruckt. Die Zusätze sind zum Theil schlecht, zum Theil aber auch von Interesse und innerem Werth: sie sind öfters für die Sittengeschichte wichtig und können in nicht seltenen Fällen zur Erklärung des Originals beitragen, weshalb sie bei einer Ausgabe desselben nicht fehlen sollten, ohne daß sie jedoch mit dem Texte vermischt werden dürften. Brandt war übrigens über diese Zusätze ungehalten, so daß er sich in dem Vorwort zu einer späteren Ausgabe scharf gegen dieselben aussprach: „Es lann nicht Jeder Narren machen.“ heißt es am Schluß dieser Erklärung. „Er heiße dann, wie ich bin genannt. Der Narr Sebastianus Brandt.“

**) Das Gedicht erschien mit Folgschnitten, in welchen jede Narrengattung zum Theil mit viel Witz und Humor bargelegt wurde.

gen war, jedes Bild in einen möglichst kleinen Rahmen zu bringen. Uebrigens hätte er sich kaum über so viele und mannigfaltige Verhältnisse verbreiten, die einzelnen Gebrechen von so verschiedenen Seiten betrachten können, als es geschehen ist, wenn er eine zusammenhängende Darstellung derselben hätte geben wollen, und wir können bei diesen Vorzügen den Mangel an künstlerischer Anordnung und Entwickelung wohl verschmerzen.

Um eine genaue Darstellung des Inhalts zu geben, müßte man daher beinahe das ganze Buch abschreiben; es ist dies aber schon deshalb nicht nöthig, weil sich doch das Ganze auf mehrere Hauptpunkte zurückführen läßt. Ihm, dem frommen, der Kirche und ihren Satzungen mit Treue ergebenen Mann, lag vor Allem daran, den Unglauben und den diesem so nahe verwandten Aberglauben zu bekämpfen. Schon gleich am Anfange klagt er, daß man die heilige Schrift verachte, auf ihre eindringlichen Mahnungen, Buße zu thun, nicht höre. Stünde Einer wieder von den Todten auf, sagt er, so würde man auf hundert Meilen in der Runde herbeilaufen, um sich zu erkundigen, wie es in der Hölle zugehe, und ob viel Leute in dieselbe fähren; aber um die heilige Schrift, welche doch über wichtigere Dinge den sichersten Anschluß ertheile, bekümmere sich Niemand. In dieser heiße es aber ausdrücklich, daß wer hier Sünde thue, dort Pein leiden müsse, und daß der Tugendhafte in Ewigkeit geehrt werde. In ähnlicher Weise sagt er an einem andern Orte: Gott ist wohl barmherzig, aber auch gerecht, und wer sündigt, wird einst gewiß seine Strafe erhalten. Aber Viele leben, als ob Gott sie vergessen hätte, und sie sündigen darauf los; aber endlich kommt die Zeit, da sie es bereuen. Der Weg zur Hölle ist breit und wohlbetreten, der Weg zum Himmel schmal und schwer zu gehen: von den Sechshunderttausend, die Gott durch die Wüste führte, gelangten nur zwei ins gelobte Land. Wie er an mehreren Orten davor warnt, Gott und seinen Rathschluß zu lästern, da er doch Alles zum Besten wende, so legt er an andern Stellen viel Gewicht darauf, daß man auch des äußeren Gottesdienstes nicht vergesse, und er tadelt diejenigen wiederholt, welche die feierliche Stille der Kirche stören, Hunde mitbringen, herumgehen und, statt der Messe andächtig beizuwohnen, nur herumgaffen oder schwätzen. Sein Herz wird aber von tiefer Wehmuth erfüllt, wenn er daran denkt (Vom Abgang des christlichen Glaubens), wie das Christenthum nicht nur bei uns durch falsche Lehren vernünftet, sondern auch im Orient und zu vielen andern Ländern verdrängt worden sei. Dies, sagt er, ist die Folge unserer Sünden und der Zerrissenheit, der Zwietracht, welche die christlichen Völker ergriffen hat. Die Macht der Türken ist schon so groß geworden, daß sie selbst das Römische Reich bedrohen: es kann nur Einigkeit und Vertrauen auf Gott vor dem Verderben retten (2). Der Glaube ist verschwunden, dagegen wuchert der Aberglaube: ein jeder Narr will jetzt die Zukunft in den Sternen lesen. „Doch einem Christenmenschen es nicht zusteht, Daß er mit Heidenkünsteln umgeht, Und merke auf der Planeten Lauf, Ob dieser Tag sei gut zum Kauf, Zum Bauen, zum Krieg, zur Schließung der Th'. Zu Freundschaft oder dergleichen meh'. Al' unser Wort, Werk, Lassen und Thun Soll aus Gott kommen und in Gott allein ruhn.

Darum glaubt der nicht recht an Gott, Der auf das Gestirn solchen Glauben hat.“ Wie schädlich aber der Aberglaube sei, zeigt er in einer andern Stelle an dem Beispiele der Kranken, welche sich den alten Weibern anvertrauen, statt dem Arzt zu gehorchen.

Nächst dem Glauben ist die Weisheit die Fährerin, der sich der Mensch anvertrauen soll; denn von ihr kommt alles Gute. Die Weisheit ist ihm aber die auf Frömmigkeit und reine Tugend gegründete Lebensklugheit; daher ist sein Gedicht auch außerordentlich reich an den mannigfaltigsten Lebensregeln, die sich theils auf das Leben im Allgemeinen, theils auf besondere Lebensverhältnisse beziehen. Wir heben nur Einzelnes hervor, in welchem der Einfluß der früheren Spruchdichter und namentlich Freidanks, den er auch in erneuerter Gestalt herausgab, nicht zu verkennen ist. In allen diesen Stellen, welche besonders in der zweiten Hälfte des Gedichts häufig sind, liebt er, sprichwörtliche Redensarten einzuflechten, was der Darstellung nicht wenig Kraft und Eindringlichkeit verleiht*) und jedenfalls bessere Wirkung macht, als die zahlreichen, in vielen Abschnitten angehäuften Anspielungen auf Personen und Begebenheiten der alten Geschichte, zu welchen sich der Verfasser durch seine Gelehrsamkeit verleiten ließ. Man soll sich, sagt er, aus dem Thörichtem, was die Andern thun und ihnen Schaden bringt, ein heilsames Beispiel nehmen; dagegen achte Keiner auf das Geschwätz des Pöbels, weil man es doch nicht Allen recht thun kann. Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um. Man soll den Frauen keine Geheimnisse anvertrauen, überhaupt Niemanden, wenn sie nicht allgemein bekannt werden sollen. Der Thor will keine Lehren anhören: der Weise freut sich der Weisheit, die ihm Andere mittheilen, weil er durch sie noch weiser werden kann. Der Weise bekümmert sich um seine Angelegenheiten, der Thor um fremde. „Ein Narr ist, der viel Land durchfährt, Und wenig Kunst, noch Tugend lernt, Der als eine Gans ist geflogen aus Und als Gicgack kommt wieder nach Haus.“ Was hilft es auch, alle Länder zu bereisen und neue aufzufinden, wenn man sich selbst nicht kennt, und sich nicht bemüht, das ewige Reich zu gewinnen? Ueberhaupt dringt der Dichter bei jeder Gelegenheit darauf, daß der Mensch sich selbst solle kennen lernen, weil die ächte Weisheit nur aus der Selbsterkenntnis sprossen könne. Wer sich in dem Narrenspiegel recht beschaue, heiße es im Vorworte, der wird wohl lernen, daß er sich nicht für weise achten soll; wer sich aber dennoch für weise hält, der ist des Dichters Gevatter, und sollte das Buch behalten, das überhaupt für Weise und Thoren gleich gut ist. In diesen Spiegel sollen Alle schauen, Männer und Weiber; denn es sind nicht die Männer allein Narren, es gibt auch unter den Frauen viele, die sich schon durch ihre thörichte und unzüchtige Kleidung auszeichnen. Jeder suche daher in dem Buche fleißig nach; wer sich nicht darin findet, der kann sagen, daß er der Kappe frei sei. Meint aber Jemand, er sei vergessen worden,

*) Wir führen nur einige an: „Was man in neue Häfen schütt, Den selben Geschmack verlieren sie nit.“ — „Die Ruthe der Noth vertreibt ohne Schmerz Die Thorheit aus des Kindes Herz.“ — „Der Freunde, wenn es geht an die Noth, Gehen vier und zwanzig auf ein Loth, Und welche die besten glauben zu sein, Deren gebt sie eben wohl auf ein Quentlein.“ — „Thue zuvor die Werke und darnach die Lehre, Willst du verdienen Lob und Ehre.“

der gehe zur Thüre eines Weisen und warte, bis ihm der Dichter eine Krappe von Frankfurt bringt.

Man muß in dem Buche selbst nachlesen, wie der Dichter nach und nach alle Stände und Lebensverhältnisse bald mit strengem Ernst, bald in heiterer Weise zeichnet, wie er die Geizigen und Bucherer, die eiteln Rodenarren, die Baulustigen, die Handwerker und Bauern, die Bettler, die Prozeßfächtigen, die Spieler, Jäger, sogar die Röche mit ihren besondern Thorheiten und Lastern vorüberführt; wir müssen uns hier darauf beschränken, noch einige der bedeutendsten Stellen hervorzuheben. Eine der schönsten ist diejenige, in welcher er von der Kinderzucht spricht. Man soll die Kinder in der Jugend strafen, damit sie gut und tugendhaft werden. Gute Erziehung ist überhaupt das Beste, was ein Vater seinen Kindern hinterlassen kann: Philipp von Macedonien hat alle Länder nach einem tüchtigen Lehrer für seinen Sohn durchsucht, jetzt gibt man, oftmals aus Geiz, wenig Acht darauf, weil der Lehrer sei, weshalb auch so viele Kinder ungerathen sind. „Denn Anfang, Mittel, Ende der Ehre, Entspringt allein aus guter Lehre. Ein löblich Ding ist's, edel sein, Es ist aber fremd und nicht dein, Es kommt von deinen Eltern her. Ein löblich Ding ist Reichtum gar, Aber das ist des Glückes Fall, Das auf und ab tanzt, wie ein Ball; Ein hübsches Ding der Welt Glorie ist, Doch unbeständig, dem allzeit Etwas gebricht; Schönheit des Leibs man viel acht't, Währt etwa doch kaum über Nacht; So ist auch Gesundheit sehr lieb, Und fliehet sich weg doch, wie ein Dieb; Große Kraft achtet man für löbliche Hab, Nimmt doch von Krankheit und Alter ab. Darum ist Nichts untöblich mehr Und bei uns bleibend, als die Lehr.“ Nicht weniger vortrefflich ist eine andere Stelle, welche von der Verachtung der Armuth handelt (1). Wie er schon früher an vielen Orten herben Tadel gegen Alle ausspricht, welche nach Glücksgütern jagen, Aufwand in den Kleidern machen und sich über ihren Stand erheben, so klagt er hier, daß die Armuth von männiglich verachtet werde, obgleich alles Große aus Armuth und von Armen ausgegangen sei. „Armuth hat gegeben Fundament Und Anfang allem Regiment; Armuth hat erbauet alle Städte, Alle Kunst Armuth erfunden hat. — Bei allen Vätern auf der Erd' Ist Armuth lange Zeit gewesen werth: Voraus die Griechen dadurch hand (haben) Viel Städte bezwungen, Leut und Land. — Das Lob hat Armuth in der Schrift: Nichts war auf Erden je so groß, Daß es nicht zuerst aus Armuth floß. Das Römische Reich und sein hoher Ram Anfänglich aus Armuth herkam.“ — Man solle daher seine Augen nicht auf Reichtum wenden, denn er gewinne bald Federn wie der Adler und fliege durch den Wind fort. Wäre es so gut, reich zu sein, so wäre Christus nicht der Ärmste gewesen. Wer da sage, es fehle ihm Nichts, als Geld, sei aller Weisheit beraubt und ihm fehle mehr, als er sagen könne, er sei ärmer, als er glaube. Well aber Jedermann nach Geld strebt, sagt er an einem andern Ort, und keine, auch die unredlichsten Mittel nicht schent, Geld und Gut zu erwerben, so ist auch die ganze Welt voll Falschheit und Betrug. „Falsche Liebe, falscher Rath, falsche Freunde, falsch Geld: Voll Untren ist jetzt die ganze Welt.“ Und nun entwirft er ein Bild der verschiedenen Betrügereien, die zu seiner Zeit eingerissen waren (3),

wie früher schon Konrad von Ammenhausen (f. o. S. 232); aber so viele Arten von Betrug er auch genannt habe, heißt es in einer späteren Fortsetzung dieses Abschnitts, so habe er doch die Hauptbetrüger noch vergessen, diejenigen nämlich, welche den wahren Glauben verfälschen, die sich in ihrem Sinn so klug dünken, daß sie nach den Einsällen ihrer eigenen Vernunft die heilige Schrift auslegen, so daß falscher Glaube und falsche Meinung von Tag zu Tag zunehmen. Wenn diese Stelle schon deshalb merkwürdig ist, weil wir daraus ersehen, daß Brandt, so sehr er auch die Gebrechen der Kirche einsah, wie er sie denn auch in seinem Gedichte öfters berührt, dennoch den reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit abhold war; so erhält sie noch dadurch ferneres Interesse, daß er in derselben auch seine Bedenken gegen die neu erfundene Buchdruckerkunst äußert, welche viel Böses verbreite, und daß er selbst gegen die Errichtung von Schulen eifert, weil die wahre Gelehrsamkeit durch die Aelterbildung bedroht werde. Es thut Einem wahrlich leid, den sonst so trefflichen Mann in Vorurtheilen gefangen zu sehen, die mit seinem übrigen Wesen einen so grellen Widerspruch bilden; allein es muß diese, wie so manche andere Stelle seines Gedichts aus der trüben Gemüthsstimmung erklärt werden, die ihn wohl erfassen mußte, wenn er das tiefe Verderben, das seine Zeit ergriffen hatte, in seinem ganzen Umfange betrachtete. Da er mit vollständiger Hoffnungslosigkeit in die Zeit blickte, wie er denn auch an die nahe Ankunft des Antichrists glaubte; so mußten ihn selbst diejenigen Erscheinungen mit Bangigkeit erfüllen, aus denen sich eine neue Zeit entwickeln sollte, weil er in denselben nur die Seiten wahrnahm, welche die bisherige Ordnung der Dinge umstürzen mußten.

Zu dieser trüben Gemüthsstimmung trug die Zerrissenheit des Reichs und die Hoffnungslosigkeit der öffentlichen Zustände nicht wenig bei, deren Gefahren er mit klarem Sinne erblickte. Von Zeit zu Zeit deutet er auf das nahe Verderben hin; so sagt er in dem Abschnitt von „dem Ende der Gewalt“, nachdem er auseinander gesetzt, wie die mächtigsten Staaten zu Grunde gegangen seien: „Das Römische Reich bleibt, so lang Gott will: Gott hat ihm Zeit und Maas gesetzt.“ Er gebe, fügt er mit frommem Wunsche hinzu, daß es noch so groß werde, daß ihm die ganze Erde unterthan sei, wie es von Rechtswegen sein sollte. Ganz entschieden spricht er sich in dieser Beziehung in dem schon erwähnten Kapitel „Vom Abgang des christlichen Glaubens“ aus. „Den dunkt nicht, daß er Etwas hab', Wer nicht dem Römischen Reich bricht ab. Zum ersten ist in der Saracenen Hand Das heilige und gelobte Land; Darnach haben die Türken so viel, Daß es auszunählen nähme der Zeit viel. Viele Städte haben sich gestellt zur Wehr Und achten jetzt keines Kaisers mehr; Ein jeder Fürst der Gans bricht ab, Daß er davon eine Feder hab'. Darum ist das Wunder nicht groß, Wenn das Reich nun ist nackt und bloß. — Um Gott, Ihr Fürsten, sehet an, Welches Unheil zuerst daraus würde gan (entstehen), Wenn auch hinunter käm das Reich! Ihr bleibet auch nicht ewiglich! Ein jedes Ding mehr Stärke hat, Wenn es bei einander vereinigt stah, Als wenn es sollte zertheilet sein. Einheitsigkeit in der Gemein bald alle Dinge wachsen macht; Aber durch Mißheigkeit und Zwie-

tracht Werden auch große Dinge zersört. Der Deutschen Lob war hochgeehrt, und hatte erworben solchen Ruhm, Daß man ihnen gab das Kaiserthum: Aber die Deutschen besaßen sich, Wie sie vernichten selbst ihr Reich!" (2)

Bergegenwärtigen wir uns den großen Reichtum von Gedanken und Anschauungen, welche das Narrenschiff enthält, so muß es uns in der That als eine wahre Schatzkammer der praktischen Lebensweisheit jener Zeit erscheinen, wie es zugleich das reichste und treueste Bild der damaligen Entartung ist. Von den früheren didaktischen Dichtern, welche ebenfalls die Gebrechen, Thorheiten und Laster ihrer Zeit schilderten, unterscheidet sich Brandt vorzüglich dadurch, daß er seine Lehren nicht, wie jene, auf kirchliche Sagenen gründete, sondern auf die ewigen, von Gott in die Menschenbrust gelegten Sittengesetze, daher er auch fortwährend auf Selbsterkenntnis drang. Und daraus mag auch zum Theil die große Wirkung erklärt werden, welche das Gedicht hatte, weil es gerade hierdurch, so sichtlich der Verfasser auch gesinnt war, doch von den Ansichten der Kirche abging und den Glaubenssätzen die Vernunft entgegensetzte. Nicht weniger trug die Haltung des Gedichts zu seinem Erfolge bei: so ernst und sogar streng die darin niedergelegte Moral auch ist, so wird sie doch von dem Geiste des christlichen Milde getragen, und der von dem Dichter in reichem Maße ausgeglichene Tadel macht um so mehr Eindruck, als die mannigfaltigen Thorheiten und Laster nicht mit übertriebenen Zeloteneifer bekämpft, sondern nur mit einfachen Mitteln lächerlich gemacht wurden. Und eben darin beweist Brandt, wie richtig er seine Zeit begriffen hatte, daß er nicht auf die Phantasie, sondern auf die Vernunft zu wirken, und dies dadurch zu erreichen suchte, daß er die von ihm geschilderten Thorheiten als der menschlichen Natur und Vernunft widersprechend darstellte. Diese Auffassungsweise ist aber das Wesen der Satyre, und Brandt ist durch sein Narrenschiff recht eigentlich der Begründer dieser Gattung geworden, welche im Zeitalter der Reformation beinahe ganz vorherrschend wurde.

In künstlerischer Beziehung erhebt sich das Narrenschiff kaum über die übrigen Dichtungen seiner Zeit; insbesondere fehlt es ihm an aller Kunst der Composition. Auch die Ausführung ist im Ganzen keineswegs bedeutend, jedoch hat die Darstellung bei ihrer populären Haltung eine nicht gewöhnliche Lebendigkeit. Im Einzelnen finden sich oft die vortrefflichsten Andeutungen, die er theils den Griechen und Römern mit großem Glücke nachbildete, theils aber auch aus seinem eigenen reichen Geiste schöpfte. So sagt er, den Horaz nachahmend: „Der dott mit gleichem Füß zerschütt, Der kunig söl und hyrten hüt: Er acht keyn pomp, gewalt und güt, Dem dachst er wie dem büren hüt.“ Besonders reich ist er an komischen, meistens der Volkssprache entnommenen Wendungen, und oft entfaltet er ächt poetischen Humor, so z. B. in dem Abschnitt „Von unnützen Büchern“, mit welchem er sein Gedicht beginnt. Er trägt kein Bedenken, sich selbst mit seiner Thorheit an die Spitze der Reihe von Narren zu setzen, die er nun nach und nach vorführt. „Den vortanz hat man mir getan," sagt er, „Dann ich on nutz vil bücher han, Die ich nit lyß vnd nit verstan.“ Und so fährt er fort,

sich mit ächtem Humor über seine eigene Thorheit lustig zu machen. Die Sprache Brandts, er schrieb im elsassischen Dialekt, ist hart und wird durch die metrische Form keineswegs gemildert, da er sich in Behandlung des Versmaßes und des Reims nicht über seine Zeitgenossen erhob.

Außer dem Narrenschiff hat Seb. Brandt noch Mehreres in deutscher Sprache verfaßt. Die Bearbeitung Freidanks ist schon berührt worden; sie hat zwar das treffliche Gedicht seiner schönen Form beraubt, aber immerhin hat er sich durch die Erneuerung desselben zu jener Zeit, in welcher das Andenken an die früheren Dichtungen beinahe ganz verschwunden war, ein nicht geringes Verdienst erworben, wie auch anerkannt werden muß, daß er mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse keine bessere Wahl hätte treffen können. Ferner übersetzte er die „Sittensprüche des Facetus und die des „Cato“, so wie das ascetische Büchlein: „Hortulus animae“ in deutsche Reime; bedeutender aber sind seine kleineren Gedichte und unter diesen eine Reihe von Priameln, welche zu den besten Erzeugnissen dieser Gattung gehören und in denen sich der nämliche sittliche Ernst, die nämliche kirchliche und vaterländische Gesinnung, wie im Narrenschiff, auspricht.

1. Dis narren freunt nüt inn der welt,
Es sy dann, das es schmedt noch gelt:
Sie gehören auch innn narren gelt.

Von Verachtung armüt.

- Gelt narren sint auch über al
So vil, das man nit sint ir zal,
Die lieber haben gelt, dann ere;
Noch armüt frogt hez nyeman mer.
- 5 Gar kum off erd hez kumen vß,
Die tugend hant, sunst nit im huß.
Man düt wißheit keyn ere me an,
Erberkent müß verr bynden stan
Vnd kumbt gar kum off grünen zwig,
 - 10 Man wil hez, das man jr geichwig;
Vnd wer off richtigüm styffet sich,
Der lügt auch, das er bald werd rich
Vnd acht keyn sünd, mort, wücher, schand.
Des glich verteret der land,
 - 15 Das hez gemeyn ist inn der welt.
All bößheit syndt man hez vnd gelt,
Gerechtikeit vmb gelt ist sevl;
Durch gelt kem mancher an eyn sevl,
Wann er mit gelt sich nit abloufft;
 - 20 Vmb gelt vil sünd bliib vngestrofft,
Vnd sag dir tüsch, wie ich das meyn:
Man bendt die fleynen dieb alleyn;
Eyn bräm nit in dem spygnwey kläbt,
Die fleynen mudlin es bebet.
 - 25 Achab liez nit benügen sich,
Mit sinem gangen kunig rich,
Er wolt auch klabuchts garen han,
Des starb on recht der arm frumm man.
Alleyn der arm müß inn den sad
 - 30 Was gelt gyt, das hez güten schmad.
Armüt, die hez ist gantz vnwerdt,
Was ettwann liez vnd hoch vß erd,
Vnd was genem der gulden welt;
Do was nyemans, der achtet gelt,
Oder der ettwas hatt alleyn
 - 35 All ding, die woren do gemeyn,
Vnd liez man des benügen sich,
Was on arbeit das erterich
Vnd die natur on sorgen trüg.
 - 40 Noch dem man bruchen wart den vßg,
Do sing man an, auch gytig syn,
Do stund auch vß, wer myn das bin.
All tugend worent noch vß erd,
Da man nüt dann zymlich begerdt.
 - 45 Armüt, die ist eyn gob von gott,
Wie wol sie hez ist der welt spott;
Das schafft alleyn, das nyeman ist,
Der gendt, das armüt nüt grüßt,

- Vnd das der nüt verlieren magt,
 50 Der vor nüt hat in synem iad,
 Vnd das der luct mag schwimmen wytt,
 Wer nacket ist vnd an bat nüt.
 Eyn armer syngt sey durch den walt,
 Dem armen selten ut entfalt.
 55 Die freyheit hat eyn armer man,
 Das man in doch löst bittlen gan;
 Ob man in schon sict übel an
 Vnd ob man im noch gar nüt ghyt,
 So hat er doch best minder nitt.
 60 By armüt sand man bessern ratt,
 Dann richtum ye gegeben hat.
 Das wisset Quintus Curius
 Vnd der berühmte Fabricius,
 Der nit wolt haben güt noch gelt,
 65 Sunder ere, tugent er erwelt.
 Armüt hett geben fundament
 Vnd anfang allem regement;
 Armüt hat gbuwen alle stett,
 All kunst Armüt erfunten hett;
 70 Als übles Armüt ist wol on,
 All ere vñ Armüt mag erlon;
 By allen völdern vñ der erd
 Ist armüt lang yst gweisen werdt;
 Wor vñ die Kriechen dar durch hand
 75 Wil stett bezwungen, lüt vnd land.
 Aristides was arm, gerecht,
 Epaminondas streng vnd schlecht,
 Homerus was arm vnd gelert,
 Inn wißheyt Socrates geert,
 80 Phorion inn mylt übertriff.
 Das lob hat armüt in der gschriff,
 Das nüt vñ erd ye wart so groß,
 Das nit von erd vñ armüt floß.
 Das Römisch rich vñ sin hoher nam
 85 Anfanglich vñ armüt her kam;
 Dann wer merdt vñ gebendt do by,
 Das Rom von byrten buwen sy,
 Von armen buren lang regiert,
 Dar noch durch richtum gang versürt,
 90 Der mag wol merden, das armüt
 Rom baz hat giben, dann grosses güt.
 Wer Grefus arm vnd wis ghyt,
 Er hett behalten wol das syn.
 Do man fragt Solon vñ bescheit,
 95 Ob er her rechte jällikeyt,
 Dann er was mächtig, rich vñ werd,
 Sprach Solon: „Man sollt die vñ erd
 Reyn behessen sellig vor syn todt,
 Man weyßt nit, was her noher gat;
 100 Wer meynt, das er vest stand noch hüt,
 Der weyßt doch nit die kunstgig yst.“
 Der her sprach: „Ich sy we vñ leyt,
 Ir richen, hant die uner freud,
 Ir ghegheit inn uernem güt;
 105 Sellig der arm mit freym müt!
 Wer samlet güt durch liegens trafft,
 Der ist vnnütz vñ gang jagdaff,
 Vñ macht sich veyßt mit syn vnglück,
 Das er erwürg an todes strick.
 110 Wer cynem armen vnrecht düt
 Vñ do mit huffen will sin güt,
 Der syndt eyn richern, dem er gibt
 Eyn güt; so er inn armüt blibt.
 Nit richt byn ougen vñ das güt,
 115 Das allzyt von dir stichen düt;
 Dann er glich, wie der Adler, gwynnt
 Fäbern, vñ sügt bald durch den wynt.
 Wer güt vñ erden rich bye syn,
 Christus wer nit der armst ghyt.
 120 Wer spricht, das sin sunst nit gebrest,
 Dann das on pfenning sy sin tisch,
 Der selb ist aller wißheit on;
 Im gbrüst me, dann er sagen kan,
 Vñ vor vñ das er nit erkennt.
 125 Das er sy ärmer, dann er wänt.

2. Ich bit ick herren, groß vñ kleyn,
 Lebenden den nuß der gemeyn,
 Lons mir myn narrenfopp alleyn.

Vom abgang des glauben.

Wann ich gedend sünnig vñ schand,
 So man heß spurt in allem land,
 Von fursten, herren, landen, stett,

- Wer wunder nit, ob ich schon hett
 5 Myn ougen gang der jähren voll,
 Das man so schmäcklich sehen soll
 Den kroyßen glauben nemen ab.
 Verjuch man mir, ob ich schon hab
 Die fursten euch gesezt har.
 10 Wir nemen leyder groblich war
 Des kroyßen glauben nott vñ klag:
 Der myndert sich von tag zu tag.
 Zum ersten hant die kroyß hett
 Den halb zerrissen vñ zerstückt;
 15 Dar noch der schändlich Nachamet
 In mer vñ mer verwüestet het
 Vñ den mit syn jrral geschändt,
 Der vor was groß inn Orient,
 Vñ was gloybig alles Asia,
 20 Der Mören landt vñ Africa.
 Jeg hant dar inn wir gang nit me:
 Es möcht eym hertten sieyn ihun we,
 Was wir alleyn verloren hant
 In klein Asien vñ Kriechen landt;
 25 Das man die groß Kurfz heß nennt,
 Das ist dem glauben abgetrennt.
 Do sint die suden kirchen ghyt,
 Do hat Johannes gschriben byn,
 Do ist ein so güt landt verlorn,
 30 Das es all welt möht han verschworn,
 On das man inn Europa sytt
 Verloren hat in kurzer yst:
 Aweh kaiserthüm, vil kunigrich,
 Wil mechtig land vñ stet des glich,
 35 Constantinopel, Trapezunt
 (Die lant sint aller welt wol kunt),
 Achayam, Egeibham,
 Boerlam, Theßalham,
 Thraciam, Macedoniam,
 40 Atticam vñ beyd Mysiam
 Dux Tribulos vñ Scordiscos,
 Bactarnas samit vñ Thauricos,
 Gubioam genennet Migrapont,
 Dux Veram, Captham vñ Ibrunt,
 45 On ander schaden vñ verlust,
 Die wir erlitten haben sunst
 In Morea, Dalmacia,
 Syer, Kernen vñ Croacia,
 In Hungern vñ der Wynndischen mark.
 50 Jeg sint die Lurden also stark,
 Das sie nit hant das mer alleyn,
 Sunder die Lünow ist jr gemeyn,
 Vñ dünt eyn jnbruch, wann sie went:
 Wil bynium, forchen sint geschent.
 55 Jeg griff er an Apuliam,
 Dar noch gar bald Siciliam;
 Italia, die stözt dar an;
 So wurt es dan an Rom euch gan,
 An Lombardy vñ welische landt:
 60 Den vyndt, den hant wir an der handt
 Vñ went doch schloffen sterben all.
 Der wolff ist wörlch inn dem stall
 Vñ raubt der beiligen kirchen schaff,
 Die wile der hirt lyt inn dem schloff.
 65 Die Römische kirch vier schwestern hat,
 Do man hielt Patriarchen stadt,
 Constantinopel, Alexandria,
 Iherusalem, Antiochia;
 Die sint heß kumen gang dar von,
 70 Es wurt bald an das heubt euch gen.
 Das ist als vnser sunden schuld:
 Krenn mit dem andern hatt gebult
 Ober mittliden syner schwär;
 Jeder wolt, das es gröffer wär,
 75 Vñ geschicht vñ, als den edelen geschaf,
 Do cynen dem andern zu sach,
 Biß das der wolff sie all zerreyß:
 Erst ging dem letzten vñ der schweyß.
 Jeder, der griff heß mit der hant,
 80 Ob noch kalit sy syn mur vñ wand,
 Vñ gendt nit, das es vor leich vñ
 Das für, ee es im kumt zu bus:
 So kumbt im dann ruw vñ leyt.
 Imyracht vñ vnghehorfamkeit
 85 Den kroyßen glaub zerschören düt:
 On not vergußt man kroyßen blüt.
 Nymann gedendt, wie nach es im sy,
 Vñ wänt doch allweg byden fry,
 Biß im vnglück kumbt für sin thar:

- 90 So koft er dann den kopff bar für.
Die porten Europe offen fundt,
Zu allen sitten ist der vündt,
Der nit geschlossen noch rüwen dü:
In dürft allein noch Christen blut.
- 95 O Rom, do du haist künig vor,
Do weist du eygen lange jor;
Dar noch in freyheit wardt gefürt,
Als dich eyn gmeiner rott regiert.
Aber do man noch hochfart staltt,
- 100 Noch richtum vnd noch grossen gwalt,
Vnd burger wider burger vacht,
Des gmeinen nuges neman acht,
Do wart der gwalt züm teil jergon,
Zu legh eym kaiser underthon,
- 105 Vnd under solchem gwalt vnd schyn
Wist funfzehn hundert jor gesyn
Vnd stalt genomen ab vnd von
(Glych wie sich mynbern dü der mon,
So er schwyndt vnd im schyn gebrin),
- 110 Das hez gar wenig an dir ist.
Well Gott, das du ouch gröffest dich,
Do mit du sygst dem mon gang glich.
Den bundt nit, das er ettwas hab,
Wer nicht dem Römischen rich bricht ab!
- 115 Züm erst die Saracenen hant
Das heilig vnd gelobte landt;
Dar noch die Turken hant so vil,
Das als zu jalen nām vil wile:
Wil stett sich brocht hant inn gewer,
- 120 Vnd achten hez kaysers kaysers mer.
Eyn heber fürst der gang bricht ab,
Das er dar von eyn fader hab:
Dar umb ist es nit wunder groß,
Ob joch das rich sy blutt vnd bloß.
- 125 Man byndt eym heben vor das in,
Das er nit vordern soll das syn,
Vnd lossen hebem in syn stadt,
Wie ers biß har gebrucht hat.
Durch Gott, jr fursten, sehen an,
- 130 Was schab zu leist dar vß werd gan,
Wenn joch byn under fern das rich!
Ir blyben ouch nit ewiglich!
Ein hebes ding me sterckung hatt,
Wann es bynander gsamlet hatt,
- 135 Dann so es ist zerteilt von eyn.
Gynhelligheit in der gemein,
Schwachsen die bald all ding macht;
Aber durch mißheil vnd zwytacht
Werden ouch große ding zernört.
- 140 Der Lütchen lob was hochgeert
Vnd hatt erworben durch solch rüm,
Das man in gab das kaysertüm;
Aber die Lütchen flissen sich,
Wie sie vernichten selbst jr rich.
- 145 Do mit die stadt zernörung hab,
Bissen die pferdt jr schwanz selb ab.
Worlich! hez vß den füssen ist
Der Gerastes vnd Wasylst;
Moncher, der würt vergiften sich,
- 150 Der gift dar schmecht dem Römischen rich;
Aber jr herren, künig, land!
Nit welen gestalten solch schand!
Wellent dem Römischen rich zu stan,
So mag das schiff noch vß recht gan.
- 155 Ir hoben jwor eyn künig mit,
Der ouch wol für mit ritters schiltt,
Der zwingen tüg all land gemein,
Wenn jr im heissen wendt alleyn:
Der edel fürst Maximilian
- 160 Wol würdig ist der Römischen kron.
Dem kumbt on zwiffel inn sin handt
Die heilig erd vnd das globe landt,
Vnd würt sin anfang thün all tag.
Wann er alleyn ouch trüwen mag,
- 165 Werken von ouch solch schmach vnd spot,
Dann keynes heres waltet Gott.
Wie wol wir vil verloren handt,
Sindt doch noch so vil frischen landt,
Früm künig, fursten, gel, gmeyn,
- 170 Das sie die ganze welt alleyn
Gewinnen vnd umbbringen dalbt,
Wann man alleyn sich jamen halbt,
Truw, frid vnd lieb sich bruchen dü.
Ich hoff zu Gott, es werd als güt!
- 175 Ir sindt regherer doch der landt,

- Wachen vnd dünt von ouch all schand,
Das man ouch nit dem schiffman glich,
Der vß dem mer flist schloßes sich,
So er das vngewitter sticht,
- 180 Ober eym hund, der büllet nicht,
Ober eym wächter, der nit wacht
Vnd vß syn hüt hatt gang kein acht.
Stand vß vnd wachen von dem troum!
Worlich! die art stat an dem boum!
- 185 Ach Gott, gib vnsern houbtern in,
Das sie juchen die erten dyn,
Vnd nit heber sin nutz alleyn;
So hab ich aller sorgen leyn,
Du gebst vns sigt in kurzen tagen,
- 190 Des wir dir ewig lob thün sagen.
Ich mane alle stadt der gangen west,
Was wüde vnd tittel die sint geist,
Das sie nit dünt, als die schiffstut,
Die vneyns sint vnd hant eyn stitt,
- 195 Wann sie sint mitten vß dem mer
Jnn wynd vnd vngewitter ser;
Vnd ee sie werden eyns der für,
So nymbt die Galee eyn gruntrut.
Wer oren hab, der merck vnd hör!
- 200 Das schiffin schwandtet vß dem mer;
Wann Christus hez nit selber wacht,
Es ist bald worden umb vns nacht.
Dar vmb jr, die noch uwerem stadt
Dar zu Gott vberwelet hatt,
- 205 Das ir sönt vornan an die spß,
Nit lont, das es an ouch erst;
Dünt, was ouch jymbt noch uwerem grab,
Do mit nit gröffer werd der schab,
Vnd ganz abnem die sunn vnd mon,
- 210 Das houbt vnd glyber undergon.
Es löst sich eben sorglich an.
Leb ich, ich man noch manchen bran,
Vnd wer nit an myn wort gebend,
Die narren lappen ich im schand.
3. Man spürt wol in der alchemy
Vnd jnn des wynes arghen,
Was falsch vnd beschif vß erden sy.

Von falsch vnd beschif.

- Beträger sint vnd fälscher vil,
Die tönen recht zum narren spiel,
Falsch lieb, falsch rott, falsch frunt, falsch gelt,
Woll vntum ist hez gang die welt.
- 5 Brüderlich lieb ist blind vnd dott,
Vß betrogenheit eyn heber gat,
Domit er nutz hab on verlust,
Ob hundert joch verderben lust.
Keyn erberstet sich man me an,
- 10 Man löst es über die selten gan,
Gut man eyns dings mög tamen ab,
Gott geb, ob tausent sturben drab.
Vor vß löst man den myn nüm bliben,
Groß falschheit dü man mit ym triben:
- 13 Salpeter, schwebel, dottenbeyn,
Weibsch, senff, milch, vil frut vnreyn
Stoß man züm puncten in das faß.
Die schwangern framen brinden das,
Das sie vor jzt genesen diß
- 20 Vnd sehen eyn ellend anblick;
Wil brandtzeit springen ouch dar vß,
Das mancher firt jns gernerhuß.
Man dü eyn lam ros hez beschlagen,
Das wol gehört vß den spittel wagen;
- 25 Das müß leren vß folgen stan,
Als solt es nachts zu metten gan;
So es von armüt hindt vnd gelt,
Müß es doch gelitten hezt sin gelt,
Do mit beschiffen werd die welt.
- 30 Man hat kleyn moffen vnd gewicht,
Die elen sind lutz zu gerocht,
Der kouff lad müß gang vinker syn,
Das man nit seh des tüches schyn.
Die wile eyner düt sehen an,
- 35 Was narren vß dem liden stan,
Went sie der wagen eynen brud,
Das sie sich gen der erden duc,
Vnd fragen eyns, wie vil man heysch:
Den tumen wigt man zu dem fleisch.
- 40 Man ert den weg hez zu der furch,
Die alte münz ist gang har durch

- Vnd möcht nit lenger zyt besten,
 Bett man ir nit eyn zusaß gethen;
 Die müng, die schwäbert sich nit kleyn,
 45 fälsch gelt ist worden vey gemeyn,
 lind falscher ratt, falsch geschickent,
 Münc, priester, bāgin, bloßbrüder dreit:
 Wil wölff gont vey jnn schāffen kleid:
 Do mit ich nit verges hie by
 50 Den grossen bißß der alchemy,
 Die macht das silber, golt vß gan,
 Das vor ist jnn das siadlin gian,
 Sie goudlen vnd verslagen grob,
 Sie lont eyn sehen vor eyn prob,
 55 So würt dann bald eyn vnden drup.
 Der gudsß manchen tridt von hup,
 Der vor gar sonst vnd truden jās;
 Der stoß sin güt jnnß affentlaß,
 Bis es z puluer so verbrant,
 60 Das er sich selber nit me lennt.
 Wil hant also verderbet sich,
 War wenig sint syn worden rich.
 Dann Aristoteles, der ghyt,
 Die ghyt der ding wandeln sich nicht.
 65 Wil fallen schwär in dise süß,
 Den doch dar vß gat wenig frucht.
 Für golt man kufst vey zū ruß,
 Müßredt man vnter pfeffer myß.
 Man kan das belwerd alles verben
 70 Vnd düt es vß das schlechtest gerben,
 Das es beßelt gar wenig her,
 Wan mans kum treit eyn vierel jer.
 Jhs müß die geben byem vil,
 Des ghand man schmeckt eyn halbe myl.
 75 Die fulen hering man vernymßyt,
 Das man verlouft sie gar für freich.
 All gassen sint firtouffer voll,
 Gremperwerd triben schmeckt gar wol.
 Jryn vnd nüw man vernändeln kan,
 80 Mit betrügniß gat vmb yedermann;
 Meyn koufmanichsß siat jnn syn werdt,
 Jeder mit falsch vertriben byert,
 Das es syns kroms mög kumen ab,
 Ob es gall, yberbeyn joch hab.
 85 Sellig on zwiffel in der man,
 Der sich vor falsch vey hütten kan.
 Das lyndt sin ellern btugt vnd mog,
 Der vatter hatt seyne sißschaff frog,
 Der wyrt den gast, der gast den würt
 90 fälsch, vntreu, bißß würt ganz gipürt;
 Das ist dem endtrest güt firtouff,
 Der würt jnn valsch dū all syn kouff;
 Dann was er gendct, heßyt, düt vnd lert,
 Würt nit dann valsch, vntreu, verkert.

Spiegel des Regiments.

Unter dem Titel „Spiegel des Regiments in der Färsten Höfe, da Fraw Untrene gewaltig ist“, erschien im J. 1515 zu Oppenheim ein Gedicht, welches in späteren Ausgaben dem Joh. Morßheim, Hofmeister in der Pfalz, zugeschrieben wurde, der jedoch nur der Herausgeber desselben gewesen zu sein scheint. *) Vielmehr muß das Gedicht, das nach den einleitenden Versen

*) Morßheim wurde in Folge eines Druckfehlers in der Frankfurter Ausgabe (1579) der Fabeln des Erasmus Alberus für einen Schmeißer gehalten. In der Dedication sagt dieser nämlich: „Es haben auch vor dieser Zeit treffliche Leut durch Keymen gute lehr gegeben. Als Doctor Sebastianus Brant, Herr Freybank, Herr Hans von Schwarzburg, Johann Morßheim der Schmeißer, der Kenner u. s. w.“ Es stellt aber, wie ich durch schlagende Gründe beweisen läßt, ein Komma, so daß in der That zwei verschiedene Dichter, Morßheim und der Schmeißer, genannt werden. Wir würden hier kein Gewicht darauf legen, wenn wir nicht zugleich zu erwähnen hätten, daß Agricola in seinen Sprichwörtern, und der Commentator zum Reineke Vosß (Frankfurt 1572) Stellen aus einem Vlebedes Schmeißers „Von der Welt vntreu“ anführen, aus denen sich ergibt, daß der Schmeißer zu den besseren Dichtern der Zeit gehörte, weshalb zu bedauern ist, daß das genannte Lieb noch nicht wieder aufgefunden wurde. Wir theilen zur Bekräftigung nur folgende Stelle (nach Agricola) mit:

im J. 1417 niedergeschrieben wurde, einen unbekannten Ritter zum Verfasser gehabt haben, der zwar keineswegs bedeutendes Dichtertalent hatte, aber von edler und thätiger Gesinnung besetzt war, die ihn antrieb, seine an den Höfen gesammelten Erfahrungen in Reime zu bringen, den Färsten einen Spiegel des verderblichen Treibens der Höflinge vorzuhalten und ihnen zugleich Lehren und Ermahnungen zu geben, weshalb das Gedicht in späteren Drucken auch den Titel „Von Hofleben“ hat. Die vielfachen Ausgaben, die es erlebte (es wurde noch Anfangs des 18. Jahrh. eine solche veranstaltet), beweisen, daß es zu seiner Zeit in hohem Ansehen stand, auch wird es von Agricola in seinen Sprichwörtern und in den Anmerkungen zu Reineke Vosß (als Bert Johann Morßheims) sehr häufig angeführt. Das Gedicht beginnt mit der Allegorie, wie Frau Untrene, die jetzt die Welt beherrscht und daher mit Zug und Recht Königin genannt werden könne, mit ihrem Trost ansieht, die Treue zu bekämpfen; doch bricht diese Entfesselung in der Mitte ab, und der Dichter schildert darauf in einigen scharfen Zügen, wie alle Diener der Färsten darauf ausgehen, ihren Herrn zum Verderben der Unterthanen zu betrügen, woran er seine Mahnungen knüpft. Die Sprache ist hart, rauh und unbefolien. Wir theilen nur ein kleines Bruchstück mit.

Aus dem Spiegel des Regiments.

Mylt vberwundt der feint krafft:
 Möcht ir vernemen auß bottschaft:
 Von einem, der hieß Philocrates,
 Von dem dann ist geschrieben alsus,
 Das er zu Athen herzog was,
 Als ich in alter Cronica las.
 Der het ein dochter wunder schön,
 Die ich hie mit nit schilt, noch trön.
 In Athen was ein jüngling güt,
 Der trug der sunstfrawen hohen müt,
 Vnd wart von yr in lieb entzunt
 Sogar, daß er zu aller stundt
 In Venus ferner thet quelen.
 Das kint er lenger nit verbelen,
 Gedacht eins tags in ym also:
 „Ich das ich bleib alweg vnfro,
 Ge wolt ich jwyrne sterben det;
 Doch möcht ich rürn yr mündlin ret,
 So wurd mein herz vnd sin geunt.“
 Fügt sich zu einer andern stundt,
 Die ym nit felt noch seinem gon,
 Mütter vnd dochter müßen mon,
 Vor ym hyn yrgant anders war,
 Zu rethem ziel so quain er dar.
 Im herzen het er große schwere,
 Thet recht, als ob er dobig were;
 Mit eyhl lief er die sunstfraw an,
 On yr beger ein fuß er nam,
 Schid züchtilich vnd dacht alsus:
 „Run ist mir geraden der fuß!“
 Die mütter ward zu jorn onfro
 Vnd klagt es bald dem fürsten do,

Wer jetzt hat gelt in dieser Welt,
 Den stelt man vorn an steyn,
 Tracht nicht darbey, wie fromm er sey,
 Gersürher muß er steyn.
 Gewalt, gunst vnd gelt den pracht beßelt
 Alhie auf dieser Erden:
 On gut viel eht gilt nimmermehr:
 Was wil es doch noch werden?
 So muß der schlecht, der fromm vnd gerecht
 Alzeit dabinde bleben.
 Wer nit hat hab, ist jetzt schabab
 Bey Mann vnd auch bey Weiben:
 Vernunft, funkt, wiß gilt on gelt nichts.
 Alhie auf dieser Erden,
 Wer hat guts viel, thut, was er wil,
 Was wil es doch noch werden?

Sagt ganz dar off all yr begird,
 Zu bitten yn durch seine wirt,
 Man solt des jünglings houbt abschlan
 Vmb frevel, den er het getan
 An sein vnd auch an frem lymb.
 Der herzog sah sich vmb geschwind,
 Antwort mit zuchten vmb sprach:
 „Haw, behalten ewer gemach!
 Solten wir enthoubten alle die,
 So vns von hergen liebten ie,
 Wie solten wir thun oder was,
 Die vns von hergen sein gebas?
 Es taug nit allweg mit dem waffen,
 So bald mit blutvergies zu straffen!“ —

D furst, in dieffen spygel sehe,
 Wer dich nit bald an hasses flehe;
 Denn, das man dich nent doch geborn,
 Von Got vor andern auserforn.
 Das recht maß sol sein bei dir
 Klar als die sonn, glaub du mir;
 Du solt vmb wort nyman argen,
 Noch in vngedenken haben den,
 Von dem dir wirt viel böß gesagt,
 Biß du die notturt hast erfragt.

Thomas Murner.



Thomas Murner
Dürer

Rein Schriftsteller des vorliegenden Zeitraums hat ein so bewegtes, unstätes Leben geführt, als Thomas Murner, dessen unruhiger Geist ganz den Charakter der damaligen Zeit an sich trägt. Er wurde am 24. December 1475 zu Strassburg ge-

boren, besuchte als Knabe die lateinische Schule des dortigen Barfüßer Klosters, in welches er sehr frühe eintrat. Seiner seltenen Talente wegen wurde er von den Vorstehern des Ordens bestimmt, sich auf den berühmtesten Hochschulen weiter auszubilden, um später im Kloster als Lehrer zu wirken. Zu diesem Zwecke besuchte er Paris, Freiburg, Köln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, wo er die Würde eines Baccalaureus erhielt. An mehreren dieser Schulen war er nicht bloß Schüler, sondern nach der Sitte der damaligen Zeit zugleich auch Lehrer; so hielt er in Krakau Vorträge über Logik und über eine neue von ihm erfundene Methode, dieselbe spielend zu erlernen, in Freiburg über bürgerliches und kirchliches Recht. Ob er gleich aber später die Würde eines Doctors der Theologie und der Rechte erwarb, scheint seine Gelehrsamkeit keineswegs groß gewesen zu sein, und es mag der Ausspruch eines seiner Gegner, daß er von Vielem Etwas, im Ganzen Nichts wisse, vollkommen seine Richtigkeit gehabt haben. Doch wußte er die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und eine Zeitlang scheint er in nicht geringem Ansehn gestanden zu haben. Im J. 1506 wurde er vom Kaiser Maximilian auf einem Reichstag zu Worms zum Dichter gekrönt. Er war schon vorher wieder nach Strassburg gezogen, wo er jedoch bald mit einigen der bedeutendsten Gelehrten in Streit gerieth, die ihm so heftig aufsetzten, daß er sich gezwungen sah, seine Vaterstadt zu verlassen. Er ging nach Frankfurt, wo er in der Kirche des Franciskanerklosters über seine Narrenbeschwörung predigte, wie früher Geiler über Brandts Narrenschiff. Doch ärgerte er wegen seiner pöbelhaften Vorträge nur Spott und Hohn, und als er sich in den Streit der Franciskaner mit den Dominikanern über die Empfangnis Mariä mischte und das Volk gegen diese aufwiegelte, wurde er, wie es allen Ansehn hat, aus der Stadt gewiesen. Von da an führte er ein höchst unstätes Leben, und wir finden ihn nach einander in Strassburg, Freiburg, 1508 in Bern und 1511 wieder in Freiburg, wo seine ungeschliffene Predigtweise seine Entfernung veranlaßte, und er zog nach Ulm, mußte sich aber auch dort bald wieder flüchten, da er durch seine Spöttereien die Heiligkeit gegen sich aufgebracht hatte. Nun ging er nach Italien, hielt sich in Bologna, dann in Venedig auf, wo es ihm Anfangs glückte, sich einiges Ansehen zu verschaffen; doch als auch dort sein früheres Leben bekannt wurde, verlor er so sehr alle Achtung, daß er sich entschloß, nach Deutschland zurückzukehren. Anfangs hielt er sich in Basel auf, wo er juristische Collegien las; doch blieb er auch dort nicht lange, da wir ihn schon 1519 in seinem Kloster zu Strassburg wiederfinden, an dessen Schule er lehrte. In die Zeit von 1506 bis 1519 fällt seine größte literarische Thätigkeit, da er die meisten und wichtigsten Schriften in diesen Jahren abfaßte, was bei seinem unstäten, an Wechselfällen so reichem Leben beinahe wunderbar erscheint und jedenfalls eine außerordentliche Reichtigkeit der Darstellung voraussetzt. *) So ließ er im J. 1512 die „Narrenbeschwörung“ **) und die

*) So sagt er selbst in dem „Beschluss der Weichmatt“: „Daß ich aber in Reimen dicht, Ich kann mich ihrer erwehren nicht: Wann ich schon anders reden soll, Wird mir der Mund von Reimen voll.“

**) Doch ist diese wahrscheinlich früher, vielleicht schon

„Schelmenjungst“ drucken; 1514 erschien die „Baudenfahrt“; 1515 die „Wähle von Schwindelheim“ und die Uebersetzung von „Virgils Aeneide“, 1519 endlich die „Grenzmatt“ und die Verdeutschung der „Institutionen“, mehrere lateinische Schriften nicht zu erwähnen, die er in derselben Zeit verfaßte. Von 1519 beginnt ein neuer Zeitabschnitt in seinem Leben, das er nun der Bekämpfung der Reformation widmete, nachdem er durch Schriften und Predigten so lange thätig gewesen war, dieselbe vorzubereiten und er noch im J. 1520 Luthers lateinische Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft“ ins Deutsche übersezt hatte. Er ließ schnell nach einander eine Reihe von Schriften erscheinen, die sämmtlich gegen Luther gerichtet waren und denselben in einer oft pöbelhaften Weise angriffen. Dadurch zog er sich den Haß seiner Mitbürger zu, welche zum großen Theil der neuen Lehre zugethan waren, und er folgte daher (1523) gern der Einladung Heinrichs VIII. von England, den er in einem besondern Buche: „Ob der König vñ engelland ein Lügner sey oder der Luther“ vertheidigt und dessen Schrift gegen Luther er übersezt hatte. Doch blieb er nur kurze Zeit in England; er lehrte noch in demselben Jahre nach Straßburg zurück, wo er sein früheres Treiben wieder begann, und sogar eine Druckerpresse ankaufte, weil die Drucker Nichts mehr von ihm annehmen wollten; ja er trieb es endlich so arg, daß er, um der Rache der Bürger zu entgehen, nach Lucern flüchtete (1526). Dort wurde er in das Franciskanerkloster aufgenommen und zum Prediger und Professor ernannt. Er nahm an der bekannten Disputation zu Baden Antheil und war überhaupt hier unter den ersten Vorkämpfern für den alten Glauben und gegen die Reformation. Doch konnte er auch in diesen neuen Verhältnissen nicht lange bleiben: denn da er allerlei Schmähschriften gegen die Reformation herausgab, verlangten Zürich und Bern seine Vertreibung und er mußte 1529 die Schweiz wieder verlassen. Von da an fehlen alle weiteren Nachrichten über den unruhigen Mann; es ist weder bekannt, wo er sich nach seiner Vertreibung aus der Schweiz aufhielt, noch in welchem Jahre er starb, nur so viel scheint gewiß zu sein, daß er im J. 1537 nicht mehr lebte.

Der Haß, den sich Murner zuerst durch seine Angriffe auf die Geisteslichkeit und dann durch seine Bekämpfung der Reformation, überhaupt durch seinen unruhigen, unverträglichen Geist zugezogen hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung seines Charakters sowohl als seiner Schriften, und es sind daher alle Nachrichten, die uns von ihm überliefert worden sind, deshalb nur mit größter Vorsicht anzunehmen. Zwar wird wohl nicht geläugnet werden können, daß er sich manche Unsitte zu Schulden kommen ließ, und das zuchtlose Leben der Geistlichen, das er so streng tadelte, wohl aus eigener, vielfacher Erfahrung kannte. Allein, wenn ihn seine Gegner geradezu als einen Abschaum der Menschheit schildern, wenn sie ihn den Freund der Laster, den Vater der Unkeuschheit, den Sporn der Wollust, den Vertheidiger des Ehebruchs nennen, wenn sie erzählen, daß er einst das Ordenskleid abgelegt habe, um ungehindert in den

Bädern umherschweigen zu können, wenn sie ihm den schmutzigsten Geiz vorwerfen, der alle seine Schritte geleitet habe, so daß er z. B. nur aus Habsucht und in der Hoffnung auf reichen Lohn die Reformation bekämpft habe; so sind dies Alles ohne Zweifel Uebertreibungen, die sich aus der feindseligen Gemüthsstimmung seiner Gegner leicht erklären lassen. Jedenfalls ist der Vorwurf des Geizes, und daß er nur des Geldes wegen geschrieben habe, ganz ungerecht, da wir wissen, daß er von den Druckern sehr schlecht bezahlt wurde, ja daß sich dieselben endlich sogar weigerten, irgend Etwas von ihm zu drucken. Weniger ungerecht ist der ihm gemachte Vorwurf der Unwissenheit, denn wenn er allerdings auch manche Kenntnisse in den verschiedensten Wissenschaften besaß, so fehlte ihm doch die Gründlichkeit, durch welche sich so viele seiner Zeitgenossen auszeichneten; denn zu tieferen, umfassenderen Studien ließ ihn weder seine angeborene Unruhe, noch sein bewegtes Leben kommen. Dabei war er in höchstem Grade eitel auf seine Gelehrsamkeit; und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mit derselben in übertriebener und anmaßender Weise zu prahlen, wodurch er sich nur Spott zuzog. Hatte man aber auch vielfachen Grund, in die Eitelkeit seines Charakters und in seine Gelehrsamkeit Zweifel zu setzen, so that man ihm dagegen ganz offenbar Unrecht, wenn man ihm alles Talent absprach, denn er war sicherlich von der Natur mit vortheilhaften Anlagen ausgestattet, und er hätte ohne allen Zweifel höchst Bedeutendes geleistet, wenn er die nöthige äußere und innere Ruhe gehabt und seinen Werken größere Sorgfalt gewidmet hätte.

Er machte sich zuerst durch die „Narrenbeschwörung“ bekannt, einem didaktischen Gedichte, welches zwar unverkennbar durch Brandts Narrenschiff hervorgerufen wurde, wie denn Kaiser Maximilian es das zweite Narrenschiff nannte, aber keineswegs eine bloße Nachahmung desselben ist. Beide Gedichte sind in Wesen und Ausführung eben so von einander verschieden, als die Dichter: während sich im Narrenschiff Brandts milde, liebevolle und fromme Seele ausdrückt, die von dem Abbild der Thorheiten und Laster seiner Zeitgenossen mit Schmerz und Behmuth erfüllt wird, weshalb sein Spott selbst da nicht verletzt, wo er am schärfsten ist, tritt in Murners Narrenbeschwörung der leidenschaftliche Uebermuth, die Rücksichtslosigkeit, der Ungestüm des Franciskaners hervor, der von der Rangel her gewohnt war, durch Schärfe und Uebermaß der Darstellung auf die Menschen zu wirken. Auch unterscheidet sich Murner von seinem Vorgänger schon dadurch, daß er sich nicht, wie jener, nur in den allgemeinen Beziehungen bewegt, sondern seinen Spott auf die besondern Verhältnisse ergießt und mit aller Kraft und Entschiedenheit anspricht, was Brandt oft nur andeutend wagt. Während dieser nur die Laster und Thorheiten in ihrer allgemeinen Erscheinung bekämpft, greift Murner die Thoren und Lasterhaften selbst an; ja er wagt sogar, die mächtigsten Stände, die Fürsten, den Adel und die Geisteslichkeit mit solcher Derbheit anzugreifen, daß man seinen Muth bewundern muß und sich daraus manche Botschaft, die er zu bestehen hatte, leicht erklären kann. Zugleich ist seine Sprache lecker, beweglicher, frischer, volkmäßiger, als die des Narrenschiffs. Freilich ver-

1506, zum erstenmale gedruckt worden. — Das ihm zugeschriebene Gedicht „Von Geists Standts nutz vñ beschwerden“ hat sein Bruder Johannes Murner verfaßt.

finkt sie oft ins Gemeine und Pöbelhafte, allein dazu veranlaßten ihn zum Theil die Gegenstände, die er besprach, und zum Theil war dies überhaupt eine Eigentümlichkeit der Zeit und eine Folge des sich bildenden Einflusses der niedern Stände, der sich schon darin kund gab, daß die höhern und gebildeteren auf sie Rücksicht zu nehmen sich veranlaßt fanden. Wie die Sprache, so ist auch die Darstellung kräftig und lebendig; es zeigt sich auch in der gebundenen Rede die rhetorische Kraft und Gewandtheit des Predigers. Viele Wendungen sind der Kanzel abgeborgt, viele haben aber auch wirklich poetisches Leben, so z. B. wenn er die Stände oder die Klassen von Thoren, die er schildert, individualisirt, sie als Personen darstellt, welche den ganzen Stand oder die ganze Klasse repräsentiren, wenn er dann diese anredet, mit ihnen verhandelt u. s. w., was der ganzen Darstellung eine dramatische Lebendigkeit verleiht, die von großer Wirkung ist.

Es ist begreiflich, daß Murner meistens die nämlichen Stoffe behandelt, wie Seb. Brandt, und daß er vorzüglich diejenigen Thorheiten und Laster bekämpft, welche damals an der Tagesordnung waren, den Geld, den Bucher, die Hoffart, die Unmäßigkeit, die Unkunst und Zuhörerei u. s. w.; wir heben deshalb auch nur diejenigen Abschnitte hervor, in welchen sich seine Eigentümlichkeit am deutlichsten kund gibt. In diesen gehören ganz besonders diejenigen, in welchen er das Treiben der Geistlichkeit geißelt, da er sich hierbei nicht in allgemeinen Klagen bewegt, wie Brandt, sondern alle die speziellsten und gehemtesten Verhältnisse berührt, die er aus eigener Erfahrung genau kennt. So wirft er den Geistlichen ausdrücklich vor, daß sie selbst das verspotteten, was sie den Laien als göttliche Lehre mittheilten, daß sie die gottesdienstlichen Handlungen durch ihr ungeheimes Betragen herabwürdigten, so daß es Noth thäte, Christus läme wieder auf die Erde herab, um solche unwürdigen Gankler aus dem Tempel zu jagen. Die Habsucht der Geistlichen, ihre Prachtliebe und Ueppigkeit, so wie ihre Unwissenheit gibt ihm wiederholt Veranlassung zu bitteren Klagen. Weil die Einkünfte der Kirchen und Stifte von den Geistlichen verpraßt werden, sagt er, drängt sich Alles zum geistlichen Stand, besonders aber die Adelligen und die Fürsten, welche aber nur das Gut der Kirchen verpraßten und sich des Gottesdienstes schämten. Ja selbst Kinder in der Wiege erhalten jetzt schon Pfänden, (1. 2) welche überhaupt dem Reichtbieten zugeschlagen werden. Denn Alles ist käuflich und feil. „Kam Gott selbst jetzt auf die Erd'. Und hätte kein Geld, er wär nichts werth: Es beiehlt ihn Keiner in seinem Haus, Wir schlägen ihn mit Kolben herans. Mit Pfänden ist ein großer Kauf. Mit Sacramenten, mit heiliger Tauf — Wer eine Pfände hat zu verleißen, Dem muß man zuvor den Säckel weihen. Wir kaufen unser Glück und Heil: Sag mir, was ist jetzt nicht feil? Tugend, Ehre und Ehrbarkeit Verkauft uns jetzt die Geistlichkeit; Reue und Leid um unsre Sünd', Dasselbig stets man käuflich findet. Vor Zelten, wo ein Gelehrter saß, Und der Geschrift ein Meister was, Der mußte mit Lehr und Ehrbarkeit Regieren wohl die Christenheit: Jzt, wenn du schon ein Esel bist, Und alle Weisheit dir gebriecht, Und nichts mehr kannst, als die Esel kriegeln, Den Stall bewahren und verriegeln,

So mußt bald eine Pfände han, Well du treuen Dienst hast gethan.“ Eindringlich warnt er davor, junge Mädchen wider ihren Willen in das Kloster zu thun, weil sie mit der Zeit doch ihrem Kleide Schande bringen, während sie als Frauen und Ritter ein viel heiligeres Leben geführt hätten. Doch freilich würde das unzählige Leben der Nonnen von den Pfaffen nicht so hart getadelt, als wenn sie den äußern Gottesdienst vernachlässigten. „Fiele ein Keller überzweg, Und säßen sie nieder zu dem Tisch, Ehe sie ihre Kannlein hätten gewischt, So müßten sie ihre Schuld sprechen (beichten), Daß Gott die große That nicht wolle rächen.“ Wenn sie aber Kinder bekommen, fährt er fort, in alle Klöster und Pfarrhäuser laufen und Zwietracht stiften, dessen brauchen sie sich nicht zu schämen.

Wie die Geistlichen, so werden auch die Juristen, die Aerzte, die Fürsten und der Adel mit Bitterkeit getadelt, dieser namentlich wegen seiner Räuberereien. Der hieher gehörige Abschnitt ist einer der gelungensten im ganzen Gedicht. „Man sagt vom König Ferdinand,“ läßt er einen Raubritter sagen, der sich vom Sattel nährt, „Wie er viel neuer Inseln fand Bei dem Galeanter Land, Darin man fand viel Spezeret, Silber, Gold war auch dabei. Inseln finden ist keine Kunst. Ich hab's Manchen gelehrt umsonst: Inseln sind' ich, wann ich will. Ich schreibe meinen Gefellen in der Still', Die auch einen solchen Sattel haben, Und in dem Stegreiff können traben. Wenn man fährt gen Frankfurt hin, Und ein Schiff weiß auf dem Rhein, Dann zwing' ich es fahren zu dem Land: Darin viel Spezeret ich fand, Silber, Gold und Luchgewand. Solche Inseln sind' ich mit meinen Kunden, Und habe sie auf dem Rhein gefunden, Was zuvor kein Mensch je hat gewist (gewünscht), Daß Spezeret da gewachsen ist. Ich bin der erste, der es gefunden hat, An der unbekannten Statt; Auch schadet's mir nicht an meiner Ehre, Daß ich des Sattels mich ernähre (1. 1).“ Wie schon Brandt, aber mit viel schärferen und lebendigeren Zügen, entwirft er in dem Abschnitt „die Schafe schinden“ ein trauriges Bild von dem Drucke, in welchem das Volk, und namentlich die Bauern schmachteten: Der arme Mann kann jetzt kaum mehr leben, wenn er nicht seine Haut hergibt; es ist nicht genug an Zinsen, er muß auch noch all-das Seinige vergolten; es lassen sich kaum alle Steuern und Abgaben nennen, die er entrichten muß: Umgeld, Bräutigeld, Zinsen, Gülden, Todtenfall werden nach einander von ihm gefordert. Hat sein Sohn ein Ei gelegt, so nimmt der Herr den Dotter, die gütliche Frau das Eiweiß, und der Bauer kann die Schalen essen. Und dann will der Priester noch den Fehnten haben, und dazu noch den Ostersfennig, Beicht- und Tauf- und Mehlgeld; dann soll er noch Stiftungen machen und endlich kommt noch der Bettelmönch mit dem Saß, und verlangt Walgen, Korn, Räs und Zwiebel; und das Wenige, was er noch behält, nehmen ihm Bettler, Bagabunden und die Krieglente weg, so daß er bei reichem Gut doch beinahe Hungers sterben muß.

Wir würden jedoch nur ein unvollkommenes Bild von Murners Darstellungsweise geben, wenn wir nicht auch einen von denjenigen Abschnitten mittheilten, in welchen er die Justizlosigkeit und die sittliche Verdorbenheit seiner Zeit schildert, weil gerade in diesen seine Darstellung den höchsten Grad

der ihm eigenthümlichen Verboheit erreicht. Wir haben hierzu denjenigen Abschnitt gewählt, in welchem er ein Bild des bühlerischen Lebens und seiner Folgen entwirft, ein Bild, zu welchem ihm, wie er andeutet, seine eigne Erfahrung manchen Zug gegeben haben wird (I, 3). Denn wenn er auch am Schluß der Guckmatt ausdrücklich versichert, er habe Alles, was er von den Weibern und ihrem leichtfertigen Wesen sage, in Büchern gelesen, so sagt er doch auch in demselben Gedicht: „Schämt ich mich nicht aus Geistlichkeit, Ich redete aus Erfahrungheit, Wie Einem solche Geucherei wird leid;“ und an einer andern Stelle: „Die Weiber können das klagen nicht, Daß ich meinen Zins nicht habe gericht (gegeben).“

Die „Schelmenzunft“, von welcher er selbst berichtet, daß er in ihr eine Reihe von Predigten, die er in Frankfurt gehalten, in Reime gebracht habe, ist in der That nur eine Nachahmung seiner eigenen Narrenbeschwörung; doch enthält sie schon deswegen manches Neue und Interessante, weil er in derselben mehr die Privatverhältnisse in ihrer Verdorbenheit schildert. Wie in jenem Gedicht, so legt er auch hier jedem Abschnitt ein Sprichwort oder eine sprichwörtliche Redensart zum Grunde, wie er denn überhaupt an dergleichen einen außerordentlichen, noch nicht genug benutzten Reichtum besitzt. Seine Darstellung ist in der Schelmenzunft noch derber und rücksichtsloser als in der Narrenbeschwörung; man sieht, daß er vorzüglich gerade dadurch zu wirken suchte. Seine Angriffe gegen die Geistlichkeit sind nicht minder heftig, als in seinem ersten Gedicht, ja er wagt es hier sogar, gegen kirchliche Verhältnisse und gegen die Kirche als solche seine Stimme zu erheben, so daß er hierdurch nicht wenig zur Verbreitung der reformatorischen Ideen beitrug, die er später so leidenschaftlich bekämpfte. So verspottet er den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienste (II, 1), an einem andern Orte tadelt er die zu seiner Zeit häufige Unart der Geistlichen, die abgeschmacktesten Dinge, ja selbst Stadtklatschereien, auf die Kanzel zu bringen, und er widmet einen eigenen Abschnitt den hohen Geistlichen, welche, ihres Amtes und Standes vergessend, nur an weltliche Freuden denken (II, 4). Meistens ist aber seine Satyre, wie schon gesagt, gegen die Thorheiten, Unarten und Laster im bürgerlichen Leben gerichtet, gegen die Renommisten und Eßensfreßer, die Windbeutel, Lügner, Aufschneider, gegen die Iiederlichen Studenten, die faulen Knechte, die Versäumer und Zuträger, die er in seiner derben Sprache „Dredrüttler“ nennt, die Schmarotzer, die Klappermäuler, gegen diejenigen, welche nur auf das Geld sehen, wenn sie hehrathen (II, 2), und endlich, was einen Blick in die politisch aufgeregten Gemüther zu werfen erlaubt, gegen solche, welche alle Weltbündel besprechen und darüber ihre eigenen Angelegenheiten vergessen (II, 3).

Weder die „geistliche Badensart“, noch die „Guckmatt“, die sich zum Theil in den nämlichen Gedanken bewegen, wie die schon genannten Gedichte, können diesen an die Seite gestellt werden. Die Badensfahrt beruht auf der lächerlichen Vergleichung Gottes oder vielmehr Christi mit einem Bader, indem Alles, was zu einem Bade nöthig ist, symbolisch auf die Belehrung und Beförderung der Menschen gedeutet wird. Es braucht

kaum erwähnt zu werden, daß Murner hierbei oft in die größten Abgeschmacktheiten verfällt; auch zog ihm gerade dieses Gedicht die meisten und gewiß wohlverdienten Verhöhnungen zu. Nicht viel besser ist die „Guckmatt“, in welcher er die Weiberdiener und Bühler, „die Gänge“, verspottet wollte. Wie er sich in der Schelmenzunft zum Zunftmeister, in der Narrenbeschwörung zum Beschwörer macht, so tritt er hier als Kanzler der Gänge in ihrer Versammlung auf. Diese Ehre, sagt er, gebühre ihm, wegen der Mühe und Arbeit, die er der Gängelei halben gehabt habe. „Hät ich mich in der heiligen Schrift Und was meinen Orden anbetrifft, So viel geübt, als in der Guckmatt Land, Man gäbe mir nicht den ersten Stand.“ Das Gedicht beginnt mit der Klage der personificirten jungfräulichen Schaam, die früher bei Jung und Alt geachtet gewesen, nun aber aus der Welt verstoßen sei; ihr entgegnet Venus, daß sie vom Anfang der Welt an die Menschen beherrscht habe, und sie auch besser und sicherer belohne, als die Schaam es vermöge. Nun läßt sie durch ihren Kanzler den auf der Matte versammelten Gängen die „geschwornen Artikel“ der Gängelei vorlesen, in welchen alle Thorheiten der Weiberknechte oft mit nur zu grellen Farben geschildert werden. So solle der Gang seiner Herrin alle Jahre eine Badenfahrt gestatten, weil durch den Gebrauch der Bäder, wo sehr viele geschickte Männer zusammenkämen, die Unfruchtbarkeit oft geheilt würde; er solle ihr gestatten, sich einen geistlichen verschwiegene Mann zu halten, und niemals Böses von ihnen glauben; er solle besonders die Kirche und die heiligen Zeiten benutzen, um der Geliebten Briefe zuzustrecken: „Denn die geistlichen Männer und Ordensleute, gucken doch auch oft in der Kirchen herum, und es würde Gott oft übel gesungen, wenn wir nicht wüßten, daß die Gängin unsern Gesang hörte. Es thut uns Geistlichen gar wohl im Herzen, daß der arme gemeine Mann meint, wir sängen, yßten und orgelten Gott, während wir dem Gang locken.“ Die Gänge schwören hierauf einen Eid, diese Artikel treulich zu halten; aber statt nun in der begonnenen Allegorie fortzufahren, verläßt sie der Dichter plötzlich, und er schildert in einzelnen, mit einander in keiner Verbindung stehenden Abschnitten, wie die Weiber die Gänge locken, fangen, berupen und auf allerlei Weise betrügen, worauf er allerlei Geschichten aus der alten und späteren Zeit erzählt, aus denen er beweist, wie die Männer von jeher von den Frauen betört wurden. Plötzlich kommt dem Dichter die Einleitung wieder zu Sinn: es wird ein Zunftmeister der Gänge erwähnt, dessen darauf folgende Beichte mit der Entgegnung seiner „Gängin“ zu den besten Stücken des Gedichts gehören, wenigstens was die Darstellung und die Sprache betrifft. Aber eben so schnell verläßt Murner diese Einleitung zum zweiten Male und nun ergeht er sich bis zum Ende in weltweisigen und langweiligen Wiederholungen, worauf er sich wegen des Gedichts entschuldigt, das er zur Besserung der bösen und unzüchtigen Weiber geschrieben habe. Wenn seine Rede zuweilen selbst unzüchtig gewesen sei, so trügen die weltlichen Bücher daran Schuld, aus denen er alle seine Geschichten entnommen habe.

Wahrscheinlich ist die „Mülle von Schwindelshelm und Gredt Müllerin Jarzeyt“ bedeutender und vielleicht ist es für die Kenntniß

der Sittengeschichte das wichtigste Buch Murners; leider ist es so selten, daß es noch kein neuerer Literaturhistoriker zu Gesichte bekommen hat, und frühere Nachrichten sind so lückenhaft und oberflächlich, daß sich nicht einmal der Gang und Inhalt desselben daraus entnehmen läßt.

Weltans das bedeutendste Gedicht Murners ist das „Von dem großen Lutherischen Narren“, wie ihn Doctor Murner besprochen hat (1522), welches sich sowohl durch die Form als durch den Inhalt und die lebendige Darstellung vorthellhaft auszeichnet.^{*)} Es wurde zunächst durch die maßlosen Angriffe, welche Murner von den Anhängern der neuen Lehre erfahren mußte, hervorgerufen; aber von der Abwehr geht er bald selbst zum Angriff über, und man muß gestehen, daß die schwachen Seiten, welche die Reformation darbot, nicht glücklicher ins Lächerliche gezogen werden konnten; und wenn ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er in seinem Gedicht alles Maß überschritten und allen Anstand verläugnet habe, so ist dies wenigstens in so weit unrichtig, als er nicht ansteht, das Große in Luthers Bestrebungen anzuerkennen. Wie dieser, sagt er, habe auch er die Mißbräuche in der Kirche bekämpft, und er wünsche auch jetzt noch, daß dieselben bis zur Wurzel ausgerottet würden; aber um dies zu erreichen, sei es nicht nöthig, die Kirche selbst zu vernichten.^{**)} Wenn er sich also solchen Bestrebungen feindlich setze, könne man ihm deshalb nicht vorwerfen, als ob er seinen früheren Ansichten untreu geworden sei. Auch bekämpfe er nicht sowohl Luther selbst, sondern diejenigen, die ihn nicht verstehen und seine „großen Sachen zum Häppchen und Gantel machen“. Unter diesen begriff er vorzüglich den Sängerbürger Johann Ueberlin, dessen Streitschriften, „die fünfzehn Bundsgenossen“, die wichtigsten von der Reformation angeregten Fragen in eindringlicher, dem Volke verständlicher Sprache erörterten, sodann die Verfasser zweier gegen ihn persönlich gerichteten Satyren: „Karsthaus“ und „Murnarus Leviathan“, die ihn freilich auf das Verstehe angegriffen, ihn der ärgsten Laster und Schandthaten beschuldigt, und unter Anderm auch, was ihn beinahe am meisten empörte, „seinen väterlichen Namen spöttlich verändert“ hatten.^{†)}

Nachdem er in einem einleitenden Abschnitte die Gründe angegeben, die ihn zur Abfassung des Gedichts veranlaßt hatten^{††)}, beginnt er seine Satyre damit, daß er den großen Narren beschwört, welcher nichts Anderes ist, als die Personification

der reformatorischen Bestrebungen der Zeit, wie denn auch alle einzelnen Erscheinungen jener Lage von ihm gleichsam geboren werden. Dies wird auch schon durch den Holzschnitt auf dem Titelblatt angedeutet: Murner in Franciskanerkutte und mit einem Ragenkopf, kniet auf dem „großen Narren“ und zieht ihm aus dem offenen Runde mehrere kleine Narren heraus, von denen zwei schon in der Luft herumfliegen. Der Narr wiederholt sich zuerst der



Beschwörung, aber er muß sich endlich den mächtigen Worten des Beschwörers fügen. Zuerst kommen aus dessen Haupt die gelehrten Narren, welche die Bibel nach ihrem eigenen Sinne erklären, dann aus seiner Tasche diejenigen, welche nach den Gütern der Kirche lästern sind; aus seinem Bauch kriechen hierauf die fünfzehn Bundsgenossen, welche in eben so viel Abschnitten mit Geist und Gewandtheit verspottet werden. Von da entwickelt sich eigentlich erst der Plan, den der Dichter nun verfolgt: die Bundsgenossen bilden noch keine hinlängliche Macht, den Feind mit Erfolg anzugreifen; es werden daher noch andere Hülfsvölker herbeigerufen: so der Bruder Teufel, der Repräsentant der Landesknechte und Söldner, und drei Reisige, unter welchen wahrscheinlich einige im Interesse der Reformation geschriebene Flugschriften zu verstehen sind; den Troß bilden die gegen das Papstthum verbreiteten Lügen. Der Bund muß nunmehr einen Hauptmann haben (I, 1), begreiflich wird Luther dazu ernannt. Sodann werden die Fahnen ausgeheilt: das Fußvolk erhält ein Banner mit der Ueberschrift „Evangelium“ (III, 2), die Reisigen ein zweites mit der Umschrift „Freiheit“ (III, 3), und der Troß das dritte mit dem Motto „Worheit“ (III, 4), wie man sieht, lauter Schlagwörter der neuen Lehre. Nun stellt sich die Schaar der treuen Christen dem Bund entgegen; denn die Banner, welche dieser aufgepflanzt, sind in der That die ihrigen: sie sind ihnen vom Feind geraubt worden, und es gilt, sie wieder zu erobern (III, 5—8). Nachdem sich der Bund unterdessen noch mit neuen Hülfstruppen verstärkt hat, die noch im Leibe des großen Narren stecken (unter Anderm wird der Karsthaus durch

*) Dieses Gedicht gehört zwar der Zeit und dem Inhalte nach der folgenden Periode an; doch schien es zweckmäßiger, es hier schon zu berühren, als die Darstellung der schriftstellerischen Thätigkeit Murners zu zerreißen.

**) In demselben Sinne äußert er sich auch in dem Liebe „Von dem Untergange des christlichen Glaubens“.

†) In diesen und andern Schriften heißt er Murnur, Murnar, Murnaw, Murrenthoma.

††) Schon auf dem Titelblatt deutet er an, daß er das Gedicht nur zur Abwehr ungemessener Angriffe habe erscheinen lassen. Es steht nämlich dort unter dem Holzschnitt der Bibelspruch: Sicut fecerunt mihi, sic feci eis, worauf folgende Verse kommen:

Ich hab sie des genießen Ion,
Wie sie mir haben vorgethon:
Werden sie mein nit vergessen,
So wil ich inen besser messen.
Da sie sich mit ein wort ma eigen,
Wil ich in das den solben zeigen,
Entgegen in firt solcher massen,
Das sie den narren räuen lassen.

einen wirksamen Trunk zu Lage gefördert), läßt der Hauptmann den Fahneneid schwören und es beginnt der Angriff. Es werden Kirchen und Kloster zerstört, der Angriff auf die Hauptfestung mißlingt aber, weil Murner dieselbe vertheidigt. Deshalb sucht ihn Luther durch Versprechungen und Schmeicheleien zu gewinnen, und endlich verspricht er ihm sogar, ihm seine Tochter zur Frau geben zu wollen, wenn er die Feindseligkeiten einstelle. Nun wird Murner mit den Grundsätzen des Bnndes bekannt gemacht, die ihm gar wohl behagen, so daß er den Vertrag eingeht und Frieden schließt. Er bringt der Braut sogleich ein Ständchen und bald darauf wird die Hochzeit durch ein großes Gastmahl gefeiert, zu welchem alle Feinde des Papstthums eingeladen werden. Als Murner endlich seine Braut in die Hochzeitskammer führt, gesteht sie ihm, daß sie den Grund habe, worauf er sie mit Schlägen vertreibt.*) Bald darauf wird Luther krank; auf dem Lobbett beruft er Murner, der ihn trösten soll; aber er weiß die Tröstungen der Kirche zurück und er stirbt als Keger, als welcher er auch begraben werden muß. Zum Leichenbegängniß besorgt Murner eine Orgelmusik, denn wozu wäre er sonst der Murmur? — Nun Luther todt ist, kann auch der große Narr nicht länger am Leben bleiben. Auch er wendet sich in seiner Krankheit an Murner, der ihm eine Beguine zur Pflege schicken will; aber der Narr will solche nicht, da sie nur Heuchlerinnen und unkeusch seien. Murner verspricht, ihm eine tugendhafte zu schicken; ganz im Geiste seiner früheren Schriften schickt er ihm eine alte, die der Narr alsobald verjagt. Dieser stirbt, und er wird mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen bekränzt. Nach seinem Tode aber erhebt sich ein Streit um seine Erbschaft (wobei der Dichter vergißt, daß Luther schon gestorben ist), den er nach seiner Weise schlichtet, indem er selbst auf die Narrenkappe Anspruch macht.

Die Composition des Gedichts (wir wiederholen aus voller Ueberzeugung, was wir in der Einleitung zum Abdrucke dieses Gedichts gesagt haben) verdient alles Lob, besonders weil der Dichter die zu Grunde liegende Allegorie mit sicherer Hand ins Bereich des Sinnlichen gezogen hat, und dann weil die einzelnen Begebenheiten in einfacher, aber doch epischer Entwicklung sich an einander reihen, namentlich von dem Punkte an, wo dem Dichter die Idee klar wurde, seinen Kampf gegen die Reformation als einen Kampf der Kirche mit ihren Feinden darzustellen, in welchem er und Luther die Hauptrollen spielen. Auch der Ausführung im Einzelnen können wir unsere Anerkennung nicht versagen. Zwar fällt der Dichter einigemal aus der ironischen Darstellung; auch fehlt es hier, wie in seinen übrigen Schriften, nicht an überflüssigen Wiederholungen und weit ausschweifigen Erörterungen: allein diese Flecken können die Bedeutung des Ganzen nicht verringern. Zudem ist der Ausdruck überall lebendig und wahr, und die Ironie oft meisterhaft durchgeführt, welche überhaupt ein Zug in den Murnerischen Dichtungen ist, den man noch zu wenig hervorgehoben hat, der aber gewiß um so mehr alle Beachtung verdient, als er sich in den Erzenge-

nissen jener Zeit gar nicht so häufig findet. Und so ist Murners Lutherischer Narr ohne Vergleich weit aus die gelungenste Satyre, welche die vorliegende und die nachfolgende Periode hervorgebracht hat. Die vielen harten und derben Aeußerungen aber, und selbst diejenigen Stellen, welche, an sich betrachtet, mit Recht für anstößig gelten können, lassen sich, wie schon von anderer Seite bemerkt worden ist, poetisch vollkommen rechtfertigen, da sie natürliche Folge der satyrischen Anlage und Durchführung des Gedichts sind.*)

I. Aus der Narrenbeschworung.

1. Die sattel narung.

- Aller adel weißt im landt,
Wann mir schon kein erbttheil handt,
Wir künnebt vns der armüt weren,
Allein von diesem sattel neren.
5 Wann du des sattel neres dich,
So künstu werlich me dann ich.
Es muß ein wilde narung syn,
Den sattel pfenning bringen vn.
10 Hat der sattel solche krafft,
Das nympt ein seltsam rechen schafft.
Ja sylich, herr, das mügt ir sagen,
Sol ich myn todt vom sattel nagen
Vnd des segreiff mich erneren,
15 Bil böser wörter müß ich hören.
Hört mir zü, ich wil ich leren.
Man seit vom künig hermannt,
Wie er vil nürer inselen sandt,
By dem Calcutter landt,
20 Darin man sandt vil spegery,
Silber, golbt was ouch dady.
Inselen finden ist kein künst,
Ich hab ir manchen geleert vmbkunt;
Inselen sind ich, wann ich wil.
25 Ich schryb min stellen in der still,
Die ouch ein solchen sattel haben,
Vnd in dem segreiff künnebt traben.
Wann man sart gen Brandfurt hin,
Vnd ich ein schiff weiß vff dem Ryn,
30 Dann zwing ichs faren zü dem landt,
Darinn vil spegery ich sandt,
Silber, golbt vnd tuch gewandt.
Solch inselen sind ich mit myn funden
Vnd habens vff dem ryn gesunden,
35 Das vor kein mensch nie hat gewist,
Das spegery da gwochen ist.
Ich bin der erst, der es funden hat,
An der vnerkanten stat.
Noch schabts mir nit an myner eren,
40 Das ich des sattels mich erneren,
Erzue myn kint kurt von der handt,
Als der lanfnecht vff dem landt.
Ich halts furwar ein kleine schandt;
Solt man die straffen alzt froen,
45 Das bilger, koultu sicher synen,
So wer doch nit der fürsten hüt;
Wir machen in ir geleidt nun güt.
Wann wir ein insel funden haben,
Absagent wir mit ritter knaben,
50 Der wir keine me hondt thon.
Wir hetten dann den rouw dar von;
Es heist by vns das ritter spil,
Seh vff, der mit vns legen wil.
Wir find die nürer insel küber,
Vnd lerent vnser iungen kinder,
55 Von dem sattel suppen tochen,
Vnd wie man sol die puren bechen,
Landt vnd lüt vnd döffer kriegen,
Ein knebel zwischen die lesschen legen,
Den segreiff halten vnd den joum,
60 Ein puren binden an ein boum,
Tüz hsen werffen, seir vn legen,
Wie man den synden gat entgegen,

*) Unter Luthers Tochter ist ohne Zweifel dessen Thätigkeit zu verstehen, die nach Murners Ansicht auf den ersten Blick für sich einnehme, aber genauer betrachtet, nur verderblich sei.

*) Die prosaischen Schriften, welche sämmtlich gegen die Reformation gerichtet sind, sind von keiner Bedeutung: unter den schon beiläufig angeführten erwähnen wir nur noch „Der lutherischen evangelischen Kirchen-dieb und Keger Calender“, der von Gemeinheit strotzt, ohne auch nur im Geringsten witzig zu sein.

Das torn verwaschen, reißt es brechen,
 Vnd einen vndern gul abheben,
 35 Haben, fieren vnd verblenden,
 Meisterlichen lören wenden,
 Das der pur nit anders gloubt,
 Er sy des tütschen landts beroubt.
 So ist er an der selben statt,
 70 Do ich in vor gefangen hatt.
 Der arbeit muß er vns ergehen,
 So wir in sachend an zu sehen,
 Dann honbt wir aber etlich ior
 Zu brassen, als wir hattend vor.
 75 Kompt vns die armüt wider an,
 So muß der sattel aber dran,
 Vnd süchendt mer der spegery,
 Ober ob kein inel sy
 Off der Thonow, vff dem Ryn,
 80 Den sattel jyns zu bringen vn.
 Hett Absolon den sattel gharbt,
 Do er jyns vatters jynde wardt,
 Er wer im har nit bliben hangen,
 Durchrant mit so vil scharpffer hangen.
 85 Do in im staen so vil spieß,
 Wardt im die ryttery nit fleß.
 Was darff ich vil von iuden sagen?
 Mir gbedt, das wol in vnsen tagen
 Herzog Karle von burgundt
 90 Durch ryttery gieng gar zu grundt.
 Hanibel, der hatt groß macht,
 Dennoch hat in der sattel bracht,
 Das er dran erworget ist:
 Der sattel narung vil gebrist.
 95 Ja frylich heist es rytter spil,
 Seß vff, wer mit in spilen wil;
 Sy lartens also wunderlich,
 Eins vmbd ander, sich vmbd sich.
 100 Nüt schelligers ist vff disen dingen.
 Dann vmbd ein hülin fleisch zu springen.
 Das rytterspil wil also han,
 Des segen wir all samen dran.

2. Stiel vff die bend sezen,
 Ich sag ich vns von güten schwenden,
 Wie die stiel stont vff den benden,
 Vnd iung lüt vns regieren lat,
 Das kein alter kompt in rat.
 5 Die stiel vnd schemel all gemein
 Einnt all vnsen zu tagen rein,
 Das sy schlecht ab nym wöllent stan
 Vndern benden, als vor an.
 Die iungen löffel wendt regieren,
 10 Do mit sy iung vnd alt verkeren,
 Vnd in not, in liden bringen.
 Ich lüg ganz nüt in disen dingen.
 Versierent selbs sich ouch domit,
 Als Roboam das muß vericht.
 15 Man wolt vns künig, furken, herren,
 Die man noch solt mit bappen neren.
 Ich selber gbedt eins künigs tag,
 Der selb noch in der wiegen sag;
 Den namens zu der selben künbt,
 20 Do er kein wort nit reden künbt,
 Vnd sezt im vff eyn gulbin fron.
 Hett man in do für schlaffen lon,
 Ober im ein bappen geben,
 Ein wyfen man erwölt do neben,
 25 Mit ein kindt erwelet glych,
 Das wer nütlich dem künigrich.
 Wie vil dem armen volck gebrist,
 Des künig noch ein kindlin ist!
 Rein, sagent sy, wir honbt regenten.
 30 Ocha, Rathis, es sint blaw enten;
 Für einen wietrich hastu zwölff,
 Vnd für ein künig zudennt zwölff.
 Wie sy regieren, das weiß Gott,
 Das es schanden ist vnd spott.
 35 Das kindt honbt sie gekrönet drum,
 Das sy sich weremen vmenbum.
 Sy jucken, was sy mögen ryffen,
 Vnd sonbt den künig in die wiegen ichyffen.
 40 Also geschichte in aller welt,
 Das man die stiel vff die bendt stelt.
 Jederman nach herrschafft secht
 Vnd blib wol zweinzig iar ein knecht,
 Bil vff den benden ston besunder,
 Vnd blib wol dryßig iar noch dar vnder.
 45 Die geistlichen thündis, ich darffes wol sehen,

Dann ich habb selber ouch gesehen,
 Das man lindern in der wiegen,
 Die noch im vuch in windlen ligen,
 Ein solches ampt verluhen hat.
 50 Daran ein ganzes stiffe hat.
 Sy kunnendt vns ein fundt erbdenden,
 Mit gaben, mieten, groffen schenden,
 Thümherrn pfründt ein kindt erwerben,
 Damit der gogdienst müß verderben.
 55 Gheßu im ein bappen zu essen,
 Er dörfst syu bap dann einer messen.
 Ein thümherr soll zu kirchen gon,
 Vnd selb mit gang im chor diun ston.
 Eyn ampt ouch selbs hon durch syu ryffen
 60 Vnd nit noch in die windlen schossen;
 Wie wol die alten freient sich,
 So man die pfründt ein kindt zu spricht.
 Thut man das kindt in henben fieren,
 Die selbig pfründt partiepiieren,
 65 Vnd niemans in als ganz vnd gar,
 Bis dann das kindt kompt in syu iar.
 Wand ein alter thümherr were,
 In würd der sedel nit so schwere.
 Damit wüdt aber nit erfüllt,
 70 Darumb man geben hat die gilst.
 Darumb die pfründt gestiffet ist.
 Doch niemans ist, dem nüt gebrist.
 Die irrung gang mit anbern hin,
 All sach hat vns ein bösen sin,
 75 Das niemans halt syu eigens orden,
 Syt das der tüfel apt ist worden.
 Sy wendt die stiel nit lassen ston,
 Do sy die alten honbt gelon;
 Sy miffent vff die bendt mit qualt,
 80 Darob so mancher ubel salt.

3. Ein luten schläher im herzen hon.
 Mancher hat im herzen ston
 Ein luten schläher mit syu frigen,
 Das er müß gumpen vnd ouch bligen,
 On all vernunft mit wenig wißen.
 5 Do ich vom luten schläher dicht,
 Verspottet mich ein böser wicht,
 Vnd fragt mich, ob ich wißt die mer,
 Wie ein schald im herzen wer.
 Er meint, ich hett das selber triben,
 10 Vnd mich auß schelmen dein geriben.
 Er sprach: böß trut, ich kenn dich wol,
 Vnd vorbert mir den narren zol.
 Ich gott, was darffes vil scharpffer wort?
 Nun wardt doch bülen nie kein mort.
 15 Solch schwer frag hört in die schül
 Am iüngsten tag furn richter stül.
 Da muß ich an als wider streben
 Ach leider darumb antwort geben.
 Hett ichs myn lebtag nie gethon,
 20 Noch ließ ich myn entschuldigen ston.
 Ich habb doch in dem anfang gleit,
 Das ich ouch stec im narren leidt,
 Vnd der oberst apt bin worden
 Ein narr in aller narren orden.
 25 Darumb so toub mich nit mit fragen,
 So wil ich von der luten sagen,
 Sy hat mirs wol so fleß geschlagen,
 Das ich vom bang ließ narren iagen.
 Der hat ein luten schläher ston,
 30 Der im schne müß louffen schwinen.
 Wann sy wil, so muß er louffen,
 Wol hundert myl ein krenklin touffen
 Vnd noch wol hundert mer dar zu,
 Zu fragen, wa ers hinc thü,
 35 Ob er es leg vff fuchte erb,
 Das es nit bald im dürrt werdt,
 Ober mögt in brunnen benden.
 Ein büler müß gar vil bedenden:
 Welchen füs die lieb Margreth
 40 Zum ersten sezt vß dem bett,
 Das er lüg by lüg vnd leben
 Ein güten tag dem trütlin geben
 Vnd ir das hembb biet an der statt,
 Daran sy die zen gwischt hatt.
 45 Solt ich die sach all schreyben an,
 O we, was mieß ich dinten an;
 Wem do brist, der stürbt daran.
 Wann der luten schläher kricht,
 50 Bistu dann ein geistlich man

Vnd sachst du metten betten an,
 So stet myn trütlin vornen dran,
 Vnd sücht die lieb also genow.
 Das sy dich schier macht engelsch grow.
 55 Verraten, stelen, brennen, rouben,
 Morden vnd dem tufel glauben,
 Gott verachten vnd verschweren,
 Alle sacrament enteren,
 Die sachen werden all vergebten.
 60 Wann, ater trütlin lügt bar neben,
 Das es ein byschlag hab zu dir,
 Solchs wurd vergebten nymmer ir.
 Das ist die größte sund vff erben,
 Wann vñ dem e ein x wil werden.
 65 So mich der eyffer dann bestat,
 Vnd trütlin noch ein zū mir hat,
 So gang ich ir vñ foden nach,
 Zorniglich vñ grymm vnd rach,
 Vnd acht, ob ich sy möcht erschehen,
 70 Vnd lern erst mit den augen sehen,
 Dann sy mich hett vor verblendet,
 Mich vnd sich dazū geschendet,
 Do ich meint, ich heist allein,
 Do was sy aller welt gemein,
 75 Die tusent schon die zart vñ rein.
 Ich muß des trütlin danocht lachen,
 Das es so wol kan narren machen,
 Wie wol ichs acht begundt nit me,
 Es thet mir aber dann zū mal we,
 80 Ich dand gott, das es was kein ee.
 Wer es ein ee gewesen vor,
 Ich nem myn trütlin by dem vor,
 Vnd wolt die zöpf im also flechten,
 Das nit ein heber stiel fundt schlechten,
 85 Als ich in myner kunst wol kan.
 Im strich ich ouch ein vdröblin an
 Vmb die lenden, vmb syn oren:
 Ich hab vor mer also beschworen,
 Vnd kan dazū ein bsonern griff,
 90 Wie das ich ir das hürin biß,
 Vnd sag ir dann, was sy sol schaffen,
 Das sy vñ mir nym mach ein assen.
 That sy es me, so kem ich wider,
 Dann ging es erst an alle glider,
 95 Vnd mießt ir erst das har vñ ropffen,
 Douch noch vil baß den leimen klopffen.
 Wen der luten schlafet betriebt,
 Vnd in das trütlin also hebt,
 Kan ich die narren von im lagen,
 100 Von groffem glück mag er wol sagen.
 Noch wurt den trütlin oft der lon,
 Das sy brot betten mießent gon,
 Vñ das solch güt das mal quessit
 Douch widerumb werd mal bedut.
 105 Wie gewonnen, so verthor,
 Wie es kompt, so wider gon.
 Wyl die toz und valsche lung
 Ist gesunt, ouch freich vñ lung,
 So findt sy keinen man für sich,
 110 Dann sy acht keinen irs gelych.
 Ein tranckheit bringt das alles sandt,
 Das sy von niemans wurt erkant.
 Wie niemans ir was güt genug,
 Darnach wurt sy ouch niemans füg,
 115 Wann sy dann so ellendt gat
 Vñ pülen, blattern gewonnen hat,
 Vnd wirt ein kläglichs arms gesticht,
 So spricht man, das ir recht geschicht.
 Hat sy schon bülen machen bligen,
 120 Noch muß sy vor der kirchen sigen,
 In allen zū erbarmen kummen.
 Hett sy ein frummen ceman gnummen,
 Des iamers wer sy gar vertragen,
 Vñ dörfst nit all welt von ir klagen,
 125 Das sy derselbig vnstat wer,
 Der gsdrenget hat vil bin vñ her.
 All wyl sy ist myn liebes herz,
 So ist es als ein luter scherz.
 Wann sy aber wirt ein lung,
 130 Vñ dazū ein obe zung,
 Gott so gats, wucht vñ ein ort,
 Vñ großer lieb wirt dann ein mort,
 Dann sahent sy ein janden an,
 Wie schwyn, die vor eim gatter stan.
 135 Do rupfft man sich, da schlecht man dryn,
 Wñ teil ouch mach Kettersyn.
 Freich vñ die lüng, schlach daffter druff,

Ach lieber, gib ir noch ein puff.
 Ich wils by gott vñb dich verdienen.
 140 Ir werd ich danocht wol versien.
 Es ist doch hürn vñ büben recht,
 Das ire krieg bald werden schlecht:
 Laß redlich hengel vñ sie regen,
 Darnach küß sy von mynen wegen.

II. Aus der „Schelmenzunft“.

1. Uß einem helen hafen reden.
 Wer gelt nimpt, da feins ist,
 Vñ rupfft mich, da mir har gebrist,
 Vñ sücht lieb an leides statt,
 5 ouch ist bereit, ee man in batt,
 Als wir hasereder können,
 der ist von künstenrichen sinnen.
 Pfaffen, münch, die geistlichkeit,
 nunnun, was die kuttent treit,
 10 Die nun zu der kirchen gonbt,
 vñ das sy in der ordnung stont,
 Wen sy solten metten betten,
 spaciieren gonbt sy ynber treten.
 Wen sy schon betten oder lesen,
 so ist ir herz im bad gewesen.
 15 Sie wissen oft ouch selber nit,
 warumb ir einer Gott erbit:
 Den das sy bitten mit dem munt,
 der keiner nye latyn verstant,
 Sag mir durch Gott, was ist das bett,
 20 da einer kein verstant nit hett?
 Kesen, betten on verstant,
 als die nunnun glungen handt,
 das mag wol syn ein lurlis tandt
 Vñ vñ eim helen hafen lassen.
 25 Was können sy mit betten schaffen,
 So sy doch nit verstant latyn,
 vñ brodent doch die wörter yn,
 Vñ kumend alle wörter do,
 als vnser kü das habersro,
 30 Wir sind verchen mit fürbitter,
 als in der ern mit fulen schnitter.
 Sy sollent vnser nit Gott schagen,
 und wissen selb nit, was sy lagen.
 Ich wolt das einer lern latyn
 35 oder ließ die psaffheit syn,
 Nit betten, wie die iungen findt:
 In kein helen hafen wörter findt.

2. Tieffe wörter geben.

Wen ich ein sachen hab mit schmerz,
 die mir gang nit ist vñb das herz,
 Als wen ich nem ein altes wyb
 mit einem rungelechten lhb,
 5 Vñ hett doch gulbin vil bar neben,
 so kan ich tieffe wörter geben.
 Wer vor zotten wyben wolt,
 der acht kein silber oder golt;
 Wa er sandt ein züchtig magt,
 10 von denen elter niemand clagt,
 Die da waren erber lüt,
 in gegenwart vñ lange zyt,
 Vñ wa man sandt ein gütten namen,
 so griffen sy dann celich zamen.
 15 Wey fragt man nym nach zucht vñ ere,
 ouch nach keim gütten namen mere;
 Die ersten fragen, die man thut,
 die ist, wie vil sy hab des güt,
 Vñ ob ir sy der sedel schwere,
 20 ob sy sunst ganz tosig were,
 Grindig, ließ voll lüz vñ schobig,
 schellig, blind, vnwissig, tobig,
 Das schadt ir nit; hett sy nur gelt.
 bald spricht man, das sy wol gefelt.
 25 Hett sy zwölz iar an frunden frochen,
 vñ den arß in falten gesechen,
 Noch ist sy ouch myn leiseryn,
 dennoch die allerliebste myn,
 Wñ der sitten allermeist,
 30 da du den schweren sedel weisß.
 O wie tieff schöpft er die wort,
 wen er spricht: myn höchter hert.
 Ich wolt, wa ich ein schelmen findt,
 dem kein güt wort im bergen findt,
 35 Vñ redt vñ dennoch fräulich an,
 er müßt mir an das örtly stan,
 Das er den frölich dörfte sagen,
 der tufel hat mich her getragen.

3. Von rhyßketten reden.

- Mancher will als richten vñ,
was in dem rhyß ist vñ daruß,
Wie das römisch rhyß bestandt
mit tütschem vñ mit welschem landt,
5 Vñ wen mans by dem leicht beßicht,
so ist im doch beuolhen nicht.
Wer ander sachen mit sym schaden
vñ syn rücken will beladen,
Vñ will mer tragen, denn er mag,
10 vñ für ander füren clag,
Der tag vñ nacht hat groffe sorgen,
wem die Venediger geist erborgten,
Wie sy es wöllen wider geben,
vñ wie der bapst halt hup dar neben,
15 Vñ wie des römischen künigs pundi
der Frankoß nit halten lundt,
Vñ nimpt sich vil des künigs an,
der im doch nie kein beuelhe heit than,
der mag wol syn ein geudel man.
20 Wa wir trinden oder essen,
des künigs wendt wir nit vergessen,
Vñ fragent, wie der bapst hup halt
vñ clagen der Frankoßen gewalt,
Duch wie er vñ mit list barneben
25 eins vñ den schwanz vñ werbe geben,
Vñ wie der künig von Marragon
die von Venedig nit wöll lon,
Vñ der Thurd lum über mere,
das kummert vñ im herzen sere:
30 Der dreed lyt vñ so nahe bym herzen,
das wir da von hondt groffen schmerzen.
Die rhyßkett mießent auch dar an;
die hondt vñ das vñ byß gethan,
wir werdt nit vngerochen lan.
35 Lieber schelm, schießstu das byn,
vñ ließt die rhyßkett rhyßkett syn,
Vñ trindst darfür ein güttin wñ,
der gieng dir doch best gletter yn.

4. Der tüfel ist apt.

- Das ist frylich ein frembder orden,
darinn der tüfel apt ist worden;
Da hört nit hin das heilig crüz;
der apt mieß wychen sonst beßß.
5 Bettbücher lügt verbergent all,
das vnser apt nit drüber wall.
Wie, bundt das uch so frembde mere,
ob der tüfel apt schon were,
Man windt wol semlich böß prelaten,
10 die vil tüfelicher thaten,
Den der tüfel vñ der hellen.
geistlich prelaten iagen wellen,
blasen, hulen, hoch gwidt sellen,
Vñsinniglichen rennen, beigen
15 den armen lütten durch den weigen
Mit zwingig, dryßlig, wierzig pferben.
sindt das geistlich prelatisch berben,
wen die bischoff idger werden,
Vñ die hund die mettlin singen,
20 mit hülen den goßdienst volbringen?
In clöstern thündt das auch die ept:
ich weiß wol, wie man bynne lebt.
Die clöster sindt gestiffet worden,
zu halten ein geistlich orden:
25 So wölt ir begundt furklich boren;
werdt ir duß, ir fragt die oren,
Vñ mieß schmale pfennig wert essen.
der tüfel hat uch gar beßessen.
Das ir doch vñ geistlichen gaben
30 vil mer hundert gezogen haben,
Den brüder in dem closter findt,
oder sunst geistliche findt,
Vñ handt das closter gar vergißt,
die pfrienden vñ die hundt geßift.
35 Wol an, wol an, was wölt ir wetten,
die brüder werden uch ein mettlen
Ein mal singen von uwert wegen,
das uch der tüfel gibt den seggen,
So er doch on das apt ist worden
40 in uweren so schelligen orden.

III. Aus dem Lutherischen Karren.

1. Des bunds hauptman.

- Der ist zu vnserm hauptman güt,
Der mit freuenlichem mut
5 Dem bapst vñ leiser greift in bart
Vñ sunst vñ erden niemans spart.



- S vñß der groß nar hat her bracht,
Zu fuß vñ roß mit solcher macht,
Das wir der ganzen weiten welt
Streit vermügen in dem felt
10 Liffen vñ ein schlachten geben,
So müßen wir auch iez da neben
Hauptman, fendrich, licenant,
Proßß vñ weibel kon zur hant.
15 So ich nun niemans wissen kan,
Denn diese säch ligt herter an,
Inbrünftiger ist in disen sachen
Den wir zum hauptman solten machen,
Dan den Luther selb vñ erden;
20 So muß er vnser hauptman werden.
Dan er darzu ist wol bereit,
Vñ hat die kut bin selbs geleit,
Vñ wil nit me im fleißer betten;
So kan er gschmeidig ynhar treten,
25 Vñ kan die menschen adhortieren.
Das sie den bunt mit eren stieren.
Auch kan er mit sein büchlin machen,
Das manchem würt die schwarten trachen,
Vñ darff den bapst selbs greiffen an,
30 Mit dem leiser thün in ban,
Auch die pfaffen mit seim schwegen
Darff er von ampt vñ eren segen;
So darff er alle bischoff schenden
Vñ die cardinal an wenden,
35 Vñ sie alle heißen weit mulassen,
Darzu die münch vñ auch die pfaffen.
Schelmen, büben, lecker nennen,
Vñ dem bapst sein recht verbrennen.
Darumb er sich hat on net
40 Höher vñ gesetzt dan Got.
Was dörrt er für Got vñßin bligen,
Warumb bleib er nit vñden sigen,
Da ander heiligen sigen jamen
In hundert tufent tüffel namen?
45 Darumb such er im ab zwo kron,
Vñ hat im nur die kleinst gelon.
Auch hat den bapst in gottes namen
Darzu die menschen allesamen,
Die bei dem bapst auch wöllen ston,
50 In vgnaben Gottes gethon.
So nun der leiser bei im stat,
Vñ den bapst beschirmt hat,
So darff er in auch greiffen an
Mit seinem zorn vñ seinem ban.
55 Darumb ist er ein dapper han,

Vnd ist vns ein guter hauptman.
Warumb wolt er nit hauptman sein,
So er darff greiffen in daz hinein,
Vnd hat ab thon die sacrament,
60 Damit der babst vns hat geblent?
Wan Got im nit entrinnen wer,
In himel gestigen also fer,
Er het in selber griffen an,
Der grim zind vnd daffser man.

2. Das Fuffenlin.

2165 Hin klagt das ewangelisch san:
Wer cristlich ist vnd wil daran,
Vnd liebet ewangelisch ler,
Der lauff zu diesem fenlin her.
2170 S nun das spil nit mag zergan,
Es muß ein mûnch dar neben ston,
Den wir zum hauptman genumen hon,
Drû fenlin muß ich vff werffen,
Die wir fast wol im bunt bberffen,
Dem fufffold ein vnd eins den roffen
2175 Das drit wir geben vnsern troffen.
Das erst ist vnser ewangelium,
Wie man stiftung wûrffet vmb,
Vnd die sticht gar zerbrocht,
Dan wir der messen bberffen nicht;
2180 So wir vmb ewangelium sechten
Mit allem bunt vnd den fuffnechten,
Doch nur wa es vns stetlich ist,
Vnd auch zu vffrû ist gerist.
2185 Es stat nit din: got geb, got gries,
Das man dem babst fuff seine sties,
Vnd er vff trag drei guldin tron:
Wir wollen im lûm ein vff lon.
So bündet mich auch, es sei nit recht,
Das ein babst streit oder secht,
2190 Ja vnser bunt gang nichs zu lat,
Was nit im ewangelium stat.
Alles das wir schuldig sind,
Vnd in der dückelut bûcheren sind,
Das sein zu bezalen nit gerist,
2195 So es nit im ewangelium ist.
Der ist fürwar kein rechter crist,
Der nit mit diesem fenlin wist.
Das ewangelium ligt vns an,
Wie es der grof nar zôget dan.

3. Das reiffig fenlin.

2200 Zu herhen lassen die fretheit.
Dan sie ist vns im tauff zu geseit.
Cristliche fretheit ist das san,
Das wir den rûten geben an.
2205 Wie der Luther geschriben hat,
Zu Babilonien in der stat
Sein wir alle gfangen gewesen,
Bis wir durch Luthern sein genesen,
Der vns erlôst hat vff banden
Vnd fretheit geben zu den banden.
2210 Got band dem frumen erbern man,
Das wir iegund in fretheit stan,
Vnd dörffen weder beichten, betten,
Der gleich nit me zu kirchen treten,
Daffser feiern, wenig fasten,
2215 Am morgen in dem betlin raffen,
Kein messen horen, noch frû vff ston,
Dan er kein gût werd me wil hon,
Allein das wir steiff glauben al.
Das Christus berg vnd alle dal
2220 hat gleich gemacht für vns verdienet,
Vnd mit Got vns gar versûnet.
Ich wil glauben, was er wil,
So stard vnd steiff, so wenig, vil,
Das mir nur cristlich fretheit gebei,
2225 Vnd aller gûten werd sei frei,
Deßgleich am morgen môg lang schlaffen,
Vnd niemans hinfûrt mich dörff straffen.
Wem ist die fretheit als vnner,
Der vff gefendnis nit beger?
2230 Frei zu sein, hie frei, hie frei,
Verspricht vns Martins lutherei,
Darzu gelen hieren drei.

4. Das troffenlin.

2235 Was liegen niemans kan verston,
Der muß zu diesem fenlin gon.
Ich sêe wohl, das sein eerliche sachen,
Das wir ein solchen bunt hie machen,
Mit cristlicher fretheit gangen vmb
Vnd dem heiligen ewangelium.

Das drof fenlin laß ich liegen,
2240 Das niemans darff darunder liegen.
Das selb ich auch die warheit nen,
Dan ich den Luther also fen,
Das er in aller cristenheit
Kein lûgin schreibt, noch iemans seit,
2245 Vnd alle, die da lutherisch sind,
Den lûgen sein von bergen find.
Doch ist die sach nit also schon,
Wan on geferd an dem für gen
Du mein willen, on mein wissen,
2250 So ich nit für mich seche gestiffen,
Vns etwa zwôlf sech oder zehen
Von lûgen fûllen, die wir leben
Von vnsern nachburen, vnsern frunden
Vnd iemans sie wûrd bei vns finden,
2255 Das sol für vbel niemans hon:
Die können wir on lûgen ston?
Wir liegen vff der heiligen geschriff,
Von können jilen, das man triff,
Vnd sich des niemans hie san widern,
2260 Vnd können vnser lûgen fûdern,
Schleiffen, gletten vnd ballieren,
Die groffen lûgen wol glofferen,
Das niemans solchs merden kan,
Darumb wir al zeit war wôln han.

5. Klag der gemeinen cristen, das die brû fenlin die Lutherischen gestolen haben.

2265 Ueber, frisch dran, cristliche gemein,
Den waren glauben hat allein
Der gröfste buß der cristenheit:
Das cristlich baner billich treit
Der cristen ein solch grofse zal
2270 Im keiserthum vnd vberal
In so vil manchem kûnigreich,
Die narren seind vns nienbert gleich.
Ist gleublich, was vns Christus lert,
Wa jwen er von im reden hert,
2275 Bil er den dritman bei in ston,
Warumb wolt er dan so verlon
Ein solchen huffen in sein eren
Versamlet vnd cristlicher leren?
Solt sie so manches ewig iar
2280 In irthum haben lassen iar,
Vnd erst in vnsern letzten tagen
Die warheit jwonen, dreien tagen?
Das wer von Christo hoch zûlagen,
Das er verlies ein solde gemein
2285 Vnd stelt zu areien sich allein,
Berlies ein solchen huffen gar,
Vnd stelt sich zu den narren dar.
Wie kan ich das im glauben halten,
Das haupt von seinen glibern fralten?
2290 So nun die gemeine cristenheit
Die gliber sein, als Paulus seit,
Wie kan das haupt, der reiche Crist,
Der al zeit bei den glibern ist,
So lange iar verlassen hon,
2295 Sein arme glib in irthum ston?
Ich glaub, die heilige cristlich gemein:
Den artidel halt ich rein.
Ja, wie ich den geschworen hab,
Dem stand ich nimer ewig ab.
2300 Mit berg, mit hand vnd auch mit mund
Verspricht ich Got mein eib vnd bunt,
Im leben hie und dort im grunt.
Bedend, ir cristen, euern erbt;
Das ir zu gemeiner cristenheit
2305 In dem tauff geschworen hant.
Nun lûgt thûn ein trûwen stant,
Vnd weicht nit, als frum erber leut,
Es gilt kein reimen von der heut;
Es gilt die seel, das himelreich
2310 Zu diesem dort auch ewiglich.
Ach retten euere sacrament,
Darin ir glaubt vnd hoffnung hent,
Die so bôplich sein gesent,
Vnd mit den stesen sein zertreten,
2315 Als ob sie Gottes gnad nit hetten.

6. Das baner der warheit.

2320 Je baner, die sie lassen liegen,
Wôln sie mit list auch mit betrigen.
Das erst das sie der warheit nennen,
Das selb wir das, den sie erkennen
2325 Vnd haben funffzehen hundert iar
Das selb getragen hoch embar

Mit aller warheit hergetragen,
 Got geb doch, was drei leger sagen,
 Ob bis vnd das ein warheit sei,
 2325 Criffligen oder legerrei,
 Das hat die frum cristenheit
 Mit grosem tosen, vil arbeit
 Alles wol vnd recht erkant,
 Gegeben trüwlich zu der hant,
 2330 Vnd hat euch warlich nit betrogen,
 Vff dise stund auch nicht erlogen,
 Vß Got vnd nit den fingern gefogen.
 Der warheit baner ist beliben,
 On alle lügen hoch beschriben
 2335 Von den leeren vß der gemein,
 Vnd nit von dreien erst allein.
 Was vnser leere beschriben hant,
 Warhaftig hon wir das erkant.
 Vns sol als billich geglaubt werden,
 2340 Als zwenen, dreien mit gefeiden,
 Sol man zwenen glauben geben,
 So glaubt man billlicher da neben
 So vil tusent cristen man,
 Die nie kein mensch erjelen kan.
 2345 Darumb laß dich ir list nit scheiden,
 Wa du die lünger hörst predigen.
 Die warheit sag ich dir,
 Würst in das crifflig baner für,
 Vnd sag, ich glaub die crifflig gemein,
 2350 Vnd halt für warheit das allein,
 Was mir erkent die cristenheit,
 Vnd nit was ieder prediger seit.
 Die gemein hat zu erkennen das,
 Was warheit ober lügen was;
 2355 Was antrifft die ganze gemein,
 Das sol nit handeln einer allein.
 Die cristen das für warheit hant,
 Was gemeine cristen hon erkant,
 Vnd nit was einer in sunderheit
 2360 Für ein warheit predigt, seit.
 Es sein freuel bösewicht,
 Die irer eren achten nicht,
 Vnd nemen sich zu erkennen an,
 Das vor die ganze gemein hat than.
 2365 Der warheit baner ist der gemein,
 Das sie in eren treget allein.
 Wer das vß würfft in sunderheit,
 Thut wider eer, sein pflicht vnd eidt.
 2370 Wa du nun hörst von warheit sagen,
 Da soltu bald vnd ernstlich fragen,
 Ob das die gemeine cristenheit
 Auch für ein warheit halt vnd seit.
 Halt sie es dan für warheit nit,
 So weich vom selben schneller drit,
 2375 Vnd lauff dem grosen huffen zu,
 Da findstu sicherheit vnd rüm.
 Dan billich mir zühanden stat,
 Wie es dem merern huffen gat,
 Den Christus nimmerme verlat.

7. Das ewangelisch baner.

2380 Als ander baner, das sie tragen,
 Da müß ich fieren bitter klagen,
 Het in vß erd kein mensch empfahlen,
 Si hons der cristen gemein gestohlen.
 Die heilig gemeine cristenheit
 2385 Hat vns vß erd allein geseit,
 Vnd gelehret ire kind,
 Welches die ewangelien sind.
 Ja wan ir keins beschriben wer
 So blib dannoch Christus ler
 2390 In lebndigen büchern beschriben:
 Vnd wer in vnsern herzen bliben,
 Des sie vns felschlich wöln berauben,
 Der crifflig gemeinen nit glauben,
 Der iederman glaubet baß.
 2395 Da noch kein ewangelium was
 Beschriben von den ewangelisten,
 Glaubten doch die gemeinen cristen,
 Was sie die botten cristi lerten,
 Vnd von iren mündern hörten.
 2400 Das ist also gehalten bliben,
 Da noch kein büch nit was geschriben.
 Noch glaubt man gemeiner cristenheit,
 Was sie von Cristo lert vnd seit,
 2405 Bis sie nachgong angenommen hat
 Die ewangelisch beschriben dat,
 Die selbig lieblich frölich mer,

Von Got gesant von himel her:
 Die hon sie an so manchem ort
 Geründet wol vß tusent mort,
 2410 Vnd zerren daruß den versant,
 Den vnser gemein nie hat erkant.
 Wer kan das ewangelij from
 Im grunt vß erden baß verston,
 Den die frum vnd crifflig gemein,
 2415 Die weder lügt noch trägt kein?
 Darumb wa du mir zögt ein span,
 Den wil ich an die gemein lan.
 Was mir die gemein erkent darin,
 Das sei der ewangelisch sin,
 2420 Das nim ich für ein warheit an,
 Vnd wil bei irem vrtail stan.
 Die cristenheit hat nie gebunden,
 So wil es mich nit sicher bedunden,
 Das ich weich von der cristenheit,
 2425 Vnd hör, was mir ein einziger seit.
 Die gemein, die mir vor hat gegeben
 Das heilig ewangelisch leben,
 Vnd mich bericht on argen list,
 Welches das ewangelium ist,
 2430 Die thut mir das auch wol bekant,
 Welches sei der recht versant:
 Den wil ich von der gemein gern hören,
 Vnd nit erst von eim weber leren,
 Der me verwurt vß einen tag,
 2435 Dan ich mein lebtag schlichten mag.
 Ich sag es noch, habs vor auch geseit,
 Mein lerer ist die cristenheit,
 Vnd laß mich kein einzigen man
 Bringen vß ein andern plan.
 2440 Das ewangelium fürwar
 Ist me dan funffzigehen hundert iar
 Gewesen bei der ganzen gemein,
 Die solches baner treget allein:
 Wem sie das selb nit hat empfahlen,
 2445 Der hat es wissenlich gestolen.
 8. Das baner der freiheit.



2450 In kum ich auch, das drit züsagen,
 Das sie vns meinen vor zütragen;
 Crifflicher freiheit sie das nennen,
 Das wir vil baß, dan sie, erkennen.
 Sie klagen sich mit grosen meren,
 Als ob sie hart gefangen weren,
 Sie wolten gern in freiheit reissen,
 Wider oberkeiten spreissen,
 Vnd selber handeln irs gefallen:
 2455 Das selb gesel den narren allen,
 Das in kein höpheit würd vergolten,
 Vnd theten alles, das sie wolten.
 Rief man den kinden iren willen,
 Man kint sie bald von weinen stillen,
 2460 Sie werffen hin alle menschen gebot,

Und hon kein obern me dan Got.
 On Got wöllen sie kein herren hon,
 Dan sie in solcher hoffnung son,
 Er würd sie alles machen lon,
 2465 Und in weren nit ein melt
 Wff erben die in diser zeit.
 Es ist vor me verstanden worden,
 Wie dise freihait bringt ein orden.
 Wan der ochs verwürfft das och,
 2470 Und das roß sein sumat noch,
 Und der buer laufft von dem pfug,
 So geschehe dem adern nit künig.
 Ja wan ir in der freihait weren,
 Die ir so felschlich ieg begeren,
 2475 So dunckt mich ie, es wer nit güt,
 Und watten lengeit in dem blüt.
 Doch seht euch für und treffens zil,
 Ich glaub, das Got nit leiden wil.

Die Welschgattung.

Unter dem Titel „die Welschgattung“ erschienen im Jahre 1513 zu Strassburg ein Gedicht, welches bis jetzt noch kaum dem Namen nach bekannt ist, jedoch aus mancherlei Gründen ausgezeichnet zu werden verdient. Der Dichter hat sich nicht genannt; doch läßt sich aus dem Gedichte entnehmen, daß er ein gebildeter, ja wohl selbst gelehrter Mann war und vielleicht dem Kaiser Maximilian nahe stand, dessen Politik er verfocht. Einige Andeutungen und Gedanken deuten beinahe auf die Vermuthung führen, daß Brandt der Verfasser sei, allein dagegen spricht nicht nur die ganze Darstellung, sondern auch der Umstand, daß der Verfasser sich in einer Weise gegen die gelehrten Juristen und das römische Recht äußert, die im vollsten Gegensatz zu Brandts Ansicht steht.

Das Gedicht beruht auf allegorischer Einkleidung, die beinahe vollständig durchgeführt ist. Nach einer gereimten Vorrede, in welcher der Dichter seinen Schmerz über die unglücklichen Zeitverhältnisse ausspricht, erzählt er, daß er einst Lust bekam, zu einem Baldbrunnen zu gehen, um sich dort zu erlaben. Die schöne Natur und der Gesang der Vögel stimmen ihn heiter; er setzt sich an den Brunnen und vergißt dort der schwülen Hitze. Als er aber die Vögel also hell ihre Stimme zu Gott erheben hörte, gedachte er seines früheren sündlichen Lebens und der schlimmen, lasterhaften Zeit. Wie er sich diesen Gedanken hingab, kam plötzlich ein wilder Mann, der ihn gefangen nahm und mit gebundenen Händen in eine Höhle führte. Dort ermahnte ihn der Wilde, sich nicht zu fürchten; er wolle ihn, sagte er, vor seine Herren führen, die, gut und weise, von Gott den Auftrag hätten, sich um die Angelegenheiten der Menschen zu erkundigen; er solle nur auf ihre Fragen die Wahrheit antworten. Diese Rede gab dem Dichter neuen Muth; der wilde Mann befreite ihn von seinen Banden und stieg in eine Posaune, worauf eine Frau erschien, die ihn in einen schönen Saal führte, in welchem zwölf Greise saßen. Der erste fragt den Dichter, wie es in der Welt zugehe? Er antwortet, daß es gar übel stehe, und nun gibt er einen weitläufigen Bericht über die politischen Verhältnisse, besonders über den Bund von Cambray gegen Venedig, gegen welches er nicht gut gestimmt ist, und über die italienischen Verhältnisse überhaupt. Der zweite Greis nimmt hierauf das Wort; er dringt zunächst darauf, daß man dem Kaiser gehorsam sein solle; dann schildert er in langer Rede die Verdorbenheit, welche alle Stände ergriffen habe, und die so groß sei, daß wenn Christus wieder auf die Welt käme, er eine längere Zeit

sel haben müßte, als dazumal, da er die Kausfente aus dem Tempel jagte. Bei dieser allgemeinen Sittenverderbnis, sagt er, kann das Reich nicht länger bestehen, es muß in sich zusammenfallen. Niemand kann mehr zu seinem Rechte kommen, und es kosten die Advokaten so viel, daß Jeder zu Grunde gehen muß, der vor Gericht sein Recht geltend machen will. Die Advokaten verdrehen Alles; das macht das geschrlebene Recht. Die Wahrheit ist unterdrückt, und die Gerechtigkeit aus der Welt verbannt. Nun tritt die Gerechtigkeit selbst auf und klagt über die Verfolgungen, die sie zu dulden habe. Sie sei, sagt sie, von Gott dazu anersesehen, im Rathe der Fürsten zu sitzen, allein jetzt habe man sie verstoßen und behaupte, sie sei nicht gelehrt genug und kenne das Recht zu wenig. Hierauf nimmt der Greis das Wort wieder, er kündigt dem Dichter an, daß er freigelassen werden solle, und legt ihm Alles, was er gehört, nochmals ans Herz. Es wird nicht eher besser werden, sagt er, bis alle Gewalt auf Einen vereinigt sei. Die Kaiser hätten von ihrer Macht viel zu viel abgegeben, so daß Niemand mehr gehorchen wolle. Nun solle er hingehen, fährt er fort, und die Häupter des Reiches ermahnen, sich zu vereinen, so lang es noch Zeit sei, und dem Kaiser in Treuen unterthan zu sein, damit er die nöthige Gewalt habe, das Böse zu bestrafen, das jetzt die Welt erfülle. Am Schluß seiner Rede macht der Greis auf die drohende Constellation der Gestirne aufmerksam; Deutschland schwebt in großer Gefahr, es solle sich vor dem Süden in Acht nehmen. Nach einer längeren Episode ähnlichen Inhalts scheidet der Dichter von den Greisen mit dem Entschlusse, Alles, was er vernommen, zum Besten seines Vaterlandes zu veröffentlichen.

Die Welschgattung schließt sich durch die Klagen über das allgemeine Sittenverderbnis an Brandts und Arnerts Gedichte an; sie unterscheidet sich aber darin wesentlich von ihnen, daß sie zugleich eine ausgesprochene politische Tendenz hat. Der Dichter will nicht nur das Nationalgefühl gegen die auswärtigen Feinde, zunächst gegen das verhasste Venedig erwecken, er will auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, der drohenden Auflösung des Reichs dadurch zu begegnen, daß man dem Kaiser die frühere Macht wieder gebe, durch welche allein die Einheit des Reichs wiederhergestellt und alle Uebel gehoben werden könnten, durch welche Land und Volk ins Verderben gerissen würden. Sein Blick ist frei und weit, seine Gesinnung ächt patriotisch; Beides gibt sich schon darin kund, daß er das einfache, altgermanische Gerichtsverfahren gegen das römische Recht mit seinen Schreibereien und Verdrehungen in Schutz nimmt. Der poetische Werth des Gedichts ist im Allgemeinen nicht gering. Zwar ermüdet es durch die nur zu häufigen astrologischen Betrachtungen, so wie durch viele Wiederholungen und eine gewisse Weltfremdsichtigkeit; allein es ist dies ein Fehler, den der Dichter mit seinen Zeitgenossen gemein hat. Dagegen finden sich viele wirklich schöne Stellen mit ächt poetischen Zügen, besonders in Naturschilderungen, die von tiefem Gefühl und bei großer Kürze von wahrhaft dichterischer Auffassung zeugen.

Anfang der wälschen gattung.
 In summer zeit lag ich ein nacht;
 Die was fast heiß, das ich mir dacht,

Die hie die macht dich schwach vnd frand.
Mit dem kam mir inn geband
5 Ein kälter prunn, den ich wol wußt
Inn einem wald, zu dem mich gluht,
Das ich mich da wol möcht erlabenn,
Vnd von dem wald den luft möcht haben,
Mit dem ich mein natur sunt fristen.
10 Drum thet ich mich des morgens rüsten
War vru vor tag, als die sunn hie glöht
Von orient, die sternn fest
Sich neigten gegen occident.
In dem joch ich die sunn behendt
15 Mit fern auffgang, fröhlich vnd schön
Thet übern origon hergön,
Vnd wöcht auff all natürlich frucht.
Da dacht ich mir, nün saum dich nicht,
Das du möchtst kummen bey der zeit
20 Zum wald, ee dan die feuchtheit
Auff zeihet von der sunnen walt.
Mit dem kam ich zum grünen walde,
Der was wunsam, lieblich vnd schön;
Mit manichem frant vnd baum so grün
25 Was er gezieret schön auß der massen.
Der waldvogel vil dar inn saßen;
Die theten also lieblich singenn,
Ir stimm so gar fröhlich erklingenn,
Das ich herzlich freud da von nam.
30 Mit dem ich zu dem prunnen kam:
Beim prunnen ich da nider saß,
Der grossen hie ich gang vergaß,
Die ich gelitten het die nacht.
Inn meinem gmut ich mir gedacht,
35 Als ich an ich den prunnenquell,
Was hört die vogel also hell
Ir stimm zu Gott mit lob erheben,
Gedacht ich mir: „Was sol dein leben:
Dar inn du hast verzöret dein zeit?
40 Vnd bist vom weg der weisheit weit
Durch dein sundlich leben gefert,
Vnd sthst doch, das die welt fast fert.
Auff schlechtem weg bleibst so stil ston,
Den krummen sy mit walt wil gön.
45 Noch wiltu beim wolust nach traben,
Nün kan es kein behand nit haben:
Du müßt auff andren weg vnd pfadt:
Dein leben also gar zergabt
Inn sünden hin biß zu dein end;
50 Nim die sach anderß inn dein hend;
Dein leben sach zu bessern ann
Wann es ist fast nach auff der bann,
Das du müßt lören auß bißer welt.“ —
Inn dem mir inn mein kinn einfelt
55 Die ellenet vnd zwitrechtig zeit,
Dar in die Christenheit heß leit,
Inn gaislich vnd weltlichem stat,
Wie fast man sich verbunden hat,
Paps, Kaiser vnd darzu Brandreich;
60 Noch sthst es vil eim andren gleich,
Dan man dar von heß reden wil.
Des Christen plüt vergüß man vil
On alle not, auch werden geschendt
Vil frummer frauen, vnd verbrunt
65 Das land, dar inn verhöret die leit.
Es ist vür war ein harte zeit,
Vnd niemant dar zu hergen nimpt,
Was sund vnd laster dar auß entspringt,
Ob man nün hat macht vnd gewalt.
70 Mit dem sah ich inn prunnen kalt,
In diesem band vnd durst so schwer
Thet ich ein trund nach mein beger,
Der mir mein herg erquidet gar.
In dem so nim ich etwas war,
75 Zu mir lauffen mit schneller eil,
Das mit mocht werden ganz kein weil.
Als ich mich will zu stüßen stöllen,
Thut es mir gar den weg verfallen;
Mit einem baum engt es die ban.
80 Das was ein grausam stard, wild man:
Mit lang vnd lodertigen har
Vmb wachsen was sein leib für war;
Ein eichast trüg er in seiner hend,
Mit böner waren gurt sein leib.
85 Sein stimm was groß vnd ungeheür,
Sein augen brunnen wie das feur;
Ein vog im an seiner seitten heng.
Mit schneller eil er zu mir gieng;
Er sprach: „Gib dich glangend behend!“

90 Mit dem so hand er mir mein hend.
Inn meiner angst rüß ich Gott ann,
Das er mich heüt nit wölt verlan
Vnd mir ein lenger zeit hie geben,
Zu bessern mein unrechtes leben.
95 Vmb sund, die ich ee het begangen.
Also furt mich derselb gefangen
Hin durch den wald, vil rauher weg,
Über groß wasser vnd schmale fleg
Vnd durch vil großer wüster hol:
100 Mein herg was aller angsten vol.
Mit dem sah ich ein thor, was groß,
In einem fels; bald mans auff schloß
Vnd ließ uns ein zur selben port.
Da sah ich erst ein grausam ort
105 Vnd finster hol auff alle end.
Durch die furt mich der wüld behend,
Vnd steng doch zu lest mit mir ann
Neben vnd sprach: „Gell, biß ein mann,
Biß nit so weiblich gmut vnd jag!“
110 Wir kummen bald zu liechem tag.
Dann Gott vnd seiner gütlichkeit,
Das ich dich von her ein gelait,
Vnd ihu dich füren inn die stat,
Da man gerechtlichkeit inn hat,
115 Vnd da man rechte weisheit inn lört
Vnd die gbot Gottes nit verfort
In glattem schein, mit schön, glostern,
Vnd ihu den menschen also farn
Das man auß großer sach mach klein,
120 Als hehünd lebt die welt gemeinn.
Allain weisheit würt da gesürt,
An gerechtigkeit kain örer irt,
Die hehünd gibt das im zu hört.
Die warheit würt da hoch geert,
125 Man seht sy an die öberst stat,
Vnd wan die höpster jönd zu rat,
Das erst vrtail die warheit felt;
Darnach würt gerechtigkeit gestellt
Inn ir mittel mit großer eer.
130 Hoch würt gelobt da Gott der herr;
Dan ee das sy der ratschleg pflegen,
Thünd sy vordin ferr von inn legen
Das ihen, das wider Gott ist thon,
Vnd andre laster, die nit sol hon
135 Ein öberst hanpt, das dan regiert.
Da würt das recht auch nicht glostert,
Noch mit geserbtem schein gespalten,
Da durch dem armen wert verhalten,
Das im von Gott vnd recht zu stat.
140 Da würt betracht in frem rat
Gemeiner nutz, den Römern gleich;
Weil sy regierten frömlich reich,
Wart angesehen gemeiner nutz;
So bald inn aber wüß der buß,
145 Vnd auch das altter der hoffart,
Das burger wider burger wart,
Vnd keiner mit dem andern wolt
Weer haben burgerlich gebürt,
Vnd das ir gmut ward vnd beger,
150 Wie jeder wurd allain ain herr.
Nach adels gnos sein stand zu füren;
Da gieng fast ab ir güt regiern,
Das einer den andern ward ansehen
Über dachsel vnd groß verschmechen.
155 Auß dem erwüchs inn neid vnd has.
Dar nach so kam gar bald auff, das
Inn ir stat vnd walt ward grummen;
Wnder ein herrn mükens kummen,
Vnd müsten werden aigen leit.
160 Als es dan stet noch zu der zeit.
Stend noch in großen sorgen vil,
Dar von ich heß nit sagen wil;
Dan es sthst noch eim böhern gleich,
Wa sich hin lenden wölt das Reich,
165 Nach dem vnd heß die red auß gandt,
Das es fast hart vnd übel standt
Vmb thronisch kirch vnds regiment.
Gar bald bring ich dich an die endt,
Vnd auch inn die stat, da man dich
170 Noch weitter fragen würt dan ich.
Dan ich nit mer hin dan ein knecht
Der herren, die hört halten recht,
Nach dem vnds Gott der her begert
Von eim heben, der hie auff erbt
175 Will sein ein war vnd rechter hirt,
Das er seh, wa das schädlich bürt.

- Noch kumm ich zu tieff in die sach,
 Wan ich wurd mûß vnd vñ seer schwach.
 Vnd saum mich selber lang dar an,
 180 Das ich dich nicht bald bringen kan
 An das ort, zu der selben stat,
 Da du wûrtst sehen einen ratt
 Weß ein sigen, alt, grau vnd weiß,
 Die nit auff dorheit legendt steiß,
 185 Vnd darmit pflegent jr rathsclag.
 Darumb merck recht, was ich dir sag:
 Von inn wûrtst gefragt auff deinen a; b;
 Darumb gebend, gib recht bescheid,
 Was man dich frag, das merck gar eben,
 190 Vnd thu der warheit zeignuß geben,
 War niemans zu lieb, noch zu laider.
 Verschweig inn keinen weg warhait!
 Ich von derselben dich nit lören,
 So wurtu weißhait von inn hören."
 195 Da ich von dem wilden grausam
 Inn meiner angst sein red vernam,
 Das er von Gott dem herren sagt,
 Vnd sein gebot also fast klagt,
 Dar zu von der gerechtigkeit,
 200 Von der er mir dan so vil sait;
 Da gwan ich wider vmb ein herz,
 Vergaß mein not vnd auch mein schmerz,
 Des finstern bergs, in dem wir waren;
 Vnd dorst doch mich nit offenbaren,
 205 Bloß reden von schreden ein wort.
 In dem sah ich ein andre port,
 Hoch, fast gebauet, vnd hart verschrenkt.
 An die was ein lufann gebend:
 Die sezt der wild mann an sein munde
 210 Vnd blûß; da gieng zur selben stund
 Die port auff, da sah ich den tag
 Ein schön grien selb, dar auff dort lag
 Ein hoches haup, gar schön geziert
 Vnd von gepruw häpß auff gefürt.
 215 Als hand mir der grausam wild mann
 Mein hend auff, ließ mich selig gan.
 In dem het ich mich selbs erholt;
 Vnd als ich hehend reden wolt,
 So stend wir vor der burge thor.
 220 Ein schön weibs bild, die stend dar vor;
 Die nam vnd fürt mich hehend hin ein
 In einen sal von edelm gestain.
 Der was geziert schon auß der massen.
 An einem riag zwelff männer lassen,
 225 Gepart, alt, grau, erber perian:
 Die stengent mit mir reden an.

Priamelu.

Eine eigenthümliche Form des didaktischen Spruchs, die Priamel, wurde in diesem Zeitraum vielfältig bearbeitet; doch ist sie keineswegs jetzt erst aufgefunden, vielmehr findet sie sich schon sehr frühe, z. B. bei dem Spervogel (S. o. S. 35 Nr. 2) und bei dem Ranzler; einzelne Stellen Frelants sind nichts Anderes als Priamelu, und wir finden selbst bei erzählenden Dichtern, z. B. in Hartmanns *zwein Sazstellungen*, welche an die Priamel erinnern. Es ist daher ganz richtig, wenn Kessing und nach ihm Herder in ihr die ursprüngliche Form des deutschen Epigramms erkennen. Sie ist in Form und Darstellung durchaus volksthümlicher Art, und es ist daher begreiflich, daß sie während der Blüthe des Minnegesangs ganz zurücktrat, und sich erst wieder zeigte, als das Volksleben Kraft und Bedeutung gewann. Die besondere, fest ausgeprägte Form der Priamel besteht darin, daß auf eine größere oder kleinere Reihe von Vorderfagen, von denen jeder meistens eine Verszeile bildet, ein sie alle umfassender kurzer Nachsatz folgt, der gewöhnlich in einer einzigen Verszeile die Aehnlichkeit und die Bedeutung jener Vorderfage zusammenfaßt und eine Lehre enthält, die jedoch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, sondern nur aus dem Zusammenhange hervorgeht. Ihren volksthümlichen Charakter bewährt die Priamel

vorzüglich dadurch, daß die Vorderfage meistens Anschauungen aus dem Leben enthalten, und die Lehren, die aus ihrer Zusammenstellung gezogen werden sollen, Lebens- und Klugheitsregeln sind, wie sie das Sprichwort gibt, so daß die Priamel in der That nichts Anderes ist, als ein zusammengefügtes oder erweitertes Sprichwort. Der Name scheint aus dem lateinischen Wort *praeambulum*, Prämbeil, entstanden zu sein. „Es wird, sagt Herder, erst lange *praeambulirt*, und dann folgt der kurze Schluß oder Aufschluß. Die Priamel ist also ein kurzes Gedicht mit Erwartung und Aufschluß; gerade die wesentlichen Stücke, in die Leßing das Singsgedicht sezt.“

Wenn die Priamelu auch äußerlich einander beinahe immer gleich sehen, so ist dagegen ihr Inhalt äußerst mannigfaltig, wie die Lebensverhältnisse, die sie darstellen, und die Lehren, welche sie andeuten. Die meisten sind, wie es schon die epigrammatische Schlußwendung mit sich bringt, witzig und voll des heitersten Humors, manche von nicht geringer Derbheit, die Alles mit den nahesten Ausdrücken bezeichnet. Andere, es ist aber dies die geringere Zahl, haben einen mehr ernsten Charakter, aber gerade diese halten sich weniger streng an die Form.

Von bekannten Dichtern haben Rosenblatt und Hans Folz Priamelu gedichtet; bei weitem die meisten aber stammen von unbekannten Verfassern, und bei vielen muß gewiß der Ursprung im Volke selbst gesucht werden, wie ohne Zweifel bei den meisten von denen, welche wir hier unten mittheilen. Das letzte Stück ist jedoch keine Priamel, ob es gleich in einer handschriftlichen Sammlung solcher Dichtungen steht; dagegen ist es deswegen merkwürdig, weil es der älteste Versuch in deutschen Hexametern ist; wir haben es hier beigefügt, weil wir ihm nicht leicht einen passenderen Platz hätten anweisen können.

1. Unnütze Arbeit.

Wer holtz vff musserin dischen hawet
 und erbis an die stegen strawet,
 und omais trug in ain bet,
 und newe set ernider dret,
 und bin tragt in ain bad,
 und dorn straywet vff ein engen pfad,
 und drinckvass mit nusschaln schwanckt,
 der arbeit, das jms niemand danckt.

2. Ein gleiches.

Wer baden wil ainen rappen weiss,
 und daran legt sein gantsen fleiss,
 und an der sunnen schne will derren,
 und wint wil in ain kisten sperren,
 und ungluck wil tragen sayl,
 und alle wasser wil binden an ain sail,
 und ainen kalen wil bescheren,
 der tut, das da unnutz ist, gern.

3. Werthlose Dinge.

Ain vassnacht on frayden,
 ain messer on schaiden,
 ain munch on kuten,
 ain jungfrau on dutten,
 und ein stecher on ain pferd:
 die ding seind alle nichts wert.

4. Widernatürliche Dinge.

Ain junge maid on lieb,
 und ain grosser jarmarckt on dieb,
 und ain alter Jud on gut,

und ein junger man on gut,
und ain alte schewr on mauss,
und ain alter beltz on lauss,
und ain alter bock on bart,
das ist alles widernatürlich art.

5. Was zusammengehört.

Ain stelender dieb und ain butel,
ain boss wayb und ain grosser knutel,
und grosse gerten und böse kind,
und ain metzler und ain faisst rind,
und ain schneller lauffer und ain ebner weg,
ain hungrige sau und ain warmer dreck,
und saugende kind vnd melckend ammen:
die ding füegen gar wol zusammen.

6. Ursache und Wirkung.

Welcher man nit geltend guter hat,
und vil mit bosen weyben umb gat,
und vngern arbeit und gern fayrt,
und vber tag bey dem spil umb layrt,
fruo vnd spat ligt bey dem wein,
und des besten alzeit wil vol sein,
und nit fleucht vor der schanden mayl,
der wurt gern dem hencker zu tail.

7. Ein guter Beichtiger.

Ain priester, der dreissig jar zuschulwar gangen,
ehe er sein ampt hat angefangen,
und ain jar hat gereisst, gesturmt, gestritten,
und ain jar geraupt und umgeriten,
und ain jar ein boess eweib het,
die nymmer nach seinem willen tet,
und ain jar gedient, da die arbeit war schwer,
da ain bosi fraw und ain zorniger her wer,
und ain jar war gangen in betler leben,
der kont Got bus in der beicht geben.

8. Ein schlechter Beichtiger.

Welcher priester ist zu krank und zu alt,
der nicht hat pabsts oder bischofs gewalt,
der selten in den büchern liest,
und allweg gerne trunken ist,
und in der schrift ist übel geletzt,
und an seinen sinnen ganz versert,
und nie kein predigt hat gethan,
und dazu war in des pabstes bann,
und an der baichte säss und schlief,
so man im beicht von sünden tief,
und nicht wüsst, was ein todsunde wer,
der war nicht ein guter beichtiger.

9. Macht des Pfennigs.

Kommt kunst gegangen vor ein haus,
so sagt man ihr, der wirth sei aus;
kommt weisheit auch gezogen dafür,
so findt sie zugeschlossen die thür;
kommt zucht und ehr derselben maas,
so müssen sie gehn dieselbe strass;
kommt lieb und treu, die wär gern ein,
so will niemand ihr thorwart sein;
kommt wahrhait und klopfet an,
so muss sie lang vor der thür stan;
kommt gerechtigkeit auch vor das thor,
so findt sie ketten und riegel vor;
kommt aber der pfennig geloffen,
so findt er thür und thor offen.

10. Werthlose Dinge.

Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn,
Ablass, der die Karthausen hon,
Ein polnisch Brück und wendisch Treu,
Hüener zu stehlen Zigeuner Reu,
Der Welschen Andacht, Spanier Eid,
Der Deutschen Fasten, kölnisch Maid,
Ein schöne Tochter ungezogen,
Ein roter Bart und Erlenbogen,
Für diese dreizehn noch so viel
Gibt niemand gern ein Pappenstiel.

11. Eintracht.

Ain rat in ainer stat vnd ain gemain,
wu die all gleich tragen vber ain,
ain pfarrer und sein vnderthenig,
die nit wider ain ander spennig,
dessgleichen ein convent und ir apt,
da zwischen es nymmer usgnapt,
und ain herr und all sein hindersessen,
die nymer mit ainander kiffen esen,
und ain frommer eeman und sein weyb,
die zwu sel haben und ainen leyb:
wu die ding zusammen concordieren,
das ist Got ain vil pesser hoffiern,
denn saitenspiel und orgelgesanck,
das von musica uff diser erd ye erklangk.

12. Haushaltungsregeln.

Sew korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani,
erwis Gregorj, linsi Jacobi minoris,
sew zwybeln Ambrosii, all felt gronen Tiburtii,
sayw kraut Urbani und grab ruben Sancti Galli,
mach wurst Martini, kauf kess vincula Petri,
drag Sperwer Sixti, vach Wachtel Bartholomey,
kauf holtz Johannis, wiltu es haben Michaelis,
klaib Stuben Sixti, wiltu warm han natalis Cristi,
iss gaas Martinli, drinck wein per circulum anni.

III. Epische Poesie.

Keine Dichtungsform ist in dem vorliegenden Zeitraum im Vergleich zu den großen Leistungen der vorigen Periode so tief gesunken, als die epische Poesie. Denn wenn auch die Kunstlyrik von ihrer früheren hohen Ausbildung zur vollsten Bedeutungslosigkeit herabsank und in der geschmacklosen Nachbildung der alten Formen erstarrte, so erhob sich daneben das Volklied in höchst erfreulicher Weise und es ließ den Untergang der höfischen Lyrik um so eher verschmerzen, als sich in demselben eine so ächt poetische Tüchtigkeit, eine so reiche und lebendige Mannigfaltigkeit entwickelte, wie sie selbst kaum bei den besten ritterlichen Dichtern zu finden war. Die didaktische Poesie verlor zwar ebenfalls ihre schöne, in manchen Dichtungen zur höchsten Vollkommenheit ausgebildete Form; was sie aber in poetischer Hinsicht verlor, gewann sie an praktischer Bedeutung und an unmittelbarer Wirksamkeit; sie erscheint als das treueste Bild der mannigfaltigen Bestrebungen jener vielbewegten Zeit, als die Grundlage, aus welcher sich ein neues Leben zu entfalten begann. In der epischen Poesie erblicken wir dagegen beinahe nur das fortgesetzte Absterben der früheren Blüthe, fast nirgends den Keim zu neuer Erhebung. Denn selbst die bedeutendste Erscheinung der Zeit, der Reineke Vos, bleibt in

poetischer Beziehung durchaus vereinzelt und ohne Einfluß, den es nur durch die didaktische und satyrische Richtung gewann, die theils in ihm lag, theils aber auch erst hineingelegt wurde. Ueberhaupt waren weder die Zeitverhältnisse, noch die praktische und reformatorische Richtung des Geistes der epischen Poesie günstig, welche vor Allem auf der ungesesselten, durch keine äußeren Rücksichten beschränkten Thätigkeit der Phantasie und dem freudigen Rückblick auf die Vergangenheit beruht. In einer Zeit aber, wo der entscheidendste Kampf gegen die Vergangenheit begann, wo sich gerade dasjenige, was den Glanz der früheren Zeiten bildete, Kirche, Kaiserthum und Ritterschaft in vollster Auflösung und Erniedrigung zeigte, einer Zeit, wo Bildung, Macht und Wohlstand bei denjenigen Ständen verschwand, die früher in deren Besitz waren, um auf einen neuen überzugehen, wo endlich die bedeutendsten geistigen Kräfte nach einer neuen Gestaltung der Dinge hinarbeiteten, konnte diejenige poetische Gattung am wenigsten gedeihen, welche ganz entgegenge setzte Forderungen und Richtungen erheischt.

Die Stoffe der epischen Dichtungen sind im Ganzen die nämlichen, wie in der vorigen Periode, doch gibt sich der Einfluß der neuen Zeitrichtung darin kund, daß die ausländischen Stoffe, zumal die brittischen, welche früher den Mittelpunkt der poetischen Thätigkeit bildeten, fast gänzlich zurücktreten, da nur ein einziger und zwar sehr mittelmäßiger Dichter, Ulrich Färterer, die Sagen von Artus, der Tafelrunde und dem Gral bearbeitete. Die Karlsage fand mehr Theilnahme, allein die hieher gehörigen Dichtungen: *Malsagis*, *Reinold von Montalba* und *Ogier von Dänemark* sind Uebersetzungen niederländischer Gedichte, welche selbst höchst wahrscheinlich französischen Nachgebildeten worden waren; und es sind diese Uebersetzungen keineswegs den ähnlichen der frühern Zeiten gleichzustellen, mit denen sie vornehmlich in Beziehung auf Sprache und Vers in keiner Weise zu vergleichen sind. Diese Gedichte sind nur deswegen bedeutend, weil in ihnen die geistige Kraft der physischen gegenüber verherrlicht wird, und weil gerade diese stark hervortretende Absicht, welche mit der Zeitrichtung so ganz in Einklang stand, wahrscheinlich der hauptsächlichste Grund war, weshalb sie überhaupt hervorgezogen und nachgehends so beliebt wurden, daß sich aus ihnen die späteren Volksbücher bildeten. *Johann von Soest* (1448—1506, eigentlich *Joh. Grumelut* aus *Unna* in *Westphalen*) wird für den Uebersetzer jener Gedichte gehalten, allein vielleicht mit Unrecht; dagegen hat er ein größeres Gedicht, „*Margaretha* (oder die *Kinder*) von *Limburg*“ aus dem *Niederländischen* ins Deutsche überf. Dem französischen Nachgebildeten ist die „*Geschichte von der Königs-tochter von Frankreich*“ durch *Hans von Büchel*. Alle diese Werke können, eben weil sie nur Uebersetzungen sind, unsere Aufmerksamkeit nicht weiter in Anspruch nehmen, eben so wenig das Gedicht „*Friedrich von Schwaben*“, von einem unbekannten Verfasser (ob es gleich ursprünglich deutsch ist, und eine Geschichte erzählt, die in ihrer Anlehnung an ältere deutsche Sagen mancherlei Interesse darbietet), weil es in Absicht der Darstellung noch viel ungenügender ist, als die oben erwähnten Uebersetzungen aus dem *Niederländischen*.

Nicht glücklicher sind die Bearbeitungen der deutschen Heldensage, die aus dem vorliegenden Zeitraume stammen. Nur in wenigen, wie z. B. in dem „*Härnen Siegfried*“ und in dem noch späteren „*Gildebrandslied*“, ist noch die ursprüngliche Kraft des Volksliedes sichtbar; das Gedicht: „*Die richs Drauchensampfe*“ dagegen ist das durchaus rohe Nachwerk eines unberufenen Sängers, dem es eben so sehr an poetischer Auffassung des zum Theil schönen Stoffes, als an der Gabe der Darstellung mangelte. Etwas besser sind diejenigen Uebersetzungen des *Ortuit*, *Hug* und *Wolfdietrich*, des großen *Rosengartens* und des *Laurin*, welche unter dem Namen „*Helkenbuch*“ vereinigt und oft gedruckt wurden, weil die Uebersetzer, vorausgesetzt, daß deren mehrere waren, die und da noch so viel von den alten Gedichten bewahrten, als es bei der Umgestaltung der Sprache und der Umsehung der vierzeiligen Heldensrophe in eine achtzeilige möglich war. Endlich wurden alle diese Dichtungen nebst andern verwandten Inhalts um das Jahr 1472 von *Kaspar von der Rön* in verkürzter Form umgedichtet, und dies war der letzte Versuch, die deutsche Heldensage in einer der Zeit anpassenden Gestalt zu bearbeiten. Denn obgleich die Theilnahme des Volks an derselben noch keineswegs erloschen war, ja dieselbe noch in den folgenden Jahrhunderten fortdauerte, wie aus den dramatischen Bearbeitungen der Sagenstoffe durch *Hans Sachs* und den noch späteren *Jacob Ayrer* erhellt; so war sie doch nicht mehr so lebendig, daß sie im Volke selbst hätte frische Wurzeln schlagen und neue Blüthen treiben können. Sie war ihm lieb, als eine schöne Erinnerung an die große Vergangenheit, als ein theures Erbtbeil seiner Väter; aber die vielbewegte Zeit mit ihren Forderungen und Bedürfnissen zog es zu gewaltig ab, als daß es sich der Sage noch mit ganzem Herzen hätte zuwenden können.

Nebst diesen Darstellungen der deutschen Heldensage wurden auch mehrere andere ältere, nicht zu derselben gehörende Gedichte neu bearbeitet und es sind diese Bearbeitungen zum Theil nicht unwichtig, weil sich von manchen derselben die ältere Gestalt nicht erhalten hat. Auch die hieher gehörigen Dichtungen haben keinen großen Werth, ob sie gleich zum Theil bei dem Volke sehr beliebt waren und häufig gesungen wurden, was sie aber wohl vorzüglich dem Stoffe zu verdanken hatten, an dem das Volk immer noch mit großer Liebe hing, denn in beinahe keinem derselben ist eine Spur des gewaltigen Geistes zu finden, der den Volksgefang belebt. Wir begnügen uns daher, nur die bekanntesten zu erwähnen. Die Sage vom „*Herzog Ernst*“, welche schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert besungen worden war (S. 268), wurde zu einem Liede in der Strophenform, welche den Namen des Helden führt, verarbeitet; so zusammengebrängt aber alle einzelnen Abenteuer sind, und so viel auch in der Verkürzung verloren ging, so ermüdet das Gedicht doch durch die Weltkewichtigkeit der Darstellung, in welcher selbst die bedeutendsten Züge der Sage wirkungslos verschwimmen. Das „*Lied vom edlen Mdringer*“ (vielleicht so viel als meringer, *Meerfahrer*) erzählt die alte, auch von *Andern*, z. B. von *Karl dem Großen* berichtete Sage, wie der Held, auf die Treue seiner

Gattin bauend, in entfernte Länder zog, dort durch einen Engel erfuhr, daß sie im Begriffe sei, ein neues Eheband zu knüpfen, durch den Engel auf wunderbare Weise in die Heimat gebracht wurde, sich seiner Frau beim Hochzeitstisch durch seinen Ring zu erkennen gab, den er in ihren Becher warf, worauf sie, die in der That ihre Treue bewahrt hatte, ihm zu Füßen fiel und ihm betheuerte, daß sie seiner noch würdig sei. Dem Herrn von Reifen aber, dem der edle Möhringer seine Gattin zur Pflege anbot, und der sein Vertrauen getäuscht hatte, begnadigte er mit den Worten: „Herr von Reifen, es soll nicht sein, Vergeß einen Theil Eurer Beschwär, Und hab' für Euch die Tochter mein, Und laßet mir die alte Braut! Mit der kann ich mich wohl verrichten, Ich will ihr selber schlagen die Haut.“ Der Ton und die Sprache des Gedichts lassen auf ein höheres Alter schließen; auch kommen in demselben zwei Strophen eines Lieds Walthers von der Vogelweide beinahe wörtlich vor. Der „edle Möhringer“ war zur Zeit sehr beliebt (diesem Liede lauten die alten Wörter nach, sagt Michel Beheim), wovon die wiederholten Drude Zeugniß geben. Ganz in der breiten, meisterlängertischen Weise ist das Lied „von Heinrich dem Löwen“, als dessen Verfasser sich am Schluß ein sonst unbekannter Dichter Michael Wyssenbeer nennt; und in seiner Weise bedeutender ist das Lied „vom Ritter Trimumitas“ von Martin Mayer aus Reutlingen, von dem anherdem noch zwei oder drei erzählende Lieder auf uns gekommen sind. Das merkwürdigste aller hieher gehörigen Gedichte ist aber das bekannte Lied vom „Lanhäuser“, in welchem sich auch der ursprüngliche Geist des Volkslieds am lebendigsten erhalten hat.

Die Legendendichtung war auch in der vorstehenden Periode noch sehr beliebt, aber von den zahlreichen größeren und kleineren Gedichten der Art hebt sich vielleicht kein einziges über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit. Wegen den Schluß des Zeitraums verkümmern sie ihren epischen oder mystisch-allegorischen Charakter und werden im Sinne der Zeit moralisirend. Wir erwähnen nur die bedeutendste, das „Leben der heiligen Elisabeth“ von Joh. Rothe.

Die großen gereimten Weltchroniken verschwanden beinahe ganz; es hat sich ein einziger Dichter darin versucht, Heinrich von Müuchen (um 1350), der eine frühere Arbeit der Art, welche von einem Ungenannten am Hofe des Landgrafen Heinrich von Thüringen (1247—1288) begonnen worden war, überarbeitete und fortsetzte, indem er die Chroniken Rudolfs v. Ems, des Cuenkel (S. 453), Konrads von Würzburg, Trojanerkrieg, Strickers Karl und andere wörtlich benutzte und in seine Darstellung eintrug. Ueberhaupt bemächtigte sich jetzt die Prosa der geschichtlichen Darstellung, und insbesondere wurden die Landes- und Städtegeschichten beinahe ohne Ausnahme in Prosa abgefaßt; dagegen wurden gleichzeitige Begebenheiten oder auch die Geschichten der merkwürdigen Zeitgenossen sehr häufig in Reimen dargestellt. Freilich haben diese Arbeiten keinen poetischen Werth, während sie für die Zeit- und Sittengeschichte mannigfaltiges Interesse darbieten. So wurde der „Aufstand der reichen Jungf der Weber in Edin“ (1270) von einem Ungenannten besungen, Rosenblatt dichtete den „Nürnberg'schen Krieg“, Michael

Beheim erzählte in seinem „Buche von den Bienen“ den Aufstand derselben, und schon früher verfaßte der Suchenwirt mehrere historische Gedichte. Außerdem erwähnen wir noch die in niederdeutscher Mundart verfaßte Geschichte der „Fehde zwischen der Stadt und dem Erzbischof Dietrich von Edin“, die „Geschichte des Constanzer Conciliums“ von Thomas Brischuch von Augsburg, die „Kronik des Appenzeller Krieges“ von einem unbekannten Dichter, und die des „Schwabenkriegs“ (1499) von Johann Lenz aus Freiburg, dem wir die Mittheilung einer Reihe von vortrefflichen Kriegs- und Siegesliedern, z. B. des oben (S. 621) mitgetheilten „Dornederlieds“ verdanken. Wir haben endlich noch eine gereimte „Chronik des Schwabenkriegs“ von Nikolaus Schradin, Schreiber zu Luzern; es hat dieselbe zwar keinen poetischen Werth, sie ist aber deshalb merkwürdig, weil sich in ihr, vielleicht zum letztenmale in so entschiedener Weise das Bewußtsein ausspricht, daß die Schweiz zu Deutschland gehöre, während der Verfasser doch von der tiefsten Liebe zur Eidgenossenschaft und von der größten Begeisterung für ihren Ruhm durchdrungen ist, den er jedoch nicht bloß in den gewonnenen Schlachten, sondern ganz vorzüglich in der glücklichen Ruhe und Zufriedenheit findet, deren sich die kleinen Republiken erfreuten, während Deutschland von Unruhen und Gewaltthätigkeiten aller Art zerrissen war.)

Auch die Thiersage fand erneuerte Bearbeitung, nachdem sie lange vergessen worden war. Zwar ist das hiehergehörige Gedicht „Reincke Vos“ nur die Uebersetzung eines niederländischen Vorbildes, aber es ist nicht nur die weitaus bedeutendste Erscheinung der Zeit, es hat auch das Verdienst, die Thiersage wieder in die Literatur eingeführt zu haben.

Am reichsten und verhältnismäßig auch weitaus am glücklichsten ist die Zeit an kleineren, zum Theil

*) Die eidgenossenschaft hat ir land wol geregert,
Duch das vbel gestraft vnd niemands gehosert,
Und mit ir hand verbracht güt daten furwar.
Die sind gegen inen vnd jren vordern offebar.
Meyn eidgenossenschaft hat das erlich bewart,
Wer das an ir hatt gesücht oder begert,
Es sue zü ernst oder zü schimff,
Ne nachdem sy bedundet glimff.
Des haben sy sich allzytt gekissen.
Wir ist ouch wol kund vnd zü wissen,
Daz in iren landen das geschicht:
Wenglich halt man da güt gericht,
Darzu die straf suber in jrem land,
Es sue lantfarer, bilgerin oder lauffman,
So hat ir seiner müssen in sorgen stan,
Das er des sinen wurde entset oder ein gaff,
Das an andern enden beschidet vaff.
Zü zitten wirt an ein erbern man
Gewalt vnd hochmüt geseget an:
Das sin nimpt man in on alle recht;
Ihnd selbst etlich edling ritter oder knecht,
Die das vbel solten lassen vnd straffen,
Auch beschirmen die straf mit gütten waffen,
So vben sy sich in laker vnd in bößheit.
Romys der herrschaft zü flag, es sig ir leid;
Wirt dann etwa einem ir glet geben.
Das mag kum einen schirmen by dem leben.
Das ist man in der eidgenossen land vertragen;
Darin hort man solichs niemands elagen:
Dann solt einer tragen gotd in siner hand
On glet durch das ganz Schwyzer land,
Dem geschach niemer schmach noch leid.
Bff min trum vnd by geschwornem eid.
Solt das gelten ein abenthur oder gemedit,
So verlorf seiner, der sich das underkanden bett.
(Schradin, Chronik. 4. Surfer, 1500.)

auch größeren poetischen Erzählungen und gereimten Novellen, deren Stoffe die Dichter theils aus den früheren Dichtungen, theils aus dem griechischen und römischen Alterthum entlehnten, welches durch mancherlei Uebersetzungen bekannt zu werden anfang, theils auch aus Novellen und Romanen, welche aus dem Lateinischen oder Französischen, insbesondere aber aus dem Italienischen übersezt worden waren, namentlich aus dem Boccaccio, dessen Verdeutschung schon gegen das Jahr 1472 erschien. Vielfachen Stoff boten endlich mehrere Sammlungen, welche gerade damals große Verbreitung erhielten, wie das „Buch von den sieben weisen Meistern“, „die Thaten der Römer“ (Gesta Romanorum) und andere ähnliche Werke. Diese poetischen Erzählungen, deren Zahl außerordentlich groß ist, sind von sehr ungleichartigem Werth; am bedeutendsten sind die lombardischen Erzählungen (Schwänke), welche auch noch im folgenden Zeitraume mit vielem Glücke bearbeitet wurden, wie sie denn eine Lieblingslectüre der damaligen Zeit waren. Unter den größeren Gedichten zeichnen sich besonders aus der „Kitter von Stanfenberg“ von einem unbekannten Verfasser, „Diolekians Leben“ von Hans von Büchel, nebst einer andern poetischen Bearbeitung des „Buchs von den sieben weisen Meistern“ eines ungenannten Dichters. Der „Pfarrer von Kalenberg“ von Philipp Frankfurter erscheint als ein späterer Nachklang des Pfaffen Amis, wie auch der „Salomon und Markolf“ von einem Oberpfälzischen Dichter, Gregor Hayden (um 1450) neu bearbeitet wurde. In beiden Dichtungen, namentlich aber in letzterer tritt, wie im prosaischen Ueberspiel, der Gegensatz des angeborenen Mutterwizes zur erworbenen Gelehrsamkeit und Weisheit hervor; eine satyrische Beziehung erhält der Salomon und Markolf dadurch, daß er mit der Bemerkung schließt, es verfrage die einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr, da nur der Klaffer und seine Rist bei den Fürsten beliebt seien. Eine ganz andere Richtung hat „der Ring“ von Heinrich Wittenweller, eines der bedeutendsten Gedichte der Zeit, in welchem der rohe Uebermuth der reichen, sich über Adel und Bürger erhebenden Bauern in höchst lebendigen Zügen geschildert wird. Ueberhaupt hat sich der Aerger über den immer mehr zum Selbstbewußtsein erwachenden Bauernstand öfters in den Dichtungen der Zeitgenossen Luft zu machen gesucht, und es ist daher ganz natürlich, daß der Dichter, welcher in den früheren Zeiten durch seine den Bauern gespielten Streiche berühmt geworden war (S. o. S. 70), gleichsam als der Repräsentant des Bauernhasses plötzlich wieder auftauchte. Nun war der alte Minnesänger Rithart, der zur Zeit Herzog Friedrichs II. von Oesterreich lebte, zum Hofnarren Ottos des Fröhlichen († 1339) gemacht worden, auf welchen die Späße und Streiche des ersten übertragen wurden. So erscheint dieser Reihardt auch schon im eben genannten „Ring“ als derjenige, welcher die Bauern und ihren Uebermuth verhöhnt; in einer späteren Sammlung von rohen und pöbelhaften Gedichten, „Wunderbarliche Gedichte und Historien“, die zum Theil aus den Liedern des Minnesängers hervorgegangen sind, werden Geschichten und Anekdoten erzählt, in welcher Reihardt stets den Mit-

telpunkt bildet, indem er theils die Zielfscheibe roher Späße der Bauern ist, theils diesen nicht weniger rohe Streiche spielt. Sein Name war so sehr mit pöbelhaften Späßen dieser Art verschmolzen, daß überhaupt alle Lieder, welche Schwänke, Schalkstreiche und Abenteuer mit Bauern erzählten, Reihardt genannt wurden. — Der kleineren, einzelstehenden Erzählungen, namentlich lombardischer Art, gibt es eine nicht geringe Menge. Ihre Stoffe, die sie entweder aus dem Munde des Volks entnahmen, häufiger aber aus älteren Gedichten oder aus französischen, italienischen und lateinischen Novellen schöpften, sind sehr mannigfaltiger Art; doch werden am häufigsten die Beziehungen der Geschlechter in freier und muthwilliger, ja nicht selten in der leichtesten und selbst naanständigsten Weise dargestellt. Die bedeutendsten Dichter dieser Gattung sind Hans Rosenblatt und Hans Folz. Neben ihnen dürfte wohl auch Laydnig Fröschel genannt werden, dessen (noch ungedruckte) „Wehen Pullerey“ in Anlage und Ausführung gleich lobenswerth ist.

Die Vorliebe zur Allegorie, die sich schon im zweiten Zeitraume gezeigt hatte, nahm in dem vorliegenden noch mehr zu. Neben den schon oben behandelten didaktischen Dichtungen mit allegorischer Einleitung findet sich eine ziemlich große Zahl von Gedichten mit didaktischer Grundlage, welche zu vollkommenen ersten Allegorien geworden sind, indem die Tugenden, Laster, Leidenschaften und selbst die Zustände der Seele personificirt und als handelnd dargestellt wurden. Obgleich auch einzelne bürgerliche Dichter ähnliche Dichtungen verfaßt haben, so ist diese Gattung doch besonders von adeligen Sängern bearbeitet worden, oder doch von solchen, die auf irgend eine Weise mit dem Adel in Beziehung standen. Es ist daher die epische Allegorie gleichsam als der Ausgangspunkt des ritterlichen Epos anzusehen: wie denn auch den Allegorien ganz vorzüglich solche Stoffe zu Grunde liegen, welche den Mittelpunkt der höfischen Dichtung und des höfischen Lebens bildeten, und besonders war es die Minne, welche auf diese Weise verherrlicht oder deren Verfälschung getadelt und beklagt wurde. Es sind viele Allegorien dieser Art gedichtet worden, in welchen die alte und die neue Minne einander entgegengestellt werden; manche sind nicht ohne Werth, viele dagegen sind frohlig und überhaupt haben die meisten eine solche Familienähnlichkeit, daß man immer wieder auf die nämlichen Gedanken und Formen stößt. Namentlich ist der Anfang fast beständig derselbe: der Dichter oder der Held des Gedichts verirrt sich in einem Wald oder in einer wüsten Gegend und trifft dann auf irgend eine seltsame Erscheinung, ein abgelegenes Schloß, auf ein einsames Zelt, oder einen Brunnen, wo er die Frau Venus, gewöhnlich auch personificirte Tugenden und Laster, die Ehre, die Treue, die Beständigkeit, die Keuschheit, die Unminne und dergleichen findet, zwischen welchen sich dann Verhandlungen entspinnen, welche der Dichter fortführt, bis er die Herrlichkeit der Minne dargebracht zu haben glaubt. Solcher Art sind z. B. „der Minne Kind“ (gewöhnlich „Gott Amur“ genannt), „die Minne vor Gericht“, „Frau Venus und die Minnenkinder“, „die Jagd der Minne“, „die alte und die neue Minne“, „das Kloster der

Minne“, „die Schule der Minne“ u. s. w., alle von unbekannten Dichtern. Unter denen, deren Namen bekannt sind, ist Meister Altfwert aus dem Elsaß zu erwähnen (doch ist sein Name vielleicht nur angenommen), in dessen Gedichten: „der Rittel“, „der Schag“ und „der Spiegel“ die Sittenlosigkeit seiner Zeit, namentlich die niedere Minne, in lecker, oft nackter Sprache gerügt werden. Auch der Suchenwirt hat, wie schon oben (S. 625) erwähnt, einige religiös-allegorische Gedichte verfaßt, und Johannes Rothe eine moralisch-religiöse Allegorie von der „Reuschheit“ gedichtet; die größten und bedeutendsten sind aber die „Nothrin“ von Hermann von Sackhenheim und der „Thuerdant“. Letzterer gehört zu der besondern, damals nicht seltenen Gattung, in welcher wirkliche Begebenheiten in Form einer Allegorie erzählt werden.

Peter der Suchenwirt.

In neunzehn historisch-biographischen Gedichten, welche man gewöhnlich Ehrenreden nennt, hat der Suchenwirt (s. v. S. 624) fast die ganze Geschichte seiner Zeit berührt, indem er darin die Begebenheiten und Thaten der berühmtesten Helden jener Tage, vorzüglich aber österreichischer Edlen erzählt und zwar mit einer solchen Genauigkeit, selbst bei denjenigen Begebenheiten, die sich weit von seinem Vaterlande ereignet hatten, daß er die nöthigen Angaben von den betreffenden Fürsten und Herren erhalten haben muß. Es gibt beinahe kein Land von der Straße von Gibraltar bis Babylon, welches nicht von ihm erwähnt würde; wir treffen seine Helden in Spanien, Frankreich, England, Schottland und Irland, in Schweden und Dänemark, besonders häufig im Lande der heidnischen Preußen und Lithauer, in den südlich von Ungarn gelegenen Ländern Serbien, Bulgarien und Rascien, im nördlichen und im südlichen Italien, auf den Fahrten nach dem gelobten Lande, ja bis Babylon und Indien, und es sind seine Darstellungen hierdurch nicht nur für die Geschichte, sondern auch für die Geographie jener Zeit höchst merkwürdig. Die Ehrenreden des Suchenwirts haben alle eine bestimmte Form der Darstellung: sie beginnen damit, daß der Dichter die Kunst, den Stun, den göttlichen Geist anruft, oder daß er sich wegen seines Unternehmens entschuldigt, weil seine Kräfte der Würde der von ihm besungenen Helden nicht entsprächen. Darauf folgt die Erzählung der einzelnen Thaten, an welche sich, wenn von Verstorbenen die Rede ist, das Lob des Helden und die Klage um ihn anreihet. Den Schluß macht die Beschreibung des Wappens und die Empfehlung des Verstorbenen an die Gnade Gottes. Die Darstellung der Begebenheiten ist nicht ohne Lebendigkeit; man sieht, daß der Dichter von Theilnahme für die von ihm gepriesenen Helden erfüllt ist und daß er sich in die ihm mitgetheilten Verhältnisse hineingelebt hat. Darin liegt aber auch der größte Werth seiner historischen Dichtungen, welche weder von Phantasie, noch von poetischer Erfindungsgabe zeugen. In dieser Beziehung ist vielleicht die Rede „Von fünf Fürsten“ die beste, welche wir jedoch nicht bloß deshalb, sondern auch aus dem weiteren Grunde mittheilen, weil sie eine Darstellung der Schlacht bei Sempach vom österreichischen Gesichtspunkte

enthält, und dies Anlaß zur Vergleichung mit Halbfürsters Lied (S. 600) gibt, gegen dessen volksthümliche Kraft und vaterländische Begeisterung die meisterfängerische Darstellung Suchenwirts und seine beschränkte Hervorhebung des Herzogs Leopold freilich sehr zurücktritt. Die Rede hat den Zweck, durch die Schicksale der fünf unglücklichen Fürsten und aus einigen unheilbringenden Naturerscheinungen, die sich im J. 1386 zu jenen traurigen Ereignissen gesellten, die Großen zu warnen, und ihnen die Lehre einzuschärfen, daß, wenn auch Einer heut in hohen Ehren stehe, das Glück sich in Ach und Weh verwandle, und mit bitterem Verlust an Leib, an Gut und Blutsverwandten ende.

Von fünf fürsten, von dem von Maglan, von marchgraf Sigmund, von Karlus, von hertzog Wilhalm von Osterreich, und von hertzog Lewppold von Osterreich.

- Ir chünig, ir fursten, nu secht auf,
Und als menschlich geschlächte,
Wie manig wunderleicher lauf
Regnirt mit starker mächte:
5 Secht, wie es in der welde get,
Und wie die zeit sich wandelt;
Der hewt ie hoochen eren stet,
Des gluk sich morgen wandelt
In ach, in we, in pitterchait,
10 An leib, an gut, an magen;
Der wechsel grozzen chummer trait
Mit sewssen und mit chlagen.
Des schimphes ist gewigen gar;
Der ernst ist gewaltig,
15 Das muget ir pröven offenbar
Mit chriegen manigvaltig.
Yederman stelt sich darnach,
Er well das sein behalten:
Des wirt gesprochen manigen schach
20 Mit newen und mit alten.
Mit dem von Mailan hub sich an
Vil wunderleicher sache:
Herr Barnabo, der listig man,
Der wart mit ungemache
25 Gevangen von seinem aigen pluot,
Davan er muost verderben,
In half nicht weissheit, noch sein guot,
Er muost gevangen sterben.
Aller erst chund ich hie die zeit,
30 Dapey man ir gedenkchet,
Mein mund des rechte urchundt geit,
Der warheit ungechrenkchet,
Da dreytzeenhundert jar furwar
Nach Christi gepurt hin waren,
35 Darnach das sechs und achtzigst jar
Chund schedleich geparen,
Wind, regen, ungewitter groz
Sach man in allen landen,
Desz arm und reich ser verdroz
40 Von grozer sorgen panden;
Das wasser sluhen weib und man
Auf dächer und auf stiegen,
(Chlegleich stunt!) sovil hin ran
Der chindlein in den wiegen;
45 Hawser, pruk und manig steg,
Teych, mül mit samt den würen
Furt das wasser vil hin weg,
Das man es lang muoz spüren.

Und vil abentewr geschehen sind
 50 Und wunderlicher mere:
 Von Pehaim chaiser Karls chind
 Must leiden groze were,
 Marchgraf Sigmund ist sein nam,
 Dabey man in erchenet,
 55 Er nam ein magt, als im wol sam,
 Die wart ein chunig genennet:
 Zu Weissenburg wart daz bechant,
 Man chrönt sey sunder smaichen,
 Man hiez sey chunig in Ungerlant,
 60 Unt het doch frawen zaichen.
 Sigmund wolt man ermorden han,
 Der rat, der was geprawen,
 Got half im seelichlich von dan,
 Dem sul auch wir getrawen:
 65 Er went, was uns gepreden leit
 An leib, an sel, an eren.
 Darnach schir in churtzer zeit
 Begund sich jamer meren:
 Ein furste was Karlus genant,
 70 Nach dem sant man gen Pullen,
 Der wart gechrönt in Ungerlant,
 Des wir gedenken sullen;
 Sechs wochen trug er chünigs nam
 Mit zepter und mit chrone,
 75 Man set auf in des mordes sam,
 Der tot wart im zu lone;
 Die chünigin selb zu im sant,
 Er wont, es wær in trewen,
 Es tet dem edeln fursten ant,
 80 Und must auch in gerewen.
 Zu hant er tugentleichen gie
 Hin zu der chüniginne,
 Beschaidenhait noch zucht cham nie
 Auz seines hertzen sinne;
 85 Er wont, er solt gar sicher sein
 Zu Ofen in der veste;
 Im wart gesaget jamers pein
 Mit todes uberleste:
 Ein morder im sein hant verschriet,
 90 Daz was ein grozze schande,
 Im was gehaizzen da zu miet
 Ein vest, leit in dem lande.
 Drey meil man in des nachtes firt
 Unghefft und ungepunden,
 95 Den fursten grozze chrankait rirt
 Von swaiz der frischen wunden.
 Si daucht, der mort wær noch ze chlain,
 Der rat aus falschheit wete,
 Man gab im ein getrank unrain,
 100 Die leber von im schrète.
 Zu der purg sein ende nam
 Vil gar an alle schulde.
 Got, dem alle tugent ye tsam,
 Der geb im dort sein hulde!
 105 Darnach zway moneid chaum ergie,
 Der mort wart gerochen:
 Der den rat falschleich anvie,
 Der wart darum erstochen;
 Den morder man ze stukchen schuuet,
 110 Daz fleisch wart den hunden;
 Er hat den solt mortleicher miet
 Mit grozzem jamer funden.
 Der den mort mit trewen rach,
 Als die urchund sagen,
 115 Zu der chünigin er da sprach:
 „Steig bald her von dem wagen,

Du hast vil gewünschet vor,
 Zu waten in dem pluote.“
 Daz must si tun auf laides spor,
 120 Wie we ir was zu muote.
 Darnach in Krakaw lant
 Vil untrew wart erchoren:
 Ein hertzog Wilhelm ist genant,
 Zu Osterreich geporen;
 125 Des jugent und vil werder leib
 Veratnüss tet vil ande.
 Der must lazen dort sein weib
 Zu Krakaw in dem lande,
 Wenn er mit falsches gutes hab
 130 Wart von dann verchauffet:
 Ein haiden man sein frawen gab,
 Der falschlich was getauffet
 Mer umb die leut und umb daz lant,
 Denn umb den christen glauben.
 135 Gold, silber, reich gewant,
 Pferd und manig schawben
 Gab er den herren da zu miet,
 Die in gen Krakaw prachten,
 Recht als Judas Got verriet.
 140 Alsus si in gedachten,
 Wie si den edeln fursten jungk
 Prächten von dem lande:
 Ir trew von eren nam den sprungk,
 Das dauchte si chain schande.
 145 Got her, durch die parmung deiu,
 La sein darumb verderben
 All, die daran schuldich sein,
 Daz si mit laster sterben.
 Ob ichs verswig, weib und chindt
 150 Ir zeit damit vertriben:
 Vil winken in den landen sindt,
 Da es wirt angeschriben:
 Cometa ist gesehen hewr
 Vir tag nach halben mertzen,
 155 Des sternes glast flamt, als daz fewr
 Und als die prynund chertzen.
 Man spricht also, in welchem jar
 Der stern werd gesehen,
 In vir sachen offenbar
 160 Im schull geschehen:
 Daz reich well ein vercherung han,
 Ein tewrung werd gemaine,
 Es muz uber die fursten gan,
 Oder uber die juden unraine.
 165 Schimph und freud und hoher mut,
 Euch darff wol belangen;
 Verrétnüss, mort, manslechtig blut
 Haben ew ubergangen.
 Vil chlagunder not sich fügen wolt
 170 Schir in churtzen tagen:
 Von Osterreich hertzog Lewppolt
 Laider wart erschlagen.
 Daz unvermessenleich geschach
 Zu Ergau in der gegent,
 175 Ein stat gehaizzen ist Sempach,
 Da man mit chrieg was phlegent.
 Die Schweintzer wolten nicht enlan,
 Si zogten durch beschawen,
 Die wart man schir da sichtig an,
 180 Daz was von missetrawen.
 Ain veint west von dem andern nicht,
 So si zu velde chamen,
 Es geschach an zuversicht.
 Ioh clag den edeln stamen!

- 185 Der furst wolt rawmen nicht daz velt
Den veinden da zu tratze,
Chlain was sein her, groz was die welt
Auf seinem widersatze;
Man riet im: „Herre, reydt davon,
190 Wir wellen mit in rechten!“
Er sprach: „Di schand tet mir gedon
Vor fürsten, ritter und knechten..
Biderby helt, nu rat dazue,
Wir sullen preys erwerben:
195 Daz yederman daz peste tue!
Genesen oder sterben
Wil ich mit ew in diser not,
Des sult ir mir getrawen;
Pezzer ist mit eren tot,
200 Den schemleich sten vor frawen!“
Swaben und Etscher hetten stoz,
Daz was umb daz vorvechten,
Ygleicher nach dem alten loz
Wolt bleiben pey deu rechten.
205 Die piderben helt, die vielen ab,
Und traten zu dem hawfen;
Ein veind dem andern lutzel gab
Sein harnasch da tzu chauffen.
Mordax, swert und auch die spiez
210 Sach man nicht vermeiden,
Den veinden man zu widerdriez
Daz leben chund versneiden,
Daz si lagen in dem bluoit
Tot mit tiefen wunden.
215 So wart der edl fürste guot
Mit wernden henden funden,
Piz daz er sein ende nam
Pey seinen getrewen herren:
Der hochgetewrt edel stam
220 Chund sich von schanden verren.
Grafen, ritter, edel knecht
Mit eren da verdurben,
Di mit gantzzen trewen slecht
Pey dem fursten starben.
225 Got, der hab ir aller sel,
Die mit im sind verschaiden,
Der hellig engel sand Michel
Sol si zu himel chlaiden!
Ir hielten vil zu rossen still,
230 Und sachen zu mit schanden,
Ir hertz und auch ir aigen will
Het tzeiglich mut bestanden.
Hieten all die recht getan,
Die mit dem fursten riten,
235 Den veinden war gesiget an:
Die sælde si vermiten.
Hertzog Lewppold von Osterreich,
Got hab sein sel in hute,
Er hat gelebet wirdigleich
240 Mit eren und mit gute.
Daz sechs und achtzigst jar regniert
Mit maniger hande smerten:
Daz chlag ich Peter Suchenwirt
Mit trewen in dem herten.

Der Ritter von Staufenberg.

Peter von Lemringer, vom Schlosse Staufenberg in der Mortenau, ritt eines Tags nach Rußbach, um dort die Messe zu hören. Unterwegs fand er eine wunderschöne und reichgekleidete Frau, die einsam auf einem Steine saß; kaum hatte er

sie erblickt, als er sich von heißer Liebe zu ihr hingezogen fühlte. Sogleich stieg er ab, grüßte sie lächelnd und als er sie erkannt besaß, wie es komme, daß ein so hohes Weib so einsam dasse, erwiderte sie, daß sie ihn erwartet habe. Seit seiner frühesten Jugend, fügte sie hinzu, sei sie ihm zugehan gewesen und habe ihn in Allem, was er unternommen, treulich beschützt. Der Ritter wünscht, sie bis zu seinem Tode niemals verlassen zu müssen. „Das mag wohl geschehen,“ sagte das Weib; „so oft du es wünschst, launst du mich bei dir haben, auch soll dir Alles werden, was dein Herz begehrt; nur darfst du bis an deinen Tod kein eheliches Weib nehmen, denn sonst müßtest du am dritten Tage sterben.“ Gerne beikwam der Ritter, unerschlichen zu bleiben; da umarmte sie ihn, und er küßte sie voll heißer Liebe; als er aber in sie drang, ihm die höchste Liebesgunst zu erweisen, ermahnte sie ihn, seinem Vorsatze getreu zur Messe zu gehen, des Abends wolle sie zu ihm kommen, wenn er in seiner Kammer sei und sie zu sehen verlange. Sobald die Messe geendet ist, eilt er heim und auf seinen Bannschrei erscheint das holde Weib, welche ihm nunmehr die zärtlichsten Beweise ihrer Liebe gibt; doch ehe sie scheidet, ermahnt sie ihn nochmals, seinen Eidswur zu halten, dagegen verheißt sie ihm, ihm so viel Reichtum zu gewähren, als er nur wünsche; und in der That gab sie ihm so viel, daß er allen seinen Freunden davon mittheilen konnte. Hierauf durchzog der Ritter, wie er schon früher gethan, viele fremde Länder; aber wo er sich auch befand, stets erschien die Frau, sobald er sie rief und er allein war. Als er in die Heimat zurückgekehrt war, drangen seine Brüder und Verwandten in ihn, ein Weib zu nehmen, doch wies er ihre wiederholten Bitten so entschieden zurück, daß sie ihn endlich in Ruhe ließen. Jetzt erlaubte ihm die Frau, wenn man ihm wieder Anträge mache, öffentlich zu erklären, daß er schon ein Weib habe; aber sie warnte ihn zugleich, sich unter keiner Bedingung bereben zu lassen, sich mit einer andern zu verheirathen, weil er sonst in drei Tagen sterben müßte. Um diese Zeit hielt der König einen großen Hof in Frankfurt; der Staufenberger begab sich ebenfalls dahin, und erwarb sich bei den Turnieren Ehre und Ruhm, so daß ihm der König seine Richte, die Erbin von Rärnthen, zur Gemahlin anbot. Erschrocken sucht der Ritter den König auf andere Gedanken zu bringen, und als ihm dies nicht gelingt, offenbart er seine geheimnißvolle Ehe. Nun erklären die Pfaffen, es sei der Teufel, mit dem er sich verbunden habe, sie drohen dem Ritter mit ewiger Verdammniß, wenn er den höllischen Bund nicht löse, so daß er sich endlich überreden läßt, die Richte des Kaisers zum Weib zu nehmen. Die Hochzeit soll auf Staufenberg gefeiert werden. Dort aber erscheint ihm das wunderbare Weib, und verkündigt ihm, daß er drei Tage nach der Hochzeit sterben müsse; so gerne sie es auch thäte, sie könne es nicht verhindern. „Ich werde“, fügte sie hinzu, „zum Zeichen meinen bloßen Fuß sehen lassen; sobald du ihn erblickst, so lasse Priester holen und beichte, denn dein Ende ist nahe!“ Und so geschah es: als die Hochzeitgäste fröhlich beim glänzenden Mahle saßen, erschien durch die Decke des Saals der schönste Fuß, allen Anwesenden sichtbar. Entsetzt springt der Ritter auf und verkündet der Braut sein bevorstehendes Ende; dann eilt er zu Bette und läßt Priester her-

betrufen. Seine Brüder mahnt er, der jungen Wittwe Alles zu geben, was ihr gehört, diese aber weist jede Gabe zurück; da sie an seinem Tode Schuld sei, sagt sie, wolle sie in ein Kloster gehen und nie sich von eines Mannes Auge sehen lassen. Der Ritter nimmt nun von Allen Abschied, empfiehlt Gott seine Seele und stirbt. Nach seiner Bestattung erfüllt die Braut ihr Gelübde und zieht in die Heimat ins Kloster.

Dies ist der kurze Inhalt des Gedichts, welches nach dem Namen des Helden „der Ritter von Staufenberg“ genannt wird. Der Verfasser ist unbekannt, zwar nennen die gedruckten Ausgaben des Gedichts (es erschien schon gegen 1482 im Druck) einen gewissen *Eckenolt*, jedoch nur in einem späteren Zusätze, den die bis jetzt allein bekannte Handschrift nicht hat; *Fischer*, der das Gedicht umarbeitete, schreibt es einem *Eckenbold* zu. Eben so wenig läßt sich die Zeit genau ermitteln, in welcher das Gedicht abgefaßt wurde, die Handschrift selbst ist jedoch spätestens um das Jahr 1437 geschrieben worden. Der Sprache und dem Reime nach dürfte es nicht in eine viel frühere Zeit gehören, dagegen ist die Haltung und der Gang desselben, die leichte und bewegliche Darstellung, vor Allem die ächt poetische Auffassung der schönen Sage so vortrefflich, daß man sich geneigt fühlen möchte, ihm ein weit höheres Alter zuzuschreiben. Da der Dichter sich auf eine geschriebene Urkunde beruft (B. 248), so ist das Gedicht in der uns überlieferten Gestalt vielleicht nur die Umarbeitung eines früheren, von dem sich jedoch keine Nachricht erhalten hat. Jedenfalls steht es unter den Dichtungen des vorliegenden Zeitraums ganz allein da. Die Charaktere sind mit großer Kunst und Wahrheit gezeichnet, wie wir es nur bei den besseren Dichtern der früheren Zeiten finden. In andern ähnlichen Sagen ist das überirdische Weib, welches sich dem Manne in Liebe hingibt, gewöhnlich eine Rixe oder Elfe, auch in der im Munde des Volks lebenden Sage vom Ritter Staufenberg ist es ein Wasserweib, eine Undine, mit welcher der Ritter den heimlichen Liebesbund schließt; in unserem Gedichte bleibt die Natur der wunderbaren Erscheinung unerörtert, wodurch die ganze Begebenheit noch geheimnisvoller erscheint. Nur so viel theilt uns der Dichter mit, daß sie kein Menschenkind und daß sie mit wunderbarer Macht begabt ist. Doch weiß er uns sogleich dadurch für sie zu gewinnen, daß er sie als ein gutes, freundliches und frommes Wesen darstellt, die an Gott und Christus glaubt; die Warnungen, die sie dem Ritter gibt, erscheinen nicht als Drohungen, sondern als Zeichen der treuesten Liebe, die sie dem Auserkornen widmet. Und der Dichter hat dieses Verhältnis mit hohem Zartgefühl auch dadurch rein zu erhalten gewußt, daß er die Strafe, die den Reineidigen erteilt, als einen von höherer Macht ausgehenden Spruch darstellt, dem sie sich selbst unterwerfen muß, so gerne sie das Leben des Geliebten erhalten möchte. Mit eben solcher Zartheit ist die färsliche Braut geschildert, und es ist gewiß kein geringer Beweis von dichterischem Talent, daß auch diese und im höchsten Grade interessirt, obgleich Alles darauf berechnet ist, unsere Theilnahme für das geheimnisvolle Weib zu erwecken. Endlich zeugt der Charakter des Ritters selbst von großer Kunst; denn selbst die Schwäche, die sein Verderben herbeiführt,

kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen: er erliegt den Vorurtheilen der Zeit, dem Einflusse der Gewöhnlichkeit, deren inquisitorisches, gemüthloses und beinahe rohes Verdrängen der Dichter verständlich genug hervortreten läßt, ohne sich geradezu auszusprechen. Und so erhält das Ganze einen ächt poetischen Charakter, der durch die Hingebung, mit welcher sich der Ritter zum Tode vorbereitete, die höchste Reife gewinnt.

Wie dem Ritter ein schöne frow
erscheint.

- Uf einen tag füegt sich daz,
170 das diser helt daheime was
ze Stauffenberg uf sinr vesti guot
bi sinen fründen hoh gemuot;
die waren siner kunfte fro,
wan der selbe ritter do
175 von in was lange zit gewesen.
Der helt, an manheit izerlesen,
sprach sinem knaben also zuo
an einem pfingstage fruo:
„Gang hin, bereite mir ein pferd,
180 wande diz daz herze min begert,
daz ich zu disen ziten
well hin gen Nussbach riten:
do will ich messe hören,
daz Gott well zerstören
185 miner grossen sünden teil,
wan ich ze allen ziten veil
min leben trag und minen lip
durch ere und durch werde wip
und ouch durch diser welte ruon.“
190 Der knabe sprach: „Herr, ich tuon,
wan ich vil gern gehorsam bin.“
Also lief er zum stahl hin in
und zoh harus ros und ouch pferd;
huot, mantel, sporn und ouch daz swert
195 truog er dabi an siner hant.
Da er bald sinen herren vant,
si sazent uf und rittent dan:
da liez der tugenthafte man
sinen knaben riten vor,
200 wan er noch sinr gewonheit kor
wolte sprechen sin gebett,
als er dick geton heit.
Der knabe rit den burgweg ab:
zehant so siht derselbe knab
205 sitzen uf eim steine
eine frowe alterseine,
die so rehte schöne was,
und seit die ofenture daz,
daz Got an dise welte ie
210 schöner wip liez werden nie
von fleische noch von beine,
also die zarte, reue.
Schöner wip wart nie gesehen:
reht als der liechten sunne brehen
215 git liechten wunnebernden schin
für allex daz gestirne hin,
also tet die frowe schon
für alle frowen wol geton:
ir schöne über alle schein.
220 Die from, die saz muotterein.
Nach der oventüre sage
so lag der stein bi einem hage.
da si der knabe uf sitzend vant:
ouch hat si an ein wiz gewant,

- 225 das also schöne lute,
daz den knaben duhte,
si wer vom himelriche komen,
ald us dem paradis genomen,
und füere in der engel sehar.
- 230 Von palmat sidin wunepar
so was ir wunecliches cleit;
dar uf von golde was geleit
vil manig tier erhaben,
von gold wol durchgraben.
- 235 Von dem richen cleid erschein
manig wunnenolich edel stein,
was meisterlich gewürkt dar in,
als ich underwiset bin,
die man so rich an krefte vant,
- 240 wem man si leite in die hant,
wer der mensche siech gewesen,
die steine machend in genesen,
als ich ir kraft vernomen han.
Si truog ouch ein rich vürspang an,
- 245 dieselbe schöne frowe swar,
vor irme herze, daz ist war,
als ir vil wol gozeme was;
da ich es ouch geschriben las,
vil koste was dar an geleit
- 250 von manger hande schönheit;
darinne ein karfunkel,
die naht wart nie so dunkel,
man gesæhe wol da von.
Der stein was so lobesan,
- 255 daz er gab wuneclichen schin,
und war geleit da mitten in,
und umbe fieng vil mangel stein,
bede groz und ouch clein,
der besten, so man iena vant;
- 260 den minsten möchte nit ein lant
vergolten han nach sinem werde:
es enwart als uf der erde
keiser nie so lobesan,
der sie vergolten möchte han
- 265 mit allem sinem riche.
Si was so lobeliche
und so wunnenolich gevar.
Der knabe nam der frowen war
und reit doch für und sweig.
- 270 Mit zuhten im die frowe neig
und gruost also den knaben.
Er torft nit stille haben,
wan er den heren sin entsaz,
der im also nohe was
- 275 geritten zuo der selben stunt:
des wart sin herze ser verwunt
und was dem knaben vaste leit,
daz im sin her so nahe reit.
Davon torft er nit stille haben;
- 280 von note muost er für sich traben,
und neig ir doch mit züchten gar.
Nun was der ritter komen dar
vil schiere, da uf dem steine
die schöne saz muotereine.
- 285 Do si der ritter angesach,
verswunden was sin ungemach;
da er die schöne alleine vant,
sin herz durchschoz der minnebrant:
von herzen wart er sunder fro,
- 290 vil züchteclich sprach er also:
„Got grüez üch, frow, durch alle zuht,
Got grüez üch, hobgelopte fruht,

- ich grüez üch aller schönsten wip,
daz ie gewan sel unde lip,
- 295 die mir uf erden ie wart kunt;
ich grüez üch, frowe, tusent stunt!“
sprach der ritter da zu ir.
„Min lieber frunt, nun danke dir
der werde Got von himel rich:
- 300 du grüezest mich als tugentlich.“
Hie mit die frowe uf gestunt.
Des ritters herz wart enzunt,
er sprang von dem perde sin:
die frow bot ir hendelin;
- 305 da huob der wandels eine
die frowe ab dem steine,
da von sin truren gar sergieng.
Mit armen er sie umbevieng,
und bat die frowe sitzen nider;
- 310 da ret die schöne nüt dar wider.
Si sazent nider in das gras;
der ritter redte für baz:
„Gnade, frowe hohgeborn,
getar ich reden aue zorn
- 315 mit üch, des min herz begert?“
Die frowe sprach: „Du bist gewert.“
Des wart der ritter harte fro
und sprach vil tugentlich also:
„Genade, werde, reine,
- 320 wie sint ir hie so eine,
daz üch niemant wonet bi?“
Die frowe schöne, unzühn fri,
den ritter güetlich ane sach,
daz wort sie lachenliche sprach:
- 325 „Das mag dich wol wunder han!
Ich sag dir, ritter lobesan,
wie sich het gefüezet daz,
daz ich hie so einig saz:
da han ich, frunt, gewartet din.
- 330 Dir sag ich uf die truwe min,
daz ich dir bin mit truwe mitte;
sid du pferd ie überschritte,
so han ich, ritter, din gepflegen:
beide an straz und an stegen,
- 335 in stürmen und in striten
hüet ich din zu allen ziten,
als ein frunt des andern sol.
In turnern hüet ich din wol,
daz dir leides nie geschach:
- 340 wa man ze hofe stach,
da pfleg ich, ritter milte,
din mit dinem schilte.
Ouch ane alle widerhabe
bi dem fronon Gotes grabe,
- 345 da dir wurde, ritter wert,
als din herze hat begert,
wie manger da erslagen wart,
da hüet ich din, frunt, so zart:
mit miner frien hende
- 350 hüet ich din im ellende,
davon din lob wart wit erkant
in Swaben, Peyern, Ungerlant;
ouch hüet ich din in Prüssen,
vor Walhen und vor Russen;
- 355 in Engellant und Frankenrich
pfleg ich din gar meisterlich;
ze Tuskan, in Lamparten
kund ich din wol gewarten.
Ich hüet in allen landen
- 360 din vil wol vor schanden;

- und war ie gestuont dins herzens gir
da was ich alle zit bi dir,
daz du mich doch geschehe nie.
Min frünt, nun schowest du mich hie,
365 wan ich din ie mit truwen pflag.“
„Wol mir, daz ich disen tag
gelebte ie, des fröw ich mich!
(so sprach der ritter lobelich)
Daz ich üch, schönes wip sol sehen,
370 mir kunde liebers nit geschehen;
wan solt ich nach dem willen min,
genade, frowe, bi üch sin
iemer unz an minen tot.“
Die frowe sprach uz munde rot:
375 „Min lieber frünt, daz mag wol sin!
Jo volgest du dem willen min,
als ich nun hie bescheiden dich,
wenn du denn wilt, so hastu mich,
wa du alterseine bist.
380 Und sage dir bi diser frist,
wiltu truten minen lip,
so muostu du ane elich wip
iemer sin unz an dinen tot,
und lebest gar an alle not
385 biz an dinen jungesten tag,
daz dich nüt gekrenken mag,
und ouch niemer kreuker wirst.
Ob du elich wip enbirst,
nim wel du wilt, nur nit zer e!
390 Darzuo hastu iemer me
guotes: wes din herz begert,
des bistu, frünt, von mir gewert.
Aber nimst ein elich wip,
so stirbet din vil stolzer lip
395 darnach am dritten tage.
Für war ich dir daz sage,
wan ez nieman erwenden kan:
darumb so soltu mich verstan
in herzen und in muote.“
400 Da sprach der ritter guote:
„Frowe, ist die rede war?“
„Ja!“ sprach die minnendich clar;
„ich wil dir Got ze bürgen geben,
und darzuo lip und leben,
405 ob ich unrechte sage dir,
daz Got niemer gehelfe mir!“
Do sprach der tugenthafte man:
„Got, den wil ich ze bürgen han,
wann er getrüwes herze nie
410 mit der hilfe sin verlie,
er hulfe im uz aller not.
Lip und sele an Gote stot:
der müeze unser beider phlegen!
Frow, so han ich mich verwegen,
415 daz ich lip und leben
für eigen üch wil iemer geben,
die wile mir Got daz leben gan.“
Sie umbevieng den werden man,
und er daz minnendliche wip;
420 die truhte er an sinen lip,
und kuste sie an iren munt:
also tet ouch si zer stunt,
und kust in tugentlichen wider.
Man seit, daz weder e noch sider
425 grosser liebe nie enwart,
da man mit treib der minne art,
als si da hattent beide.
Da wolte uf der heide

- der helt bi ir geschlafen han;
430 da sprach die frowe lobes an:
„Da vor behüete uns min Crist,
der unser aller helfer ist,
daz daz iht hie geschehe,
und kein mensch niemer sehe
435 unser erste hohgesit
uf dirre grüne heide wit.
Min frünt, des wil ich bitten dich,
ach herz liep, des gewere mich,
und la ez nun ze male varn!
440 Wir sond ez hein ze huse sparn:
da wil ich tuon den willen din.“
Er sprach: „Genade, frowe min,
waz ir gebitent, daz tuon ich.“
Do sprach die frow züchteclich:
445 Des mahtu du wol geniesen:
ez sol dich nit verdriezen.
Du sitz reht wider uf din pfert
und scheide von mir, ritter wert.
Du bist uf Gotes verte:
450 er sündete, wer dirz werte;
der sünd wil ich entladen sin.
Und se, mln trut, dis vingerlin,
dar inne so lit ein edelstein,
die sunn nie bezern überschein.“
455 Er sprach: „Mag ez nit anders sin,
so trag ichz durch den willen din:
wan daz ich von üch scheide,
so geschach mir nie so leide,
als mir von üch hie wil beschehen.
460 Ach wenne sol ich üch aber sehen?
Daz tuont mir, werde frowe, kunt.“
Si sprach: „Man het bi diser stunt
gelüet, frünt, daz erste mol:
für war ich dir, liep, sagen sol,
465 du solt varn hören messe,
durch daz Got vergesse
alle dine missetat.
So man den segen geben hat,
so rit, guot ritter, wider heim,
470 und gange denne altersein
da heime in die kammer din;
werlich, da wil ich bi dir sin:
wenn du einest wünschest nach mir,
so bin ich endelich bi dir,
475 und leiste, wes din herze gert.
Do sprach der edel ritter wert:
„So wil ich fröelich riten!“
Si sprach: „Du solt nit biten,
du solt da hin din straze varn:
480 von himel Got muoz dich bewarn
und tüeg uns beden hilfe kunt!“
Mir urlob er da uf gestuont
und saste die frowe werde
nider uf die erde
485 uf die geblüemte heide.
Da lachtetent sie beide
ein ander tougenlichen an:
hie umbe vieng der werde man
daz schone wünneliche wip.
490 Sie umbeschloz ouch sinen lip
und von ir beder gluste
iegtichs daz ander kuste
an roten munt, an wengelin.
Er sprach: „Genade, frowe min,
495 wem sol ich üch hie eine lan?“
Do sprach die frowe wol getan:

„Min liep, das la besorgen mich!
 Wa ich wil, da bin ich:
 den wunsch, den het mir Got geben,
 500 das du wol genossen maht.“

Do ruoft der ritter wol geslaht
 sinem guoten pferde do:
 daz hat er gewent also,
 505 wenn er im „Geselle“ rief,
 daz er behend zuo im lief.
 Do ruoft er im: „Geselle min!“
 Ez kam gelossen bald für in.
 Mit fröuden er dar uf gesaz:
 510 urloubs er da nit vergaz,
 und reit geschwinde sinen pfat.
 Der knabe sin gebeitet hat.

Philipp Frankfurter.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen gesagt, daß der „Pfaffe von Kalenberg“ ein späterer Nachklang des Pfaffen Amts sei; dies ist allerdings richtig, was das Wesen und die Absicht beider Gedichte betrifft, denn in beiden soll darge-
 than werden, wie der angeborene Mutterwitz mit seiner Klugheit und Menschenkenntniß den Unterschied wieder ausgleicht, der zwischen vornehmen und niederen Ständen besteht, indem diese jene ihre geistige Ueberlegenheit fühlen lassen und mit Hilfe derselben sich Erwerbsquellen eröffnen, die ihnen sonst durch die politischen und bürgerlichen Verhältnisse unbedingt verschlossen wären. Dagegen sind die beiden Gedichte in der Ausführung des bezeichneten Gedankens so weit von einander verschieden, als die Zeiten, in denen die Helden oder vielmehr die Verfasser derselben lebten, von einander abliegen. Der Stricker lebte zu einer Zeit, da die höfische Bildung noch in ihrer vollen Blüthe stand, es kann daher selbst sein Held dieselbe nicht verlängern: bei seinen muthwilligsten Streichen verlegt er niemals den äußeren Anstand im Begriffe jener Zeit. Der Verfasser des Pfaffen von Kalenberg lebte dagegen zu einer Zeit, wo der Adel und die höheren Stände überhaupt in die tiefste Noth versunken waren, wo die Sängere an den Höfen der Fürsten den Hofnarren hatten weichen müssen, und sich Witz und Talent nur im Gewande des Possenreißers zeigen durfte, wenn sie geduldet sein wollten; es war daher hierdurch dem Verfasser vorgeschrieben, in welcher Gestalt sein Held erscheinen müsse. Ob derselbe wirklich gelebt habe, ist unsicher; das Gedicht versetzt ihn in die Zeiten Ottos des Fröhlichen von Oesterreich, an dessen Hofe er später neben dem Reithard als förmlicher Hofnarr gelebt habe. Als armer Student hatte er sich durch einen Schallstreich, der schon seine niedrige Gesinnung an den Tag legte, die Gunst des Herzogs von Oesterreich erworben. Als er diesem nämlich einst einen Fisch von seltener Größe bringen will, ließ ihn der Pförtner nur unter der Bedingung ein, daß er das Geschenk, das er von dem Herzog zu erwarten habe, mit ihm theilen wolle. Der Student, welchen Fugger in seinem Spiegel des Hauses Oesterreich Wigand von Iheben nennt, erbat sich eine tüchtige Tracht Prügel, sorgte aber auch dafür, daß der Thürsteher seinen Antheil erhielt. Bald darauf wurde er zum Pfarrer in Kalenberg ernannt, wo er nun allerhand tolle Streiche spielte, welche um so größeren Beifall ge-

wannen, je roher und schweinitziger sie waren. Zuerst waren die Bauern die Zielscheibe seines Witzes und Muthwillens, die er auf mancherlei Weise betrog, indem er hiebei nicht selten seine Stellung als Geistlicher mißbrauchte und die religiösen Gebräuche auf das schändlichste herabwürdigte. So zwang er einst seine Gemeinde eine neue Prozessionsfahne zu kaufen, weil er in Ermangelung einer solchen seine Hosen an einer Stange herumgetragen hatte. Aber auch seine geistlichen Vorgesetzten blieben nicht verschont, besonders wenn er merkte, daß sie nicht das reinste Leben führten, ob er gleich selbst nichts weniger als lenkisch war. Als ihm der Weihbischof von Passau, den er einst bei seiner Keilnerin überrascht hatte, bei Strafe des Bannes befahl, seine junge Röchin abzuschaften, und eine von vierzig Jahren zu sich zu nehmen, nahm er zwei, jede von zwanzig Jahren, zu sich und sagte, dies mache just vierzig. Selbst der Herzog mußte die Wirkung seines Witzes und Muthwillens erfahren, wobei er oft alle Gränzen des Anstandes und der Sittlichkeit überschritt, weil er wohl wußte, daß er gerade auf diesem Wege seine meiste Wirkung erzielen würde. Und so ist das Gedicht, wenn auch ohne Werth der Darstellung, wenigstens eine sprechende Urkunde von dem trostlosen Zustande der damaligen Zeit, in welcher das Talent beinahe kein anderes Mittel hatte, zur Auerkennung zu gelangen, als daß es sich zur rohesten Possenmacheri herabwürdigte, weil die Großen nur hiefür Sinn hatten.

Von dem Verfasser des Gedichts wissen wir Nichts, als daß er Philipp Frankfurter hieß und zu Wien lebte, und auch dies wird nur durch eine einzige Ausgabe des Werks berichtet, während alle übrigen diese Angabe nicht enthalten. Ueber so wenig läßt sich die Zeit bestimmen, wann das Gedicht abgefaßt wurde; wahrscheinlich besitzen wir es nicht einmal in seiner ursprünglichen Gestalt.

Aus dem „Pfaffen von Kalenberg“.

Darnach der Pfarrherr kundte dencken,
 Wie er sein Wein wolt ausschenken,
 Die waren all kanig vnd zäch,
 Daz im nicht schad daran geschech.
 Ein abenthewr er bald zuricht
 Wol vor der Bawrn angesicht,
 Vnd saget ja da one triegen,
 Er wolte vber die Thonaw fliegen
 Wol ab dem Thurm vom Kalenberg.
 Es war doch nieren Risz noch Zwerg
 Beide von Mannen vnd von Frawen,
 Sie wollten all das wunder schawen
 Vnd wie er doch nu fliegen wolt,
 Pfawen federn hett er verholt,
 Die hieng er hinden vnd vorn an sich,
 Vnd daucht sich gleich als ein Sittich.
 Also trat er da hin vnd har,
 Vnd bran recht wie ein Engel klar,
 Der da kompt auss dem Paradeisz.
 Er trieb seltsame geberd vnd weisz,
 Schwang da gar oft sein gesidder,
 Als wolte er gleich fliegen hernider,
 Vnd sprach allweg: „Nu beit, nu beit,
 Es ist noch nicht an meiner zeit!“
 Das Volck leidt durst von grosser hitz,
 Wol von der Sonnen heissen glitz;
 Daher der Pfarrherr, als ich sag,

Sein Wein bracht auff den Kirchtag.
Dem Volck war da die weil so lang,
Den Wein es allen da auszstranck,
Eh sie der abenthewr innen wurn.
Der Messner lieff hin auff den Thurn,
Vnd saget das baldt dem Pfarrherr:
Von hertzen frewet er sich der mår,
Das jm sein Wein also auszgieng.
Mit hübschen Worten er anheng.
Er sprach zu ja mit Worten lind:
„Nu losend all, mein lieben Kind!
Eh das ich fliege, so sagt mir hie,
Solch Wunder nun, wo saht jhrs je,
Das ein Mensch je geflogen hat?“
Mit fleiss er jhm das sagen bat.
Sie sprachen all mit gmeinem Mundt:
„Wir haben nie zu keiner Stund,
Ja Herr, wir sahen es noch nie!“
„So solt jr es auch sehen hie,
Das ich nicht will des fliegens pflegen.
Nun fahrend heim in Gottes segen,
Vnd sprecht, jr seit all hie gewesen.
Gott der Herr lass euch wol genesen!
Das jr mir mehr ausztrinck den Wein,
Will ich gen Gott ewer bitter sein:
Des solt jr keinen zweivel han,
Ich will sein der ewer Caplan!“
Das ein jm danckt, das ander nit,
Das dritte sprach: „Schütt dich der ritt
Zu einem betrogenen Pfaffen!
Du hast heut gemacht viel Affen!“
Das viert, das schmunzt und lachet;
Das fünft, das schalt, das krachet;
Einer redt disz, der ander das.
Dem Pfarrherr war es ein Aderlasz,
Vnd war jm gar ein kleine Klag:
Damit nam ein endt der Kirchtag.

Hans von Bühel.

Hans von Bühel oder, wie er sich selbst nennt, der Büheler, lebte am Anfang des 15. Jahrh.; er war „Diener“, d. h. Hofbeamter Friedrichs von Siewert, Erzbischofs von Köln. Weiteres ist von ihm nicht bekannt; dagegen ist sein Name und sein Andenken durch zwei größere epische Gedichte erhalten worden, die zu den besseren Erscheinungen der Zeit gehören, ja die übrigen, mit Ausnahme des Ritters von Staufenberg (wenn dieser in der That nicht in eine frühere gehört), des Rings und des Reineke Vos, weit überragen, da er sich an den besten Dichtungen der früheren Zeit gebildet hatte. Zwar erreicht er diese keineswegs; am wenigsten konnte es ihm bei der rohen, verwilderten Sprache seiner Zeit gelingen, die schöne Form der höfischen Dichter wieder hervorzurufen, und seine Nachahmung derselben beschränkt sich mehr auf einzelne Aeußerlichkeiten und Formeln; allein er erzählt doch mit einer unverkennbaren Leichtigkeit und Gewandtheit, welche von der schwerfälligen Art seiner Zeitgenossen vortheilsaft absteht. Das erste Gedicht „Von eines Königs Tochter von Frankreich“, welches wahrscheinlich nach einem französischen Vorbilde bearbeitet ist, erzählt die in vielen Formen sich wiederholende Geschichte von einer Königs-tochter, welche, um der sträflichen Heiligung ihres Vaters zu entgehen, in die Fremde flieht, als Magd dient, die Liebe des fremden Kö-

nigs gewinnt, und dessen Gemahlin wird, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Doch mitten im höchsten Glück ereilt sie wieder das härteste Schicksal; sie muß von Kenem fliehen, um nicht unschuldig getödtet zu werden, und erst nach langen und bitteren Leiden wird sie wieder mit ihrem Gemahle und ihrem Vater vereinigt, der seine ständhafte Liebe aufrichtig bereut. Ohne weder in Anlage, noch in der Ausführung bedeutend zu sein, ist das Gedicht nicht ohne Interesse: einzelne Stellen zeugen von tiefem Gefühle des Dichters.

Wichtiger ist jedoch sein zweites Werk, „Diosklettians Leben oder von den sieben weisen Meistern“, welches er nach einer etwas ältern prosaischen Uebersetzung des merkwürdigen Buchs bearbeitete, von dem Görres sagt, daß es in Rücksicht auf Gelehrtheit und die Größe seines Wirkungskreises die heiligen Bücher erreiche und alle classischen übertriffe. Es ist dasselbe ohne Zweifel indischen Ursprungs, obgleich bis jetzt noch kein Werk aufgefunden worden ist, auf welches man es mit Bestimmtheit zurückführen könnte. Uebersetzungen oder Nachbildungen finden sich in beinahe allen orientalischen Sprachen; eine griechische Bearbeitung stammt aus dem 11. Jahrh. nach Christus, eine lateinische ist vielleicht noch älter. Im Mittelalter war das Buch außerordentlich beliebt und verbreitet; es erschienen Nachbildungen in beinahe allen europäischen Sprachen, von denen die französischen wohl die ältesten sind. In Deutschland scheint das Buch erst im 15. Jahrh. größere Verbreitung gewonnen zu haben; aus dieser Zeit stammen aber mehrfache prosaische und gereimte Bearbeitungen, unter welchen die des Bühlers, dessen deutscher Quelle ein lateinischer Text zu Grunde lag, die wichtigste ist. Die verschiedenen Bearbeitungen stimmen in der Eintheilung oder in der sogenannten Rahmenerzählung im Ganzen überein; dagegen weichen sie in den einzelnen Erzählungen mehr oder weniger ab, indem die einzelnen Bearbeiter gerade hierin ihre Selbstständigkeit zu beweisen trachteten oder wenigstens die alten Geschichten mit neuen vertauschten, die ihnen angemessener schienen. In der Bearbeitung des Bühlers lautet die Rahmenerzählung also: In Rom herrschte ein Kaiser, Namens Pontianus, dessen Weib ihm einen Sohn gebar, welcher in der Taufe den Namen Diosklettian erhielt. Als dieser sieben Jahre alt, starb die Kaiserin; vor ihrem Tode aber bat sie ihren Gemahl, er möge ihren Sohn fern vom Hofe in allen Künsten und Wissenschaften erziehen lassen. Er übergab ihn nun sieben weisen Meistern, die ihn auf das Beste unterrichteten, so daß er zusehends an Weisheit zunahm. Unterdessen hatte Pontianus eine andere Gemahlin genommen, auf deren Bitte er seinen Sohn wieder an den Hof berief. Die Meister aber erkannten aus den Gestirnen, daß der Jüngling sterben müsse, wenn er vor dem siebenten Tage am Hofe ein einziges Wort spreche; es wird daher beschloffen, daß er so lange schweigen müsse. Sein Vater ist aber sein Stillschweigen erzürnt, die Kaiserin aber verlobt sich in den Jüngling; als sie sich jedoch von ihm verabschiedet sieht, ergrimmt sie und flagt ihn nun bei dem Kaiser an, daß er ihr Ungehörliches zugemuthet habe, und dieser läßt sich durch sie überreden, seinen Sohn zum Tode zu verurtheilen. Des Nachts erzählt sie ihm eine Geschichte, aus welcher hervorgeht, daß ein böser Sohn oft des Vaters

Verderben ist, wodurch der Kaiser bewogen wird, das Urtheil gleich am folgenden Tage vollstrecken zu lassen. Nun kommt aber Einer von den weisen Meistern und erzählt eine Geschichte von einer Frau, die ihren Mann zu unüberlegter That verleitet, wodurch der Kaiser wieder umgestimmt wird und die Hinrichtung verschiebt. Auf diese Weise erzählt die Kaiserin noch sechs Geschichten, denen die sechs andern Meister eben so viel entgegensetzen, bis am siebenten Tage die Gefahr für den Prinzen vorüber ist und er nunmehr seinen Vater von der Falschheit der Kaiserin überzeugt, die einen Buhlen in Frauenkleidern unter ihren Dienerinnen versteckt hielt. Pontian ließ sie sammt ihrem Buhlen verbrennen. Diostetian aber wurde nach seines Vaters Tod Kaiser in Rom.

Die einzelnen Geschichten sind zwar etwas breit, aber im Ganzen doch recht hübsch erzählt; wir theilen die „vom redenden Vogel“ mit, welche der dritte Meister, Kato genannt, vorträgt. Dem wesentlichen Inhalt nach findet sich diese Geschichte zwar schon in den orientalischen Bearbeitungen; doch hat sie hier eine ganz abendländische Färbung angenommen: so ist der Vogel bei den Morgenländern ein Papagei, in den europäischen Nachbildungen ist es eine Ufster, und als ihr Herr sich überzeugt, daß er sie unschuldig getödtet habe, verläßt er sein Weib und geht ins heilige Land, während er in den orientalischen Erzählungen der unzüchtigen Frau das Haupt abschlägt.

Der redende Vogel.

- Es saß ein burger in einer statt,
Ein atzel er gar liep hat;
2455 Die hat er gelernt wol
Reden, als ein vogel sol:
Hebræis, die sprach rett sy recht,
Es gieng herusz ir gar schlecht.
Die sprach der burger ouch wol kuonde
2460 In derselben zit und stuonde.
Was die atzel sach und hort,
Des versweig sy im nit ein wort.
Der burger hat ein junges wip,
Die hat er liep, als einen lip;
2465 Sy hett aber sin gar wol enborn.
Irs manes alter tett ir zorn,
Wand er ir nit gewarten kunde
Nach libes lust zuo maniger stunde.
Darumb sy einen buolen nam,
2470 Der ir do zuo eben kam;
Und wenn der burger usz der statt
Fuor, als er gewonet hat,
Und sin kouffman schatz treib,
Unlange der ander hie us beleib:
2475 Wenn sy schick nach ym anelle
Und fuort in jn ir kamer zelle,
Und leitent sich zuo samen slaffen,
Darumb getorst sy niemant straffen;
Denn die atzel nam sin war,
2480 Und do der huszwirt wider dar
Kam in sin selbes husz,
So huob sich ein huorlebusz:
Die atzel des nit vergasz,
Sy seit, was do beschehen was,
2485 Und seit des als vil und gnuog,
Das von der frowen cluog
Ein grosz rede wart in dem lande,
Das ir was laster und schande,

- Es berett der wise und der tuome.
2490 Der burger strafft sy dik darumb,
Es mocht aber gehelfen nicht,
Als uns die aventure vergicht.
Die frowe, die sprach zuo irem man:
„Dise rede ich von diner atzeln han;
2495 Der gloubst du alsyt basz, denn mir.
Die atzel macht, das beide wir
Niemer me fröude gewinnen,
Du tæstest denn sy, das sy kome von hynen:
Wann ir claffen uns beide verirret,
2500 Mit liegen sy uns beide verwirret.“
Der burger sprach: „Frow, sunder wan,
Min atzel nit liegen kan:
Wenn was sy hœret und sicht,
Das seit sy und liuget nicht;
2505 Darumb so gloub ich ir basz, denn dir;
Sy seit swar nie kein lingen mir.“
Einsmals fuogt es sich also,
Das der burger anderswo
In frömde lant faren wolt
2510 Nach kouffman schatz, als er solt.
Als balde er ie ein weg kam,
Zuo stuont die frowe ir maget nam,
Und seit ir, das sy nit enliesz,
Iren buolen sy komen hiesz,
2515 Als bald es fluster wuorde und nacht,
Das er denn mæcht keinen bracht,
Das sin iemant würde gewar.
Sy tett also: er kam ouch dar,
Do ez vinster nacht wart;
2520 Uff stuont die frowe zart,
Die türe sy heimlichen uff entslosz:
Wie wenig sy das vertrosz!
Die frowe, die sprach: „Gant frœlich in!
Ir sollent gar one angst sin,
2525 Wenn uns nieman mag gesehen.“
Ir buole, der wart zuo ir jehen:
„Frowe, ich vœrchte, iuwer atzel uns hœre,
Und das sy unser fröude zerstœre.
Der tiufel hat si her gesant:
2530 Ich vœrchten, wir werden von ir geschant:
Wenn sy lustert nacht und tag,
Das sy irem herren eitwas sag;
Mit iren claff wuorten
Wir sint wol mit ir gesorten.“
2535 Sy sprach: „Nuo gant frœlichen herin!
Ir sollent des gewisse sin,
Ich wil uns an der atzeln rechen,
Ir hertze mœcht ir davon brechen.“
Und als er durch den sal in gieng
2540 Zuo der frowen, er an vieng
(Vor der kamern es do was),
Er sprach: „Aller tuogent ein adamasz,
Ich vœrchte die atzeln harte sere,
Und tuon das durch iuwer ere.“
2545 Als balde als er ie gesprach das wort,
Zuo stuont die atzel das erhört;
Sy sprach: „O du veiger wicht,
Wie wol ich dich ansihe niht
Von der vinsternüsse der nacht,
2550 So hœre ich doch dinen bracht:
Ich han gehœret iuwer beider kallen.
Sol daz mynem herren wol gefallen,
Daz min frouwe dir hat gezilt,
Und du by ir slaffen wilt?
2555 Für gantze warheit ich dir sage,
Das ich es mynem herren clag,

- Als bald er yemer kompt her heym,
Das du mit ym hast gemein.“
Do sprach er zuo der frouwen:
- 2560 „Frouwe, ir muogent nuo wol schauwen,
Das ich iuch recht han geseit:
Die atzel bringet uns herzeleit.“
Sy sprach: „Du solt nit sorgen!
Du erferst ander mere bis morgen.“
- 2565 Hie mit sy in die kamer gieng,
Ir sache sy friuntlich an fang,
Und leitent sich zuo samen nider.
Dar nach die frouwe uff stount wider;
Sy ruofft snelle ir maget dar.
- 2570 „Lasz uns nemen der atzeln war!
(Sprach die frouwe zuo der magt)
Sy hat als vil geklaft und clagt,
Darumb muosz sy haben ungemach.
Bring har ein leiter! (sy do sprach)
- 2575 „Wir wöllent uff das tach stigen:
Ir swatzen muosz ir zwar geligen.“
Sy stiegent uff das tach hoch,
Und brachent da durch ein loch,
Und nament kleine kieselinge,
- 2580 Und sant und wasser und ander dinge.
Durch das loch wuorffent sy das
Uff die atzel, do sy sass,
Das sy vil nahe was tot:
Die gantze nacht leit sy die not.
- 2585 Und als der atzeln das beschach,
Die frouwe steig wider ab dem tach;
Und fruog wart an dem morgen
Ir buole gieng usz mit sorgen.
Darnach der burger kam her heym;
- 2590 Zem ersten er sinr atzeln erschein:
Desselben er nit vergass,
Wenn es sin gewonheit was.
Er sprach: „Uff die triuwe din,
Sag mir, min liebez ätzelin,
- 2595 So ich var in frömde lant,
Wie denn myn ding sy gewant
Mit mynem wibe und andern dingen?
Des soltuo mich ynnen bringen!“
Die atzel zuo irem herren sprach:
- 2600 „Herre, liden und ungemach
Han ich gelitten und grosse not:
Ich was vil nahe gestorben tot.
Ich wil es dir nit vertagen,
Ich wil dir es alles gar sagen,
- 2605 Was ich gesehen han und gehoert.
Ich sagen dir mit einem wort:
Die wil du bist gesin uff der stroezen,
So hat din wip in gelassen
Iren buolen alle nacht.
- 2610 Umb daz mich das versmacht
Und ich in wart darumb straffen,
Noch denn gieng er mit ir slaffen.
Ich sprach zuo ym, ich welt dirs sagen.
Nu muosz ich dir erst recht elagen,
- 2615 Wie ich dise nacht han gelitten not,
Das mir so nahe kam der tot:
Hagel, regen und der one
Hat mir getonn dise nacht so we;
Dise lange nacht viel es uff mich;
- 2620 Ich was nahe tott sicherlich.“
Do die frowe das erhört,
Sy sprach zuo ym mit einem wort:
„Herre, nuo merkestuo wol,
Das din atzel liugenheit ist vol,
- 2625 So sy von hagel und snee seit.
Ich sprich by myner warheit,
Das in einem halben jar
Nie hübscher wetter wart vür war,
Denn es hinnacht ist gesin.
- 2630 Nu gloubestuo bass der atzeln din,
Denn mir biderbem wibe?“
Der burger sprach: „Dinem libe
Yst nit zuo gloubende, das du seist:
Du bist nit schaff, als du wollen treist.
- 2635 Du darfst mit mir nit bagen:
Ich wil die nachgeburen fragen.“
Als er ouch tett; er gieng hin,
Und fraget sneh under in,
Ob es des nabtes gehagelet hette?
- 2640 Sy antwurten ym an der stette.
Und sprachent: „Unser ein teil gewachtet
hant,
Und das wir uns nit anders verstant,
Das in eins gantzen jares frist
Nüt schöner nacht gewesen ist.“
- 2645 Als der burger das vernam,
Heym zuo dem wibe er do kam;
Er sprach: „Ich han vernomen
Und bin des suo eym ende komen,
Das mir die atzel hat gelogen,
- 2650 Und uns beide hat betrogen;
Und was du mir hast geseit,
Das ist war uf mynen eit!“
Die frouwe sprach: „Herre und lieber man,
Hie by macht du wol verstan,
- 2655 Das die atzel gelogen hat;
Und bin doch durch die gantze statt
Durch sy in ein wort komen,
Das mich übel mag gefromen.
So hat sy zweyung gemacht
- 2660 Zwüschent uns beiden tag und nacht.
Wie wol ich unschuldig bin,
Doch muosz ich in dem worte sin:
Das tuot mynem hertzen innerlichen we:
Das clag ich Got und niemant me!“
- 2665 Der burger zuo der atzeln gieng,
Ein rede er mit ire an vieng:
Er sprach: „Das dich Got schende,
Das ich mit myner hende
Dich vil und dik gespiestet han,
- 2670 Und du min wip und mich armen man
Hast verworren und verlogen,
Und uns beide hast betrogen;
Und das myn liebes wip vil wert
Ir hertze ist so sere beswert,
- 2675 Das hat sy alles von dir gar!“
Die atzel sprach: „Es ist war,
Das zühe ich an den werden Got,
Der alle ding weis ane spott,
Das ich dir nie kein liugen seit:
- 2680 Ich kan nit liegen, uff myn eit!
Waz ich gehöret und gesehen han,
Das han ich dich ouch wissen lan.“
Der burger sprach: „Du liigest zwar!
Es ist schin und offenbar,
- 2685 Das du mir hast geseit.
Du habest gehebt herzeleit
Von hagel, regen und sue,
Und dir sy sere beschehen we,
Da liigestu sicherlichen an:
- 2690 Die nachgeburen ich gefraget han,
Die dir doch alle sere holt sint.

- Sy sprechent, dise nacht hint
 Sy gewesen so wunnenklich,
 In einem jare würde nie jr glich.
 2695 Sit du nu mir hast gelogen,
 So hastuo dich selber betrogen,
 Und din selbs gar vergessen:
 Die kazen müessent din haupt essen!
 Die atzel sprach: „Herre, uff mynen eit,
 2700 So sterbe ich umb die gerechtekeit,
 Wenn ich den tot nit han verschult.
 Lieber herre, habe gen mir gedult,
 Bis da du erfarest die rechten mer!“
 Hie mit der burger
 2705 Die atzel by dem kopffe nam,
 Und tett das in zornes gram.
 Er zoch das haupt ir von dem libe:
 Das gefiel wol sinem bössen wibe.
 Do sie die atzeln töteten sach,
 2710 Zuo jrem man sy do sprach:
 „Herre, du hast zwar recht getonn:
 Wir süllent nuu guoten friden han!“
 Und do dis alles was beschehen,
 Der burger wart über sich sehen,
 2715 Er sach das loch durch das tach,
 Und sant und kieseling und alle sach
 Vant er, als im die atzel seit.
 Nu hørent, wie sin hertze leit
 Erste zuo recht angieng.
 2720 Mit luter styme er an vieng,
 Er schrey: „Waffen! morda! jo!
 Niemer me so wird ich fro,
 Die wil mir Got mins lebens gan,
 Das ich myne atzel ertötet han,
 2725 Die do alle myn fröude was!
 Das ich ie geloubte das,
 Das mir myn wip von ir seit,
 Das ist mir jeneklichen leit.
 O herre Got, ich armer man,
 2730 Was groszen mordes han ich getann,
 Vmmb das sy mir die warheyt
 Gantz und gar hat geseyt,
 Und sy das tett in groszer triuwe!“
 Der burger gewan so groszen riuw,
 2735 Das er verkouft, was er hatt,
 Uff dem velde und in der statt,
 Und fuor enweg hin alsuo hant
 Über mere in das heilig lant,
 Und kam mit sinem libe
 2740 Niemer me zuo sinem wibe.

Der hörnene Siegfried. — Das Hildebrandslied.

Unter den neueren Bearbeitungen der deutschen Heldenlage können nur das „Lied vom hörnenen Siegfried“ und das „Hildebrandslied“ Anspruch auf nähere Betrachtung machen, da in ihnen trotz der zum Theil rohen Behandlung die ursprüngliche Kraft des Volksesangs noch durchbricht, während sie in den übrigen gleichzeitigen Dichtungen vollständig verschwindet. Das Lied „vom hörnenen Siegfried“ erzählt die Jugendgeschichte desselben, zuerst seinen Kampf mit dem Drachen, von welchem Hagen im Nibelungenliede berichtet (S. 482). Bald hierauf vernimmt er, daß Kriemhilde, die Tochter des Burgundenkönigs Gibich von einem Drachen geraubt worden sei; er zieht in den wilden Wald; er bekämpft den Riesen Rupe-

ran, der den Zugang zum Drachensteine, in welchem die Jungfrau eingesperrt ist, bewacht, und besiegt ihn nach langem furchtbaren Kampfe, in dessen Schilderung noch der Geist des alten Heldenlieds lebt. Der Riese trägt eine stählerne Stange, die an den vier Ecken wie ein scharfes Messer schneidet und im Kampfe erklingt, wie die Glocke auf hohem Thurme; er hat einen Helm, der wie die Sonne leuchtet, welche sich im Meere abspiegelt. So trotzig der Riese thut, kann er der Heldenkraft des Jünglings nicht widerstehen; er ergibt sich ihm und verspricht, ihn auf den Drachenstein zu führen. Doch treulos erneuert er den Kampf noch zweimal, zuletzt auf dem Steine: da ergrimmt Siegfried, er greift in des Riesen weit flassende Bunden, reißt sie auseinander und wirft den Feind den Felsen hinab, an dem er in tausend Stücke zerschellt. Nun beginnt der Kampf mit dem Drachen; doch auch diesen besiegt Siegfried und er führt die Jungfrau in ihre Heimat, wo er sich mit ihr vermählt. Hiermit schließt das Gedicht, sich auf ein anderes, „Siegfrieds Hochzeit“ berufend, in welchem des Helden weitere Schicksale erzählt seien. Dieses Gedicht ist verloren gegangen, wenn nicht vielleicht der erste Theil unseres Nibelungenlieds darunter verstanden ist. Der hörnene Siegfried hat sich nur in alten Drucken aus dem 16. Jahrh. erhalten; der Sprache nach stammt es aus dem 13., der Versbau zeigt jedoch auf das 13. oder 14., denn es ist in der Umgestaltung der Nibelungenstrophe gebichtet, welche sich auch im Ortnit, dem Hug- und Wolf Dietrich wiederfindet, die aber im 15. Jahrh. ganz außer Uebung gekommen war.

In der nämlichen Strophensform ist auch das „Hildebrandslied“ gebichtet (nach demselben wird sie gewöhnlich sogar der „Hildebrandsstrophe“ genannt), welches schon deshalb merkwürdig ist, weil es denselben Stoff behandelt, wie das älteste Denkmal deutscher Poesie, das niederdeutsche Hildebrandslied (S. v. S. 9), woraus sich wiederum ergibt, wie treu das deutsche Volk an seinen Sagen und seinen Dichtungen hielt, da es noch nach sieben Jahrhunderten alte Mären wiederholte, die schon längst verschollen zu sein schienen und die jedenfalls von der ritterlichen Poesie unberührt geblieben waren. So sehr beide Dichtungen in der Form auch von einander abweichen und so deutlich sich in den jüngeren der Einfluß der späteren Zeit auch zu erkennen gibt, so weht in ihr doch der Geist der früheren Heldenzeit und Heldenichtung noch ganz unverkennbar; und da der Dichter das alte Lied gewiß nicht kannte, so steht die Vermuthung nahe, daß der nämliche Stoff wohl auch im 12. oder 13. Jahrhundert bearbeitet worden war, und daß eine solche Bearbeitung dem neueren Liede zum Grunde liegt.

1. Aus dem hörnenen Siegfried.

Es sass im Niederlande Ein künig so wol bekant,
 Mit grosser Macht und gewalte, Sigmund was er genant;
 Der hatt mit seyner frawen Ein sun, der hiess Seyfried:
 Des wesen werdt jr hören Alhie in diesem lied.
 Der knab was so muotwillig, Darzuo stark und auch gross

Das sein vatter und muotter Der ding gar seer
verdross:

Er wolt nie keynem menschen Seyn tag sein
underthon,
Im stund seyn sinn und muote, Das er nur zug
dar von.

Do sprachen des künigs rāthe: „Nun lass jn
ziehen hyn,
So er nicht bleyben wille: Das ist der beste
syn;
Und lass jn etwas nieten, So wirdt er bendig
zwar,
Er wirdt ein held vil küne, Und lebt er etlich
jar.“

Also schied er von dannen, Der junge küne
man.
Do lag vor eynem walde Ein dorff, das lieff
er an;
Do kam er zuo eym schmiede, Dem wolt er
dienen recht,
Im schlahen auff das eisen, Als ein ander schmid-
knecht.

Das eysen schluog er entzweyn, Den amposs
in die erd:
Wenn man jn darumb straffet, So nam er auff
kayn leer.
Er schluog den knecht vnd meyster Und trib sie
wider und für;
Nun dacht der meyster ofte, Wie er sein ledig
wür.

Do lag ein mercklich trache Bey einer linden
all tag;
Do schickt jn hin seyn meister, Das er solt
haben frag,
Ein koler sass im walde, Das solt er warten
eben
Hinder der selben linden: Der solt jm kolen
geben.

Da mit, so meynt der schmiede, Der wurm
solt jn ab thon.
Als er kam zuo der linden, Den wurm thet er
beston;
Er thet jn bald erschlagen, Der junge küne
man:
Do dacht er an den koler; zuo dem gieng er
in den than.

Do kam er in ein gewilde, Da so vil tracheu
lagen,
Lindtwürm, kröten vnd attern, Als er bey
seyuen tagen
Hat ye gesehen ligen: Zwischen bergen in eym
tal
Da truog er zamen die baumen, Ryss die auss
uberal.

Die warff er auff die würme, Das keyner auf
mocht farn,
Das sie all müsten bleyben, Als vil, als jr da
warn.
Da lieff er hin zum koler, Da fand er fewr
bey jm:
Das holtz that er an zünden Und liess die wurm
verbrinn.

Das horn der wurm gund weychen, Ein Bech-
lein her thet fliess:
Des wundert Seyfrid sere; Ein finger er dreyn
stless.

Do jm der finger erkalte, Do was er jm hürneyn:
Wol mit dem selben bache Schmirte er den leybe
seyn,

Das er ward aller hürnen, Dann zwischen
den schultern nit:

Vnd an derselben statte Er seyuen tode lidt,
Als jr inn andern dichten Hernach werdt hören
wol.

Er zoch an künigs Gybichs hofe Und was auch
manheyt vol.

2. Das Hiltibrandslied.

„Ich will zu land aufreiten,“ Sprach sich maißer
Hiltibrant,

„Der mich die weg tāt weissen Gen Bern wol in die lant;
Die sint mir unfunt gewesen Bil manchen lieben tag,
In zwai und dreißig jaren Gram lten ich nie gesach.“

„Bist du zu lant aufreiten,“ Sprach sich Herzog
Amelung,

„Was begegnet dir auf der Haide? Ain schneller begen
jung;

Was begegnet dir auf der marke? Der jung her Ale-
brant:

Ja ritteft du selb zwölft, Von im würdest angerant.“

„Ja rennet er mich ane In seinem übermut,
Ich zerhaw im feinen grünen schilt, Es tut im nim-
mer gut;

Ich zerhaw im feine brünne Mit ainem schirmensflag.
Und daß er seiner mutter Ain jar zu klagen hab.“

„Das solt du nicht antune!“ Sprach sich herr Die-
terich,

„Bann der jung herr Alebrant Ist mir von bergen lieb:
Du solt im freuntlich zusprechen Wol durch den willen
mein,

Daß er dich laße reiten, Als lieb ich im mög gesein.“

Do er zum rosegarten aufrait Wol in des Berners
markt,

Do kam er in große arbeit Von einem helben karf,
Von einem helben jungen Wart er do angerant:

„Nun sag an, du vil alter, Was suchst in meines va-
ters lant?”

Du fürst dein harnisch lauter und rain, Recht seift du
ains künigs sint,

Du machst mich jungen helben Mit gesehenden augen
blint;

Du soltest bahaimen bleiben Und haben gut haugemach
Ob ainer haissen glute.“ Der alte lacht und sprach:

„Solt ich bahaimen bleiben Und haben gut haugemach?
Mir ist bei all mein tagen Zu raissen aufgelaß,

Zu raissen und zu fecthen Biß auf mein hincfart,
Das sag ich dir vil jungen, Drumb grawet mir mein
bart.“

„Dein bart will ich dir aufraufen, Sag ich dir vil
alten man,

Daß dir dein rosenfarbes blut Über die wangen muß
abgan;

Dein harnisch und dein grünen schilt Mußt du mir für
auf geben,

Darzu mußt mein gefangner sein, Biltu behalten dein
leben!“

„Mein harnisch und mein grüner schilt, Die teten
mich oft ernern,

Ich trawe Christ von himel wol, Ich wöll mich dein
ernern.“

Sie ligen von den worten Und zuden sharpse schwert:
Was die zwen helben begerten, Des wurden sie gewert:

Ich waiß nicht, wie der junge Dem alten gab ein
schlag.

Daß sich der alte Hiltibrant Von Herzen fer erschrad;
Er sprang sich hinderrucke Wol siblen klasten weit:

„Nun sag an, du vil junger, Den strach lert dich ein
Weib.“

„Solt ich von weibern lernen, Das wär mir immer
ain schand,

Ich hab vil ritter und knechte In meines vaders lant;
Ich hab vil ritter und grafen An meines vaders hof,

Und was ich nicht gelernt hab, Das lern ich aber noch.“

Er ermisch ihn bei der Witte, Da er am schwächen
was,

Er schwang in hinderruckte Wol in das grüne gras:
„Nun sag mir, du vil junger, Dein beichtvater wil ich wesen:

Bist du ein junger Wölfling, Wor mir magst du genesen.
Wer sich an alte leset reibt, Der empfahet gerne ram,
Also geschicht dir jungen Wol von mir alten man;
Dein beicht solt du hin auf geben Auf dieser haide grün,
Das sag ich dir vil eben, Du junger helbe kun.“

„Du sagst mir vil von wolken, Die laufen in dem holz:

Ich bin ain edler begen Auf Kriechenlanden stolz;
Mein mutter haß fram lte, Ain gewaltige herzogin,
So ist Hiltebrant der alte Der liebste vater mein.“

„Haist dein mutter fram lte, Ain gewaltige herzogin,
So bin ich Hiltebrant der alte, Der liebste vater dein.“
Er schloß im auf sein güldin helm Und fuß in an sein munt:

„Nun muß es Gott gelobet sein! Wir sint noch baide gesunt.“

„Ach vater, liebster vater! Die wunden, die ich dir hab geschlagen,
Die wolt ich dreimal lieber In meinem haubte tragen.“
„Nun schweig, du lieber sun! Der wunden wirt gut rat,
Seit da wir ain Gott baide Zusammen gefüget hat.“

Das weret von der none Bis zu der vesperzeit,
Bis daß der jung herr Alcebrant Den Berne einher reitt;
Was furt er an seinem helme? Von gold ain krenzelein;
Was furt er an der seiten? Den liebsten vater sein.

Er furt in mit im in sein sal Und sezt in oben ann tisch,

Er bot im eßen und trinken, Das daucht der mutter unbillich:

„Ach sun, lieber sun! Ist der eren nicht zu vil,
Daß du mir ain gefangnen man Sezt oben an den tisch?“

„Nun schweig, liebe mutter! Ich will dir newmår sagen:

Er kam mir auf der haide Und het mich nahez er schlagen;

Und höre, liebe mutter! Ain gefangner sol er sein:
Es ist Hiltebrant der alte, Der liebste vater mein.“

Ach mutter, liebe mutter, Nun deut im such und er!“
Do hub sie auf und schenket Und trug ins selber her;
Was hat er in seinem munde? Von gold ain fingerlein,
Das ließ er inn becher sinken Der liebsten frawen sein.

Heinrich Wittenweiler.

Wie früher der Adel, so sah später der Bürgerstand, sobald er zur Macht gelangt war, mit Geringschätzung auf die Bauern herab, und wie einst der Adel das Emporblühen der Städte mit scheelem Auge betrachtete und deren Bestrebungen nach Freiheit und Unabhängigkeit für gotteslästerliche Empörung hielt; so sahen die Bürger jetzt nur mit Unwillen auf den zunehmenden Wohlstand der Bauern und auf ihre Bemühungen, den Druck abzusütteln, der auf ihnen lastete — so schwer hält es für den Menschen, sich zu der im Christenthum liegenden Idee der allgemeinen Gleichheit zu erheben und Andern zuzugestehen, was er für sich selbst anstrebt. Diese unglückliche Beschränktheit der Städte, die sie ins Verderben führte — denn sie hätten die durch viele und schwere Kämpfe erworbene Freiheit nur mit Hülfe der Bauern auf immer begründen können — trat nicht nur im öffentlichen Leben hervor, sie drang selbst in die Literatur, und sprach sich in Eledern und selbst in größeren Dichtungen oft und herb genug aus. Viele Fastnachtsspiele sind von dieser beschränkten Gesinnung erfüllt, und so auch das komische Gedicht „der Ring“ von Heinrich Wittenweiler, welches erst in neuester Zeit bekannt geworden ist. Hier, wie dort, scheint es zwar, als ob die Satire nur gegen den rohen Uebermuth der Bauern gerichtet sei, aber man wird durch die Bitterkeit, von der diese Dichtungen er-

fällt sind, bald überzeugt, daß es nicht bloß stiltliche Entrüstung über das rohe und unglückliche Leben der Dorfbewohner ist, was den Dichter leitet, sondern gewiß auch verklärter Ingrimm über deren steigenden Wohlstand.“)

Heinrich Wittenweiler stammte, nach der Sprache und verschiedenen Andeutungen des Gedichts zu urtheilen, aus dem südlichen Deutschland, höchst wahrscheinlich aus Bayern; er lebte ohne Zweifel im 15. Jahrh., gehörte zum Bürgerstand und war vielseitig unterrichtet, wie sich aus vielen Stellen seines Werkes ergibt, in denen er die mannigfaltigsten Kenntnisse an den Tag legt. Abgesehen von der angegebenen Absicht des Gedichts ist dasselbe wirklich vortrefflich und zeugt von der Erfindungs- und Beobachtungsgabe, so wie von dem ächt komischen Talente des Verfassers, der an Einfällen unerschöpflich ist und die lächerlichsten Situationen mit Geschick herbeizuführen weiß. Das Ganze schildert die Begegnisse einer Bauernhochzeit in ihren Anfängen, Festlichkeiten und nächsten Folgen, ein Stoff, der auch früher schon mehrfach dichterisch bearbeitet worden war, obgleich nicht mit der epischen Ausführlichkeit, wie es hier geschieht.

Nach einer höchst komischen Schilderung eines Bauernturniers, an welchem Herr Rithart Theil nimmt und die ungeschickten Bauern aufs Ergötzlichste foppt, werden die Liebeswerbungen des Felden, Bertsch, Trifenas von Lappenhäusen, um seine Geliebte, Mägen Ruzenzumpe erzählt, z. B. wie er sie im Stall beim Melken überrascht, bei seiner Zubringlichkeit die Milch verschüttet, daß die Kuh darüber ergrimmt und ihn mit den Hörnern stößt und er nur mit Mühe entkommt; wie er ein anderes Mal auf das Dach steigt und durch ein Loch mitten in das Feuer herabfällt, um welches die Geliebte mit Vater und Geschwistern sitzt, was Mägen eine Tracht Prügel von ihrem Vater zuzieht, da er ihr die Schuld des hierdurch verursachten Schadens zuschreibt. Endlich entschließt sich Bertsch, ihr einen Brief zu schreiben und wendet sich deshalb an den Schreiber Henrike Rebelereiber, der ihm nun langen Unterricht in der höfischen Rinne ertheilt, und ihm einen höchst sentimentalen Brief schreibt, welchen Bertsch, mit einem Steine beschwert, der Geliebten zum Fenster hineinwirft, die davon an den Kopf getroffen wird, daß sie hinfällt. Da sie aber nicht lesen kann, so geht sie zum Arzt Crivpenkra — die Kopfwunde gibt ihr dazu erwünschte Gelegenheit — der ihr den Brief liest und eine Antwort schreibt, doch nicht ohne sich zuvor auf eine Weise bezahlt zu machen, die dem Bertsch am wenigsten behagt hätte, ihr aber gar nicht mißfiel. Zwar war sie über die möglichen Folgen in Angst, doch gab ihr der Arzt guten Rath und die Versicherung, daß der Brief, den er in ihrem Namen schrieb, die erwünschte Wirkung haben würde. In der That war dieser Brief ein wahres Meisterstück voll Allegorien, Traumdeutungen und in einem hochtrabenden Styl abgefaßt, wie es überhaupt

*) So heißt es einmal:

„Seu (die botten) möchten vor gwisset haben,
Daz ein gpaur vil selten tät,
Was man in mit züchten pät,
Dem daz haubet grosser gar,
So man in ghitten gtar,
Und tuot allaine, daz er muos:
Gewalt, der ist sein rechteu buoss.“

Mund zu legen, welche mit ihren Handlungen und ihrem ganzen Wesen den lächerlichsten Gegensatz bilden. So hatte Mäglein ausgerufen, als sie den Brief ihres Liebhabers erhalten hatte: „Weh mir am heutigen Tag, Daß ich so wenig gelernt hab Lesen und auch schreiben! Das bringt mir Jammers Leiden, und macht mir Schaden, Scham und Leid. Wie soll ich meine Heimlichkeit Deffnen einem fremden Mann, Dem ich leider nicht kann Eigentlich vertrauen wohl? Die Welt ist böser List so voll. O weh, Kunst, du werthes Gut, Du höchster Hört, du edler Muth, Gewisser Schatz, du blühnde Frucht, Der Seele Heil, des Leibes Zucht, Hält ich deinen Samen gesät (gesät) Mit Sorgen und mit Arbeit, So könnte ich jetzt schneiden Mit Freuden ohne Leiden.“ — Als Vertschl den Brief erhalten und sich hatte vorlesen lassen, rief er freudig alle seine Freunde zusammen*), denen er seinen Entschluß, eine Frau zu nehmen, mittheilte. Sie um ihren Rath befragend. Die Versammlung war stürmisch; denn die Männer ratheten ab, weshalb die Frauen in Zorn geriethen und die Vortheile des ehelichen Lebens in langen Reden aufeinander setzten. Von beiden Seiten wurde vortrefflich gesprochen; da aber Niemand von seiner Meinung absteigen wollte, wurde der Schreiber aufgefordert, das Urtheil zu sprechen, der zu Vertschls großer Freude sich dahin aussprach, daß dieser heirathen solle. Auch Mägls Vater, dem nunmehr Vertschls Wunsch kundgethan wurde, versammelte die Seinigen zum Rath; sie waren bald einig, es sei die Tochter je eher, je besser an den Mann zu bringen, und so ward eine Zusammenkunft mit Vertschl veranstaltet, um ihn selbst zu hören. Da er nun erklärte, daß er Mägli zur Frau nehmen wolle, und nachdem sich deren Vater überzeugt hatte, daß er im Christenthum wohl unterrichtet sei (Vertschl sagte das Vater Unser, das Ave maria und den Glauben ohne Fehler her), wollte man die beiden Lebenden zusammengeben. Doch warnte Laifersack vor zu großer Eile; in langer Rede legte er dem Bräutigam alle Pflichten eines Christen ans Herz (eine Stelle voll der schönsten und reinsten Moral), worauf ihm ein Anderer, der Arzt Straub, eine eben so lange und eben so vortreffliche Anweisung gab, wie er sich verhalten müsse, um stets gesund zu bleiben, und ein Dritter, Uebelschmack, mit wohlgelesenen Worten von den Tugenden sprach, nach denen er streben müsse, um sich bei den Menschen beliebt zu machen. Noch Andere sprachen von anständigem Betragen, von der Haushaltung und dem Benehmen des Mannes gegen sein Weib; und als Vertschl versprochen hatte, alle die guten Lehren zu befolgen, ward Mägli herbeigeholt, um die Verlobung zu vollziehen. Nun nimmt das Gedicht wieder den früheren komischen Charakter an, das durch beinahe dreitausend Verse die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens eben so schön als ernst und würdig besprochen hatte (es erinnern diese Stellen und ihr Gegensatz

personen an die Lehren, welche Don Quixotte seinen getreuen Schildknappen erteilt). Mägli fiel in Ohnmacht, als sie die frohe Nähe vernahm; und als sie gestraft wurde, ob sie den Vertschl zum Manne nehmen wolle, begann sie sich zu wehren (denn dies hatte man ihr gerathen): „Mit Füßen und mit Ellenbogen, Schlag sie um so wohl gezogen, Daß der Frauen wohl gegen vier Kielen nieder also schier.“ Nun wurden die Bekannten aus den benachbarten Dörfern Rissingen, Seurenstorf und Rüglingen zur Hochzeit geladen, die am folgenden Tag gefeiert wurde. Nach der kirchlichen Feler begaben sich Alle in Vertschls Haus, wo die Hochzeitsgeschenke dargebracht wurden, welche freilich sehr mager ausfielen. So gab der Vater der Brant zur Aussteuer sieben Hennen nebst einem Hahn, eine Decke, einen Strohsack und einen Kittel („Hast Du Leintücher gern,“ fügte er hinzu, „so heisse Deine Frau spinnen Tag und Nacht“); Andere schenkten einen Hund, eine Kage, eine junge Ziege, ein erst gebornes Kalb („Mit der Zeit möge wohl eine Kuh daraus werden“) u. s. w. Daran! Hochzeitmahl, wo es bunt genug berging und die schönen Lehren Laifersacks von dem anständigen Benehmen bei Tische wenig Beachtung fanden. Da ward übermäßig gegessen und getrunken; und als weder Wein noch Most mehr da war, wurde saure Milch und dann Wasser herumgeboten, was denn für manche Gäste gar üble Folgen hatte. Nach dem Mahl, welches mit großer Lebendigkeit geschildert ist, wobei freilich der Dichter oft in die ärgste Unflätigkeit verfällt, begann der Tanz, der auch nicht ohne die größte Unordnung verlief, ja mit einer allgemeinen Prügelei endigte, die nicht wenig Blut, ja sogar mehrere Menschenleben kostete. Um der Verwirrung ein Ende zu machen, läutete der Bräutigam Sturm; die ganze Bevölkerung des Dorfs eilte herbei, fiel auf die fremden Gäste her und verfolgte sie bis Rissingen. Als der Bürgermeister dieses Dorfes die Trauerkunde vernahm, berief er den Rath zusammen, in welchem beschloffen wurde, von den Lappenhäusern Auslieferung der gefangenen Mädchen und Schadenersatz zu verlangen. Da aber ihr Gesandter mit Hohn zurückgejagt ward, ergriemten die Rissinger und sie ließen ihre Freunde in der ganzen Nachbarschaft entbieten, ihnen zur Hülfe zu kommen. — Unterdessen hatten die Lappenhäuser bis spät Abend gegessen, getrunken und getanzt; am folgenden Morgen aber, als sie erfuhren, daß die Rissinger ihre Boten in die Lande nach Hülfe geschickt hatten, versammelte sich auch ihr Rath, in welchem wieder mancherlei Gutes und Ernstes besprochen ward. So sehr auch die fähleren Alten wehrten, so drang doch die Meinung der Jungen durch, welche den Krieg wollten, und so wurde der Wehner geschickt, den Rissingern abzusagen. Auch sie vergaßen nicht, sich um Hülfe anzuhun; sie sandten Boten in alle Städte der Erde, nach Rom, Barcelona, Neapel, Constantinopel, Bogen, Lausanne, Paris, Leyden, in alle Rheinstädte von Köln bis Basel, Ulm, Augsburg, Zürich, Wien, Ofen, Krakrau u. s. w., welche nun einen Tag hielten, um sich über das Begehren der Lappenhäuser zu berathen: es wurden von dem Prior von Florenz, dem Hauptmann von Paris, dem Ammann von Konstanz gar schöne und kluge Worte gesprochen, und man beschloß, zwischen den Parteien

*) Auch die Namen sind vortrefflich gewählt, um den komischen Effect zu erhöhen: Fährndieuh, Mährden-moß, Hasenisch, Schlindendiepe; an andern Orten finden sich noch: Kälbenmagen, Kugelbarm, Leckenspieß, Ochsenkropf u. s. w. So sind auch die Ortsnamen gut erfunden: Lappenhäuser, Mägendorf, Mäglingen, Fußens-wille u. s. w.

zu vermitteln. Die Lappenhäuser aber verwarfen solchen Antrag, und sie schickten nun in die Dörfer um Hülfe, nach Karrenheim, Rupsenweiler, Thorenhofen, nach Rausau, von wo Riesen, Zwerge und Hegen ihnen zu Hülfe zogen. Es werden die Haupthelden beider Parteien genannt, bei den Lappenhäusern kämpften Siegenot, Herr Gede, Roland, bei den Rissingern die Schweizer, Dietrich von Bern, Hilbrand, Dietrich und Wolsdietrich. Ehe die Rissinger auszogen, erhob sich Strudel und hielt eine wohlüberlegte Rede über das, was zu thun sei, um den Feind mit Ehren bestehen zu können, wobei er eine gründliche Kenntniß des Kriegs an den Tag legte und für alle mögliche Fälle kluge Vorsorge traf. Mit Anbruch des folgenden Tages zogen beide Heere aus, und bald entspann sich ein heßiger Kampf, dessen nähere Beschreibung zu weit führen würde; es genügt zu sagen, daß die Riesen, Zwerge, Hegen, die obengenannten Helden und die Schweizer, deren Kriegsmuth überhaupt stets hervorgehoben wird, das Beste thaten. Der blutige Kampf dauerte bis in die finstre Nacht. Am andern Tag aber gelang es den Rissingern durch Kriegslist und Verrath, die Lappenhäuser zu vernichten und das Dorf zu verbrennen. Nur Triefnas entkam, der dann in den Schwarzwald zog und dort als Einsiedler nach großem Leid das ewige Leben verdiente.

Das Gedicht heißt „der Ring“, sagt der Verfasser in der Einleitung, weil es uns der Welt Lauf in einem Kreise (Ring) darstellt. Es besteht aus drei Theilen: „Der erste lehrt hosiern Mit Stechen und Turnieren, Mit Sagen und mit Singen, Und auch mit andern Dingen. Der andre kann uns sagen wohl, Wie ein Mann sich halten soll An Seel und Leib und gegen die Welt (Habe dir das für den besten erwählt); Der dritte Theil dir kündet gar, Wie man am allerbesten fahr In Rädren, Kriegeszeiten, In Stürmen, Fechten, Streiten.“ Doch, fährt er fort, weil der Mensch den Ernst nicht immer vertrauen könne, habe er das Ganze in ein komisches Gewand gekleidet, damit die Lehre desto sanfter belehre. So ist das Gedicht eine seltsame Mischung vom höchsten Ernst und der niedrigsten Komik, was nicht verfehlt, die höchste Wirkung nach beiden Seiten hin hervorzuführen, in deren Darstellung der Dichter gleich sicher und glücklich ist. Die ersten Stellen sind in einer gemessenen und würdigen Sprache vorgetragen und geben vortheilhaftes Zeugniß von der edlen Gesinnung des Dichters, von seiner tiefen Lebens- und Menschenkenntniß. Manche derselben reihen sich in würdiger Weise an das Beste, was die didaktische Poesie des vorigen Zeitraums hervorgebracht hat. Auch ist ihm dieses nicht unbekannt: öfters werden Sprüche eingestreut, die dem Freibant*) und andern früheren Dichtern entnommen oder nachgebildet sind. Ueberhaupt liebt der Verfasser die kurzen, kernhaften Sentenzen, deren viele ausgezeichnet zu werden verdienen. Wir heben nur folgende heraus: „Gott hat mir geruht zu geben Ohren zwei und Einen Mund: Dabet soll euch werden kund, Daß Einer wenig reden soll, Hören viel — so thut er wohl.“ — „Eigen Haus und eigen Kind Machen große Müß zu Wind, Und kleine Frende zum Paradies.“

*) We dem lande, daz ein kint
Haben muoss ze einem herren!
(Vgl. Freibant 72, 1.)

Noch andere finden sich in dem unten mitgetheilten Stücke. Und nun welchen merkwürdigen Gegensatz bilden neben diesen ernsten, in Ton, Darstellung und Inhalt gleich würdigen Stellen, die übrigen Theile des Gedichts, welche in poetischer Hinsicht jenen vorzuziehen sind. Wie unerforschlich ist der Humor, mit welchem er das Leben und Treiben der übermüthigen Bauern schildert, wie bewundernswerth die Leichtigkeit, mit der er stets neue und stets komische Situationen erfindet, wie groß die Lebendigkeit, mit welcher er dieselben, ohne zu ermüden, bis ins kleinste Detail ausmalte, wobei er freilich oft nicht bloß ins Niedrige — denn dieses könnte man ihm billiger Weise nicht zum Vorwurf machen — aber selbst ins Pöbelhafte, Aufstößige und Gemeine verfällt. Dies hat er freilich mit andern Dichtern der Zeit gemein, und darin allein, so wie in der oft rohen und harten Sprache erkennt man, daß er der vorliegenden Periode angehört: in allem Uebrigen reißt er sich den bessern Dichtern der früheren Zeit an; seine vortreffliche Schilderung des großen Kampfs beweist, daß er fähig gewesen wäre, auch größere und edlere Thaten zu besingen.

Bertschi fragt seine Freunde um Rath.

176 Sein parlament so huob er an:

„Hört, ir frawen und auch man
Lieben freunt, vernempt mich eben,
Und geruoht, mir rat se geben!

25 Ich mag nicht lenger sein an weib,
Scholtz mich chosten meinen leyb.

Ich han mir einen anderkom,
Die mir ze sälden ist geporn.
Ich muoss sey han, es tuot mir not,

30 Anders ich würd ligen tot.
Daz ist ein dink, daz ich euch bitt,
Und traun, ir sayt mir treulich mit
An rat und auch an hilf dar zuo.“

Des antwürt im do Farindiekno,

35 Der sein nächster ohaym was:

„Ich chan dir nicht geraten bas,
Tuo ein dink, das wesen muoss,
Und acht nicht umb einr hennen suoss.
Was man sing und was man sag!

40 Des hilf ich dir, so vil ich mag.
Des wunders mich joch gar bevillt.
Daz du von uns nu haben wilt

17d Rat umb sach nach deiner sag,
Die anders nit gewesen sag.“

Hin wider sprach do Triefnas:
„Wetter ziegel, was ist das?

5 Wer chan iedermann gevallen

In ernst, in schymph und auch in schallen?
Nie chayn dink, daz ward so schlecht,
Güter rat, der chäm ym recht.
Dar umb, Cumpost, wiczen vol,

10 Rat mir, wie ich faren sol!“
Cumpost, der huob an und sayt:
„Ich brüß, daz in der christenhayt
Dreu ding man vindet guot von art.
Zuo den nie guot ze raten wart

15 Durch der grossen fluochen wegen,
Die man geyt den ratgeben:
Daz ist, zu einem münch ze werden,
Weyt ze farn auf diser erden,
Und auch zuo der heiligen e.

20 Also sag ich dir nit me.“

„Doy, was wunders was ist das?“

- sprach zu Bertschi Friernas,
 „Wie mag yemer misselingen
 Weisem rat zuo guten dingen?“
- 25 Nu dar, mein lieber Rürenmost,
 Gib mir warm in disem frost,
 Mach mir chuol in diser hiez
 Mit deinem rat von chluoger wicz!“
- Rürenmost, der sprach also:
- 30 „Dein dink, das ist gestalt also,
 Daz du jo reuwich muost beleiben,
 Welhen weg du dich wilt scheiben.
 Nimpst ein weib, dicz wesen muos,
 Daz dir wirt sorgen niemer buoss,
- 35 Arbayt get dir selten ab;
 Merk vil eben, was ich sag!
 Hast du danne weibes nicht,
 Chäin sälde deinen leib geschicht,
 So wilt dein äygen pluot verderben.
- 40 Ein frömder gast, der wirt dich erben.“
 Do daz nu Bertschi so vernam,
 Von läid er von ym selber cham,
- 18 Er sprach: „Nu we mir heut den tod!
 Umb und umb ist angst und not.
 Fesafögili, sag an,
 Was tät noch ein cristen man?“
- 5 Des huob der guot man an und sprach:
 „Wir horrend, daz in disem bach
 Jeder furt ist bös ze reyten;
 Dar umb so lassen wir die seitten,
 Die die böser ist genant,
- 10 Und kerin zuo der bessern hand!
 Daz ist, du scholt also beleiben,
 An eim weib dein zeyt vertreiben.“
 Scheyssindpluomen dicz vernam,
 Wie schier sey huob ir chlaffen an,
- 15 Des auch nicht zersweigen was!
 Sey sprach: „Her Niggel, wisset das,
 Ein weiser man, der chan her zellen
 Allen stuck und dar us wellen,
 Was das bester wesen schol;
- 20 Dar iun man spürt sein wicze wol.
 Daz böser habt ir aus gelesen,
 Des muost ir unser narr wesen.
 Ist nicht wäger, daz ein man
 Hab ein frawen wol getan,
- 25 Die sein phlege nacht und tag
 Mit flisse, so sey beste mag,
 Dann daz er also beleib
 Arm und ellend an ein weib?
 Was sorgen wil er dann haben?
- 30 Der sich vekent mag betragen,
 Daz ym gesund ist an dem leben,
 Wil er gutter sinnen phlegen.“
 Snellagödili vil drat
 Sprach: „Dicz dink wil haben rat
- 35 Und bedarff noch wiczen vil:
 Es ist nicht ein chindenspil.
 Wistz, das besser ist, ze sterben,
 Dann ein böses weib erwerben,
 Die dich sirtet durch das jar
- 40 Taugenleich und offenbar
 Mit schelten und mit fluochen,
 Mit straffen und versuochen.
 Nieman mag vor ir genesen.
- 8 b Pist du aus dem haus gewesen,
 So schnarchelcz her in irm zorn
 Und spricht: Du hast dein trew verlorn
 Gen mir, des muost du liden;

- 5 Du gest zuo andern weiben,
 Stest du aver in dem haus,
 So sprichtz: „Die nunn kumpt niemer aus:
 Mich duncht, es sey ein stubenritter,
 Er stinkt so saur, er feist so bitter
- 10 In der äschen bi dem feur,
 Daz mir allen fröd ist teur.
 Emphilst du ir das haus mit sampt,
 So wil sey herschen in dem ampt.
 Wilt du dir ein teil behalten,
- 15 So sprichtz: Sein müss der tievel walten!
 Getar er mir getruwen nicht?
 Ich stift im gift, dem bösen wicht.
 Seczt sey dir dann hürner an,
 So muost tu tuon recht, sam ein man,
- 20 Der sein laster schol verswigen.
 Und sam ein wolf gefangen lygen.“
 Dar zuo sprach frow Follipruoch:
 „Mich sympt, du seist der weiben fluoch.
 Waistu nicht, daz in aller hab
- 25 Guot und bös man vinden mag?
 Dar umb spricht ein wiser man:
 Suoch ein weib nicht verr hin dan!
 Wilt du aber einen herren,
 Sich, den vinde dir von verren,
- 30 Von dem dich mügest brechen wol,
 Halt er dich nicht, sam er schol.
 Hie pey macht du merken gar,
 Wie ein man ym recht dervar
 Ein weib geschickt von guoter art,
- 35 Vor der käin dink nie besser ward;
 Wenn beleibst du in dem haus,
 Sey ist dein phleg, sey wart dir aus;
 Verst du aus, sey ist dein segen!
 Gest du ein, sey kumpt hin gegen
- 40 Mit irem minnechleichen gruos,
 Er tuot dir alles leides buoss.
 So hacz mit trewen schon behuot
 Haus und er und ander guot.“
- Haffenschlek enmocht dicz nit leiden;
 18 c Er sprach: „Waz schol ich fürbas sweigen?
 Siha, wunder, was die chlaft!
 Sey wil uns leren kauffmanschaft
 Zuo weiben, dar an ieder man
- 5 Betrogen wirt, wie vil er chan.
 Man versuochet älle dinch,
 E das man den chauff volprinch,
 Dann alläin die fäigen frawen,
 Die sich so selten lassen schauwen
- 10 Aigenchleichen vor der e.
 Daz pringt vil mangem jamers we,
 Der im da lernet gar ze spat
 Die tädel, die sein weibe hat.“
- Erenfluoch, der ward sô gach
 15 Ze reden, daz sey sich vil nach
 Besäichet hiet ze stunde.
 Seu ruoft aus irem schlunde:
 „Her Haffenschlek, ir seics ein chnecht,
 Der wider Got und widers recht
- 20 Wüsten vil die häiligen e;
 Das tuot mich ser und tuot mir we.
 Sagt mir, wo habt irs gelesen,
 Das yecleich weib schol ubel wesen?
 Habt ir noch nicht das gesehen,
- 25 Daz man iedem wol schol jehen,
 Alle die wil er nicht enist
 Bewärt ein mensch mit böser list!“

- Dis verhörreret Nagenflek,
 Er schre: „Sim, scha durch ein zwek!
 30 Die hat gelernt nach irm versehen
 Der sibem künste viersehen.
 Noch wäiss sey wenich, daz die schrift
 Für wars von allen frawen spricht:
 Von natur ist iedlich weib
 35 Unkeusch gar an irem leib!“
 Snattereyna dicz verreit;
 Sey sprach: „Und ist es noch nicht wett,
 So hörr noch eins, das sag ich dir.
 Wer nach seines herzen gir
 40 Leben wil, der tuot nicht recht,
 Es sey ritter oder knecht.
 Dar umb so hat uns Got gegeben
 Beschäidenhait, nach der wir leben
 Gmäyuchleich und nit, sam die hund,
 45 Den käyn er ist worden chunt.“
 18 d Schlinddenspek sich macht herfür,
 Er sprach: „Hy, yo, was ich noch spür
 Mü und zerung pey der e!
 Gnuog und vil und dannocht me
 5 Haben muost du so zehant
 Gelt und reiches pettgewant,
 Frawencläynet, hausgeschier,
 Cläyder vil für ander vier,
 Wein und brot und fläisch und visch,
 10 Und anders glöht zum tisch,
 Haus und hof und knecht und vich,
 Äker, wisen. Bertschi, sich,
 Merk und höre, was seyn wirt,
 Das uns armen leute syrt.“
 15 Töreleyna: „Sim so,
 Mich dunkt, du seyst gemacht us stro,
 Also get dir von dem mund
 Toren red ze diser stund.
 Du sprichst, wil er ein frawen haben,
 20 So muoss er gelt im päutel tragen,
 Dar zuo gewand und ander ding.
 Hörr ein anders, das ich sing!
 Sag mir, wie tet Adam,
 Der dhain phennig nie gewan
 25 Und lebt neun hundert jar und mer
 Mit eren in der alten e.
 War zuo ist das bette guot?
 Sichstu nit, wie ein Unger tuot,
 Der nie kain vodergwand gesach,
 30 Und schaft im dannocht guot gmach?
 Wilt du haben ander gewand,
 Sich ein weib von Spangenland,
 Die kain andren chläider hat,
 Ein leinlachen ist ir wat,
 35 Gestrichet ob der achseln zuo,
 Da mit so hütet sey der kuo
 Und gat zuo fuoss, wie schon sey spint,
 Und trägt ein wiegen mit eim kint.
 Frawen chläynet, was ist daz?
 40 Daz ist ir tugent, die vil bass
 Zierent schon ein yedeleich weib,
 Dan mit perlen chrönter leib.
 Hausgeschier, daz ist wol guot.
 So tuo, sam oft ein soldner tuot,
 45 Der ym umb einen schilling vint
 Küchingrait zuo seim gesint.
 Mag er dan nicht wein gehaben,
 19 So schol er sich mit wasser laben,
 Sam ein man von Reussenland,

- Dem chäyn weinreb ist derkant.
 Wem ist dann des fläisches not?
 5 Ein prediger hat wangel rot,
 Dar zuo fläissü angesicht
 Und doch kains ochsen nicht.
 Du retst umb visch? Du bist nicht weis.
 Wis, es ist ein herren speis.
 10 Der wein und pfeffer niht enhab,
 Der tuo sich aller vischen ab.
 Haus und hoff, daz ist ein er.
 Hörr, wie tuot ein Lamparter,
 Der in eins andern herberch stet,
 15 Und sich noch drei stunt bas beget
 Mit seinem gelte fru und spat,
 Dan der haus geschaffet hat.
 So sprichst du: Wo ist knecht und dirn?
 Mich dunkt, du seist ein tabigs hirn.
 20 Wer nicht haben mag en knecht,
 Der dien ym selber, daz ist recht.
 Nu muoss oft einr eim andern dienen
 Und ym in seinen drüssel gienen.
 Vich ist nütz nach deiner sag:
 25 Ja, äss es weder nacht noch tag,
 Geschäch ym von kaym schalmen layd,
 Noch von wolffen auf der häid.
 Acker, wisen wärid guot,
 Bhielt seu Got vorm schaur behuot
 30 Und vor frömdrer sichel gar,
 Vor mausen und vor vogel schar.
 Protz! des ist uns allen not:
 Gelobt sey er, der uns es bot!
 Doch bedarff man sein nicht vil,
 35 Der nach der masse leben wil.
 Nach der weisen lerer sag
 Kainem man gebresten mag,
 Der sich benügt, die weil er wert,
 Des, da die sein nataur begert.“
 40 Ofenstek dar uber sprach:
 „Jamer, not und ungemach
 Ist noch an den weiben vil,
 Sam ichs euch beschaiden wil.
 Ist sey schön und junger tagen,
 45 Kain guot du macht von ir gehaben.
 Du pist versmacht, so kans auch nicht,
 So ist es swär nach meinr versicht,
 Ein dinck ze holten sunderbar,
 19 b Nach dem man stellet durch daz jar.
 5 Ist sey alt und ungeschaffen,
 So mag sey anders nicht, dan klaffen.
 Du bist versaumt, sey fröwt dich nicht;
 So ist auch hart, sam man da spricht,
 Ewekleich ein dinck ze halten,
 10 Des da niemant wil gewalten.
 Hat sey dann der freunden vil,
 So träyst du sorg zuo allem spil,
 Ob ir einer richt scand
 Und pring dich sampt mit ym vom land.
 15 Die armen nagend dich aufs päyn,
 Die reichen achtend dein vil kläyn.
 Wilt du leben ungeschlagen,
 So muost sey für ein frawen haben.
 Ist sey ungefreund und arm,
 20 So hast du wirser nie gevorn.
 Wie oft man dirs in daugen schlecht,
 Du hast dich gnidert und gswecht,
 Du bist ze einem bettler worden,
 Mit weib und kindern gar verdorben.“
 25 Junchfraw Fina sprach zehant:

- „Yederman, der sayt sein tant,
So wil ich auch den meinen an
Heven, so ich beste kan.
Ofenstech, noch bist ein gpaar!
30 Waz sayt der maister von nataur?
Spricht er nicht, daz seubreu gestalt
Rains gemüt in ir behalt?
Dar umb schol kain weiser man
Schones weib für übel han.
35 Ist sey jung und chan nicht vil,
Dar zuo ich dir sagen wil,
Daz sey noch gelernet wol,
Was ein hausfraw kunnen schol.
Sey lat sich piegen und auch smiegen.
40 Sam ein kindel in der wiegen,
Muost du dann ein alten haben,
Daz scholt du dannocht wol verklagen.
Sey ist dein amm und pent dirs wol,
Sey tuot dir alles, das sei schol.
45 Mag sey dann nit kinder tragen,
So scholt sey für ain muoter haben.
19 c Ist sey dann nicht hubsoh, daz sey,
So scheint sey dester bas da pey.
Wie schon ich das bewaren mag
Nach der chluogen logich sag,
5 Ye ungestalter ist ein weib,
Ye mer sey zieret iren leib
Mit bstreychen und aufmachen,
Mit gwand und anderen sachen:
Ye me sey dann gezieret ist,
10 Ye schöner scheint sey ze der frist!“

Johannes Rothe.

Johannes Rothe, aus Luxemburg gebürtig, war Mönch zu Eisenach und Kapellan der Landgräfin Anna von Thüringen, die ihn zur Abfassung seiner Thüringischen Chronik veranlaßte, von welcher weiter unten die Rede sein wird. Er starb im J. 1434. Wir besitzen von ihm außerdem noch ein „Leben der heiligen Elisabeth“, welches er wahrscheinlich nach einem lateinischen Originale bearbeitete; vielleicht benutzte er auch zugleich die ältere Dichtung (S. o. S. 487), doch steht sein Werl jener in jeder Beziehung weit nach, ob es gleich immerhin die bedeutendste Sagenichtung der Zeit ist. Es fehlt ihr sogar die religiöse Begeistung, durch welche jener ältere Dichter die Mängel des Talents oder des Stoffes verdeckte, und wenn uns der ehrliche Rothe alle die Wunderthaten und die nicht selten ekelhaften Kasteiungen seiner Heiligen noch so ausführlich und gläubig berichtet, so nehmen wir doch bald wahr, daß sein Glaube ihn kalt läßt: er spricht, wie ein trockner Ascetiker, der in den Bunnern und in der aufopfernden Hingebung der Heiligen nicht die Erhebung des Gemüths erblickt und begreift, sondern nur die mönchische Selbstquälerei sieht, die er den Menschen als das beste Mittel empfiehlt, den Himmel zu gewinnen.

Von dem tode vnd abscheidong der heyligen sant Elysabet von dieser werlt in dy ewigen seligkeit.

Dä es Gotte behaget deme Herren,
Das er dy scharn wolt merenn
Seyner seligen in dem ewigen leben,
Ouch wolte inen Gott ewig lon geben,

- 5 Vnd seyne arme dynerin belonen
Mit der ewigen frölichen kronen,
Dä erschiene er ir in einer nacht,
Als sy lag in des schlaffes macht,
Vnd sy erkende in einem gesichte
10 Gar ein wunderschön lichte.
Vnd er sprach zu ir vbrlaut:
„Kom zu mir, dā ausserwelte brawt,
Kom du süsse inniglich,
Vnd gehe frölich in das ewige reich,
15 Das dir ist mit schonem gebew bereit:
Dä wil ich dich selber eingeleyten.“
Zu hant als es dä morgen wart,
Lyes sy bereyten auf der fart
Alles, das sy solt vnd wolt haben
20 Zu irem begebnis vnd begraben,
Vnd gieng zu allen iren syechen nu,
Vnd gesegnet sy vnd was frö,
Vnd teylet ine mit, was sy hatte.
Vnd dä sy es alles wol bestatte,
25 Dä lonet sy irem gesynde
Mit deme, das sy bey ir mochte finde.
In ain krankheit begonde sy sich keren,
Vnd sante nach irem beichttherren,
Vnd sprach in demut ire schult,
30 Vnd setzte sich in grosse gedult.
Vnsers Herrn leichnam sy da nam
Mit grosser andacht, als ir gezam,
Vnd lyess sich ölen ouch damit,
Als es ist der Christen syt,
35 Vnd gesegnet dy leute zu den stunden,
Alle dy dä bey ir wurden funden,
Darnach alle dy edlen frawen,
Dy zu ir quamen vnd wolden sy schauen.
Vnd alle leut, wie dy waren gethan,
40 Dy musten ir vrlaub han,
Dy gesegnet sy vnd lyes sie gehen.
Sy wolt nymant da lassen stehen,
Sondern sich bekommern mit Gott alleine.
Vnd begunde bedencken vnd beweyne
45 Das gestrenge gericht vnd dy klage,
Dy sich hebet an dem jungsten Tage,
Das sy dan ouch solt vbirgehen.
Dä begunde sy Got mit innigkeit flehen,
Das er seine barmhertzigkeit vbir sy wendet,
50 Wan er ire gerechtigkeit erkennet.
Ir beichtiger dä bey ir säs
Vnd was irs hawssgesindes was,
Vnd fraget sy von irem gut gar eben,
Wou man das hien solt gebenn.
55 Dä sprach sy: „Alles das ich hab,
Wen man mich bringt zu deme grab,
Vnd wen ich nymmer hab mein leben,
So sal man das armen leuten geben,
One den besten rock, den ich habe,
60 Dä sol man mich inne begrabe.“
Also lag sy stille biss zu der vesperzeit,
Vnd wart dä der leute alle qneit,
Vnd bekommert sich dä mit der heyligen
schrieft,
Wu dy irgent guts hatte gestieft,
65 Vnd was sy gouter predigen hat gehört,
Dy bedachte sy alle zuvort,
Wy Cristus vns das zu nutze schickte,
Das er Lasarus wieder erquickten,
Vnd selbst von deme tode erstundt:
70 Dys anderweit und ofte redt das ir munde,
Darnach sy mit dem houbte neiget.

- Eine lange weile sy schweig,
 Das sy gesprach ny kein wort.
 Abir gleichwoll so wurde gehört
 75 Gar eine süsse stymme in ir kele,
 Dy wär tuncel vnd nicht helle.
 Der mond ir abir zu was,
 Das man nicht gemercken kont das,
 Das sy den moad beweget,
 80 Adir dy lippen irgent reget,
 Dā begunden sy dy frawen fragen,
 Dy ir warten solden vnd pflegenn,
 Was doch were dy stymme vnd dy wort?
 Sy antwort: „Habt ir sy nicht gehört,
 85 Da dy engell also mit mir syngenn?
 Ich bewege doch meine zungenn.“
 Also lag sy in freuden vnd was betrachten,
 Biss dy hannen melden dy mitternacht.
 Dā sprach syhe: „Sehet, nu kombt dy stunde,
 90 Als die Jungfraw Maria geben künde
 Jesum Cristum, vnsern heyland,
 Den uns Got zu erlosen hat gesandt.
 Der wil mich nu ouch erlösen
 Von der schnöden werlt vnd der bösen.
 95 Nu wirt vns ouch die zeit kont,
 Dā Cristus vom tode entstondt,
 Vnd nam aus dem kercker alzuhant,
 Was er derselbigen darinne fant.
 Also wölle er meine seli in seine hende
 100 Entpfahen von dysern elende!“
 Also gab sy dā uf iren geyst,
 Dā wart also süsser roch geleyt,
 Als ob dy wurtes auf erden
 Musten zu einem pulver werden.
 105 Wol das sy an irem leben wolt,
 Das man sy armutlich begraben solt,
 So sach man doch zu irem begrebnis kommen
 Vñ grosser leute, die das vernommen,
 Edel und unedel, weib und man,
 110 Das ir begrebnis wurde eerlich gethan.

Hans Rosenblüt.

Mit Hans Rosenblüt*) beginnt die Reihe der bekannten Nürnbergschen Meistersänger, die



Die Feste Nürnberg.

mit Hans Sachs ihren Höhepunkt erreichte. Von seinem Leben ist wenig bekannt; nur so viel ist sicher, daß er schon im J. 1431 und noch nach 1460 dichtete. Er gehörte zu den Wappendich-

tern*), ob er aber auch ein Wappenmaler war, wie man aus einer Stelle seines Gedichts auf Herzog Ludwig von Bayern-Landsbut schließen will, ist wenigstens ungewiß. Wie sein Beruf es mit sich brachte und er selbst in dem angeführten Gedichte ausdrücklich erwähnt, suchte er „an den Höfen seine Nahrung“ und reiste daher „zu Fürsten und Herren, zu Königen und Kaisern“; doch muß er sich meistens in seiner Vaterstadt aufgehalten haben, welcher er mit der glühendsten Liebe zugehan war und an deren Fehde gegen die benachbarten Fürsten und Herren er persönlichen Anteil nahm, wie er auch die Streifsüge gegen die Hussiten als Freiwilliger mitmachte. Er hatte den Beinamen „der Schnepperer“, mit welchem er sich selbst in seinen komischen Dichtungen (seltener in seinen ernsthaften) bezeichnet: dies heißt so viel als der Schwäger, wie er sich selbst auch einmal nennt.**)

Rosenblüts lyrische Gedichte haben wir schon erwähnt (S. 612); seine dramatischen Dichtungen, durch welche er unter uns am berühmtesten geworden ist, sind erst weiter unten zu erwähnen; hier haben wir nur seine epischen Gedichte zu betrachten, in welchen sich sein Talent am glänzendsten zeigte, und es ist daher sehr zu beklagen, daß bis jetzt nur sehr Weniges von denselben gedruckt wurde. Obgleich Rosenblüt durch seinen Beruf in die Nähe der Fürsten und Herren gebracht wurde, und er dieselben in seinen „Wappenzuden“ wohl auch übermäßig lobte, so war er doch in der That ganz bürgerlich gesinnt. Sein Aufenthalt an den Höfen hatte dem scharfblickenden Mann die ganze Erbarmlichkeit gezeigt, in welche der Adel und die Fürsten gesunken waren, es hatte sich ihm die Uebergengung aufgedrängt, daß Gutes und Großes von dieser Seite nicht mehr zu erwarten sei, daß vielmehr in den bürgerlichen, wie in den geistlichen Verhältnissen ein völliger Umschwung eintreten müsse, um dem allgemeinen Verderben zuvorzukommen. So sagt er in dem Gedichte „vom Einstedel“ (wir führen nach Servinus an, da uns die Handschrift nicht zu Gebote steht): „Die Frommen steht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie drücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen

*) Um dieselbe Zeit lebte zu Nürnberg noch ein anderer Hans Rosenblüt, welcher Prior im Dominikanerkloster war, und der öfter mit dem Meistersänger verwechselt wird, da auch er dichtete, und unter Andern einen Spruch von der Reichs-Stadt Nürnberg geschrieben hat.

**) Noch ein anderer gleichzeitiger Dichter, Peter Schmieher, führt den Beinamen Schnepperer; es scheint also, daß derselbe mit Bezug auf den Dichterberuf erteilt wurde. Wurden ja sogar zu derselben Zeit die Priameln Schnepperer genannt, und solche Gedichte mit religiösem Inhalt hießen „geistliche Schnepperer“. Auf keinen Fall bezeichnet dieses Wort einen „Vader“, wie Lied es erklärt. Eine andere Ableitung hat mehr Wahrscheinlichkeit: „Schnepper“, „Schnepperlein“, hieß vordem eine stählerne Armbrust; noch heute heißt ein Theil des Nürnberger Stadtgrabens „der Schnepverleinsgraben“, weil wahrscheinlich in denselben Lebnungen im Schießen mit der Armbrust vorgenommen wurden. Bezeichnete vielleicht „Schnepperer“ einen glücklichen Schützen? „Schnepperer“ nannte man übrigens auch diejenigen Metallarbeiter, welche dergleichen Armbrüste machten; war etwa Rosenblüt ein solcher?

*) Rosenplüt, Rosenplutt, Rosenpluet, auch wohl Hans von Rosenplüt.

schlugte und kürzte spaltete, so ist kurz und abel von Schande entsetzt, ihre Gerechtigkeit besteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man sie zum Hof hinausjagt.*) Zum Papst wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stifft den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen graust, da sie im Lande fengen und brennen; Leute mit vergiftetem Ruse, die vielleicht selbst hinterm Busche gepast haben, werden zu Domherren gewählt, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfürnde erst Hab und Gut erhalten, und braucht auf Gold nicht mehr auszutragen, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischof, so wählt man ihn an seine Stelle, da er im Stifft mächtig geworden; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande im Eisenhut und Panzer, zum Schreden der Räte und Rälber, welche die Armen nähren sollten. Raum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfürnden das Volk noch belehrt.“ Dieser Erbarmlichkeit gegenüber stand ihm sein freies Nürnberg, das an Wohlstand und Macht von Tage zu Tage zunahm, und es mußte daher nicht bloß die angeborene Liebe für die schöne Vaterstadt, sondern ganz vorzüglich das rege, nach allen Seiten hin sich tüchtig entwickelnde Leben der freien Gemeinde ihn für das Bürgerthum gewinnen, ihm dasselbe als die Grundlage einer bessern Zukunft erscheinen lassen. Zwar übersah er auch die mannigfaltigen Gebrechen nicht, welche sich in den Städten zeigten, aber wenn er sie auch tadelte, so trat auch selbst im Tadel seine Vorliebe für den Bürgerstand kräftig genug hervor. Wie schon gesagt, nahm er an dem Kriege der Nürnberger mit den zwei und zwanzig gegen sie verbündeten Fürsten (1450) persönlichen Antheil; seine Freude über den Sieg der Seinigen sprach er in einem längeren Gedichte aus, welches freilich den Kriegsliedern der Schweizer in keiner Weise gleichzusetzen ist, diese insbesondere weder an Kraft der Begeisterung, noch an Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung erreicht. Dergleichen alle einzelnen Begebenheiten weltläufig erzählt sind, so tritt uns doch kein so lebendiges Bild entgegen, als z. B. in Halb-Enters Lied, der nur die Hauptpunkte heranshebt. Selbst die bessern Gedanken, deren das Gedicht nicht wenige enthält, verlieren durch die breite Darstellung. „Die von Nürnberg“, heißt es darin, „schickten aus ein Thier, Das war so grausamlich gestalt't, Das ging aus in der Woche zwier (zweimal): Das Thier hat viele ihrer Feinde bezahlt; Das haben Ritter und Knecht eingenommen. Das Thier gab aus Blei und Pfeil: In Tag und Nacht reißt es zwölf Meil Und ist allezeit ganz in die Heimat gekommen. Sie haben oft auf dasselbe gemarrt (gejagt), Mit Ritter und mit Wagenburgen: Das Thier stand so fest und hart, Daß es Niemand konnte niederwurgen. Das Thier, das hatte einen Küssel vorn Mit tausend Büchsen und Armbrustschüssen: Ein Rönig mocht wohl fürchten seinen Jorn, Das Thier mit seinen messingenen

Spargen.“) Zwei tausend Spießträger waren seine zwei Seiten Und auch sein Bauch, das ist sein Scherg; Sein Schwanz waren sechshundert Reiter, Achthundert Schweizer waren sein Herz. Eine Wagenburg, so heißt sein Ram: Das Thier hat Manchen nachgezogen; Wenn es gegen den Markgrafen Albrecht gezogen kam, so ist er vor dem Thier geflohen.“ Die Tapferkeit der Schweizer wird noch an andern Orten gehührend anerkannt. Der gute Nürnberger, der wohl nicht die vorthellhafteste Meinung von dem Muth der Reichsfürsten hatte**), scheint jede Gelegenheit zu ergreifen, ihnen die Schweizer als Muster vorzuhalten, denen sie nachzusehen sollten, wenn es ihnen daran liege, ihre Freiheit gegen die Anmaßungen der Fürsten zu behaupten, und namentlich gegen den wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dessen Tapferkeit ihm den Beinamen Achilles erworben hatte. Wir theilen noch eine dahin bezügliche Stelle mit. Nachdem er den Beginn der Schlacht bei Hempach erzählt, fährt der Dichter fort: „Der Markgraf schrie: „Wenn sie sich verschliegen, So wollen wir dann in sie rennen; Die Schweizer mit den langen Spießen, Die wollen wir am ersten trennen.“ Da schrie ein Ritter: „Fürst, edler Herr, Laßt uns so jämmerlich nicht morden! Hört zu: sie schießen je länger, je mehr, Sie sind zu ettel Tauseln worden. Für sie hilft weder Kreuz noch Segen, Und auch kein Harnisch von Stahl und Eisen; Sie fürchten weder Schwert, noch Degen: Dieses Volk kann Niemand abweisen. So nehmen die Schweizer Niemand gefangen: Darum laß uns von ihnen wenden: Der grimmige Jorn hat sie umfangen, Sie werden den Adel hie morden und schänden.“ — „Da hub sich ein Füllen von ihnen Allen, Und sie sind also schnell von dannen gerückt, Und wäre ihrer Einem ein Auge entfallen, Er hätte sich nicht darnach geküßt.“

Wenn das eben angeführte Gedicht „vom Kriege zu Nürnberg“ für die Charakteristik des Dichters und seiner Zeit von vielseitiger Wichtigkeit ist, so ist es dagegen in Rücksicht auf den poetischen Werth eines seiner schwächsten Zeugnisse; er hatte für die größere epische Dichtung kein Talent, eben so wenig für religiöse und allegorische Dichtungen, unter denen wir nur „die sechs Aerzte“ erwähnen, deren mühsam gesuchte Bilder, Ausdrücke und Wendungen bei der durchweg platten Haltung des Ganzen eine ganz unerfreuliche Wirkung hervorbringen. Dagegen hat Rosenblüt ein ausgezeichnetes Talent für die kleinere, namentlich komische Erzählung. Er hat eine nicht geringe Zahl von Schwänken geschrieben, von denen bis jetzt nur wenige durch den Druck bekannt geworden sind. Die meisten sind von großer Derbheit, sowohl des Stoffs, als der Darstellung, da er keinen Gegen-

*) Wahrscheinlich meint der Dichter die Reutergewehr.

**) In einem von Cervinus angeführten Spruchgedichte Rosenblüts auf die Jüge gegen die Hussiten sagt er: „Man kommt um Gottes willen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu füllen; man jankt um den Kleinod einer Stadt, noch ehe man sie hat; man unterhandelt, man beräth, man spinnt ungeheiltes Berg, man veruneinigt sich über das Bannertragen, man vermisst sich hoch und theuer, und setzt die heiligsten und ehrenrührigsten Schwüre daran, daß man mit tapftrer Hand streiten wolle, und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertstreich davon, so daß eine gleiche Zahl von Rademägden ein Besseres geleistet hätten.“

*) Dies erklärt wohl auch, warum Rosenblüt die Fürsten in seinen Wappentreden so übermäßig lobte, und vielleicht übertrieb er das Lob aus Schalkheit, um den Gegensatz zwischen der Wahrheit und seiner Dichtung recht handgreiflich zu machen.

Stand zurückweist, wenn er nur Gelegenheit zum Lachen darbietet, und seinen Ausdruck, selbst den kräftigsten nicht verschmäht, ja solche geradezu den feineren, aber weniger sinnlichen immer vorzieht, die er in der Volkssprache fand. Er erzählt mit großer Leichtigkeit, ja oft mit Anmuth, besonders wenn er Gelegenheit findet, seinen heitern Humor, seine Schalkheit durchblicken zu lassen. Unter seinen Schwänken theilen wir einen der bekanntesten mit, „den Mann im Garten“ (1), der außer einigen weniger bedenklichen Stellen noch ziemlich züchtig gehalten ist. Hat er den Stoff zu diesem Schwank wahrscheinlich einer älteren oder einer fremden Erzählung entnommen, so hat er dagegen im „Gredlein zu Lichtmeß“ (2) ein Bild aus dem häuslichen Leben seiner Zeit gegeben, welches freilich eben nicht sehr erbaulich ist. Solche Gespräche zwischen Frau und Magd finden sich auch bei Hans Sachs, dessen Stoffe und Darstellungen, welche sehr häufig an seinen Vorgänger im Schwank und im Drama erinnern.

So sehr sich Rosenblüt's Talent vorzüglich zum Komischen neigte, so war er doch auch in der ernster gehaltenen Erzählung glücklich; davon geben seine bekannten Gedichte: „der Kluge Narr“ und „der König im Bade“ vollgültiges Zeugniß, in denen er tief religiöse und edle Gefinnung beurkundet. Auch „die Beichte“ (3), welches, wie das Gredlein, bis jetzt noch nicht im Druck erschienen ist, beweist, daß derselbe Mann, der sich in seinen Schwänken so leichtsinnig erweist, der, wie wir oben gesehen haben, die argen Gebrechen der Kirche tief erkannte und durch seinen Tadel wohl nicht wenig dazu beigetragen hat, die Gemüther seiner Mitbürger für die Reformation empfänglich zu machen, der ernstesten Ueberlegung fähig war und lebendigen Sinn für die religiösen Uebungen hatte.

1. Der mann im garten.

- Ein reicher man het ein knecht,
Der dienet jm manch jar gerecht,
Bisz auff ein stund und auff ein zeit,
Das er stark um die frawen freit,
5 Und kam sie mit groszer bet,
Das sie seinen willen thet;
Darumb so wolt er sein jr eigen
Und sich in jrem dienst erzeigen
Ze aller zeit mit leid, mit gut,
10 Mit kraft, mit macht, mit fleisch, mit blut.
Die fraw, die sprach: „Es ist dein schimpff,
So zeuch ich dir in ein glimpff;
Ist es dir aber in deinem mut,
Fürwar, es tut dir nymmer gut.
15 Ich wil es deinem hern sagen,
Und wil jms kleglich von dir klagen,
Das du jm sein ere also wilt steln.
Der weiten zilstat wirst du veln:
Darumb reisz ab dein geschoss!
20 Es ligen hundert tausend schloz
Vor dem, das du hast begert:
Darumb laas ab, du wirst nit gewert!“
Er sprach: „Nu fraw, bedeck euch basz,
Und seht in meines herzen fasz,
25 Do findt jr einen solchen fundt,
Grosz lieb und trew bisz auff den grundt.
Ir habt mirsz lang genug aufgeschoben;
Mein hertz vor leid ist aufgedoben;

- O fraw, bint mir das wider zu!
30 Gar klein und wenig ist mein ru:
Darumb versagt mir nit so hart:
Wann ich wil steen allzeit in wart,
Dieweil ich mag haben mein leben.
Mein hoffnung wolt ich noch nicht geben
35 Umb hundert tausent goldes marckt:
Darumb, frawe, seht gegen mir nit so karckt!“
Sie sprach: „Dein zung ist wol geschmirt,
Die mir mit worten suusz hoirt;
Deine wort sein suusz und dabey hel.
40 Ich sag dir zwar, du wurffst noch fel,
Du vhest nit visch in disem see,
Wer dir nach mir noch eins als wee!
Dein necz, das ist zu weit gestrickt,
Und ist zu vischen nit geschickt:
45 Darumb schiff wider an das lant.
Mein hercz hat sich von dir gewant:
Ich hab ein frummen elichen man,
Der mir ein solchs wol bussen kan,
An dem mich allzeit wol genuckt.
50 Kein mensch mich doch nit uber duckt.“
Er sprach: „Fraw, erst pin ich erschrocken:
Ir leut mir gar die toliche glocken;
Der schwengel schlecht mir an mein hercz.
Noch hoff ich, fraw, es sey ewer scherz.
55 Wann ir mir recht het verseit;
Kein scharasach nie als wol verschneit,
Der mir mein hercz macht verschneiden.
Versagen, fraw, das solt jr meiden:
Solt ich ewer gunst nit erwerben,
60 Vil seuffter wolt ich neunmal sterben.
Darumb schliest auff ewers hertzen thor,
Mit grosser wart stee ich darvor:
Laat mich ewern liebsten pfortner sein,
So wurd ich schir gelassen ein;
65 Darmit erlangt mir mein tag:
Ein schwere burd ich auff mir trag,
Das ist nichts, denn grosse lieb und trew;
Auff mir do leit ein schwere pew,
Den hebt mir ab; und das ich ru,
70 Da kert, fraw, ewer gunst zu:
Denn wer ich alt, so wurd ich jung;
O fraw, vollent, sein ist genug!“
Sie sprach: „Hore auff, ich ger der stangen,
Du erreichst, das kein man hat mugen er-
langen.
75 Deine wort, die haben mich erweicht,
Dein zung hat mir so suusz geschweicht
Mit worten klug und auch subtil,
Das ich mich dir ergeben wil:
Wenn ein sach, die geheisz mir her,
80 Das du nun auch wolst, was ich beger,
Wenn ich dich man, das du nit brechst,
Und mit nichten widersprecht,
So get für sich dein gleiches werben.
West es dein her, so müst sterben,
85 Das du jme sein ere also hast gestolen:
Die sach, die musz wir thun verholen.“
Sie sagt jm gantz den jren syn,
Und furten in jr kamer do hin,
Und hiesz in kriehen unnder das bett,
90 Und eben mercken, was sie rett,
So solt er kummen, es wer eben,
So wolt sie sich dann im ergeben;
Der knecht, der volget der frawen do,
Der kroch unter das pett, und was fro.
95 Do ging sie hin zu jrem man;

- Sie sprach: „Wir wollen schlaffen gan;
Die zeit ist hie und zimpt uns wol,
Wann wir sein bede schlafles vol.“
Der man, der volgt der frawen gir;
100 Do legten sie sich schlaffen schir.
Do si nu an dem peit lag,
Nu hort wunder, was geschach!
Sie sprach: „Hore frembde mer, mein lieber man,
Der ich dir nit verschweigen kan;
105 Hore grosse boszheit von deinem knecht,
Der hat mit mir ein solchs geprecht,
Das ich jn auch las bey mir ligen,
Ich sey jm in sein hertz gedigen.
Der hat so lang umb mich gefreit;
110 Es hat gewert ein lange zeit,
Bisz ich im hewt gezilet hab
Zu mir in unsern garten hinab:
Do find er mich bey einem baum;
Do sol er mein eben nemen gaum.
115 Nu bruff, ob er nit sei ein schalck.
Ich sprich, du solt jm seinen balck
Mit einem scheit gar wol erdressen,
Ob jm sein bosszheit muge erlessen,
Dem ungetrewen boszwill!“
120 Der man sprach: „Fraw, ich hoff, es sey nicht.“
Sie sprach: „Gelaub meinen worten nicht,
Du solt bazz gelauben deinem gesicht.
Stee auff und leg mein kleider an,
Und steld dich in weiplichs an,
125 Und wart auch sein, ob er nicht kum,
So sihstu, ob ich sey bosz oder frum.“
Der man, der volgt der frawen ze hant,
Er leget an seins weibs gewant,
Er ging von jr hinab in den garten,
130 Und thet nach seinem knecht warten.
Sie sprach: „Knecht, kum herfür, es ist zeit,
Der acker noch ungeschniten leit:
Tracht, das er bald wer geschniten.“
Der knecht liesz sich nicht lenger biten,
135 Er schneit, do er nit het gepawt.
Sie sprach: „Dein herr uns des nit trawt!
Nu man ich dich, als du gehiest,
Das du mir doch mein ere beschliest,
Das du nit sagst, die weil du lebst,
140 Das du mir des dein trew gebst.
Ein klugen sin wil ich dich lern,
Der behält uns beide bey den ern;
Ich hab geleint dort an die want
Ein knüttel, den nim in die hant,
145 Und gee auch in den garten hin ab
Und richt dich an dein herru da,
Und sprich: Du veyge lose hawt,
Wie wenig het ich dir des getrawt!
Ich hab dich damit nur versucht;
150 Ich het mir dein sunst nit geflucht.
Die warheit wolt ich an dir schawen,
Ob mein herr het ein frumme frawen!“
Der knecht, der folget der frawen ler,
Er ging in garten und fand den seinen her:
155 Er gab jm manchen grossen schlack,
Er sprach zu jm: „Du schnoder sack,
Ich hab dich damit nur versucht,
Ich het mir dein sunst nit geflucht.
Die warheit wolt ich an dir schawen,
160 Ob mein her het ein frumme frawen.“

- Ich sprach, es were keine nie frum:
Mand fund das end und ouch das drum,
Das man sie uber kem mit worten;
Damit warst du mit mir versorten.
165 Ich wil es sagen deinem man!“
Der herr dem knecht gar kaum entran,
Er lieff hin heim in sein gaden,
Er kunt der frawen den kummer klagen,
Wie jn der knecht geschlagen het,
170 In welcher meynung er das thet;
Er sprach: „Er wolt dich versuchen neur,
Ob du jm werst wolfeil oder teur.“
Sie sprach: „Nu getrawt jr mir ein solche ere;
So gut gewint ers nimmer mere,
175 Als ers hat gehabt bisz her:
Keins anders mans ich nit beger.“
Der man sprach: „Das woll wir Got lassen walten;
Wir wollen ja ganz für frum halten,
Wann jm wont grosse frumkeit bey.
180 Was geschehen sey, das sey!
Wann Got hat mir in selber her gesant;
Ich hab jn recht erst erkant.“
Er saget dem knecht gar grossen dank,
Und kauftet jm ein newes gewant
185 Von scharlach und von seyde:
Er must sein lebentag bey im bleiben.
Des selbigen erschrack die fraw snel,
Sam wenn eim esel der sack empfeld.
Also wurd der man geleicht,
190 Kein man nie so hoch reicht,
Das weyp, das langt uber in.
Also hat ein end hie dieser sin.
Das Got alle frawen und man behut,
Das hat gedicht Hans Rosenblut.

2. Das gredlein zu lichtmesz.
Nu wil ich an heben
Und will ein winig reden
Von gar hübschen sachen,
Und wil sein nicht uil machen,
5 Und wil von schönen kriegern sagen,
Den die meid vud die frawen mit einander haben,
Den sie mit ein ander treiben,
So die diern nicht wil peleyben,
Die man doch gern hat.
10 So die lichtmesz vergat,
So wil die diern von dannen streben,
Und will eim andern zu dinst leben.
So sie nu will darvon gan,
So hebt die frawe an
15 Mit gar guten syten,
Und begint die mayd zu piten:
„Gredlein, wiltu es noch thon,
Ich gib dir ein guten lon.“
Die diern sprach: „Ich entweisz,
20 Ich widersag, noch verheisz.“
Sie tet rochtfert als heur,
Vnd macht yren dienst teur.
Hort wie die fraw die diern pat,
So sy yn dem hausz umbgat:
25 „Du herczes liebes gredlein mein,
Ich wil dich furen zu dem wein,
Und wil zu dem tancz gen mit dir;
Liebes gredlein peleib noch pey mir!“

- Wie hastu dich so übel gestellet?“
 30 „Fraw, mir euer dinst nicht gefellet!“
 „Gredlein, wiltu dich dann scheiden,
 So wil ich auch nicht vermeiden,
 Ich wil dir abslahen an deinem lon:
 Was thu mir heur schadens host getan,
 35 Das thut mir auch gar zorn.
 Du host mir heur verlorn
 Ein sychel vnd ein grasztuch,
 Und hast mir zuprochen ein krug,
 Und hast mir den keler offen gelassen,
 40 Das mir die kaczen dass malcz aussrassen,
 Und host mir auch die kaczen geyagt,
 Das sie mir die schüssel und die löffel zutrat,
 Das ich alzeit pat den hern dein,
 Das ers neür gut lies sein.
 45 Darsu will ich das auch rechnen,
 Und wil mir sein nymant lan absprechen.
 Das du mir liest fressen die kaczen die hö-
 ner mein,
 Und sprachst vor dem hern dein,
 Sie wern ym prunen ertrunken:
 50 Sol es mich alles gut dünken.“
 „Fraw, ir mögst mit warheit nit als sprechen:
 Ir wolt mir süst mein lon abrechen.
 So wil ichs eüch ye nicht vertragen.
 Ich wil auch meinem hern sagen
 55 So gar on allen wann,
 Das ich heür gesehen han,
 Wenn mein her wolt ausz wandern,
 So gieng es schon durch ein andern.
 Wenn er sich vermas,
 60 Das er ein tag oder zwen aussen was,
 So sandt yr aus poten,
 So warn gensz vnd hönner gesoten.
 Darsu so hab ich alzeit stil gewigen.
 Das pfaffen hinten und vorn einstygen.“
 65 Die fraw sprach: „Gredlein, hab gelimpff:
 Es ist gewesen neur ein schimpff,
 Du solt mich nicht melden:
 Du darfst mir nichts gelden,
 Und solt sein ye nicht thun,
 70 So wil ich dir geben ein guten lun.
 Und lasz mich noch mit dir gemachen ein
 geding,
 Ich geb dir xxx verstolner pfening,
 Und gib dir zu lon zwen schuch,
 Und leinbat vj ein, das ist gut tuch,
 75 Und eynen schleir zweinzig groschen wert:
 Und effen wir deinen herrn hewr als fert.“

3. Dy Beycht.

- Es kom zu mir ain sündler grosz,
 Und offenbart mir sein hercz plosz,
 Und sprach zu mir: Nu ler mich peichten,
 Das ich mein schwersz hercz müg leihten,
 5 Darauff mir ligen grossz sünden perg,
 Darynn graben dy hellischen zwerg
 Und mayn, yu da ain wonung zu machen,
 Und wie ich das künd unterzuachen,
 Das es mir unter wegen plib,
 10 Das ich das pös unczifer aussztrib.“
 Ich sprach czu ym: „Mein lieber freunt,
 Wenn rew dein hercz hat aufentlent,
 So scholtu dich ains priesters remen
 Und gancz und gar vor ym verschemen,
 15 Der wol gehöret und wol gelert sey.
 Dem won auff payden knyen pey,

- Und an dem ersten ym verkünd:
 Ich gib mich schuldig aller meiner sünd,
 Die Got mein schöpfer an mir erkennt,
 20 Darümb er sich von mir hat gewentt.
 Darnach deinn sak denn reht auff pind,
 Und was deiu denken darynn find,
 Das schüttell rawsz dem priester für,
 Und ob es dir hallt an dein er rür
 25 Und dich der Briester an werd plarrn,
 Noch ler gancz ausz die poden scharrn,
 Und such herfür das rawl, das grob.
 Willtu des kempffens ligen ob,
 So schleyff vud wecz ausz all dein scharte,
 30 Darawff dy hellischen wolff wartten.
 Wenn du ligst in dein leczen zügen:
 Nach peiht sie dir nymer schaden mügen.
 Darnach so schlewas auff dein fünff synn,
 Da scholltu nichts lassen ynn,
 35 Mit sehen, hörn, greyffen un schmecken.
 Das ker her für ausz allen ecken,
 Das grosz, das clain, das gancz, das halb:
 So machstu deiner sel ain salb,
 Die all yr wunden gancz zu hayt,
 40 Das Got sein sterben mit jr taylt.
 Darnach dy Sechs parmherczigkayt,
 Die du deim nechsten hast versayt,
 Das lasz dir in dein herczen layden,
 Den Elenden herbergen, den nacketen clay-
 den,
 45 Den gefangen trösten, und auch den kranken,
 Das scholt vor dem priester aussschwanken.
 Den hungrigen Speysen, den turstigen tren-
 ken,
 Dein hawpt das such, dein hercz sol denken,
 Ob du den toten hast pegraben.
 50 Willtu deiner sünden rost abschaben,
 So lasz dich dein pösen willn nit zupfen,
 Das du der ding kains wolst vberhupfen.
 Darnach die Siben todsünd meld,
 Wie du hast gefreuel in irm veld,
 55 Mit hofart, vnkewschayt ausz der Ee,
 Darümb du müst in ewiges wee,
 Mit czorn, mit geiz, mit Neyd, mit hasz;
 Die heffen ler ausz deins herczen vass,
 Und trakhayt an gotzdiens und frasz;
 60 Der stück du kains da hinten lasz.
 Und wat ausz den Siben tümpfeln tieff,
 So tilgest dw gancz ab dein prieff,
 Da all dein Sünd an geschriben ist,
 Das sie kain pöser gayst mer list.
 65 Nu meld dy Syben Sacrament,
 Ob dich icht zweyfflung davon wend,
 An tawff, an firmung, an deiner Ee,
 Wie das in deym gewissen stee,
 Das dir kain pöser glawb ein kem,
 70 Das dir dye peicht kain sünd ab nem,
 Und der gesalbten priesterschaft
 Icht hest in vbel nach gelaft.
 Und wem der heylig fronleichnam würt,
 Das dem all sünd werden hin gefürt,
 75 So er enpfet dy heyiligen ölung,
 Ob dein hercz yendert hab kain hölung,
 Darenin sich zweyfflung het verschlossen,
 Das treyb gancz ausz und lasz nit offen,
 Und mawr veszt zw das loch,
 80 So speyst dich reht der priestlicher koch,
 Dein sel dort für den ewigen tot.
 Wann er geyst dir das lebendig himelprot.

- Darnach schlewassz auff diens herczers tur,
 Und süch dy zehen gepot herfür,
 85 Ob dw in ayynn Got glawben habst,
 Das du nit hinden umbhin trabst,
 Und pey seim heilling namen geschworn,
 Ob spil, in trunckenhayt, in zorn
 Und heylyg paufeyrtag zu prochen,
 90 Das dort so gar schwerlich wirt gerochen;
 Und vater und muter hast gunert,
 Davon sich grosses unhayl mert;
 Und yemant getödt mit henden, mit zungen,
 Und wie dir sey gen Got misslungen
 95 An Ee pruch und mit Stielerey,
 An lewmut oder wie das sey,
 Und fremder hawsfraw hast pegert,
 Da mit dein sel wirt ser peschwert,
 Und fremder güter hast gemutt,
 100 Damit dein sel werd vbel pehutt,
 Und valsch geseucknuss hast gegeben,
 Den stok hack reht und schneyd die reben,
 So tregt er trawben vil grösser und mee,
 Denn Kalepff vnd herczog Josue
 105 Trugen aussz dem globten laut
 Zw den, die wonung heten in sandt.
 Darnach so meld dem Briester vor
 Das heylyg geticht der zwelf doctor,
 Den heylyng cristenlichen glawben,
 110 Davon da scholtu nichtz nit rawben
 Mit ungelawhen noch mit zawberey,
 Wann sein Metall ist nit von pley.
 Zwelf münzer haben gemünctz daran,
 Wann er hat lxxxxvj karan,
 115 Und xxliij karatt an dem strich:
 Des glawb du gancz warhaftigklich,
 Denn wie du der stück ains hast geschwacht,
 Das unglawb wer pey dir penacht,
 So scholtu es dem priester melden,
 120 So wirstu hayl vnd lebst in selden.
 Wenn du hast aussz gelert deinn sak,
 So hat dein Müncz ayynn rechten schlak.
 Dann wer ain sünd mit wissen verhelte,
 Des peyhten ist eytel küpfrein gelt.
 125 Willtu, das dein man reht sey geeicht,
 So gehörn vier ding zw der peicht:
 Das erst, das ist rew vmb dein Sünd.
 Das schreyben und sagen aller lerer münd,
 Das ander, wenn du reht hast gepeicht,
 130 Damit dein sel wirt also gereicht,
 Das sy, das reych der himel an erbt,
 Wenn das dy lüg peicht nit verderbt:
 Das dritt, man die pus recht halt,
 Und sy nit vonainander spallt,
 135 Und sie ab richt zu rechter zeyt,
 Als gancz als sie der priester geyt;
 Das vierd, das ist ain gancz fürnemen,
 Sich fürpas vor allen sünden schemen,
 Und sy gancz fliehen mit ganzem ernst.
 140 Wenn du das peichten also lernst,
 Und sie peschlewassz mit den vier dingen,
 Mit rew, warer peicht, mit pus volbringen,
 Und nymmer thun in dein heroz pflanzen,
 So gib dir der priester ain quitancozen.
 145 Das all dein sünd sein schach und matt,
 Als da man dich ausm tauffstain padt.
 Der Sünder sprach: „Dein ler ist gut,
 Die mir hat auff geweckt meinn mut,
 Wann mich hat grossz rew angeczünt,
 150 Wann du hast mir so gar durch grünt

- Dy rehten warhayt gottlicher ler,
 Wenn ich mich nicht von sünden ker,
 So ist das vrtayl auszgesprochen,
 Das es wirt schwerlich an mir gerochen.
 155 Der reht lon geber aller wercker,
 Der uns löst auss dem hellischen kercker
 Mit seinem heylyng plutverren,
 Der peeczal dir dort dein getrewlichs lern.
 Das du mir hast hie mit getaylt,
 160 Dann hett der todt mich an gesaylt,
 Und mir mein leben hin gezückt,
 Ee mir dein ler het gelückt,
 So werrz umb mich nit worn weger,
 Dann das mein sel der hellisch jeger
 165 Gefangen het yn seinem garn.
 Mein peychten wil ich nit leuger sparn.“
 Mit dem schyd er von mir hin dannen.
 Darümb so schol man Nyemant an zannen:
 Wer hilf pegert, dem schol manas mittayln.
 170 Wersz kan, der schol dy krancken hayln,
 Wer geiht, der sol dy plinden weisen,
 Wersz hat, der schol dy hungring speisen,
 Der angethan schol dy nacketen clayden,
 Der weis, der schol dy torn peschayden,
 175 Der gesuntt, der schol dy siechen laben,
 Der lebendig schol dy toten pegraben,
 Der reych, der schol dy armen trösten:
 Das ist der will des allerhöchsten
 Und auch das rechte war götlich reht.
 180 Got selber ward vnser aller dienstkneht:
 Den ruff wir an Got unsern herrn,
 Das er vns auch woll peichten lern,
 Ee das der tod uns hie erschleicht,
 Das wir vor reht haben gepeicht
 185 Mit ganczer Rew, mit warer erkenntnuss,
 Das das auff wachs in unser verstetnuss,
 Und wir den heylyng leychnam empfaen.
 Das uns solch hail und seld wöll nahen,
 Das geb uns, her, dein veterliche güt;
 190 So hat geticht Hanns Rosenplüt.

Hermann von Sachsenheim.

Hermann v. Sachsenheim, ein schwäbischer Ritter, von dem nichts weiter bekannt ist, als daß er noch in seinem hohen Alter, 90 Jahre alt, den oben (S. 624) erwähnten goldenen Tempel dichtete, im J. 1458 starb und zu Stuttgart in der Pfarrkirche begraben wurde, erwarb sich durch sein großes allegorisches Gedicht „die Mörin“, die er im J. 1453 verfaßte und einem bayerischen Fürstenpaare widmete, bei seinen Zeitgenossen großen Beifall, der noch im folgenden Jahrhunderte fortdauerte, in welchem dies Gedicht mehrere Male (zuerst 1512) gedruckt wurde. Der erste Herausgeber desselben, Johannes Adelsphus, Physikus zu Straßburg, der sich durch die Veröffentlichung auch anderer älterer Dichtungen verdient gemacht hat, sagt in der Vorrede, es sei die Mörin zur Warnung allen denen geschrieben, die sich von der Liebe blutreiben ließen. Denn wenn diese bloß auf die Gessalt gegründet sei, reiße sie den Menschen zu allem Bösen hin und mache ihn gegen alles Gute blind. Seiner selbst nicht mehr mächtig, hänge er bloß von der Weltlichen ab, die ihn oft mißbrauche. Der Dichter wolle uns an die rechte Liebe weisen, die von Gott komme und ein Anfang aller Reinheit und Lust sei. Doch auch in dieser solle man Maß halten, und dies

zu zeigen, sei die Absicht des Dichters. „Selig ist.“ schließt der Vorredner, „der es begreift, vnd im treulich nachkommet, das mittel vnd die maß der liebe trifft. Du zweiffel er oberkommet vnd erlangt, was sein herz begert. Wa er sich aber den lust laßt vbergon, in was schad vnd schande er fallet, weist dich hüchlin mit schönen lieplichen worten, darin der welt lauff wurt vß gelegt.“ Der Anfang der Mörin und zum Theil die Ausführung hat manche Aehnlichkeit mit der Welschgattung und mit andern allegorischen Gedichten dieser und der frühern Zeit, besonders denen, welche, wie die Mörin, die Minne zum Gegenstande haben. Der Dichter geht (dies ist der kurze Inhalt des Gedichts) einst in der lichten Sommerzeit in einen Wald spazieren, vertieft sich in denselben, und findet bei einer Quelle einen Greis und einen Zwerg, welche ihn binden und zur Frau Venus bringen, wo er vor Gericht gestellt wird, weil er sich mehrerer Verbrechen gegen die Göttin, namentlich der Treulosigkeit gegen die Geliebte, schuldig gemacht habe. Eine Mohrin, Brinbild genannt, wird von Frau Venus zu ihrem „Procurator vnd Fürsprechen“ ernannt; dagegen vertheidigt der getreue Eckhart des Dichters Sache; der Gemahl der Königin Venus, Herr Danhäuser, fährt den Vorfall. Die Richter sind uneinig, die Mörin bewegt aber den König, sich für die schärfere Meinung auszusprechen; nun appellirt der Angeklagte an Frau Abenteuer. Unterdeß wird er abgeführt; er unterhält sich mit dem Grobhosmeister, dem er Raths über die Zustände in Deutschland mittheilt, bei welcher Gelegenheit er die bekannte Zuchtlosigkeit der Geistlichkeit bitter tadelt, und auch die Fürsten hart anklagt, vorzüglich aber sich als einen Feind der Städte erweist. Endlich, da man nicht recht weiß, was man mit ihm anfangen soll, wird er freigelassen und er findet sich plötzlich wieder bei der Quelle, bei welcher man ihn gefangen hatte.

Es scheint aus mehreren Stellen des Gedichts allerdings hervorzugehen, daß Hermann wirklich die Absicht hatte, jene von dem Vorredner bezeichnete Idee zu Grunde zu legen; doch tritt sie nicht mit der gehörigen Kraft und Klarheit hervor. Ueberhaupt ist das Ganze höchst mittelmäßig und ohne Wirkung; auch ist die Darstellung breit, und ergeht sich in vielfachen Wiederholungen; so wird unter Anderem der Dichter zu drei verschiedenen Malen gegangen, seinen Glauben zu verläugnen, was er jedesmal mit weitläufiger Rede von sich weist. Die besten Stellen sind älteren Dichtungen nachgebildet; daß Hermann aber mit der früheren Literatur, sowohl mit den Erzeugnissen der bössischen Poesie, als mit den Dichtungen aus der deutschen Heldensage sehr vertraut war, geht aus unzähligen Ausstellungen und Citaten in seinem Gedichte hervor, welche aber nicht zum Vortheil des Werks gereichen.

1. Wie ein strenger ritter genant her Herman von Sachsenheim eins mals von seinem ichloß in des Meien lust ein klein weil wolt spazieren gon, vnd in der weg hinban trug, bis das er von einem zwerg gefangen vnd also durch zauberlist hinwed gefurt ward.

Ir weissen, mercken mein gedicht
vnd lassen euch verdrissen nicht,
Ob ich ein weil von torheit sag:
es ist nit lang an einem tag.

- 5 In einer lichten summerzeit
als sich die vogel zu widerreit
Erbrachen nach geanges weis,
vnd manger ast sein bligend reis
Nach allem wunsch erzöget hat,
10 da ward ich mit mir selbst zu rat,
Vnd gieng spazieren in einen wald,
darin die vogel manigfalt
Mit freuden sungen ir gesang,
sah ich einen füsspfad lang,
15 Der trug mich in ein clingen tieff,
da manig vogel sang vnd rief
Mit luter stim, als in gezam.
Gar schier ich an ein wasser kam:
Das gieng ich schwem hin zu tal,
20 da manig brunn vß felsen qual
Von hohen bergen hie vnd dort.
Sunder bei eines brunnen ort
Sach ich glesken gen mir her
von maniger reicher kost schwer
25 Ein schon geßelt von samet blau;
davor stund ein man, was gram
Mit einem schonen langen bart,
als ob es wer der getrew Eckhart,
Von dem man sagt in Venus berg;
30 bei ihm da stund ein kleines gezwerg,
Das trug ein seil in seiner hand
von blauer seiden von palmand,
Die mangem kauffman ist bekant;
Sie trügen beid das best gewant,
35 Das menschen augen ie erchein
von berlin, gold vnd edelm geßin
Vnd von manger hand gezerde vil.
„Entruwen, das ist ein fremdes spil.“
Gebacht ich mir in meinem müt.
40 Ich gieng zu in vnd ruft den hüt,
Vnd bog mich vast, als billig was:
sie thetten weber wirsch noch bas,
Wan das sie mich erwuten beid.
Von bergen gischach mir nie so leid,
45 das ich zu wer nit kommen mocht.
Mein trauer noch stehen nit antaucht:
Ich müst mich gefangen geben.
Der alt, der sprach: „Es kost dein leben,
Gibst du dich nit gefangen bald.“
50 ich hab lang zeit in diesem wald
Wß dich gewartet frö vnd spat,
bis das es sich gestaget hat,
das du mir bist worden zu teil.
Das zwerglin, das nam her ein seil
55 Vnd wolt mich gefesselt hon.
Ich sprach zu im: „Nu farent schon,
Ir wisset villeicht nit, wer ich bin?“
Der alt der sprach: „Es hat kein sin!
Ich weiß wol, das du ein ritter bist,
60 Vnd wie dein nam geheissen ist,
Der ist mir kunt vor mangem iar
Damit stel er mir in das har
vnd warff mich nieder zu der erd.
Das ebel zwerglin klein vnd werd
65 Band mir zū samen hend vnd fleß.
Ich sprach da: „Gott geb, Gott gries,
Ir mögen mich tödten, ob ir wolt,
zwölff hand bald einen schilling gezelt,
Ich mag mich ewer nit erwern.“
70 Der alt der sprach: „Es sol dir bern
die haut noch wol mit einem scheit.“
„Nun weiß ich nit wol, wer ir seit.“
Sprach ich zu yn vß grimen zorn.
„Wie bedunckt er sich so hoch beschorn.“
75 Sprach der groß vnd auch der klein,
„vnd werstu noch als tagen rein,
Du müst mit vns in fremde land.“
„Wer hat vß nach mir gesant?“
Des wundert mich in meinem müt!
80 Er sprach: „Das hat ein lüngin güt,
Vor aller mistat wandels frei.“
„So sagent mit doch, wer sie sei,
Vnd wie ich hab verschut bis not?“
„Was gibst du vns zu botten brot?“
85 So thün wir dir irn namen kunt.“
„Ja het ich golbes tausent pfundt,
Ich geb vß nit ein imperion!“
Der alt der sprach: „Es sy gethon!
Ich ler dich wol ein ander meer!“
90 Damit so trat das zwerglin her,
Wan nam bei hendin, fleßen mich,



- Het ich gehabt der nobling hort
95 Vnd allen schatz von Indion,
das wolt ich gegeben hon,
das ich zu Rom geessen wer.
Das zwerglin, das trat aber her
Vnd wolt mich vff gehangen bon.
100 „Nein!“ sprach der alt, „das wöll wir lon
Durch willen seiner gelben sporn.“
Das ich nit mieten ward vor zorn,
Das war der siben wunder eins.
„Maria, durch dein kind vil reins,“
105 Gedacht ich dich in diser not,
„wa mit hab ich beschult den todt,
Das ich so schamlich sterben müß?“
Das zwerglin trat mich mit ein füß
Vntugentlich vff meinen naß,
110 vnd trüg mich hin als einen sack
Zu einer truchen, die stund dort:
darin warn löcher vil gebort.
Da wurffen sie mich oders yn,
doch lag darin von seiden fein
115 Ein kleines psülblin schmal vnd land.
Ich sprach zu in: „Nun haben danß,
Das ir mich binden als ein diep.
Vnd wer vch ewer ere liep,
Ir solten vch bedenden bas.“
120 Das zwerglin vff die truchen saß
Vnd nam den schlüssel in die hant.
Der alt mich da mit namen nant,
Vnd sprach: „Wie nun frau megenknecht?
ia kument dir die schüch nit recht,
125 So leg ich dir zwen ander an!“
„Nein, lieber herr, seind mir nit gram
Durch ewer frauen wirtseft,
vnd sagent mir den vnderseft:
Wer ist die künigin hochgeborn,
130 der huld vnd gnad ich hon verlern,
Vnd weß gefangen ich sol sein?“
Er sprach: „Der werden frauen mein,
Die man Venus nennen thut.“
„So möcht es noch wol werden güt,“
135 Gedacht ich mir in meinem sinn;
„es ist frau Venus, die edel min,
Zu der mich dich belanget hatt.“
Der alt der sprach: „Schluß zu getrat,
Das er vns nit entrinnen müg.“
140 „Nein, lieber her, vnd das ich flüg,
Ich händ vch sicher zu der hand.
Wöllten ir mich fieren in frau Venus land,
Das zel ich mir fur glück vnd heil:
Darumb so striden vff das seil,
145 Ich will vch schweren einen eid
bei güter selt sickerbeid,
Das ich von vch nit wenden wil.“
Der alt der sprach: „Du elaffst zu vil:
Ich leg dir schier ein brems an.“

150 Dem thund ir doch gar vngleich:
weren ewer cleider nit so reich,
Ich ghecht, ir wern von Schweigert art.“
Der alt der schmiert vnd griff an bart,
155 Vnd sprach: „Nat zu mein lieber zwerg,
wie kumen wir zu Venus berg?“

2. Wie dz zwerglin sich vnd den parsifant mit zauberlist vber meer furt.

- Das zwerglin sprach: „Dz kan ich wol.“
Dort hing ein fleischlin klein mit ol
Das müßt ich rinden über nacht:
160 zu hand ward es mir vinster nacht,
Das ich ein stücken nit geschach.
Ich weiß nit wol, wie mir geschach,
Wan das ich ye dauon entschleest.
Das zwerglin, das nam her ein brieff,
165 Daran mit blüt geschriben was
vil karacter, die es da laß,
Damit es das gezel beschwär,
Das es hoch in die luste für.
Durch alle wolcken armament
170 geriet er hin gen orient,
Das ist der sunnen vffgang.
Es bedundt mich weber kurz noch lang,
Wan ich so hart entschlassen was,
dz ich nit wißt vmb dis noch dz,
175 Biß das wir kamen vber meer
mit disem wunder kleinen heer
In ein das allerschönste land,
darumb das wallen meer mit sand
Begriffen was in inßlen weiß:
180 ich wont, es wer das paradies.

Hans Holz.

Nicht lange nach Rosenblüt, schwerlich noch
gleichzeitig mit ihm, erfreute Hans Holz (oder
Volz) die Nürnberger mit seinen Schwänken und
Kastnachtsspielen. Aus Worms gebürtig, scheint
er schon frühe in die reiche Handelsstadt gezogen



Dem zu Worms.

zu sein, die seinen Talenten mehr Spielraum dar-
bot, als die eigene Heimat. Er war seines Berufs
ein Barbier, und er übte wohl dabei auch, wie da-
mals gewöhnlich, die Wundarzneykunst aus: we-
nigstens beweist er in mehreren seiner Gedichte man-

nigfaltige ärztliche Kenntnisse.*) Daneben entwickelte er noch vielfeltige Thätigkeit; so hatte er eine eigene Presse, mit welcher er seine Dichtungen selbst druckte. Dieselben müssen sehr beliebt gewesen sein, da er in einem Gedichte über ungebetene Herausgeber und Nachdrucker klagte. Weil er aber, wie es scheint, jedes Stück, so klein es auch sein mochte, einzeln druckte, die meisten derselben aber nur aus wenigen Blättern bestehen, und er eine Gesamtausgabe zu veranstalten versäumte oder nicht für besohnend hielt, so mag wohl eine größere Anzahl verloren gegangen sein; manche sind wohl auch noch vorhanden, aber noch nicht wieder aufgefunden. Selbst diejenigen, die sich noch erhalten haben, sind sehr selten und nur in wenigen Exemplaren vorhanden. Das älteste von seinen bekannten Stücken ist vom J. 1474; wann das letzte erschienen ist, läßt sich nicht bestimmen, da mehrere auch nach seinem Tode wieder aufgelegt wurden, und sich von manchen derselben der erste Druck verloren hat.

Hans Folz wurde von der Rürbergischen Gesangeschule als der letzte von ihren zwölf alten berühmten Meistern genannt, und man schrieb ihm die Erfindung von sieben Meisterstücken zu. Von seinen Meistergesängen ist nur Weniges bekannt, nur zwei oder drei sind gedruckt erschienen, und auch diese, wenn gleich formell zu jener Art Dichtungen gehörig, erheben sich ihrem Inhalte nach über die Beschränktheit des Meistergesangs, z. B. das „Lied genannt der pöß rauch“, in der Flammweis, welches mit vielem Witze der Männer spottet, die unter dem Pantoffel jenseits, wobei er nicht unterläßt, mit heiterem Humor sich selbst den Verpötheten beizuzählen: „Des freu ich mich irs angangs ser, Wan die weil ich yn man im haus vnd sunst mein lebttag nummer mer.“ So sehr sein ganzes Wesen für komische Darstellung geschaffen zu sein schien, so war er doch auch edlerer Empfindungen fähig; so schildert er das Glück der Ehe mit wahrhaft tiefem Gefühl in einem andern Gedicht „Wider den pöß rauch“, wo es unter Anderm heißt: „Ob im Gott linselien besiert, Die ein solch reine mutter nert auß iren garten vrüssen, Do vnd seinen lust an sich, Wie wol in beiden do geschicht, Was möcht höhers er lüssen! Dan wo also getrsacht wirt Die lib, so sie fort haben, Was lib vnd gegenlib gevrit, Dnt lib in lib vergraben; Darmit vater, muter vnd tint In ein gekipt werden also, Das größser lib nyman eynt.“ Diese Zartheit der Gesinnung in dem erwähnten Gedicht steht freilich mit andern Darstellungen in grossem Widerspruch, deren derbe, rohe, selbst schmutzige Ausdrücke alles Maß überschreiten; aber wenn wir solche selbst in denjenigen Gedichten wiederfinden, die von edler und sittlicher Gesinnung zeugen, wie unter Anderm in dem Gedichte „Von zweyer frauen krieg“ (2), so wird es klar, daß der Dichter dem Geschmack seiner Zeit huldigte, und er dürfte deshalb auch für solche Dichtungen, die sich ganz in jener rohen Art bewegen, Entschuldigung finden, um so mehr als ihnen eine reiche Ader von Witz und lebendem Humor nicht zu verkennen und die Darstellung im Allgemeinen rasch und lebendig, auch nicht ohne acht poetische Seiten ist. Die meisten seiner erzählten

den Gedichte, wenn nicht alle, haben einen größten Theils längeren beschaulichen Schluß, worin er sich von Rosenblüt unterscheidet, und sie lehnen sich dadurch an die älteren „Beispieler“ an. Einige haben die Natur der Parabel, wie der mitgetheilte Spruch „Von dreyr Bauern frag“ (1), andere sind legendenartig, wie das Gedicht: „Von wannen die Affen kommen“. Mehrere sind wahrscheinlich älteren Gedichten nachgebildet; so die Erzählung: „Von dreyen weiben, die einen porten funden“ und die mit einander übereinkommen, das gefundene Band solle der von ihnen gehören, welche ihren Mann am schlauesten betrügen könne. Doch ist diese Erzählung vielleicht einer italienischen Novelle entnommen, wie die „Von einem kassman, der gen Rom zooch“ und der Schwank „Von der Juden Messias“, in welchem erzählt wird, wie ein lockerer Geselle sich für den Messias ausgibt, um ein schönes Judenmädchen zu verführen. Doch hat Hans Folz seine Stoffe auch aus dem Leben entnommen: das Gedicht „Von zweyer frauen krieg“ (2) führt uns in Form eines Gesprächs zwischen einer Buhlerin und einer sittsamen Jungfrau das Leben und Treiben der sittenlosen Gesellschaft, welche damals unter dem Namen der „armen Frauen“ bekannt waren, vor; der mitgetheilte Spruch „von dreyer Bauern frag“ (1) erklärt auf lustige Weise, woher es komme, daß die Geistlichen den Weibern der Bauern nachstellen, und wahrscheinlich verbreitet sich auch die „Gistori vom pfarrer im loch“, die wir nicht kennen, über die Zuchtlosigkeit der „Pfaffen“. Ganz eigenthümlich endlich und ein schönes Zeugniß von der vaterländischen Gesinnung des Dichters ist das historische Gedicht: „Von wannen das heilige römische reiche seinen vrsprung erslich hab, vnd wie es darnach in deutsche land kumen sey“, welches, von ihm selbst gedruckt, im J. 1480 erschienen ist. Es beginnt mit der vorzüglich in den allegorischen Gedichten beliebten Einleitung, daß der Dichter eines Morgens auf das Feld gegangen sei, wo er sich am lieblichen Gesang der Vögel und an den Blumen ergötzt habe; da sei „ein alter persofant“ zu ihm gekommen, der ihm den Ursprung der Reiche von der Sündfluth an bis auf Karl den Großen erzählt habe. Den Beschluß macht des Dichters Klage über den Verfall des Reichs nebst einem Gebet, daß sich Gott über den Nothstand desselben erbarmen und ihm beistehen möge.

1. Von dreyr pawrn frag.

1. Drey pawrn sey einander lassen,
 Die dreyer frage sich vermassen;
 Der erst fraget, wo von doch wer,
 Das die geleerten so geser
 5. Iren weybren möchten gesein:
 Es wer ym oft gewest ein rein.
 Der ander sprach: „So frag ich dich,
 Warum die wölff so gehässiglich
 10. Nach vnserm viech hien nacht und tag:
 Das ist ye auch ein iunbre plag.“
 Do sprach der drit: „Synt ich sol reden,
 So hört ich gern von euch reden,
 Wo von kum vnd was vrsach sey,
 Das wir pawren so gar vnfreu
 15. Vor den rosen stawden besten:
 Wie oft vnd bid wir fur sie gen,
 Zu reysen vns vnser gewandt,
 Lassen vns nymer bin an pflant,
 Vnd wann nit wer der rosen schmack,
 20. Die vns erfermen manchen tagt,
 So wer nit vil darnach zu fragen,

*) So in dem größeren Gedichte: „Der Beter leben“, in dem büchlein „Von den warmen Bädern“ und in dem Spruch: „Wem der geprent wein schad oder nuß sei.“

- Der viert pawr sprach: „Wist jr des nicht,
Wie sich die ding haben verpflicht?
25 Gint mals ein frumer pawrs man was,
Der die ding also auß maß:
Er het ein über schöne tochter,
Vnd von jr zartheit wegen mochter
Die keinem pawrn lan wider sarn,
30 Vnd wist jr auch nit zu bewarn
Mit einem herten hantwerder;
So war der adel ym zu schwer.
Deshalb er sie nit hin wolt geben,
Die weyl er selber het das leben;
35 Do aber nehen ward sein endt,
Bebacht er der tochter elendt,
Vnd was ym fast leydt vmb jr zartheit,
Das jr nun nymannt mer auffwarthet,
Als er sie stet mit fleiß versach;
40 Vnd was sein herglichs vngemach,
Sie also hinter ym zu lan.
Jehoch do er sich lang besan,
Vnd manchen standt ym name für,
Het hin vnd herwider sein spur,
45 Biel ym die werd priesterchafft ein,
Pey der möcht jr am besten sein,
Vmb das sie alweg Got zu ern
Süngen vnd stet frölichen wern;
Ob sie wol oft auff stunden freu:
50 Precht jr das doch nit sunder mü:
Darumb er sie den priestern schuff.
Nun hat derselbig pawr den ruff,
Wie er das aller schönst kaly het,
Welchs er den wolffen schiden thet,
55 Wan sie vor in gewonet worn
Alweg der schelmen fleisch zu forn,
Darumb man in das frisch solt geben.
Auch het der selbig pawr dar neben
Ein roß, den er zu eren trug,
60 Vnd wan es sunst mer hute fug;
Gut lündisch rot von tuch er was:
West er nit zu verschiden das,
Dan einr dorn stamwen in seym garten,
Den winter jr mit auß zu warten,
65 So kelt, eyß, schne sein jar gang het,
Das man sie mit beschirmen thet,
Vmb das ym sumer manchen tag
Die rosen geben süßen schmach.
Nun kurb der man vnd ließ ein frauen,
70 Die wardt in die ding andern schawen,
Vnd gab die tochter frem knecht,
Dem was der roß auch gang gerecht:
Das kaly wart auff der hochzeit gessen.
Seyt handt sich die drey sient vermessen,
75 Die pawren numer zu verlan,
Rechten sie on vnterlaß an.
Wann pfarrer vnd jr mitgeseln
Allein nit nach den tochtren steln,
Besunder auch nach jren weiben,
80 Die mehdt kün auch nit vor in pleyben,
Kayffen so stark mit auff die pawrn,
Wys sie ein mal die zeyt erlawrn,
Das jr geschafft in werdt verfredt,
Dar zwischen es in als nit fledt.
85 Wann man helts mit in vnbescheyden.
In lassen auch die wolff nit leyden,
Kelber, rinder, yferd noch schoff,
Vnd ist der pawrn andre stroff.
Zum drittten, wo sie han zu handeln,
90 In stamden ober in hecken wandeln,
Sint sie nit sicher vor den dornen.
Zu reyhßen sie hinten vnd vornen.
Das pepsil merdet, jung vnd alt,
Das man der elterr gschafft recht halt.
95 Was ist dir doch geholffen mit,
Das gent, der das geschafft bescht,
So lang ym segfemr quelt vnd acht,
Vnd du, der es nit hast verpracht,
Darnach an sein stat styt vnd preht?
100 Wann du dan auch ein für dich hetst,
Wer deinthalb gut, wo man in sunbt;
Ich sorg, wem das gschafft sey verkündt,
Vnd nit ym leben es außtrag,
Er prat pif an den jingsten tag,
105 Ob es ym anders ist besichert,
Das er nit auffen vmbhin fert,
Wann neben hin get auch ein weg.
D lieber Got, seyt nit so treg!

- 110 Der sich ym leben wol bedecht,
Wo er nyber Got etwas het,
Vnd es wol zeytlich von ym thet,
Auch der von recht gewunnen gut
Im gar wol schidt ein hinder hut,
115 Vnd thet es, weyl er sein het macht,
So weyt er, das es wer verpracht.
Vnd wer ein yfenning in seym leben
Wil mer dann nach seym todt gegeben,
Rechts golbes gar ein groffe sum,
120 Sag, was magstu doch lauffen vmb
Ein gelt, das eines andern ist
Vnd du nit mer gewaltig pif?
Wann der dein sel dir schent vom leib,
Desgleich von kinden vnd dem weib,
125 Schent dich zu voraus von deym gut;
Vnd ders nach dir bestgen thut,
Gedenkt darmit nit anders dein,
Dann das sein zweymal mer solt sein.
Do acht, was er dir guts mit thu;
130 Dan thust du hie nit selbs darzu,
So gschichts von andern selten mer:
Also spricht Hanns Solz Barwirer.

2. Von zweyer frauen Trig.

- Wneß gab mir mein syn den rat,
Das ich ging auß spagiren spat:
Ein enge gaß warbt mir bekant,
Da schlaw ich durch zu einer want,
8 Do ich erhört zwey weibes pils,
Der red mich selham taucht vnd wilb.
Ich sagt mir für, weiter zu gen,
Gedacht: „Doch pleib recht sit hie stien,
Kas sehen, was wirt sein das end.“
10 Also schmüdt ich mich zu der wend,
Vnd merckt auff ir beider gelprech:
Die ein was sit, die ander frech.
Die frech, die redt der stillen zu,
Vnd sprach: „Mein traut gepil, nu thu
15 Ich teyl beines wefens mir hie kumbt:
Sag, wirbestu zu keiner sunbt
Gang einem pulen, dem du dein herß
Gang offendar in schimpff vnd scherg,
Vnd der des gleichen dich ergeß,
20 Vnd all sein willen zu dir seß
In maß, als du ym pif gewegen?
Ich pit dich, du welft mir begeben;
Vnd auff all frag antwürtten mir:
Des gleich will ich hin wider dir.“
25 Der stilln vor scham ein röt her sprach,
Doch sie mit süßen worten sprach:
Gepil hie ist nit geüdes not,
Ob schon mein herß verlangen hat
Nach einem, der sich mir erzeigt
30 In maß, als ich ym pin geneigt,
So ist vnd wardt nre beßers dran,
Dan das man es verschweigen lan,
Vnd das auch keins des andern ger
Anders, dan das jr peyber er
35 Also behüt ich vnd bewart
Das all vntrew vnd falsche art
Sich von in fern gib an ir endt,
Vnd kelys dem andern werd erkent
Anders, dan als die kirch gepeut.
40 Wan mir ein solcher wurd vertreit,
So hofft ich, mich mit im zu halten,
Das vnser lieb nit würd gepalten.“
Die frech mit lautem lachen sprach:
„We mir, das ich dich de gesach!“
45 Nun hastu doch in aller welt
Weber leyhding, noch ewigs gelt
Zwar gleich als wenig, als auch ich,
Vnd wolst also verpinben dich
Erwar zu einem ansefer
50 Wie so dir ber nit dinstlich wer
Zu dem, das du dein sollen bestest
Vnd nit gang nach deym willen thetest
Alsban gelangt dein munt vnd herß,
Wie wurd dir so gemeint der schmerß?
55 So er stebt müß nach narung trachten!
Wer wirb dan dein des nachtes achten?
Wan beglich forgen vnd sich grimen
Zu solcher freud gar wenig ymen.
Ich glaub, das du vol vnfin seyst,
60 So bu dich solcher Thorheit fleyst,
Allein nach eren zu trachten welln.

- Ir findt so vil, die dar nach steln,
Das ich mich sein gar hab verwehen.
Dan wiltu dich auff die weg legen,
65 So künstu nimer mer do hin!
Do ich oft werdt gewesen bin,
Dan liestu dir raten gern,
Ich wolt dich gar vil anbert lern.
Die stet sprach: „Wer mer fast not,
70 Also das ich mit eren vnd Got
Mein kurzes leben die verbrech
An armut vnd an groß gefech,
Die manche hot mit einem man,
Dem sie doch muß sein vntertan.
75 Dy frech sprach: „Get ich nur geschwigen!
Wan du auff deiner schwang wilt ligen,
War für wer dan die lere mein.
Du mußt dich anders schiden drein.
80 Hör zu, nerrin, wie ich im thu:
Ich sprich ein nit ein wörtlein zu,
Noch thu vor keinem des gleich,
Wie oft vnd einer für mich schleich,
Er sey dan reich vnd dar zu milt.
Wirt mir dan von hm nit gezilt.
85 So kan ich selbs gleich wol die er,
Das ich best öfter fur in gee
Vnd sie hm in der kirch entgegen,
Vnd thu sein aug suß nirn bewegen,
Dan das ich stetigs auff in pld.
90 Sich, das thu ich so oft vnd dich,
Bis ich enwenig an gehündt;
Darnach ich aber dießer gründt,
Bis er zu worten mit mir kumpt,
Was mir dan dar nach nuyt vnd frumpt:
95 Do ist er stet gewesen zu,
So lang diß ich sein willen thu.
Sich dan, so streyß ich nacht vnd tag;
Sunst ich ir kein lang leyden mag.
Neb ane gab pringt kleinen nuy,
100 Des druy ein sey vnd wider druy.
Das keiner meines fleischs versuch,
Es sey dan, das er vor geruch,
Mir pfant vnd gelt zu geben dran:
Sunst ich der prü hm nit gern gan.
105 Wan ye das sprich wort ist gemein,
Bey schlaffen, arg gelt vnd der wein,
Wo man die brew nit dar bezalt,
Wirt gar nicht drauß, wen es erst.
Darumb gepil, so folg du mir:
110 Das rat ich gang mit trewen dir.
Wer kan sich als mit frumkeit nern?
Man muß zu zeiten bruden schern.“
An hub die stet vnd sprach zu jr:
„Ymer durch got, was sagstu mir?
115 Ach das die sun dich ye beschein!
Wistu dan ydeman gemein
Schlechts um der schönen narung willen?
Wer wirt sich dan im alter stilln,
So dir dein röblecht fard verget.
120 Vnd dich dein folger gang verlet?
Wo roter mumbt, wo eualein klar,
Wo heilein glat, wo goldfarb dar?
Wo zenlin wehß, wo lichte fel?
Wo subtil hendt, wo klares fel?
125 Nun findt nit hundert jar noch dar,
Das dir die ding begeben gar,
Vnd dan so wirt dir ein getrendt
Die neyg, die du hast auß geschendt.“
Die frech sprach: „Ey du weist sein vil!
130 Wie oft kumpt dan, mein liebe gepil,
Das manche sich so frumlich heit,
Do man auch nit gar fast nach stet.
So ein nit schön, noch frumlich ist,
Vnd etlich, die sich aller list
135 Bil iar vnd zeit geprauchet hat,
Wirdt an der ley oft gar gut rat,
Vnd ergreiff ein nach all irn willen:
Vnd die sich gang helt in ein stilln
Vnd meint sich nymant lan bewachen,
140 Schlecht manch mal die hend in d'aschen,
So sie ergreiff ein küssen pfennig,
Oder wo sunst des guß ist wenig!
Ja wer mich wil, der muß mich neren!
Solt ich hm hauß vnd hoff vergeren,
145 Darnoch sol er nit werden in,
Ob ich hm seint oder holt bin.“
Die still sprach: „Ey so flag ich Got,
Das vntreu solchen fürgang hot,

- Do von du falsches wehß thuß sagen,
150 Vnd solt doch frawen nimen tragen.
Ey das die erd sich nit auff thuß,
Vnd dich mit deinem ublen mut
Verschlint, so du mit schmirn vnd ligen,
Laychen, essen, thoren vnd trigen
155 Die leut so schenktlichen verfürst,
Vnd bey aller poppeyt geschwürst,
Ich solt dir drin auch folgen nach!
Wuß dich des lasters vnd der schmach!
Nun dar ich wilen leyden sein
160 Vnd allenthalb best ermer sein,
Ge ich recht trew veracht so gar,
Wie ich mein leben sunst bewar.
Was ligt dir aber dran, du tawisch,
Wie ser man mit dir zand vnd tawisch?
165 Du hast dich aller eren verwehen!“
Mit dem wolt sie die frech gelegen
Vnd von ihr nimen den abschwess.
Die frech sie bey dem rod ergreiff,
Vnd sprach: „Gespil, gehab dich paß!
170 Ich sag dir doch in trewen, das
Wan nicht auff erden wryrer but,
Dan eym getrew sein ane gut,
Vnd das es war sey, das ich sag,
So schluß selber alle tag
175 Von den, die vns weihen vnd leren,
Ob sie nit hab dar vmb begeren.
Der pfarrer vnd seyn prediger,
Sein mit gesellen, sein pfundtner,
Vnd ander vil geistlich person,
180 Hetten sie nit etwas dar von,
Will dings lieffen sie wol hin gen.
Ja künd ich sulches nit auch verken,
Vnd wie vill mancher pfunde hot,
Dündt hn, hm sey ir aller not
185 Vnd het jr bennoch gern noch mer.
Ob ich dan einen gar verker,
Vnd nuy ein andern auch ein weil,
Wirt genr villeicht einer zu teyl,
Der ich in dan nit vngern gan,
190 So ich den rogen vor hin han.“
Die still sprach: „Sag, was folgt barno,
So dir der kopf wirt kal vnd gro,
Dein naß spizig, die wangen sal,
Die baden dun, die lesen schmal.
195 Ein kindeng mau, schwarz zeu vnd gel,
Dein hawt gleich einem igels fel?
Wem du dan vntrew hast gethan,
Der wirt sein spot erst mit dir han.“
Die frech sprach: „Da laß mich sorgen.“
200 Ich merk, dir ist noch vil verporgen,
Du bist noch nit zu schul gewesen,
Ein anders wil ich dir her lesen:
Hör, weß ich mich bey zeit muß niten.
Ich ward jung bey der milch verschneiden,
205 Das pracht ein alte hur zu wegen;
Nun ist mir nit vil dran gelegen.
Ich bin die erst nit, noch die legt,
Damals mich die not erst dran hegt.
Thu ich im alter mit einr andern,
210 Wan ich im hin vnd wider wandern
Will alter kuplerin vnd burn
Mit mir hin bringen muß vnd furn,
Vnd habß nit gar gethan vmb suß.
Hör, so niemant mein mer gekuß,
215 Schleich ich dan auch die selben steig;
Darumb heb zu dein mau vnd schweig,
Sorg nit, wie ich mich dan ermer:
Darumb so halt dich meiner ler.“
Die still mit zorn bewegt wart
220 Vnd sprach: „Ach Got, was schänder art
Nagstu von einem weibspild sein!
Sag an, denstu nit an die dein,
Die du vmb solch verflußte art
Dort ewiglich muß leyden hart?
225 Wie sol dein ymer werden rat,
So vntrew vnd auch falsch getat
Dein sel piß gang in grundt vergift,
Wo nicht dein rew das ober trifft
Vor deinem abschwß an dem endt
230 Vnd es hie nit wird abgemendt?“
Die frech sprach: „Ey was sol das leben,
Hat vns der ritt den prebiger geben?
Gespil, schweig! du bist vil zu wehß!
Kunt ich dir sagen still vnd leßß,

- Ich wolt dir nennen mer dan gnu,
Die auch zu zeiten abwegß traben,
Vnd vnser reichthum taußent haben.
Was meinstu, das der frowig thu?
- 240 Er spricht auch oft einer edeln zu.
Wan so mer guß vnd paß gelebt,
Ne mer der mut abwegß strebt:
Wan man vinct gar vil junger giellen
Die nit nach groffer arbeit stellen,
- 245 Vnd doch röt, wammes, bösen, kappen
Allein in frauen bist ergnappen.
Die warheyt weiter dir zu sagen,
Wan die ist mit eim mann erschlagen,
Der besser in einer kuttan wer,
- 250 Den sey eim jungen weib, die er
Tes nachts lest groffen zadel haben.
Ist die nit lebendig begraben?
Wie den, do eyne hat ein alten,
Der auch nit alle schanz mag halten?
- 255 Ich wil vil ander list geschweigen.
Ja werstu weiß, du solst mir neigen:
Es ist nit halbß golt, das do gleit.
Wan weid wirt gar gering gepeist,
Die sich wol anders het verpflicht.
- 260 So wollen als die freunde nicht.
Dan schweig, ich hab dir ein gepilt
Das du wol frey pleibst, ob du wilt,
Vnd nit verpunden bist eym man,
An dem du alweg genug mußt han."
- 265 Sie mit die still geschweigt wart
Wesh ab vnd flucht jr taußent fart.
Do dacht ich mir: „Wo hanst vnd har
Ganz ist entwich, do wirt furwar
Kein guter pelz auß nümer mer."
- 270 Sie beh, ir iungen giellen, nempt ler:
Habt euch so gar vald nit erschleichen,
Vnd das süß vmb die meüler streichen.
Wem nit ein solche sey bekant,
Werd auff jren gang vnd jr gewant;
- 275 Doch auff jr schue von erst, das wiß:
Man kent bald wol, was ein ganz ist.
Wedenber hals, geferbte wang
Machen manchem die gen lang,,
Das sie im illgern nacht vnd tag,
- 280 Biß er zu jr sich reiden mag.
Ich sag dir, hut dich, mein pfeet schlet dich,
Deuchstu dich noch so meisterlich.
Auch welche junge dirn jr er
Behüten wöl vor falscher ler,
- 285 Die selb weit von einer solchen ler:
Das spricht ganz Foltz Barwierer.

Michael Beheim.



Michael Beheim, den wir schon oben (S. 611)
bei den lyrischen Dichtern erwähnt haben, wurde
den 27. Sept. 1416 zu Sülzbach im heutigen: Röd-

lingreiche Württemberg geboren. Von seinem Vater,
einem Weber, erlernte er dessen Handwerk, doch sagte
ihm das kriegerische Leben besser zu und er trat in
die Dienste seines Grundherrn Konrads von Weins-
berg, bei dem er bis zu dessen Tod im J. 1448 ver-
blieb, worauf er sich vom Markgrafen Albrecht Achil-
les von Brandenburg anwerben ließ, in dessen Fehde
mit den Rothenburgern er von diesen gefangen und
übel behandelt wurde. Nach seiner Befreiung bat
er den Markgrafen um Entlassung, und von da
an wanderte er unstät und mit abwechselndem Glück
von Hof zu Hof bis nach Dänemark und Norwegen,
wo ihm die Dichtkunst, die er seit seiner frühen
Jugend betrieben zu haben scheint, freundliche
Aufnahme verschaffte. Nach Deutschland zurück-
gekehrt, hielt er sich eine Zeitlang bei Albrecht VI.
von Oesterreich auf, zog dann mit König Ladis-
laus von Böhmen gegen die Türken bis Belgrad,
begleitete diesen später nach Prag, wo er jedoch
nicht lange verweilte, da seine katholische Gesin-
nung, die er ohne Scheu bekannte, an dem huf-
tisch gesinnten Hofe ihm mächtige Feinde zuzog. So
wendete er sich nach Wien, wo ihn Kaiser Friedrich
eben seiner Gesinnung wegen freundlich aufnahm.
Bald nach seiner Ankunft brach 1482 der Aufbruch
der Wiener gegen den Kaiser aus, welchen sie neun
Wochen lang in seiner Burg belagerten. Dem
Kaiser treu ergeben, theilte er alle Gefahren und
Leiden der harthäckigen Belagerung, die er nachher
in seinem „Buche von den Wienern“ besang, durch
welches er sich Verfolgungen von Seiten der Bür-
ger zuzog, so daß er sich im J. 1485 gezwungen
sah, Wien und die österreichischen Lande zu ver-
lassen, und sein Heil wieder in der Fremde zu su-
chen. Er kam im J. 1487 nach Heidelberg, und
trat in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich, dessen
Thaten er nachher besang. Dort scheint er auch
(nach 1474) gestorben zu sein.

Behaims epische Gedichte zeugen eben so wenig,
als seine lyrischen, von wahrhaft poetischem Ta-
lent, aber sie haben großen historischen Werth, da
er in ihnen bedeutende Begebenheiten erzählt, die
er zum größten Theil mit erlebt, an denen er sogar
persönlichen Antheil genommen hatte. Das be-
deutendste ist das schon erwähnte „Buch von den
Wienern“, welches er strophisch, in der „Angst-
weise“ abfaßte, damit man es „singen oder sagen“
könne, ein Beweis, wie sehr es ihm an künstlerischem
Urtheil und Geschmade fehlte. Noch unangeneh-
mer berührt das Buch durch die höchst partheische
Auffassung der Verhältnisse; denn wenn wir ihm
als Menschen auch nicht verdenken können, daß er
dem Kaiser zugethan war, dem er Manches zu ver-
danken hatte, so ist es für den Historiker und Dich-
ter unverzeihlich, daß er sich von persönlichen Rüd-
sichten leiten läßt, und über diesem das Große ver-
gibt, welches doch allein in dem muthigen Aufstre-
ben der Wiener Bürger zu finden war. Gegen
diese legt er bei jeder Gelegenheit einen kleinen
Bedientenhaß an den Tag, der ihn zu den gemein-
sten Schmähungen verleitet. In seinen persönlichen
Rücksichten besangen, hat er keinen Sinn für die
Charaktergröße, die er an den Feinden zu bewun-
dern Gelegenheit hatte, macht aber viel Wesens
von den unbedeutendsten Einzelsitten, welche die
fürstlichen Herrschaften betrafen, z. B. davon, daß
der junge Erbprinz (nachmals Kaiser) Maximilian
keine Erbsen essen wollte, und stets nach Fleisch ver-
690

langte, das nicht zu haben war. Wir haben an dem Gedichte in der That nur zu loben, daß Behaim Alles erzählt, was er weiß, und er uns daher gegen seinen Willen mit Männern bekannt macht, die selbst aus seiner partheiischen Erzählung großartig hervortreten, so mit dem Bürgermeister Wolfgang Holzer, der, eines Beden Sohn, sich zur höchsten Würde in seiner Vaterstadt hinaufgeschwungen und während des Ansehns eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Bei seiner Gefangennehmung zeigte er eine Seelengröße, die eines schöneren Endes würdig gewesen wäre, die der besangene Dichter freilich nicht begreift (s. das mitgetheilte Bruchstück), ob er sie gleich durch die Entgegenstellung mit dem ihm ebenso verhassten Herzog Albrecht hervortreten läßt, der, wie früher seinen Bruder, den Kaiser Friedrich, so später die Wiener verrieth.

Nebst dem Buche von den Wienern hat Behaim die schon erwähnte „Geschichte Friedrichs I.“, Kurfürsten von der Pfalz, in Reimen beschrieben, ferner mehrere andere Gedichte über die Türkenkriege, die ungarischen Verhältnisse u. s. w. verfaßt, welche noch ungedruckt sind und ohne Zweifel, wie das Buch von den Wienern, bei großem historischen Interesse ohne poetischen Werth sind.

Wie der Holzer floh.

Da nun der Holzer ersah, daz
Der anslag nit geroten waz
und dis haffeltu gevangen warn,
do hub er sich pald zu den tarn,
und sah auss diser erge
hin zu dem Kalenperge.

Das waz ain gelass und lag ein meiln
von Wien, da hin begund er eiln.
Das glosso hort auch zu dem land
und lag under dez Halczers hand.
Am dritten tag der lawer
sich klaidet als ein hawer,

Und wolt wider haimlich gen Win.
Da er kam pis gen Nustarrf hin,
in disem darff wart er bekant,
und auch gevangen alzu hant.
Ffar war Got daz nit wolte,
daz diser böswiht solte

So leichtlich hin kummen sein,
und nit han gelitten straff und pein
umb dy pesen passhait vervaigt,
dy er dem kaiser het erzaigt:
zwar ez wer schad gewesen,
solt der schalk sein genesen!

Er wart gevangen von zwain weinzürn,
dy in wider gen Wien warn fûrn:
dy selben wein zurl furten in
gevangen für den herczag hin.
Dez wart van Osterreiche
herczag Albrecht fraleiche,

Und sprach: „Pöswiht! nu sag mir mer,
wu kumt dir solche passhait her,
daz du so grosse verreterei
und schalkait tust so mancherlei,
als sich in kurzzen stunden
hy zu Wien hat er funden?“

Der Holzer sprach: „Herczag, sag mir,
welcher ist under mir und dir
der aller grösset pöswiht hy?
Des solt du mich peschaiden! Wy
du pist von vater und muder
des kaisers rehter pruder,

So bin ich nur sein undertan:
schau, wer dy grösten schuld mög han!
Wann als daz, daz ich han er daht
und tun, dar zu hast du mich praht,
mir den ruken gehebet!
Ich tarst nit han erlebet,

Daz ich solch grass ding het volent,
het ich dein hilff nit hie erkent!“
Der herczog sprach auss sornes trub:
„Du later, schalk und leihter pub!
wie tarst mit solchen türsten
reden zu ainem fürsten?“

Diser Halczer für sein prust slag,
er antwurt im und sprach: „Herczag,
hy han ich, da ich mit pezal!
Dez will ich hie auff diser wal
mir genug dar umb reden
und nit varchten kein scheden!“

Der herczag sprach: „Red dir genug
nach allem deinem sinn und fug,
wann dein reden sal han ein end!
er lebt nit, der daz wider wend!“
Dy herczager in liessen
in dy gevanknuess aliessen.

Kaspar von der Rön.

Es ist noch nicht ausgemittelt, ob Kaspar von der Rön, der aus Münnersdorf in Franken gebürtig war und um die Mitte des 15. Jahrh. lebte, ein herumziehender Bänkelfänger war, oder ob er nur seine Dichtungen für solche verfaßte. Doch hat die erste Meinung die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Er bearbeitete die alten Gedichte der deutschen Heldensage, und er hat sich in so fern ein Verdienst erworben, als durch ihn einige Mären aus dem deutschen Sagenkreise erhalten wurden, die sonst unbekannt geblieben wären. Dagegen ist seine Bearbeitung roh und geistlos und geht vorzüglich darauf hinaus, die großen epischen Gesänge so weit zu verkürzen und zusammenzuschmelzen, daß sie für einen kurzen Vortrag brauchbar wurden, „das man auf einem fize Diß mög hörn ansand vnd endt“. So verschwand die schöne epische Ausführlichkeit, die jenen Liedern so reiches Leben verlieh, um einer gedrängten und geschmacklosen Aufzählung der einzelnen Begebenheiten Platz zu machen, worauf er aber so stolz war, daß er sich dieser Verkümmelungen wegen selbst lobt; und wohl nur gegen seinen Willen klingen öfters die großartigen Laute des alten Volksgesangs durch. Seine sämtlichen, in einer ganz barbarischen Sprache abgefaßten Dichtungen sind unter dem Namen des „neuen Heldenbuchs“ bekannt; sie umfassen jedoch nicht bloß Stoffe aus der eigentlichen Heldensage (Ortnit, Wolfdietrich, Egeis, Hofhaltung, Ecken Ausfahrt, Riese Sigenot, Dietrich und seine Gefellen, Zwerg Laurin, Rosengarten und Silberbrandtslied), sondern auch noch eine Bearbeitung von Herzog Ernst und ein Gedicht, das Merwun-

der genant. Alle sind in der achtzegligen Strophe oder in der Berner Weise geschrieben. Wir theilen ein Bruchstück aus „Egels Hofhaltung“ mit, welches den Kampf Dietrichs mit einem wilden „Bunderer“ erzählt, der eine schöne Jungfrau bis an den Hof Egels verfolgte und sie aufzufressen drohte, weil sie ihn nicht zum Manne nehmen wollte, ob sie ihm gleich verlobt sei. Weber Egels noch Rüdiger wollten den Kampf wagen; der achtzehnjährige Dietrich allein stellt sich dem Bunderer entgegen und erschlägt ihn.

Die Jungfrau.

10. Konick Etzel zu tisch do sasse
 pey andern kongen gut,
 und mit in liplich asse:
 die fursten hoch gemut,
 die sassen auch alleine,
 des gleich die grassen feinn,
 die edelmann so feine
 genasten pey den grassen sein.

11. Kein tor nit was beschlossen,
 und nye beslossen wart:
 „Man sol mirs offen lassen,“
 sprach Etzel der konig zart,
 „wan ich hab doch kein feinde
 auf aller welte preit;
 die tor mir vast auf leinde,
 es darf nimant glait.“

12. Do kom wol an die pforten.
 dye hubste magettein,
 sie sprach mit sussen worten:
 „Hor, lieber wachter mein,
 dein genedig lieber here,
 wo mag des genade sein?
 Wer er mir nit ze fere,
 hort er die rede mein.

13. Pit ja durch meynen willen,
 daz er mein pet verhor,
 und thuen das in der stillen,
 so wird mein laid zu stor.“
 Der pfortner, der lif palde
 für Etzel den konick her,
 er ging do in den salde,
 do sas der konick mit er:

14. „Ewr mechtig koncklich krone,
 die pit ich umb gelait,
 pis ich euch sag so schone,
 als man mir hot gesait:
 die aller schonste junck frawe;
 so ichs noch nye gesach,
 vor wunder macht ir die schawe
 fur alles ungemach.“

15. Konick Etzel sprach zu hande:
 „So heiss sie komen her!“
 Der pfortner sie pald fande
 und saget ir die mer.
 Do trat die junck fraw schane
 in den wuncklichen sal:
 die kong, die saches ane,
 die fursten uber all.

16. Sie hot das schonste hore,
 als nye kein mensch gewan,
 dar auf ein harpant clore,
 von dem ein glantz her pran:

von golt und von gesteine
 gab es so lichten schein;
 vorn an dem harpant feine
 do stunt clarfunckel stein.

17. Den rock, den sie an hete,
 der war von perleinn weisz,
 die waren drauf genede,
 der stunt jr wol noch preis;
 der rock war also swere,
 das sie in kawm getrug:
 edler stein war er nit lere,
 er het ir gar genung.

18. Sie prunnen also helle,
 das sie do gaben glast;
 ir hals und auch ir kelle
 lauch um den gesteinn so fast,
 dar zu ir rode wange,
 die prunnen als rubein,
 ir roter munt so ange,
 mit worden was er rein.

19. Ire stirn und ir augen,
 wen man die ane sach,
 niemant mocht sie berauben
 nit noch ungemach,
 dar zu ir stolt gerade,
 und wol geschickten leib;
 an ir war ye kein schade,
 das junckfraweliche weib.

20. Ir leib, der war umbfangen
 mit eyner gurtel clein,
 dar auf manck gulde spangen,
 und ye dar nach ein stein
 mit varb do under setzet,
 mit steinen das geschach;
 ir wat was unbeschetzet:
 mang kong ir lobes jach.

21. Dye junckfraw war geporen
 des aller pesten geschlecht
 nit weit im lant zu Moren
 auss grosser konges mecht;
 des halb der widen mere
 was er eyn konick reich;
 mit macht was er so swere,
 kawm lebt, der im geleich.

22. Er was so grosz geporen,
 mit grosser sterk er facht;
 zwen sun so grosz auch woren,
 die fachten auch mit macht:
 die komen umb ir leben,
 als ir noch wert verstan,
 von eim, dem must man geben
 zu essen mangen man.

23. Got lies den konick sterben.
 do komen was die zait,
 die sun das konekreich erben;
 die tochter war inn lait:
 do gehisz sie Got dem heren
 ir kausz und reynickelt
 behalten ymer mere;
 ir frumekait sait man weit.

24. Got gab ir do zu lone
 der junckfraw wolgethann,
 wen sie ein mensch sach ane,
 das sie palt wissen kont,

was eygenschaft er hete,
und was sein dancken was,
das sagt sie eim so stete:
die erst genad was das.

25. Dye ander gnad so here
het do die rayne mait,
welch reck wol mit der were
welt gen zu eynem streit,
wen sie jm den das gunde,
so segnet sie den helt,
das er zu keyner stunde
erslachen von keinem felt.

26. Dye dritte genad so schlechte
het sie al tag ein mal,
wo sie nawr hin gedachte,
do hin so kam sie wol
in eyner cleynen weyle,
wo sie hin setzt den sin,
das geschach in sneller eylle,
das sie kam pald dohin.

Ulrich Fäterer.

Noch trauriger, als die letzten Umbdichtungen der deutschen Heldensage sind die Bearbeitungen der von den höfischen Dichtern vorgezogenen Sagenkreise: bei jenen konnte der lebendige Stoff, es konnten die alten Gesänge noch ihre Wirksamkeit äußern und den Dichter hie und da über sein Talent erheben, ihn mit einem Hauch von Poesie beleben, während die künstlerische Weise der höfischen Dichter viel zu weit ablag, als daß ihre späteren Nachfolger davon hätten berührt werden können. Nur in Einer Hinsicht scheinen sie ihre Vorgänger nachgeahmt zu haben, in der breiten Ausführlichkeit, welche auch die geringfügigsten Dinge bis zum Uebermaße weitläufig darstellt. Dies war schon der Charakter des Titulre (S. o. 466), dessen Verfasser den guten höfischen Dichtern noch näher stand; noch mehr ist es der Fall bei Ulrich Fäterer oder Fäterer, welcher den bretonischen Sagenkreis zuletzt bearbeitete. Er war ein Briefmaler zu München und lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Unter dem Titel: „Buch der Abenteuer“ bearbeitete er in der Strophe des jüngern Titulre die sämtlichen Zweige des bretonischen Sagenkreises nebst dem des heiligen Gral, denen er eine Art Einleitung von dem Ursprung der Helden- und Ritterorden und selbstamer Weise auch vom Trojanischen Krieg und dem Argonautenzug voranschickte. Das Gedicht, welches er dem Herzog Albrecht IV. von Bayern (gest. 1508) gewidmet, ist zwar dadurch wichtig, daß der Verfasser verschiedene und unbekannte Dichtungen und anderweitige Quellen benutzt hat, sonst ist es aber ohne allen poetischen Werth, geschmacklos, langweilig und in einer ganz barbarischen Sprache, die sich dem Bau der Titulrestrophe nur mit Widerstreben fügt und dadurch geradezu lächerlich wird, daß der Verfasser die bei den höfischen Dichtern gebräuchlichen Redeweisen und Ausdrücke in seine rohe Darstellung zu zwingen sucht. Um einen Begriff der Sprache und Auffassungsweise zu geben, genügt es, das kleinste Bruchstück aus dem großen Gedichte mitzutheilen; wir geben die Stelle aus dem Zwein, in welcher erzählt wird, wie der Held einen Löwen aus den Umfaltungen eines Wurmes befreit.

Er urlaupt sich all palde
Von all der werden diet;
Genigen manigvalde
Ward im von in; hie mit er danne schied.
Ains tags er hort vor im ain starken sturm:
Do strait ain leo willede
In ainem walld mit ain grimigen wurm.

Ir würgen und auch peissen,
Das sach Ywan wol,
Ir chratzen und ir reissen;
Er dacht: „Ob ich der ainem hellffen sol!
Welchem von mir hie wirt sterben erweret,
Ich gnews nicht meiner trewen,
Ich wird ett von im todes unerkeret.“

Dem wurm aus seinem munde
Gienng ain aislicher stanck;
Bedächlich an der stunnde
Her Iban in des leon hellffe sprangh,
Der in auch pracht zu angstlichen nöiten:
Her wider von des wurmes pluoet
Musst sich der gruene was mit alle rötten.

Mit seinem scharffen swertte
Den wurm er durch das haupt
Schlueg, als er des begerte,
Davon der valant lebens ward beraubt.
Erst ward sein sorg, wie er vom leon chäme:
Der leo mit suesser par erzaigt,
Daz er im ward mit lieb und gar genäme.

Reineke Bos.

Im J. 1498 erschien zu Lübeck ein Buch, welches seiner innern Trefflichkeit wegen die Aufmerksamkeit aller bedeutenden Zeitgenossen auf sich zog und in der Geschichte der Literatur schon deshalb äußerst merkwürdig und wichtig ist, weil es, wie kein anderes, die alte Literatur mit der neuen verbindet, ja die älteste Sagenwelt, wenn auch nicht zu neuem Leben erweckt, doch wieder ins Bewußtsein des Volkes zurückgeführt hat. Es ist der in niederdeutscher Sprache verfaßte Reineke Bos, durch welchen die Thiersage plötzlich wieder auftauchte, die seit dem Reinart des Gilsenäre und dessen späterer Uebearbeitung (S. o. S. 298) in Deutschland beinahe ganz vergessen worden war, oder sich höchstens nur noch in einzelnen Fabeln und Erzählungen erhalten hatte. In der Vorrede der Lübecker Ausgabe heißt es ausdrücklich, daß Heinrich von Alkmar, Schulmeister und Zuchtlehrer der Herzoge von Lothringen, das Gedicht aus wälscher und französischer Sprache in die deutsche umgesetzt habe; dagegen behauptete schon Rosenhagen (1542—1609), daß Nicolaus Baumann der Verfasser des „Reineke Bos“ gewesen sei. Dieser Baumann, „beim Ursprung des Weserstroms bärting“, sei eine Zeitlang bei dem Herzog von Jülich angestellt gewesen, sei aber, von Verläumdern angefeindet und vertrieben, an den Medlenburgischen Hof gegangen und Rath des Herzogs Magnus geworden; er sei im J. 1526 zu Rostock gestorben und liege in der dortigen St. Jakobskirche begraben. Den Reineke Bos habe er aber gekrönet, um sich an den Unbilden zu rächen, die ihm am Jülich'schen Hofe widerfahren seien, er habe darin das ränkevolle Hofleben zeichnen wollen und unter dem Fuchs sei Niemand anders zu verstehen, als der Jülich'sche Kanzler, durch dessen Umtriebe der Dichter ge-

zungen worden, Jülich zu verlassen. Da nun aber die neueren Forschungen dargethan haben, daß der Reineke weder aus dem Französischen übersezt, noch eine selbstständige Arbeit, sondern daß er eine Umdichtung, ja zum Theil sogar nur Uebersetzung eines mittelniederländischen Gedichts ist, so erscheinen die beiden angeführten Angaben als unrichtig, und es kann weder von Heinrich von Alkmar aus dem Bälischen in das Deutsche übertragen, noch von Nic. Baumann selbstständig gedichtet worden sein. Das Wahrscheinlichste ist, daß Letzterer das niederländische Gedicht in der That bearbeitet hat, daß er sich aber unter einem angenommenen Namen zu verbergen suchte, weil er durch die beigefügte profaische Glosse satyrische Beziehungen hinein legte, unter welchen er allerdings möglicher Weise den Jülichischen Hof verstanden wissen wollte. Und da er gefunden hatte, daß der niederländische Dichter sich in der Einleitung seines Werks auf französische Vorbilder berief, so lag die Behauptung nahe, daß er selbst unmittelbar aus der französischen Quelle geschöpft habe. Eine andere Möglichkeit ist folgende: Das niederländische Gedicht besteht aus einer älteren Hälfte, deren Verfasser, Wilhelm de Matoc, im 12. Jahrh. lebte, und einer etwa hundert Jahre späteren Fortsetzung, deren Verfasser, welcher auch den ersten Theil überarbeitete, unbekannt ist. Vielleicht war dieser eben der in der Vorrede genannte Heinrich von Alkmar; vielleicht besaß Baumann eine Handschrift, welche die Vorrede, somit auch den Namen des Umdichters und Fortsetzers enthielt, und die er ganz einfach übersezte.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß der niederdeutsche Reineke Vos aus dem niederländischen Gedicht hervorgegangen ist, so wie auch fest steht, daß dieses ohne Vergleich die gelungenste Bearbeitung der Thiersage ist (S. o. S. 298 f.). Das niederdeutsche Gedicht hat aber jenes in der vorzüglichsten Weise wiedergegeben, und der Bearbeiter hat sich in jeder Beziehung als einen Mann von ächt poetischem Sinn, geläutertem Geschmack und gesundem Urtheil bewiesen. Die Bearbeitung ist zugleich genau und frei; sie ist beinahe wörtliche Uebersetzung, wo das Original schon das Beste getroffen hatte; sie bewegt sich dagegen in größerer Freiheit, ja beinahe in voller Selbstständigkeit, wo Gründe vorlagen, von dem Texte abzuweichen, sei es ihn zu erweitern, sei es auch ihn zu verkürzen. Doch erscheint das wahre Talent des Dichters noch in einem andern, bedeutenderen Punkte. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er seinem Gedichte eine satyrische Beziehung geben wollte, daß er die Bearbeitung vielleicht vorzugsweise aus diesem Grunde mit unternahm; denn es läßt sich nicht verkennen, daß der Reineke die bitterste Satyre gegen die Geisteslosigkeit, gegen die von ihr empfohlenen Werke der Scheinheiligkeit, gegen den Mißbrauch der bekanntesten Sagen der Kirche, so wie zugleich gegen die Kärten und die Nichtswürdigkeit der Höfe ist. Allein so sehr es nun den Dichter gedrängt haben mag, im Sinne seiner Zeit diese satyrischen Beziehungen hervortreten zu lassen, so hat er sich doch hierin auf bewundernswürdige Weise gemäßiget: er hat sich mit eben so sicherem Geschmack und gesundem Urtheile als poetischem Sinn niemals hinreissen lassen, aus der rein epischen Darstellung in eine didaktische zu verfallen;

mit jenem Latte weit er vielmehr die erzählten Begebenheiten so darzustellen und seine Personen (die handelnden Thiere) so vortrefflich zu charakterisiren, daß auch ohne weitere Andeutungen von seiner Seite die satyrische Beziehung zum Bewußtsein gelangt. Aber eben deshalb, weil der Dichter nirgends mit seinen Reflexionen hervortritt, weil die satyrische Tendenz nicht durch bestimmte Aeußerungen desselben bezeichnet wird, sondern nur als Wirkung der erzählten Begebenheiten erscheint, stellt sich die alte Thiersage in ihrer ursprünglichsten Reinheit und Wahrheit dar; sie bleibt an sich von der didaktischen Richtung unberührt, und wer dieselbe nicht im Gedichte sucht, sie nicht durch eigene Reflexion heransindef, wird die in ihm dargestellte Thierwelt in ihrer ganzen Natürlichkeit und Natürlichkeit auf sich können wirken lassen; es wird ihn, um den fähigen Ausdruck Grimms zu wiederholen, der Baldgeruch anwehen, der das ganze Gedicht durchzieht.

Die Vergleichung mit der älteren Bearbeitung der Thiersabel durch den Glöschensare und dessen Umdichter mit dem „Reineke“ fällt durchaus zum Vortheil des letzteren aus, sowohl hinsichtlich der Anlage und künstlerischen Composition, als in Bezug auf die Darstellung im Einzelnen. Des Glöschensare Reinhart trägt noch ganz den Charakter der sich erst entwickelnden Kunst: bei allem Talent des Dichters ist die Darstellung noch hart, ja sogar raub; er entwirft glückliche Skizzen; aber es fehlt ihm das Colorit, das dem Kunstwerk erst Leben und Bewegung gibt. Dagegen ist der Reineke mit großer Kunst ausgeführt; es ist auch nicht das kleinste Detail vernachlässigt, und jeder Punkt in der ihm angemessenen Weise, bald mehr, bald weniger ausführlich, immer aber lebensvoll ausgemalt. Was die Composition anbelangt, so übertrifft der Reineke schon deshalb den Reinhart, weil er eine viel größere Masse von Begebenheiten zu einem wohlgeordneten, zusammenhängenden Ganzen mit solchem Geschick verarbeitet hat, daß auch keine einzige von den erzählten Thatsachen als müßig oder gar als überflüssig erscheint. Vielmehr tragen sie alle dazu bei, entweder die Haupthandlung fortzuführen oder die Personen zu charakterisiren; und der Dichter, der ohne Zweifel gar manchen Zug aus der überlieferten Thiersage kannte, welchen er nicht in sein Gedicht aufnahm, hat eben dadurch, daß er solche nicht eingereiht, einen weiteren Beweis seiner künstlerischen Mäßigung gegeben.

Wir theilen nun eine kurze Uebersicht des Inhalts und seines Gangs mit.

Robel, der König, läßt einen Posttag ausrufen und allgemeinen Landfrieden gebieten: alle Thiere erscheinen, nur Reineke, der Fuchs, nicht, denn er fürchtete harte Anklage, die auch nicht ausblieb. Manche Thiere hatten von Reinelten Böses erfahren, besonders Isegrim, der Wolf, der denn auch vom König Genugthuung verlangte. Niemand nahm sich des Abwesenden an, als Grimbart, der Dachs; aber als er eben seine Vertheidigungsrede geschlossen hatte, erschien Hennink, der Hahn, welchem Reineke neunzehn Kinder erwürgt hatte. Dieses neue Verbrechen empörte den König, und es ward beschloffen, den Fuchs vor Gericht zu laden. Brun, der Bär, wurde an ihn abgeschickt, aber auch dieser ward ein Opfer von Reineltes Bosheit. Denn dieser, der sich gegen den Gesandten gar freundlich

stellte, lockte ihn zu dem Bauern Rustepol, und zeigte ihm dort einen gespaltenen Baum, wo viel Honig zu finden sei. Als der Bär auf Reinekes Rathen Kopf und Vorderpfoten in die Spalte gesteckt hatte, um die süße Speise zu suchen, riß dieser den Keil heraus, daß Brun nun gefangen war. Auf das Geheul, das der Bär erhob, eilte der Bauer mit vielen Leuten herbei, und Alle schlugen gewaltig auf ihn ein, daß er vor Schmerz Kopf und Pfoten heransriß und mit Verlust seiner Nüße und seiner Handschuhe sich befreite. Als er wieder am Hofe erschien, ergrimmte der König noch mehr; es ward beschossen, den Fuchs durch einen zweiten Bogen vor Gericht laden zu lassen. Hing, der Vater, ward mit der Sendung beauftragt; doch auch er mußte Reinekes Bosheit erfahren. Denn dieser verlockte ihn, in die Scheuer des Pfaffen zu gehen, wo viele Mänse seien; der Schalk wußte aber wohl, daß des Pfaffen Sohn dort eine Schlinge aufgestellt hatte, die ihm selbst bestimmt war, weil er schon manchen Hahn geholt. Hing ward von der Schlinge gefaßt, und als er darob laut wimmerte, kam Martinet, des Pfaffen Sohn, der den Fuchs zu finden hoffte, mit Vater und Mutter herbei; Alle schlugen tüchtig auf den armen Vater los, dem es endlich gelang, den Strick zu zernagen und zu entfliehen. Nun ward Grimbart selbst an Reineken abgeendet, welcher es denn auch für das Klügste hielt, sich vor des Königs Gericht zu stellen. Er nahm von Weib und Kindern Abschied und machte sich mit dem Dachs auf den Weg, dem er in Ermangelung eines Pfaffen seine Sünden beichtete; er gefiehl nicht bloß ein, Alles begangen zu haben, wessen er angeklagt wurde, sondern entdeckte seinem Gefährten noch manche Missethat, die bis dahin verborgen oder unbekannt geblieben war. Grimbart legte ihm eine Buße auf und gab ihm die Absolution, worauf sie weiter gingen; doch schon unterwegs vergaß Reineke seinen Vorfaß, sich zu bessern, und er war schon im Begriff, einen Hahn, der ihm unter die Klauen gerathen war, zu erwürgen, den er erst wieder ließ, als ihn Grimbart mit Ernst warnte. Der König nahm ihn sehr ungnädig auf und wollte seine Verantwortung gar nicht anhören; doch ließ sich Reineke dadurch nicht einschüchtern, und obgleich nunmehr beinahe alle Thiere Klagen gegen ihn erhoben (1), so wußte er doch auf Alles zu antworten und sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit zu verteidigen, daß alle die Herren sich darüber wunderten. Aber nun traten gewichtige Zeugen gegen ihn auf, in deren Wahrheitsliebe man keinen Zweifel setzen konnte; der König ging in den Rath, welcher Reineken einstimmig zum Tode verurtheilte (2). Als das Urtheil verkündigt war, entfernten sich Reinekes Freunde, wie Martin, der Affe und Grimbart, dagegen jubelten seine Feinde, und sie machten sich bereit, bei der Vollziehung des Urtheils Hülfe zu leisten (3). Nun war Reineke in großer Angst; er sah wohl ein, daß nur eine Klug ersonnene List ihn vom Tode befreien könne. Er bat daher den König, seine Beichte öffentlich vor Allen ablegen zu dürfen, was ihm dieser auch gestattete. Zudem er nun seine Sünden beichtete, ließ er einige Worte von einem großen Schake, den er besitze, und von einem Anschlag auf das Leben des Königs fallen (4), was einen solchen Eindruck auf diesen machte, daß er den listigen Fuchs von der Leiter herabsteigen ließ und ihn ganz allein verhörete (nur

die Königin durfte dabel gegenwärtig sein), um das Nähere darüber zu erfahren (5). Nun erzählte Reineke, sein Vater habe einst König Ermenrichs Schatz gefunden, und habe sich, dadurch stolz und übermüthig geworden, mit Isegrim, Brun, Grimbart und Hing verschworen, den König Nobel zu ermorden und den Bären zum König auszurufen. Durch einen glücklichen Zufall habe er von der Verschwörung gehört und den Entschluß gefaßt, den Ausbruch zu verhindern (6). Deshalb habe er seinen Schatz auf die Sette gebracht, denn er habe wohl begriffen, daß sein Vater ohne diesen Nichts ausrichten könne (7). Wie es denn auch in der That gekommen sei; denn als die gedungene Mannschaft dreißigdenntlichen Sold zum Voraus verlangte, habe man sie nicht befriedigen können, und Reinekes Vater habe sich aus Gram aufgehängt (8). In der Hoffnung, den Schatz zu gewinnen, und von der Königin, der es noch mehr darnach gelüstete, überrebet, verzieh der König dem Fuchse alle seine Missethaten (9); Reineke aber beschrieb dem König den Ort, wo er den Schatz verborgen habe; er siege, sagte er, beim Busche Husterlo und dem Brunnen Krelspüt, doch müsse der König selbst hingehen und Reinekes Frau solle ihn begleiten (10). Nobel aber traute dem listigen Fuchs nicht ganz und verlangte, daß dieser selbst ihn begleiten sollte; jene Namen, meinte er, könnten wohl erdichtet sein, denn er habe noch nie etwas von ihnen gehört. Das war freilich dem Fuchs nicht recht; doch sagte er sich schnell, rief Lampen, den Hasen, zum Zeugen herbei, welcher sogleich bekräftigte, daß Husterlo und Krelspüt in der Bisthenei gegen Osten von Flandern lägen, und der König entschuldigte sich wegen seines Mißtrauens. Reineke aber sagte, er könne nicht mitgehen, denn er sei im Bann, der König möge ihm daher erlauben, nach Rom zu wallfahren, um Ablass zu gewinnen, und von dort wolle er dann über Meer fahren, um völlig von seinen Sünden gereinigt zu werden, was der König billigte (11). Nun erklärte dieser öffentlich, daß er Reineken alle seine Missethaten verzeihen habe und daß er ihm vollen Schutz gebe; auch gebiete er, daß man Reineken, seinem Weibe und seinen Kindern bei Tag und Nacht und wo man sie antrefe, Liebe und Ehre erweisen solle. Isegrim und Brun waren damit höchst unzufrieden, aber als sie Einwendungen zu machen versuchten, ward der König zornig, er ließ sie fangen und binden; ja er befahl sogar auf Reinekes Bitten, daß ein Stück Fell aus Bruns Rücken zu einem Ränzchen für den Pilgrim geschnitten würde, und so mußten ihm auch Isegrim und sein Weib Giermund jeder ein Paar Schuhe abtreten. Der Kaplan des Königs, Bessin, der Widder, mußte nun den Segen über Reineke sprechen; dieser nahm vom König unter Thranen Abschied und er zog, von Lampen und Bessin begleitet, nach seiner Feste Malepartus. Bessin blieb vor der Thür stehen, Lampe ging mit Reineken hinein, aber zu seinem Unglück, denn sogleich fiel der Böfewicht über ihn her und verzehrte ihn. Reineke steckte des Hasen Kopf in das Ränzchen, gab es dem Kaplan mit dem Auftrag, es dem Könige zu bringen. Es seien wichtige Briefe darin, sagte der Schelm, und wenn er sich beim Könige beliebt machen wolle, so solle er sagen, daß er bei ihrer Abfassung mitgeholfen habe. Als aber der König das Ränzchen hatte aufmachen lassen und Lampens Kopf darin erblickte, sah

er, daß er von Reineken schändlich betrogen worden sei. Auf des Leopards Rathward Bellin dem Bären dem Wolf und der Wölfin zur Sühnung überantwortet, weil er doch nach seinem eigenen Geständnisse zu Lampes Tod gerathen habe. Brun und Isegrim wurden in ihre Wärdn wieder eingeseht.

Der König ließ den Hof verlängern; die Thiere und Vögel erschienen in großer Menge und Alles war gar fröhlich. Die Lust wurde aber bald unterbrochen, denn es kamen das Kaninchen und die Krähe und klagten Reineken an, daß er sie überfallen habe und sie sich kaum vor seinen Klauen gerettet hätten. Darob ergrimmte der König gewaltig, und es ward beschloffen, den Fuchs in seiner Besse zu belagern. Grimbart eilte nach Malepartus mit der Nachricht, doch Reineke geriethe keineswegs in Angst; er beschloß vielmehr, selbst an den Hof zu gehen und seine Sache persönlich zu führen. Auf dem Wege sagte er, er wolle weiter beichten, was er inzwischen gesündigt und was er in der früheren Beichte vergessen habe, und so erzählte er, wie er einst den Wolf durch eine Stute in Lebensgefahr gebracht habe. Grimbart erteilte ihm hierauf Vergebung seiner Sünden; doch siehe es schlimm um ihn, fügte er hinzu, da er Kampen getödtet und die Frechheit gehabt habe, sein Haupt dem Könige zu schenken. Reineke entschuldigte aber seine Frevelthaten mit dem Beispiele der Prälaten und Herren. Selbst der König raubt, sagte er, und was er nicht selbst nimmt, läßt er durch Wölfe und Bären holen; dabei glaubt er doch, er thue recht, weil ihm Niemand, nicht einmal sein Beichtvater oder sein Kaplan sagt, daß er unrecht thue, weil sie des Raubs mit genießen. Wer klagen will, wird nicht angehört, und Jeder steht bald ein, der König sei ihm zu mächtig. „Denn der Löwe ist ja unser Herr; und hält Alles für eine große Ehre, Was er sich rauben kann. Er sagt, jeder von uns sei sein eigener Mann; Als ob es adeltich wäre, zu drücken seinen Unterthan.“ Zudem hat er schlechte Rathgeber, denen er allen Glauben schenkt; Wolf und Bär können thun, was ihnen beliebt; wenn aber der arme Reineke nur Ein Sohn stiehlt, entsteht gleich großes Geschrei: kleine Diebe läßt man hängen, große finden den mächtigsten Schutz. Freilich regt sich bei mir das Gewissen von Zeit zu Zeit, fuhr er fort, aber wenn ich auf die vielen schlimmen Prälaten sehe, dauert die Reue nicht lang. Es ist dies überhaupt das Verderben der Welt, daß die Geistlichen kein gutes Beispiel geben, denn wenn man Einem seine Sünden vorhält, so erwiedert er sogleich, es könne nicht so böse sein, da es auch die Pfaffen thäten. Die meisten treiben Buhlerei, gewinnen Kinder, wie verheiratete Männer, und wenn in früheren Zeiten solche Bastarde verachtet waren, nennt man sie jetzt Frauen und Herren. „Denn das Geld hat nun die Oberhand, und selten gibts ein fürstlich Land, Wo nicht die Pfaffen den Zoll verwalten und über Dörfer und Wäldern schalten. Sie sinds, die erst die Welt verkehren, und andren Leuten Böses lehren. Wenn sie mit fremden Weibern leben und dadurch böses Beispiel geben. Wenn Blinde so die Blinden leiten, So müssen beide von Gott sich scheiden.“ Die Pfaffen reden viel von Almosen und milden Gaben, aber sie geben selbst Nichts her. „Sie halten dies für die beste Weise: Schöne Kleider und ledere Spieße, haben viel zu thun mit weltlichen Dingen: Was kann ein

Solcher denken oder thun? — Unterwegs begegneten sie dem Affen, der nach Rom reisen wollte; dieser sprach Reineken Raths ein, und versprach, ihm in Rom Ablass zu verschaffen; er solle nur an den Hof gehen und sich an die Affin wenden, die bei dem König und der Königin beliebt und ein sehr kluges Weib sei. Als Reineke vor den König trat, nahm ihn dieser sehr ungnädig auf; der Fuchs aber behauptete fest, das Kaninchen und die Krähe hätten ihn verläumdert, und er sei bereit, seine Unschuld in einem Zweikampf zu beweisen; jene aber erschrauten und wollten den Zweikampf nicht wagen. Vom König befragt, warum er Kampen getödtet und Bellin dessen Kopf mitgegeben habe, stellte sich Reineke, als ob er Nichts davon wisse und als ob Bellin den Hasen getödtet habe; zugleich bedauerte er den Tod der Beiden, da er ihnen große Kostbarkeiten für den König mitgegeben hätte. Unterdessen war die Affin zur Königin gegangen, und als der König nun in sein Gemach trat, fand er sie dort. Frau Rutenowwe säumte nicht, zu Reinekes Gunsten zu sprechen, sie erinnerte den König, wie oft jener ihm schon durch seine Klugheit großen Nutzen gewährt habe. Der König wußte nicht recht, wie er sich bei der Sache benehmen sollte; er ging in den Saal zurück und befrag Reineken nochmals nach den näheren Umständen von Lampes Tod. Reineke aber behauptete wiederholt, Lampe sei von Bellin ermordet worden; er habe beiden herrliche Kleinode, einen Ring, einen Kamm und einen Spiegel, an den König mitgegeben, und diese habe der Widder ohne Zweifel für sich behalten wollen. Die nun folgende Beschreibung, welche Reineke von diesen Kleinodien gibt, ist ganz vortreflich, sie übertrifft durch die Lebendigkeit, Wahrheit und Anschaulichkeit der Darstellung Alles, was die höchsten Dichter in dieser Art geleistet haben. Sie erinnert an die Schilderung, welche Homer von dem Schilde des Achilleus gibt, und wenn der Dichter des Reineke nicht auch, wie der Grieche, jene Kleinode vor unsern Augen entstehen läßt, so weiß er dagegen eine Anzahl von Jagen aus der Thierfage, denen er sonst keine schickliche Stelle anweisen konnte, hier in kunstreicher Weise einzuflechten. Der Spiegel, sagt er, sei von einem schönen hölzernen Rahmen eingefast und dieser mit den schönsten Bildern bemalt gewesen, welche die Fabeln vom Mann und Pferd, vom Esel und Hund, vom Fuchs und Rater, vom Wolf und Kranich dargestellt hätten, die der Dichter mit der höchsten Lebendigkeit erzählt, indem er jene Bilder schildert. So wußte der listige Fuchs den König wieder für sich zu gewinnen, und dieser hätte ihn unbedingt freigelassen, damit er die Kleinode wieder auffuche, wenn nicht Isegrim Verwahrung eingelegt, neue Klagepunkte vorgebracht und ihn zum Zweikampf gefordert hätte. Reineke nahm die Ausforderung an und bereitete sich zum Kampfe, zu welchem ihm die Affin kluge Rathschläge gab, z. B. sich glatt scheeren zu lassen, sich mit Del zu salben und dergleichen mehr. Am folgenden Morgen fand der Kampf vor dem Könige und dem versammelten Hofe Statt, der mit großer Lebendigkeit und epischer Ausführlichkeit geschildert wird. Durch List und Betrug gelang es Reineken, den Wolf zu bewältigen, der ihn schon einmal ganz in der Gewalt hatte, bis endlich der König auf Bitten von Isegrims Freunden dem Kampfe ein Ende machte. Reineke aber, der den Löwen durch kluge

Worte ganz für sich gewann, wurde von diesem zum Reichsfürstenernannet, es ward ihm das Reichsiegel anvertraut, und er lebte von nun an in großem Ansehen.

1. (1, 19.) Wo Reinke kumt in den hof vor den konnink, deme he otmöchlik tonhyget, vnde vindet dar welcke, de over en klagen.

1685 Do in dem hof dat was vernomen,
dat dar Reinke was gekomen,
al de dar weren, grot un fien,
begerden alle Reinken to sien.

1690 Dar weren nicht vele in deme tage
se hadden over Reinken sunderlike klage.
Dat dochte Reinken nicht vele van werde,
des dede he alle de unvorverde
mit syneme ome deme grevink
driestlicken he so vor sit gink,

1695 zyrliken dorch de nogesten strate,
also mobich van gelate,
este he were des konninges sone,
un est he nymande up ene bone
edder suß nymande hadde misgedan.

1700 Vor Nobel den konnink ging he stan
manck de heren in dem pallas,
un hest sit bet wan eme was.
He sprak: „Edele konnink, gnevige here,
dorch juwe edelheit un dorch juwe ere
ik bidde, dat gy my horen to recht.

1705 It en hadde ny here so truwen knecht,
alle ik juwer vorstlicken gnaden bin,
womol dat der vele hier syn,
de my juwe vruntshoop menen beroven

1710 mit loggen, wan gy en des wolken leven.
Men juwe rat is vrot erst un lest;
gy leven nicht braden, dat ist das best,
wat ju desse valschen alle vorelesen
mit legen un dregen in mynem afweisen,

1715 se baten, dat ik juwe beste mene,
un ju alle tyt truwslicken dene.“ —
De konnink sprak: „Swyget, latet af!
juwe smelen helpt ju nicht en kaf.
Juwe undat wert ju nu vorgolden,

1720 wo gy den vreden hebben geholden,
den ik gebot, un hebben gevoren.
Hier seiet de hane, de hest verloren
syn slechte. O valsche untruwe des
Dat gy vele seggen, gy hebben my les!

1725 dat hebbe gy in deme laister myn,
un is an mynen luden wol schyn:
arm man Hynze vorlos syne sunt
un Brun is noch syn horet vorwunt.
ik wil ju nicht vele mer schelden,

1730 men juwe hals schal des entgelden.
Hier syn vele klagers un schynbar dat
dit alle wil ju wesen quat.“ —
„Gnevige here,“ sprak Reinke, „wat schadet my datte,
est Brunen noch blodich is syne platte?

1735 Woromme was he so vormeten
un wolde Ruktevlen syn bonnich eten
un em de bur laister andeden?
Brun is ja so stark van leden!
Is he geslagen, este vorseproten

1740 were he gut, he haddet gevrosen,
er he quam in dat water.
Echter of mede Hynze de fater,
den ik herbergebe un wol entsef,

1745 un he do ut umme stelen gink
to des papen hus sunder mynen rat,
un eme de pape dese quat,
sefer, scholde ik des entgelden
un ik daromme lyden schelden?

1750 Dat were to na juwer vorstlicken kron!
Doch wat gy wilt, dat moge gy don
un also gebeden over my,
wo gut un klar myne sake of sy:

1755 gy mogen my vromen, gy mogen my schaden,
ja, wil gy my seden este braden,
hangen, koppen este blenden,
so bin ik in juwer gnaden benden.
Wy syn jo alle in juwem bedwank:

1760 stark sy gy, un ik bin frank;
myn hulpe is fien, de juwe is grot.
Vormar, al sloge gy my of dot
dat were ju ene frante wrafe!

Doch wil ik al in deffer sake
rechtferdich un uprechtich syn.“ —
Do sprach rambok, de het Bessyn:
„It is recht tyt, wille wy nu klagen.“ —
Dar quam Hiegrim mit al synen magen,
Hynze der fater un Brun de bare,
un der deren ene grote schare:
Kampe de hase und de esel Boldewyn,
1770 Baderlos de fene, of de grote hunt Ryn,
Metje de zege un Hermen de bok,
ekeren, wejseken, hermeken weren dar of,
de offe, dat verð, de weren of dar,
veler wilder deren ene grote schar:



1775 dat herte, dat re un Bosert de bever,
fanynen, martien, un of de wilde ever,
Bartolt de adebar un Marquart de begger,
of Kufte de kron weren dar alle begger;
Libbese de ant un Alheit de gos:

1780 desse klageden alle over den vos.
Hennint de hane vn alle syne kinder
klageden ganz fer eren hinder.
Noch weren dar der vogele mer

un andere der deren en grot her
1785 de ik nu nicht al kan nomen:
desse alle wolben den vos verdomen,
un dachten darup mit scharpen sinnen,
wo se em syn leven mochten afwinnen.

Se gingen vor den konnink al,
1790 dar horbe men klage ane tal.

2. (1, 20.) Wo Reinke van velen synen wed-
derparten vorlaget wart in swaren saken,
wo he islikem antwort gaf, doch int leste mit
tugen overwunnen wart unde to deme dode
vororbest.

Alsus wart dar en grot parlement.
De deren, de da sunden ummentrent,
wolben Reinken syn lyf afwinnen;
se spreken en an mit allen sinnen,

1795 mit velen klagen, de men dar horbe:
ja, islikem gaf he schon antworde.
Ny wart gehort up enen dach
mere klage, also dar geschach

van vogelen un wilden deren,
1800 van nouwen rade un mannich viseren,
dat men dar horbe un vernam.
Men do Reinke to antworde quam,
wart ny schonre entschuldige geboert,

alle Reinke darjulvest brachte vort.
1805 He entschuldige se in all den dingen,
de men over en mochte bringen,
dat al den heren dat wonder dede,
dat Reinke wuste so schone rede,

un sit al der sake wude entleagen,
1810 de men dar over en konte seggen.
Int leste, dat ik forte desse wort,
quemen etliche tuge dar vort,
dat weren uprichtige warastige mans;

se tugeben over Reinken bel un ganz,
1815 schuldig to wesen in der missebat.
Do gink de konnink in den rat;
se sloten endrachtigen en eses modes:

„Reinke de vos is schuldig des dodes!
Men schol in binden un vangen
1820 darto by syneme halse uphangen!“ —
Synne sloten worde hulpen nicht vele,
do gink it Reinken un deme spele.

De konnink dat ordel sulsen affsprak,

- darumme Keinke gans fere vorschral,
1825 un wart to der sulven stunden
gevangen un darbe gebunden.
3. (1, 21.) Keinke gevangen unde gebunden wart
unde wart geforet nach deme dode, unde wo
Keinkens vrunde orlof nemen.
- Do Keinke alsus was gevangen,
un dat orbel was, men schelben hangen,
un Keinken vrunde dit hadden vornomen,
1830 de of to hove weren gekomen,
alle Marten de ape, de of was to rechte;
un Grimbart mit velen, de in Keinken slechte
borden un em toquemen van blode,
de dit orbel horten gans nede.
- 1835 un werden hierumme fer bedrovet,
mer wan jennich rechte lovet,
wente Keinke was en banrehere,
un wart gewisfet van aller ere,
darto in enen schenigen dot:
- 1840 Se en mochten nicht desse not
vordragen, men se nemen orlof
van deme sonninge un rumeben den hof.
De konnink betrachete desse dink,
dat mannich knape van em ginf,
- 1845 der vele was ut Keinken slechte:
„It were gut, dat ik bedachte.“
sprak he to enem ut syneme rat,
„al were of Keinke noch so quat,
in synem geslechte is doch mannich man,
1850 den de hof opel entderben kan.“ —
Hegrim, Ginge un Brun de bare,
desse nemen Keinkens mek were;
Dit weren, he en bunden un vengen,
desse dachten en of up to bengen.
- 1855 De konnink hatte en bevolen dat,
dit beken se gern, want se weren em hat.
Do de do sus mit em quemen,
dar se to hant den galgen vornemen,
do sprak Ginge to deme wulve:
- 1860 „Her Hegrim, gebentet nu an dat sulve,
wo Keinke, desse quade des,
dat to werke brachte un of bres,
un he of sulven meke utginf,
dar men juwe beken drober uphinf,
- 1865 des Keinke do vro was in al syneme gelate;
belaet ene nu mit der sulven mate!
Ot Brun, gebentet, wo he ju vorret
to Rustevlen hus, dat mannich wet,
dar ju slogen bede manne un wyf,
1870 dat ju blodich was bede horet un lyf.
Set to, wente Keinkens liste syn grot!
Entqueme he wech ut besser not,
sus wrole wy uns nummermere.
Darumme latet uns haken fere;
- 1875 he best it an uns grot vortbracht.“ —
Do sprak Hegrim also vort:
„Wat helpen doch also vele wort?
Hadde wy enen rep este lyne,
1880 draden wolde wy eme sorten de pnye.“ —
Se spreken Keinken al entsegen.
Alse he sus lange hadde geswegen,
so begunde Keinke of to spreken;
he sprak: „Nu gy ju doch willen wresen,
1885 my nundert, gy nicht na dem ende stat.
Ginge wet wol guden rat
to ener lynen stat un gut,
dar he to des papen hus inne stot,
dar he noch wechquam ane alle ere.
- 1890 Ot Hegrim un Brun, gy haken fere,
dar gy juwen om tom dode bringen;
gy menen, ju schal denne wol gelingen.“ —
De konnink un al syne heren,
de dar do mit to hove weren,
1895 of de konniginne des gelhte,
se volgeden alle na, arm un rhte;
van Keinken wolden se sen den ende.
Hegrim bevol al, de he sende,
synen magen un synen vrunden,
- 1900 dat se so vafte by em stunden,
un dat se Keinkens nemen war,
dat he nicht wechqueme ut de var.
Sunderliken bevol he syneme wyve,
he sprak: „Se to by dnyeme lyve,
1905 help holden vafte dessen vos!
It segget, vortware, queme he nu los,

- he worde arger in korter tyt
un scholde uns schenden mit allem vlyt.“
Sus sprak he of Brunen an:
- 1910 „Gebentet, wat schande he ju best geban!
Dit wil wy em nu al betalen.
Ginge schal de lyne uphalen,
he is behender un lichter, dan wy.
Holbet un stat my alle by.
- 1915 It wil de lebber to rechte rlyen:
nun betale wy em syner tuischeryen.“ —
Brun sprak: „Settet de lebber wisse an!
It wil en holden alse en man.“ —
Keinke sprak: „Juwe sorge is grot,
- 1920 dat gy juwen om bringen in den dot,
den gy bildichlik scholde bescheremen,
un gy ju syner fer entfernen,
dat he so nicht en queme in schade.
Dorste ik, ik bede half genade.
- 1925 Hegrim hatet my boven al:
he but, dat syn wyf my holden schal.
Wolde se denken an olde dat,
nummermere bede se my quat.
Doch it mot nu over my gan;
- 1930 ik wolde, dat it were geban.
Wyn vater starr of in sorgen grot,
men do he nam synen dot,
do was it kort mit em geban;
of volgede em nicht so mannich man.
- 1935 Schande mote ju wedderoaren,
wo gy Keinken lenger sparen.“ —
Brun sprak: „Hore gy, dat he vloet uns al?
Syn tuischen nu ende nemen schal!“ —
4. (1, 22.) Wo Keinke bat umme tyt, syne bicht
openbar to don, unde wat he bichtede in me-
ninge, sik los to debingen unde andere in re-
sulve last to bringen, so it geschach, do he to
den galgen quam.
- Keinke was in angste grot;
1940 he dachte: „Wochte ik in besser net
un recht nu in besser stant
vinden enen nyen vunt,
dat my de konnink dat leven gere
un dy dessen bren de schande bleve.“
- 1945 So sprak Keinke to sy sulven van binnen:
„Gier mot ik up denken mit allen sinnen,
allent wes ik nu bruten kan,
wente de not, de geht my an.
Al is de konnink gram up my
- 1950 un mannich ander, de em is dy,
wattant? dat hebbe ik al vordent.
It mochte noch werden ummegewent;
de konnink is starr, syn rat is vrot,
nochtan en do ik em nummer gut.
- 1955 Queme ik to worden, dat hope ik nach,
ik worde nicht gehangen up dessen dach.“ —
Sus was Keinke in angste grot,
he sprak: „It se vor my den dot,
deme ik nu nicht mag entgan.
- 1960 Hierumme gy alle, de nu hier stan,
ju bidde ik ene flene bede,
er ik van der werlde schede,
dat gy willen bidden den konnink nu,
dat ik mage spreken vor ju
- 1965 myne bicht mit allem vlyt,
dat my de konnink wille gunnen de tyt,
up dat ik de warheit moge vormelden,
un dat myner unbait nicht dorre entgeldem
en ander unschuldich, we he of sy,
- 1970 un nicht betegen werde umme my,
up dat god, de alle dink recht wil lenen,
myner selen desto bet wille schonen.“ —
De meke des, de dit borden,
worden bewogen van den worden;
- 1975 se spreken: „It is twar ene flene bede!“
un beken den konnink, dat he dat bede.
Des gaf de konnink orlof darto.
Keinke wart wedder en weinich vro;
he dachte, it mochte noch beter vallen,
1980 un sprak alsus vor en allen:
„Nu help my, spiritus domini,
wente ik en se hier nymade by,
dem ik nicht hebbe entsegen ban.
Worber, do ik noch was en klen kumpan
- 1985 un ik nicht mer en soch de brusen,
do ginf ir vaten na mynen lusten
manf de jungen lammer un jegen,

- wan se gingen buten den wegen.
 Ere blefen un stemmen horde if gern.
 1990 Do begunde if ersten ledereye to lern,
 wente if vordeter en to dot;
 dar lerne if ersten liden dat blot.
 Darna vorbet if junger zegen ver;
 if takte to, un bede dat noch mer.
 1995 Sus wart if dryfter un foure,
 if sparde wedder vogel este honre,
 of ante un gôse, wor if se vant:
 if hebbe der vele gelaet int sant,
 de if al van deme levende brochte,
 2000 wan if se nicht al eten mochte.
 Darna quam if by Hsegrine
 in eme winter by deme Rhne;
 he schulebe under enem dom,
 un rekenbe sîl, dat het were myn om.
 2005 Do if en horde sus de mageschop vertellen,
 alsus worde wy aldar gesellen,
 dat my nu wol mit rechte mach ruwen;
 wente wy loveden bar mit truwen
 2010 gute geselschop be ene dem anderen,
 un begunden to samenbe also to wanderen:
 he stol dat grote un if dat kleine;
 dat wy kregen, dat was gemene,
 doch nicht so mene, so if scholbe,
 wente he belede it, so he wolbe:
 2015 numme kresch if rechte myn del half;
 wente so wan Hsegrim hebbe en tall,
 ene zegen, enen weder este enen ram,
 so grimmebe he un maledie sîl gram,
 uppe dat he so my van sîl dref
 2020 un em myn del allene bles.
 Noch was bit dat minste al;
 men also wy hadden sîll geval,
 dat wy enen offen este ene to
 gewengen, ja, denne quemen darto
 2025 syn wyf un mit er seven linder,
 denne mochte if klagen mynen hinder,
 if kresch denne nouwe den minfen rebben;
 nochtan er if den mochte hebbben,
 hadden se dat vlesch al afsegnagen,
 2030 darmit moeste if my vorbragen.
 Doch god dankes if habbes nen not,
 wente if hebbe noch den schat so grot
 bede an sulver un an golde,
 dat den en wagen nicht dregen scholbe
 2035 to sevenwerf un so wechvoren." —
 De konnink begunde hierna to horen,
 also he den schat horbe nomen,
 un sprak: „Won wanne is de ju gekomen?
 segget it nu, if mene den schat." —
 2040 Reinke sprak: „Wat hulpe my dat,
 dat if ju des nicht en jede?
 Wente if en neme des nu so nicht mede.
 It wilt ju seggen, nu gy if my bet;
 wer dorch les noch dorch let
 2045 schol dat nu lenger blypen vorholen:
 wente de schat was gesolen;
 it was bestelt, men scholbe ju morben,
 hadde de schat nicht gesolen worden.
 Gnedige here, merket gy dat?
 2050 Dit maledie de vormaldebebe schat.
 Dat de schat sus gesolen wart,
 des bede myn vader ene quade vart
 van besser weride to ewigem schaden,
 doch was it nutte to juwen gnaben."
5. (I, 23.) Wo de konnink let swygent beden
 unde Reinken van de ledderen wedder afsthy-
 gen, up dat he ene bet vragebe.
 2055 Als de koniginne van Reinken horde,
 dat he sprak van dessene morde,
 de andrepende was erem heren,
 se begunde sîl ser to vorveren.
 Se sprach: „It vormane ju, Reinart,
 2060 up de lange hennevart,
 de juwe sele nu varen schal,
 dat gy de warheit seggen al,
 wot it is umme dessen mort." —
 De konnink sprak bo also vort.
 2065 „Men schal beden enen isliden to swygen,
 un laten Reinken nebbdersthygen.
 Deste sate geit my sulvest an,
 dat if de bet moge vorkan." —
 Do kresch Reinke enen beteren mot
 2070 up der ledderen, dar he stot,

- se moften en do also wedder
 afsthygen laten van der ledder.
 De konnink nam en by sîl allene,
 of de konniginne un vrageden ene,
 2075 wo desse sate were getacht?
 Ja, do wolbe Reinke legen mit macht.
 He dachte: „Mochte if nu wedder winnen
 des konninges hulbe un der konniginnen,
 un mochte dat darto vormerven,
 2080 dat if desse alle mochte vormerven,
 de sus nu stan na myneme dot,
 un if so queme ut besser not,
 dat mochte if reken vor grote bate;
 men if mot ser legen utermate."
6. (I, 24.) Wo Reinke openbar vroget unde
 besecht synen egenen vader unde synen anderen
 vrunde, uppe dat in sobaner maneren synen
 vrende mede worden besecht, unde wo he by
 sobanen auden wart vorloset.
- 2085 De koniginne sprak wedder an:
 „Reinke, latet uns recht vorkan
 von besser sate de warheit vast,
 und dat juwe sele blyve unbelast." —
 Reinke sprak: „Syt des bericht,
 2090 if mot nu sterven, dat it anders nicht;
 scholbe if denne myne sele also belaben,
 darmit se queme in ewigen schaden,
 un se des ewig scholbe entgelden?
 beter isset, dat if de nu mot melden,
 2095 womol se syn mene levsten magen,
 de if vilnobe scholbe bebragen.
 It vruchte der hellen pyne, de bar is grot,
 daromme if it jummer seggen mot." —
 Demme konnink wart dat berte swar;
 2100 he sprak: „Reinke, sechu of war?" —
 Reinke sprak: „D edele here,
 it is war, al bin if sus sundich sere.
 Wat scholbe my dat to bate komen;
 dat if my sulven wolbe vormoden?
 2105 Gy sen so wol, wo it mit my is:
 sterven mot if nu, dat is wis;
 scholbe if nu nicht spreken de warheit,
 do my de dot vor ogen steit?
 My mach nicht helpen bede este gut." —
 2110 Sus bewede Reinke, dar he stot,
 in eneme gevinleden schyn von vruchten.
 Wort sprak de koniginne mit tuchten:
 „Reinkens not entfermet my sere:
 hierumme bidde if ju, myn here,
 2115 dot Reinken estike gnade,
 up dat nablyve groter schade,
 latet ene nu in besser stunt
 uns wilst don den rechten grunt,
 un dat en islet swyge sîl.
 2120 up dat he nu spreke, wat he wil." —
 De konnink bot swygent also vort.
 Reynke sprak: „Nu horet myne wort!
 Is dat myneme heren mede konnink les,
 if wil ju lesen junder dref
 2125 un de vorrederbe openbaren,
 dar if nymande denke an to sparen." —
 Nu mach men horen enen wben runt!
 Reinkens losheit hadde neuen grunt,
 wo he synem egen vader mede
 2130 quat un unere oversebe,
 of dem grevint, synem levsten vrunt,
 de em doch in allen noben bystunt.
 Dit bede he al in der andacht,
 dat men synen worden desto bet geve macht,
 2135 dat he also mit syner sprake
 synen vrende brochte in der sulven sate,
 de sus nach syneme lyve stunden.
 He sprak: „Myn here vader hadde gevunden
 des mechtigen konninges Amerikes schat
 2140 in eneme vorholentiken vat;
 un do he hadde sus grot gut,
 wart he so stolt un boge van mot,
 un helt alle deren in unnerbicheit
 mit syner gestiften hochwardicheit,
 2145 de tovooren synen gesellen waren.
 He set gingen de later varen
 in Ardennen, dat wilde lant,
 dar he Brunen den baren vant;
 he enbot eme dar synen hulbe,
 2150 un dat he in Wandenren fomen scholbe,
 este he konnink wolbe wesen.

- Do Brun en pinje den brief hadden lesen,
 he wart lone, vrolik un unvrovert,
 wente he des lange hadde begert.
- 2155 He reisde in Blanderen altohant,
 dar he mynen heren vader vant,
 he entsef ene wol un sande tor stunt
 na Grymbart dem mysen, unsen vrunt,
 un na Wiegim of also vort.
- 2160 Desse ver handelen mannik wort;
 pinje de later was de vyfte.
 Dar licht en dorp, dat het Yfte.
 Twischen Yfte un Went
 hadden se sus dit parlement
- 2165 in enen dufteren langen nacht.
 Nicht mit got, men des buwels macht,
 un mit mynes vaders gewelde,
 de se dwant mit syneme gelde,
 sworen se dar des konninges dot.
- 2170 An islik deme andern syne hulde bot.
 Se sworen up Wiegimes hovede vorware
 alle vyse, dat Brun de bare,
 den wolden se to konninge maken,
 un voren en in den stol to Aken.
- 2175 un seten eme up de krome van golde
 Were ymand, de dit keren wolde,
 van des konninges vrunden este magen,
 de scholde myn vader al vorlagen,
 mit syneme schate dat ummebruyen.
- 2180 mit umme to kopen, mit breve to schryven.
 Dit krecht if to weten also:
 It geschach up enen morgen vro,
 dat Grymbart den myn tranf ungespart,
 darvan he vrolik un drunken wart.
- 2185 un seide dat hemelisen syneme wyve;
 he sprak: Se, dat bit by by blyve!
 Se swach so lange, vorstat my recht,
 dat se it myneme wyve of best gesecht.
 Se swor er, dar se weren to samen,
- 2190 by der dryer konninge namen,
 by erer ere und truwe,
 wer dorch les noch dorch ruwe,
 nymant dat scholde seggen vort.
 Men myn wyf helt nicht ere wort:
- 2195 wente dat erste, dat se by my quam,
 seide se my al, dat se vornam.
 Se seide of en wartelen darby,
 dat it enket vorstunt by my,
 dat it war was allerdynt.
- 2200 It was al drovid, wor if of ginf.
 It wart andenken der poggen al,
 de ens to god repen mit grottem schal,
 dat he en enen konnink wolde geven,
 dat se in dwange mochten leven.
- 2205 wente se weren fry in allem lant.
 God horde se un sande en to hant
 den adebar, de se noch hatet
 un se nummer in vreden latet,
 alle tyt deit he en ungenade.
- 2210 Nu klagen se vast, nu isset to spade;
 se syn bedwungen allerdynt
 under den adebar, enen konnink. —
 Sus sprak Reinke to al den deren,
 de dar stunden un de dar weren. —
- 2215 „Set, sus vruchtebe it ser vor uns allen,
 dat it of mit uns sus mochte vallen.
 Gere, sus forgede it of vor ju,
 des gy my weinich danken nu.
 It kenne Brunen schalk un quat,
- 2220 un vul van groter overdat:
 darumme vruchtebe it ene ser.
 It dachte, worde he unse her,
 dat wy denne alle weren vorlorn.
 It kenne den konnink wolgeboren
- 2225 ser mechtich un of guberteren,
 un of genebich allen deren.
 It dachte vuske up desse dinge;
 it were ene quade wesseling,
 dat men enen bur, enen unebelen vrat,
- 2230 brochte in alsobanen stat;
 It dachte darup manninge wesen,
 wo it desse sate mochte tobrenen.
 Doven alle sate vradebe it dat,
 behelbe myn vader synen schat,
- 2235 he scholde mit syneme valschen spele
 to plasse bringen vele un vele,
 un den konnink bringen van synner ere.
 Dit betrachtebe it ganz fere,

- 2240 wor de schat wesen mochte,
 up dat if en van dannen brochte.
 Wor myn vader, de listige olde,
 in deme velde este in deme wolde
 kenneetoch este kenneetoch,
 was it bet, sold, nat este der,
- 2245 was it by nachte este by dage,
 summer was it of in der lage.
7. (1, 25.) Wo Reinke sprift unde vervolget
 syne upgehave ne laggen van deme schate, unde
 sprift, to hier volget.
- It lach up ene tyt in der erde
 un wachtebe, alse de ser begerde,
 wo it best geweten soude,
- 2250 un wor dat if den schat gevunde,
 dar it gerne van hadde vornomen.
 Do sach it mynen vader komen
 ut enen stentzen, de was depe.
 It lach vorborgen este if slepe;
- 2255 nicht en wusste he van my,
 dat if em was so na by.
 He begunde syl wide umme to sen;
 do he vornam, dat he was allen,
 un alse he sus nymande sach,
- 2260 debe he, alse if ju seggen mach:
 he slopte dat hol wedder mit sande
 un makete dat gelyt deme anderen lambe.
 Dat it bit sach, dar wusste he nicht van.
 Of sach if, er he schebe van dan.
- 2265 dat he den stert let overgan
 dar syne vöte hadden gestan;
 he vorwildebe of syn votspor mit dem munde:
 Dit lerebe if dar in der stunde
 van myneme olben valschen vader,
- 2270 de desse liste wusste allegader.
 Sus lep he wech nach syneme gewinne.
 It dachte vast in myneme sinne,
 este dar mochte wesen der schat!
 It ging to werke, un opende dat gat
- 2275 mit mynen vöten un frop darin.
 Dar vant it groten gewin,
 synes sulvers vele un rot golt.
 Hier en is of nymant also olt,
 de des he so vele tolyse sach!
- 2280 Do sparde it wer nacht este dach;
 it ging slepen un dragen
 sunder faren un sunder wagen.
 My halp myn wyf, vrume Grmelyn;
 wy hadden arbeit un yhn,
- 2285 er wy den ser ruten schat
 brochten in ene ander stat,
 dar he bet lach to unser lage.
 De wyle was myn vader alle dage
 by den, de den konnink sus vorreden.
- 2290 Nu moge gy horen, wo se deben!
 Brun un Wiegim sanden ut to hant
 ere breve in mannik lant
 an alle, die solbye winnen wolden.
 Brun de bare scholde se upholden.
- 2295 un dat se schere to em quemen
 un ere solbye tovooren nemen;
 he scholbet en geven mit milder hant.
 Myn vader lep do dorch de lant
 un broch erer tweere breve.
- 2300 Wo luttif wusste he, dat de beve
 em synen schat hadden genomen.
 Ja, haddet em of mogen vromen
 al de werlt to den stunden,
 he en haddes nicht enen pennint geunden.”
8. (1, 26.) Wo Reinke noch sprift van syneme
 untrumen vader, unde wo de syn ende nam,
 darmit he syne leggen slut.
- 2305 „Do myn vader al umme mit myne
 twischer der Elve un dene Rhyne
 hadde geslophen dorch de lant,
 dar he mannigen soldener vant,
 de he wan mit syneme golde,
- 2310 de Brunen to hulpe somen scholbe;
 alse de sommer queme int lant,
 do lerebe he wedder, dar he vant
 Brunen un de gesellen syn.
 He seide en van de groten yhn
- 2315 un der mannikvolbigen forgt,
 de he vor de hogen borge
 int lant van Cassen hadde geleden,

- bar de jegerd na em reben
mit eren hunden alle dage,
2320 un so syn lyf hangebe in der wage:
se hadden eme dan vele to webberen.
Dit sprak he vor den voorrederen.
He togede of de breve van den gesellen,
de Brunen do fer wol bevellen;
2325 de lesen se alle vyve to famen;
dar twaelf hundert lempe by namen:
van Hegerims magen al in sunden
mit scharpen tenen un wyden munden,
sunderd de katers un de beren,
2330 de alle in Brunen hulpe weren.
Al de velvraten un de daffen,
bebe van Doringen un van Sassen,
desse hadden al mit em gesworen
in deme, dat man en geve tovooren
2335 van dren welen eren silt,
so wolben se komen mit gewolt
to Brunen by dem ersten dode.
Det hinderde if alle, des danke if gode.
Do bis alsus al was bekeft.
2340 gint myn vader over gint velt
un wolbe of den schat beschoonen,
men to gint it to grotem ruwen:
so mer he sochte, so min he vant,
al syn sofent was men en tant;
2345 syn schat was al wechgebragen.
Dar bebe he, dat if mach klagen,
wente he van torne silt sulven gint.
Alsus blef na Brunen bint
by mynen behenden listen al.
2350 Nu merket hier myn ungeval!
Hegerim un Brune de vrat
hebben nu den nouwen rat
by dem konnink tor hogen bank,
un arm man Reinke is sunder bank,
2355 heft synen egen vader overgeven,
umme dem konnink to beholden syn leven.
Wor syn se hier, de bit don scholben,
syt sulven to vorderen, umme su to beholden?" —
9. (I, 27.) Wo Reinke den konnink unde de koniginne vorleideit mit loggenen unde se in wanhopeninge bringt van dem schatte.
- De konnink un de koniginne,
2360 se hoerden bebe up gewinne;
se nemen Reinken up enen ort
un spresen; „Segget uns nu vort,
wor gy hebben den groten schat?" —
Reinke sprak: „Wat hulpe my dat;
2365 scholde if nu wyfen myn gut
deme konninge, de my hangen dot?
un lovet den deven un den mordeneren,
de mit legende my besweren,
un willen my vorrellisen myn lyf afwinnen?" —
2370 „Men, Reinke," sprak de koniginne,
„myn here schal su laten leven,
un su vruntliken vorgeven
altomalen synen ovelen mot.
Gy scholen vortan wesen vrot
2375 un myneme heren alle tyt getruwe." —
Reinke sprak: „Myn leve vrume,
in dem dat my de konnink nu
dit vast loben wil vor su,
dat if mach hebben syne hulbe,
2380 un al myne brose un schulbe,
of allen unmot my wil vorgeven,
so is nen konnink nu in deme leven,
so ryke, alse if en maeken wil,
wente des schattes is boven mate vil
un wil eme wyfen, wor he licht." —
2385 De konnink sprak: „Vrume, lovet eme nicht!
legen, selen un roven,
sobanes moge gy eme toloven;
he is der argsten loggener en. —
2390 De koniginne sprak: „Here, nen!
Al was Reinke quat van leven,
nu moge gy em wol love geven,
wente he de gevint, synen vrunt,
mede besocht in besser stant,
2395 darto of synen egen vader,
de he beschoonen mochte allegaver,
un mochte dat seggen van andern beren,
wolte he wesen quabeteren:
he wert nicht mer syn so ungetruwe." —

- 2400 De konnink sprak: „Mene gy dat, vrume,
un dor gy dat vor su beste raden,
dat bar nicht na some groter schaben,
so wil if desse brose nemen uppe my
van Reinken, wo grot de sate of sy,
2405 un wil echt loven synen noorden schone.
Men if sweret em by myner frone,
weret dat he hierna mer misdebe,
al de em tohoren tom teinden lede,
we se of weren, se scholben al
2410 komen in schaben un ungeval,
darto in vele parlement!"
Reinke sach sus ummewent
den konnink, un ksch enen beteren mot.
„Here," sprak he, „if were unvrot,
2415 wan if nu sprek alfabane wort,
de if so nicht bewysede wert,
ja in forter tyt spabe un vro." —
De konnink menebe, it were also,
un vorgaf Reinken allegaver,
2420 erst de ungunske van syneme vader,
un syne egene schulde of also.
Do wart Reinke uterwaten vro,
dat en sonde of anders nicht wesen,
wente he was van deme dode genesen.
10. (I, 28.) Wo Reinke deme konninge banket un der konniginnen, unde syne loggene vorvolget, up dat he moge enstomen ut der last.
- 2425 „O konnink," sprak Reinke, „ebbele here,
god mote su lonen desfer ere
un myner vrume, de gy my bot!
If wil des denken, bin if vrot,
un su des danken so hochsiken;
2430 wente in allen landen un rylen
levet nu nymant under der sunne,
deme if den schat also wol gunne,
alse su beden, wene gy
bit sus hebben vorbenet umme my.
2435 If geve su den anc allen dat,
so vry alse den konnink Emerik besat.
Nu wil if su seggen, wor he licht,
un wil de warheit sparen nicht.
Int often van Wlanberen, merket my,
2440 dar licht ene grote woeste;
dar is en busch, de het Queterlo,
syn rechte name, de is also;
dar is en born, het Krefelspit,
ghebige here, merket su bit,
2445 desse heit nicht vern darvan.
Dar sumt nicht hen, mer wyf este man,
ja in enem gantzen jar,
so grote wiltnisse is aldar,
sunder de ule un de schuffut.
2450 Here, dar licht de schat debut!
De siet it gebeten Krefelsputte,
vorstat bit wol, it is su nutte.
Gy scholen dar hen un of myn vrume,
wente if nymande wet so getruwe,
2455 den gy senden alse en dode;
wente mynen schaden wolde if nede.
Here, gy sulven moten dar hen!
Wan gy Krefelsputte vorby syn,
werde gy dar vinden twe junge berken,
2460 here her konnink, dat schole gy merken,
de harbe by deme putte stat.
Ghebige here, to den berken gat,
dar licht de schat under begraven,
dar schole gy tratsen un schraven;
2465 denne vinde gy mos an ener syde,
denne werde gy vinden mannich gesmyde
van golde rylliken un schone;
gy werden dar vinden of de frone,
de Emerik droch in synen dagen,
2470 de scholbe Brune hebben gedragen,
wan syn wille hadde geschen.
Gy werden dar mannige jyrheit sen,
ebbele gesiente un guldene wert,
de werdisch syn mannich busent mark.
2475 Her konnink, alse gy hebben bit gut,
wo valen wille gy in juweme mot
gedenken: o Reinke, getruwe vos!
de hier sus gravebe in bit mos
desen schat mit dyner list,
2480 God geve dy ere, so wor du bist!"

orsaken vordendet, worumme he mit dem
sonninge na deme schatte nicht reisen dorve.

De konnink sprak: „Horet my, Reynart,
gh moten mit my up de vart;
ik san de stede allene nicht raten.
Ik hebbe wol horen nomen Aken,

2486 Ruple, Kollen un Warys;
men wor Gusterlo este Krefelsput is,
dar en hebbe ik ny er van gehort;
ik vruchte, it is men en dichtet wort.“ —
Dit en dorve Reinke nicht gerne.

2490 he sprak: „Here, ik wylse ju so nicht verne
also wente to der groten Jordane,
dat gh my sus holden in quademe wane.
It is hier harde by in Blanderen;

2495 horet, ik wil hier vragen etlike gesellen,
de of dat sulve scholen vortellen,
dat Krefelsput by Gusterlo
belegen is un het also.“ —

He rey Kampen, un Kampen vorischral;
2500 to hant Reinke to eme sprak:

„Kampe, wesele nicht vorderet!
Komet, de konnink juwer begeret.
Ik vroege ju by juwen eden,
de gh kortes myneme heren deden,

2505 segget it by deme sulven eit,
wete gh nicht, wor Gusterlo steit
un Krefelsput in der mosten?“ —
Kampe sprak: „Wil gh it horen van my?
Krefelsput is by Gusterlo,

2510 dat is en busch, de het also;
wente Symonet de trumme muntebe dar
syn valsche gelt so manlich jar,
un lach dar mit den gesellen syn.
Ik hebbe dar vaken geleden pyn

2515 van hunger un van groteme vrostte,
wan ik in noben lopen moste
vor Ryne deme hunde, de my was hart.“ —
Do sprak vortan de vos Reinart:

2520 „Kampe gat wedder mant jenne knecht,
gh hebben myneme heren genoch gelecht.“ —
De konnink sprak: „Reinke, wesele to vrede,
wente ik in hachigem mode dat dede,
dat ik ju betech mit unredeten dingen;
men set, bet gh my dar hennebringen.“ —

2525 Reinke sprak: „Des were ik ganz vro,
wan myne sale stunde also,
dat ik mit deme sonninge mochte wanderen,
un mochte eme sulven volgen in Blanderen;
men, myn here, it were ju stunde,

2530 de sale segge ik ju in desser stunde,
womol ik my des van rechte mach schamen.
Wente Hseggrim ens in des düwels namen
in enen orden gink hier besoren,
un to eneme monnile wart besoren.

2535 Eme sonde an der provene nicht genogen,
de em ses monnile upbogen;
he klagebe alle tyt un leemde
so ser, dat it my entfemde,
wente he wart krank un trach.

2540 Do halp ik eme also myneme mach:
ik gaf eme rat, dat he quam van dan.
Hierumme bin ik in des pawes ban.

2545 Mit juwene willen wil ik morgen
of mit juwenem rade myne selse besorgen,
un wil vro, also de sunne upgat,
na Rome umme gnade un astat.
Van dar wil ik over mer,
un er ik vo ens wedderker,
wil ik so vele hebben geban,

2550 dat ik mit eren mach by ju gan,
Reisebe ik nu mit ju, wor dat of were,
en islik spreke: set, unse here,
heft nu sus syn meche bedryf
mit Reinken, deme he wolde nemen dat lyf;
2555 darto is Reinke of in deme ban.

Set, gnebighe here, wilt dit vorkan!“ —
„It is war,“ sprak de konnink, „na dem gh tyt
in deme banne, dat were my vorocht,
wan ik ju lete mit my wanderen.

2560 Ik wil Kampen este enen anderen
mit my nemen to der putte.
Men vormar, Reinke, it is ju nutte,
latet ju absolveren ut deme ban!
Gh hebben myne hulpe, gh mogen gan;

My dunfel, gh willen ju ganz beferen
van deme quaden to guden dingen.
Ged late ju der reise vullenbringen.“ —

Der Ibeuerdank.



Maximilian

Maximilian I., welchen ein neuer Dichter mit
Recht den letzten Ritter nennt, war eine der wert-
würdigsten Erscheinungen auf dem deutschen Kai-
serthron; und wenn er für Deutschland nicht das
gewesen ist, was man von ihm erwartete und
hoffte, so ist der Grund keineswegs darin zu su-
chen, daß es ihm an irgend einer Tüchtigkeit man-
gelte, sondern vielmehr darin, daß er seine Zeit
nicht begriff, daß er, statt die kräftig ausgespro-
chene Bewegung derselben zu erkennen, sich ihr an-
zuschließen, sie zu fördern und in heilsamer Weise
zu leiten, mit Vorliebe auf die abgeforderte Ber-
gangenheit zurückblickte und diese wieder zu beleben
suchte. Wie wenig ihm dies in der Politik gelang, ist
bekannt genug; man weiß, daß er am Ende seines
vielbewegten Lebens selbst mit tiefer Betrübniß an
die im Ganzen geringen Erfolge seiner vielseitigen
Thätigkeit zurückblickte. In gleicher Weise waren
auch seine Bemühungen um die Wiederbelebung der

alten Poesie erfolglos: so viel er auch für Auffuchung alter Manuscripte und Vervielfältigung neuer Abschriften derselben that, es blieb dieses ohne alle Wirkung und ward höchstens seinen nächsten Umgebungen bekannt. Nach seinem Tode blieben sie im Stau der Bibliotheken vergraben, bis die neueste Zeit sie, vielleicht sogar nur zum Theil, wieder aus der Vergessenheit hervorgog. Auch er selbst beschäftigte sich mit der Dichtkunst, und es ist wohl kein Zweifel, daß der „Dienstadt“, was die Erfindung, Anlage und erste Ausführung betrifft, sein Werk ist. Da er jedoch bei seinen überhäufsten Geschäften keine Zeit fand, denselben auszuarbeiten, so übergab er ihn wahrscheinlich zuerst seinem Geheimschreiber Treitschauerwein, um die einzelnen Kapitel nochmals zu überarbeiten und in ein Ganzes zu bringen, und da dieser durch andere Geschäfte zu stark in Anspruch genommen war, dem Melchior Pfanzing^{*)}, welcher aber an dem Gedicht nicht bloß, wie es scheint, besserte, sondern es im Einzelnen auch weiter ausführte. Er setzte einige Abenteuer und Thaten des Kaisers hinzu, von denen er, wie es in seiner Vorrede ausdrücklich heißt, theils Augenzeuge gewesen, theils durch den Kaiser selbst oder durch Andere in nähere Kenntniß gesetzt worden war. Ferner scheinen die didaktischen Stellen, die Reflexionen und Reden der handelnden Personen von ihm hergerührt, so wie mehrere ganze Abschnitte, in denen die didaktische Absicht ganz besonders hervortritt.

Das Gedicht, welches nach dem Helden desselben „Dienstadt“ heißt (d. h. der seine Gedanken auf Ehre, Herrlichkeit richtet), ist ohne allen poetischen Werth, und wenn es bei seinem Erscheinen (Nürnberg, 1517. Fol.) großes Aufsehen erregte, so ist der Grund weniger in seiner innern Bedeutsamkeit, als in äußern Verhältnissen zu suchen. Unter diesen ist zunächst die prachtvolle Ausstattung zu erwähnen, welche Alles übertrifft, was bisher von der Buchdruckerkunst geleistet worden war. Die schönen großen Lettern waren besonders dazu gegossen worden, viele waren mit zierlichen Schnörkeln versehen und paßten eben nur für die Stellen des Textes, für welche sie bestimmt waren. Noch größeren Werth erhielt es durch die zahlreichen Holzschnitte, welche von Hans Schaeßlein, einem Schüler Albrecht Dürers gestochen waren, und zu den besten Leistungen in diesem Gebiete gehörten, wenn sie auch die Werke des Meisters nicht erreichten. Auch der Inhalt erregte die Aufmerksamkeit, da es bald bekannt wurde, daß das Gedicht die Lebensgeschichte des Kaisers behandle; am meisten wurde aber die Neugierde dadurch erregt, daß sich bald das Gerücht verbreitete, es sei Maximilian selbst der Verfasser. Endlich mochte auch die allegorische Behandlung, welche so ganz im Geschmack der Zeit lag, bei all ihrer Trockenheit und Dürftigkeit manchen Leser für sich gewinnen. So lange diese Gründe wirkten, blieb das Gedicht in großen Ehren; es erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen, es wurde in das Latei-

nische, Französische und vermuthlich sogar in das Spanische übersezt, mehrere Mal umgearbeitet, zuerst und am besten von Bernhard Waldis, dessen Uebersetzung vier Auflagen erlebte, und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts von Matthäus Schultes. Später ward es aber ganz vergessen, und wird auch nie wieder zu größerer Geltung kommen, da es, wie schon berührt, in keiner Weise befriedigen oder auch nur ansprechen kann. Wie ebenfalls schon angedeutet, erzählt das Gedicht eine Reihe von Abenteuern aus dem Leben des Kaisers Maximilian, welcher Dienstadt genannt wird. Es beginnt mit der Brautwerbung des Helden um die Königs-tochter Ehrenreich (Maria von Burgund), zu deren Besitz er jedoch nicht eher, als nach vielen im festen Vertrauen auf Gott glücklich überstandenen gefährlichen Abenteuern und heldenmüthigen Thaten gelangen kann. Die Erzählung dieser Abenteuer und Thaten macht den größten Theil des Gedichts aus, und obgleich sich in demselben Alles um den Besitz der schönen Braut zu drehen scheint, so sind doch jene eigentlich die Grundlage, auf welcher das ganze allegorische Gebäude aufgeführt wurde. Denn alle von dem Kaiser auf Jagden, in Kämpfen aller Art und sonstigen Verhältnissen bestandenen Abenteuer werden als Gefahren dargestellt, die ihm auf seiner Reise nach der Braut von seinen Feinden, den Hauptleuten Fürwittig, Unfalo und Reibelhart bereitet worden. In der allegorischen Durchführung erhalten diese Begebenheiten oft ein komisches, ja ein kindliches Gepräge, z. B. wenn der Dichter, als es sich darum handelt, die Lebensgefahr darzustellen, in welcher sich einst Maximilian auf der Schelde befand, uns erzählt, der böshafte Unfalo habe den Helden so geführt, daß er beluagte in einen mit lauem Gras überwachsenen Brunnen gestürzt wäre. Ueberhaupt ist das ganze Gedicht von armlücher Erfindung, laugweiliger Ausführung und matter Darstellung, so daß es den Leser ermüdet und ihn kalt läßt. Das einzige, was daran gelobt werden könnte, ist die im Obigen schon angedeutete Composition, durch welche alle in Zeit und Raum noch so weit von einander abstehenden Begebenheiten aus dem Leben des Kaisers in die Erzählung von der Brautreise zusammengedrängt werden, wodurch sie eine bedeutsame Einheit erhalten. Da diese Anlage ohne Zweifel von Maximilian selbst herrührt, so ist dieser Beweis künstlerischen Sinnes auch auf ihn allein zu übertragen.

Wie der Edel Dienstadt seinem Vater dem König vnd der Königin schreiben sollich rath veründet vnd Er Im unterwerfung vnnb leer gab.)

Dienstadt, dem Dienstadt Helst
Lag die Königin außermüet
Für vnnb für In seinem syn:
Darumb Er bald gieng hin
Zu seim herren vnnb vater.
Demselbigen erzelt Er
Den brieff, darbey alle wort
So Er vom votten het gehört,
Vnnb wie Er wolt auf die fart,
Gewinnen die Königin zart
Durch ritterlich that vnnb eer,
Der in der welt nit mer
Leben; sprach: „Herr vater mein,
Mag es mit Gwem willen seyn,
So vergant mir diese rath.“
Der vater was klug vnnb weys,

*) Siehe Abbildung auf der folgenden Seite.

*) Melchior Pfanzing, geb. 1481 zu Nürnberg, ging nach Vollendung seiner Studien nach Wien, wurde bald darauf Geheimschreiber Maximilians, dessen Günst und Vertrauen er sich erworb. Im J. 1512 ward er Probst zu St. Sebald in Nürnberg, später ernannte ihn Maximilian zum kaiserlichen Rath, Domherr zu Trident und in Nürnberg, zuletzt Probst in St. Viktor zu Mainz, wo er den 24. Nov. 1535 starb.

Das darauf angst, not vnd layb
 Mocht dem Sun widerfaren,
 Dann Er an seinen Aeren
 Noch jung vnnnd nit erhardt was:
 Die väterlich trew macht das.
 Herwider das erlich gemut
 Dem alten vater riet,
 Das Er nach allen eren
 Dem held das nit solt weren,
 Dann ein ritterlicher held
 Darumb wer thomen in die welt,
 Das Er sein leib nit solt sparn,
 Sonnder in dem lanndt vmbfarn
 Vnnnd treiben ritterlich that.
 Also in des Künigs Rat
 Väterlich lieb vnnnd mans eer
 Wider einander stritten seer.
 Doch zog fur das manlich gemüt,
 Das in dem alten Künig wut,

„Die rath will Ich erlaubt han!
 Doch so ist mein trewer rat,
 Das du Got in alle that
 Wollest vor augen halten,
 So wirst du groß glücklich walten
 Neg vnnnd zu allen zeitten,
 Wo du vmb wirst reitten.“
 Der held solch leer behalten thet,
 Dann Er fleißig sein gepet
 Alltag sprach mit innigkait,
 Lobt Got, Maria die mayd:
 Darumb Im Got hat gefrist
 Sein leben wider all list
 Vnnnd betrug auf diser erb.
 Leirband, der Leirlich held werd,
 Als wetter zu reysen kam,
 Von heim Vater vrlaub nam,
 Das Er Im erlaubet gern,
 Dann die rath beschach nach ern.



IV. Dramatische Poesie.

Die ältesten Versuche, das Drama zu bearbeiten, fallen zwar in eine weit frühere Zeit, als diejenige, welche uns jetzt beschäftigt; da jedoch nur wenige der uns erhaltenen Denkmäler über die Mitte des 14. Jahrh. hinausreichen, so schien es zweckmäßig, die Nachrichten, welche wir von den frühesten Versuchen im Drama besitzen, erst an diesem Orte mitzutheilen, weil sich nur auf diesem Wege eine Ueber-

sicht des Ganges und der Entwicklung der dramatischen Poesie in Deutschland geben läßt, so weit dies überhaupt bei den im Ganzen dürftigen Nachrichten erreicht werden kann, die wir darüber haben.

Die ältesten Denkmäler der dramatischen Poesie behandeln geistliche Stoffe und sind ohne Zweifel auch von Geistlichen verfaßt. Ueberhaupt nehmen Viele für das moderne Drama, und so auch für das deutsche, einen kirchlich-religiösen

Ursprung an, und glauben daher, daß es sich ungefähr auf dieselbe Weise entwickelt habe, wie das altgriechische. Wir werden weiter unten sehen, daß diese Ansicht wohl nicht ganz richtig ist; aber wie dem auch sei, so ist es doch ganz unverkennbar, daß die Kirche den größten Einfluß auf die Entwicklung des modernen Dramas gehabt hat; und es erscheint das Drama so innig mit der Kirche verknüpft, daß leicht zu begreifen ist, wie man zu jener Ansicht gelangen konnte. Man hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß in den Gebräuchen der katholischen Kirche mannigfaltiges dramatisches Element liegt, das sich von selbst weiterer Entwicklung darbot. Die Beschelsungen der Liturgie, die Responsorien des Priesters und der Gemeinde, die Messe mit ihren mannigfaltigen Gebräuchen, die verschiedenen Processionen, in welchen zum Theil einzelne Züge aus der biblischen Geschichte repräsentirt werden; alles dies hat einen wesentlich dramatischen Charakter. Einen solchen haben auch manche Abschnitte des Neuen Testaments, und besonders diejenigen, in denen die Geschichte von der Geburt, dem Leiden und der Auferstehung Christi erzählt wird, da sie sich zum großen Theil in dialogischer Form bewegen, so daß es nahe lag, die Neben der einzelnen Personen auch durch verschiedene Personen vortragen zu lassen, und die ganze Handlung auf diese Weise sinnlich zu vergegenwärtigen. Anfangs bestanden solche dramatische Darstellungen der heiligen Geschichte wohl nur aus Beschelsungen zwischen dem Priester und der Gemeinde oder einem Chor, welcher diese vorstellte. Diesen Gesängen, welchen der biblische Text zu Grunde lag, fügte man die nothwendigste Handlung bei, welche im Gehen, Kommen und Räuchern bestand; doch waren die handelnden Priester schon costümiert, z. B. als Engel und Frauen, wenn die Auferstehungsgeschichte dargestellt wurde. Solche dramatische Verhüllungen kommen schon sehr frühe vor; gewiß schon vor dem 13. Jahrh., aus welchem uns einige wenige Stücke überliefert worden sind. Diese sind durchgängig in lateinischer Sprache abgefaßt, was in dem doppelten Umstand seinen Grund hat, daß die Verfasser Geistliche waren, und das Lateinische ja ausschließlich als Sprache der Kirche galt. Später wurden auch einzelne Zellen oder auch größere Stellen in deutscher Sprache eingeschoben, wahrscheinlich weil auch Laien zur Darstellung beigezogen wurden, was wohl der Fall war, als die Stücke an Umfang zunahmen und so viele Personen betheiligt wurden, daß die Geistlichen zur Darstellung nicht mehr ausreichten. Was die Laien zu sagen oder zu singen hatten, wurde daher in der Muttersprache abgefaßt; was die Geistlichen vortrugen, war und blieb dagegen lateinisch. Dieser Schritt führte bald zu weiterer Umgestaltung; denn schon im 14. Jahrh. wurden diese Dramen in ihrem ganzen Umfange deutsch abgefaßt. Aber nun verloren sie auch ihren rein kirchlichen Charakter, wenn schon der religiöse Stoff ausschließlich vorherrschend blieb und sie immer noch von der Geistlichkeit ausgingen und von ihr geleitet wurden, wie schon daraus ersichtlich ist, daß selbst bei den rein deutschen Stücken die Bemerkungen, welche sich auf Darstellung, Scenerie u. dgl. beziehen, immer noch in lateinischer Sprache beigeschrieben wurden.

So lange diese Vorstellungen in ihrer ursprüng-

lichen Einfachheit blieben und nur als Erweiterungen der kirchlichen Gebräuche und Ceremonien erschienen, waren sie, wenn auch nicht in das Ritual der Kirche aufgenommen, doch von derselben geduldet. Als sie aber wirklich dramatischen Charakter annahmen, als der ursprüngliche Zweck der Erbauung durch die Absicht, dem Volke Unterhaltung zu gewähren, zurückgedrängt und zu diesem Behufe immer mehr theatralisches Schaueingänge eingeführt wurde, als man die Laien zu den Darstellungen immer häufiger und entschiedener beizog, und sogar, wie wir sehen werden, die biblische Grundlage mit weltlichen Elementen vermischt wurde, erließen Päpste und Concile wiederholt Verbote gegen dieselben und untersagten den Geistlichen alle Theilnahme an Schauspielen in den Kirchen und an Vermummungen bei gewissen Festlichkeiten. Zwar scheinen diese Verbote, die seit dem 13. Jahrhundert oft wiederholt wurden, weniger auf Deutschland Bezug gehabt zu haben, als auf die romanischen Länder und besonders auf Frankreich, wo die kirchlichen Spiele bis zur höchsten Ausgelassenheit ausgeartet waren; wenn sie aber auch vorzugsweise durch die unwürdigen Ausartungen in jenen Ländern hervorgerufen worden waren, von denen Deutschland beinahe ganz frei blieb, so waren natürlich die in diesem Lande gebräuchlichen Spiele doch auch in jenen Verbotten inbegriffen. Allein diese haben hier, wie dort, wenig Erfolg gehabt, und es gelang nur sehr allmählich, die Spiele, zwar nicht zu vernichten, aber doch aus den Kirchen zu entfernen. Denn wie aus ihren Anfängen ersichtlich ist, wurden sie in denselben aufgeführt; und nur bei besondern Gelegenheiten, oder wenn die Kirche nicht hinlänglichen Raum darbot, fand die Auführung an andern Orten, am häufigsten wohl im Freien auf besonders dazu aufgestellten Gerüsten Statt.

Es ist begreiflich, daß diese kirchlichen Dramen^{*)}, selbst in ihrer ersten und einfachsten Gestalt, nicht alle Sonntage, sondern nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aufgeführt wurden, d. h. an den Hauptfesttagen der Kirche, also zu Weihnachten, am Charfreitag und zu Ostern, wie sie sich denn auch in der That schon frühe in Weihnachts-, Passions- und Osterspiele schieden. Damit war natürlich auch der Stoff vorgeschrieben, den sie zu behandeln hatten: die Geschichte der Geburt Christi, seiner Leiden und seines Todes und endlich seiner Auferstehung, an welche sich öfters die Geschichte seiner Himmelfahrt angeschlossen. Doch wurde diese auch in selbstständigen Spielen dargestellt, überhaupt wurden schon ziemlich frühe auch andere Abschnitte der heiligen Geschichte dramatisch bearbeitet, und sogar der Stoff aus der Legende genommen, wozu die Feste der Schutzheiligen eines besondern Ortes die nächste Veranlassung boten. Daß

^{*)} In neuerer Zeit ist es Sitte geworden, dieselben Mystereien zu nennen, doch ist dieser Name in Deutschland selbst früher niemals gebräuchlich gewesen, vielmehr ließen sie, wie alle dramatischen, für die Aufführung bestimmten Dichtungen überhaupt, Spiele, und wurden nur durch die näheren Bezeichnungen als Osterspiele, Weihnachtsspiele, geistliche Spiele u. s. w. von einander unterschieden. Der Ausdruck Mystereien stammt wohl aus Frankreich, wo er besonders häufig war, und zuerst nur diejenigen Dramen, in welchen die Kreuzigung und die Auferstehung Christi dargestellt wurden, später aber alle geistlichen Spiele überhaupt bezeichnete.

insbesondere die heilige Jungfrau, ihr Leben, ihre Wunder und ihre Himmelfahrt zum Gegenstande dramatischer Vorstellungen gewählt wurde, ist in einer Zeit, wo ihre Verehrung so allgemein war und sie gleichsam einen besondern Cultus hatte, leicht begreiflich, und so finden wir daher mehrere Spiele, welche die Lage Mariä bei Christi Tod oder ihre Himmelfahrt darstellen: ein Stück, der niederdeutsch geschriebene Theophilus, erzählt die bekannte Legende, in welcher Theophilus, der sich dem Teufel ergeben hatte, durch die wunderbare Einwirkung der heiligen Jungfrau befehrt und gerettet wird. Ein anderes Stück behandelt die Geschichte der „heiligen Dorothea“; ob es dasselbe ist, welches nach dem Berichte eines alten Chronisten im J. 1412 in Baugen aufgeführt wurde, und bei dessen Darstellung ein Theil des Hauses, in welchem man spielte, einstürzte und 33 Personen erschlug, ist uns unbekannt. Es haben sich keine Spiele erhalten, in denen andere, das Leben Christi nicht betreffende Abschnitte der Bibel den Stoff gegeben hatten; dagegen finden sich auch von solchen Dramen ältere Berichte: so wurde im J. 1322 zu Eisenach ein Spiel „von den klugen und thörichten Jungfrauen“ aufgeführt, von dem J. Rothe in seiner Thüringischen Chronik erzählt, es habe auf den Landgrafen Friedrich von Thüringen einen solchen Eindruck gemacht, daß er bald darauf vom Schlage getroffen wurde und bis zu seinem Tode, der dritthalb Jahre darauf erfolgte, lahm und stumm blieb.

Aus dem Ursprunge der kirchlichen Spiele läßt sich ihr eigenthümlicher Charakter erklären, der sich auch dann in aller Entfremdung bewahrte, als sie von den ersten stizigen Anfängen zu größerem Umfange sich entwickelt hatten. Zuerst bestanden sie, wie schon oben erwähnt, aus bloßen Wechselgesängen zwischen dem Priester und der Gemeinde; jener erzählte in der Person des Evangelisten den Theil aus Christi Lebensgeschichte, welcher dem Kirchensfeste zum Grunde lag, und die Gemeinde oder der Chor fiel mit passenden Gesängen ein, wo sich die Gelegenheit darbot. Die Erzählung des Priesters hielt sich streng an den biblischen Text, und so war sein Vortrag im strengsten Sinne des Wortes durchaus episch. Und diesen epischen Charakter behielten die Spiele fortwährend: es ist daher in ihnen keine Spur von dem zu finden, was die Alten und die Neueren unter dramatischer Anlage und Composition begreifen; vielmehr haben die Schauspiele des Mittelalters keinen andern Zweck, als irgend eine Geschichte, wie sie durch die heilige Schrift oder die Legende überliefert war, in ihrer Gesamtheit darzustellen. Daher werden alle Handlungen und Begebenheiten ohne irgend eine Ausnahme vorgeführt, mochten sie nun für die endliche Entwicklung als notwendig erscheinen, oder nicht. Es wurde mit Einem Worte Alles vorgestellt, was überhaupt geschehen war, und was nur irgend Bezug auf die Hauptperson hatte. Besonders gediehen die Passionsspiele zur größten Breite, weil man sie sehr häufig nicht auf die Darstellung der Geschichte von den Leiden und dem Tode Christi beschränkte, sondern in ihnen sein ganzes Leben vorführte, ja sogar die von ihm erzählten Parabeln als Episoden dramatisch behandelte und einspocht. Eines von diesen „Passionspielen“ (das Frankfurter), von welchem übrigens nur der scenische Gang auf-

bewahrt worden ist, umfaßte die Zeit von dem Tode begehungen des Alten Testaments bis auf Christi Himmelfahrt. Ja es wurden wohl auch der eigentlichen Geschichte noch andere, sie gar nicht berührende Begebenheiten angeschlossen, wie das Spiel „von der Himmelfahrt Mariä“ bis zur Zerstörung Jerusalems fortgeführt wird. Aus dieser epischen Auffassungsweise erklärt sich auch die große Menge der Personen, welche bei der Auführung betheiligt waren, es war die Zahl der Schauspieler oft wirklich massenhaft; bei einigen stieg sie auf mehrere hundert; so traten in dem eben erwähnten Passionsspiel nicht weniger als 267 Personen auf. Waren nun schon die epischen Gedichte des Mittelalters, selbst die der besseren Dichter, ohne künstlerische Einheit, erschienen sie uns als mehr oder weniger ausführliche Biographien der Helden (s. o. S. 291), so verhält es sich mit den Dramen nicht anders; auch sie wurden ihrer Anlage und Entwicklung nach zur reinen Biographie, wie das Epos, und sie unterschieden sich nur in der dialogischen Form von den epischen Gedichten; ja es war dieser Unterschied nicht einmal wesentlich, da im Epos die Reden der Personen nicht berichtet, sondern mit ihren eigenen Worten angeführt wurden, und dagegen im Drama die scenischen Bemerkungen, also das, was im Epos der reinen Erzählung entspricht, in früheren Zeiten von dem Herolde, welcher auch den Prolog sprach, vor den Zuschauern recitirt wurden. *) So wurde jede einzelne Person, wenn sie zum ersten Male auftrat, durch den Herold oder Einführer (praecursor), wie er in der dramatischen Kunstsprache zuerst hieß, den Zuschauern genannt, gleichsam vorgestellt und nach ihren wesentlichsten Eigenschaften bezeichnet, ehe sie zu reden begann. Erörterte diese undramatische, unbeholfene Weise allerdings auf, es erhielten sich aber doch noch Spuren davon, indem die Personen ihre Reden damit anfangen, daß sie sich selbst den Zuschauern vorstellten, diese mit sich bekannt machten.

Es blieb, wie sich aus den vorangehenden Bemerkungen ergibt, das kirchliche Drama auch in der späteren Zeit auf der Stufe, von welcher es begonnen hatte: es entwickelte sich nur nach Außen, nur im Umfange, nicht aber nach Innen, nicht in künstlerischer Weise; sogar der Dialog erscheint in den späteren Stücken noch in großer Unvollkommenheit: nur selten erhebt er sich zur raschen Rede und Gegenrede, welche nothwendig aus einander entspringen. Dieser nach größerer Breite und größerem Umfang gerichtete Gang der Entwicklung, welcher dem epischen Charakter vollkommen entspricht, zeigt sich auch darin, daß mit der Zeit auch längere Episoden aufgenommen wurden, welche nicht nur im biblischen Text nicht begründet waren, sondern sogar mit ihm in vollem Widerspruche standen. Daß einzelne Personen und Geschichten aus dem Alten Testamente eingeschoben worden, wird weniger fremden, da in den Evangelien ja oft genug auf dieselben verwiesen wird; unerwarteter ist es jedoch, auch selbst in den frühesten Stücken, in denen, welche das Leiden und Sterben Christi behandelten, komische Zwischenspiele anzutreffen. Diese kamen begreiflich erst auf, als in den Dramen die deutsche

*) In den ältesten französischen Spielen sind diese Bemerkungen sogar geremt.

Sprache vorherrschend oder ganz ausschließlich gebraucht ward, und ohne Zweifel hatte man dabei die Absicht, die Zuschauer anzuloden und sie zu gewinnen. Als komische Figuren gebrauchte man zuerst die Teufel, und auch später waren sie als solche beliebt, da schon andere erfunden und mit Vorliebe gebraucht worden waren. Es lag übrigens nahe, die Teufel in komischer Weise zu behandeln. Denn da eine, vielleicht die hauptsächlichste Quelle des Komischen darin zu suchen ist, daß der Mensch mit seinen Schwächen und Thorheiten in Widerspruch mit den Anforderungen erscheint, welche das Leben an ihn macht, oder auch mit dem, was er von sich selbst hält: so ist ein Mensch, der sich selbst überbebt, der von Stolz und Hochmuth erfüllt ist, lächerlich; eben so der, welcher sich für klug und listig hält, und dennoch stets betrogen wird. Als solche Charaktere erscheinen aber die Teufel, deren Uebermuth ihren Fall veranlaßt, aber die trotz ihrer List und Klugheit die Erlösung der Menschen durch Christus nicht verhindern konnten. Fehlgeschlagene List erscheint als Dummheit, und so bildete sich leicht der Charakter eines „dummen Teufels“, welche Benennung ja noch sprichwörtlich geblieben ist. In eben solcher Weise und aus den nämlichen Gründen erhielten auch die Juden, die Wächter am Grabe komischen Zuschnitt; doch können alle die hieher gehörigen Scenen nicht als eigentliche Zwischenspiele, nicht als Episoden angesehen werden, da sie mehr oder weniger doch im Stoffe begründet waren. Eben so wenig können die Scenen, in welchen das ausgelassene Leben der Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung dargestellt wurde, als eigentliche Episoden gelten. Dagegen tragen diejenigen Scenen der Osterspiele, in denen der Marktschreier, Quacksalber oder, wie er gewöhnlich heißt, der Kaufmann den drei Marien die Salben verkauft, vollkommen den Charakter eines Zwischenspiels, weil sie sich selbstständig entwickeln, mit der Haupthandlung nur lose verbunden sind, und mit ihr in keinem innern Zusammenhang stehen, so daß sie auch in einzelnen Osterspielen gänzlich fehlen. Es sind planlose Bauernkomödien, die sich gewöhnlich um Schlägereien drehen und entweder gar keine Entwickelung oder nur schlecht begründeten Ausgang haben. Daß ein Kaufmann, dessen Weib und Knecht die Hauptfiguren dieser komischen Zwischenspiele bilden, läßt schon die Veranlassung derselben errathen. Es wurden nämlich zur Zeit der großen Kirchenspiele gewöhnlich Jahrmärkte abgehalten, zu welchen die umwohnende Bevölkerung herbeiströmte, und von ihnen gewiß eben so sehr angezogen wurde, als von der kirchlichen Feier. Je größere Bedeutung aber diese Jahrmärkte und Messen gewannen, desto näher lag es, auch in den kirchlichen Spielen auf sie Rücksicht zu nehmen und ihnen in denselben ebenfalls eine Stelle anzuweisen, abgesehen davon, daß gerade die lustigen Zwischenspiele vorzüglich geeignet waren, die Zuschauer herbeizulocken.

Diese komischen Episoden gaben den kirchlichen Dramen ein volkstümliches Gepräge; aber sie hatten dieses in der That schon, ehe jene Zwischenspiele gebräuchlich wurden, da sie ja nur für das Volk, und nicht für die höheren Stände verfaßt wurden. Sie waren so volkstümlich, als es die Predigten sein mußten, wenn sie auch, wie diese, von Geistlichen verfaßt waren, da dieselben ja durch

sie auf das Volk zu wirken suchten. Die Spiele standen aber nicht bloß durch diese allgemeine Pöbelung dem höchsten Leben und der höchsten Kunst gegenüber, sondern auch ganz entschieden darin, daß sich in ihnen oft das Bestreben kund gibt, das Ritterthum in seinen verschiedenen Erscheinungen lächerlich zu machen oder es nach Art der didaktischen Dichter zu tadeln. So findet sich hier und da eine Leise, aber doch unverkennbare Verspottung des ritterlichen Minnegesangs; ganz entschieden aber wird die Unthätigkeit, Prahlucht und Feigheit des entarteten Ritterstandes in den Wächtern des Grabes Christi, die stets als Ritter gedacht und dargestellt werden, verspottet und lächerlich gemacht. Ueberhaupt ergreifen die Dichter der kirchlichen Dramen, insbesondere der späteren, gern jede Gelegenheit, diejenigen Gedanken auszusprechen, die wir als die Grundlage der didaktischen Poesie jener Zeiten erkannt haben, und es treten daher auch hier die bürgerlich reformatorischen Elemente hervor, welche als der Mittelpunkt aller damaligen Bildung erscheinen. Daß aber die geistlichen Spiele von jeher eine volkstümliche Richtung hatten, geht auch aus dem Umstande hervor, daß die höchsten Dichter niemals Versuche machten, solche zu bearbeiten, ja es findet sich auch, so viel uns bekannt ist, in den Gedichten der ritterlichen Epiker und Epiker keine einzige auch noch so kurze Andeutung dieser Spiele, woraus sich unverkennbar ergibt, daß sie dieselben als ganz außerhalb ihrer Kunst stehend ansahen.

Um die Charakteristik der geistlichen Dramen des Mittelalters zu vervollständigen, haben wir noch einige Bemerkungen beizufügen. Es ist bei näherer Prüfung unverkennbar, daß diejenigen Dramen, welche den nämlichen Gegenstand behandeln, insbesondere aber die Passionsspiele auffallend innere Aehnlichkeit mit einander haben, daß sie nicht bloß in dem Inhalte, sondern auch in der Ausführung übereinstimmen. Bei den ältesten Versuchen war diese Uebereinstimmung schon dadurch geboten, daß ihnen unabänderlich der biblische Text zu Grunde lag, der in seiner ganzen Reinheit beibehalten werden mußte. Als man sich späterhin an irgend einem Orte Erweiterungen erlaubte, mögen diese auch in andern Kirchen nachgeahmt oder vielmehr angenommen worden sein, so daß sich allmählich ein allgemeiner Text bildete, der allen weiteren Bearbeitungen zu Grunde gelegt wurde, und zu welchem man größere oder kleinere Zusätze und Erweiterungen hinzudichtete, je nachdem die besondern Verhältnisse es mit sich brachten, unter welchen das Stück aufgeführt wurde. So mögen diese Zusätze bald aus einzelnen Gesängen oder Reden, bald aus ganzen Scenen bestanden haben; aber so groß sie auch waren, so blieb doch die Anlage und die Ausführung im Allgemeinen unberührt. Weil diese aber eben deswegen bekannt war, so wurde sie auch nicht immer aufgezeichnet; man begnügte sich öfters, wie es scheint, den sentenzen Gang nebst den Anfangsworten der einzelnen Reden aufzuschreiben, und nur die einzelnen Abschnitte, welche selbstständig bearbeitet waren, z. B. die Klagen der heiligen Jungfrau am Kreuze Christi, vollständig aufzuzeichnen.

Wie schon gesagt wurde, und wie überdem aus der obigen Darstellung von selbst schon erhellt, sind die Spiele höchst kunstlose Zusammenstellungen einzel-

ner Scenen und Dialogen, deren Anordnung auf rein chronologischen Gründen beruht. Wie aber das höfische Epos, ohne sich zur künstlerischen Gestaltung zu erheben, doch im Einzelnen ächt poetisches Leben darbietet, so verhält es sich auch mit den geistlichen Dramen. Es finden sich auch in diesen einzelne Stellen, Reden, ja selbst längere Dialoge, welche von außerordentlicher Wirkung sind und den größten Dichtern zur Ehre gereichen würden. So sind namentlich die Klagen Marias ganz vortrefflich, namentlich die in einem Bruchstücke, welches auch zugleich das älteste dramatische Denkmal in deutscher Sprache ist (S. 716). Und so zeugen noch viele andere Stellen, in welchen die Empfindungen, die leidenschaftlichen Regungen der Personen dargestellt werden, von tiefem, ächt poetischem Gefühl. Nicht weniger Beachtung verdienen die komischen Episoden, welche bei ihrer ganz vollkommnen Haltung von überaus komischer Kraft sind, und sich im heitersten, lebendigsten Humor bewegen, der sich freilich oft in den derbsten Ausdrücken Luft macht.

Aus dem oben angegebenen Umstande, daß ein und derselbe Text den verschiedenen Spielen zu Grunde lag, ergibt sich, daß diese nicht in sehr großer Anzahl vorhanden sein konnten, und wenn auch unzweifelhaft manche verloren gegangen sind, namentlich solche, welche die Geschichten einzelner Heiligen darstellten, so ist doch wahrscheinlich deren Anzahl nicht sehr groß. Von denen, die sich erhalten haben oder bis jetzt aufgefunden worden sind, erwähnen wir nur die wichtigsten. Als das älteste gilt bis jetzt „das Osterpiel von der Ankunft und dem Untergange des Antichrists“, welches dem Bernher von Tegersee zugeschrieben wird. Es ist ganz in lateinischer Sprache abgefaßt, und wurde wahrscheinlich von den Mönchen des Klosters aufgeführt. Unter denen, bei welchen deutsche Stellen in den lateinischen Text eingeschoben sind, ist ein Spiel von „Christi Leiden“ zu erwähnen, welches noch ganz gesungen worden zu sein scheint. Es stammt dieses ohne Zweifel noch aus dem dreizehnten Jahrhundert. Nicht viel jünger ist eine „Marienklage“ (s. u.), welche sich in zwei verschiedenen Bearbeitungen erhalten hat. Von den „Passionsspielen“, welche nach dem Orte unterschieden werden, an denen die Handschriften aufbewahrt wurden, ist das „Frankfurter“ zu nennen, von welchem jedoch nur der scenische Gang aufgezeichnet ist (s. o. S. 708) und sodann das „Alsfelder“ (s. u.) und das „Donauessinger“, welches einem französischen Mystertum nachgebildet zu sein scheint, wie denn sich überhaupt ein zum Theil tief eingreifender Einfluß der französischen geistlichen Spiele auf die deutschen nicht verkennen läßt. Eben so kennen wir mehrere „Osterspiele“. Eines derselben, das unter dem Titel: „Ludus de nocte Paschae“ bekannt ist, gehört zu den ältesten dramatischen Versuchen, da es noch halb lateinisch ist. Wahrscheinlich nach demselben gebildet, ist ein deutsches „Osterpiel“, das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. niedergeschrieben wurde und einen Schlesiener oder Deutsch-Böhmen zum Verfasser hatte. Viel älter ist ein drittes, welches sich in einer Innsbrucker Handschrift vom J. 1301 erhalten hat (s. u.); ein viertes endlich, welches im J. 1464 im Medlenburgischen geschrieben wurde, ist niederdeutsch,

ob es gleich wahrscheinlich nicht ursprünglich in dieser Mundart abgefaßt, sondern erst später in dieselbe übertragen wurde. Es weicht dieses in der Anlage von den übrigen Osterpielen ab, z. B. fehlt das gewöhnliche Zwischenspiel von den drei Marien und dem Salbenhändler, und es übertrifft die meisten andern in der glücklichen Zeichnung der Charaktere. Von „Weihnachtsspielen“ scheint sich nur eines erhalten zu haben, das in einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrh. aufbewahrt ist und unter dem Titel: „Die Kindheit Jesu“ bekannt gemacht wurde. Es ist dasselbe aber schon deswegen besonders wichtig, weil in ihm die erste Spur der lustigen Person vorkommt, die später als Hofnarr und Hanswurst bekannt wird. Er erscheint hier als Bote, der zwar nur leise, aber doch verständlich den Hochmuth des Herodes verhöhnt. Von einem andern Weihnachts- oder Drei-Königspiel wissen wir nur, daß es am 24. Januar 1417 an Veranstellung der englischen Geistlichkeit bei dem Concil zu Constanz aufgeführt wurde. In der nämlichen St. Galler Handschrift ist ein Spiel erhalten, welches das ganze öffentliche „Leben Jesu“ darstellt, und daher eine Erweiterung der Oster- und Passionsspiele ist. Es beginnt mit der Hochzeit zu Kana und der Taufe Christi durch Johannes und endigt mit der Auferstehung. Es zeigen sich an demselben einzelne Spuren von dramatischer Anlage und Composition. Von dem Stücken endlich, welche ihren Stoff aus der Legende gezogen haben, sind die schon erwähnten von „Mariä Himmelfahrt“, von der „heiligen Dorothea“ und das niederdeutsche von „Theophilus“ zu nennen. Zum Theil hiehergehörig ist auch das „Spiel von Frau Putten“, als dessen Verfasser Theodor Schernberg genannt wird (s. u.).

Es bleibt uns übrig, noch einige Worte über die Aufführung der kirchlichen Spiele zu sagen. Daß sie am Tage und nicht des Abends aufgeführt wurden, erhellt schon daraus, daß sie ursprünglich eine Erweiterung des Gottesdienstes waren, und daher zu derselben Zeit Statt fanden, wie dieser. Und auch als sie sich selbstständiger gestalteten, konnten sie nur am Tage aufgeführt werden, weil sie ja für eine große, zum Kirchensfest und dem damit verbundenen Markt strömende Menschenmenge berechnet waren, welche zum Theil aus entfernten Ortschaften kam, und daher nicht bis in die tiefe Nacht am Orte der Aufführung bleiben konnte. Abgesehen davon, daß es auch nicht leicht möglich gewesen wäre, die Bühne so zu beleuchten, daß auch entfernter stehende Zuschauer Alles gut und deutlich hätten sehen können, wie sich aus den nachfolgenden Bemerkungen über die Einrichtung der Bühne ergeben wird. Als die Stücke immer mehr an Umfang zunahmen, wurde es unmöglich, sie in dem Raume eines halben oder selbst eines ganzen Tags aufzuführen, daher kam es oft vor, daß die Aufführung eines Spiels zwei, ja selbst mehrere Tage dauerte, obgleich man immer den ganzen Tag spielte, und nur während des Mittagessens aussetzte.

Es ist schon gesagt worden, und es geht übrigens auch aus dem kirchlichen Ursprunge der geistlichen Spiele hervor, daß sie in der Kirche aufgeführt wurden: erst später, als die Stücke umfangreicher wurden, so daß selbst eine größere Kirche zur Aufführung nicht hinlänglichen Raum mehr dar-

bot, und als sie zugleich von dem ursprünglichen, rein biblischen Charakter abgingen, ja sogar ganz weltliche Zwischenspiele annehmen, wurden sie im Freien, auf Markt- oder andern angemessenen Plätzen vorgeführt, auf denen ein passendes Gerüste errichtet war. Dieses war sehr groß, schon deshalb, weil man keinen Wechsel der Scene kannte, und die verschiedenen Vertikalien, in welchen ein Stück spielte, neben oder übereinander auf der Bühne angebracht waren. So bestand bei der Darstellung eines von Rom veröffentlichten Passionsspiels die Bühne aus drei Hauptabtheilungen, welche aber selbst wieder in kleinere Abtheilungen zerfielen, und besondere Vertikalien bezeichneten. In der ersten Hauptabtheilung waren die Hölle, der Garten Gethsemane und der Berg zu sehen, in der zweiten die Häuser des Herodes, des Pilatus, des Kaiphas, der Anna und das Haus, in welchem das Nachtmahl Statt fand; dazwischen stand die Säule, an welcher Jesus gegeißelt wurde, und eine andere, auf welcher der Hahn angebracht war. Die dritte Abtheilung endlich enthielt die Gräber, die Kreuze, das heilige Grab und den Himmel. Bei andern Bühnen waren die Abtheilungen wie Stodwerke über einander angebracht; gewöhnlich waren es ebenfalls drei, manchmal auch mehr: so wird uns von einer 1427 zu Reg errichteten Bühne berichtet, welche aus neun Stodwerken und einer Unzahl scenischer Bilder in der künstlichsten Anordnung bestand. Ist reichten diese Abtheilungen nicht einmal hin, weil für den Inhalt der Schauspiele noch weit mehr Vertikalien nöthig waren, als daß sie überhaupt auf der Bühne nebeneinander hätten aufgestellt werden können. Daher mußte man einen und denselben Ort zum Schauplatz verschiedener Handlungen gebrauchen, ohne daß man dies auch nur andeuten konnte, weil eine Veränderung der Scene in der jetzigen Weise unmöglich war. Nur wenn die Spiele mehrere Tage dauerten, oder auch während der Pause, die das Mittagessen herbeiführte, wurden die Scenerien nach Bedürfnis gewechselt.

Die Bühne hatte, wenn sie auf einem großen, freien Plage aufgestellt war, keinen Hintergrund; sie war nur an den beiden Enden abgeschlossen und die Zuschauer saßen oder standen sowohl auf der vordern, als auf der hintern Seite, wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen kann. Dies konnte auch füglich geschehen, da die auf der Bühne dargestellten Häuser aller Wahrscheinlichkeit nach keine Wände hatten, sondern nur durch Pfähle und Bedachung angedeutet waren, und man daher von beiden Seiten gleich gut Alles wahrnehmen konnte, was auf der Bühne geschah. Die Schauspieler konnten aber in Folge dieser Einrichtung die Bühne nicht verlassen; sie saßen daher an den vier Seiten derjenigen Abtheilung, in welcher sie zu spielen hatten, und sie traten erst dann auf den Spielraum, wenn die Reihe an sie kam. Hatten sie ihren „Part“ vollendet, wie Fettel in Shakespeares Sommer-nachtsstraum ganz bezeichnend sagt, so gingen sie wieder an ihren Platz, wo sie ruhig sitzen blieben, bis sie in einer andern Scene wieder auftreten mußten, oder, was häufiger der Fall war, bis das ganze Stück oder wenigstens eine Hauptabtheilung zu Ende gespielt war, und alle Schauspieler die Bühne, so wie die Zuschauer den Platz verließen.

Bei dieser Einrichtung der Bühne konnte freilich

eine täuschende Nachahmung der Wirklichkeit nicht Statt finden, man begnügte sich mit den allerdürftigsten Andeutungen: so diente ein Hinterschuß zur Nachahmung des Donners; ein aufrecht stehendes Faß oder auch ein besonderes Gerüste bedeutete einen Berg. Doch waren auch einige Anfänge von Theatermaschinerie vorhanden. So wurde der Selbstmord des Judas als eine Hinrichtung desselben durch den Teufel dargestellt: dieser stieg dem Judas auf der Leiter voran und zog ihn an dem Stricke nach, befestigte ihn oben an einem Haken und setzte sich hinter ihm auf einen Bengel. Judas hatte vorn im Kleide einen schwarzen Vogel und Gedärme von einem Thiere, so daß, wenn ihm der Teufel den Bauch, d. h. das Kleid aufriß, der Vogel davonflog und die Gedärme herausfielen, worauf beide auf einem schiefen Seile in die Hölle rutschten. Solche und ähnliche Maschinerien waren freilich gefährlich, und die Darstellungen fielen in der That zuweilen unglücklich aus.

Neben den geistlichen Spielen haben wir noch die weltlichen zu betrachten, von denen sich eine ziemlich große Anzahl erhalten hat. Zwar stammt keines derselben, scheint es, aus einer früheren Zeit, als der Mitte des 15. Jahrhunderts, aber es ist kein Zweifel, daß dergleichen schon viel früher gedichtet und aufgeführt wurden, ja man darf mit aller Sicherheit annehmen, daß die Deutschen von jeher dramatische Spiele hatten. Denn wie der Gesang, wie die Poesie innig mit der menschlichen Natur zusammenhängt und eine nothwendige Ausergung derselben ist, so liegt auch insbesondere die Form der Dichtkunst, welche wir unter dem Namen Drama begreifen, tief im Wesen des Menschen begründet. Das Bestreben, äußere Lebensverhältnisse, Erlebtes jeglicher Art von Neuem wieder ins Leben zurückzurufen, findet man bei allen Völkern, es findet sich bei allen noch so ungebildeten Nationen, deren Länge und feierliche Spiele in der That nichts Anderes sind, als dramatische Darstellungen. Es wäre daher eben so vergeblich, nach dem Ursprunge des Dramas zu fragen, als nach dem Ursprunge der Poesie überhaupt; und es ist, genau betrachtet, eben so thöricht, behaupten zu wollen, daß dieses oder jenes Volk das Drama von einem andern erborgt habe, als es lächerlich wäre, die Behauptung aufzustellen, es habe irgend eine Nation die Poesie überhaupt von einer andern gelernt. Wohl kann ein Volk in künstlerischer Entwicklung und Gestaltung andern vorangehen, und diese in dieser Beziehung von ihm lernen; aber das Wesen des Dramas ist sicherlich bei allen Völkern ursprünglich und selbstständig zur Erscheinung gelangt. Auch die Deutschen haben von jeher dramatische Vorstellungen gekannt und gehabt. Es waren dieselben ohne Zweifel zunächst religiöser Natur, und solche haben sich bis auf die neuesten Zeiten in vielen Volksgebräuchen erhalten, die freilich von Tag zu Tag mehr verschwinden. So stammt das sogenannte Austreiben des Todes in manchen Gegenden Deutschlands, d. h. die sinnliche Darstellung der Ankunft des Sommers, welcher den Winter bekämpft und vernichtet, aus den Zeiten des Heidenthums, und vielleicht ist auch der Ursprung anderer Gebräuche, wie der Umzug der heiligen drei Könige, des Anechts Ruprecht, des heiligen Nikolaus mit seinem Bedienten, in welchen die dramatische Anlage nicht zu verkennen ist, im Heiden-

ihm zu sagen; wenn man auch ganz gewiss nicht in Gewand angenommen haben. Daß übrigens in Deutschland schon in sehr früher Zeit dramatische Vorstellungen statt gefunden haben, ist ungewisselhaft; denn wenn auch die Nachricht, welche Gottsched in einem alten Chronisten gelesen haben wollte, nicht zuverlässig ist, daß schon am Hofe Kaiser Karls des Großen ein Schauspiel in friesischer Sprache aufgeführt worden sei; so ist es sicher, daß es unter seinen Nachfolgern Schauspieler gegeben hat, wie aus dem Verbote hervorgeht, daß kein solcher bei Leibesstrafe und Verbannung das Kleid eines Priesters oder Mönchs oder einer Nonne, oder überhaupt ein solches anziehen solle, welches mit denen der Geistlichen Ähnlichkeit habe. Daß sich aber dieses Verbot nicht auf die geistlichen Spiele beziehen könne, leuchtet von selbst ein; es müssen daher schon damals Vorstellungen von weltlichen Dramen gebräuchlich gewesen und es können diese nicht erst damals aufgetreten sein, weil dies gewiß in jenem Verbote bemerkt worden wäre. Ein weiteres Zeugniß des hohen Alters dramatischer Vorstellungen liegt in der Erzählung eines alten Chronisten, daß der fränkische Kaiser Heinrich III. Schauspieler und Gaukler, die sich im J. 1043 zu Ingelheim bei Gelegenheit seiner Vermählung zahlreich eingefunden hatten, ohne irgend eine Zehrung fortschickte. Auch im 12. und 13. Jahrh. kommen Schauspieler vor: dieselben waren an den Höfen der Großen beliebt, dagegen waren sie von den Geseßen für recht- und ehrlos erklärt; ja wenn sie starben, fiel ihre Erbschaft der Obrigkeit anheim. Es gab daher ungewisselhaft schon Schauspiele, ehe das geistliche Drama sich zu entwickeln begann, und es liegt allerdings die Vermuthung nicht fern, daß dieses von jenen hervorgerufen wurde, indem die Kirche, vielleicht in der Absicht, dieselben, als an das Heidenthum erinnernd oder auf ihm beruhend, zu verdrängen, ihnen geistliche Spiele entgegen zu setzen suchte. Freilich schienen die oben (S. 705) erwähnten päpstlichen und andere kirchlichen Verbote mit dieser Voraussetzung in Widerspruch zu stehen; allein es kommen dieselben doch erst dann vor, als die Mysterien schon mit weltlichen Elementen versezt zu werden anfangen und ihr kirchlicher Charakter untergraben wurde. So lange dies nicht geschah, wurden sie von der Kirche geduldet, und die ersten Verbote traten sogar in sehr milder Form auf: selbst Innocenz III. untersagte (im Jahr 1210) nur den Gebrauch der Messgewänder bei den in den Kirchen aufgeführten dramatischen Vorstellungen.

Wenn aber auch, wie es sehr wahrscheinlich ist, die weltlichen Spiele weit älter sind, als die geistlichen, so darf es doch nicht verwundern, daß wir keine bestimmten Nachrichten über dieselben haben: denn da sie gewiß nur für das Volk bestimmt waren, und bei festlichen Anlässen, wie Hochzeiten der Fürsten, Kaiserkrönungen u. dergl. nur zur Belustigung der Menge zugelassen wurden, wenn sich auch die höhern Stände im Geheimen daran erlustigt haben mögen, so ist es begreiflich, daß die ältern Chronisten, denen das Volksleben überhaupt verborgen oder zu untergeordnet war, als daß sie demselben Aufmerksamkeit geschenkt hätten, von den Belustigungen der Menge, also auch von den Schauspielen Nichts berichten. Noch weniger wird es auffallen, daß wir bis in das 15. Jahrh. herab

es ging ihnen wie mit den Volksliedern: sie blieben von den Gebildeten unbeachtet, oder waren vielmehr von ihnen verachtet. Sind ja selbst in unserer Zeit die Puppenspiele, auf welche man jetzt erst aufmerksam zu werden anfängt, da sie unrettbar verloren zu sein scheinen, nicht aufgezeichnet worden, ob sie gleich noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert herab auf den Jahrmärkten und Kirchweihen die Lust und Freude des Volkes bildeten.

Ein ungewisselhafter Beweis, daß das weltliche Drama uralt ist, liegt unseres Bedünkens in der einfachen, ja rohen Form, in welcher es zuerst erscheint. Sätte es sich aus den geistlichen Spielen entwickelt, so würde es sicherlich schon bei seinem ersten Erscheinen die Breite und Mannigfaltigkeit angenommen haben, zu welcher jene gediehen waren; es würde gewiß gesucht haben, gerade in den Punkten mit jenen zu wetteifern, durch welche dieselben so allgemein beliebt geworden waren. Die Form aber, in welcher wir das weltliche Schauspiel bei seinem ersten Erscheinen finden, ist noch so unentwickelt, daß sie auf ein viel höheres Alter zurückweist. Da es seit den frühesten Zeiten ohne alle Pflege geblieben war, und sich nur bei den niedern Ständen des Volks erhielt, so konnte ihm eine künstlerische Entwicklung nicht zu Theil werden, so wie es auch erst dann in weiterem Maße sich entfalten konnte, als das Volk in Bildung und äußerer Geltung zunahm. So ist es erklärlich, daß es gerade zu der Zeit hervortritt, in welcher das Bürgerthum mächtig und reich wird. Aber dann kommt es auch sogleich in solcher Fülle zur Erscheinung, daß auch diese wieder eine Bürgerschaft seines früheren Daseins ist, und wir dürfen wohl annehmen, daß manche Dramen, die uns jetzt entgegentreten, nur Umarbeitungen und Umgestaltungen früherer Volkschauspiele sind; denn sonst wäre es kaum zu erklären, wie in dem kurzen Zeitraume von kaum mehr als fünfzig Jahren eine solche Menge von Dramen hätte gedichtet werden können. Es sind aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. gegen 150 Stücke bekannt, und wahrscheinlich sind noch viele verloren gegangen. *) Endlich verhält es sich mit den weltlichen Dramen auch darin, wie mit den Volksliedern, daß nur sehr selten Dichter genannt werden, was wiederum die Behauptung unterstützt, daß viele derselben aus älterer Zeit und von Volksdichtern stammen, und nur in späteren Bearbeitungen auf uns gekommen sind. Von hiehergehörigen Dichtern sind nur wenige bekannt; am berühmtesten sind Hans Rosenblüt und Hans Folz, beide in Nürnberg lebend und wirkend; doch ist es sicher, daß auch in andern Städten weltliche Schauspiele aufgeführt wurden, so ganz gewiß in Augsburg, und einige, z. B. „Egeli Tragdenkaben“ und „der kluge Knecht“ weisen in die Schweiz, wo zudem auch Pamphilus Gengen-

*) Bis jetzt kannte man kaum ein Duzend Stücke; von ungefähr 30 vielen hatte man nur dürftige Nachrichten. Der rastlosen Thätigkeit des eben so geschmackvollen als gelehrten Adelbert Keller ist es gelungen, eine Sammlung von mehr als 120 Stücken zu veranstalten, welche in Kurzem im Druck erscheinen wird. Die große Güte des Herausgebers, welcher uns mit der zuvorkommendsten Gefälligkeit während des Drucks Einsicht in seine Sammlung gestattete, machte es uns möglich, über diesen noch so sehr unbekannten Theil der deutschen Literatur einlässlicher zu berichten, wofür wir ihm hiermit auch öffentlich unsern wärmsten Dank aussprechen.

bach lebte, von dem sich einige Stücke erhalten haben. Mehrere sind in niederdeutscher Sprache geschrieben; es ist daher kein Zweifel, daß sich die Lust an den dramatischen Darstellungen über ganz Deutschland verbreitet hatte, wenn auch immerhin feststeht, daß sie vorzugsweise in Nürnberg blühten.

Weitläus die meisten weltlichen Dramen des 15. Jahrh., welche man unter dem Namen Fastnachtspiele zu begreifen pflegt, weil sie gewöhnlich zur Zeit der Fastnachtlustbarkeiten aufgeführt wurden, sind, wie schon angedeutet, in Anlage, Ausführung und Darstellung noch sehr einfach und sogar roh: wir sehen in ihnen das Drama noch in seiner ersten Kindheit. Von irgend einer künstlerischen Anordnung, von einer Exposition, von Handlung oder gar von Intriguen und Charakteristik der Personen ist im Allgemeinen keine Spur zu finden; selbst der Dialog ist noch ganz unentwickelt, indem sehr häufig die Personen des Stücks nur einmal auftreten, und dann gleich Alles auf einmal vortragen, was sie zu sagen haben. Daher sehen auch alle Stücke einander äußerst ähnlich; viele behandeln den nämlichen Stoff auf die nämliche Weise, und unterscheiden sich beinahe nur darin, daß die nämlichen Gedanken in andern Worten und Wendungen ausgedrückt werden; sie erscheinen als verschiedene Paraphrasen eines und desselben Textes. Alle beginnen damit, daß der Einschreier *) (seltenere eine Person des Stücks) den Wirth, das heißt den Bürger, in dessen Wohnung gespielt wurde, auch wohl die Hausfrau und die übrige Gesellschaft anredet und um die Erlaubniß zu spielen bittet, worauf das Stück sogleich seinen Anfang nimmt. Hat die letzte Person gesprochen, tritt der Einschreier hervor, welcher aber dann Ausschreier heißt, dankt für die dem Stücke geschenkte Aufmerksamkeit und bittet um Entschuldigung, wenn man sich etwa zu große Derbheiten erlaubt haben sollte, was freilich beinahe immer der Fall ist. **) Er bittet auch wohl um Trank für die Schauspieler, oder fordert zum Tanze auf, der überhaupt die Vorstellungen oft geschlossen zu haben scheint und an welchem auch wohl die Zuschauer Theil genommen haben. Diese Schlußverse heißen „Gesege Reim“, daher der Ausschreier in einigen Stücken „Geseegner“ genannt wird. ***) Im Verlaufe des Stückes beginnen alle Personen ihre Reden damit, daß sie sich nennen und sich überhaupt den Zuschauern bekannt machen, was an die Zeichnungen und Holzschnitte der damaligen Zeit erinnert, denen Zettel aus dem Rande hingen, auf welchen ihre Reden geschrieben standen, um das Bild dem

Beschauer verständlich zu machen. In derselben holzschnittmäßigen Weise bewegt sich das Ganze, wenn überhaupt da von Bewegung die Rede sein kann, wo kaum Spuren einer Handlung wahrzunehmen, und die Situationen selten oder nie dramatisch entwickelt sind, selbst wenn sie Anlaß dazu bieten, was freilich nicht häufig der Fall ist. Nur wenige machen hiervon eine Ausnahme, wie das „Spiel von dreien brudern“, das bei ziemlicher Mannigfaltigkeit des Inhalts nicht ohne Bewegung und fortschreitendes Interesse ist, oder das „Spiel von einem leiser und eim apt“, welches überhaupt zu den besten Stücken gehört. Einige andere, welche von größerem Umfange sind, werden wir noch im Verlaufe der Darstellung berühren. Am meisten dramatische Anlage haben diejenigen Spiele, welche in Form von Prozessen und Gerichtssitzungen sich bewegen, da Anklage, Verteidigung, Untersuchung, Berathung der Richter und Urtheilspruch an sich schon eine Reihe von Handlungen mit gesteigertem Interesse bilden; aber freilich verstehen es die Dichter nicht, den in dieser Form liegenden Reim fruchtbar zu entwickeln. Es liegt dieselbe einer ziemlich großen Zahl von Fastnachtspielen zum Grunde; sie beweist jedenfalls, daß die Theilnahme des Volks an dem öffentlichen Gerichtsverfahren im 15. Jahrhundert noch sehr groß war.

Die Stoffe, welche den Fastnachtspielen zu Grunde liegen, sind nicht sehr mannigfaltig; auch haben sie zum großen Theil wenig oder gar kein dramatisches Leben. Es finden sich sogar Stücke, in welchen nur zwei Personen auftreten, von denen jede nur einmal spricht. Bei diesen, wie auch bei einigen andern, die etwas mehr ausgeführt sind, geht das Bestreben des Dichters allein darauf hinaus, irgend eine derbe Jote oder einen plumpen Scherz anzubringen. In diesen bestand überhaupt vorzugsweise die komische Kraut der Fastnachtspiele, und bei aller übrigen Armuth derselben sticht der große Reichthum an unzüchtigen Späßen mächtig hervor. Sie finden sich daher auch beinahe in allen uns bekannten Stücken, selbst in solchen, deren Stoff weniger Gelegenheit dazu bot; in denjenigen aber, welche von selbst darauf führen mußten, sind unzüchtige Scherze der wesentlichste Bestandteil. Solcher Art sind inbesondere diejenigen Spiele, in welchen zwischen Aeltern, Nachbarn und Brautleuten über eine abzuschließende Heirath verhandelt wird. Doch wird auch wohl die komische Wirkung dieser Spiele dadurch erhöht, daß lange Verhandlungen über Aussteuer und Hochzeitgeschenke gepflogen werden, als welche, wie im Ring von Heinrich Wittenweiser (s. o. S. 674), meistens nur schlechte, zerrissene oder zerbrochene, überhaupt unbrauchbare Gegenstände angeboten werden, so z. B. im „Spiel vom Rind Vertholt“. Ähnlich sind die Stücke, in welchen ein Bursche um eine Frau wirbt, oder ein Mädchen Mehreren zur Frau angeboten wird, oder eine Dirne ihren Liebhaber wegen nicht gehaltenen Versprechens verklagt. Belsachen Anlaß zu unzüchtigen Scherzen geben auch die Spiele, welche von der Buhlerei handeln, sei es, daß irgend eine Person eine andere im Buhlen unterrichtet, oder daß junge und alte Männer erzählen, wie sie von Frauen zum Besten gehalten und betrogen wurden. Mehrere Stücke stellen häusliche Strelche zwischen Mann und Frau vor; in dies-

*) Er heißt auch Vorsäuer, Praecursor, Exclamator; in einigen Stücken, welche höhere Lebensverhältnisse darstellen, wird er Herold genannt.

**) In „der Baurn Rugosnacht“ von Rosenblüt sagt der Ausschreier (um nur ein Beispiel zu geben): Herr der wirt, habt unsern schimpf vergut! Wir tragen ain jungens frischen mut. Wir hoffen, ir schült uns lohnen, Wann die jugent musz verloben. Wenn sich das alter an uns wirt mern, So wirt es sich alles selber wern. Und ob wir zu grob heten gesponnen, So hab wir uns doch nit pas besonnen. Wann wir sint in freuntschaft herein gangen. Mit urlaub schaid wir wider von dannen.

*** In einem Stücke: „die alt und neu Ge“ von F. Föls tritt sogar der „Eichler“ als Ausschreier auf; spricht ein Herold den Prolog, so sagt er auch die Schlußrede.

feu ist die Frau gewöhnlich böse, tyrannisiert den Mann auf jede mögliche Weise und bringt ihn, wenn er es etwa wagt, sich gegen ihre Herrschaft aufzulehnen, durch tüchtige Schläge wieder zum Gehorsam. — Behandeln die angeführten Spiele vorzugsweise häusliche Verhältnisse, so haben andere dagegen ihren Stoff dem Leben auf der Gasse und dem Markte oder dem Tanzplatze entnommen. Ein Krämer bietet seine Waaren aus, oder es kommen Käufer und handeln allerlei Geware ein; und auch hier sind die Reden der Personen reichlich mit Joten gewürzt: ein Arzt oder vielmehr ein Charlatan schlägt seine Rude auf, die Kranken kommen herbei, um Heilung ihrer Schmerzen bei ihm zu suchen, der Knecht des Quacksalbers reißt Pöffen und das Ganze läuft dahin aus, daß Arzt und Patienten sich gegenseitig betrügen. Wenn in den Stücken der letzteren Art, welche mit den komischen Episoden in den geistlichen Spielen Ähnlichkeit haben, die Joten nur als Nebensache erscheinen, so sind sie dagegen in anderer Weise schmutzig und unfähig. Die Fastnacht gab selbst öfters Stoff zu den Spielen. So wird sie in dem Einen verflagt, daß sie dem Adel, den Bürgern, den Handwerkern, den Bauern, den Frauen Anlaß zu Thorheit und Ausschweifungen gebe, worauf nach Vernehmung der Angeklagten der Richter das Urtheil spricht, daß die Fastnacht eben die Zeit der Thorheit sein und bleiben müsse. In zwei andern Stücken wird ein Streit zwischen der Fastnacht und der Fastenzeit in ähnlicher Weise geschlichtet.

Nur wenige Spiele berühren die Zeitverhältnisse, aber es gehören diese zu den besten, wenn auch nicht in der dramatischen Entwicklung, denn diese ist in beinahe allen gleich roh und unbeholfen, doch rücksichtlich des Inhalts. Es sind dies zunächst die Spiele: „Vom Papst, Cardinal und von Bischöffen“, „des Königs auf Schnokelant Basnacht“ und „des Fürken vasa nachtspiel“, sämmtlich von Hans Rosenblüt, von dem auch das einzige Drama herrührt („der Walbruder“), welches das jüchlose Leben der Geistlichkeit ausschließlich zu seinem Gegenstande macht, während andere Spiele dasselbe nur vorübergehend, obgleich oft in kräftiger Zeichnung, berühren. Sieher gehört auch „der Rollhart“ von Pampbilus Gengenbach, in welchem die Zeitverhältnisse mit grellen Farben geschildert und die künftigen Schicksale der verschiedenen Staaten von den heiligen Methobius und Brigitte und dem Bruder Rollhart vorausgesagt werden. Das Ganze ist breit, langweilig und ohne alles Talent; die beste Stelle ist die, in welcher von den Verhältnissen in der Eidgenossenschaft gesprochen wird, welche der Dichter aus eigener Anschauung kannte.*)

Weitaus die meisten Fastnachtspiele bewegen sich in den angegebenen Stoffen, und es ist dies begreiflich, weil diese die einfachsten Lebensverhältnisse berühren, die Beziehungen zwischen Mann und Frau, Brautwerbung und Hochzeit, das Leben auf dem Markt und dem Tanzplatz, überhaupt Alles, was auch in den frühesten Zeiten den komischen Volke-

dichtern am nächsten lag, von den komischen Personen der Seiltänzer, Quacksalber und anderer wandernder Gaukler zur Belustigung und Anlockung der Zuschauer dargestellt und daher auch im vorliegenden Zeitraume, als sich das weltliche Schauspiel selbstständiger zu entwickeln begann, als bekannte und beliebte, auch wohl schon bearbeitete Stoffe von den Dichtern vorzugsweise ergriffen wurden. Doch finden sich in einigen Spielen auch noch anderweitige Stoffe behandelt, und diese Stücke sind meistens entwickelter und reicher; es ist in ihnen zwar ein Fortschreiten der dramatischen Gestaltung kaum wahrzunehmen, aber sie sind breiter gehalten, sie reihen zum Theil schon zwei oder mehrere Handlungen an einander, und es sind eben deswegen, wenn dieselben Personen an den verschiedenen Handlungen Theil nehmen, schon einige Spuren von Charakterzeichnung zu erkennen. Zunächst erwähnen wir diejenigen Spiele, welche ihren Stoff aus älteren Erzählungen entnommen haben. Dabin gehören „Salomon und Markolf“ von Hans Folz (f. u.) und das Spiel „Von Fürken und Herrn“, in welchem die im Alterthume beliebte Geschichte dargestellt wird, wie Aristoteles sich durch die Schönheit eines Weibes verleiten läßt, sich trotz seiner Weisheit, seines Ernstes und Alters von ihr reiten zu lassen. In der alten deutschen Erzählung (S. 298), so wie auch in der altfranzösischen, ist es die Geliebte des Alexander, welche den Aristoteles also läßt, um ihn dafür zu bestrafen, daß er seinem Jüglings Vorwürfe über seine Liebe gemacht hatte; im Fastnachtspiele geht die Begebenheit am Hofe des Königs „Soldan“ vor, die Jüglings des „Hofmeisters Aristoteles“ sind die Königsöhne aus Zipperland, Frankreich und Aragon, und die Frau des Königs Soldan verleitet den Weisen, sich ihr als Pferd hinzugeben, wodurch er zum Gelächter des ganzen Hofes wird. Eine andere Erzählung, welche fälschlicher Weise dem Konrad von Würzburg zugeschrieben wurde, liegt dem Fastnachtspiele „Von a im thumherrn und einer kuperin“ zum Grunde, ein Stoff, der auch von Hans Sachs bearbeitet wurde. Zwei Stücke, welche gleichmäßig „das Reibhartspiel“ heißen, stellen die bekannte, in den oben (S. 600) erwähnten Schränken erzählte Geschichte von dem Weisen dar. Das Eine beschränkt sich auf dieselbe, das andere fügt dagegen noch andere Schalkstrolche und Pöffen hinzu, ja es bringt überhaupt alle möglichen damals bekannten theatralischen Effekte, Personen und Situationen an; aber es ermüdet durch seine Länge (es enthält über 2500 Verse), weil es aller Feinheit und Uebersichtlichkeit ermangelt, es sich in weitichweiligen Wiederholungen ergeht und der Dichter überhaupt den größeren Stoff nicht beherrschen konnte. Im Uebrigen ist das Stück roh und schmutzig, wie die meisten andern.

Auch alte im Volke lebende Räthselsfragen geben den Stoff zu einem Fastnachtspiel („Von dem Freiheit“), wie sie schon früher zu lyrisch-epischen Gedichten verarbeitet worden waren (S. o. S. 161 f.). Es lag nahe, sie mit ihren Antworten in dramatische oder wenigstens rein dialogische Form zu bringen, aber immerhin zeigt die Benennung derselben zu einem Spiele, daß sie mit ihrem lebendigen Witz stets eine Lieblingsbelustigung des Volkes waren. Sieder gehört auch das schon erwähnte „Spiel von einem Kaiser und

*) Von Gengenbach haben sich außerdem noch zwei Spiele erhalten, „die zehn Alter dieser Welt“, in welchen die Thorheiten der verschiedenen Altersstufen geschildert werden, und „die Gouchmatt“, ein mißlungener Versuch, das bekannt Gedicht Wurners (f. o. S. 646) zu dramatisiren.

ei in Ayt, auf welches wir später nochmals zurückkommen. Ein alter, seit Jahrhunderten im Munde des Volks lebender Schwank ist das „Spiel von den zwelff Paffen knechten“, von denen jeder der faulste sein will und Beweise seiner Trägheit beibringt.

Es hat sich ein einziges Spiel erhalten, das seinen Stoff aus der alten Heldensage entnommen hat, und wahrscheinlich ist sie in früheren Zeiten selten dramatisch behandelt worden, vielleicht schon deshalb, weil die alten Volksgefänge den Stoff in solcher Trefflichkeit und Ausführlichkeit behandelten, daß man eine rohe dramatische Darstellung nicht daneben aufstellen wagte. Erst als diese Gefänge sich beim Volke immer mehr verloren (im 16. Jahrh.), wurde auch die Heldensage häufiger dramatisch bearbeitet. Das uns überlieferte Spiel, welches diesen Stoff behandelt, „von dem Perner und Bunderer“, hat übrigens eine Sage gewählt, welche weniger allgemein bekannt gewesen zu sein scheint, so daß man durch dasselbe nicht wie bei andern an alte beliebte Gefänge erinnert werden konnte. Es ist dieselbe Sage, welche wir nur in der spätern Bearbeitung Kaspars von der Rön unter dem Namen „Egels Hofhaltung“ haben kennen lernen (S. o. S. 691). Aus dem bretonischen Sagenkreise finden sich noch zwei Spiele, „das Wastnachtspiel mit der Kron“ und „der Luneten Mantel“, beide von Rosenblatt.

Es scheint, als ob auch ursprünglich geistliche Dramen zu Fastnachtspielen umgearbeitet worden seien; doch beschränkt sich die ganze Bearbeitung darauf, daß am Ende einige zum Stück nicht gehörige Personen, Bauern, in gewöhnlicher Weise auftreten, zum Luge einladen und die Spielleute auffordern, „anzupfeifen“. Ein solches Stück ist der „Kaiser Konstantin“, in welchem die von Konrad von Würzburg erzählte Legende vom heiligen Eulveker (S. o. S. 458) dramatisch bearbeitet ist, wobei natürlich die Reden amüslichen Juden und Christen (Ischontagen, d. h. Disputationen, heißen sie bei dem Dichter) über die Vorzüge und die Göttlichkeit ihrer Religionen den Mittelpunkt bilden. Die von den Christen gebrauchten Gründe erinnern an Regenbogens Gedichte ähnlichen Inhalts (S. o. S. 154 und 158).

Endlich geben auch die italienischen Novellen, die damals bekannt zu werden anfangen (S. 680), Stoff zu den Fastnachtspielen, zwar nur noch selten, denn in den uns bekannten Dramen des 15. Jahrh. erscheint nur ein einziges der Art („Von altem Edelmann und einer Frauen“, auch unter dem Titel: „Von dem Pauwern und dem Boek“ bekannt); dagegen wurden sie, wie wir später sehen werden, im 16. Jahrh. sehr häufig benutzt.

Alle die bis jetzt erwähnten Dramen wurden zu Fastnacht aufgeführt, und heißen eben deshalb auch Fastnachtspiele; es gab aber auch weltliche Dramen, welche zu Neujahr dargestellt wurden. Ursprünglich geistlichen Inhalts und in der Kirche aufgeführt, arteten sie zu solcher Ausgelassenheit aus, daß sie schon ziemlich früh aus der Kirche verbannt wurden. Es haben sich leider keine Texte derselben erhalten, allein wir wissen aus einer Urkunde vom Anfang des 14. Jahrh., daß bei diesen Schauspielen Maskeraden in die Kirche gebracht,

außerhalb der Kirche Gastmähler gehalten, Rauf gemacht und in Häusern, wie auch auf der Straße getanzt wurde, daß nach dem Gastmahl der Priester, welcher am Johannisstag (27. December) den Bischof machte, auf einem Pferd oder Esel durch die Straßen ritt und die Leute beim Eintritt in die Kirche mit Wasser überschüttete. Wenn auch aus der Kirche verdrängt, erhielten sich diese Spiele dennoch fortwährend; doch haben sie wohl allmählich ganz weltliche Stoffe angenommen und alle Beziehungen zur Kirche aufgegeben. Dagegen ist vielleicht ihr früherer Zusammenhang mit den geistlichen Spielen darin zu erkennen, daß sie einen größeren Umfang hatten, als die gewöhnlichen Fastnachtspiele. Wenigstens ist das einzige Neujahrspiel, das wir bis jetzt kennen, gegen jene gehalten, sehr groß, da es über 900 Verse enthält. Es ist dies das Spiel „der Kluge Knecht“, welches aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stammt und ohne Zweifel in der Schweiz gedichtet wurde. Sind alle Neujahrspiele diesem an Umfang, Anlage, Ausführung und Zeichnung der Charaktere gleich gewesen, so ist es sehr zu bedauern, daß sich deren nicht mehr erhalten haben, denn es ist in der That in diesen und andern Rücksichten den meisten Fastnachtspielen weit vorzuziehen. Es ist in Acte eingetheilt, was bei jenen, selbst den größeren nicht gefunden wird, und hat überhaupt schon mehr theatralische Ausbildung, was ebenfalls auf einen Zusammenhang mit den Mysterien hinweisen möchte. Das Ganze beginnt mit einer einleitenden Rede des Exclamators, welche aber, länger als die gewöhnlichen Prologe, auch weit bedeutsamer ist, indem sie nicht bloß den Inhalt des Stückes kurz angibt, sondern auch die tiefere Bedeutung desselben ausspricht*), worin wir die Anschauung und die Lebensansichten wieder erkennen, welche bei den didaktischen Dichtern so häufig wiederkehren, was wiederum einen gebildeteren Dichter voraussetzt, als die der Fastnachtspiele zum größten Theile gewesen sein mögen. Es ist im „Klugen Knecht“ auch weit mehr Handlung, als in den meisten andern Spielen, und die Handlung bietet mehr Interesse dar. Ein Bauer, dessen Frau Herr im Hause ist, hat ganz zerrissene Kleider, aber die Frau will ihm kein Geld geben; da findet zur glücklichen Stunde der Knecht im Stall ein Päckchen Geld (acht rheinische Gulden), welches die Frau versteckt hatte; er bringt es seinem Herrn, der ihn damit in die Stadt schickt, um ihm Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen. Der Knecht behält aber das Geld, nimmt das Tuch auf Credit, und behält auch dieses, indem er dem Bauer sagt, er habe nicht recht gewußt, was für Tuch er nehmen solle, er habe aber den Kaufmann vorausbezahlt, so daß der Meister nur hingehen und das Tuch, das ihm am besten gefalle, auswählen dürfe. Als aber Kleidi, so hieß der Bauer, zum „Dochman“ kommt, ergibt sich bald, daß der Knecht selbe betrogen hat. Sie führen ihn vor den Richter und verklagen ihn. Der Knecht gesteht seinem „Kärsprechen“ den Betrug ein, verspricht ihm aber acht

*) Nur sehr selten wird in den Fastnachtspielen irgend ein höherer Gedanke, eine Lebens- und Klugheitsregel zur Anschauung gebracht. Außer den schon erwähnten Spielen: „Luneten Mantel“ und „Von Fürsten und Herrn“ ist es noch in dem Spiel „Vom Baur und Boek“, durch welches der Dichter den Gedanken verständlich will, daß Wahrheit über List gehe.

Gulden, wenn er ihm und der schlimmen Lage helfen wolle; dieser gibt ihm den Rath, sich stumm zu stellen und auf seine Frage zu antworten. Er folgt diesem Rath, und was der Richter ihn auch fragen mag, sagt er immer nur: „Weiw“, und was auch die Kläger einwenden mögen, die Richter weisen sie ab, weil sie durch einen Stummen nicht auf die Weise hätten betrogen werden können, wie sie behaupten. Als aber der Fürsprech die versprochenen acht Gulden verlangt, beharrt der Knecht in der ihm angerathenen Verstellung, so daß er den Fürsprech in der eigenen Schlinge fängt. — Es hat dieses Stück eine ganz auffallende Nehnlichkeit mit der bekannten ältesten Posse der Franzosen „Maitre Pierre Pathelin“, welche ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stammt. Doch ist es kaum anzunehmen, daß es ihr nachgebildet sei, weil sonst gewiß noch viele komische Züge und Verwicklungen des französischen Spiels beibehalten worden wären, die sich im deutschen Stück nicht vorfinden. Dieses steht dem französischen zwar in jeder Beziehung weit nach, es hat weder die dramatische Lebendigkeit, noch die ächt komische Kraft, die man mit Recht an jenem bewundert; allein immerhin bleibt es eine merkwürdige Erscheinung, besonders dadurch, daß die Hauptcharaktere, der Bauer, seine Frau und der Knecht scharf und richtig gezeichnet sind, und daß der Dichter eine Anzahl glücklicher Züge einzuflechten weiß, welche theils von komischer Wirkung sind, theils über Personen und Verhältnisse dramatisches Leben verbreiten.

Die Darstellung der Fastnachtspiele und der übrigen weltlichen Dramen ist im Ganzen hart und unbeholfen, die Sprache roh und die gemeinen Dinge auch mit den gemeinsten Ausdrücken bezeichnend, worin sich freilich ein ungemeiner Reichtum fund gibt, so daß Lessings Anspruch über Murner sich in noch größerem Maße auf sie anwenden läßt. Im Uebrigen ist die Darstellung geradezu trocken, nur in wenigen Stücken erhebt sie sich zu größerer Lebendigkeit; nur selten finden sich Wendungen, in denen sich Humor und Witz fund geben und zugleich zur Charakteristik der Personen dienen, wie wenn z. B. in dem Spiel „Von einem arzt, genannt maister Uncian“ der Ausschreier (oder vielleicht des Arztes Knecht), der die Leute zur Bude des Quacksalters herbeizulocken sucht, das Lob desselben damit schließt, daß er sagt: „Er heißet maister Uncian, Der siben künst er acht-halb kan.“ Doch bleiben solche Wendungen sehr vereinzelt, nur ein einziges Stück: „Das vachtspiel von pulschast“ zeichnet sich hierin vortheilhafter aus. Wie der „Precursor“ ankündigt, soll man darin vernehmen, „Mit welcher zucht ein junger Man Sol werben an ein Frauen zart, Das in nit reuen werd die Fart“. Nun treten nach einander fünf Buhler auf, welche den Geliebten ihre Liebe erklären. In diesen Reden nun ist die Sprache der ritterlichen Minnefinger geschickt nachgeahmt und in den Antworten der Frau glücklich parodiert, die ihnen zu verstehen gibt, daß mit ihren sentimental Redensarten nichts von ihr zu erhalten sei, bis der fünfte Buhler endlich, klüger als die andern, ihr mit seinem vollen Säckel zu dienen verspricht, was die Frau bereitwillig und mit Freuden annimmt. „Ir schöner Jungling hochgeborn,“ sagt sie, „Zu pulschast hab ich euch erborn. Was ir begeret, Das sol geschehen, On augen

ntemant mag gesehen: Wo muot und jugent ist on guot, Do hat die lieb kein hinderhuot.“ Daß in dem Ganzen sowohl das sentimentale Ritterthum als die von späteren Minnefingern so oft getadelte Neigung der edlen Damen, ihre Liebe um Geld hinzugeben, verspottet wird, ist nicht zu verkennen. — In Bezug auf die Darstellung haben wir endlich noch zu bemerken, daß die Dichter ziemlich häufig ihre Personen in der beliebten Priamelform (S. o. S. 656) sprechen lassen, wobei wir auch solchen Priameln begegnen, die anderweitig bekannt sind.

Während die geistlichen Spiele öffentlich und mit allem damals möglichen Theatereffekt vorgetragen wurden, fand die Aufführung der Fastnachtspiele dagegen nur vor größeren oder kleineren Gesellschaften Statt, die sich in irgend einem Privatbause versammelt hatten, um daselbst die Fastnacht zu feiern. Es wurde in dem Saal oder in dem Zimmer, in welchem die Gesellschaft versammelt war, gespielt, daher ohne irgend eine Zurüstung oder theatrale Vorbereitung; von eigentlichen Bühnen war jezt, wie noch lange Zeit später, keine Rede. Von Schauspielern, deren es früher viele gegeben haben muß (S. o. S. 710), findet man jezt keine Erwähnung mehr; sie scheinen in Abgang gekommen zu sein, als das Drama in die Hände der Bürger überging. Wenigstens wurden die Fastnachtspiele von jungen Leuten aus dem Bürgerstande dargestellt, welche von Haus zu Haus zogen*), und überall, wo man sie freundlich aufnahm (oft wohl unter Leitung des Dichters, der wahrscheinlich den Prolog und Epilog sprach) ein von ihnen eingeleitetes Gedicht aufführten, worauf ihnen von dem „Birthe“ Wein und Erfrischungen dargereicht wurden, um welche der Ausschreier übrigens gewöhnlich geradezu bat. Auch mögen sie wohl Geld angenommen haben, etwa um die mit dem Spiel verbundenen Auslagen zu decken, vielleicht machten aber auch Einzelne eine Art Gewerbe aus den dramatischen Darstellungen, wie wir denn in der That finden, daß sie von den Zuschauern nach vollendetem Spiel durch den Herold, oder wie immer der Epilog hieß, Spenden an Geld erbaten. (So im Spiel: „Der Unneten Mantel“ von Rosenblät.) Die Schauspieler waren ohne Zweifel verkleidet, ihr Anzug entsprach so viel als möglich dem Charakter der dargestellten Personen, doch hatten sie wahrscheinlich, dem Wesen der Fastnacht entsprechend, die Kleidung ins Abenteuerliche und Komische gezogen. Die weltlichen Personen wurden von Jünglingen dargestellt; Frauen oder Mädchen hätten doch wohl kaum die mehr als schmutzigen Reden sprechen können, die ihnen von den Dichtern in den Mund gelegt wurden. Es widerstrebt schon dem Gefühle, zu denken, daß solche Stücke auch vor Weibern und Jungfrauen aufgeführt werden konnten, und doch darf man dies nicht in Zweifel ziehen, da in den Prologen Frauen und Lächter des Births oft genug angesprochen werden.

*) „Ade, her wirt, zu guter nacht!
Hab wir icht unzucht hierinn verpracht,
das sult ir uns nachlassen sein!
Kumpt iemant nach uns fragen herein,
so sagt im, wir sind alsamt ausz,
man find uns in dem neehsen haus.“
(„Epil vom Walbruber.“)
„Herr wirt, wir wollen urlaup han,
wann wir muszen noch ferrer gan.“
(„Epil vom Frauenriemen.“)

So roh und unentwickelt das Drama des 15. Jahrh. auch war, so lag in ihm doch der Keim zu tüchtiger Entwicklung; und vor Allem ist daran erfreulich, daß es, wie beinahe keine andere Dichtungsform, oder vielmehr, daß es wie der Volksgesang überhaupt in voller Selbstständigkeit zur Erscheinung gelangte; denn wenn auch das französische Drama nicht ganz ohne Einfluß namentlich auf die geistlichen Spiele geblieben sein mag, so war diese Einwirkung doch nicht so groß, daß das nationale Gepräge verloren oder auch nur zurückgedrängt worden wäre. Leider hat das deutsche Drama diese nationale Selbstständigkeit nicht bewahrt, ja wir müssen jetzt schon auf äußere Einflüsse aufmerksam machen, die freilich erst später in die Entwicklung des Dramas eingriffen, zu denen aber doch schon im 15. Jahrh. der Keim gelegt wurde: wir meinen den Einfluß des antiken Dramas.

Es waren schon im 10. Jahrh. Versuche gemacht worden, die römische Komödie nachzubilden, welche freilich ohne allen Einfluß auf das deutsche Drama blieben, weil sie selbst in lateinischer Sprache geschrieben waren, welche aber doch zu merkwürdig sind, als daß sie ganz übergangen werden dürften. Es sind dies die Dramen der gelehrten Ronne Roswitha*, von Gandersheim (um 970), welche schon darum für die deutsche Literaturgeschichte von großer Wichtigkeit sind, weil aus ihnen bewiesen werden kann, daß sie zur Aufführung bestimmt, und daß theatralische Unterhaltungen zu jener Zeit nicht ungewöhnlich waren. Noch größeren Werth aber erhalten sie durch ihre eigenthümliche Gestaltung; denn wenn es einerseits sicher ist, daß sie den lateinischen Dichter Terenz zum Muster nahm, so ist es dagegen eben so gewiß, daß sie ihn nichts weniger als slavisch nachahmte, wie man früher stets behauptete; vielmehr sind ihre sechs Dramen in Inhalt und Composition durchaus selbstständig, man könnte sie als vorgreifende Entwicklung der Mystiken bezeichnen, mit denen sie die Wahl der Gegenstände und die Formlosigkeit der Ausführung theilt. Wie jene geistlichen Spiele, wurzeln auch Roswithas Dramen ganz in den Ansichten ihrer Zeit: in allen ist es auf Verherrlichung des Christenthums abgesehen und zwar ganz in mündlicher Auffassung. Wie die Stoffe und Motive, so gebören auch die handelnden Personen dem christlichen Mittelalter an, und selbst die äußere Form läßt keine Vergleichung mit Terenz zu. Denn es ist in ihnen eben so wenig, als in den späteren Mystiken, irgend eine künstlerische Anlage wahrzunehmen; Roswithas Komödien bewegen sich ebenfalls episch und nicht dramatisch, wenn auch der Dialog öfters gelungen genannt zu werden verdient. Ohne Rücksicht auf Einheit von Ort und Zeit schreitet die Geschichte in ihrem eifachen Entwicklungsgange vorwärts, und überall ist gesorgt, daß man, was geschieht, auch zu sehen bekommt, wie bei den späteren Spielen.

Es läßt sich kaum denken, daß Roswitha so ganz vereinzelt da stand, vielmehr ist aus dem Umstande, daß ihre Dramen für die Aufführung bestimmt waren, mit Sicherheit anzunehmen, daß noch andere dramatische Versuche gemacht worden sein mögen;

allein es sind uns außer den ihrigen keine weiteren erhalten worden. Eben so verschwindet von nun an jede weitere Beziehung auf das antike Drama, welches erst im 15. Jahrh., als überhaupt die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum größere Bedeutung gewann, wieder die Aufmerksamkeit auf sich zog. — Die Vorliebe, welche sich im Volke für das Schauspiel zeigte, hatte ohne Zweifel nicht geringen Antheil daran, daß Gelehrte von Fach auf den Gedanken geriethen, Stücke des klassischen Theaters ins Deutsche zu übersetzen, wahrscheinlich mit der guten Absicht, dadurch auf das vaterländische Drama heilsamen Einfluß auszuüben, welche Absicht jedoch nicht gelingen konnte, da die Uebersetzungen meistens so steif und unbeholfen waren, daß sie beim größeren Publikum unmöglich Anklang finden konnten. Es blieben daher diese Uebersetzungen zur Zeit ihres Erscheinens ohne alle Wirkung; und erst als durch wiederholte Versuche die Uebersetzungen leserlicher und einigermaßen volksthümlicher wurden, konnte das antike Drama auf die weitere Gestaltung des deutschen Schauspiels Einfluß ausüben, wie es im 16. Jahrh. allerdings geschah. Doch würden jene Uebersetzungen auch an sich, als Versuche, die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum unter einen größeren Kreis zu verbreiten, Beachtung verdienen, wenn auch nicht schon in ihnen der Keim zur späteren Entwicklung des deutschen Dramas läge. Hans Rydhar dt war der erste, welcher einen Versuch der Art machte: er übersezte den „Cunuch“ des Terenz, der zu Ulm im J. 1486 im Druck erschien. Ihm folgte ein Unbekannter, der den Terenz vollständig verdeutschte (Straßb. 1499); und im J. 1511 übersezte Albrecht von Eyb die „Menächmen“ und die „Bacchides“ des Plautus. Von tieferem Verständnisse der alten Dichter zeigten die Nachbildungen desselben in lateinischer Sprache, unter welchen ein Stück des trefflichen Reuchlin den ersten Rang einnimmt, welches einen zeitgemäßen und vaterländischen Stoff in der klassischen Form und Regelmäßigkeit behandelte und später von Hans Sachs verdichtet wurde. Es wügte nun auch Eitte, auf Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufzuführen zu lassen, um die Schüler im Sprechen zu üben, und es trugen diese ohne Zweifel viel zur allgemeineren Bekanntschaft mit dem Wesen des antiken Dramas bei, und sie gewannen eben deshalb wenigstens mittelbaren Einfluß auf die fernere Ausbildung des deutschen Schauspiels.

Wir lassen nun die nähere Betrachtung der bedeutendsten Dramen und dramatischen Dichter der Zeit folgen, indem wir mit den geistlichen Spielen, als den älteren, beginnen.

Marienklage.

Es hat sich die älteste Marienklage in zwei verschiedenen Bearbeitungen erhalten, von denen die jüngere den ursprünglichen Text nicht zu dessen Vortheil verändert hat. Die ältere stammt spätestens aus dem Ende des 13. Jahrh.; sie ist jedoch nicht vollständig (wir besitzen nur 172 Verse), so daß sich über die dramatische Anlage kein Urtheil fällen läßt. Was davon erhalten ist, hat keinen dramatischen Charakter, sondern besteht größtentheils nur aus Wechselgesängen ohne alle Handlung. Sie ist beinahe ganz in Strophenform abgefaßt, der je-

*) Oder richtiger Groszwitha. Die Behauptung, daß sie eigentlich Helena von Rossow geheißen habe, ist ganz unbegründet.

doch keine kirchliche Melodie zu Grunde liegt; in der Schlussrede hingegen, welche halb lateinisch und halb deutsch ist, bedient sich der Dichter der evangelischen Reimpaare, in welchen auch überhaupt die Mythen gedichtet sind. Die Wechselgesänge zwischen der heiligen Jungfrau und Johannes zeugen von tiefer Empfindung und glücklicher Auffassung der Personen und Verhältnisse, und enthalten manche äußerst glückliche Züge.

Anfang der Marienklage.

Maria.

Awe der jemerleichen clag,
di ich muter eine trag,
von des totes wane!

Weinen was mir unbechant,
5 sit ich muter was genant,
und doch mannes ane:

Nu ist ze beinen mir geschehen,
seit ich deinen tot muz sehen.
Aube der laiden merre!

10 Weinen, clagen muz ich han,
sam der freude ni gewan
von meines hertzen swerre.

Aube tot,
diseu not

15 maht du mir wol enden,
wilt du von dir
her zu mir
deinen poten senden.

Awe der klegleichen not,
20 daz ich niht heut pin tot
von dem laiden mere:

Daz ich arneu lewen sol,
da von pin ich jamers vol
von meiner starchen swerre.

25 Ich was ane swere gar,
do ich muter dich gepar
ane mannes malle:
daz ich dich also sehen muz,
da von wirt mir nimer puz

30 meiner starken quale.
Awe, kint,
deineu wengel sint
dir nu gar erplichen,
dein maht

35 und auch dein kraft
ist dir gar entwichen.

Johannes, sun, nu hore mich,
seit ich nimant han, wan dich,
so hilf mir heute wainen;

40 Grosser clage get mir not,
daz mein kint ist laider tot,
daz klag ich dir allaine.

Da von hilf klagen mir mein kint,
seit heute alle, die hie sint,

45 tunt in nit, wan strafen;
si jehent, er sei ein poser wilt,
und teten si im anders niht,
so ruf ich immer wafen!

Aube, wer

50 hat sein sper
also her gestochen,
daz der dir
und mir
daz hertze hat zerbrochen?

Johannes.

55 Lieweu mum und muter mein,

la dein wainen, frawe, sein,
la dein grozzeu swerre:

Io wer bir verloren gar,
raineu muter, daz ist war,

60 wi daz niht enwerre,
Daz er lide diseu not
und disen piterleichen tot,
wir wern alle verloren gar.

Daz er solte ersterben so,
65 daz was gedaht allez do,
e er wurd geporn.

Frawe, sein plut,
daz ist gut,
daz nit deu welde verdurbe:

70 da von la sein
disen pein,
e daz wir ersterwen.

Maria.

Grosser klagen get mir not,
wer ich arneu für in tot

75 und also verpunden,
Daz wer mir min liebster tach,
den ich mir gewinen mach.
Aube deiner wunden!

Die tun mir von herzen be,
80 dennoch clag ich michels me,
daz lat euch erbarmen,
daz mein herzen liebez traut
gegen mir nit mach berden laut,
awe mir vil armen!

85 Ain swert mir gehaisen was,
do ich muter sein geuas,
das sneit mich hie ze stunden,
Ez gat durch daz herze mein.

Awe sun, daz ich niht ein

90 pin heut für dich verpunden.

Cruzes ast, nu naiga dich,

zu dir solt du zihen mich,
zu meines Kindes seiten;

dor an tust du mir vil wol.

95 wan ich arneu, jamers vol
mach niht lenger peiten.

Das Innsbrucker Osterspiel.

Unter den oben erwähnten „Osterspielen“ haben wir dasjenige heraus, welches wir nach der Handschrift, in der es aufbewahrt wurde, zur Unterscheidung von den übrigen das Innsbrucker nennen. Die Handschrift ist im J. 1391 verfertigt worden, das Spiel mag vielleicht etwas älter sein. Abgesehen vom Prologe, welcher die darzustellende Handlung ankündigt, zerfällt es in vier zwar nicht bezeichnete, aber leicht zu unterscheidende Abschnitte.

Es beginnt damit, daß die Juden den Pilatus bitten, das Grab Jesu bewachen zu lassen; denn sie fürchten, er möchte wieder aufstehen und das Grab verlassen. Es werden vier „Ritter“ als Hüter bestellt. Diese schlafen aber ein, der Engel kommt und fordert Jesum auf, des Vaters Gebot zu erfüllen und der Hölle Band zu brechen. Bald nach Christi Auferstehung schickt Pilatus einen Boten an die Wächter: „Heiß die Ritter nicht schlafen. Und heisse sie bei sich haben ihre Waffen. Ob Jesus wolle aufstehen, Daß sie ihn wieder niederschlagen.“ Als

aber diese merken, daß Christus nicht mehr im Grabe ist, schieben sie sich gegenseitig die Schuld zu und kommen endlich von Worten zu Schlägen.

Im zweiten Abschnitt kommt Jesus mit den Engeln an die Hölle, Lucifer befiehlt, das Thor zuzuriegeln, und als er erfährt, wer in sein Reich eindringen wolle, ruft er aus: „Balde heiße weg ihn gehn, Sonst wird ihn ein böses Wetter besehn, Der mit Haden und Kelle, Ich will ihn senken in die Hölle.“ Doch bricht Jesus ein, er befreit Adam und Eva, worüber Lucifer lauten Jammer erhebt. Um sich wieder zu entschädigen, befiehlt er dem Satan, ihm alle Sünder herbeizuholen, deren er habhaft werden könne, „den Pabst und den Cardinal, Den Patriarchen und Legat, Die den Leuten geben bösen Rath,“ den Kaiser, die Fürsten, schlechte Richter, Pfaffen und Mönche. Und so nennt er alle möglichen Stände und Berufsarten. Kaum hat er ausgesprochen, als Satan schon mit einer Anzahl Seelen vor ihm erscheint. Die eine ist die eines Bäckers, der zu kleine Brode machte; die andere war ein Schuhmacher, der den Leuten schlechte Schuhe verkaufte; eine dritte, die eines Raylans, klagt sich an, mit zwei schönen Frauen gebuhlt zu haben, wenn ihn die Glocke zur Kirche rief u. s. w. Sie werden in die Hölle gestoßen, und der Abschnitt schließt mit einem Monologe Lucifers, in welchem er seinen Abfall bejammert, zu dem ihn die Poffart verleitet habe.

Der dritte Abschnitt enthält das Zwischenspiel, welches mit der Klage der drei Marien (sie heißen indgemein in den alten Spielen die „drei Personen“) beginnt, worauf die unten mitgetheilte Stelle folgt. Wir haben über diese nur zu bemerken, daß sie, theils mehr zusammengebrängt, theils ausführlicher behandelt (am ausführlichsten aber im vorliegenden Stücke) auch in andern Osters- und Passionspielen vorkommt, und allen offenbar der nämliche frühere Text zum Grunde liegt, woraus sich allein die Ähnlichkeit erklären läßt, welche sie in Anlage und in der Ausführung mit einander haben. Die komischen Zwischenspiele tragen so ganz den Charakter der weltlichen Dramen, daß deren Einfluß auf jene nicht zu verkennen ist, wenn sie nicht vielleicht sogar ursprünglich solchen entnommen sind, und zwar, was kaum zu bemerken nöthig ist, schon weit früher, als weltliche Dramen aufgezeichnet wurden. Im Knecht Rubin finden wir den Lypus der Possenreißer, wie sie sich noch heut zu Tage bei den wandernden Seiltänzern und ähnlichen Gesellschaften vorfinden; es ist der nämliche aus Einfalt und Schalkheit zusammengelegte Charakter, der von jeher den Jubel der Zuschauer hervorrief; die Witze tragen den nämlichen Stempel, wie die des hettigen Bajazzo. So wenn der Kaufmann (B. 459 f.) sagt: „Dem wolte ich solchen Lohn geben, Daß er das Jahr nicht könnte überleben“; oder wenn Rubin den Zuschauern die Vortrefflichkeit seines Herrn anpreist und dabei sagt: „Was man ihm an Gesunden bringt, die macht er alle sieh“ (B. 537 f.), und an einer andern Stelle: „Die Blinden macht er sprechen, Die Stummen macht er essen, Er kam zu Arznen also viel, Wie ein Esel zum Satten-spiel.“ Die komischen Episoden haben meistens keine Entwicklung; im vorliegenden Spiele ist der Versuch zu einer solchen gemacht, indem der Knecht die Frau des Kaufmanns entführt, welche über die Schläge jährt, die sie von ihrem Mann bekommen.

Der vierte Abschnitt endlich stellt die Auferstehung dar. Die „drei Personen“ kommen an das Grab und finden es leer; auf ihre Klage erscheinen ihnen zuerst die Engel, dann Jesus selbst. Als Maria darüber in lauten Jubel ausbricht, kommt Thomas, der, zuerst ungläubig, durch Christum selbst überzeugt wird, worauf Johannes das Ganze mit einer Anrede an die Zuschauer beschließt, worin er ihnen die Auferstehung und deren Bedeutung ankündigt, zugleich aber auch die Bitte hinzufügt, an die „armen Schüler“, also die Schauspieler, zu denken. „Sie haben Nichts zu essen,“ sagt er; „Ihnen sollt ihr bringen Braten, Schinken und auch Fladen: Wer ihnen gibt seinen Braten, Die will Gott heute und immer gut berathen; Wer ihnen gibt seinen Fladen, Den will Gott in das Himmelreich laden.“

Zwischenspiel.

Mercator exit cum uxore et ancilla et dicit:

455 Got grüess uch, ir hern ubir al:
als sprach der wolff und küchte in den gensze-stal.

Der mir kende gewisen einen knecht,
der mir zu dinste were recht,
dem welde ich sulich lon geben,
460 daz er daz jar nicht kende ubir leben.

Rubin venit et dicit:

Here, wie duncket uch umme mich?

Mercator dicit:

Truwen, knecht, waz weiz ich?

Rubin dicit:

Ich bin gar ein getruwir knecht,
zuo frawen dinste fuge ich recht.
465 Wult ir mir sin danken,
ich zie mit uch kegen Francken
mit uwer frawen kapelreuten;
ich helf ir ouch den flachs geten
und dar zus die mæn riben,
470 als man tuot den jungen wiben.
Zu Francken han ich vil gelogen,
zu Beigern han ich vil lüte betrogen;
wult ir mit mir durch die lant,
wir werden beide geschant.

Mercator dicit:

475 Mich duncket, du sist ein wol gezogener
knecht;
zu minem dinste bistu mir recht:
du solt mir sagen alzu hant,
wi din name si genant.

Rubin dicit:

Here, ich bin Rubin genant.
480 und werde uwer knecht alzu hant.

Mercator dicit:

Du sprichz gar an argen wan:
ez ist gar ein stolzer nam.

Rubin dicit:

Here, der name ist nicht allein min:
ir moget selber ein schalk sin.

Mercator dicit:

485 Nu sage an, lieber Rubin,
wie grin ist daz lon din?

Rubin dicit:

Here, funf schillinge,
daz ist min gedinge.

Mercator dicit:

Wie mag gesin din lon so gröz?
 490 Nu bistu doch under der huben blöz.

Rubin dicit:

Ich bin under der huben nirgent so kal,
 ich habe in dem nacke kulpechte har.

Mercator dicit:

Rubin, nu beite vorbaz,
 so gronet daz graz,
 495 und loubit der stock
 und zickelt der bock,
 so gebe ich dir von lechtgen ein rock,
 ouch gebe ich dir von senden eine bruoch
 und ein hemde und min alden hosen dar zuo,
 500 die züest du an spot und fruo.

Rubin dicit:

Here, grifet vorbaz,
 und derloubet mir daz,
 daz ich die zit vortribe
 mit uwerm jungen wibe
 505 des obendes bi dem füre:
 daz were mir sust gar türe.

Mercator dicit:

Von mir hab ich die laube,
 und thoe dez nicht vor minen augen.

Rubin dicit:

Dank habt, here, meister min,
 510 daz ir selig muszet sin.

Mercator dicit:

Rubin, min vil liber knecht,
 nu tho deine dinge recht:
 an lauffen saltu sin gar snel,
 und salt singen lut und hel;
 515 daz volk dringk von ein ander,
 daz ich müge gewander
 mit miner schonen frawen
 dort hin in die awe,
 dar zuo tho ein gelesze,
 520 biz daz ich kom uf daz gesesze.
 Nu heb uff korp und stab,
 und ge wir kei Hallab.

Rubin dicit:

Here, daz thon ich, ein wigant,
 mit miner rostigen hant.

Item dicit:

525 Nu wicht, ir hern al gemeine,
 beide groz und kleine,
 lat minen meister gen hen vor,
 fleht al ubir hor:
 er ist der besten meister ein,
 530 so en ie kein flige getet an einem bein.

Item cantans:

Hie komt meister Ypocras,
de gratia divina,
 sin muoter eim meister ein slegel vras
in arte medicina;
 535 er sprach, er welde ein meister sin,
 und was von kunsten riche:
 waz man em der gesunden bring,
 di macht er alle siche.

Mercator dicit:

Rubin, liber knecht min,
 540 laz dir die rede befallen sin
 und sage minen namen den lüten:
 nicht mer wil ich dir bedüten.

Rubin dicit:

Daz thon ich, here, alzu hant,
 daz wir den luten werden bekant.

Item dicit:

545 Nu swiget alle gliche,
 beide, arm und riche,
 beide, frawen und man,
 die sich hie gesammet han.
 Uns ist kunt in die lant
 550 ein arczt wit bekant,
 der ist geheiszen Ypocras,
 vorwar sult ir wissen daz.
 Er hat durchfaren manche lant,
 Hollant, Probant, Ruszenlant,
 555 Pruszen, Cabernie, Almenie;
 noch vorbaz in der wosten Romanie
 ist er ein meister uber alle erztige:
 Noch mer ich uch gesagen kan.
 Min meister ist ein kloger man:
 560 wirt einer in den mantel wunt,
 kumt er zu em, her macht en gesunt;
 dennoch sage ich uch wol mere
 von siner heiligen lere:
 die blinden macht er sprechen,
 565 die stummen macht er essen;
 hier quam zu erztige also vil,
 also ein esel zu seiten spil.

Mercator dicit:

Rubin, laz din schallen sin,
 und schla mir uff den kram min.

Rubin dicit:

570 Ich mag die lenge nicht getrage,
 ich muoz ouch ein knecht habe.

Mercator dicit:

Rubin, warte dir um einen knecht,
 der dir zu dinste fuge recht.

Rubin dicit:

Nu horet al gemeine,
 575 beide, groz und kleine,
 kan mir iemant gewisen einen knecht,
 der mir zu dinste were recht?
 Ich sprech ez uf die trawe min,
 ich gebe em ein grint hotelin
 580 und eine alde hosze,
 der konde ich nie gelosze,
 an dem knie ist sie dunne,
 an dem fusze ist nirgent kein kunne,
 und eine bruch
 585 sinem wibe zu einem schlager toch.

Pusterbalk venit et dicit:

Here, daz wil ich von uch haben,
 und wil uch under dem kurbe traben.

Rubin dicit:

So schawe, welch ein knappe!
 Er kumt gesprungen als ein trappe,
 590 Eya, waz kan er swatzen!
 Er hat eine nase, also ein katze,
 er ist über die schultern breit,
 sin rucke manchen hocker treit.
 Nu sage, helt knebelin,
 595 wie ist geheiszen der name din?

Pusterbalk dicit:

Here, ich heisse Pastuche
 und lege under dem struche,
 wenn der herte zu velde tribet;
 wilch mait da hinden blibet,

- 600 die werf ich da neder,
und erswinge er ir geveder,
ich ribe er kleuten in den bart.
Ich heisse der krum Eckart:
ouch han ich gelogen als ein schalk:
605 ich heisse zwar Pusterbalk.

Rubin dicit:

Nem nu uf den hals den sag,
und laufe wir alle desen tag,
biz daz wir komen zu jungen wiben;
mit den wollen wir die zit vertriben.

Tunc Pusterbalk recedit cum sacco. Mercator dicit:

- 610 Rubin, laz din schallen sin,
und schlach mir uf den kram min.

Rubin dicit:

Daz thon ich, here, alzu hant,
mit miner rostigen hant.

Et sic circumspicit se pro servo et clamat alta voce:

- Wie, mir ist leide und zoren,
ich han min knecht Pusterbalk verloren
mit mines heren salben,
und ich furchte, er lege kalben.
Pusterbalk, bistu bederbe,
so kom mit mines heren salben wedere.

Pusterbalk respondet et dicit:

- 620 Wa na, meister Stosel,
waz kont ir klaffens also vil!
Nemet hin uwirn korb und uwarn sag,
ich wil uch keinen tag
nummer mer gedine:
625 ir wert geschant schire.

Rubin dicit:

Wol hen an den Rin,
ir rechter Henekin!

Et sic percutiunt se, unus dicit:
Slach!

alter dicit:

Fach!

Mercator dicit:

Last darvon, ir schelke beide,
ez komt uch anders zu groszem leide.

Rubin dicit:

- 630 Welde nu niemant nemen solt,
beide, silbir und golt,
und welde an Pusterbalkes stat trete,
dazer mir hulfe die disteln uz den rosen jeten.

Lasterbalk dicit:

Dobroytra, dobroytra.

Rubin dicit:

- 635 Hort, here, waz hore ich da?

Lasterbalk ut prius:

Dobroytra, dobroytra.

Rubin dicit:

Hort, here, waz hore ich da?

Lasterbalk dicit ad Rubinum:

Eya, bistu da, Rubin?

Du vil liber geselle min,

- 640 so sage, wie machstu dich gehabe,
du herze truter knabe?

Rubin dicit:

Ja bin ich worden eines arcstes knecht.

Lasterbalk dicit:

Werlich, da zu fugestu recht,
wenn du kanst wol stelen.

Rubin dicit:

- 645 Swig, daz soltu helen.

Lasterbalk dicit:

Eya, waz gebit er dir zu lone?

Rubin dicit:

Daz wil ich dir sagen schone:
er hat mir græsz lon benant;
ich furchte abir, ez si ein tant.

- 650 Er spricht, wolle ich zu rittere werde,
er wolle mir helfen mit sinem pherde.
Truwen, ich furchte, ez fuge mir nicht,
ez si dan, daz sich babest mit dem keiser
bericht,

Lasterbalk, alrerst fuget mir wol,

- 655 daz ich zu ritter werden schol.

Lasterbalk dicit:

Ab dir als mag wedervaren,
wie schal ich denn kein dir gebaren?

Rubin dicit:

Geselle, daz wil ich dir sage:
du salt mir min swert noch trage.

- 660 und salt mir uf setzen mine rittirs hube,
und salt mir die federn uz dem hare klubben,
und salt dinen unvorspart
Anthonien, miner frawen zart.

Lasterbalk vertit se ad mulierem et cantat:

Min her, der hat mich uz gesant

- 665 zu einer schonen frawen,
sie ist schon ubir alle wip,
sie swantz in gener awe.

Lasterbalk dicit:

Got grüez dich, du togentliches wib!

Ach schelde ich truten dinen lib,

- 670 wenn du bist so wol gestalt,
grosser schonheit mannicfalt,
so müest ich lange lebe;
dar um welde ich minen mantel geben.

Antonia dicit:

Lasterbalk, du macht wol swigen,

- 675 oder ez wirt dich betrigen;
wiltu schonen frawen holt wesen?
Du kanst nicht hundes pulver lesen!

Io bistu krump und hockerecht,
du fugest baz zu einem baderknecht.

- 680 Waz libe scholde ich zu dir han?
Nu bistu doch in den lenden lam.

Lasterbalk dicit:

Eya, wer hat uch gesaget von minen lenden?

Daz en der tufel musze schende!

Nu wolde ich wene, ich wustes alleine,

- 685 nu wizens alle lute gemeine.

Zwar ich wil uf deser fart

laszen wachsen minen bart

und wil mich in ein closter geben,

dar inne wil ich vorzeren min leben:

- 690 Hir umm so bit ich uwir stüre,
wurste, flecke, wampan zu dem füre.
Nu wicht, ir frawen und ir man,
nymant hindere mich dar an.

Mercator dicit:

Rubin, liber Rubin,

- 695 schla mir uf den kram min.

Rubin dicit:
Daz thon ich here, alzu hant,
daz wir den luten werden bekant.

Item dicit:

Aleporta kurion

xilas exitas termas! —

- 700 Min fridel, iz ist nae bi dem tage,
ein esel solde ein sag trage. *)
Hie ist nirgunt keine mer;
die erste schal ouch alhie ste,
so ist daz die andere,
705 die brachte min hirre von Flandere;
so ist daz die dritte,
die brachte min herre von Egypten;
die virde hat die togent,
welich frawe hat die jogent
710 und hat einen alden man,
der nicht wol gebruten kan,
so geb em viel schiere
ein schlag ader viere
vil naen zu sinem herzen,
715 so mert sich sin smerze.
Der funften hatte ich nae vorgessen;
die sechste hat mir der tufel fresseu;
so ist daz ein kobenuie koren:
wellich mait er maitum hat verloren,
720 und verschlunder kune alle morgen,
helfe er Got, so mochte an dem ersten er-
worgen.

Mercator dicit:

Rubiu, ich se dort vil lüte.

Rubin dicit:

Here, da ist jarmarkt hüte.

Mercator dicit:

- Rubin, laz din klaffen sin,
725 uud stœz mir die worze min.

Rubin dicit:

Daz thon ich, here, alzu hant
mit miner rostigen hant.

*Rubin et Pusterbalk terunt in via. Mer-
cator dicit:*

Rubin stampes du die worze?

Rubin dicit:

Nein, here, ich stamphe esels fürze.

Mercator dicit:

- 730 So nem abe die hulszen,
und wirf sie under die alden wib, dasz sie
laszen ir pulszen.

Rubin dicit:

Seht ir, alden zigen,
da mit si ouch genegen,
seht ir, alden hellekrucken,
735 der tufel huck uch uf den rucke,
ja sit ir alle bose,
und last mich uwer gekose.

Mercator dicit:

Rubin, liber Rubin,
waz stamphestu zu der salben miu?

Rubin dicit:

- 740 Here, habet guten mut,
die salbe wert uz der masze gut:

*) Diese Zeilen sind wahrscheinlich die Anfangsverse eines Volksliedes. Was darauf folgt, entbehrt des Zusammenhangs; wahrscheinlich sind einige Verse ausgefallen, welche die folgenden Zeilen einleiteten, in welchen Rubin von den Arzneien spricht, die er in Ordnung stellt.

- daz quam zu daz getummele von einer brucke,
daz smalz von einer mucken,
und daz blut von einem siegele,
745 daz geheerne von einer flegele,
und der grossen glocken klank,
und waz der kuckete bure gesank,
und eines alden monches fist;
hei, hei, wie gut der zu der salben ist!

Tertia persona cantat:

- 750 *Heu nobis internas mentis
quanti pulsant gemitus
pro nostra consolatione,
qua privamur miseri,
quam crudelis Iudaeorum
755 morte dedit populo.*

et dicit:

- Awe uns vil armen frawen!
Man mag nu wol schawen
groz jamer und not:
er ist nu tot,
760 min liber here, den die Juden haben ermordet
an schulde, als ir dicke habet gehort.
Awe der jemerlichen stunt,
die uns nuwelich ist worden kunt,
daz wir unsern heren nicht schullen sehen.
765 wenn uns grosz leit ist geschen.

Secunda persona cantat:

- Iam percusso ceu pastore
oves errant miseri,
sic magistro discedente
turbantur discipuli,
770 atque nobis eo absente
dolor crescit nimius.*

et dicit:

- Awe, we jemerlich daz stet,
wo das vie ane herten get.
daz mag man wol schawen
an uns vil armen frawen,
775 sint wir Jhesum haben verloren,
der uns zu troste was geboren.

Tertia persona dicit:

- Sed eamus, et ad ejus
properemus tumultum,
780 si dileximus viventem,
diligamus mortuum.
et ungamus corpus ejus
oleo sanctissimo.*

et dicit:

- Ez zimt wol guten wiben,
785 wer en lib ist an dem libe,
daz sie en noch dem tode clagen:
wir wullen gen zu dem grabe,
daz wir unsern hern sehen,
wenn uns grœz leit ist geschen.

Tunc mercator vocat Rubinum ter:

- 790 Rubin! Rubin! Rubin!

Rubin non respondet nisi tertio et dicit:

- Beite, here, beite,
ich bin noch umbereite:
ich han min sack verloren,
den haben mir die alden wib gestolen.

Mercator convocat Rubinum ut prius.

- 795 Rubin! Rubin! Rubin!

Rubin silet et tacet. Mercator dicit:

Mir ist komen vorhanden,
ein werk han ich bestanden;

ich schal eim alden wibe
den harmstein schnide
800 mit einer halben schussel:
der tufel var er in den drossel!
Mercator vocat Rubinum et dicit:
Rubin! Rubin! Rubin!
Rubin dicit:
Beite, mir ist ubel gelungen:
805 ein alt wib hat mir min sack abe gedrunge.
Item Mercator dicit:
Rubin! Rubin! Rubin!
Rubin dicit:
Waz wult ir here, meister min?
Mercator dicit:
Du machst wol ein schalk sin.
Rubin dicit:
Waz dar umme, liber here?
810 Man vint er noch wol mere
in dorfern und in steten,
die mir sin nimmer abe getreten.
Schelde man alle schelke steine,
da müste manick kint um sin vater weine;
815 scholde man alle schelke uz der stat jagen,
zir müst man ein mille vor hen drabe;
scholde man die stat mit schelken um müre,
man setzt uch zu einer torsüle:
ir sit ein meister ubir alle schelke,
820 get hen, ir sult die gensze melke.
Mercator dicit:
Rubin, liber knecht min,
nu laz von dem zorne din,
du hast mir ubel gesprochen,
dar an hast du dich wol gerochen.
825 Ich sehe dort in einer awen
dri schone frawen,
sie weinen sere und clagen:
ich wene, ir here si erschlagen.
Ge hen und heiz sie her kome,
830 da mit schicken wir unsere fromen.
Rubin dicit:
Daz thon ich, here, gerne,
und were ez noch dri stunt so verne,
Et sic Rubin currit ad personas et dicit:
Got grœz uch, ir dri frawen!
Waz ist uch in den auwen?
835 Slnt uwer nicht, wenn dri?
ich wende, uwir schelde funfe si.
Item dicit:
Got grusz uch, ir dri frawen schir,
baz, wann ander vier.
Tertia persona.
Got danke dir, stolzer jungeling,
840 daz Got gebeszer dine ding!
Rubin dicit:
Ir frawen, kunt ir mir gesagen,
wor um ist uwir wein und uwir clage?
Prima persona dicit:
Ja wir, stolzer jungeling,
(daz Got gebeszer dine ding!)
845 daz ist um den heiligen man,
den die Juden zu tode haben geschlan.
Kanstu icht uns gewissen einen man,
der zu artzlige uns gerate kan?
Rubin dicit:
Get mir nah, ich gen uch vor,

850 unt tret mir noch uf minen spor,
ich wil uch wissen einen man,
der uch wol geraten kan.
Tunc praecedit eis et cantat:
Ibant, ibant tres mulieres,
Jhesum, Jhesum, Jhesum quærentes,
855 *Maria Jacobena, Maria Cleophea et Salo-*
mena,
Re vemasti tu tres mulieres,
dare mihi narium,
dabo tibi sal salium.)*
Rubin dicit:
Here, ich habe ez volant,
860 dar noch ir mich habit gesant,
si kün uns wol riche gemache:
nu müge wir wol gelache.
Mercator cantat:
Huc propius flentes accedite,
hoc unguentum si vultis emere,
865 *cum quo bene potestis ungere.*
Personæ cantant:
Corpus domini sacramentum.
Item cantant:
Dic tu nobis mercator juvenis,
hoc unguentum si tu vendideris,
dic pretium, pro quanto dederis.
870 *Heu quantus est noster dolor!*
Mercator dicit:
Hoc unguentum si multum cupitis,
unum auri talentum dabitis,
aut aliter non deportabitis.
Personæ cantant:
Heu quantus est noster dolor!
Rubin dicit:
875 Waz heu, waz heu, waz heu?
was sagit ir von hâu?
Saget uns von zygner und von keszen,
des mæge mir wol genesen!
Secunda persona dicit:
Got grüez dich, kremer, guter frünt,
880 ist dir um artzlige icht kunt,
adir hastu icht salben guot?
Dor noch stet unser muot.
Mercator dicit:
Ja ich, frawe, selig wib,
ich han sleszen minen lib
885 noch ertzlige manig jar:
waz ich uch sage, daz ist war.
Hie stet ein macraci,
so stet da ein laurina bi,
so ist daz ein nardi pisti,
890 so stet ein allabastrum hie,
die beszer sin, wen ander vier.
Tertia persona dicit:
Sage meister, daz dich Got lasze lebe,
wie wilt du uns die salben gebe?
Mercator dicit:
Ich gebe eiue um ein phant,
895 die andirn um ein virdung,
die dritte um rotes golde eine mark.
Prima persona dicit:
Meister, die rede were uns zu stark.

*) Diese drei letzten Verse sind verderbt und ganz unverständlich.

Mercator dicit:

Ir frawen, koufet schire!
Ich were liber zu dem wine wen zu bere.

Rubin dicit:

900 Here, du redest recht,
ich bin gar ein zorniger knecht:
somal der mark icht lenger weren,
ich worde ie der phaffen geren.

Tertia persona dicit:

Meister, daz dir Got holt si,
905 hie sint guter betzantzen dri,
dar um gib uns die masze,
daz dich Got lebe lasze.

Mercator dicit:

Wie, ir frawen, ir kouft selden,
uwir besantzen wil ich uch abe gelden:
910 nemt die worze dar umbe,
die ist beszer, wenn andere fanse.

Uxor mercatoris dicit:

Wie, daz ir wert zu onhelle!
Wie macht ir uns so wolveil,
daz uns kost so manche mark?
915 Welt ir dar um wesen kark?

Mercator percutit uxorem et dicit:

Facculdei, malaventure!
Ach du alde ungehure!

Uxor mercatoris dicit:

Ach, daz ist wol gethan,
dar ein unvorwissen man
920 sal schlan sine frawen!
Daz dir kein hell müesze gezawen!
Iz ist des tufels minne,
was die alden wib beginnen.

Mercator dicit:

Swiget und laszet uwir klaffen stan!
925 Ez duncket mich nicht wol getan,
wenn lüte her zu uns komen,
daz ir sie hindert an irem fromen.

Uxor dicit:

Ja, ja, leider!
Sin daz die nuwen cleider,
930 die du mir zu desen ostern hast gegeben?
Daz du daz jar nimmer must ubir leben!

Rubin dicit:

Eya, here, daz ist mir leit,
daz ir vorgeszet uwir hobescheit!
Ir habet unbeheschlich getan,
935 daz ir habit mine frawen geschlan
vor aller werlde offentlich.
So thæt ir unbehischlich,
libe frawe, ich sage uch daz:
vortraget minen hern vorbaz.

Ancilla dicit ad Rubinum.

940 Thue zu din slantz, du büser wicht!
Wie tarstu reden icht
zu miner frawen zu unart?
Du scholdes ez wol haben bewart.
Er loz uns diner teidinge,
945 adir du hast bose gedinge.

Rubin dicit:

Ach du alte tempeltrete,
daz ist allez din gerete,
daz iz miner frawen miszget,
daz sie min here zu schlet.
950 Wie, du alde tempelrinne,
daz dich der tufel füere von hinnen!

Ich sach, daz dich der phaffe füerte hinder
den alter

und larte dich den salter:
er stis dich mit dem arme.
955 ez mochte Schabedeie den Juden erbarmen.

Ancilla dicit:

Frawe, ich wil uch sagen mere,
wult ir volgen miner lere,
ich wil es wol erdenke,
daz wir ez em ingetrenken.

Rubin dicit:

960 Nu hort, liben lüte,
die da itzunt man nemen, daz sint brüte.
Min here hat sine frawen geschlagen
mit der fust an den kragen
durch der drier pulken willen:
965 daz sie der tufel fure von hinnen!

Mercator dicit ad personas:

Ir frawen, get mit heile:
um das gelt ist die salbe wolweile.

Mercator dicit:

Rubin, ez mag dem tage neheu,
ich wil mich schlafen legen:
970 ich lasz dir den kram bevalen sin,
und huet mir der frawen min.

Rubin dicit:

Liber here, daz schal sin,
daz sprech ich uf die truwe min.

Mercator ponit se dormitum. Rubin dicit ad uxorem mercatoris.

Frawe, laz den alden man sin
975 und zuch mit mir an den Rin!

Uxor dicit:

Rubin, liber Rubin,
als din wille ist, als ist der mut min.
Rubin, liber bule,
fure mich nicht in die schule:
980 kœm ich in daz schulhus,
ich kome nimmer mait herus.

Tunc Rubin et uxor recedunt. Post hæc mercator surgit et dicit:

Awe, ich was ubel gehut!
Mir ist gestolen min wib und min gut!
Die fusze mich en nach mœgen tragen,
985 selde ich dar umme werden zuschlagen!

Das Alsfelder Passionspiel.

Unter den uns erhaltenen Passionspielen ist dasjenige, welches in Alsfeld (Großherzogthum Hessen) aufbewahrt wurde, eines der vollständigsten und eigenthümlichsten. Die Handschrift, in welcher es sich erhalten hat, stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und wurde ohne Zweifel in Alsfeld selbst geschrieben, da das Spiel in der halb niederdeutsch-hessischen Mundart abgefaßt ist, wie sie noch heute in der Stadt und Umgegend mit geringen Abweichungen gesprochen wird. Auch wurde das Stück, wie in einigen der Handschrift beigehefteten Notizen bemerkt steht, dort öfters aufgeführt. Es ist in drei Tage eingetheilt, gehört also zu den umfangreichsten Passionspielen (das Donaueschinger brauchte nur zwei Tage zur Auf-führung), was hauptsächlich darin seinen Grund zu haben scheint, daß viele Stellen aus andern Spielen in dasselbe aufgenommen worden sind; wenigstens findet sich darin die alte Marienklage in

der jüngeren Bearbeitung mit Ausnahme einiger Abweichungen, Zusätze und Auslassungen beinahe ganz wörtlich, und so hat auch das Zwischenpiel mit dem des (schlesischen) Osterpiels (s. o. S. 708) auffallende Ähnlichkeit. Leider ist das Nisfelder Passionspiel noch nicht vollständig durch den Druck bekannt gemacht; doch haben wir es vor den andern hervorgehoben, weil es bei aller Stammähnlichkeit mit den übrigen in einigen Stellen sich ganz selbstständig und bedeutend erweist. Dies ist namentlich in der von uns mitgetheilten Scene der Fall, welche die Bekehrung der Maria Magdalena darstellt. Während diese Scene in den übrigen Spielen nur höchst flüchtig skizziert ist, ja die Bekehrung der Sünderin ohne alle innere oder äußere Begründung plötzlich und in beinahe ganz unerklärlicher Weise Statt findet, wird hier sowohl das sündliche Treiben der Magdalena lebendig zur Anschauung gebracht, als ihre bald darauf folgende Bekehrung nicht ohne Geschick motivirt. Lucifer lobt ihre schöne Gestalt, er greift sie bei ihrer schwächsten Seite, der Eitelkeit, an, und besiegt sie durch dieselbe. Sie besieht sich in dem Spiegel, den ihr ein Teufel reicht, schmückt sich, und von Freude über ihre eigene Schönheit erfüllt, wirft sie sich Allen in den Arm, die ihre Gestalt rühmen. Sie will ihre Schönheit und Jugend genießen, sie stürzt sich in den Strudel der Lust, die hier durch das Tanzen repräsentirt wird, und sie ist schon so ganz darin versunken, daß sie kein Maß mehr kennt. Ein Ritter, mit dem sie getanzt hat, entfernt sich, weil er von dem ausgelassenen Loben ermüdet ist; sie fühlt dagegen noch keine Müdigkeit; sie tanzt allein fort, jauchzt, singt lustige Volkslieder und ruft dem Ritter nach: „So, so, Herr, so! Wie viele wollt ich solcher Gesellen tanzen aufs Stroh! Der ist bereits müde geworden do! Wären ihr mehr, ich thäte ihnen also!“ Nun kommt ihre Schwester Martha und sucht sie auf bessere Gedanken zu setzen, aber vergebens, worüber die Teufel jubeln. Unterdessen war Christus herbeigekommen; er hebt an, mit Bezug auf Magdalena, seinen Jüngern zu predigen, und seine Rede macht einen solchen Eindruck auf die Sünderin, daß sie ihren Schmutz wegwirft und ihrer Schwester erklärt, fortan in Frömmigkeit leben zu wollen.

Bekehrung der Maria Magdalena.

Maria Magdalena superbo habitu incedit cum Lucifero et aliis demonibus corisans. Lucifer dicit:

Wan, Maria, bie schöne bistu gestalt!
Die man werden nummer alt,
die dich an schawen.
Die schonheit aller frawen

5 die hostu geutzlich wol an der,
des saltu gleuben mer.
Nur sich her an diz spiegel glas
der schonesten schone, der du hoist,
nach schoner, dan noch ie kein wip:

10 sich, so schone ist din lip.
Man sal uns aber lieren,
ich wil dich wol dentzeren.

Maria Magdalena respondet demonibus:

Ja, viel lieben knecht,
er kommet mer wol gerecht.

15 Da fugest mer freiden genug,

du bist woil min gesag:
du hilfest dantzen und singen,
ich wel mit dir springen
manchen frolichen sprung. (*Natyr spiritus
sit apud Mariam.*)

Diaboli omnes clamant.

20 Das was ein gud fund.

Et sic vigellator incipit vigellare, et corisant Lucifer cum Maria Magdalena et alii demones. Maria Magdalena dicit:

Ich wel zieren minen lip,
want ich bin ein schones wip,
und wel auch gern reien
mit passen und mit leien:

25 dar umb wel ich springen
und ein gut litgen singen.

Quo finito cantat corizando sola:

Ich breite minen mantel in die awe,
do begunnde mich zu fragen mine frawe,
wo ich so lange were gewest.

30 Was wolde sie des?

Sal ich mines jungen

libes nich gewaldig sin?

Wole mich, wole mich der seligen stundt!

Nach freiden wil ich ringen:

35 freide ist meinem herzen kunt

mit tanzen und mit springen.

Wole mich, wole mich der lieben zit!

Die blümlin in der awe,

Der hot mich also grossen nit;

40 die gesellschaft kan mich erfrawen.

Et tunc primus miles Herodis descendet de castro ad Mariam Magdalenam salutando eam. Et dicit:

Got grusze dich, frewlin zart!

Du bist geborn von hoher art:

Alles, das da lebet

und in den lüften swebet.

45 das mocht mer nit so lieb gesin,
als du, usserweltes frewelin!

Maria amplexando militem dicit:

Dank habe, her jungeling!

Is mag gut werden uwer ding,

want uwer rede kont er vorzelen wol:

50 von recht man uch eren sail.

Nu nemmet hin das krenzelin,

dar zu wel ich uwer eigen ain,

unt mit uch danzen und springen,

und mit uch frolichen singen.

Maria vertit se ad ancillam et dicit:

55 Eya, nu gib mer her den scheiben hut,
der ist mer vor der sonnen gut;
mer woln gehen uf die awen,
und woln da springen und uns da frawen.

Ancilla sua dicit:

Gerne, liebe frawe min!

60 Was ir gebietet, das sal sin.

Disen hut solt er uf uwer heubt setzen

und dar under gar wol ergetzen.

Maria dicit ad servum, scil. dyabolum

Natyr:

Wo bistu, knecht Natyr?

Brengt mer den spiegel gar schire.

Servus scil. dyabolus Natyr offert ei speculum et dicit:

65 Nemmet hen den spigel, frawe,
dar in sollet ir uwer schone schawen.

Maria dicit ad servum seu, diabolum Natyr:
 Alle hobescheit hon ich von der,
 lieber frunt und knecht Natyre;
 des muss ich ummer wesen fro,
 70 want min gemüde heldestu ho;
 an der wel ich nit vorzagen,
 ich wel um dint willen hoch gemude tragen.
Maria suspiciendo speculum dicit:
 Min frunt spiegel, habe dank,
 want min herz nimmet manchen wank,
 75 wan ich die schone klarheit min
 beschawe in dines glanzes schin.
*Et Maria corizando cum milite et servus
 dyabolus cum ancilla. Et cantat ut su-
 pra: „Ich breite etc.“ Miles dicit:*
 Frewlin, er sollet mer orlaup geben;
 Got loss uch mit freiden lange leben!
Maria regraciando ei dicit:
 Ich danken der des danzes din,
 80 loib saget der das herze min.
*Miles revertitur ad castrum suum. Et Ma-
 ria incedendo jubilat, canit ut:* „Ich
 breite“, *postea hoc dicit:*
 So, so, her so,
 was wolde ich der geselchin tanzen uf ein
 stro!
 Der ist gereide müde worden jo:
 wer er mer, ich tede en allen also!
Post hoc Martha obviando ei dicit:
 85 Maria, liebe swester min,
 werlich, ich focht sere din,
 das du vordienes Godes zorn:
 so mussestu sin ummer vorlorn.
 Das enhostu gude gelesse:
 90 ach thu, das ich dich heisse,
 und thu nit also torlich.
 Liebe swester, bekere dich,
 und nim an ein gotlich leben,
 so wel der Got daz ewige rich geben.
 95 Du salt mer nu horen.
Maria dicit:
 Nu hore umb die alde thoren,
 kan sie nicht ir kibbeln gelan?
 Ich wel min freude han;
 sie mag es wil begeben,
 100 ich wel hon ein freies leben.
 Eya, liebe swester,
 ich wen, der treimet gestern:
 das frage disse lude,
 was der traum betude.
 105 Loss mich an disser wise faren!
 Kundestu din eigen sele vorwaren,
 das gonde ich der von Herzen wil:
 min freide ich doch triben sail.
 Swester, auch bidden ich dich sere,
 110 want du dich wilt zu himmel keren,
 so loss mich des entgelden nicht,
 und steube mir in die augen nit.
Martha dicit:
 Ach, Maria, das ie wordest geborn!
 Du host din sinne vorlorn.
 115 Loss disse unwiplich mere:
 du host nicht gude gebere,
 din lip ist torheit vol.
 Maria, swester, horestu das wil?
 Du host viel zu viel gethan,

120 du magest nach wol abe lan.
 Liebe swester, hore mer ein wort!
Maria respondens:
 Ich hon dich genung gehort,
 loss din allen effen fort.
Lucifer dicit:
 Nu hore auch mer, Maria,
 125 Du solt mit mer bliben,
 wir wellen freide triben.
Maria respondet:
 Das behaget mer viel wol;
 ich wel thun, was ich sail,
 und springen aber einen sprung.
Dyaboli respondent omnes:
 130 Das was ein gut fund!
Martha dicit:
 Ach liebe swester, bedenk dich noch,
 und loss dir nit sin nach der dorheit goch!
 Ich fochte, es neme ein bosse ende,
 so werden dich die tufeln alle schenden.
*Maria respondet vertendo se ad populum
 et dicit:*
 135 Warte, her, warte,
 was wil min swester Marthe?
 Er klaffen ist gar umb nicht,
 wie clein geben ich dar uf icht.
 Min herz ist mit freiden vormist:
 140 ich wel lieber in disser frist
 mich zieren und prisen,
 und minen holen fruntschaft bewisen.
 Solde ich also ein stulzes leben
 umb miner swester klaffen begeben?
 145 Wer wolt mir dar zu raden?
 Ich wel er schier ein boden
 schicken, der si sere sail slan,
 wil si mich nit mit freiden lan,
 und loszen mich in disser wisse faren.
 150 Kondestu din sele selber vorwaren,
 das gonde ich der von herze wol;
 min freide ich doch triben sail.
Martha dicit:
 Maria, swester min,
 kere dich von den sunden din,
 155 und kere dich zu Godes wort,
 so mag din wil werden rait.
Maria dicit:
 Martha, hettestu sinn und witzen,
 du hissest din honer uber die eier sitzen,
 adder spinnest dinen rocken:
 160 ich wil mich mit den jungelin zucken.
 Solde ich dar umb dinen willen loszen?
 Du peltenszen, gank din straisen,
 und kastige dinen lip,
 want du bist ein aldes wip.
 165 Du kirchenfistern, gank von mer,
 das raden ich sicher der.
 Gank hen, du bitter galle,
 und lasz mich in freiden schalle.
*Angeli canunt: Silete! Hoc facto ordina-
 tur sessiones, predicationes et Christus
 sedendo predicat discipulis et Marthe et
 Magdalene ponendo thema, scil. Pico
 vobis gaudium est angelis dei super uno
 peccatore agente penitentiam, et dicit:*
 Ir seligen lude, ir Godes kint,
 170 all die nu hie gesammet sint,

- vornemet heilsamen rait,
das er umb uwer missetat
habet ruwe und leit;
das himmelrich ist uch bereit.
175 Ich sagen uch auch vorware,
das sich aller engel schare
frewet werdecliche,
wan ein sonder sich
bekerer wel von sunden.
180 Dar umb ich uch vorkunden,
daz er mit ganzen truwen
uch losset uwer unde ruwen.

Hoc facto Synagoga cantat cum Judeis. Interim Jhesus vadit ad alium locum faciendo sermonem Marthe et Magdalene ponendo thema scil. „Beati pauperes spiritu“ et dicit:

- Selig sint die armen,
want Got wel sich erbarmen
185 uber sie und wel en geben
das himmelrich und das ewige leben.
Die sint auch selig anderwert,
die hie halden myldikeit.
Die das ertrich besitzen truerlich,
190 die sint auch selig ewiglich.
Der leben hie ist frolich,
die sollen dort sin truerlich.
Und die sint Godes kint gnant,
selig sint sie auch erkant.
195 Der von Herzen rein ist sunder spot,
Der schauwet auch ewiglichen Gott.
Die sint auch selig sunder wan,
die hie betrubet leben han.
die da truren und weinen hie;
200 Got wil selber trosten sie.
Selig sint auch die Godes kint,
die hie barmherzig sint;
die sollen alle wolte genessen,
Got wel en barmherzig wesen.
205 Selig sint aber alle die,
die sich lossen tersten hie
und hongern nach gerechtikeit:
den wirt gnung bereit.
Ir sit selig alle gar,
210 wan uch die lude schare
beginnet hassen hie dorch mich;
do widder wel uch sicherlich
min vater dar zu lone geben
in dem himmelrich das ewige leben.

Sermone facto surgit ancilla Marthe de loco predicationis et clamat: „Beatus venter, qui te portavit“, et dicit:

- 215 Gebenediget ist der lip,
und selig gar uber alle wip,
der den herren hot getragen;
die brust sal man selig sagen,
die du, herre, host gesogen.
220 und dich liplich hant erzogen!
Jhesus respondet: „Beati qui audiunt verbum dei etc.“

Ja, du host vil recht gehort:
Selig sint, die Gottes wort
horen und die behalden woil;
mines vatter rich en werden sail.

Hic Jhesus manet stare. Maria Magdalena convertitur recedens a Christo et dicit circumueundo circulum:

- 225 Nu geseine mich hude aller meist,

- Gott vatter, sone und heiligeist!
Owe rosenkrenz!
Owe miner swenz!
Owe gele gebende!
230 Owe miner wissen hende!
Owe miner hoffart!
Owe das ich ie geborn wart!
Nach ist miner unde me,
dan wasser tropfen in dem see,
235 und laubes hot der walt,
do zu des meres sant ungezalt.
Nach mer ist der unde min,
wann stern in den himmel sin.
Ich bin nit wirdig, das ich gehen,
240 das min augen sollen sehen
die hohe von dem himmelrich!
Ich bin nit wirdig, das die erde trage mich!
Ich hon gesundiget leider.
Woil hen, ir vorfluchten kleider!
245 Ir hot mich gar vorwont
und gesenket in die helle grunt.
Vorflucht muosz der spiegel sin,
da ich en besach die schone min!
Owe du unreines hare,
250 du host mer gemachet die unde gar.
Woil hen, er vorfluchten lock!
Ich wel nicht mere gehen als ein tock.
Vorbass wel ich nit springen:
nach buss wel ich ringen.
255 Min hobscheit wel ich lan,
dar in ich mich gepriset han.
Verworfen sin augen und wengelin,
die dick wollen hobsche sin:
min sele hon sie gar vorwont.
260 Dar zu der unselige mont,
und auch min spitzen schoe,
verworfen sint sie ummer nu!
Wes ich nu mit uch gegangen han,
des wel ich vorbas nu mer lan.
265 We mer, das ich ie wart geborn!
Wie ein torlich leben hat ich usserkorn!

Hoc facto chorus cantat, ut sequitur: Mirabantur omnes de his quae procedebant de ore dei. Sub tali cantico Maria Magdalena mutat habitum et dicit Marthe:

- Swester Marthe, nu gleube mer,
ich wel sicher volgen der,
ich wil dit torecht leben
270 uf nach dinem rade geben.
Ich sehen woil, es ist der selen loid.
Das her Jhesus nu geboit,
man solde mit ganzen truwen
haben stede leide und ruwen
275 umb alle suntlich taid,
das was sin lere und sin raid.
Ach, were mich nu entbunde
von ininen groissen unde,
die ich arme hon gethan!
Martha respondet:
280 Unser herre Jhesus Crist
so barmherzig ist,
der uns zu trost wart gesant
vom himmel herre in disse lant:
zu dem ich hoffnung han
285 sicher gar an allen wan;
hie dut uns gnade kunt
und hilfet uns zu disser stund,

das mer von sunden werden fri,
und sin barmherzikeit si uns bi!

*Quo facto angeli canunt canticum aliquid.
Et Martha et Maria Magdalena recedunt.*

Theodorich Schernbert.

Im Jahr 1565 gab Hieronymus Tiesius von Hirschberg unter dem Titel: „Ein schön spiel von frau Zuttten“ (Eiselen) ein Drama heraus, welches nach des Herausgebers Versicherung im J. 1480 „durch einen Meyssaffen Theodorich Schernbert in einer Reichthatt gemacht vnd geschrieben worden, wie man mit des Authoris eigen Handschrift in Originali darthun könne.“

Das Stück wird durch eine Rathsversammlung der Teufel eröffnet; Lucifer trägt ihnen auf, eine schöne Jungfrau, Zutta genannt, für die Hölle zu gewinnen, die eben im Begriff ist, als Mann verkleidet, mit einem Schreiber aus England nach Paris zu ziehen, um sich an der dortigen Hochschule den Wissenschaften zu widmen. Zwei Teufel, Satan und Spiegelglanz, übernehmen die Sendung; sie bestärken die Jungfrau in ihrem Vorhaben, indem sie ihr künftigen Ruhm versprechen. Zutta kommt mit ihrem Buhlen, der nun als ein Clericus bezeichnet wird, nach Paris; beide begeben sich zu einem berühmten Meister, der sie zu Schülern annimmt, und sie in kurzer Zeit so weit bringt, daß sie zu Doctoren ernannt werden. In der Hoffnung, zu großen Ehren zu gelangen, ziehen sie hierauf nach Rom, wo sie durch die Vermittlung einiger Cardinäle dem Papste Basilius vorgestellt werden, der sie bald lieb gewinnt und sie zu Cardinälen ernennt. Nicht lange darauf stirbt Basilius, und Zutta wird vom Cardinalscollegium zum Papste erwählt. Kaum hat sie aber das höchste Ziel ihrer ehrgeizigen Wünsche erreicht, als sich ihr unaufhaltsam und schrecklich das Verderben naht. Ein römischer Rathsherr bringt seinen Sohn, der vom Teufel besessen ist, zum Papste, damit dieser vermöge seiner Allgewalt den bösen Geist austreibe; Zutta fürchtet sich vor dem Teufel, und gebietet daher den Cardinälen, denselben zu beschwören. Der Teufel, er heißt Unversün, erklärt aber, er würde nur dem Papste weichen, und so muß sich Zutta entschließen, die Beschwörung selbst vorzunehmen. Aber kaum hat sie vollendet, als der Teufel laut ruft, er würde zwar den Jüngling verlassen, aber nicht weil es der Papst gebiete, sondern weil Gott es haben wolle. „Nun höret zu, alle gleich,“ fährt er fort, „Die hler in diesem Saal versammelt sind: Der Papst, der trägt fürwahr ein Kind, Er ist ein Weib und nicht ein Mann; Daran sollt ihr keinen Zweifel han.“ Jetzt müsse er weichen, schließt er, weil sie eine Päbstin sei, aber wenn sie einst wieder in seine Gewalt komme, wolle er ihr es hundertfach vergelten, daß sie ihn vertrieben habe.

Nun spielt die Scene im Himmel. Christus will die Sünderin verderben, Maria bittet für sie; der Heiland läßt sich endlich bewegen, er schickt den Engel Gabriel zu Zutta, um ihr zu verkündigen, daß, wenn sie sich wegen ihrer Missethat der Welt Schande unterwerfen wolle, ihre Seele gerettet werden, wenn sie sich aber nicht dazu bequeme, sie ewiglich in der Höllengluth brennen solle. Zutta

wählt voll tiefer Reue das Erstere, Christus besiegt dem Tode, Zutta zu tödten. Nach langer Rede, in welcher dieser viel Rühmens von seiner Gewalt macht, eilt er zu Zutta und kündigt ihr an, daß sie sterben müsse; sie ergibt sich in den Willen Gottes, schickt aber zuvor ein heißes Gebet zu Christus und Marien, welche ihr erscheint und sie ihrer Fürbitte versichert. Der Tod ergötzt über den langen Aufschub, und versetzt ihr einen Schlag, daß sie hinfällt, ein Kind gebiert, und stirbt. Das Weib läuft hinzu, hebt das Kind auf, der Teufel Unversün ergreift ihre Seele und führt sie unter wildem Hohne zu Lucifer, der dann sogleich seine Teufel beruft, die arme Sünderin mit ausgesuchten Qualen zu martern. Zutta ruft Maria an, die Teufel drohen ihr mit noch größerer Pein, wenn sie ihr nicht entsagen und Gott verläugnen wolle, aber sie läßt sich durch keine Drohung, durch keine Marter erschüttern. Maria und St. Nicolaus, die sie in ihrer Qual anruft, wenden sich, von Mitleid bewegt, an den Heiland, der sich endlich erbitten läßt und den Engel Michael in die Hölle schickt, die arme Seele zu befreien, welche Christus freundlich aufnimmt. „Sei willkommen, du liebste Tochter mein! Du sollst mit mir fröhlich sein In meinem Himmelreiche. — Und was du gethan hast in deinem Leben, Das soll dir Alles sein vergeben. Denn Maria, die liebe Mutter mein, Hat dir gethan ihrer Hülfe Schein Mit dem heiligen Nicolaus: Drum sollst du sein wohlgemuth und froh!“ Das Ganze schließt mit Gebet und Danksagung von „Papist Zuttten Seel“.

Die ernste Haltung des Stücks, so wie die Stellung, welche die heilige Jungfrau als mächtige Fürbitterin darin einnimmt, bürgen dafür, daß es nicht von einem Anhänger der Reformation geschrieben sein könne, auch hätte ein solcher gewiß einen ganz andern Schluß gefunden. Jedenfalls muß es vor den Zeiten der Reformation abgefaßt worden sein, weil sich kaum denken läßt, daß ein Katholik den Bestrebungen der Protestanten gegenüber einen so heissen Gegenstand gewählt hätte. Wenn es aber ungewiss ist, daß das Spiel von „Frau Zuttten“ noch im 15. Jahrhundert abgefaßt wurde (denn es muß wohl auch die Versicherung des ersten Herausgebers in Anschlag gebracht werden, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln kein Grund vorliegt), so ist es den Mythen beizuzählen, deren Charakter es auch ganz an sich trägt. Wir finden in ihm den nämlichen epischen Gang, den wir an den ältern geistlichen Spielen wahrgenommen haben, die nämliche Formlosigkeit, aber auch den nämlichen Tiefinn, und die nämliche Gesamtwirkung. Wie in jenen, so sind auch hier die untergeordneten Scenen, die bei mehr künstlerischer Behandlung ganz oder zum Theil verschwunden wären, nur skizzenhaft ausgeführt; dagegen sind die Haupt-situationen kräftiger und breiter gehalten und es läßt sich darin, wie in der markteren Zeichnung der Charaktere, etwelcher Fortschritt in der dramatischen Behandlung wahrnehmen. Ein solcher scheint aber auch schon in der Wahl des Stoffes selbst zu liegen, der nicht, wie die biblischen Geschichten oder selbst die Legenden, einen bestimmten Gang vorschrieb, und an bestimmte Thatsachen band, sondern den Dichter zu selbstständiger Erfindung nöthigte.

Juttas Tod und Höllenfahrt.

Christus spricht zum Tode:

Nu gebiete ich dir, Tod, zu dieser frist,
 375 das du mir gehorsam bist,
 und machst dich auf die bahn,
 da dir die fraw wirt unterthan,
 die solche missethat
 wider mich begangen hat,
 380 und tötest sie gar drothe:
 darauf bis schuell und bald beröthen!

Mors der Tod:

Hie bin ich bereit, heiliger Gott,
 und wil gern halten dein gebot,
 wenn ich bin greulich und grausam.
 385 Alles, das mir ie für quam,
 sei stark oder dicke,
 wenn ich es recht erblicke,
 ich geb im ein solchen schlag,
 das er ewiglich an mich gedenken mag.
 390 Ich messe ihm in die lenge und in die breiten,
 das er meiner kaum mag erbeiten.
 Ich treibe solchen gespug,
 darzu solchen ungefug,
 das ihm die seele in dem leibe
 395 nirgend mag gebleiben.
 Ich kan ihm ein koll gekochen,
 das ihm gnacken alle knochen.
 Auch gebe ich im zu trinken bier von star-
 kem hopfe,
 das sich ihm verwenden die augen im kopfe.
 400 Zu letzt kome ich ihm auf das herze,
 da mus die seele leiden grosze schmerze,
 bis das sie reumet dieselbige stadt,
 die sie lange besessen hat.
 Es kan mich nicht erbarme;
 405 mir ist der reiche, wie der arme,
 der Deutsche, als der Wahle;
 ich rücke sie alle aus irem sahle,
 und müssen von mir leiden den tod.
 Auch wart noch nie kein munt so rot,
 410 ich mache ihn wol missesfahr.
 Ich breche die liechten augen klar,
 ich hawe sie hin, als das hawe:
 ich fürcht auch niemands drawen.
 Ich werke, ich werke greulich:
 415 mir ist der riese mit dem zwerge gleich.
 Was von der erden ist geborn,
 das ist zumal mit mir verlorn.
 Hierumb wil ich, himlischer Gott,
 mich aufmachen also droth
 420 und wil nicht lenger gedagen,
 und wil das weib darumb fragen,
 was sie damit gemeinet hat,
 dass sie solche missethat
 hat wider dich begangen.
 425 Darumb wil ich sie anlangen;
 und wer sie noch so klug und weise,
 so sol sie doch nichts aus meinen henden
 reissen.

Salvator:

So gehe hin zu hant,
 das die sache werde volant,
 430 die ich dir befohlen han,
 und mache dir underthan
 dasselb böse weib gar balde,
 das sie in den sünden nicht veralte!

Der Tod kömpt zu bapst Jutten.

Ich habe dir gar lange nachgekrochen,
 435 manchs jar und manche wochen:
 des hab ich dich nu begriffen hie;
 darumb solt du mir nicht entfliehn.
 Ich wil mit dir machen ein spiel
 nach alle meinem lust, wie ich wil,
 440 wenn Gott hat mir die laub gegeben,
 das ich dir sol nemen dein leben,
 darumb, das du hast wider ihn gethan
 und hast gegangen, wie ein man,
 und hast solch ungefug in der christenheit
 getrieben,
 445 und bist nicht ein weilsbild geblieben;
 auch das du dich hast übersehen,
 das du must mit schwangerem leibe gehen,
 und tregst ein kind also verborgen.
 Darumb wil ich dich bringen in sorgen,
 450 und solt hie kleglich sterben auf dieser erden
 und für allen leuten zu schanden werden.

Bapst Jutta.

Sint ich denn nu sterben mus
 und dafür ist kein bus,
 des stehe ich in groszer not.
 455 Darumb erbarm dich mein, du ewiger Gott!
 Las die bitter marter dein
 an mir armen sündler nicht verloren sein,
 und sich an dis grosze leid
 und beweiße mir, herr, deine barmherzig-
 keit!
 460 Auch sich an, herr, meine schmerzen,
 die ich leide in meinem herzen!
 Darzu, lieber herr Jesu Christ,
 bedenk heut und zu aller frist,
 das da gesündigt hat mancher man,
 465 der doch deine huld wieder gewan.
 Adam brach das erste gebot,
 das vergabst du ihm, lieber Gott!
 Petrus hat die seligkeit mit dir,
 der dich doch dreimal verleugnet gar schier.
 470 Thomas was ein zweifeler:
 dem vergabest du, lieber herr!
 Paulus, der that manch leid
 zuvor in der christenheit,
 und kam doch zu deinen gnaden
 475 on alle seinen schaden.
 Mattheus, der vom zoll entran,
 dem vergabst du, herr, one wahn.
 Theophilus sich dem teufel ergab:
 du halfst ihm, herr, darab.
 480 Maria Magdalena vieler sünde pfleg;
 die hat mit dir manchen guten tag.
 Zacheus, der was ungerecht:
 der ward dein wirt und dein knecht.
 Longinus dich durch dein herze stach,
 485 das es Maria ansach:
 er hat gnade bei dir funden
 all zu denselben stunden.
 Der schecher, der mit dir am creuze starb,
 dein gnade er da erwarb.
 490 Das sind alles gewesen sündige man,
 die doch nu die seligkeit von dir han.
 Vergib mir auch die sünde mein,
 barmherziger Gott, durch die bitter marter
 dein,
 und las mich, herr, nicht verderben
 495 und in meinen sünden so kleglich sterben!

Der Tod:

Was hilft dich dein groszes kallen?
Du must doch mit mir wallen.
Und künstest du noch so wol bitten und
sehen,

so mus doch mein will an dir ergehen.

- 500 Des bis von mir bericht
und hab daran keinen zweifel nicht!
Ich wil mich gar meisterlich zu dir schmücken
und mit meinem stricke berücken,
und wil mich an dir nicht sparen.
505 Des glaub mir fürware!

*Bapst Jutta singet und ruft Mariam an,
da sie gebernen sol:*

Maria, muter reine,
aller sündner ein trösterin,
ich klag dir gemeine,
das ich ein sündner bin.

- 510 Des weine ich, dasz blut so rot
meine augen trenen giesen.
Das las mich, fraw, geniessen,
und bit für mich dein liebes kind!
Nun ich denn sol sterben.

- 515 so hilf, Maria, himmlische königin, mir
erwerben

deines lieben Kindes barmherzigkeit,
die doch manchem sündner ist bereit!
Darumb, du keusche jungfraw reine,
ich befehle mich dir alleine,

- 520 und bitt für mich den barmherzigen Gott,
wenn ich stehe in groszer not
und bin aller sünden vol.
Des wil ich mich an dir erholn,
wenn du bist vol der barmherzigkeit.

- 525 Erbarm dich über mein herzleid
und verleihe mir, mutter und frawe,
das mir Gott sende den himmeltawe
und lasse von mir seinen zoru.
Thuet er das nicht, so bin ich verlorn.
530 Des bit für mich, mutter heere,
durch dein mütterliche ehre!

Maria:

Ich wil alle disen tag
bitten für dich, was ich mag.
Ich hoffe, du solt gnade finden
535 bei meinem lieben kinde,
das er gnediglich sich erbarme
über dich sündnerin arme.

Bapst Jutta:

Nu wil ich gerne leiden
itzund zu diesen gezeiten,
540 was mir zusendet der ewige Gott,
darzu anleget der bitter tod
umb meine sünde, die ich hab gethau.
Darumb befehle ich on argen wahn
meine seele zuhand

- 545 Maria zu einem pfand.
Ich hoffe, sie lasse sie nicht verderben,
darzu ewiglich ersterben,
und wil mich in gedult keren.
Nu tröste mich, du himelkönigin heere,
550 darzu der ewige Gott,
und helfe mir aus aller not!

Der Tod:

Nu höre auf mit deinem klaffen!
Ich mus mein geschefte schaffen
Allhier an dieser statt,

- 555 wenn du machst mich mit deinem reden matt,
das du in bepstlichem wesen hast gestanden;
Des soltu werden zu schanden.

Nim hin den schlag bei das ohr zu hand!
So wird dir wol bekand,

- 560 warumb ich bin geschickt zu dir:
das solt du genzlich glauben mir.
Darnach hab dir den herzenstosz!
So wirdest du des todes genosz.
Fall nieder zu der erden

- 565 und las dein kind geborn werden,
das du lange hast gedragen!
Nu schlag ich dich auf deinen kragen
und gebe dir den letzten schlag,
und schlaf bis an den jüngsten tag!

*Hie felt pabst Jutta zu der erden, gebiert
ir kind und spricht:*

- 570 Ahwe, ohwe der groszen not,
die mir thut der bitter tod!
Nu erbarm dich über mich, Gott mein herre,
durch deiner lieben mutter ehre,
wenn meines lebens mag nimmer gesein.

- 575 Nu tröste mich, du himelkönigin,
mit aller engelischer schar löblich!
Das bitt ich mit ganzem herzen inniglich.

Der Tod:

Nu stirb hin so balde,
zu deinem groszen unfalle

- 580 und habe dir den schlag bei das heubt!
Damit sei dein leben geteubt,
als du verdienst hast auf erden:
dagegen wird dir dein lohn wol werden.

- Nu wil ich mich schnell von dir wenden.
585 denn ich gebracht hab die sache zum'ende.

*Bapst Jutta stirbt in der geburt. Das volk
leuft zu, hebt das kind auf und der teu-
fel Unversün führet Bapst Jutten seel
hin und spricht:*

Schawe, schawe, liebe fraw bepstin,
wie seid ihr zu uns komen herein!
Sint das ihr mir seid gefallen,
so wil ich führen mit reichem schalle

- 590 für Luciper unsern herrn;
der sol euch beweisen ein besonder ehre.
Dieweil ihr ein bapst seid gewesen,
so wollen wir mit euch singen und lesen
den greuslichen teufflichen gesang,
595 und wollen euch dazu schenken den helle-
trank,

das ist schwefel und pech;
das sollet ir haben zu ewer zech.

Nottir, ein teufel:

Traw, fraw bepstin, ihr seid uns ein lieber
gast:

wir wollen euch behalten gar fast.

- 600 Ir sollet unser sangmeister sein
allhier in dieser helle pein,
wenn ihr seid gewesen ein geleter man,
darumb wollen wir das von euch han,
das ihr uns sollet vorsingen.

- 605 Dar zuo sollen unser kelen mit erklingen
itzund in dieser helle,
und sollet sein unser eigen geselle.

*Diese beiden teufel bringen bapst Jutten seel
zum Luciper. Unversün:*

Frewe dich, herr, Luciper!
Ich bringe dir hie nach deinem beger

- 610 die bepstin in unsern rath,

die uns lange gedienet hat.
 Die solt du wol bedenken,
 und ihr was trefflichs schenken,
 denn sie hat verdient gar schon.
 615 das man ir gebe ein herrlichen lohn.
 Daran gedenk an diesem tage
 und mir mein bitt nicht versage,
 die ich hie für sie thu!
 Da gib mir dein antwort zu!

Lucifer:

620 Trawen, die will ich frölich entpfahn
 und einen guten mut mit ir han
 hie in dieser hellen
 mit allen meinen gesellen.
 Die sollen sie quelen sere,
 625 das sie mag schreien über die ehre,
 die sie auf erden hat gehat.
 Auch sol sie werden satt
 von dem hellischen stanke,
 der sol ir gemacht sein nicht zu danke,
 630 und wil zie darzu wol bedenken,
 und wil ihr schwefel und pech schenken.
 Damit lohne ich ihrer missethat,
 die sie wider Gott begangen hat;
 und ihr sol geschehen solch ungemach,
 635 das sie nicht mehr hat, denn weh und ach.
 Nu kom her, teufel Krenzelein,
 und geus ihr zu dem hals hinein
 den faulen und stinkenden hellentrunk:
 so wird ihr die zeit nicht lang.

Krenzelein, ein teufel:

640 Hie hab ich den trunk gereide
 zu ihrem groszen herzeleide:
 den wil ich ihr in den hals giesen
 und sanfte laszen hinein fliessen.
 Der sol ihr ungemachs gnug anthun,
 645 beide spate und auch frue:
 denn sie ist der ehre wol werd,
 das ihr solchs widerfert.

Astrot, teufel:

Gesell Krenzelein, mach das nicht lang,
 denn es ist allen wol zu dank,
 650 das du sie herrlich begabest:
 denn sie ist gewest ein babest,
 denn sie sol ie des genieszen,
 des sie sich nicht hat laszen verdrieszen,
 und ist uns gehorsam gewest.
 655 Darumb wollen wir mit ihr han unser eigen
 fest,
 und wollen uns genzlich geraumen:
 das gehet uns allen zu fromen.

*Da geust ihr Krenzelein aus einer flaschen
 in hals und spricht:*

Fraw bepstin, den hellentrunk sauer und
 nicht süsze
 trinket! Damit solt ihr büssen,
 660 was ihr wider Got habt begangen.
 Darnach wolln wir euch mit fewrigen zangen
 jemerlich zukratzen und zureiszen
 (das sol uns gar nicht verdrieszen)
 und wolln euch die haut wol beren
 665 und mit scharfen krawel verzeren,
 das du solt nit wissen, wer du bist:
 des bis bericht zu dieser frist!

Bapst Jutten seel:

O weh, o weh und immer ach!
 Welch gros leid und ungemach

670 ich arme sünderin mus dulden
 umb meine groszen schulden,
 die ich wider Gott hab gethan:
 des wird mir nu mein lohn.
 Nu erbarm dich uber mich, Maria himel-
 königin,
 675 und las dich erbarmen mein
 und tröste mich in dieser not,
 und bit für mich den barmherzigen Gott!

Sattanas:

Wiltu viel Marien nennen,
 so wollen wir dich lernen bas erkennen
 680 die pein, die du leiden solt,
 darzu dein ungemach manigfalt
 das dir bescheret ist
 und darinne du gereide bist.
 Darumb lasze sie ungenant,
 685 oder du solt werden bas geschant!
 Und wilt du daran nicht gedagen,
 und uns von Gottes mutter viel sagen,
 so wil ich dich schlan und prellen
 mit allen meinen gesellen,
 690 das du ihr wol solt vergessen,
 und kündest du dich doch noch so hoch
 auf sie vermessen.

Bapst Jutten seel:

Mariam der reinen magd,
 an der hab ich noch nie verzagt,
 der wil ich auch nicht vergessen sein,
 695 und thetet ihr mir noch so grosze pein.

Spiegelglanz:

Nu schweig, du böser lasterbalk!
 Ich schlag dich anders auf deinen balg
 mit hawen und mit küllen,
 das du es müglich solt fülen.
 700 Wiltu denn nicht von reden lahn,
 so wil ich dich werfen und schlan,
 das es dich verdrieszen mag
 bis an den jüngsten tag.

Bapst Jutten seel:

Maria, himelkönigin,
 705 las mich nicht verloren sein
 in solcher jemerlichen angst und wehe,
 und las mich in deiner vorbitt stehn,
 und kom mir mit deiner seel zu stewart
 in disem engstlichen fewart,
 710 darin ich kleglich not mus dulden.
 Dagegen erwirb mir deines lieben Kindes
 hulde!

Fedderwisch:

Ihr herrn, wir wolln ein weile friede han,
 bis das wir sie der sache verman;
 und lasset euch nicht erschrecken!
 715 Wir wolln sie noch wol erwecken,
 das wir uns an ihr rechen,
 und könte sie noch so hohe wort sprechen,
 denn sie kan doch nicht von uns weichen.
 Darumb was wir nicht können erschleichen,
 720 das können wir auch auf einmal nicht er-
 jagen:
 darumb sollet ihr gedagen.
 Ich wil sie wol unterrichten der mehre,
 das ich sie von solchen worten kere.

Lucifer:

So wollen wir deinem rath gehorsam wesen,
 725 noch sol sie nimmer von uns genesen:
 wir wolln ihr pein gnug anthun,

- und unglücks gar satt darzu;
 das sie Gottes mütter wol vergessen sal;
 und künste sie singen, als ein nachtigal;
 730 so sol sie doch tanzen nach unserm reien
 in laster mancherleie.
 Nu fahret hin in alle lande
 und brawet laster und schande,
 und betrieget die leute, wie ihr künt,
 735 bis das wir erfüllen der hellen gründ,
 den uns Gott geeignet hat
 allhie an dieser statt.

Hans Rosenblüt.

Rosenblüt ist auch als dramatischer Dichter von großer Fruchtbarkeit gewesen, wenn die 54 Spiele, die ihm zugeschrieben werden, wirklich von ihm herrühren. Es läßt sich zwar, wie Adelbert Keller berichtet — und hier ist dessen Ausspruch allein maßgebend — nur bei einem einzigen Stücke „des Königs von Engellant Hochzeit“ mit Sicherheit nachweisen, daß er es verfaßt habe; dennoch halten wir es für geeignet, der gemeinen Ueberlieferung zu folgen, und ihm diejenigen Fastnachtspiele beizulegen, welche ihm gewöhnlich und zum Theil seit beinahe hundert Jahren zugeschrieben werden, weil doch kein bestimmter Grund vorliegt, sie ihm abzuspochen. Wir übergehen aber diejenigen Spiele, in welchen er die gewöhnlichen Stoffe von Ehestreitigkeiten, Heirathsverhandlungen, Hochzeiten, Aerzten und Quacksalbern u. dgl. behandelt, da er sich in denselben weder in der Anlage, noch in der Ausführung von andern Dichtern unterscheidet, und wir zudem einige derselben schon oben erwähnt haben (das Spiel vom Münch Berchtolt, von einem Edelmann und einer Frau, von einem Arzt, genennet Meister Uncian, von den zwelf Pfaffenknechten, der Bauern Kugvasnacht, die zwei Spiele von der Basnacht und Basten Recht). Es läßt sich von allen diesen in der That nicht viel mehr sagen, als daß sie die andern Spiele an Reinheit der Darstellung, an Faten und Unflächtigkeiten nicht nur erreichen, sondern sie sogar wo möglich noch überbieten. Doch sind Rosenblüte Stücke gerade diejenigen, in welchen sich noch am meisten Witz und Humor zeigt (s. v. S. 714), und manche enthalten auch hie und da einen schönen und gut ausgedrückten Gedanken. Am reichsten ist in dieser Beziehung das „Spiel, wie Frauen ein Kleinod aufwarfen“. Es lassen nämlich, dies ist der kurze Inhalt des Stücks, einige Frauen bekannt machen, daß sie den Mann mit einem kostbaren Kleinode beschenken wollten, der zu seinem Weibe die größte Liebe trage und diese auch am besten „auslegen“ könne. Zehn Männer bewerben sich um den Preis, indem sich jeder von ihnen bemüht, die Größe seiner Liebe in den stärksten Ausdrücken zu schildern. „Alle Berge zusammen genommen wären ein kleiner Ball im Vergleich zu meiner Liebe,“ sagt der Eine; „Mein Weib ist mir lieber, als alles Gold und Silber, als alle Perlen und Edelsteine, die unter dem Himmel sind,“ rühmt der Andere. „Meine Liebe ist so mannigfalt,“ sagt der Dritte, „daß wenn ein Wald tausend Meilen lang und voll singender Vögel wäre, ihr Gesang mich nicht so fröhlich machen könnte, als meine Frau, wenn sie lacht.“ „Meine Liebe brennt so heiß,“

versichert ein Anderer, „daß wenn man einen kühlen Berg hineinwürfe, dieser neunmal eher darin zerschmelzen würde, als der Schnee in einem heißen Ofen.“ „Wenn das Meer lauter Dinte wäre,“ jagt der Siebente, „Das schriebe man aus trocken und leer, Daß nirgends ein Tropfen darin blieb. Ehe man von meiner Liebe halb nur schrieb. Die ich habe Tag und Nacht zu ihr: So unaussprechlich lieb ist sie mir.“*) Freilich kann der schalkhafte Dichter auch hier seinen Muthwillen nicht ganz zurückhalten, und mitten unter diesen Versicherungen läßt er den Einen mit verstelltem Ernste sagen, er habe sein Weib lieber, als Bartauereizen, Schläge, Blindheit, Fasten und Frühaufstehen, und ein Anderer behauptet ganz fest, daß, wenn sein Weib hundert Jahre alt und schwärzer, als eine Rehrin, dazu eine Narrin wäre und eines wilden Affen Gestalt hätte, sie ihm dennoch neunmal schöner dünken würde, als die Königin Elther.

Doch sind solche Stellen, in denen Gedanken und Ausdruck einen höhern Schwung nehmen, wie schon gesagt, im Ganzen selten; was aber Rosenblüt von den übrigen Dichtern von Fastnachtspielen auszeichnet, ist, daß er auch bedeutendere Stoffe behandelt und hiedurch die Grenzen der dramatischen Darstellung wesentlich erweitert, daß er sie aus dem engen Kreis der Jahrmaktsposse gezogen und den Keim zum eigentlichen Lustspiel gelegt hat. Wenn es wahr ist, daß der „Kaiser Constantinus“ von ihm verfaßt ist, so ist auch ihm der Versuch zuzuschreiben, die geistlichen Spiele in weltliche umzuwandeln (s. v. S. 713). Wahrscheinlich ist auch „des Entkrift Basnacht“ auf ähnliche Weise entstanden; und es ist dieses Spiel zudem noch dadurch merkwürdig, daß sich darin des Dichters freie Anschauungsweise leb und unverhüllt kund gibt. Er stellt uns nämlich dar, wie sich der Entkrift trotz den Warnungen der Propheten Enoch und Elias durch Drohungen, Versprechungen und Wunder allgemeine Anerkennung verschafft, so daß nicht blos die Juden, sondern auch der Kaiser und seine Ritter, Bischöfe, Aebte und Mönche ihn als den wahren Gott anbeten und Christum verläugnen. Daß er es gewagt hat, die Zuchtlosigkeit der Geistlichen zum Gegenstande eines Spiels (der „Walbruder“) zu machen, ist schon oben berichtet worden (S. 712). Auch die politischen Zustände und Verhältnisse versuchte er dramatisch zu behandeln, und es gehören die hiehergehörigen Stücke, in denen er die Nichtswürdigkeit des entarteten Ritterthums, das er durch eigene Anschauung hatte kennen lernen, mit lebendiger Wahrheit und nicht ohne treffenden Witz schildert, weitaus zu den vorzüglichsten dramatischen Versuchen der Zeit. In dem Spiel: „Vom Papst, Cardinal und von Bischoffen“ klagt ein Ritter bei dem Papst, daß die geistlichen Fürsten die Armen bedrängen und den weltlichen Herren darin gleich thun, statt sich ihrer Pflicht gemäß der Unterdrückten anzunehmen. Der Bischof entschuldigt sich damit, daß er mit den weltlichen Fürsten halten müsse, weil diese ihm ihrerseits auch Hilfe gewährten. Cardinal, König und Graf klagen nach einander über die Gewaltthatigkeiten der Fürsten, worauf der Herzog, vom Kaiser aufgefordert, sich zu verantworten.

*) Vgl. damit eine ähnliche Stelle bei Reinbot v. Dorn S. 445.

„ziemlich trozig erwidert, daß er sich seiner Ritter und Mannen annehmen müsse, die oft in schlimmer Lage steckten. „Herr Kaiser,“ schließt er, „laßt Gott sorgen: die paurn und die stet wurden zu reich, Lieg wir sie siben friedleich!“ Und ein Ritter fügt hinzu: „Solt es alweg Frid beleiben, Die vaurn würden den abel vertreiben, Sie würden hinten nach so gail, Sie machten uns pürg und stet fail. Der paur wil als der purger gan, Der purger als der edelman: Darumb mag uns der krieg gefrumen, Das sie nit über uns kumen.“ Nicht ohne Geschick läßt nun der Dichter den Narren auftreten, durch welchen das Ganze abgeschlossen wird, indem er erklärt, worin das Treiben des Adels seinen Grund habe, und den Bürgern und Bauern einen guten Rath gibt, wie sie sich verhalten sollten, um sich vor dem Uebermuth des Adels sicher zu stellen. Dem Kaiser konnte diese oder eine ähnliche Rede nicht in den Mund gelegt werden, weil sie dann keine innere Begründung gehabt hätte und mit der Wirklichkeit in Widerspruch gestanden wäre. „Der Adel“, sagt der Narr, „wil ern erjagen An stehen und turnirn, hör ich sagen, Darzue schön frauen und psyl: Dasselb kostt sie gelts vil. Darumb versehen sie pürg und lant; Das ist dem adel ain grosse schant; Das wollen sie denn ümbfür wider han: So hebt sich denn ain kriegen an. Davon rat ich auß meinem geschicht: Kauft in nicht ab und leicht in nicht (das ist der narrenrat mein), Wolt ir fürpas mit frid sein!“ (1) — Noch lecker ist „des Rünigs auß Schnokenlant Vassnacht“, welche wir gerne mitgetheilt hätten, wenn nicht die Sprache an manchen Stellen zu sehr ins Gemeine verfiele. Der muthwillige Dichter hegt darin die Ritter und Herrn gegen einander auf, so daß sie, aller Klugheit verjessend, einander ihre Streiche aufdecken und sich gegenseitig als Feiglinge, Bucherer, Räuber, Ehebrecher, Jungfrauen-schänder, Geizhalse, Verschwender u. s. w. erklären, und sich uns auf diese Weise in der ganzen Nichtswürdigkeit darstellen, welche den dialktischen Dichtern so häufigen Stoff des Tadels gegeben hat. „Die verb kent ritterschaft“ zeigt uns recht anschaulich, wie tief der Ritterstand in der öffentlichen Achtung gesunken war. Der Kaiser aus Schnokenlant fordert seine Ritter auf, anzugeben, auf welche Weise sie ihre Würde erworben hätten. Ihre Beichte ist aufrichtig, weil sie das, was sie gethan, in der That für ehrenvoll halten, aber eben deshalb tritt die Versunkenheit des ganzen Standes desto greller hervor, der durch solche nichtswürdige Dinge erworben werden konnte, wie die sind, deren sich die einzelnen Ritter hier rühmen. Von Abenteuer, Kriegezügen, Schlachten, Kämpfen ist keine Rede: die tapfersten sind die, welche sich ihre Würde auf dem unblutigen Turnierplatz, durch ihre Reits- oder Fechtkunst erworben haben, während Andere sich rühmen, sie ihrer Fertigkeit im Singen, Tanzen und Springen zu verdanken; und Einer sagt sogar: „Auf meinem Haupte trage ich Haar, Das ist kraus und goldfarben, Dadurch bin ich Ritter geworden. Ich wollte nicht, daß ichs hätte abgeschoren; Da mir mein Haar solche Ehre hat gebracht, Darum pflege ich sein Tag und Nacht. Ich laß es jeßund Niemanden sehen, Ihm möchte vom Wetter Schaden geschehen.“

Umfassendere Bedeutung hat „des Turken

vassnachtspil“, in welchem sich der Dichter über die meisten sittlichen und politischen Zustände der Zeit verbreitet, die er in kurzen, aber scharfen und lebden Zügen schildert. Der Großtürke, der so eben Griechenland unterworfen und Constantinopel erobert hatte, hat gehört, wie traurig es in der Christenheit aussehe, und da er in den Büchern gelesen hat, daß eben deshalb der Christen Unglücksstunde geschlagen habe, kommt er unter Geleite der Stadt Nürnberg, um die Sünden auszurotten, in welchen die Christen befangen sind. Vor Allem sind die Klagen der Bauern und Kaufleute zu ihm gedrungen, welche von den adeligen Straßenräubern ausgeplündert werden; aber es haben sich, sagt er, noch viele andere Laster über die ganze Christenheit verbreitet: Hossart, Bucher, Ehebruch, Meineid, Abtrünnigkeit vom Glauben, veräußliche Rechtspflege, Simonie, Hölle und Abgaben und Tyrannei der Oberrn sind überall an der Tagesordnung. „Ihr seid alle ungetreu gegen einander,“ fügt ein Rath des Türken hinzu, „Ihr habt falsche Rünge, ungetreue Amtleute, Juden, die Euch mit Bucher fressen, Pfaffen, die hohe Kasse reiten, während sie für den Glauben kämpfen sollten, böse Gerichte und ungetreue Herren, die Ihr alle mit Euer Arbeit ernähren müßt. Allen diesen Beschwerden kann Niemand abhelfen, als der Großtürk, der, wie man in den Gestirnen lesen kann, von Gott dazu berufen ist.“ — „Die Kuschen der Fürsten“, fügt ein Anderer hinzu, „sind viel zu fett, ihre Kasse zu glatt; sie erhöhen von Jahr zu Jahr die Abgaben der Bauern, und wenn Jemand wagt, sie darum zu tadeln, so schlagen sie ihn nieder, wie ein Kind, und sollten auch Weib und Kinder Mangel leiden und Hungers sterben.“ Die Boten des Papstes, des Kaisers und der Kurfürsten protestiren auf das Feierlichste gegen die Einmischung des Großtürken, sie bedrohen ihn sogar mit Krieg, Mord und Todtschlag; aber der Bürgermeister (von Nürnberg) erklärt ihnen mit aller Entschiedenheit, daß die Stadt ihm trotz Kaiser und Papst das versprochene Geleite halten würde, wofür der „türkisch kaiser“ ihn seines Dankes und seines Schutzes versichert, wenn er einst in sein Land kommen sollte. Erhebt sich dieses Stück bezüglich der Composition auch nicht über die andern Fastnachtspiele, so wird es durch die Recktheit merkwürdig, mit welcher der Dichter die weltlichen und geistlichen Mächte angreift: eine größere Verhöhnung derselben läßt sich nicht denken, als die, daß der Dichter ihnen durch den türkischen Sultan ihre Untüchtigkeit und Schlechtigkeit vorhalten läßt zu einer Zeit, wo die Grausamkeit der Türken alle Völker mit Entsetzen erfüllte und schon sprichwörtlich geworden war. In dem ganzen Bilde, das uns der Dichter von den damaligen Zuständen mit erschreckender Wahrheit entwirft, ist Nichts erfreulich, als das stolze und fühne Bewußtsein, das sich in der Rede des Nürnberger Bürgermeisters ausspricht; der Dichter hätte dem kräftigen und freien Geist seiner Mitbürger keine schönere Lobrede halten können, es drückt sich in ihr die tüchtige bürgerliche Gesinnung aus, welche es den Nürnberger möglichst machte, sich den Anmaßungen der sie umgebenden Fürsten mit siegreichem Erfolg entgegenzusetzen.

Sind die eben erwähnten Spiele ihrem Inhalte nach bedeutend und von Interesse, so gehören die

zwei, welche Stoffe aus dem bretonischen Sagenkreise behandeln, in formeller Beziehung zu den besten, denn wenn sie sich auch noch nicht zu dramatischer Gestaltung erheben, so zeichnen sie sich doch durch verhältnismäßig große Mannigfaltigkeit und Bewegung aus, und die Personen sind zum Theil so gut gezeichnet, daß sie schon ein individuelleres Gevräge haben. „Der Luneten Mantel“ behandelt die Sage vom Zaubermantel, welche Ulrich von Hazlhoven ausführlich erzählt (i. oben S. 350); dem „Vas nachts vil mit der Kron“ liegt eine ähnliche zum Grunde. Wie man in jener aus dem Mantel erfieht, ob ein Weib ihrem Manne treu geblieben ist, so wird in dieser aus der Krone sichtbar, ob ein Mann die eheliche Treue bewahrt hat, denn sie raßt nur einem getreuen Manne; dem ungetreuen schließet Hörner auf dem Kopfe hervor, sobald er die Krone aufsieht. Sie ist vom König von „Albian“ dem König „Arthaus von Engellant“ überendet worden, an dessen Hofe sich die Könige von Orient und von Juvorn befinden. Die setzen sie nach einander auf, aber ohne günstigen Erfolge, worauf beschlossen wird, dieselbe als ganz überflüssig bei Seite zu schaffen, da ja jeder König schon eine Krone habe. Die Könige, sagt ein Herold, sind herbeigelommen, um den zarten und frommen Frauen zu dienen, und wollen sich nicht verprovont lassen. Darum, schließt er, möget ihr, o edle Könige, vor Allem der werthen Königin (Arthurs Gemahlin) dienen. Dem widersetzt sich aber Lunete, des Königs Schwester, indem sie die Königin der Untreue gegen ihren Gemahl anklagt. Darob erzürnt Arthur und verbannt sie von seinem Angesichte. Es scheint, daß sich „Lunetens Mantel“ unmittelbar an das vorige Stück anschließt, wie denn dieses in der That ohne den gewöhnlichen Schluß ist, dagegen die letzte Rede eine Andeutung auf das folgende Stück enthält; die zwei Ueberschriften sind vielleicht daraus zu erklären, daß das Ganze in zwei Akte abgetheilt war, zwischen deren Aufführung eine Pause Statt fand. Jedenfalls ist das zweite Spiel als Gegenstück, wenn nicht als Fortsetzung des ersten anzusehen, indem durch dasselbe Lunetens Behauptung gerechtfertigt wird. Aber nicht bloß des Königs Gemahlin, sondern auch alle andern hohen Frauen erweisen sich als untreu, mit Ausnahme der Königin von „Evanigan“, welche zudem noch den ältesten Mann hat. Mit vielem Glück ist auch in diesem Spiele der Narr eingeführt. Seine Frau will ebenfalls den Mantel probiren, er gibt es aber nicht zu, denn man wisse doch nicht recht, sagt er, wie die Sache ablaufen würde; so lange sie den Mantel aber nicht anziehe, werde sie ihm und allen Andern für treu gelten. *) Recht schön und fein ist ferner der Zug, daß, als der jungen Königin der Mantel angeboten wird, der alte König, von des Narren Rede be-

lehrt, ihr nicht zumuthen will, sich der Probe zu unterwerfen; er wolle es ihr keineswegs übel annehmen, wenn sie es nicht thue, sagt er; aber die Königin nimmt im Bewußtsein ihrer Unschuld den gefährlichen Mantel, der ihr auch wie angezogen steht, während er den andern Frauen zu lang oder zu kurz, zu breit oder zu eng war. Es fehlen zwar auch in diesem Stücke die freien Beziehungen auf die ehelichen Verhältnisse nicht, doch sind sie im Ganzen mit einer Zurückhaltung ausgedrückt, die man im Vergleich zu den übrigen Spielen als züchtig und keusch bezeichnen könnte. Vortrefflich sind die letzten Reden des Königs von Spanigan und des Herolds über die reinen Frauen; sie zeugen von wahren und edlem Gefühl, das sich freilich mit der frivolen und unzüchtigen Redeweise des Dichters in andern Spielen nicht leicht vereinigen läßt. Wie dem aber auch sei, so ist die hier ausgesprochene Anerkennung der Frauen und ihres belebenden, veredelnden Einflusses auf die Männer unendlich tiefer und wahrer, als alle sentimentalen Aeußerungen der höchsten Dichter. (2)

1. Vom babst, cardinal und von bischoffen.

Der herolt spricht:

Nu hört und schweigt still,
und merkt, was ich euch sagen will,
und wie da pei ainander ist
der pabst, der kaiser on argen list,
5 darzue der künig und der cardinal,
fürsten, pischoffen und grafen auf dem sal,
darzu ritter und auch knecht.
Ich main, die innhalten das recht,
die wollen hie all sach schlecht machen:
10 geschicht das, so müg wir alle wol lachen.

Der erst ritter:

Herr babst, nun merkt, was ich euch sag!
Vernempt, was sei der armen clag,
wie sie teglich verderbt werden
durch krieg und unfried hie auf erden.
15 Da helfen eur gaistlich fürsten zue
und verderben ir scheflein spat und frue.
Das solten sie den andern fürsten wern,
so helfen sie ir scheflein selber verheru.
Das lat euch hie zue herzen gan,
20 und solt das mit kraft understan,
und richtet recht in kurzer zeit,
seint doch der gewalt an euch leit.

Der babst:

Herr bischof, nu gebt antwort,
wann ir die clag habt wol gehort,
25 das ir eur schaf so oft thut schern
(ausz welcher schrift wolt irs bewern?)
und thut sie darzu rauben und preunen.
Ich kann es in keinem capitel erkennen,
das ir eur hert behüet vor not,
30 die euch mein gewalt eutpfolhen hot.
Eur infel vor stahel gliitzen,
eur stab hat ain eisene spitzen:
wo habt ir das in der geschrift gelesen?
Ir mügt nit lenger bischof wesen,
35 wann ich dem kaiser entfolhen han
und darzu neuem cappelan,
daz sie schüllen solch bischof ab setzen,
die hie ir arme schaf also letzen.

*) Auch in dem schon angeführten Spiele: „Von Fürsten und Herren“, von einem unbekannten Verfasser (wenn es nicht etwa auch, wie man aus mehreren Gründen vermuten sollte, von Rosenblüt ist), wird der Narr mit seiner Klugheit recht geschickt dem weisen Aristoteles entgegengesetzt. Es verlangt nämlich die Königin von ihrem Manne, daß er sich ebenfalls von ihr reiten lasse; aber trotz aller Versicherungen und Trohungen will er sich nicht dazu hergeben. „Ein Mann“, sagt er, „soll keiner Frauen Auf ir Hüfte wort vertrauen. Du bast es selber wol gesehen. Wie diesem meiser ist geschichen: Ein weip bat ihn zu geipst gemacht, Darumb man sein oft spot und lacht.“

Der bischof antwort:

- Herr babst, ir sult vernemen mich!
40 Mein sach ist nicht al frevelich,
als man euch oft von mir thut schreiben.
Wil ich nun hie pei eren bleiben,
so musz ich mit den fürsten sein,
die mir haben geholfen ein;
45 den musz ich helfen, wenn sie mein begern,
des ich vil lieber wolt enpern.
Eur genad das pillich mag verstan,
das ichs musz mit den fürsten han.

Der cardinal:

- Hört, herr könig, es get euch an,
50 ir schült ein solches unterstan,
und ir scholt solchen fürsten schreiben,
das sie müsten pei dem rechten bleiben,
und scholten niemant kriegen wider recht.
Fürsten, grafen, ritter oder knecht,
55 das solt ein künig bestellen wol,
ain kaiser rechtes helfen schol,
und solten solch unrecht unterstan,
das hie den armen wirt getan.

Der künig:

- Herr kaiser, hört hie, was man sagt,
60 wie man über die fürsten clagt,
das sie verheren alle lant
mit raub und mort und brant,
wann sie doch leiden grosze not,
man klempst, man stöckts und stichts zu tot.
65 Herr der kaiser, das lat euch erparmen!
Lat uns zu hilf kumen den armen!

Der graf:

- Herr kaiser, vernempt auch mich!
Ich clag euch also cleglich,
das diser fürst, der hie stat,
70 mich von meinem lant vertriben hat
wider recht, das sol eur guad verstan.
Kein sach er nie zue mir gewan.
Ich hab im recht und ere nie versagt,
das sei hie euren genaden geclagt.
75 Ich bin ain graf, ich wolt mich schemen,
wenn ich nit recht wolt geben und nemen.

Der kaiser:

- Herzog, verantwort dich hie drat,
wann grosze clag hie auf dich gat.
Du hast verweist geistlich orden,
80 vil bischof sein rauber worden,
das pringstu mit süssen Worten zu
und machst den armen grosz unru.
Hestu recht, du hest uns wol geschriben
und werst deiner sach pei uns pliben;
85 so möchstu wol mit recht pestan,
bestu dein sach an uns gelan.

Der herzog:

- Nu hört, ir edler kaiser her,
ich het ench wol zu klagen mer,
das ich durch kürz doch musz lan.
90 Wir haben ritter und manchen man,
den oft nit rechtes mag ergan;
denselben müsz wir pei gestan.
Auch müg wir euch nit alwegen schreiben,
wenn man gewalt wil mit uns treiben.
95 Des müsz wir uns doch hie auf halten.
Herr kaiser, nun laszt sein Gott walten!
Die paurn und die stet wurden zu reich,
liess wir sie sitzen fridleich.

Der dem kaiser das schwert vortragt:
Herr kaiser, ich musz die warheit jehen,

- 100 ich hab der lant nit vil gesehen,
den grosz glück möcht wonen mit,
wann sie doch stunden in unfrid.
Darümb ain herr zu loben ist,
der frid den seinn macht zu aller frist.
105 Die seinen müssen im steurn und geben,
und teglich pitt man ümb sein leben.
Bei gutem frid so wirt man reich,
das solt ir mir glauben sicherlich.

Der ritter:

- Nu hört, ich musz auch raten als ein tor,
110 doch ist sein ain tail wor.
Solt es alweg frid beleiben,
die paurn würden den adel vertreiben,
sie würden hinten nach so gail,
sie machten uns pürg und stet fail.
115 Der paurn wil als der purger gan,
der purger als der edelman.
Darümb mag uns der krieg gefrumen,
das sie nit über uns kumen.
Si müszen mit uns tailen zwar
120 gleich heur, als vor hundert jar.

Der narr:

- Ich bin ain narr, das secht ir wol,
doch ich auch nit gar sweigen sol.
Der adel wil ern erjagen
an stechen und turniern, hör ich sagen,
125 darzue schön frauen und spil;
dasselb kost sie gelts vil:
darümb versetzen sie pürg und lant,
das ist dem adel ein grosze schant;
das wollen sie denn umbsüst wider han,
130 so hebt sich denn ain kriegen an.
Davon rat ich ausz meinem geschicht,
kauft in nicht ab und leiht in nicht
(das ist der narrenrat mein),
wolt ir fürpas mit frid seint.

Der ritter:

- 135 Des narren wort thut mich verdrieszen:
man sol in mit eim wasser begieszen.
Er tulwatzst, er weiss selbs nicht, was.
Ich main, er trag dem adel hasz;
Darümb woll wir in vom hoff stoszen,
140 und wollen in ungefreszen loszen.
Es wer peszer, wir lieszen in ertrenken,
denn das er uns an unsern ern sol krenken.

Der ausszschreier:

- Nu schweigt, ir herrn, mit gemach!
Geschoben hat man all eur sach.
145 Da pei lest man euch nun sagen,
man hat heut noch mer sach aussztragen;
und wiszt von heut über ein jar
so schol wir her wider kumen zwar.
Herr der wirt, wir wollen dervon:
150 was wir schuldig sein, das schreibt uns an!
Wenn wir ain fart herwider kumen,
so hab wir villeicht mer gelts zu uns ge-
numen,
so wöll wir euch bezallen schon,
als denn solch gest schüllen thon.
155 Herr der wirt, gebt uns eurn segn!
Wir schaiden von euch: Got, der sol eur
pflegen!

2. Der Luneten mantel.

Der Ausszschreier:

Ir herrn, wolt ir schweigen und betagen,
ich wolt euch hübsch obenteur sagen.

Es ist der künig ein mägdelein,
die hat den allerhübschten mantel fein.

- 5 Wolt es euch nit verschmohen, frauen und herrn,

die maget wolt euch den mantel vereern,
den zarten frauen wol gethan:
welcher er am pasten müg gestan,
die solt in in eeren tragen.

- 10 Darümb laezt euch die magt fragen,
ob es mit eurem willen müg gesein,
das sie den mantel schenk der künigein.

Der künig Arthaus:

Hofmaister, haisz mir die junkfrau schon
zu mir sicherlich und frölich gan!

- 15 Wil sie mir in meiner wirtschaft schenken,
ich wil ir allzeit in gut gedenken.
Wer mich eeret und mein gest für war,
umb den wil ichsz wol verdienen zwar.
Wil sie mich in meiner wirtschaft eern,
20 ich wil ir das wol wider keern.
Und haist sie zu mir geen herein:
sie sol haben di hulde mein.

Der hofmaister:

Set her, ir hübsche junkfrau fein:
ir habt di huld des herrn mein,

- 25 ir habt glait gut, recht und wol,
das niemants wider euch thun sol.
Ir solt euch kürzweil mit im nieten,
darümb wil er euch eeren vil erpieten;
darümb ir'im sein geste wolt eern,
30 das wil er manigfaltig wider keern.

Di Luneta:

Got grüsz euch, edler künig Arthaus,
und alle eur geste in disem haus!

Mir ist eur hof gar unbekant,
Darümb so pin ich auszgesant:

- 35 ich wil euch erpieten grosze eer,
und den mantel schenken der frauen her.
Ir wolt den mantel di frauen laszen tragen
in mas, als euch der herolt thet sagen;
und welcher er denn am pasten mag gestan,
40 die sol in in eeren tragen an.

Der künig Arthaus:

Nu dar, ir zarten frauen fein,
welche wil die erste zu dem mantel sein,
und wil in tragen mit den spangen
und herlich drinnen her prangen?

- 45 Und welcher er dann am pasten müg gestan,
die schol in in eeren tragen davon.

Die künigin Arthaus:

Künig Arthaus, liebster herre mein,
lasz mich die erste zu dem mantel sein!
Kain mantel hat mir nie pas gefallen.

- 50 Ich hoff, mir günnens die andern künig alle,
das ich den mantel hie müg tragen:
darumb wil ich in grosz dank sagen.
Der mantel stet wol nach meinem leib:
wenn ich in trag, so seht ir doch kain schö-
ner weib;

- 55 des mügt ir euch wol dünken gemeit,
das eur frau den schönsten mantel treit.

Der künig Arthaus:

Mein frau, das zimpt uns nit wol an,
das ir ie wolt den vorgank han:
man scholt allwegen die geste vor eern,
60 so mücht sich unser lop dester pas gemeern.
Doch musz ich thun, als mancher man,

ich musz euch noch mer vernehgen, denn ich
derschwingen kan.

Darümb pit ich euch, ir frauen und ir künig fein,
das ir den mantel giint der frauen mein.

Ain herolt:

- 65 Ir edler künig von hoher art,
möchten euch die fürsten und frauen zart
mit einem gröszern hie vereern,
nach irem vermügen das theten sie gern:
darümb sol man der künigin den mantel langen

- 70 darinnen sie vor herren und frauen sol prangen.

Nu seht, ir frauen und ir man,
wie wol ir müg der mantel stan.

Ain herolt:

Wie wol die frau hie prangen kan,
so sah ich kainn mantel nie übler stan.

- 75 Ir herr mag sich wol freuen hie,
dasseiner frauen geet der mantel über di knie,
und hat die zipfel neben hin ab gehangen,
recht sam zwu hosen über ain stangen:
und welcher schneider den mantel hat gesniten.
80 der gevelt mir nit wol mit seinem neuen siten.

Ain alter herolt:

Nu hört, ir herrn, zu diser stunt:
mir ist des mantels siten kunt;
ir sült sein spangen lesen lan
und was geschriben stet daran,
85 so werdet ir inn in kurzer frist,
was uns der mantel pedeuten ist.

König Arthaus:

Hofmaister, mein lieber knecht,
lis uns die spangen und sag uns recht,
das wir wissen in diser frist,
90 was uns der mantel bedeuten ist.

Der hofmaister:

Ach, edler herr, solt ich sie lesen, alstaugen,
ich törst der zarten frauen nimer für ir augen.
Ich pit euch, liebster herre mein,
ob ich des lesens möcht übrig sein.

Der künig Arthaus:

- 95 Hofmaister, lis mir die spangen pald!
Hie sol geschehen kain gewalt
vor fürsten und vor frauen clar.
Du solt mich reht vernemen zwar:
ich gib dir darümb meinen solt.
100 was ich dich haisz, das duss thun solt:
und thu bald, was ich dir gepent,
und lis, was uns der mantel pedeut.

Der hofmaister:

- Nu hört, ir fürsten hochgeporn,
seit ich darzu pin auszerkorn,
105 das ich euch sagen sol den list,
was an den spangen geschriben ist:
welche frau den mantel wil tragen an,
und thut ir der mantel übel stan,
die hat gethan irem man grosz schaden.
110 si hat ainn fremden kromer gelassen in ir gaden,

und hat einen andern pauen laszen ir felt,
das keiner hin liesz fimb gelt;
und welche ir eere hat übergangen,
die mag in disem mantel nit wol prangen.

Der künig Arthaus:

- 115 Wo pistu nu, die grosz eere wolt han
und wolt in zum ersten tragen an
und wolt alweg di peste sein?

Nun ist es an dir worden schein;
 der mantel stet dir lesterlich:
 120 des musz ich allzeit schemen mich.
 Ich geb da für ain ganzes lant,
 das du den mantel nie heit erkant.
 Ich kund dirsz nie gewern, noch gesagen,
 du wilst den mantel ie zum ersten tragen.

Di künigin Arthaus:

125 König Arthaus, liebster herre mein,
 wie mügt ir als zornig sein?
 Nu habt ir anders an mir nie erfarn,
 denn ich künt mein eer alzeit wol bewarn.
 Der teufel hat mich in den mantel pracht,
 130 der iu selber hat erdacht,
 der treibt darinn sein zauberei
 und ist auch ganz des teufels gespenst da pei.
 Ach, herr, darumb solt ir mir vil gelau-
 ben pas,
 denn dem mantel; fürwar sag ich euch das.
 135 Ich wolt, er wer in dem wilden mer ver-
 sunken,
 und verprent mit den hellischen funken,
 ee es uns ie zu schaden wer kumen:
 des het wir alle guten frumen.

Der künig Arthaus:

Fürwar ich dir nit glauben sol.
 140 Der mantel stund der junkfrau wol;
 und wiltu lüg auf den mantel sagen,
 darumb wil ich dir es nit vertragen;
 und gee mir ausz den augen trat,
 ee du von mir müst leiden not.

Ain ritter:

145 Ich haisz ritter Maienplan.
 Mit nichte lasz ich es zu gan,
 das ir euch also solt vergessen
 vor eurn edlen herrn und gesten,
 wan es würde in aller welt
 150 ain solches von euch gemelt,
 das man von euch solt sagen,
 das ir eur frauen het geschlagen.
 Ob sich die frau vergessen hot,
 was leit euch daran so grozoe not?
 155 Solt man sie all darumb strafen,
 die pei den köchin und pei den grasmai-
 den schlafen,
 und solt sie all in ain wasser senken,
 man müst euch villeicht auch ertrenken.
 Darumb laszt hie von disen dingen,
 160 bis wir die kürzweil gar volpringen.

Des kaisers herolt ausz Kriechen:

Nu hört, ir herrn, in disem sal!
 Man leszt euch wissen über al,
 seit das die künigin hochgeporn
 den mantel gut hat hie verlorn,
 165 ist es uu worden also erkant,
 so sol in tragen mein frau ausz Kriechenlant.
 Der mantel sol ir aigen sein,
 stet er ir anders recht und fein.

Der kaiser ausz Kriechen:

Wir sein ain kaiser ausz Kriechenlant
 170 und sein in eeren wol erkant,
 und wollen hie nit die pösten sein.
 Nu seht darzu, zart fraue mein,
 ob uns in eeren müg gelingen,
 das wir den mantel von dannen pringen.
 175 Man zeucht uns hie in eeren her für,
 Nun hab wir doch die höchsten kür,

auf allen herrnhöfen und wirtschafft
 sein wir in eeren wol behaft.

Darumb solt ir zierlich her zaffen,
 180 das euch niemant müg gestrafen
 in eeren und in wirdigkeit.
 Es müszt mir imer wesen lait,
 scholt uns die schande hie übergeben
 und wir alle zeit nach eeren streben.

Des kaisers herolt:

185 Habt dank, ir edler kaiser gut,
 das ir meiner frauen wölt hochgemut
 disen mantel hie tragen lan:
 des werd ir preis und eere han.
 Wir wollen in ir an legen mit groszen ern,
 190 so wirt sich alle ir freude meern.
 Es ist der künigin nit wol darinn ergangen.
 Tret her, mein frau, ir müst auch drin prangen:
 ich hoff, es sol euch pas ergan,
 denn der künigin, die in hat tragen an.
 195 Ich main, euch sol wol gelingen,
 das wir den mantel von dannen pringen.
 Mein frau, das seh ich also gern,
 das wir nit hie zu schanden wern.
 Und solt ir haben eur eere verlorn,
 200 es thet dem kaiser also zorn,
 er geb da für wol zehen lant,
 edle frau, wol allzuhant.
 Und pedenket auch den mantel fest!
 Gar vil sein hie der fremden gest!
 205 die triben ausz euch den ifen spot.
 Edle frau, das thut durch Got,
 und leget an den mantel recht,
 so lobet euch ritter und knecht.

Des kaisers herolt:

Schauet zu, edle kaiserein,
 210 der mantel wil auch nit unser sein.
 Ich waiz nit, wie irsz habt gehalten:
 der mantel hat gar vil krumer falten,
 er get euch nit gar in di waden,
 und habt in auf den rück geladen,
 215 er ziert euch eben und auch wol,
 als man ain schulsak tragen sol.
 Ist es eiu neur hofschnit,
 so taugt er keiner kaiserein nit.
 Als sie denn neu siten tichten,
 220 ander frauen wollen sich auch darnach richten.
 Wer einen neuen siten erdenken kan,
 es maint, es hab ein gutsz gethan.
 Ich wil es auf mein warhait jehen,
 ich hab kein hübschhait da von euch gesehen.

Der kaiser:

225 Bist du mein frau ausz Kriechenlant?
 Wie gar übel steet dir ditz gewant!
 Wie wol du pist ain kaiserein,
 so pflgst du doch haimlicher minn?
 Was hat dir an mir misvallen?
 230 Ich maint, ich wer ain man vor in allen;
 ich pin hie mit der clainst gesehen;
 ich maint, euch solt ain genug von mir
 geschehen;
 ich pin stolz und darzu frei:
 ich maint, ich möcht als vil, als ander drei.
 235 Hastu mir das zu schanden gethan,
 mein hulde soltu nimmer han.

Die kaiserein:

Herr, laszt eur zürnen sein!
 Es ist die schuld vil mer eur, dann mein:

240 und geet darzu ümb mit ander weiben;
das empfind ich auch an euch gar wol,
das ir nit thut, als ein eeman sol,
der sein frau thut lieben und treuten.
Ir wolt mir kain solche freuntshaft pe-
denuten;

245 ir ligt bei mir, sam ir seit tod und begraben;
das macht, das ir einer andern habt geben,
das ich solt haben.

Seit ich hab than, als ir,
des habt nit verübel mir!
Es behielt oft einer ain piderb weib,
250 brech ersz selbs nit mit seinem leib.
Nu hört, ir herrn all gemein,
weder ist die schulde mein oder sein?

Der künig von Kerlingen:

Ich pin ain künig von Kerlingen.
Mich wundert ser von disen dingen,
255 was in dem mantel mag gesein,
das er den zarten frauen fein
allen thut so übel stan,
und ist doch der mantel wol gethan.
Frau, ich getrau dir, als ich pillich sol:
260 ich hoff, der mantel sol dir steen gar wol,
und sol mir auch daran nit feln;
wann du kaust mir doch nichz verheln,
das ich ainn guten getrauen han,
wir wollen den mantel wol pringen davon.

Der herolt:

265 Ir edler künig von Kerlingen,
ir werdt den mantel von dannen pringen.
Ir seit wol als ain weiser mau,
das euch eur frau nichts verheln kan.
Sie hat euch liep, das wais ich wol,
270 drum sie auch drinn her treten sol.
Sie ist hübsch und wol gethan.
Nu tret her, mein frau, und legt den man-
tel an!

Der herolt:

Tret her, edle künigin hochgeporn!
Ich main, ir seit ain grasmait worn:
275 der mantel steet euch recht und wol,
als man ain graspiird tragen schol.
Wie steet er euch so ungelachsen!
Ich main, ir seit darausz gewachsen,
oder der schneider hat in zu kurz geschniten.
280 Aber ir habt auch erdacht ainne neuen siten,
damit ir wolt eere erjagen;
ich wolt mich schemen, solt ich in an tragen.

Der künig von Kerlingen:

Was rümens hab ich mich denn vor hie ge-
than?
Sih, wie übel thut dir der mantel nu stan!
285 Ich wil es auf mein warhait jehen,
es ist kaim als recht, als mir, geschehen;
wann ich wolt es gar gewis haben,
so hat mir ain ander den tham abgraben;
darümb peger ich hie der stangen,
290 das ich des zils hie nit mag erlangen;
und zwar es thut mir auf dich ant,
das du mich pringst in solche schant.

Ain ander herolt:

Ach hört auf in disen sachen,
das ir die frau zu gespöt wolt machen:
295 wir wollen von der torehit lan.
Der nerrin sol man iu legen an;

so wirt im die nerrin holt;
Sie wirt sich auch des tünken gemeit,
300 das sie den schönsten mantel an treit.

Di Nerrin:

Hör, Hans, lasz dir sagen!
Lieber man, lasz mich auch den schönen
mantel an tragen!
Ich weisz, er stünd mir gar wol.
Awe, lieber, sehest du mich, wenn ich drin
her prangen sol!

305 Ich pin an meiner eeren also frei,
ich hab zu dir nit mer, denn ander drei.

Der Narr:

Awe, Gütel, du grosze nerrin!
Wiltu nich als weis sein, als ich pin?
Du must dich ie des mantels derwegen,
310 oder ich wolt dein mit ein groszen knütel
pflegen.

Nu thet dir der mantel übel stan,
im schol niemant selber kain sorge auf than,
als geschehen ist den künigin und hern.
Der süst bleiben möcht bei eern,
315 der solt sich solcher sorg nit unterwinden,
da mit man in in schuld möcht finden.
Wer zu vil eern haben wil, das thut sel-
ten gut:

Ein ieder denke in seinem mut,
da mit er müg in eeren pleiben.
320 Also wollen wir unser narnweis treiben,
und trag des mantels nimmer mer,
so pleib wir wol bei unser eer.

Die Nerrin:

Awee, Hansel, sol ich des mantels enpern?
Du pöser, unseliger Hensel, ganstu mir nit
so vil eern?

325 Nu merk, wie es dir dar nach gefall!
Ich will mich legen zu den puben in den
rosstall,
und wil deinen willen nimer mer thon,
du pöser, schemlicher Hensel! Das mustu
dir haben zu lon!

Der künig von Spanigan:

Ich rede es wol on argen list,
330 das der narr der allerweist ist:
er hat uns geraten recht und wol,
das mein frau des mantels nit tragen sol.

Sein herolt:

Herr künig, des het ir doch kain eere,
das ir wolt folgen ains uarren lere.
335 Ein narr, der rett hin und her;
gibt er gut ret, si kumen on gever;
ain pöser schütz trifft auch das zil.
Darausz ich euch wol beschaiden wil,
die narn, die sein nit all weissagen.
340 Ich rat, last eur frauen den mantel tragen!
Es mainten snst alle fürsten her,
ir wert der schwechst an eur er.
Villeicht mag es euch wol ergan,
Das ir den mantel fürt davon.

Der künig von Spanigan:

345 Ich pin ain künig von Spanigan,
und pin auch hie der allererst man:
wie türst ich als fürnem sein, ich alter
man,
das ich mein frau den mantel solt tragen
lan,

350 seit doch, ir stolzen jüngelingen,
 eur kains frau den mantel von dann mocht
 bringen,
 die noch zu allem schimpf gar wol tügen
 und ir frauen wol getrösten mügen?
 Mein liebe frau, des ich nit kan;
 355 darümb wil ich dirrs nit verübel hau,
 das du den mantel lest haben ru:
 ich wil dir sein nimer sacheu zu.

Sein frau:

360 Mein herr, das thut mir auf euch ant,
das ir mich an legt solche schant,
und wolt mir pesser eeren nit getrauen;
des schem ich mich vorn herrn und frauen.
Doch wil ich mich des mantels nit ver-
wegen.

Ich hoff, ich hab kainer uneer pflegen,
als es sich wol erfinden sol,
als ich trau Got dem herrn wol:
365 wann ich der mer ward nie holt.
Hab wir nit lant, silber und golt,
so sei wir doch an eren reich:
ich trag den mantel willigleich
Nun her und legt mir den mantel an,
370 und seht, wie wol er mir mûg gestan.

Der herolt:

Königin, ir thut euch selbst wol trauen!
 Nu solt euch pillich vor dem mantel grauen,
 wann ir habt mit eurn augen wol gesehen,
 das kainer frauen gut ist darinn geschehen;
 375 und seit ir uit an eeren frei,
 man spot eur mer, denn ander dre.
 Doch sol man euch erfüllen eur peger:
 lasst sehen, wie wol ir kuint prangen her!

Die künigin:

380 Ich hab mich auf prangen nie gewegen,
da man mit thut vil hofart pflegen.
Wil mir der mantel nit anders stan,
denn ich das prangen gelernt han,
so fürchte ich, er stee mir nit wol;
doch wil ich her treten, als ich sol.

Ain herolt:

385 Nu seht, ir künig und ir frauen fein,
der mantel wil der jüngsten künigin sein.
Er steet ir recht an irem leib,
als in denn tragen sol ain piderweib:
er thut ir ümb und ümb wol stan.

390 Nu seht sie hinten und vorn an!
Sie ist die jüngst und wol gethan,
und hat auch hie den allerletsten man,
den sie allein hat lieb und wert,
da pei sie kains andern pegert

395 vor allen fürsten und frauen her:
des hat sie preis und grosze er.

Ir man:

Hab dank, du minnikliches weib,
seit mich dein tugenthafter leib
erfreuet hat so manigfalt.
400 Wie wol ich pin ain man so alt,
so hastu mir mein freud gemert.
Wol dem man, dem ist peschert
ain raines weib in solchen ern!
Der mag mit lieb sein tag verzern.
405 Ich waisz nit peszers, denn ain rains weib;
die mag erkücken mannes leib
ansz jamer und ansz herzenlait,
wenn sie stete lieb in herzen trait.

Darümb wil ich reiner frauen nimer ver-
gessen;
410 ir lob auf erden nie ward ausgemessen.

Der herolt:

Lob haben alle raine weib,
die den iren zarten leib
allein den machen untertan,
der sie zu rechter lieb sol han:
415 Die selb in hohen eren fert:
Wol ir, und dem es ist geschert
ain raines weib also pehut!
Der hat wol freude und hohen mut.
Was freunden mücht auch hie gesein,
420 het wir nit frauen und den wein?
Und hat die werlt süst, was sie wil,
busaumen, pfeufen und saienspil,
so wer unser freude entwich,
und het mir rainer frauen nicht;
425 het wir nicht weib, die uns trost geben,
so het wir gar ain elendes leben.
Darümb ich nit volloben kan
die ausderwelten frauen schon,
wan sie meeren Got dort sein schar,
430 Got helf uns mit ainander dar!
Got behüt uns vor den hellischen flammen!
Wer des peger, der mag wol sprechen
Amen!

Also hat ain ende unser schallen:
herr wirt, laszt euch unsern achimpf ge-
fallen!

435 Den hab wir euch zu eeren volbracht:
nu wollauf mit guter nacht!

Der letzt herolt:

Nu dart, ir herrn, ir habt vernumen,
von wann die künig all her sein kumen.
Si haben verzert bürge und auch lant.
440 Darümb so sein sie ausz gesant
mit irer kürzweil wunnesam,
ob in iemant hilf daran wolt than
mit einer klainen steur on allen hasz,
das sie auch möchten kumen fürpass.
445 Man sol uns solch fürsten und hern
mit nichte lassen wern.
Mügen sie es nit pass gerechen,
sie wollen ain recht drüm lassen sprechen,
ob si bei der kron mügen pleiben,
450 oder wil man sie denn gar davon treiben.
Aber wie es im rehten wirt erkant,
so müezen sie haben pfenning in der hant,
das sie geben dem richter und dem schreiber:
damit wirt in der peutel ler.
455 Darzu ist in auch gar not,
das sie haben wein und prot,
damit sie sich auch ferrer pringen,
pisz auf die pfungsten, ob in mag gelingen.
Wen wir heut nit frölich fünden,
460 den wollen wir pis suntag inn pan kunden.

Sans Holz.

Es haben sich nur wenige Spiele von Hans Holz erhalten; dagegen ist es bei den meisten sicher, daß sie von ihm herrühren, weil er selten unterließ, der Schlussrebe des Epilogs seinen Namen beizufügen, woraus man etwa den Schluß ziehen könnte, daß er an den Vorstellungen seiner Spiele persönlichen Antheil nahm, wie er denn auch den Epilog einmal ausdrücklich dem „Tichter“

in den Mund legt (f. v. S. 711). Hans Goltz scheint bei weitem nicht so fruchtbar gewesen zu sein, als sein Vorgänger; auch ist er in seinen Stoffen weit weniger mannigfaltig, als jener, indem er nur in zwei Stücken andere als die gewöhnlichen Gegenstände behandelt. In dem Einem: „Die alt und neu Ge, die Sinagog von Ueberwindung der Juden in ir Talmut u. s. w.“, streiten Synagoge und Kirche, Rabbiner und christliche Doctoren über die Vorzüge ihrer Religion, ungefähr wie in „Kaiser Konstantinus“ von Rosenblüt, welchen S. Goltz an Gelehrsamkeit überbietet, während er ihm in der Darstellung nachsteht. Gründe und Gegengründe sind mit einer gewissen, aber deshalb auch ermüdenden Vollständigkeit entwickelt. Das zweite Stück „Salomon und Markolf“ behandelt die bekannte Geschichte zum Theil nach dem alten Gedicht (f. v. S. 284 b), welches sich leicht in Gesprächsform umsetzen ließ. Markolf kommt an Salomos Hof und es entspinnt sich alsbald zwischen dem König und ihm ein Gespräch, in welchem er Salomons weise Sprüche auf eine meistens unflätige Art verspottet, hiebei aber oft recht gesunden Menschenverstand durchblicken läßt. Darauf folgt die bekannte Geschichte der zwei Frauen mit dem Kinde; Salomons Urtheil gefällt dem Markolf nicht; es sei, sagt er, keinem Weibe zu trauen. Da der König ihn mit Strafe bedroht, wenn er dies nicht beweiße, vertraut er seiner Schwester, er habe im Sinne den König zu ermorden, worauf er sie vor Salomon in solche Wuth zu versetzen weiß, daß sie diesem entdeckt, was ihr Bruder ihr anvertraut hat. Eine genaue Untersuchung beweist bald, daß Nichts an der Sache ist, und Markolf wiederholt seinen Satz; aber noch ist Salomon nicht überzeugt. Nun behauptet Markolf, daß der König selbst das Lob, das er den Weibern erteile, zurücknehmen würde. Und in der That, es gelingt ihm, die Frauen gegen den König aufzuwiegeln, so daß dieser in höchster Wuth auspricht, es gebe nichts Böseres, als ein Weib. Als er aber erfährt, wie sich die Sache verhält, verurtheilt er den Markolf wegen seiner Bosheit zum Tod, gewährt ihm jedoch auf seine Bitten die Erlaubniß, sich den Baum auszusuchen, an dem er gehängt werden solle; während dieser aber mit dem Hentler herumgeht, gelingt es ihm zu entspringen. Die übrigen Stücke ergeben sich in den gewöhnlichen Stoffen von Buhlerei, Heirathsverhandlungen, Quacksalbern u. dgl.; sie sind in der gemeinsten und rohesten Sprache abgefaßt und haben auch nicht die geringste Spur von Witz oder Humor: ein einziges: „das Baurnspiel; sagt ietlicher, was im auf der vuolschaft gegent ist“, hat durch die Erzählung einiger Liebesabenteuer einige komische Wirkung, deren Salz freilich auch hier zum größten Theil in der unflätigen Sprache liegt.

Aus dem Spiel: Von König Salomon und Markolfo.

Do kumen die zwu frauen. Die gut frau spricht, so tregt die pos das kint:

Herr konig, nu gib uns urtail darumb!
Die frau pracht heint ir kindlein umb
und leget es tot zu mir verholn,
hat mir mein lebendigs kint gestoln.

135 In einer kamer was unser ru.

Freulein, was sagt ir darzu?

Die pos frau:

Herr kunik, sie leugt: mein kint, das lebt:
darumb ir mir das nit vergebt!
Laszt ir ir totes kindelein!

Salomon dicit:

140 So tragt mir pald ein schwert hereiu!
Das lebendig kint ich teilen wil,
so werden wir des krieges stil.

Die gut frau:

O kunik, gib ir das kint allein hin!
Meines talls ich gern geraten wil:
145 des pit ich dich durch all dein er,
solt ich es sehen nimmer mer.

Die pos frau:

Herr konik, dein urtail halt fest,
als du erkennt hast zu lest;
acht nit, ob sie vast clag und wein!

Salomon:

150 Hör, weip, reich ir das kint allein,
wann sie des kinds rechte mutter ist.

Die gut frau:

O konik, zu loben du des pist!
Du pist allzeit gerecht und weis,
des ich dich fürpas ewig preis.

Salomon:

155 Markolf, sag mir, warumb dein kopf sich
senk!

Markolf:

Ich schlaf nit, sunder ich gedenk,
wie keinem weib zu trauen sei.

Salomon:

Es sei dann, das du es bringest bei,
sunst sol man dir dein recht darumb than.
160 seit du die frauen schendest nun.

Markolf spricht zu seiner schwester:

Hör, Fusita, traust schwester mein,
der konik wil mir ie abholt sein:
im gefelt ganz nichts, was ich thu.
Mein schwester, rat mir selbs darzu!

165 Wolst du sein still und nit sein schwetzig.
so wer ich an mir selbs so tretzig,
ich dorst im darumb sein hals abstechen,
ob ich mich an im mocht gerechen;
darumb ich das messer zu mir thu.

170 Mein schwester, nu schweig still darzu!

Fusita:

Se hin, mein treu und mein ait,
von mir wirt niemant nichts gesait
zu keinem menschen junk noch alt.
Thu es auf mich, und nit verhalt,

175 seit wir im nit gut genuk sein,
lasz sehen, wer sich misch darein!

Salomon:

Wo mag Markolfus hin kumen sein?

Markolf:

Hie bin ich und die schwester mein,
die ist ein hur und wil doch ie
180 geleich erbtail haben hie,
die pillich abgeschieden ist
umb ir hurerei und falsche list.

Fusita dicit:

Du schalk, dein mue, die ist verlorn,
hat mich nicht auch Starkolf geporn?

Markolfus:

185 Ja, gleich als wol, als par er mich;
aber all dein schuld verdammen dich.

Fusita:

- Nu dar, ich wil dir nit mer suchen.
 König, laszt im in seim stifel suchen!
 Darein er heut ein messer stiesz,
 190 damit er bei seiner treu gehiesz,
 euch eures lebens darmit remen.
 Findt ir des nit, so laszt mir nemen
 mein erbtail und alles, das ich hab.
 Findt irs aber, so tut in ab,
 195 ee das euch, herr, der schalk erfar.
Der ritter, der das schwert tregt:
 Markolf, leih pald das messer her!
 Wolst du ein solcher morder sein?
 Find ich es in dem stifel dein,
 so must du sterben in schneller eil.

Markolfus:

- 200 Suoch an und nim dir wol die weil!
 Die hur hatsz auf mich erticht.

Ritter dicht:

Herr konik, ich find kein messer nicht.

Markolf:

- Herr konik, sagt ich dir nit von frauen,
 wie das keim weib nit wer zu trauen?
 205 Darumb so wundert mich gar vast,
 wa bei du vor erkennet hast,
 welchs weibs vor das kindlein wer.

Salomon:

- Das haben uns verkundt ir zehrer
 und verwandlung an irem angesicht,
 210 die uns mochten betrogen nicht.

Markolfus:

- Welcher konik frauen zehern gelaubt,
 der wirt warlich von in betaubt.
 Si wain mit augen und mit mund
 und lachen in ires herzen grund,
 215 beweisen mit dem angesicht
 vil anders, dan ir mut vergiebt.
 Die frauen haben kunst an zil.

Salomon:

- Ja zwar sie haben liste vil,
 dar wider sie auch frumkeit haben.
 220 Ein weip tut mannes muot oft laben
 und sein ir rechten treuen pieglich.

Markolf:

Ja, konik, du sprichst halt wol betrieglich.

Salomon:

- Wir sprechen, wer frauen schent all frist,
 das der keins weibs nit wirdig ist.
 225 Was nutzt golt, silber und edel gesteint,
 weren uns die frauen nit gemein?
 Ich sprich: der ist der werlt wol tot,
 der nit freuntschaft zu frauen hot.
 Die frau ein haus regiren kan,
 230 und ist sorgveltig auf iren man,
 wann sie pirt kint und nert die,
 ein freud und lust des manns ist sie,
 ein zier dem tag, wollust der nacht.

Markolf:

- Ja, konik, des hau ich auch gedacht.
 235 Dein adel, schon, reichthum, weishait
 stet wol bei weibes frolichkait.
 Es zimt nit ausz zu speien drat,
 was man gern lang im munde hat.
 Du tust in billich ubersehen,
 240 dir ist vil guts von in geschehen.
 Aber eins merk auch darbei hie:
 als fast du itzund lobest sie,
 noch fester wurst du sie heint schenden.

Salomon:

Ge, das dich der teufel musz pfenden,
 von mein augen und kom nit mer,
 245 du unverschemter lugner!

Spiel vom Kaiser und vom Abt.

Unter den zahlreichen Fastnachtspielen, deren Verfasser unbekannt sind, heben wir das „vom Kaiser und Abt“ hervor, welches schon dadurch Interesse gewährt, daß es, so viel bis jetzt bekannt, die älteste deutsche Bearbeitung eines in Deutschland, Italien, England und Spanien seit alten Zeiten gleich beliebten Stoffes ist, der uns durch Bürgers vortreffliches Gedicht wieder nahe gerückt wurde. Zwar hat die Erzählung vom Pfaffen Amis, der allerlei verfängliche Fragen seines Bischofs witzig beantwortet (f. v. S. 427 u. 433), einige Verwandtschaft mit der vorliegenden Geschichte; allein in jenen tritt das Hauptmerkmal nicht in die Erscheinung, welches der Erzählung vom Kaiser und Abt schon an sich poetischen Reiz verleiht, der Gegensatz zwischen der Unbeholfenheit des Gelehrten und dem gesunden, praktischen Mutterwitz des gemeinen Mannes. Abgesehen aber von dem Interesse, welches der Stoff gewährt, verdient das Stück auch noch wegen der vergleichungswelke ganz lobenswerthen Anlage und Ausführung hervorgehoben zu werden, wie es sich auch in Sprache und Haltung vor den meisten übrigen Fastnachtspielen vorthellhaft unterscheidet, indem es sich der unzünftigen und gemeinen Ausdrücke, welche bei den andern Dichtern so beliebt waren, beinahe durchgehend enthält. Noch merkwürdiger wird das Spiel dadurch, daß es einen Versuch enthält, in der einleitenden Scene das Nachfolgende zu motiviren: der Abt hat das Vertrauen des Kaisers erworben; die darüber eifersüchtigen Großen ergreifen die Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, indem sie den Kaiser, der in seiner bedrängten Lage bei ihnen Rath sucht, höhnisch an seinen Liebling verwelfen. Da dieser aber nicht helfen kann, erzürnt der Kaiser: er beginnt an seiner Lichtigkeit zu zweifeln, und um ihn zu prüfen, legt er ihm drei verfängliche Fragen mit der Drohung vor, daß er allen Schaden erzeigen müsse, den ihm die Feinde zufügen, wenn es ihm nicht gelinge, die aufgegebenen Räthsel zu lösen. Der Dichter hat sodann auch dadurch bekrundet, daß er Gefühl für dramatische Composition habe, daß er nicht alle Zwischenglieder und Nebenumstände der Handlung ausführt; so ist des Abtes erste Verathung mit seinem Prior ganz weggelassen und nur in einem nachfolgenden Gespräch angeedeutet. Es ist dies aber um so mehr hervorzuheben, als die übrigen Dichter von diesem Kunstmittel keine Abnung haben, sondern vielmehr jeden Nebenumstand mit derselben Ausführlichkeit behandeln, wie die Hauptbegebenheiten. Es zeichnet sich das Spiel ferner durch eine zum Theil glückliche Charakterzeichnung aus; besonders ist der Müller gut aufgefaßt, da er nicht bloß als ein wichtiger Mann mit dem gesunden Menschenverstande, sondern auch, was viel zur Lebendigkeit des Ganzen beiträgt, als ein muthwilliger, wenn gleich nicht bössartiger Schalk erscheint. Recht gut erbacht ist der Einsall am Schluß, daß, nachdem der Müller die ihm vom Kaiser ertheilte Würde nicht ohne Behagen und Selbstge-

fälligkeit angenommen hat, ihn einer seiner Bauern anklagt, früher gar zu oft Korn gestohlen zu haben, wodurch der durchblickende Uebermuth desselben zur rechten Zeit gedemüthigt wird. Auch dies ist ein guter Zug, daß der rathlose Abt, wie früher den Kaiser, so jetzt die Großen durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht; es wird dadurch klar, daß er in sich keine anderen Mittel besitzt, sich aus der Verlegenheit zu helfen, es wird erklärlich, wie er sich seinem Müller so ganz unbedingt in die Arme werfen mußte. Endlich zeichnet sich auch die Darstellung vorthellhaft aus. In einzelnen Scenen finden wir einen wirklichen Dialog, der sich in schneller Rede und Gegenrede bewegt; und da dies namentlich in den Stellen der Fall ist, wo der Müller auftritt, weil er mit seinem rührigen Geist auch die Andern zum rascheren Gespräch antreibt, so trägt auch dies wiederum bei, dessen Eigenthümlichkeit anschaulicher hervortreten zu lassen. Endlich finden wir das von den übrigen dramatischen Dichtern gar nicht oder nur selten und zufällig beobachtete Kunstmittel, den Reim durch den Sinn zu trennen (s. v. S. 12. 27), durchgehends in Anwendung gebracht, und zwar so, daß die Rede einer Person mit der ersten Reimzeile schließt, und die Entgegnung mit der zweiten beginnt, was der Darstellung viel Leben und Bewegung gibt.

Ein spil von einem keiser und eim apt.

Precursor:

Nu schweigt und habt ein weil eur ru,
hört unserm herren keiser zu!

Er wil sich an seinen raten erfaren,

wie er sich sol gar wol bewaren,

5 das raub und mort werd abgestellt.

Ein pose rott hat sich zusamen geselt,

prunst, rach die schacher han bedacht,

die hie behausen tag und nacht;

die drei, die sind ir heubtman,

10 ir namen ich nit aller nennen kan.

Durchleuchtiger keiser, fragt die ret,

das man solch puben henken thet.

Ir edelu ret, lats euch erparmen!

Solch not get neur über die armen.

Der keiser dicit:

15 Ich han nit gewest mein arme leut schaden.

Rat uns, lieber herr marggraf von Paden,

was dunkt euch zu den dingen gut?

Der marggraf:

Herr keiser, es get mir nit ze mut.

Was ich ie guts riet zu euren sachen,

20 das west eur apt als besser zu machen:

den ruft in disen dingen an.

Der apt dicit:

Keiser, ich bin kein kriegsman,

sunst riet ich euch das peste schier.

Der keiser dicit:

Herr von Meichsen, was ratend ir?

Der von Meichsen:

25 Der apt hat euch ie wol geraten

zu gutem trunk und feistem praten:

so es nu zu den streichen get,

so secht ir wol, wie er dort stet

und sorgt, wir reiten im ins futer.

Der apt:

30 Ach, herr von Meichsen, wie tut ir?

Ir machet mir gern ungelimpf.

Der keiser:

Her apt, herr apt, es ist kein schimpf.

Sagt, wie bleibt ir dan vor den feinten,
die sich ie an eur kloster leinten?

35 Sagt, wie ir euch gen in kauft ab.

Der apt:

Herr keiser, die weil ich gelt hab,

han ich mich pald mit in verricht.

Der keiser:

Ratet, herr von Sachsen, in die schlicht!

Der von Sachsen dicit:

Herr keiser, den apt laszt metten singen!

40 Last euch zu keiner richtung dringen!

Euch hat nie treulich geraten der apt,

habt in allzeit lieb gehabt.

Der keiser:

Herr apt, her apt, nu ratet an! *)

Der apt:

Herr keiser, eur ret tragen mir lasz.

45 Fragt den pfalzgrafen am Rein umb das,

der hat drei fursten uberriten,

zu Preussen hat er auch gestriten,

man helt in lur den pesten man.

Pfalzgraf dicit:

Herr apt, sagt, was get euch das an?

50 Ich bin an euren schaden da gewesen!

Ir kunt mel plasen und feder lesen,

ir laszt euch nicht ausz der stuben treiben.

so musz wir aber oft auf dem veld bleiben.

deunoch wolt irs alsamt ausricht.

Der keiser:

55 Herr apt, furwar, das taug uns nicht;

darumb, das ir seit ein geistlich man,

drei sach must ir uns raten schon:

das erst, wie vil wassers im mer sei,

und wem das geluck auf nechst wouet bei.

60 das dritt, was ein keiser wert wer,

was man solt fur in zalen angever.

Rat ir der dreier ret nicht,

so must ir mir das alles ausricht,

was mir die feind thun schadens mer.

Der apt:

65 Keiser, die sach ist mir zu schwer!

Acht tag gebt mir ein schlup der sach,

pisz ich ein capitel gemacht.

wann ich nit allein der schrift durchgangen

bin.

Herr keiser, damit far ich dohin.

Der von Meichsen:

70 Herr keiser, ir habt recht gesprochen:

ich hoff, wir werden an im gerochen.

das er von uns hie werd erslichen,

das macht er mit sein hinderstichen.

Der apt get zu seim prior, der hiez herr

Loi:

Habt ir die ret funden, herr Loi?

Der prior:

75 Herr, ich han gelesen die wibel und Troi,

damit und auch der Romer geschicht:

ich fand in keiner histori nicht,

darinn ich fund solch schwenk.

Ich mein, es sein neur pos klenk.

80 Herr, unser mulner vor dem wald,

der riet die ret alle drei gar pald,

wann er ist solcher ding gar frei

und ist doctor in aller pubrei,

*) Hier scheint eine Zeile ausgefallen zu sein.

- von allen puoben abgefaumt:
 85 schickt nach im, so seit ir ungesaumt.
 Die sach ist uns allen zu schwer.
Der apt dicit:
 So gee und bring den mulner her!
 Sprich, das er kum zu mir gar drot,
 sag im, ich darf sein zu groszer not!
Der munch spricht zum mulner:
 90 Nu grusz dich Got, lieber müller!
Der mulner:
 Got dank euch, lieber bruoder trüller!
Der munch:
 Mulner, Got frist gesunt dein leip!
Der mulner:
 Habt euch die drues! Wes fragt ir nach meim
 weib?
 Hat euch der teufel herein pracht?
Der munch:
 95 Mulner, deins weibs ich nie gedacht,
 wir kereu uns nit an solich sachen.
Der mulner:
 Was den wolt ir dan hie machen?
 Ich wil dich schier in die kutten slagen.
Der munch:
 Mein mulner, hor, ich wil dir sagen,
 100 mein herr, der apt, der darf dein.
Der mulner:
 Wer wart mir dann der mule mein
 und schutt mir die weil korn auf?
Der munch:
 Ei lieber muluer, lauf pald bin auf!
 Wolst du meim herren ein solchs versagen?
Der mulner dicit:
 105 Ei, hat dich der teufel her getragen?
 Wie machest du dich neur so beschissen?
 Den wec kan ich an dich wol wissen.
Der munch:
 Furwar, der wec hat nit vil krumm.
 Lieber mulner, mir ist nit darumm,
 110 meim herrn leit nit ein kleins daran.
Der mulner:
 Peit meiu, so wil ich mit dir gan.
Der apt dicit:
 Mulner, pis mir gotwilkum her!
 Dreier ret ich von dir beger:
 du pist ein abenteuerlich man.
 115 Wer mag das geluck am nechsten han?
Der mulner:
 Herr, das ist gar gut zu erraten,
 als wurst zu essen, wenn sie sein gepraten:
 vil leicht kan ich euch das gesagen.
Der apt:
 Mulner, ich wil dich mer fragen:
 120 was gult ein keiser, solt man in kaufen?
Der mulner dicit:
 Must ich dann ausz der müle laufen,
 das wundert mich von Herzen ser.
Der apt:
 Wie vil ist wassers in dem mer?
Der mulner:
 Sein das die ratnus alle drei?
Der apt:
 125 Ja, lieber mulner, hab fleisz da bei,
 wann mir leit nit ein kleinsz daran.
Der mulner:
 Ei herr, was wer ich fur ein man,
 kund ich des nit und het es gesehen?

- Der apt:*
 Die ret muszen vor dem keiser geschehen.
 130 Wann du sie erretst, so wil ich dir geben
 genue, die weil du magst imer leben.
Der mulner:
 Herr apt, ir sult mir warlich getrauen,
 oder laszt mir den kopf abhauen.
Der apt:
 Mein mulner, ich gelaub dir gern!
 135 Du muszt dir laszen ein platten schern,
 und leg auch an ein kutten frei,
 das der keiser maint, das ich das sei.
 Kum, setz dich zu dem tisch herzu!
Der mulner dicit:
 Ja, lieber herr, wie gern ichsz thuo!
 140 Laszt mir neur ein kutten anschneiden-
 wann ich wil sie gar wol anleiden.
 Die ret ich pald erraten sol.
Der apt:
 Lieber mulner, du trost mich wol!
 Ge pald und leg die kutten an
 145 und ge gleich her in meiner person.
 Wann du nu fur den keiser kumst,
 wart, das du vor im nit erstumst!
*Der mulner kumpt in der kutten und spricht
 zu dem apt:*
 Mein herr der apt, bona dies!
Der apt:
 Semper quies, semper quies!
 150 Herr Cunrat, wie ratent ir in sachen?
Der mulner dicit:
 Her apt, heiszt uns vor zu essen machen!
Der apt:
 Wagenknecht, span an und eil!
Der mulner:
 Mein herr, es sein nit lange meil.
Der wagenknecht dicit:
 Die pferd, die han schon angefretzt.
 155 Herr apt, ich hab schon angesetzt,
 ich fur euch zu dem keiser hin ab.
Der mulner dicit:
 Peit mein, wenn ich genug gessen hab!
Der apt:
 Benedicite deus, gustate!
Der mulner:
 Lieber herre, ich bin noch nich sate.
Der apt dicit:
 160 Lieber herr, ich red nicht mit euch.
Der mulner:
 Herr apt, eszt, ir dorft niemant scheuh.
Der apt:
 Nu eszt und trinkt, seit guts muts!
Der mulner:
 Ja, lieber herr der apt, so tutsz:
 der wein, der leszt sich gar wol triuken.
Der apt:
 165 Wart, das euch nit die zung werd hinken,
 wann euch der keiser der ret wird fragen.
Der mulner:
 Es ist kein prunn unter wegen.
 Ich beleip dennoch bei meinen witzen.
Der apt:
 Herr, ir wert nu aufsitzen.
 Nu sitzt der mulner auf das wegenlein, so
 ziehen in die pauen in die stuben fur
 den keiser. Der herolt:
 170 Ir durchleuchtiger keiser her,

eur apt ist hie und hat beger,
 woll euch die drei rete raten hie.
Der keiser:
 Wir wollen in gern horen, wie;
 wann groszer weisheit tet im note,
 175 sol er uns die drei sacht errote.
Der keiser:
 Herr apt, habt ir die sacht nu bracht?
Der neu apt:
 Herr keiser, ich habsz kaum erdacht;
 kein diuk ist mir nie seurer worden,
 mir und mein brudern in dem orden,
 180 piz wir die sacht erfunden han.
Der keiser dicit:
 Herr apt, herr apt, nu ratent an,
 wie vil ist wassers in dem mer?
Der neu apt:
 Das sag ich euch, genediger herr,
 das solt ir mir gelauben wol:
 185 das mer ist neur drei kufen vol.
Der keiser dicit:
 Herr apt, sagt, wie mag das gesein?
 Tet man all kufen darausz und drein,
 so kunt man es umb ein tropfen nit sehen.
 Wie tort ir dann ein solchs jehen,
 190 des mers sei neur drei kufen vol?
Der neu apt:
 Des wil ich euch bescheiden wol.
 Wenn grosz genuc weren die zuher,
 so belieh des mers nit ein tropf uber.
Der keiser spricht zun retten:
 Ir herrn, wie gefelt euch die sacht?
 195 Was sol ich thun, dan das ich lach?
 Musz mich dar an benuoen lan.
 Das ander musz er mich auch laszen verstan:
 was sei wir keiser an gelt wol wert?
Der neu apt:
 Herr, gilt der grosch heur als fert?
Der keiser dicit:
 200 Herr apt, er gilt der pfenig sibem.
Der neu apt:
 Ich find in mein puchern geschrihen,
 das eur genade gult vier groschen.
Der keiser:
 Meint ir, wir sein als gar erloschen,
 oder wir sein ansz teig gemacht?
Der neu apt:
 205 Genediger keiser, habt selbs acht!
 Cristus, der ward umb dreissig geben,
 ir gelt kaum achtundzweinzig darneben.
Der keiser:
 Herr apt, herr apt, ich straf euch nit,
 Nu ratend uns hie auch das dritt,
 210 wer ie das geluck am nechsten gewan.
Der neu apt:
 Genediger keiser, so hort an!
 Ich bin der, herr! des gelauben habt!
 Vor was ich ein mulner, iez ein apt;
 und kunt ich lesen, singen und schreiben,
 215 man must mich lan im closter bleiben.
Der keiser:
 Nu tret zu uns, ir alter apt!
 Seit ir mit im gewechselt habt
 und er far euch die dine erriet,
 daramb sollt ir eur lebtag nit
 220 mer apt sein, und gebt im das regiment!
 Mulner, die schlussel nim in die hent
 und nim von im weis und ler.

Der neu apt:
 Euren keiserlichen geuaden dank ich ser!
 Ich bit euch, erlaubt mir acht tag,
 225 pis ich mein mul verkaufen mag,
 das ich sag meiner mulnerin,
 wie sie nu sei ein eptissin,
 und meinen tochtren und kuaben.
 das sie ein munch zu ein vater haben,
 230 im kloster sei ich das hochste haupt.
Der keiser:
 Ja, mulner, das sei dir erlaup!
Der neu apt:
 Ir edeln fursten und herrn, seit gewert,
 wer fur mein kloster reit, get oder fert,
 dem wil ich guten willen beweisen
 235 mit kost, mit futer, nagel und eisen.
 und tut mich darumb nit verschuen,
 das man mich ein mulner hat gesehen.
Ein paur dicit:
 Mulner, seit ir der neu apt und her,
 ich bin eur klostern nechster nachter.
 240 Ir habt mir oft gemaln korn;
 ir wiszt wol, ob es mir ist als wider woru.
 Das muszt ir als im closter plesen,
 darein wir pauren nit muszen.
 So euch das geluck dan troffen hat,
 245 so eszt neur ol, wasser und prot.
Der ander paur:
 Du rotziger paur, was hast du do verkunt?
 Und du hast dich itzo an mein apt versunt:
 ich han dein gespei wol vernumen.
 Mein her apt, der ist mir gotwilkomen.
 250 Warumb heist du in ein mulner?
 Furpas geschweig du solicher mer!
Der dritt paur:
 Herr apt, erlaubet uns ein tanz
 neur piz hinansz die vasnacht ganz!
 Ich musz ie thun ein schnellen lauf.
 255 Mein herr, der apt, zieht auch auf.
 Ir must uns hie machen kirchweih:
 pfeif auf und pfeif in die schalmei!
 Der erst rei, der ist mein,
 es sol dir wol gelonet sein.
Auszschreier:
 260 Herr wirt, merkt, unser herr der keiser
 und der neu apt und sein mitraiser,
 die danken euch eur miltigkeit.
 Unser apt wil auch sein bereit,
 euch in ein solchen wider eren.
 265 Heit wir euch mugen kurzweil meren
 und machen ein guten mut,
 daramb so nemt von uns vergut,
 eur weip und kinder und das hausgesind!
 Got woll, das euch alles leit verschwind!

Zweiter Abschnitt: Prosa.

In demselben Maße, in welchem die Poesie an innerem und äußerem Reichthum verlor, hob sich die Prosa, deren Entwicklung erst gegen das Ende des vorigen Zeitraums begonnen hatte, zu immer größerer Blüthe; sie wuchs gleich mächtig an Umfang, Mannigfaltigkeit und allseitiger Bedeutsamkeit, so daß nicht nur alle Gattungen der prosaischen Darstellung bearbeitet wurden, sondern auch in jeder einzelnen zahlreiche und zum Theil

böchst wichtige Werke and Licht traten. Hatte die Prosa schon im vorigen Zeitraum einen vorwiegend bürgerlichen Charakter, so mußte sich dieser in der vorliegenden Periode noch viel entschiedener ausprägen, als sich auch in dieser vorzugsweise nur Schriftsteller bürgerlichen Standes der Prosa zuwandten und ihre Werke beinahe ausschließlich für ihre Standesgenossen berechnet waren. Nur an denjenigen Erzeugnissen, welche wir am häufigsten mit dem Namen Profsabichtungen bezeichnen können, nehmen auch die höheren Stände noch Antheil; doch auch in diesem Gebiete überwiegt im Ganzen die Thätigkeit der bürgerlichen Schriftsteller, und es ist sogar ein Theil der hiehergehörigen Werke aus dem Volke hervorgegangen. In den übrigen Gattungen der prosaischen Sprachdarstellung herrscht dagegen das bürgerliche Element unbestritten vor, ja sie haben ihre eigentliche Begründung erst im Bürgerthum gefunden. Dies ist namentlich bei der h i s t o r i s c h e n P r o s a der Fall, die ausschließlich von den Bürgern gepflegt wurde, welche nun die Geschichten ihrer Stadtgemeinden in zusammenhängender Darstellung aufzuzeichnen begannen. Und waren auch diejenigen Schriftsteller, welche die r h e t o r i s c h e und d i d a k t i s c h e P r o s a bearbeiteten, wie es die dazugehörigen Werke mit sich bringen mußten, von Geistlichen ausgegangen, so mußten sie doch, da sie vorzüglich auf die große Menge zu wirken beabsichtigten, in ihren Darstellungen den Standpunkt ihrer Zuhörer und Leser festhalten, und ihnen den Charakter bürgerlicher Popularität aufprägen, wobei sie übrigens nur die Bahn weiter zu verfolgen hatten, welche von ihren großen Vorgängern eingeschlagen worden war. Daß jedoch diejenigen didaktischen Werke, welche sich mit philosophischen oder religiösen Speculationen beschäftigten, diesen populären Charakter nur bis zu einem gewissen Grade bewahren konnten, ist in der Natur dieser Werke begründet; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß auch in ihnen das bürgerliche Element den Grundcharakter bildet, wie denn jene Schriftsteller selbst bürgerlichen Standes waren und diesem ihre ganze Liebe und Thätigkeit zugewendet hatten.

I. Profsabichtungen.

Es ist schon im vorigen Zeitraume von einem Versuch gesprochen worden, epische Stoffe in Prosa darzustellen (s. v. S. 564); jetzt, da die Sprache der Prosa sich immer kräftiger entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß dergleichen Versuche wiederholt wurden und immer größeren Anklang fanden. Die Liebe zu den alten Rittergeschichten war in den höheren Kreisen, in so fern dieselben geistiger Beschäftigung fähig waren, noch keineswegs erloschen; dagegen verstand man die Sprache nicht mehr, in welcher sie geschrieben waren; es war daher natürlich, daß man darauf verfiel, sie in ein allgemein verständliches Gewand zu bringen, und so entstanden prosaische Umarbeitungen der alten epischen Gedichte. Weil diese zunächst von den höheren Ständen veranlaßt und für deren Unterhaltung geschrieben wurden, so ist es erklärlich, daß bei deren angeerbter Abneigung gegen alles rein Volksthümliche kein einziges Gedicht aus der deutschen Heldensage eine prosaische Umarbeitung erfuhr. Es ist davon allein der Anhang zum Heldenbuch

ausgenommen, welcher unter der Ueberschrift: „Von Helden, Sezweren und Hiesen“ prosaische Auszüge aus älteren, zum Theil verlorenen Gedichten enthält; aber es ist diese trockene Uebersicht sicherlich nicht zur Unterhaltung für Personen höheren Standes abgefaßt und auch nicht durch solche veranlaßt worden. Außer dieser haben sich noch prosaische Erzählungen „vom hörnern Siegfried“ und „vom Herzog Ernst“ erhalten, allein diese stammen nicht aus den älteren gleichnamigen Gedichten, sondern sind Uebersetzungen, die erste aus dem Französischen, die zweite aus dem Lateinischen. Selbst von den deutschen Gedichten, welche die fremden Sagentheile behandelten, sind nur sehr wenige in Prosa umgearbeitet worden; wir suchen vergeblich nach Umbildungen der Meisterwerke Hartmanns, Wolframs oder Gottfrieds; von den bekannteren Gedichten der älteren Zeit finden wir nur prosaische Bearbeitungen des „Wigalois“ von Wirnt von Gravenberg (1472) und des „Tristan“ von Elhart von Oberg. Wie die höchsten Dichter ihre Stoffe und Vorbilder dem Auslande abgeborgt hatten, so suchten auch jetzt die vornehmen Stände ihre Unterhaltungslektüre in der Fremde, besonders bei den Franzosen, die auch schon früher begonnen hatten, ihre alten Rittergedichte in Prosa aufzulösen. Diese französischen Prosaromane wurden nun in zahlreichen Uebersetzungen nach Deutschland verpflanzt; sie wurden hauptsächlich von fürstlichen Frauen begünstigt, ja mehrere sind selbst von solchen abgefaßt worden. Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, übersetzte (1437) die Geschichte von „Lother und Maller“ (welche in neuerer Zeit von Fr. Schlegel nach einer Handschrift neu bearbeitet wurde) aus dem Französischen, in welche Sprache sie (1407) von ihrer Mutter Margaretha, Herzogin von Lothringen, aus dem Lateinischen übertragen worden war; später verdeutschte sie die Geschichte des „Hug Schaweler“, welche lange Zeit ein Lieblingsbuch gewesen zu sein scheint. Eleonore von Schottland, Gemahlin Herzog Sigmunds von Oesterreich, übersetzte den Roman „Pontus und Sidonia“ ebenfalls aus dem Französischen. Niclas von Wyle, auf den wir unten zurückkommen, wurde zum großen Theil durch fürstliche Frauen, mit denen er in näherer Verbindung stand, zu seinen Uebersetzungen veranlaßt. Unbekannt ist dagegen, ob auch die „Geschichte von den Haimonskindern“, von der wenigstens zwei von einander abweichende Uebersetzungen vorhanden sind, und die Erzählung „von der schönen Melusine“, welche Häsring von Ringoltingen (oder Kuggeltingen) von Bern im J. 1456 aus dem Französischen in die Muttersprache übertrug, auf ähnliche Veranlassung nach Deutschland verpflanzt wurde; doch wenn dies auch nicht der Fall war, so haben doch die Uebersetzer ohne Zweifel bei ihrer Arbeit nur die höheren Stände im Auge gehabt, oder waren durch deren Vorgang angeregt worden; und so mag es wohl auch mit den übrigen Werken der Art der Fall sein, von denen wir noch folgende erwähnen. „Valentin und Ramelos“ wurde schon im J. 1465 und später wieder (im J. 1521) von Wilhelm Zieley von Bern aus dem Französischen übersetzt; letzterer fügte noch die Geschichte von „Dilvier und Artus“ hinzu. Ein Unbekannter verdeutschte

den Lanzelot aus dem Französischen des Gautier *Maiv*; es ist dies der umfangreichste aller Romane der Art. Bekanntester als alle diese ist der „*Fortunatus*“, dessen wahrscheinlich sehr alter Stoff sich an die Sage vom Roland anschließt. Es ist nicht bekannt, aus welcher Sprache er ins Deutsche überetzt wurde, es ist jedoch wahrscheinlich, daß dem Bearbeiter ein französischer Text vorlag, ob gleich Alles vermuthen läßt, daß der Stoff spanischen Ursprungs ist.

Alle diese und einige andere Romane haben für uns, eben weil sie nur Uebersetzungen fremder Vorbilder sind, nur untergeordneten Werth, um so mehr, als sie sich beinahe durchgehends keineswegs durch eine erfreuliche und selbstständige Darstellung auszeichnen; vielmehr ist der Styl derselben raub und unbeholfen und trägt nur allzu sehr das Gepräge der fremden Sprache, aus der sie entnommen wurden, ohne daß es jedoch den Uebersetzern gelungen wäre, sich die naive Anmuth auch nur von ferne anzueignen, welche der französischen Prosa der damaligen Zeit einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht. Dagegen gewinnen die meisten dieser Romane für die deutsche Literaturgeschichte dadurch hohe Bedeutung, daß sich aus ihnen im folgenden Jahrhundert diejenigen Erzählungen entwickelt haben, welche wir unter dem Namen *Volkssbücher* begreifen. Daß dieses aber geschehen konnte, liegt nicht allein in ihrem abenteuerlichen und märchenhaften Inhalte, der das Volk allerdings mächtig anziehen mußte, sondern auch in dem eigenthümlichen Gange der darin erzählten Geschichten. Denn in beinahe allen finden wir eine für jene Zeit merkwürdige Vermischung der Stände, von welcher die alten Rittergedichte keine Ahnung hatten. Während in diesen der Adel allein den Mittelpunkt aller Erzählungen bildete und Personen aus den nichtadeligen Ständen nur in untergeordneten Beziehungen erschienen, die Kluft zwischen Volk und Adel so mächtig war, daß sich nicht einmal der Versuch zeigte, sie zu überschreiten^{*)}, herrscht in den neueren prosaischen Romanen dagegen beinahe durchgängig das Bestreben, diese Kluft zu vernichten. Bald sind die Helden Leute aus den niedersten Ständen, welche sich zur höchsten Würde schwingen, wie im „*Fug Schaweler*“, bald sehen wir, wie die Liebe fürstliche Frauen mit Männer untergeordneten Ranges, oder umgekehrt und häufiger, wie sie einfache, aber durch Schönheit und Tugend hervorragende Bauernmädchen mit Fürsten und andern Großen verbindet. So bricht auch hier der wachsende Einfluß des bürgerlichen Elements hindurch, und wie später im achtzehnten Jahrhundert, so haben auch im fünfzehnten die höhern Stände unbewußt und gegen ihren Willen die Schranken durchbrechen helfen, welche sie von den untergeordneten Klassen schieden, indem sie diejenigen Ideen in ihre Dichtungen aufnahmen und durch sie verbreiteten, welchen sie in der Wirklichkeit so schroff und feindselig entgegenstanden.

Neben diesen größern Romanen finden wir eine reiche Zahl von kleineren Erzählungen, Novellen, Schwänken, Anekdoten und Märchen, Fabeln und moralischen Weisheiten, welche theils aus Umbildungen alter Gedichte ent-

standen, theils aber ebenfalls aus der Fremde entlehnt sind. Eine hauptsächlich Quelle derselben waren die alten Novellen- und Märchensammlungen, die „*sieben weisen Meister*“ und die „*Ibarten der Hölmer*“, welche wir unten genauer betrachten werden. Wenn auch nicht so häufig benutzt, geben zwei andere Sammlungen doch mannigfaltigen Stoff zu kleineren Erzählungen und Novellen. Die eine ist das „*Directorium humanae vitae vel parabolarum antiquorum sapientum*“ des Johannes von Capua, welches unter dem Titel: „*Buch der Weisheit der alten Weisen*“ (auch: „*Buch der Weisheit*“ oder „*der alten Weisen Exempel*“ vgl. ^{*)}) häufig ins Deutsche überetzt und gedruckt wurde.^{*)} Die andere ist die „*Disciplina clericalis*“ des Petrus Alfonsus, eine Sammlung von neun und dreißig Geschichten, welche die Ermahnungen eines Vaters an einen Sohn erläutern sollen.^{**)} Neben ihnen wurden hauptsächlich die italienischen Novellisten benutzt, unter welchen außer Boccaccio noch Sacchetti, Grazzini und Straparola zu erwähnen sind, deren Novellen auch von den dramatischen Dichtern benutzt wurden. Es ist begreiflich, daß der größte Meister der italienischen Novellendichtung am meisten anzog; Boccaccio wurde schon sehr frühe vollständig überetzt: die älteste Ausgabe erschien wahrscheinlich schon gegen 1472; einzelne Novellen wurden von Niclas von Wyle und Albrecht von Cöbe überetzt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch andere Uebersetzungen verfaßt wurden, die entweder noch nicht wieder aufgefunden worden oder ganz verloren gegangen sind. Wie Boccaccio's *Decamerone*, so wurde auch sein lateinisch abgefaßtes Buch „*Von den berühmten Frauen*“ überetzt; diese Uebersetzung verdanken wir dem Heinrich Steinhöwel, welcher überdem noch den „*Apollonius von Tyrus*“, einen weisheitsreichen Roman, dem eine griechische Erzählung zu Grunde liegt,^{***)} aus dem Lateinischen übersetzte. Wichtiger ist seine Uebersetzung der „*Fabeln des Aesop*“, welcher er eine sagenhafte Lebensgeschichte des Dichters vorsetzte; es bietet dieselbe in ihrer Auffassung wesentliche Aehnlichkeit mit der Geschichte des „*Wollulenspiegel*“, welche wahrscheinlich gegen Ende des Zeitraums zum ersten Male gedruckt erschien, so wie auch mit der von „*Salomon und Markolf*“, die im 15. Jahrhundert aus einem lateinischen Original in deutsche Prosa gebracht wurde.

Die sieben weisen Meister.

Wir haben über den Ursprung des Buchs „*Von den sieben weisen Meistern*“ schon oben.

^{*)} Dieses Buch ist indischen Ursprungs; es wurde gegen Ende des 6. Jahrh. ins Persische, im 8. Jahrh. unter dem Titel „*Kalila und Dimna*“ ins Arabische, sodann vom Rabbi Joel ins Hebräische und im 13. Jahrh. aus dieser Sprache von Johann von Capua, einem getauften Juden, ins Lateinische unter dem oben angegebenen Titel überetzt.

^{**)} Petrus Alfonsus, ein spanischer Jude, welcher zu Anfang des 12. Jahrh. zum Christenthum übertrat, entlehnte seine Erzählungen, wie er selbst sagt, arabischen Märchenbüchern.

^{***)} Schon früher, gegen Anfang, hatte Heinrich von der Neuenstadt (f. v. S. 165) diesen Roman in deutsche Reime gebracht.

^{*)} Die Geschichte vom „*Armen Heinrich*“ (s. oben S. 337) kommt hier nicht in Betracht, da in derselben überhaupt nicht Verhältnisse des ritterlichen Lebens dargestellt werden.

als wir die gereimte Bearbeitung desselben besprachen, in kurzen Umrissen das Röhige gesagt (S. 668); es bleibt uns hier nur noch übrig, die vorsätzliche Bearbeitung desselben näher zu betrachten. Wann dieselbe verfertigt wurde, ist unbekannt; doch scheint sie kaum früher als in die Mitte des 15. Jahrh. gesetzt werden zu können, da selbst die ältesten Handschriften nicht viel älter sind, als die Drucke, deren frühestes vielleicht der von 1473 (Augsburg, Joh. Bäumlcr, Kol.) ist. Die einzelnen Handschriften und Drucke weichen zwar in so ferne von einander ab, als sie offenbar von verschiedenen Bearbeitern herrühren, jedoch stammen sie eben so unzweifelhaft von einer und derselben Quelle. Leider konnten wir nur Eine Ausgabe, die von 1486 (Augsburg bei Hans Schönsperger, Kol.) benutzen, welche zudem in dem uns zugänglichen Exemplare unvollständig war. Die Einkleidung ist dieselbe, wie in der vortischen Bearbeitung des Büblers, und auch die einzelnen Geisichten, die von der Kaiserin und den Rüstern erzählt werden, sind die nämlichen. Die Sprache ist einfach, von großer Lieblichkeit und natürl. Anmuth, welche einen eigenthümlichen Zauber über das Ganze verbreitet; es ist die Darstellung um so mehr hoch zu schätzen, als sie sich, obgleich das Buch gewiß unmitttelbar aus dem Lateinischen übersezt wurde, durchaus an die Sprache des Volks lehnt, und alle fremden Formen und Wendungen beinahe durchgängig vermeidet, welche bei späteren, selbst guten Schriftstellern so unangenehm berühren und auf die weitere Entwicklung der Prosa von schädlichem Einflusse waren.

Wir theilen die schöne Erzählung von dem Hunde und der Schlange mit, welche auch später öfters, in Deutschland von Hans Sachs, bearbeitet wurde.

Des ersten meisters Rancillas beyspiel von der Schlange.

Es was ein ritter, vnd der hett neür einen sun, als ir auch habent. Vnd den hett er als lieb, baz er im bren ammen zügab, die sein pflegen solten, besunder eine, die in füret, die ander, die in seubert, die brait, die in solt ravenzen ze schlaffen. Dar zü bitt er zwey binag, die selben er auch über alle maffe lieb hett, mit namen einen fast gütten falken, vnd auch einen gütten hund. Vnd was der hund der art, wann der herr wolt reiten in einen streit, vnd solt im woll gelingen, so tötet der hund bren ober vier spring vor dem rosse; solt es im aber übel aen, alsbalde der herr auff das roß gefasse, so nam der hunde des roß schwanz in das maul vnd schreie vnd heület gretülichen. Vnd bey den zwey zeichen ward der ritter alle mal jenen, wann es im wol oder übel solt aen in dem streit. Auch hatt er den falken darumb lieb, dann als off er mytt im auß reytt bahffen, so vienge er alle mal, das er nimmer nit ler kam. Dem ritter was auch auß der maffen woll mit fieden vnd thurniern. Vnd darumb so berüffet er eines malz ein hofe zü seinem schlosse, dabin auch vil äüter leüt komen. Also waynente sich der ritter vnd rait auch czü dem schimpff. Nach dem so gienge sein hauffrauw vnnach vnd auch das ander hofaeinde, vnd auch des kindes ammen all vnd lieffen das kind einig ligen in der wiegen; vnd beleib niemant in der pür, dann das kind, auch der hunde vnd der falk. derselbe hünd auff dem rid. Nun laq ein schlana in der pür verborgen in einem loch, vnd das west niemant. Vnnb als der schlana niemant mer in dem schlosse merket, so tötet er sein häubt auß dem loch vnd sach niemant, dann dz kind in der wiegen ligen. Vnd also gieng er berauß gen, der wiegen vnd wolt das kind da jnen ertötet haben. Do nun der falk das ersach, das der schlana gegen der

wiegen gieng vnd das kind töten wolt, do sahe er den hund an vnd gewarret, das er schließ, vnd ward sich nun fast auf dem rid schwingen, vnd schlug fast mit den fettachen, recht als ob er sprech: hunde, ste auff vnd komme dem kind ze hilff gegen dem vnreinen schlana. Der hund erwacht von dem geben der flügel des falken vnnb sach den schlana gegen der wiegen aen; do sprang er in jorn an im vnd sy wurden vast mit einander streiten. Nun was der schlana fast vngheür vnnb groß, vnd wolt nit erwinden: er wolt das kind he töten. Der güt vnd getreu hunde wolt das nit verhenzen; er wolt ee darumb sterben. Vnd do sy also mit einander faste vnnb lang gefachten, do bahß der schlana den hund fast sere, also das vil plütes von im vergossen wurde vnnb auch baz etreich vmb die wiegen allenthalb plütig vnd schwaiffa warbe. Vnd als nun der hunde entfand, dz er so fere wurde was, do für er gar vngestümlich an den schlana, baz sy die wiegen vmb wurffen. Doch so bette die wieg vier stollen, also das des kindes antlig baz etreich nit berühren mochte. Also zülsezt überwand der hund den schlana vnd tödtet auch in; nach dem selben leget sich der hund zü der mauer vnd sedet sein wunden.

Als nun der schimpf des hofes ein end nam vnd zergienq, do kamen des kindes ammen des ersten eingelaufen vnd sahen, baz die wiege vmbgeworfen was, vnd baz die erd vnd der hund blütig waren. Do sprachen sy zü einander: „O we! Der hund hat das kind getöt!“ vnd waren nit als weis. baz sy die wiegen auf hüben vnd den schaden ebgentlichen erküen, wie groß der ware. Darnach sprachen sy zü einander: „Wir söllen fliehen, baz vns vnser herr die schuld nit züziehe vnd vns tödt!“ Do sy also in der flucht waren, do beagete in die frau vnd sprach zü in, wo sy also bald hin wolten? Do sprachen sy: „O we, frau! wee euch vnd vns! Wann eüwer hund, den der herr lieb hat geabbt, der hat eüwer kindt, baz vns empfolhen ist getwenen ze bewaren, ze tob geßisen, vnd liqt des kindes blüt allenthalben vmb die wiegen geschütt.“ Als nun die frau, des kindes müter, baz erhört, do viel sy auf die erd vnd geüb sich übel vnd sprach: „Ach mir armen, was sol ich nun thun? Mch bin ich beraubt meines ehnigen lieben suns!“ Vnd in dem als sy die flaa füret, do kam der ritter geritten zü dem schimpf, vnd fraget die frauen, warumb sy also thet? Do saget sy im, als ir gesagt was. Des ward der ritter ser betrübt vnd stünd von dem roß vnd aiena in den palast, do der hund laq. Als nun der getreu hund seinen herren berren sate, do stünd er auff in der krantheit, als er mocht vnd als er ein gewonheit bet, vnd grisset seinen herren mit seiner gebärde. Der ritter zoch sein schwert auß vnd schlug seinem getreuen hunde baz haubt ab. Do nun baz geschach, do aienq er zü der wiegen vnd hüß die auff vnd fund sein kind gesunt vnd den schlana bey der wiegen tod ligen vnd sere zerßissen. Do erkennet er vnd empfand bey gewissen zeichen, das der hund den wurm getödt bet, auch dem kind, das in der wiegen laq, ze hilff kommen was vnd von dem tob erlößt bet. Do schry er mit lauter stumm vnd sprach also: „O wee vnd ymer wee! Ich habe meinen gütten hund getödt von meines weibs wegen, der auch meinem kind sein leben behalten hat vor der schlana! Ich wil mir selbs büß darüber aeben!“ Vnd alsbalde zerbrache er sein gesper in dreü stück, vnd aienq zü dem bethigen arab vnd dienet gott vnd tet sich aller üppikeit der welle ab vnd belib sein lebtag ein fällig man.

Gesta Romanorum.

Eine ähnliche, nur noch viel größere und reichhaltigere Sammlung ist die, welche unter dem Titel „Gesta Romanorum“ bekannt und um das Jahr 1430, nach Andern schon im 13. Jahrh. in lateinischer Sprache verfaßt worden ist. Es gibt verschiedene, zum Theil sehr abweichende Bearbeitungen des lateinischen Buchs, und auch die deutschen

Nachbildungen welchen sowohl einander, als von den lateinischen Vorbildern ab; so ist das Buch von den sieben weisen Meistern in einige derselben ganz, in andere nur zum Theil übergegangen; die nächste Quelle des ersten Verfassers mag aber die Sammlung des Petrus Alfonsus (f. v. S. 744) gewesen sein. Daraus ergibt sich schon, daß der Titel des Buchs „von den Thaten der Römer“ keineswegs seinem Inhalte entspricht; weit entfernt, eine Geschichte des mächtigen Volks mitzutheilen, enthält es vielmehr eine Menge erdichteter Erzählungen, welche mehr oder weniger bekannten Personen aus dem römischen Alterthum zugeschrieben werden; ja meistens sind sogar die „Kitter“ oder Kaiser, denen die erzählten Begebenheiten beigelegt werden, selbst erdichtet. Es sind die Gestalten der Römer somit nichts Anderes, als eine Sammlung von Erzählungen, Anekdoten, Sagen, Märchen und Legenden, welche sämtlich auf die römische Kaisergeschichte zurückgeführt werden, die aber zugleich das Gepräge der Zeiten und Sitten des Ritterthums an sich tragen. Späteren Ursprungs scheinen die den Erzählungen beigelegten moralischen Betrachtungen zu sein, in denen irgend eine Lehre aus den erzählten Begebenheiten gezogen wird. Die Sammlung erhält dadurch eine große Wichtigkeit, was auch von den andern ähnlichen Büchern gilt, daß sie uns durch die mitgetheilten Erzählungen ein recht anschauliches Bild von den Sittenzuständen des früheren Mittelalters und der späteren Zeiten gibt, in welchen sie zur allgemeinen, weitverbreiteten Lieblingslektüre wurde. Diese Zustände sind jedoch keineswegs erbaulich, indem verbotene Liebe, Sinnlichkeit, Ehebruch und die mannigfaltigsten listigen Anschläge, die Sünde zu verbergen oder ihre Folgen unschädlich zu machen, den Grundzug der aufgenommenen Erzählungen bilden, unter welchen sich jedoch auch manche befinden, welche schöne und erfreuliche Seiten des Menschenherzens eröffnen, und uns mit dem Troste erfüllen, daß selbst in den verderbtesten Zeiten immer tüchtige und wahrhaft tugendhafte Gemüther zu finden sind, welche von der allgemeinen Verderbnis unberührt bleiben und die Gewähr darbieten, daß auch diese mit der Zeit überwunden werden könne.

Die Gestalten der Römer sind für die Prosadichtung von außerordentlicher Wichtigkeit, indem sie zum großen Theile als die unmittelbare Quelle der zahlreichen Novellen und Erzählungen angesehen werden können, die besonders in Italien hervortauchten und sich von dort über das übrige gebildete Europa verbreiteten. Dagegen haben sie auf die deutsche Literatur keinen großen Einfluß ausgeübt, ob sie gleich vielfältig sowohl im lateinischen Text herausgegeben, als in die Muttersprache übersetzt wurden; doch haben sie unter Anderen auch den späteren Dramatikern, namentlich dem Hans Sachs, Stoff zu ihren Dichtungen gegeben.

Es ist unbekannt, von wem und wann die deutschen Uebersetzungen der Gesten abgefaßt worden sind. Es hat deren wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert gegeben, doch scheinen sich keine Handschriften aus dieser Zeit erhalten zu haben; die ältesten Drucke stammen aus den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts.

Wir theilen den Abschnitt mit, in welchem vielleicht die erste Gestaltung des Märchens vom Fortunatus zu erkennen ist.

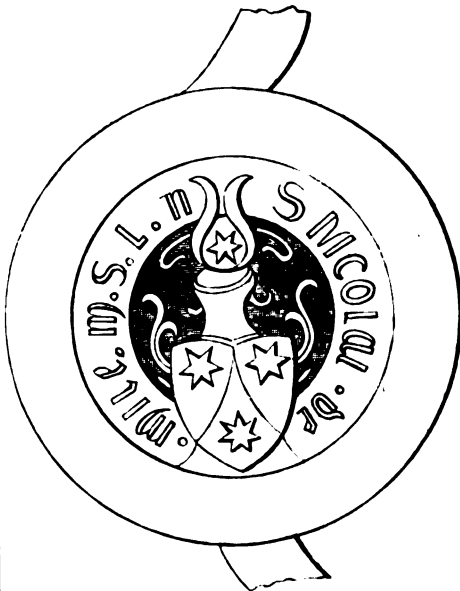
Von kunig Dario, der seinen brhen jenen schüß, einem das erbe, dem andern die heraischeffe, dem dritten die kleinat.

Darius was eyn gewaltiger künig zü Rom, der hette drei sün, die waren im gar lieb. Vnnb da er stercken solte, da schüß er dem ersten sun das reich vnnb alles erbe, dem anderen die heraischeffe vnnb alle farenbe habe: dem dritten schüß er drey kleinat: ein fingerlin, ein hefflin vnnb ein ebeles tüch. Das fingerlin hette die tugent, wer es an der hant trüg, dem müßt aller menaglichen holbe vnnb genädig sein, vnnb was er von im begeret, tes warbe er alles tüch. Das hefflin hette die tugent, wer es an seinem heregen trüg vnnb des er möglichs begert, das geschähe. Das tüch hette die tugent, wer darauf saß vnnb begeret, wa er in der welt wolt sein, do was er gehand, vnnb die kleinat het Virgilius mit zaubrei also ze wegen pracht. Vnnb da er dem jüngsten sun die drey kleinat geben hette, do sprach er: „Mein lieber sun Jonathas, die drey kleinat gibe ich dir, vnnb die hat dein müter in irer gewalt; vnnb wenn du eines bedarffst, so sol sy dir es geben.“ Vnnb gehand nach dem geschefte starb der künig; do warbe er wirbigklichen zü der erben behäret. Darnach vnderwunden sich die zwen brüder des, das in geschaffet was; der dritt sun vorbert daz fingerlin, denn er wolt in fremde lande der lernung nach ziehen. Te sprach die müter: „Ich gib dir das fingerlin, das du vnnb lernest, vnnb hüte dich vor bösen werben, das du das fingerlin nit verlierest!“ Do jöbe Jonathas zü der lernung vnnb lernet gar vast. Vnnb nit überlange darnach begegnet im gar auffermalen ein schöne iundfraw vnnb tugenthaft; die fürt in mit jr heym, dabey er lang belibet hat sy gar lieb. Nun het Jonathas das fingerlin an der hant, dauon er lieb gehabt warbe von aller menaglich, vnnb warumb er sy hat, des warbe er gemeret. Nun sprach sy eins tages czü im: „Es spricht aller menaglich, sehd du weber golt, noch silber hast, so nem si war, der, das du so wol lebst vnnb keinen geprechen hast.“ Da antwurt er jr vnnb sprach: „Got mag mir mer, dann gold vnnb silber geben, dann er ist gewaltig.“ Doch überkame sy in mit listen vnnb mit güter rede, das er jr saget von dem fingerlin vnnb seiner tugent. Do sprach jr eins tags: „Du bist alltag bey den gesellen in wirtschafft vnnb in freuben, du möchtest wol der tag eins das fingerlin verlieren: dauon gib mirs zü behalten, denn ich wil es dir treulich behalten.“ Da glaubet er iren worten vnnb gab irs zü behalten, vnnb gehande verlor er den zunn gegen den leuten, so das im zerunge abging. Do er das empfande, do vorbert er sein fingerlin wider, das sy im das gab. Do sprach sy, sy wolt es thün vnnb ging in die kamer vnnb tete die listen auff vnnb sprach: „Wee, wee! es sind die dieb kummen vnnb habend die listen aufgeprochen vnnb haben mir das fingerlin gesolen!“ Da mochte er nit wider vnnb kam also vnnb das fingerlin. Do Jonathas hort, das man jr das fingerlin mit sampt anderem solt genommen haben, da erschrad er gar fere vnnb wainet bitterlichen, wenn er nit mer zerung hette; vnnb bedacht sich darnach nit laneg, vnnb machet sich auff den weg, vnnb gieng heym mit grossem laid vnnb flaget die geschicht seiner müter. Die sprach: „Habe ich dir nit gesagt, du solt dich vor weiden hüten, durch daz du daz fingerlin nit verlierest? Daz hastu nit getan! Nun gibe ich dir noch daz hefflin, vnnb zeuße wider czü der lernung. Do begegnet im sein freubin, die empfieng in schon vnnb fürt in mit jr heym. Da lebet er aber frelich mit grosser zerung, als er vor het getan. Do daz sein freubin empfand, die cruorschet es im aber ab, daz er jr saget, er genuffe der tugent des hefflins; vnnb da er daz hort, da überredet sy in mit güter rede, vnnb gheiet im, sy wolt sein das hüten, wenn des fingerlins, das ers irs czü behalten gab. Vnnb do sy des auch in jr gewalt pracht het, da laichet sy in aller jach gleich darnach, als si in vor vnnb das ringlin gelaichet het. Do das geschähe, da ward er erzurnet vnnb sprach: „Du hast mich vor vnnb das fingerlin gelaicht vnnb laichet mich nun vnnb

das hefflin, das ich dir auff dein treue vertrauet hab.“ Sy laugnet ser vnd sprach mit vil schwuren, sy hette es verloren vnd wære ir geholen worden. Do er sahe, das er das hefflin ye verloren het, da gieng er trauriger mit grossem czorn von jr vnd gieng wider heim zü der mütter. Vnd da er jr sagt, wye er vmb das hefflin kumen was, do erschrad sy fere vnd sprach: „Lieber sun, warumb hastu jr souil getrawet, seyd sy dich vor betrogen hete? Dauan biß noch wißig, wann du hast nicht mer, dann das edel tuch; vnd so du das an wirdest, so bist du verdorben: dauan hüt sein, ob du wilt; vnd auch wiß das, ob du es verloreust, so frage zü mir nit mer, wann ich dir nichts mer eze geben hab.“ Do name der sun das tuch, vnd gieng damit von dannen, vnd gedacht anderwegen, wie er sich an seiner freundin rechen wolt. Vnd da er in die stat kam, da gieng er in jr haus, vnd da sy in ersähe, da empseng sy in ichone. Darnach eines tages braitet er das tuch auf in dem haus vnd saß darauf vnd bat sy, das sy zü im säß; vnd do sy das tete, da wünschet er, das sy zü ende der welt in eyner mildt. nus, da nie kein mensche ein kumen was, waren. Das geschähe zehand. Vnd do si ersähe die wilbin, da sy inn was, do fraget sy in, wa sie wære; do saget er, sy wär zü ende der welt, vnd sprach: „Nur allein du sagst mir, wa du mein fingerlin vnn mein hefflin bringest dabeist, vnd das es mir auch wider werde, sunst fare ich von dir vnd laß dich hie die wilden tier verzehren vnd essen.“ Do sy das erhorte, da saget sy im, sy het sy deheim vnd wolt jms gerne geben, sobald sy heim kün. Vnd da Jonathas das hort, der was fro, vnd in den freuden entschlief Jonathas. Vnd do si das ersähe, do stünde in gemachlichen auff von im vnd eßte das tuch bey ainigen auß im, biß das sy es gar gewan. Do saß sy darauff vnd wünschet heim: das geschähe. Sy für zehand heym vnd verlies in dort in der wiltnuß. Vnd do Jonathas erwachtet vnd sahe, das er von dem weib also betrogen was, do wainet er gar ser vnd tete jämmerlich vnd sprach: „Verflucht sei der tag, an dem ich geboren bin, seid ich von dem weib als vil leiden sol!“ vnd west nit, wie er thün solt, vnd hüb sich doch auf vnd gieng lang mit großen forchten, biß er doch zum letzten an ein wege kam; dem gieng er nach vnd kam vorletzte zü einem baum, der was voller schöner frucht: der sprach er vnd affe, wann er gar hungerig was. Vnd als bald er jr nur ambiß, da wurde er voller auffsezi. Vnd da er das empfand vnd sahe, da sprach er aus grossem grimmen: „Ach Got, ich sihe erst, das mein vngeluck sein ennd haben wil!“ vnd bat Got, das er in sterben ließ. Vnd do er lange also klaget, do kam er ezu einem andern baum, der was auch voller fruchte. Vnd do er dye sach, do gedacht er in im selbst: „Ich wil die frucht auch essen, ob ich villeicht gar sturb, damit ich doch auß meiner vnsele erlediget werde.“ Vnd do er die affe, zehand ward er rain von aller auffsezi. Vnd do er das empfand, do sprach er: „O Got, was hast du nur mit mir gedacht, das du mich souil lasse versuchen?“ Vnnam nam zehand diser frucht vnd auch der ersten vnd trug mit im; vnd gieng also manigen tag, daz er sich nur der feigen neret. Vnd kam zelezte in ein groß künereich, vnnam sahe vor im ein groß mechtigs haus; von dem lieffen zwen man wolbeklaidet vnnam fragten in, wer er wär. Do sprach er: „Ich bin ein bewarter arzet, der alle flechtumb wol hüffen kam.“ Do sprachen die zween: „Verleibend jr euch, das jr vnserem herren dem künig geheissen möchtent von seinem prechen, der ist außsezig, so wissent, das euch belonet wirt nach allem eurem willen; ist es aber, das jr des nit thün mügt, so nemt ewch vmb in nit an, wann manger das leben darumb geben hat, der jm nit helfen kund.“ Doch sprach er: „Mit Gotes hilffe wil ich im helfen!“ Do ward er zü hand mit großen freiden für den künig geführt, der lag in einem bedt vnd was krank; vnnam da er in ersähe, des freuwet er sich gar fere. Do gabe im Jonathas der guten feigen eine geessen, die wurdet an im also, dauan er vor

dem dritten tag ganz rain vnd gesundt was, also das er gieng, wa er wolt, vnd im nichts geprauch. Des dandet im der künig ser, vnd gab im vnnemlich großes güt. Nun enthielt sich Jonathas so lang da, biß das schiff kament von der stat, darinnen das studium oder vniversitas was, da er zü der lernung gegangen was; darauff leget er die hab, die im der künig hat geben, vnd saß selb auch darauff vnd für dahin in die selben stat; vnd da er dahin kam, da gab er sich für, er wär ein bewarter arzet. Nun als sich dann ein ding schiden, oder, als man gemeinlich spricht, fügen sol, was sein freundin von hilff der dreier kleinat so reiche worden, das man sye für die reichsten eine scheeret, so ye in der stat wär. Die was nun frand, vnd da sy vernam, das so ein güter arzet dahin kumen was, da sandt sy nach im; vnd do er kam, do bat sy in fere, das er jr hulffe, was er noch gesünd vnd erkannt sein nit. Aber er kannte sy wol. Do sprach er: „Zraw, wolt jr gesünd werden, so müßent jr ganz beichten, ob jr ichts vnrechtes güttes innen habt: das bekennet, vnd so jr das gethan habt, so hoff ich, ich wöll euch nit der hilff Gots wol helfen zü eur gesuntheit.“ Do das die frame horte, die zwange jr großer schmerz vnd krankheit, das sy im ganz beichtete, wie sy dem jungen Jonathas vmb drew clainat gelaicht hete, vnd die lägen ezu jren haubten; sy wist aber nit, ob er lebendig oder tod wär. Vnnam da er das hort, sprach er: „Nun wil ich euch wol helfen!“ vnd gab jr der feigen eyne, dauan sy zehand auffsezig ward, vnnam von den überigen meetazen ward sy zehand überladen vnd rang mit dem tod. Vnnam do nam Jonathas die drew kleinat vnnam ander jre kleinat, vnd saß auf daz tuch vnd für sein straz heim zü seiner mütter vnd brüder. Vnd do die mütter hort, das er dye kleinat noch alle drew hatte, die was des gar froh: vnd über trafe darnach die anderen brüder all an weisheit. Vnd wurde nach dem tode des eltern brüders zü leiser, vnd het daz reich gewaltiglichen jenen biß an sein ennde.

Niclas von Wyle.



Das Städtchen Bremgarten im Aargau, welches wir schon als Geburtsort Walthers von Rheinau (S. v. Z. 296) genannt haben, war auch die Heimath des trefflichen Niclas von Wyle, der

unter den Privatern der Zeit eine hervorragende Stelle einnimmt. Im ersten Viertel des 15. Jahrh. geboren, erhielt er wahrscheinlich seine erste Bildung im nahen Zürich, wo er Verwandte hatte, denen er vielleicht auch seine Anstellung als Schulmeister in der durch Wohlstand und Bildung blühenden Stadt verdankte. Wann dies geschah und wie lang er dort verblieb, ist ungewiß; wir wissen nur, daß er zu dieser Zeit die Freundschaft des eben so edlen als unglücklichen Felix Hemmerlin erwarb, von dem er selbst berichtet, daß er ihm damals und auch später mehr Gutes gethan habe, als ihm nach Vater und Mutter von irgend einem Menschen erwiesen worden sei. Dieser gelehrte und gemüthreiche Mann blieb sicherlich nicht ohne großen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung und den Charakter seines jungen Freundes, der noch in späten Jahren seiner mit so viel Liebe gedachte. Von 1445 bis 1447 war Nicolaus Rathschreiber in Nürnberg, wo er sich verehelichte und das Bürgerrecht erwarb. Ob er auch dort, wie später in Eßlingen, nach der gewöhnlichen Annahme, junge Leute in seinem Hause hatte und diese in der „Kunst des Schreibens und Dichtens“ unterrichtete, ist wenigstens ungewiß. Von 1447 bis 1450 verschwinden alle bestimmten Nachrichten über ihn; es ist daher zu vermuthen, daß die weiteren Begebenheiten, von denen er beiläufig berichtet, in diese Zeit fallen. Er erzählt nämlich, doch ohne Angabe der Zeit und der näheren Verhältnisse, zweimal in Bottschaft eines Fürsten bei der Markgräfin Barbara von Mantua, gebornen Fürstin von Brandenburg, in Italien gewesen zu sein, ferner daß er mit der Markgräfin Katharina v. Baden, gebornen Herzogin v. Oesterreich, als deren Kanzler an dem Hofe des römischen Kaisers sich aufgehalten habe. Im Jahre 1450 ward er Stadtschreiber zu Eßlingen, was er, wohl nicht ohne Unterbrechung, bis 1469 verblieb, in welchem Jahre er wegen eines Streits mit dem Rath aus der Stadt flüchten mußte. Doch trat er gleich darauf (1470) als Kanzler in die Dienste des Grafen Ulrich von Württemberg, in welcher Stellung er noch im Jahre 1478 war, aus welchem die Vorrede zu seinen gesammelten Schriften datirt ist; von seinem weiteren Leben ist uns eben so wenig bekannt, als von seinem Tode.

Die mannigfaltigen Beziehungen, in welchen Nicolaus stand*), lassen ihn schon als einen bedeutenden Mann erscheinen, der gleich thätig und erfahren in Geschäften, als angenehm und geistreich im Umgange gewesen sein muß. Er war vielseitig gebildet, ja selbst gelehrt und er war ganz besonders mit der Literatur der Römer und der neuen Italiener innig vertraut, deren geistige und künstlerische Zeiten er mit sicherem Takt und Geschmac auffaßte. Schon früh, als er noch in Nürnberg war, zeigte er große Liebe zur Mutter Sprache, aber wahrscheinlich mag sein Aufenthalt in Italien, wo er sich überzeugte, wie die

klassischen Studien so wohlthätig und erfolgreich auf die Ausbildung und Entwicklung der italienischen Sprache und Literatur gewirkt hatten, den Entschluß in ihm zur Reife gebracht haben, auf demselben Wege und durch die nämlichen Mittel die deutsche Sprache zu heben. Er benutzte die Muße, die ihm sein Amt in Eßlingen von Zeit zu Zeit gewährte, zu Uebersetzungen bedeutender Schriften theils alter Schriftsteller, wie des „goldenen Esels“ von Lucian, vorzüglich aber Neuerer, die in klassischem Latein geschrieben hatten. Bei diesen Uebersetzungen ging er mit außerordentlicher Sorgfalt zu Werke, und bemühte sich namentlich, die rhetorischen oder poetischen Wendungen und Ausdrücke mit der größten Genauigkeit, aber in der That auch mit Geschmac wiederzugeben. Zwar ist er, ohne Zweifel von dem Vorgange der Italiener verleitet, in seinen Uebersetzungen oft geradezu slavisch, und seine Darstellung wird dadurch öfters steif und unklar, ja sie erhält durch seine Bemühung, den lateinischen Periodenbau nachzubilden, ein fremdartiges Gevräge, das ihr viel von der Schönheit raubt, nach welcher er so unablässig strebte, und es ist anzunehmen, daß gerade diese Schattenseite seines Stils viel dazu beigetragen hat, daß seine Schriften in der nachfolgenden Zeit nicht einen noch viel größeren Einfluß gewannen, als sie jedenfalls hatten. In den Vorreden zu seinen „Tütschungen“ oder „Translationen“, wie er sie auch nennt, wo er kein bestimmtes Vorbild hat, dem er nachzueifern strebte, ist seine Darstellung viel reiner, freier und lebendiger, und manche Stellen sind geradezu vorzüglich.*) Die deutsche Sprache war ihm Herzenssache, man darf sagen, ohne der Uebertreibung beschuldigt zu werden, daß ihre Verehrung ihm Lebensaufgabe war. Wie er schon in Nürnberg bedeutsame Gevräge über dieselbe führte, in Eßlingen junge Männer in sein Haus aufnahm, um sie in der „Kunst Schreibens vnd Dichtens zu unterweisen“, so schreibt er noch im Jahre 1478, da er schon lange Kanzler war, einem ehemaligen Zöglinge, dem Rathsherrn Harscher in Ulm, einen langen Brief über Rechtschreibung und Titulaturen, wobei er gesunde und für seine Zeit auffallende Ansichten entwickelt und welchen er mit dem Verfertigen schließt, „die farben und zierung besliches dichtens, von Marco Tullio Cicerone gelehrt“, was er „all zu tütisch transfferirt und bracht hab“, und wozu er „mer etwas nuchlichs vnd gütes, das nectariate antreffen, seken“ wolle, „trufen vnd vögeen“ zu lassen, „vmb das“, fügt er hinzu, „mone translation, die ich gemacht han, better das verstanden: vnd die zierlichkeit vnd farben, darinn begriffen, eigentlich gemerckt werden mügen“. Diese Uebersetzung aus dem Cicero ist freilich nicht erschienen**), aber es geht aus dieser Stelle doch

*) Außer den schon genannten Personen sind noch zu erwähnen Nechtst, geborne Pfalzgräfin bei Rhein und Erbkönigin von Oesterreich, Karl, Markgraf von Baden, Margarethe, Herzogin von Savoyen und Gräfin zu Württemberg, Eberhard, Graf zu Württemberg, der berühmte Rechtsgelehrte Gregor von Heimburg in Nürnberg, Albert von Bonstetten und viele andere mehr, mit denen er in genaumem Verkehr stand. Die schon erwähnte Markgräfin Katharina erzog ihm sogar eine Tochter, „in irem geumbe, das ich nit wölt, die ist darfür in eym closter gereformierter schwetern gestanden syn“.

*) So z. B. folgende Stelle aus der Vorrede zur sechsten Translation, die an seinen Vetter, Heinrich Eßlinger, des Raths in Zürich gerichtet ist: „Dir ist (als ich vernomm) todts abgangen von elich bußfraw, die ich das erkent syn vnder küssen framen die küsscheit, vnder wien die wüßet, vnder demüthigen die demüthigest. In ir sint gewesen wollust, nuß vnd erberkeit; mit ir ist dir gewesen ein tisch, ein sedel, ein bet: was dir gesel, was ir zu herben, vß dynem angesicht nam so lachen vnd weinen.“ u. s. w.

**) Ob vielleicht Nicolaus an dem „Formulare vnd tütisch Rhetorica“ Antheil gehabt hat, das von 1483 an in so vielen Ausgaben erschienen ist?

hervor, wie sehr ihm auch noch im späteren Alter daran lag, für die Ausbildung der Muttersprache zu wirken.

Obgleich weitaus der größte und bedeutendste Theil seiner Schriften in Uebersetzungen besteht, so liegt sein Verdienst doch nicht bloß in der gelungenen Darstellung; er hat sich auch dadurch verdient gemacht und auf die Hebung des besseren Geschmacks gewirkt, daß er den zu seiner Zeit allgemein beliebten Ritterromanen, von denen in den einleitenden Bemerkungen gesprochen worden ist, Schriften entgegensetzte, deren Werth nicht in der Anreibung zahlloser Abenteuer, sondern vielmehr in der geistreichen Darstellung einfacher Geschichten bestand, in denen das innere Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und Bestrebungen in tief psychologischer Weise entwickelt wurden, wie in der Erzählung von „*Eurionus und Lucetta*“ von Aeneas Sylvius, oder in der Geschichte von „*Guiscardus und Sigismund*“ von Boccaccio, die er jedoch nach Aretins lateinischer Uebersetzung verdeutschte. Durch diese anziehenden kleinen Romane gewann er die höheren Stände so sehr, daß er, wie wir aus seinen eigenen Äußerungen wissen, von Fürsten und Fürstinnen aufgefördert wurde, noch mehr dergleichen Uebersetzungen zu machen. Nun aber, da er darauf rechnen konnte, gelesen zu werden, wählte er zu seinen Verdeutschungen solche Aufsätze und Abhandlungen, in denen die bedeutendsten Lebensverhältnisse und bürgerlichen Zustände in geistreicher Weise behandelt wurden, wodurch er eine ganz neue und in Deutschland bis dahin zum Theil ganz unbekannte Welt von Gedanken eröffnete und seine Leser zum Nachdenken reizte, während sie sich bloß von der geistreichen Entwicklung gefesselt wähnten. Dadurch erhalten seine Uebersetzungen eine außerordentliche Wichtigkeit: er suchte durch dieselben zu bewirken, was er durch eigene Schriften nicht ohne Gefahr oder wenigstens ohne Unannehmlichkeiten jeglicher Art hätte bewirken können; denn weil es eben nur fremde Schriften waren, die er seinen fürstlichen Gönnern vorlegte, die er ihnen als Muster schöner und geistreicher Darstellung empfahl, konnte er ihnen Dinge sagen, die sie von ihm nicht angenommen hätten oder die wirkungslos geblieben wären. Indem er Poggio's Bericht über den Proceß und den Tod des Hieronymus von Prag übersetzte, der durch Inhalt und klassische, vom Geist des Alterthums durchdrungene Darstellung gleich ausgezeichnet ist und das Gespräch Hemmerlins von den Bettelmönchen und der vernünftigen Weise, Almosen zu geben, verdeutschte, machte er seine Leser mit den Lehren jener Märtyrer bekannt und verbreitete neuerdings ihre reformatorischen Ideen. Durch die Uebersetzung des vortrefflichen Schreibens, welches Aeneas Sylvius an den Herzog von Sigmund von Österreich über den Werth und Nutzen der klassischen Studien gerichtet hatte, legte er seinen vornehmen Gönnern die Nothwendigkeit an's Herz, nach ächter Bildung zu streben und zeigte ihnen, daß diese höher zu achten sei, als alle weltliche Macht, als Reichthum und Glanz. Durch das Ansehen des hochachteten Mannes gedeckt, der damals schon unter dem Namen Pius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte er es wagen, den Fürsten gegenüber Wahrheiten auszusprechen, die ihnen sonst selten oder nie zu Ohren kamen; er durfte wagen, sie

zur Milde, Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit zu ermahnen, was er nicht ungestraft hätte thun können, wenn er in seinem eigenen Namen gesprochen hätte. Wie vorsichtig, aber gewiß auch sicher Niclas in allen diesen Dingen zu Werke ging, erhellt ganz besonders aus der „*Translation von dem Adel*“, welche er dem Grafen Eberhard von Württemberg zueignete. Sie enthält den Streithandel zweier römischen Jünglinge, welche sich um eine Jungfrau bewerben, die ihrem Vater erklärt, sie würde sich für den edelsten entscheiden. Die Gelegenheit wurde vor dem versammelten Senat vorgetragen. Publius Cornelius, ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Scipionen, hält eine von Uebermuth und Selbstüberhebung strotzende Rede über die Vorzüge des Geburtsadels; der zweite Bewerber, Gaius Flaminius, dagegen entwickelt in eindringlichem und geistreichem Vortrag „des menschen adel syn in ewiger und warer tugend des gemüts, vnd nit in fremder ere oder in falschem des glüdes güt.“ Ein Urtheil erfolgt nicht, weder Seitens des Senats noch von der Jungfrau; Niclas aber sagt in seiner Zueignungsschrift, der Graf Eberhard möge selbst entscheiden; er könne es, wie auch sein Vortheil ausfalle, denn „ist, das größer vnd alter richthum adel geben sol, wer vnsers lands edler sy, dann euer gnad, weiß ich niemant. Ist aber, das der adel syn sol in übung der tugend, so weyß ich auch niemant vnsers landen, dem ir hierin entwyhent.“ Und so kann es nicht zweifelhaft sein, was Niclas von der Sache hielt, die er, wie ein ächter Weltmann dem Grafen in seiner Weise so vorlegte, daß dieser der persönlichen Tugend den Vorzug vor der zufälligen Auszeichnung des Geburtsadels geben konnte und geben mußte. *)

Von der schönheit Lucrece vnd Eurionis, vnd anfang irer lieb.

Was großer eren angelegt vnd erboten worden syen seyher Sigmunden, da er des ersten hu Senis inreit, ist vey allenthalben kunbar vnd offen. Im was gebuwen vnd zügericht ein palast by sant Marten kyrchlin off der strassen, die da firt vnd geet zu der port gen Geyhorum. Vnd als demselben die ere geistlicher ernung vnd heilikeit volbracht was, vnd er daselb hyt nam, het er im engegen gön vier frauen all vermehelt, von adel, gestalt, iugent vnd geierde gar nach getzch. Niemand thet die fur bölich menschen, sunder fur göttin achten vnd schenken; vnd weren ir allein try gewesen, so mechte man vermeint haben, sie gewesen syn die frauen, die man sagt, Varidem durch rüw vnd schlafte gesehen haben. Sigismundus aber, wiewol er alt was der iaren, was er doch snel vnd behebend in lyptlichen begirden, het groß ergöglicheit in gesprech vnd anredung schöner, redlicher, wilkender frauen, vnd erfrowte sich in allen wyptlichen schimpffen; vnd was im nichtit jüffer noch kurzwylißiger, dann angesticht mynniglicher frauen. Darumb als Er wise frauen ersah, sprang er von dem pferde, vnd ward in dern hend empfangen, vnd firt sich vmb gegen synen mit kommenden dyenern vnd sprach: „Gönd ir ye dern glych frauen gesehen? Ich gwyße, ob es syn menschlich oder englich angesticht. Zurnar, sye sint hymmelsch!“ Die frauen neigten ir augen gegen der erde, vnd als vil sie schemiger wurden, als vil

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Niclas zu seinen bekannten Verdiensten als Lehrer, Geschäftsmann, und Staatsmann, als geschmackvoller Gelehrter und Schriftsteller noch das eines nicht unbedeutenden Malers verband. Hierüber äußere ich in meiner Ausgabe von Niclasens 10. Translation nebst Bemerkungen über dessen Leben und Schriften.

wurden sie schöner und hübscher gesehen: dann von rötlich zwischen ihren wenglein vögelreitet, haben sie solche farben, als da ghyt das inrisch heissenbein, gerötet in dem plüt des ostrum. Aber vnder denen lodtet für die andern mit vil sunder schön Lucrecie, ein iünglingin vnder zweinigen iaren, geboren von dem geschlecht Camillorum, vermehelt dem herrlichen manne Menelaus, der unwirblich was, das im ein solch giert zu synem böt und tisch dienen sollt, aber unwirblich, den syn huffraw betrug und machte (als man spricht) zu einem gehörnten hyrsen. Derselben gelubdmasse an gerebe und lange die andern frauen vbertraff: Ir har was diu und lange, von farb gleich dem gold, das sie mit nach sitten der iuchframen hinden abtügen ließ, sunder mit gold und edelm gesien zierlich hat geschlochten und vffgebunden. Ir stirn waz zymlicher breit, mit feiner rungel entschörfft. Ir ouerbrauen, in beglin wyse gesellet, waren mit wenig und nit diem schwargem har in rechter wyse von einander geschieden. Ir augen mit solchem schön lüchzend, das es, gleich wie die lunn, die geschichten der anschawenden menschen theten legen und bestunden. Mit welchen augen sie auch, wann sie wolt, möcht böten, und dieselb geböten (ob sie gelust) wyder in leben bringen. Ir nase, recht in mitten gesetzt, thet die rosenfarne wenglin mit gleicher mensur und masse vnterscheiden. Nichtzit was lieplicher, noch der gesicht lusticher, dann diese wenglin: als die frau lachet, so vil sie wurden darinne kleine grublin zu beden senten gesellet. Nymannt sahe die, der sie nit von bergen innerlich begerte zehoffen. Ir munt was zymlicher klein und roter karallen farb, vff das allerlustsamlichst geschidit daryn zehoffen. Ir zen klein, in glöcher ordnung gesetzt, als vñ crystalyn gemacht, da durch ir bewegbar zung laufend nit allein lieplich red, sunder auch gesprech, gleich allerlustigstem gesang ließ hören und luten. Was sol ich sagen von der gestalt irs künz, und von der wyßheit irer feilen und halses? Nüzt was an irem leib onolblich. Ir vñwenbig form und gestalt gab gemerden geschidlichkeit inwendiger übung und vernunft. In irem munt waren vil höflicher schmyred voll güter schwende. Ir gesprech was (wie man sagt) gehebt das Cornelia, ein müter der Grafen, oder die tochter Orthesen. Nicht was lieplicher gehören, dann die messigen wolgesetzten wort irs mundes. Ir erberkeit erhegt sie nit, als vil frauen thün, mit erstüßstigem, sunder mit güttigem und frölichem angesicht ließ sie ir gemüt ersichnen. Ir tugentryche meißigkeit, nit zeul pleig noch förchtend, oder zeul geberg oder turgh, sunder mit mittelmeißiger forcht und scham trug sie ein menschlich gemüte. Ire kleider waren manigfaltig, und was daran kein mangel oder gebrauch, weder an hefteln, an schloffen, gürtelein, brysen, noch an andern. Die zierungen des houps waren auch wunderbar mit vil gemachs und zersamenfügung goldes und edelgesteins in dem franz und an den fingern gesehen. Und ich mag nymer glauben, Geseleam hüpscher gewesen syn zu zytten, da Menelaus lud gegast Paridem in syn huse; noch gebierter ersichnen seyn Andromachen, da sie in der heiligen ee Sectors des ersten ward vermehelt. Vnder den obgemelten frauen was auch Katherina Petrusin, die vber wenig tag darnach gestorben ist, und den keyser hat by irer lyche und begrebnüß, der auch iren sun vor dem grab mit ritterschaft begoubet, miewel er dannoch ein iunges kind was. Dieser Katherinen wunderjam geyerd und schön der gestalt alda auch ersichnen, doch mynder dann Lucrecie. Alle red waren von Lucrecie: die sahen, die beschaweten, die lobte der keyser und die andern alle. Wohin sie sich föret, dahin folgten ir nach die augen aller umstenden menschen. Und gleicher wyse (als man sagt) Orpheus mit dem gethön syner harpfen mit im hintzug wald, kein und felsen, also fürte die auch mit ir gesicht die umstender, wohin sie wollt. Aber doch ward einer vnder inen allen nie, dann gleich und gebürlich was, mit gesicht in sie gefüret, nemlich Curiolus, ein Brand, den weder gestalt noch rythüm mach-

ten ungeschidit zu liebe. Er was eins alters von zwei und trissig iaren, nit vast lange leibs, aber einer frölichen und güttigen gestalt, mit lieplichen lüchtbaren augen, stetig zu gnaden und güttiger tugend gericht und vermerkt, nit on die andern syner glyder lymmaß und geneme geschidlichkeit nach loblicher gaut der natur. Die andern beschüt worn lange vmtzießens halb und von fern wegen des wegs alle worden bloß an gelt und an gold, aber dieser Curiolus, dwyl er doheim rich was, war im auch von kuntschafft wegen des keyfers stetig groß vil geschendt ward, da ersichne er von tag zetag der menschen angesicht löstlicher und geierter, ein lang zal syner diener nach im förende. Etwen angethan mit kleidern geschlagens golds, etwen gemusvortet guldener tücher, etwen samaz und carmesyn, gerötet in dem plüt der schlangen Thuri, und des gleichen andrer löstlicher und werdlicher tücher, gesunnen und geweben in den aller vffersten und vntesten der welt landen. Daz furter so waren im solche pferd (als man sagt in einer fabel gewesen sein die pferd Menonis gen Throo kommende). Nichtzit was im gebrauch zuverwedung der iensen lüssen hyß und grossen krafft des gemütes, die wir nennen die liebu, dann allein müß. Darumb geyt in im iugent, müßvil und gailteit, auch das frölich güte des gelicks, damit dieselb lieb wurd gefüret, also das Curiolus fürter syn selbst nit me mächtig was, und Lucreciam ansehende, die inbrünstiglichen anhäb lieb gehaben, und nicht meint gesehen han, er sehe dann die, deren gestalt er stets onhängt und die er trüge in synem bergen. Er het auch die nit lieb vergebens und on widergeltung der liebe. Es ist ein wunderjam ding zezagen. Es war da vil iunger mann, hüpscher, vñpüntlicher gestalten; aber allein diesen thet Lucrecie ir selbst erwelen. So waren auch dafelb vil frauen, wolgehalter formen und luben, aber allein diese thet im Curiolus ersiehen. Doch so wyß, noch erkante desselben tags keins das ander, nemlich weder Lucrecie den flammen Curiol, noch hynwiderumb Curiolus gegen im den flammen Lucrecie, sunder so meint ir vber sich vñd such liebhaben. Als aber die geistlich eer erbiertung, des keyfers houpthe zügericht, ein ende gehebt het und Lucrecie heimkam, ist ir gemüt ganz gefürt in Curiolum und Curiol gemüt in Lucreciam. Der wil zu wundern die fabel und rede, die da ist von Lisbe und Pyramus, zwischen denen doch des ersten nachpurschafft thet machen bekanntnüs und die ersten flasteln irer liebe; dann dwyl ire huser einander gelegen worn, da wuchs durch zyt ir liebe. Aber diese hetten vor einander nye gesehen, noch durch vörsagen einander ye erkennen, und was dieser ein Brand und so ein Welbin; so warn sie auch mit einander nye zu rede komen, sunder ist dis ding allein mit den eugen geübt, das vber dem andern ist wolgefallen worden.

Heinrich Steinhöwel.

Um dieselbe Zeit, da Niclas von Byle in Schwaben als Schriftsteller und Staatsmann wirkte, lebte Heinrich Steinhöwel aus Weil an der Donau als Doctor der Arzneykunst in Ulm. Es ist wohl anzunehmen, daß beide Männer, die so ganz gleichartige Bestrebungen hatten und die auch zum Theil mit den nämlichen fürstlichen Personen in Verbindung standen, sich gekannt haben mögen, um so mehr, als Niclas ja selbst eine Zeit lang in Ulm verweilte; doch läßt sich bei dem Mangel an allen Nachrichten nichts Bestimmtes darüber sagen; überbaurt beschränkt sich das, was wir von Steinhöwels Leben wissen, auf das Wenige, was wir eben mitgetheilt haben.

Wie Niclas von Byle hat sich auch Steinhöwel dadurch verdient gemacht, daß er den Sinn für klassische Bildung und die Meisterwerke des Alterthums zu eröffnen trachtete, denen er selbst seine

höhere und freiere Bildung zu verdanken hatte. Zu diesem Zwecke überlegte er, wie jener, vorzugsweise solche Schriften italienischer Schriftsteller, welche in lateinischer Sprache geschrieben und diese mit meisterhafter Gewandtheit im Geiste des römischen Alterthums behandelt hatten; so mehrere Erzählungen und Schwänke von Poggio, von denen wir einen mitgetheilt haben (2), und das Buch „von den erlychten Frauen“ des Boccaccio nebst dessen schöner Novelle von der Griseldis. Mehr les romanhaften Stoffe, als der schönen Darstellung wegen überlegte er auch den Roman „Apollonius von Tyrus“ aus dem Lateinischen des Gottfried von Viterbo (12. Jahrh.), hierin wohl dem Geschmacke der Zeit und besonders der fürstlichen Personen, zu denen er in genaueren Beziehungen stand, nachgebend, weshalb gerade dieses Buch auch unter allen seinen Arbeiten am wenigsten Bedeutung erhielt. Weit bedeutender ist seine Uebersetzung der Aesopischen Fabeln, (denen er auch Fabeln einiger neuen lateinischen Fabeldichter, sowie die erwähnten Schwänke Poggio's beifügte), weil er darin und ganz besonders durch das vorangeschickte fabelhafte Leben Aesop's, das er ebenfalls aus dem Lateinischen übertragen hatte, eine mehr volksthümliche Richtung fand, von der dagegen bei Niclas keine Spur zu finden ist. Aesop erscheint in diesem Leben als der ebenbürtige Genosse des gerade um diese Zeit auch auftauchenden Eulenspiegels; wie in diesem soll auch in jenem der Menschenverstand, der von keinerlei Art vorgefaßter Meinung befangen ist, über der handwerksmäßigen Gelehrsamkeit und systematischen Philosophie steht, welche sich selbst die freie Aussicht in das Leben durch ihre Formeln verbaut. Aesop ist ein armer Slave, der nach und nach an verschiedene Herren, zuletzt an den Philosophen Xanthus verkauft wird, welchen er durch seine schalkhafte Klugheit zur Verzweiflung bringt. Dieser hatte ihm befohlen, alle seine Aufträge wörtlich zu befolgen; Aesop thut es, indem er den Worten seines Herrn öfters einen tieferen Sinn unterlegt, und ihm auf diese Weise Lebens- und Klugheitsregeln gibt, die der Philosoph in seinen Speculationen sich nicht hatte träumen lassen. So weiß er einmal, zugleich um sich an der Frau seines Herrn zu rächen, die ihn oft mißhandelte, diese mit ihrem Manne zu entzweien, so daß sie dessen Haus verläßt; aber es gelingt ihm auch durch klug ausgedachte Reden, dieselbe wieder zur Rückkehr zu bewegen, während sein Herr in vollster Trost- und Rathlosigkeit verzweifelt. (1) Ein anderes Mal erlöst er seinen Herrn, der gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten wußte, aus gesahrvoller Lage, indem er deren Bedeutung angibt, und auch hier beweist er, daß der gesunde Sinn im Leben von höherem Werthe ist, als mühsam erworbene Schulweisheit. Dieß bewährt sich nicht weniger glänzend, als er in großartigere Verhältnisse kommt; die ägyptischen Weisen müssen seinem einfachen Wize nachstehen, und Fürsten werden zu ihrem Vortheil von ihm belehrt; als er aber in Delphi die Schliche der Priester aufdeckt, sie für ihre Stellung und ihre Einnahmen besorgt macht, wird er ein Opfer ihrer Rache: ein höchst bedeutungsvoller Schluß zu einer Zeit, welche den Märtyrertod des Cyp und des Hieronymus noch in frischem Andenken hatte.

Die volksthümliche Richtung Steinhöwels blieb nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung; weniger kunstreich, als die seines Zeitgenossen Niclas, ist sie weit klarer und verständlicher, vor Allem aber weit mehr dem Charakter der Sprache angemessen, weshalb sein Einfluß auf die weitere Entwicklung und Bildung derselben auch größer und entschiedener sein mußte.

1. Aus dem Leben Aesop's.

Nach etlichen Tagen, als die Schüler bey Xanto in der schülen lassen, het der ein zübereit eyn festlich nachtmal, vnd als sy assend, do nam Xantus eyn teil vnd gab es Gypus vnd sprach: „Gee heim vnd gib das meinem gütwilligsten!“ Gypus gieng hin vnd red in im selber: „Da kumpt eyn vrsache, das ich mich an meiner frauen rechnen mag vmb das schmechen vnd scheltwort, die sy mir gethan hat: wann da müß man lauter mercken, wer dem herren das gütwilligene seye.“ Als er aber in das haus came vnd gesaß, setet er das kraglin mit der speiße zü der frauen vnd nennet sy bey irem namen vnd sprach: „Frau, von diser speiß wurst du nit versuchen!“ Die frau sprach: „Du bist allwege vnnsinnig vnd übel gesund.“ Gypus sprach: „Xantus hat dir diß essen nit heissen geben, sunder seynem gütwilligsten!“ vnd rüffet dem hundlin, das alwege das haus huet, vnd sprach: „Kumb her, du frässiß wülstin! Mit diser speiß zerene deinen bauch vnd fülle dich!“ Das hundlin smeichet im mit dem swanz vnd volget nach dem geschmack der speiß. Gypus böt dem hundlin eyn beghin nach dem andern vnd sprach: „Der herre hat geschaffet dir vnd süß niemandt das zegeben.“ Als aber Gypus wider zü Xanto kumen was, sprach er: „Haß du das meynere gütwilligsten gebracht?“ — „Ja herre!“ sprach er; „sy hatt es in meynem beiwesen alles essen.“ Xantus sprach: „Was jaget sy, die weyl sy äß?“ Gypus sprach: „Nicht, aber mich bedüchte, sy verlanget nach dir.“ Das weib gieng lustigend vnd trawend in die schlaffkammer. Do man aber genugsam geessen vnd getrunken hat, do wurden mancherley fragen hin vnd her auff gebotten. Vnd fraget eyner, zü welchen zeiten die aller grösste beschwerd den tödlichen menschen wurd an ligen? Gypus was schneller synn, vnd stünd hinder den andern vnd sprach: „Wann die toten alle beglicher seynen leib wurd suchen.“ Von der red schmollten die schüler vnd sprachen: „Fürwar diser snab ist schärffer synn vnd nicht torocht, vnd ist wol von Xanto gelernt worden.“ Wyn anderer fraget, warum das wär, so ein schaff zü dem töd gefürt würt, das es stilschweigend nachuolgt vnd nit schreit, aber eyn sam volget nicht nach, sunder greynet sy vnd schreiet alweg? Gypus sprach: „Darumb das ein schaff gewonet hat, das es heß gemolten würt, heß geschorn, so laßt es sich geren ziehen; wenu es meynet, man wöl es schern oder melken, vnd fürchtet das eyssen nicht. Aber es ist anders vmb ein schwein, wan weder sein wol noch milch ist dem menschen nützlich, sunder allein das fleisch vnd das blüt; darumb, wan man sy zü dem tod zeucht, so fürchtet sy sich hart vnd greinet so fer.“ Do lobten die schüler Gypum gemeindlich. Do stunden sy al auff vndnd gesegneten he einer den anderen, vnd giengen beglicher in sein haus. Als aber Xantus heim kam, gieng er in sein schlaffkammer vnd ward seinem trawrigen weib schmeichwort geben. Aber sy keret sich von im vnd sprach: „Behalt dein hend vnd gee hin wegt!“ Xantus sprach: „O du mein wollust, es ist vnghimlich, das du trawrig sehest gegen deinem manne.“ Do sprach sy: „Laß mich nun mit gemach, wann ich be Leib fürbas nit meer he!“ Ruff deynem hundlin vndnd schmeich den selben, den du deiner speiß gesendet haßt geessen!“ Xantus was der ding vnwissend vnd sprach: „Was hat dir Gypus gebracht?“ — „Mir nicht!“ sprach sy. Xanthus sprach: „Bin ich dann trunken? Ich hab dir dein teil bey Gypus gesendet.“ — „Mir?“ sprach sy. — „Ja dir!“ sprach Xantus. „Nicht mir, sunder dei-

nem hundelin, als Gtopus sagte. — Do sprach Xantus: „Beruf mir einer Gtopus!“ Als er kam, sprach Xantus zu im: „Sag an, wem hastu das essen gegeben?“ Gtopus: „Als du gebotten hast: deinem gütwilligsten.“ Do sprach Xantus zu dem weib: „Hörstu das?“ — „Ja, ich hör es wol.“ sprach sy, „aber ich hab gesagt vnd sag es noch, mir sey nichts gegeben worden! Merdest du das?“ Xantus feret sich zu Gtopo vnd sprach: „Sag an, wem hastu es gegeben, galgentreger?“ Gtopus: „Als du mich gebeissen hast.“ — „Meiner gütwilligsten hieß ich.“ — „Das hab ich geton!“ sprach Gtopus. Xantus sprach: „Welche ist die selb, du flüchtiger schald?“ Do rüft Gtopus dem hundelin vnd sprach: „Die ist dein gütwillige! Wann welcher eyne weib lieb hat, den hat sy nit lieb; wann, wirt sy in dem mynsten von im geleyt, so schendet vnd leisteret sy in: sy wüet, sy wurt vnfinnig vnd laufft hin weg. Aber ein hundert, so du in schlocht oder stößest, lauffst nit hin weg; aber so bald du im wider ruffest, so schmudt er seinen swanz vnd kreyset auff der erden wider zu dir vnd liebet sich. Darumb soltest du gesprochen haben: Bring das meiner hauptfrawen oder weib, vnd nicht meiner gütwilligsten.“ Do sprach Xantus zu seinem weib: „Nun schiltu klärlisch, das die schuld des botten ist, nit mein, vnd ich bitt dich, du wöllest rüwig seyn in deinem gemüt, wann ich will ein versach finden, durch die ich in redtlich schlagen mag.“ Do sprach sy: „Schaff mit im, was du wilt, wann mit mir sol kein geschefte fürbas geriben werden.“ Sy wartet einer fügligen zeit vnd gieng heimlich auß dem hauß czu irem vatter. Aber als Xantus vmb iren außgang vberleydig was, sprach Gtopus zu im: „Nun schilt du gewislichen, das dich dein weib nit, sonder das hundelin recht lieb hat.“ So aber die frau etlich tag nit wider heim kame, ward Xantus betrübt vnd ließ die vast bitten, das sy wider zehaus käme; aber sy ward nun desto wider speniger vnd herter in irem furnemen. Do das Gtopus sach, sprach er zu Xanto: „Her, hab gütten mü! ich wil schaffen, das sy selber ehlers her wider heim wurt lauffen vngelitten.“ An dem andern tage nam er gelt vnd gieng auff den markt vnd lauffet hiner, hennen, genß vnd tauben, vnd darnach gieng er durch die gassen, dar in seynes herren weib wonet. Er gebaret aber nit, als ob er es wüste, vnd fraget eyne knecht, der auß dem selben hauß gieng, ob ichs sayls zu eyner hochzeit geburlich in dem hauß wer? Do aber der selb knecht fraget, wer dann hochzeit haben wolt, antwürt im Gtopus, Xantus, der natürlich meister, würe morn ein weib nemen. So bald der knecht das erhöret, gieng er ehlers in das hauß vnd sagt dem weib Xanti, was er von Gtopo hat gehöret. Von stunden an ward sy von bitterkeit der gallen erzurnet, vnd schreyend vnd ruffend ließ sy in das haus Xanti ihres mannes vnd sprach: „Das ist die sache, darumb du hast deynen schaldfastigen knecht lassen vmb treyben vnd verspotten; aber dir sol nicht widerfahrn, dar auß du hast geschoffet: wan die weil ich lebe, so sol myr kein ander weib über die turschwel kummen! Ja, Xante, Xante, ich sag dir, Xante!“

2. Von einem listigen weib eynes weingartens.

Kein böser tier auff erden ist, wan eyne weib von argem list: des hör dieses argument. Eyn hauman gieng auß in seynem weingarten, den ze bawen. So bald das seyn frau ersach, meynt sy, er würde aber so lang darin beleiben, als er gewonlichen was; vnd sendet noch irem kullen, in freuden mit im geleben. Den empfang sy in seynen zukunfft wol vnd schon vnd pflege seyn mit güter speiß vnd süßem getrank, so best sy mocht, darumb das er der göttin Veneri desto das gebienen möchte. Es füget sich von gesticht, das eyne reb den man in ein aug schlug, das er nit mer dar mit gesehen mocht, darumb er bald heim lieffe vnd klopfet an das haus. Do das die frau merdet, erschrickt sy über ser vnd verbarge iren kullen in die kamer; darnach öffnet sy die tür irem ee man, vnd so bald er in gieng, trauriger sein

aug flagent, hier er die kamer auß stieffen ond das bet bereiten, das er sich an sein rüm legen möchte. Die frau besorget aber, wa er so gehe in die kamer gieng, das ir kull von im gesehen wurde, vnd sprach zu im: „Warum eilest du so ser an das bet? Sag mir doch vor deynen gebrechen vnd warumb du so betrübet seiest?“ Do ir der gute man all ding gesagt hatte, sprach sy czu im: „Du du aller liebster gemahel! so du dan solliches wee an dem eynen aug hast, so laß vns das gesund aug bewahren, das es von dem geleyten nit auch frant werde, als doch gewonlichen beschicht. Aber mit meynen kunnst kan ich dir wol dar vor seyn, das mir meyne augen, noch dir dein gesundes aug nit mügent geleyet werden von den bösen, als vns beyden not ist, wann vnser hetliches leib oder schad ist vns beyden gemein.“ Der man gelant der fragen; do gebaret sy, als ob sy im einen segen über das gesund aug sprechen wölte vnd mit irem mund verbedet sy irem manne das gesund aug, vnd huchet im so lang dar eyn, vnz das ir kull getrüwlich on irung auß der kamer hinweg kame. Do sprach das listig weybe: „Meyn man, nun bist du sicher, das dir kein schade dem gesunden aug von dem franden mag zu geschehen; nun magst du sicher on alle sorg, ob du wilt, an das bet geen!“ Durch den behenden bößheit der frau ward der bider man betrogen, als auch vor zeiten in Kriechenlant beschehen ist. Gelobt sey Got, das selichts bei vns nit würt erfunden!

Eulenspiegel.



„In dem Lande Braunschweig.“ sagt das alte Volksbuch, „ist in dem Walde Zeib ein Dorf gelegen. Kneitinger genannt; da wurde der fromme Lyl Eulenspiegel geboren; sein Vater hieß Claus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wert.“

bed.“ Daß es wirklich einen Tyll Eulenspiegel gegeben habe, ist ungewisshaft; dagegen läßt sich die Zeit, in welcher er gelebt hat, nicht mit voller Sicherheit ausmitteln; wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Schon in früher Jugend durch seine Schalkstreiche berüchtigt, zog er nach dem Volksbuche durch die Welt und soll sogar nach Rom und Paris gekommen sein; doch hielt er sich meistens in Norddeutschland auf, das er nach allen Richtungen durchkreuzte. Zuletzt soll er sich in Möllen bei Lübeck aufgehalten haben, wo auch sein Grabmal gezeigt wird; eine nicht mehr vorhandene Inschrift an demselben, welche das Volksbuch anführt, gibt das Jahr 1350 als das seines Todes an. Es ist ungewis, wann seine Schalkstreiche zuerst ausgezeichnet worden sind; handschriftlich haben sie sich nicht erhalten; die erste gedruckte Ausgabe in niederdeutscher Sprache mag aus dem Jahre 1483 stammen, aus welcher es Thomas Murner (1519) ins Hochdeutsche übertrug; und diese Ausgabe ist ohne Zweifel die Quelle, aus welcher alle späteren Drucke und Bearbeitungen hervorgegangen sind. Die zahlreichen Streiche, welche von ihm erzählt werden, sind gewis nicht alle von ihm ausgeführt worden: wie im Faust alle bekannten Sagen von Teufelsverschreibungen und Zaubereien zusammenfassen, so sind alle im Volk lebenden Erzählungen von witzigen Schalkstreichen nach und nach auf Eulenspiegel übertragen worden, welcher eben deshalb eine ganze Seite des Volkswises repräsentirt, diejenige nämlich, in welchen sich das Volk mit dem Bewußtsein seines gesunden Menschenverstandes den höheren und gebildeteren Ständen entgegenstellt. Daher finden wir manche Einzelheiten aus dem Pfaffen Amis auch im Eulenspiegel wieder, z. B. wie er einen Esel lesen lehrt, wo er die Gelehrsamkeit der Professoren und Doctoren der Prager Universität zu Schanden macht; eben so sind manche Streiche des Pfaffen von Kalenberg in den Eulenspiegel übergegangen, wie auch umgekehrt manche von seinen Pöffen auf spätere Spassmacher und Hofnarren übergingen, oder in der That von ihnen nachgemacht wurden. So wird von dem Italiener Gonella und dem Franzosen Roquelaure erzählt, daß sie, wie einst Eulenspiegel, in ein fremdes Land verbannt, Erde desselben auf einen Karren luden, und auf dieser stehend wieder in dem Land erschienen, aus welchem sie verwiesen worden waren.

Da Eulenspiegel ein Bauer war, so ist es begreiflich, daß sich sein Witz nicht bloß auf die höheren und gelehrteren Stände bezog, sondern auch und zwar ganz besonders auf die Städter und Bürger, welche ja zu seiner Zeit die Repräsentanten der Bildung und des durch dieselbe erworbenen Wohlstandes waren, und alle die Streiche, die er den Schuhmachern, Schneidern, Kürschnern, Bäckern u. s. w. spielt, müssen von dieser Seite aufgefaßt werden, es spricht sich in ihnen daher zugleich das erste Erwachen des Selbstbewußtseins in den auch von den Städtern verachteten Bauern aus, die zwei Jahrhunderte später ihre Rechte freilich in ganz anderer und blutiger Weise geltend zu machen suchten. Uebrigens ist Eulenspiegel zugleich auch der Repräsentant jener zahlreichen Klasse von fahrenden Schülern, welche damals die deutschen Länder durchzogen und ihre hauptsächlichsten Erwerbsquellen in den muthwilligen Schalkstreichen fan-

den, die sie auf ihren Wanderungen verübten. Es ist daher auch begreiflich, daß er später das Lieblingsbuch der Handwerksbursche werden mußte, die in den nachfolgenden Jahrhunderten zum Theil an die Stelle der fahrenden Schüler traten.

Eulenspiegels Schalkstreiche drehen sich meistens darum, daß er, wie auch Aesop bei Steinhübel, die ihm ertheilten Befehle wörtlich ausrichtet und eben deshalb Alles ungeschickt macht, so seine Meister in Schaden bringt; aber wie bei Aesop, ist es nicht Dummheit, sondern schalkhafter Muthwille, der ihn dazu treibt; er will den Leuten recht begreiflich machen, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht; und nur in diesem tieferen Sinn liegt auch die Erklärung, wie das Buch nicht bloß in Deutschland so vielfältige Verbreitung gewinnen konnte (hat ihn ja doch selbst F i s c h a r t in Reime gebracht), sondern auch in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, was kaum zu begreifen wäre, wenn man nur die meistens unflüthigen und schmutzigen, in ihrer Form sich stets wiederholenden Späße an sich ins Auge fassen wollte.

Wie Eulenspiegel zu Berlin einem kürschnen Wolff für Wolffspeltz machet.

Groß listige Leute sein die Schwaben, vnd wo die des ersten hinkomen vnd narung vnd die nicht finden, da vertirbt ein anderer gar; doch sein jr etliche auch mehr geneiget auff den Biertrug vnd auff das sauffen, denn auff ihr arbeit, deshalb ihre werckstatt wußt ligen u. s. w. Auff ein zeit wonet ein kürschner zu Berlin, der was ein Schwab, seines hantwercks seher kunstreich, auch guter anschleg; er was reich vnd hielt ein gute werckstatt, denn er mit seiner arbeit an ihm het, den fürsten des landts, die ritterschafft vnd viel guter leut vnd bürger. Also begab es sich, das die fürsten des landts ein groffen hof mit rennen vnd stechen des winters halten wolten, darzu er sein ritterschafft vnd andere herren beschreib; als denn keiner der hinkerst sein wil, worden zu denselben zeiten vil wolffspeltz bey dem vorgemelten kürschnr zu machen bestelt. Das ward Eulenspiegel gewar, kam zu dem meister vnd bat ihn vnd arbeit. Der meister bedorfft auff die zeit gefinde, was seiner zukunfft fro, vnd fragt ihn, ob er auch Wolff machen künd; Eulenspiegel sagt ja, er wer nicht der minß jm Sassen land bekant. Der kürschnr sprach: „Lieber knecht, du kömpst mir eben recht! Kom her, des lohnß wollen wir vns wol vertrauen.“ Eulenspiegel sagt: „Ja, meister, ich sehe auch wol so rechtlich an, ihr werdet selbst erkennen, wenn ihr mein arbeit sehet. Ich arbeit auch nicht bey den anderen gesellen: ich mus allein sein, so lan ich mein arbeit nach willen vnd vngeirt machen. Also gab er ihm ein hüblin ein, vnd legt ihm für vil wolffshaut, die zu pelzen bereit waren, vnd gab ihm die maß von etlichen pelzen groß vnd klein. Also begund Eulenspiegel die wolffspel an zu gehn, schneid zu vnd macht aus allen den fellen eitell wolff, vnd füllet die mit hew, vnd macht ihn bitt von stecken, als ob sie all lebten. Da er nu die fell all zerschnitten, vnd die wolff aus macht het, da sprach er: „Meister, die Wolff sind bereit. Ist auch etwas mehr zu thun?“ Der meister sprach: „Ja, mein knecht, nehe sie als viel du das inner thun laßst.“ Mit dem gieng er hinaus inn die kuben; da lagen die Wolff auff der erden, klein vnd groß. Die sahe der meister an vnd sprach: „Was sol das sein? Das dich der ritt schit! Was hastu mir groffen schaden getan! Ich wil dich fahen vnd straffen lassen.“ Eulenspiegel sagt: „Meister, ist das denn mein lon? Ich hab es doch nach ewren eigen willen gemacht: ihr hießet mich doch Wolff machen. Settet ihr gesagt: mach mir Wolffs pelz, das het ich auch gethan; vnd het ich das gewost, das ich nicht mehr vand solt verdient haben, ich wolt so groffen freis nicht gebraucht

haben!" Also schied der gut from Wenspiegel von Berlin, und lies niergent guten rhum hinter ihm: auch ward ihm selten etwas gutes nach gesagt, und zog also gen Leipzig.

II. Historische Prosa.

Während im vorigen Zeitraume die rhetorische Prosa schon einen hohen Aufschwung genommen hatte, waren nur wenige Versuche in der historischen Darstellung gemacht worden. In der That konnte das Bedürfnis nach Aufzeichnung der Geschichte erst mit den Städten und ihrer selbstständigen Entwicklung entstehen. Denn da die Thaten des Adels, so bedeutend sie im Einzelnen auch sein mochten, doch immer nur als abgerissene Begebenheiten erschienen, da sie ohne lebendigen Zusammenhang, zum Theil ohne bedeutenden Grund, meistens ohne nachhaltende Wirkung waren, so konnte man an eine Aufzeichnung und historische Darstellung derselben allerdings kaum denken, und zudem war die Geistesrichtung des Adels nicht von der Art, daß er sich mit solchen Arbeiten hätte beschäftigen mögen. Die größeren und umfassenderen Begebenheiten, welche das ganze Volk und Land berührten, konnten nur von denjenigen aufgefaßt und dargestellt werden, welche ihnen und den handelnden Personen nahe standen; dies waren aber meistens Geistliche, die als Kanzler oder in ähnlichen Stellen die Geschäfte der Höfen besorgten, und diese bedienten sich bei ihren Aufzeichnungen ausschließlich der lateinischen Sprache. Erst als die Städte, seit nach Einem Punkte hinglebend, ihre ganze Thatkraft auf Freiheit und Selbstständigkeit richteten, und unentwegt durch lange Reihen von Jahren ihrem Ziele zusteuerten, als daher denkwürdige, für diese oder jene Stadtgemeinde wichtige Begebenheiten sich mehr oder weniger schnell an einander drängten, deren Aufzeichnung für die Zukunft bedeutsam werden konnte, erwachte dringenderes Bedürfnis nach schriftlicher Darstellung derselben; und da sie für die gesammte Bürgerschaft einer Stadt oder doch für die Rathversammlungen bestimmt waren, deren Mitglieder meistens keine gelehrte Bildung hatten, so war es eine nothwendige Folge davon, daß diese Aufzeichnungen in der Allen verständlichen Muttersprache abgefaßt wurden. (S. u. bei Gosener S. 756). Auf diese Weise entstanden die Stadt- und Landchroniken, welche Anfangs freilich nur in einer einfach chronologischen Aufzählung der denkwürdigsten Begebenheiten oder merkwürdiger Zustände und Verhältnisse bestanden, sich aber allmählich auch zu einer immer mehr künstlerischen Auffassung und Darstellung der Geschichte entwickelten, namentlich als die nach und nach auftauchenden Uebersetzungen der alten klassischen Historiker einen wohlthätigen Einfluß auf den Styl zu üben begannen. Unter den zahlreichen Chroniken, welche in dem vorliegenden Zeitraume geschrieben wurden, sind die Straßburger von Frishe Glosener und Jakob von Königshoven die beiden ältesten; die Limburger Chronik eine der interessantesten für die frühere Sittengeschichte. Neben diesen sind noch Rothe's „Thüringische Chronik“, Eschenloers „Chronik von Breslau“, und die „Cölner Chronik“ eines unbekannten Verfassers zu erwähnen. Weniger bedeutend und daher nur oberflächlich zu erwähnen sind folgende Geschichtschreiber und Chroniken: Ulman Stromer (1329—1409) schrieb ein „Büchel

von mein Geschlecht und Abenteuer“, eine Chronik, in welcher er sowohl die Geschichte seines Geschlechts, als auch Rürnbergische und allgemeine Reichsangelegenheiten behandelt. Obgleich manche interessante Stellen enthaltend, darunter namentlich den Krieg der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Städte (1388), und für die Zeitgeschichte von großer Wichtigkeit, ist sein „Büchel“ doch weder durch Darstellung noch durch Auffassung ausgezeichnet. Gregor Hagen schrieb im Jahre 1406 eine „Deutsches Chronik“, welche nach Art der alten Reimchroniken mit der Erschaffung der Welt beginnt; seine Berichte über die ersten Zeiten Oesterreichs sind durchaus fabelhaft; dagegen ist die spätere Geschichte sehr getreu und wahrhaft, weshalb sie auch von nachfolgenden Historikern stark benutzt ward. Von gleichem historischen Interesse ist die „Preussische Chronik“ von Johannes von der Pustulje, Official in Kiesenburg, welche über die Zeit von 1360—1417 berichtet. Wigand Gerstenberger (1457—1522) endlich verfaßte eine „Thüringische Geschichte“ und eine „Frankenbergische Chronik“. Die „Ungarische Chronik“ von Heinrich von Müglin ist schon gelegentlich erwähnt (S. o. S. 596); weniger bedeutend ist die „Bayerische Chronik“ von Ulrich Fäterer; zwar selbstständiger, aber sonst einer weiteren Auszeichnung nicht werth ist die „Schwäbische Chronik“ von Thomas Lirer (oder Lirar), welche mehrfach in Ulm (zuerst vielleicht 1486) gedruckt wurde.

Unter allen Ländern deutscher Zunge ist die Schweiz an Städte- und Länderchroniken weitaus am reichsten, wie sich diese auch zum größeren Theil durch die lebendigere, hie und da selbst kunstreiche Darstellung, so wie insbesondere durch die hohe Bedeutsamkeit und Großartigkeit der erzählten Begebenheiten vor den meisten übrigen Werken der Art vorthellhaft auszeichnen. Es ist begreiflich, daß dasjenige Land, in welchem sich das freie Bürgerthum am kräftigsten entwickelte, auch durch die Menge sowohl als durch die innere Wichtigkeit der historischen Aufzeichnungen vor allen andern hervorrangen mußte. Und wie an innerer Bedeutung, so überragen die schweizerischen Chroniken die übrigen auch an Zahl; es können daher auch nur die hervorragendsten hier genannt werden, wenn gleich manche andere, wie die von Joh. Kründ, Wagner, Wendicht Ischachtlan nicht ohne historische Wichtigkeit sind. Die Aufzeichnungen schweizerischer Stadtgeschichten beginnen schon im vorigen Zeitraume; eine „Zürcher Chronik“ wurde bald nach 1339 begonnen, eine andere vom Schultheißen Gerhard Müller in den Jahren von 1336—1364 niedergeschrieben. Bedeutender an Umfang, wie an innerem Gehalt und vollendeter Darstellung sind die „Berner Chroniken“ von Konrad Justinger, besonders aber die von Diebold Schilling und die Geschichte des „Zwingherrnstreits in Bern“ von Thüring Frickard, und eben so verdienend die „Chroniken der Eidgenossenschaft“ von Melchior Ruß und Petermann Etterlin, beide von Luzern, ausgezeichnet zu werden.

Nur Wenige haben es versucht, die Geschichte des gesammten Deutschlands zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen. Wenn auch viele Orts- und

Länderchroniken ihre Erzählung mit der Erschaffung der Welt oder doch wenigstens mit der Sündfluth beginnen, und ihre Werke anheben, als wollten sie eine vollständige Weltgeschichte schreiben, so beschränken sie sich doch immer, wenn sie einmal in raschem Lauf bis zur Geschichte der Gründung ihrer Heimat gelangt sind, ganz auf dieselbe, ohne auf die stamverwandten Länder und Völker mehr Rücksicht zu nehmen, als es die nothwendigsten Verhältnisse mit sich bringen. So müssen Heinrich Steinhöwels freilich beinahe nur tabellarisch ausgeführte „deutsche Cronika“ und Eberhards von Bindeck „Leben Kaiser Sigismunds“ als seltene Erscheinungen auf diesem Gebiete betrachtet werden. Noch seltener wurde die allgemeine Weltgeschichte und die Geschichte des Alterthums behandelt, und wenn es doch geschah, begnügte man sich mit Umschreibungen alter Reichschroniken in Prosa*) oder mit Uebersetzungen lateinischer Werke, zuerst solcher, welche im früheren Mittelalter abgefaßt, die Geschichte des Alterthums in ein ritterlich, romanhaftes Gewand eingelleidet hatten, später erst und mit verständigerem Sinn die Meisterwerke der römischen Geschichtschreiber. So erschienen sich einander die Geschichten des Livius (1505), des Cäsar (1507), des Sallustius (1515) in deutscher Uebersetzung, letztere von Dietrich von Pleningen, welcher auch des Plinius „Eobfagung“ auf Kaiser Trajan übertrug, sich überhaupt um die Verbreitung der Kenntniß des klassischen Alterthums verdient machte, und außer den angegebenen Werken auch noch einige Gepräge des Lucian übersetzte. Früher schon hatte Heinrich von Müglin den Valerius Maximus ins Deutsche übertragen (S. 596).

Wir rechnen auch die Reisebeschreibungen, welche während des gegenwärtigen Zeitraums in ziemlicher Anzahl erschienen, um so mehr zur historischen Prosa, als sie meistens zugleich die Lebensgeschichten der Verfasser enthalten oder sich vorzüglich um ihre Erlebnisse und Abenteuer auf ihren Wanderungen drehen. Die merkwürdigen und abenteuerlichen Reisen des Italieners Marco Polo und des Engländers John Mandeville, deren Berichte schon früh ins Deutsche überfetzt und gedruckt wurden, hatten, wie nicht minder die fromme Sehnsucht, das heilige Land zu sehen, die Wanderlust mächtig gewedt, und viele zogen dahin, vielleicht auch in der Hoffnung, im wunderbaren Orient Reichthümer oder zauberhafte Kenntnisse zu erwerben, während Andere, wie Hans Schildberger von München (1395) als Kriegsgefangene bis in die Mitte von Asien gebracht worden waren. Die meisten haben ihre Reisen aufgezeichnet; viele derselben sind gedruckt worden, doch ist von allen diesen Berichten nur der des Mainzers Bernhard von Breydenbach näher zu betrachten, während es genügt, andere einfach zu erwähnen, wie des Nürnbergers Gabriel Zepels Beschreibung „der Ritters, Hof- und Pilgerreise des böhmischen herrn Leo von Rozmital“ (1465—1467), welchen der Verfasser selbst begleitet hatte,

und „des Schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft“ (1454—1457); noch unbedeutender ist das Werk Hans Tuchers aus Nürnberg, welcher im Jahre 1479 nach dem heiligen Lande fuhr und in seiner Reisebeschreibung (die schon 1482 und später öfter gedruckt wurde) beinahe nur von den Kirchen, Kapellen und anderen heiligen Orten spricht, die er als Pilgrim besuchte, aber auch von diesem in einer ganz farblosen Sprache erzählt.

Den Uebergang von der Prosadichtung zur eigentlichen Geschichtsdarstellung machen einige Werke, welche auch bei jener hätten erwähnt werden können. Dahin gehören zunächst die prosaischen Legenden, deren sehr viele vorhanden sind, die zum Theil wohl nach älteren Gedichten, deren überaus große Zahl (s. o. S. 296) zur Umbildung in Prosa reizen mußte, zum Theil nach lateinischen Legten abgefaßt wurden. Sie sind jedoch zum größten Theil werthlos; und wir erwähnen nur das „Leben der Heiligen“ von Hermann von Frislar, welches wohl die älteste, so auch die hervorragendste Legendensammlung ist, und sodann noch eine andere, welche unter dem Titel: „Sommer- und Winterheil“ die Lebensgeschichten der Heiligen meistens nach lateinischen Bearbeitungen erzählt, schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst im Druck erschien und bis zur Reformation vielfältig aufgelegt wurde.

Wie in diesen Legenden, so herrscht auch in einigen andern Werken, welche geschichtliche Grundlage haben, das Wunderbare vor: dies sind die prosaischen Umbildungen der alten „Kaiserchronik“ und die „Geschichte vom trojanischen Krieg“, von welcher sich mehrere Abfassungen erhalten haben, unter denen die von Johannes Vair aus Nördlingen (um 1390) am häufigsten gedruckt worden ist; ferner die „Geschichte Alexanders des Großen“, welche Johann Partlieb aus dem Lateinischen übersetzte, der noch mehrere andere Bücher, unter Anderen „David's Kunst zu lieben“ verdeutschte. Hieher gehört endlich noch der „Weißküng“, eine allegorisirende Geschichte Kaiser Maximilians I., welche in jeder Beziehung das Seitenstück zum „Theuerdank“ bildet.

Hermann von Frislar.

Hermann, nach seinem Geburtsorte von Frislar zubenannt, stammt aus demselben Städtchen in Hessen, aus welchem gegen 150 Jahre früher der Dichter Herborn (S. 353) hervorgegangen war. Er blühte gegen die Mitte des 14. Jahrh.; und machte große Reisen, von denen er in seinem „Buch von der heiligen lebene“ berichtet. Nach seiner eigenen Aeußerung hat er die Grabstätten sämmtlicher Apostel besucht, mit Ausnahme der des heiligen Thomas, der in Indien begraben liege, und des Evangelisten Johannes, der mit Leib und Seele im Himmel sei. Er scheint sich am längsten in Italien aufgehalten zu haben, außerdem hat er Frankreich, Spanien und selbst Portugal bereist. Ob er ein Dominikaner gewesen, wie Einige vermuthen, oder ein gelehrter Laie, wie Andere behaupten, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden, doch hat letztere Ansicht die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Uebrigens wissen wir von ihm Nichts weiter, als daß er sein Buch in den

) Doch wurden auch einige Weltgeschichten aus dem Lateinischen überfetzt, so der fasciculus temporum Berner Wolffins) unter dem Titel: „Ein büchlin der zeit“ (Basel, 1481) und Hartmann Schedels liber Cronicarum von Georg Alt („Buch der Croniken und geschichten mit Figuren“, Nürnb., 1493).

Jahren 1345—1349 verschwand; und daß er wohl ein anderes Werk, wahrscheinlich ganz mythischen Inhalts, die „Blume der schowunge“, verfaßt hat, welches jedoch verloren gegangen ist.

Das „Heiligenleben“ ist, wie Hermann selbst gesteht, aus vielen anderen Büchern und Predigten zusammengelesen. Wenn einerseits sein eigenes Verdienst dadurch geschmälert erscheint, so wird dagegen das Buch selbst um so wichtiger, weil es uns auf diesem Wege aus älteren Schriften, die wahrscheinlich gänzlich verloren gegangen sind, viele bedeutende Stellen erhalten hat, welche für die geschichtliche Entwicklung und Ausbildung der Mystik im Mittelalter von großer Bedeutung sind. Selbstständig sind die Stellen seines Buchs, in welchen er von den Heiligen und ihrem Leben erzählt; dann ist die Sprache lebendig und gewandt und dabei von einer gedrängten Kürze, wie sie zu jener Zeit selten gefunden wird. Die Erzählung gewinnt durch manche hier und da eingestreute Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, die er in den fremden Ländern hatte kennen lernen, so wie durch die Mittheilung von legendenartigen Sagen und Geschichten mannigfachen Interesse; auch wird man oft durch ächt poetische Züge und einzelne Stellen von wirklich großer Schönheit überrascht.

Sancte Bonifacien tac.

Nun beget hute sancte Bonifacien tac und sinner gesellen, di di marter liden mit ime durch Gotes ere. Von diseme herren sancto Bonifacio were vil zu sagene, wan wir lesen groze buch von sinen tugenden und von siner lere, da vone uch lanc zu sagene were. Doch sullet ir enwennic von ime vorneme, daz ir wizzet, war umme ir in zu rechte ernen sullet. Dirre heilige Bonifacius was burtic von Britannjen von hoheme kunne und ergap sich in siner kintheit an Gotes dinst ane sines vater willen, und wart an Gotes dinst also gelart und also vollekumen, daz her Gotis wort volleclichen und redelichen predien mochte. Dar umme liz her frunt und lant und schone erbe und quam in die heidenschaft und bekarte der vile zu deme rechten glauben unsers herren Jesu Kristi. Zu dem ersten quam her zu Vrisenlant. Do vant er einen heiligen bischof, sanctum Willebrodum; deme half er an Gotes worte und bekerte der Vrisen vile. Dar nach fur her zu Rome; do wihete in der babist Gregorius zu bischove und bevalch ime daz bistum zu Menze, und bevalch ime, daz her gewaldie legat were uber allez dutschez lant. Also bekarte sanctus Bonifacius Ostervrankenlant und Beierlant, Duringen und Hessen und di Vrisen. Dirre heilige Bonifacius wart in sinem drizigesten jare gewihet zu pristere und getranc sider nummer mer weder win noch dikelnerleie tranc, der kraft hete, und hate Got also lip, daz her ime vorlech di gnade, daz her der merterere genoz ist in himelriche. Zu Vrisen leit her di martel mit anderen heiligen luten, di ime hulfen Gotes wort predien, und toufte di lute, di si bekart haten. Her hate eines males gewihet einen herren zu Menze zu bischove, der hiz Lullus, do her sine lesten vart zu Vrisen tet. Do der selbe bischof erfur, daz sanctus Bonifacius gemartelt was, do quam her mit biderben luten von Menze zu Vrisen und brachte dannen den heiligen lichamen

sancte Bonifacii und siber gesellen ein teil, die mit ime gemartelt wurden. Also sancte Bonifacius vore geheizen hate, alsus wart des heiligen merterers lip zu Fulde bracht, also Got wolde und also her selber vore geheizen hate. Do ruwet her erlichen und tut groze gnade allen den, di in ane rufen. Disen heiligen herren sanctum Bonifacium sullet ir ernen mit uwerre viro und mit anderen guten dingen, und sullet in ane rufen, daz her uch helfende si mit sime heiligen gebete vor deme almeechtigen Gote, wanne her iz wol getun mac. Das ir von Gote nimmer gescheiden werdet, des helfe mir und uch der vater und der sun und der heilige geist. Amen.

Frißsche Glosener.

Frißsche (Friedrich) Glosener ward im ersten Viertel des 14. Jahrh. zu Strassburg aus einer reichen Patrizierfamilie geboren. Als er seine Studien vollendet hatte, trat er in den geistlichen Stand und ward zuerst Vicarius an dem großen Chor der Domkirche, später Domherr mit bedeutenden Einkünften. Die Ruhe, die ihm diese Stelle gewährte, wandte er zu verschiedenen literarischen Arbeiten an, von denen ein „lateinisch-deutsches Wörterbuch“, dann eine historische Darstellung der „Ceremonien und Gebräuche der Strassburgischen Kirche“, vor Allem aber eine Chronik seiner Vaterstadt zu erwähnen sind. Er starb am 26. Oktober 1384.

Die „Strassburgische Chronik“, eines der ältesten Denkmäler deutscher Geschichtsschreibung, ist schon durch die Art ihres Entstehens merkwürdig. Wie nämlich der Sieg bei Hausbergen (9. März 1262) die Unabhängigkeit Strassburgs von der bischöflichen Oberherrlichkeit gesichert hatte, so rief sie auch ein Jahrhundert später den ersten Versuch hervor, die Geschichte der Stadt in der Muttersprache abzufassen, nachdem sie schon 70 Jahre vorher die erste historische Aufzeichnung in lateinischer Sprache hervorgerufen hatte. Im J. 1271 hatte nämlich ein edler Bürger, Namens Ellenhard, die Geschichte des Krieges zwischen Strassburg und dem Bischof Walther von Geroldseck, vornämlich aber der eben erwähnten Schlacht, durch einen Notar, Gottfried von Emmingen, abfassen lassen, welche der Stadtemeister Johann Zwinger im Jahr 1360, als wiederum drohende Uneinigheiten zwischen der Stadt und dem damaligen Bischofe ausgebrochen waren, durch Glosener ins Deutsche übersetzen ließ, um daraus zu entnehmen, was hundert Jahre früher unter ähnlichen Verhältnissen geschehen war. Glosener begnügte sich jedoch nicht, ihm die gewünschte Uebersetzung zu verfertigen, sondern fügte noch passende Notizen verschiedener Art, die er wohl theils handschriftlichen Ueberlieferungen, größeren Theils aber andern Geschichtsbüchern entlehnte, unter welchen er besonders die hochdeutsche Uebersetzung der „Reygowischen Chronik“ (s. oben S. 566) benutzt haben mag. Diese Arbeit vollendete er am 8. Juli 1362, an demselben Tage, an welchem nach seinem eigenen Bericht ein Erdbeten seine Vaterstadt erschnitterte.

Außer der Geschichte von Strassburg, welche den dritten Theil der Chronik bildet, gibt Glosener in den zwei einleitenden Abschnitten eine Chronik der Päpste von Jesus Christus bis auf Clemens VI. und eine Chronik der Kaiser von Jul. Cäsar bis auf Karl IV.;

der vierte und letzte Abschnitt enthält eine Geschichte der Hohenstaufischen Kaiser von Philipp bis auf Konradin. Obgleich die Kaisergeschichten viel Interessantes enthalten und manche Biographien (z. B. die Rudolfs von Habsburg) ziemlich weitläufig behandelt sind, so ist doch die eigentliche Strassburgische Chronik bei weitem der wichtigste Theil des Werks und nicht nur von großem historischem Werth, sondern auch durch die Darstellung erfreulich. Diese ist zwar öfters trocken, aber immer gedrängt, klar und den dargestellten Thatfachen angemessen; und wo einflußreiche Begebenheiten erzählt oder merkwürdige Verhältnisse und Zustände geschildert werden, erhebt sie sich zu einer Lebendigkeit und Wärme, welche von der innigen Theilnahme des Verfassers an den berichteten Thatfachen zeugt. Dagegen mangelt es ihr freilich an aller Kunst der Anordnung; dieselbe war ihm etwas so Untergeordnetes, daß er die Thatfachen oft in der Reihenfolge berichtet, in welcher sie ihm selbst bekannt geworden waren. Unter den durch die Darstellung ausgezeichneten Stellen heben wir die Erzählung des schon erwähnten Krieges zwischen dem Bischof Balther und der Stadt hervor, dann den Bericht über die Erscheinung der Geißelbrüder, von welchem wir den Anfang mittheilen, in welchem er die Gesänge der Geißeler aufbewahrt hat (f. v. S. 595) und endlich die Schilderung der innern Unruhen, welche die Stadt oft mächtig bewegten und durch das Bestreben der Bürgerschaft hervorgehoben worden waren, sich von der Patrizierherrschaft zu befreien.

Die grosse geischelfart.

Do man zalte MCCCXLIX jore, vierzehn naht noch sungiten oder uf die mosze, do komet gen Strosburg wol CC geischeler, die hettent leben unde wise an in, als ich hie ein teil beschreibe. Zum ersten: sū hettent die kostbersten fanen von semetdnechern, ruch unde glat, unde von baldecken die besten, die man haben möhte; der hettent sū vil lihte X oder viij oder vi, unde vil lihte also manig gewunden kerten; die trug man vor, wo sū in die stette oder in dorfer giengent, unde sturmede alle glocken gegen in, unde giengent den fanen nach, ie swen unde zwen mit enander, unde hettent alle mentel an, unde hüeteline uff mit roten krützen, unde sungent zwene oder viere einen leis vor, unde sungent in die andern noch. Der leis was alsus:

„Nu ist die bettevert so her:

Crist reit selber gen Jherusalem,
er füert ein krütze an siner hant;
nu helf uns der heilant!

Nu ist die bettevert so gut:

hilf uns, herre, durch din heiliges blut,
daz du an dem krütze vergossen hast,
unde uns in dem ellende geloszen hast.

Nu ist die strozze also breit,
die uns zu unserre lieben Frowen treit,
in unserre lieben Frouwen lant;
nu helfe uns der heilant!

Wir sullent die busze an uns nemen,
daz wir Gote deste bas gezemen
aldort in sines vatters rich:

Des bitten wir dich sündler alle gelich.
So bitten wir den vil heiligen Crist,
der alle der welte gewaltig ist.“

So sū alsus in die kirchen komet, so knüwetent sū nider unde sungent:

„Jhesus wart gelabet mit gallen,
des sullen wir an ein krütze vallen.“

Zu dem worte fielen sū alle krützewis uf die erde, daz es klaperte. So sū ein wile also gelagent, so hub ir vorsenger an unde sang:

„Nu heben uf die üwern hende,
daz Got diz grosse sterben wende!“

So stundent sū uf. Daz dotent sū dri stunt; so sū zu deme dirten mole uf gestundent, so ludent die lüte die bruedere: eins lut XX, eins Xij oder X, iegliches noch sinen staten, unde furent sū heim, unde büttents in wol.

Nu was dis ire regel. Wer in die bruderschaft wolte, unde an die busze treten, der muste XXXiiij dage dinne sin unde bleben, unde derumbe so muste er han also vil pfenninge, das im alle tage iiij pfenninge angeburten, die wil er in der busze was: daz worent XI sol' unde iiij d'. Derumbe getorstent sū nieman heischen, noch fordern, noch in kein hus kummen, so sū zum ersten mole in ein stat oder in ein dorf komet, man lude sū danne unde fuert sū one ir heischen drin. Donoch mohtent sū wol in dū huser gou, die wile sū in der stat worent.

Sū getorstent ouch zu keiner frouwen gereden; welre aber daz brach, daz er zu einre frouwen rette, der knüwet für iren meister unde bihtetes ime, so satte ime der meister busze, unde schlug in mit der geischeln uf den rücken, unde sprach:

„Stant uf durch der reinen martel ere,
unde huet dich vor der sünden mere.“

Sū hettent ouch eine gesetzed, daz sū pfaffen möhtent under in han, aber ir keins sollte meister under in sine, noch an iren heimelichen rot gon.

Wenne sū nu wolent buessen, also nantent sū daz geischeln, daz was zum tage zume minsten zwei mole, fruege unde spöte — so zogetent sū zu velde us, unde lüte man die glocken, unde sametent sū sich, also do vor geseit ist: unde so sū komet an die geischelstat, so zügent sū sich us barfus, untze in die bruech, unde dotent kittele oder andere wisze dach umbe sich, die reichetent von dem gürtel unz an die fusze. Unde so sū wolent anfohen zu buszende, so leitent sū sich nider an einen weiten ring, unde werenoch ieglicher gesundet hette, dernoche leit er sich: was er ein meinediger boswilt, so leit er sich uf eine site unde recket sine drie vinger uber daz houbet herfür; was er ein ebrecher. so leit er sich uf den buch. Sus leitent sū sich in maniger hande wis noch maniger hande unde, die sū geton hettent: dobi erkante man wol, welre leie sünde ir ieglicher begangen hette. So sū sich alsus hettent geleit, so vienge ir meister an, wo er wolte unde schreit uber einen, unde ruert den mit siner geischel uf den lip unde sprach:

„Stant uf durch der reinen martel ere,
unde huet dich vor der sünden mere.“

Sūs schreit er uber sū alle, unde uber welen er geschreit, der stunt uf unde schreit dem meister noch uher die vor im logent. So sū zwene uber den dirten geschritent, der stant denne uf, unde schreit mit in uber den vierden, unde der vierde uber den funften vor ime. Sus dotent sū dem meister noch mit der geischeln unde mit

den worten, untz das alle uf gestudent unde
uber enander geschritten. So sū alsus worent
ufgestanden zu ringe, so stundent ir etwie ma-
niger, die die besten senger worent, unde vien-
gent einen leis an zu singende: den sungent die
bruder noch, also man zu tantze noch singet. Die
wile giengent die brudere um den ring, ie zwen
unde zwene, unde geischelten sich mit geischeln
von riemen, die hettent knöpfe vornan, darin wo-
rent nollen gesteecket, unde schlugent sich uber
ire rücke, daz maniger sere blutete. Nu ist der
einz oder leich, den sū sungent:

„Nu tretent her, die buszen wellen!
Fliehen wir die heissen hellen:

Lucifer ist ein bose geselle:

ein mut ist, wie er uns veruelle,

wande er hette daz bech ze lon:

des süllen wir von sünden gon.

Der unserre busze welle pflegen,

der sol bihten unde widerwegen.

Der bihte rehte, lo sunde varn,

so wil sich Got uber in erbarn;

der bihte rehte, lo sunde ruwen,

so wil sich Got selber im ernüwen.

Jhesus Crist, der wart gevangen,

an ein krütze wart er erhangen,

daz krütze wart von blute rot;

wir klagen Gots martel unde sinen tot.

Durch Got vergiesen wir unser blut:

daz si uns für die sünde gut.

Des hilf uns, lieber herre Got,

des biten wir dich durch dinen tot!

„Sünder, womit wilt du mir lonen?

Drie nagel unde ein dürrin kronen,

das krütze fron, eins speres stich,

sünder, daz leit ich alles durch dich:

waz wilt du liden nu durch mich?“

So rufen wir us lutern done:

Unsern dienest gen wir dir zu lone,

durch dich vergiesen wir unser blut:

daz si uns für die sünde gut!

Des hilf uns, lieber herre Got,

des bitten wir dich durch dinen tot!

Ir lügener, ir meinswerere,

dem hohesten Got sint ir unmere!

Ir bihtent keine sünde gar,

des muszent ir in die helle dar:

do vor behuet uns, herre Got,

des biten wir dich durch dinen tot!“

Nu knüwetent sū alle nider, unde spiendent
ir arme krutzewise unde sungent:

„Jhesus, der wart gelabet mit gallen:

des sullen wir an ein krutze vallen!“

Nu vielent sū alle krutzewis uf die erde unde
lagent ein wile do, untz das die sengere aber
anhubent zu singende, so knüwetent sū uf die
knü unde hubent ir hende uf, unde sungent den
sengern noch, also knüwende:

„Nu hebent uf die uwern hende,

das Got dis grosze sterben wende!

Nu hebent uf die uwern arme,

daz sich Got uber uns erbarme!

Jhesus durch diner namen dri

du mach uns, herre, vor sünden fri!

Jhesus durch dine wunden rot

behuet uns vor dem gehen tot!“

Nu standent sū alle uf, unde giengent umbe

den ring, sich geischelde, also sū vormols het-
tent geton, unde sungent alsus:

„Maria stunt in groszen nöten,

do sū ir liebes kint sach töten,

ein swerte ir durch die sele sneit:

daz lo dir, sünder, wesent leit.

Des hilf uns, lieber herre Got:

des biten wir dich durch dinen tot!

Jhesus rief in himelriche

sinen engeln alle geliche,

er sprach zu inen vil senedeclichen:

„Die kristenheit wil mir entwichen,

des wil ich lan die welt zergon,

daz wiszent sicher one wan!“

Do vor behuet uns, herre Got:

des bitten wir dich durch dinen tot!

Maria bat den sun, den suszen:

„Liebes kint, lo sū dir bueszen,

so wil ich schicken, daz sū müessen

bekeren sich: des bit ich dich;

vil liebes kint, des gewer du mich!“

Des bitten wir sünder ouch alle gelich.

Welich frouwe oder man ire e nū brechen,

daz wil Got selber an sie rechen:

swebel, bech unde auch die gallen,

güszet der tüfel in sū alle,

furwar sū sint des tüfels bot.

Dovor behuet uns, herre Got:

des bitten wir dich durch dinen tot.

Ir mordere, ir strosroubere,

uch ist die rede enteil zu swere;

ir wellent uch aber nieman erbarn:

des muszent ir in die helle varn.

Dovor behut uns, herre Got:

des bitten wir dich durch dinen tot!“

Nu knüwetent sū unde vielent denne unde sun-
gent, unde stundent denne wider uf, unde het-
tent alle geberde, als sie vormols hettent ge-
habet vor deme sange: „Jhesus, der wart gela-
bet mit gallen“ untz an den sang: „Maria stunt
in groszen nöten.“ So stundent sū danne aber
uf, unde sungent disen leich, sich geischelde:

„O we, ir armen wucherere,

dem lieben Got sint ir unmere:

du lihest ein marke al umbe ein pfunt,

daz zühet dich in der helle grunt,

des bistu iemer me verlorn,

derzu so bringet dich Gotes zorn.

Dovor behut uns, herre Got:

des bitten wir dich durch dinen tot!

Die erde bidemet, ouch erklungent die steine:

ir herten herten, ir sullent weinen.

Weinent tougen

mit den ougen!

Slahent uch sere

durch Cristus ere!

Durch Got vergiesen wir unser blut:

daz si uns für die sünde gut.

Des hilf uns, lieber herre Got:

des biten wir dich durch dinen tot!

Der den fritag nüt envastet,

unde den sundag nüt enrastet,

zwar der muesse in der helle pin

eweklich verloren sîn!

Dovor behuet uns, herre Got:

des bitten wir dich durch dinen tot!

Die e, die ist ein reines leben,

die hat Got selber uns gegeben:

ich rat, frouwen unde ir mannen,
daz ir die hochfart laszet dannen;
durch Got so lant die hochfart varn,
so wil sich Got uber uns erbarn.
Des hilf uns, lieber herre Got.
des bitten wir dich durch dinen tot!“

Nu knüweten sū aber, unde violent und sun-
gent, unde stundent denne wider uf, unde het-
tent alle geberde, also sū vormols hettent ge-
hebet von deme sango: „Jhesus, der wart gela-
bet mit gallen,“ untz an den sang: „Maria stunt
in groszen noten.“ Sus was daz geischeln us;
so leitent sū sich denne nider, also sū hettent
geton, do sū auviengent, unde schrittent über
enander, unde hieszent enander ufsan, also do
vor, unde giengent denne in den ring unde do-
tent sich wider an. Diewile sū sich us unde an-
dotent, so giengent biderbe lüte, unde hieschent
an dem ringe den lüten, daz sū die bruder stür-
tent zu kertzen unde zu vanen: domit wart in
vil geltes.

Jakob Twinger von Königshofen.

Ein jüngerer Zeitgenosse und Landsmann Fripsche
Elofeners sollte das Gebäude vollenden, welches
dieser in so tüchtiger Weise begonnen hatte; es ist
dies Jakob Twinger von Königshofen,
welcher im J. 1346 zu Straßburg geboren wurde
und, wie sein Vorgänger, aus einem angesehenen
Patriziergeschlechte stammte. Auch er widmete sich
dem geistlichen Stande; 1382 ward er zum Priester
geweiht; und nachdem er kurze Zeit die Pfarrei in
Drusenheim verwaltet hatte, wurde er 1386 zum
Chorherrn am Münster in Straßburg ernannt, zu
welcher Stelle ihm später mehrere andere Pfründen
und Ämter, wie das eines Domherrn am St. Tho-
masmünster, zugetheilt wurden. Er starb im 74.
Jahre seines Alters am 27. Decbr. 1420 und ward
im St. Thomasmünster begraben.

Königshofen entwickelte während seines Lebens
eine außerordentlich große Thätigkeit, die er zum
großen Theile sowohl seinem geistlichen Amte, als
den weltlichen Interessen des Münsters widmete.
dessen Urkunden er aufsuchte, ordnete und in ein
Urkundenbuch eintrug, eine Arbeit, die er bis zu
seinem Tode mit unermüdlicher Sorgfalt fortsetzte.
Doch blieb ihm unter diesen Beschäftigungen noch
Zeit und Lust zu andern rein wissenschaftlichen Ar-
beiten, und so vollendete er im J. 1399 ein „latei-
nisch-deutsches Wörterbuch“, zu welchem er Elose-
ners und Anderer Vorarbeiten benutzte. Mit ent-
schiedener Vorliebe gab er sich aber schon seit seinen
früheren Jahren geschichtlichen Forschungen hin;
noch ehe er Priester war, schrieb er eine lateinische
Chronik, welche er aus größern Werken schöpfte;
im J. 1382 begann er dieselbe umzuarbeiten und zu
vervollständigen, wobei er insbesondere die Ge-
schichte seiner Vaterstadt, die er in der lateinischen
Chronik nur vorübergehend erwähnt hatte, mit gro-
ßer Ausführlichkeit behandelte. Den „flugen Laien
zu Liebe, die von solchen Dingen eben so gerne le-
sen, als die gelehrten Pfaffen“, schrieb er aber diese
Umarbeitung in deutscher Sprache. Endlich machte
er im J. 1386 von derselben einen Auszug, wie es
scheint auf Bitten seiner Mitbürger, ja sogar vom
Rath seiner Vaterstadt ausdrücklich dazu aufgefor-
dert. Außer vielen lateinischen Chroniken und an-

dern Geschichtswerken, so wie den zahlreichen, ihm
zugänglichen Urkunden benutzte er zu seiner größern
deutschen Chronik namentlich die seines Vorgängers
Elofeners, die er zum weitaus größten Theile wört-
lich in seine Arbeit aufnahm. Aber wenn dies auch
sicher steht, so ist sein Verdienst doch noch immer sehr
bedeutend, da er nicht nur Elofeners Berichte an
vielen Stellen verbessert und erweitert, sondern auch
die neuere Geschichte von da an, wo Jener aufhört,
bis zum J. 1414 selbstständig fortgesetzt hat, und
gerade dieser Theil seines Werks in historischer Be-
ziehung, so wie in Absicht auf Darstellung entschie-
den der bedeutendste ist.

Die größere Chronik zerfällt, wie auch die klei-
nere, die überhaupt nur eine Verkürzung jener ist,
in fünf Hauptabschnitte, von denen der erste die
Weltgeschichte von der Schöpfung bis zu Alexander
dem Großen erzählt, der zweite die Geschichte der
römischen Kaiser bis zu Karl IV., der dritte die
der Päpste von Christus bis zum Constanzer Conci-
lium berichtet; der vierte Abschnitt behandelt die
Geschichte der Straßburger Bischöfe und der fünfte
endlich die des Elsasses und insbesondere der Stadt
Straßburg, deren Kirchen und geistlichen Stiftungen
er große Aufmerksamkeit schenkt. Das Ganze
beschließt ein ausführliches Register. Die Darstel-
lung ist im Ganzen einfach, klar und tüchtig, wie
bei Elofener, doch ist sie beweglicher und mannig-
faltiger, wie er ihn an einigen Stellen, z. B. in den
Abschnitten von den Einfällen der Engländer, vom
Krieg zwischen dem Grafen von Württemberg und
den schwäbischen Städten u. a. in der Kunst der
Schilderung weit übertrifft.

1. Von unser frowen münster.

Unser frowen münster, die hohe stift zu Stros-
burg, wart zum ersten mole ane gefangen unde
gestiftet in hoher würdikeit unde friheit von eime
künige von Frangrich, genant Clodoveus, do men
zalte noch Gotz gebürte fünf hundert und zehen
jor, also in dem capittel bi den künigen von
Frangrich geseit ist, unde ist die erste unde eil-
teste kirche zu Strosburg unde in dem bistum,
die do gemahet wurdent, nochdem also Strosburg
unde Elsas anderwerbe bekert wurdent, also ouch
ist vor geseit. Doch was das münster, do es zum
ersten mole gemahet wart, nüt als gros unde also
kostper an gebuwe, also es ignoten ist, wan hie
vor mahte men die kirchen vaste mit holzwerke
unde mit slehten steinen, unde men hette nüt
not umb kostper steine, noch um grosse gezierde.

Do nu das münster, also es zum ersten mole
gemahet wart, gestunt uf fünf hundert ior, do kom
ein gros übel weiter mit tunre unde blixende zu
Strosburg, unde von dem selben tunre verbrante
unser frowen münster und sant Thomans mun-
ster, bede gerwe abe untz in den grunt, unde
wol die halbe stat, uf einen tag nach Gotz ge-
bürte tusent und syben ior.

Das neue münster wart anefangen. — Do
noch samelte man gelt, steine unde gezüg, ein
ander münster zu buwende, unde in dem iore,
do men zalte noch Gotz gebürte MXXV ior, do
ving men das münster, das ignoten ist, von grunde
uf ane zu machende mit eime tieffen starken fun-
damente unde mit kostpern steinen unde gezier-
den, und gieng von tage zu tage uf, das der kor
unde das münster one die zwene vorder türne

wurdent geweilhet unde gedecket unde vollebroht noch Gotz gebürte MCCCLXXV ior.



Münster zu Strassburg.

Do noch über zwei ior an sant Urbans tage, do ving man ane zu machende den nuwen turr des münsters wider die brediger, unde wart vollebroht untz an den helm noch Gotz gebürte MCCCLXV ior. Hie zwüschent wart der ander turn wider den fronhof, der do heisset der alte turn, ane gefangen unde gebuwen unde gerwe vollebroht.

2. Von den andern Engelendern.

Do men zelte MCCCLXXV ior, am nehesten fritage noch sant Michels tage, do kam aber über die steigge her in Elsas zogende ein gros vol, genant die Engelender. Doch worent sū nüt Engelender, sunder sū worent Brituner von dem lande Britanie, one uf fünf hundert glefen, die do von den Dütschen worent zu in gesamelt. Dis volkes was unzellichen vil, das men sprach, ir werent uf VI tusent gutes stritbers volkes zu ganzem gutem harnesche noch nuwen sitten wol bereit. Und des andern volkes under in, die ouch harnesch furent, aber nüt also gut, unde das buebesche vol, das noch lief unde reit, der was ouch vil. Und sprach menglich, die sū sohent, das sū nie so vil volkes hettent by nander gesehen. Sie hettent XXV capitaniën under in, der ieglicher etwie vil volkes under ime hette. Die capitaniën koment zu samene, wenne sū woltent, und wurdent zu rote, was sū tun oder angriffen woltent. Und e sū in dis lant koment, do was dis lant vaste gewarnet, unde hette men geflœhet in die stette unde vesten: wan was sū fundent, das was verlorn. Unde was sū ouch lütes begriffent, die bundent sū also herte, das die

bant den lüten doch das fleisch ossent, unde martelent sū umb gut, die richen umb gülden, unde umb hengeste, unde umb sydin unde güldin duecher, wan aller ir werben was nach gute. Unde die armen, die nüt hettent gülden zu gende, die schetzetent sū umb roszyen unde umb rossenagel unde umb schuhe. Aber die von Strosburg liessent der dinge keis us der stat fueren, umb die die armen geschetzet wurdent.

Sū brantent ouch etwie manig dorf, so sū in dis lant koment, unde truewent ouch, sū woltent dis lant gerwe verbürnen, men gebe in denne gut, unde hieschent LX tusent gülden unde LX gülden duecher unde LX hengeste. Dis was den von Strosburg ungehört, unde woltent in nütset geben. Doch gobent in das bistum unde des riches stette drü tusent gülden, das sū soltent us dem lande varen, also sū ouch dotent. Unde was frowen oder dochter sū erwüschetent, mit den begingent sū ungewonliche unküschheit unde schande. Sū logent in dem lande, wo sū woltent, zu Pfaffenhofen, zu Lampartheim, zu Altdorf, zu Berre, zu Erstheim, allumbe unde umbe.

Ein stryt zu Marley. — Do sū nu also lagent, wo sū woltent, do mahtent sich die geburen zu Marley unde in den dörrfern do umb zusamene mit einre baner, unde über vielent wol XX/III Engelschen zu Marley. Do sattent sich die Engelschen zu gewer, also sū wol vehten kundent zu rosze unde zu fusze, unde erslugent der geburen uf IIII hundert zu tode, unde vingent ir etwie vil. Es getürste ouch nieman gewandeln in dem lande one ir geleite oder wortzeichen, unde wen sū trostent, dem hieltent sū es ouch, wie das men in nüt wol getruwete, wan man hete sū für übel tetige lüte unde für mörder, also sū ouch worent, wan sū ermürdeten ire gefangen lüte, wele in nüt hettent gut zu gende. Doch entgingen in vil gefangen, die sich nahetes von in verstant.

Ire kleider worent lang unde kostper. Ir küluhete mit stumpfen zippeln, also münches kutten zippeln, unde die worent einre spannen lang. Ire schüsseln unde dring geschirre worent silberin. Aber die armen gingent barfus unde nacket, unde was sū junger knaben bi fundent, die behubent sū bi in zu rennern.

Unde do sū etwie manigen dag worent in dem lande gewesen, do zogetent ir ein michel schar von Munoltzheim gein Schafoltzheim, das sū zwüschent der stat unde Husbergen furent an sant Lucas tage, do men mit krüzen ging. Do ruffte der walter her abe, das das volg do her zogete. Do hies der ammeister die mortglocke lüten. Do lief menglich an sine hute unde an die letzen, do sū hin gehortent, unde die überigen zogetent für das münster zu rosse unde zu fusse. Do noch am Samestage, do koment sū an dem morgen für die stat, unde hubent ginesite der Ketzter gruben unde bi dem galgen. Do wart die mortglocke aber gelütet, do ging men aber an die huten. Do zwüschent etwie maniger, die do mutwillen woltent, die rittent us der stat uf das velt, unde etliche koment in so nohe, das sū mit in rettent. Doch geschach kein battellen do. Unde do sū gehieltent untz mitten dag, do zogetent sū enweg wider Husbergen, unde koment do noch

nüt me mit maht für die stat. Doch furent sū nahtes gar nohe umb die stat uf den beag.

Die vorstette unde die clæster hettent in die stat gestæhet lip unde gut, wan meister unde rot hettent sich der vorstette begeben, das men sū nüt behut wolte han. Do botent die lüte under Wagener unde an Steinstrasse, das men in gunde, ir vorstette zu behutende: das gunde men in unde gap in etwie vil schützen us der stat zu helfe. Men leite ouch hute uf alle türne mit geschütze unde mit bühssen. Dis befundent die bösewichte, unde koment nüt me hinzu, wie doch sū hettent geschworn, sū wolent in die vorstette kumen. Aber Crutenouwe die vorstat bleip gerwe unbehut. Doch kam ir keinne drin. Man satte ouch werke in des probestes hof zum jungen Sant Peter unde in den kirchhof zum alten sant Peter unde bi sant Steffan, der umb, werent sū in die vorstette kumen, das men hette zu in geworffen. Die hüsere, die uf dem burggraben stundent, den brach men die wende abe, die gegen der ringmuren stiessent, das men keine entheltnysse dinne möhte haben. Item den spittel unde zum grünen werde leite men obenan vol wellen unde stro. Wer es, das die bösewichte werent hin zu kommen, so hette mens ene gestossen.

Wangen nart gewonnen. — Dis volg, die Engelder, stürmeten an menig stettelin unde vesten, doch gewunnen sū keine, denne Wangen das stettelin. Das selbe gewunnen sū mit schalghet unde nüt mit gewalte oder mit stürmende. Unde do inne dotent sū vil unlustes den frowen, unde dotent vil kinde, unde roubtent, was do inne was. Doch gewunnen sū die burg nüt, die in Wangen stet.

Brumat. — Ouch globtent sū zweigen mannen vil gutes, die in Brumat wolent hin han gen. Do versohent es die von Brumat, unde wurdent dise zwene verreter von Brumat gefangen unde uf reder gesetzt.

Der herre von Küssin. — Do die Engelder als mit gewalte unde one allen widersatz in dem lande herrschent, do kam zu in der herre von Küssin mit XV hundert glesen. Und von des wegen worent sū ouch in dis lant kumen, das sū ime wolent helfen kriegen wider den hertzen von Oesterich, den er ane sprach umb sin teil der herschaft, das er zu erbe was kumen von sinre muter, die do was herzoge Lūpoldes dohter von Oesterich. Der bleip ouch etwie lange in dem lande bi den Engeldern. Do zwüschent brante der herzoge abe sine eigen dörffere unde der umbsosen, sū werent viout oder frünt, untz her abe gein Sunthus, das ehte das volg keinen leger noch spise möhte haben in sine lande.

Do noch an sant Kathrinen tage, do zogelent sū us Elsas uf den herzogen. Unde do sū in des herzoge lant koment, do möhtent sū von bresten wegen der spisen nüt lange do bliben. Do zogelent sū gein Basel über den Howenstein. unde koment über das wasser, genant die Are. Do leitent sich ir ein teil in ein closter, genant Frowenburne. Do koment die von Berne mit iren helfern eines nahtes unde umbe zugent das closter unde stiessent es ane. Unde die do her us fluhent, die wurdent erstochen, unde die do dinne blibent, die verbrantent, das ir wol tuzent gutes volkes do wurdent verbrant unde erstochen.

Do flohent sū von dannen unde koment her wider abe untz gein Watwilre, unde das stettelin gewunnen sū ouch mit stürmende, unde erslugent ir wol hundert manne unde vingent ir etwie vil. Do noch furent sū wider enweg gein Welschen lant. Unde sprach men, das der herzoge dem lande vil me schaden hette geton mit bürnende, denne die viende: wan hettent sū gewellet, sū hettent dis lande wol gerwe abe gebrant.

Die Limburger Chronik.

Es ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt, von wem die für die Sittengeschichte so merkwürdige Limburger Chronik herrührt. Zwar spricht der Verfasser am Anfange derselben von sich und versichert, daß er Alles, was er berichtet, selbst erlebt und daß er seit seinem dreißigsten Jahre alles Wertwürdige aufgeschrieben habe; aber er nennt sich selbst nicht, und das Einzige, was man mit einiger Bestimmtheit aus der angeführten Stelle schließen kann, ist, daß er wahrscheinlich im J. 1347 geboren wurde, und im J. 1420 anfang, seine Aufzeichnungen in Ordnung zu bringen, die er offenbar auch bis zu diesem Jahre fortführen wollte, woran ihn aber wahrscheinlich der Tod unterbrach. Gegen die Mitte der Chronik wird ein Stadtschreiber Johann genannt, und man glaubte, schon früher in diesem Johann, der den Geschlechtsnamen Gensbein geführt haben soll, den Verfasser des Werks zu erkennen; allein in dem Wortlaut der betreffenden Stelle liegt dies keineswegs. Große Wahrscheinlichkeit scheint die Behauptung für sich zu haben, daß Tielmann Adam Emmel, Stadtschreiber zu Limburg, die Chronik abgefaßt und sie von 1336 bis 1398 fortgeführt habe und daß diese Johann um 1473 von Joh. Gensbein abgeschrieben worden sei. Sicher ist es, daß sie von da an durch Georg Emmel, Kanonikus zu Limburg (gest. 1538) und dann durch Adam Emmel bis 1561 fortgesetzt worden ist; und dieser Umstand, daß zwei des gleichen Namens das Werk fortführten, läßt es als ein Familiengut, als ein literarisches Erbe erscheinen, wodurch die Angabe, daß auch der erste Begründer zu demselben Geschlechte gehörte, nicht wenig Gewicht erhält. Uebrigens rührt diese Angabe zuerst von Joh. Nechtel, Dekan der Limburger Collegiatkirche, welcher zu Anfang des 17. Jahrh. eine Chronik der Stadt Limburg verfaßte, welcher er die ältere mit ihren Fortsetzungen zu Grunde legte.

Wie dem aber auch sei, so ist die alte Limburger Chronik von großer Wichtigkeit und mannigfaltigem Interesse, wenn sie auch bezüglich der Form und Sprache den schon genannten historischen Werken nicht an die Seite gesetzt werden kann. Doch läßt sich allerdings über die Darstellung kein sicheres Urtheil fällen, da wir die Chronik nicht in ihrer ursprünglichen Abfassung, sondern nur in einer spätern Ausgabe (1617) kennen, in welcher die Sprache durchaus modernisirt ist. Ist sie aber in Beziehung auf die Sprache von geringer Bedeutung, so wird sie dadurch sehr wichtig, daß sie nicht bloß reiche und interessante Mittheilungen über den Volksgefang (s. o. S. 591 f.) gibt, sondern sich auch sehr ausführlich über die Sitten und Gebräuche des vierzehnten Jahrhunderts, über die Kleidertrachten, die Waffen und merkwürdige Zeiterscheinungen verbreitet.

In derselbigen zeit (1361) vnd manch Jahr zuvor, da waren die Wafen, als hernach geschriben stehet. Ein jglic gut man, Fürst, Graf, Herr, Ritter vnd Knecht, die waren gewapnet mit platten vnd auch die burger mit ihren wapenröden darüber, zu stürmen vnd zu freiten, mit schlossen vnd lipfeisen, das zu der platten hörte, mit ihren gekrönten helmen, darunder hatten sie kleine bundhauben. Vnd fürte man ihnen ihr schilt vnd ihre tarschen nach vnd glene. Vnd den gekrönten helm fürte man ihnen nach off einem globen. Vnd fürten sie an ihren beinen streichbofen, vnd darüber grosse weite lersen. Auch fürten sie beinewand, das war vornen von leder gemacht, also armbleber oder also von syred gestift vnd eisen hochlein vor den knien. Da wurden die reißige leut geacht an hundert, zwey hundert zc. gekrönter helm.

Die Kleidung von den Leuten in teutschen landen was also gethan. Die alte leut mit namen trugen lange vnd weite kleider, vnd hatten nit knauf, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf knäuf. Die Ärmel waren beschneiden weit. Dieselben rök waren vmb die brust oben gemüßert vnd gekläpertz, vnd waren vornen aufgeschlitz bis an den gürtel. Die junge menner trugen kurze kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden, vnd gemüßert vnd gefalten mit engen armen. Die fegeln waren groß. Darnach zu hand trugen sie rök mit vier vnd zwenzig oder dreißig geren vnd lange hoiden, die waren geknauft vornen nider bis auf die füß. Vnd trugen stumpe schuch. Eiliche trugen Kugeln, die hatten vornen ein Lappen vnd hinten ein Lappen, die waren verschnitten vnd gezettelt. Das manches Jahr gewehret.

Herren, Ritter vnd Knecht, wenn sie hofarten, so hatten sie lange lappen an ihren armen bis auf die erden, gefübert mit kleinpalt ober mit bund, als den Herrn vnd Rittern zugehört, vnd die Knecht, als ihnen zugehört.

Die Frauen gingen gekleidet zu Hoff vnd Denzen mit par kleidern vnd den vnderrock mit engen armen. Das oberste kleid hieß ein Sorkett, vnd war bei den seiten neben vnden auf geschliffen vnd gefübert im winter mit bund ober im sommer mit zendel, das da zimlich ein jglichen weib was. Auch trugen die Frauen die Burgesen in den stetten gar zirliche hoiden, die nennete man Hüllen, vnd was das klein gespenße von disselet, krauß vnd eng beghammen gefalten mit einem same, beynähe einer spannen breit, deren kostet einer neun oder zehen gulden. — — —

Darnach da das Sterben, die Geiselfarth, Komerfarth, Jubenslacht, als vorgeschriben stehet, ein end hatte, da hub die welt wider an zu leben vnd frölich zu sein, vnd machten die mann newwe Kleidung. Die rök waren vnder one geren, vnd waren auch abgeschnitten vmb die lenden, vnd waren die rök einer spannen nahe vber die knie. Darnach machten sie die rök also kurz, eine spann vnder den gürtel. Auch trugen sie hoiden, die waren alle vmb rund vnd ganz. Das hieß man Gloden, die waren weit, lang vnd auch kurz. Die Frauen trugen weite hembe außgeschnidten, also daß man ihnen die brust bey nahe halb sah.

In dieser zeit vergingen die Platten in diesen landen, vnd die reißigen leut, Herrn, Ritter, Knecht vnd Burger, die fürten alle schuppen, panger vnd hauben. Da achtete man reißige leut also, an hundert oder zwey zc. mann mit hauben. Die Mainirung von den schuppen hatten bescheiden leng, vnd die arm waren eins theils einer spannen von der achßlen ober zweyen spann, vnd eins theils hatte nit mehr, dann da man die arm außstoset, vnd hatte seidene quasten binden nider hengen: das was freudig. Die Winterwammes hatten enge arm, vnd in dem gemerb waren sie benebet vnd behaft mit stücken von panger: das nante man Musfeisen. — — —

In diesem Jahr (1362) vergingen die grosse weite Hosen vnd fiseken. Die hatten oben rot leder, vnd waren verhauben, vnd die lange lebersen mit langen schnäbeln gingen an. Dieselben hatten krappen, einen bey

dem ancken, von der grohen zehen bis vberaus, vnd hinten außgeschelt halb bis auf den knien. Da gieng auch an, daß sich die menner binden, vornen vnd neben zuneßten, vnd gingen hart gepant. Vnd die junge menner trugen meistlich alle geknaupte fegeln, als die frauen. Vnd disse fegeln wereten mehr dann dreißig Jahr, da vergingen sie. — — —

Darnach zu hand (1370) gingen gemeinlich die Lappert: an, die trugen man vnd frauen. Auch trugen die mar kurze hoiden vnd weit vñ beyden seiten geknauft. Das was werete nit lang in diesen landen. — — —

In derselbigen zeit (1371) da gingen an die Westphalische Leubener, die waren also, daß Ritter, Knecht vñ reißige leut fürten Leubener, vnd gingen an der brust an, binden auf dem ruck hart zugepant, vnd waren alle fern, als die schorpen lang war, hart gesteyt, bey nahe eines fingers dick. Vnd kame das auß Westphalenland. — — —

In derselbigen zeit (1389) gingen Frauen vnd Jungfrauen, Edel vnd Buebel, mit Lapperten; vnd hatten die mittlen gegürtet. Die gürtel hieß man Duffeng. Das die menner trugen sie lang vnd kurz, wie sie wolten, vñ machten daran große weite buch eins theils auf die erden. Du junger man, der noch sol geboren werden oder hundert Jahr, du sollt wissen, daß die kleidung vnd die mainirung der kleider dieser gegenwertigen welt nichts an sich genommen hat von grobheit ober von herlichkeit. Denn sie disse kleidung vñ stt von großer hofart erfunden vñ gemacht hant. Wiewol man findet, daß dieselbe kleidung vor vier hundert Jahren auch etlicher massen gewesen sein, als man wol stehet in den alten listen vnd kirchen, da man find solche stein vnd bild gekleidet. Auch fürten Ritter, Knecht vñ Burger Scheden vñ Schedenrök, gekligert binden vnd neben mit großen weiten armen, vnd die Preisigen an den armen hatten ein halb elen ober mehr. Das hing den leuten ober die hende. Wann man wolte, schlug man sie auf. Die hundertfegeln fürten Ritter vñ Knecht, Burger vñ reißige leut Brust- vnd Glattebein gewand zu storn vñ zu streiben, vñ keinen tarschen noch schilt, also daß man vnder hundert Rittern vñ Knechten nit einen fand, der einen tarschen ober schilt hett. Vorher trugen die menner ermel an wembsern vnd an den schauben vnd an anderer kleidung. Die hatten Stansen, bey nahe auf die Erden. Vnd wer den allerlangsten trug, der was der man. Die Frauen trugen Behemische fegeln, die gingen da an in diesen landen. Die fegeln forgt ein Frau auf ihr haubt, vñ stunden ihnen vornen auf zu berg ober das haubt: als man die Heiligen machet mit den Diabemen. — — —

Anno 1347 zu mittlen im Sommer, da erhub sich ein wunderlich ding auf Erreich, vnd sonderlich in Teutschen landen, auf dem Rein vnd auf der Mosel, also daß leut anhuben zu danzen vñ zu rasen, vñ stunden sie zwei gen ein, vnd dangeten auf einer statt, ein halben tag, vnd in dem danz, da fielen sie etwan bid nieder, vñ ließen sich mit füßen treten auf ihren leib. Davon namen sie sich an, daß sie genesen weren, vñ ließen von einer Statt zu der andern, vnd von einer kirchen zu der andern, vñ huben gelt auf von den leuten, wo es ihnen mocht gewerden. Vnd wurd des dings also viel, daß man zu Göl in der Statt mehr dann fünffhundert Denzer fand. Vnd fand man, daß es eine Kegerrey was, vnd geschach vmb gelt willen, daß ihr ein theil Frau vnd Man in vnkeuschheit mochten kommen vnd die volnbringen. Das fand man da zu Göl mehr denn hundert Frauen vñ dienstmeß, die nit eheliche menner hatten. Die wurden alle in der Denzerrey kindertragend, vnd wann das sie dangeten, so bunten vñ knebelten sie sich hart vmb den leib, daß sie desto geringer wären. Hierauf sprachen ein theils Meister, sonderlich der guten Art, daß ein theil wurden danzend, die von heiser Natur weren, vnd von andern gebrechlichen natürlichen sachen. Denn weren was wenig, denen das geschach. Die Meister von der heiligen Schrift, die beschworen der Denzer eins theils, die meinten, daß sie beßeren weren von dem hölen Geist. Als nam es ein betrogen end, vñ werete wol sechzehn wo-

den in diesen landen ober in der maas. Auch nahmen die vorgenante denker Man und Frauen sich an, das sie kein rot sehen möchten. Und war ein eitel teufelerey, und ist verbotschaft gewest an Eysum nach meinem be-
bünden.

Konrad Justinger.

Mit Konrad Justinger beginnt die lange und merkwürdige Reihe von schweizerischen Chronisten, welche in dem großen Regidius Tschudi ihren Abschluß, wie ihren Höhepunkt erreicht haben. Leider wissen wir von Konrad Justinger nicht viel mehr, als daß er von 1411 bis zu seinem Tode (1426) Stadtschreiber in Bern war, und daß er vielleicht auch schon von 1384 bis 1393 diese Stelle bekleidete, wenn sie in dieser Zeit nicht vielmehr von seinem gleichnamigen Vater versehen wurde. Seine Chronik verfaßte er aus besonderm Auftrag der Räte der Stadt Bern; sie haben an Sant Vinsenzien Abend 1420 „begert vnd geheissen, daß man von dem anfang, als die vorgenante statt Bern gestift ist, vns vß disen heutigen tag, als diß chronik angefangen ist, alle der vorgenanten statt Bern vergangen vnd groß sachen, die namlich treffentlich nütze vnd gut zu wissende sind, zusammenbringe vnd mit der warheit zu einandere lese vß den alten büchern vnd chroniken, so die warheiten wissen, vnd das sie vnd jr nachkommen wissen mögen der statt Bern harkommen vnd gelegenheit“. Dieses in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte Konrad auf durchaus erfreuliche Weise, indem er die alten Bücher und Chroniken, so wie die Urkunden des städtischen Archivs mit Fleiß und Geschick und nicht ohne Kritik benutzte. Denn wenn er auch hie und da manchmal irrte, auch wol von seltsamen und wunderbaren Dingen erzählte, die aller Glaubwürdigkeit erman-
geln, so gilt jenes doch beinahe nur von Begebenheiten, welche das entferntere Ausland betrafen, und dieses hat er mit den übrigen Chronisten, ja mit seiner ganzen Zeit gemein, welche dem Glauben an übernatürliche Dinge so ganz hingegeben war. Daß er sich bemüht, das Reiste in vortheilhaftem Lichte für die Stadt Bern und deren Regierung erscheinen zu lassen, wird man dem vaterländisch gesinnten Manne und dem Stadtschreiber zu Gute halten; doch darf nicht verschwiegen werden, daß er sich auch an verchiedenen Stellen mit männlichem Freimuth äußert; und bei der unabweisbaren Wahrheitsliebe des Verfassers darf sein Werk immerhin als eine tüchtige und reiche Quelle der Zeitgeschichte angesehen werden, wie sie denn auch von späteren Chronisten vielfältig benutzt, ja wörtlich abgeschrieben wurde.

Ist Justingers Buch aber nur eine Chronik und kann sie schon deshalb nicht auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen, so ist es dagegen rücksichtlich der Darstellung sehr beachtungswerth. Er erzählt klar, einfach und treubrig; es verirrt sich in seiner Darstellung jene schlichte Größe und naive Mannhaftigkeit aus, welche auch den Grundzug des schweizerischen Volks in den Zeiten seiner Heldenkämpfe bildete. Einige Abschnitte, wie z. B. die Geschichte der Schlacht bei Lauenen (1339), in welcher die Berner mit Hilfe der Waldstätter den übermächtigen Abel vernichteten und die Freiheit ihrer Stadt begründeten, sind mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt, ohne daß jene oben bezeichnete charakteristische Eigenthümlichkeit dadurch vernichtet würde.

1. Das her Ruodolf von Erlach gen Bern kom und zu einem hauptman erwelt wart.

Nuo was in den ziten schultheisz zuo Bern her Johannes von Buobenberg, ritter, der älter; die heimlichen waren Burkart von Bennenwil, meister Burkart, werkmeister, Hans von Sedorf, Berchtold Glockner und Peter von Krattingen, und waren venner Peter von Balin, Ruodolf von Mullan, Peter Wentschatz und Hans von Herblingen. Die selben alle mit den räten und burgeren ze Bern gar dick rieten, wie sie iren vyenden widerstan möchten und ir gross anligen zu einem erlichen ende bringen. Nuo was in denen zitten herr Ruodolf von Erlach, ritter, bi dem grafen von Nidow, und was sin diener. wann er lechen von im hatt. Do der gesach, das die ding nit wendig mochten werden und man sich für Louppen slachen wolt, so sprach er zuo dem grafen also: „Gnediger herr, mich bedunket wol, das der krieg nit wendig möge werden. dann das ir und ander herren mit denen von Bern kriegen weltent. Solt ich nuo bi üwern guaden bliiben, so müest ich verlieren alles min guot, das ich under denen von Bern han. es were dann, das ir mir das ersetzen wöltend und in ander wege ergetzen, als ouch das billig wäre; und ob das üwer meinung nit sin wolt, so far ich heim und tuon mein bestes.“ Do antwurt im der herr, er wolt sich haruf mit sinem rat hedenken; und gab im dar nach ein antwurt und sprach: „Lieber herr Ruodolf, soltent ir den krieg bi mir beliben, und darumb das üwer zuo Bern verlieren, das wäre üch zuo schädlich; solt ich üch danne das bezalen, das ware mir onch zuo swer. Umb einen man weder minder noch me! Ir mügent heim faren und do üwer bestes tuon!“ Do antwurt im der von Erlach und sprach: „Herr, sider ir mich schätzent für ein man, so sönd ir wissen, das ich ouch eins mans wert wil sin oder aber dar umbe sterben!“ Also fuor der von Erlach gen Bern: do wart er gar wol empfangen, und wart menglich fro, wann er ein bewerter frommer ritter was, ganz unerschrocken, das er in kurzen tagen dar nach wol bewiset und ouch vormalen in sechs veldstritten gar wol erzögt hatt. In dem und von stunt an wart er für ein rat und zweihundert besant und im alle sachen für geleit, und wann nuo har zuo anders nit gehöret, dann das die von Bern die iren entschütten, das aber an einen strit nit beschechen mocht: dar umb wart der selb von Erlach zu eim hauptman erwelt, sie gemeinlich zu underwisen und leren, was sie tuon soltent. da mit man bi iren möchte bestan. Dar umb woltent sie ouch irem libe und guot we tuon, wann in allen kriegen wisheit und vernunft besser ist, dann stärke, als man dick gesehen und vernomen hat. Des halb man in gar mit grosser bitt ankam, das er hauptman werden solt. Des werte er sich vast; doch am leisten wart er mit grosser bitt über kommen, das er dero von Bern hauptman wart in den worten, das im die ganze gemeine swur gehorsam sin in allen sachen, und ob er deheinen ungehorsamen slüege, wundete oder so tode slüege, dar umb wolt er urfech sin von der stat und den fründen.

2. Die nach folget der gross strit von Lauppen, und wirt unterscheiden, wie die Waltstätt mit den herren und dem rosztvolk stritten und die von Bern mit dem ganzen hufen, als das har nach unterscheiden stat.

Und also wurdent die Waltstätt geordent von ir bit wegen an die herren und an das rosztvolk; aber die von Bern, von Hasle und von Libental an die von Friburg und das ander volk mit ein andern, dero gar vil was. Do bereit sich menglich ze beiden siten sin nasbant für sich zuo slan, ouch die werinen ordenlich und recht in ire hände zuo nemen. Do sprach der fromm ritter, herr Ruodolf von Erlach, hauptman: „Wo sint nu die mit den grünen reben, die zuo Bern uf den gassen als müelich sint? Die solten nu vor der paner stan als ein mur. Dar umb so tretten har für!“ Das warent die metzger und die gerwer zuo Bern. Die traten ouch von stunt an hin für und sprachent: „Herr, wir sint hie, und tuont waz ir uns heissent!“ Do waren ouch alle hauntwerk und menglich gehorsam, niemand usgenommen, unt tet iederman, waz er tuon solt, usgenommen die, so in den forst fluchent. In dem als man glich zustrittet und man anfachen wolt zuo strittende, do hatt iederman zwen oder drig stein zuo im genommen; do hiesz der hauptman das volk hinder sich tretten an den rein umb das sie bergs halben stuonden. Do wondent die hindern, die vordern woltend fliechen und floch gar ein gross volk vom hufen. Do sie aber sachent, das iederman bestuont und niemant floch, do karten sie von stunt an wider umb und tatent als biderb lüte, und vochtent und strittent als helden, usgenommen etliche, die in den forst fluchen und nit wider karent: die selben ouch iemer mer forster hiessen. Man wolt sie ouch dar nach an irem libe und guote haben gestraffet; dann das es gelassen wart, dar umb das man die fiend nit erfröwet. Doch wurdent sie dar nach niemer mer wert, und muostent menglichen versmächet und unwert sin. Als nu die hindersten fluchen, das mochten der hauptman und die biderben da vor nit gesechen; die es aber sachent, die sprachent zum hauptman: „O herr, da hinden fliechen gar vil lüten von uns!“ Do antwurt der hauptman: „Es ist guot, das die bösen bi den biderben nit sind, die sprüwer sint gestoben von dem kernen!“ Und also nach vesper zit hat sich der strit erhaben, nämlich die Waltstätt an daz rosztvolk und die von Bern an den ganzen hufen des andern volkes — der warent me dann vier und zwenzigtusend — mit manlichem angrif und friem muot, alle forcht hindan gesetzt. Do warf iederman sin stein in die fiend und zestunt dar uf mit werlicher hand stachent und sluogent sie als fiendlich, das sie bald ein gross lucke in die fiend brachent, und das sie von angst und not wegen hinder sich muoszten wichen und ir gar vil ertöt wurdent. Zehant sach man den hauptman von Erlach mit dero von Bern paner in die fiend tringen, und weg und strassen durch sie machen, und tatent den fienden so not und al we, das die venner, die der fienden paner truogent, ze tode erslagen wurdent, und griffent nach den panern und nament die an sich. Do wurdent die von Bern bald als

sieghaft, das wer vor inen gestuont oder stan wolt, der wart ertötet oder aber mit schantlicher flucht von dannen getriben.

3. Das die Waltstätt die von Bern in iren neten gar mit groszem ernst anruofent.

In den dingen, da man als hertenlichen facht und streit, do schrei einer von den Waltstätten mit luter stimm drüstend: „O biderben Berner, kerent sich zu uns!“ Do sach man, das die Waltstätt überladen warent mit den herren und dem rosztvolk, und kert man in aller not zuo inen. Do huob sich erst der bitter ernst mit den herren. Do streit fründ bi fründ, und stachent und sluogent als fiendlich in die ross und lüte. Das ouch bald die von Bern und die Waltstätt überhand gewunnen, das der rossen und helmen als vil nider geslagen wart, das sich die andern zuor flucht richtent und schandlich und unerlich entrunnen; und was von Walchen was, die als schandlich dannen kament, die nament ir flucht obwendig Louppen über die Sennen, welhe aber von tütschen landen warent, die fluchent nidwendig Louppen hin. Und also wert der strit wol bi anderhalb stunde, e das man die sach erobert. Do nun alle sachen ganz ergangen warent, do hiesz der hauptman das volk alles zesamen kommen und sprach: „Wir sollen alle Got loben, wann er ist selber bi uns gewesen und hat das gross volk überwunden. Ich danke ouch ouch aller der gehorsami, so ir mir gewesen sind, und der manheit von ouch begangen, das ich mit ouch und ir mit mir als erlichen bestanden sind.“ Er hiesz ouch von stund an die toten, die uf dero von Bern teil erslagen warent (der was zwen und zwenzig) an ein ende tragen und zuo den verwundeten, dero gar vil was, luogen, das die verbunden und denen rat getau wurde. Und do die fiend uf der walstat ab gezogen warent, do giengent der hauptman und der von Wissenburg von einem zuo dem andern und erkanten die grossen herren alle zuo guotem teil: die hiesz er zusammen tragen. Under den selben warent graf Hans von Saffoy, graf Ludwigs des uszern grafen sun, graf Ruodolf, herr zuo Nidow, graf Gerhart von Valendis, herr Johannes von Maggenberg, ritter, einer von Steffians. Die andern edeln, ritter und knechte, so da erslagen bliben, sind nit geschriben worden, und war wol, das ir vil an geschriben were, umb das mans in künftigem ouch wissen möchte: wann nach dem strit was von den edlen in Swaben, in Elsenz, Brissgäu, Sontgäu und in welschen landen gross klage, iederman umb den sinen. Das was ein zeichen, das vil edler da belibent, der namen hie nit geschriben sind. Es blibent ouch uf der walstat tot der schultess von Friburg, genant Füllistorfer, selb vierzoches siner gebornen fründen dar zuo ander herren, ritter und knechte, schiltknecht, burger, geburen und allerlei volk, als dann mit den herren sächet. Und also gewinnet die von Bern sieben und zwenzig panern, die sie mit inen heim fuertent, da bi man wol merken und erkennen mag, was grossen volks dar bi gewesen is. Die von Bern gewunnen ouch gross guot an rossen, kleidern, kleidern und andern dingen. Do aber

graf Peter von Arberg ersach, das es den herren bald wolt übel gan, do macht er sich zuo den hütten, do die watsecke mit dem silbergeschirre und gelt waren, und nam das und suort es mit im schandlichen gen Arberg. In dem selben zite hatt sich ouch der graf von Kiburg mit aller siner macht versampnet, und wolt ouch an dem strit sin; und als er kam gen Arberg mit sinem volk uf den vor genannten Montag und vernam, wie es zuo Louppen ergangen was, da zuch er gar bald von dannen, und meint, sins dings wær nit me.

Eberhard Winded.

Aus einem alten bürgerlichen Geschlechte zu Mainz im Jahre 1378 geboren, kam Eberhard Winded, 15 Jahre alt, mit einem „großen mechtigen“ Kaufmanne nach Böhmen. Seine Kenntnisse im Rechnungswesen verschafften ihm die Aufnahme in die Dienste des Luxemburgischen Hauses, aus denen er im J. 1402 in die des Königs Sigmund trat, den er in den Jahren 1416 und 1417 nach Frankreich und England begleitete. Die Gewandtheit und Hingebung, die er bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag legte, erwarben ihm das Vertrauen des Königs in solchem Maße, daß ihn dieser nunmehr auch zu Staatsgeschäften gebrauchte. Er folgte dem König auf dessen Wanderungen durch das Reich; 1418 war er mit demselben in Breslau, 1422 in Regensburg, wo ihn dieser mit einem verfallenen Reichslehen, so wie später auf seine Bitten mit einer Gülte auf den Zoll zu Mainz belehnte. Von 1426 an hielt er sich meistens in seiner Vaterstadt auf, an deren Angelegenheiten er den thätigsten Antheil nahm. Die Bürgerschaft war mit der Regierung der „Älten“ oder Patrizier unzufrieden, welche die Stadt in eine große Schuldenlast gestürzt hatten, und sie nöthigte den Rath hauptsächlich durch Winded's Einfluß zehn Männer aus den Rünsten zur Verwaltung der Geschäfte beizuziehen. Unter diesen befand sich auch Winded, dessen geübtem Blick es bald gelang, sowohl die Unfähigkeit des Rathes als dessen unpatriotische, nur auf selbstsüchtige Zwecke gerichtete Gesinnung aufzudecken, was zur Folge hatte, daß derselbe abgesetzt und ein neuer von den Rünsten gewählt wurde. Winded, der in den neuen Rath gewählt worden war, mußte bald darauf aus demselben treten, und es scheint überhaupt, daß er nach und nach Einfluß und Ansehen verlor, wozu insbesondere manche Thatfachen aus seinem früheren Leben, welche nicht zu seinem Lobe gereichten, beigetragen haben mögen. Während seines Aufenthalts in Mainz verfaßte er die „Lebensgeschichte König Sigmunds“, welche er durch seinen Schreiber Heinrich von Nürnberg niederschreiben ließ und die er bis zu der Krönung Friedrichs III. im Jahre 1442 fortführte, in welchem Jahre er auch gestorben zu sein scheint. Diese Biographie ist ohne Zweifel aus vereinzelten bei den betreffenden Veranlassungen niedergeschriebenen Bemerkungen entstanden, welche er später in Ordnung brachte. Ihr größtes Verdienst liegt in der Treue und Wahrhaftigkeit der Erzählung, so wie in der freien, ächt bürgerlichen Gesinnung, die ihn beseelt; seine Darstellung ist dagegen breit und schleppend, oft verwirrt und unklar, und Winded steht hierin überhaupt den meisten andern Geschichtsschreibern seiner Zeit weit nach.

Mandeville's Reise.

John Maundeville (gewöhnlich Johann Mandeville oder auch Joh. von Montevilla genannt) aus St. Albans in England, „Doctor in der Arzney“ und Ritter (gest. 1372 zu Rüttich), machte in den Jahren 1322 bis 1355 eine Reise ins Morgenland, welche er alsobald nach seiner Rückkehr (1356) in französischer Sprache beschrieb. Dieselbe fand so großen und so allgemeinen Beifall, daß er sie selbst ins Englische übersezte und sie auch schon bald nach ihrer Abfassung ins Lateinische übertragen wurde. Auch in Deutschland fand sie großen Anklang, so daß mehrere Uebersetzungen derselben veranstaltet wurden, von welchen zwei größere Verbreitung durch den Druck erhielten, die eine von Michelfelser, die andere von Otto von Diemeringen n. Domberrn zu Reg. der bei seiner Arbeit die französische Urchrift zu Grunde legte, aber auch die lateinische Uebersetzung benutzte. Diese, obgleich etwas später erschienen, als die erst genannte, erhielt den größten Beifall, so daß sie häufig wiedergedruckt (sie ward noch im Jahre 1606 neu aufgelegt) und dem Volksbuch vom „Ritter von Montevilla“ zum Grunde gelegt wurde. Daß die Reisebeschreibung Mandeville's so großen Anklang fand, und die des älteren und weit vorzüglicheren Marco Polos ganz zurückdrängte, mag wohl darin seinen Grund haben, daß der Engländer eine weit größere Menge von wunderbaren Erscheinungen berichtet, als der Venezianer, und er selbst da, wo er Erlebtes und Wahrfastes erzählt, den mitgetheilten Thatfachen einen märchenhaften und romanhaften Anstrich gibt, was die nach Wundern begierige Lesewelt unwiderstehlich anzog. Doch mag vielleicht ein nicht geringer Theil der berichteten Wunder erst von dem Regier Domberrn hinzugefügt worden sein — so wenigstens behauptet Görres, und seitdem sind unseres Wissens keine weiteren Forschungen angestellt worden — und wenn es sich wirklich so verhält, so ist es auch erklärlich, warum sich gerade die Uebersetzung Otto's von Diemeringen des größten Anklangs erfreute, ob sie gleich der älteren an Tüchtigkeit nachsteht. Werthwärdig ist jedenfalls die häufige Einflechtung der Thaten des bekannten Helden Gylfers (aus dem Sagenkreise Karls des Großen, I. v. S. 658), wodurch die entlegensten Verhältnisse des Orients mit der europäischen Sagenwelt in Verbindung gebracht und den Lesern so zu sagen ganz nahe gerückt werden. Neben diesen abenteuerlichen Zuthaten finden sich jedoch auch viele Stellen, die von der Wahrheitsliebe, wie von der trefflichen Beobachtungsgabe des Verfassers zeugen, und manche derselben, wie die von der Hofhaltung des großen Khans, erfreuen durch Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Zu den besten und dankenswertheften Abschnitten gehören endlich diejenigen, in welchen Sagen und Märchen berichtet werden, die im Munde des Volks lebten, wie z. B. die hier mitgetheilte Sage von der in einen Drachen verwandelten Königstochter auf der Insel Langor.

Das 9. Capitel des 1. Buchs.

Wenn auch vil leit gern hörten wunderbere ding, die sie nit gesehen hant, darumb will ich sagen ein wunder, das da ist in der inseln Langho, von Hyocras tochter. Die selb tochter lyt inn der inseln in eines trachen wyse, vnnb ist der trache wolt hundert elasteren lang, vnnb die

lands fram. Doch han ich in nit gesehen, vnd lyt in einem alten castelle in einer wüsten. Der trach gôt alle iore zwi oder try mol heruß vnd thût niemant kein schaden, so man in nit erkunt, vnnb man meinet, es sey gar ein schön iundfraw gewesen vnd sey in eines trachen form verhaubert worden von einer göttin, die hieß Dyana. Doch meinet man, sy werde noch widerkommen in ein recht wyllich form vnd gestalt, also wann ein ritter getarr als manlichen sehn, das er den trachen in den munt küßet; vnnb wann das geschicht, so wurt sy dornoch mit lang leben. Nun was vff ein yzt ein ritter sant Johans ordens von der inseln zu Robis, die nahe da by ist gelegen, der vnderstünd, den trachen zü küssen, vnd ritt in das löhe, da der trach in lage, da hûb der trach das haupt grusamlichen vff gegen dem ritter, aber der ritter vnd syn roß erschraden ob des trachen forschamen gestalt so übel, das in das roß wider hinder sich mit fresten trüg vnd über ein hohen seissen in das möre abwarff, vnnb man vnd roß verdarb. Doch was vff ein yzt ein junger gefell vff dem möre in einem schiff, vnd ward das schiff gen Langso züstoßen, do zerwende, vnd der gefell tract ba vff dem schiffe vff das land vnd wolte sich do ergözen vnd auch süßes wasser nach synner notturt in das schiff tragen, vnd wisset nit von dem trachen gesagenbe, vnd kam on geuerde zü den alten muren, die versallen warent; darinnen sahe er sitzen gar ein schöne iundfrawe, die strelet ir har vnd zieret sich gar köstlichen, vnd besach sich in einem spiegel vnd het sich zierlichen bereitet. Do das der gefel sahe, do wunde er, sy were ein gemein tûrn vnd wartet der gesellen. Vnd do sy syn gestalt ersach in dem spiegel, do feret sy sich herum vnd fragt in, was er wölt. Do sprach er, er wölt gern ir hül syn. Do fragt sy in, ob er ritter were; er sprach: „Nein.“ Sy sprach: „Kouff bald zü dynen gesellen vnd heis dich ritter machen, vnd kom morgen her wider, so wil ich gegen dir komen in eins trachen wyse, vnd dann kiffz mich in den munt, so wurt ich erlöst vnd belib dyn. Diser schatz vnd das ganz land wurt dyn eigen. Vnd wie wol du mich in einer anderen form sehen wurst, so förcht mich nit, ich wil dir kein ubel thûn. Wann ich bin also verkouert worden vnd mag anders nit erlöst werden.“ Der iung man gieng wider bannen, vnd lies sich ritter machen, vnd saget die obentür, vnd gieng den andern tag wider dar. Vnd do im der trach so grulichen entgegengien, do erschrad er vnd floch. Der trach schleich im nahe vnd schrey iemerlichen lut, vnd der ritter lebte nit lang dornoch. Vnd wer den trachen ie gesähe, der starb gekunt, die in wolten küssen, das sy herr werent vnnb das lant beissent.

Johannes Rothe.

Zu den bessern Erzeugnissen der Geschichtschreibung im vorliegenden Zeitraume gehört unstreitig die in niederdeutscher Sprache abgefaßte „Thüringische Chronik“ von Johannes Rothe*), dem Verfasser des gereimten „Lebens der heiligen Elisabeth“ (S. oben S. 678). Sie beginnt zwar auch mit der Schöpfung, wie so viele andere gleichzeitige Werke der Art, doch geht sie im Ganzen schnell über die einleitenden Perioden, um sich desto

*) In neuerer Zeit ist behauptet worden, daß nicht Joh. Rothe, sondern ein anderer Geistlicher zu Eisenach, dessen Namen unbekannt sei, diese Chronik verfaßt habe. Allerdings sind die zur Begründung dieser Ansicht aufgestellten Gründe nicht ohne Gewicht, doch sprechen auch andere, nicht minder wichtige für die bisherige Meinung, weshalb wir bei derselben festhalten zu müssen glaubten, bis die Frage gänzlich aufgeklärt und entschieden ist. Wer aber auch der Verfasser der Chronik gewesen sein mag, so ist näher, daß derselbe sie im hohen Alter (und zwar nicht als sein erstes Buch) auf Veranlassung der Landgräfin Anna geschrieben hat.

ausführlicher berichten will. Aus der Anlage des Werks ergibt sich, wie aus der Ausführung, daß der Verfasser mit den Munkern der Alten nicht ganz unbekannt war und daß er dieselben so weit auf sich wirken ließ, als es bei der Bildungsstufe jener Zeit überhaupt möglich sein konnte. Dies erhebt schon daraus, daß er einen großen Unterschied zwischen den wichtigeren und den untergeordneten Begebenheiten und Verhältnissen macht, indem er jene durch ausführlichere Behandlung hervorhebt, die minder bedeutenden dagegen oft nur vorübergehend berührt und andeutet. Doch veräuert er keineswegs, alle die ihm aus andern Schriften oder aus mündlicher Erzählung bekannten kleinen Züge und Anekdoten mitzutheilen, welche bei scheinbarer Bedeutungslosigkeit doch so sehr geeignet sind, den Charakter der Personen und Begebenheiten recht anschaulich zu machen und zum klaren Verständniß zu bringen. Ueberhaupt besteht sein größtes Verdienst in der glücklichen Zeichnung der Hauptpersonen, deren hervorragende Eigenschaften er glücklich darzustellen und zu einem lebendigen Gesamtbilde zu vereinigen weiß. Seine Darstellung ist klar, genau und im Ganzen einfach, doch ist er dabei von unerkennbarem Reichtum an glücklichen Ausdrücken und Wendungen, und er versteht es in hohem Grade, seine Erzählung an rasenden Stellen durch Anwendung poetischer Wörter zu beleben, was vielleicht beweisen möchte, daß er in poetischer Darstellung nicht ungeübt war.

1. Wi grafe Lodewig der springer gefangen wart.

Solchis grossis obilz, das grafe Lodewig von Doringin getan hatte an deme phalzgrafen Frederiche von Sachsin, daz her den dorch synes wibis willin unschudelichin irstochin hatte, wart von synen frundin nicht vorgessin. Es was yndez keyser Conrad gestorbin, der eme gewegin waz unde en sere schuizte, unde wart gekorn eyndir czu romischin konnige, konnig Heinrich der derte. Vor den quam der erzbischof von Brehemen, phalzgrafin Frederichs brudir mit andirn synen frundin und klagetin, wy grafe Lodewig von Doringin also untogitlichin erin frunt irstochin hette umme synes wibis willin, unde muttin gerichtes. Also liez der konnig heymechillin uf en wartin uude en vahin, unde liez en furin czu Gebichinsteyn und en in eyne stog unde vessirn slissin. Unde do were her gestorbin, were her nicht gefristit wordin von bothe wegin sente Ulrichis kegin Gothe, deme her gelobit hatte eyne nuwe kerchin czu buwene, daz her eme uz deme gefengnisse hulffe. Der schickete ez also, daz der konnig uz deme lande czoch, unde grafe Lodewig also scwey jar in dem gefengnisse sas; unde do der konnig wedir quam, do vornam her, daz her mit dem lebin nicht daryon mochte kommen, unde bad en, das man synen schrieber unde synen knecht vor en liesse, das her sin selgerethe lisse beschriben unde bestellin. Unde das geschach. Do bestalte her mit syme knechte, daz her synen wissin hengist, der liez der swane, uf eyne besaktin tag unde zeit undir daz sloz, das hoe obir der Sal lid, bregin solde unde in dy Sal swemen, do kegin her gefangin was.

2. Wigrafelodewig von Gebichiensteyn sprang.

Trurin begonde sere grafe Lodewig umme den tod, den her vor eme wuste, unde az unde trang unde sliff wenig, unde klagete dem, dy sin hutlin, syne krangheyt. Also wart her uz geslagin unde uz den vessirn geschlossen, unde ging uf deme muez huez an eyne stabe, unde hatte vele mentil obir eyn ander unde kleyder angeczogin, wan her sprach, en frore. Unde dy syn hutlin, dy hattin daz muez huez wol unde veste beslossin. Der was sechse, dy mit eme darinne warin, unde speletin uf deme brete, unde her ging do vor en uf unde uedir an syme stabe megelichin unde warte, wan her czu deme venstir quam, synes knechtes. Unde also der in dy Sael kegin eme reid, do ging her von deme venstir, waz her ummer mochte, unde sprang ummassin hoch hin ab in dy Sael, unde dy kleyder, dy her anhatte, dy schuczten en, daz her in der luft senfte uf daz wassir vil. Do warte syn knecht mit dem hengiste uf en, unde half eme uz. Do litz her dy nassin mentil legin unde satzte sich uf synen wissin hengist unde reid kegin Sangirhusin, unde dankete sente Ulriche, unde buwete do eyne schone kerchin in syme ere, also man dy noch hute dessis tagis do schowin mag, unde liez in dy steyne an dyselben kerchin do mit grossin huchstabin doczu latine eynen solchin rym howin:

Enphach du heiliger sente Ulrich
Diz huez von mir, umme daz du mich
Von den vessirn hast enpundin,
Daz ich dir gelobete czu den stundin.

3. Wi Lantgrafe Lodewig der andir czu erst getan were.

In syner jogunt was dessir lantgrafe czu Doringin czu male gutlich unde demutig kegin den edilin und den unedilin, unde grossis vortragis unde weich; darumme so achtin sin dy edilin nicht, unde dy unedilin, dy vorchtin syn nicht. Dez gewan her undir synen mannen mutwillige luthen, unde ungehorsamne undir synen borgern, unde synes landes ynwornen, dy vortorbin. Dez hildin en syne erbar luthen unde syne man vor eynen torin, unde dy borger unde gebuer, dy fluchtin eme unde gedachtin syn obil umme daz sy von syns anendlichkeitkeyd vorarmetin unde vortorbin; unde daz woldin eme syne gewaldigin umme eris genissis willin nicht sagin, so torstin ez dy unedilin vor den synen nicht thun. So sprachin dy formundin, ez were schade, daz her eyn herre wordin were, wan her tochte nichte darczu; unde dessin spot muste her hindirweyt von allin luthin lidin. So waren dy armen luthen, borgere unde gebur, in stetin engestin unde betrupnisse von grossin unde bethe, von dinse, von bosir gewalt, von ungerichte, bosin ufsezin, rouberige von den fiendin unde gedrengnisse von den frundin. Nu geschach ez czu eyne gecrytin, daz her iagete in deme walde dorch korczewile, daz her vele phlag, unde wenig vordir me sorgete, unde quam von den synen, dy sich mit deme wilde bekummertin, unde benachte uf deme walde, unde quam in dy Rula unde bat herberge czu eime waltmede. Unde der fragete her en, wer her were; do sprach her:

„Ich bin ez ein iegerknecht lantgrafin Lodewigis.“ Do antworte her eme der smed: „Phy, phy, des konczin herrin! wer synen namen nente, der solde alle wege synen munt darnach waschin.“ Unde schalt en czu male obil unde sprach: „Ich wel dich gerne herberge, adir umme synen willin nicht. Zchuch dyn pherd in dy schouppin, do vindistu graz, do behilf dich mede desse nacht: hi en ist keyn bettegewant.“

4. Wi en der smed in der Rula herte.

Nu phlag der smed in der Rula grossir unde hartir erbeid dy nacht, unde brante unde litzete das ysin unde slug danne mit deme grossin hamir dar uf, unde fluchte unde schalt czu allin malin deme lantgrafin unde sprach: „Nu wert herte, du schmelichir, bosir, unseligir herre! Was saltu dynen armen luttin lengir gelebin?“ Unde nante eme dy erbarn luthen: „Dy merin dir in deme munde; der beschaz dir dy dynen; der underwindet sich des dynen; der vorunrecht dir dy dynen; der beroubit sy; der wettit dyr daz dyne ab unde smerit dich mit dyme eigin smalcz; der werdit von dir riche unde du vorarmist mit den dynen!“ unde nante eme alliz, daz erre in syme lande ging unde fluchte eme in dy helle. Der herre horte deme smede czu, unde sliff die nacht gar wenig, unde bildete daz in sich. Des morgins fru, do reyht her von dannen, unde hatte gelernit von deme smede in der nacht, daz her dar nach baz czu sach, unde wolde dez nicht me statin noch lidin, also her vor getan hatte; unde begonde do dy wederspenischiu czu twingen. Unde daz muwete sy, unde vorbundin sich wedir den herrin, unde do suchete her sy, unde sy besammentin sich unde quamen mit eme czu strite, unde God, der halff syner gerechtikeid, daz her gesegete unde sie alle geving. Unde do sprach her her: „Sal ych uch nu totin, unde myn eigin land verwustin? Daz thu ich nicht gerne. Sal ich uch beschatzcin, daz luttit mir unerlich: ich wel uch suz demutigin.“ Unde furte sy uf eyne ackir, do vant her eyne phlug, unde spien er fyre daryn, unde mustin in erin hemmedin, nackit also dy pherde zoibin, unde her treib sy mit der gesslin. Also ir her mit den eyne vorch unde mit andirn fyren dy andern also lange, bis der acker gearin wart; syne dyner hildin den phlug.

5. Von lantgrafin Lodewige, deme togintsammen.

— — — Dessir lantgrafe Lodewig waz eyn clarer jungir forste, eyn liplichir jungling, unde eyner czemelichin wanderunge, eyne heiligen lebens. Do her obir syne bluwindin jogunt czu vornunftigen aldir quam, do waz her czu male gutlichin wedir eyne iclichin, wan yn eyne luthin alle toginde. Her waz von libe eyn wol gesicketer mau, nicht czu lang, noch czu korit, czu male mit schonen forstlichin geberdin in gediger czuvorsicht; sin angesich waz frolich, syn antlicze subirlich. Unde ez waz nymant, der en sach, her worde eme gunstig. Her waz schemel mit synen wortin, geczuchtig mit synen geberdin, rylich unde kusch mit syme libe, warhaftig mit syner rede, getruwe in syner fruntschaft, torstlich mit syme rathe unde menlich in syme wedirsatze, vorbedecht in synen globedin, ge-

unde was man toginde gesagint kan, der gebracht
eme nicht.

Peter Eschenloer.

Im ersten Jahrzehend des 15. Jahrh. zu Nürnberg geboren, kam Peter Eschenloer schon in früher Jugend mit seiner Familie nach Görlitz. Er widmete sich einer wissenschaftlichen Laufbahn, erwarb sich die Magisterwürde und wurde, nachdem er sich wahrcheinlich an andern Orten aufgehalten und wohl auch Lehrstellen bekleidet hatte, im Jahre 1450 zum Rector der Schule in Görlitz ernannt. Doch blieb er nicht sehr lange in dieser Stellung, da er schon im Jahre 1455 als Stadtschreiber nach Breslau berufen wurde, welches Amt er 26 Jahre lang unter schwierigen Verhältnissen mit rühmlichem Eifer und seltener Umsicht verwaltete. Er starb am 12. Mai 1481. Er scheint eine besondere Neigung zu geschichtlichen Studien gehabt zu haben, wie mehrere von ihm abgefaßte Werke bezeugen. So übersetzte er im Jahre 1465 des Aeneas Sylvius Geschichte von Böhmen und im Jahre 1466 „zu Ehren und auf Befehl eines er samen Rates zu Breslau“ eines Ungenannten Geschichte des ersten Kreuzzugs. Von größerer Wichtigkeit ist jedoch sein Hauptwerk: „die Geschichte der Stadt Breslau vom Jahre 1440 bis 1479“, welche zu den bedeutendsten Leistungen des 15. Jahrh. gehörte, und sich namentlich dadurch vorthellhaft auszeichnet, daß er alle kleinlichen städtischen Vorfälle, die in andern Chroniken oft als Dinge von der größten Wichtigkeit behandelt werden, ganz mit Stillschweigen übergeht, dagegen die Verhandlungen im Rath und in der Gemeine, auf Land- und Fürstentagen, so wie die diplomatischen Unterhandlungen mit den benachbarten Fürsten und Herren ausführlich und unter Mittheilung der betreffenden Aktenstücke berichtet, worin sich schon der staatsmännische und geschäftsfundige Charakter des Verfassers ausdrückt, welcher sich auch in der Ausführung des Ganzen nicht verläugnet, aber freilich zugleich der Darstellung eine gewisse Breite und Weiterschweifigkeit aufträgt, durch welche die juristischen und politischen Schriften jener und der folgenden Zeit gewöhnlich so unerquicklich wurden. Uebrigens ist seine Kenntniß der lateinischen Sprache nicht ohne merklichen Einfluß auf seinen Styl geblieben. Die ursprüngliche Handschrift von Eschenloers Chronik ist verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, als die noch vorhandenen Abschriften sämmtlich in der Rechtschreibung eines späteren Jahrhunderts abgefaßt sind, und gewiß auch die Sprache in ihnen wesentliche Veränderungen erlitt.

Wie der stritte vor Grichisch Weizenburg zugegangen hat (1456).

Der türkische keiser hatte sein heere zu lande und zu Wasser umb diese Stat geschlagen, und engstete ufs höchste die Christen darinne. Mit grossen unglaublichen büchsen schosz er die Mauern und Turme darnieder, dass die in der Stat frei über die Mauer heraus und die Türken wieder darein laufen mochten. Wann das zerschossene Gemäuer füllte zu die Gräben, dass sie zusammen rennen und laufen möchten als in einem Felde. Die Creuziger mit wenigem Harnisch stunden in diser Stat mit Spiszen, Schwer-

an dem Gemüte stark, durch unsern Herrn Jesum Christum. Die Türken ließen und stürmeten in grossen und viel Haufen hinein, und word ein harter Streite. Capistranus aus einem Turme schrie die Christen an, machte sie manhaft mit mancherlei Troste und Gelübde des ewigen Lebens; er vermaledeiete den Feind, er zeigte das Panir des h. Creuzes und schrie in Himmel umb Hülfe: es tat auch ganz Not. Hans Huniad als ein christlich Ritter mit seiner Ritterschaft ranie überall vor; wo die Not am grössten war, da kame er den Creuzigern zu Hülfe; so etliche erschlagen worden und die Spitzen nider fielen. die richtet er wieder auf und ordnete ander an die Stat; welche müde waren, tat er zurücken zu Ruhe und frische an ire Stelle. Er hatte kein Ruhe, sondern übete eines erlichen Ritters Amt. Da ward mit ganzer Kraft uf beiden Theilen gestritten, itzund die Türken, itzund die Christen zurücke wichen; da hörte man der Sterbenden geschrei und das Seufzen der Verwundeten, da floss das menschliche Blut, dass es auch allen Staub leschete. Die besten und die ersten an beiden Theilen wurden erschlagen, dass auch die andern auf toten Leichnam gehen und streiten muszten. Die Türken worden mit Macht aus der Stat geschlagen, die der türkische Keiser mit grosser macht wieder hinein zu Sturm trieb, und mit andern geruhenen Haufen zum Streit kamen. Aber es worde hartiglichen gestritten, dass auch die Christen in die letzte Not kamen; wenn die Menge überwand do die Sterke. Bis ufs letzte, da es anders nicht galt, denn sterben, da emaneten sich die Christen, und Huniad mit aller seiner Ritterschaft fielen vor die Creuziger in die Spitzen und schlügen die Türken aber aus der Stat mit groszem Schaden der Türken. Und als die Türken das sahen, dass sie solches schaden hatten empfangen, und dass ir Mennig und Sterke also beschämte ward, torsten sie nū mehr in die Stat stürmen, sondern flohen von dannen eilende mit Ufsatz und Betrüglichkeit. Die Ritterschaft und die Creuziger in irem Grim folgten den Türken nach und huben den Streit wieder an. Da wichen die Türken nach irer Gewonheit, auf dass sie die Christen ferre von der Stat möchten bringen, und hatten einen Haufen gestellt, der uf der Seite der Christen sollte angreifen und hindern, dass sie nicht wieder in die Stat möchten kommen. Die Christen in irem Zorn hatten darauf keine Achtung, und one Zweifel sie weren in grosse Gefährlichkeit. Angst und Not kommen, dann ie vormalis. Wie wol das Huniad erkennete, mochte er doch nicht die Creuziger widerumme bringen, darum er mit seiner Ritterschaft zu der Stat zuzoge. Diess sah Capistranus von der Mauer aus dem Schloss. Er hub an zu schreien und zu widerrufen die Seinen, oder er ward nicht gehört von dem Getümmel der Pauken, Trommeten und Geschrei. Resch lief er aus der Stat und gab sich zwischen beide Spitzen, da die Pfeile, samb die Fliegen über ein Honig, flogen; das es nicht achtet. Er hatte keinen Harnisch, dann alleine das Creuze Christi trug er in seiner Hand; er sagte den Seinen die Liste und Ufsetze der Türken, und bezwunge sie widerumb zu der Stat

zu keren. Die Creuziger hatten kein Vertrauen zu Huniad und den Seinen, wie wol er doch gar wol an inen tat, und so er nicht da gewest mit seiner Vernunft, Ordnung und Sterke seiner Ritterschaft vermittelt göttlicher Hülfe, so were kein Fuszvolk an der Christen Teile lebendig blieben; die Türken hetten sie alle erschlagen. Aber es hülfe den edlen Herren nichts, One Zweifel, weren ihme die Creuziger gehorsam gewest, so were kein Türk iren Händen diesen Tag entgangen, und hetten sich alle gereicht, dass sie ire Lebetage Herren gewest weren. Ober der Ungehorsam, und zu voraus im Felde, ist gewisse Niederlage. Got füget es alles zum besten. Da die Türken sahen, das ir Anschlage und Ufsetze umbsonst waren, da zogen sie die Macht gar weg mit schendlicher Flucht, und sie lissen stehen die schwere Wagen, alle ire grosze Büchsen und sonst viel grossz Gut, auch vil geladene schiffe. Also nam dieser streit diesen Tag ein End. Frue mit der Sonnen Untergang flohen die Türken weg. Viel Volks blieb auf beiden Teilen tot, aber vil mehr bei den Türken, dass auch der Keiser selbs tödtlich verwundet war. Das gemeine Geschrei ging, dass über sechzig tausend Türken worden erschlagen. Wenn one Zweifel es muszte gar ein grosser schade sein, der diesen mechtigen Keiser zu solcher Flucht bracht hat, der doch nit kommen war, zu fliehen, sondern daz Königreich in einem rischen zu gewinnen und alle christliche Lande zu bezwingen. Hundert funfzig tausend Manne hatte er mit ihme zum streit bracht. O gütiger Herre, wem wollen wir diesen Sieg anders, denn dir, zuschreiben? Wer hat die Türken anders in die Flucht bracht, denn du? Es waren die Helfte also viel der Christen zum Strite nit kommen, als vil noch der Türken flohen, und mehr denn die Helfte erslagen waren, und die andere Helfte müde, und das gröszte Teil wund war. Aber Christen woren über dreissig tausend nicht, und bei funfzehn tausend wurden erschlagen und die besten. Du allmechtiger Got tatest hier nicht anders, denn bei deinen Kindern Israel, da sie von den Heiden in der Stat Samaria beleget waren, die uf eine Nacht gar hinweg flohen, da du ir Hertze in die Furcht satztest, und frue die Aussetzigen zu den Gezelten liefen und fröliche Botschaft den betrübten Kindern brachten, die da ausliefen mit Freuden, und funden, als der Prophet gesagt hatte. Also tatest du auch hier mit deinem Volke, das umb deines Namens, Leidens und Creuzes willen sein Blut vergossz. Frue am andern Tage liefen die Christen naus aus Weissenburg und funden gar viel Wägen mit grosszem Gute, viel Büchsen, viel geladene Schiffe, viel hundert Türken, die noch im Felde lagen und lebeten, die, verwundet, nicht hatten mögen hinweg fliehen, auch grosse Herren; die wurden alle vollend getöet und mit sambt andern Erschlagenen ausgezogen. Viel Goldes und Edelstein und köstliche Kleider und vil Harnisch die Christen funden, und eine schöne Beute machten und unter sich theilten. Hieraus zu merken ist, wie gross die Furchte gewest der Türken, dass sie die lebendigen grosszen Herren verlieszen mit sambt solchen grosszen Gute; vielmehr verbranten dennoch die Türken ires ei-

genen Gutes, das sie schentlich liessen. Die Creuziger theilten diesen Gewinn alleine, und wollten der Ritterschaft nichts geben, deren doch bei viertausend zu Rosze da waren; allein die Büchsen und ander Gezeug gaben sie Huniad zu des Königreichs Henden. Dess achtet Huniad nicht, sondern tat der Ritterschaft von dem Seinen iren Willen, uf dass fort, ap das immer not tun würde, die Christen desto williger sein würden, wider die Türken Hülfe zu tun. Bei diesem Streite sind also die Obersten gewest: Capistranus mit seinen Creuzigern, und Johann Huniad mit seiner Ritterschaft, der seinem Könige Laszla diese streit also zugeschriben hat.

Thüring Fridard.

Wie Bremgarten an der Reuß, so hat auch das kleine Städtchen Brugg an der Aare mehrere in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutende Männer hervorgebracht, unter welchen als der erste und wohl auch der größte Thüring Fridard (oder Frider) zu nennen ist. Um das Jahr 1429 geboren, kam er 1449 nach Bern, wohin sein Vater als Stadtschreiber berufen worden war. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und besuchte aus diesem Grunde wahrscheinlich eine italienische Universität, Bologna oder Pavia, wo er sich auch die Würde eines Doctors der Rechte erworben haben mag. Im Jahre 1469 wurde er zum Stadtschreiber von Bern ernannt, kurze Zeit also vor Beginn des Zwingherrnstreits, zu dessen meisterhafter Beschreibung er seine amtliche Stellung benutzte. Seine Talente und Geschäftsgewandtheit erwarben ihm so hohes Vertrauen bei seiner Regierung, daß er mit mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen beauftragt wurde. Dreimal (1474, 1475 u. 1479) wurde er nach Rom in verschiedenen geistlichen Angelegenheiten gesandt, die er zwar nicht immer zu glücklichem Ende brachte, aber doch mit solcher Geschicklichkeit führte, daß er sich die Anerkennung selbst der Römer erwarb, die ihm die Würde eines Doctors der geistlichen Rechte ertheilten. Im Jahre 1474 nahm er als zweiter Abgeordneter an dem fruchtlosen Friedenscongresse zwischen Bern und Burgund Theil, und 1476 nach der Schlacht bei Murten wohnte er den Verhandlungen zu Freiburg bei, in welchen der Friede zwischen Savoyen und der Eidgenossenschaft abgeschlossen wurde. Auch in den innern Angelegenheiten der Stadt war er vielfach thätig, und immer rechtfertigte er das ihm bewiesene Vertrauen. Zwar gab er im Jahre 1496 wegen seines vorgerückten Alters seine Entlassung als Stadtschreiber, doch wurde ihm dieselbe nur unter der Bedingung ertheilt, daß er seine Dienste dem Staate auch fernerhin als Mitglied des Rathes widmen möge. Auch ward er im Jahre 1497 an den Reichstag nach Freiburg im Breisgau gesandt, wo er den Kaiser Maximilian zu friedlichen Gefinnungen gegen die Eidgenossenschaft stimmen sollte, was ihm freilich nicht gelang. Glücklicher ward er 1499 auf dem Friedenscongresse zu Basel, wo ihm mit Anderen der Auftrag wurde, die Artikel zu entwerfen, welche dem Friedensschlusse zum Grunde gelegt werden sollten. Die großen Verdienste, die er sich in diesen und späteren Sendungen erwarb, konnten ihn vor Un dank nicht schützen; er wurde im J. 1512 „als wegen Alters unbrauchbar“ aus dem Rathe entlas-

fen. Zwar wurde er zwei Jahre später wieder in den Kleinen Rath gewählt, aber es scheint nicht, daß er sich von seiner Vaterstadt Brugg, wohin er sich nach seiner Entlassung zurückgezogen hatte, wieder entfernt und an den Regierungsgeschäften Theil genommen habe. Nach dem Tode seiner ersten Gattin nahm er in seinen letzten Jahren, als er schon in Brugg war, ein Bauermädchen aus der Gegend als Tisch- und Bettgenossin zu sich, mit dem Versprechen, sie zu heirathen, wenn sie ihm einen Sohn gebäre; sein Wunsch ging nach vorübergegangener Geburt einer Tochter in Erfüllung, worauf er die Mutter ehelichte. Er starb bald darauf in einem Alter von mehr als 90 Jahren.

Im Jahre 1470, bald nachdem Fridard Stadtschreiber geworden war, entstand ein Zwiespalt zwischen der Bürgererschaft von Bern und den adeligen Herren, welche zwar das Bürgerrecht der Stadt hatten, aber zugleich auf ihren Besitzungen außerhalb der Stadt herrschaftliche Rechte ausübten, welche die Volkspartei aufzuheben suchte, um die größere Macht der adeligen Geschlechter einzuschränken; die Volkspartei drang durch, und die „Zwinghern“ verließen Bern. Diesen Streit, der zwar schon im folgenden Jahr gütlich beigelegt wurde, der aber eine Zeit lang die Stadt in solche Aufregung brachte, daß selbst die Eidgenossenschaft in Sorgen gerieth, hat Thüring Fridard in so ausgezeichnete Weise beschrieben, daß man tief bedauern muß, daß derselbe nicht auch die andern wichtigen Begebenheiten seiner Zeit, an welchen er so regen Antheil nahm, der Nachwelt erzählt hat. Da der Streit sich vorzüglich in den Rathsälen bewegte, so gewährt uns die Beschreibung desselben einen interessanten Blick in die parlamentarischen Verhandlungen jener Zeit, welche mehr geeignet sind, uns von der Verfassung, den Sitten, den äußern und innern Verhältnissen der merkwürdigen Republik zu geben, als selbst die Aufzeichnungen der bedeutenden Chronisten; ja es werden selbst frühere Zustände im Verlauf der Darstellung aufgeklärt. Wenn auch Fridard offenbar für den Adel günstig gestimmt ist, und er deshalb die Volkspartei und ihre Bestrebungen nicht mit der gehörigen Unbefangenheit beurtheilt, so darf ihm doch keineswegs Parteilichkeit vorgeworfen werden, da das Recht im Anbeginn des Streits unzweifelbar auf Seite des Adels war. Wie nach dem ganzen Gang des Streits die Reden der Partelen den Mittelpunkt desselben bilden mußten, so hat ihnen der Geschichtschreiber auch die größte Aufmerksamkeit zugewendet, und sie, wie Wadernagel mit gewohntem Scharfsinn bemerkt, nach dem Vorbild aufgeschmückt, welches Eallust gewährte. Es ist daher um so mehr zu bedauern, daß Thürings Arbeit bis auf die neueren Zeiten, wie es scheint, beinahe ganz unbekannt geblieben ist und nicht späteren Geschichtschreibern als Muster voranleuchtete. Es ist selbst die Urschrift des „Zwinghernstreits“ verloren gegangen, der sich nur noch in einer Abschrift aus dem 16. Jahrhundert erhalten hat.

Rede Adrians von Bubenbergs.

Do sieng her Adrian von Buobenbergs und erzelt von der stiftung der statt, wem sy bevolen zuo regieren im anfang, und das noch der selben geschlechter drü hie zuo gegen stündint, die von Erlach, Urban von Muoleren und er, so sampt anderen, die ire vorderen gsin,

hioin inn die statt gezogen, ouch etwan genellet, dise statt hätten uffbracht, und der selben mit iren herschaften ein Landtschaft zuo ring umb die statt gemachet, mit welcher mannschaft sy einen grossen teil oder all ir land hätten überkon, dann daz sy schon erkoufft, wære inen nit zuokouffen worden, dann von forcht wegen der weidenlichen ritterschaft, so inn der statt warend und der hüpschen mannschaft, so die statt von dem yngezogenen adel hat überkon, so die grossen grafen und fürsten an etlichen enden erkundet hättend.

„Und wer het ouch die erkoufften herrschaften bezalt? Warlich der gmein schlecht burger nit oder doch nit vil, so ioch ein tell darumb ufgleit worden. So hatt noch die statt do wenig rennt und gült; dann ir gseend, so die statt ietz inn grossz rennt und guot kon ist, und die vile der landen überkon het, und denocht ietz kum mag fürkon, das oft wirt gredt, wo der jetzig seckelmeyster nit so vil jaren so kündig der statt huss hette ghalten, oder bald abgan sölte mit todt, das die statt etwass bösz an die hand müesste nemmen, damit sy usz schulden käme. Warlich, die grossen rychen geschlecht, die inn der statt warend, hend diessz kouff vass müssen bezalen!“

„Wer het die langwyrigen krieg gegen denen fürsten mögen tragen und erhalten? Zwar der statsekell nit, dann sy hat kein landtschaft, von deren sys neme. So hette es der schlecht burger und handtwerckersmann ouch nit vermögen. Aber der rych, mechtig adel, dess alle rennt und gült inn diser landtschaft inn zweyen oder dryen mylen wegs inn alle ründe harumber war, der ouch die gemeinen handtwerckslüt diser statt erzog, der hett die schweren krieg erhalten. Was rychtigen sy ghept habind, siudent ir wol inn so vil klösteren inn diser statt und in der gantzen landtschaft (so man kurzlich genempt die vier landtgerichte), die sy gestift und begabent hend. Und sonderlich wenn etliche geschlecht abgiengendt, so gabend sy all ir rennt und gült dahin, daz nun der statt nütmer zuo hilf kumpt, weder in lieb noch leid; wie zuvor bleib es usz der statt. Und hend die eerlichen geschlecht vermeint, Gottes eer zuo schaffen und ir eer und seelenheil, so förcht ich, sy heigend vil huoren und unboben gestift. Wo sy daz betrachtet hättend, hättend sys on zwyfel lieber der statt verordnet, wie ouch etlich getan; dann vil eerliche absterbende geschlecht hend ir guot der statt verordnet, so ich wol wüsste zuofinden.“

„In summa so ist ein sämlicher traffenlicher adel in diser statt gewesen, das wir ietz zuo unseren zyten weder den lyb noch personen und noch vil minder an guot vermöchten zuoverzeeden. Die hand der statt eer und uffnung gesuocht, und da weder lyb noch guot gespart, ouch irn underthanen inn der gantzen landtschaft darzuo gehalten. Do sy gemachet, daz sich daryn etlich frömbdlin und nüwe Berner setzten, daz wir inen nit verbönnend, hetten ouch gern eer und fründtschaft, wie ein burger dem andern schuldig, bewysen, understünd uns umb unsere alte und eerbare rät zuobringen, wo es an inen stüende, und nemmend der statt nutz, den sy nie gsuocht, und der selben fryheit von köni-

gen und keyseren gegeben, die sy nit verstündt, und redet von redlichen Bernern, gebeud lieber das ihr, denn sy sich wider die statt legind. Wie redlich sy sigind, sölte man noch wol yngedenk sin syt dem nechsten früeling, so man mit den Osterrychern ghept: oder ietz hend sy noch der statt des iren geben oder nummen nachgelassen? Ich gsich nüt, dann daz sy stets von der statt nemmendt, glebend und rych würdend, die kurtzlich arm gsin sind. So sy nummen untz gan Höchstetten oder Stettlen rytend und einmal usz essend, so muosz es alles wol bezalt sin. Do aber in Frankrych, zum keyser, zuo dem hertzen von Burgundt, hinab inn die Niderlandt, gan Turyn zum hertzen von Saffoy zryten ist gsin, da sich eerliche ufrüstung von üwer miner herren wegen gebürt, hat herr Niclaus von Dieszbach, min herr schultheis, min alter herr schultheis von Ringgeldingen und ich müessen rytten. Ich wölt, das dieselben an miner statt werendt gewesen. Ich wölte gern gseen, waz sy der statt wurden han geschenkt. Ich aber wil können rechnung geben, daz syt herrn Heinrichs, mines vatters, todt, daz nit lang ist, ich von diser statt wegen ob den 500 rynischen guldinen verritten han, so ich noch zum teil üweren waat und handtwerkslütten schuldig bin. Ich weisz wol, daz die anderen miner herren dry iren teil ouch hend ghept. Das beturet mich nüt, dann unsere vätter mer gethan hendt.“

„Dise wend aber, dz wir gebind und der statt nüt meer zuo dienen oder geniessen habindt, oder sy wend es uns sonst anrichten thuon; müessen sy einen frächen puren zum dorff anreysen. Und gloub fürwaar, umb dise und unserer vorderen wolthaten hassind sy uns, und verdarben uns gern, damit sy uns kein danckbarkeit schuldig werend. Sy aber können der statt nüt gen, sonder nemmen; wend toub werden, so ein frommer Berner die wolthat unser vorderen und unsere dienst anzücht. Ja die zuo verkleinern und andere wider uns anzuohetzen, dorffend sy hüf und wider sagen, es wölle ein nüwer muotwilliger adel ufstan, so statt und land überlegen wölle sin; und ire vorderen habind sy nie mögen dulden, sondern vertriben und daran ir schweis und bluot verret, und thüend dz andern zräten, mit uns ouch also zmachen, und schemend sich nüt, öffentlich lüg und ding zuo sagen, von denen sy nüt wüssend. Dann wie hievorgseit, so hat ein regiment von Bern, welches der adel ye welten geführt hat, keinen adel ye vertriben, aber wol grosse krieg mit grassen und fürsten gehept und denen an gesiget; und daz hat die statt durch den adel uszgerichtet. Und wie hette sy den selben vertriben, so der größte adel diser landen in dise statt, wie ouch etliche stett, gezogen, und hie abgestorben ist? Deren ich wol wölte wüssen etwan uff die 40 geschlecht zuoerzellen.“

„Wer aber der nūw, muotwillig und überlegen adel sige, der ufstan wil, denken ich nit, sy sigind denn dieselben. Dann wir hend noch in der statt Bern von niemants keinen muotwillen noch überlegenheit gehört oder gespürt, were ouch nit geduldet worden. Sind aber hie in wenig jaren nit etlich ufgestanden, so etwen schlecht arm gsellen warend, kontend wercken, handt-

werck tryben, aber sy könnendt nümmen, dann allein grossz junkherren sin, die man gruoszt und nempt meister Peter, meister Ruodolf, meister Hans, u. s. w. Jetzund solt man sich nit vor jhnen tieff bucken, ein halb myl wegs mit entecktem haupt gegen jnen kon, nit junkher und herr, ja ouch gnediger herr sagen, wurde es übel gan.“

„Wie oder war mit hendt sys so schnell überkon, so sys doch nit ererbt hend, und vor kurtzen jaren arm gsin sind? Jetz fahend sy aber an muotwillen und wend uns und unse vätterlichen und müeterlichen eerb nemmen, ja ouch deszhalb unverhört, dann sy weder unsere brieff noch sigel nie ghört, noch wölle hören, dann des einigen hern Niclausen von Dieszbachs: dieselben geltend ouch nüt by jnen, obglych wol die alten wysen, thüren Berner dieselben under der statt sigel hend lassen uszgan. Ist daz nit gemuotwillet, so weisz ich nit, waz gemuotwillet heiszt. Lieber Got, wenn sömliche gricht und recht von einem grossen Fürsten uszgeschritten wurden, wurdent dise nit selber sagen: O waz grosser tyrannen sind das? Und sy thüends selber! Sind ouch sömliche wyse, hübsche, gerechte bekanntnussen von uns ye gehört oder gegen jemants ye gemuotwillet? Sy könnents nit erzeugen; oder warinn sind wir jemants überlegen? Villicht in dem, das all unser rennt und gült hie in diser statt verthan und verzeert wirt und vil mer dartzuo, etwan daz ich ouch, wenn der waatman bezalt wil sin, und nit ein matten oder hoff nemmen wil, ouch jm muosz zinsbar machen?“

„Wir füerend unser korn haryn usz pit der handwerkslütten und gend juendz an bezalung und zweyer plaparten neher, dann die landlüt. Deszglychen mit unserem wyn, den wir allen haryn füerend. Da behaltend wir einen zimlichen schlag und gang der gantzen gemeind und bezalend der statt ein grossez umbgelt und bösz pfenning, des wir wol entprostten werend, so wir den in hüser vor der statt nyleytend und denselben ouch da trunkend. So kämen wir nit also in schulden, das ich fürwar by lengem entsitz, daz wir by unserem dienen oder unsere kind zuo armuot müessind kommen, und das unsere güeter ouch etlichen, so uns ietz gern das unser nemend, in die handt werden. Also muotwillend wir hie und sind einer gemeind überlegen!“

„Wo sy aber wöltden sagen, ist es nit in der statt, so ist es uff dem landt, so wil ich sy gebetten han, daz sy uns einen einzigen anzeigindt, mit dem gemuotwillet sige worden, oder der klage, daz wir jm überlegen sygind. Es were denn etwan ein böser leker, so nach bekannter urteil von uns und denocht gnedigklich gestrafft worden. Gange einer herfür, der könne klagen, das wir einichem daz sin understanden zuo nemmen oder wyb und töchtern zuo schmeihen! Es wirt sich nit finden!“

„Und in summa, so sindt wir unseren underthanen also überlegen, das so wir in der statt dienst, wie vor gemelt, uns so wol husz hendt, daz wir understuondent, etwan etliche unser herschaften hie minen gnedigen herren und anderen zuo verkauffen, das wirs von jrer grosser pit

wegen, das ouch für ze kon, sy sich selber geschetzt und angeleit, und darmit unsere schulden zum teil bezalt, hendt underlassen, daz vil miner herren zuogegen wüssend.“

„Wie ist jm nun zthuen, das wir mögend unser eer und ererb vor disen ufsetzigen lüten bewaren, weliche beide untrüglich zuo verlieren sind? Lichtlich wüssend wirs zuo thuen, wenn wir diser statt ruow, eer, guoter ordnungen u. s. w. als wenig wöltend verschonen, als sy uns heissend hinus gan, sünderen uns von einandren, uff daz sy uns das unser mögind mit allen listen und alefantzen nemmen: und wir duldends alles von der statt und regiments ruow wegen uff künftiges end, das guote ordnungen nit ufgehept würdint. Dann so wir uns nit, wie sy wend, liessent sünderen und hinus tryben, als wir wol möchtend, was hettend sy, oder waz möchten sy uns thuen? Nüt! Und wellends denocht in der statt namen thuen, mit welchem deckmantel sy allen jren gewalt und ungerechtigkeit verdeckent, daz billich Urban von Muoleren redt, und by vilen frommen inn ein sprüchwort kon ist, er wölle der statt gern dienen, aber für die statt nit in d'hell faren. Und umb daz nun jnen zue zyten, wie billich, daz für kumpt, dann sind wir jnen ein überlegner adel. Und sind aber also geleert, wenn man niemants wider recht das sin endtfrömbdet und da obheige, daz sy denn der statt nutz und eer und den eydt gehalten.“

„Nu duldend wirs, obwol sy nüt die statt sind, als sy sich uszgend, sonder vil mer uff unser syten die statt ist; dann in den ämpteren und meereren zaal der personen, die inn daz regiment verordnet sind, wirt die statt benamset. Wir hend uff unser syten den nügen und die alten schultheissen, nügen und alt venner, und als wir hoffend den meren teil des kleinen rats. Und wer zwyflet, so wir by einandren werend und uns wider zuo samen thätind, das sy uns, ob wir wölten, nit weeren möchtend, sy ouch wyt übertreffend? Aber wir wend disz regiment in kein gfar oder unordnungen bringen, sonder wend den selben nüwlingen umb ire nüwerungen ein zimliches recht erbieten und ein, das sy suochindt, fromme, unverlumbdete menner im landt oder ussenthalb, wo sy wölend, oder ioch im kleinen und grossen rat diser statt, uszgeschlossen dise, die also unerturet, schnell und gar noch unverhört und unser eer und eerbuot hend wölten nemmen. Was dieselben by jren eeren und eyden, so wir verhört werdent, mögendt erkennen, darby wölend wir in guoten trüwen blyhen.“

„Doch hinzwüschen würdent wir uns mit der hilf Gottes by unserem harkommen, ererb und rechten, wie biszhar, erhalten und darvon nit kommen. Daz wellend wir denselben anzeygt und darby vermaunt haben, disere gebürliche erbietung nit in wind zuo schlagen, sonder diser loblichen statt zuo verschonen, unserem rechtlichem fürschatz dermassen zuo begegnen und antworten, das er zuo der statt uffnung und ruow möge dienen, welches uf unser syten die höchst begird ist, die wir hend.“

Melchior Ruß wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Luzern geboren, wo sein Vater Stadtschreiber war. Nachdem er seine Studien in Basel (1479), vielleicht auch im entfernten Auslande vollendet hatte, erhielt er die Stelle eines Gerichtschreibers in seiner Vaterstadt, in welcher er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in so hohem Grade erwarb, daß er Mitglied der Gesandtschaft wurde, welche man im Jahre 1476 an den König Ludwig XI. von Frankreich schickte. Drei Jahre später ging er in gleicher Eigenschaft nach Wien, um mit König Matthias Hunyadi von Ungarn, der mit den Eidgenossen in Bündniß zu treten wünschte, weitere Verhandlungen zu pflegen. Er wurde dem König eigenhändig zum Ritter geschlagen; aber es fiel dies, wie ein späterer Luzerner Chronist meldet, zu seinem Verderben aus, denn er machte große Schulden, um seiner Ritterwürde gemäß leben zu können, und da der König ihm seine Versprechungen nicht hielt, gerieth er zuletzt in Armuth. Von seinem späteren Leben ist Nichts bekannt; zwar wird berichtet, es sei im sogenannten Schwabenkriege am 20. Juli 1499 ein Melchior Ruß im Treffen bei Rheinegg gefallen, allein es scheint dies ein anderer gewesen zu sein als der Luzerner Geschichtschreiber.

Wie Ruß selbst sagt, begann er seine Ehrenzeit im Jahre 1482, als er von seinen diplomatischen Reisen heimgekehrt war; ohne Zweifel hat er dieselbe bis auf seine Tage geführt, allein sie ist nicht vollständig erhalten, sondern geht nur bis zum Jahre 1411. Ob er gleich im dem Vorberichte seine Ehrenzeit als eine Luzernerische ankündigt und er in der That auch mit dem Ursprung seiner Vaterstadt beginnt, so nimmt sie doch bald den Charakter einer allgemein eidgenössischen Geschichte an, den sie auch fortwährend bewahrt, wenn auch die Luzerner Verhältnisse öfters mit großer Ausführlichkeit berichtet sind. Seine Darstellung ist einfach, schmuß- und kunstslos, ja es fehlt seinen Perioden öfters sogar alle Gestaltung; dagegen ist sie nicht ohne naive Kraft. Er erzählt die einzelnen Thatfachen feinabedurchgängig, ohne ihren innern oder äußern Zusammenhang zu berühren, hie und da macht er jedoch Bemerkungen, aus denen zu entnehmen ist, daß ihm ein tieferer Blick in die geschichtliche Entwicklung der erzählten Begebenheiten keineswegs mangelte.

Wye die von Lutzern erworben hant, Hörlhörner oder Harschhörner zuo füren.

Vor langen alten zyten, do der grosz keyser oder künig Karolus regierte, als die waren hystorien sagent, zog der selb künig Karolus und mit jm ein künig von Unger, ein hertzog von Oesterrych, die von Lutzern, von Ure und die von Schwitz, und von allen anderen enden und landen vil lüten in dem jar des herren acht hundert und eynliß jar; zügen also gen Salin de Cran*), das am merr lag. Und lagent aber die heyden ennet dem arm des meres, jemers das künig Karolus mit seiner macht nit wol mocht zuo sinen vigenden kummen, er were dann über berg und misslich weg gezogen. Also hatt künig Karolus Gott den allmechtigen und ein würdige

*) Saline de Cran zwischen Marseille und der Rhodanemündung.

mutter die magdt Marian, das sy im steg und weg zu sinen vigende ze kummeude geben und wissen wölte. In der grossen andacht und in sinem gebett erhört in Gott, und liess das mere zwüschent den bergen dry mill breyt und vij mill lang hinweg gon, darüber ich selbs persöulich geritten bin. Also zugend sy durch den selben weg, da vor hin das mer was gewesen, zuo den heiden, und strittent und schluogent zuo Arly vor der statt mit einander, das so grosse welt von Christen und heyden umkam, das es on zall was; und stritt des künigs sun Rulandus ouch mit jnen; der wart aber gefangen. Und als der strytt ein end nam, do was yederman abgezogen und entplündert, das man die Cristen nit woll vor den heyden erkennen köndt; so bat künig Karolus aber Gott, das er ym das zeychen gebe, welche Cristen werent, damit er sy könde bestatten. Also in der nacht wurden die Cristen all von Gott und den engeln vergraben in erhaben marmarsteynin greber und andere, als man das hye und anderschwan den fürsten pflicht zethuende. Der selben greber sind ob fünffzehen tusy, so in etlichen greber fünff oder vj Cristen in ligent, das ich gesehen hab; so wol zuo glauben ist, etlicher Lucerner, Urner oder Schwitzer von Gott ouch da bestattet syen; und beliben die heyden unvergraben in wytem feld offentlichen liegen. Da erwurben min herren von Lutzerun von dem groszen künig Karly, das sy herhörner dörfen führen nach siten Rulandi sinen sunus; dan sy die warent, das sy au allen euden, wan die nacht huot für kam, so verbranten sy ally hüser und *habitationes*, damit das wytt gesamlet volk, so keyser Karolus mit jm führt, dester minder hinder sich fliehen möchte, das juen vast wol kúmmen was; dan were dasselbig nit beschechen, etlich des strits mit herwartet hetten. Man sagt ouch, die von Ure haben die ablösung in ir paner erworben, und die von Schwitz das crucifix in der roten paner. So sagen aber etlich, sy habents zu Erikurt und des wegs hin erworben: das lass ich an die, so das wol wüssenn.

Diebold Schilling.

In Solothurn geboren, scheint Diebold Schilling schon früh nach Bern gegangen zu sein, wo er im Jahre 1468 zum Mitglied des grossen Rathes ernannt wurde, nachdem er Bürger der mächtigen Stadt geworden war. Im Jahre 1473 wurde er Untersreiber und Sedelmeister, nahm an den burgundischen Kriegen Theil und wohnte insbesondere (1476) der Schlacht bei Murten bei; einige Jahre darauf (1482) ward er zum Gerichtschreiber befördert, welches Amt er bis zu seinem bald darauf im Jahre 1485 erfolgten Tode bekleidete. Seine Muße benutzte er zur Abfassung einer grossen Chronik von Bern, welche noch im Original auf der Bibliothek dieser Stadt aufbewahrt wird und aus drei grossen Foliobänden besteht, welche mit vielen interessanten Gemälden geschmückt sind. Doch ist nicht die ganze Chronik seine Arbeit, ob sie gleich durchgängig von seiner Hand geschrieben zu sein scheint; vielmehr hat er das Werk seines Vorgängers Justinger nebst den Fortsetzungen von Wagner, Fründ und Eschachtlan einfach abgeschrieben, ihnen je-

doch vielleicht auch, was noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist, einzelne Bemerkungen und Notizen beigelegt. Dagegen ist der letzte Band, welcher die Geschichte der Stadt von 1460 bis 1480 enthält und mit besonderer Ausführlichkeit von den burgundischen Kriegen erzählt, sein unbestrittenes Werk, durch welches er sich den Dank der Nachkommenschaft und einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Geschichtschreibern der Vorzeit erworben hat. Aber auch schon zu seinen Lebzeiten ward ihm die verdiente Anerkennung zu Theil; denn als er (wie eine spätere handschriftliche Notiz berichtet) am Weisnachtstage 1484 seine Chronik den „Räten und gemein Burgern zu Bern und ihren ewigen Nachkommen zu einem guten seligen Jahr“ schenkte, nachdem sie schon vorher „vor Räten und Burgern verhört und corrigirt worden“, befahl der Rath, sie „in der Stadt Gwelb zu andern Briefen und Schätzen zu legen, daß die zu sonderbarer Ergehung und Trost aller Nachkommen behalten werde“.

Wenn sich auch Diebold Schilling zur klassischen Kunstdarstellung Thüring Frickards keineswegs erhebt, so trägt seine Geschichte der burgundischen Kriege doch nicht mehr den Charakter der einfachen Chronik, und es ist in ihm ein Fortschritt der historischen Kunst unverkennbar, nicht nur darin, daß er die einzelnen Begebenheiten in ihrem ganzen Verlaufe ausführlich berichtet, sondern ganz besonders darin, daß er auch in ihre Ursachen und Wirkungen einzudringen und durch Ausmalung der Nebenumstände ein möglichst anschauliches Bild der Zustände zu geben sucht. Seine Darstellung ist, besonders in der Schilderung der Heldenkämpfe, bei aller schlichten Einfachheit doch kräftig und voll Leben; ein ganz besonderes Verdienst hat er sich aber noch dadurch erworben, daß er uns die Schlacht- und Siegeslieder von Veit Weber, Mathias Zoller und Hans Wöl (S. 594 und 599) aufbewahrt hat, die ohne seine Aufzeichnung wahrscheinlich unwiderrbringlich verloren gegangen wären.

1. Belagerung von Granson.



Granson in der Schweiz.

Das der vorgenant hertzog von Burgunn sin leger für Granson schluog und das mit gantzem gwalt und macht belag.

Darnach in kurtzen tagen, als der vorgenant hertzog von Burgunn mit sinem gwalt und so groszen machten harüber in das land was kommen,

na schloß Granson mit so vil lüten und anderes züges, das es kum gliblichen ist. Es wurden ouch so vil zelten, hüser und hütten uffgeschlagen und gemacht, das es nit anders was, dann ein gros mechtig statt; und was ouch das leger zuoringumb gar wit und gros und darin allerlei feil von kaufmann schatz und andern dingen, das man erdencken mocht; dann ouch gar vil mechtiger kouflüten mit im waren gezogen, und was under iuen gros hochfart.

Das der vorgenant hertzog von Burgunn den ersten sturm an Granson tuon liesz und sy gar hart angriff.

Und als das leger geschlagen wart, da liesz er die statt stürmen am sonnentag vor sant Matthis tag, des heiligen zwelfboten, in dem vorgenannten jare mit grossem gwalt und vil lüten. Also warten sich die frommen lüte von Bern und Fryburg so trostlich und manlich, das sy inen den sturm vorbehielten und der fienden an dem sturm gar vil umbrachten, und muoszten also mit schanden und schaden abziehen, dadurch der hertzog von Burgunn fast entsezt wart.

Das Granson zuom andern mal gar hartiglich gestürmt wart.

Dar nach an der nechsten mitwuchen des vorgenanten jares stürmten aber die fiend an die statt Granson so mit grossem gwalt und machten, das sy an einer seiten neben darin kamen und die statt gewannen. Und wart die angst und not als gros, das die frommen lüte von Bern und Fryburg in dem barfuossen closter der statt warent, und nit wisten, das die statt gewonnen was. Und als sy die fiend so mechtighen und mit als grossen scharen in der statt gesachen, und der inuen wurden, da gingen sy usz dem closter und trungen mit gewerter hand durch alle fiend und kamen in das schloß, und empfingen leider etwas schaden (doch kamen der fienden an dem selben sturm ouch vil umb), und enthielten sich da in dem schloß, bis sy darnach leider schantlich verraten und umbracht wurden, als das harnach bas gelütert wird.

2. Schlacht bei Murten.

Von dem grossen und erlichen stritt zuo Murten, und was ordnung darinn für genommen und angesehen ward.

Und also an einem samstag fru, der da was der heiligen zechen tusent rittern tag, wart einhellighlich geordnet und abgeredt, das jederman am ersten das ampt der heiligen mesz hören und Got umb gnad und barmhertzigkeit bitten, ouch zuo morgen essen und sich dann zuorüsten und bereiten solt. Doch fand man mengen biderman, der weder essen noch trincken wolt, bis die sachen ergangen warent. Indem kament die frommen handvesten lüte von Zürich, als vorstat, ouch mit jr paner und gantzer macht, und warent fast müed und hellig, dann sy tag und nacht gezogen warent. So hat es ouch die gantze nacht geregnet und was tieffer böser weg, und regnet ouch samstag us der massen fast, also das sy dennoch der jren hinder inen muoszten lassen in den hölzern, me dann sechs hundert man, die von rechter müede niendert

und lechtern schickten. Nach dem mitternachtsment sy harnach und zugenit von stund an mit andern frommen lüten manlich dran, und was ouch ir guoter will und meinung, das man umb freutwillen nit me beiten noch firen solt, das man jnen ouch zuo guotem nit vergessen wol.

Und also wart von stund an ein vorhuot gemacht, und darin die von Thun und Entlibuch geordnet mit jren panern und einem trefflichen züge von allen andern Eidgenossen, und wart ouch in die selbe vorhuot zuo ein obersten hauptman geordnet herr Haus von Hallwil, der gar ein thürer ritter und ein burger von Bern was, und ouch mit grossem ernst und vernunft semlich sachen nach aller notturfft versach, und wart ouch der selben vorhuot der reisig züg zuogeordnet, uff sy ze warten mit sampt den büchsen und armbrest schützen, die ouch by jnen warent, darzuo ouch vil langer spiesen, die neben jnen uff einer siten ouch giengen.

Dar nach giengen alle paner und zeichen von stetten und lenden mit einandern mit hellenparten und mord axen, der us der massen vil was; den selben panern und frommen lüten ouch zuogeben und geordnet waren by tusent mannen mit langen spiesen, die zuo beiden siten neben den panern gingen, die zebeschirmen; und uff die selben wart ouch ein gros und stark nachhuot geordnet und gemacht, der hauptman was Caspar von Hertenstein von Lutzern, der darin ouch vernünftighlich handlet.

Und also nach semlichen ordnungen allen zoch jederman mit manlichem hertzen und unerschrocken in dem namen des allmechtigen barmhertigen Gottes, der hochgelobten künigin magt Marien und der heiligen zechen tusent rittern, an der tag es ouch was; und hatten die von Bern ein besunder gros hoffen zuo den selben zechen tusent rittern, dann jnen me dann vor hundert jaren am stritt von Lauppen, der ouch uff den selben tag beschach, wol und glücklich gelungen was, da ouch ir hertz fründe und alten Eidgnossen by inen warent, als man dann das in der Berner alten Cronicken gar later findet; und zugen also oben durch den buochwald wider Murten und gegen des hertzen leger zuo an einen hag, da des hertzen vorhuot was, und ouch in guoter ordnung und ganz gerüst warent. Und als sy einandern ansichtig wurden, und etlich von den fordersten anfangen scharmutzen, da wart jederman, je einer von dem andern, von den Eidgnossen nach jrem loblichen harkommen und alten gnuten gewonheiten angerüst und ermant, dem heiligen bittern leiden unsers herrn Jesu Christi und ouch den zechen tusent rittern fünf pater noster und ave maria mit zertauen armen ze betten und ein götlich gnade und barmhertzikeit anzueroffen; das ouch wol zuom fünften mal von jederman mit grossem ernst beschach.

Das der hertzog von Lotringen und etlich herren und ander vor Murten zuo rittern wurden geschlagen.

Es wurden ouch vor dem angriff, als nit unbillich was, gar vil rittern geschlagen, namlich der hertzog von Lotringen, der des von gantzem hertzen begert, darzuo ander grafen, fryen, her-

ren, edel und ander fromm lüte, der ob drü-
hundertens was, und es nachmalen wol verdienten.

Und also glich dem selben nach beschach der
angriff und wart uff beiden siten mit grossen
stein schlangen und andern büchsen gar vast
geschossen, des etlicher übel entgolten hat; und
mit unverzagtem muot hüwent die reisigen drin
und neben jnen das fuosz volck als helden,
büchsen schützeu und die laugen spieß. und
wurden alle ordnungen von stund an zerbrochen.
Und kamen am ersten an einen hag, darüber
man nit mocht kommen, dann das sy widerumb
muoszten keren und neben zuo durch ein engen
weg zuo rosß und fuosz brechen muoszten, das
leider etlichen übel kam. Dann wer der selv
hag nit gewesen, sy hetten an dem selben er-
sten angriff gros lob und ere ingeleit, nach deme
dann die Burgunier am ersten ritterlich bestuon-
den und ouch in ganzer ordnung waren.

*Das der fenden gar ein mercklich zal in dem see
verdurben und gar jemerlich umbkament und
ertruncken.*

Und also zoch jederman mit friem muot gar
manlichen wider des hertzogen leger und in sin
wagenburg mit einum semlichen schalle, das
der burgunsch hochfertig hertzog und die sinen
zuo flucht kamen, und wart der ernst also gros,
das alles, das sy mochten eritten und erluffen,
von jnen nidergeschlagen und ertöt wart; und
kam ouch semlich gros angst und not under sy,
das gar vil von rechtem jammer und schrecken
in den Murten see riten und louffen muoszten,
das er von der statt Murten bis oben us an das
mos, da er ein ende hat, aller voll luten stuond
und lag, die alle darinne erstochen und er-
schlagen wurden, und sich ouch selber von re-
chter angst und not muoszten ertrencken, das die
niemand mocht zelen noch überschlagen von
menge der lüten; und warent merenteils alles
Lamparter, dann die selben jr leger by der statt
under den nuszböwm neben dem see hatten.
Und als die in der statt innen wurden und ge-
sachen, das die Burgunschen also fluchen, da
marckten sy wol, das man sy entschütten wolt.

*Das etlich soldner von Murten us der statt in
das Lampersch heere kuffen.*

Do nun der hauptman in Murten des innen
wart, und er geriet mercken, das die von Bern
und ander im feld waren und an den hertzogen
zugen, da lies er endlich etlich knechte in das
Lampersch heere harus louffen; die brachteil
sy am ersten zur flucht, das sy also in den see
wichent. Was gelts sy ouch by inen hatten,
das tatent sy alles us jren secken und verwarf-
fents in den see, damit es niemand zuo nutz
kæme.

Do ritten ouch vil grosser herren und ander
mechtig lüte, der nannen ich nit weis, mit jren
guldinen scharinen, verdachten rossen und an-
dern köstlichen dingen von harnesch, kleidern
und andern in den see und under stuonden über
schwimmen; sy zarten ouch jren harnesch, klei-
der und anders, was sy dann konden oder moch-
ten, von jnen zuo uffenthalt und lengerung jr
lebens, und wann sy lang gezabelten, und nit
erschossen oder erschlagen wurden, so giengent
sy von rechter angst und not mit den rossen

gantz under, das doch ein gros not und jem-
merlich ding was. Sy hatten aber umb den all-
mechtigen Got mit jr hochfart wol verdienet,
daran all fromm Berner und biderben lüte ge-
denken, sich vor unnützer hochfart hüeten und
in Gottes gebotten und gehorsamkeit bliben söl-
lent, so mag jnen niemermer mislingen.

*Das der feinden etlich uff den hohen böwm
erstochen und umbbracht wurden, ouch in
bachöfen und hüseren.*

Do wurden ouch etlich uff den hohen böw-
men, daruff sy dann von rechter tælicher angst
und not gestigen waren, erstochen: die muosz-
ten leren fliegen on alles gefider. Darzuo wa-
ren ouch frouwen unter jnen, die sich in har-
nesch hatten angeleit, der wurden ouch etlich
unerkant erstochen und umbbracht; doch wo man
die mocht erkennen, so tet man jnen nüt; dann
es etlichen darzuo kam, das sy jr brüst entdecken
und erzeigen muostent.

Die von Bern und der gantz huff mit allen pa-
nern von stetten und lenden, zugen allwegen
gestracks für sich durch des hertzogen leger, und
mit jnen der reisig züg, merenteils bis für Wib-
lisburg hinus, ein langen weg, und was sy da-
zwüschen ankommen möchten, das wart von jnen
alles ze tode und darnider geschlagen. Und als
man für Wiblisburg ferre hinus was, da kament
mere von denen von Murten us der statt, das
der graff von Reymond mit allem sinem volck in
dem leger vor Murten were; und die wile nuu des
hertzogen volck erschlagen und jnen die flucht
angewunnen, so hette man demnocht zween schütz
us der grossen büchsen us der statt Murten ge-
tan; daruff angendes still gehalten und geraten
wart, das man also bliben und menglich uff si-
nen knüwen mit zertanen armen dem almechti-
gen Got, der künigin magd Marien, allem himm-
lichen heere und den sechen tusent rittern fünf
pater noster und ave maria sprechen und ernst-
lichen dancken solten der grossen gnaden und
grundlosen barmhertzigkeit, uns allen von jnen
menigfaltiglich erzeigt. Und solt man also an-
gendes gegen dem grafen von Reymond schleichen
und in ouch angrifen, nachdem man des hertzo-
gen volckes nieman me erylen mocht. Und als
man wider herzuo bis für des hertzogen leger
zuo der statt Murten kam, da kament mere, der
graft von Reymond were von sinem leger aufge-
brochen und gewichen und hette die flucht ge-
nommen. Also blieb man und zoch jederman in
des hertzogen leger zuo herberg; doch wurden
derselben ouch gar vil erstochen und erschlagen
an der flucht, es wer uff dem mos, oder die
obenus fluchen, und beschach dem grafen von
Reymond leider nüt, wie wol er ouch kum entran.

Bernhard von Breidenbach.

Obwohl dem geistlichen Stande bestimmt, hatte
Bernhard von Breidenbach, Befan des
Hochstiftes Mainz, aus altem Geschlecht stammend,
seine Jugend in Leichtsinne zugebracht, worüber er
fräter, da er Kämmerer des Hochstiftes war, solche
Reue fühlte, daß er sich zur Buße entschloß, eine
Pilgerreise nach Jerusalem zu machen. Damit aber
dieselbe nicht bloß ihm, sondern auch andern Men-

Alles genau zu erforschen und die Beschreibung seiner Reise bekannt zu machen, weeshalb er auch einen guten Maler mit sich nahm, der von den merkwürdigen Städten Zeichnungen machen mußte, um sie seinem Buche beizufügen. Mit seinen Begleitern, dem Grafen Hans von Solms und dem Ritter Philipp von Bicken reiste er 1483 von Oppenheim nach Venedig, wo er sich mit noch andern Herren einschiffte. Im Jahre 1484 kam er glücklich nach Mainz zurück, wo er am 5. Mai 1497 starb. Die Reisebeschreibung, welche zuerst (1485) lateinisch und ein Jahr später in deutscher Bearbeitung erschienen, zerfällt in zwei Theile, deren erster die Reise zum heiligen Grab und den Aufenthalt in Jerusalem erzählt, der zweite die Reise durch die Wüste nach dem Gebirg Sinai zur Kirche der heiligen Katharina berichtet; doch verbreitet sich der erste Theil auch über die Sitten, den Glauben, die Secten und Irrthümer der verschiedenen Völkerschaften, deren Länder er durchzog. Die Schilderung der einzelnen Verhältnisse ist meistens ausführlich und genau und gibt ein anschauliches Bild ihres damaligen Zustandes; dagegen erhebt sich die Darstellung nicht über die Mittelmäßigkeit. Man hat in neuester Zeit nachzuweisen versucht, daß Breidenbach weder die lateinische, noch die deutsche Bearbeitung seiner Pilgerfahrt selbst verfaßt habe; es wird behauptet, daß der oben erwähnte Maler, Erhard Neuwich aus Utrecht, der eigentliche Verfasser der deutschen Beschreibung sei: doch sind die für diese Behauptung aufgestellten Gründe, so viel Wahrscheinlichkeit sie auch haben, nicht entschieden genug, um diesem das Werk zuzusprechen; nur so viel ist sicher, daß das Buch von dem Maler und in dessen Haus gedruckt wurde. Wie beliebt Breidenbachs Reisebeschreibung zu ihrer Zeit war, geht daraus hervor, daß sie in der deutschen, wie in der lateinischen Bearbeitung mehrere Auflagen erlebte und in die holländische und französische, ja selbst in die spanische Sprache übersetzt wurde.

Bethlehem.

Bethlehem lyget vff ein hohen berg, aber eng, des lange ist von orient gegen occident. Von occident ist der eingang, vnd da ist auch die cistern by der port, vß welcher David begeret trincken, als er in ein strey was wider die Philister, vnd Dry der starkosten man vß seiner ritterschafft drungen durch der windt here mit gewalt vnd schöpften wasser vß der selben cistern, vnd brachten es David, der es doch nit trand, als man lyht am ersten buch Paralipomenon am Vj capitel. Am end aber der statt gegen orient vnder ein velsen, (was by der statt muer, vnd nach sitten des selbigen landes ist es gewesen, ein stall, habende ein krusst in ein velsen gebuwen, als man da gemonlichen krupffen machet) ist geboren worden von der jungfrauen Maria vnd vffgangen die sonn der gerechtikeit, Christus Ihesus, vnser gott. Doch by den by obgenannten velsen ist ein ander noch gröffer, vier schü wylt von dem vorigen, vnder welchen die krupff was, darin das kindt Ihesus als bald ward geleget für den ohsen vnd den esel, mit schlechten tüchlin vmbwidelt; aber als mich bedundet, ist es nit mee dan ein vels gewesen, vnd ist ein thur in mitten dar durch gemacht worden, durch die man noch von der capel inget in das chor. Vnd zu der statt der geburt vnsern herren geet man vß der kirchen in die Capel herab V staffen, der vrsach ob bezeychnet ist; vnd die selb Capel gemacht inwendig mit muftertem werck, vnd mit marmelstein das pauiment besetzt vnd gar köstlich gemacht. An dem selben ende, do die jungfrau Maria hatt geboren Ihesum, mag man

gesehen. Man sieht auch ein teil von dem blossen stein, do Christus geboren ist. Des gleichen auch ein teil der krupffen, darin Christus geleget ward, ist bloß gelassen worden, welche zwey ende die pilger gar mit groffer andacht küssen. Ich hab noch nit gesehen oder geböret einigen man, der do saget, er bette der kyrchen allich gesehen als andchtig vnd köstlich, als die kyrch zu Bethleem ist, dan gar vil vnd groß edel marmelstein fülen sein in ir nach vier ordnung geleget, darzü die vßerlich kyrch, das schiff der kyrchen genant, von ob den julen biß an die balden ist gemacht von schönem vnd adelichem vrand muftertem werck von allen hystorien von anbegyn der welt biß an den jungsten tag. Auch das gang ober pauiment der kyrchen ist von marmelstein mancherley farbe besetzt, das schön gemeld gar wol zieret, alles also köstlich, das vil meynen, es möge nicht geschetzt werden. Die Sarraceni eren alle kyrchen vnser lieben frauen, aber besunder disse zu Bethleem. Vn Solban auch reyzyten sehenbe in disse kirchen so köstlich ernat, fülen, tasselen vnd anber gegierde, gebott alles sollich abgehobet werden vnd hynweg in Babiloniam gefürt werden, wollende da mit sein palast da von besseren vnd buwen. Aber als bald die werck meister dem gebott wolten nach kommen, vnd der Solban noch zu sahe vnd dar by stande, nem man war, vß einer gangen vnd gesunden wandt, den nitt ein nobel hett mögen durch siehen, kam ein großer schlang, vnd die erst tassel, die in beegent, durchbiß er, vnd von stund an zerpfangt die selb tassel vber zwersch; des gleichen kam er zu der andern, zu der dritten, zu der vierden, biß zu der driffzigten, vnd geschabe allen, wie der ersten, also das der Solban mit allen, die by im waren, des ein groß vermundern betten, dar zu der Solban sein willen vnd fursag enderet. Also verschwand der schlang vnd ward nit mee gesehen: da mit ist die kyrch beliben vnd behlybet noch hutt, wie vor. Aber die füßstapfen des schlangens lyhet man noch hutt in allen tasselen, die er vber gieng, vnd schynet eben, wie ein brandt mit fuer gemacht. Vnd was diß besunder wunderbarlich, wie der schlang hatt mögen also gan an der wende, die so eben vnd so glatt was, als ein glas.

Die Cölner Chronik.

Der Verfasser der „Cronica van der billiger stat van Coellen“, welche im J. 1499 gedruckt erschien, ist unbekannt; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er, wie die meisten Chronisten jener Zeit, irgend ein Amt bei der Stadtverwaltung bekleidete, wodurch ihm die Archive zur Benützung geöffnet waren. Die Chronik, welche in vorherrschend niederrheinischer Mundart geschrieben ist, beginnt mit der Geschichte der Schöpfung, von welcher sie rasch bis auf Christi Geburt fortschreitet; dann erzählt sie in chronologischer Ordnung von allen römischen Kaisern bis auf Maximilian I., indem sie zugleich die Geschichte der Päbste, der Könige von Frankreich, der Fürsten von Brabant, Geldern, Jülich, Cleve, Berg, Flandern, Seeland, Holland und anderer in der Nähe von Cöln oder am Rhein liegenden Länder berührt, besonders ausführlich aber sich über die Geschichte der Stadt Cöln und ihrer Bischöfe verbreitet. Manche Abschnitte sind ganz aus der gereimten Chronik von Gottfried Hagen (f. o. S. 455) entnommen; die späteren Geschichten sind selbstständiger bearbeitet, überall zeigt sich aber, wie Wadernagel ganz bezeichnend charakterisirt, „ein eigenthümliches Gemisch kritischen Aberglaubens und schon der gelehrten Kritik“. Ohne die schweizerischen Chroniken an Lichtigkeit der Darstellung zu erreichen, ist sie doch weitaus die bedeutendste Erscheinung in der niederdeutschen

Rundart. Wir haben ein Bruchstück aus der Geschichte der für Köln so wichtigen Empörung der Weber und Wollarbeiter gegen den Rath mitgetheilt, von der auch, wie schon berichtet (S. 659), eine gezeichnete Darstellung vorhanden ist.

Streit der Weber und Wollarbeiter mit dem Rath zu Köln.

Whe die weuer eynen mysbadigen man her doir verordelt nae Scheyffen ordel mit gewalt in dem velde namen vyss der richterboden hende ind wederumb bynnen Goellen brachten.

In dem vurs jaer MCCXXij geschach idt vmbtrint sant Materns misse, do hadde der Rait ind die Stat van Goellen verboden all yr burgeren vp liif ind vp goit, dat nyemans zo dem Guplicher strijbe gain ensoude, noch rouffgoit noch anders bynnen Goellen brengen. Awen van dem wullen ampt lieffen dair ind brachten rouff bynnen Goellen, ind yn wart naegevolget ind wurden beclaget. Disse gwyne wurden angetast ind in die nacht gelacht, ind der Greue mit den Scheyffen erkanten, dat Sy des boig rlychtig weren, ind dem scharprichter wart beuolen, dat he eyn, genant Henden vamme Turne, vyss der nacht halen sulde ind voren in dat velt ind albae richten; dae geschiede Scheyffen ordbell, ind bie wart verwiist hom dode in dat velt gewoirt. Zo der seluer hijt quam eyn weuer gelouffen vp yre beyde huser, dae die weuer waren, ind sprach zo yn: „Yr heren, vnser gesellen eyn wirt geleit vyss Goellen, ind man soll eme syn haufft affslain. Ich hain yn synn vyss leyden zo velt wart.“ Eyne van den ouersten des wullen ambochs van her vinsten ind rieff gorincklich van dem huse heraff, dat Sij zo velde lieffen ind haiden den man mit gewalt. Der weuer eyn grovff deill rusten sich mit gemeren ind lieffen zo velde wart, ind weulden den man hoillen. Her Guerhart Gard-vuyss was Greue zo der seluer hijt. Die weuer quamen gelouffen in dat velt zo dem Greuen her Guerhart vurs, van he sas vp syne hengste. Eyn weuer, genant Hendrich Bachstraiffe, der quam gerant an den Greuen ind sprach: „Yr Richter, den man willen myr gebryst hain, ind doet hrs nieb, id wirt vch leit!“ Her Guerhart, der Greue vurs antworde ind sprach: „Ich en fan vch gyvenen man gewircken, dae Scheyffenordell ouer gegangen is, idt sij myr leiff off leit. Wat hulpe dat, dat ich vch vil solage, dat ich doch niet meechte doin?“ Do die weuer dese antwort gehoirt hadden, ind dat der Greue ym den man niet weulde ouerqueuen, so traeden Sy ho, ind namen yn mit gewalt ind brachten yn wederum in die Stat.

Wie sich vergaderde der Rait zo Goellen ind die broderschaften vmb zo keren ind aff zo stellen den groiffen homoit ind gewalt der weuere.

Alles dinges eyn hijt der weuer gewalt ind homoit was so groit, dat der Rait hadde gheyn macht vur dem wullen ampt; Sy hadden die macht ind die gewalt in Goellen, as vyss den vurs runden is offenbairlich zo myrcken. Do nu der ouermoit ind moitwil vp dat boechste komen was, ind got der idt niet langer gestaben weulde, dat die hillige Stat van Goellen yngetroeft bleue ind vur dem quaden vuyr der parijsscheit verhoit wurde, so gaff got der hillige geist, eyn guer ind lieff hauer der eyndrechticheit, dat die gemeynde ind der Rait sich verdrogen ind versamelten vmb vyss goraden das vurschreuen quait vnrucht. Ind dat geschiede alsus.

Dae die weuer sulchen groiffen vnrechtferbigen gewalt ind wreuel bedreuen intgeyn got ind die mynshen, dat brachten hren eirbar manne, der eyn hiesch Her Johan van Troyen, ind Tilman van Gouelschouen, an die Broderschaften, ind quamen gerant bynnen Goellen, ind gingen zo sent Wiben, dae die Broderschaft vergabert was, ind vergaben den dae die gewalt intgeyn die kaysersliche

gerechtigkeit, bie die weuer bedreuen hadden. Dae die van der vurs Broderschaft dat vernamen, mallich gesan sijne wapen, ind lieffen zo huyss, die van Raede mit den Broderschaften, ind wapneten sich, ind vortan allit, dat in der Stat was. Der Rait hadde sich sere risch bereit ind quam sent Wiben myt der Stat Banner zo der Broderschafft. Eyn ander geselschaft was, dat waren die Voiere, die waren mit den eyristen zo dem Rait ind zo der vurs broderschafft.

Item die geselschaft van dem ijssemart quamen ouch geschait by dem Rait, item die koufude van dem alben mart. Dat waren die van der Wintede, quamen ouch mit hren wapen; item die gesellen van hemelrich, die lieffen sich niet vill maynen, ind quamen ouch sere haestlich. Item die Wischmenger quamen ouch zo dem banneyr der Stede van Goellen ind zo der vurs geselschafft. Ein ander boich schrijfft alsus. Der Rait verioit alle ampte, whe Sy sich by yn bewissen woulben; Sy gauen alle gelisch dese antworde, dat Sy in der sachen stille woulben sigen. Doch waren Sy dem Rait gehult; Sy hadden goiten troist van den Broderschaften mit namen Windek, Goltsmede, Pontwerker, Veder ind Bruner, Vleischhouwer ind Wischmenger, ind dair zo mere ambechten.

So wie der Rait van Goellen mit den Broderschaften gewapent hogen mit der Stat Banner zo Airschburg vp der Bach ind van dan vp den weit mart, dae eyn groiff schlachtunge was, ind vortan vp den krieg mart, dae geschiede des gelischen.

Do nu der Rait mit den vurs broderschaften ind anderen vergabert waren, verdroiff Sij der hoemeit sere, ind bespraichen sich vnder eyn ind mit allen anderen Ambochten, wie Sij die gewalt wolden affstellen. Ind der Rait mit den anderen machten eynen vrsach, dat Sij des gang Amboch mechtig wurden, vnd sloigen Sij doir vp der straffen. Ind dat geschiede alsus.

Do die vurs Burger ind gemeynde by ayn waren, saechen Sij vyss der Stat Banner vp den Albenmart vur dem gebuyr huyss zo sent Brigiden, ind dem Banner vouchde manlich duysent man. Sij gynnen ouer den Albenmart ind Geymart, ind quamen vor Airschburg, dat was eyn huyss, dat dem Wullen ampt zo behoirde. Do die Weuer sulche mere vernamen, whe der Rait ind die gemeynde intgeyn Sij gewapet quemen, so machten sich die Weuer risch vp mit eyner groiffer schair, ind versamelten sich by vnser lieuer fraumen Broderen, ind hadden ouch yr Banner. Do der Rait mit der gemeynde dat vernamen, treden Sij mit dem Banner vort die Bach vp, vmb dat ort, ouer den weitmart. Niemand van den beiden parthien gedachten nae vreden. Eyn vechlich zoich syn snerde ind lieffen zo samen. Ind dan wart eyn groiff Strijt. To die weuer sahn, dat yr wederparthye so stark wart, begonnen Sij vlyen, ind vluwen in Peter Niclaes huyss. Ind van groiffen vlyen lieffen Sij dat Banner her vyss, ind ghen man bleuen vur der buyr; der eyn wart erslagen, der ander leyt groiffen noit. Do wart der Weuer Banner zerhawen, joriffen ind gespliffen zo allen hnden. Alsus zoich der Rait mit den Broderschaften van dan bis vp sent Johans thyrchoff, ind dae bleuen doir vj man van den Weuren.

Item do der Rait mit den Broderschaften vernamen, dat die Weuer van dem kriegmart ouch quamen gehogen mit hrem Banner vp Sij, do stalten Sij sich intgeyn yn ind goigen yn zo gemoite. Do dat die Weuer gewair wurden ind sagen, dat men so stark vp Sij dringen quam, ind dat yre geselschaft vp dem Weitmart ind vur der vramen broeder thyrche geschoffert weren, do keirben Sij yre heuffter vmb, ind lieffen die versen syen ind deden schoine sprunge. Do die Burger vernamen, dat die Weuere ouch dye vlucht genommen hadden, zo machten sich mallich vp, groiff ind cleyn, ind wat Sij erwachten, dat sloigen Sij doir vp der straffen, ind by der Butgassen bleyff yr vil doir. Sij treden vortan mit dem Banner

Peter, das vernamen Sij eyn vnd dem Cloister gail, vnd der wart auch doitz gelassen. Die heren mit yrene Banner ind mit den Broderchaften durchgynge alle straiszen, beide friedmart ind Rixsburch ind anderswa, das Sij geren inthalt moichten bauen, vnd vingen die mit gewalt; mer doch envonden Sij niet vill. Die Weuer mochten moult wurme werden ind lagen vnder der erden.

Item der Rait lieff machen vff dem Hewmart eyn gestenger, ind lieffen yn hre heuffter affslain by dem Schupsteill, so vill Sij der Weuer kriegen kunden, desgelichen Volre.

Item do die Weuere alsus geuoluen waren ind sich verborgen habben, do zoigen die heren mit den Broder-

Petermann Etterlin.

Petermann Etterlin war höchst wahrscheinlich der Sohn Eglolf Etterlins, welcher, aus Brugg im Aargau gebürtig, nach Luzern übersiedelte und im Jahre 1427 dort Stadtschreiber wurde. Dieser machte mit großem Fleiße eine Sammlung von allen ihm zugänglichen Urkunden, welche Luzern betrafen, und eine andere von den wichtigsten Rechten und Ereignissen, die auf diese Stadt Bezug hatten, welche sehr schätzenswerthe Sammlung im Archiv niedergelegt und wegen der silbernen Verzierungen des Einbandes das silberne Buch genannt wurde. Auch Petermann beschäftigte sich mit historischen Studien, zu welchen er nebst der Chronik seines Vorgängers Melchior Ruß wohl vorzüglich die Sammlungen seines Vaters benutzt haben mag. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt, doch auch dieses Wenige ist nicht ohne Interesse; denn ob er gleich Gerichtschreiber in seiner Geburtsstadt war, nahm er doch am burgundischen und am Schwabenkriege thätigen Antheil und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. So war er 1475 eine Zeitlang Hauptmann der eidgenössischen Besatzung in Yfferten, und kämpfte mit Heldenmuth gegen die Burgunder, als diese durch Verrath der Einwohner in die Stadt drangen.

Seine „*Kronika* von der loblichen Eydtgnoschaft, jr harkommen und suß selkam stritten vnd geschichten“, welche noch bei seinen Lebzeiten im J. 1507 zu Basel im Druck erschien, geht bis in die frühere Sagen Geschichte der Völkerverwanderung zurück, hat aber für die Zeiten vor der Entstehung des eidgenössischen Bundes in kritischer Beziehung wenig Werth; wichtiger ist sie für die Geschichte seit Rudolf von Habsburg, ob er gleich seine Vorgänger vielfach benutzt; am bedeutendsten für die zweite Hälfte des 15. und die ersten Jahre des 16. Jahrh., da Etterlin theils als mitbetheiliger Zeuge, theils als Zeitgenosse erzählt. Er hatte sie dem Bürger und Rathsrecht des Stadtgerichts zu Basel Rudolf Hufenegg mit dem Gesuch übergeben, „sie zu verbessern, corrigieren, mindern oder meren, ye nach gelegenheit vnd gestalt der sachen“; was denn dieser auch that; doch hat er, wie er selbst in einem Briefe an Petermann sagt, „der substanz dies vergriffen nüt genomen“, sondern nur besser „tütischen vnd die colores rhetoricales regulieren wollen“.

Der Bund auf dem Grätzli und Wilhelm Tell.

Wo von die gemein eydtgnoschaft entsprungen ist, vnd was mütwillens der Landvogt zu Vry und Schwyz getriben hatt.

Als alles, wie ir vor gehört handt, zu Underwelben vergangen was, fügte es sich, das in den selben jytten

Steinen hie dypfalb der burg, der hatt gar ein hübsch huß gebuwen. Do reitt vff ein jytt der Griefler, der dann auch zu des Ryches handen zu Vry vnd je Schwyz vogt was, da für, vnd rüff dem Stöffacher, fragt in, wes die hübsch herberg wer. Der Stöffacher forcht im, dann er wußt wol, das er ein tyrann vnd böser mensch was, antwort im züchtelichen vnd sprach: „Gnädiger herr, sy ist über gnaben vnd min leben.“ und bederfft von forchten wegen nit sprechen: „Sy ist min.“ Der herr schweyg sil vnd reitt da hin. Nu was der Stöffacher gar ein witzig vernünftiger man, hatt auch des gleichen eyn from, wyse frouwen, was darzu wolhabent vnd mügent. Der nam sich nun der sachen an vnd sagt die zu bergen, besumbret sich vnd forcht alwegen, der derra nâme im Ith vnd güt. Die frow merkt an dem man, das er vol kumers was, thett, als noch from frowen tudent, fragt inn, was im doch were oder was im gebreche, dann sy bett vast gern gewußt, was im angelegen, oder was im gebrechen hat. Er wolt ira das nit sagen, ye doch viel sy mit sölicher pitt an inn, das er ira die sache seht vnd erzalt, was syn kumber vnd anligen was. Te sy die sache vernam, do für sy zu vnd strafft iun mit züchtigen worten vnd sprach: „Min hußwürt, du seht dich der sache nit so übel besumbren, dann dera wirt noch ratt.“ vnd fragt inn, ob er in dem land je lry demant bette, der im heimlich were, dem er bedörfft vertrauen vnd sin not klagen. Die frow erzelt im allerley gesechten; er antwort: „Ja, ich hab wol lüt, denen ich wol vertrauen dar;“ vnd geböht in im selber, der frowen ratt möcht nit böß sin, vnd geböht dem ratt noch. Er für gen lry vnd lag da als lang, bis das er ein fand, der auch sömlichen kumber hatt. Die frow hatt in auch beissen fragen je Underwalben, dann sy meynt ye, er selbt der lütten mer vinden, denen als wol ettwas angelegen were, als im. Nu was, als ir vor gehört handt, des armen manns sun, der des von Randenberg knecht den finger entzwey geschlagen hatt, enbrunnen, darumb der herr den vatter erblent: der raw in so übel, das er in gern gerochen bette. Der kam auch zum Stöffacher, vnd kament also ira brig gesamen, namlichen einer von Vry, der Stöffacher von Schwyz vnd der vff dem Melchtal von Unterwalben. Die klagent also yeglicher dem andren synen kumber vnd wie es im ergangen was, vnd merdent da mit einandren je ratt, wie sy der sache tün wolltent, vnd schwören die brig den ersten Eyde der pünden anfang, das sy wollten das recht meren vnd das vnrecht nyher truden, das böß jestraffen. Darumb gab inen gott glück, als er auch noch denen tüt vnd lry wil, die dz vnrecht merent vnd dz recht vffnent.

Wie die dryg landtman, so gesamen geschworen, ander from lütt, den auch allerhand begnet, zu inen zugent.

Vnd als die brig man also einandren geschworen hatten, do was ir anschlag, das ieglicher vnder inen süchen vnd heimlichen fragen selkten, wo sy mer lütten möchten finden vnd zu inen bringen. Also funden sy den, der den herren im bad hatt je tod geschlagen von siner fromen wegen, als ir dann das hie vor gehört handt; der selb schwür auch zu inen, vnd funden also nach vnd nach lüt, die sy dann auch heimlich an sich zugent, das ira ein michei theil war, vnd schwürent da aber zu samen, einandren truw vnd warheit gehalten, ir Ith vnd güt je wagen, vnd sich des gewalts vnd der bösen berischafft je erwaren. Vnd wan sy ettwas heimlicher anschlagen thün wolltent, so fürent sy für den mittenstein an ein ende, heiff, „im betsin“; da tagten sy gesamen, vnd bracht yeglicher alweg lütt mit im, denen sy möchten vertrauen, vnd tagtent in denen tagen niema anderschwa, den an dem obgenannten ende, vnd fürent alwegen nament in der nacht dar oder vast frug, vnd vor tag widerumb bannen, da mit sy ir sachen besser heimlicher möchten halten, das die herren syn nit innen wurden, bis das sy sich baß gefardten se.

Was vppigen Kreuel vnd müttwillens die her-
schafft mit den frommen lütten anfiengen.

Nun merckent alle die, so dise geschicht werdent lesen
oder hören, ob nit schantlicher böser müttwillen mit den
waid lütten getriben würde, darumb nit vnbillich inen
gott glück geben hatt, sich solichs schantliche müttwillens
je erwerben ze. Es fügt sich vff ein mal, das der Landt-
uoget, genant der Griffler, gan Wry für; vnd als er do
etwas zyt wonet, lueß er eynen steden vnder die Lin-
den, da menglich für gan müß, vff steden, leit eynen
hüt daruff, vnd hat darby staz einen knecht sitzen. Der
herr lueß ein pott tün vnd vhrüffen offentlich, wer der
were, der da furgienge, der sollte dem hüt Keuerenß
tün vnd sich neygen, als ob der herr selbs persönlich
do were, vnd wellicher solichs über jader vnd das nit tätte,
den wolt er straffen vnd schwarlichen büßen; vnd sollte
auch der knecht daruff warten vnd im solich leyden ze.

Von Wilhelm Tellen, dem frommen Landt-
mann, der sinem aigen kind ain öpfel müß
ab dem haupt schiessen, vnd wie es im
ergienge.

Nun was ein redlicher mann im lande, der hieß Wil-
helm Tell, der hat auch heymlichen zü dem Stöfacher
vnd siner gesellschaft geschworen. Der selbig gieng nun
etwa diß vnd wenig mal für den hüt vff vnd nider, vnd
wolt dem steden vnd hüt nit neigen. Der knecht, der
des hüt verwartet, der verflagt Wilhelm Tellen vor sinem
herren. Do der herr solichs vernam, für er zü vnd be-
schiedt den Tellen für inn, vnd fragt inn freunlichen,
warumb er sinen gepotten nit gehorham were, dem steden
vnd dem hüt neigte, als er gepotten het. Der Tell ant-
wurt vnd sprach: „Lieber herr, es ist angefarde besche-
den, han auch nit gewußt, das uwer gnad solichs so hoch
achten oder fassen solte; were ich wüßig, so hieß ich an-
ders, dann der Tell. Darum, gnediger herr, so söllent
ir mirs verziehen vnd miner torheit zü rechnen.“ Nun
was der Tell gar eyn güter schüz, als man inn im
lande hena fünden möcht, hatt auch darzū hubische kind,
die im lieb waren. Der herr, der von böser natur was,
schiedt heimlichen nach des Tellen kynde, vnd do sy fomen
waren, fragt der herr den Tellen, ob die kind syne, vnd
welliches inn das aller liepst wäre. Antwortt der Tell:
„Ja, gnediger herr, sy sind alle myn, vnd synd mir
auch alle glich lieb.“ Do sprach der herr: „Nun, Wil-
helm, du bist ein güter schüz, vnd findt man im lande
nit diß glichen: nun wirst du dich hez vor mir beweren,
wie ein güter schüz du syest. Dann du wirst diner kynden
eyn ein öpfel ab dem houbt schiessen. Tust du das,
so wil ich dich für einen güten schützen halten!“ Der
güt Tell erschrad vnd begert gnaden, hatt den herren,
das er im solichs erliesse, denn es were vnnatürlich; was
er inn lust hieß, woltte er gern tün. Der Wilhelm
Tell rette, was er woltte, er zwang inn mit synen knech-
ten, das er dem kind den öpfel müß ab dem houbt schiessen,
vnd leyt der herr den öpfel dem kinde selbs vff sin houbt.
Nun sach der Tell wol, das er beherret was an dem
ende, müß dün, was der herr wolt. Er nam ein pfl
vnd staet den selben hinden in syn göller; den andren
nam er in sin hande vnd spannet domit sin armbrest vff,
bat gott vnd sin würdige mütter, das sy im glück geben,
vnd im sin kinde behüten woltten, vnd schoß damit dem
kynde on allen schaden den öpfel ab dem houbt. Do das
beschach, do gefiel es dem herren wol vnd lopt inn, wie
das er ein güter schüz wär; doch sprach er züm Tellen:
„Du wüßst mir eyns sagen!“ vnd fragt inn, was das be-
dütte, das er den ersten pfl binden in das göller gehei-
sen. Der Tell hette die sach gern züm besten verantwortt
vnd sprach also, es were der schutzen gewonheit. Der
herr ließ aber nitt ab, er wolt ye wissen, was meinung
er darinne hebet het. Der Tell forcht im vnd besorgt,
die wil er doch also überheret was, vnd niemang siner
gesellen sach, die im zü hilff möchten kommen, seitte er
im müß furen, dann wie vor. Vnd als der herre, der

dann voller bösen listen waz, das merckt, verstuñd er glich
des Tellen sorg vnd sprach: „Lieber Tell, sag mir nun
frölich die warheit, warumb du den pfl inn das göller
geschossen habest; ich wyl dich dynes lebens sickeren vnd
dich nit töten.“ Da sprach Wilhelm Tell: „Nun wol
an, sydmalen ir mich mines lebens geschiet habent, so
wil ich uch die warheit sagen!“ vnd steng an vnd sprach:
„Ich han es darumb tan, hette ich des öpfels gefelt vnd
myn kinde geschossen, so woltte ich uch selbs oder der
uweren etlich nit gefelt, sündern inn mit dem pfl, so ich
im göller hatt, ze tobe erschossen han!“ Do der herr das
vernarn, er sprach: „Nun, wolhin! Es ist war, ich han
dir zü geseht, ich wölle dich nit töten, die wil vnd ich
aber verstan dinen bösen willen, das du mir min leben
wolttest genomen han, so wil ich für das hin sicker vor
dir sin, vnd wil dich an ein ende leggen, das du weder
sunn noch mon niemer mer sehen solt!“ ließ in fachen
vnd hert binden, vnd leitent in die knecht also gebunden
in einen nauwen ober schifflin vff das hinder gepiet, vnd
leitent sinen schiez züg zü im, stieffent an, vnd wolt-
tend widerumb faren gen Swiz. Do sie also furent biß
an Aren hin vff, do besam inen ein sömlicher großer
grusamlicher vnd starker winde, das der herr vnd die
knecht vermeinten, sy müsten ertrinken vnd schantlich
verderben. An dem so sprach einer vnder ynen: „Herr,
sehent ir nit, wie es gait? Tünd so wol vnd heiffent den
Tellen vff binden; er ist ein starker mechtiger man vnd
kan wol faren, vnd verstat sich vff das weiter: beiffent
ime, das er vns von ihnen helffe.“ Do rüft der herr
dem Tellen vnd sprach zü im: „Wiltu vns helfen vnd
din beses tün, das wir von ihnen fommen, so wil ich
dich heiffen vff binden.“ Da sprach der Tell: „Ja, ge-
nediger herr, ich wil es gern thün vnd getruwen, vns mit
der gotts hilff wol hinnen ze heiffen.“ Also ward er vff-
gebunden, vnd stünd an die stüre vnd für redlich da hyn;
doch so lügt er allwegen vff sinen vorteil vnd vff sinen
schießzüge, der nach by im an dem pieten lag. Do der
Tell kam gegen einer grossen blatten, die man syd bar
allerwegen genempt hatt des Tellen blatten, vnd noch hut
by tag also nennet, do in bedücht, das es zit wär vnd
wol entrinnen möcht, do rüft er sy mit frölicher stymm
alle an, vnd sprach, das sy alle vast zügent, biß das sy
für die blatten käment, dann wan sy bar für käment, so
bettent sy das böst überwunden. Also zügent sy alle vast
vnd do sy der blatten nahent, das in bucht, das er wol
daruff springen möcht, do schwang er mit gewalt, als er
dan ein mechtig stark man was, den Nauwen ober das
schifflin binden zü der blatten, vnd nam syn schiez zug,
der nach by im an piett lag, vnd sprang vff dem Nau-
wen vff die blatten, stieß den Nauwen von im vnd ließ
sy also schweben vnd schwanden vff dem See, vnd luff
burch Swiz vff schatten halb, biß das er kam gdn Auß-
nach in die helen gassen. Da was er vor dem herren
dar kommen, vnd wartet sin da selbs; vnd als er kam
mit synen dieneren ryten, do stünd er hinder eynem po-
schen stuben, vnd hört allerley anjchlegen, so uber inn
giengen. Er syhen sin armbrest vff, schoß eyn pfl in
berren, vnd schoß inn ze tobe, vnd luff wider hinder sich
hin über die berg gen Wry. Da fand er syn gesellen
vnd seht inen, wie es ergangen was ze.

Der Weistunig.

Wie der Iheuerdant, so enthält auch der „Weiß-
tunig“ die Geschichte des Kaisers Maximilian
und ist, wie jener, von dem Kaiser angelegt und
zum Tbell abgefaßt worden. „Diß rucht“, sagt der
Vorbericht, „ist nun allein ain Waterj vnd ain
vnvollkommenlich werck, vnd nichts anders, dann
ain gestalt, die Jme der kaiser Maximilian u. s. w.
in dem XV. vnd XIII. Jar fürbereit hat, daraus
mit liebtlicher wolsprenghung der teutschen sprach,
Mit Rechter ordnung der menschenvernunft vnd mit

aller seiner notturfstigen Zugehörungen der kuniglichen warhait ain vollkummenlich werck zu machen; und in der Schlusßschriß, welche an Maximilian selbst gerichtet ist, heist es: „Nach Ewr kaiserlich Mayestät Ernstlich beuelch, muntlich anzeigen und schriftlich Vnderricht Mir Marxen Treusaurwein von Erntreich gethan, hab ich diß buch, genant der Weiß kunig, mit schriß und gemel in ordnung gebracht, als vil Ewr kaiserliche Mayestät mir darinnen geoffenbart hat vnd mir wissend gweist ist.“ Es kann demnach kein Zweifel sein, wer der ursprünghliche Verfasser des Buchs ist. Doch konnte der Kaiser wegen überhäufeter Geschäfte nicht die letzte Hand daran legen, und er übergab daher seinem vertrauten Sekretär Marx Treusaurwein alle dazugehörigen Manuscripte, damit er dieselben ordnen und das Ganze vollenden möge. Doch war dies bei der eigentümlichen geheimnißvollen Darstellung, der Unordnung, in welche die Aufsätze gerathen waren, nicht eben leicht, da selbst der Kaiser nicht immer gehörige Auskunft geben konnte; und da dieser unterdessen starb, so blieb das Ganze unvollendet.

Da der Weißkunig die von ihm selbst aufgezeichnete Geschichte Maximilians erzählt, so hat das Buch hohen historischen Werth und verdient wohl deshalb nähere Prüfung und Erläuterung; als Kunstwerk hat es dagegen keine Bedeutung. Abgesehen von der allegorischen Weise, in welcher nicht die Begebenheiten, aber doch die Personen eingeführt werden*), ist die Darstellung sehr ungleich; selten oder nie aber erhebt sie sich zu höherer Vollendung, und die Begebenheiten sind in rein chronologischer Ordnung an einander gereiht, so weit es wenigstens bei der erwähnten Unordnung der Papiere und häufigen Dunkelheit des Inhalts geschehen konnte. Das Ganze zerfällt in drei Theile, von denen der erste die Heirath und Krönung Friedrichs III. erzählt, der zweite die Erziehungsgeschichte Maximilians bis zu seiner Vermählung und der dritte endlich dessen Kriege und sonstige politische Thätigkeit berichtet. Am interessantesten ist der zweite Theil, weil er uns mit den Bestrebungen Maximilians in seiner Jugend bekannt macht, und uns zugleich ein Bild von dem Umfange der damaligen Bildung gibt; dagegen ist der dritte Theil wegen der äußerst trockenen Erzählungen der Begebenheiten ganz unerquicklich und zudem wohl nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da die Thaten Maximilians in gewiß zu hellem Lichte geschildert und nicht mit der einem Geschichtschreiber geziemenden Unbefangenheit und Unparteilichkeit erzählt werden: überhaup macht das zu häufig wiederholte und in übermäßiger Weise ausgesprochene Lob des Kaisers selbst auf den keinen guten Eindruck, welcher dessen große Eigenschaften anerkennt und bewundert.

Wie der Jung Weiß kunig kunstlich was mit der Artalerch.

Der Jung weiß kunig hat auch in seiner Jugend grossen lust, begier vnd neygung zu allem geschuß vnd was zu dem geschuß gehört, als Swebel, Saliter vnd anders,

*) Alle haben Namen, die zum Theil von den Farben und andern Kennzeichen der Wapen entnommen sind; so ist unter dem „rothen König“, der König von England, unter dem „blauen“ der von Frankreich zu verstehen. Nur Friedrich III. heist von seiner Weisheit der „alt weisse König“, und sein Sohn Maximilian aus demselben Grunde der „Jung weiß Kunig“.

vnd sehet vil gedänckt auf das geschuß; vnd wo Er in seiner Jugend in gehaim über das geschuß komen mocht, so sieng Er mit Ime selbs vermassen ain schiessen vnd ain arbeiten an, das man Inn zu seht verpuetn muhet, damit Ime von dem geschuß kain schad beschähe. Vnd solich lieb vnd naigung, so Er in seiner Jugend zu dem geschuß het, belib Ime alwegen in seinem herzen; vnd als Er in die Regierung vnd zu seinem Nechten Alter kam, da richtet Er in seinen kunigreichen vil grosse Zewahner auf zu seiner krieg notturfst, vnd erdacht wunderperlich Newe geschuß, die Ich Nun zum tail anzeigen wil. Nemblich Er hat mechtige grosse hauptstück giesen lassen mit ainer Newen kunst in den puluerstücken: Etliche hauptstück haben Stain vnd Eisen, Etliche haben nichts anders dann Eisen von vil jenten geschossen. Er hat auch ain besonder geschuß in verporner kunst vnd gelicher grös giesen lassen, vnd hat dieselben puchsen genant die Scharfen Mügen: die haben auch nichts anders dann Eisen geschossen, vnd kain Maur hat vor demselben geschuß besteen mugen; vnd wo Er mit krieg in ain vcinde land zogen ist, hat er dasselb geschuß fur ain Slos ober Stat geleget: die hat Er in kurn tagen vnd nemlich in etlichen stunden mit Sturm geschossen. Er hat auch ain andrer New mitmässig geschuß erdacht vnd giesen lassen vnd genant Nachtigal, Singerin vnd Dorntal; vnd haben auch nichts anders geschossen, dann Eisen. Dasselb geschuß hat Er auch mit Ime gesuert in alle krieg vnd streit; vnd welchem dasselb geschuß ist kumen fur sein haus, dem haben Er gesungen also ain grausamlich gesang, Das kainer demselben gesang widerstehen bat mugen. Vnd er bat segleichem geschuß zu seiner maß vnd zu mer wurdung seiner New erdachten kunst ainen besondern vnd Newen form geben lassn. Mer bat Er ain besonder hainlich geschuß erdacht, das Eysen stanngen geschossen vnd vil schaden in den streiten vnder dem veld gethan bat; Aber dasselb geschuß bat Er mit offenbaren wellen lassen. Derer bat Er erfunden vnd gang Eysen yurn schmiden vnd in das gang Eysen den vor poren lassen. Dieselben Eysen yurn haben die andern Eysen yurn, die auf den kern geschmidt sein worden, wie dann noch der gebrauch ist, weit vbertroffen; vnd aus etlichen vrsachen bat er dieselb New kunst nit vollkummenlich eröffnen wellen. Diser weiß kunig hat die yurn, genant die fertannen, die vor zeiten mit grosser Mue auf dem Getrich mit ansegen geschossen sein worden Auf wägen mit Reter vermassen zurichten lassen, Das man dieselben fertannen auf denselben wägen abgeschossen vnd daru barauf vber lannb gesuert bat. Insonderbait het Ich vil zuschreiben von dem seurschiessen vnd von dem seurwerck vnd von dem klainen haqschuß, die Er von Newem erdacht bat; Aber besser ist, Ich las daßelb vnderwegen, Nemblich aus der vrsach, so der kunig selbs die selben kunst verporgen bat, warum wolt Ich dauen melvung thun? Vnd ain jeder mag mir in warhait glauben, das Ich von seinem Newen geschuß nit den hunderttail tail beschreib. Daru so were Es nit guet, das seliche beschriben solt sein, Als er dann selbs nit bat haben wellen. Das nym Ich aus dem, das Er dieselbn kunst selbs widerumb in gehaim vnd mit stillweigen abgethan bat in der vorcht Gotes vnd zu seligkeit seiner seel bail. Diser kunig bat auch durch sein aigen ancken in seinem kunigreich ain perckwerch von Swebel Erbebt, auch daru ain besondere Newe kunst erfunden, mit dem gewär vne sieben des Saliters. Er hat auch zu ainem Jedem geschuß besonder purenpulver machen lassen, das den purenmaistern verporgen gewest ist. Der Jung weiß kunig bat auch in dem schiessen mit grossem vnd klainem geschuß alle purenmaister vbertroffen, vnd wil hierinnen lauter anzeigen, aus was vrsach. Es ist wissend, das ain jeder purenmaister mit dem grossen geschuß mit dem quatranbe schuß: das hat diser kunig nit gethan; sonder wann Er mit seinem geschuß vor ainer Stat oder vor ainem Sloss gelegen ist, vnd das die purenmaister nit wol geschossn haben, ist Er selbs zu dem geschuß gangan vnd bat ain vnde puchß besonner gericht, vnd seinen

quatrand, sunder Nur ain vergeben hölzl geprauch, vnd alle schuß getroffen, Warauf Er das geschuß gericht hat. Wier er so hat Er oftmalen zu ainem gesagt, Er sol Nicht ain hauptstuch bey dem tag auf ain zil, so welle Er ain ander hauptstuch bey der nacht auch auf dasselb zil richten, so Er das zil nit sach, vnd welle neher zu demselben zil schiessen, dann Er. Das hat Er auch ablegen gethan vnd dwert. Dife zwo kunst sein allen purenmaistern verpergen gwest. Er hat auch mechtige groffe zewgbeuwer in seinen kunigreichn gehabt mit hauptgeschuß, kriegßgeschuß, hauggeschuß vnd allerlay kriegswaffen vnd mit genugsamer zugehörung, das Ich ober ander nit beschreiben mugen. Dann Er hat alle kunig damit vbertröffen. Ich hab nit bedurffen wagen, das Ich die zall seins geschuß hier Inn het beschreiben, von wegen der groffen Angal vnd aller feiner zugehörung, die Er gehabt hat; Aber ain Jeder Ermeß selbs: alle kunig haben seins groffen gueten geschuß vnd freitpern volcks halben auf Ime sorg tragen. Wie wunderperlichen vifer kunig gwest ist! Wud alle seine krieg hat Er allain gefuert in gerechtigkeit. Er ist gewesen der freitperst, der gerechtigt vnd vurmbergigt. Es möcht ainer gedenden, Ich het in dem zu vil geschrieben: Nun sol man dife meine schrift nit darfur achten; frag ainer die geleerten darumb, so die history lesen.

III. Didaktische Prosa.

Zwar hatten schon seit dem 12. Jahrh. die reformatorischen Bestrebungen der Waldenser und anderer legerischen Secten Eingang in Deutschland gefunden, namentlich in Straßburg und Köln große Verbreitung gewonnen; doch konnte das Streben, sich von dem drückenden, vor Allem für Deutschland so verderblichen Joche der kirchlichen Herrschaft zu befreien, erst dann Kraft und Erfolg gewinnen, als sich auch im Staatsleben das demokratische Element siegreich entwickelte. Daher finden wir auch gerade in denjenigen Städten, welche im Kampfe mit Fürsten, Adel und Bischöfen nach politischer Freiheit rangen und diese auch mehr oder weniger entschieden erwarben, ein immer stärkeres Hervortreten legerischer, oder, wenn man lieber will, reformatorischer Bestrebungen. Dieselben wurden ganz insbesondere durch diejenigen religiösen Orden unterstützt, welche zur Verfolgung und Vernichtung der Ketzereien gegründet worden waren, welche aber, dem Volke näher stehend, als die andern, durch Gesetzmäßigkeit, Reichtum oder Zusammenhang mit dem Adel von ihm strenger abgeschlossenen religiösen Körperschaften, von dessen Bestrebungen nach politischer Freiheit ergriffen wurden, und diese auch auf das kirchliche Gebiet übertrugen. Und so sieht man gerade zu der Zeit, wo die Dominikaner am grausamsten gegen die Ketter wütheten und halb Europa mit ihren Scheiterhaufen in Schrecken setzten, aus ihrem Schooße Männer hervorgehen, welche, wie Hieronymus Savonarola in Italien, die politische und kirchliche Freiheit verkündeten. Allerdings hatten die Franciskaner, welche im 13. Jahrhundert dem Volke sich näher angeschlossen, und durch Predigten auf dessen sittliche und kirchliche Bildung in so ausgezeichnete Weise wirkten (S. 563, 569), sich äußerlich streng an die Kirche gehalten, ja Berchtold hatte sogar ausdrücklich gegen die von ihr verdammten Ketter gepredigt; wir haben aber gesehen, daß er auch manche Ansichten vortrug, welche mit den rein kirchlichen Glaubenssätzen in offenbarem Widerspruch standen, wodurch manches Gemüth zum Nachdenken und wohl auch zum schroffern Gegensatz getrieben worden sein mag. In viel entschiedenerer

Weise, als die Franciskaner im 13., traten im 14. Jahrh. die Dominikaner der Kirche entgegen, welche die unglückliche Zeit, da die Menschen durch Pest, Wassers- und Hungersnoth so fürchterlich heimgesucht waren (S. 582), benutzten, um die jedem Eindruck empfänglichen Gemüther von dem Aeußerlichen auf das Innere zu leiten und sie für ihre religiösen Ansichten zu gewinnen; so als einer der ersten Tauler, so mit und nach ihm alle diejenigen, welche man unter dem Namen Mystiker begreift und zum weitaus größten Theile dem Dominikanerorden angehört. Ohne, wie Eckart und die sogenannten Brüder des freien Geistes, mit dem biblischen Christenthume ganz in Widerspruch zu gerathen, und dasselbe, wie jene, in einen zum Theil poetischen, zum Theil aber auch trostlosen Pantheismus umzusetzen, entwickelten sie doch solche Ansichten, welche mit jenen eine gewisse Verwandtschaft hatten und sie von der Kirche entfernen mußten. Sie hielten die biblischen Geschichten für bloße Symbole, erwarteten die Gottähnlichkeit nicht von der Gnade Gottes, sondern von der innern Kraft des Menschen selbst, und suchten, in der Verläugnung der Persönlichkeit zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, weshalb sie sich denn der dunklen Ueberschwänglichkeit des Gefühls hingaben und Manche derselben im Gedanken an die Möglichkeit einer ewigen Vereinigung mit Gott so sehr überreizten, daß sie sogar in Verzüggungen fielen und Visionen zu haben wähnten. Sie nannten sich selbst Gotteskinder; ihr offenkundiger Zweck war, die Kirche, von der sie sich keineswegs trennen wollten, auf ihre reinste Form zurückzuführen; auch waren nur Geistliche, Priester, Mönche, Nonnen ihre Häupter. Jedoch standen sie mit einer andern Secte, die sich ebenfalls die Gemeinschaft der Gottesfreunde nannte, aus der Secte der Waldenser hervorgegangen war, und sich der Kirche vollständig entgegengesetzte, in genauer Verbindung, und sie scheinen sogar manche bedeutende Führer derselben als ihre eigenen Leiter anerkannt zu haben.

Da die Mystiker, wenn auch nicht mit der Kirche an sich, doch jedenfalls mit ihrer damaligen Gestalt in Widerspruch standen, und sie nach einer Veredlung derselben trachteten, die sie von der hohen Geistlichkeit nicht erwarten durften, wandten sie sich mit ihren Ansichten und Lehren an das Volk, auf welches sie, wie durch Predigten, so auch durch religiöse Abhandlungen und Erbauungsschriften aller Art zu wirken suchten; sie mußten sich daher, wie früher Berchtold, bei ihren Vorträgen der Sprache des Volks bedienen; doch wurde dieselbe durch die Nothwendigkeit, die tiefsten Gedanken darzustellen, eben so sehr gehoben, als bereichert. Es können die Dominikaner daher als die eigentlichen Begründer der didaktischen Prosa betrachtet werden (war ja auch Eckhart ein Mitglied dieses Ordens, s. o. S. 579), da sie es zuerst versuchten, die deutsche Sprache zur Darstellung von abstrakten Gedankenreihen zu gebrauchen und darin sowohl große Selbstständigkeit als bewundernswürdige Meisterschaft erreichten. Unter denselben sind besonders Joh. Tauler, Heinrich von Nördlingen, Heinrich Suso, Otto von Passau und der Verfasser der „deutschen Theologie“ im Nachfolgenden einer nähern Betrachtung zu unterwerfen.

Nicht ohne Einfluß auf religiöse Bildung sowohl, als auf die Entwicklung der Sprache blieben auch

die Versuche, die Bibel in die deutsche Sprache zu übertragen, obgleich keine einzige Uebersetzung von solcher Bedeutung war, daß sie sich allgemeine Gestaltung hätte erwerben können. Der erste Versuch, die gesammten Bücher der heiligen Schrift in die Muttersprache zu übertragen, fällt noch in die letzten Jahre des vorigen Zeitraums; der Uebersetzer war Matthias von Beheim, ein Mönch in Halle (1343); im 15. Jahrh. wurden durch die reformatorischen Bestrebungen und die regere Theilnahme des Volke an den religiösen Fragen mehrere Uebersetzungen hervorgerufen, und Drucke solcher erscheinen schon seit 1466, unter welchen der von Koburger in Nürnberg (1483) durch seine Holzschnitte und schöne Ausstattung am berühmtesten geworden ist.

Im Allgemeinen blieb die lateinische Sprache für die wissenschaftlichen Gegenstände nicht theologischer Natur (und auch solche wurden mit Ausnahme der Schriften der Mystiker meistens lateinisch abgefaßt), vorherrschendes Darstellungsmittel; doch finden sich auch mehrere zum Theil treffliche Versuche, andere nicht rein theologische Gegenstände in deutscher Sprache abzuhandeln, besonders solche, welche in das Gebiet der Moralphilosophie gehören, unter welchen die Schriften Albrechts von Eyb vor allen übrigen auszuzeichnen sind; auch die später angefügten moralischen Glossen zu den „*Thaten der Römer*“ (f. v. S. 745) gehören hieher. Ferner ist eine nicht geringe Anzahl von Werken zu erwähnen, welche die Naturgeschichte behandeln, sei es ganz, wie das „*Buch der Natur*“ von Konrad von Wengenberch oder in einzelnen Theilen, wie die ziemlich häufigen „*Kräuterbücher*“, welche jedoch auch, wie Konrads Werk, medicinischer Natur waren. Hieher gehören auch die „*Kalender*“ des Magister Johannes von Künigsberg, in welchen astronomische Beobachtungen mit astrologischen Verirrungen bunt durch einander gemengt sind, Leonhard Keynmanns „*Wetterbüchlein*“ (Mugsb. 1511) und ein merkwürdiger „*Nativitätskalender*“ von einem unbekannten Verfasser*). Endlich wurden auch die im vorigen Zeitraum so glücklich begonnenen Aufzeichnungen der Naturverhältnisse in dem vorliegenden fortgesetzt, wobei meistens auf den Grund der früheren Werke dieser Art weiter gebaut wurde, ohne daß dieselben jedoch weiter an innerer, noch an äußerer Bedeutsamkeit erreicht wurden. Außer zahlreichen Aufzeichnungen von „*Weisthümern*“, „*Schöffennurtheilen*“, „*Urbarchüchern*“, „*Urkunden*“ aller Art wurden auch viele Stadtrechte theils erneuert, theils erst abgefaßt. Die älteste Anweisung zur schriftlichen Darstellung (Niclas von Wyle hatte schon die Absicht, ein solches Werk abzufassen, scheint jedoch dieselbe nicht ausgeführt zu haben), besonders aber zur Abfassung von gerichtlichen Schriften, von Geschäftsaufsätzen für

*) Der geretimte Titel dieses im J. 1513 zu Nürnberg gedruckten Buchs lautet:

„Welcher well sein seyn vnd leben
Kurfürsten vnd bewaren eben,
Auch allem vnglück entinnen,
Substanz, hob vnd gut gewonnen,
Glori, lob vnd Er erlauffen,
Der solle diß buchlin lauffen:
Das weiset in die rechte straz
Zu glück vnd heul on vnderlaß
Nach naigung vnd einfluß der stern,
Was nützlich ist seyn, gut vnd ern.“

das öffentliche und bürgerliche Leben ist „*Der Spiegel der wahren Rhetorik*“ (Freiburg 1493 u. öfter) von Friedrich Kiederer, welchem sich die von Seb. Brant herausgegebenen unter dem Titel: „*Laientpiegel*“ und „*Kichtertlicher Klappspiegel*“ mit rein juristischer Haltung anschließen.

Johannes Tauler.

Mit Johannes Tauler beginnt die Reihe der Mystiker, welche durch Eckhart mit der vorigen Periode zusammenhängen und durch den Verfasser der deutschen Theologie, welche Luther herausgab, mit dem nachfolgenden Zeitraum zusammenhängen, wie sie denn durch ihren oben angedeuteten, wenn auch nicht offenen Widerspruch gegen die römische Kirche auch ihrerseits die Reformation begründen halfen. Von Taulers Heimat und Geburtsjahr haben wir keine ganz sicheren Nachrichten, nur ist es wahrscheinlich, daß er im J. 1290 zu Straßburg geboren wurde. Doch scheint er schon früh nach Köln gezogen zu sein, wo er in den Dominikanerorden trat und Eckharts Schüler wurde, dessen Ansichten er jedoch nicht in ihrem ganzen Umfange annahm, indem er vor deren letzten Folgerung, dem Pantheismus, zurücktauderte. Im J. 1340, da er schon hohen Ruf erworben hatte, wurde er von Nicolaus von Basel, dem geheimen Oberhaupt der Gottesfreunde, einem Laien, belehrt, daß er in seinen Predigten den rechten Weg verfehle, da er nur sich selbst suche, nicht aber nach jener höchsten innern Beschaulichkeit strebe, welche allein zu Gott führen könne. Die großartige Erscheinung jenes Mannes machte auf Tauler solchen Eindruck, daß er sich zwei volle Jahre des Predigens enthielt, nach dieser Zeit aber, in welcher er sich ganz der Leitung jenes Nicolaus überließ, trat er wieder auf und predigte im Geiste seines neuen Meisters mit noch viel größerem Beifall, als früher, weil er nun auch praktischer und volkstümlicher zu reden und selbst die tiefsten Gedanken in klarer, durchsichtiger Sprache darzustellen verstand. Die Geschichte seiner „*Wiedergeburt*“ ist in einem Vorbericht zu den ältern Ausgaben seiner Predigten in einer eben so schönen als gläubigen und treuerzigen Sprache in wahrhaft rührender Weise erzählt. Seitdem galt nun Tauler als Oberhaupt der Gottesfreunde, die in ihm ihren gottbegeisterten Meister verehrten. Von Köln zog Tauler nach Straßburg, wo er nach einer Reihe von Jahren als Prediger und geistlicher Führer wirkte und im J. 1361 (16. Juni) starb. Tauler hatte sich sowohl durch die hohe Sittlichkeit seines Lebens, als durch die eindringliche Kraft seiner Predigten einen solchen Ruf erworben, daß man nach seinem Tode von Wundern erzählte, die bei seinem Grabe geschehen sein sollten. Die Entschiedenheit aber, mit welcher er auf dem eingeschlagenen Weg nach der Wahrheit strebte, wobei er sich freilich in manchen wesentlichen Punkten von der Kirche und ihren Glaubenssätzen entfernte, zog ihm mancherlei Verfolgungen zu, wie er denn sogar vom Papste in den Bann gethan wurde. Aber gerade dieses sicherte ihm auch nach seinem Tode fortdauernde Wirksamkeit, und Luther, der seine Schriften unablässig studirte und sich aus denselben viel aneignete, verehrte in ihm Einen derjenigen, welche der Reformation wesentlich vorgearbeitet hatten.

Von seinen Predigten wird im folgenden Abschnitt die Rede sein; hier berühren wir nur seine didaktischen Schriften, deren er eine nicht kleine Zahl geschrieben hat. Die meisten derselben scheinen noch ungedruckt zu sein; die größte und wichtigste ist die von der „Nachfolge des armen Lebens Christi“, in welcher er, wie später Thomas a Kempis, Anweisung zu einem christlichen, gottgefälligen Wandel gibt. Taulers Schriften sind für die Entwicklung der Sprache von dem wesentlichsten und bleibendsten Einfluß gewesen. In seinen früheren ganz der mystischen Richtung und Ausdrucksweise seines Vorgängers Eckhart zugewandt, hat er in demselben Sinne gewirkt wie jener; später mehr einer populären Darstellung sich befleißend, hat er die Gewandtheit, Mannigfaltigkeit und Schärfe, so wie die bildliche Lebendigkeit des Ausdrucks zu bewahren, sie aber zugleich zur anschaulichsten Klarheit zu heben gewußt.

Vorrede zu der nachfolung des armen Lebens Christi.

Diz ist ein nütze und ein notdürftige minnecliche rede in allen vernunftigen tiutschen buochen und zuo eime inwendigen, lidigen, abe gescheiden, geistlichen lebende.

In der ewiger wisheit unsers herren Jesu Kristi sullent wizen alle, die diz buechelin lesent oder hœrent lesen, wie daz die nochgeschriben lere ganz luterre, einvaltige warheit si, so ist si doch gar sorglich allen den zuo lesende und zuo wizende, die ir selbes niut wilklichen zuo mole verzigen und gelozen hant, gegenwürtlichen und künstelichen, in einer sterbender üebunge irs bluotes und irs fleisches, irre sinne und irre vernunftiger werke, noch dem also siu son Gote und von sinen heimelichen friunden vermanet werdent und getriben werdent. Aber nuo richsenet vier groze bekorunge in der welte. Daz erste: uzewendig zuo wonende nach natürlicher wisheit der sinne, mit einer lewer unahtsamkeit alles indewendigen geistlichen ernstes, und uratsamkeit, und niut mit grozer indewendiger minne, Gotte on underloz zuo lebende wirlichen und gegenwertelichen, und an ime alleine blözlischen zuo hangende mit luterre einvaltiger meinunge und mit lüstlicher liplicher neigunge in sime allerliebsten willen, und darinne ston in habende und in darbende liplicher und geistlicher dinge.

Die ander bekorunge ist indewendig oder uzewendig offenborunge von lichten und formen und sprechende und visionen noch frönder ungewonlicher wisen; und wie doch ist, daz Got sinen friunden under wilen ettwaz worheit offenbart hie, und so ist doch dise wise niut balde zuo glouhende noch zuo getruwende, wanne des menschen geistlich nutz lit wenig dar an, wen manigvaltiger grozer geistlicher schade, und ouch liplicher begegent den menschen, die von disen wisen vil halten wellent.

Die dritte bekorunge ist ein groz vernunftig flögieren von warheit mit alleme underscheide uz zuo sprechende, aber mit indewendigen vernunftigen werken an zuo sehende, noch bewegunge und reizunge des grozen lustes natürliches liehtes, mit eime unbekentnisse sin selbes wol gevallen; und har zuo sint alle menschen von naturen geneiget; und dise bekorunge ist vil sorg-

lich eime ungestorbenen menschen, wan siu gebirt geistliche hochwart und ein betrogen leben und groz irrunge in eime geistlichen schine.

Die vierde bekorunge ist ein indewendige, itele, blinde lidekeit sunder würtlich minne und begerunge mit eime liplichen niedersitzende, scheidelichen widergeböget uf sich selber, entslaffen oder ein entsinken in ime selber, daz do geschicht eime anhebenden oder eime jungen menschen oder eime ungestorbenen menschen, sunderlichen also dise menschen zuo vil her zuo keren wellent, mit einre friiheit zuo vil da von halten wellent, und alle zit sich dar in gebent, als obe ez der fride und die gobe Gots si; und hie inne werdent siu swerlichen betrogen, wanne ez ist der naturen und des vigendes rat und würtket in in ein sorglich verleiten. Mer, der mensche, der disen bekorungen entfliehen wil und Gote erlichen und ime selber nützlichen leben nach diser nochgeschriben lere, der sol sich mit eime geordneten ernste uzewendig üeben on alle eigenschaft uf enkeinre wisen ze bliben, emzlischen bescheidenlichen warnemende des götlichen tribendes in ime; und die wisen und der marteren, die aller meist reizent uzewendig und indewendig zuo guoten werken und zuo göttlicher minnen, die ensol er niut balde obe lozen, bis daz siu selber abe vallent, wer noch denne, daz ime ein neherz gezöiget und bekant würde. Doch alle die wile daz der mensche under sinen vierzig joren ist, so ensol dekeine, indewendige noch uzewendige, zuo vil Friden noch lidekeit noch richsenen zuo ganzlichen getriuwen, wenne es ist noch danne vil vaste mit naturen vermüschet; und er sol sich me halten und lozen zuo der würtlicher minnen von innen und von uzen, und ouch in allez darben würtlicher minne und indewendiger ruowe, in seufmütiger demüetikeit sich selber do inne zuo lidende, also ez Got let vallen oder der mensche die üebunge der minnen ernstlichen gesuochet hat noch sime vermügende, so mag er deste sicherlicher sich liden und darben. Und daz alle menschen den geistlichen Friden und richeit niut balde sich dar in lazen süllent und ime getruwen süllent, daz bereret Sanctus Gregorius, do er sprach, daz die priester in der alten e, als siu fünfzig jor alt würdent, daz siu denne alrerst würdent hüeter des tempels; mer, die wile daz siu under fünfzig joren worent, do worent siu trager des tempels mit arbeitender üebunge. Mer, von welchem alter der mensche ist, der sinen indewendigen grunt mit ernste üebet mit einre einvaltiger luterre göttlicher meinunge in geordenter demüetiger blibender vorhiten, ist danne, daz ime der selbe underwilen entsinkt mit gebruchlicher minne in indewendigem Friden ruowende in verlornheit und in vergezenheit sin selbes, der empfahet unsprechenliche unbekante richeit in göttlicher vereinunge. Und zuo diser wisen und aller uzewendiger tugentlicher ordenunge sol alle vernunftige richeit ein zuodiende kneht sin, und gottliche heimelicheit sol unbekant bliben. Und diz sprach Sant Dionisius: „Laz alle sinneliche und vernunftige werg und stant unbekennende uf zuo der einnunge mit Gotte, die do ist über alle vernunft.“ Der sich alsus ordenlichen indewendig üebet, deme wurt dicke daz indewen-

dige tabernakel unbekantlichen gezöiget göttlicher einikeit inne wonende und ruowende; mer, gebrüchliche und göttliche schowende, dem ist nit zuo getruwende in allen menschen vor den fünfzig joren. Wer nu dise vor und nach geschriben lere verstan wil und Gotte erlichen und inne selber nützlischen leben, der sol sich mit innigem ernste und mit demüetiger üebunge und bettlen indewendeelichen zuo Gotte keren und bitten, daz im diz bekant werde noch siure notdurft in dem liebsten willen Gottes.

Des helfe uns die ewige wisheit, unser lieber herre Jesus Kristus. Amen!

Heinrich von Nördlingen.

War Tauler das Haupt und der Mittelpunkt der Gottesfreunde, zu dem sie wanderten, um sich in Glaubenssachen Rathes zu erbolen, so erscheint dagegen Heinrich, ein Priester aus der Reichsstadt Nördlingen (daher sein Beiname), als ihr wandernder Apostel. Er wurde im J. 1331 mit Tauler bekannt, den er in Basel antraf, wohin er aus seinem Vaterlande geflüchtet war, weil er, dem Bannfluche des Papstes gehorchend, den bayerischen Ludwig nicht anerkennen wollte und sich stets weigerte, Gottesdienst zu halten. Doch hielt er sich in Basel nicht lange auf, sondern setzte seine Wanderungen fort, kam bis Avignon, dem damaligen Sitze des Papstthums, und erst gegen 1348 wieder nach Basel, von welcher Zeit alle weiteren Nachrichten über ihn verschwinden. Der mystischen Richtung Taulers sich zuneigend, entwickelte er vornehmlich die gemüthliche und weiche Seite derselben, woher es auch kam, daß er vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte beliebt wurde, das er durch die Ländelei und das süßliche Spiel gewann, in welches seine kindliche Glaubensinnigkeit nur zu gern umschlug. Daher verkehrte er im Leben, wie in Briefen, vorzugsweise mit Frauen, am liebsten mit Nonnen, denen er allerlei durch einander schickte, „Ermahnungen, Fürbitten, mühsam verdeutschte Erbauungsbücher, Reliquien, Säulen, Zeug zu Kleidern und zierliche Messer“. Von seinen Briefen haben sich die an Margaretha Ebnerin, eine Klosterfrau zu Maria-Medingen bei Augsburg, erhalten, von der wir auch eine von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung besitzen. Diese Briefe, aus welchen wir ihn am besten kennen lernen, sind schon deswegen nennenswerth, weil sie zu den ersten Versuchen gehören, Briefe in deutscher Sprache zu schreiben.

An Margaretha Ebnerin.

Dir meinem aller liebsten in unserm heren enbüt ich, dein unwirdig frünt in Got, als das einigklich werke ze verstan und ze minnen, das Jesus Kristus din lieb in im, in siner muoter Marien, in allen sinen erwelten engel und menschen wirken ist.

Ich laz dich, min getruwes lieb in got wizen, das ich von gots guaden wol mag und gesunt bin, daz es mich guot dünkt; und wisz ouch, daz ich nach den osten kum von Costenz und kam zuo miner frouwen, der künigin von Ungern Agnes in dem closter Königs velde und schnof da nit. Dar nach kam ich gen Basel zuo minem und ouch dinem lieben getruwen vatter dem Tauler, der mit mir bi dir was und der half mir

mit ganzen truwen, als vil er maht. Do was ich lang, daz ich nit ein wesen fant nach minem willen; dar nach, do es Got wolt, do gab man mir herberg in dem spital ze Basel; do han ich gewalt ze predijen und hon alle tag gepredijet und etwan zwei malen au dem tag. Und do kumt daz best volk, das in Basel ist, von armen gotz kindern und von richen, von man und von frouwen, von pfaffen, minchen, pruoern, chorhern und gemeinen lüten, also daz si vor mettin kument und fahent stat mit grozen begirden, da von ich nit gesagen kan. Dizer schuoler, Hans Schuoster, unser lieber bot, der sache es wol; den laz dir wol enpfolhen sin, wan der kumet wider zuo mir, wan du und ouch ander min fründ wellent. So sprich ich ouch alle tag messe da ze den tuischen heren ze Basel: da han ich ein herren tisch, und die tetten mir, waz si mochten, daz si mich bi in gehaben sölten. Daz best volk, das in Basel ist, pichtet mir geren, mocht ichs nur gehören. Die besten heren und burger ze Basel, die erwurben mir, fierzig tag antlosz geben an den predijen, daz ich dar umb nit west. Wunderlich genad git Got dem volk ze mir und mir zuo in. Man büt mich an pfarr, capeln, pfründ und orden und vil dinges, daz vil ander fro weriut, also daz ich nit weiz, waz ich nemen sol.

Diz schrib ich dinem getruwen hertzen vor Got ane ruom, mer dar umb, daz du Got für mich dankest mit eime nūwen dienst und in bistest, daz sin ere an mir mit sinem willen vol bracht werd, und daz er mir kraft verliche und fürhin gebe, sin werk mit warhafter truw ze wirken bis in den tot, wann man muosz liden nit und haz. —

Got dank dir aller diner truwe, die du mir und miner muoter und allen den minen so gentzlich erzeiget, und laz dir enpfolhen sin min muoter, also daz du si tröstist mit dinen innerlichen briefen. Wær daz, daz der Baier vom lant fuer, so mocht ez sich füegen, ich gesach dich.

Ez begert ouch unser lieber vatter, der Tauler, und ander gotz frünt, daz du uns in der gemein etwaz schribest, waz dir din lieb Jhesus geb, und sunderlichen von dem wesen der Kristenheit und siner frünt, die dar und vil lident. Hie tzuo tuo, waz dir Got gebiet.

Heinrich Suso.

Heinrich, der sich von seiner Mutter, einer gebornen Susse (latinisirend Suso) nannte, welche einen ganz besonderen Einfluß auf seine geistige und religiöse Entwicklung gehabt hatte, stammte aus dem edeln Geschlechte derer vom Berg im Hegau. Er wurde gegen das Jahr 1300 (am 21. März) zu Konstanz geboren. Seine erste Erziehung leitete seine fromme Mutter; in seinem 18. Jahre trat er in den Dominikanerorden, ward aber schon bald darauf von den Vorstehern seines Klosters nach Köln verwiesen, wo er ein eifriger Schüler Eckharts wurde und mit Tauler in enge Verbindung trat. Auch er führte, wie Heinrich von Nördlingen, ein wanderndes Leben, überall predigend und lebend, was ihm bei seinem frommen Eifer, der keine weltlichen Rücksichten kannte, vielerlei Verfolgungen zu-

zog, die er stets mit freudigem Muthe erbuldete. Gegen das Ende seines Lebens verweilte er in Ulm, wo er im Jahr 1366 starb. Gleich Tauler wurde auch er nach seinem Tode wie ein Heiliger verehrt; und wie lange sein Andenken in der Nachwelt lebte, beweist die Sage, daß 248 Jahre nach seinem Tode sein Leichnam sammt den Ordenskleidern unverfehrt gefunden worden sei und einen lieblichen Geruch von sich gegeben habe. Seine Zelle wird jetzt noch in Ulm gezeigt.

Heinrich der Seuse, ein Mystiker im edelsten Sinne des Worts, hatte bei großer Aehnlichkeit mit Heinrich von Nördlingen einen männlichen Sinn, der ihn vor dessen sentimentaler Abirung schützte. Mit großer Kraft der Phantasie begabt, behandelt er die religiösen Fragen, die sein ganzes Wesen und Leben in Anspruch nehmen, mit dichterischem Schwung, wodurch seine Vorträge und Schriften den gewaltigsten Eindruck auf Zuhörer und Leser machten, die von seiner blühenden, bilderreichen Darstellung hingerissen wurden. Unter seinen Schriften sind sein „Leben“ und das „Büchlein von der ewigen Weisheit“ auszuzeichnen, in welchem er seine Ansichten über religiöse Dinge darlegt und auf deren Grundlage zu einem christlichen, tugendhaften Wandel ermahnt, so daß auch hier, wie in Taulers „Nachfolge“, die praktische Deutbarkeit vorwiegt. Es ist in Form von Unterredungen zwischen der ewigen Weisheit, d. h. Christus und dem Diener oder, wie er auch in einer Handschrift heißt, dem Jünger abgefaßt. Der Seuse stand ebenfalls in häufigem Briefwechsel mit den Gottesfreunden; seine Briefe wurden von einer „geistlichen Tochter“ gesammelt und von ihm später durchgesehen, mit Rücksicht auf allgemeineren Gebrauch abgekürzt und nach Bedürfnis umgestaltet, auf daß „das kurze Büchlein eine Unterhaltung und Ergötzlichkeit gebe und eine Leichterung einem abgesehenen Gemüthe“.

Aus dem Büchlein von der ewigen Weisheit.

Das dritte, warumb ez Got sinen friunden also recht übel gestatet in zit:

Der diener: Herr, so ist ein dinge in meinem herzen: getörst ich daz ze dir gesprechen! Ach, süesser herr, wan getörst ich nu mit dinem uloup mit dir disputieren, als der heilig Jeremias! Zarter herr, nu zörn nit, und her ez gedultlich! Herr, siu sprechent also, wie inneklich süesse din minne und din friuntshaft si, so last du sie doch dinen friunden understunden gar sur werden mit mengem bitterlichen lidenne, daz du in zuo sendest von verschmehede von aller der welt, und von menger widerwertikeit beidiu uswendig und inwendig. So ein mensche doch erest getritet in din friuntshaft, so ist der ereste tritt darnach, daz er sich bereite und beweglich setze uf liden. Herr, durch dine güeti, waz mugen siu süessekeit hier inne han? ald wie mahstu ez alles erliden an dinen friunden? oder geruochest du es nit zewissenne?

Entwürt der ewigen wisheit: Alz mich min vatter minnet, also minne ich mine friunde. Ich tuon minen friunden nu, alz ich in han getan von anengege der welte bis an disen hütigen tag.

Der diener: Herr, daz ist, daz man da klagt; und darumb so sprechent siu, daz du so wenig friunden hast, wan du es in so gar übel in

diser welt gestatet. Herr, darumb ist ir ouch al, so siu din friuntshaft erwerbet, und siu in lidenne beweret son werden, daz siu dir ab gant. Owe und daz ich mit herzklichem leid und mit bitterlichen trehen minez herzen muoz sprechen, daz siu denn wider hinder sich gant, uf daz siu gelassen durch dich hatten. Herr mine, waz sprichest du hier zuo?

Entwürt der ewigen wisheit: Disiu klag ist dero menschen, diu krankes gelouben sint und kleiner werke, lawes lebens und ungeveptes geistes. Aber du geminnestu wol uf mit dinem muote usser dem horwe und der tiefen lachen liplicher wollust; entsluss din inren sinne; tuo uf dinu geistlichen ougen und luog. Nim eben war, waz du bist, wa du bist und war du hoerest; sich, so maht du grifen, daz ich minen friunden daz aller minneklichste tuon. Du bist nach dinem natürlichen wesenne ein spiegel der gotheit; du bist ein bild der drivalteit und bist ein exemplar der ewikeit. Und als ich in minner ewigen ungewordenheit bin daz guot, daz da ist endeloz, also bist du nach diner begirde grundeloz; und als weinlig ein kleinex tröpheli erschlusset in der hohen tiefe des meres, als weinlig erschusse an der erfüllunge diner begirde alles, daz diu welt geleisten mag. So bist du in dem ellenuden iamortal, in dem liep mit leid, lachen mit weinenne, froed mit trurkeit vermischet ist, in dem ganze froed nie herz gewan. Wan es tringet und liuget, alz ich dir sagen wil; es geheisset vil und leistet weinlig; ez ist kurz, unestet und wandelber; hüt liebez vil, morn leides ein herz vol. Sich, daz ist dises zites spil.

Deutsche Theologie.

Zu den Gottesfreunden gehörte auch der Verfasser des Buchs, welches von Luther, der zuerst darauf aufmerksam machte und es herausgab, den Titel: „Eyn deutsch Theologia“ erhielt, während es in der Ueberschrift zur Vorrede „der Frankforter“ heißt, wahrscheinlich mit Bezeichnung darauf, daß der Verfasser in Frankfurt a. M. (oder vielmehr in Sachsenhausen) lebte. Denn er berichtet in dem kurzen Vorwort, daß er Priester und Custos in dem dortigen Hause der Deutschen Herren war. Dies ist aber auch das Einzige, was wir von ihm wissen, und wir können nur noch vermuten, daß er gegen Ende des 14. Jahrh. lebte, weil sich später keine Spuren von den Gottesfreunden mehr finden; jedenfalls ist er jünger als Tauler, den er an einer Stelle erwähnt. Die Absicht des Büchleins ist, die Hauptgrundsätze der mystischen Anschauungsweise und ihrer notwendigen Folgerungen in meist kurzen, übersichtlichen Abschnitten zu entwickeln, und insbesondere nachzuweisen, daß der Mensch nur durch „Vergottung“ seines Wesens zur Seligkeit gelangen könne. Ueberall lehrt er, wie auch Tauler und die übrigen Gottesfreunde, Selbstverläugnung und das vollständige Aufgeben des eigenen Willens, weil nur dadurch der Wille Gottes erfüllt werden könne. Alles dies wird in einer Sprache vorgetragen, die bei aller Einfachheit doch lebendig und selbst begeistert, bei der mystischen Anschauungsweise doch verhältnismäßig klar, ja selbst anmuthig ist und überhaupt von einer erfreulichen Kunst der Darstellung zeugt.

Das xv Capitel. Was da si der alte mensch vnd ouch was da si der newe mensch.

Duch sol man mercken, wenne man spricht von dem alten menschen und von dem neuen menschen, was das si der alte mensche, das ist Adam und ungehorsam, selbstheit und icheit und des gleichen. Aber der newe mensche ist Christus, und der ware gehorsam, ein vorziehen vnd vorleugnen sin selbes aller zitelichen dinge und alleine die ere gotes suchen in allen dingen. Vnd wenne man spricht von sterben und vorderben und des gleichen, so meint man, das der alte mensche sollte zu nicht werden und des sinen nichts suchen weder in geist noch in natur. Wan wa das geschicht in einem waren göttlichen liecht, da wirt der newe mensche wider geboren. Man spricht ouch, der mensche sollte an im selber sterben, das ist, der menschlichen lustigkeit, trost, freude, begierlichkeit, icheit, selbstheit und was solches ist in dem menschen, dar an er hacket oder uf dem er noch ruwet in genugsamkeit vnd etwas da von helt, es si der mensche selber oder ander creature, was halt das si, das muß als abe und sterben, sol anders dem menschen recht geschehen in der warheit. Dar zu vermant und sanctus Paulus und spricht: „Reget von uch den alten menschen mit allen sinen werken und ziehet an ein neuen menschen, der nach got geschaffen und gebildet ist.“ Wer nu in seiner selbstheit und nach dem alten menschen lebet, der heiſet und ist Adams kint. Er mag ouch also flüſſel dar inne leben, er ist doch des bösen geistes kint vnd bruder. Wer aber in demütiger gehorsam lebet und in dem neuen menschen, der da Christus ist, der ist ouch Christi bruder und gotes kint. Sich, wa der alte mensch stirbt und der newe geboren wirt, da geschicht die andere geburt, da von Christus sprach: „Er werbet dan anderweide geboren, so kompt ir in das rich gotes nicht.“ Duch spricht sanctus Paulus: „Als alle menschen in Adam ersterben, also werden si in Christo wider lebendil.“ Das spricht als vil: alle, die Adam nachfolgen in hochfart, in wollustigkeit des lübes und in ungehorsamkeit, die sint alle an der sele tot und werden nimmer lebendil, dan in Christo. Das ist dar umb, wan alle die wile der mensche Adam ist oder sin kint, so ist er ane got. Christus spricht: „Wer nit mit mir ist, der ist wider mich.“ Wer nu wider got ist, der ist tot vor got. Wie nach volget, das alle Adams kint tot sint vor got. Wer aber mit Christo ist in warer gehorsam, der ist mit got und lebet. Duch ist vor gesprochen: Sunde, das ist, das sich die creature ab feret von dem schöpfer. Das ist hie diesem glich und ist das selbe. Wan wer in ungehorsam ist, der ist in den sunden, und die sunde wirt nimmer gebuſet oder gebessert, dan mit einem widerkeren in got. Das geschicht mit demütiger gehorsam. Wan alle die wile der mensche in der ungehorsam ist, so werden sin sunde nimmer gebuſet, er tu glich, was er tue, das hilfet in alles zu male nichts. Das sol man gar eben merken. Wan die ungehorsam ist selber die sunde. Aber kompt der mensche in die gehorsam, so ist es alles gebessert und gebuſet vnd vorgeben, vnd anders nicht. Diß ist mercklich vnd mochte der böse geist zu der waren gehorsam komen, er wurde wider ein engel, und alle sin sunde und bößheit wer gebessert und gebuſet und were zu male vorgeben. Und mochte ein engel zu der ungehorsam komen, er wer als balde ein böser geist, und ob er anders nichts mer tete. Were es dan möglich, das ein mensche sich sin selbes und aller dinge vorzüge und also gar und luterlich lebete in warer gehorsam, als dan Christi menscheit was, der mensche were ganz ane sunde und wer ouch ein dink mit Christo, und das selbig von gnaben, das da Christus was von natur. Aber man spricht, es müge nicht gesin. Dar umb spricht man ouch, es si nimant ane sunde. Aber wie das si, also si es. Doch ist das war: so man der waren gehorsam ie neher ist, so ie minder sunde und so man ie verrer ist, so ie mer sunde. Kurzlich: ob der mensche gut, besser oder aller beste si, böse, böſer oder aller böſe si, sunbig oder selig vor got, das lit alles an dieser gehorsam. Dar umb ist ouch geschrieben: so ie mer selbstheit und icheit, so

ie mer sunde und bößheit. Duch ist geschrieben: so das ie Ich, Mir, Mich, das ist icheit und selbstheit, so das ie mer in dem menschen abe nimpt, so gottes Ich, das ist got selber, ie mer zu nimpt in dem menschen. Weren nu alle menschen in der waren gehorsam, so were ouch kein leit noch liden. Wan were im also, so weren alle menschen eins und niemant tete dem andern leit noch liden an, so lebte und tete ouch nimant wider got. Wa von sollte dan leit und liden fomen? Aber es sint nu leider alle menschen und die ganze welt in ungehorsam. Were nu ein mensche luterlich und genzlich in gehorsam, als Christus was, im were alle ungehorsam ein groſe bitterlich pin. Wan ob alle menschen wider in weren, die mochten in alle nit bewegen oder betrüben, wan der mensche wer in dieser gehorsam ein dink mit got, und got wer ouch selber der mensche. Sich, nu ist alle ungehorsam wider got und anders nichts. In der warheit got ist nicht wider: weder kein creatur oder der creature wert und alles, das man nennen oder ercennen kan, ist alles nicht wider got oder got ungemene, dan allein ungehorsam und der ungehorsam mensche; kurzlichen: alles das da ist, das behaget und gefellet got alles wol an alleine der ungehorsam mensche: der gefellet im als gar übel und ist im als gar wider und clagt als fere davon, ob es möglich were, das ein mensche hundert tobe möcht erliden, die lide er alle gern vor einen ungehorsamen menschen, uf das, das er ungehorsam in einem menschen erlöte und sin ungehorsam wider geben mochte. Sich: wie wol das ist, das kein mensche in dieser gehorsam als gar luterlich und vollkommenlich gsin mag, als Christus was, so ist es doch möglich einem ieglichen menschen, als nahe dar zu und hie bi zu fomen, also das er gotlich und vergottet heiſt und ist. Und so der mensche diesem ie neher kompt und gotlich und vergottet wirt, so im alle ungehorsam, sunde, bößheit und ungerechtigkeit ie leider ist und wirfer tut. Ungehorsam und sunde ist ein dink, wan es ist kein sunde, dan ungehorsam, und was uf der ungehorsam geschicht, das ist alles sunde. Darumb ist sich allein zu huten vor ungehorsam.

Otto von Passau.

Einer der späteren Gottesfreunde und Anhänger Taulers war Otto von Passau, Pfaffenmeister im Franziskanerkloster zu Basel, welcher sein Buch „Die vier vnd zwenzig alten oder der guldin tron der minnenden selen“ im J. 1386 (nach andern Zeugnissen erst 1418) vollendete. Titel und Ausführung beziehen sich auf eine Stelle der Offenbarung Johannis, in welcher es heiſt, daß der Apostel Gott auf seinem Throne sitzen sah, vor welchem vier und zwanzig Älte in weißen Kleidern um ihn standen. Diese läßt der Verfasser nach und nach in eben so viel Abschnitten die Hauptlehren des Glaubens und der christlichen Moral vortragen, wobei er nicht bloß die Kirchenväter und frühere theologische Schriftsteller, sondern auch die Älten vielfältig benutz hat. Ueberhaupt ist sein Buch in der That nichts Anderes als eine Blumenlese von Sprüchen, Sentenzen und größeren Stellen aus andern Werken (er selbst zählt 104 von ihm benutzte Schriftsteller auf), die er so gut als möglich nach ihrem Inhalte geordnet und unter die 24 Abschnitte seines Werks vertheilt hat. Freilich ist bei ihm von der Begeisterung und der Ueberschwänglichkeit der früheren Mystiker kaum eine Spur mehr wahrzunehmen; aber sein Buch verdient doch schon deswegen Beachtung, weil es die Aussprüche der von ihm angeführten, meist lateinischer Schriftsteller in einer durchgehends gebildeten Sprache und mit vieler Selbstständigkeit der Behandlung wieder gibt.

Der acht alte lezet, was mynnen sey.

Habent dych, mynnende sele, meine gesellen vor mir geleret vil gütter wehlunge, darmit du das ewig leben besiezen magest, künde ich dann dich, minnende sele, wol leeren, wamit sich got innigliche zu dir vereinigen mage, vnd dich in sich mynnlich geformt vnd gebildet: das müste ich sügen mit dem ehlen bande der lieb, dauon du, mynnreiche sele, den namen hast, das man dir spricht gemynnte sel. Wann von der lieb spricht Paulus in seiner episteln einer: „In lieben söllent jr gewurezet vnd gegründet sein, das jr mit allen heiligen begreiffen mügen, was die lenge, die breyte, die tieffe gottes sey.“ Vnd dauon spricht Augustinus von dem lobe der lieben: „Wann liebe nit in dir ist, so magst du gütte werd nit volbringen.“ Dem gleich spricht Gregorius in einer omelien: „Alles das, das gott ye gebotten hat, das ist alles gewurezet vnd geseiget in liebe.“ Vnd darumb so spricht Johannes, der geliebte junger in seiner Canoniken: „Gott ist die liebe, vnd der in der liebe beleiht, der beleiht in gott vnd gott in jm.“ Darumb ich, achtenber alte, lere dich, mynnende sele, das du alles dein leben in liebe solt wurezen, auß liebe solt lassen waschen, mit liebe solt lassen würden vnd in liebe beschließen. Wann es spricht Hieronimus in dem buch von dem höchsten güt: „Liebe hot den höchsten preis ob allen dingen vnd ob allen tugenten, vnd ist ein band der vollkommenheit, wann sy vollbringt alle wercke nach götlichem wolgefallen.“ Der lezer von dem geiste vnd von der selen spricht: „Liebe ist ein weg von got zu dem menschen, vnd von dem menschen zu got widerumb; in lieben ist got mensch worden, mit liebe ward der mensch in got geistlich vereinigt vnd geboren vnd vergütet vnd verheymischet; vnd beleiht got bey niemant, wann der ganze liebe bey jm hat.“ Daran solt du, mynnende sele, wol wissen, was liebe sey.

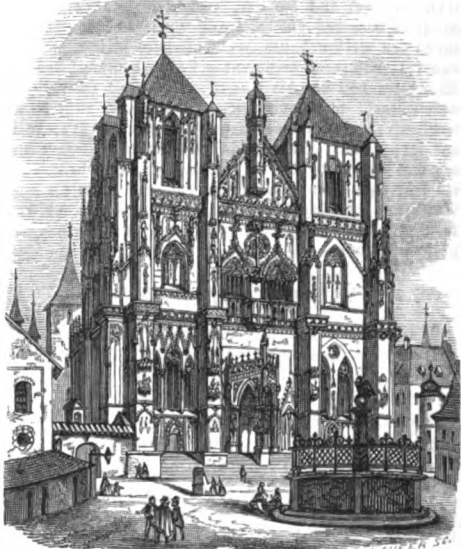
Es spricht sanctus Paulus in seiner episteln einer: „Myne ist ein ende der gebot von einem lautern herzen vnd einer güten conscientie on betrogen gelauben.“ Das ist als vil gesprochen: Myne ist ein volbringen vnd ein beschließen aller götlichen gebot von einem lautern herzen einer ganzen vernünftikeit; wenn der got yemer vnd yemer verstat vnd weist, was er ist, der minnet got ye das vnd ye das mer; vnd der in mynnen hat güt Conscientien, der hat zu got güt züuerfichte on allen betrogen gelauben, der nit frand noch brüchlich ist, vnd alle zeit rest vnd stark ist.

Es spricht Propper in dem buch von dem schawenden leben: „Myne ist ein gerechter wille, der von aller irdischen vnd gegenwärtigen sachen getert ist vnd got vnderfcheinliche jm ist, als ein hieziges feuer, das durch den heiligen geiste erzündet ist.“ Myne ist aller vnfauberkeit ledig, vnd aller böser vnwendelbarkeit ledig vnd vnbekehndet, vnd ist über alle leipliche begirde, sunder aller begirde ist sy die öbreste vnd die höchste. Myne ist götliches schawen, das allezeit begirig vnd der aller höchsten werden fleissig. Myne ist ein beginnen vnd ein mittel vnd ein beschließen, aller tugenden ein sterck vnd ein überwindein alles streites, vnd anuechtunge ein vertreiben. Myne ist den sätigen ein verdienung, ein vrsach vnd eyn volbringen alles lones. On myne mag got niemant wolgefallen; mit myne mag got niemant misuallen; mit myne kan noch mag niemant sünden. In myne sthet man got den almächtigen, enpfindet man got, neußet man got, vnd von myne werdent alle gütte werde volbracht. Lere mynnen erkennen, ezü übende, zu volbringend: was du dann würdest, do mag dir nichts an misuallen. Wann es spricht sanctus Augustinus in dem buch von den sitten der cristenheit: „Es ist nit als hert vnd als stähelin, das feuer götlicher myne müg es wol erweichen, vnd künde vnd müg es sügen ezü got nach dem allerbesten.“ In dem buche von dem rüme der liebe rümet Augustinus die liebe vnd spricht: „In liebe ist der arm reich, on lieb ist der reich arm, in durchachtung ist die liebe vnträgenlich, in gelück ist sy mächtig, in widerwärtigkeit gedultig; in scharpfen leiben ist die liebe stark vnd krefftig, in güten werden frölich, in zeit

die reicheit, in geistlicheit die liebe zütätig. Aber dem Bloed was lieb ein lieplich opfer in der sintflut vnd ein sicherheit; Abraham, dem was lieb der aller gröst trost; Moses, dem was sy der beste horbe, David das größte gelück; in Susannen was sy ferwiche vnd reyn; in sant Paulus was sy demütig, in sant Peter dem heiligen zwelfbotten was sy gehorsame; in Mariam, gotes mütter was sy heilig vnd götlichen in Ihesu Christo, erkennelich über alle seine erwölten. Lieb ist aller propheeten aussprechen, aller sacrament ein loblich kraft, aller menschen heyl vnd ein frucht des ewigen lebens vnd ein ewig nieffen götlicher clarbeit. Wer alle sacrament hett on alle liebe, der mag böß werden; wer aber liebe hat, der mag böß nimmer werden. Liebe überwynnt alle ding, vnd alle sachen seind on liebe unuerfangen.“ Dises spricht alles Augustinus, vnd hat ein heylig wort einen manigfaltigen synne in jm beschloffen von der götlichen liebe. — —

Konrad von Regenbergr.

Noch ist nicht mit voller Sicherheit ausgemittelt, wer Konrad von Regenbergr war; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er der durch eine Anzahl lateinischer Schriften bekannte Conradus de monte puellarum ist, welcher, im J. 1309 geboren, später Domherr zu Regensburg wurde und bis in die achtzigste Jahre des 14. Jahrh. als Schriftsteller thätig war.



Dom zu Regensburg.

Das „Buch der Natur“, welches ihm eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichert, hat er aus dem Lateinischen übersezt, jedoch mit solcher Freiheit und Selbstständigkeit, daß er nicht ansteht, mancherlei Zusätze zu machen, welche er stets ausdrücklich als von ihm herrührend bezeichnet. Das Buch ist eine allgemeine Naturgeschichte, welche in 12 Hauptabschnitten von dem Menschen, dem Himmel, den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Meerwundern, Fischen, Schlangen, Bienen und Würmern, Bäumen, Kräutern, Steinen, Metallen und endlich von „wunderlichen prunnen vnd seltsamen wunderlichen menschen“ handelt, indem es sich

fortwährend auf die „gotlich vnd naturlich leter, poeten und ander bewärt Doctores der erczenb“ bezieht, zu welchen freilich nebst Aristoteles und Plinius auch die h. Augustinus, Ambrosius und Basilius gerechnet werden. Bei jedem einzelnen Thiere, Kraut oder Stein werden nicht nur deren in die Augen fallende Eigenschaften, sondern auch ihre Anwendung in der Medizin besprochen, und vielerlei Sagen und abergläubische Meinungen angeführt, denen Konrad nur selten widerspricht; es ist das Buch aber gerade durch die verhältnismäßige Vollständigkeit, mit welcher diese abergläubischen, zum großen Theil im Volke wurzelnden Ansichten von den wunderbaren Eigenschaften und Wirkungen der Thiere, Pflanzen und Steine angeführt werden, von nicht geringem Interesse für die Culturgeschichte. Ein anderes Werk Konrads, welches er im Buch der Natur beiläufig erwähnt: „deutsche Eyhäre“ scheint verloren zu sein.

Von dem Hanen.

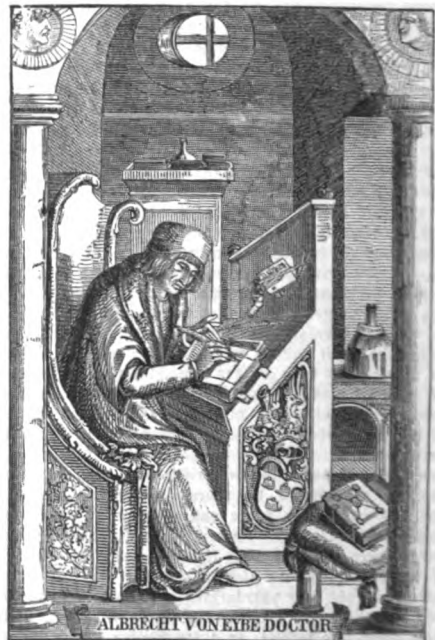
Gallus heißt ein Han. Der Han hat die art, wann er singen oder trauen will, so schlecht er sein flügel zusamen. Er hat auch die art, das er in der nacht leutet vnd vester singt, darumb das er bester myndrer sey; vnd zu mittintz gegen dem tag singt er senftiger. Es sprechen auch etlich, das der han des nachtes mit seinem gesang die vnrechten fürsey oder böß gebanden an den frandmütigen leuten vertreibe. Es ist auch manig kraut, das den hanen widerbringet vnd das doch ander tier er tödt. Er hat auch die art, wann er schlaffen wil, so flucht er hoch auff vnd rüet auff einem baum. Der leo fürcht den weissen hanen. — Aristoteles spricht, das der han kräe nach dem streyt vnd gefig, vnd nit die hennen. Wann der han vnd die wachel jr ebenbild sehen in einem spiegel, so schwynnt in jr krafft. Er rüßt seinen weyben mit seinem senften quitsen zu dem essen, so er das korn findet. Es geschicht auch vnder weilen, wann der han alt wirt, das er ein ey legt; das brüt dann ein trot auß; darvon kompt ein vnl, der zu latein heißt Passiliscus. So die hennen all von dem hanen tod sind, so nympt der han ab vor leyb vnnnd singt nit mer vor großem trauren.

Albrecht von Eyb.*)

Aus dem alten reichsfreien Geschlechte von Eyb entsprossen, welches seinen Namen von dem gleichnamigen Dorfe bei Ansbach führte, wurde Albrecht den 24. August 1420 geboren. Nachdem er zu Padua studirt hatte, wurde er im J. 1449 Domherr zu Bamberg, später zu Eichstätt und Würzburg, und daselbst auch Archidiaconus. Er war, was bei den Geistlichen jener Zeit ziemlich häufig der Fall war, Doctor beider Rechte; Pabst Pius II. (Aeneas Sylvius), der ihn hochschätzte, hatte ihn zu seinem Kämmerlinge ernannt. Er starb den 24. Juli 1475 (nach Anderen erst 1483).

Wie Niclas von Wyle und Steinbüchel, war auch Albrecht vom Geiste der Alten durchdrungen, und, wie jene, suchte auch er ihre Kenntniß zu verbreiten; er machte, wie sie, auf die Italiener aufmerksam und bemühte sich, die aus diesen und den Alten geschöpfte künstlerische Bildung auf die deutsche Sprache und Darstellung zu übertragen. Doch ließ er sich durch die schöne Form der römischen Sazbildung nicht, wie Niclas, verleiten, dieselbe auch mit strenger Consequenz nachzubilden; und wenn seiner Darstellung hierdurch die merkwürdig schöne, aber

freilich fremdbartige Gestalt abgeht, so gewinnt sie dagegen an Natürlichkeit und Wahrheit. Er ist namentlich durch zwei Schriften bedeutend geworden, von denen die eine: „Spiegel der Sitten“, meist nur nach Art Otto's von Passau aus Uebersetzungen von zahlreichen Stellen der Kirchenväter, der Römer und der neuern Italiener besteht, welche er nach ihrem Inhalte anordnet; es ist daselbe eine immerhin interessante Sammlung von Denkprüchen, denen gewöhnlich allerlei Geschichten beigelegt werden, die freilich bei ihrem oft frivoelen Inhalte einen merkwürdigen Gegensatz zu den in den Sentenzen vorgetragenen Lehren bilden. Bedeutender und selbstständiger ist sein zweites Werk: „Ob ein manne sey zeuemen ein eelich weib oder nit“, welches er im J. 1472 dem Rathe zu Nürnberg als Neujahrsgeßent überreichte. Zwar werden auch in diesem die Kirchenväter, so wie die klassischen Schriften der Lateiner und der neueren Italiener vielfach angezogen und benutzt; manche lange Stellen bestehen nur aus solchen Citationen; doch sind auch viele Abschnitte, die ihm allein angehören, und diese reihen sich würdig denen der von ihm angeführten Schriftsteller an. Es werden in dem Buche freilich allerlei Gegenstände behandelt, welche kaum oder doch nur in sehr entfernter Beziehung zu der eigentlichen Frage stehen, aber gerade dies erhöht das Interesse und gibt dem Verfasser die erwünschte Gelegenheit, mancherlei ernste und heitere Geschichten zu erzählen, an denen er uner schöpßlich war. Am bedeutendsten sind die drei größeren Erzählungen, welche er an verschiedenen Stellen anbringt; die Eine ist die auch von Niclas von Wyle überseßte Novelle Boccaccio's von „Guiscardus und Sigismunda“, die zweite die durch Göthe erneuerte Geschichte „vom klugen Procurator“ („Wie sich ein frau halten sol in abwesen irs mans“) und endlich die Legende von Gregorius auf dem Stein (S. 335), als



*) S. nebenstehende Abbildung.

deren Held bei Albrecht der heilige Albanus genannt wird. Diese Geschichten, welche weit aus den bedeutendsten Theil des Buchs bilden, sind ganz vortreflich erzählt, mit einer Feinheit und Anmuth, mit einer naiven Treuherzigkeit, welche selbst den denklichen Stellen einen unnachahmlichen Reiz gibt, und denen wir nur die Franzosen des 15. und 16. Jahrh. vergleichen können, wie denn auch Albrecht wegen seines naiven Tons und seiner reichen Weltkenntniß mit Montaigne zusammengestellt worden ist, dem er gewiß in keiner Weise nachstehen würde, wenn er in eben so vortheilhaften äußern Verhältnissen gelebt hätte, wie jener. Gern hätten wir eine dieser Erzählungen, namentlich die Novelle vom Procurator, mitgetheilt, wenn nicht der große Umfang derselben, noch mehr aber die oft nackte, wenn auch keineswegs unzüchtige Darstellung davon zurückgehalten hätte.

Von lieb und sorg der kinder vnd wie sy erzogen sollen werden.

Nun so ein fruchtbare frume kind gebürt, was sorge, was vleß, was mü vnd arbeit vnd was lieb da ist, schreibt Macrobius also, dz die lieby der kind über all sach vns die natur gegeben hat, die selben mit sorgen vnd arbeiten zu erneren, zu zuehen, zu vnderweisen vnd lernen zulassen. Vnd spricht, dz vater vnd müter nit liebers noch leybers mag geschehen, dann an den kinden; wann kein liebe vnd begir ist gröffer, dann des vatters gen dem sun. Der vater hat den sun lieber, dann sich selbst; der vater wirt sere gestrafft an dem sun, dann an im selbst. Der vater vnd der sun werden geschädet vnd gehalten für ein person, vnd seind ein fleisch, vnd ist der sun ein teil des leibs seins vaters, vnd der vater nach seinem todt wirt bedüet in der person des sunes.

Darumb schreibt Paulus, der heylig zwelfßbot, das die vater sollen famlen vnd schäd machen den sunen, vnd nicht die sun den vatern, als sölich vor vnd nach geschriben auch geschriben recht auß weisen vnd lernen. Vnd der vater, der sein güt vnd hab übel auß gibt vnd vergeret, den sunen des zü berauben, der thut wider das gesetz der natur vnd ist ze heßig vnd vngütig seinen sunen. Der vater soll all zeit auß gütekeit gegen dem sun geneigt sein, vnd soll gedenden, das er ein vater sey, vnd nit, das er ein richter sey, als Therenius schreibt. Vnd für große kind vnd schuld des suns soll eine kleine straff vnd peinung genüg sein dem vater gen dem sun.

So aber ein sun nit wolt volgen noch gehorsam sein dem vater, vnd die straff der jungen vnd rüte nit erspriessen noch beheßeln möchte, als Petrarca spricht, so mag der vater den sun im lürder vnd gefandnuß behalten, als Cassius vnd Iulius vnd ander Römer haben gethan, die ire kind zum letzten auch mit peinigung des tods gestrafft haben. Vnd mag also die heitigkeit des vaters nutz bringen vnd heylsam sein dem sun, so im ze vil lindikeit schädlich ist.

Vnd wann sich der sun last bedunden, er hab ein herten vater, so hat er eynen nützen vater, vnd hat, darbey er die lieb des vatters vnd seine scham vnd forcht, vnderdänkeit vnd gebult mag erkennen vnd beweren. Aber die jugent will nit bedenden, dann das vor augen ist, so das vernunftig alter alle ding, dye ergangen, gegenwertig vnd zukünftig sein, außmisset. Es ist kein gewalt auf erben gerechter, dann des vaters gegen dem sun, vnd seyn dienßbarkeit ermerger, dann des suns gegen dem vater. So ist nichts als eygen, als der sun des vaters, vnd wirt nichts vnzimlicher genomen, dann der sun dem vater. Darumb so sol der sun nit klagen, das im sein vater zühert seye, sündor vor bedenden, ob er das verschuldet hab; so sol auch der vater dem sun nit zühert sein, sündor dye meßigkeit sol gehalten werden, als Quintilianus schreybt: „Die kinder süllen nicht zühert-

tiglich noch zu senftiglich erzogen werden, wann durch verteilheit werdent sy vnwillig vnd vngeschlacht, haßten die lernung vnd verzweyßeln. So sy alle ding fürchten, so mügen sy nichts gütes geschaffen, aber durch senftikeit wänen die kinder vnd lassend sich bedunden, wie sye allzeit recht tünd, vnd sey in alles zymlich vnd erlaubet.“ Therenius schreybet, es sey besser, die kinder mit schame, mit freyheit vnd auch mit gütekeit zu halten, dann mit übriger forcht; doch sollen sye mit meßigen trden erzogen werden, das sye nicht vnrecht, sündor recht thünd vnd sich geben auff erberkeit vnd nit auff bößheit, vnd süllen auch in güter steter hüt gehalten werden, wann die jugent ist auff bößheit, vntensich vnd wollust geneigt vnd behebende. Vnd wey wol aller fleiß vnd großer hüt der kinder angekeret wirt, ye doch so kompt es wol zu zeiten, das sy gar übel geraten, sam wäde sy marwunder geboren, wann sy werden er groß vnd wachsend an bößheit, dann an dem leib, vnd thünd er vnrecht, dann sy vnrecht verheend. Vnd so der vater das kind will straffen, so will es die müter entschuldigen vnd dem kind helfen: so hilfft zu zeiten der vater dem kind, so es dem schülmeister die tafeln an dem topff erschlagen hat, als Plautus schreibt vnd die clag für den vater kompt, spricht der vater: „Hab dank, mein lieber sun, du bist mein kind, so du dich weißt weren.“ Das sollt von vater vnd müter vermittlen werden, das in nit die missestat des kindes werde zu gemessen. Also haß bu güte fromme kind, so bist du in steter vorcht, das sye nicht werden vermanbelt in bößheit; seynd aber die kinder böß vnd ungeraten, so haßu ewigen schmerzen vnd bekümmernuß. Vnd die weil es ist in zweifel, wie sy werden geraten, so ist auch dein hoffnung in zweifel vnd bist mit großer sorg beladen.

Von der liebe des vatters gegen dem sun sehet Valerius Maximus ein hüßlich exempel, das Antiochus, der da ist gewesen ein sun des künigs Seleuci, was gefangen mit großer vnmäßlicher lieb vnd begir gen seiner stieffmüter, der doch die wunden der lieb verholen vnd verborgen hielt, biß er durch sölich groß lieb in tödlich krankheit des leibs gefallen was. Da beschidet der vater einen arzet. Als derselbig bey dem sun saß, da gieng ein die stieffmüter; da errötet sich der brand sun mit blüte vnd ward erlidet sein geß. Als aber die stieffmüter wider auß gieng, da entweych im die farb wider vnd erleyhet. Das vermerdet der arzet, vnd als die stieffmüter wider eyn gieng, begriff er den puls des branden vnd entpand, das der puls stard vnd krefftig was; nach wideraungang der stieffmüter da vand er den puls in einer andern gestalt schwach vnd brand. Also erkant der arzet die krankheit des suns, dz sy was auß lieb der stieffmüter, vnd offenbaret es dem vater. Der selb vater durch große lieb seins eynigen suns ließ im widerfaren sein aller liebste hauß frau nach des suns begir vnd willen vnd masse, vnd erzält das der vater für vnglied, das der sun in söliche lieb gefallen was, vnd hielt es für weisheit vnd große schame des suns, das er söliche lheb biß in den todt hett mügen verbergen.

Das auch die kinder süllen vater vnd müter lieben, sy eren, fürchten, vnderdänig vnd gehorsam seyn, gibt zuuersten die natur, dye best meysterin, vnd außweisen die ewangelia, alle geschriben recht vnd lerer, vnd sagen, das got vnd vater vnd müter nichts genüghen vergleicht müg werden. Vnd schreibt Valerius, das die leßerung gottes vnd vaters vnd müters gleich gestrafft vnd gepeniget werdent, vnd gibt die lieb der kinder gen vater vnd müter in etlichen exempeln zuuerßen.

Da Coriolanus, der großmütig man, sich wider die Römer freitberlich setzt, kam zu im in das feld sein müter. Als sy der sun vmbfahen wolt, do sprach sy zu im auß zorn: „Umbfah mich nicht, wann ich will wissen, ob ich zu einem veind oder zu einem sun kommen sey. Wie magstu hinner wider die Römer vnd das erreich sein, das dich hatt geboren vnd erneret?“ Da antwurt der sun vnd sprach: „Mein leib, der mich hat getragen, zu eren, süllen die Römer vom mir erlebiget

reichen Rathe anvertraut wurde, in dessen Schooß alle Angelegenheiten mündlich verhandelt wurden, erst da konnte auch die politische Beredsamkeit einen lebendigeren und erfreulicheren Aufschwung nehmen. Und die Chronisten der Zeit wissen in der That Manches von bedeutenden Rednern zu erzählen; allein nur wenige von ihnen wissen Näheres aus diesen Reden zu berichten oder sie gar ausführlich mitzutheilen. Der einzige *Thüring Friedhart* macht hiervon eine erfreuliche Ausnahme (S. v. S. 769). Ueberhaupt scheint, als ob die politische Beredsamkeit in der Schweiz am tüchtigsten sich ausgebildet habe, wo allerdings auch die Verhältnisse eine weit großartigere Gestaltung hatten, als in den meisten deutschen Reichsstädten. Doch war in der Schweiz, wie in den freien Gemeinden am Rhein, in Schwaben und in Franken von einer künstlerischen Ausbildung des rhetorischen Talents inmerhin keine Rede, und wenn auch Einzelne sich durch ihre Vorträge bemerkbar machten, so sind dieselben doch immer nur als Ergänzungen des angeborenen Talents anzusehen, das nur zuweilen durch eine ungewöhnlichere, theilweise auf Bekanntschaft mit dem Alterthum begründete Bildung unterstützt und gehoben wurde.

Nicolaus von Straßburg.

Nicolaus, aus Straßburg gebürtig, war ein Dominikaner und in schon früher Zeit Lesemeister im Kloster dieses Ordens zu Eöln. Im J. 1326 übertrug ihm Pabst Johann XXII. das Amt eines Runtius mit der Aufsicht über die Dominikanerklöster in der deutschen Ordensprovinz, wofür er ihm eine lateinische Schrift über die Ankunft des Antichrists und die Wiederkunft Christi widmete, die sowohl von vernünftigen Ansichten als von großer Kenntniß des klassischen Alterthums der Kirchenväter und der theologischen Schriftsteller des Mittelalters zeugt. Sonst ist noch von ihm bekannt, daß er in Freiburg im Breisgau und zu Adelhausen in der Nähe dieser Stadt predigte. Es haben sich noch dreizehn Predigten von ihm erhalten, in welchen sich seine mystische Richtung in dem Bestreben zu allegorisiren kund gibt; doch ist er im Ganzen faßlich und populär und weniger speculativ als die übrigen Mystiker. Seine Sprache ist einfach, jedoch nicht ohne rednerischen Schmuck. Manche Predigten sind von auffallender Kürze, daß man sie für bloße Gebetsbetrachtungen halten möchte; aber auch diese lassen seinen reinen und frommen Sinn erkennen.

War zuo onevehlungen nütze si.

Ich spreche, daz unser herre sprach: „Diu welt, diu wirt iuch hazzen. Man liset hiute in dem ewangelio, daz unser herre dicke sine lieben frunden lat vallen in onevehlung und in bekorunge des tiufels, daz si ir krankheit deste daz bekennen und demüetig werden und ouch lon verdienen. Und wenne er aber siht, daz si in der bekorunge vallen went und aue sine helfe nit mügen gestan, so leit er sine hant dar zuo und kummet inen ze helfe. Ja, er kumet inen ze helfe, unt tuot rehte, als diu muoter, diu leit dem kinde eine groze bürdi uff ze tragende, und gat daz kint alles under der bürdi und lachet und ist gar fro und wenet, ez trage die bürdi, so treit ez diu muoter. Als tuot min lieber herre Jesus Kristus: der leit uns underwi-

lent ein gros loch uff ze lidende: aber er hilfet ez uns tragen, und schinen wir niuwen under der bürdi. Also tuot diu muoter: diu lat daz kint wol swindelon, si lat ez aber nit stouchen. Unser herre lie sant Petern wol sinken uff dem mer, er liez in aber nit ertrinken. Wenent ir, daz er iuwer dar umbe vergezzen habe, daz er iu bekorunge und liden sendet? Nein er! Nu kument si etwenne und sprechent: „O we, herre, mir vallent also böse gedenke in, mir ist also we der mit!“ Ich spriche, si sin, wie böse si iemer wellen: al die wile ez dir leit ist, und mit dime frien willen mit luste der uff nit enblibest, ez enschadet dir niut. „O we, herre, ez sint also böse gedenke: ich enweiz, wie ich tuon sol, ich möchte verzwiuelen.“ Ich spriche, si sin, wie böse sie mögen sin, von gotte ald von den heiligen: ist ez dir leit, ez enschat dir niut. „Ja es, herre, ez ist mir von allem herzen leit.“ So la si varen alder komen, und gedenke nit der nach, wand ein mensche mag so vil gedenken: o we, wie ist mir so unreht! ald nach eime andern dinge, im getroumet nahtes der von und vellet in schulde. Da von wer dich sin: es ist genuog, daz du dich sin werest und dir leit ist. Welle es denne nit hören, so laz varen, biz du sin lidig wirst. Daz wir aller schulde also lidig werden, des helfe uns Got! Amen.

Johannes Tauler.

Was wir von Tauler's Lebensumständen wissen, haben wir schon im Abschnitt von der didaktischen Prosa (S. 782) berichtet, wo wir auch von seinem schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen gesprochen haben. Als Kanzelredner nimmt er eine nicht weniger hervorragende Stellung ein. Leider sind seine Predigten nur in späteren Ausgaben gedruckt, in welcher nicht bloß die Sprache ganz erneuert, sondern auch der Text bald mehr, bald weniger wesentlich verändert ist, indem der Herausgeber manche dunkle oder ungebrauchliche Ausdrücke durch andere ersetzte, Wörter und selbst ganze Sätze erklärend hinzufügte oder den Gedanken paravrafitte, wobei er freilich den Text öfters falsch auslegte; manchmal sind dagegen größere oder kleinere Stellen ganz ausgelassen. Es ist daher um so verdankenswerther, daß wenigstens einzelne Predigten in neuerer Zeit nach Handschriften herausgegeben wurden. Unter der großen Zahl von Tauler's Kanzelreden sind diejenigen, welche er vor seiner „Bekehrung oder Wiedergeburt“ hielt, leicht von denen zu unterscheiden, welche er erst nach dieser vortrug, schon äußerlich dadurch, daß er sich von nun an aller lateinischen Citate aus der Bibel oder den Kirchenvätern enthielt, welche er in den früheren Predigten nach dem allgemeinen Gebrauch häufig eingeschaltet hatte. Und überhaupt sind auch diese späteren Reden viel volksmäßiger und verständlicher gehalten, als die aus der ersten Periode seiner Wirklichkeit. Dies rührte jedoch zum großen Theil daher, daß er die mystischen Speculationen, denen er sich nach dem Vorbild seines Meisters Eckhardt hingegeben hatte, zurückdrängte und sich bemühte, mehr auf Herz, Gemüth und Phantasie seiner Zuhörer zu wirken, als ihren Verstand mit scharfsinnigen Zergliederungen zu beschäftigen. Dabei finden sich meistens nur in seinen früheren Predigten die hüh-

nen und hinreichenden Vorbildungen, durch welche er sich allerdings ein großes Verdienst um die Fortbildung der philosophischen Sprache erworben hat, und wodurch er den späteren Mystikern als bewunderter Meister vorleuchtete, denen sie nachzueifern strebten. Gaben aber seine späteren Reden diesen Charakter nicht mehr, so ragen sie dagegen durch die Lieblichkeit und Anmuth der Darstellung, die seine Zeitgenossen so überaus fesselte, hervor. Der Grundgedanke dieser Predigten, den er in mannigfaltiger und immer neuer, immer anregender Gestaltung vortrug, ist der, daß der endliche Geist sich in den unendlichen versenken, in ihm aufgehen müsse, um zum inneren Frieden und zur wahren Glückseligkeit hienieden und jenseits zu gelangen.

Predigt über Paulus zweite Epistel an die Korinther, 3. Cap. 6. Vers.

Item die bredic ußer sancte Paulus epistole des zwölften sonnendages leret, wie wir Got liden söllent in allen sinen goben, in allen sinen bürden mit reher langbeitkeit.

„Die geschrift, die tötet, und der geist machet lebende.“ Es sint zwo wisen des volkes und der friunde Gottes. Die eine, das was die alte e, das alte gesetzed; die ander, die niuwe e, das niuwe gesetzed. Die alte gesetzed, die muosten alle menschen halten, die behalten solten werden, bitz das Christus geborn wart und mit allen iren ampten, bitz die niuwe e kam mit iren gesetzed und iren ampten. Und ist dise alte gesetzed gewesen ein weg, ein gantze figure der niuwen gesetzed, und siht ein ieklich disem niuwen rechte under die ougen, und wirt mit dem alten bereit zuo deme niuwen. Wan ein ieglich ding, das enphohen sol, das muos zuo dem ersten enphenglich werden. Die alte gesetzed, die hatte vil untregeliche bürden und hatte griuweliche urteile und strenge bewegunge der gerechtikeit Gottes und ein vinstere, verre hoffnung eindre erlösunge: wanne die pforten warent in gar und zuo male beslossen, das siu mit alme irme lidende und iren werken mit hin en mohten. Aber siu begerten sere, und muostent lange und swerliche beiten, e danne die niuwe e keme, das ist fride und fröide in dem heiligen geiste. Wer nu zuo dem niuwen wil kummen, an allen zwifel er muos mit dem alten vereinet werden. Er muos liden und tragen die burden, und böigen sich under die gewaltige hant Gottes, daz siu lident indewendig und ussawendig, wonne es her kumet. Kinder, sehent für iuch: dem dinge muos vil anders sin, danne ir wenent; und haltent die lere Gottes vaste; und wer enpfangen hat, der halte vil wislich, wie lange ir siu habent. Und underbiegent iuch, und tragent Got in allen den wisen und durch wen er kummet.

Wellent ir iemer zuo dem niuwen kummen, so müessent ir das alte vor liden, und forhtent iuch in demüetikeit iuwers hertzen, so wo iuch iemer trost geschit von innen und von ussen, wan es en mag den weg nit durch: es muos disen weg und keinen andern: kerent es, wie ir wellent, es muos sin. Dar umb getrostent uch der sacramentegeistlicher erliuchunge, göttliche gefuelen und alle menschliche helfe. Ir lieben, böigent den alten menschen under die am-

bant der alten e mit aler demüetikeit und gelassenheit, und lident Got in allen sinen goben, mit allen sinen bürden: in der worheit, sin bürden sind lihte und sin ioch, das ist senfte.

Lieben kinder, ich bewille iuch von grunde mins hertzen under das gevengnisse des crintzes unsers herren Jhesu Christi, das das sie in iuch und usser iuch, hinder iuch und für iuch, und mit starker truckunge, mit grundeloser gelassenheit, wie Got wil und eweliche gewellet hat; dan für iuch mit verwegenheit aller zuokünftiger lidunge, noch iuch mit vernichtunge aller menschen unde smacheit und hinder reden. Alsus undertrugt den alten menschen under die alte e, bitz das Christus in der worheit geborn wurt in iuch in der niuwen e, do wor fride und fröide uf stet in der worheit. Die heiligen veterere, wie sere siu begertent, do muostent siu dennoch beiten fünf tusent ior. Aber in der worheit, wolent ir iuch alsus lossen, ir endürftent niemer ein ior gebeiten. Gedenkent, ob ir ein viertegigen ritten hentent ein ior oder zwei, ir müestent in liden.

Die ander lidunge der alten e, das worent griuweliche urteil und swere bewisunge der gerechtikeit Gottes. Das bewiset sich mit maniger wis, mit lidunge, mit bissender conciencie. Das wollent solliche us würken mit bichtende: das du tusent werbe bichtest, es hilfet dich niut. So wanne totsünde verrichtet sint mit genauog tuonde, so sol man das ander Got lassen und liden, bitz das es Gott guot machet; bichte ime die andern mit verdüsterunge indewendig: das wellent siu abe legen mit fragende und mit horende, und hoffent ie, siu süllent do iut niuwes hören, und senent sich darnach. Nu louf alle dine ior: es enhilfet dich niut: du muost es von innen warten und oc nemmen, oder do würt niut us. Ich han och gesehen den heiligsten menschen, den ich ie gesach indewendig und ussawendig, der nie denne fünf bredigen allen sinen leben gehort hette. Do er wuste und sach, was der mere was, do gedochte er, es were genuog, und starp, dem er sterben solte und lebete, dem er leben solte. Las das gemeine volk loffen und hören, das siu niut verzweifelt noch in unglouben en vallent: aber alle, die Gottes indewendig und ussawendig wellent sin, die kerent sich zuo in selber und in sich selber. Und wellent ir iemer tiurre werden, so müessent ir iuwer us suochen begeben und iuch in keren. Und mit worten gewinnet ir es niemer, horent, wie vil ir wellent; danne alleine minnent und meinent Got von grunde iuwers hertzen und iuwern nehsten also iuch selber. Und lassent alle ding uf in selber ston, und tuont iuwer hertze mit den heiligen veterern Gottes zuo begerende, und begerent, das ir begerent, und lossent alle ding.

Das dritte, das die alte e hatte, das was ein vinster hoffnung und verre einer erlösunge: wanne die pforten worent beslossen, und en was eukein prophete, der sprechen mohte, wenne die losunge beschehen solle. Also muos der mensche sich Gote lassen einvalteclichen in gantzer getruwunge und sinen ewigen willen, wanne er wil, daz es geschehe in gebeitsamer gelassenheit; sicher so kumet er. Er würt geboren;

aber wannu das las ime; ettelichen in irme al-
tere, ettelichen an irme ende; dis bevilhe als
ime, und du endarst dich enkeine sunderlichen
üebunge annemen, dan halt die gebot und den
heiligen glauben. Die artikel des gelouben, die
lerent und die heiligen gebot, und lident iuch
und lassent iuch in allen dingen, sicher so würt
in iuch geboren Christus, die niuwe e, fride
in der worheit und fröide in dem heiligen geiste.
Würt in iuch geboren ein engelsch leben in sub-
tilheit, in vernunft, das dunket iuch ein groz
ding; nein, des ist vil me: der geist machet
lebende, ein wor göttlich leben sin selbes über
alle engelsch leben oder menschen verstantnisse,
über alle sinne und vernunft. Aber durch disen
weg und niut anders wolkummet der mensche
dar zuo, das er dis edel wesen verstet und floy-
ret mit den synnen hie inne und in der ver-
nunft. Aber das man es sie und das man es
gewerde, do en mag man niut zuo kummen,
dan disen weg wore gelassenheit: dan vindet
man es sicherlichen.

Die leviten truogen die arken; me hie tragent
uns die arken. So wer Got nu niut wil liden in
sinre gerechtikeit und in sinen urteilen, on al-
len zwifel er vellet ewiklichen under sine ge-
rechtikeit und in sin ewig urteil. Des en mag
niut anders sin. Kere es, wie du wilt, du muost
dich lossen und liden in der worheit. So treit
uns Got in allen dingen: in allem lidende, in
allen burden so biutet Got sin achsele under un-
ser burden, und hilfet uns liden und tragen.
Durch Got lident: wan litten wir uns werlichen
under Got, so en würde uns kein liden noch
niut nnlidelich. Wan wür nu sint one Got und
stent in unserre eigenre krankheit, dar umb en
mugen wir nint goldiden noch ouch gewürken.
Das wir die ioch Gottes alle tragen würdeclichen,
des helfe uns Got! Amen.

Johannes Geiler von Kaisersberg.

So fruchtbar das vierzehnte Jahrhundert an di-
daktischen Schriftstellern, die zum Theil auch bedeu-
tende Kanzelredner waren, so wenig hat dagegen
das 15. Jahrhundert in beiden Beziehungen gelei-
stet. Wie der einzige Albrecht von Eyb als didakti-
scher Schriftsteller in dieser Zeit zu nennen war
(höchstens könnte auch Niclas von Wylse wegen sei-
ner Vorreden beigelegt werden), so haben wir eben-
falls aus diesem Jahrhundert einen einzigen Kan-
zelredner zu erwähnen, der erst gegen 150 Jahre
nach Lause lebte. Freilich ist dieser einzige sowohl
durch den trefflichen Gehalt als die Menge seiner
Predigten gleich ausgezeichnet. Es ist dies Jo-
hannes Geiler von Kaisersberg. Derselbe
wurde am 16. März 1445 zu Schaffhausen geboren,
wo sein Vater Gehülfe des Stadtschreibers war,
der jedoch bald nach des Sohnes Geburt nach Am-
mersweier im Elsaß zog, wo er sich als Notar nie-
derließ, aber schon 3 Jahre später an einer lebens-
gefährlichen Wunde starb (ein Bär hatte ihm den
Eckenel zerrissen). Johannes ward von seinem
Großvater, der in Kaisersberg wohnte, aufgenom-
men, und von ihm, nachdem er die ersten Anfangs-
gründe der Wissenschaften erlernt hatte, nach Frei-
burg geschickt, wo er zuerst das Gymnasium und
dann (seit 1460) die Universität mit solchem Erfolge

befuchte, daß er schon 1462 Baccalaureus und 1463
Magister wurde. Im Jahre 1471 zog er nach Basel,
um sich dort ganz der Theologie zu widmen, in wel-
cher er nach rastlosen Studien 5 Jahre später den
Doctorgrad erlangte. Auf Verlangen der Studen-
ten wurde er 1478 in Freiburg als Professor der
Theologie angestellt, wo er durch seine Predigten
einen solchen Ruhm erwarb, daß er schon im folgen-
den Jahre beinahe zu gleicher Zeit nach Würzburg und
nach Straßburg berufen wurde. Er nahm den Ruf
nach letzterer Stadt an, wo er 33 Jahre segensreich
wirkte und sich die allgemeinste Liebe und Verehrung
erwarb. Kaiser Maximilian, der ihn wegen seiner
Gelehrsamkeit und seines reinen Lebens außeror-
dentlich schätzte, berief ihn mehreremale, aber er
hielt treu bei der ihm anvertrauten Gemeinde bis zu
seinem Tode aus, der am 10. März 1510 erfolgte.
Er wurde mit großer Feierlichkeit unter Begleitung
vieler Geistlichen, Bürger und des ganzen Rathes
unter der nämlichen Kanzel begraben, auf welcher
er so oft Worte des Lebens verkündigt hatte. Geiler
war von Gestalt lang und hager; er hatte krauses
Haar, ein mageres Gesicht und war, Nierenschmer-
zen ausgenommen, keinen körperlichen Leiden unter-



worfen. Ehe er von der Krankheit ergriffen wurde,
an der er starb, kündigte ihm eine Augsburger Jung-
frau in einem Briefe an, daß er bald sterben würde;
ohne darüber bestürzt zu werden, sagte er zu seinen
Freunden, daß er zu sterben und mit Christus ver-
einigt zu werden wünsche.

So viele Predigten Geiler in seiner langen Lauf-
bahn gehalten hat und so viele derselben auch ge-
druckt worden sind, so hat er selbst doch keine bekannt
gemacht, auch diejenigen nicht, welche noch während
seines Lebens im Druck erschienen sind. Ja er mag
sie zum größten Theil nicht einmal deutsch niederge-
schrieben haben, sondern lateinisch, eine Gewohn-
heit, die wir schon bei früherer Gelegenheit zu er-
wähnen Gelegenheit hatten (S. 563). Vielleicht
liegen den in lateinischer Sprache herausgegebenen
Predigten die ursprünglichen Aufzeichnungen Gei-
lers zum Grunde, was um so glaublicher erscheint,
als mehrere derselben schon zu seinen Lebzeiten er-
schienen. Der hohe Ruf, in welchem der verehrte
Kanzelredner stand, bewog manche seiner Zuhörer,

seine Predigten nachzuschreiben oder sie aus dem Gedächtniß wieder zu reproduciren; auf diese Weise wurde das Meiste erhalten, was von ihm bekannt gemacht worden ist, sehr vieles durch den Franciscaner Johannes Pauli, einen getauften Juden, der sich aber mancherlei willkürliche Veränderungen und selbst Zusätze an dem ursprünglichen Text erlaubt zu haben scheint.

Geiler, der von der hohen Wichtigkeit seines Berufs als Prediger durchdrungen war, hatte sich die heiligen Chrysostomus und Bernhard, vorzüglich aber den berühmten Kanzler Gerson zu Mustern genommen, ja er hat letzteren oft nur übersezt, so im „dreieiligen Spiegel“, im „Eisen-gradel“, im „Clappermul“ und im „Trostspiegel“. Die äußere Form seiner Reden ist bel nahe in allen unanwendbar dieselbe. Nachdem er den Text der Predigt angegeben, den er oft auf allegorische Weise und mit der größten Willkür erklärt, spricht er die Wahrheit aus, die er beweisen will, und gibt deren Haupttheile an, deren jede eine große Menge Unterabtheilungen hat; der Haupttheile sind gewöhnlich sieben: „eine werthe, wunderbare Sache“. Selten findet sich eine Einleitung oder ein Schluß; doch faßt er zuweilen die von ihm entwickelten Wahrheiten in wenigen Worten zusammen, und wenn er eine Gerson'sche Predigt vorgetragen hat, schließt er gewöhnlich mit dem Lobe desselben. Es ist schon aus diesem ganz logischen Gang seiner Predigten zu erkennen, daß Geiler seine Zuhörer nicht sowohl zu rühren, als zu überzeugen suchte; dies ist auch aus der Ausführung ersichtlich, da er alle ihm zu Gebote stehenden rhetorischen Mittel anwendet, um seinen Zweck zu erreichen. Manchmal beginnt er zum Beispiel damit, daß er Sophismen auf Sophismen häuft, indem er sie für wahr anzunehmen scheint, worauf er ihre Unrichtigkeit nachweist und zuletzt die Wahrheit im vollsten Lichte zeigt. Diesem Bestreben, die Zuhörer zu überzeugen, entspricht auch der häufige Gebrauch von Vergleichen, Bildern und Allegorien, die oft von der größten Wirkung, aber auch öfters läppisch, ja selbst geschmacklos sind und unsern Begriffen von der Würde der Kanzel widersprechen. Auch lebt er, Legenden, Fabeln, Witzworte, Geschichten, Anekdoten aller Art einzusprengen, und seine Predigten sind eine wahre Fundgrube für solchen Stoff, den er aus allen möglichen älteren und neueren Büchern, oft auch aus dem Munde des Volks schöpft. Eben so reich ist er an Sentenzen, Sprichwörtern, Wortspielen und komischen Alliterationen, wodurch er nicht selten das Lachen der Zuhörer erregt haben mag, ob er gleich selbst zu wiederholten Malen die Prediger tadelt, die sich Solches erlaubten. Diese Auswüchse lagen aber nicht sowohl in ihm selbst, als in seiner Zeit, von welcher die Glaubensstiefe der Mystiker längst verschwunden war, und die auf dem Wege der Satyre der Reformation mit schnellen Schritten entgegen ging. Auch Geiler war seinem ganzen Wesen nach dieser reformatorischen Richtung zugethan, überall gibt sich sein Bestreben kund, die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche zu bekämpfen und für deren Ausrottung zu wirken, ohne daß er jedoch die Kirche selbst oder ihre Glaubenssätze zu erschüttern gesucht hätte. Während die Mystiker durch den Glauben zum sittlichen Leben führen wollten, suchte er dagegen durch Verkündigung einer gesunden und rei-

nen Moral für den Glauben wieder empfänglich zu machen, den er jedoch nicht in äußere Ceremonien und Andachtsübungen setzte, da er vielmehr ausdrücklich lehrte, daß diese nurbann von Werth seien, „wenn sie von innen haruß geordnet seien“.

Von seinen Predigten sind vorzüglich diejenigen berühmte geworden, welche er über seines Freundes Seb. Brandt's „Narrenschiff“^{*)} hielt; doch sind gerade diese am wenigsten geeignet, seinen eigenthümlichen Charakter als Kanzelredner zu eröffnen, da er dem Vorbild zu genau sich anschoß. In eben dieser Weise, wie über das Narrenschiff predigte er auch über des Albertus Magnus Buch „von den Tugenden“. Diese Predigten, welche er im Kloster der seiner geistlichen Leitung anvertrauten „Neuerinnen“ hielt, wurden von einer Nonne dieses Klosters aufgeschrieben und von Geiler selbst durchgesehen. Sie sind unter dem Titel „Der selten Paradies“ (1510) gedruckt erschienen und gehören zu den besten, da sie auch von den oben erwähnten Auswüchsen mit am reinsten sind. Die meisten übrigen seiner Predigten beruhen auf Allegorien, die er gewöhnlich aus dem täglichen Leben nahm. So gab ihm der Hase mit seinen verschiedenen Eigenschaften, die Jagd und Zubereitung desselben den Stoff zu einer Reihe von Vorträgen, die unter dem Titel: „Ein geistliche bedeutung des Haisins“ u. s. w. oder „der Hais im Pfeffer“ vereinigt sind. Als einst in Straburg ein Löwe gezeigt wurde, predigte er längere Zeit über „den heiligen Löwen“. In einer langen Reihe von Predigten vergleicht er den Christen mit einem Pilger, und dessen Ausrüstung, Saß, Stab und Mantel, Hut, Schuhe und Jehrgeßel mit Glauben, Hoffnung, christlicher Liebe, Geduld, Tugend u. s. w., worauf er eben so die verschiedenen Begegnisse des Pilgers mit dem menschlichen Leben zusammenstellt. Diese Predigten, „die christenlich pilgerschaft zum ewigen vatterland“ enthalten weit weniger Geschichten, Witzworte und Gleichnisse als die meisten übrigen, und zeichnen sich, wie durch Reinheit des Stils, so auch durch klare und bündige Auseinandersetzung der bedeutendsten religiösen Wahrheiten aus. Der Zug aus der Legende der heiligen Elisabeth, daß dieselbe in ihrem Elend sich mit Spinnen beschäftigen mußte, gab ihm den Stoff zu acht Predigten von „der geistlichen Spinnerin“. Als Gegenstück zu den Vorträgen über das Narrenschiff erscheinen seine Predigten über „das schiff der penitens oder des hails“, in welchem das „christenlich leben“ und dessen mannigfaltige Zustände mit einem Schiff, dessen Theilen und Ausrüstung und seiner bald glücklichen, bald stürmischen Fahrt verglichen wird. Es enthalten diese Reden bei vielen Auswüchsen viele neue, schöne und reine Züge über Kirche und Christenthum. Auf Verlangen seiner Zuhörer hielt er im Jahre 1508 eine Reihe von Predigten über das „Pater noster“ oder „Absegung über das gebette des Herrn“, in welchen er die reinsten und klarsten Gedanken über den Einfluß des Gebets auf den Menschen entwickelt. In 48 Predigten sprach er über die „Sünden des Mundes“; es sind dies treffliche Vorträge, in welchen er in meistens ernster und würdiger Sprache Lehren der reinsten Moral er-

*) Brandt war namentlich durch Geilers Vermittelung von Basel nach Straburg berufen worden.

theilt. Eine der schönsten ist die unten mitgetheilte, in der er gegen die Priester eifert, welche die Laster ihrer Zuhörer verschweigen.

Ueberhaupt ist Freimüthigkeit einer der hervorsteckendsten Züge in Geilers Charakter: was er für unrecht und unchristlich hielt, das tadelt er offen auf der Kanzel, mochte es die hohe Geistlichkeit oder die weltlichen Behörden betreffen, wovon uns die folgende Predigt einen Beweis gibt. Aber gerade dies verschaffte ihm beim Volke ein außerordentliches Ansehen, und machte es seinen Vorträgen um so zugänglicher, die bei der tiefen Menschenkenntniß, die er darin zeigte, bei ihrer ruhigen, klaren Entwicklung, und vornämlich bei der ganz volksthümlichen Haltung der Sprache eines großen Eindrucks nicht verschlen konnten.

Au dem sonntag Jubilate gepredigt von der XXV blattaren des Munds, vnd sagt vom vernünftigen zeul schweigen.

Die XXV blatter die die leiff, die einem menschen vff dem mund wachet in Inbidereta taciturnitas, vnd beschreiben vnd vernünftiges schweigen, wie ein mensch sich mag verführen im schweigen. Wann wie sich ein mensch mit vil schweigen mag verführen, also mag er sich auch verführen oder verführen mit vil schweigen, so er also sagt vnd redt nichts. Vnd als er biß her die ganz sachen habent gehört von mancherlei blattaren vnd namlich von xxiij. die einer vff dem maul gewinnt, also ist diese blatter die allerleiff, so man schweigt, wann man reden sollt. Dargegen ist ein blatter gewiesen, das man nit reden sol, so ist des schwadern zeul.

Run fragstu, was ist vernünftig schweigen? Was schades erwachet daruf? Vnd wie sol man diese blatter heilen?

Zu dem ersten hast du gefragt, was vnbescheiden oder vernünftig schweigen sei? Ich antwort kurzlich vnd sprich: Es ist dreierlei schweigen. Zu dem ersten so ist ein löblich schweigen: es ist, so ein mensch schweigt vmb eins güten ends willen, vnd das mag geschehen in dreierlei weg,

Propter

Manfuctudinem	Vmb tugenthafft willen
Facilitatem	Vmb der thorheit willen
Opportunitatem	Vmb schidung willen.

Zu dem ersten geschicht schweigen vmb tugenthafft willen. So einer merckt, wann er mit ein redt, daz der selbig ein klapperman ist, so schweigt er, den er möcht im nit gnüg antwort geben. Wan er ein wort redet, so muß er dreiffsig dargegen hören. Darumb spricht der weiß man: „Mit einem züngigen menschen soltu nit kriegem, du solt nit scheiter werffen in das feuer, dan ie me du wort woltest geben einem klapperer, ie me sich der krieg einflucht vnd grösser würt.“ Mit einem frumen man, der ein güte consciens hat vnd nit gern leugt, ist güt reden, dan er ist nit wider die gerechtigkeit. Aber mit einem klapperman kan niemant naber kumen; er leugt vnd streucht sich wider die gerechtigkeit vnd erbereit, also auch die fürsprech vnd solich büben völd thut: sie liegen eins vber daz ander. Darumb ist das ein löblich schweigen, so einer also ein züngigen menschen schweigt auß tugenthafft.

Es ist zu dem andern löblich, da einer schweiget auß seiner thorheit. Es ist, so einer sitzt bei weisen leuten, vnd er merckt, das er zu einfaltig vnder sie ist vnd generrisch, so kan er auß seiner thorheit nit zu den sachen reden; dan ließ er ein wort schiefen, so würt gemerckt sein thorheit: darumb so schweigt er, so er das nit weiß vnd nit geschickt darzu ist. Er hat der ding nit gepflogen, daßsalben vnderwint er sich der sache nit, die er nit gelernt hat. Daz schweigen ist vernünftig, da einer schweigt zu den dingen, die er nit gelernt hat. Wan ich welt reden in den rechten, damit die Juristen vmbgond, oder solt von der argenei reden, so stünd es mir vbel

an, dan ich wüß kein grunt in diesen künsten. Item wan ein Jurist wolt reden von der heiligen geschriff, das würt im eben anson, als wan ich welt iegerlich oder weibisch reden, vnd sprich: „Ich wil ein haßen schinden“, so ich doch solt sprechen: „Ich wil den haßen streifen“. Auch kan ich dem schümaker nicht sagen, wie er die schüh machen sol; ich sag im wol, wo sie mir zu eng sein vnd mich truden. Einem ieglichen menschen ist zeglauben in seiner kunst. Ein ieglicher redet von dem, das er gelernt hat vnd von denen dingen, damit er geschaffen hat. „Nemo mittat saleem in messem alienam.“ Niemand sol sein schel lassen in ein fremde ern. Es sol niemants von den dingen reden, darvon er nichts gelernt hatt, dan es stot ein gar übel an, so er alwegen wil reden von dingen, die er nit weiß noch erfahren hat. Dan so er lang redt, so ist es küris liris leret. Darumb was der selben selosen menschen seint, solich klapperer sein, die da hinein in ein sach reden, solich treff an, was es well, es sei erlogen oder war, das achten sie nit. Vnd mit irem schreien so geschweigen sie ein andern, der vileicht die warheit vnd den grunt aller Ding weiß, von denen sie reden. So spricht man dan: „Das ist ein gesell, der kan ein geschweigen.“ Die selben zeucht man herfür, damit got ieg die welt vmb. Man darff ieg kein reuter fragen, ob ein krieg recht oder vnrecht sei, dan es gilt in alwegen gleich. Aber frum vnd gelernt leut sol man fragen, ob es ziemlich vnd billich sei, das man krieg. Solich verflucht klapperer sprechen: „Alle Doctores sein nit eins pfenig wert, sie haben soliche Ding ir leben lang nie gesehen.“ Wie man aber den krieg angreifen soll, vnd wie man soll halten vff der haltstat, da muß man fragen die reiffigen, die köch vnd keller, den fütter meister, ob man das völd müg erziehen. Sehent, das verderbt vns, das wir in allen dingen kein vernunft wellen brauchen.

Zu dem dritten so schweigt ein mensch vernünftig, so es nit zeit noch stat hat zereden. Als man ich set in ein wirthshaus vnder andern leuten, vnd sie stengen an zereden von schamperen dingen oder von vleuschheit, als man dan thut; da ist es nit zeit, das ich red, dan ich möcht geschlagen werden, so ich einen ströfft. Er sprach: „Was get es dich an, was ich red?“ Aber wan er allein wer, vnd da ich meint, das er es fur güt von mir offnem, vnd ich sprich zu im: „Lieber gesell, du hast vnrecht gethon, laß es binstur vnder wegen!“ dan ist zeit zereden. Man muß nit an allen stetten vnd zu allen zeiten die warheit sagen. Darumb ist das ein böß argument, als da einer spricht: „Ich hab die warheit gesagt, darumb so hab ich recht gethon.“ Der weiß man spricht: „Es ist ein zeit zereden, vnd ist ein zeit geschweigen.“ Es ist ein zeit zereden, so man reden sol, so es zeit vnd stat hat vnd so es nuz bringt; dan so mag vnd sol ein mensch reden, aber so es nicht not ist, so ist es dan zeit geschweigen, da sol man an sich halten.

Procras ward einist gefragt von bösen schamperen dingen; er schweigt still vnd gab kein antwort daruff. Da sprachen sie, warumb er nit antwort geb, so er doch gelernt wer? Da sprach er: „Antwort zu dieser frag ist schweigen.“ Darumb wan es sich also begibt, so ist kein besser antwort, dan schweigen. Sehent ir nun, das ist das erst, darumb schweigen loblich ist, als da einer schweigt auß tugent, darumb daz der zorn nit grösser werd, oder das kein grösser vnglück dar uf kum. Vnd er schweigt darnach auß seiner thorheit, oder darumb, das er weder zeit noch stat hat, das man reden sol.

Das ander schweigen ist Taciturnitas mortalis, löblich schweigen; das ist ein blatter, die ein menschen erwürgt. Vnd solich tödlich schweigen geschicht in sechs weg:

Auß faulheit,	Auß vngeschicklichkeit,
Auß entrichtung des zorns,	Auß neid,
Auß hoffart,	Auß scham.

Zu dem ersten so ist schweigen tödlich, so ein mensch schweigt auß faulheit: es ist dann, da einer solt reden vnd redt nichts, als in den Prelaten, die da lassen hin-

yon das ihre vnderthonen nit kränzen; vnd sie schweigen
daz man ihre lieberlichkeit vnd auß faulheit. Ich mein die
prelaten vnd die oberen in zeitlichen vnd in geistlichen
dingen. Do der bischoff reden solt wider seine vnder-
thonen, so schweigt er; desgleichen der Dechan gegen de-
nen, die im zůssen. Also thůt auch der apt in dem
kloster gegen seinen münchen; dan so er die würffel leget,
so ist dem Conuent erlaubt zespilen. Item so die lie-
derlichen regenten schweigen gegen iren vnderthonen, so
sie mißhandelnd vnd allein ir sach daruff setzen, daz man
sich fůllet vnd der sedel vol daruon wirt; vnd so man
in sunst gehorsam ist, so fragen sie nit weiter. Sie
schweigen vnd lassen hingon, so man sündet vnd ebricht.
Wie wollen aber sie straffen, so sie selbst dar an schůl-
dig sein, vnd sie schweren die Gebrecher zűren. Wel-
cher wil aber den andern verrűgen? Der teuffel. Ueber-
sich du mir, so őrbersich ich dir; da strafft keiner den
andern: daz macht es, sie seint gleich als wol schůlbig,
als die vnderthanen. Das schweigen ist totfűnd. Also
get es durcheinander zű vnd farent also mit einander
den teuffel heim, vnd werden ewig verloren. Item wan
einer nit vrtelset nach dem, als in sein consienz lezet,
vnd weiřet, sunder den vorigen nach hottet, dan solt er
recht vrtel sellen vnd damit den selbigen ir vrtel vmb-
stořen, wan wolt er dan ein Sunstzeñner werden ober
ein Ammeřer? Das schweigen ist alles tůlich, vnd es
trifft an die prelaten von dem Papp oben abber biř vř
den Meřner, vnd von dem Keiřer abber biř vř den ar-
men birten.

Zű dem andern so ist schweigen tůlich auß vngesűd-
lichkeit, als wan du deinem gefűnd gestattest zűsűnden
vnd wilt es nit straffen. Du sprichst: „Es ist noch vmb
ein stertel iars zethűn, so wil ichs ein andres lassen
straffen vnd ziehen; es můcht mir bűřes nachreden.“
Nit also: du solt dich halten vor deinem gefűnd, das
sie dich mit der warheit nit kűnnen verflappen; du solt
sie straffen, dann thűstu es nit, so wűrstu theilhaftig
aller der sűnden, die du inen gestattest vnd es wol mo-
chtest weren.

Es ist zű dem dritten tůlich, da ein mensch schweigt,
auř entrichtung des zorns, hař vnd neids. Der groř
stekt dir in dem herzen, als da ist die vnordentliche en-
richtung, das du biřt vol zorns vnd biřt vol vnwillens;
darum so schweigstu still. Darum so es hergobt auß dem
grunde, so wűrt es totfűnd.

Schweigen ist tůlich zű dem vierden mal, so du ein
jebich schweigst vnd wilt dich damit rechen. Chriřtofo-
mus sprichet: „Wan du ein schlagen wilt, so lannstu
dich nicht bűt rechen, dan so du schweigst vnd nit zű im
redest.“ Es ist tůlich, als Thomas sprichet. Es ist, so
der man im haűs vmbget brumen, vnd niemant kan
nichts gűts an im haben. Er rebt me mit hunden vnd
sagen, dan mit der frauen oder mit dem gefűnd. Vnd
herwiderumb thűt die frau auch: sie murt, vnd ret
mit niemant, sie műř es dan thűn; vnd ob sie schon
redt, so geschicht es auß dem bűřen grunde des rochs,
vnd redt nichts auß anschlag der vernunft. Damit gat
man gemeinlich teglich vmb.

Zű dem fűnften so schweigt man auß hoffart. Das
ist, wenn einer wil gesehen sein wigh, so schweigt er,
daz man sol gebenden, er sei weis vnd man sol spre-
chen: Wie ist das so ein wigher mensch vnd schweigt
dazgű? Daz ist tůlich gesunde!

Nun zű dem sechsten, so ist schweigen vnrecht, als
wan man schweigt auß scham. Das ist, so einer in der
beicht solt reden, waz not wer, aber er schwigt. Es
waz ein brűder sancti Francisci orden; der selb wolt
schweigen halten; wan er beicht, so beichtet er mit deu-
ten vnd nit mit worten. Nun das kam santo Francisco
fűr; der sagt: „Es mag nichts gűts auß schweigen ku-
men.“ Es geschah auch, dan bald darnach luff der
brűder in die welt vnd volbrach vil vbel.

Zű dem letzten so ist ein schweigen, das heiřt Be-
nialis taciturnitas, teglich schweigen. Es ist, so ein
mensch nit schůlbig ist, zereben, es wer aber nűz vnd

gűntig; aber er schweigt auß fűrsichtheit; das ist teg-
lich sűnd, dan sein reden ist nit not gewesen. Die salt
fűr diře blatter ist, man sol anhangen got mit demut
vnd in bitten, das er vns helff, das wir nit irren.

Wř das ander, so du fragest: „Was schabes kump
aber daraűf, so ein mensch also vnvernűnfftiglichen
schweigt, so er reden sol?“ Ich antwurt: es bringet erř
grořer schaden:

Privationem multorum fructuum,

Beraubung grořer frűchten;

Mortem perpetuo luendam,

Den ewigen todt zű leiden;

Vindictam sanguinis effusi,

Koch des vergossenen blűts.

Der erst schab ist Beraubung grořer frűchten, die
ein mensch ablesen mag von seinem munde. Catho sprichet:
„Virtutem primam puto compescere linguam, Ich scűt
vnd mein, das es die erst tuget sei, da einer die zűng
geschweiget.“ Dann es ist fűrtwar nit ein klein ding, da
sich ein mensch vnderřst, sein zűng gemeinern vnd in
meiřerschaft gehalten, vnd ist ein tugent. Der ist aller
necřt got dem herren, der da kan wol schweigen. Darum
also vnvernűnfftiglichen schweigen bringet beraubung groř-
er frűchte. Ein mensch mag got loben, daz ist ein
frűcht; darnach mag er got danken vnd in anrűffen. Er
mag betten vnd beichten; verschweiget nun einer ding,
die er beichten soll, so wűrt er von der frűcht beraubt,
die von der beicht kűmpf. Darnach ist ein frűcht ab-
gebrechen, heiřsen straffen die laster vnd das vnrecht vnd
vestidlichen streiten fűr die warheit vnd widerřten der
bűřheit. Diřer frűcht beraubt sich ein mensch aller sa-
men. Darum seint wir geboren, daz wir got sollen
loben vnd im on underlař dank sagen vmb alle gűtřat,
die wir von im empfangen haben. Auch seint wir schůl-
dig vor got, einander zehelffen vnd in allen dingen bei-
stand zethűn.

Der ander schab ist der ewig todt. Nemlich die Ober-
sten, die da solten recht reben, recht vrtel sprechen,
vnd thűnd daz nit, daz ist inen der todt. Das haben wir
ein figur Grobi an dem xviii. ca., das got der al-
mewchtig gebot, wie der oberř priester becleidet solt sein,
so er in den tempel wolt gon zű dem ampt des dienens,
vnd was er an den selben kleidern haben solt; vnden
daran gloeden vnd schellen uff das, das er wűrt gehűrt
in dem angeřcht des herren, so er ein ober auß giez
in die heiligkeit, vnd solt nit sterben. Diře figur legt
auř Chriřtoffomus vnd sprichet: „Die kleider der őreren
seind nichts anderř, den erkerket vnd gerechtigkeit; die
sol von inen gehűrt werden, als die schellen, vnd sie
sollen reben die gerechtigkeit.“ Davon sprichet David:
„Deine priester sollen angelegt werden mit gerechtigkeit,
vnd das sol man hűren vnd sol außgeredt werden mit
worten.“ Wan das seint die kleider der oberen, da mit
sie her sollen schellen, als getreu biener gottes des
herren, also das sie mit den werden vnd mit den wer-
ten der gerechtigkeit von iren vnderthonen gehűrt wer-
den. Wo sein sie aber, da man mißhandelt wider got-
lich vnd chriřtliche gesaz, das sie darwider schreien vnd
prebigen? Wan prebigen die prebiger einist vnd schel-
len, das der artidel falsch sei, da man armen leuten
etwas besetzt vnd vermachet an dem todtet, welcher ar-
tidel man bez entwert vnd irret, das inen nit werden
mag? Vnd wan sagen sie, das die tůliche sűnden,
die solichs in halten? vnd wan schellen sie wider den
artidel, den man gelopt gehalten, vnd darnach vrtelset
vnd erenket, das man zweihundert gűbin, die etwan
den armen leuten vermachet sein, den erben sol lassen,
die doch vrbiz dar ein on genűdigt verwilliget vnd ge-
holten honb, dz die selben seint schůlbig ein widererř
benen, das vermachet ist worden, oder sie műgen nűmer
selig werden? Wann schellen darnach die prebiger ein
mal, daz man von inen hűrt die gerechtigkeit, daz die,
die da solich Artidel schweren gehalten, ein meined
schweren? (vnd sie seint meinedig, dan sie seint eckent-
lich wider das heilig Euangelium) vnd das der das nit

behalten mag dem da das zuerlant würt? Die selben
 prediger förchten, sie erzürnen dich, vnd das ir seel
 des entgelten müß: darvon so sprechen sie zu dir: „Ge-
 nab her, genab her!“ Solich schweigen ist todtünd!
 Es wer nit zeachten, das die, die solich artidel machen
 vnd off sagten allein verbürben; dan die selben müß
 man in die schang schlahen und daran wagen. Aber alle
 die, die darnach vrteilen, handelen vnd sich des gebran-
 chen, die verderben vnd verfaren und dar durch verfert
 ein ganz gemein. Sol man da schweigen? Vnd ob du
 sprichst: „Es ist nit ein gemeiner nutz, als du es für
 wendest“, ich antwort dar off, das ir daran irrent vnd
 ist falsch. Dese artidel haben keinen grundt, vnd ist
 nit der nutz vnd die eer der stat, da man dan solich
 vnchristenliche ding handelt, es sei hier oder an andern
 enden. Man solt darein spreuen. Wsch! Ich acht nit,
 das du mich iesz etod schleichst, oder du sprichst, man
 solt mich ertrenden. Was ist das geredt? Detend ir
 aber eins, als ander stett thünd, vnd süchtent gelert,
 güt, frum leut, vnd citierent mich, zu verantwurtten,
 das ich gesagt hab, vnd sprichst dan zu mir: „Das vnd
 daz hastu geredt; nun wollen wir hören, ob du daran
 recht oder vnrecht hast gesagt“; könnst ich mich dan nit
 verantwurtten, oder ich hett vnrecht, so wolt ich mich
 lassen weisen. Das wolt ich gern, vnd ich beger nit
 mer, dan man thü es.

Der drit schab ist Nach des vergoffnen blüts. Wan
 das blüt der vnderthonen würt vermüßet, vnd gott wirt
 daz blüt auß den henden irer oberen forbern. Sprach
 der her zu dem propheten Daniel: „Ich hab dich geseht
 zu einem güder, wan du schist, das daz schwert kumpt,
 vnd du dan hürneß vnd schreiest vnd warneß das völd;
 wer sich dan verseumt, der hab im den schaden. Schweigstu
 aber, vnd sie verfaren, so wil ich das blüt von deinen
 henden vorberren.“ Das blüt der vnderthonen wirt got
 der almechtig vordern von allen denen, die da oberkeit
 haben in geistlichen oder in weltlichen stenden, deren,
 die sie versürt haben auß lieberlichkeit, vnd schweigen zu
 iren sünden vnd lasteren. Darumb hab ich euch diße
 ding gesagt in warnungßweiß vnd niemants zu schmach
 oder zu schanden, das mir vnd ein jeglichen prediger
 zethon besollen ist von gott dem allmechtigen. Vnd ich
 hoff, er werd eurer blüt nit auß meinen henden for-
 bern an dem iüngsten tag; wan ich hab das mein ge-
 thon, vnd ich wil mein hend waschen. Ich hab nun
 euch die geprebigt vnd gehürnt xxviii. iar; vnd mani-
 cher sücht in zeitlichen dingen vppig eer, vnd er wagt
 leib vnd leben daran als in einem krieg: warumb wolt
 dan nit einer leib vnd leben wagen, die warheit gesa-
 gen vnd die gerechtigkeit zu beschirmen vmb ewiger gü-
 ter willen. Davon ist das nicht geredt, das du sprichst,
 man solt in ertrenden; ein ieglicher büß kan das auch.
 Ich bin iesz off dem Palmtag alt worden sechzig iar,
 vnd waz ich lenger leb, das ist eitel gewin: ich müß
 doch sterben. Aber ich halt, das die beichtiger, die dich
 absolvieren, leger seint. Vnd so du also zu dem Sa-
 crament gast, bist auch ein leger. Ich glaub nimmerme,
 daz ir christenleut seint, vnd ob schon etlich frum seint
 (als mir dan nit zweiffelt), denen solich artidel, die da

zu dem merern teil falsch seint, nit gefallen. Also hondt
 ir die drei schäden, die da einem ieglichen menschen er-
 wachsen auß dem vnuerntüfftigen schweigen, da man
 reden solt vnd es nit thüt.

Zu dem dritten so gehören dri stück in die salben,
 damit man diße blatter heilen mag. Das erst ist Grem-
 plum Christi Ihesu; das ander stück ist ein stark ge-
 bet, das man offüren sol zu got dem herren, vnd es ist
 das aller nötigst; das drit, das darein gehört, ist salz.

Das erst stück ist das Gempel Christi, der da stünd
 vor Annas, der in vil fragt von seiner ler vnd von sei-
 nen iüngern. Da antwort der herr im: „Ich hab of-
 fentlich geredt der welt, ich habe alle zeit gelert in der
 Synagog vnd in dem tempel, dahin alle Juden gesa-
 men kumen; in geheim hab ich nicht geredt. Waz fragstu
 mich? Frag die es von mir gehört hond, was ich mit
 in geredt hab, die wissen, was ich hab gesagt.“ Gehent
 da, wie frey der herr geredt hatt wider den alten Bi-
 schoff, vnd er hat nit geschwiegen, da es not was zu
 reden; er gab nicht vmb in. Das hat auch gethon
 sanctus Bernharbus, der da scharpff geschriben hat wi-
 der den Papt; desgleichen auch sanctus Chrysostomus
 wider die keiserin. Das sol ein menschen frisch machen,
 die warheit zu beschirmen vnd nit geschweigen, so es
 not ist zereden.

Zu dem andern so gehört in die salb andechtig ge-
 bet zu got dem herren, vnd das ist dir aller nötigst, daz
 du gott bittest, dir ze geben, das du redest vnd schwei-
 gest, wann du das thon solt. Sprich mit David: „Her,
 du wellest segen die hüt meinem mund vnd die thür mei-
 ner leffen.“ Er bat nit vmb ein mauer; dan so ein
 mauer vor dem maul wer, so kint man nit reden; sun-
 der er batt umb ein thür, die dan off vnd zu gat. Mit
 soll das maul alwegen offen sein, sunder so es not ist
 zereden, so soll die thür offgon; wan es aber nit not, so
 soll der mund beschlossen bleiben. Vnd daz müß ein
 mensch erlangen durch demüt vnd durch sein gebet; wan
 es kan niemants recht thün, es kan auch niemants er-
 barlich thün, got müß es im geben. Darumb soltu in
 treulichen bitten, so gibt er dir das auch.

Zu dem dritten, so müß man salz in die salben ha-
 ben. In dem winter hendt man daz fleisch hin auß, daz
 es gefrier vnd müß werd, vnd man darff es nit salzen;
 aber in dem Summer hendt man es in dem keller vnd
 salzet es vor. Solt man es heraus an den lufft henden,
 als in dem winter, so verdürb es, vnd wüchsen würm
 darin. Also die zung müß man in dem keller behalten
 vnd salzen mit dem salz der bescheidenheit des schwei-
 gens. Dan ein priester, so er ein kindt einsetzt, so legt
 er im salz off die zung vnd spricht: „Nim hin das salz
 der weißheit“ zu einem zeichen, so die zung nit gesalzen
 ist, so würt sie bald zerstoßen von den würmen, die
 darin wachsen. Darumb laß sie in dem salz ligen, vnd
 thü sie etwan heraus in dem winter; daz ist, du solt
 reden, wan es not ist. Vnd also ist salz das drit, daz
 in die salben gehört des vnuerntüfftigen schweigens,
 das ist, daz man bescheidenheit darin sol haben, also, wan
 es not ist, daz man red oder schweig.

Auf vielseitigen Wunsch wird dem ersten Band der Literaturgeschichte ein Wörterbuch beigelegt, dem wir einige Bemerkungen voranschicken.

Es gibt kein besseres Mittel, sich das Verständniß der älteren Sprache zu erleichtern, als laut zu lesen, weil sehr viele Formen, welche in der Schrift dem Auge fremd erscheinen, dem Ohre bekannt und verständlich tönen. Dann muß man sich mit dem gegenseitigen Verhältnisse der Laute in der älteren und neueren Sprache vertraut machen; wir fassen die wichtigsten Punkte kurz zusammen: (mhd. = mittelhochdeutsch; nhd. = neuhochdeutsch; nd. = niederdeutsch; ndr. = niederheinisch)

- 1) Mhd i entspricht dem nhd. ei, z. B. win, Wein.
- 2) " ü " " " au, z. B. hūs, Haus.
- 3) " ou " " " au, z. B. boum, Baum.
- 4) " uo entspricht dem nhd. u, z. B. buoch, Buch.
- 5) " iu entspricht dem nhd. ie, eu, au und äu, z. B. tiuſe, Tiefe; viuhte, Feuchtigkeits; vlunge, fliege, flug; biuwe, baue; miuse, Mäuse.
- 6) " üe entspr. dem nhd. ü, z. B. küene, schön.
- 7) " (öfter) ai, æi entspricht dem nhd. ei = gemain, gemein; hæiz, heiß.
- 8) " v entspr. dem nhd. f, z. B. vorhte, Furcht.
- 9) " z entspr. dem nhd. s, ß, z. B. daz, das; daz, daß.
- 10) " sl, sw entspr. dem nhd. schl, schw, z. B. slac, Schlag; swin, Schwein.
- 11) " w entspr. öfter dem nhd. b, z. B. verwen, färben.
- 12) " hentp. dem nhd. ch, z. B. wehsel, Wechsel.
- 13) " (öfter) c entspr. dem nhd. k, z. B. cirkel, Kirel; eit, Zeit.
- 14) " (oft) ch entspr. dem nhd. k, z. B. chlein, klein.
- 15) " (öfter) ph entspr. dem nhd. pf, z. B. phluoc, Pflug.
- 16) " (öfter) v entspr. dem nhd. b, z. B. heven, heben.
- 17) " dw, tw entspr. dem nhd. zw, z. B. dwingen, zwingen; twanc, Zwang.

Außerdem ist noch Folgendes hauptsächlich zu merken:

- 1) Das Dehnungszeichen h des Nhd. fehlt im Mhd. ganz, z. B. nemen, nehmen; lam, lahm.
- 2) d erscheint im Auslaute stets als t, z. B. lant, Land, dagegen landes, des Landes, sowie
- 3) g immer als c (k), z. B. tac, Tag; Gen. tages.
- 4) s vor Substantiven im Genit. ist öfter s. v. a. des, z. B. smorgens, des Morgens.
- 5) ne vor Verben bezeichnet die Verneinung, die aber außerdem beinahe immer noch durch ein anderes Wort ausgedrückt wird, z. B. ich nemac, ich mag nicht; sehr häufig wird es dem vorgehenden angefügt, z. B. ichne vernam, ich vernahm nicht, und dann erscheint es öfter als bloßes n, z. B. ichn wolde niht, ich wollte nicht; sin nement, sie nehmen nicht.
- 6) en ist dasselbe, z. B. si enkam, sie kam nicht, oder, getrennt geschrieben, da en kumt nieman in, da kommt Niemand herein. Es lautet auch iu, z. B. ich inwil nimmer, ich will nicht mehr.
- 7) ge vor Verben ist oft bedeutungslose Vorsylbe, z. B. gerouken, rauchen; oft verstärkt sie den

Begriff des einfachen Worts, z. B. geleben, er leben.

8) Dieses ge wird oft mit nachfolgendem Vokal verschmolzen, z. B. gezen = ge-essen, essen; girren = ge-irren, stören, so wie es auch vor Consonanten häufig zum bloßen g wird, z. B. glouben statt gelouben.

9) Statt ge steht oft gi, z. B. giheilen, heilen.

10) Eben so geht be oft in bi, er in ir über, z. B. bisaz = besaz, besaß; biruunin = beruunen. beneht; irwecken = erwecken, aufwecken.

11) Die Endung e oder en bildet Adverbien z. B. bescheidenliche, bescheidenlichen, auf bescheidene Weise.

12) Die Endung ec oder ic, im Genit. iges, entspricht dem neuhochdeutschen ig, z. B. ledec. Gen. lediges, ledig; heilic, Gen. heiliges, heilig.

13) Die Endung ere entspricht dem nhd. er, z. B. lügenere, Lügner.

14) z am Anfange eines Worts ist häufig das verkürzte zuo, ze, z. B. zeiner, zu einer; zeren, zu Ehren; zir, zu ihr; manchmal wird auch das zuo noch vorgesetzt, z. B. zuo zir.

15) Kleinere Wörter werden oft an vorgehende angelehnt und zugleich meistens verkürzt; so erscheint

a) s am Ende der Wörter statt si, z. B. scheides = scheidet si, auch statt es, z. B. ers = er es, er dessen; hetes = hete es, hätte davon.

b) u, u, am Ende der Wörter für du, z. B. wænestu = wænest du, wiltu = wilt du.

c) r statt er, z. B. dar = da er, sander = sande er, sandte er.

d) z statt ez und daz, z. B. erz = er ez, daz = du daz.

e) n statt in, z. B. ern = er in, er ihn und er ihnen.

f) d statt diu, z. B. dāventiure = diu äventiure, die Geschichte.

g) ez statt daz, z. B. durchez mos = durch daz mos, durch den Sumpf.

h) st statt ist, z. B. mirst = mir ist.

i) Außerdem werden noch ohne Verkürzung ich, er, ez, es, im, ime, in, ir und iu an das vorhergehende Wort angelehnt, z. B. gibich = gibe ich, gebe ich; mit urlouber schiet = mit urloub er schiet, gibiu = gibe iu u. f. w.

16) Die Infinitivendung en lautet nach Präpositionen enne, z. B. ze lebenne.

17) Bei Adjectiven ist die Endung iu a) Rom. Einz. weibl. Geschlechts blindiu vrouwe, b) Rom. u. Acc. Mehrz. sächl. Geschlechts blindiu kint.

Uebrigens sind zur Erleichterung des Verständnisses nicht nur die meisten angeführten Formen, sondern auch alle die nicht hier berührten, namentlich die vom Neuhochdeutschen abweichenden Verbalformen, in ihrer alphabetischen Reihenfolge in das Wörterverzeichnis aufgenommen worden.

A.

ä, Ausruf; oft andern Wörtern nachgehängt, meist einem Imperativ (bekërä, hackä, hilfä, hörä, leschä, snitä, swerä, wachä), dann nach Substantiven mit imperativ. Bedeutung (spe-rä) und endlich nach Interjectionen (ahä, eyä, neinä, wafenä).

ab, f. abe und aber.

abbet, Abt.

abbrecher, der den Leuten vorenthält, was ihnen gebührt.

abe, 1) *Präp.* (mit *Dat.*) von, von — her, herab von, weg von; 2) *Adv.* ab, herab, weg (där abe, davon); abermals.

abegän, herunterkommen.

äbent, Abend.

äbentimmez, Abendessen.

aber (abr, abe, ave, aver), 1) *Adv.* abermals, wieder; 2) *Conj.* aber.

abestelle, April.

abetuon, losmachen, befreien; sich abetuon, entfangen.

abevallen, aufhören; sich versieren.

abgefaumt, abgefeimt, versäumt.

abiss, abyss, Abgrund.

abgot, Götze.

abnemen, Jemanden von einem Dinge abbringen.

äbnt, Abend.

abrechnen, abbüßen.

abvallen, abfügen.

achs, f. ahs.

acht, f. aht.

adale, adele, Adel.

adamant, adamas, Diamant.

adebär, nd., Storch.

adelar (adalar), Adler (als des Kaisers Zeichen auch der Kaiser selbst).

ädem, Athem.

adir, nd., aber, nur.

af, aff, nd., ab.

afsggain, ndr., verweigern.

afsgnagen, nd., abgenagt.

aflät, nd., Ablass.

afspreken, nd., absprechen; aussprechen, versagen.

afslain, ndr., abschlagen.

afstygén, nd., herabsteigen.

afterreif, Schwanzrieme.

afterriuwe, Nachreue.

afterwege, hinweg; gemäß.

afwesen, nd., Abwesenheit.

afwinnen, nd., abgewinnen.

agelster, aglister, Elster.

ägraz, Stachelbeersaft.

aha, Wasser, Fluß.

ahsel, Achsel, Schulter (Dat.).

Pl. ahsilun, den Achseln).

ah, ahte, achte, Achtung,

Beachtung, Ueberlegung, Meinung; Zustand, Eigenthümlichkeit, Art u. Weise; Stand, Geschlecht.

ah, ahte, achte, Acht, Bann,

ah, ahte, acht.

ahtede, der achte.

ahten, achten, beachten, überlegen, erwägen, schätzen, beurtheilen.

ahten, achten, achten, verfolgen.

ahzec, achtzig.

äigencleichen, genau.

änic, beraubt, ermangelnd.

aichter, ndr., hinter, nach.

ain, ndr., ohne.

äislich, schrecklich, fürchterlich.

akesstil, Artstil.

äkust, Schlechtigkeit, Bosheit, Falschheit.

al, all, jeder, ganz (all dahinten, ganz hinten).

al, nd., als ob, obgleich, wenn auch.

alb, neidischer, boshafter Geist, Alp.

alblöz, ganz nackt.

alde, oder.

aldentac, alle Tage, jeden Tag.

alder, all der; aldie, alle die; aldiz, alles dieses.

alder, Altar.

aldir, nd., Alter.

alefauz, Betrug, Hinterlist.

aleine, 1) nur; 2) obgleich.

allegader, nd., alle zusammen.

allent halven, allenthalben.

allent wes, nd., alles dessen.

allerdink, nd., in der That, allerdings.

allerverrist, so weit als möglich.

allet, allit, nd., alles.

alleu, alliu, alle.

allez, immer, immerfort.

almahtic, allmächtig.

Almân, Deutscher.

almeistic, zum größten Theile.

almuosen, Almosen.

almuosenære, Almosengeber.

Almosenempfänger.

alrèrst, alrest, zu aller erst; kaum einmal.

in alrichte, gerades Wegs.

alröt, durchaus roth.

alrötguldin, ganz von rothem Gold.

als, so, also, wie, als, wenn, als ob.

alsam, ganz so, eben so, so wie.

alsanfte, ganz gemacht.

alsér, wie er.

alsus, eben so.

altär, alter, Altar.

alten, alt werden.

alters eine, allein (mutterseesinnlein).

althér, alter Mann.

altissimus (lateln.), der Höchste = Gott.

altiohant, nd., sogleich.

altzemail, ndr., allzumal.

al umbe, rings herum.

älwære, ganz wahr.

alwære, albern, einfältig.

alwaltic, allgewaltig.

alz, alles,

alz, wie, als wie.

alzan, immerdar; eben noch, jezt.

alze, allzu.

ambacht, ambet, Dienst, Beruf, Pflicht; Amt, Geschäft.

ambocht, ndr., Gilde, Zunft.

ame, an dem.

ämer, Ambra.

amie, Geliebte.

amis, Geliebter, Freund.

amme, an dem.

ammeister, Bürgermeister.

ammet, Amt.

ampære, ampäre, das Aussehen, Ansehen, Zeichen.

amt, ndr., Gilde, Zunft.

an, ane, an, auf, in, von, mit, bei.

än = äne.

anbägen, scheften, anfahren.

anelichen, sorglich.

andacht, nd., Absicht.

andäht, Gedanke, Andenken, Erinnerung, Andacht.

ande, Eifer, Zorn, Unlust, Verdruß; ande tuon (antun), Einem Beethun, schmerz-

lich fallen.

anderhalp, nd. andirhalp (in andirhalp), andersseits.

anders, Adv., sonst, außerdem.

anderstunt, zum zweiten Mal.

anderswä, anderswo.

anderswar, anders wohin.

anderwerbe, abermals, wieder, nochmals.

andrepende, nd., betreffend, bezüglich.

ane = an.

ane, Großmutter.

äne, än, ohne.

aneboz, Amboß.

ane gän (gèn), nahen, angreifen; anfangen, unternehmen.

anegenge, Anfang, Aufgang.

anegin, Beginn.

anehanc, Anhänger.

anchou, Gen. anehouwes, Amboß.

anelich, ähnlich.

änen, berauben; sich entäußern, verzichten, aufgeben.

anendelickeyd, nd., Trägheit, Gleichgültigkeit.

äne stân, nicht haben.

âne tuon, freimachen.
 anevân, anfangen, angreifen, betreiben.
 anevanc, Anfang.
 angân = anegân.
 ange, 1) Stachel, Angel; 2) Thürrangel.
 ange, ernstlich, ängstlich — enge, zierlich, klein.
 âi angeburten, sie kamen zu.
 angefretzt, zu Ende gefressen.
 angel, Stachel, Angel.
 angeleit, angelegt, belegt.
 (si) angeruorten, (sie) rührten an.
 angeslich, angestlich, ängstlich, Angst erregend, fürchterlich.
 angespiwen, angespeit.
 angest, Besorgniß, Angst.
 angesthaft, in Gefahr befindlich.
 an gewinnen, abgewinnen.
 angil = angel.
 ânich, beraubt.
 aniz, an daß.
 ankêren, angreifen.
 anligen, anliegen, beruhen auf.
 anplarren, anstehen.
 anreysen, ndrß., anheßen, aufheßen.
 anschnawen, anschnauzen.
 an scouwen, anschauen.
 an sên, ansehen.
 ansihtlich, sichtbar.
 ansmieren, anlackeln.
 ant = en, f. d.
 ant, Schmerz, Sehnsucht.
 ânt, nd., Ente.
 antfang, Empfang.
 antheiz, Verheißung, Gelübde.
 antlâz, Ablass, Verzeihung, Erlass.
 antlihte, antlûhte, antlûte, Antlig.
 an tragen, anstellen, zu Wege bringen, leisten, ordnen, bringen; an sich tragen.
 he antwarde, antwerte, nd., er antwortete.
 antwurt, antwürte, nd. antwôrde, Antwort.
 antwurten, antworten, übergeben, überantworten.
 anzûchen, anziehen; besprechen, von Etwas reden.
 (si) anvât, (sie) fängt an.
 anvehunge, Ansechtung.
 ap = ab.
 ape, nd., Affe.
 ar, Vorstufe = ur, f. d.
 ich ar, ich pflüge.
 arc, arg, schlimm, larg.
 arc, Gen. arkes, Geldlasten, Schacklammer.
 arcspreche, Versäumer.
 arcwân, Argwohn, Verdacht.
 arebeit, Bemühung, Noth.

arge, Rargheit, Bosheit.
 argen, larg sein, schlecht, schlimm werden.
 arin, abtermäßig.
 arke, Kasten, Archen.
 armen, arm werden.
 arn (Dat. Pl.), den Ablern.
 arn = arm, arm.
 arn, pflügen, adern.
 arnen, ârnden, verdienen; entgelten, hüßen.
 arzât, Arzt.
 arzenie, Arznei.
 aschman, Küchennecht.
 âsen, ein As wittern.
 atzel, Ester.
 atzen, zu essen geben.
 aube, o weh!
 auffentleunt, aufgethaut.
 auffgecloben, gespalten, zerpalten.
 aufgehoppfen, hüpfen, aufspringen.
 Augustein, Augustiner.
 ausderkorn, ausseroren.
 ausderwelt, ausermählt.
 ave = aver.
 âventiure, âventûre, 1) Abenteuer, Wagniß; 2) Erzählung eines Abenteuers (oft personificirt).
 âventiurære, der auf Abenteuer auszieht, auch Kaufmann.
 âventiuren, auf Abenteuer ausgehen, auf geradewohl versuchen.
 aver, aber, wieder.
 aver, nd., über.
 averlût, nd., überlaut.
 avermoet, nd., Uebermuth.
 averwinnen, nd., wiedergewinnen.
 âvoy, schau!
 er az, aze, er aß; si âzen, sie aßen.

B.

Bâbes, bâbest, bâbst, pâbest, Pabst.
 bâc, Gen. bâges, Jant, Streit.
 bachen, baden.
 bade, Vorthell, Nutzen; ez kumet allez wol zu baden, es geht Alles gut.
 bade, nd., Vote.
 bâgen, streiten, janken, schelten.
 bâht, Rog, Pfüge.
 baich, ndrß., Bach.
 bayssen, beizen, jagen.
 er bal, er boll.
 er bale, balch, er schwoß auf.
 balde, 1) Adj. kühn, tapfer, muthig; schnell; 2) Adv. sehr; alsbald, sogleich.
 baldeke, baldekin, seidenes Zeug von Balda.

Baldewin, Name des Kaisers.
 Thierepos.
 balt = balde.
 baltenære, Pilger, Landtänzer, alter Sünder.
 baltheit, Kühnheit.
 baltliche, kühnlich; schnell, eilig.
 ban, Gebot, Aufgebot; Bann.
 bane, ebener Platz, Bann.
 banekie, Ergözung, Bankett.
 baniere, Fahne, Banner.
 banneyr, ndrß., Banner.
 bannehere, nd., Bannerherr.
 bant, Band; Fessel — Kerkschmud.
 bar, nackt, bloß; (mit Gen.) er mangelsind, entblößt, beraubt, frei.
 ich bar, ich gebar, vgl. bern.
 barât, Betrug.
 er barc, er verbar, schloß ein.
 bare, nd., Bär.
 bâre, Bahre.
 barellin, Flasche, Käschen, Gefäß.
 bæren, tragen, bringen, machen.
 bârkel, kleiner Rachen.
 barme, Erbarmen.
 ez barmet mir, es erbarmt mich.
 barmekeit, Barmherzigkeit.
 barmunge, Erbarmen.
 barn, Kind, Sohn.
 barte, Streiftag.
 bartoht, bärtig.
 barvuozer, Barfüßer.
 bast, Rinde; Haut des Hirsches.
 das Abhäuten derselben (nibt ein bast, gar Nichts).
 bat, Bad.
 bate, nd., Gewinn; Nutzen.
 Hülfe; to bate kommen, nützen.
 zum Heil gereichen.
 battelle, Schlacht.
 baz, besser; ie baz unde baz, je mehr und mehr.
 be — Berspße, gleich dem Neuhochdeutschen.
 bech, Pech.
 die beche, die Bäche.
 bechelin, Bächlein.
 bechèren, wenden, belehren.
 bechumbert, bekümmert.
 bedacht, bedekt.
 bedâht, bedacht, vorfichtig; mit bedâhtem muote, mit Bedacht.
 be daz, bis, indem.
 bede, nd., beide.
 bede, nd., Bitte.
 bedechen, bedecken.
 bedevart, nd., Wittgang, Baldfahrt.
 bedegedingen, nd., zuertrennen, ausmachen.
 beden, nd., bitten, beten.
 bederbe, nütze, gut, wider.

bederben, brauchen, benutzen.
he bedersede, *nd.*, verdarb, machte verderben.
bedinem, bei deinem.
bediuten, erklären, deuten, beschreiben, darstellen, bedeuten.
bedragen, *nd.*, anlagen.
mich bedræget, es wird mir lästig, es schmerzt mich.
bedreven, *nd.*, betriebe.
mich bedriuzet, mich verdriest.
bedrovet, *nd.*, betrübt.
es bedröz, es verdross, fiel mir zur Last.
mich oder *mir* bedühte, mich dünkte.
bedüren, *nd.*, reuen.
bedwank, *nd.*, Zwang, Gewalt.
bedwingen, bezwingen, bedrängen.
se besil, *nd.*, sie gefiel.
si besulhen, sie empfahlen.
begageneu, angehen, ansprechen.
begân, *begên*, umgehen mit Etwas, thun, unternehmen, treiben, ausführen, begehen; — einen *begân*, beschleichen, beikommen.
begân, *Part.* gethan, begangen u. s. w.
si begânt, sie begehen, thun u. s. w.
begarwe, ganz u. gar, durchaus.
begeben, aufgeben, ablassen, unterlassen, verzichten.
begegene, entgegen.
begein, Beginne, Minoritennonne.
er begeinte, er begegnete.
begern, begehren; begernde, beghrend.
begetten, sorgen.
si begondin, sie begannen.
her begorle, *nd.*, versuchte, unternahm.
ez begöz, es benehte.
er begreif, er rührte an, ergriff.
begrifen, erfassen, ergreifen, anrühren.
begriffen, erfasst, ergriffen.
ich begunde, ich begünne.
begurten, umgürten.
behaben, behân, festhalten, behalten, erhalten, behaupten.
behalten, behalten, aufbewahren.
beheften, anschließen, umstricken, anseffeln.
ez beheit, er begagt.
behept, festgehalten.
behern, berauben.
behernten, erringen, erzwingen — betreten.
he behilde, *nd.*, er behielt.

behöde, *nd.*, behüte.
behoirde, *ndrh.*, gehörte.
er behuop, er erhielt, bezehrte.
er behuot, behütete.
behüsen, beherbergen.
beiden, beiten, warten, harren.
beinen, weinen.
beinzigen, einzeln.
beirg, Berg.
ich beiz, ich wartete.
ich beiz, ich biß.
beizen, jagen, baizen.
bejac, Erwerb, Gewinn.
bejagen, erringen, erwerben.
bejehen, versichern, zusagen, bejehen.
bejeit, erjagt, erworben, gewonnen.
er bequam, er kam her.
bekant, erkannt, erfahren.
bekantnuß, Beschluß.
bekennen, erkennen, kennen lernen, kennen.
bekêrâ, bekehre dich.
bekêren, wenden, umkehren, bekehren, sich bessern; sich bekêren, genesen.
beklagen, verklagen, anklagen.
ich bekleip, ich blieb fest.
bekliben, Wurzel fassen, wachsen; liegen bleiben, fest bleiben; *bekliben*, liegen geblieben.
bekomen, begegnen.
bekomern, bekümmern.
bekorn, fühlen, erproben, versuchen, erfahren.
bekorunge, Versuchung.
bekumbert, bekümmert.
er belac, er schloß ein.
belangen, verlangen, gelüsten.
belangen, allmählich, nacheinander.
belde, Kühnheit.
beldiste, auf das Schnellste.
er beleip, belaip, er blieb.
beleiten, bileiten, geleiten, begleiten, schützen.
he belêp, *nd.*, er behielt, hielt auf.
beliben, bleiben.
belz, Pelz.
benachten, benahten, übernachten.
benamen, fürwahr.
bendec, *Gen.* bendiges, gebunden, unterthan.
benemen, wegnehmen.
benügen, zufrieden stellen, genügen.
ber, Bär.
ber, Beere.
bêr, kleines Fischekneß.
berâten, helfen, unterstützen; raten, anrathen; wol berâten

wesen, wohl verathen sein, klug sein.
berch, *nd.*, Berg.
berchfride, (befestigter) Thurm, Warte.
bercht, glänzend.
bereden, besprechen, behaupten, bekräftigen.
beregenen, beregnen.
bereiten, bereit machen, zählen, zählen; er bereite, er bezahlte; ul bereiten, hinaufschaffen.
beren, schlagen.
bereitschaft, Aufzug, Bereitung, Geräthschaft.
birechta, geordnet, eingerichtet, bestellt.
berhaft, fruchtbar.
beri, Beere.
berichten, einrichten, zurichten; bekehren, benachrichtigen, sich berichten, sich bereiten.
berille, Bernill.
beriten, erreiten.
beriusen, trauern, beklagen.
beriuwen, gereuen.
berke, *nd.*, Birke.
berlin, kleine Perle.
bern, tragen, gebären, erzeugen.
bern, schlagen, treten, betreten, gebrauchen.
Berne, Verona.
bernend, brennend.
berouben, *nd.* beroven, berauben.
er bert, er schlägt; er berte, er schlug.
berüeren, berühren, anfassen.
beruochen, sorgen, sich annehmen, versehen.
berüsten, ausrüsten.
besachen, versehen.
besagen, berichten.
besamen, zusammen.
besamenen, versammeln.
besander, beschickte er, schickte er nach.
besant, herbeigeheißt, herbeigerufen.
he besat, *nd.*, er besaß.
er besazte, er besetzte, umstellte.
besceden, *nd.*, beschieden, bestimmt.
bescermen, *nd.*, beschirmen.
beschätzen, brandschätzen.
beschauern, beschauern, beschützen, beschirmen, behüten.
beschehen, widerfahren.
bescheiden, zutheilen, mittheilen, erklären, benachrichtigen; scheiden, sondern, entscheiden.
bescheiden, *Adj.*, verständig.
bescheidenheit, richtiges Urtheil, Verständigkeit.
bescheidenlich, beschei-

denlichen, verständig, vor-
 sichtig.
 bescheinen, offenbaren, zei-
 gen, beweisen, erzeugen.
 bescheln, schälen.
 beschelten, schelten.
 beschermen, nd., beschützen.
 beschern, scheren.
 beschern, zutheilen, zu Theil
 werden lassen.
 beschneiden, kleiden, beklei-
 den.
 beschouwen, beschauen, sehen.
 er beschre, er beklagte, be-
 jammerte.
 beschreiben, schildern, erzäh-
 len, beschreiben.
 beschrien, ausrufen, schmä-
 hen; beklagen, beweinen.
 du beschuiff, du erschuffst, mach-
 test.
 beschulden, Schuldner wer-
 den, verdienen.
 besecht, nd., beschuldigt.
 besehen, untersuchen, erproben.
 beseme, Wejen.
 besenden, kommen heißen, nach
 Jemandem schicken.
 besengen, versengen.
 besetzen, worauf richten, auf-
 erlegen, umstellen.
 besezen, belagert; besezen
 sin, festsetzen.
 besich, besiche.
 sich besinnen, den Sinn wor-
 auf richten, nachdenken.
 besitzen, sitzen auf, besitzen;
 besetzen, belagern.
 beslagen, eingeschlossen.
 er besleif, er entwich.
 beslihten, gerade machen.
 beslozen, verschlossen.
 besnaben, nd. besneben,
 wankeln, straucheln, fallen.
 besniden, beschneiden, bilden.
 besniget, beschneit.
 besniten, beschneiden; wol be-
 sniten, zierlich.
 besorgen, anordnen, rüsten;
 besürchten.
 besperren, versperren, ver-
 schließen.
 bestackt, nd., festgesetzt.
 bestaden, bestaten, ver-
 mählen, ausstatten.
 bestaht, bestecht.
 bestæten, fest, beständig ma-
 chen.
 bestan, (ein Thier) abhäuten
 und zerlegen.
 bestân, bestên, 1) entgegen-
 kommen, angreifen, unterneh-
 men; einen bestân, angehen,
 mit Waffen angreifen; waz be-
 stât iuch Rœmisch rich? was
 habt ihr im Röm. Reich zu su-
 chen? 2) bleiben, stehen blei-
 ben, Stand halten; hinder ei-

nem bestân, hinter Einem zu-
 rückbleiben.
 besteten, bestätigen.
 bestråfunge, Rüge, Tadel.
 bestrieken, umstricken.
 be tûmbeln, verstimmen.
 besunder, jeder einzeln, be-
 sonders, vorzugsweise.
 beswæren, drücken, tranken.
 beswichen, betrügen, täuschen.
 bet, nd., 1) besser, 2) bis.
 betagen, einen Tag bestimmen,
 einladen.
 betalen, nd., bezahlen.
 betalle, gånzlich.
 sie bete, sie bat, betete.
 bete, 1) Bitte, 2) Abgabe.
 he betêch, nd., er beschul-
 digte
 betegen, nd., beschuldigen.
 Part. beschuldigt.
 betêknisse, nd., Bezeichnung,
 Bedeutung.
 betelichen, bittweise.
 beter, nd., besser.
 bethe, Abgabe.
 bethûs, Kapelle, Tempel.
 betihten, bereiten, zieren.
 betiuten, erklären, auslegen,
 bedeuten.
 betouben, betäuben, dumm
 machen.
 betragen, beschlagen (mit Et-
 was).
 betragen, ernähren, beköstigen.
 mich betræget, es wird mir
 lästig, verdrießt mich, kommt
 mir zu langsam.
 betrahten, betrachten, den-
 ken; sich betrahten, bedenken,
 überlegen.
 betrogen, betrügerisch, heuch-
 lerisch.
 betrogenheit, Betörung,
 Falschheit.
 betrôren, nd., betrauern.
 ez betruoc, es verdroß.
 betryf, nd., Umgang.
 bettegewant, Bettzeug.
 bettestal, Bettgestell.
 bettevert, Wallfahrt.
 sie bettlotend, sie betteten.
 betuon, zuthun, verschließen,
 einschließen.
 betûten, erklären, bedeuten.
 betwingen, bedrängen, be-
 zwingen.
 betwungen, gefesselt, gebun-
 den.
 bevâhen, bivâhen, befâ-
 hen, umfangen, in sich begrei-
 fen, einnehmen.
 er bevalch, empfahl, übertrug,
 überließ.
 bevallen, hinfallen, zusammen-
 sinken, verfallen.
 bevangen, umfangen, einneh-
 men.

er bevât, er umfängt.
 bevelhen, übergeben, ander-
 trauen.
 bevellen, nd., geſellen.
 beven, nd., beben.
 bever, nd., Biber.
 bevestent, befestigt, verſtbt.
 bevilde, Begräbniß.
 ich bevilhe, ich empfehle, über-
 trage.
 mich bevilt, mich verdrießt.
 bevinden, erfahren, gewahr
 werden, finden, empfinden, er-
 halten.
 bevinden, Erkenntniß; ein
 war befinden, eine wahrheits-
 gemäße Erkenntniß.
 bevogten, beschützen.
 bevore, vorn, vorher.
 bevriden, verschöner.
 si bevulhen, sie empfahlen.
 er bewac, bewag, er wendete
 sich ab, er verzichtete.
 er bewant, er umwand.
 bewant, angewendet, beschaffen.
 bewæren, bewären, über-
 zeugen, beweisen, zeigen.
 sich bewegen, sich entschlagen.
 verzichten; sich entschließen.
 bewenden, abwenden, abwen-
 den.
 bewerren, in Streit verwickeln.
 er bewiget sich, er entschließt
 sich.
 bewinden, umwinden, um-
 wickeln.
 bewisen, abweisen, zurechtwei-
 sen; zeigen, erweisen, belehren.
 bezeichnungen, Bedeutung,
 Symbol.
 bezæichenliche, auf bild-
 liche Weise.
 er bizeichnôte, er bezeich-
 nete.
 bezeigen, anweisen, bezeichnen.
 bezite, bei Zeiten.
 bezoc, Uebergang.
 bezoget, bewährt.
 bezücken, überfallen.
 bezzern, bessern.
 bezzist, best.
 bi — Vorsylbe, s. unter be —
 bi, Präp., nd., by. bei, mit.
 während, durch, wegen, aus:
 de em is by, der bei ihm ist.
 bi, Adv., dabei, daneben, nahe.
 bibenen, beben, erbeben.
 bickelwort, ungewählter Aus-
 druck.
 bidaz, während, indem.
 bidden, nd., bitten.
 bidemen, beben, zittern.
 bie, Biene.
 ich biee, ich sankte; wir biegen,
 wir sankten.
 bield, Vorbild, Beispiel, Bild,
 Gestalt, Art.
 sie bienen, sie kannten.

biever, Fieber.
ich biez, ich floyste.
 biht, bihte, Beichte, Buße.
 bihteger, Beichtvater.
 bihten, beichten.
 bil, Kampf.
 bilde, bilede, Bild, Gestalt, Gestaltung, Art; Vorbild, Beispiel; des bilde, Etwas dergleichen.
 bildichlik. nd., bildlicher Weise.
 bilgerin, Pilger.
ich bille, ich belle.
 billen, ausschauen, glätten, bilden.
 bime, bei dem.
 bin, Biene.
 binden, binden, fassen, verbinden; umbinden; sich binden, sich schücken.
 binnen, bynnen, innen, innerhalb, in; nd., van binneen, von Innen, innerlich.
ich bir, ich bringe hervor, zeuge.
 bir, Birne, Pl. biren.
ich birge, ich berge.
 birmini, Pergament.
er birt, er zeugt, gebärt, trägt; ir birt, ihr seid.
 birzen, jagen.
 bis, sei.
 bischaft, Erzählung, Fabel, Beispiel, Gleichniß.
 biscop, bisgof, biskop, Bischof.
 bispiel, Erzählung, Gleichniß.
 bistan, 1) feststehen, bestehen, bleiben; 2) bestehen, bekämpfen; (durch Kampf) abwenden; beistehen, hüten.
 bistance, Beistand.
 bistu, bist du.
 biten, bitten, fordern, auffordern.
 biten, warten, verweilen.
 bittel, Freier; Büttel.
ich biuge, ich biege, beuge.
 diu biuge, Biegung.
 biusch, Schlag.
ich biute, ich biete, befehle.
 biuwen, bauen, anbauen, bewohnen.
 bivanc, Einschluß, eingeschlossenes Feld.
 bizen, beißen.
 blā, blāw, Gen. blāwes, blau.
 blach, flach, glatt.
 blāmenshier, weiße Galerte (blanc-manger).
 blangen, verlangen, gelüsten.
 blat, Blatt.
 blat, Platte, kahler Kopf.
 plate (elserne), Platte.
er blāte, er blähte.
 blecken, schimmern lassen, zeigen, sich zeigen.
he blēf, bleyff, nd., er blieb.

bleken, nd., Blöden.
ich bleip, ich blieb.
 er blēs, er blies; er blest, er bläst.
 bleter (Plur. v. blat), Blätter.
he bleve, nd., er bliebe; bleven, bleiben.
 bli, Gen. bliwes, bliges, Blei.
 blide, froh, heiter, ausgelassen, erfreulich.
 blideschaft, Freude.
dem blige, dem Blei.
er blihte, er blückte.
 blyven, nd., bleiben.
 bliuwen, schlagen.
 blixende, Blitzen.
 blijin, bleiern.
 blöde, blæde, gebrechlich, schwach.
 æ blōden, nd., sie bluteten.
 blōdich, nd., blutig.
 blōt, bløt, nd., Blut.
 blōz, entblößt, nackt.
 blōze, freier Platz im Wald.
 blōzheit, unverhüllte Reinheit.
 blūclich, verschämt, verlegen.
 blūen, blūejen, blūhen machen, blühen.
der blūete, Gen., der Blüthe.
 blume, Blume.
 bluost, Blüthe.
 bluot, 1) Blut; 2) Blüthe.
 bluwind, nd., blühend.
 böch, nd., Buch.
 bochen, pochen.
 bode, nd., Bot.
 bogge, Bogen.
 boich, ndr., Buch.
 bōm, nd., Baum.
 bontwerker, ndr., Wandwirker.
 borge, nd., Burg.
 borge, nd., Bürger.
 bort, Rand.
 bort, nd., Geburt.
 borte, seidenes, mit Gold gessticktes Band.
 bosch, Busch.
 böse, gering, schlecht.
 bot, nd., Aufgebot.
 bōt, Bett, Lager.
 bouc, Gen. bouges, Ring, Armring, Halsring.
 daz bouchen, Zeichen, Bundezeichen, Gleichniß.
 boumgarte, Obstgarten.
 bouwen, bauen, anbauen, bewohnen.
 boven, nd., über; boven al, über alle; bouen mate, übermäßig.
 bovil, Pöbel, Volk.
 bowen, bauen, anbauen, bewohnen.
 bōz, Schlag, Stoß.
 bōzen, pochen, klopfen, schlagen.
 brā, Augenbrauen.

ez brach, es brach; es ging durch, stach durch, brach hervor.
 bracke, Leithund, Bracke.
 bracht, braht, Geschrei, Lärm; Pracht.
 brāht, gebracht.
ich brāhte, ich brachte; brāhtens, brachten sie; brāhtes in innen, machte sie ihm kund.
 brāhter, brachte er.
ich brāhte, ich brachte.
er bram, bran, er brumnte.
er bran, er brannte.
 brant, 1) Brand, Verwüstung durch Feuer; 2) Schwert.
 brast, Krachen, Gerassel.
er brast, es gebrach ihm; er brach (drang) ein, hervor.
er bræst, er bräche, es gebräche.
 brāte, Stück Fleisch, Braten.
 brāwe, Augenbrauen; bræwli, kleine Augenbrauen.
 brech, Gepräg.
 bred, nd., breit.
 bredegen, predigen.
 bredigære, Prediger.
 bredigerstap, Stab der Geistlichen, Rönche.
 brēf, Brief.
 brehen, glänzen, leuchten; brehender ougen, glänzender Augen.
 brehten, lärmern, schreien, schwägen.
 brengen, darbringen, verkünden.
 brennen, verbrennen, anzünden.
 breste, Mangel, Gebrechen.
 bresten, bersten, brechen, gebrechen.
 brieb, Brief.
 brimmen, brummen.
ich bringiu, ich bringe euch.
 brinnen, brennen.
 bris, Lob, Preis, Herrlichkeit, Großes, Schönes.
 brise, bryse, Schnur, Riesen.
 brisen, schnüren, vugen.
 bruten, Hochzeit haben, heirathen.
 briuwen, brauen; hervorbringen, bereiten.
 brōbest, Probst.
ik brochte, nd., ich brachte.
 brode, Pünktlichkeit, Vergänglichkeit.
 bræde, weich, schwach, zart, gebrechlich.
 brōder, nd., Bruder.
 brogen, prahlen, vrangen.
 broit, ndr., Brod.
 broke, nd., Vergehung.
 broseme, brosome, Brosame.
 brouchen, biegen.
 brozzen, sprossen.

brüchen, nd. brüken, brau-
chen, genießen.
bruech, Pöse.
brüeten, wärmen, brüten.
brüeven, brüsen, ermessen,
erkennen, untersuchen, einrich-
ten, beweisen, zeigen.
er brühte, er gebrauchte, ge-
noß.
sie brummen, sie brummten.
Brün, Name des Bären im Thier-
epos.
brün, braun.
brunne, Quelle.
brunne, brünne, Brusthar-
nisch.
brunst, Brand.
bruoder, Bruder.
bruoch, Pöse.
er bruot, er brütete.
brüt, Braut.
brütlachen, Brauttuch.
brütlouf, brütlouft, Ehe-
verlöbniß, Vermählung.
sich brutten, sich schaaren.
bruer, Brauer.
bà, Gen. häwes, Bau, Gebäude,
Wohnung, Stadt; Feldbau.
buc, Biegung.
büch, Bauch.
büchsenmeister, Kanonier.
buckelære, Schild mit einem
Buckel; Soldat mit Schild.
buen, bauen, anbauen, bewoh-
nen.
büezen, bessern, ausbessern,
beseitigen, büßen, vergelten.
bühel, Erhöhung, Höder, An-
höhe.
buhurdieren, im buhurt kämp-
fen.
buhurt, Stoß, Kampf zu Pferd
von Schaar gegen Schaar.
bukel, Buckel (Erhöhung in der
Mitte des Schildes).
sie bullen, sie besten.
bulsac, Schlag, der eine
Beule macht.
bulzen, hinausfahren wie ein
Bolz.
bùman, Adermann, Bauer.
bün, 1) Bühne; 2) Decke.
bunt, Bündel; Verbindung;
Bürde.
buobe, Knabe.
buoch, Buch.
buog, Gelenk, Bug.
buosem, Busen.
buowen, bauen, anbauen, be-
wohnen.
buoz, buoze, Erfaß, Ent-
schädigung, Besserung, Ge-
nugthuung; Strafe, Buße, Er-
lösung.
buozen, büßen, vergelten.
buoz wirdec, strafwürdig.
bür, 1) Bau, Haus, Hütte,
Wohnung; 2) Bauer.

bürde, burde, Bürde, Last.
büre, Bauer.
er burge, er bürge.
burnen, brennen.
bürtic, gebürtig.
busaune, busüne, Posaune.
he бүт, nd., er gebietet, be-
siehst.
si buten, sie boten, geboten.
buten, nd., außerhalb.
butz, butze, Gespenst, Ro-
bold.
bàwen, bauen, anbauen, be-
wohnen; einen ast büwen, auf-
gehängt werden.
büzen, außerhalb.
büzen, nd., beseitigen, befreien.

C.

Ca, co, cu, ch f. K. Ce, ei f. Z.

D.

dach, Bedeckung, Dach.
dach, nd. Tag, Frist, Gerichts-
tag.
dacter, deckte er.
dad, nd., das.
dae, ndr., da.
dagen, schweigen, zuhören.
dagen, (den) Tagen.
dahs, Dachs.
dahte, er deckte.
ich dähte, ich dachte; ich dächte,
ich dächte.
daich, ndr., Tag.
dair, ndr., da, wo.
dal, Thal.
dàlanc, den Tag hindurch.
dan, 1) da nicht; 2) von dannen,
weg fort; 3) f. v. a. danne.
dan, nd., als, als daß.
dän, nd., gethan.
danc, 1) Denken, Gedanke; 2)
Dank; Geneigtheit, Willen,
Einwilligung; Vergeltung;
über, wider iren danc, gegen
ihren Willen; sunder danc,
àne danc, wider willen, un-
gern.
danchen, danken, danken.
dane, 1) von dannen, weg, fort;
2) da nicht.
danne, denne, 1) da, damals;
alsdann; 2) als, wenn; 3) da-
her; von danne, daher; dann.
dannen, 1) von da, daher;
2) woher.
danner, von wo er.
dannoch, damals noch.
danwert, danwart, fort,
wegwärts.
dapper, nd., tapfer.
dar, da er.
dâr, dar, dare, da, wo.
daraver, nd., darüber.
er darf, er bedarf.

dârsulvest, nd., daselbst.
dârto, nd., dazu.
dar unde, darunter.
darûp, nd., darauf.
das, nd. dass, Dachs.
dasse, daß sie.
dâst, das ist.
dat, nd., das, daß.
he dat, nd., er that.
datte, nd., das, dieses.
se dâten, nd., sie thaten.
daz, 1) das, daß; 2) f. v. a.
dâ ze, da zu.
dazd, dazde, daß du.
dazn, das nicht, daß nicht.
dazs, daß sie.
de = diu, die.
de, nd., der; die (Einz. und
Mehrz.)
de, desto.
declachen, deckelache.
Bedecke.
he dede, nd., er that, machte.
thäte.
dedingen, nd., unterhandeln.
schwägen.
dêf, nd., Dieb.
degen, Knabe, Diener, Kri-
ger, Held.
degenheit, Tapferkeit.
degger, nd., gänzlich; alle-
degger, alle zusammen.
dehein, dihein, dichein.
dekein, 1) irgend ein; 2) kein.
dei, das ich, was ich.
deich, dei, daß ich.
deichz, daß ich es.
deiff, ndr., tief.
deil, deill, ndr., Theil.
he deilli, nd., er theilte.
deist, das ist.
deiswâr, fârwabr.
he deit, nd., er that.
deiz, daß es.
dekein, f. dehein.
dêl, nd., Theil.
delen, nd., theilen.
denchen, denken.
denen, ausdehnen.
dênen, nd., dienen.
Denen, Dänen.
dênest, nd., Dienst.
dênestman, nd., Dienstmann.
denne = danne.
dennoch, damals noch.
dêp, nd., tief.
der = er, in zusammen. Verken.
dêr, Mehrz. dêre, nd., Thier.
derbi, dabei.
derde = diu erde. Die Erde.
de derde, nd., der dritte.
derfaren, erfahren.
derfür, dafür.
derme, Gebäume.
dermit, damit.
derren, schaden.
derschwingen, erschwingen.
derst, der ist.

de derte, *nd.*, der dritte.
 dervon, *nd.* dervan, davon.
 sich der wegen, aufgeben.
 derwelt, ausserwählt, außer-
 lesen.
 derwerben, erwerben.
 derwüchen, erwischen, packen.
 derz, der es, der das.
 derzwischen, dazwischen.
 des, deshalb.
 des, das ist.
 desche, Tasche.
 dese, *nd.*, diese.
 des halp, diesseits.
 desn = des ne, das nicht.
 desse, *nd.*, diese.
 desser, dessir, *nd.* dieser.
 dest, das ist.
 dest, deste, dester, desto;
 dest mè noch dest min, weder
 mehr noch weniger.
 deswär, fürwahr, wahrlich.
 deweder, 1) einer von beiden;
 2) keiner von beiden.
 dicke = dicke, oft.
 dichein = dehein.
 dicke, *Subst.*, 1) Dichtigkeit,
 Dicke; 2) Dichtigkeit; 3) Gedränge.
 dicke, 1) *Adj.* dicht, gedrängt,
 dick; 2) *Adv.* oft.
 did, *ndrh.*, das.
 die, *nd.*, der.
 der die, *Gen.* diewes, Diener.
 diech, die ich.
 diech, Dißbein, Hüfte, Schenkel.
 diehel, Schenkelschen.
 diemuot, *Gen.* diemüete, De-
 muth, Ergebenheit.
 diemuoten, demüthigen.
 dien, *Dat. Pl.* d. Art., den.
 dienen, 1) dienen, aufwarten;
 2) erwerben, verdienen.
 dienst, dienst, Dienst.
 dienstlich, dienstbeflissen.
 dienstman, Diener, Knecht.
 erdienöte, dienoti, er diente.
 dienstlich, dienstbar.
 dienunde, dienend.
 diep, Dieb.
 diepheit, Dieberei.
 dieplich, diebisch.
 Diepreht, Name des Raters
 im Thierepos.
 dier, die er.
 dier, *ndrh.*, Thier.
 diet, Menschenmenge, Schaar,
 Mannschaft, Volk; diu va-
 rende diet, wandernde Sängers-
 schaar, Gaufler.
 dietdegen, im ganzen Volk
 bekannter Held.
 Diezelin, Name des Raben im
 Thierepos.
 diezen, tönen, lärmern, rauschen.
 digen, flehen.
 dihein = dehein.
 dihen, werden, wachsen, ge-
 deihen.

dihten, schaffen, hervorbringen.
 dillen, mit Dielen belegen.
 dim, dime, deinem.
 din, 1) *Gen.* von du: deiner;
 2) *Pron. poss.* dein u. *Dat.*
 plur. deinen.
 dinc, dinch, Streit, gericht-
 liche Verhandlung, Vertrag,
 Angelegenheit, Sache.
 dyner, *nd.*, Diener.
 dingen, bedingen, handeln, ge-
 loben, schwören; denken, hof-
 fen; si dingöten ze Gote, sie
 gelobten Gott; dingen näch,
 nach Etwas trachten.
 dinges geben, auf Vorrath geben.
 dinre, *Gen. fem. des Pron. poss.*
 deiner.
 diusen, reißen, tragen, aus-
 dehnen, ziehen.
 dir, *ndrh.*, *Dat. sing. fem. d.*
Pron. der, welcher.
 dir, da, dort.
 dirre, *Pron. dem., Nom. sing.*
 u. *Gen. plur.* dieser.
 dirte, *nd.* dirde, der dritte.
 dishalp, diesseits, hier.
 disiu, 1) *Nom. sing. fem.; 2)*
Nom. u. Acc. plur. neutr. von
 dirre: diese.
 disme, diesem.
 dist, das ist.
 dit, *nd.*, dies.
 dit, *ndrh.*, die es.
 ditz, ditze, dieses.
 diu, 1) *Nom. sing. fem. d. Art.*;
 2) *Nom. u. Acc. plur.* = die.
 diu, Dienstweib.
 diu, um so; von diu, von der
 Zeit an, daher, deshalb.
 diuch, die ich euch.
 ez diucht, diuchte, es dächte.
 diun, die nicht.
 diusen, zerren.
 diusk, deutsch.
 diust, die ist.
 diutwære, Ausleger.
 diuten, bedeuten, bezeichnen,
 erklären; ze diute, klar.
 diutisch, diutsch, deutsch.
 ez diutte, es bedeute.
 dō, 1) da, dort; 2) damals, als-
 dann, darauf, nun; 3) als, da;
 dō nōch, darnach, hernach.
 dōbeheit, Raserei.
 doch, 1) doch; 2) wenn auch.
 si dochte, sie dächte, schlen.
 dochter, *nd.*, Tochter.
 dōd, *nd.*, Tod.
 dōnen, tönen, klingen, singen.
 se doet, *nd.*, sie thut.
 doin, *ndrh.*, thun.
 dol, doch.
 dōheim, zu Hause.
 dohter, *nd.*, Tochter.
 he doit, *ndrh.*, er thut.
 doit, *nd.*, todt, gestorben.
 doit, *nd.*, Tod.

dol, *Subst.*, Gemüthsbewegung,
 Leiden.
 dolbende = diu olbende,
 das Kameel.
 doin, dulden, leiden, erdulden,
 ich dol.
 domne (aus domine); domne
 e vo cum dēu, Herr auch Ihr
 mit Gott.
 dōn, Ton, Gesangsweise, Lied.
 dōn, *nd.*, thun, machen.
 donen, sich dehnen, schwellen.
 doner, Donner; donre slac,
 Donnerschlag.
 si dont, sie tönt.
 dorch, *nd.*, durch, um, aus,
 wegen.
 dorflut, Dorfbewohner.
 dorklanc, da erklang.
 dorn, Dorn, Stachel, Dorn-
 busch.
 he dorve, *nd.*, er dürfe.
 dorp, *nd.*, Dorf.
 dörper, Löpsel.
 dörperdiet, Bauernvolk.
 dörperheit, häusliches Beneh-
 men, Rohheit, Dorfsitte; *nd.*
 Löpselhaftigkeit.
 dörperlich, häuslich.
 ik dorste, *nd.*, ich durste.
 gy dōt, *nd.*, ihr thut.
 dōt, *nd.*, todt.
 dōt, *nd.*, thue es.
 sū dōtent, sie thaten, machten.
 dōtlich, sterblich.
 doufen, taufen.
 dougen = diu ougen, die
 Augen.
 douwen, *nd.*, sterben.
 dōz, Schall, Ton, Getöse.
 drā, Drohung.
 drabe, herab.
 drabung, Trapp, Trott.
 drade, *nd.*, bald, schnell.
 dragen, *nd.*, tragen.
 drāhen, wehen, duften.
 drājen, drehen, sich drehen,
 wirbeln.
 dranc, *nd.* drang, Gedränge.
 drās, Duft, Geruch.
 drāsten, schnauben.
 drāte, 1) sehr; 2) eilig, schnell,
 sogleich.
 dravite, *nd.*, er trabte.
 drawen, droben.
 he drēf, *nd.*, er trieb.
 dregen, *nd.*, tragen; se dre-
 gen, sie trügen.
 drehseln, drehen, bilden.
 he dreiff, *ndrh.*, er trieb.
 dremel, Balken, Kegel.
 drēn, *ndrh.*, dreien.
 dreppeln, trippeln.
 drewen, drehen.
 dri, drei.
 driak, Thierak.
 dri, drie, drei; *Gen.* drier,

driger, dreier; *Dat.* drien,
drien; *Acc.* drige, drei.
driben, treiben.
drien, verdreifachen.
drierleige, dreierlei.
drin, drin, dreien.
drin, darin.
drischufel, Thürschwelle.
drystichliken, *nd.*, fñhn,
beherzt.
dristunt, dreimal.
driu, (sächlich), drei.
drivalt, dreifach; drivalten,
verdreifachen.
driven, *nd.*, treiben.
drizec, drizec, dreißig; all-
gemein für viel.
drö, Drohung.
drö, *Imper.* drohe.
he dröch, *nd.*, er trug.
he drog, *nd.*, er trug.
drohte, 1) sehr; 2) eilig, schnell,
sogleich.
droschel, Drossel.
dröstlich, guten Ruthes.
dröu, Drohung.
dröuwen, drohen.
drovich, *nd.*, traurig, betrübt.
se dröweden, *nd.*, sie drohten.
diu drozze, Schlund.
drowe, *nd.*, Drohung.
drö, dröhe, Fessel.
dru, *nd.*, drei.
drucht, drückte.
drües, Beule, Geschwür, Pest.
druf, *nd.* drüffe, darauf.
drühen, fett werden.
drum, Ende, Rand.
drumbe, darum.
drume, Trommel.
druos, druose, Geschwür,
Pestbeule; Pest.
drüt, drüz, daraus.
dü, *nd.*, die.
dübele, das Uebel.
ducke, *ndr.*, oft.
ducken, drücken, niederdrücken.
dugend, Zugend.
ez dühte, es dünte.
duyr, *ndr.*, Thüre.
duysent, *ndr.*, tausend.
dult, kirchliches Fest; dultlich,
festlich.
dulten, erleiden, ertragen, be-
stehen.
dultic, geduldig.
dulz amis = doux ami,
süßer Freund.
dume, Daumen.
dumenstac, jüngster Tag.
dun, du ihn.
dune, du nicht.
dunen, tönen, donnern.
dunnir, Donner.
danite, düniti, erdröhte.
dunre, Donner.
dunreslac, Donnerschlag.
dunrestac, Donnerstag.

duo, da.
er duot, *nd.*, er thut.
dur, durh, durch, durch,
aus, wegen, um; durch ir
herzen sere, zu ihrem Herze-
leid; dur daz, durch daz,
darum, weil, damit; ob damit
vielleicht.
dür, *nd.*, theuer, herrlich.
durchblicken, durchstrahlen.
durchblüemen, ganz mit Blu-
men schmücken.
durchel, lächerig; ir herz wart
durchel, ihr Herz verfiel.
durchgän, durchgehen, durch-
bringen.
durchliuchte, durchliuh-
tic, durchliuchteich,
glänzend, klar.
durchliuchten, erhellen.
durchsliesen, durchschlüpfen.
durchsternen, mit Sternen
besäen.
si durchwuot, sie durchwatete.
durchzieren, vollständig
schmücken.
dürest, theuerst, herrlichst.
durken, bedürfen, nöthig ha-
ben; dürfen, können.
durft, Bedürfnis, Noth, Man-
gel; mir ist durft, ich bedarf.
dürheln, durchhoben.
durhlicht, durhlüter, durch
u. durch klar.
dürkel, durchlöchert.
durnächtig, vollkommen.
durnehte, Vollkommenheit,
Wahrheit.
durnehteclichen, vollkom-
men.
durnieren, *nd.*, turnieren.
dünnin, von Dornen.
durr, dürr.
ich durrait, ich ritt durch.
durren, *nd.*, sich unterstehen,
wagen.
dürsten, dürsten, begehren; si
was dürsten, sie dürstete.
düsint, düsint, *nd.*, tausend.
he düt, *nd.*, er thut.
dütsch, deutsch.
duz, Rauschen.
düze, da außen, da draußen.
sie duzen, duzzin, sie tosten,
lärmten.
dv, dw, f. tw —.
dwang, *nd.*, Zwang, Gewalt.
dweder, 1) einer von beiden;
2) keiner von beiden.
dwerch, quer.
dwingen, drücken, bedrängen,
zwingen.
he dwog, *nd.*, er wusch.

E.

ë, 1) eher, vormal, ehe; 2) bevor.
ë, *Gen.* ewe, Ewigkeit; Geses;
geseslicher Bund, Ehe.

eben, *Adj.* gleich, eben, gerade,
glatt.
eben, ebene, *Adv.*, gleich-
mäßig, genau, sorgfältig. be-
quem.
ebenhelle, Einklang, Ein-
tracht.
ebenhër, gleich edel.
ebenkrüst, Ebenkrüst.
eben m ä z e. Vergleichung.
Gleichniß.
ebentheil, gleicher Theil.
ëbentiure, Ehre.
eberin, was vom Eber ist.
eich, umgekehrt, verkehrt.
ecke, eke, Schneide, Rante.
Ede, Schwert; Rand.
echt, *nd.*, abermal.
echter, *nd.*, ferner, zweitem.
ed, *nd.*, Eid.
edder, *nd.*, oder.
edele, hohe Geburt, Adel.
edeline, Adeliger.
edelle, ehler.
effnen, äffen, zum Besten haben
effte, 1) ob, wenn, als ob;
2) oder.
egen, *nd.*, eigen.
egerde, Brachfeld.
egeslich, scheustlich.
egge, Schneide.
ëhast, rechtsgültig.
eher, Aehren.
eht, èt, ei, bloß, nur; nun,
eben.
ëht, Eigenthum, Besitz.
ehte, acht.
eiden, beschwören, becidigen.
eigen, zugehörig, eigen; lei-
eigen.
eigenlichen, eigentlich.
eigentlich, ausdrücklich, genau;
als eigener, leibeigener Mann.
eigenschaft, Eigenthum, Ei-
genthümlichkeit, Leibeigenschaft.
eiges, *Gen.* von ei, des Eies.
eilif, eilf, elf.
eimbare, eimber, Eimer.
eime, eimo, einem.
einbare, übereinstimmend,
gleich.
he einde, *nd.*, er vereinigte.
eine, einzig, allein, einsam.
einec, einzig.
einemin, einzig mein.
eines, einest, einist, eins.
einmal.
einhalp, auf der einen Seite.
einhel, einhellig.
einhurne, einhürne, Ein-
horn.
einic, einig, einec, irgend
ein, einzig.
einicheyt, Einheit, Einigkeit.
einist, einmal.
einitz, einzeln.
einu, *sem.*, eine.
einiz, eines.

einlant, vereinzelt Land, Eiland.
 einlif, einlef, einleve, *sem.*
 einleviu, Dat. einleven, eiff.
 einmuote, einmüete, einmüetec, einmüeteclich, einmüthig; einfach, gering.
 einre, *Gen. u. Dat. sem.* einer.
 einre: an mir einre, an mir (einzigem) allein.
 einsidel, Einsiedler.
 einte, einti, ndr., Ende.
 einunge, Vereinnigung, Gemeinschaft.
 einvalt, einvalte, Einfachheit, Einheit.
 einvaltecliche, einfach, schlicht, arglos.
 einvaltic, einveltec, einfältig, schlicht.
 einweder, eintweder, einer von Beiden, entweder.
 einwic, einwich, *Gen.* einwiges, Zweikampf.
 einzeline, einzelingen, einzeln.
 eirbar, ndr., ehrbar.
 eirat, ndr., erst.
 eis, eines.
 eischen, fragen, fordern, forschen.
 eisen, Schauder empfinden, erschreden sein.
 eislich, eislichen, schredlich, schußlich.
 eismöls, einmal.
 eit, Eid, Bethuerung.
 eiten, brennen, schmelzen.
 eiter, Gift.
 eitervar, giftig.
 eiterwolf, giftiger, reizender Wolf.
 ein, auch.
 eker, nd., Eichhörnchen.
 elich, verheirathet, ehelich.
 elle, Ellenbogen, Elle.
 ellen, Stärke, Kraft, Muth, Mannheit, Tugend.
 ellende, 1) *Adj.* als Fremdling lebend, verbannt, elend; entfernt, verlassen; nothleidend; 2) *Subst.* Ausland, Fremde, Verbannung.
 sich ellenden, sich entfremden, entfernen.
 ellensrich, kampfbegierig, tapfer, stark.
 ellen tac, jeden Tag.
 ellenthast, muthig, tapfer.
 ellentlich, jämmerlich.
 elliu, alle.
 eln, elne, Arm, Elle.
 elten, alt machen.
 elter, älter.
 eltiu, *sem.* v. alt, alte.
 em, em, eme, nd., ihm.
 è mals, vorher.
 empfähen, annehmen, aufneh-

men, auffangen, empfangen; anfangen.
 emzlichen, immer, beständig.
 en — am Anfang des Wortes = ne, nicht.
 en, für in, z. B. en hende, in der Hand; en danke, zu Dank.
 en = den, den.
 en, nd., 1) ihn; 2) ihnen.
 en, nd., in, drinnen.
 èn, nd., ein.
 en, Großvater.
 si enbären, sie machten sich nichts daraus, sie hatten nicht.
 enbarn, aufdecken, entblößen.
 enbeiten, warten; er enbeite, er wartete nicht.
 enbern, sich enthalten, nicht tragen, nicht haben, entbehren, wünschen.
 enbieten, verkündigen, anbieten.
 enbinden, losbinden, aufbinden, befreien.
 enbinnen, innerhalb, innen.
 ich enbir, ich entbehre, ich enthalte mich, ich habe nicht, ich wünsche.
 ich enbiute, ich verkündige, entbiete.
 enbizen, frühstücken, genießen, essen oder trinken.
 si enbizzen, sie aßen, genossen.
 enblanden, lästig machen, sauer werden lassen, sich enblanden, sich Mühe geben.
 enblecken, entblößen, zeigen.
 enblichen, bleich werden.
 ich enblient, ich machte lästig.
 enblözen, entblößen.
 enbor, in der Höhe, hoch, sehr, in hohem Grade.
 enbøren, aufheben, erheben, erhöhen.
 enborn, entbehrt, enthalten.
 enbrennen, entzünden.
 enbrinnen, in Brand gerathen, sich entzünden.
 end, ehe, bevor.
 er endacie, er deckte auf.
 endane, zu Dank.
 ende, und.
 ende, Ende, Ziel, Richtung; des endes, in dieser Richtung, dahin, in der Weise, von der Art; an allem ende, an ein ende, in allen Beziehungen, völli; manigen ende, auf mancherlei Art.
 endehaft, vollendet, bestimmt.
 endekrist, Antichrist.
 endelich, endeliche, entlichen, vollkommen, ganzlich, zuverlässig, der Wahrheit gemäß; ernstlich, schnell.
 èndrachtigen, nd., einträchtig, einig.
 ene, nd., 1) eine; 2) ihn.

ene, Großvater.
 enebene, nd., neben.
 enein, in Eins zusammen; enein werden, eins werden, einig werden, ins Reine kommen.
 enelende, Verbannung.
 ener, jener.
 enezzen, nicht essen.
 ich enflüge, ich flöge.
 ingagini, entgegen.
 engän, entgegen.
 engelich, engelgleich.
 engegine, iugegine, entgegen.
 engelisk, engelgleich.
 engelten, enkelten, bezahlen, entgelten, büßen.
 engèn, engän, entgegen, verzeihen, verloren gehen.
 engen, beschränken, hindern.
 ez engeschiht, es geschieht nicht.
 engesigele, Insiegel.
 engeste, Angst.
 engesten, entkleiden; er engeste, er entkleidete sich.
 engestlich, ängstlich.
 enginnen, aufschneiden, spalten, öffnen.
 er engunde, er gönnte nicht.
 er engiwan, er gewann nicht, hatte nicht.
 ich enhab, ich habe nicht, ich habe denn.
 enhant, enhende, in der Hand.
 enhein, kein.
 enhetzen, aufheizen.
 du enhieze, du verhiestest.
 enhundes wise, wie ein Hund.
 ènich, einzig.
 eninkel, Enkel.
 er enist, er ist nicht.
 enke, Knecht.
 enkegene, gegen, entgegen.
 enkein, kein.
 enkel, Knöchel.
 euker, Anker.
 enket, nd., genau.
 enklieben, gespalten.
 er enkumt, er kommt nicht.
 her inlecit, er läßt nicht.
 er enlert, er lehrt nicht.
 er enlie, er ließ nicht, er gab nicht zu.
 er enneic, er neigte sich nicht.
 ennen, von dorthier.
 ennents, von jenseits.
 ennert, jenseits.
 enpfähén, enpfän, annehmen, aufnehmen, empfangen, auffangen; anfangen.
 er enpfalch, er empfahl.
 enpfallen, entfallen, herabsinken, verloren gehen.
 enpfelhen, empfehlen, anbe-

enpfünden, innewerden, mer-
 ken, fühlen.
 er enpfloch, er entfloß.
 enpfremden, einem Andern
 überlassen.
 enphähen, empfangen, auf-
 nehmen.
 enphähen, Empfangen, Auf-
 nehmen, Aufnahme.
 enphetten, entkleiden, aus-
 schütren.
 ich enphülhe, ich empföhlte.
 er inran, er entrann.
 enrihte, gerades Wegs.
 er enruochet, er kümmert sich
 nicht.
 èns, nd., einmal.
 ensamet, ensamt, zusam-
 men, beisammen.
 ez enschüht, es scheut nicht.
 ez ensi, es sei denn.
 ez ensueit, es schnitt nicht.
 he ensoulde, nd., er sollte
 nicht.
 enstän, f. entstän.
 er ensprach, er sprach nicht.
 enstil, stehe nicht.
 enstricken, losbinden.
 ich entar, ich darf nicht.
 entberen, sich enthalten.
 ente, enti, Ende.
 entèren, schänden, der Ehre
 berauben.
 ich entet (vb. e. g.), ich that
 nicht.
 ik entènk, nd., ich empfing.
 si intfingen, sie empfingen.
 entfermen, nd., Mitleid ein-
 flößen, erbarmen; sik entfer-
 men, sich erbarmen.
 entflein, intflein, ndr.,
 entfliehen.
 intgeyn, ndr., gegen, entgegen.
 entgeistet, des Geistes be-
 raubt.
 sich enthaben, inthaben,
 sich halten, sich enthalten.
 enthalt, inthalt, ndr., Zu-
 rückhaltung, Bewahrung, Auf-
 enthalt.
 enthalten, abhalten, zurück-
 halten; sich enthalten, sich auf-
 halten.
 entheizen, verheizen.
 etherzen, entmuthigen.
 si enthilfent, sie helfen nicht.
 enti, und.
 entjegen, nd., zuwider.
 entlätzen, loslassen, ablassen.
 entleggen, nd., entledigen.
 entlihen, leihen, auf Borg
 geben.
 entnücken, einschummern.
 ich entouch, ich taue nicht.
 ich intphie, ich empfieng.
 si intphulhen, sie empfahlen.
 entragen, wegstragen, entreißen.
 entreden, entschuldigen.

entreinen, verunreinigen.
 er entreit, er ritt fort.
 entrennen, trennen, austhei-
 len; zerstreuen, auflösen, bre-
 chen.
 entrichten, entrichten, vom
 Weg abbringen, verwirren;
 ausgleichen.
 ich entrinc, ich trinke nicht.
 ich entriuge, ich trüge nicht,
 täusche nicht.
 ez entrouc, es betrog nicht.
 entriwen, intröwen, en-
 trüwen, in Wahrheit.
 entrüwich, nicht getraue ich;
 entrüwichs, vertraue ich darin.
 entsagen, freisprechen, los-
 machen; sich entsagen, sich
 lossagen.
 er entsaz, er fürchtete, entsetzte
 sich.
 entscheiden, scheiden, trennen.
 entschöpft, ungeschaffen, miß-
 gestaltet.
 entschumpfieren, verderben,
 beschimpfen, besiegen.
 entschuohen, die Beinschüe-
 nen abziehen.
 entseben, inne werden, em-
 pfinden, wahrnehmen.
 entsetzen, berauben, entziehen.
 entsitzen, erschrecken, sich ent-
 setzen.
 entslāfen, einschlafen, ent-
 schlafen.
 entslāhen, vernichten, aufhe-
 ben.
 entsliezen, aufschließen, öff-
 nen, erklären; er entslöz, er
 schloß auf, öffnete.
 entslifen, entgleiten, entschlü-
 pfen.
 entsniuten, abschneiden.
 er intspranch, er sprang her-
 vor.
 entsprungun, springen, weg-
 springen, entweichen, hervor-
 springen, hervorspringen, quel-
 len.
 entstän, entstèn, gegenüber-
 stehen, widerstehen; verstehen;
 sich enstän, wahrnehmen, be-
 greifen, verstehen.
 enstricken, lösen, losbinden.
 intsueben, entschlafen.
 er entsuob, er nahm wahr.
 entsweben, einschlāfern, ent-
 schlafen.
 entswollen, hervorgequollen.
 intuichen, fortgehen, weichen;
 seinen Bestand entziehen.
 entwahsen, entgegen, entglei-
 ten.
 entwāpen, entwaffnen.
 entweder, 1) Einer von Bei-
 den; 2) entweder.
 er entweich, er entwich.
 entwenen, abgewöhnen.

entwenen, ausweichen, ent-
 gehen.
 entwer, entwerch, schräge,
 verkehrt, quer.
 entwerden, aufhören zu sein.
 entwerfen, ordnen, bilden,
 schaffen, zeichnen, malen.
 entwern, versagen, abschlagen;
 sich entwern, sich die Gewäh-
 rung abschneiden.
 entwesen, ohne Etwas sein.
 entbehren.
 entwichen, weggehen, verlaj-
 sen, entweichen, entfliehen.
 entwicht, Nichts.
 entwilden, fern bringen, fern
 halten.
 entwirden, entwürdigen.
 entwonen, abgewöhnen, sich
 abgewöhnen.
 entwürken, intwürken, zer-
 legen; er entworhte, er zer-
 legte, zerstreute.
 entzwischen, zwischen.
 entwürte, Antwort.
 enverte, sofort, beständig.
 envollen, in vollem Maße.
 si envonden, sie fanden nicht.
 enwadele, enwedèle, hin
 und her; enwedele varn, in
 unruhiger Bewegung sein.
 enwäge stän, auf der Wage
 stehen.
 enwec, weg, hinweg, unterwegs.
 enweder, keiner von beiden.
 ich enweine, ich weine nicht.
 enwenken, entweichen.
 ir enwerdet, ihr werdet denn.
 er enwesce, er mußte nicht.
 enwicht, enwicht, nichtig.
 ez enwirret, es schädigt nicht,
 thut nicht Böses.
 er inwiste, er wußte nicht.
 si enworben, sie erwürben.
 ich enwirre, ich entwirrte.
 enzelt, zeltend, im Zelt tra-
 bend.
 enzit, bei Zeiten, bald.
 enzucken, schnell wegziehen;
 er inzukchet, er zog schnell weg.
 enzunt, entzündet.
 eptischin, Aetisfin.
 er, er, derjenige.
 er, nd. ir.
 er, für her, Herr.
 èr, vor, bevor.
 èr, Erz, Eisen.
 eralten, alt werden.
 erarmen, arm werden.
 erarnen, erwerben, verdienen;
 büßen, entgelten.
 er erbale, er jürnte.
 er erban, er mißgönnte.
 èrbære, tugendhaft, edel, eh-
 renvoll.
 erbære, Erde.
 erbarmde, erbarmede, er-
 barme, erbermede, er-

bermde, erbarmunge,
Barmherzigkeit, Mitleid.
erbarmherze, barmherzig.
er erbarmte, er erbarmte.
erbarn, erbarmen.
erbeid, nd., Arbeit, Mühe,
Noth.
erbeisz, Erbsz.
erbeit, erbeit, Bemühung,
Bedrängniß.
erbeiten, führen, treiben; sich
erbeiten, sich anstrengen, be-
eilen.
erbeiten, irbeiten, warten,
abwarten, harren.
erbeizen, irbeizen, abstei-
gen; ich erbeizt, ich steig ab.
erbelgen, aufschwellen; sich
erbelgen, aufgebracht sein,
zürnen.
erben, erben, zum Erbe hinter-
lassen; erben üf, vererben,
ererbten.
erber, ehrbar.
erberlich, ehrenhaft.
erberger, ehrenhafter.
erbern, hervorbringen, gebären.
erbevoget, Erbherr;erbevo-
getin, Erbherrin.
erbiben, erbeben, erzittern.
erbidemen, Erdbeben.
erbieten, darreichen, bieten,
ergeigen, behandeln.
ich erbilge, ich zürne.
erbiten, warten, erwarten.
erbiten, durch Bitten bewegen.
erbiuwen, anbauen.
irbizen, todt beißen; erbizzen,
todt gebissen.
erblichen, erbleichen.
erblügen, verzagen.
erbolgen, aufgebracht.
erborn, geboren; wol erborn,
von vornehmer Geburt.
erbowen, erbaut, gebaut.
si erbulgen, sie zürnten.
erbünnen, mißgönnen, ver-
sagen.
erburn, erheben; mit erburtem
swerte, mit emporgehaltenem
Schwerte.
erbüwen, anbauen.
er erchom, si erchomen, er
erschraf, sie erschrafen.
erdäht, zugebacht.
erdebodem, Erdboden.
erdenen, ausdehnen.
erdenken, irdenken, zu
Ende denken, erdenken, auf Et-
was denken, wünschen.
erderren, dürrte machen, zu
Grunde richten.
erdewase, Rafen.
erdiezen, erschallen, brüllen;
si erdöz, sie erschallte.
erdrot, durch Drohung bewirkt,
üz erdröt, abgebroht.
erdürsten, verdürsten.

ere, nd., ihr, ihre.
ëre, Verehrung, Ruhm, Herr-
lichkeit, Tugend; ëren jehen,
für ehrenhaft erklären.
erebære, ehrbar, ehrenhaft.
erebeit, Mühe, Anstrengung,
Noth.
ereme, nd., ihrem.
ëren, nd., ihren.
ëren, Ehre erweisen, rühmen.
eren, ern, pflügen, adern.
erfiuhten, erviuheten, feucht
machen, beneßen.
erfrissen, erfrischen.
erfüllen, erfüllen, ergänzen,
befriedigen, stillen.
erfurchten, erfurhten,
bange werden, erschrecken.
er ergab, er unterließ.
ergähen, erelen, einholen.
ergän, irgän, ergön, 1) her-
vorgehen, anfangen, geschoben,
ergehen; ez ergät, es schlägt
aus; einholen; 2) sich ergän.
spazieren gehen; sich ereignen.
er irgaz, er vergaß.
ergeben, herausgeben; überge-
ben, aufgeben, unterlassen.
erge, Geiz, Bosheit.
erger, ärger.
ergetac, Dienstag.
ergern, ärgern.
ergetzen, ergezen, irge-
zen, 1) vergüten, schadloß
halten, vergessen machen —
vergessen.
ez ergit, es ergibt.
erglesten, erglänzen; er er-
glaste, er erglänzte.
ergraben, eingraben.
ergremen, erbitten.
ergrißen, ergreifen, treffen, er-
reichen.
ergrisen, grau werden.
erhaben, aufgehoben, in die
Höhe gezogen.
erhähnen, irhähnen, erhängen,
aufhängen.
er erhal, er erschallte, ertönte.
erhalen, einholen, erholen.
irhaven, ndr., erhoben.
erheben, emporheben, vergröß-
ern.
erhellen, erschallen, ertönen;
ich erhille, ich erschalle.
erherten, hart machen, bekräf-
tigen; vertheidigen, behaupten.
erholn, eingeholt.
erhullen, erschallt, ertönt.
erigtag, Dienstag.
erin, nd., ihren.
ërin, ehren.
ërist, erst, erste, der Erste;
zuerst, kürzlich; aller ërist, zu
allererst, kaum erst.
si erquämen, sie erschrafen.
erkantlich, erkannt, erfahren.
erkiesen, sehen, erblicken, er-

sehen, erwählen; ich erkös,
erkar, ndr., erkais, ich sah,
wählte.
erklingen, erklingen machen.
erkomen, außer sich kommen,
sich verwundern, erschrecken.
sich erkösen, mit Einem
schwagen.
erkrachen, frachen.
erkrupfen, ergreifen.
erkücken, erküken, beleben,
wiederbeleben, erquicken.
erkunnen, kennen lernen.
erlachen, lachen.
erlän, loslassen, befreien, ver-
schonen, darauf bestehen.
erlangen, zu lange dauern, be-
langen.
erlangen, erretten.
erläzen = erläu.
erleiden, erleiden.
er erleit, irleit, er erliitt.
erlemen, lahm machen, verder-
ben; erlemt, gelähmt.
erlengen, verlängern.
ërlich, ehrenwerth, ansehnlich.
ërlichen, zur Ehre, mit Ehre.
erliden, ertragen, erdulden.
erliechen, aushöhlen.
erliegen, erlügen.
erliuhten, erglänzen, leuchten;
erliuhterin, Erleuchterin.
erlochen, ausgehöht.
si erlöste, sie löste sich auf, be-
freite, schaffte fort.
erlouben, gestatten, überlassen;
entlassen; sich erlouben, sich
loßsagen.
ermelich, ärmlich.
ermen, arm machen.
ermieten, erkaufen.
ermlin, kleiner Arm.
ern, 1) er nicht; 2) er ihn.
ern, pflügen.
ich ernarte, ich erhielt, erret-
tete, heilte.
ernde, Auftrag, Botschaft.
erne, Erndte.
ernenden, Ruth fassen, wa-
gen.
ernern, gesund machen, heilen,
erretten, bewahren; ernähren.
ernest, ernst, Ernst, Bap-
theit, Eifer.
eruider, nieder, herab.
ernstlich, mit Ernst.
erniuwen, erneuen.
erpflügen, besorgen, beschützen.
erpten, warten, erwarten.
erquicken, beleben, wieder
beleben, erquicken.
err, er ihr.
erräten, ratthen, anrathen, er-
rathen.
erre, früher.
errechen, vollständig rächen.
errecken, erheben, erregen.
erretten, entziehen, entziehen.

errinnen, ausdenken, hertommen.
erriten, erreiten.
sich erschamen, sich sehr schämen.
ich erschein, erscheinende, ich erschien, zeigte.
erscheinen, zeigen, offenbaren; begehen.
erschellen, irschellen, erschallen, bekannt werden; erschillet, er ertönt, wird bekannt.
erschellet, zererschelt.
erschlingen, rüchling.
erschrecken, aufspringen, zusammenfahren, erschrecken; erschrikte, er fuhr zusammen, erschraf.
er erschut, erschutte, er erschütterte, u. s. w.
erschütten, erschüttern, schütten; abschütten, ablegen.
erscrien, schreien, aufschreien.
ersetzen, irsetzen, wieder herstellen.
ersigen, erschöpfen; des blutes ersigen, verblutet.
ersiaffen, seuffzen.
erslahen, nd. erslain, erschlagen, tödten.
erslichen, überfallen, beschleichen; er ersleich, er überfiel, beschlich.
er ersluoc, er erschlug.
ersmecken, durch Niesen aufsuchen, wittern; er ersmahte, er roch, spürte.
ersmielen, ersmieren, zu lächeln anfangen.
erspennen, spannen.
ersprechen, aussprechen.
ersprenge, aufsprengen, aufjagen.
erspriezen, guten Fortgang, gute Wirkung haben.
erspringen, entspringen, hervorbrennen, hervorbrechen.
erst, er ist.
erst, erst, zuerst; zum ersten, des ersten, an den ersten, zuerst; des ersten do, sobald als.
erst un lest, nd., von Anfang bis zu Ende.
erstân, erstên, aufstehen, entstehen.
erstecken, ersticken.
ersteinen, versteinern.
ersterven, irsterven, 1) ersterven, dahinsterven; 2) tödten.
erstrecken, ausspannen, dehnen.
erstriten, erkämpfen, erringen.
erstummen, verstummen.
sich erstürzen, sich herabstürzen.
er ersühte, nd., er erseufzte.
ersümen, sich säumen.

ersuoohen, aussuchen, erforschen.
erswingen, schwingen.
erswizen, in Schweiß gerathen.
erteilen, Recht sprechen, urtheilen, beurtheilen, entscheiden, zuerkennen, verurtheilen.
ertoben, wüthend werden.
ertören, zum Thoren machen.
ertöten, tödten.
ertouben, betäubt werden, betäuben.
ertpodem, Erdboden.
ertrahten, erdenken, ersinnen, erstreben.
ertretten, todt getreten.
ertriche, Erdbreich, Erde.
ertrogen, abbetrogen, durch Betrug gewonnen.
er irvahi, er ersocht.
ervarn, durchwandern; sich erkundigen, erforschen, erfahren.
erværen, nd. erveren, fürchten, sich fürchten.
ervarwen, färben.
ervehten, erkämpfen; abervehten, mit den Waffen wegnehmen.
ervellen, zu Falle bringen, stürzen, niederhauen, tödten.
ervinden, entdecken, erfahren.
erviuhten, seucht machen.
ervvliugt, ererfliegt, erreicht.
ervollen, erfüllen, vollführen.
erervorhte, er fürchtete, erschraf.
ervrouwen, erfreuen.
ervülen, verfaulen.
ervüllen, voll machen, erfüllen, erzeugen, befriedigen, stillen.
ervürhten, fürchten.
ervagen, zu wanken beginnen.
ez erwagete, es erbehte, beswegte, erschütterte.
erwahren, aufwachen.
erwallen, durch Gehen erreichen, erwandern, aufwallen, überfließen.
er erwande, er wandte ab.
erwarven, nd., erwerben.
erwechen, erwecken, aufwecken.
erwegen, bewegen, erschüttern, aufregen.
erweinen, durch Weinen erreichen; zum Weinen bringen; sich ausweinen.
erweln, auswählen; üz erwelt, ausgewählt, ausgezeichnet.
erwenden, aufhören machen; abwenden.
erwern, vertheidigen, behaupten, erwehren, verhindern; sich erwern, sich schützen; erwert, geschnitten.
erwigen, ermatten; erwiget, ermattet.

erwinden, irwinden, umwinden; nachlassen, aufhören ablassen.
si erwisten, sie erwischten.
erwüeten, in Wuth gerathen
erwunden, umgewendet, nachgelassen.
erzdegân, Erzbesan.
er erzeiht, er erzeugte, erwies.
erzeigen, erzeugen, beweisen.
erzenie, Arznei.
erziehen, herausziehen, erziehen.
erziugen, erzeugen, beweisen.
erziugel, erzeugt, bewiesen.
er erziucht, er zieht heraus.
erzögen, bezeugen, erweisen.
irzunden, entzündet, angezündet.
es, Gen. v. ez. seiner, dessen, desesche, Asche.
eschin, aus Eschenholz.
esn, des nicht.
esse, Äß (im Kartenspiel).
ést, es ist.
esten, die Aeste ausbreiten.
esterich, Estrich, Fußboden.
et, ét, bloß, nur; nun, eben.
irgend, etwa.
etelich, etslich, eteslich.
etleich, irgend ein, etlich.
eten, nd., essen.
etes wanne, eteswenne.
eddeswenne, etwenne.
etwan, irgend einmal, endlich einmal; manchmal; jemals zu Zeiten.
etewer, etteuer, eteswar.
etewaz, irgend einer, irgend was; ein wenig.
Etscher, Etschländer, Zwerler.
etwâ, irgend wo.
etwie, ettewie, irgend wie.
eu, euch.
euwich, euch.
evene, 1) eben; 2) Ebene.
evenunge, nd., Einigung.
Vergleich.
ever, nd., Eber.
éwarte, Priester.
éwe, Ewigkeit.
éwen, einen Bund, einen Vertrag eingehen, heirathen.
éwilen, ehemals.
éwin, éwen, ewig, in Ewigkeit, immer.
ez = daz, das.
ezen, ezzen, essen; das Essen.
Speise, Mahlzeit.
Ezidemon, fabelhaftes Thier ohne Galle.
ezn, es nicht.

F. V.

vach, das Auffuchen, Ergreifen.
ich vacht, ich socht.
vademe, Faden.

vâhen, fâhen, vâ, fangen, fassen, ergreifen, nehmen, halten; zum Gefangenen machen; empfangen, bekommen, verschaffen; aue vangen, angreifen, beginnen, anfangen, betreiben.
 vâhs, Haar, Haupthaar.
 ich vaht, ich focht; ich vâhte, ich focht.
 faiss, fett.
 vâken, nd., oft, häufig.
 val, *Gen.* valwes, blaß, bleich, faßl, faßb, farblos, gelblich, blond.
 val, Fall, Sturz, Untergang, Niederlage; Schande.
 valant, Teufel.
 valden, zusammenlegen, falten.
 vælen, täuschen, verderben, irren.
 valkenære, Falkenier.
 vallen, finten, stürzen, fallen; umkommen, sich zutragen; an daz gebet vallen, zum Gebete niederknien.
 vâlsch, unrichtig, treulos, schlecht.
 vâlsch, vâlscheit, Falschheit, Treulosigkeit, Betrug.
 vâlschære, Verleumder, Treuloser.
 vâlschlich, falschlich, falsch, betrügerlich.
 er valte, er füllte.
 vâltor, Fallthor.
 valwen, erbleichen, sich entfärben.
 valz, Klinge.
 vam, vâmmo, nd., von dem.
 van, nd., von.
 vâ, fangen, fassen, f. vâhen; vâ ze, nach Etwas greifen; vâ nâch, zu fangen suchen; sich vâ zuo, sich wozu hinwenden.
 vâche, Funke.
 vâcnisse, vâknisse, Gefangenschaft.
 vâne, Stüd Zeug, Binde, Fahne.
 vângen, Gefangener.
 var, *Gen.* varwes, farbig, aufsehend, gestaltet wie, ähnlich.
 var, Farbe.
 var, Fahrt, Reise; Anfahrt, Anlanden.
 vâ, das Auslauern, Nachstellung, Hinterlist, Gefährde; ze vâre, hinterlistig.
 vâ, Furcht, Strafe.
 vâren, nach Etwas trachten, nachstellen.
 varewe, varwe, Farbe.
 varlôs, farblos, bleich.
 varn, varen, sich bewegen, sich begeben, ziehen, reisen; verfahren, handeln; sich befinden; die gründe varn, in die Ab-

gründe, die Hölle fahren — ich bin gevaren, mir ist es ergangen; wol varn, sich wohl befinden, glücklich sein.
 varnde diet, wandernde Sânger, umherziehende Gaukler.
 varnde guot, bewegliche Habe.
 varnde volc, wandernde Sânger, Gaukler.
 vart, Reise, Weg; Fortgang, Ausgang; an die vart, auf dem Wege nämlich des Todes; unz an die vart, so lang; ûf die vart, dahin; ûf der vart, dabei; sogleich; ûf der selben vart, bei derselben Gelegenheit; zuo der selben verte, auf der Stelle.
 varwe, Farbe.
 vâsant, Fasan.
 vast, vaste, faste, fest, standhaft; sehr, heftig.
 vaste, das Fasten; vasten, fasten.
 vaster, fester, stärker.
 vater halp, von väterlicher Seite.
 er vât, er fängt.
 vâwir, fangen wir an.
 vaz, Gefäß, Faß.
 vâzzelin, kleines Gefäß, Fläschchen.
 vâzzen, ndr. vâzzin, aufladen, beladen, rüsten, kleiden, fassen.
 vè, nd., Vieh.
 vèch, *Gen.* vèhes, Hermelin.
 vèch, farbig, bunt, besonders vom Pelzwerk; weich.
 vedemen, einfâdeln.
 federe, vedere, Feder; Pelzwerk; veder lesen, schmiegeln.
 vederich, Fittich.
 vederspîl, vedirspîl, ein zur Beize, Jagd abgerichteter Vogel (Sperber, Faltke); Vogelsgagd, Beize.
 vegen, säubern, reinigen.
 vegeviwer, Fegfeuer.
 vèhen, *Acc.* v. vèch.
 vèhen, 1) bunt machen, wecheln; 2) hassen.
 er vehet, er fängt.
 du vehst, du fängst.
 vehte, Feindschaft, Streit, Gefecht, Kampf.
 vehten, fehten, kämpfen; an vehten, überfallen, beunruhigen.
 vehtinde, fechtend.
 veic, veiga, 1) verhängnißvoll, unglücklich, tödlich; 2) zum Tode bestimmt; todt; nichtswürdig.
 veicheit, Verhängniß.
 veielich, verhängnißvoll.
 veichten, ndr., fechten.
 veel, Beischen.

veige, zum Tode bestimmt, todt, verflucht.
 veigen, dem Tode übergeben, tödten; sterben.
 veile, käuflich, feil.
 veilen, verkaufen; an veilen, ankaufen, sich zueignen.
 veim, Schaum.
 veimen, abschäumen.
 vein, fein, schön.
 fein, Schönheit; irs leibes fein, ihr schöner Leib.
 he veinck, ndr., er sing.
 feine, Fer.
 feinen, feien, mit Zauberkraft begaben.
 veir, ndr., vier.
 veiren, feiern.
 feisten, Winde gehen lassen.
 feitiure, Zeug.
 veiz, veizt, fett, fruchtbar.
 vel, fel, Haut, Fell.
 sel, fehl, falsch.
 vel, nd., viel.
 vele, nd., oft.
 sellen, fallen machen, fällen, stürzen, zu Boden schlagen; verlegen.
 velschen, verfälschen, treulos machen, für falsch erklären; den eit velschen, den Eid nicht halten.
 velscher, Verfälscher.
 vèlvrât, nd., Vießtraß.
 velwen, bleichen.
 velzen, falzen.
 vende, Fußgänger, Fußknecht; Bauer im Schachspiel.
 Venèdiare, Venetianer.
 se vengen, nd., sie singen.
 venie, venige, Kniebeugung, Verehrung, Andacht; venien suoehen, um Verzeihung der Sünden bitten.
 venjen, zum Gebet niederknien.
 ver, Frau.
 ver, fern.
 vèr, nd., vier.
 vorarmen, nd., verarmen.
 ich verban, ich mißgönnte, du verbans, du mißgönntest.
 verbern, ferbern, nicht haben, entbehren, unterlassen, verschonen; ich verbar, ich hatte nicht zc., ich verbære, ich hätte nicht zc.
 ik vorbèt, nd., ich verbisß.
 verbinden, zubinden.
 er verbirt, er unterläßt.
 verbönnen, verbünnen, mißgönnen.
 verborn, verwirken, verlustig machen, entbehren.
 verbösen, verbösen, verpösen, beschädigen, verderben, verlegen.
 verbrechen, brechen, verlegen.

verflinnen, verburnen, verbrennen.
 verch, Fleisch u. Blut, Leben, Lebenskraft, Seele, Geist.
 verchbluot, Lebensblut.
 ich verchiuse, ich vermeide, verachte.
 verchtiief, tödtlich.
 verchwunt, tödtlich verwundet.
 vordacht, nd., bedacht.
 verdagen, verheimlichen, verschweigen.
 verdäht, in Gedanken verloren; beargwöhnt, vorbedacht, bedacht, überlegt; verdäht wesen um, einem Ding nachhängen; mit verdähtem muote, wohl überlegt.
 verdähtes, mit Ueberlegung, bedachtjam.
 verdet, verschwiegen.
 vordenet, vordent, nd., verdient.
 verdenken, verdenchen, zu Ende denken, sich in Gedanken versenken, übel von Einem denken; sich verdenken, sich in Gedanken verlieren; sich besinnen.
 verderben, nd. vorderven, 1) zu Grunde gehen, umkommen; 2) zu Grunde richten, verderben.
 verdoln, ertragen, aushalten.
 vordomen, nd., verdammen.
 sik vordragen, nd., sich zu frieden stellen.
 he vordrēf, nd., er vertrieb.
 verdringen, verdrängen, zwingen.
 mich verdriuzet, verdrüzt, mir wird zu viel, lästig, überdrüssig.
 verdrucken, unterdrücken.
 vereinen, einsam machen; vereinigen; sich vereinen gein, sich mit Jemanden in die Einsamkeit zurückziehen.
 vereiten, verbrennen, ausbrennen.
 verenden, beendigen, vollenden, erfüllen; zu Ende gehen, sterben.
 verer, ferner.
 vereren, vergießen.
 vorevenen, nd., eben machen; sik vorevenen, sich vergleichen.
 verezen, vergehren.
 verfan, helfen, f. vervān.
 verflougen, fliehen machen.
 verführen, wegführen, verschühren.
 vergadern, nd., versammeln.
 sich vergāhen, sich überleiten.
 vergān, vergehen, vorübergehen; zu Ende gehen; dahinschwinden, vergehen.
 vergangen, verirrt.

verge, fahrman, Steuermann.
 vergeben, ertheilen, weggeben, schenken; erlassen, vergeihen; Gift geben, überhaupt schaden.
 vergebene, umsonst, vergeben.
 vergelten, ersehen, vergelten.
 vergeven, nd., vergeben, vergiften.
 vergezen, vorgezen, vergessen.
 er vergie, er ging.
 vergift, Gift.
 vergiftic, giftig.
 vergiseln, durch Geißeln bestrafen; als Geißel leben; zu Geißel geben.
 vergünnen, mißgönnen.
 verhaben, versperren.
 er verhal, er verbarg.
 verhengen, den Jügel hängen lassen; zulassen, gestatten.
 verhauen, verhaue.
 verhengen, geschehen lassen, gestatten.
 virhengöt, verhängt.
 verhern, besiegen, vertreiben.
 plündern, verderben.
 virhertir, vertrieben, verheert.
 verhil, verbirg, halte geheim.
 verhoit, ndr., behütet.
 verholen, verholen, verborgen.
 verholne, heimlich.
 verholentlik, nd., verborgen, geheim.
 verholt, geholt.
 verhoren, erhören, anhören.
 verhouwen, abhauen, verwunden.
 verhügen, an Etwas denken.
 verjehen, verjēn, ausjagen, sagen, erzählen, eingestehen, zuerkennen.
 er verjeit, er verjagt.
 verkēren, verchēren, umkehren, verändern, verbrehen.
 verkiesen, übersehen, unbeachtet lassen, vergessen, aufgeben, vergeihen; ich verkiuse, ich vergeihe.
 verklagen, verklagen, ausklagen, zu Ende beklagen; zu beklagen aufhören.
 verklūteren, versperren.
 verkōs, ich überjah, verzieh.
 verkōsten, mit Speise versorgen.
 verkrenken, schwächen, krank machen, ein Ende machen.
 verkunnen, verchunnen, erkennen, mißkennen; nicht zutrauen; sich verkunnen, auf Etwas verzichten.
 verkunt, verländet.
 verlangen, Kummer, Leid.
 vorlaten, nd., verlassen.
 ich verlēch, ich gab zu Lehen.

verlegenheit, verlegenheit, Unthätigkeit, das Dahinliegen.
 vorleiden, nd., verleiten.
 verleiten, nd., auf einen Abweg bringen, in Gefahr bringen.
 er verlie, er verließ, ließ los, überließ.
 ferlich, verleihe.
 verliegen, lügen, verläugnen.
 verliesen, aufhören; unterlassen; verlieren; zu Grunde richten.
 sich verligen, vor Trägheit dabeinliegen, unthätig sein.
 verlihen, verleihen, zu Lehen geben.
 verlisten, überlisten.
 ich verliuse, ich verliere; er verliuset, er verliert.
 verloben, durch ein Gelübde entsagen, abweisen.
 verlogen, verläugnet.
 verlorn, verlurn, unterlassen, verloren, zu Grunde gerichtet.
 ik verlois, ndr., ich verlor.
 ich verlōs, ich verlor.
 verlosen, nd., befreien.
 verlösen, durch Schmeichelei erlangen.
 vermachen, verderben, zu Nichte machen.
 vermāren, in übeln Ruf bringen, ausplaudern.
 vermaissen, ndr., vermessen.
 vormaledyete, nd., vermaltebette.
 vermezen, das Maas überschreiten; sich unterfangen; wagen.
 vermezen, bestimmt, kühn, entschlossen.
 vermezenliche, kühn, vermessen.
 vermeiden, wegleichen, vermeiden.
 vermessen, irre gehen, verfehlen, ermangeln.
 vermiten, nd. vormeten, vermieden; vermiten wesen, umsonst sein.
 vermügen, besitzen, vermögen.
 vermūren, zumauern, abhalten.
 vern, Gen. v. ver, der Frau.
 vern, verne, vernet, vernent, im vorigen Jahre.
 vernemen, nd. vornemen, vernehmen, wahrnehmen.
 verniht, für Nichts; vernichten, für Nichts achten.
 virnim, vernimm.
 vernunft, vernunft, das Bernehmen, Verstehen, Einsicht, Verstand; Geist, Seele.
 veruünftliche, vernemlich, deutlich, vernünftig.

vernünftig, verständig.
 vorordelen, verordeln, nd.
 verurtheilen.
 verpfenden, zum Pfand ge-
 ben; sein Pfand verlieren.
 er verpfac, er besaß nicht
 mehr, er gab auf.
 verpflegen, verphlegen,
 leisten; ablassen, nicht mehr
 haben.
 ez verphie, es half, nützte.
 er verpirt, er meidet.
 verposen, böse machen, ins
 Schlechte lehren.
 sich verprisen, sich Ruhm er-
 werben.
 verre, fern, weit, entlegen;
 also verre, in so ferne, in so
 weit, so sehr; verrer, weiter;
 verrest, weitest.
 se vorredén, nd., sie verrie-
 then.
 vorrederge, nd., Verrätherel.
 verren, ferren, 1) fern sein;
 2) entfernen, fernhalten.
 verrören, verschütten, zer-
 streuen, vergießen, abwerfen;
 verrert, zerstreut, abgeworfen.
 he vorrét, nd., er verrieth.
 vorretliken, nd., verräthe-
 risch.
 verrihten, ordnen, besorgen,
 schlichten; sich verrihten, sich
 anstellen, sich bereiten.
 verriste, am fernsten.
 verrünen, (mit Baumstämmen)
 einen Verhau machen.
 er versach sich, er hoffte,
 fürchtete.
 er versaz, er versäumte.
 verschaffen, beseitigen.
 verschalten, übertönen.
 sich verschamen, versche-
 men, die Scham ablegen.
 verschamt, verschant,
 schändlich, unverschämt, scham-
 los.
 verscholt, verdient, verschul-
 det.
 verschort, verscharrt, vergrä-
 ben.
 verschrancken, einschränken,
 mildern.
 vorschrecken, nd., erschrecken.
 verschröten, verscröten,
 spalten, zerhauen, verwunden.
 verschulden, abzahlen, ver-
 gelten; verbieten.
 verschunden, verlosen, an-
 reizen.
 sich versehen, glauben, hoffen,
 fürchten, erwarten.
 verseit, versagt.
 verseln, ausliefern, hingeben.
 sich versenen, sich krank feh-
 len, vor Sehnsucht betrübt,
 krank werden, schwächen.
 verseugelt, Fersengeld.

verseren, verlegen.
 versichern, geloben; versu-
 chen, erproben.
 sich versinnen, sich besinnen,
 sich erinnern, überlegen; ge-
 wahr werden, einsehen; als ich
 mich versinne, wenn ich mich
 nicht irre.
 versitzen, versäumen.
 versiuwen, einnähen.
 verslāfen, verschlafen.
 verslahen, verschlagen, durch-
 bringen; zuschlagen, verschlie-
 ßen.
 versleissen, abnutzen, ver-
 brauchen.
 si verslichent, sie berührten
 nicht.
 verslichten, schlichten, sichern.
 verslicken, verschlingen, ver-
 schluden.
 verslinden, verschlungen.
 verslizen, verderben, zerrei-
 ßen, verbrauchen.
 verslunden, verschlungen.
 versmā, verschmähe.
 versmāhen, versmāhen,
 verächtlich behandeln; mir ver-
 smāhet, es kommt mir gering,
 verächtlich vor.
 virsmenzen, verschmerzen.
 sich versmüegen, sich verber-
 gen.
 er versneit, er verschnitt.
 versniden, zerschneiden.
 versnūeren, zuschnūren.
 sie versöhent, sie bemerkten
 zu spät, kamen zu spät.
 he versoicht, ndr., er sucht,
 versucht.
 versoln, verkaufen, verdienen.
 versparren, versperren,
 versperren, verschließen.
 versprechen, versprechen,
 abläugnen, verweigern, abwei-
 sen, verwerfen; vertheidigen.
 vorsproken, nd., beschimpft.
 versteln, stehlen, verbergen;
 er verstalsich, er stahl sich weg.
 verstan, verstēn, nd. vor-
 stan, verstehen, vernehmen,
 erkennen; sich verstēn, ein-
 sehen, Bescheid wissen.
 verstan, verstanden, ver-
 ständig, vernünftig.
 versteln, entwenden.
 verstolne, heimlich.
 verstū, thust du, lebst du, ver-
 hältst du dich.
 verstōzen, vertreiben, zurück-
 weisen; anstoßen, zustoßen.
 versūenen, versöhnen, verei-
 nigen, stillen.
 versūmen, versäumen, ver-
 nachlässigen; sich versūmen,
 zu spät kommen, säumen.
 sich versūnden, sich versün-
 digen.

versunnen, flug, überlegt.
 versunt, versündigt.
 versuochen, versuchen, er-
 proben, prüfen, untersuchen, er-
 forschen.
 er versuonde, versuonte,
 er versöhnte.
 er verswant, er verschwand.
 verswelhen, verschlingen, ver-
 schluden.
 verswenden, verschwinden ma-
 chen; spere verswenden, Spee-
 re zerbrechen.
 verswigen, verschweigen; ver-
 swigen, verschwiegen.
 verswinen, verswinden,
 1) verschwinden; 2) vergehren.
 verswingen, zum Verderben
 schwingen; sich versliegen.
 er vert, er fährt.
 vert, fert, voriges Jahr.
 vertagen, verheimlichen, ver-
 schweigen.
 vertān, mißrathen, verflucht.
 verte, fert, fährt, Spur.
 Weg.
 vertec, vertig, zur Reise be-
 reitet, gerüstet.
 verteilen, theilen, verlustig
 erklären, verurtheilen, fluchen;
 vertheilt si dem swerte, das
 Schwert sei verflucht.
 vortellen, nd., erzählen.
 vorterven, nd., verderben.
 verterken, verdunkeln.
 vertiuren, vertheuern, an
 Werth erhöhen.
 vertoben, zu toben aufhören.
 vertoeren, zum Thoren machen,
 aus Thorheit vergeuben.
 vertouben, betäuben.
 vortrag, nd., Beträglichkeit.
 vertragen, 1) wegführen, ver-
 leiten, verbergen; 2) mit Ge-
 duld tragen, geschehen lassen.
 vertreffen, übertreffen.
 er vertreit, er trägt.
 vertriben, vertreiben, fortja-
 gen, zu Schanden jagen; hin-
 bringen; er vertreib, er ver-
 trieb; si vertriben, sie vertrie-
 ben.
 vitriven, ndr., vertrieben.
 vertrinken, ertrinken.
 sich vertrāsten, auf Etwas
 Borsicht leisten.
 vertriwen, vertriwen,
 sich verbindlich machen, sich an-
 vertrauen; sich vertriwen,
 feierlich versprechen.
 vertriwunge, Verlöbniß.
 vertuomnisse, Verdammniß.
 veruon, verbrauchen, weg-
 schaffen.
 vertwālen, verkümmern lassen,
 versäumen.
 verübel hān, übel aufnehmen.

verunreinigen, verunreinigen;
 sich verunreinigen, sich verun-
 reinen. sich verunreinigen.
 verunruochen, vernachlässi-
 gen, vernachten.
 digen.
 vervähen, vervān, ergreifen,
 aufnehmen, helfen, nützen; mir
 vervähēt, es hilft, nützt mir.
 vervarn, vergehen, sterben.
 vervellen, zu Falle bringen,
 verurtheilen.
 sik vorvören, nd., erschrecken.
 er vervie, er ergriff, half.
 er verviengē, er bälfe, nützte.
 vervluochet, verflucht.
 vervüeren, durchführen, weg-
 führen, verführen, verflagen.
 verwāsent, bewaffnet.
 verwalken, zusammenwalken.
 er verwandelōte, er verwand-
 delte.
 verwānen, glauben, vermuthen;
 sich verwānen, erwarten,
 hoffen.
 verwāre, Färber, Maler, Dichter.
 verwarren, verwerren.
 verwāzen, zu Grunde richten,
 verderben, verfluchen, vermö-
 schen.
 sich verwegen, auf sich neh-
 men, unternehmen; aufgeben,
 verzichten.
 verweisen, zur Waise machen.
 verwen, färben, malen, zielen;
 durch verwen, ganz färben,
 ausmalen.
 verwenden, abwenden, an-
 wenden, ergeben, hingeben,
 unterbringen.
 verwerden, verderben, zu
 Grunde gehen, umkommen.
 vorwerven, nd., erwerben.
 verwerinne, Färberin, Ma-
 lerin.
 verwerren, beunruhigen, ver-
 wirren, entzweien; sich ver-
 werren, sich verstriden, sich
 zu Grunde richten.
 verwetten, ein Pfand geben.
 verwieren, einweben, ein-
 würfen.
 verwinden, virwinden,
 überstehen, überwinden; ver-
 schmerzen.
 vorwilden, nd., unkenntlich
 machen.
 verweisen, nd. vorwisen,
 verweisen, verbannen.
 verwijsen, nd., verurtheilen.
 verwitwen, zur Wittwe machen.
 vorwyt, nd., 1) Part. vorge-
 worfen; 2) Subst. Verwurf,
 Verweis.
 verwizen, tadeln, verwerfen.
 verworcht, verworht, ver-
 wirft, des Lebens verlustig,
 des Todes schuldig.

verworfen, unglücklich.
 sie verworhten, sie verwirkten.
 vorwraht, nd., verwirft; he-
 heft it an uns grōt vorwraht,
 er hat es genug an uns verdient.
 verwürken, sich verlustig ma-
 chen, verlieren.
 verzalt, verurtheilt.
 er verzēch, er stēß fahrer,
 verweigerte.
 verzehenden, den Zehnten
 geben.
 verzeit, nd. verzait, verzagt.
 verzern, verbrauchen, aufwen-
 den; verschlingen, vertilgen;
 zerreißen.
 verzigen, Part. v. verzihen.
 verzihen, nd. verzijen, 1)
 gehen, fahren lassen, 2) ver-
 sagen, verweigern, verzichten,
 verzeihen; sin selbes verzihen,
 sich selbst aufgeben.
 verzweiflot, verzweifelt, ver-
 dammt.
 vese, Spreu.
 feste, veste, Festigkeit, Feste,
 Burg; deme herzen zueste,
 dem Herzen zum Schutz.
 veste, vesteclich, fest, streng.
 vestenen, befestigen, beständigen,
 versichern.
 veter, veterē, vetter, Bet-
 ter, Oheim.
 veterē, Pl. v. vater, die Väter.
 veterlich, vetterlich, vä-
 terlich.
 veterlin, Väterchen.
 fettach, Fittich.
 vezzer, vezzir, Fesseln,
 Ketten.
 viant, fiant, vient, vint,
 Feind, Gegner.
 sich, Vieh.
 videlwre, Geigenspieler.
 vidēle, Geige.
 videlen, fidelen, auf der
 Geige spielen.
 videlunde, auf der Geige spie-
 lend, fiedelnd.
 vienen, betragen.
 fiden, geigen.
 fidern, mit Federn versehen;
 verschönern.
 er vie, er sing.
 er viel, er siel; er viel an, er
 siel einem zu.
 vient, Feind.
 vientlich, feindlich.
 vientschaft, Feindschaft.
 siepper, Fieber.
 fier, stolz, ansehnlich.
 vieren, vieredig machen; zu-
 rüsten, bauen, einrichten.
 vierlei, viererlei.
 viervalt, vierfältig.
 vierziweide, vierzigmal.
 vyve, nd., fünf.
 vyfte, nd., der Fünfte.

viftich, nd., fünfzig.
 vigrant, vident, Feind.
 videntschaft, Feindschaft.
 figieren, treffen, darstellen.
 sihe, Vieh.
 ich vihte, ich sehte.
 fil li roy, Sohn des Königs.
 vil, vile, 1) viel; 2) sehr, gar;
 vil lihte, sehr leicht, vielleicht;
 vil nāch, beinahe.
 villān, Bauer.
 villen, schlagen, tödten.
 vilnode, nd., schwerlich.
 vimel, Hauf.
 fin, fein, schön.
 er vinc, er sing.
 vindere, Erfinder, Dichter.
 vinden, finden, erfinden, er-
 dichten; bemerken.
 vine, Schönheit.
 sink, Fem. u. Neutr. sinkiu,
 fünf.
 vingerin, vingerl, vin-
 gerlin, Ring.
 vink, Finkle.
 vinster, finster, dunkel.
 vinsterin, Finsterniß.
 vint, Feind.
 vintelle, der untere (zum Auf-
 schieben eingerichtete) Theil des
 Helmes.
 viol, Beilschen.
 violieren, mit Beilschen schmü-
 cken.
 vir—in zusammengefügten Wör-
 tern ndr. s. a. ver—. E. d.
 vire, Feler, Felerstag.
 viren, feiern, verehren.
 viretac, Feiertag.
 virre, firre, Ferne; die virre,
 in der Ferne.
 virren, fern halten.
 virst, first, Siebel.
 visc, fisc, visch, Fisch.
 viscāre, vischāre, Fische.
 vischel, Fischlein.
 viseren, nd., überlegen, er-
 wägen.
 viuhte, 1) Adj. feucht; 2) Subst.
 Feuchtigkeit.
 viuhten, besuchten.
 viur, fiur, Feuer.
 fiuren, entflammen.
 viurin, fiurin, feurig, glü-
 hend.
 viuste, fiuste, Faust.
 fiuwerāme, Roß (zum Dra-
 gen).
 fiwer, viwer, Feuer.
 fiwerstat, Heerd.
 vlach, flach, platt.
 vlsen, waschen.
 flahs, flasz, Flachs.
 flaus, vlans, Maul, Schna-
 bel, Schnurre.
 vlātec, flātic, fauber, schön.
 flēgen, flēhen, vlēn, be-
 mützig bitten, sehen, ansehen.

flegen, *nd.*, fliegen.
 vlêhe, Bitte, flehen.
 flêhelich, *Adj.* flêhelichen,
nd. flêhliken, flehentlich.
 vliehten, vliehten, flechten.
 fleigen, fliegen.
 fleisch, fleisk, *nd.* vlêsch,
 Fleisch.
 flessen, flâhsen.
 vlêt, *nd.*, Bach.
 fleze, vletze, Boden, Haus-
 flur, Heerd, Wohnung, Haus.
 fliechen, flehen.
 vlyen, *nd.*, zurechtmachen.
 vlyen, *nd.*, flehen.
 vliessen, fliesen, verlieren.
 fliezen, vliezen, fliehen,
 schwimmen; fliezen von, übers-
 fliesen.
 vlin, flins, Kieselstein, Feuer-
 stein, Fels.
 vlinsherto, hart wie Kiesel.
 vlyt, *nd.*, Fleiß; mit allem
 vlyt, ganz gehörig, mit allem
 Eifer.
 ich vliuc, vliuch, ich fliege.
 ich vliuhe, ich fliehe.
 du vliusest, du verlierst.
 ich vliuze, ich fliehe, schwimme.
 vliz, Sorgfalt, Eifer, Fleiß.
 vlizec, flizich, *Adj.* vlize-
 liche, flizliche, *Adv.* flizig,
 sorgfältig, eifrig, genau.
 sich vlizen, vliziu, sich be-
 fleißigen, sich Mühe geben.
 vlo, vloch, vloch, Floß.
 er vloch, er floß.
 flock, Floße.
 flogieren, schweben, hin und
 her flattern.
 vloken, *nd.*, fluchen.
 flôrieren, blühen, schmücken,
 rühmen.
 vlorn, 1) verloren; 2) Verlust.
 ich flôs, ich verlor.
 ich flouc, flouch, ich flog.
 vlôte, Flöte.
 vloz, Fluß, Fluth.
 er vloz, floß, schwamm.
 vluc, *Gen.* vluges, Flug, Flû-
 gel; vluges, im Fluge.
 sy fluchen, sie flohen.
 sy fluchtin, *nd.*, sie fluchten.
 sie flüechte, sie flüchete.
 vlugit, *nd.*, Flucht.
 er flûhe, er flohe; wir flûhen,
 wir flohen.
 vluht, *nd.* vlucht, Flucht,
 Zuflucht, Rettung.
 vluch, Fluch.
 vlurzun, Felsjaun.
 vlut, Strömung, Fluth.
 ich vlûr, ich verlore; fluren,
 verloren.
 vlust, Verlust, Nachtheil, Scha-
 den.
 flüstebære, flustbære, Ver-
 lust bringend.

si vluwen, sie flohen.
 vluz, Fluß, Fluth, Einfluß,
 Lauf.
 si vluzzen, sie flossen, schwam-
 men.
 vöfstein, *nd.*, fünfzehn.
 vogellin, voglin, Vögelein.
 vogelgedône, Vogelgesang.
 vögen, *nd.*, fügen, zufügen.
 voget, Schirmherr, Richter,
 Fürst.
 vogeten, Einem einen Beschützer
 geben, schützen.
 voglich, Vögeln.
 he voir, *nd.*, er fuhr.
 voit, Vogt, König, Fürst.
 vois, *nd.*, Fuß.
 volant, vollendet.
 volbrâhtekeit, Vollendung,
 Vollkommenheit.
 volc, Volk, Menschenhaufen.
 voer, Dienerschaft.
 volcedegen, Volksheld.
 vöcklin, das arme, niedere
 Volk.
 volcwic, volcwig, Völk-
 erschlacht.
 volg, Volk.
 volgân, zu Stande kommen,
 erfüllt werden.
 volgære, Anhänger.
 volge, Beistimmung, Beifall.
 volgen, gehorsam sein, folgen,
 beistimmen; verabsolgen, ver-
 folgen.
 vollangen, völlig erlangen.
 volle, Fülle, Ueberfluß.
 vollebraht, vollbracht.
 volleclich, *Adj.*, völlig, voll-
 ständig.
 volleclliche, völleclliche,
Adv., völlig, in Fülle, reich-
 lich, im höchsten Grade.
 volleist, vollweist, Dervoll-
 ständig, vollständige Lei-
 stung, Unterstützung, Hülfe.
 volleisten, ausführen.
 vollen, sich füllen.
 vollen, vollin, völlig, gänzlich.
 vollentuon, vollenden.
 volloben, bis zu Ende loben.
 volmâne, Vollmond.
 volprisen, vollkommen preisen.
 volquich, Völkerschlacht.
 volrecken, vollstrecken, voll-
 ziehen.
 volsagen, völlig sagen.
 volschriben, zu Ende schrei-
 ben; vollständig beschreiben.
 volsprechen, aussprechen.
 volstân, beharren.
 volvâeren, zu Ende führen,
 ausführen.
 volwâsen, auswachsen.
 volzieren, vollkommen schmü-
 den.
 vomme, von dem.
 von, von, aus, durch, mit, wegen.

vonme, von dem.
 fontâne, Brunnen.
 vor—, *nd.*, in zusammenge-
 setzten Wörtern s. v. a. ver—. S. d.
 vor, for, vor, an, für, anstatt;
 wegen, aus; 2) vorher; die
 for, die vorher genannten.
 he vôr, er fuhr.
 vorbedechtîn, *nd.*, vorbe-
 dâchtig.
 vorch, *nd.*, Furche.
 ich vorchten, ich fürchte.
 vorhtic, vorchtlich, fürch-
 terlich, sehr groß.
 foresam, fürchtbar, tapfer.
 vorder, früher, vorher; aus-
 gezeichnet.
 vorder, Vorfahr.
 vorderlich, vornämlich, vor-
 zugweise.
 vordern, fördern; fordern, er-
 forschen.
 vorderöst, vorderst; ze vor-
 deröst, zuvorderst, zunächst.
 vordir, *nd.*, weiter.
 voren, vorn.
 se vören, *nd.*, sie fuhren.
 si foren, sie fuhren.
 föres, förest, foret, Forst.
 föresten, in den Wald reiten
 und jagen.
 vorgebe, was Einer dem An-
 dern am Spiele vorausgibt.
 vorgedanc, Vorhaben, Vor-
 satz.
 vorgetichte, von tihten, er
 dichtete vorher.
 vorhte, vorht, Furcht; von
 vorhten, aus Furcht.
 vorhten, fürchten.
 vorhtic, vorhtlich, vorcht-
 lich, fürchterlich.
 vorhtsam, fürchtbar, tapfer,
 wacker.
 vorhuot, Vorhut.
 vorchemphc, Verteidiger.
 forme, Form, Gestalt, Gestal-
 tung.
 formelich, formlich, ge-
 formt; Got formelich, Gott
 gleich.
 forn, vorne, vormalê, vor-
 dem, vorn.
 vornân, vorn.
 vorne, vorn.
 vorsage, Prophet.
 vorspreche, Anwalt, Bei-
 stand.
 vorst, Forst, Wald.
 forste, *nd.*, Fürst.
 vorstlik, *nd.*, fürstlich.
 vortan, weiter.
 vorvar, Vorgänger, Vorfahr.
 vorvaren, vorangehen.
 vorvechten, vorvehien, im
 Gefecht vorantreiben.
 vorwurf, Vorstellung.
 he vôrte, *nd.*, er führte.

vos, nd., Fuchs.
vôt, nd., Fuß.
he vouchde, nd., er folgte.
vôzschemel, Fußschemel.
vrâge, Frage; vrâge haben,
Nachfrage halten.
vrâgen, fragen.
vrâger, Weiniger.
fraidig = vreidec.
vrâise, f. vreise.
vram, fort, alsbald, vorwärts.
franspuot, Glück.
vrâz, nd. vrât, der Fraß,
Fresser.
vrâzheit, Gefräßigkeit.
frech, kühn, tapfer.
frechliche, kühnlich.
vrede, nd., Friede.
vregen, fragen.
vreide, muthig, wohlgemuth.
freide, Freude.
vreidec, vreidic, übermü-
thig, trotzig, wohlgemuth, mu-
thig, zornig, frech, wild,
zuchtlos.
freidikeit, Uebermuth, Frech-
heit, Zuchtlosigkeit.
vrein, befreien.
freischen, vreiskin, erfor-
schen, erfahren, vernehmen.
vreise, Adj., schrecklich.
vreise, Subst., Gefahr, Ver-
derben, Gegenstand des Schre-
dens, das Schreckliche, Schre-
den.
freislich, freissam, schreck-
lich, fürchtbar, verderblich.
fremde, fremede, frömde,
ausländisch; sonderbar, unge-
wöhnlich, selten, unbekannt,
unerhört, nie gesehen, seltsam.
vremde, das Fremdsin, Aus-
land.
vremdekeit, Entfremdung.
vremden, vremeden, ent-
fernt sein, sich entfernen, mei-
den, entfremden.
vremete = fremde.
vrevcl, frevel, Adj., muthig,
kühn, verwegen; Subst. Verwe-
genheit, kühne That, Bagstuck.
vrevcllich, verwegen, frevel-
haft.
vri, ungebunden, ledig, unab-
hängig, nicht besitzend, nicht ver-
pflichtet; fern; fri läzen, ver-
schonen, unbesucht lassen.
vrevcl, vride, Friede, Ruhe,
Sicherheit; vride geben, Gna-
de geben.
vriden, zum Frieden bringen,
schlichten.
vridesam, friedliche, fried-
lich.
vriedel, Geliebter, Bräutigam,
Gemahl.
vrien, frien, befreien, frei
machen.

ich vriesche, ich ersuche.
vriesen, frieren.
vriges, Gen., v. vri, frei, ledig.
vriheit, Freiheit.
vrilliche, frei, freiwillig; ge-
wis.
vriman, einer der nicht leib-
eigen ist, Pächter.
frisichleig, frisch.
frist, Zeit, Zeitraum, Aufschub;
frist geben, am Leben lassen.
fristen, verzögern, bewahren,
retten, eine Frist geben.
er vrite, er besetzte.
friithof, Schutzort, Kirchhof.
friunt, Freund.
friuntlich, Adj. friuntlichen,
Adv. freundlich.
ich vriuse, ich friere.
friwip, Weib, das nicht leib-
eigen ist, Pächterin, Frau des
Pächters.
vro, nd., früh.
vrô, frô, froh, zufrieden.
frôide, Freude.
vrôlichen, vrôliche, fröh-
lich.
frômde, Ausland, Fremde.
du fromdest, du beachtest.
vromeliche, löblich, tüchtig,
tapfer.
vromen, nd., nügen. S. vru-
men.
vrône, frône, 1) Herrlichkeit,
Heiligkeit; 2) Amt, Messe.
frôn, vrôn, dem Herrn (Chris-
tus) gehörig, heilig, königlich.
frônebote, heiliger Bote.
vrônen, 1) als Herr verfahren;
2) Frohndienste leisten.
frouhof, Herrenhof.
vrôt, nd., klug, geschick.
vrôde, vrunde, Freude,
Fröhlichkeit.
vroudebære, frôudehaft,
frôuderich, freudig, erfreut,
fröhlich.
vrôndelôs, traurig.
frôuken, nd., Frau, kleine
Frau.
frouwe, froue, frowe, frou,
frô, Herrin, Gebläuterin, Frau.
vrouwede, frowede, Freude.
vrowelin, Mädchen.
frôuwen, frôuwen, frou-
wen, vrowen, froun, er-
freuen, erquicken.
vrôuwu, die Frauen betref-
fend, von Frauen kommend.
vruchten, nd., fürchten.
frûeje, frûeje, früh, bald.
frucht, Frucht.
vruchten, Frucht bringen.
frûhtic, Frucht bringend, ge-
dehlich.
vrum, vrume, Vortheil, Nutzen,
Gefälligkeit; vrum geschehen,
zum Vortheil gereichen.

frum, from, förderlich, nüt-
lich, tauglich, recht; tüchtig,
brav, tapfer.
vrumecheit, vrûmecheit,
frûmecheit, Tüchtigkeit,
Trefflichkeit, Tapferkeit.
vrûmec, Adj., frumeliche,
Adv., tüchtig, tapfer.
vrumen, wader, brauchbar
sein, nügen, helfen; nützlich
machen.
vrûmen, fortbringen, schicken,
bewirken, fördern, machen,
schaffen, vollbringen.
vrunt, nd., Freund.
vruntschop, nd., Freund-
schaft.
vrûo, früh, bald.
fruomecheit, Tapferkeit.
vrûot, fraet, froh, wohlge-
muth, wader, klug, weise,
erfahren.
vrûwe, nd., Frau.
fûegen, ordnen, anordnen, ma-
chen; zufügen; sich fügen; ge-
schehen.
vûers, führe sie.
fuhs, vuhs, Fuchs.
si vûhtin, sie suchten; si vûh-
tin imi widir, sie kämpften ge-
gen ihn.
fuir, vuyr, nd., Feuer.
vûl, fûl, faul, verfault, ver-
dorben, abgestanden.
vull, nd., voll.
fûllen, fûllen, erfüllen; er
vulte, er füllte.
vullenbringen, nd., voll-
bringen.
vûlu, fûllen, Föhle.
vunche, Funken.
vûnvû, sâchl., jünf.
funt, vunt, Fund, Gründung.
Ginfall, Gedanke, Dichtung.
funtanie, Brunnen, Quell.
fuoder, Ladung, Fuhr, Fuhrer.
fuoge, Schickslichkeit, Anstand;
Geschickslichkeit, Kunst.
fuor, für.
fuor, fuore, vuore, Lebens-
weise, Benehmen; in keizer
vuore, nach Keiser Art.
ich fuor, ich fuhr; ich vuorte,
ich führte.
vuoter, fuoter, Futter, Ab-
rung.
vuoze, fuoz, Pl. fûeze, fuoze.
Fuß; nie vuoze, keinen Fuß
breit, nicht im Mindesten.
vuozechemel, Fußschemel.
für, vûr, fur, vuore, 1) Für.
vor, vorbei, an, gegen, für.
stätt; vûr sich 2) Adv. vor-
wärts, weiter, vorbei; wir
unt wider gân, hin und her
gehen.
für, ndr., Feuer.
er vûr, er fuhr.

fürbuege, Brustriemen der Pferde.
fürbott, gerichtliche Vorladung.
vürder, ferner, weiter, fernerhin.
vürdern, vorwärts bringen, fördern.
vüre baz, fürbaß, weiter, mehr.
vürgän, vorgehen, geschehen.
furgesat, nd., vorgelegt.
furf, Furch.
vürhten, forhten, fürchten, befürchten, besorgt sein.
ez vürkan, es kam vor.
fürkouf, Vorwegkaufen.
vürkoufer, Einer, der Alles vorwegkauft, Bucherer.
fürnamens, durchaus.
fürnem, ausgezeichnet.
er vurneme, er vernähme.
vürpflicht, verpflichtet.
vürs, für das.
vürsacz, Vorsatz, Absicht.
vurschreven, nd., vorhergeschrieben.
vürspang, Spange, die das Gewand vorn zusammenschließt.
vürspreche, Anwalt.
fürstendun, Fürstenthum.
vursz, ndr., voraus, vorher.
vorig.
vürter, fernerhin, fürder.
he vürtin, nd., er führte ihn.
fürtragen, vorwärts tragen, fördern, nützen.
vüst, Faust.
vüstslac, Faustschlag.
vusto, nd., immerfort.

G.

gä, f. gäch.
gæbe, annehmlich, lieb, gut.
gabilôt, Jagdspieß, Speer.
Gäblin, kleiner Gabriel.
gäch, gæche, eilig, hastig, schnell, lähe; mir ist gäch, ich eile.
gächen, eilen.
gädem, gaden, Gemach, Kammer, Schlafkammer.
he gaf, gaff, nd., gab.
gagen, gegen.
gagen, schreien wie eine Gans: gigen gagen (daher unser Gigg).
gähe, gæhe, gäch, eilig, schnell, hastig; in allen gähen, eilig, pldßlich, sogleich.
gähnen, eilen.
gähnes, gæhes, eilig, schnell.
gail, übermüthig.
gain, ndr., gegen.
galander, Häublenröche.
galène, Galeere, Schiff.
galle, Galle Bitteres, Falschheit; ein böser Mensch.
galm, Schall.

gamaliôn, Chamäleon.
gamelich, scherzhaft, kurzweilig, lustig.
gamen, Ruthwillen, Spaß, Scherz.
gämerliche, jämmerlich.
gän, gën, gehen, sich wenden; ane gän, nahen, angreifen; anfangen; hin gän, vergehen; übere gän, überfließen; umbe gän, zu thun haben; zuo gän, nahen; von handen gän, verschwinden.
gan, gönnen; ich gan, ich gönne.
ganc, Gang.
ganc, gebe.
gände, gehend.
du gans, du gönneft.
gar, gare, Adj. fertig, bereit, gerüstet; Adv. gänzlich, völlig.
garde, Garde, Kriegsschaar.
gärlich, gärliche, gärlischen, ganz und gar.
garn, Garn, Netz.
garnen = gearnen, ärndten, büßen.
garrewer, bereit, gerüstet; ich bin garrewer in den iôt, ich bin zum Tod gerüstet.
gart, Reis, Gerte, Stachel.
gart, Kreis, Umzäunung, Versammlung.
garte, umzäunter Pfah, Garten.
er garte, er gärtete.
garten = gearten, pflügen; beschaffen sein.
gartenære, Gärtner.
garwe, gar.
garwen, bereit, fertig, gar machen, rüsten.
garwes, Gen., v. gar.
garztiet, gearznet, geheilt.
garzün, Edelknabe.
gast, Fremder, Unbekannter; Reisender, Wanderer, Gast, Feind; vremder gast, unerwünschter Gast; des loubes ein gast, des Laubes heraubt.
gastlich, in der Weise eines Fremden.
gastunge, Bewirthung.
gat, nd., Loth.
ir gât, ihr geht.
gate, Genosse, Verwandter, Freund.
sie gäten, sie eisten, flohen.
gaum, Aufmerksamkeit; gaum nemen, wahrnehmen.
gaun, gehen.
se gaven, nd., sie gaben.
er gâz = er geâz, er aß.
gâz, gegessen, verzehrt.
si gâzen, sie aßen.
gäbünd, Fessel.
gè, gehe.
geanden, abnden, rächen, zum Vorwurf machen.

geantworten, antworten.
gearn, nd. gearin, gepflügt, geädert.
gebachen, gebaden.
gebägen, gezant.
gebalsemt, einbalsamirt.
gebærde, geberde, gebære, nd. gebäre, Aussehen, Gebärde, Art und Weise, Benehmen.
gebære, angemessen, geeignet.
gebären, gebären, sich gebärden, sich benehmen, sich zeigen.
daz gebären, das Benehmen, die Gebärde.
gebe, Gabe, Schenkung, Geschenk.
gebecken, stechen.
gebeden, nd., gebeten.
gebeine, Gebein, Knochen.
gebeiten, erwarten.
ich gebeit, ich wartete.
geben, geben; sich geben, sich begeben, ergeben.
gebende, gibende, Bänder, Haarbänder, Kopfsuß, Festseln.
gebere, angemessen, geeignet.
geberer, Erzeuger.
er gebereht iôt, er erleuchtete.
gebern, gehären, hervorbringen, bewirken, verursachen.
geberge, Gebirge.
gebertet, bärtig.
gebiegen, biegen.
gebielen, darbielen, reichen; gebielen, heißen; anordnen, lenken, richten.
gebinden, binden.
gebine, ndr., geben.
gebiten, warten.
gebiten, verweist, gewartet.
gebiten, bitten.
si gebiten, sie warteten.
gebiurin, Bäuerin.
ich gebiute, ich biete, entbiete, gebiete.
gebizen, beißen.
gebläsen, blasen.
er geblichte, er blidte.
geböchstavet, nd., geschriebe.
gebæren, erheben.
er gebouch, er bog.
gebouge, gebogen.
gebowen, gebaut, erbaut.
si gebrach, 1) sie brach; 2) sie drang.
gebraht, gebracht, Geschrei, Lärm.
gebräht, gebracht.
ez gebrast, es gebrach, fehlte, mangelte.
gebreche, Mangel, Be schwerde.
gebrecchen, brechen, durchbrechen; bezwingen.
gebrehle, Getöse, Geräusch.
Lärm, Geschrei, Geschwäg.

gebräut, Braut; Braut; Braut.
gebräut, mangeln, gebräut;
hen; mir gebräutet, mir fehlt,
ich leide Noth.
gebräut, aufschreiben.
gebruch, Mangel, Gebrechen.
gebrücken, eine Brücke bauen,
machen.
gebruodere, Gebrüder.
gebrüwen, bereitet.
gebüer, nd., Bauer.
gebuet, Imper., gebiete.
si gebuozten, sie büheten.
gebüre, gebür, Nachbar,
Bauer (rober Mensch).
gebürn, sich erheben, geschehen;
aufkommen.
geburt, Geburt, Fertunst, ge-
borenes Kind.
er gibute, er gebot; ir gebutet,
ihr gebotet.
gebutten, geboten.
gebüwen, gebaut.
gebuyr, ndr., Leute; gebuyr
huys, Gemeindehaus.
gechunden, lund thun.
si gidādun, sie thaten.
gedaen, nd., gethan.
gedagen, schweigen.
gedāht, gedacht.
gedain, ndr., gethan.
gedan, Drängen, Gewalt,
Zwang; gedan tuon, wehe
thun, Gewalt anthun.
gedanc, gedanke, Denken,
Sinnen, Gedanke; gedenke,
die Gedanken.
gedanken, danken.
gedechtniss, Andenken.
gedenken, gedenchen, gi-
denchen, denken, nachden-
ken, bedenken, sich erinnern,
erwähnen; erdenken; bestim-
men; mir gedenckt, mir ist er-
innerlich.
gedien, gedihen, wachsen,
werden, gedeihen, wohl be-
kommen.
gedienen, verdienen, erwerben.
gedigen, gediechen, so weit ge-
bracht, gekommen.
gedigene, gedigine, Rit-
terschaar, Ritterschaft; Die-
nerschaft.
gedillet, gedieft.
gedinge, 1) Gericht, gericht-
liche Entscheidung, Vertrag,
Versprechen, Bedingung, Fer-
derung, Lohn, Gewinn; 2) Ge-
danke, Hoffnung, Zuversicht,
Rechnen.
gedingen, denken, hoffen,
rechnen.
gedinsen, schleppen, tragen,
ziehen.
gedolt, Geduld.
gedon, Gewalt, Zwang.
gedon, Getön.

gedräng, gedrange, Zu-
drang, Gedränge.
du gedrangest, du bedrängst,
belästigst.
gedræt, gedreht, gedrechselt.
gedrengniss, Bedrängniß
gedringen, sich drängen.
gedröuwen, drohen.
er gedruhte, er drückte.
gedrungen, gedrängt, durch
Drängen erstickt.
gedrūweliche, nd., getreu,
rechtshaffen.
gedūht, gedünkt.
gedultcheit, gedultikeit,
Geduld.
gedunken, danken, bedanken.
du gedwest, du wäschest.
gedwingen, beslegen, beherr-
schen.
gev, nd., gib.
gevāhen, ergreifen, fassen,
fangen, gefangen nehmen, an-
fangen, gewinnen, empfangen;
verschaffen; ez gevāt ze, es
kommt wozu.
geval, nd., Gluck.
gevallen, fallen, zusallen, zu
Theil werden, geschehen, ent-
stehen; behagen, gefallen.
gevallen, Verlangen.
gevān = gevāhen.
gefar, gevar, gefärbt, farbig;
lieht gevar, glänzend, leuch-
tend, herrlich.
gevāre, feindlich, nachtheilig,
gefährlich.
gevāre, gevāerde, Nachtheil,
Betrug, Hinterlist; ān gevāre,
ohne böse Absicht, in Wahrheit.
gevāren, nachstellen, überver-
theilen, betrügen.
gevarn, gehen, ergeben, ziehen,
fahren, laufen, fliehen, flie-
gen.
gevater, gevater, Gevater,
Vater, Freund.
gevaterschaft, freundschaft-
liches Verhältniß.
gevazzen, anfassien.
gevē, gevēch, feindlich.
gevehten, aussechten.
geveilt, feil geboten.
geveimet, abgeschämit, befreit.
geveinet, bezaubert, verzau-
bert, mit Zauberkraft begabt.
gevelle, 1) das Fallen, Sturz;
Glücksfall; 2) durch umge-
stürzte Bäume unzugängliche
Stelle des Waldes.
gefellic, gevellie, ange-
messien, passend; gefällig.
gevelzen, falzen, fügen.
geden, nd., geben.
gever, nd., Geber.
gever = gevāre.
geverret, entfernt.

geverte, nd. geverde. Lebens-
art, Verrichtung, Aufzug;
Fahrzeug; Weg.
geferwe, Gefärbte.
gevidere, Gebirn, Gefieder.
er gevie, er sing an.
gevilde, flaches Land, freies
Feld.
gefinger, Finger.
gevinset, nd., gehenshell.
gevyrst, nd., befreit.
gefischieren, zusammenjäh-
ren.
gevlēhen, anfliehen.
gevliesen, fliegen.
gefleezen, fliepen.
sich geflizen, sich befliepen,
bestreben.
gevlizzen, eifrig; gevlizzen
sin, sich Mühe geben.
geflehet, geflüchtet.
gevoirt, ndr., geführt.
gevolge, gevolgie, folgen.
gevolgen, folgen, nachfolgen.
gevollet, angefüllt.
gevoiet, nd., geführt.
gevoirt, gefürchtet.
gevorschen, forschien.
gevōrt, nd., geführt.
gefrāgen, fragen, befragen.
gefreeschen, gevreeschen.
vernehmen, erfahren, wahrneh-
men; ich gevriesch, ich erfährt.
vernahm.
gevremeden, fern halten, ab-
wenden.
gevreun, freuen.
er gefriesch, er erforschte, er-
fuhr.
gefriesen, gefrieren.
gevriget, gefreit, frei gemacht.
gevristen, unverfehrt erhalten.
bewahren; retten, e. Friit geben.
gevrinnden, zum Freunde,
zur Geliebten machen.
gevrunt, Gen. gevruundes,
befreundet.
gevromen, gefrumen, frem-
den, nützen.
gefrouen, gevrouwen, er-
freuen; er gevroute, er er-
freute; gevrouet, erfreut.
gevrūde, Freunde.
sich gevrūnden, sich zum
Freunde machen.
gefūege, gevūege, gevuo-
ge, gefuge, geschickt, ge-
wandt, kunstvoll; artig, heil-
lich, erträglich, leicht.
gevūecliech, angemessen u. s. w.
gefūegen, bewirken, machen.
gefūere, Gerāth; Vortheil.
gefūeren, führen, bringen.
gefuge = gefūege.
gefūegele, Vögel.

gefület, gefault.
gevuoge, 1) f. gefüege, 2)
Schidlichkeit, Anftand.
er gefuor, gevuur, er fuhr.
gefürlich, nützlich.
gefurriert, gefüttert.
gegähnen, ellen.
gegän, 1) gehen; 2) gegangen.
gekommen.
gegaten, verbänden, gefellen.
gegen, gegen, nach, zu, hin,
entgegen, gegenüber; um; ge-
gen diser zit, um diefe Zeit.
gegenftrit, Wettftrit; ze ge-
genftrite, um die Wette.
gegenwurf, Vorftellung.
gegern, begehren.
gegevin, nd., gegeben.
gegiht, Gicht.
gegoumet, gemertt.
gegrifen, greifen.
gegrüezen, grüßen.
gegunnen, gegönnt.
gehaben, haben, halten, be-
haupten; ſich haben, ſich
befinden, ſich benehmen.
gehaben, erhoben.
gehaft, geheftet.
gehalten, halten, erhalten,
aufbeben, bewahren.
gehän = gelaben.
gehat, gehabt.
gehaz, feind, feindlich gefinnt.
geheben, ertragen, erheben, be-
ginnen.
gehebt, gehabt.
geheiz, Verfprechen, Verhei-
fung, Gelübde.
geheizen, verheißen, verſpre-
chen; heißen, befehlen; heißen,
genannt werden.
gehelfe, Gehülfe.
gehelten, helfen.
gehenge, Erlaubniß, Zuftim-
mung.
gehengen, nachgeben, zuftim-
men.
geherbergen, heberbergen.
gehèret, gehèrt, herrlich ge-
ſchmückt.
geheten, nd., geheßen.
ich gehielt, ich hielt, erhielt,
bewahrte.
gehen, heirathen.
gehiete, verberathet.
er gehiez, er gehieß, verſprach.
gehilze, Schwertgriff, Deft.
gehirmen, zur Ruhe bringen,
zur Ruhe kommen, aufhören.
gehiure, lieblich, anmuthig.
geholn, verborgen.
gehønnen, ſchänden.
gehørec, folgfam.
gehøeren, gehøern, gehö-
ren, hören, anhören, verneh-
men; gehören.
gehouden, abbauen, nieder-
bauen.

sich gehüeten, ſich hüten.
gehügede, gehügte, ge-
hugde, Gedächtniß, An-
denken.
gehungen, gihugen, überle-
gen, bedenken, gedenken.
gehullen, ertönt, erſchallt.
gehult, hold.
gehünde, die Hunde.
er gehuop, er erhob.
gehüre, lieblich, anmuthig.
gehürne, Geweih.
gehurt, angerannt.
gehüset, niedergelassen, eine
Wohnung gebaut.
geil, Adj., fröhlich, heiter,
ausgelassen.
geile, Adv., munter u. ſ. w.
gaile, Subst., Ausgelassen-
heit, Uebermuth; Fröhlichkeit,
Freude.
geilen, erfreuen; segnen.
geilheit = geile.
gein, gegen.
geine, Gegend.
ik gein, ndr., ich gebe.
geyn, ndr., kein.
er geinck, ndr., er ging.
geinrede, ndr., Gegenrede,
Antwort.
geisel, Geißel, Peitsche.
geischeler, Geißler.
geischelvar, Wallfahrt der
Geißler.
geistin, geistig.
er geyt, er gibt.
he geit, nd., er geht.
geitic, Gen. geitiges, glerig,
habſüchtig, geizig.
geiz, Geiz, Ziege.
gejegede, gejeid, Jagd,
Jagdgeſellſchaft.
gejehen, gesagt.
gejueln, in Jammer, Todes-
pein, Liebespein ſein.
gichèren, lehren, wenden.
geklagen, klagen, beklagen.
gekleit, geklagt.
geklik, nd., nützlich, thöricht.
geklopfen, klopfen.
gekorn, erloren.
gekriſpelt, gekräuſelt.
geküelen, abkühlen.
gel, Gen. gelwes, gelb, bleich.
gelaben, erquiden, laben.
er gelac, gelach, er lag, er-
lag, ſank, endigte, ſtarb.
gelacht, nd., gelegt.
si gelägen, ſie lagen, erlagen,
ſanken, endigten, ſtarben.
gelant, gewendet, gerichtet, ge-
landet.
ich gelante, ich lenkte, wen-
dete, neigte, landete.
gelassenheit, Gottergebung.
gelastert, geſchändet, ge-
ſchmäh't.
gelät, geláz, gelæze, Ge-

bäude, Geſtalt, Ausſehen, Bil-
dung.
geláze, Riße, Spalt.
gelázen, laſſen, unterlaſſen,
erlaſſen.
geldan, entgelten.
geleben, leben, erleben.
gelech, Laſchen, Gelächter.
geleden, nd., gelitten.
gelegen, legen.
gelegenheit, Lage, Verhält-
niß, Bequemlichkeit.
geleicht, betrogen.
geleyst, gemacht, geleiſtet.
geleisten, leiſten, geben.
geleit, 1) geleitet; 2) gelegt;
vür geleit, zuvor gelegt, d. i.
verboden, unmöglich gemacht.
geleite, Begleitung, Schuß,
Begleiter, Führer.
gelenget, verlängert, aufge-
hoben.
gelèren, lehren, belehren.
gelernen, lernen, erlernen.
gelesen, leſen, ſammeln.
gelesucht, Ausſaß.
geletzt, verſetzt.
gelevert, nd., geliefert.
gelf, Adj. glänzend, ſtolz, über-
müthig; Subst. Glanz, Pracht,
Uebermuth.
gelvar, von gelber Farbe.
gelfen, übermüthig thun; auf-
ſchreien, anfahren.
gelich, gleich; aller manne
gelich, männiglich, alle und
jeder.
geliche, gliche, auf gleiche
Weiſe, eben ſo; des glich, des
glichen, der gleich, auf gleiche
Weiſe, deſgleichen; geliche,
tuon, gleich ſein, gleich kom-
men.
gelichen, gleichſam.
gelichen, gleichen, gleichkom-
men; gleich machen.
gelichen, geſallen.
geliebe, der Geliebte; diu ge-
lieben, die Liebenden.
gelieben, angenehm, beliebt
machen.
er geliefe, er lieſe.
geliegen, ſüßen.
geliep, Liebender, durch Liebe
verbunden, in Liebe vereinigt.
geligen, erliegen, ſinken, nie-
derſinken, ſallen; liegen, blei-
ben, aufhören.
geligen, gelieben, geborgt.
gelyke, nd., gleich; des ge-
lyke, deſgleichen.
gelimen, zuſammenleimen.
gelimf, gelimpf, 1) Anſtand,
Schidlichkeit; 2) Troddel.
gelin, niederkommen.
gelinden, lind, weich, ſanft
machen.
gelingen, von Statten gehen.

geilt, geist, Giteb.
 er geliuget, er lügt, betrügt.
 geliuhten, leuchten.
 gellen, tönen, klingen, freis-
 chen.
 gelötet, geschmiedet.
 geloben, versprechen.
 gelöhen, lohnen, belohnen.
 gelopen, nd., gelaufen.
 geloube, Glaube.
 gelouben, glauben; sich ge-
 louben, abstehehen, verzichten.
 geloubet, belaubt.
 er gelouc, er log.
 geloufen, laufen.
 gelouvet, beglaubt.
 gelovede, nd., Gelübde.
 gelpf, glänzend, übermüthig;
 2) Glanz, Pracht, Uebermuth.
 gelt, Erwiderung, Vergeltung,
 Bezahlung, Gewinn; Geld.
 gelten, erwidern, bezahlen,
 vergelten, büßen, gelten, los-
 sten, werth sein; abe gelten,
 ablaufen; widere gelten, ver-
 gelten.
 geluche, gelücke, Glück.
 gelust, Lust, Wohlgefallen.
 gelüste, Begierde, Neigung.
 gelüsten, Lust empfinden.
 gelw, gelb.
 gemac, Gen. gemäges, ver-
 wandt.
 gemacht, gmach, Pflege,
 Ruhe, Unthätigkeit, Bequem-
 lichkeit, Annehmlichkeit, Ver-
 gnügen; Wohnung, Gemach.
 gemachen, machen, bereiten,
 erwerben; du gemaches, du
 machst, bereitest; gemacht, ge-
 macht.
 gemahel, Bräutigam, Braut.
 gemahelen, gemähelein, sich
 verloben.
 gemäl, bunt verziert.
 gemanen, mahnen, erinnern.
 gemæze, bequem, gemäß.
 gemäzen, Maß halten, sich
 mäßigen.
 gemeiliget, bestedt.
 gemein, gemaïn, gemeine,
 1) Adj. gemeinsam, allgemein,
 verbunden; 2) Adv. insgemein,
 gesamt.
 gemeine, Gemeinschaft.
 gemeinen, gemein machen,
 verbinden.
 gemeinlichen, gemeintlich,
 insgesamt.
 gemeinsamen, mittheilen, sich
 besprechen.
 gemeistert, (mit Kunst) vers-
 fertigt.
 gemeit, fröhlich, lieblich, freu-
 dig, angenehm.
 gemeizzen, hauen, meißeln,
 bissen.
 gemelich, Adj. gemelliche,

spasshaft, lustig; muto, stiel-
 gebig.
 gemene, nd., gemein.
 er gemengite, er vermengte.
 gement, getrieben.
 gemern, vergrößern, vermeh-
 ren; iz gemerthe, es vergröß-
 erte.
 gemerke, Merkzeichen.
 gemezzen, ermessen, berech-
 nen.
 gemiden, weichen, ausweichen.
 geminnen, lieben.
 geminren, vermindern.
 gemint, geliebt.
 gemysyrt, farmoisin.
 gemüejen, schwer fallen; ez
 gemüet, es fällt schwer.
 gemüete, gemuote, ge-
 muot, nd. gemoit, Ges-
 müth, Herz, Inneres, Gesin-
 nung, Stimmung, Verlangen.
 gemuot, gestimmt, gesinnt; wol
 gemuot, freundlich gesinnt,
 heiter; gemuot wesen, beseelt
 sein.
 gemuoten, verlangen, begehr-
 ren.
 gemürde, Gemurmel, Ge-
 räusch.
 gemüszieret, geschmückt.
 gemzinc, Spaß, Scherz, Muth-
 wille.
 gen, gegen.
 genade, gnade, Herablas-
 sung, Gunst, Guld, Gnade,
 Hülfe, Dank, Bequemlichkeit.
 genædec, gnädich, Adj.
 genædiclich, genädiclichen,
 gnædeclichen, Adv., herab-
 lassend, huldvoll, gnädig.
 genäden, begnaden, gnädig
 sein.
 er genam, er nahm.
 genæme, genem, angenehm,
 wohlgefällig, brauchbar.
 genähen, nahen.
 er genaute, er wagte.
 si genasten, sie waren wohl,
 sie blieben unverehrt, ruhig.
 gend, gende, gehend.
 zu gende, zu geben.
 genden, beendigen.
 genede, genäht.
 geneigen, neigen.
 genemen, nehmen, ergreifen,
 erhalten, empfangen; zum Weib
 nehmen; sich an genemen, sich
 annehmen; zuo genemen, zu-
 nehmen.
 genende, Person.
 genende, genendec, Adj.,
 genendecliche, Adv., süß.
 genenden, sich erdreissen, was-
 gen.
 genennet, muthig, furchtlos,
 wacker.
 gener, genir, jener.

gemern, gemern, verwalten.
 genesen, unverehrt sein, er-
 rettet werden, genesen.
 genetzen, naß machen.
 sich genieten, sich hingeben,
 satt werden; sich etwas zu
 Gute thun, erfreuen.
 geniez, Ruhen, Gewinn.
 geniezen, Ruhen, Genuss ha-
 ben.
 genigen, dankend sich verneigt.
 genigen, Dank.
 genisbære, heilbar.
 genist, Genesung, Heilung;
 Lebensunterhalt, Berrath.
 geniste, Rest.
 geniz, jenes.
 ich geniuze, ich habe Nutzen.
 genizze, nd., Nutzen, Vortheil.
 genogen, nd., genügen.
 genög, nd., genöich, adt.
 genug.
 genæte, genætic, Adj., ge-
 nôte, gnôte, Adv., angele-
 gentlich, eifrig, sorgfältig,
 dringend, sehr.
 genöztogen, nothzüchtigen.
 genöz, gnoz, Genosse, Theil-
 nehmer; Standes- oder Ge-
 sinnungsverwandter.
 genözen, genözzen, gesellen,
 zusammenstellen, vergleichen.
 gens, gegen das.
 genuckt, genügt.
 genuht, Genüge, Menge, Fülle,
 Ueberfluß; hinreichend, genug.
 genühtsamkeit, Fruchtbar-
 keit.
 genuoc, gnuoc, gnuoch.
 genug, hinreichend, viel.
 genüschet, zusammengeban-
 den, angeheftet.
 genützen, benützen, gebrau-
 chen.
 genzliche, gänzlich.
 gepawr, Bauer.
 gepfaden, einen Weg haben.
 gepflegen, Umgang haben,
 besitzen; Sorge tragen, treu-
 ben, thun.
 geplez, das Schellen, Lönen.
 geprüeven, erkennen, erfors-
 chen.
 gequeln, quälen, peinigen.
 ger, Begierde, Verlangen.
 ger, verlangend, begierig.
 gër, Wurfspieß, Geschoss.
 er geræch, er rächte.
 geraden, nd., gerathen.
 geradikait, Gewandtheit.
 gerahsinet, gespuht.
 geraht, vergolten, bestraft.
 geraket, nd., gescharrt.
 gerat, schnell, eilig.
 geræte, Zurüstung, Ausrüs-
 tung, Borrath, Geräthschaft;
 Rath.

geräten, anrathen, helfen, dar-
auf kommen, gelingen, treffen,
anfangen, entrathen.
geraumen, sich erfreuen, spie-
len.
gerbet, gerbt.
gère, Rodschuß, Schürze.
gerecht, gereche, gerade,
wohl besorgt, geordnet.
gerechen, rächen; gerechich,
räche ich.
gerecht, recht.
gerecken, austreten, hinsal-
ten.
gerede, Geradheit.
gereden, reden, zusichern.
geregen, regen, bewegen.
gereht, richtig, gerecht, ge-
schickt.
gereide, nd., bereit.
gereinen, reinigen.
geraise, Reisegesellschafter,
Begleiter.
gereit, gireit, gerait, be-
reit, zu Diensten stehend, ver-
schickt.
gereite, alsbald, schnell.
gereite, Zeug, Reitzzeug.
gereiten, zurecht machen, be-
reiten.
gereize, Heberei.
gereckhet, verredet.
gèren = geèren, ehren.
gerèren, fließen machen, aus-
streuen.
geresten, rasten; er gereste,
er rastete.
gèret, geehrt.
gerète, Zurüstung, Vorrath,
Geräthschaft.
gerewen, schmerzen, wehe thun.
gerich, Rache.
gerichen, reich machen, berei-
chern.
geriemet, mit Riemen ange-
bunden, befestigt.
gerihete, Gericht, Urtheils-
spruch, Richteramt.
gerihete, geriht, geraden
Wegs.
gerihten, richten, leiten.
gerinlichen, ohne Schwie-
rigkeit, leicht faßlich.
geringen, erleichtern.
gerinnen, rinnen, verrinnen.
geriten, beritten.
geriune, Gemurmels, Geflüster,
Geheimniß.
geriute, ausgereutetes, urbar
gemachtes Land; Ackerfeld; das
Ausreuten.
geriuwen, leid thun, dauern;
mich geriuwet, mich schmerzt.
er geriuzet, er weint.
gerlich, gar, völlig, ganz.
gern, begehren, fordern, wün-
schen; gernde sin, wünschen;

gernde diet, herumziehende
Leute.
gerne, begierig, bereitwillig,
gern.
geröcken, nd., besorgt sein,
berücksichtigen, besteben, geru-
hen.
ez gerou, es gereute.
ich gerörte, ich setzte mich in
Bewegung.
geröten, röthen.
geroufen, rufen.
gerövet, nd., geraubt.
gèrstage, Schaft des Burf-
spießes.
er gerte, er beehrte.
gerte, Ruthe, Zweig.
gertich, beehrte ich.
gerüemt, berühmt.
gerüeren, berühren, treffen.
gerüm, gerümeulich, ge-
räumig.
gerümen, räumen, verlassen.
si gerümden, sie räumten.
gerumpel, Geräusch, Getöse.
gerüne, Gemurmels; gerünen,
murmeln, flüstern.
gerunge, Begehren, Verlangen.
geruochen, besorgt, bedacht
sein, sich kümmern, berücksich-
tigen; gern wollen, belieben,
geruhen.
geruofte, das Rufen, Schreien.
geruowen, ruhen.
gerüste, Rüstung, Zurüstung.
Geräthe.
gerüsten, zurüsten, bereiten.
gerüwen, schmerzen, betrüben.
gerwe, gar.
gerwen, gar machen, fertig,
bereit machen, rüsten.
ich gesach, ich sah.
gesagt, faßtig.
gesagen, sagen, angeben, er-
zählen.
gesäget, 1) gesät; 2) gesenkt,
geneigt.
gesäligen, segnen.
gesannen, gesamenen,
sammeln, versammeln.
er gesan, er gedachte.
gesät, besät.
gesat, nd., gesät.
gesaten, satt essen, sättigen.
gesatz, Geseß, Grundsatz.
er gesaz, er saß.
ez gescä, nd., es geschah.
gescaffen, gebildet.
gescäft, geschäft, geschäft,
Schöpfung, Geschöpf, Gestalt.
geschaden, schaden.
gescchaffen, schaffen, erschaf-
fen, bilden, ordnen.
geschäft, Geschöpf, Schö-
pfung.
geschallen, plaudern, schwa-
zen.
geschanden, zu Schanden

werden; schänden; er geschan-
de, er schändete.
geschehen, geschehen, sich er-
eignen, sich erfüllen, zu Theil
werden; mir ist wol gesche-
hen, ich bin gut daran, ich bin
gut ausgestattet.
gescheiden, scheiden, tren-
nen, entscheiden, schlachten.
geschein, ndr., geschehen.
gescheit, geschadet, beschädigt.
geschelle, Lärm machende
Musik.
geschenden, zu Schanden
machen, beschimpfen.
geschepde, geschepde,
Geschöpf.
gescheffen, schaffen.
geschicke, Beschaffenheit.
ez geschiede, geschah, ge-
schähe.
geschicht, Geschicht, Schidung,
Zusatz, Ereigniß, Begeben-
heit; umbe welhe geschicht,
warum; durch die geschicht,
dadurch.
geschinen, scheinen, glänzen.
geschiuwe, das, wovon man
sich scheut; Pöpsel.
geschoben, verschoben.
geschoffiert, bebrängt.
geschouwen, sehen, schauen.
geschré, Geschrei.
geschrecken, erschrecken.
gescreiben, schreiben.
geschreige, Geschrei.
geschrenken, einschränken,
schwächen; verschränken.
geschrist, Schrift, besonders
die heilige Schrift.
geschrit, geschrien.
geschuoch, beschützt.
geschuot, beschützt; in hosen
sich geschuot, in Hosen, die
auch den Fuß umschließen, ge-
fleidet.
geschwichen, sich zurückzie-
hen, im Stich lassen.
gesceiden, erklären.
gescruffet, gespalten.
gescümet, geschäumt, abge-
schäumt.
er gescuph, er schuf.
gescuten, schütten, werfen.
gesecht, nd., gesagt.
gesedele, Sitz; Tischgenosse.
he gesegede, nd., er siegte.
gesegenen, segnen.
gesehen, sehen, schauen, blicken,
erblicken, anblicken.
gesein, sein.
geseit, gesagt.
geselle, Genosse, Gefährte,
Freund, Geliebter; Gatte.
gesellechlich, freundlich.
gesellekeit, Zuneigung, Lie-
besverkehr.
gesellschaft, nd. gesell-

schop, Gesellschaft, freundschaftlicher Umgang, Liebesverhältniß.
 gesellen, zugesellen, verbinden, zusammenstellen.
 gesellin, Gattin.
 gesen, 1) sehen; 2) gesehen.
 gesende, Sendung, Gesandtschaft.
 gesendē, senden; er gesent, er sendete, schickte.
 gesenen, sich sehnen.
 gesenket, besänftigt.
 gesez, Versammlungsort, Lager.
 gesetzen, setzen; aufsetzen, aufstellen.
 gesidele, Sitz.
 gesigen, siegen, besiegen.
 gesigen, gesunken; zuo gesigen, (sich) gesenkt.
 gesihene, Sehen, Gesicht.
 gesiht, Ansehen, Anblick; An Gesicht.
 gesin, sein, gewesen.
 gesin, ndr., gesehen.
 gesinde, Begleiter, Diener; Gefolge, Dienerschaft, Hausgenossen.
 gesingen, singen, singend vortragen.
 gesinen, verbinden, gesellen.
 gesinnen, verlangen.
 gesinnet, besonnen. Klug, mit Weisheit und Kunst begabt.
 gesitzen, sich setzen, niederlassen; sitzen bleiben, wohnen.
 gesiune, Sehen, Gesicht, Erscheinung.
 ez geskächte, es geschähe.
 geslahen, schlagen.
 geslah, wohlgebildet, artig; geartet, angestammt, natürlich, angemessen.
 gislahite, geslehte, geslächte, Gewohnheit, Schlag, Stamm, Geschlecht.
 gislechte, Eingeweide.
 er geslief, er schlüpfte.
 gesliunen, von Statten gehen, eilen.
 geslossen, geschlüpft.
 geslonfig, gesloufec, leicht einschlüpfend.
 geslouft, geschlüpft.
 gesmac, gesmähte, Geruch.
 gesmāhen, verächtlich behandeln.
 gesmelze, Schmelzarbeit.
 gesmide, nd. gesmyde, Gesmiede, Schmutz; Rüstung.
 gesmogen, geschmlegt.
 gesnarren, laufen.
 gesorgen, ängstlich, betrübt sein, sorgen.
 gesorten, geschwächt, übel bestell.
 gespanen, beredet, gereizt.

gespann, schonen, sparen; versöhnen; unterlassen.
 gespenget, geheftet.
 gespenstec, lodend, schmelzend, überredend.
 gesper, Speer.
 gespil, Gefährte, Spielgenosse, Freund, Freundin.
 gesprechen, sprechen.
 gespreit, ausgebreitet.
 gespringen, springen.
 gespūc, gespug, Gespenst, Spuk.
 gespunse, Gattin, Frau.
 gessel, ndr., Geißel, Peitsche.
 gest, Schaum.
 gestaden, ndr., gestattet.
 er gestal, er stahl.
 gestalt, beschaffen.
 gestā, stehen, bestehen, sein, bleiben; absteigen, beitreten, bestehen.
 gestalten, gestatigen, zugeben, erlauben.
 gestāten, feststellen, begründen.
 gestoch, das Stechen.
 gesteine, Steine, Gestein, Edelsteine; gesteinet, mit Edelsteinen besetzt.
 gestellen, hinstellen, darstellen.
 gestellet sein, aussehen.
 geste (gesta), Geschichte, Gedicht.
 gestē, siehe.
 gestegen, einen Steig bahnen.
 gesteyer, Gerüste.
 gesteinēt, mit Steinen besetzt.
 gestelen, stehlen.
 gestalten, zum Gast aufnehmen; Ehre erweisen.
 gestēn, sein, bleiben, stehen bleiben.
 gestēnte, ndr., Gestein.
 gesteppt, durchnäht.
 gester, gestern.
 gestifte, Stiftung, Grundlage.
 gestillen, stillen, beschwichtigen.
 gestin, Fem., v. gast, fremd, fern.
 gestirnet, mit Sternen besät.
 gestopfil, storpilig, struppig.
 gestraht, gespannt, gestreck.
 gestreden, ndr., gestritten.
 er gestreit, er stritt, kämpfte.
 gestrichen, streichen, schmieren.
 gestrite, Streiter, Gegner.
 gestriten, streiten, kämpfen.
 gestriuwet, bestreuet.
 gestüele, gestuole, Gestühl, Stühle, Stipe.
 er gestüende, er stünde.
 gestuomen, fest stehen.
 gestüppe, Staub.
 gesturme, Sturm.
 gesüezen, verfügen, erfreuen.

gesügen, saugen.
 gesüht, Krankheit, Sucht.
 gesunden, sundigen.
 gesunden, sondern, abimbern; sich gesunden, sich entfernen.
 gesüne, Sehen, Gesicht.
 gesunt, 1) Adj. unveriebt, gesund, frisch; 2) Subst. Gesundheit.
 gesuoch, Gewinn.
 gesuochen, heimsuchen, ansuchen.
 geswären, beschwerlich sein, schmerzen.
 geswān, geschworen.
 geswegen, ndr., geschwiegen.
 gesweigen, zum Schweigen bringen.
 geswendet, getilgt.
 geswenze, das Schwänzen.
 geswichen, schwinden, emweichen, abtrännig werden, den Dienst versagen, im Stich lassen.
 geswige, Schwager.
 geswigen, stillschweigen, verstummen.
 geswin, geschwunden.
 geswinde, schnell, heftig, läbn.
 gewistrede, Geschwister.
 gesworn, geschworen, gelebt, verlobt.
 gesworn, geschmerzt.
 er geswülle, er schwülle auf.
 er geswürere, er schwüre.
 sie geswuoren, sie schworen.
 getacht, ndr., beschaffen.
 getagen, ndr., gezagen.
 getān, beschaffen, gemacht; deist getān, das soll geschehen.
 ich getar, ich wage, ich darf.
 getaren, schaden, verderben.
 getāt, Abtun, Vollendung.
 That, Thaten, Geschichte.
 geteilen, theilen; geteiltinspil, Kampfspiele.
 getelinc, Verwandter, Geisel.
 er getet, er that; er that.
 getehte, Gedicht, das Dichten.
 Dichtkunst.
 getihten, dichten.
 getiuren, getiuern, bedrücken und herrlich machen, verheerlichen, erheben; getiuret, verheerlicht.
 ez getöhte, es hülfe, nütze, wäre gut.
 getonn, gethan.
 getoppelt, gewürfelt.
 ich getorste, ich dürfte, magt.
 getougen, getougine, Geheimniß, das Verborgene.
 getraben, laufen, eilen.
 getrahten, Trachten, Streken.
 getranc, Gedränge.
 getranc, Getränk.
 getreffen, treffen; erreichen.

getrehte, Bemühung, Streben, das Denken.
 getreide, Lebensmittel, Nahrung.
 getreten, treten, betreten.
 getriben, treiben, vertreiben.
 getrinken, trinken.
 getriuten, lieben, lieb haben, lieblosen.
 getriuwe, getrûwe, getriwe, *Adj.* getriulich, getriuwelich, getriwlich; *Adv.* treu, getreu.
 getriuwen, getrûwen, getrouwen, getrowen, getrauen, glauben, vertrauen.
 getroc, *Gen.* getroges, Trug, Betrug, Trugbild.
 getrôsten, getrôsten, Muth einsprechen, trôsten; er getrôste, er trôstete.
 getroumen, träumen.
 getrûeben, betrûben, frânten.
 getrugde, Betrug, Trugbild.
 getrûren, traurig sein.
 getuon, thun, machen, handeln; sich abe getuon, sich losmachen; rât getuon, rathen. einen Rath geben.
 geturren, wagen, sich getrauen, dürfen; ich geturste, ich wagte, durfte.
 geturst, getürstekeit, *Bag.* nist, Kühnheit.
 getürstic, *Adj.* getürsteichen, *Adv.* kühn.
 getwagen, gewaschen.
 getwâhen, waschen, reinigen.
 getwâlet, gezwôgert, gesâumet.
 getwanc, Bedrângung, Gewaltthat, Gewalt, Herrschaft.
 getweln, sich aufhalten.
 getwenc = getwanc.
 getwerge, getwerg, Zwerg.
 getwingen, bezingen, beherrschen, bedrângung; er getwänge, er bedränge.
 getwungenlichen, bedrängt, gezwungen.
 gen, Gau, Land.
 geüebet, ins Werk gesetzt.
 geunsculdigen, entschuldigen, von der Anklage befreien.
 gev — s. gef —
 gewæfen, Waffenrüstung.
 gewæge, Gewicht.
 gewâhen, gedenken, erwâhnen.
 gewâsen, gewachsen.
 gewair, ndr., gewahr.
 gewalt, Einfluß, Gewalt, Macht, Gewaltthätigkeit; Vermundtschaft.
 gewaltic, gewaldic, geweltic, geweltic, mächtig, wichtig.
 gewaltelicche, gewaltelichen, mächtig, gewaltig.

gewalten, Gewalt haben, beherrschen.
 si gewancten, sie wankten, wichen.
 gewandelen, ändern, verwandeln.
 gewant, Gewand, Kleidung; Zeug, Tuch.
 gewant, bewandt.
 gewar, gewahr, inne.
 gewâr, wahr.
 gewære, *Adj.*, wahrhaft, sicher, treu, zuverlässig.
 gewäre, *Adv.*, wahrhaftig.
 gewarheit, Sicherung, Fürsorge, Sicherheit; Unterstûhung.
 gewärliche, gewërliche, wahrhaft, sicher, wahrhaftig.
 gewarnet, 1) aufmerksam gemacht; 2) ausgerüstet, gewaffnet.
 gewâte, gewâte, gewête, Kleidung, Gewand, Kleid.
 geweder = jeweder, beide, jeder.
 gewegen, 1) versangen, helfen, greifen, heben; 2) aufwiegen.
 gewegin, *nd.*, gewogen.
 geweißen, erweichen.
 geweide, Eingeweide.
 gewainen, weinen.
 gewelde, Wald, Waldgebirge.
 gewelt, *nd.*, Gewalt.
 geweltlich, giweltlich, gewaltig, mächtig.
 gewelzen, umwälzen.
 gewenen, gewöhnen.
 gewenken, wanken.
 gewer, Gewähr, Bürgschaft, Bürge.
 gewer, Verschanzung.
 erwerben, streben.
 geworden, werden, geschehen.
 gewère = gewære, gewërliche = gewärliche.
 gewern, wâhren, dauern.
 gewerre, Krieg, Wirren.
 gewerren, zum Nachtheil reichen, hinderlich sein, stören, schädigen, Uebles thun.
 gewesen, sein.
 gewest, gewußt.
 gewete, Gefährte, Genosse.
 gewête, Kleidung.
 geweten, *nd.*, gebunden, zusammengedrückt, niederge treten.
 gewette, Pfândung, Wette.
 gewide, Reß.
 gewidemet, bestimmt.
 gewiet, gewiht, gewihet, gewieht, gesalbt, gesegnet.
 gewilde, Wildniß.
 gewillig, zugethan.
 gewin, Erwerb, Gewinn.
 gewindelt, zusammengeroßelt.
 gewinnen, herbeiholen, er-

werben, erringen, besiegen, überwinden, erkämpfen, kaufen, erlangen, gelangen, erfahren; ze tounne gewinnen, sich thätig erweisen.
 gewirden, ehren, Ehre bezeugen.
 gewirket, gemacht.
 gewis, gewiß, zuverlässig, sicher.
 gewisen, weisen, führen, erweisen.
 gewysset, *nd.*, verurtheilt.
 gewisliche, gewisse, sicher, sich, fürwahr.
 gewizzen, Gewissen.
 gewizzen, wissen.
 gewizzenheit, Bewußtsein, Gewissen.
 gewon, giwon, gewohnt.
 gewonen, gewohnt werden.
 gewonheit, Gewohnheit, Brauch.
 geworht, gearbeitet.
 geworden, mit Worten ausdrücken.
 gewroken, *nd.*, gerochen.
 gewunde, Wunde.
 gewunt, verwundet.
 er gewuoc, gewuog, er erwâhnte, gedachte.
 gewürhte, Gewebe.
 gewürket, gearbeitet.
 gewurzet, gewurzelt.
 gezâft, gezert, geschmückt.
 gezal, leicht, munter, schnell.
 gezamen, zâhmen; ez gezam, es ziente.
 gezan, gezâhnt, mit Zähnen versehen.
 gezechen, fügen, bemerkens machen, einrichten.
 gezeigen, weisen, zeigen.
 gezeln, zusammenzählen, aufzählen.
 gezelt, Zelt.
 gezemen, wohl anstehen, geziehen, gemâß sein.
 gezen, essen.
 geziehen, ziehen, nehmen, weg führen.
 gezierde, Schönheit, Zierde, Schmuck; geblüemte zierde, Blumen Schmuck.
 gezilt, bestimmt.
 gezindelt, gezynnet, gezâhnt, gezâdt, gestreift.
 gezit, gezyt, Zeit, Zeitdauer u. s. w., einen gezytin, zu einer Zeit, einst.
 geziuc, geziuk, Gerâthe, Werkzeug, Zeug, Stoff, Einrichtung.
 geziuc, geziuge, Zeuge, Zeugniß.
 gezogenheit, Anstand, feines Benehmen.
 gezogenliche, mit Anstand, ehrerbietig.

gezouwe, Ausrüstung, Einrichtung, Werkzeug.
 gezuchtig, nd., züchtig.
 gezuht, gezücht.
 gezwoiet, vereinigt.
 gewicklen, zupfen, zwicken.
 gezzen, gegessen.
 gfretz, Weidenpaß.
 gi — Vorstufe in zusammenge-
 setzten Wörtern, s. v. a. ge —
 f. b.
 gi, gy, nd., ihr.
 ich gibe, ich gebe; ich gibiu, ich
 gebe euch.
 gichtigen, bekennen.
 er gie, er ging.
 giege, gedenkhaft.
 giel, Nachen, Schlund, Maul.
 giesen, gießen, vergießen.
 gift, Gabe, Geschenk; Gift.
 giftbare, giftig.
 gigant, Riese.
 gigore, Geiger.
 gige, Gelge.
 gigen, f. gagen.
 gigen, geigen.
 gihen = jehen, sagen, erzäh-
 len, behaupten, zugestehen; er
 giht, er sagt; gihihs, sage
 ich davon.
 gihit, verheiratet.
 gihtic, eingeständig; gihtic
 werden, bekennen, beichten.
 gilge, Lillie.
 er giltet, er bezahlt, vergilt.
 gimme, Edelstein.
 gimpel gampolt, Ausdruck
 des Spottes, der Verhöhnung.
 ginen, das Maul aufsperrn.
 ginesite, jenseits.
 ginnen, beginnen.
 gint, nd., jenes.
 gir, Begehren, Wunsch, Zehn-
 sucht.
 gir, begierig, gern.
 gir, Geier.
 girde, girheit, Begierde,
 Lust, Verlangen.
 gireelichen, begierig.
 girren, irren, hindern, stören.
 gisol, Geißel.
 gislecht, Geschlecht.
 du gist, du gibst.
 er git, er gibt.
 git, gy, Heißhunger, Habsucht,
 Geiz.
 gitic, giteulich, habgierig.
 giticheit, gitikeit, Hab-
 sucht, Gefräßigkeit, Lüstern-
 heit.
 gitson, geizen, habgütig sein.
 er giturste = getorste, er
 durste.
 given, geben.
 er gizzet, er ißt.
 glait, Geleit.
 glander, glühend, glänzend.
 glanz, hell, glänzend.

glanz, Glanz, Schein.
 glasevazzelin, Glasgefäß.
 glast, Glanz.
 glat, glatt, hell.
 glævin, glässe, Lanze.
 gleie, Aglei.
 er gleiz, er glänzte.
 glene, Lanze.
 gleserin, glesin, gläsern.
 gleste, Glanz, Licht.
 gleston, glänzen, leuchten; er
 gleste, er leuchtete.
 glote, Glätte.
 gleuben, glauben.
 gleven, Lanze.
 glich, gleich.
 glichenheit, Gleichnerei,
 Heuchelei.
 er glichte, er glich, verglich.
 glihen, geliehn, geborgt.
 glitzen, glänzen.
 glize, Gleisen, Glanz, Schmutz.
 glizen, glänzen.
 globen, geloben.
 globede, nd., Gelübde.
 er glohte, flammte.
 glöry, Ruhm, Glorie.
 glöse, Glosse, Auslegung.
 glosen, starren, glänzen.
 glouben, glauben.
 gloubot, belaubt.
 glüen, glüen, glühen.
 glüendic, glüendec, glühend.
 er gluojite, er glühte.
 gluot, Gluth, Fiße.
 glust, Gelüsten, Lust, Wille.
 gmeit, fröhlich, lieblich, freu-
 dig, angenehm.
 gnädelös, von Gottes Gnade
 verlassen, gottverlassen.
 gnagen, nagen.
 er gnam, er nahm.
 gneisten, Funken sprühen.
 ich gnews, ich genieße.
 gnidert, erniedrigt.
 gnist, Feuerfunken.
 gnode, Gnade.
 gnöte, häufig, sorgfältig.
 gnózsam, Verhältniß, Verehn.
 si gnuogen, sie nagten.
 gobe, Gabe.
 god, nd., Gott.
 god, nd., gut.
 godelich, nd., göttlich.
 gogel, lustig, ausgelassen.
 goit, ndr., gut.
 gollier, Bekleidung des Halses.
 goltsmed, nd., Goldschmied.
 goltvar, goldfarb, mit Gold
 verziert.
 goltvaz, goldenes Gefäß, gol-
 dener Pokal.
 goom, Aufmerksamkeit.
 gös, nd., Gans.
 gorge, Gurgel.
 Got, Gott (auch Christus); go-
 tes hüs, Kirche, Kloster; Go-
 tes arm, überaus unglücklich,

von Gott verlassen; Got gebe,
 Gott gewähre; sem mir Got,
 so wahr mir Gott helfe; durch
 Got, um Gottes willen; wizzo
 Got, Gott mag es wissen.
 gôt, gœt, nd., 1) gut; 2) Gut.
 gôte, nd., Güte.
 gote, Plur., Götter.
 Gotesun, Gottessohn.
 Götz, Gottfriedchen.
 gouch, Kuchud, Thor, einfäl-
 tiger Mensch, Narr.
 goucheit, Albernheit.
 gougelfuore, muthwilliger
 Treiben.
 gougelspil, Scherz, Ruth-
 wille.
 goukel, Wunder, Zauberei,
 Gaukelei.
 goukeler, Zauberer.
 goume, Aufmerksamkeit, Beach-
 tung; Genuß, Wahl; goume
 nemen, beachten, wahrnehmen;
 goume won, aufmerken.
 goumen, aufmerksam sein.
 göz, Guß; Schlußstein des Ge-
 wölbes.
 grä, grau.
 gräl, f. S. 293.
 gram, grimmig, ergrimmt, er-
 jährt, abhold, feind.
 gram, Jörn, Gram, Nummer.
 si gram, sie trachte.
 gran, Bartbaar der Oberlippe.
 grande, groß.
 grap, Grab.
 grasec, grasig.
 grasmaid, Graismädchen, Rab-
 berin.
 grät, Gräte.
 gräve, Graf.
 grave, nd., Graben.
 gräw, grau; gräwen, grau
 werden.
 gräzen, springen, sich bäumen,
 übermüthig thun, rabeln.
 grebniss, Begräbniß, Beerdi-
 gung.
 grède, Stufe an der Vorder-
 seite eines Gebäudes.
 greffe, Graf.
 er greif, er griff.
 greinen, den Mund verziehen,
 weinen.
 greite, bereit; versichert.
 grel, schreiend, grell.
 grellen, großen, schreullen.
 gremelich, Adj., gremliche,
 Adv., zornig, wild.
 grève, nd., Graf.
 grevink, nd., Dach.
 grezois, griechisch.
 grieben, schmelzen, kaden.
 grien, Ries, großer Sand;
 Ufer, Meeresküste.
 griez, Riesel, Sand, Ramf-
 plaß; Ufer.
 griezstein, Riesel; Ufer.

griezwart, griezwarde, grizwart, griezwertel, Aufseher des Kampfplatzes.
 grife, Greif.
 grisen, greifen, fassen, ergreifen; wider ein ander grisen, einander angreifen.
 grimme, grimmig, grausam, schrecklich.
 grimme, Grimm, Wuth.
 grimme, grimmic, *Adj.*, grimmeleiche, *Adv.*, feindlich, zornig, wüthend, heftig.
 grimmen, ergrimmen, wüthend werden.
 grinen, weinen, schluchzen.
 grint, Kopf.
 gripfen, schnell, wiederholt greifen.
 grise, grau, alt, erfahren.
 grisen, grau werden, alt werden.
 griulich, griuwelich, *Adj.*, griuweliche, grüweliche, *Adv.*, schrecklich, furchtbar, greulich.
 grizwarde = griezwarde.
 groisz, *ndr.*, groß.
 grön, *nd.*, grün.
 grone, grünes Gewächs.
 grop, *nd.*, plump, ungeschickt, ungebildet, ausschweifend.
 grot, *nd.*, groß.
 grozlich, groß.
 si groztin, sie grüßte ihn.
 grubilen, Grubenmachen, grubeln.
 grüne, gruone, grün; die grüne, die grüne Farbe, der grüne Boden.
 grünen, grün werden.
 grüezen, ansprechen, grüßen.
 gruft, Grube, Höhle.
 grulich = griulich.
 grunt, Grund, Abgrund.
 gruntlös, bodenlos, unergründlich.
 gruntruor, Strandung.
 gruobe, Grube, Loch, Deffnung.
 gruone = grüne.
 gruoz, Anrede. Gruß; Begegnung; Gewogenheit.
 er gruoztes, er grüßte sie.
 grüse, Grauen, Schauer.
 gräsen, grausen, schauern.
 grüsenliche, schauerhaft.
 Grauen erregend.
 grüz, Sandforn; niht umbe ein grüz, gar nicht.
 gsetz, Gesetz.
 gscheiden = gescheiden, erklären.
 gudarteren, *nd.*, wohlwollend, milde.
 güefen, schreien.
 güete, Güte, Liebe, Trefflich-

keit, Vollkommenheit, Tapferkeit.
 güetel, kleines Gut.
 güeten, gut machen, fördern.
 güetliche, gut, gütig, freundlich.
 guft, lautes Schreien, Prahlerei, Ruhm.
 guften, schreien, prahlen.
 gugel, gugele, Kappe, Kapuze.
 gugelzips, Kapuzenzipsel.
 gugen, wie ein Ruckuck schreien; gugen gagen, wie eine Gans schreien.
 gügerel, eine Art Kopfschmuck.
 guldin, Gulden.
 guldin, golden.
 gülte, Schuld, Abgabe.
 er gülte, er gälte.
 si gultenz, sie galten es.
 gulten, Polster.
 gulten, gälte er.
 gultez, gälte es.
 gümen, Gäumen.
 gumpelman, Possenreißer.
 er gund, gunde, er begann.
 guneret, gunert, verunehrt, beschimpft, geschändet.
 gunnen, gönnen, (ich gönne) vergönnen, erlauben.
 gunter, Ungeheuer.
 guot, gut, trefflich, prächtig; tapfer, tauglich, dienlich; vür guot, vor guot, als gut, vorlieb; guot sin, ausbelfen.
 guot, das Gute, Nützliche, Glück, Vermögen; ze guote, in Gutem, zum Nutzen.
 guotät, Wohlthat, gute That.
 guote, Güte.
 guoter, besser.
 guotleich, gut, wohl, freundlich.
 gupfe, Ruppe.
 gurre, schlechtes Pferd, Mähre.
 si gurteten sich, sie gürteten sich, bereiteten sich.
 güsse, Ueberschwemmung.
 güt, *nd.*, unbescholten.
 guz, *Pl.* güzze, Guß, Regenguß.
 gwalt, Gewalt, Macht.

H.

Habe, Habe, Vermögen; Haß. Sicherheit; Hasen, Heß.
 habec, haltend, wohlhabend.
 habech, Habicht.
 habedanc, Dankagung, Lohn.
 habelös, unvermögend, arm.
 haben, 1) haben, besitzen; 2) halten, behalten; sich haben, stille halten, Stand halten; 3) heben.
 habere, Haser.

er habete, habte, habt, er hielt.
 du habst, du hältst.
 hac, Gehäg, Heide, Gebüsch.
 hackä, Hacke.
 hacke, die Hacke; der hacken nachloufen, thun, wie Andere.
 hacht, *ndr.*, Haß.
 hadere, Lumpe, Fetzen, Haader, Kappe.
 haft, 1) *Subst.* Fessel, Gefangenhaltung, Haß; 2) *Adj.* verhaftet, gefangen.
 er hafte, er band, heftete.
 hagel, Hagel, Verderben.
 hagen, Heide.
 hagenbuoche, Hagenbuche, Hainbuche.
 hagge, Halen.
 hähnen, hähin, hängen; hangen.
 hähære, Fenster.
 hail, Glücksfall, Zufall, Zustand.
 ich hain, *ndr.*, ich habe.
 haintgezogen, daheim erzogen.
 he halt, *ndr.*, er hat, hält.
 ez hal, es erschallte, ertönte.
 halbe, Seite, Hälfte, Gegend; einhalb, auf der einen Seite.
 häle, häle, hæl, Verheimlichung.
 halde, Abhang.
 halden, *nd.*, halten.
 ich häle, ich verbürge.
 häle, glatt, schlüpfrig.
 wir, si hālen, hāln, wir, sie verheßten.
 halen, *nd.*, holen.
 halenparte, Fellebarde.
 half, *nd.*, halb.
 halfer, half er.
 he halp, *nd.*, er half.
 halp, halb.
 halp, Handhabe, Stiel.
 halpawol, Ueberbastard.
 halsen, umarmen, umhalsen.
 halsere, halsere, Panzerhemd.
 hālsing, Strid.
 halasschar, verborgenes Geräth zum Schneiden.
 halt, 1) *Adj.* vorwärts geneigt, gesenkt, abschüssig, schnell; 2) *Adv.* auch, eben, vielmehr; eher.
 halten, bleiben; befolgen; aufhalten, bewahren, reiten; uf halten, erhalten, für Etwas halten.
 hältürin, verborgene Pforte.
 halz, lahm.
 ham, Hammel.
 hamer, *nd.* hamir, Hammer.
 hamme, Schinken.
 hān, haben; ich hān, ich habe, f. haben.
 han, Haßn.

si haneten, sie ließen ab, hör-
 ten auf, gaben nach.
 hande, f. hant.
 handelu, behandeln, betreiben.
 handelunge, Behandlung.
 handen, reichen.
 hane, nd., Haßn.
 hanecrät, nd., Hahnenschrei.
 ich häns, ich habe sie; ich habe
 davon.
 hant, Hand; Art; enhant, en-
 hende, in der Hand; alzehant,
 zehant, bei der Hand, sogleich;
 zeiner hande, einer Art; zweier
 hande, zweierlei.
 si hant, sie haben.
 hantgeläs, Geschloß, Werk.
 hantgiff, Geschenk, Gabe.
 hantreiche, Handreichung,
 Unterstützung.
 hantsalbe, das, womit besto-
 chen wird.
 hantschuoch, Handschuh.
 hantvest, kräftig, gewaltig.
 hapich, Habicht.
 har, her.
 här, Haar; niht ein här, nicht
 das Mindeste; umb ein här,
 umb ein einzig här, durchaus
 nicht.
 harde, sehr.
 härin, hären.
 harm, Biesel, Hermelin.
 harmin, von Hermelin, Herme-
 linspel.
 harnasch, harnessch, Har-
 nisch.
 harnaschvar, in leuchtender
 Rüstung.
 harnschar, schimpfliche Strafe.
 härpant, Haarband.
 harpe, Harfe.
 harpfen, Harfe spielen.
 harre, Verzögerung.
 harsch, Kriegsvolk; harsch-
 hörner, Kriegshörner.
 härsnier, Kopfbedeckung unter
 dem Helm.
 hart, harte, hart, schwer, drü-
 send, heftig, streng; sehr, gar.
 hartleve, nd., herzlich lieb,
 sehr lieb.
 hasten, eilen.
 hästelich, schnell.
 hästü, hast du.
 hat, nd., geäßig.
 ir hät, ihr habt.
 ich häte, ich hatte.
 haten, nd., haßen.
 hättich, hätte ich.
 häsche, Bogen.
 hausen, eine Art Fisch, Hausen
 du haust, du hast.
 haven, nd., haben; he havit,
 er hat.
 haven, Topf.
 hawe, Heu.
 ház, hæze, Kleidung.

haz, Haß; äne haz, friedlich.
 haz, feindselig, geäßig.
 hazzec, feindselig; verbaßt.
 hazzen, hazen, haßen.
 he, nd., er.
 hebben, nd., haben; gy heb-
 ben, ihr habt.
 hecken, stechen, beißen.
 hecker, Weinbauer.
 he hedde, nd., er hätte.
 gy hevit, nd., ihr habt.
 he heft, hefft, nd., er hat.
 heften, binden, fesseln, ver-
 haften.
 heftelin, Haß, Haken.
 hegger, nd., Häher.
 heide, unbebaute Ebene; Sei-
 dekraut.
 heiden, Felde.
 heidin, heidnisch.
 heien, heigen, bewahren, be-
 gen, hüten, schützen, besorgen,
 pflegen; üsheien, aufbewahren.
 heil, Adj., gesund, unversehrt.
 heil, Subst., Gluck, Wohlfahrt,
 Erlösung.
 heiläre, Heiland.
 heilic, Gen. heiliges, heilbrin-
 gend, heilig.
 heilichdüm, nd., Heiligtum.
 he heilt, ndr., er heilt.
 heilwäge, heiliges Wasser,
 Zauberwasser.
 heim, Heimat, Haus; heime, hä-
 me, zu Hause; heim, nach Haus.
 heimlich, Bohnung, Haushalt.
 heimlich, vertraut, geheim,
 zutraulich.
 heimliche, vertrauter Um-
 gang, Heimlichkeit.
 heimlichære, Vertrauter,
 Verheimlicher.
 heimlicheit, Heimlichkeit.
 heimode, Heimat.
 heimsch, heimisch, einhei-
 misch.
 heimüete, Heimat.
 heimwist, Bohnung, Unter-
 halt.
 hein, ndr., haben.
 hein, irgend ein; enhein, kein.
 heinlich, vertraut, geheim, zu-
 traulich.
 heint, heute.
 den heirin, den Hehren.
 heirro, Herr.
 heit, Geschlecht, Volk, Wesen,
 Person.
 heizen, heißen, nennen, befeh-
 len, genannt werden.
 ich heiziuch, ich heiße euch.
 hel, hell, laut, klingend; glän-
 zend.
 hel ungans, nd., ganz u. gar.
 helblinc, Feller.
 ny hielden, nd., wir hielten,
 behielten.
 hele, Verheimlichung; hele het

er des genuoc, er suchte et ge-
 nug zu verheimlichen.
 helede, Helden.
 heledde, verholen.
 helfant, Elefant.
 helse, helve, Hülse, Beinband.
 helfen, helfen; nähren, fördern.
 helfenbein, Elfenbein.
 helferich, hilferich, Adj.,
 heilsich, Adv., hülfreich, nüt-
 zlich, förderlich.
 hêlg, nd. hêlic, heilig.
 helgung, Verheimlichung.
 helide, Helden.
 helle, Hölle.
 hellesiur, hellesiwer, Föl-
 lenfeuer.
 hellen, ertönen, erschallen, bäl-
 len.
 hellewize, Höllestraße.
 hellewurm, Höllebrache.
 hellunge, Uebereinstimmung.
 helmeliste, Leiste, Band am
 Helm.
 helmgespan, Helmband.
 helmvaz, Helmgeläß, Helm.
 heln, geheim halten, verbergen,
 verhehlen, verheimlichen.
 helpe, nd., Hülfe.
 helfen, nd., helfen.
 helsch, hölisch.
 helsen, umbalsen, umarmen.
 helt, Mensch; Feld.
 helwert, einen Feller werth.
 helze, Schwertgriff.
 hême, zu Hause.
 hemede, Jäde, Hemde.
 hemeliken, nd., heimlich.
 hemelrych, Himmelreich.
 hemeren, hämmern, klopfen.
 hêmlik, nd., was zu dem Hause
 gehört, einheimisch.
 h'en, nd., hin.
 hendelin, hendlin, nd. hen-
 deken, Händchen.
 hengelboum, Dachsparren.
 hengen, hängen, hangen lassen.
 henken, hängen.
 he hennelêf, nd., er hinfiehet.
 he hennetôch, nd., er hinfiehet.
 hennevart, nd., Finsabrt.
 her, nd., er.
 her, here, her, hieher, dieber;
 her widere; wiederum, hin-
 wieder.
 her, Heer, Kriegsmacht, Ueber-
 legenheit, Uebermacht, Menge,
 Volk.
 hêr, hêre, hoch erhaben, ver-
 nehmen; heilig, hehr; frech,
 übermüthig.
 heraff, nd., herab.
 herberge, herbrig, her-
 bürge, Lagerstätte, Lager.
 Obdach, Hütte, Bohnung, Ge-
 mach für Gäste, Gastgemach.
 herbest, Herbst.

herdal, nd., abwärts.
 herde, hart; sehr.
 herden, dauern.
 here, Herr; here her, Herr Herr.
 here, her; here sure, herfür.
 herehaft, zahlreich.
 herehorn, Kriegshorn.
 hëren, herrlich schmücken, heiligen, weihen.
 hergeselle, Kriegsgefährte, Kampfsgenosse.
 hergesinde, Kriegerschaar, Kampfsgenossenschaft.
 den herin, den Herren.
 heriscap, Gesammtheer.
 herman, Krieger.
 hermin, vom Fell des Hermelins; Hermelinpelz.
 hermuote, von der Meerfahrt ermüdet.
 hern, er nicht.
 hern, bekriegen, verheeren, besrauben.
 hërre, herre, Herr, Gebieter, Ritter, Edelmann; Ehegatte.
 Hersant, Name der Wölfin im Hierepos.
 herschaft, Menschenmenge, Volk, Heer.
 hërschaft, hëreschap, Erhabenheit, Herrlichkeit; Herrschaft, Gebot; Obrigkeit.
 herte, nd., Hirsch.
 herte, Schulterblatt.
 herte, hart, drückend, streng.
 herte, Härte, Dauerhaftigkeit, Kampf.
 her herte, nd., er härtete, machte hart.
 herteeliche, hertliche, hertlich, hart, streng.
 herten, härten, härten.
 herto, nd., Herz.
 de hertoge, nd., Herzog.
 hërtuom, Herrlichkeit.
 hervart, hervort, hervor- te, Meerfahrt, Kriegszug.
 herze, Herz, Gemüth, Sinn, Muth.
 herzebære, rührend.
 herzeelich, herzelich, herzenlich, herzlich, innig.
 herzeichen, Feldzeichen.
 herzeliep, innig lieb.
 herzensêr, herzesêre, tiefer Schmerz.
 er heschte, nestte.
 hesteliche, hastig, heftig.
 he hêt, nd., er hieß; gy hêt, ihr heiße.
 hêt, nd., heiß, warm.
 ich hête, hete, ich hatte, hätte; hetens, hatten sie; er hetes, hettes, er hatte des, davon; hetter, hatte er; ich hetez, ich hatte, hätte es.

heubt, heufft, Haupt.
 heuschen, fordern, verlangen.
 ik heve, nd., ich habe.
 heven, nd., Himmel.
 ik hëzze, ich heiße.
 hi, hie, hier.
 er hie, er hing.
 hie, ndr., er.
 ich hiels, ich umarmte.
 hien, heirathen.
 hien, hier innen.
 hienhalf, auf dieser Seite.
 hierwist, das Hiersein.
 ich hiesch, ich hieß.
 ich hiet, ich hatte.
 er hiew, er hieb.
 ich hil, ich verhehle.
 se hilden, hildin, nd., sie bielten.
 hilfâ, helfe.
 hilfe, Güfte.
 hillen, ertönen.
 himelhae, himmlisches Gehäge, Himmel.
 himilisk, himilisch, himmelsch, himmlisch.
 hin, hine, weg, fort, hinaus.
 hinaht, diese Nacht.
 hincen, hinken.
 hinde, Hirschfub.
 hinder, nd., Schaden.
 hinder, hinten, rückwärts, zurück, hinter.
 hinderdenken, sich vertiefen, überlegen.
 hindirweyt, nd., im Rücken.
 hinderwert, hinterwärts.
 hinewart, hingewendet, dahin.
 hinin, hinein.
 hinlëzig, sorglos.
 hinne, hier innen.
 hinte, hint, diese Nacht.
 hin tuon, wegstun.
 hin vart, Abreise, Abgang, Tod.
 hinwert, dahin.
 hinz, zu, bis.
 hir, nd., her; hir af, herab.
 hirât, Ehevertrag, Vermählung.
 hirz, Hirsch.
 ich hin, ich hieb.
 hiusel, Wanze.
 Hiunen, Hunnen.
 hiunisch, hunnisch.
 hiure, in diesem Jahre.
 hiuselin, kleines Haus.
 hiute, Haut, Mehrz. Häute.
 wir hiuwen, wir hieben.
 hizuze, feurig, mutbig, burtig, schnell, munter, frech, abermüthig.
 hiwer, heuer.
 hob, Hof.
 höchgedinc, höchste Hoffnung.
 höchgemuot, höhgemuot, frohen Sinnes, freudig.
 höchgemuote, höchge-

müete. Freudigkeit, Hochmuth.
 höchgëstële, hohe Sige.
 höchgeteurt, hochherrlich.
 höchgezeit, Hochzeit, Fest.
 höchgültig, vielgeltend.
 höchgültigkeit, hoher Werth.
 höchmuot, froher Sinn.
 höchsprung, der hoch empor springt, hochspringend.
 höchtit, nd., Hochzeit, Fest.
 höchvart, Hofart, nd. höchvårdicheit, Hofart, Uebermuth.
 höchvertic, hoffärtig.
 höchzit, Hochzeit, Fest.
 höden, nd., hüten.
 hoe, nd., hoch.
 hōer, höher; höher gån, weiter weg treten.
 hoffe, hoffenunge, hofenunge, Hoffnung.
 hofiern, den Hof machen, hōsijch thun, sich vergnügen.
 hofrecht, Hofsitte.
 hofstat, Bauernhof, Stätte, wo ein solcher steht.
 hōg, höge, nd., hoch.
 hōhe, höh, höch, hoch, sehr.
 hōhe stån, froh sein; höher stån, zurücktreten.
 hōhen, hōehen, erhöhen, erheben, mehren; erfreuen.
 höhgemaec, von vornehmer Verwandtschaft.
 höhgezeit, höhzeit, Hochzeit, Fest.
 höhme, Dat., bobem.
 höhverte, Hoffart.
 hoillen, holen.
 hoirt, ndr., hört.
 hol, hohl, dumm; leer.
 hol, Höhle, Loch, Deffnung.
 holde, Sulb.
 si holde, sie holte.
 holden, nd., halten.
 holn, berufen, holen, zu sich nehmen.
 holt, gewogen, geneigt, günstig, dienstbar, treu.
 holz, holtz, Holz, Wald, Baum.
 homoit, ndr., Hochmuth.
 hōne, verächtlich, schimpflich.
 honec, honic, Gen. honiges, Honig.
 honecseim, Honigselm.
 honegen, honigen, Honig geben, süß sein, süß machen.
 hōnen, nd. hōnen, verächtlich machen, schmähen.
 hōnre, nd., Fühner.
 hōnsam, lächerlich.
 hōnschaft, Spott, Hohn.
 hop, nd., Hausen.
 hopen, nd., hoffen.
 hor, Sumpf, Reth.

hēra, hōre: hōre dōch!
 he hōrde, nd., er hōrte.
 horde, Haufen, Schaar.
 hōrdeler, Schußsammeler, Geiziger.
 horden, aufhäufen, sammeln.
 hōre, Paar.
 horn, Horn, Geweih, Kriegshorn, Hornhaut; Spitze. Gipsfel.
 hornbruoder, Ausfähiger.
 hornunc, Februar.
 hornūz, Hornisse.
 hōrsam, gehorsam.
 hort, Vorrath, Schuß.
 hortære, Aufhäuser, Geiziger.
 hōrtet, hōret ihr.
 hōrtet, hōrte er.
 horwec, kothig.
 horwes, Gen., v., hor, Sumpfs Roth.
 hosenestel, Schnürstiesel.
 hōster, hōchster.
 hōt, er hat.
 hōt, nd., Gut, Bewachung.
 hotzeln, zusammenschrumpfen.
 hou, Heu.
 houbet, houbit, Kopf, Haupt.
 houbetdach, Kopfbedeckung, Helm.
 houbeten, enthaupten.
 houbet fursten, Hauptfürsten.
 houbetlist, höchste Kunst.
 houbetlōs, kopflos.
 houbetman, Fürst.
 hou, Flügel.
 houch, hoch.
 houwen, hauen, fällen, tödten.
 hōwes, Gen., v. hōu, Heu.
 hovebære, hofgemäß.
 hovediet, Hofstaat.
 hoveliate, Höslinge.
 hovelich, hövelich, hofgemäß, feingebildet; schön.
 hovelichen, hoveschliche, vornehm, hofmäßig, wohlgesittet.
 hover, Höder.
 hovereht, hōderig.
 hovereht, Hofrecht.
 hovereise, Reise, Fahrt an den Hof.
 hōvesch, hōvisch, hofgemäß, feingebildet; schön.
 hoveschen, Hofsitte pflegen.
 hovescheit, Bildung, Anstand.
 hovesite, Hofgebrauch, Bildung.
 hōvet, nd., Haupt, Kopf.
 se hōvin, nd., sie hoben.
 hūbe, Haube.
 hubeis, hūbes, hūbesch, hūbach, hūbschen, hūbst, hofgemäß, feingebildet; schön.
 hubischeit, Bildung, Anstand.
 hubst, artigst, höflichst.

hūbe, nd., heute.
 hübel, kleine Hube, kleines Stück Land, Hügel.
 huet, Haut.
 huertære, Aufseher, Beschützer.
 hüeten, bewachen, bewahren, beschützen.
 hūse, Hausen; ze hūse, in e. Hausen, zusammen.
 hüfel, kleine Hüfte.
 huffe, Hausen.
 hüfen, Hausen.
 hüge, huge, Geist, Sinn, Gedanke, Denkkraft.
 hügelich, freudig.
 hügeliet, Freudenlied.
 hugen, hügen, denken, sinnen, sich erinnern, hoffen, freudig sein.
 huys, ndr., Haus.
 huite, ndr., heute.
 hul, Höhle.
 hulde, Gewogenheit, Wohlwollen, Zuneigung.
 hulden, huldigen.
 hult, Hülle, Decke.
 si hullen, sie ertönten, klangen.
 hullock, Höhle.
 he hulpe, nd., er hülfe.
 hülpe, nd., Hülfe.
 hulwe, Psüpe.
 hulzin, hölgern.
 huobe, Hufe, e. Stück Landes.
 si huoben, sie hoben, erhoben.
 huochtzen, hauchen.
 huof, Huf.
 huofslac, Hufschlag.
 huon, Huhn.
 er huop, er hob.
 huorlebutz, Lärm, Geschrei.
 huosten, Husten.
 huot, der Gut.
 huote, huot, Aufmerksamkeit, Aufsicht, Sorge, Bewachung; Schuß; Behutsamkeit.
 si huoven, sie hoben.
 hürden, Schätze sammeln.
 hürnen, auf einem Horn blasen.
 hurnin, hurnin, hürnen, hürnern.
 hurst, Busch, Strauch, Geste.
 hurt, heftiger Stoß, Anstoß.
 hurteclliche, m. heftigem Stoß.
 härten, stoßen, rennen.
 hūs, Haus, Wohnung; Gotes hūs, Kloster.
 hūsen, sich häuslich niederlassen.
 hūsen, ein Fisch.
 hūszere, Haushehre.
 hūskrowe, Hausfrau.
 husgnōz, hūsgnōzinne, Hausgenosse.
 hūzman, nd., Bauer.
 hūt, Haut; übel hūt, schlimme Haut (böse Person).
 hūte, nd., heute.
 se hutten, nd., sie hüteten.
 hutt, hütte, Hütte, Zelt.

iur, ihr.
 icht, irgend Etwas; irgend; nicht.
 iclich, nd., jeglich.
 ie, immer, stets, jemals.
 iedeweder, jeder von beiden.
 iedoch, doch, jedoch, dennoch.
 iegelich, ieglich, iegeslich, jeglicher.
 ieht, irgend Etwas; irgend; nicht.
 ieman, iemen, iemant, Jemand, irgend einer; Niemand.
 iemer, immer, irgend einmal, jemals; niemals; iemer mere, fortan, stets.
 iener, iender, inder, irgend wo; nirgend.
 ienhalp, jenseits.
 er ier, er pflügte, aderte.
 iesā, sogleich, alsbald.
 er iesch, er verlangte, forderte, fragte.
 ieslich, jeder.
 ietweder, ieweder, jeder von beiden.
 ieze, iezu, iezuo, iezunt, gerade jetzt, eben.
 ignōte, fürderhin, jetzt, sogleich, sofort.
 ih, ich.
 ihen, ich nicht.
 iht, irgend Etwas; auf irgend eine Weise, irgend; nicht.
 ik, nd., ich.
 ile, yle, Gile, Gifer.
 ilen, eilen, streben, sich bestreuen, sich bemühen.
 im, 1) ihm; 2) s. v. a. ich im, ich ihm.
 imb, Bienenschwarm, Biene.
 imbiz, Essen, Mahlzeit.
 imme, in dem.
 imme, Biene.
 immer wernde, ewig, immerwährend.
 immir, immer.
 imne, in dem.
 in — als Vorpslbe in zusammengefügten Wörtern, s. v. a. en. s. d.
 in, in, an, auf, zu; gemäß, mit, hinein.
 in, hinein.
 in, ihn; 2) ihnen.
 in = ich ne, ich nicht.
 inā, holla!
 inbruch, Einbruch.
 ind, und.
 ind, in die.
 inder, irgend wo; nirgend.
 induon, aufthun, öffnen.
 er induang, hineinwang.
 ine = ich ne, ich nicht.
 infel, Bischofsmütze.
 ingān, anfangen.
 ingegen, ingagini, inge-

gine, gegen, entgegen, gegen-
über, zugegen.
ingesigel, Siegel.
ingesinde, Hausgesinde, Dien-
erschaft; Familie, Familiens-
glieb.
ingewer, Ingwer.
ingrüne, sehr grün.
inguz, Einguß, Einstürmung.
ingwant, Eingeweide.
inme, in dem.
innän, innen, drinnen.
inne, inne, inwendig.
inneclich, *Adj.*, innecliche,
inneclichen, *Adv.*, innig, herz-
lich, andächtig, innerlich.
innen, innen, hinein; innerhalb;
innen bringen, kennen lehren,
zeigen, beweisen; innen wer-
den, erkennen, erfahren.
innerclich, innig.
inoch, da noch, immer noch.
inpfeten, inpheten, im-
pfen.
er inran, er entrann.
inre, innerhalb.
insigele, insigel, Siegel.
int — als Vorsylbe in zusam-
mengefügten Wörtern, f. v. a. ent.
int, nd., in das; int leste, zu-
legt.
si intfingen, sie empfangen.
intflein, ndr., entfliehen.
intgeyn, ndr., gegen, ent-
gegen.
sich inthaben, sich enthalten.
ich intphie, ich empfing.
si intphulhen, sie empfahlen.
intragen, eintragen, verur-
sachen.
er intspranch, er sprang her-
vor.
intsueben, entschlafen.
intuichen, fortgehen, weichen.
in vallen, einen Eindruck ma-
chen.
er inwiste, er wußte nicht.
inz=in daz, ihn das, ihnen das.
ir — als Vorsylbe in zusammen-
gesetzten Wörtern, f. v. a. er,
f. d.
ir, nd., er.
ir, ihr.
her ir, nd., er pflügte.
irbeiten, warten, abwarten,
barren.
irbizen, zu todt beißen.
irdenken, erdenken, auf Etwas
denken, wünschen.
irdesch, irdisch.
irezen, ihrzen, zu Jemanden
„Ihr“ sagen.
irgän, hervorheben, anfangen,
geschehen, ergeben.
er irgaz, er vergaß.
irgen, irgend, irgend wo.
irgetzen, vergüten, vergessen
machen, vergeffen.

irhähén, erhängen, aufhän-
gen.
irhaven, nd., erhoben.
er irleit, er erlitt.
irme, ihrem.
irmensül, sehr hohe Säule.
irre, böse, aufgebracht; verirrt;
irre gen, irre wesen, ungewiß
sein, vermissen.
irreganc, Verwirrung.
irren, verwirren, hindern; ir-
ren; den wec irren, den Weg
vertreten.
irresal, Irrthum.
irresam, unbeständig, irrefüh-
rend.
irrunge, Reherel.
irs, ihr dessen (davon); ihr sie.
er irvaht, er ersocht.
irwen, vertheidigen, behaupten.
irzougen, beweisen.
irzunden, entzündet, angezün-
det.
is, nd., dessen, davon.
he is, nd., er ist.
is, Eis.
isen, Eisen, Hufeisen.
isengewant, Eisenkleid, Ei-
senrüstung.
Isengrin, Name des Wolfes
im Hierepos.
isenhalte, eiserne Fessel.
isenhosen, Rüstung der Beine.
isenhuot, Helm.
iser, Eisen.
ysin, nd., Eisen.
isinin, eisern.
islich, nd. islik, jeglich.
ijssermart, ndr., Eisenmarkt.
he isset, nd., er ist es.
ist, ist; mir ist, es verhält sich
mit mir; ich habe; mir fehlt;
ist daz, geschieht es, daß;
wenn.
it, nd., es.
ytal, durchaus.
itel, leer, eitel, unnütz, nichts
als.
iteniuwe, itenüwe, Mehrz.
sächl. iteniwiu, neu.
sich iteniwen, sich wieder er-
neuern.
itewiz, itwiz, Tadel, Vor-
wurf, Strafe.
itewizen, tabeln.
italich, jeder.
iu, *Dat.*, von ir, euch; *iuch. Acc.*,
euch; *iur. Gen.*, eurer.
iur, euer; iuriu, Mehrz. sächl.
eure.
iut, iutziut, irgend Etwas.
iuwer, 1) *Gen.* von ir. eurer;
2) *Pron. poss.* euer.
iuwit, irgend Etwas.
iwer = iuwer, euer
iz = ez, es.
izuo, gerade jetzt, eben.
ich izze, ich esse.

J.

ja, ja, fürwahr, wahrlich.
er jach, jah, er sagte, ver-
sicherte.
jächant, Spazint.
er jæhe, er sagte, spräche.
jagen, verfolgen, jagen, eilen;
schnell reiten.
jagerie, Jägerkunst.
jåmer, Sehnsucht, Wehllage,
tiefe Betrübniß.
jåmerbær, jämmerlich.
jåmerbernde, Jammer mit
sich führend, jammervoll.
jåmerhaft, leidvoll, betrübt.
jåmerlich, jåmerlich, *Adj.*,
jåmerlichen, jåmerlichen,
Adv., kläglich, traurig, betrübt,
bejammernswürdig.
jåmern, schmerzliches Verlan-
gen haben, tiefe Schmerzen
empfinden.
jåmerunge, schmerzliches Ver-
langen.
jåne, jane, durchaus nicht.
jár, Jahr, *Pl.* jære.
jærglich, jährlich.
járiá, ein Ausruf.
járanc, das Jahr durch.
járlichen, jährlich.
járzal, Ablauf des Jahres; be-
stimmte Anzahl Jahre.
járzit, Jahrestag.
jæchen = jehen, sagen u.
jegen, nd., gegen.
jeger, jegere, Jäger.
jegerlich, jagdunbig; frisch,
stättlich.
jehen, jèn, sagen, sprechen,
bekennen, behaupten; aus-
sagen, aufstellen, überlassen; er-
klären.
jeit, Jagd.
jeitgeselle, Jagdgefährte.
jeneklichen, inniglich.
jennich, nd., irgend Einer.
jensit, jenselts.
jest, Schaum, Gisch.
jeten, jåten, säubern.
er jiht, er sagt, spricht.
jo, nd., ja, doch; immer.
joch, Joch.
joch, joh, und, und auch; auch,
selbst, doch, sogar, ja, frei-
lich; joh-joh, sowohl, als
auch.
jochant, eine Art Edelstein,
Spazint.
jone, durchaus nicht.
jôr, Jahr.
jouch = joch.
ju, nd., auch.
judenhüt, Judenhaut.
jummer, nd., jemals, immer-
hin, jedenfalls.
junchërre, junger Herr, Junfer.

junclich, jung, jugendlich.
 juncvrowe, juncvrou, jun-
 ge Frau, Jungfrau.
 jungeline, Jüngling, Knabe.
 jungen, jung machen, jung wer-
 den, verjüngen.
 jungest, jungist, jüngst; ze
 aller jungist, zuletzt.
 juppe, Jade, Wam.
 just, Zweikampf.
 justieren, im Zweikampf kämp-
 pfen.
 juwe, nd., euer.

K. C. Ch. Qu.

'ch, ich.
 kaf, nd., Kälse.
 kassen, gassen.
 kasse, Kästchen, insbesondere
 Reliquienkästchen.
 kalben, kälbern.
 kalch, Kalk.
 kalf, nd., Kalf.
 kalle, Sängerin.
 kallen, schallen, tönen, singen;
 klaffen, sprechen.
 chalt, kalt.
 camandrè, Camander.
 er chæme, er käme.
 kamënisch, Camönisch, die
 Mufen betreffend.
 kamer, Gemach, Schlafgemach.
 kamerære, kamerère, Räm-
 merer, Schlafmeister.
 kamerærin, kamererin,
 Hofmeisterin.
 champf, kampf, nd. kamp,
 Kampf.
 kempflich, den Kampf betref-
 fend.
 er kan = kam, er kam.
 ich chan, kan, ich kann, ver-
 stehe, verstehe mich darauf.
 kanel, Rinne, Kanal; Kanne.
 chauf, Kampf.
 kanyne, nd., Kaninchen.
 kanzwagen, großer Rüstwa-
 gen.
 kapfen, gassen; an kapfen, an-
 gassen, anstaunen.
 kappe, Fahn, Kapvaun.
 kappe, langes Oberkleid mit
 Kapuze.
 cappelan, Kaplan.
 charchære, charchère, Ker-
 ker, Gefängniß.
 karc, karekt, schlau, klug,
 listig; vorsichtig, arg, geizig.
 karfritac, Gharfreitag.
 karmen, bejammern.
 karrásche, Fuhrwerk, Wa-
 gen, Carosse.
 kart, nd., gelehrt, gewendet.
 er (he) karte, er lehrte, wen-
 dete; se karten, sie lehrten.
 kaste, Kasten.
 kastel, Burg, Feste.

kastelan, Streittroß.
 kausz, Keuschheit.
 kaw, kaum.
 kec, lebendig, frisch.
 kede, Kette.
 kesse, Kästchen, Reliquienkäst-
 chen.
 kein, irgend ein; kein; keines,
 irgend eines, keines; der kei-
 nes niht, von deren keinem Et-
 was.
 he keirde, ndr., er lehrte.
 keis, keines.
 keiser, Kaiser.
 keiserlich, kaiserlich; herrlich,
 erhaben.
 keiszin, Kaiserin.
 queit, quitt, loß.
 kel, kele, Kchle, Kals.
 kelbe, Kling, Kette, Halsband.
 kelberin, vom Kalbe.
 chelch, Kelsch.
 kelgen, nachschleppen.
 kelich, Kelsch.
 kellære, Kellermeister.
 kelle, Kchle.
 kelre, Keller.
 kelte, kelt, Kälte.
 kemenâte, keminâte, Zim-
 mer, Stube, Gemach, Frauen-
 gemach.
 kemerære, Rämmerer.
 kempfe, kenpfe, kempf,
 Rämpfer, Fechter.
 kempfen, kämpfen.
 he kende, nd., er kannte.
 er kente, er kannte.
 kër, Wendung, Umkehr, Rückkehr.
 kër ausz, der letzte Trunk.
 kerbe, Körbe.
 keren, nd., verhindern.
 këren, 1) richten, wenden, feh-
 ren; sinen sin këren, sich kè-
 ren an, auf Etwas achten; 2) sich
 wenden, geben.
 kerge, Klugheit; Kargheit.
 kerger, cherger, Geiziger.
 kern, auslehren.
 kerne, Kern.
 kernen, Frucht treiben.
 kerren, tauschen, fnarren.
 de Kerstenen, nd., die Chris-
 ten.
 kerstenheit, Christenheit.
 kerven, zerhauen.
 kerzstal, Leuchter.
 ketene, Kette.
 ketenwambis, Kettenpanger.
 keter, nd., Keger.
 kever, kevere, Käfer.
 kicher, Kichererbsen.
 kiel, Schiff.
 kielbrüstic, schiffbrüchig.
 kielkemenâte, Schiffslam-
 mer.
 kiesen, sehen, gewahren, be-
 schauen, prüfen, beurtheilen,
 bedenken; erschen, wählen, neh-

men, wollen; den töt kiesen,
 sterben.
 kilche, Kirche.
 kindel, kindelin, Kindlein.
 kindesch, kindlich, jung.
 quingen, bezwingen, unter-
 drücken.
 kinne, kinnebein, Kinn.
 kint, Kind; Jüngling; Ritter;
 Junges; von kinde, von Kind
 auf; Gotes kint, Geistlicher,
 Mönch.
 kintlich, Adj., chintlichen.
 Adv., kindlich, wie ein Kind,
 jugendlich.
 kip, Eifer, Zorn, Gewaltthü-
 tigkeit, Widerseßlichkeit, Ei-
 genfinn.
 kipfelisen, spöttische Bezen-
 nung e. härtlichen Schwerts.
 kippe, ein schneidendes Werk-
 zeug.
 chirhtür, Kirchthüre.
 kiseline, Kieselstein.
 quiten, quitt machen.
 kiule, Keule.
 ich kiuse, kius, ich kiese.
 wähle, sehe.
 kiusche, kiusk, keusch.
 kiuscheit, Keuschheit.
 daz chint, das sagt, bedeutet.
 kiuwen, lauen.
 kiz, Höllein.
 klä, Klau.
 klafen, klappern, schallen;
 schwäßen.
 klaffe, Klapper, Geschwäg.
 claffer, klaffer, Schwäger.
 Berläumber.
 claffwort, Geschwäg, Ber-
 läumbung.
 klagebære, klagenswerth.
 klägelich, Adj., chlägeleich.
 Adv., klagend, kläglich, jam-
 mervoll.
 klaiben, kleben machen, klee-
 ben.
 chlaiden, geleiten.
 klär, clär, hell, glänzend.
 schön, ausgezeichnet.
 clären, hell werden, schön wer-
 den.
 klären, hell machen, verklären.
 cläret, über Gewürg abgeklär-
 ter Wein.
 clarfunkt stein, Karunkel.
 clärheit, Klarheit, Schönheit.
 klærlichen, auf glänzende
 Weise, herrlich.
 kläwe, Klau.
 klä, Klee.
 kleben, kleben, haften, fest-
 hangen.
 chleber, klebrig.
 klechel, Klöppel, Schwengel.
 kleffisch, geschwäpzig.
 klegelich, chlegleich,
 kläglich, jammervoll.

clein	Wörterverzeichnis.	kro
clein, kleine, kleinen, kleinliche, sorgsam, genau, fein, zierlich, niedlich, kunstreich, scharfsinnig, klein, wenig, unbedeutend, gar nicht. kleinet, kleinöte, Kleinod. er kleite, er kleidete. klèn, nd., klein. chlengen, klingen machen. klenk, Schlinge. klenken, jchlingen. klenken, klingen machen. klie, Kleie. klimmen, chlimmen, steigen, klimmen, klettern. klinc, Ton, Geräusch; rauschender Bach, Strom. si chliuben, sie pfücken, brechen ab. chliuse, Kause. klobe, gespaltenes Holz. klobwürst, fette Würste. klöe, Kause. klok, nd., Flug. klocken, klopfen, schlagen. cloppen, klopfen. clör, klar, hell, lauter. klösenære, Klausner. er kloup, er spaltete. klüben, chlügen, klauen. abbrechen, plücken. clückten, sicherspalteten. ez chlunge, es klänge. klunkel, Schleiße, Schlinge; Knäuel. clüntzen, hauen, spalten. kluog, chluog, Flug, verständig; kunstreich, fein. kloukeit, Verstand, Klugheit. klüs, klüse, Kause, Verschluß. knabe, Anabe, Sohn, Jüngling. knappe, Knabe, Junggefelle, Diener, angehender Ritter. kneht, ndr., kneicht, nd. knecht, Jüngling, Diener; Anappe; Krieger, Held. kuellen, krachen, knallen. knie, Gen. kniewes, Knie. chnierat, Kniekehle. knierünen, aufheben, versäumen. er chnit, er kniet. knolle, Knolle, Knoten, Knäuel, Haufen. knopfen, knospen. knoph, Knoten, Knopf, Schwertschnauf. knül, Knäuel. knüllen, schlagen, stoßen. knurrot, knorricht. si chnuttin, sie knieten. ko, nd., Kuh. cocatrille, Krokodil. choch, Koch. chochære, kocher, Köcher. er chod, chot, er sagte.	koinlich, ndr., fähn. kol, Kohle. kolir, Halsbedeckung. költ, nd., kalt. colter, Polster. kolve, Axt, Kolbe. komen, kommen; ich kom, ich kam; ich käme, ich käme. complet, die letzte canonische Stund des Tages. koncze, nd., bequem. conduwieren, leiten, führen. chöne, köne, nd., fähn. koue, Gattin, Frau. konemác, Verwandte durch die Frau. kong, konick, nd. koning, konnink, König. koncklich, königlich. könre, nd., fähn. kop, kopf, koph, Gefäß, Becher, Trinkschale; Kopf. koppen, schlagen, schnappen, krächzen. koppen, nd., löpfen. kör, Chor; Abtheilung, Schaar. kora, Urtheil, Ausspruch, Wahl. körbelin, Körbchen. kören, lehren, wenden. korit, nd., kurz. chorn, Korn. korn, gewählt, auserkoren. korngruop, Korngrube. korp, Korb. corsit, Wammes, Wassenrod. korten, nd., kürzen, kurz machen. kortes, nd., kürzlich. cortet, Horde, Heerde. korzewile, Kurzweile. kös, Rede, Gespräch. ich kös, ich wählte, ich sah, nahm wahr; ich käse, ich wählte, sähe. köse, Blaubern, Geschwäh. chösen, kösen, reden, plaudern; liebkosen. koste, kost, Preis, Werth, Aufwand, Ausgabe, Zehrung, Speise. kostecliche, kostbar. chöstel, Kost; luidiu chöstel, ledere Kost. kosten, kosten, gelten; ez koste, es kostete, es galt. kostlich, kostbar. kozze, Tragkorb; Dede, Rutte. kötzelin, grobes Pilgerkleid. kouf, Vertrag, Handel, Kauf. choufliude, nd. koufliude, Kaufleute. kouffman schatz, koufschatz, Waare. choum, laum. kovertiure, Dede, insbesondere Kopfbede. krá, Krähe. krach, Krach, Schall. chradem, Schreien, Lärm.	ohradmediger, lärmender. kraft, Kraft, Gewalt, Macht, Heeresmacht, Fähigkeit, Eigenschaft, Beschaffenheit, Bedeutung. krage, kragen, Hals. craige, nd., Krähe. krám, kráme, Kaufsaden, Bude. chranch, krank, schwach, ohnmächtig, krank, gering, schlecht; arm. kranc, krankheit, Schwäche, Krankheit. krapfe, eine Art Kuchen. krapht, Kraft. cras, Grad. er kráte, er trährte. krawen, tragen. kraz, das Kragen. kratzzlin, Kröbchen. kráwe, Krähe. kráwel, Kause. krawsen, Krug. crèatiure, Geschöpf. krebze, Krebs. ik kräch, nd., ich bekam; wy kregen, wir bekamen, erhashten. krechen, tragen, bersten. krestec, krestic, Adj., kresteclich, krestecliche, Adv., kräftig, stark, gewaltig, bestig. die kregen, die Krähen. se kregen, nd., sie bekamen. kreiz, Kreis, Kampfplatz; Bezirk, Gegend, Gau. kreizelin, kleiner Kreis. krenke, Mitte des Leibs. krenken, krank machen, verderben, schaden, verderben. krenzel, krenzelin, Kränzchen. chresen, geweihtes Salböl. chresen, kriechen. krestic, groß, stark. krie, Ruf, Geschrei. kriec, Krieg, Streit, Kampf. kriegen, ringen, streiten, kämpfen. Krimel, Name des Daches im Thierpos. krispe, chrippe, Krippe. krisem, geweihtes Salböl. krisolt, Chrysolith. kristallin, von Krystall, klar wie Krystall. kristen, Christ. kristen, kristenlich, Adj., kristenliche, christlich. cristenman, Christenmensch. kriuseleht, gekräuselt. kriuter, Kräuter. kriuze, Kreuz. kriuzer, Kreuzer. kriuzestal, Kreuzform; in kriuzestal, kreuzweise. kro, Krähe.

kromer, Krämer.
 krön, *nd.*, Kranich.
 krönebære, Kronensähig.
 krönen, krönen, frönen, be-
 frängen; loben, preisen.
 krönetrage, Kronenträger.
 he kröp, *nd.*, er froch.
 kræse, Geströs.
 krote, Kröte.
 cruce, Kreuz.
 krucke, Krüde.
 krümbe, Krümmung, Beugung.
 Unebenheit.
 krümben, krümmen, beugen.
 krump, frumm, gebogen.
 krüpfen, krümmen, kräuseln.
 krustel, Knorpel.
 krüt, Kraut.
 er quad, er sagte.
 quad, *nd.*, böse, übel.
 quaderteren, böswillig.
 se quadin, sie sagten.
 quait, *ndr.*, böse.
 quäle, Qual, Pein.
 qualm, Mord, Tob.
 ich quam, ich kam; ich quæme,
 ich läme.
 quart, *f.*, mensur.
 quat, *nd.*, böse, nachtheilig,
 schlimm.
 quäter, *f.* S. 159 a.
 küh, das Hauchen.
 küchenvar, schmutzig, rußig.
 küchenvarwe, Schmutz. Ruß.
 küchingrait, Küchengeräth-
 schaft.
 quec, lebendig.
 queckolter, Bacholder.
 queden, sprechen.
 quèle, quél, die Dualen.
 quelehaft, qualvoll.
 er quellit, er quält.
 chuellen, quellen, quellen,
 sprudeln.
 queln, 1) Schmerzen leiden;
 2) peinigen.
 er quème, er läme.
 küende, kund, bekannt.
 küene, kühn, kampfslustig.
 er quilt, er leidet Schmerzen.
 quint, *f.*, mensur.
 er quit, er sagt, heißt.
 kuysch, rein.
 küluot, Epiglut.
 külle, Keule.
 küllinc, Verwandter.
 kulpecht, geschoren.
 kulter, Bettdecke, Polster.
 chum, faum.
 kumber, Beschwerde, Bedräng-
 niß, Kummer.
 kumberhaft, bedrängnißvoll,
 unglücklich.
 kumberlich, chumberlich,
 kummervoll.
 küme, chüme, faum, schwer-

lich, mit Mühe, schmerzhaft; vi-
 küme, mit großer Noth.
 kümeclichen, mit Mühe.
 chumen, kumen, kommen.
 künc, König.
 kunchliche, königlich.
 ich kunde, ich konnte.
 künde, Kunde, Kenntniß; kün-
 de geváhen, kennen lernen.
 künde, kund, bekannt.
 kündec, *Adj.*, kündecliche,
Adv., kundig, klug, schlau.
 kündekeit, kündekeit,
 Gewandtheit, Klugheit.
 chunden, kunden, kün-
 den, lünden, verkünden.
 sie kundenz, sie konnten es.
 kunder, Ungeheuer, Geschöpf,
 Thier.
 kunderme, konnte er ihn.
 küne, kühn.
 chunebel, vorderstes Fingers-
 gelenk.
 kunec, künic, König.
 küneclich, *Adj.*, kuninliche,
Adv., königlich.
 küneclin, Kaninchen.
 künegin, künigin, künigin,
 küniginne, Königin.
 kunst, Kunst.
 künstic, *Adj.*, künsteclichen,
Adv., zukünftig.
 kunicriche, Königreich.
 kuning, *nd.*, König.
 chunling, Verwandter,
 Stammesgenosse.
 künn, Rinn.
 er chunne, er könne.
 kunne, könne, chunne,
 Geschlecht, Stamm; Art, Gat-
 tung; Verwandtschaft, Ver-
 wandter.
 kunnen, künen, können, ver-
 stehen, wissen; erkennen, ken-
 nen lernen, lernen.
 chunneschaft, Geschlecht,
 Verwandtschaft.
 kunreiz, Besorgung, Abwar-
 tung.
 kunst, Können, Wissen, Fertig-
 keit, Kunst.
 künstec, künstic, *Adj.*,
 kunstecliche, *Adv.*, geschickt,
 verständig.
 kunstere, Künstler.
 kunstelos, ungeschickt.
 küensterich, kunstrich, ver-
 ständig, geschickt.
 kunt, kund, bekannt; kunt tuon,
 bekannt machen, melden.
 cunterfeit, *Adj.*, nachgemacht,
 verstellt; *Subst.* Bild; Ver-
 stellung, Fälschung.
 kuntlich, kundig, offenbar,
 deutlich.
 kuntliche, genau.
 chuo, kuo, Kub.
 chuol, kuol, kühl.

er küunde, er konnte.
 kü, Ueberlegung, Berath-
 schlagung, Urtheil, Ausspruch.
 Wähl.
 kure, offenbar, genau, auf ge-
 wählte Weise.
 kührerre, Wählherr, Kurfür-
 kürisser, Panzerträger. Kü-
 rasser.
 si kurn, sie wählten, präsien.
 beurtheilten.
 churs, Kurs, Aufgabe.
 kürsen, Kleidungsstück v. Pelz-
 wert.
 kürsenære, Kürschner.
 kursit, Waffentrod.
 kurteis, curtois, fein gebil-
 det, edel.
 kurz, kurz, wenig.
 kurz = courtois, höfisch, fein
 und edel an Sinn und Sitten.
 kurzliche, in kurzer Zeit.
 kurzweile, Kurzweil, Zeitver-
 treib.
 kurzwillen, sich die Zeit ver-
 treiben.
 kusch, *nd.*, feusch.
 küscheit, Keuschheit.
 küssen, chussen, küssen.
 küssin, Kissen.
 kust, Wahl, Liebe.
 er kwæme, er läme.

L.

lä, lasse.
 labe, Labung, Erquickung.
 laben, waschen, anseuchten; er-
 frischen, erquiden.
 labermer, *f.* lebermer.
 er lac, er lag.
 lach, Gelächter.
 er lách, er verlieh.
 lache, Pfüpe.
 lachelich, *Adj.*, lacheliche.
Adv., froh, heiter.
 si lacheten sich, sie legten sich.
 laden, 1) beladen; 2) einladen.
 läge, *nd.*, 1) Nachstellung, Lauer;
 2) Bequemlichkeit; Niederlage.
 Waarenlager.
 lägen, nachstellen, aufslanern.
 lägerin, Nachstellerin.
 er lahte, er legte, er legte sich.
 laichen, hintergehen, betrügen.
 laie, Laie, Ungelehrter.
 sy laifden, *ndr.*, sie lebten.
 læim, laim, Leim, Lehm, Aerb.
 ich laint, ich lehnte.
 laisser, *ndr.*, lassen.
 laiterlin, kleine Leiter.
 laitvertreib, Leidvertreib.
 lam, lahm.
 lameir = l'amour, die Liebe.
 lameir = l'amer, das Bittere.
 lameir = la mer, das Meer.
 lamen, lahm werden, erlahmen.
 lamp, Lamm.

lan, Kette, Fessel.
 län, lassen; wir län, wir lassen.
 lanc, lang.
 lanclib, langes Leben.
 lange, lange; lang wesen, lang her sein.
 langen, lang werden; lang dünken; verlangen.
 länke, Seite, Lende, Flanke; zen lanken, zur Seite.
 lanne, Kette, Fessel.
 lant, Land, Heimat, Vaterland, Boden.
 lânt, laßet; si lânt, sie lassen.
 lantbarûn, eingeborne Edler, Großer des Reichs.
 lantgebûre, Einwohner, Landsmann.
 lantgräve, königlicher Landrichter, Landgraf, Statthalter.
 lantin, das Landen.
 lantliut, Einwohnerschaft des Heimatlandes, Landsleute, Einwohner.
 lantmære, landeskundige Rede.
 lantrecht, einheimisches Recht.
 lantrechtære, lantrihter, Landrichter.
 lantschaft, Gegend.
 lantschal, landkundige Rede.
 lantsite, Landesfitt.
 lantvolc, Einwohnerschaft des Landes.
 lantvrouwe, einheimische Frau, Frau des Landes.
 lantwer, Landesverteidigung.
 lantwort, heimatliches Wort, Muttersprache.
 lare, lerne.
 lære, leer, rein, gelesen.
 læren, leer machen.
 er laschte, er löschte.
 last, Tracht, Last, Beschwerde.
 du lât, du lässest.
 laster, Schande, Schmach, Schimpf; laster hân, Schande davon tragen.
 lasterbære, was Schimpf bringt, schimpflich.
 lasterlich, Adj., lasterleich, lasterlichen, Adv., schändlich, schimpflich, schmählich.
 lästern, schänden, beschimpfen.
 er lât, læt, er läßt.
 läten, nd., lassen.
 latine, Latein.
 latinsch, lateinisch.
 si latzten, sie verletzten, verwundeten.
 laub, Erlaubniß.
 er lauch, er leuchtete.
 lauf, Ereigniß.
 lauterheit, Reinheit, Klarheit.
 laz, langsam, läßig, faumfelig.
 träge, matt, müde, verdrossen, ermangelnd.
 lāzen, lassen, unterlassen, fahren lassen, verlieren, aufgeben,

zulassen, überlassen, zurücks lassen, verlassen.
 lebart, lebarte, Leopard.
 lebe, Löwe.
 lebelich, lebendig.
 leben, leben; mit dem Gen. von Etwas leben.
 leben, Leben, Lebensweise, Stand.
 lebenhaft, lebendig.
 lebermer, ein sagenhaftes (geronnenes) Meer.
 lebesite, Lebensweise.
 lebetac, Lebenszeit, Leben.
 lebine, leben.
 er lēch, er verlieh.
 lecken, 1) lecken; lechzen; 2) austrocknen, ausgetrocknet sein.
 lecker, Schmaroher, Schmeichler, Greßler, Lüßling; Schalk, Lump.
 leckerie, nd. leckerie, Leckerie, Lüßernheit, Wollust.
 ledder, nd., Leder.
 lede, nd., Glieder.
 ledecliche, frei, ohne Hindernisse.
 se leden, nd., sie litten.
 ledic, ledec, ledig, frei, los, ungehindert, ledig, befreit.
 ledigen, erledigen, befreien.
 ledigung, Erldung, Befreiung.
 lēf, nd., lieh.
 lefs, Lippe.
 legen, legen, niederlegen, senken; versetzen; an sich legen, sich ankleiden.
 se legen, nd., sie lagen.
 legen, nd., lägen; mit legende, mit Lügen.
 leger, Belagerung; Lager, Krankenlager.
 lēhen, geliehenes Gut, Lehen.
 er legite, er legte.
 lehengelt, Lehen.
 lehpert, lehperte, Leopard.
 lei, Laie, Ungelehrter.
 leiben, übrig lassen, schonen, verschonen.
 leich, Gesang, Lied.
 leichen, springen, spielen, betragen, foppen; sich leichen, sich erstreben, sich erheben.
 leid, Betrübnis, Schmerz, Trauer.
 leiden, betrüben; leid sein.
 leiden, nd., geleiten, sicheres Geleit geben.
 leyden, führen, geleiten.
 leider, unangenehmer.
 leidsam, traurig, schrecklich.
 leie, leye, Art; maniger leie, von mehrfacher Art, mancherlei.
 leie, Nichtgeistlicher, Laie, Ungelehrter.
 leiff, ndr., lieb.
 leige, Art.

leige, Laie.
 leigen fürste, weltlicher Fürst.
 leim, Lehm.
 leinbat, Leinwand.
 leinen, lehnern, sich lehnen.
 hie leinde, ndr., er lehnte, er ließ offen stehen; leinde, laßt offen stehen!
 leinhose, Beinkleid von Leinwand.
 er leinte, er lehnte, lehnte sich.
 he leis, ndr., er ließ.
 leis, Gesang, Lied = leich.
 leisten, Folge leisten, ausführen, zu Stande bringen, entrichten, geben; einen tac leisten, einen festgesetzten Termin einhalten.
 leit, betäubend, leid, unangenehm, unlieb, widerwärtig, schmerzhaft.
 leit, Leiden, Betrübnis, Schmerz, Trauer; ze leide werden, übel bekommen.
 er leit, er leidet, er litt.
 er leit, er legt; er leite, er legte; ir leit, ihr legt; si leiten, sie legten.
 leiten, führen, leiten, ausführen, tragen; abe leiten, wegnehmen.
 leiterinne, Führerin, Anführerin.
 leitesterne, Leitstern.
 leitlich, leidvoll, schmerzhaft, betrübt.
 se leiten, sie geleiteten, führten.
 leitvertrip, Vertreibung des Leides, Leidvertreiber.
 leitvrouwe, Anführerin.
 leker, Schmaroher, Greßler, Lüßling.
 lemblin, lemmelin, Lämmlein.
 lend, Lende.
 lendeken, nd., Ländchen.
 lenden, landen.
 lendic, lentic, lebendig.
 lenen, lehnern.
 lenge, Länge; die lenge, lang hin, lange Zeit, in der Länge.
 lengen, lang machen, ausdehnen, aufschieben; sich lengen, sich in die Länge ziehen.
 lenken, wenden.
 he lēp, nd., er ließ.
 leparte, Leopard.
 ik lērde, nd., ich lernte.
 lēre, Unterweisung, Belehrung, Rath; Anordnung, Fügung.
 lēreknabe, Lehrling, Schüler, Gehülfe des Kapellans.
 lēren, unterweisen, unterrichten, lehren, zeigen; gelēret wesen, gelernt haben, unterwiesen sein.
 lērn, nd., lernen.
 lernen, lernen; lehren.

leschä, löschē.
 leschen, löschen.
 lesemeister, Professor der
 Theologie oder Philosophie.
 lesen, auflesen, sammeln; lesen.
 leser, Traubensammler.
 lespe, Rippe.
 lest, leßt.
 he löste, nd., er löste.
 lesterleich, schändlich.
 he lèt, nd., er ließ.
 lèt, nd., Leid.
 letz, Lektion, Lehre.
 letze, Ende, Ort und Stelle,
 Posten.
 letze, Verwundung.
 letzen, 1) aufhören; 2) aufhö-
 ren machen, aufhalten, hindern,
 verlegen, beschädigen.
 leuber, *Plur.* von loup, Laub.
 ir leut, ihr Säutet.
 leven, nd., leben; er levet, er
 lebt.
 leven, nd., Leben.
 leven, nd., Lieben.
 lewe, Löwe.
 lewff, Zeitläufe, Begebenhei-
 ten.
 lezest, lezst, leßt; ze lezest,
 zuletzt.
 lib, Leben, Leib, Person.
 libarte, Leopard.
 lich, Leib, Aussehen; Leiche.
 licham, lichame, lichna-
 me, Leib, Leichnam.
 lichen, durchsiehen; die muken
 si lichent, sie seiheten Rücken.
 he licht, nd., er liegt.
 lid, Getränke, Obstwein, Most.
 lid, Glied.
 lidekeit, Ungebundenheit, in-
 nerliches Befreitsein.
 liden, nd. lidin, 1) geben, fah-
 ren, überh. sich bewegen; 2) lei-
 den, ertragen, erdulden; sich
 leiden, sich gebulden.
 lidig, frei, los, befreit.
 lydmass, Gliedmaßen.
 er lie, er ließ.
 lieb, lieb, angenehm, Geliebter.
 liebe, liebe, Wohlgefallen,
 Freude, Lust; das Liebsein,
 Liebhaben, Liebe; liebe unt
 leide, Freude und Leid.
 lieben, lieb, werth, angenehm
 sein, gefallen; Liebe, Angeneh-
 mes erweisen, lieben; angenehm,
 lieb, erfreulich machen; ez liebt
 mir, es ist mir lieb.
 liederbringer, Sänger, Dich-
 ter.
 lieff, nd., lieb.
 lieffhaver, Liebhaber.
 liegen, lügen, belügen, täu-
 schen; an einen liegen, Einen
 verläunden; gelogen wesen,
 erlogen sein.
 lieger, Lügner.

lieht, hell, strahlend, licht, glän-
 zend, freundlich.
 licht, Licht, Gelle, Leben, Welt;
 Evangelium, (Licht, Kerze); ze
 lichte bringen, an den Tag
 bringen.
 lichtebernde, leuchtend, glän-
 zend.
 lichtgemäl, glänzend, mit Bil-
 dern verziert.
 lichtgevar, hellfarbig, strab-
 lend.
 lichtvaz, Lampe, Leuchter.
 he lienete, nd., er lehte.
 liep, lieb, angenehm, erfreu-
 lich, liebend, wohlmeinend.
 liep, 1) Freude; 2) Geliebter.
 liepgenäme, liebu, angenehm.
 liepkösen, zu Gefallen reden.
 lieplich, lieblich, angenehm.
 lieplichen, angenehm, mit
 Liebe.
 liet, Lied, Gesang, Gedicht.
 liever, nd., lieber.
 er liez, er ließ; si liezen, sie
 ließen.
 lieze, Wahrsager, Zauberer.
 liezen, loosen, das Loos wer-
 sen, zaubern, gaukeln, wahrs-
 sagen.
 lif, lyf, *Gen.* lives, Leib, Leben.
 ligen, liegen; ligen an, verus-
 hen auf.
 lign alòè, Moeholz.
 lihen, verleihen, zu Leben geben.
 liht, lihte, leicht, gering, nie-
 drig, leichtlich, schwach; vil
 lihte, sehr leicht, vielleicht,
 wahrscheinlich.
 lihte, Leichtigkeit.
 lihteclich, leichtlich.
 lilachen, Betttuch.
 lilige, lilje, Lilie.
 lim, Leim, Vogelleim; Verbin-
 dung.
 limen, leimen, befestigen, ver-
 binden; mit gelimten ougen,
 mit fest auf einander gehefteten
 Augen.
 limmen, knurren, knirschen,
 brüllen.
 lin, Leim.
 line, verkehrt, verschoben, linf.
 linde, lind, zart, mild, dünn,
 sanft, weich, nachgiebig.
 linde, Linde; Schild.
 line, äußere Gallerie im ersten
 Stockwerk, Fenster.
 lyne, nd., Strid.
 linge, guter Erfolg.
 lingen, glücklichen Erfolg ha-
 ben, gelingen.
 linin, leinen.
 linlachen, Betttuch.
 linsin, Linse.
 linwät, Leinzeug, Leinwand.
 lip, Leben, Leib, Gestalt, Per-
 son, Mensch; min lip, ich; din

lip, du zc.; manec lip, man-
 cher.
 lipperæte, Lebensmittel, Nah-
 rung.
 liplich, seiblich; lipliche bei-
 gunge, Hingebung des Leibes,
 des Lebens.
 liplich, nd., lieblich.
 lipnar, lipnarunge, Leben-
 unterhalt, Nahrung.
 liprät, Lebenemittel.
 lire, Leiter.
 liren, die Leiter spielen.
 lise, leise, sachte, allmählich.
 ich lise, ich lese, sammle.
 list, Weisheit, Klugheit, Kunst
 Wissenschaft; Zauberkunst; ar-
 ger list, Betrug.
 du list, du liegst.
 liste, Leiste, Streifen, Borte.
 listec, listic, listeclich.
 klug, listig, schlau; arglistig;
 geschickt, kunstreich.
 listmachære, Künstler.
 er lit, er liegt.
 lit, Glied.
 lite, Berghang.
 litgebin, die, welche das Ge-
 tränk ausschänkt, Wirtbin.
 lithus, Schenke.
 ich liuge, ich lüge.
 liugenheit, Lüge.
 liuhte, Leuchte.
 liuhtec, leuchtend, strahlend,
 glänzend.
 liuhten, leuchten, strahlen,
 glänzen.
 liument, liumunt, Leumund.
 Ruf.
 liut, Volk, Menge; *Plur.* liute.
 Menschen, Leute, Volk.
 liuten, ertönen lassen, läuten.
 liuterlich, lediglich, ganzlich.
 liutern, säubern, reinigen.
 lô, lasse!
 lob, Preis, Ruhm, Lob.
 lôb, Laub.
 lobebære, lobelich, lob-
 lich, *Adj.*, lobliche, lobli-
 chen, *Adv.*, lobenswerth, lob-
 lich, rühmlich.
 lobeliet, Loblied.
 loben, 1) loben, preisen, rüh-
 men; 2) geloben, versprechen.
 loberis, Preiszweig, Ehren-
 krantz.
 er lobtimz, er gelobte es ihm.
 loch, Oeffnung, Höhle, Berd.
 lôch, Busch, Gebüsch, Wald.
 Gain.
 lôcke, Haarlocke.
 locken, schmeicheln, liebsezen
 reizen, locken.
 lof, nd., Lob.
 lôgene, nd., Lüge.
 se lôgent, nd., sie sagen.
 logge, nd., Lüge.
 loggeuer, nd., Lügner.

logisch, Logik.
 löh, löch, Gebüsch, Wald.
 loiere, Lohgerber.
 löhe, Flamme.
 löhen, glühen, leuchten, flammen.
 lok, Locke.
 lön, Belohnung, Lohn.
 lönen, belohnen, vergelten, bezahlen.
 lop, Preis, Lobpreisung, Ruhm, Lob.
 lörboum, Lorbeerbaum.
 lörschapellekin, Lorbeerfränzlein.
 lorzwi, Lorbeerzweig.
 lös, frei, ledig, beraubt; ungebunden, ausgelassen, unbändig, leichtfertig, zuchtlos, falsch.
 lös, Zuchtlosigkeit.
 lösere, Zuchtloser.
 löschen, lauschen.
 lösen, hören, aufmerken, lauschen.
 lösen, schmeicheln, betrügen.
 lösen, lösen, lösen, loskaufen, befreien.
 lösheit, Schelmerei, Falschheit, Betrug, Zuchtlosigkeit.
 löslich, betrügerisch, falschlich.
 lossam, nd., anmuthig, schön.
 er löst, er löste, erlöste; löster, erlöste er.
 lösunge, Erlösung, Ablösung.
 löti, Metall, Gewicht, Loth.
 loter, Lotter; zuchtloser Mensch.
 loubec, belaubt.
 louben, sich belauben; mit Laub bedecken.
 louc, louch, Flamme, Lobe.
 loughen, flammen.
 loughen, Lüge, Lügen, Verneinung; äne loughen, sunder loughen, unlösbar, fürwahr.
 loughen, läugnen.
 loup, Laub.
 löuwe, Löwe.
 lovelich, nd., lobenswerth.
 loven, nd., 1) glauben; 2) geloben.
 löz, Antheil, Loos.
 löz, Ablass.
 lözen, das Loos ziehen.
 lözbuch, Zauberbuch.
 luc, Zug, Lüge.
 lucerne, Leuchte.
 lüchen, ziehen, zupfen, öffnen.
 lüchte, nd., Leuchte.
 er lüchte, nd., er leuchtete.
 se lüchtin eyne, nd., sie leuchteten ein.
 lucke, Oeffnung, Lücke.
 lücken, 1) eine Oeffnung machen; 2) locken.
 lüde, lüde, nd., Leute.
 lüde, nd., laut.
 lüden, nd., läuten.
 lüejen, schreien, brüllen.

luser, nd., Menner, Käufer.
 er luff, er lief.
 lug, nd. lugene, Lüge.
 lügelich, lügenhaft.
 lügenere, lügenere, Lügner.
 luhs, Luchs.
 lühte, Leuchten, Glanz.
 er lühte, er leuchtete.
 lün, Lohn.
 lüne, Wechsel, Unbeständigkeit.
 luoc, Höhle, Versteck, Lager.
 luoder, Schlemmerei; Lockspeise.
 luoderere, Schlemmer.
 luogen, aufmerksam sehen, schauen, lügen, lauern.
 er luot, er lud, belud.
 er luote, er brüllte.
 lüppe, Salbe, Zaubersalbe.
 lüppikeit, Zauberei.
 lurk, link.
 lussam, anmuthig, schön, lieblich, sonnig.
 lust, Gelüste, Begierde, Wunsch, Wohlgefallen, Freude.
 lusten, lüsten, gelüsten, verlangen; ez luste in, es gelüstete ihn, er trug Verlangen.
 lüstern, aufhören, lauschen, lauern.
 lustic, lusteclich, Wohlgefallen erregend, wohlgefällig, lieblich.
 lüt, lüte, helltönend, laut; lüt werden, sich hören lassen, sich aussprechen.
 lüt, Ton, Schrei, Laut.
 lüte, lüthe, nd., Leute.
 er lüte, er läutete, lautete, ertönte.
 lüten, ertönen, lauten.
 lüter, hell, klar, rein, durchsichtig; ungesälzt, ächt; auslesen.
 lüterbrunne, klare Quelle, heller Brunnen.
 lüterkeit, Festigkeit, Reinheit.
 lüterlich, Adj. lüterlichen, hell, klar, rein, ungetrübt.
 lütertranc, über Gewürz abgellarter Rothwein, Gewürzwein.
 lütervar, glänzend.
 lüter, nd., lauter, rein.
 lütist, lautest, am lautesten.
 lütik, nd., wenig.
 lützel, klein, kurz, gering, wenig; kein; lützel iemen, Riemband.
 lützen, verborgen liegen, heimlich lauern, lauschen, hören.

M.

ich mac, mach, ich mag, ich kann.
 mac, nd. mach, Verwandter.

ik mach, nd., ich mag, kann.
 machen, hervorbringen, bewirken, machen.
 si machotent, sie machten.
 du macht, du kannst, magst.
 mäd, Mähen, Mähd.
 mæder, Mäher, Mäder.
 magdin, magedin, Mägdlein.
 mage, Magen.
 magenkraft, Macht, Kraft, Majestät.
 mäger, 1) mager; 2) Magerkeit.
 mageschop, nd., Verwandtschaft.
 magnet, magettein, magnet, Jungfrau.
 magetlich, magtlich, jungfräulich.
 magnetuom, Jungfrauschaft.
 ich magiu, ich mag euch, kann euch.
 sich mäheln, sich vermählen.
 mahelvingerlin, Verlobungsring.
 du mact, du magst, kannst; ich machte, ich mochte, konnte; wir mahten, mahtin, wir mochten, konnten.
 mact, Macht, Kraft, Vermögen, Menge.
 mahtic, mähtig, mächtig, kräftig.
 mail, Fleden, Befledung, Sünde.
 main, falsch, trügerisch.
 main, Falschheit, Verrath.
 maynen, nd., mahnen.
 mait, Jungfrau, Mädchen.
 mäl, Punkt, Fled; Zeitpunkt.
 Mal; Zeichen, Nagel, Zierat, Mahlzeit, Gericht; ze mäle, zu male, auf einmal; zeim mäle, einmal.
 malhe, Lache, Relsesack.
 malich, mallich, nd., männiglich.
 malu, mahlen, zerreiben, zerstoren.
 ich man, ich mahne.
 man, 1) Mann, Mensch, Gemann, Geliebter; Ritter, Vasall, Dienstmann; 2) man.
 mæn, mähen; ze vröne mæn.
 manbære, mannbar.
 mäne, mände, Mond.
 mane, Mähne.
 manec, manic, manech, manich, manc, manch, viel, groß.
 manecvalt, manievalt, vielfach, mannigfaltig, mancherlei.
 manen, erinnern, auffordern, antreiben, bitten, mahnen.
 månet, Monat.
 mängen, entbehren.
 mangnet, Magnet.

manheit, männlicher Sinn.
 Tapferkeit.
 maniger lei, maniger lei-
 ge, mancherlei.
 mank, *nd.*, zwischen, unter.
 manlich, *Adj.*, manlichen,
Adv., männlich, tapfer.
 manmuot, männlicher Sinn.
 mann, Mond.
 mannelich, Jedermann.
 mannen, dienen, huldigen; hei-
 ratzen.
 mannich, *nd.*, manch.
 mans, *Pl.*, *nd.*, Männer.
 mans, man sie.
 mánshine, Mondschein.
 manslaht, Mord, Todschlag.
 mántac, Montag.
 mantelin, Mäntelchen.
 mar, überreif, mürb.
 marc, Markt; Gränge.
 march, Pferd.
 mære, wovon viel und gern ge-
 sprochen wird, allbekannt, be-
 rühmt, herrlich, wichtig, lieb,
 werth, theuer.
 märe, mære, Erzählung, Kun-
 de, Bericht, Rede, Begeben-
 heit, Geschichte, Nachricht;
 Ding, Sache, Gespräch; mære
 sagen, sprechen, erzählen;
 mære vernemen, erfahren, er-
 leben; ez kumt mir ze mære,
 es wird mir bekannt; si wellent
 an diu alten mære, sie wollen
 sich auf die alten Dinge, Ge-
 wohnheiten richten.
 margarite, Perle.
 margt, Markt.
 marh, Pferd.
 er marhte, markte, ermerkte.
 mark, Pferd.
 marke, Gränge, Marke.
 marke, Markt (Silbers oder
 Golds).
 market, Markt.
 marmel, marmelstein, Mar-
 mor.
 marmelin, von Marmor.
 marnære, Seemann, Schiffer.
 marschal, 1) Pferdeknecht,
 Pferdeaufseher; 2) Marschall.
 mart, Markt.
 mart, *nd.* marte, Marter.
 martel, marter, Marter.
 marterære, martelære,
 marterère, Märtyrer.
 marteren, marterôn, martern.
 marterlich, qualvoll.
 masboum, Raßbaum.
 mase, Karbe.
 maser, Krug, Becher.
 massenie, Hausgesinde, Haus-
 genossenschaft; Hofstaat.
 masslaid, Gelf; Verdrießlich-
 keit.
 mat, erschöpft, kraftlos, ver-
 armt, beraubt; matt (*im*

Schachspiel); mat tuon, ver-
 nichten, ein Ende machen.
 mate, *nd.*, Raß.
 mate, Wiese.
 mäterje, Stoff, Gegenstand,
 Inhalt.
 matte, grobe Decke.
 mawen, schreien, kläglich brül-
 len.
 mawsen, sich mausen (von Bö-
 geln).
 maz, Nahrung.
 mæze, Raß, Regel, Vorschrift;
 Art und Weise; Masse, Menge,
 Größe, Länge, Schwere, Kraft;
 Mäßigung; die mæze, der mæ-
 ze, in der Art; ze mæze, ze
 guoter mæze, gehörig, ange-
 messen; ze mæze kômen, an-
 gemessen sein; ûz der mæze,
 über mæzen, über die Mäßen,
 überaus; âne mæze, zu sehr.
 sich mæzen, sich mäßigen, ent-
 halten.
 mæzokeit, Mäßigkeit.
 si mæzen, sie erwogen.
 mæzic, mäßig.
 mæzlich, mæzlichen, mit
 Raß, wenig; nicht.
 mē, mehr, fortan, sonst, noch;
 aber, sondern.
 mecht, Nacht.
 mechtiglich, mächtig, mit
 Nacht.
 mede, *nd.*, mit, zugleich.
 medrin, aus Marderfell.
 megen, mögen.
 megelichin, *nd.*, mühsam.
 megetin, Mägdlein.
 megetlich, jungfräulich.
 mehelen, betrauen.
 mehre = mære.
 ich mehte, ich möchte.
 mehtic, mehtig, mächtig,
 kräftig.
 er meid, er mied.
 meide, Jungfrau, Mädchen.
 meie, meije, meige, Mai,
 Maitied.
 meien, Mai machen, d. h. sich
 den Freuden des Frühlings
 überlassen.
 meyenpad, Maienbad.
 meier, meiger, Pächter.
 meigrammen, Märschmerz.
 meil, Fleden, Mal, Befleckung,
 Sünde.
 mein, der Fehl, Falschheit, Ver-
 rath, Unrecht, Frevel.
 mein, *Adj.*, falsch, trügerisch.
 si meinde, sie neigte sich hin,
 sie liebte.
 meine, Meinung, Sinn, Be-
 deutung.
 meineide, meineidig, eibbrä-
 chig, verrätherisch.
 meinen, denken, glauben, wä-
 nen; erwähnen; bedeuten, be-

zweiden, im Bergen tragen, lie-
 ben; daz meiner, das bedeutet.
 meines, falsch, verrätherisch.
 meinstreinge, gewaltig, tap-
 fer.
 meinswerer, Meineidiger.
 meinswern, falsch schwören.
 meintât, Verbrechen.
 meinunge, Sinn, Absicht.
 mein zwig, Maienzweig.
 meist, *Adj.* größt, meist; *Adv.*
 am meisten.
 meisteil, meisteile, mei-
 stentheils, größtentheils.
 meister, Lehrer, Gebieter, An-
 seher.
 meisterinne, Aufseherin, Er-
 zieherin.
 meisterlich, meisterhaft, kun-
 reich.
 meistern, verschertigen, hervor-
 bringen, schaffen.
 meisterschaft, Vollkommen-
 heit, Gelehrsamkeit, Geisid-
 lichkeit; Ueberlegenheit, Ober-
 herrlichkeit; Gewalt, Macht;
 meisterschaft halten, beherr-
 schen.
 meit, Jungfrau.
 meitlich, jungfräulich.
 melde, Anzeige, Nachricht.
 meldung; Berrath, Lüge.
 melden, anzeigen, verrathen,
 aussprechen.
 melwe, melewes, Staub.
 men, *nd.*, man; 2) aber, son-
 dern; nur.
 menc, manch, viel, groß.
 menlich, Jedermann.
 menden, sich freuen.
 mēne, *nd.*, gemein, allgemein.
 menege, Menge.
 menen, vorwärts treiben, an-
 treiben.
 menen, *nd.*, meinen.
 menic, manch, viel, groß.
 menic, menige, menigi,
 große Zahl, Menge, Volk-
 menge.
 mening, *nd.*, Meinung.
 menlich, Jedermann.
 menne, *nd.*, Männer.
 mennin, *nd.*, männlich.
 mennischin, *nd.*, Menschen.
 mennislich, *Adj.*, mensch-
 liche, *Adv.*, menschlich.
 menscheit, menschliche Natur;
 Menschheit.
 mensur, Lône, die in einem be-
 stimmten Tempo auf einander
 folgen; quint unt quart mes-
 sur, die in einem solchen Tem-
 po vorgetragenen Noten eine
 Quint oder Duart.
 meont, Mond.
 mer, *nd.*, mir.
 mer, meri, Meer.
 mer = mære.

mêr, mère, mehr, fortan, sonst, noch; aber, sondern.
 merbot, Mohr.
 merchen, merken.
 mère = mère.
 merefisch, Seefisch.
 meregarte, meerrumschlossene Erdscheibe, Erde.
 mêren, vermehren, vergrößern.
 mergrieze, Perle; stoubine mergriezen, falsche Perlen.
 merke, Aufmerksamkeit.
 merkære, merkære, merker, Aufpasser, Beurtheiler.
 merken, Acht geben, beachten, wahrnehmen, bemerken, beurtheilen; sich eintragen.
 merklich, ansehnlich.
 merkttag, Markttag.
 merlin, Amfel.
 mermelin, von Marmor.
 mermelstein, Marmor.
 merminne, Meerweib.
 mërre, merre, mehr, größer.
 merrint, Meerrind.
 merrouber, Seeräuber.
 merwip, Wassernige.
 merze, März.
 merzisch, den März betreffend; merzische winde, Märzwinde.
 mes, eine Art Raß.
 messetac, Fest, Kirchweib.
 mèst, nd., meist, am meisten.
 meste, Raß, Rästung.
 mesten, mästen, füttern.
 met, Meth.
 metti, mettin, mette, Frühmesse, Rette.
 metziger, metzler, Metzger.
 mewskost, Raubdied.
 mez, Raaf.
 mezen, mezzen, messen, abmessen, vergleichen, erwägen, berechnen; aufmessen, zumessen, erkennen.
 my, mi, nd., mir, mich.
 michel, Adj. u. Adv., groß, stark, bedeutend, sehr, viel.
 michels, um Vieles.
 mide, mit.
 miden, entgehen, ausweichen; vermeiden, unterlassen.
 mies, Moos, moosartiges Haar, Staub.
 miete, myete, Lohn; Bezahlung, Bestechung.
 mieten, belohnen.
 mile, Rette.
 milte, freundlich, gütig, lieblich; freigebig, mildthätig, reichlich.
 milte, Freundlichkeit, Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Freigebigkeit; milderich, mildreich, mildthätig.
 miltekeit, Freigebigkeit.

multiclichen, miltecliche, freigebig.
 milwe, Milbe.
 mime, meinem.
 min, 1) Gen. von ich, meiner; 2) Pron. poss. Nom. mein, Dat. meinen.
 min, minerre, minder, weniger.
 minnære, Liebhaber.
 minne, Liebe (vrou minne, Venus), Geliebter, Liebchen, Geliebte; Andenken, Geschenk; din minne, die Liebe zu dir.
 minnebant, Liebesfessel.
 minnebære, reizend.
 minnebernde, Liebe hervorbringend.
 minneklich, minneklich, minnenclich, lieblich, schön; liebend, liebevoll, liebenswürdig, freundlich.
 minnen, lieben.
 minner, kleiner, geringer, weniger, minder.
 minner, Liebhaber.
 minnerlin, kleiner Liebhaber.
 minnern, kleiner werden, abnehmen.
 minnesanc, Liebeslied.
 minnesinger, Liebesdichter.
 minnest, am mindesten.
 minre, minder.
 minre, Gen. d. Pron. poss. fem. meiner.
 mynusch, nd., Mensch.
 minze, Krausemünze.
 myrken, nd., merken.
 mirn, mir ihn.
 mirne, mir nicht.
 mirre, Myrrhe.
 mirst, mir ist.
 mysdadiger, nd., Mißethäter.
 miselsucht, Ausfah.
 miselsühtec, ausfahig.
 misencar, Messer.
 mishüeten, nicht recht hüten.
 mislich, mislich, verschiedenartig, mannigfach; mißlich, übel.
 misse, Messe.
 misse, Irrthum, Gebrechen, Fehler.
 misse, fehlend, leer, entblößt; unrecht, übel.
 missebieten, Unrecht thun; angreifen.
 misse dienen, übel dienen, beleidigen.
 missefælen, Unglück haben.
 si missefuoren, sie verirrten sich, thaten Unrecht.
 missegân, fehlschlagen, übel gehen.
 missegeschehen, übel gehen.
 ez missegienc, missegie, es ging übel.
 missehabbe, Leidwesen, Klage.

missehagen, übel gefallen.
 missehellen, nicht übereinstimmen.
 missehellige, Zwietracht, Uneinigkeit, Mißhelligkeit.
 missehüeten, nicht recht hüten.
 si missehullen, sie stimmten nicht überein.
 missekern, irre gehen, einen falschen Weg einschlagen.
 misseleben, übel leben, sündlich leben.
 misselich, misseleichen, ungleich, verschieden; mißlich.
 misselichen, mißfallen.
 misselingen, fehlschlagen, mißlingen.
 missemachen, unrecht thun, fehlen.
 missemålen, bunt bemalen.
 missepris, Schande, Unehre.
 missereden, übel reden.
 misseriten, fehl reiten.
 missesagen, falsch berichten, Unwahres sagen.
 misseseit, falsch berichtet.
 missesprechen, übel sprechen.
 missestede, Unrätigkeit.
 missetåt, Unrecht, Mißethat, Sünde.
 missestråwen, mißtrauen.
 missetuon, Unrecht thun.
 missewallen, mißfallen, nicht gefallen; widerstehen, gefährlich werden.
 missevar, sahl, bleich, von übler Farbe; missevar werden, die Farbe ändern, eine üble Farbe bekommen.
 missevarn, sich verirren, Unrecht thun.
 missewende, schlimme Wendung, Mißgeschick, Fehl, Tadel, Unrecht.
 missewenden, übel deuten, tabeln.
 missezemen, schlecht ziemen, übel anstehen; mißfallen.
 mit, mit, in, unter, bei, von, durch, vermittelst; mit alle, völlig, gänzlich.
 mit, mite, mit, damit.
 mite varen, begleiten, versahren.
 miteteilære, Theilnehmer.
 mitewist, mitwist, Gegenwart; Gemeinschaft, Gesellschaft.
 mitraiser, Gefährte.
 mitte, in d. Mitte, halb.
 mittel, mittler.
 mittel, Mitte.
 mitten, in mitten, en mitten, mitten.
 mitter naht, Mitternacht.

mitte tac, Mitttag.
 mittervri, ein Freier mittlern
 Rangs, der von einem Freien
 höchsten Rangs abhängt.
 mittich, Rittwoch.
 müse, Räuße.
 mizzichz, meße ich es.
 môc, Verwandter.
 model reyff, vorzeichneter
 Kreis.
 môdes, nd., des Ruthes.
 modich, nd., muthig.
 môge, nd., möget.
 ich mohte, ndr., moichte, ich
 mochte.
 ich moisse, ndr., ich müße.
 moitwil, ndr., Muthwille.
 monnik, nd., Mönch.
 montane, Berg.
 môr, Mohr.
 môraz, Maulbeerwein.
 morder, nd., mordenere, Mör-
 der.
 mordic, mörderisch, mordgie-
 rig.
 mærin, Mehrin.
 morn, morne, morgen, mor-
 gens.
 mort, gemordet.
 mort, Mord, Verbrechen über-
 haupt.
 mortgitic, mordgerig.
 mortgrimme, mordgerig.
 mortic, mortlich, *Adj.*,
 mortlichen, *Adv.*, mörderisch.
 mortræche, mordgerig.
 mortsam, mörderisch.
 mos, Sumpfigegend, Mohr,
 Bruch.
 môs, Moss, Sumpfigegend,
 Rasen.
 môse, môsze, Maß; ùf die
 môsze, ungefähr.
 môster, nd., mußte er.
 ik, it mot, nd., ich, es muß.
 môt, nd., Muth.
 mæten, nd., müssen.
 gy moten, ihr müßt.
 môtir, nd., Mutter.
 moultwurm, Maulwurf.
 he môwit, nd., er macht Rum-
 mer, Verdruß.
 he moz, nd., er muß.
 môzhüs, Thurm, Gefängniß;
 Speisesaal.
 mucke, Fliege.
 müde, nd., müde.
 müder, nd., Mutter.
 müdic, mögt ihr, könnt ihr.
 müede, müde, ermattet.
 müede, Müdigkeit, Mattigkeit.
 müedine, elender Wicht, Böse-
 wicht; ein lästiger Mensch.
 müejc, Bekümmerniß, Verdruß,
 Beschwerde, Mühe.
 müejen, plagen, betrüben, be-
 kümmern, verdrießen.
 müelich, müelichen, be-

schwerlich, mühsam, ungern;
 mit Mühe, ungern.
 müelicheit, verdrießliches Be-
 sen.
 müemel, Rühmchen, Bäschen.
 müen, plagen, betrüben, är-
 gern, verdrießen.
 muetiklich, guten Ruths.
 müezeelichen, mit Ruße,
 unthätig.
 müezec, Ruße habend, un-
 thätig.
 müezekeit, Unthätigkeit.
 müezen, sellen, müssen, kön-
 nen, mögen, dürfen.
 muozhuez, nd., Thurm, Ge-
 fängniß; Speisesaal.
 mügelich, was geschehen kann
 oder sollte.
 mugen, mögen, vermögen;
 Schuld sein, im Stande sein;
 können, sellen, dürfen, wel-
 len, wünschen; ich müge, ich
 möge, sie mugent, mügent,
 sie mögen.
 mugende, vermögend, fähig.
 mugent, Vermögen, Macht.
 mugentheit, Vermögen,
 Kraft.
 mugge, müke, muke, Müde.
 möglich, mit Mühe; möglich.
 mül, Mäulefel, Maulthier.
 mül, Mühle.
 mülnære, mülner, Mülser.
 wir, si mun, wir, sie mögen.
 münch, munich, munch,
 Mönch.
 münde, *Plur.*, v. munt, Mund.
 mündel, mündelin, Münd-
 sein.
 munkel, Gemunkel.
 munt, Mund, Rachen.
 munt, Schuß, Bewachung.
 münten, nd., münzen.
 muoder, Bedeckung, Brußbar-
 niß, Leibchen.
 er muol, er mahlte.
 muome, Ruhme.
 muot, Speise, Essen, Gemüse,
 Brei; ze muote sitzen, sich an
 den Tisch (zum Essen) setzen.
 muosbart, Einer, der vor Al-
 ter das Ruß in den Bart schüt-
 tet.
 ich muose, ich mußte.
 muot, Seele, Geist, Sinn.
 Gesinnung, Ver; Begehren,
 Wunsch, Verlangen, Neigung,
 Ueberlegung, Verstand, Ent-
 schluß, Absicht, Gedanke;
 Gesinnung; Muth; Gemüths-
 zustand, Stimmung; muot ha-
 ben, die Absicht haben; höher
 muot, froher Muth, edles Ge-
 müth, edler Stolz; swacher
 muot, unedle Denkart;
 tumber muot, Unerfahrenheit;

mir ist ze muote, ich habe im
 Sinn.
 ich muote, ich ärgerte, beunru-
 bigte, plagte.
 muoten, begehren, verlangen;
 Willens sein, gedenken.
 muoter, Mutter.
 muoter barn, Mutterkind.
 Mensch.
 muoterein, allein, müttersee-
 lenallein.
 muoter halp, mütterlicher
 Seite.
 muotic, muthig.
 er muotin, er betrübte ihn.
 muotgelüste, Verlangen.
 muotwille, freier Wille; Aus-
 gelassenheit, Sittenlosigkeit.
 muotwillec, muotwillens,
 aus freiem Willen.
 muowen, plagen, betrüben.
 muoze, freie Zeit, Ruße.
 müre, Mauer.
 müren, mauern.
 mürmeln, murren.
 mürmelunge, das Murren.
 mürmending, Murmeltier.
 mursel, Bissen, Lederbissen.
 müs, Maus.
 museke, Ruff.
 müsen, mausen. Mäuse jan-
 gen.
 müsz, die Mause (von Bägeln).
 müszieren, schmücken.
 se muttin, nd., sie forderten.
 mutwillen, Muthwillen treiben.
 he müwete, nd., er betrübte,
 ärgerte.
 müze, Jost, Mauth.
 müze, das Mäusen (v. Bägeln).
 müzen, ändern, sich mausern.

N.

na, nd., nahe; to na, zu nahe
 (treten, getreten).
 ná = nâch, nd., nahe.
 nablyve, nd., unterbleiben.
 nac, Rachen.
 nâch, *Praep.* nach, auf, zufolge,
 gemäß; *Adv.* beinahe; vil nâch,
 beinahe ganz; nâch diu unde,
 nach dem, nach.
 nâch, nahe.
 nâchen, nähern.
 nâchgebür, nächgepür.
 nâchgepür, Nachbar.
 nâch geschriben, nachher ge-
 schrieben, folgend.
 nachhengen, folgen, trachten.
 nachrætic, hinterlistig.
 nâchslac, Schlag von hinten.
 nâchswanc, Schleppe.
 nachtbehalde, Nachtlager,
 Herberge.
 næchten, gestern Nacht.

nachter, Nachbar.
 nächwendlichen, nach-
 barlich.
 nacket, nackt, nackt.
 nadelbein, Nadelbüchse.
 nae, nd., nach.
 näh, 1) nach; 2) nahe.
 nähe, nähén, næhe, nabe;
 nähén ligen, am Herzen lie-
 gen; nähén gân, zu Herzen
 gehen; nähén, næhen, næhern,
 sich nähern.
 næhest, nähést, nächst; ze
 næhest, zuletzt.
 nähgebür, Nachbar.
 naht, Nacht; des nachtes,
 Nachts.
 nahtegal, Nachtigall.
 nahten, Nacht werden, nachten.
 nahtselde, Nachtlager, Her-
 berge.
 nähwendic, benachbart, nahe,
 zukünftig.
 næjen, næn, nähén.
 name, Name, Wesen, Ding,
 Eigenschaft, Stand; din nä-
 me wirt höh an guote, du glüht
 für reich; bi namen, im vollen
 Sinn des Wortes; kurz, für-
 wahr.
 namelichen, namentlich, näm-
 lich.
 namen, nennen.
 namhaft, berühmte.
 er nan = nam, er nahm.
 nâr, näher.
 nar, Nahrung; Rettung, Heil.
 næriuwe, Nachtreue, Neue.
 narre, Thor, Narr.
 narreboc, der wie ein Buch
 thut.
 narrecht, thöricht, närrisch.
 narrekeit, Narrheit.
 naa, nase, Nase.
 nasbant, Eisenstreifen am Helm
 zur Bedeckung des Gesichts.
 naschung, Näscheri.
 nat, nd., naß.
 nât, Nacht.
 er nâte, nähte, bestete.
 nætel, Rätblein.
 natrá, Ratter.
 nature, nature, Natur.
 natiurlich, natürlich.
 nawr, nur.
 naz, naß.
 ne, ne — verneinendes Adverb.
 nicht, wenn nicht, wofern nicht.
 nebelkrâ, Râhe.
 neben, nebent, gleichmäßig,
 eben, genau, bequem, sorg-
 fältig.
 nechten, gestern Nachts.
 er nechunde, er konnte nicht.
 ich nedarf, ich darf nicht.
 neder, nd., nieder.
 wir nedurfen, wir dürfen nicht.
 negein, kein.

negelin, Nette, Nägelein.
 negen, nd., neun; negentwin-
 gest, neun und zwanzigst.
 si negereten, sie begehrten
 nicht.
 ich negetôz nimmer mëre, ich
 thue es nimmer mehr.
 er negwinnis = ne gewinne
 es, er gewinne davon nicht.
 nehein, kein.
 nëhen, nähern.
 er nehete, er hätte nicht.
 nehörtich, hörte ich nicht.
 nehte, Gen. u. Dat., von naht,
 Nacht.
 nehten, nehtin, in der ver-
 gangenen Nacht.
 ney, ndr., nimmer.
 neigen, senken, beugen, neigen,
 schwach machen, demüthigen;
 sich neigen, sich verbeugen; er
 neie, er neigte.
 neinâ, ach nein! ja nicht!
 neisen, verderben, betrügen.
 neist, ist nicht.
 neit, nicht.
 neizwâ, irgend wo.
 neizwanne, irgend wann.
 neizwar, irgend wohin.
 neizwaz, Etwas, ich weiß nicht
 was.
 neizwie, irgend wie.
 du nekomst, du kommst nicht.
 nelikin, nd., Nette.
 nemelichen, namentlich, ge-
 nau.
 nemen, empfangen, annehmen,
 vernehmen, ergreifen, unter-
 nehmen, über sich nehmen.
 nemlich, namentlich.
 nen, nd., kein.
 nennen, nennen, rühmen, als
 eigen zusprechen.
 ich nennes, ich nenne sie.
 si nent = nent, sie nehmen.
 nern, retten, befreien, schützen.
 nähren; vor der helle nern,
 von der Hölle retten.
 er neröchte, er gab nicht Acht,
 kümmerte sich nicht.
 nerrissheit, Thorheit.
 du nesagetest, du sagtest
 nicht.
 nest, Nest, Lager, Höhle.
 nestel, Bandschleife, Schnür-
 rümen.
 nesteln, festbinden, schnüren.
 nesten, nisten, wohnen.
 er nestuont, er stand nicht.
 ez netouc, es nützte nicht.
 netze, Netz, Garn.
 netzen, nässen, anseuchten; ze
 netzenne, zu netzen.
 neür, nur.
 er nevant, er fand nicht.
 neve, Nette, Wetter.
 er nevert, er fährt nicht, geht
 nicht.

er newart, er wurde, ward
 nicht.
 neweder, keiner von beiden;
 neweder — noh, weder — noch.
 newederhalp, auf keiner von
 beiden Seiten.
 newen, erneuern.
 newiht, Nichts.
 ich newirde, ich werde nicht.
 newlich, jüngst, neulich.
 news, von Neuem, neuerdings;
 neu.
 nezze, Nässe.
 nezzel, Nessel.
 nezzen, nezzin, naß machen,
 netzen.
 niehein, keiner; nieheineme,
 keinem.
 nichtsicht, Nichts.
 nicken, beugen, nicken.
 nÿd, nd., Neid.
 nidære, Neider.
 niden, nidene, unten.
 niden, beneiden, mißgönnen,
 bassen.
 nider, nidere, Adj., niedrig,
 gering; Adv. niedrigs, unter,
 unten, nach unten hin; nidere
 legen, mit Stillschweigen über-
 geben.
 niderleit, unteres Kleid,
 Hosen.
 nideren, erniedrigen, stürzen.
 nidergewant, untere Beklei-
 dung, Hosen.
 niderheit, Niedrigkeit.
 nidersigen, niederstinken, zu-
 sammenstinken.
 niderwart, abwärts.
 niderworgen, zu Boden wür-
 gen.
 nye, nd., neu.
 nicht, Nichts, nicht.
 niemā, niemen, niemant,
 Niemand.
 nie më, nichts mehr, noch nie,
 sonst nie.
 niemer, nimmer, nimer,
 nicht mehr.
 niender, niendert, nirgend,
 gar nicht.
 niene, nien, nine, 1) gar
 Nichts; 2) gar nicht.
 niergen, nirgende.
 niet, 1) Nichts; 2) nicht.
 nieten, versuchen, sein Gefüße
 hüßen; sich nieten, sich an-
 strengen, sich befeissen; sich er-
 freuen; sich vergnügen; satt
 werden.
 niezen, haben, gebrauchen,
 Nutzen, Genuß haben.
 nistel, Nichte, Verwandte.
 nigen, sich verneigen, sich beu-
 gen, sich verneigend danken.
 nigromanzie, Geisterbeschwö-
 rung, Zaubererei.
 niht, 1) Nichts; 2) nicht.

nimer, nimer, nicht mehr.
 ninder, nindert, nirgend,
 gar nicht.
 nine, nin, gar nichts, nicht.
 er nint, er nimmt.
 nis, nist, nicht ist.
 nit, Haß, Mißgunst, Eifersucht,
 Leidenschaft.
 nitspil, feindseliges Spiel,
 Kampf.
 niugerne, begierig, neugierig.
 niun, nichts als, außer.
 niun, neun; niunde, der neunte.
 niur, nur.
 niut, nichts, nicht.
 niuwan, niuwen, nichts als,
 außer, ausgenommen nur, nur
 nicht.
 niuwe, niwe, neu.
 niuwen, erneuern.
 niuwes, neu, neulich.
 niwan, nichts als, außer.
 niwe, neu.
 niwære, es wäre denn.
 niwen, nichts als, außer.
 niwesliffen, neugeschliffen.
 erniwil, er will nicht.
 niwit, nichts, nicht.
 nöch, nahe.
 nochtan, obgleich.
 node, nd., ungeru.
 nogest, nd., nächst.
 noh, noch.
 noit, ndr., Roth.
 nöide, Nadel.
 nomen, nd., nennen.
 nöne, die neunte Stunde (d. h.
 3 Uhr Nachmittags).
 nôt, heftiges Verlangen, eifri-
 ges Streben, Drangsal, Mühe,
 Nothwendigkeit, Bedürfnis;
 Roth, Gefahr; sos nôt wirt,
 wenn es nöthig wird; mir ist
 nôt, ich bedarf, ich bin ge-
 drungen.
 nôt, nöthig.
 nôtbete, Zwangsarbeit,
 Zwangsabgabe.
 nôtdürftig, nöthig.
 næten, noten, nöthigen, zwin-
 gen.
 nöthast, bedrängt, in Roth,
 dürftig, arm.
 nôtic, bedrängt, dürftig; dring-
 lich, nothwendig.
 nôtliche, mühselig, gefährlich.
 nôtzen, naß machen, benetzen.
 nouwe, nd., kaum, fein; den
 nouwesten rät hebben, auf's
 Vertraulichste Rath ertheilen.
 er nöz, er genöß.
 nöz, Stück Vieh, Hausthier;
 Gsel.
 nû, nu, jetzt, nun; also, daher.
 nûmâris, Gen. der Neuigkeit.
 nummè, nummen, nûm-
 mer, nicht mehr.
 nunne, Nonne.

nûo, nun, so gleich.
 si nuogen, sie nagten.
 nûschel, Spange, Schnalle.
 nût, Gen. nûtes, nichts.
 nûtschel, nichts.
 nutte, nd., nützlich.
 nûwent, nur, bloß, allein.
 nuz, nutz, Nutzen, Vortheil.
 nütze, nuzze, nützlich, ein-
 träglich, vorteilhaft.
 nützeliche, auf nützliche Weise.
 nützen, nûzen, helfen; benûzen,
 gebrauchen.

O.

ob, wenn, ob, daß; waz ob,
 wie wenn.
 ob, obe, 1) *Prâp.* über, auf,
 oberhalb; 2) *Adv.* oben.
 obedach, Obdach.
 oben, obene, von oben herab,
 oben.
 ober, über, über — hin.
 ober, (der) obere, überlegen.
 obergnöz, der höchste unter
 den Genossen.
 oberist, oberst, höchst.
 obez, obz, Obst.
 obil, nd., übel.
 oblatelin, oblant, Oblate.
 obwendic, abwendig.
 och, öch, auch.
 ode, od, oder, oder.
 ôde, øde, *Adj.* ødelichen,
Adv. leicht, leer, gebrechlich,
 eitel.
 of, nd., wenn.
 ofenture, Abenteuer; Bericht.
 off, nd., ober.
 offen, offen, offenbar.
 offen, offnen, offenbaren, be-
 kannt machen.
 offnbære, offnbære, of-
 fen, frei, offenbar.
 offentliche, öffentlich.
 offer, nd., Opfer.
 ogen, nd., Augen.
 ôheim, øheim, Dheim.
 ohse, Dohse.
 ohsendiech, Dohsenbein.
 ôk, nd., auch.
 ôlant, nd., Insel.
 olbende, Rameel.
 old, nd., alt.
 ole, olei, Del.
 ôleboom, Delbaum.
 olizwi, Delzweig.
 ôlunge, Delung, Salbung.
 ôm, nd., Dheim.
 ôn, ohne, un—
 ôngestrittet, nicht angegriffen.
 open, nd., öffnen.
 open, nd., offen.
 openbaren, nd., offenbaren.
 opher, opfer, Gabe, Opfer,
 besond. Messopfer.
 opheren, ophern, opfern.

ordel, ordell, nd., Urtheil.
 orden, Regel, Ordnung, Weise.
 Stand, Orden, Ritterorden.
 orden, ordenen, ordnen, an-
 ordnen.
 ordenlich, *Adj.* ordenliche,
 ordentlich, der Ordnung gemäß.
 ordenunge, ordnung, Ord-
 nung, Anordnung, Regel, Ver-
 fassung.
 ôre, ôr, Ohr.
 ôrerûmen, ins Ohr raunen.
 organieren, orgeln.
 oryzon, Horizont.
 orke, Oger, Popanz.
 orkunde, nd., Urkunde.
 ôrlof, nd., Erlaubniß, Urlaub.
 orlogen, nd., Krieg führen.
 ôrohte, geöhrt.
 ors, Roß, Streitroß.
 ôrsake, nd., Ursache.
 ort, Ende, Ecke, Eriße, Schärfe,
 Schwert.
 ort, Viertelstoth, Viertelgulden.
 orthabe, Urheber, Anführer.
 øsen, ausschöpfen, verschlingen,
 verwüsten.
 osse, nd., Dohs.
 øssent, sie schnitten, dran-
 gen durch.
 ôsteraffe, ôsterreichischer Affe.
 ôstergans, ôsterreichische Gans.
 ôstergloien, Ôstergloien.
 ôsterlich, ôsterlich, festlich.
 Ôsterman, Ôstreicher.
 ôstern, Ôstern.
 ôstrit, ostwärts.
 ostrum, Purpur-schnecke.
 ôt, ôt, nun, nun einmal, frei-
 lich, halt.
 ôten, Athem.
 ôtmôdichlik, nd., demüthig-
 lich.
 ôtmôte, Herablassung, Demuth,
 Sanftmuth.
 ouch, auch, ferner, überdies;
 noch.
 ouge, Auge.
 ougen, zeigen, erweisen.
 ougensichtic, augenscheinlich.
 ougenweide, Anblick, Schau-
 spiel.
 ougest, August (Monat).
 ouwe, Strom, Fluß; Wieje.
 øue.
 ouwè, ouwi, o weh!
 ovel, nd., Uebel.
 ovele, nd., übel.
 oven, Ofen.
 over, nd., über.
 overdât, nd., Gewaltthat,
 Verbrechen.
 overgeven, nd., übergeben.
 overmûde, nd., Uebermuth.
 overst, nd., oberst.
 overwunnen, nd., überwun-
 den.
 owè, owi, o weh!

P. (s. auch B.)

pābest, Pabst.
 pad, Pfad.
 er padōte, er badete.
 pāgen, streiten, heftig thun.
 pala, Palaß, größeres, ein Haupt-
 gemach enthaltendes Gebäude.
 palc, Scheide.
 paid, kühn; schnell; alsbald.
 palmātside, ein Seidenzeug.
 palme, Palme, Palmenzweig.
 panel, Faß, Becher.
 (er) panste, er dachte.
 pant, Pfand.
 pantel, Panther.
 pape, nb., Paffe.
 (du) par, Geschlecht, Art, Nach-
 kommenchaft; Gebärde.
 sie par, sie gebär.
 par, nackt, ermangelnd, frei.
 parāt, parāte, Bereitschaft.
 paradis, Paradies.
 parlament, nb., parlement,
 Versammlung, Handel, Be-
 sprechung.
 parlieren, reden, schwagen.
 parole, Wort, Rede.
 parte, Streittag.
 pärtling, Laienbruder.
 pat, nb., Pfad.
 pauman, Bauer.
 paurecht, Bauernrecht, Pacht-
 recht.
 Pāwel, Paul.
 pawelūne, Pavillon, Zelt.
 pech, Pech, bilblich: Hölle.
 pechāre, Becher.
 peger, Begehr, Wunsch.
 er peif, nb., er piff, blies die
 Pfeife.
 den perigen, den Beeren.
 pert, Pferd.
 pet, Bitte.
 er pettōte, er betete.
 pew, Bau, Gebäude, Laß.
 pfā, Pfau.
 pfaffe, Geistlicher.
 pfallich, geistlich.
 pfacht, Geseß, Sazung.
 sie pfanten, sie beraubten,
 brandschagten.
 pfāwe, Pfau.
 pfāwin, von einem Pfau.
 pfeit, Unterkleid.
 pfellel und pfellerin, f.
 phellel.
 pfenden, pfänden, berauben.
 pfennewert, eines Pfennigs
 werth, von geringem Werth.
 pferit, Pferd.
 pfister, Bäder.
 pfinztac, Donnerstag.
 pfleg, Uebung.
 pflegære, Verwalter.
 pflegen, besorgen, brauchen.
 pfliht, pflihte, Gewöhnung,
 Pflege, Fürsorge, Theilnahme,

Besorgung, Antheil, Verkehr,
 Verbindung, Genossenschaft.
 pflihten, sich in Jemandes
 Dienst begeben.
 (er) pfliht, er pflegt.
 pfluoc, Pflug.
 phose, Tasche am Gürtel.
 pfründe, Einkommen, Unter-
 halt, Pfründe.
 pfuch, pfui.
 pfūchen, pfuchzen.
 phacht, Geseß, Sazung.
 phade, pfat, Pfad.
 phalenze, Palaß.
 phant, Pfand.
 phellel, ein kostbares Baum-
 wollenzeug; davon das Adj.
 phellelin.
 pherit, phert, phärt, Pferd.
 phieselgadem, heizbares
 Frauengemach.
 phifen, pfelfen.
 phil, Pfeil.
 phister, Bäder.
 sie phlāgen, sie pflegten, be-
 sorgten.
 phlegen, besorgen, sich an-
 nehmen, treiben, thun; brau-
 chen, besitzen, haben, gewohnt
 sein; sich einer Sache bedie-
 nen. Einem zu Dienste sein.
 phliht, Pflege, Fürsorge.
 phlug, nb., Pflug.
 phnāat, das Schnauben.
 er piec, er tritt, zantte.
 pin, pyn, pine, pyne,
 Schmerz, Qual.
 Pinte, Name der Henne im
 Thierepos.
 pirmit, Pergament, pirmit
 virgineum, Jungfrauenhaut.
 si pirt, sie gebärt.
 pistel, Epistel.
 piteñ, warten, barren.
 si piugent, sie beugen, biegen.
 piunt, eingezäuntes Feldstück,
 Bunte.
 (er) plac, plage, er pflegte,
 besorgte, si plāgen, sie pfleg-
 ten, besorgten.
 plāge, Unglück.
 plāgen, strafen, züchtigen.
 plān, plāne, Ebene.
 planiure, Ebene, Kampfsplaz.
 plāren, Jammern, Klagen, Wei-
 nen.
 plas, nb., Wassergrube, Pfäße;
 to plasse bringen, zu Fall
 bringen, in Noth bringen.
 plas, Zanf, Zorn.
 plaster, Pflaster.
 platte, eiserne, Brustbedeckung.
 plēgen, pflegen u. s. w. f.
 phlegen; guoter sinne plēgen,
 verständig sein.
 pleig, jaghaft, schüchtern.
 pleren, jammern, klagen,
 schreien, weinen.

plialt, ein Seidenstoff.
 plichlich, schuldig.
 plüemikin, Blümchen.
 pluocet, Blut.
 pluon, blühete.
 pobis, nb., oben.
 pogge, nb., Frost.
 poisun, Liebestrank.
 porgen, bürgen.
 porte, Band.
 potestāt, Pödestat, Statthalter.
 posune, Posaune.
 pot, Gebot.
 potschaff, Bottschaft.
 pouch, Armring.
 povel, Pöbel.
 pracht, gebracht.
 er pran, er brannte, leuchtete.
 preisbejag, Ruhmerwerb.
 preste, Procession, Zug.
 prime, die erste kanonische Zeit
 (um 6 Uhr Morgens).
 pris, preis, prais, Vorzug,
 Herrlichkeit, Ruhm, Ehre,
 Preis.
 prisen, preßsen; zum Lobe ge-
 reichen.
 pröben, erproben.
 provene, nb., Pfründe, An-
 theil.
 prozen, sprossen.
 pruet, Braut.
 prüeven, prüfen, ermessen,
 erkennen, untersuchen, einrich-
 ten, zurecht machen, rüsten,
 beweisen, zeigen.
 sie prunnen, sie brannten,
 glänzten.
 pruoeh, Hofe.
 prwtt, Braut, Frau.
 Pülle, Apullen.
 puneiz, das gegenseitige An-
 rennen zum Turnier.
 pungieren, punieren, ge-
 gen einander antrennen.
 punt, Brücke.
 pünt, ein eingeschlossener Wie-
 sengrund.
 puol, Buhle.
 puoln, buhlen.
 purdin, Bürde, Laß.
 put, nb., Brunnen.

Qu. (s. K.)

R.

rabbine, Antennen des Koffes.
 räche, Vergeltung, Strafe,
 Rache.
 rächehitze, Rachefeuer, Zorn-
 feuer.
 rade, Gelenk, Bug.
 rade, hurtig, behende, schnell,
 bereit.
 rade, Gestade.
 ragen, hervorragen, emporra-

gen; *starr*, steif sein; an ein-
 ander ragen, fest zusammen-
 hängen.
raet, *rait*, *ndrh.*, *Rath*.
raken, *nd.*, reichen, finden,
 treffen.
räm, Schmutz, Ruß.
räm, Ziel; gein dem rames
 ziel, wohin er wollte.
rambok, *nd.*, Schafbock.
rame, Einsassung, Rahmen,
 Weberrahmen, Stidrahmen.
rame, Rabe.
rämen, *rämen*, zielen, trach-
 ten, sich richten, sich hinneigen,
 sich wohin wenden.
er rampf, er zog zusammen,
 krümmte.
rämar, schmutzig, rußig.
er ranc, er rang.
ranck, Krümmung des Wegs,
 krummer Weg; listiger Streich.
er rande, er rannte, rander,
 rannte er.
er ranste, er räusperte sich.
rant, Schildbuschel, Schild.
rapp, Rabe.
rase, Rasen.
räsen, rassen, rasen.
rast, *raste*, Ruhe.
si raste, sie rastete, ruhte aus.
rasten, ruhen, aufhören.
rät, Berathung, Rath, Berab-
 redung, Maßregel, Entschluß,
 Hülfe; Zurüstung, Vorrath,
 Hausrath, Geräthschaft; Ab-
 hülfe, Befreiung; Unterlas-
 sung; des ist rät, dem kann
 abgeholfen werden; ez ist sin
 rät, es ist Vorrath davon; ze
 räte tuon, sammeln, Vorrath
 machen, rät hân, entbehren
 können; ze räte werden, sich
 entschließen; räten, besprechen,
 berathen, rathen, anrathen;
 anempfehlen; helfen; nachstel-
 len; errathen.
rätgebe, Rathgeber.
rätuus, Rath; Rathsel.
ratzen, ziehen, verschahren; räus-
 berisch entreißen.
rauchnacht, die Zeit zwischen
 Christi Geburt und den heil.
 drei Königen.
raussen, anfahren; brummen,
 brüllen.
ravit, Streittroß, Renner.
ræz, *ræze*, scharf, herbe, ge-
 salzen; heftig, wild.
rè, Todtenbahre, Leichnam, Be-
 gräbnis, Tod.
re, *nd.*, Reß.
rebbe, *nd.*, Rippe.
rech, Reß.
rèch, Unterkleid.
reochen, rechnen, recken,
 reden, strecken, heben, dar-

reichen, ziehen, errögen; hers-
 vorgehen.
reche, Rede, Geld.
rechen, rächen, vergelten, be-
 strafen, tadeln.
rechen, rechnen.
rechenunge, Berechnung.
recht, *nd.*, Recht; rechte,
 dem Rechte gemäß, Rechtens.
rechtferdich, *nd.*, rechtlich,
 dem Rechte gemäß.
recke, Verbannter, Verfolgter;
 Fremdling; Geld.
recken, strecken, sich strecken.
reckir, stark, tapfer.
reote, recht.
rede, *nd.*, Râthe.
rede, Rede, Meinung, Erzäh-
 lung, Rechenschaft, Verant-
 wortung; Sache; Vernunft.
redbare, wovon zu reden ist.
redhaft, berecht.
redeliche, gebührllich, ordent-
 lich.
redelohte, mit Nädern ver-
 sehen.
redespæhe, berecht.
se reden, *nd.*, sie ritten.
reden, reden, sprechen.
redgeselle, der sich mit Je-
 manben unterhält.
se rêsen, *nd.*, sie riesen.
reffen, rasen.
regen, reden, starr, steif sein;
 bewegen, regen.
regen, regenen, regnen.
regenboge, Regenbogen; se-
 tzen uf den regenbogen, einer
 großen Gefahr Preis geben;
 bûwen uf den regenbogen,
 nach eitlen Dingen trachten.
reht, *Adj.*, gerade, eben, gerecht,
 gut, wahr, ächt; recht (im Ge-
 gensatz von links).
reht, rehte, *Adv.*, gerades
 Wegs, gerade, eben, richtig,
 gerecht.
rehte, *Subst.*, was recht und
 ziemlich ist. Schuldlosigkeit,
 Recht und Pflicht, Schuldig-
 keit, Gerechtigkeit; Stand,
 Amt; Gesetz, Recht; ze rehte,
 von rehte, nach rehte, or-
 dentlich, mit Recht.
rehtichait, Richtigkeit, Wahr-
 heit, Gerechtigkeit.
reichen, nehmen, fassen, errei-
 chen, sich erstrecken; darreichen.
reichsen, herrschen, das Reich
 besigen.
reicht, *ndrh.*, recht.
reideleht, reideloht, lothig,
 kraus.
reie, reye, reige, Tanz,
 Reigen, Tanzlied.
reien, reigen, tanzen.
reif, Reif, Kreis, Ring.
reiger, reyger, Reither.

reihen, anknüpfen. reiben.
 rein, abgränzender Landstreif.
 Rain.
reine, *Adj.* u. *Adv.*, rein,
 vollkommen, gut, schön, tren.
reine, *Subst.*, Reinigkeit, Rein-
 heit, Schönheit.
reinen, reinigen, säubern.
reinielich, rein, ohne Falch,
 treu.
reinikeit, Reinheit.
er reis, er fiel, sank.
reisere, ein zu Feld ziehender
 Mann, Kriegsmann, Reisiger.
reise, Fahrt, Reise, Heerfahrt,
 Feldzug.
reisen, reisen, zu Felde ziehen;
 bereiten.
reisig, (zum Krieg, zur Jagd)
 gerüstet.
reit, lothig, kraus.
er reit, er ritt.
reite, bereit.
er reite, er redete.
reitel, Stod.
reiten, bereiten, bezahlen.
 Rechenschaft geben.
reiten, Rittzug.
sie reiten, sie redeten, sprachen.
reizen, hintreiben, loden, rei-
 zen; mich reizet dar zuo,
 mich verlangt darnach.
reken, *nd.*, rechnen.
rekenen, *nd.*, rechnen, sich
 rekenen, sich (für Etwas) an-
 geben.
ir rekennet, ihr erkennt.
rekhe, Fremdling, Geld.
rèmen, trachten, zielen.
rennen, laufen machen, tum-
 meln, sprengen.
rèp, *nd.*, Seil.
se rêpen, *nd.*, sie riesen.
rèren, fallen lassen, verprügen.
 vergießen, abwerfen, aus-
 streuen; fließen.
rèroup, Raub, Beute.
reste, Ruhe, Raß, Ausruhen;
 ze reste, in der Ruhe.
resten, rasten, ausruhen.
er ret, er redet; er rette, er
 redete, sprach; si retten, sie
 redeten, sprachen.
retten, entreißen, befreien.
 schützen, sichern.
reuten, ausreuten, das Land
 bebauen.
rewen, ertöbten.
rewig, reuig.
rezeicht, erzeugt.
rezzel, Brei.
ich riche, ich räche.
riche, rich, mächtig, gewal-
 tig, glücklich, vornehm, reich,
 kostbar, herrlich.
riche, rich, Herrschaft, Reich.
 Herrschermwürde, Herrscher.
 König, Kaiser; Palast, Thron.

richeit, richheit, Reichsein.
Reichthum, Ueberfluß, Besitz.
Pracht, Herrlichkeit; Macht.
Gewalt, Ansehen.
reichen, reich machen, bereichern.
herrlich machen.
richern, reicher machen.
richson, das Reich haben, herr-
schen.
rychtage, nd., Reichthümer.
richterbode, nd., Richterbote.
richtuom, Reichthum; Macht,
Gewalt.
rick, Gestell.
ridder, nd., Ritter.
riden, reyden, nd., reiten.
riden, winden, schwingen.
ridwen, jittren.
riebe, Rippenselte.
riecken, rauchen, duften.
rieme, Bund, Klemen, Band,
Gürtel.
rieme, Ruder.
riezen, weinen, beweinen.
rise, Reis, Frost.
rise, reis, zettig.
rifen, reifen.
rigel, Riegel.
rihen, verknüpfen, reihen.
riht, Speise, Gericht.
rihtære, Richter, Herrscher,
Lenker, Ordner.
rihte, Richtigkeit; die rihte,
gerade aus.
rihten, die Richtung geben.
richten, lenken, zurecht machen;
gestalten, umgestalten; Recht
sprechen, entscheiden, herr-
schen, beherrschen, ertheilen,
entrichten.
er richte, er richtete, rihter,
richtete er
rihtære, Richter.
rike, ryk, nd., Reich.
ryk, nd., reich.
rilich, Adj., riliche, Adv.,
reich, kostbar, herrlich.
rim, Reim.
rimen, reimen.
rimphen, rimpfen, zusam-
menziehen, krümmen, rümpfen.
sich rimpfen, sich lauern.
rinc, Gen. ringes, Ring;
Kreis, Kampfsplatz; Panzer-
hemd, Harnisch, Ritterkleid;
ze ringe, im Kreis, ringe.
'ringe, ring, Adj. leicht, ge-
ring, Adv. gering, wenig;
gar nicht.
ringen, gering machen, min-
dern, erleichtern; geringer.
schwach werden.
ringen, kämpfen, streiten, sich
abmühen.
ringloht, rinkeloh, gerin-
gest, beschneelt; rinkeloh-
schuoh, Schuhe mit Schnal-
len.

rinne, Rinne, Wasserleitung.
rinnelin, kleine Rinne, Klei-
ner Bach.
rinnen, rinnen, fließen, laufen.
rint, Rind.
rippe, Rippe, Gertippe; Ge-
bälte.
ris, Zweig, Reis, Ruthe;
Strang, Herrschaft.
risch, rasch, schnell, frisch.
rise, Reie.
risel, kleiner Hagel.
risen, sinken, fallen, träufen.
rissel, Rüssel.
rite, ritte, Fieber, Fieber-
schauer.
riten, reiten; an riten, angrei-
fen, anrennen; an den lip
riten, nach dem Leben streben.
riter, ritere, Reiter, Ritter,
Springer im Schachspiel.
ritterlich, ritterlich, Adj.
ritterliche, ritterlichen, ritter-
lich, herrlich, vortrefflich.
ritern, schütteln.
riterschaft, ritterschaft,
ritterliches Thun, Ritterstand.
Rampf, Turnier: Ritterwürde;
Menge von Rittern.
ritterspiel, ritterliches Spiel,
Rampf, Turnier.
riüelich, rauh.
riuhe, Rauchwerk.
riuschen, rauschen.
riuten, (Wald) auseruten, aus-
hauen.
riuwe, riwe, Betrübniß,
Schmerz, Traurigkeit, Mit-
leid, Reue, Buße.
riuwære, Reuiger, Büsser.
riuweo, riuwic, Adj., ri-
weliche, Adv., traurig, be-
trübt, reuig.
riuwen, leid thun oder sein.
dauern, schmerzen.
rivier, Fluß, Bach.
rivière, Gegend, Bezirk.
riwære, schmerzlich, betrü-
bend.
ez riwei, es reut.
rizen, reißen, zerreißen.
roc, rock, Rock.
roch, Rauch.
roch, Figur im Schachspiel
(Thurm).
er röchte, er war besorgt,
gab Acht, wünschte.
rode, nd., roth.
rodel, Rolle, Verzeichniß, Rodel.
røseleht, røseloht, Adj.,
raselehte, Adv., rosig, rosen-
farben.
røte, rothe Farbe.
røhteleht, røthlich.
røten, roth machen.
rone, umgefallener Baumstamm.
ropphaus, Raubschloß.
rør, Gen. røris, Rohr.

ros, rosz, Pferd, Roß, Streit-
roß.
røsenvar, rosenfarbig.
røsenkranz, Kranz von Rosen.
røsenwengel, rosiges Wäng-
lein.
rost, Roß.
røst, Roß, Feuer, Gluth.
røswazzer, Rosenwasser.
rot, Rote.
røt, Rath.
røte, røte, Røthe.
rotte, ein Saiteninstrument.
rotte, rotti, rote, Schaar,
Haufen.
ez rou, es reute.
roubære, rouber, Räuber.
rouben, rauben, berauben.
rouberige, Räuberelen.
roubes, auf räuberische Weise.
rouch, Dampf, Rauch.
roufen, Haare ausreißen, rau-
sen, balgen.
rouff, ndr., Raub.
rouffgoit, ndr., Raubgut.
rouh, Rauch, Dampf.
roup, Raub, Beute, Räuberei.
rouplich, räuberisch.
rouwen, leid thun, schmerzen.
roven, nd., rauben.
rowe, Schmerz, Traurigkeit,
Reue.
ez rowe, es reute.
rù, haaricht, rauh.
rubin, rübein, Rubin.
rùch, Gen. rüher, haaricht,
borstig, struppig, rauh; un-
eben, unwegsam.
rucken, bewegen, rücken, ziehen.
rùchen, behaart werden, rauh
werden.
rùchen, Rücksicht nehmen, küm-
mern.
rucke, rücke, Rücken; ubir
rucke zien, sich zurückziehen.
rücken, rucken, ruckchen,
bewegen, rücken, mit Eile
gehen oder kommen, ziehen;
sich eilig begeben, ausrücken;
tzu dem pret ruckchen, auf
das Aeußerste gebracht werden.
rückenhalt, am Rücken.
rückenhalt, von hinten.
rùde, Jagdhund.
rùfære, Ausruf, Gerold.
rùfen, rufen.
rùegen, angeben, anzeigen, an-
fragen, schelten.
rùeunge, Tadel; an rùe-
unge unschuldeichen, an
unverdienent Tadel.
rùemen, ein Geschrei erheben.
rùhmen, preisen, loben, vrähen.
rùeren, rühren, bewegen, be-
rühren, treffen, antreiben.
rùetel, Rùthchen.
rugen, sich eilig begeben; her-
abwerfen.

rügge, Rücken.
 rüm, freier Platz, Raum;
 räumen; rüm geben, Platz
 machen, ausweichen.
 rümen, räumen, Platz machen,
 verlassen, sich entfernen; rüm
 vähen, Platz machen, bereiten.
 rümen, raunen, heimlich schwä-
 ren.
 rumen, prahlen.
 rumpeln, herum rübern.
 rumpen, schrumpfen.
 rüne, heimliche Rede, Geheim-
 niß.
 rünen, flüstern, zuflüstern, rau-
 nen.
 sie rungen, sie rangen.
 runze, Runzel, Furch.
 ruo, Ruhe.
 ruoch, ruoche, Rücksicht,
 Sorge.
 ruochen, Rücksicht nehmen,
 achtam, bedacht, besorgt sein,
 kummern; wünschen, gern wol-
 len, mögen, geruhen; geneh-
 migen, zulassen; mich ruochet,
 mich kummert.
 ruof, Ruf.
 ruofen, rufen.
 ruom, Ruhm, Lob, Prahlerei.
 ruomære, Rühmer, Prabler.
 ruomen, loben, preisen.
 ruon, Ruhm, Lob, Prahlerei.
 ruore, das Aufjagen des Wil-
 des; Koppelhunden.
 er ruorte, er berührte, setzte
 in Bewegung.
 ruote, ruot, Ruthe.
 ruowe, Ruhe.
 ruowec, ruhig, behäglich.
 ruowen, ruhen.
 ruoz, Ruß.
 ruozvar, rußfarbig.
 rupfen, zupfen, zausen.
 rüschen, rauschen.
 rüsten, bereiten, rüsten, er
 rüste, er rüstete, si rüsten,
 sie rüsteten.
 rüte, Raute.
 ruwe, nb., Reue, Betrübniß,
 Trauer.
 it rüwit, nb., es reut.

S.

S vor einem Substantiv s. v.
 a. des j. B. smorgens = des
 morgens.
 — s am Ende eines Wortes für
 es oder sie.
 sâ, alsbald, bald, sogleich, her-
 nach.
 saben, seine, ungefärbte Lein-
 wand; feines Kleidungsstück.
 sache, Ding, Sache, Angele-
 genheit, Rechtsache, Streit;
 Ursache, Grund.
 ich sach, ich sah.

sachen, schelten, streiten, jän-
 len.
 sachs, sahs, Messer, Schwert,
 Schneide.
 ich sachs, ich sah sie.
 sadel, Siß, Thron.
 sægen, säen.
 saf, Saft.
 sage, Rede, Erzählung, Aus-
 sage.
 sagen, sagen, nennen, aus-
 sprechen, erzählen, Gedichte
 verfassen oder vortragen.
 sagemære, Gerücht, Märchen.
 si sâgen, nb., sie sahen.
 ich sagiu, ich sage euch.
 sagerære, Heiligtum, Ort,
 wo die heiligen Geräthschaften
 (zum Gottesdienste) aufbe-
 wahrt werden; Rüsten.
 ich saich, ndr., ich sah.
 sy sain, ndr., sie sahen.
 sake, nb., Sache.
 sal, Haus, Halle, Saal.
 sal, sale, Gen. salwes, trübe,
 schmutzig, dunkel; häßlich.
 ich sal, nb., ich soll.
 salbine, Salbei.
 sældære, Beglückter.
 sældærin, Heilbringerin.
 salde, Saal.
 sælde, Wohlsein, Heil, Segen,
 Glück (oft personificirt), Selig-
 keit, Freundlichkeit, Wohlwol-
 len.
 sældebære, sældehaft, sæl-
 derich, glücklich, glückselig.
 sælden, beglücken.
 sældenlös, unselig.
 sælec, sælic, sælec, selig,
 glücklich, gesegnet; beglückend;
 Got lâte iu sælic sin iuwer
 mentel, wir danken Euch für
 Euere Mäntel; sige sælic,
 siegreich.
 sælekeit, sælikeit, Selig-
 keit, höchstes Glück.
 sæleclichen, nb., sælic-
 liche, glücklich, glückselig.
 saliter, Salpeter.
 salm, Psalm.
 du salt, nb., du sollst, saltu,
 sollst du.
 salter, Psalter, Psalmbuch.
 salwen, trübe machen, be-
 schmutzen, verderben.
 salwes, Gen. v. sal, schmutzig.
 salwieren, grüßen.
 salwiu, Mehrz. sâchl. von sal,
 schmutzig.
 sam, gleich wie, so, eben so;
 so wie, wie; als ob, wie wenn;
 so wahr wie; sam mir Got,
 so (wahr) mir Gott (helfe);
 sam mir min bart, bei mei-
 nem Bart; sam mir min lip
 so (lieb) mir mein Leben (ist).
 samat, Gen. samatz, Sammt.

sâme, Same.
 samen, gesamt.
 samen, samenen, samnen,
 sammeln, versammeln.
 samenære, Sammler.
 samend, nb., gesamt, to sa-
 mende, zusammen.
 sameneter, sammelte er.
 sament, samet, zusammen,
 beisammen, vereint, gesamt;
 ze samene, zesamne, zusam-
 men.
 samenunge, Versammlung.
 sameztac, Samstag, Erna-
 abend.
 samfte, leicht, sanft, bebag-
 lich, ruhig, freundlich, will-
 fährig.
 samit, Sammet.
 sâmllich, eben so beschaffen,
 gleich, solch.
 sammir, s. sam.
 er samnot, er sammelte.
 sæn, säen.
 sân, alsbald, sogleich.
 si sân, sie sahen.
 sanc, Gesang, Lied, Dichtkunst.
 er sancte, er senkte.
 er sande, er sandte, sendete.
 sanfte, leicht, leise, angenehm;
 sanste tuon, wohl thun, an-
 genehm sein.
 sant, Sand, besond. Ufer sand,
 daher Gestade.
 sant, zusammen, beisammen.
 sant, sante, sande, sænte,
 heilig.
 er sante, er sendete, sandte.
 sâr, sâre, gleich darauf, als-
 bald.
 sare, Einsassung, Hülle; Kiste.
 Sarg.
 sarewât, Panzerhemd.
 sarge, Sorge.
 sariant, sarjant, Diener, Ge-
 richtsdienner, Krieger zu Fuß.
 sarrinc, Pangerring.
 sarwât, Panzerhemd, Kriegs-
 gewand.
 sarwerc, was zur Rüstung ge-
 hört.
 he saste, nb., er setzte.
 he sat, nb., er saß.
 sât, Saat, Säen.
 sat, satt, gesättigt.
 sate, Satttheit, Sättigung.
 er sâte, er sâete.
 satelboge, gebogener Rand
 des Sattels.
 satelen, satteln.
 saten, sättigen sich saten.
 satt werden.
 er satte, er setzte.
 satz, Saß, Spruch.
 satzung, Versicherung, An-
 setzung, Pfandnehmen.
 satzunger, Schärer, Tagator.

saze, Raftort, Hinterhalt.
 zauer, Belagerung.
 sc = sch, f. d.
 scade, Schade.
 es scadet, es schadet.
 scal, Schall.
 scalch, Diener.
 scande, nd., Schande.
 scären, scheeren.
 scate, Schatten.
 scaz, Gen. scazzis, Schaz, Geld.
 scazhüs, Schazkammer.
 scerm, Schirm, Schutz.
 schaben, fragen, ab schaben,
 entfernen, vernichten.
 schäch, Angriff, Raubmord;
 Raub, Beute; schäch sagen,
 schäch tuon, feindlich begegnen,
 angreifen, schaden.
 schächchere, schächer,
 Straßenräuber.
 schachen, rauben, plündern.
 schächman, Räuber.
 schächzabel, Schachbrett,
 Schachspiel.
 schade, Schaden, Nachtheil,
 Verlust; ze schade komen,
 schädlich sein.
 schade, Schaden bringend,
 schädlich, feindlich.
 schaden, Schaden zufügen.
 schaf, Zuber, hölzernes Gefäß.
 schäsf, schaff, Schaf.
 schæfelin, Schäfchen.
 schæfin, von Schafen kommend.
 schaffen, hervorbringen, er-
 schaffen, verschaffen, bilden,
 ordnen, einrichten, veranstal-
 ten, machen; bestellen, befehlen;
 anordnen, lenken, leiten.
 schaft, Schafft, Speer, Lanze.
 schære, ndrß., schair, Schaar.
 schäckzabelspil, Schach-
 spiel.
 ik schal, nd., ich soll.
 schal, Schale.
 schal, Schall, Lärm, Getöse,
 Ruf, Ruhm, Geräusch; Gepränge,
 Jubel, Freudenlärm, zeschalle
 werden, in den Ruf kommen.
 schalc, schalch, Diener,
 Knecht; Schalk, hinterlistiger
 Mensch.
 schalcheit, schalkeit,
 Knechtschaft, Arglist.
 schalchhaft, schalkhaft,
 arglistig, Schadenfroh, treulos,
 boshaft.
 schalclich, schalklich,
 Adj., schalcliche, Adv., knech-
 tig, arglistig.
 schalemie, Rohrpfeife, Schal-
 mei.
 schallen, Lärm machen, jubeln,
 singen; prahlen.
 schalten, stoßen (vom Schiff).
 si schalent, sie riefen laut.
 schame, scham, Schamge-

fühl, Scham, Schamhaftig-
 keit, Schande.
 sich schamen, sich schämen.
 schamper, unzüchtig, schand-
 bar.
 schande, Schande; zu schan-
 nen, zu Schanden.
 schandelich, schändlich.
 schankung, Geschenk.
 schan, schön.
 Schanteclär, Name des Hahns
 im Thierrepos.
 schantieren, singen.
 schanze, Glückswurf, Spiel.
 schapel, Kranz (der Jung-
 frauen), weiblicher Korymbus
 aus Edelsteinen z.
 schapelin, Kränzchen.
 schapentin, Regenmantel (der
 Frauen).
 schappe, Rod der Geistlichen.
 schapperün, schaprün, tur-
 zer Mantel.
 er schar, er شور.
 schar, Pfugschar; Abtheilung,
 Haufe, Schaar.
 scharhafte, schaarenweis, in
 Haufen.
 scharflich, schneidend, scharf.
 scharmeister, Anführer der
 Schaar.
 scharf, schneidend, scharf.
 scharn, in Heerhaufen theilen,
 ordnen, zusammen schaaren.
 scharpf, nd., scharp, scharf,
 schneidend.
 scharsaht, Schermesser,
 Pflugschar.
 scharf, scharf.
 schas, Schopf.
 schat, nd., Schaz.
 schat, schate, schatte,
 Schatten.
 er schatte, er schadete.
 schatehuot, Schatten geben;
 der Hut.
 schatz, Geld, Schaz.
 schätzen, achten, schätzen.
 schatzgir, schatzgitig,
 geldgierig.
 schawer, Hagelschauer.
 schedelich, Adj., schede-
 lichen, Adv., schädlich, ver-
 derblich, schmerzbringend.
 schedelin, kleiner Schaden.
 scheden, nd., scheiden, he-
 schede, er schied, se scheden,
 sie schieden.
 schef, Schiff.
 schefelin, Schäfchen.
 scheff, ndrß., Schöff.
 scheftewald, Lanzenwald.
 si sehnt, sie geschehen.
 scheiben, wenden, drehen;
 sich wenden.
 scheiden, sondern, trennen,
 entfernen, schlichten, entschei-
 den; sich entfernen, sich trennen.

scheidunge, Trennung.
 er schein, er schieen.
 scheinen, zeigen.
 scheir, schier, bald, als scheir,
 sobald.
 schele, Hengst.
 schelken, schelken, be-
 trügen, täuschen.
 schellen, schallen, erschallen,
 tönen; lärmern.
 schelm, Pest.
 scheln, schälen.
 schelten, tabeln, schmähern.
 schemen, sich schämen.
 schemel, nd., verschämt.
 schemig, schamhaft.
 schemlich, schemelich,
 schändlich, schimpflich, schmäh-
 lich, schamlos.
 schenden, beschimpfen, zu
 Schanden machen, schänden,
 entehren.
 schendich, nd., schimpflich.
 schenke, schenck, schench,
 Mundschentl.
 schenken, schenchen, ein-
 schenken.
 schepf, Schiff.
 schepfen, schöpfen; schaffen,
 hervorbringen, machen, bilden.
 schepfer, schepher, sche-
 phære, Schöpfer.
 er schephetz, er schafft das,
 macht das.
 scher, nd., schier, schnell.
 scher, Maulwurf.
 scherer, Scherer, Bartscherer.
 scherm, das Auffangen des
 Stiebs mit d. Schilde; Schirm,
 Bedeckung, Schutz, Schild.
 schermen, schützen, pariren.
 schern, abschneiden, scheeren;
 ze schernde, ze scherne, zu
 scheeren.
 scherpfe, scharf.
 scherpfe, Schärfe.
 scherten, scharf machen.
 scherz, Spiel, Scherz.
 scherzen, spielen, scherzen.
 schetzen, schätzen, ansetzen.
 scheulen, scheuhen, fürcht
 empfinden, scheuen.
 scheveliers, Ritter.
 schibe, Scheibe, Rad, Glücks-
 rad.
 schiben, schieben, wälzen.
 schicken, ordnen, bereiten,
 einrichten, gestalten, bilden,
 anpassen; senden, schicken; wol
 schicken, (Einem) ein gutes
 Aussehen geben.
 schidunge, Trennung, Urtheil.
 schiech, schüchtern, zaghaft,
 verzagt.
 schiere, schier, schnell, bald,
 alsbald, sogleich; fast, be-
 nahe; schierer, schneller, frü-
 her; schiereat, so bald als

möglich, als schiere, also schiere, sobald als.
 schiez, (Wiefelfelte).
 schiezen 1) werfen, (schießen; stoßen; 2) sich schnell bewegen, (schießen).
 schiffmann, Schiffer.
 schiht, Ereigniß.
 schildvezzel, Band zum Umhängen des Schildes.
 schilhen, wenden, drehen, die Augen verdrehen, (schien, blinzen).
 schilher, Schieler.
 schilt, Schild, Schuß, Beschützer; Wappenschild; Ritters- thum, ritterliches Leben.
 schiltgeverte, Schildknappe.
 schiltlich, zum Schilde ge- hörend.
 schiltspange, Keil, der den Schild zusammenhält.
 schiltstein, Edelstein in der Mitte des Schildes.
 schiltwahte, Wache, Schild- wache.
 schimäre, Chimäre.
 schimel, Schimmel.
 schimeln, verschimmeln.
 schymffen, mit Einem sich necken.
 schimpf, schimf, schimph, Scherz, Kurzweil, Zeitver- treib, Erheiterung, Spiel, äne schimpf, im Ernst, wirk- lich.
 schimpfen, Scherz treiben, scherzen.
 schimpfeliel, Scherzlieb.
 schimpfere, Witzling, Spöt- ter.
 schimpflich, lustig, scherz- haft.
 schine, schin, Schein, Glanz, Licht, Wahrnehmung, Sicht- barkeit, Anbild, Aussehen.
 schin tuon, zeigen, anzeigen.
 schin werden, sich zeigen, offenbar werden.
 schin, strahlend, leuchtend, sicht- bar, offenbar; schin werden, tuon, schin werden läzen, zeigen, offenbar werden lassen.
 schynbär, nb., offenbar.
 schinden, die Haut abziehen.
 schinen, strahlen, scheinen, leuchten, sichtbar werden; er- scheinen, sich zeigen; er schi- nede, er schien.
 schinind, leuchtend.
 schinterz, schindete er es, zog er ihm die Haut ab; er schin- tes, er zog ihnen die Haut ab.
 schirben, irden.
 schirm, Bedeckung, Schuß, Schild.
 schirmäre, Beschützer, Ver- theidiger.

schirmen, abwehren, pariren; fechten; decken, schützen, be- schützen, beschirmen.
 schirmmeister, Fechtmeister, Fechter.
 schirmschlag, Fechterhieb.
 schirmswert, Fechterschwert.
 ich schiube, ich schiebe, stoße fort.
 schiuch, scheu.
 schiuh, Furcht u. Grauen empfinden, grauen, (scheuen; ich schiuh, ich scheue).
 schiup, schiebe.
 schiure, Scheuer.
 ich schiuz, ich schieße.
 schlat, schlot, nb., Schloß.
 schleiffen, hingehen.
 schmaichen, (schmeicheln).
 ich schol, nb., ich soll, ich schulde, ich sollte, ich schul- den, ich sollte ihn.
 schochen, aufhäufen.
 schœne, schöne, schön, zier- lich, herrlich.
 schœne, schönheit, Schön- heit.
 schœnen, verschönern.
 schönen, (schmeicheln, nach- geben, schonen).
 schopf, schoph, Kopf, Haupthaar.
 schottenruoder, Beneck- tiner.
 schoup, schoub, Stroh.
 schoup, nb., Schopfen.
 schouwe, Umschauen, Anbild, Ansehen, Gestalt.
 schouwen, schowen, schauen, sehen.
 schouwen, schouwe, An- bild.
 er schöz, er schob, schoß.
 schöz, Geschoß, Pfeil; Rod- schoß, Schoß.
 schözbölzelin, kleiner Bolz, Pfeil.
 schöze, Schoß.
 er schrankte, er legte auf ein- ander.
 schranne, Bank, Gerichts- bank, Schranke, Maß; Ge- richt.
 schranz, Risse, Lücke.
 schrätlin, Kobold, Waldeufel.
 schraven, nb., fragen.
 er schrei, er schre, er schrie.
 er schreip, er schrieb, be- schrieb.
 er schreit, er schritt.
 schrenken, verschränken, über einander legen; in Verwirrung bringen.
 schribäre, schribær, schri- ber, Schreiber, Rangler.
 schriben, schreiben, beschrie- ben.

schrick, schric, Sprung, Aufspringen, Schreden.
 schricken, springen, aufsprin- gen.
 schrien, rufen, schreien.
 schrien, Schreien, Rufen.
 schriende, schreiend, mit Schreien.
 er schriet, er schnitt, bieb; si schrieten, sie schnitten, bieben.
 he schryft, nb., er schreibt.
 schrigen, schreien.
 schrin, Schrein, Schrank.
 schrinde, schreiend.
 si schriren, sie schrieten.
 schritt, Schritt.
 schriten, schreiten, gleiten.
 schriunde, schreiend.
 schryven, nb., schreiben.
 si schriuwen, si schriwen, sie schrieten.
 schriwen, schreiben.
 schröt, Schneiden, Wunde, Stüd.
 schröten, hauen, schneiden, theilen.
 si schruwen, sie schrieten.
 schuffel, Schaufel.
 schuffüt, nb., lbu.
 schulde, Pflicht, Schuld, Grund.
 schuldec, schuldic, schul- dig, verbunden, verpflichtet, schuldig, angeklagt.
 schuldegen, beschuldigen.
 schuldehaft, schuldvoll.
 schulen, nb., verborgen lie- gen, lauern.
 si schullen, sie ertönten, er- schallten.
 si schüllen, si schuln, sie sol- len, müssen.
 schult, Schuldigkeit, Pflicht, Verpflichtung, Vergeben, Schuld, Sünde; Veranlaß- ung, Grund; von schulden, von Rechtswegen, mit Recht, mit Grund, verdienter Weise; von schulden, um — willen; nach minen schulden, nach meiner Pflicht; äne schulde, ohne Grund.
 schüm, Schaum.
 schümen, schäumen, abjäu- men.
 schünden, antreiben, reizen, aufreizen, auffordern, er schun- te, er trieb an; si schunten, sie trieben an.
 si schuoben, sie nagten, tra- gen ab.
 schuoch, schuo, Schuß.
 er schuof, er schaffte, machte; si schuofen, sie schafften, mach- ten, bereiteten.
 schuolære, schuoler, Schü- ler.
 schuole, schuol, Schule.
 schuolmeister, Lehrer.

schuolpaffe, studirter Geis-
licher.
schuope, Schuppe.
schuoster, Schuhmacher.
schupfen, stoßen, antreiben.
schupstoill, ndr., Schöp-
penstuhl.
schür, Sturm, Wetter, Schauer.
schure, Stoß.
schurcelin, kleine Schürze.
schürken, reiben, streifen.
schürgen, stoßen, schieben,
treiben, antreiben.
schurz, Verkürzung, Schurz,
Schürze.
schurz, zusammengefaßt, auf-
geschürzt, kurz.
schürzen, verkürzen, zusam-
mennehmen.
schütten, schützen, schütten,
schütteln; ich schütte, ich
schüttelte; schütter, schüttelte er.
schützung, Schuß, Beschüt-
zung.
schuz, Schuß.
schuze, Schütze.
schüzzel, schüzel, Schüssel.
schw — s. sw.
schwalm, Schwalbe.
Schweintzer, Schweizer.
schwenkel, Quaste, Troddel.
scef, Schiff.
he sciet, nd., er schied.
scire, nd., bald, schnell.
si sclögin, sie schlugen.
er scolte, er sollte.
scöne, Pl., Fem. und Neutr.
scöniu.
scowe, schaue.
er scrait, schreit, er glitt,
schritt.
scriben, schreiben, er screip,
schrieb.
si scrichten, sie sprangen,
führten auf.
er scriet, schriet, er schnitt,
hieb.
scrift, Schrift.
scriten, schreiten.
sculd, Schuld.
er sculle, er ertönte, erschallte.
ir scult, ihr sollt.
sculter, Schulter.
sè, nd., siehe, siehe da; sè to,
siehe zu.
ik se, ich sehe.
se, nd., sie. (Einz. Acc. weibl.
und Mehrzahl).
sè, Gen. sèwes, Meer, See.
sèch, Pfughschaar.
sechin, Seide.
sechstu, nd., sagst du.
sede, ndr., Sitte.
ik sede, nd., ich sagte.
sedel, Sitz, Lager, Wohnst.
sedelbank, Bank.
seden, nd., siedend.
seder, seitdem.

sedilhaft, ansäßig, seßhaft.
sedilhof, Herrenst.
ik sege, nd., ich sähe.
sege, ndr., Sieg.
segelære, Schwäger.
segen, ndr., siegen.
segen, nd., segnen, den Segen
sprechen, bezaubern.
segen, Segnung, Segen.
segunen, segnen.
segense, Sense.
seggen, nd., jagen; gy seg-
gen, ihr jagt.
sehen, bliden, schauen, er-
blicken, sehen; ansehen; sich
umschauen, sich bekümmern; se-
hen umbe, wornach sehen.
Etwas sehen.
sechs, sechs, sechlei, sechser-
lei, sechste, der sechste, seh-
zec, sechzec, sechzie, sechzig.
sey, sie (Mehrzahl).
er seic, er neigte sich, sank.
seider, seitdem.
seigen, sinken, senken, sich neigen.
seigen, säen.
seiger, langsam tröpfend;
schal; jäh.
seiger, falsche Wage.
seil, Strick, Leitseil, Fessel.
seilen, binden, fesseln.
sein, ndr., sehen.
sein, feines Wollenzug.
seine, langsam, träge; gar
nicht.
du seist, du sagst; er seit, er
sagt; sie seiten, sie sagten;
seitich, sagte ich.
seite, Saite.
seitspil, Saitenspiel, Musik.
sèk, nd., sieh.
seker, nd., sicherlich.
selb, selber, derselbe; sin sel-
bes wesen, eigenen Rechtes,
selbstständig sein.
selbesheit, Selbstheit.
selch, solch.
selbwhahen, frei aufgewach-
sen.
selde, Ginkler, Herberge, Woh-
nung.
sèle, Seele, Leben, Geist, Schat-
ten.
sèlec, selig, glückselig.
selgerethe, Seelenpflege, mil-
de Stiftung zum Heil der
Seele; Testament.
selhen, solchen, selhes, solches.
selide = sælde.
seln, übergeben, hingeben.
selp, selbst; derselbe, eben die-
ser; eben, gerade.
selpherre, eigenwillig, eige-
nen Rechtes.
selten, selten; vil selten, gar
nicht, niemals.
seltseue, seltsam, sonderbar,
außerordentlich.

selwen, entfärben, beschmutzen.
sem, so, gleich wie; sem mir
Got, so mir Gott helfe!
semele, Weißbrod.
semde, Winse.
semelich, eben so beschaffen,
gleich, solch.
semetduech, Sammit.
semfte, leicht, sanft, ange-
nehm.
semfilich, freundlich.
semfticheit, Linderung, Be-
ruhigung.
sempfticliche, still.
sèn, nd., sen sehen.
he sende, nd., er sandte.
sende, leidend, verliebt, sehn-
süchtig.
senden, senden, wohin bringen.
sender, Verliebter.
sene, schmerzliches Verlangen,
Sehnsucht.
seneclich, senelich, Adj.
seneliche, senecliche, verliebt,
betrübt, sehnsuchtsvoll.
senedwære, Verliebter.
senede, leidend, verliebt.
senedebære, sehnsüchtig, sehn-
süchtsvoll.
senelich, sehnsüchtig, schmach-
tend.
sich senen, Verlangen tragen,
Sehnsucht haben, schmachten.
senemære, Erzählung von
Liebe und Leid.
senende, verliebt, schmachtend,
sehnsüchtig.
senewe, Sehne, Senne.
senfte, leicht, sanft, angenehm,
freundlich, begaglich, ruhig.
senfte, Leichtigkeit, Annehm-
lichkeit, Sanftmuth, Ruhe.
senftecliche, sanft, leise,
still.
senften, stillen, beruhigen, be-
sänstigen, angenehm machen.
seufticheit, Linderung, An-
nehmlichkeit, Freude.
senftmuetikeit, Sanftmuth.
senger, Sänger.
senken, senken, verderben.
senistuol, Stuhl des (geist-
lichen) Gerichtes
senlich, verliebt, betrübt,
schmachtend.
sent, heilig.
sent, geistliches Gericht.
sentphlicht, (geistlicher) Rich-
ter.
senwe, Sehne.
sèr, verlegt, verwundet, be-
trübt, schmerzhaft.
sèr, sère, Verletzung, Scha-
den, Schmerz, Leid, Noth,
Weh, Krankheit.
sère, schmerzlich, heftig; sehr.
sèren, verwunden, verlegen;
Schmerz empfinden.

sèrest, schmerzhaft; baugigt, meist.
 sèrigen, verfehren, verwunden.
 serje, Diener, Soldat.
 serpent, Schlange.
 ses, sesse, nb. jechš.
 ir sèt, ihr sehet.
 setzen, nb., setten, setzen, stellen, aufstellen; verfehen, anordnen, zusehen, bestimmen, einführen.
 seu, sie (Mehrzahl).
 seuberlich, reinlich, schön.
 seven, nb., sieben.
 sevenwerf, nb., siebenmal.
 sèwes, *Gen.* von sè, See.
 sezhaft, angeessen.
 ich sholte, ich sollte.
 si, si, sie, sie (*Einj.* weibl. u. Mehrzahl).
 ich si, ich sei.
 sibe, Sieb.
 sibiniu, Mehrz. weibl. und sächl. sieben.
 sic, sik, nb., sich.
 sic, Sieg.
 sich, siehe!
 sichein, irgend ein.
 sicher, *Adj.*, sicherliche, *Adv.*, sorglos, geschützt, unbesorgt; gewiß, sicher.
 sicherheit, Sicherstellung, Sorglosigkeit, Zusage.
 sicherliche, zuverlässig, gewiß.
 sichern, versprechen, geloben, versichern, sicher stellen.
 sid, nb., niedrig.
 sid, seit, seitdem; da.
 side, Seide.
 syde, nb., Seite.
 side, nb., Sitte.
 sidelen, sich ansiedeln.
 sider, nachher, seitdem, späterhin, sodann.
 sidin, seiden.
 siech, siechlich, *Adv.*, krank.
 siecheit, Krankheit.
 siechen, krank sein.
 siechpot, Krankenbote.
 siechtac, siechtuom, Krankheit.
 syen, ndr., 1) sehen; 2) gesehen.
 sife, nb., Sieb.
 siffeln, siffelen, pfeifen; schlürfen.
 es sig, es sei.
 sige, Sieg.
 sigehaft, siegend, siegreich.
 sigele, Siegel.
 sigeln, segeln.
 sigelen, segeln.
 sigelds, besiegt, des Sieges verlustig.
 sigen, siegen, besiegen; sigen an, über (Jemand) siegen.
 sigen, sich neigen, sinken, fallen.

sigenunit, sigenunte, Sieg.
 sigevane, Siegespanier.
 sihein, irgend ein.
 er siht, er sieht.
 sihte, das Sehen, Ansehen.
 sihte, leicht.
 sihtig, sichtbar; sehend.
 sik, nb., sich.
 sil, Band, Riemenwerk.
 silberin, silbern.
 silve, ndr., selbst.
 sim, sime, sie ihm.
 sime, seinem.
 simelmel, Weizenmehl.
 simonie, symoney, Simonie, Bücher aus geistlichen Gütern.
 sin, sein, werden, wir (si) sin, wir (sie) sind, seien; sin län, bleiben lassen.
 sin 1) *Pron. pers.*, seiner, 2) *Pron. poss.*, sein; *Dat. Plur.*, seinen.
 sin, syn, Geist, Verstand, Klugheit, Weisheit, Gedanke, Ueberlegung, Entschluß, Absicht, das Denken; mit allen sinnen, mit ganzer Seele; von allen sinnen, in jeder Hinsicht.
 sin = si ne, sie nicht; sine werde, sie werde denn.
 sin, sehen.
 sineme, seinem.
 sinewel, rund.
 sinewelle, Rundung, Wölbung.
 singære, Sänger, Dichter.
 singen, singen, ein Gedicht singen oder vortragen.
 sinken, sinken, sich senken.
 sinlös, befeinnungslos, unversständig.
 sinnee, sinnig, sinnerich, verständig, klug, weise.
 sinneelich, sinneeliche, verständig, klug, bedächtig, finnreich.
 sinnen, denken, streben, begehren, sich sehnen.
 sinnesam, finnreich, klug.
 sinnic, verständig, finnreich.
 sinöpel, grün.
 sinre, nb., synre, *Gen.* des *Pron. poss.*: seiner.
 sint, 1) *Adv.* später, hernach; 2) *Pröp.* und *Conj.* seitdem, seit, weil, da; sint daz, nachdem.
 ir sint, ihr seid.
 sip, Sieb.
 sippe, *Adj.*, verwandt, blutsverwandt.
 sippe, *Subst.* Verwandtschaft, Geschlecht, Freundschaft.
 sippebluat, Verwandter.
 sirten, ärgern, schmähen.
 sirüpel, Syrop.

sis = si es, sie dessen, davon; = si sie; sie sie.
 sis, *Gen. d. Pr. poss.*: seines.
 sist = si ist, sie ist.
 sit, 1) *Adv.* seitdem, später, hernach; 2) *Pröp.* und *Conj.* seit, nachdem, weil, da; sit noch è, weder früher, noch später (zu seiner Zeit); sit daz, nachdem, seitdem.
 ir sit, ihr seid, seiet.
 site, Seite.
 site, Sitte, Brauch, Gewohnheit, Handlungsweise, Lebensweise; gute Sitte, Anstand, Artigkeit; Beschaffenheit, Eigenschaft, Weise; ze site hân, gewohnt sein; in belibens siten, um zu bleiben.
 sitich, sittich, Papagei.
 sitzen, sitzen, sitzen bleiben, zurückbleiben; anständig sein, wohnen; sich setzen; inne sitzen, zu Hause bleiben; sitzen in, in Etwas gerathen.
 siuche, Krankheit.
 siufte, Seufzer.
 siuftebære, voll von Seufzern.
 siuften, seufzen.
 siufze, Seufzer.
 siufzen, seufzen.
 siule, *Gen. Sing. u. Plur.* von sül, Säule.
 siuren, sauer machen.
 siusen, saufen, sich rasch bewegen.
 skehen, geschehen.
 skeiden, erklären.
 hie skein, ndr., er schien.
 skenche, Schenke.
 skiere, schier.
 sla, släch, släge, Spur, Fußschlag.
 slac, Schlag, Verderben, Untergang.
 slach, losder, schlaff, nachlässig, träge.
 släf, Schlaf.
 släfen, schlafen.
 slachtunge, Schlacht.
 slahen, schlagen, erschlagen.
 er slahet, er schlägt.
 slaht, slahte, Todschlag, Mord, Schlacht.
 slahte, slachte, Geschlecht, Art, Gattung; dekeiner släht, irgend einer Art; deheiner släht, keinerlei; manger släht, mancherlei, mannigfach; aller släht, jeglicher Art, allerlei; welcher släht, welcherlei.
 slän, ndr., slain, schlagen, erschlagen, tödten; gestalten, verfertigen, schmieden; erschlagen, auschlagen.
 slange, Schlange.
 er slant, er verschlang.

he slät, *nd.*, er schlägt, ihr schlägt; *my* wundert, *gy* nicht na dem ende slät, mich wundert, daß ihr nicht das Ziel trefft.
 slät, Schlot, Rauchfang.
 slawchen, schlürfen.
 slecht = sleht.
 schlechte, *nd.*, Geflecht, Art.
 slege, Schläge.
 slegei, Hammer, Keule.
 sleht, *Adj.*, slehte, *Adv.*, gerade, eben, schlicht, glatt; ungekünstelt, einfach, redlich, aufrichtig; sleht machen, schlichten, entscheiden.
er sleht, er schlägt.
 sleichen, schleichend bringen, geben.
er sleich, er schlich.
 sleichten, *ndrh.*, schlichten, eben machen.
 sleifen, schleifen, gleiten, ziehen.
ez sleif, es gleitete.
er sleit, er schlägt.
ik slepe, *nd.*, ich schliefe.
 slepen, *nd.*, schleppen.
 slêwekeit, Schlafheit.
 slêwen, lau, schlaff, matt, träge, stumpf werden.
 slêwen, Trägheit, Stumpfsinn.
 slichen, schleichen.
 slicht, Ebenheit, Einfachheit.
 slichten = slihten.
 sliefen, schlüpfen, kriechen.
 sliezen, schließen; sich sliezen von, sich von Etwas ausschließen.
 slif, das Ausgleiten.
 slifen, gleiten, sinken, fallen.
 sliht, slihte, Ebenheit, Einfachheit, Einfalt.
 slihten, eben machen, ausgleichen, schlichten.
 slinden, schlängen, schluden, verschluden.
 slinge, Schleuder.
 slipf, das Ausgleiten, Herabgleiten.
 slipfen, ausgleiten.
 slipfic, schlüpfzig, glatt.
 slitz, Schlig; Theil der Rüstung.
ich sliupe, ich schlüpfe; *si* sliuwet, sie schlüpft.
 sliume, sliuue, schleunig, alsbald, schnell, förderlich.
ich sliuze, ich schließe, sliuze, schließe.
se slogen, *nd.*, sie schlugen.
ich sloich, *ndrh.*, ich schlug.
se sloten, *nd.*, sie schlossen.
ich slouf, ich schlüpfte.
 sloufen, schlafen machen, einhüllen, kleiden.
 slöz, Schloß; Schluß, Schlußstein.

ich slöz, ich verschloß.
 slözlich, schliegend.
si sluffen, *si* slüffen, sie schlüpfen.
si slunden, sie verschlangen.
 slüne, schleunig, schnell.
 slunt, Schlund.
er sluoc, er schlug.
he slut, *nd.*, er schloß.
 sluz, Schluß.
 slüzzel, Schlüffel.
 sluzzelin, Schlüffelein.
 smac, Geruch, Duft.
 smäche, smächeit, smæhe, Schmach, Verachtung, Schmähung.
 smähe, smæhe, smæhlich, schmählich, verächtlich, gering, unansehnlich, schwächlich.
 smähen, smæhen, verachten, scheuten, schimpfen; mir smähet, es kommt mir verächtlich vor, ich habe überdrüssig.
ez smacte, es roch.
 smal, schmal.
 smaln, schmälern.
 smalcz, smalz, Schmalz, Butter.
 smärad, smärat, Schmaragd.
 smecken, riechen, duften; schmecken.
 smed, *nd.*, Schmied.
 smeichen, schmeicheln.
 smeicher, Schmeichler.
 smeken, *nd.*, schmeicheln.
 smelichir, *nd.*, schmählicher.
 smelzen, schmelzen, fließen.
 smer, Schmiere, Fett.
he smerit, *nd.*, er schmirt.
 smerze, Schmerz.
 smerzen, schmerzen.
 smetzen, schwätzen.
 smiden, schmieden, verfertigen.
 smiegen, schmiegen, drücken, hineindrücken.
 smielen, smieren, lächeln, schmunzeln, schmeicheln.
 smilent, lächelnd, schmunzelnd.
 smirn, schmieren.
 smit, Schmied.
 smitte, Schmiede.
er schmitte, er schmiedete.
 smitzen, werfen, schlagen, peitschen.
 smecken, biegen, einziehen, schmiegen; schmücken, zieren.
ich smüge, ich schmiegte.
 smunzen, lächeln, schmunzeln.
 snabel, Schnabel.
 snabelsnappen, das Auf- und Zuthun des Schnabels.
 snabelsnellen, vgreitig reden, verläunden.
 snaben, schnappen.
 snäwen, drehen, rümpfen.
 snê, Schneee.
 snêblank, Schneeweiß.
 snegge, Schneede.

er sneit, er schnitt.
 snel, *Adj.*, streithaft, tapfer, bereit, rasch, schnell, eilig, hurtig, flink, eifrig.
 snel, *Adv.*, eifrig, schnell.
er sneide, er schwang.
 snelheit, Schnelligkeit, Behendigkeit.
 snellecliche, eifrig, schnell.
 snellen, schnellen, losspringen.
 snellich, eifrig, schnell.
 snêwes, *Gen.* von snê, Schneee.
 snêwiz, Schneeweiß.
 snidær, snider, Schneider.
 sniden, schneiden, verwunden; aufschneiden, abschneiden, änten.
 snie, Schneee.
 snit, Schnitt.
 snitâ, Schneide.
 sniwen, schneien.
 snøde, snæde, ärmlich, gering, schlecht.
 snöuden, schnauben, schnaufen.
 snouden, snöuden, Schnauben, Schnaufen.
 snudel, Nasenschleim, Kops.
 snüden, niesen; schnarchen; schnaufen.
 snuor, snuore, Schnur, Sehne, Borte.
 snurren, schnell und fausend fahren.
 sô, 1) so, so sehr, der Art, nun; 2) als, wie, so wie, wenn.
 soc, Soede.
he sôch, *nd.*, er sog.
 sôchen, tränkeln.
si sôchtrin, sie suchten.
 sodân, *nd.*, solch.
 sôdelin, das Gefottene.
ich sofft, ich weinte, klagte, seufzte.
 sôigen, säugen.
 sokent, *nd.*, Suchen.
 sol, Sohle, Schuhsohle.
er sol, er soll, ist schuldig.
 solch, so beschaffen, von der Art, solch.
 soldener, Söldner, Soldat.
 solder, sollte er, soldez, sollte es, daß, soldichs, sollte ich dessen (davon); sollte ich sie.
 soldye, *nd.*, Sold.
 soldier, Söldner, Soldat.
 solich, solich, sôlh, solch, so beschaffen.
 solis, soll das.
 soln, sôln, sollen, müssen.
 du solt, du sollst.
 solt, Sold, Löhnung.
 solte, sollst du.
 somelike, *nd.*, einige.
 sonder, 1) allein; 2) einzeln; 3) ohne, aber; 4) aber.
 sône, *nd.*, sübne, versöhne.
 sône, *nd.*, Sübne.
 sone, so nicht.

söne, nd., Sohn.
 sonendag, nd., Sonntag.
 ir sönt, ihr sollt.
 sor, so er, wenn; sor ie, wenn
 er jemals.
 sorliche, mit Furcht.
 sorchsam, Furcht, Sorge er-
 regend, verdächtig.
 sorge, Sorge, Unruhe, Furcht;
 Kummer, Leid; Fürsorge, Vor-
 sicht; sorgen buoz, Entfer-
 nung, Vinderung der Sorge,
 des Kammers.
 sorgen, sorgen, bangen.
 sörglich, Furcht erregend, ge-
 fährlich.
 sos, so sie, wie sie; wie dessen,
 so dessen; so weit, so viel.
 söse — söse, sowohl — als.
 sösiech, so weit ich, so fern ich.
 sosö, so weit, so viel.
 sost, so ist, daher ist.
 söt, Wasser, Brunnen.
 sie söt, sie sollt.
 söz, wenn es.
 souberlich, rein, hübsch.
 er souc, er sog.
 soumære, soumer, Saum-
 roß.
 spächen, schauen, prüfen, spä-
 hen.
 spade, nd., spät.
 spähe, späch, scharfsinnig,
 klug, wichtig, gelehrt, verstan-
 dig, schlau, kunstreich, wun-
 derbar; scharf, spitzig, (spöti-
 sch).
 spähe, kluges Benehmen, wei-
 ses Verfahren, Verständigkeit,
 List.
 spälich, kunstreich.
 span, Span, Splitter.
 span, Streit, Uneinigkeit,
 Streitigkeit.
 spanbette, Feldebette.
 spanen, bereben, locken, an-
 locken.
 spänel, Kleiner Span, Splitter.
 spange, Band, Reis, Svange.
 spanjöl, spanjöl, spanisches
 Roß.
 spannea, spannen, dehnen, zie-
 len, lauern.
 spanvarc, Spanferkel.
 sparn, schonen, sparen, schir-
 men, erhalten; erlassen, ver-
 schonen.
 spat, Svat, Krankheit der
 Pferde.
 späte, späte, spät.
 speh, spech = spähe.
 spehen, sich umsehen, schauen,
 prüfen, erkennen.
 er spei, er speite.
 spel, Rede, Erzählung, Fabel.
 spel, nd., Spiel; dö gink it
 Reinken üt deme spele, da
 gab Reineke ad Spiel ver-

loreu, es ging Reineken
 schlecht.
 spellen, spalten, trennen.
 spelte, Scheit, Brett, Stange;
 ein Werkzeug, um erhabene
 Arbeit zu machen.
 spèn, schauen, prüfen.
 spengen, mit Spangen, Bän-
 dern versehen.
 sper, Speer.
 sperä, den Speer her!
 sperche, Sperling.
 sperren, in den Weg treten,
 verschließen.
 sperwære, Sperber.
 spiegelglas, Spiegel.
 spiegellicht, spiegelhell.
 er spielt, er spaltete.
 ich spien, ich spannte, streckte,
 dehnte; si spiendent, sie span-
 ten.
 spien, spielen.
 spiez, Spieß.
 spiezer, Spießträger.
 spigeln, mit Spiegeln schmü-
 cken.
 spil, Vergnügen, Zeitvertreib,
 Scherz, Wettkampf, Kampfs-
 piel, Glückspiel, Schauspiel.
 spilde = spilnde.
 spilgenöds, Spielgefährte.
 spilemann, spilmann, Spiels-
 mann, Musiker, Gaukler.
 spiln, sich vergnügen, spielen;
 funkeln.
 spilnde, spielend, scherzend,
 heiter, froh; strahlend, glän-
 zend.
 spinele, Spindel.
 spisære, Wirtschaftsbesorger.
 spise, Speise, Nahrung.
 spiseläge, Speisevorrath.
 spisen, speisen, füttern.
 spiwen, spielen.
 spor, Spur, Fußstapfen; Ge-
 lense; Sporn.
 spot, Scherz, Spott, Verspot-
 tung, Schmach, Schande;
 sunder spot, im Ernst.
 spoten, spotten, scherzen,
 höhnisch reden, verspotten.
 spotlichen, höhnisch.
 spöttig, zum Spott reizend,
 spöttisch.
 spräche, Besprechung, Unter-
 redung, Sprache.
 sprächen, sprechen, sich be-
 sprechen.
 spræjen, sprühen, sprengen.
 sprechen, sagen, sprechen,
 nennen, festsetzen, besprechen,
 anberaumen, bestimmen; lau-
 ten, heißen, bedeuten; vor-
 tragen, lichten; aber sprechen,
 erwidern; an sprechen, zu-
 sprechen, sprechen nach, ver-
 langen, vol sprechen, zu Ende
 sprechen.

spreiten, ausbreiten.
 sprengen, springen machen,
 sprengen; werfen.
 sprenzelieren, lange Beine
 machen, stolz einhergehen.
 sprenzinc, langbeinige Per-
 son, Langbein.
 spriezen, hervorbrehen, sprie-
 ßen, entspringen.
 springen, laufen, springen.
 hüpfen; entspringen, hervor-
 brechen.
 sprinzelin, kleine Art Falken.
 sprizel, Sprizel, Splitter.
 spruch, Ausspruch, Rede, Wort,
 namentlich des Dichters.
 sprüchenlichen, spruchweise,
 in Sprüchen.
 sprunc, Sprung, Ursprung,
 Entstehung.
 spulgen, pflegen.
 ich spuon, ich beredete, reizte.
 spüren, spürn, spüren, nach-
 spüren, wahrnehmen, empfin-
 den, merken.
 staben, beedigen, zu eigen
 übergeben, er stabite, er be-
 eidigte, er übergab.
 stad, Gestade.
 stade, nd., gute Gelegenheit,
 bedingende Verhältnisse, Um-
 stände.
 stade, Gestade, Ufer.
 stadel, Scheune.
 stadelthrön, fester, ewiger
 Thron.
 stadelwise, Lang in der
 Scheune.
 stahel, Stahl.
 stahelhertlich, Stahlbart.
 stahelhuot, Helm.
 stahelin, stähelin, Stähler.
 stahilscal, der Stahl des
 Stahles.
 ich staich, ndr., ich stach.
 stain, ndr., stehen.
 he stak, nd., er stach.
 stal, Stall, Stelle.
 ich stæle, ich stähle.
 stälhert, hart wie Stahl.
 si stälin, sie stahlen.
 stalin, Stähler.
 stallen, einstellen, stehen blei-
 ben.
 stählrinc, Panzerring (von
 Stahl).
 er stalte, er stellte ein; er
 stalte üt, er stellte an.
 stam, Stamm, Sproßling.
 stän, stehen, Stand halten.
 stille stehen, bebarren, fest-
 bestehen, dauern; beruben in,
 abhängen von, sich verhalten.
 sich befinden, sein; anstehen.
 ziemen; zu stehen kommen, sich
 stellen, treten; stän nâch, aus-
 gehen auf, beginnen; stän vor,
 sich widersetzen, höhe stän,

froh sein, von dem rosse stän,
abſitzen, abſteigen.
stanc, Geſtant.
ſtändent, ſtehend.
ſtange, Stange, Geweiß; der
ſtange begern, ſich überwin-
den geben.
ſtap, Stoß, Stab.
ſtaphen, ſtapfen, gehen,
ſchreiten.
ſtär, Staar.
ſtarch, Storch.
ſtarche, ſtarke, ſtarch,
ſtarc, ſtareliche, kräftig,
gewaltig, wichtig, ſchwer,
läſtig.
er ſtarhte, er ſtärkte.
he ſtark, nd., er ſtarb.
ſtat, Ort, Stelle, Stätte,
Stadt; von der ſtat, auf der
Stelle.
ſtat, Ufer, Geſtade.
er ſtät, er ſteht; mir ſtät, ich
beſinde mich.
ſtät, Stätigkeit.
ſtät, nd., Stand, Ehre.
ſtat, ſtate, bequemer Ort,
gelegene Zeit, Gelegenheit,
Hülfe, Verhältniß, Weiße; ze
ſtaten, zu rechter Zeit, am
rechten Orte, zu Hülfe.
ſtæte, feſt ſtehend, beſtändig,
dauerhaft, beharrlich.
ſtæte, Feſtigkeit, Stätigkeit,
Beſtändigkeit, Beharrlichkeit.
ſtatelin, Städtlein.
ſtaten, geſtatten, verhelfen, an-
ſtellen, ſügen; beſtatten.
ſtælen, beſtändig machen, be-
ſtätigen, bezeugen.
ſtäticheit, Beſtändigkeit.
ſtatin, nd., geſtatten.
ſtätlich, beſtändig, feſt; lang-
ſam.
ſtaubin, aus Staub.
ſtaudach, Geſträuch.
ſtaupe, Ruthenſtrafe, Stäu-
pung.
ſtechen, ſtechen, ſteden; käm-
pfen, erſtechen, tödten.
ſteche, Stecken.
ſtecken, befeſtigen, ſteden.
ſtede, nd., Stadt, Stätte.
ſtede, Adj., beſtändig.
ſtegen, ſteigen, den Weg bah-
nen, leiten, gehen; näch eren
ſtegen, die Bahn der Ehre
gehen.
ſtegereiß, ſtegerip, nd.,
Stegreiß, Steigbügel.
ſtehelin, ſtäblern.
ſteheln, ſtehlen, ſtählen.
er ſteic, er ſtieg.
ſteichen, ndr., gehen, ſchrei-
ten.
ſteige, ſteigge, ſteile Straße.
ſtein, Stein, Fels; Edelſtein.
ſteinac, ſteinig.

ſteinen, ſteinigen.
ſteingevelle, Gegend mit
Felsblöden.
ſteinin, ſteinern.
ſteinlichen, wie ein Stein.
ſteinön, ſteinigen.
ſteinschrove, Felswand, zer-
klüſteter Fels.
he ſteit, nd., er ſteht.
ſtelehaft, diebiſch.
ſtellen, ſtellen, anſtellen, auf-
ſtellen, zu Stande bringen,
verrichten; ſtellen näch, nach-
ſtellen, ſtreben, treiben.
ſteln, heimlich thun; ſich ſteln,
heimlich fortgehen.
ſtemme, nd., Stimme.
ſtèn = ſtän.
ich ſtèn, ich ſtehe.
ſtènde, ſtehend.
ſtènrutse, nd., Steinrutse.
ſi ſtènt, ſie ſtehen.
ſteppen, durchnähen, ſticken.
ſterbe, Krankheit, Peſt.
ſterben, ſterben, tödten.
ſtercher, ſtärker.
ſterke, Stärke, Kraft.
ſterken, ſtärken, kräftigen.
ſterre, Stern.
ſtèrt, nd., Schwanz.
ſtertzen, ſtarr machen auf-
richten, emporziehen.
ſterven, nd., ſterben.
ſtet, Ort, Statt, Stätte.
ze ſtet, ze ſtete, uf der ſtet,
auf der Stelle, ſogleich.
ſtete, Beſtändigkeit.
ſtèticlich, beſtändig, beharr-
lich.
ſtetig, feſtſtehend.
ſteure, ſteuer = ſtiure,
Stüge, Hülfe.
ſtie, Steig, Weg, Pfad.
ſtich, Stich, Verwundung.
ſtie, Behälter, Stall.
ſtieben, Staub machen, zer-
ſtäuben.
ſtiern, Stirne, Kopf.
ſie ſtieſſent anc, ſie heran-
ten.
ſtiezern, ſtieß er ihn.
ſtiſſun, Stieſſohn.
ſtift, Gründung, Stiftung,
Bau, Stadt.
ſtiften, gründen, bauen, ſtiften,
er ſtife, er ſtiftete, gründete.
ſtig, Steig, Pfad, Weg.
ſtige, 1) Stiege, Treppe, 2)
Behälter, Stall.
ſtigen, ſteigen.
ſtil werden, in Ruhe geſaſſen
werden.
ſtille, ruhig, ſtill.
ſtill, Ruhe, Stille.
ſtillen, ſtill werden, ſchweigen;
ſtilſen, geſchweigen, zur Ruhe
bringen.
ſtimel, Verlangen.

ſtimme, Stimme, Laut, Schall,
Wort.
ſtinken, riechen, ſinken.
ſtiure, Unterſtützung, Hülfe,
Ergänzung, Steuer, Beitrag,
Steuerruder.
ſtiuren, unterſtützen, fördern,
ſteuern, leiten.
ſtival, ſtival, Stieſel.
ſtoc, Stoß, Stempel, Stamm;
Schmiedestoß; Almoſenſtoß,
Opferſtoß.
ſtöcken, hauen.
ſtockrüdde, Jagdhund.
he ſtöl, nd., er ſtahl.
ſtöl, nd., Stuhl.
ſtöle, Priesterbinde, Stole.
ſtolle, Stüge, Fuß.
ſtöllelin, kleine Stüge, klei-
nes Geſtelle.
ſtolt, Geſtalt.
ſtolz, nd., ſtolt, ſtolz, über-
müthig, schön, edel, ſtattlich,
vorzüglich.
ſtön = ſtän.
ſtormen, ſtürmen, kämpfen.
ſtorren, hervorragen, hervor-
ſtehen.
ſe ſtorven, nd., ſie ſtarben.
er ſtöt, er ſteht.
he ſtöt, nd., er ſtand.
ſtouben, ſtäuben, ez ſtoup,
es ſob.
ſtoubin, von Staub.
ſtoup, Staub.
ſtöz, Wiſt, Feindseligkeit; ſtöz
hän, in Streit gerathen, feinds-
ſelig zuſammenstoßen.
ſtözen, ſtoßen, ſchlagen, treib-
en, zuſammenbrängen.
ſtözen, ſtoßen, ſchlagen; ſteden,
ſchieben, treiben.
ſträfe, Strafe, Verweis, Tadel.
ſträſen, tadeln, verweiſen,
ſchelten, verſpotten.
ſträfung, Verweis, Tadel,
Strafe.
er ſtrachte, er ſtreckte.
ſträle, Pfeil.
ſtrælen, käumen.
ſtraisſe, ndr., Straße.
ſtrâm, Strom.
ſtrate, nd., Straße.
ſtrauchen, ſtraucheln, fallen.
ſtråze, Weg, Straße.
ſtreben, ſich erheben, gerichtet
ſein, ſtreben, trachten, käm-
pfen, ringen.
ſtrecken, gerade, ſtraff machen,
ſtreden.
ſtreichen, ſtreicheln.
er ſtreit, er kämpfte.
ſtrenge, Härte, Ernſt.
ſtrenge, ſtark, kräftig, ernſt,
hart.
ſtric, Schnur, Strid, Fall-
ſtrid, Schlinge, Reß, als din
helm geuem den ſtric, ſobald

dein Helm auf den Kopf gebunden ist.
 strich, Weg.
 striche, stricke, Mehrz. v. stric.
 strichen, eilend gehen, ziehen, wandern.
 strichen, streichen, anordnen, pugen, schmücken.
 si strichen, sie ordneten, schmückten.
 stricken, mit Striden befestigen, binden.
 er strihte, er band, knüpfte.
 strit, Streit, Kampf; strit geben, angreifen, strit läzen, nachgeben.
 striteclichen, streitlustig.
 striten, streiten, kämpfen.
 stritgeselle, Mitkämpfer.
 stritlich, streitbar.
 stritmüde, vom Kampf ermüdet.
 strô, Stroh, Strobalm.
 strôlich, schlechtes Stroh.
 strôuen, strôuwen, streuen, zerstreuen.
 strousac, Strobsack.
 strûben, strâuben, aufregen, regen, verworren sein.
 strûch, Strauch.
 strûchen, strâucheln, fallen.
 strûke, Sträucher.
 strûze, Strauß (Vogel).
 stual, Stuhl.
 stûche, Kessbinde, Schleier.
 stûck, stûcke, stücke, nd., stuche, Stûck, Theil.
 stûckelin, Stûckchen.
 stûdach, Gesträuch.
 stûde, Stauden, Busch.
 stum, stumm, sprachlos.
 stûmbeln, verstûmmeln.
 stump, stumm.
 stumpf, stumph, verstûmmelt, stumpf.
 stunt, stuonde, stunde, Zeit, Weile, Stunde, Mal; understunt, unter stunden, zu weilen; dristun, dreimal; hundert stunt, hundertmal; tûsent stund, tausendmal; an der stunt, zuo stunt, zu der stunden, sogleich; mangelstunt, manchmal; zeiner stunt, zeinen stunden, einmal; zal-len stunden, immer.
 stuofe, Stufe, Tritt.
 stuol, Stuhl, Sitz, Thron.
 er stuont, er stuot, er stand.
 er sturb, er starb.
 sturm, Angriff, Kampf, Streit.
 sturmelich, in Kampfes Weise.
 stürmen, stürmen, kämpfen.
 sturmgevant, Rüstung.
 sturmküene, kühn im Kampf.

sturmnüede, vom Kampf ermüdet.
 sturmvân, Kriegesfahne.
 sturz, Fall.
 stürzen, sturzen, umfallen; umwenden, drehen, niederlegen.
 stützen, unterstützen.
 su — als Anlaut s. v. a. sw. schw.
 sù, sie (Einz.).
 sù, Sau.
 süber, sauber.
 süberlich, nd., sübirllich, sauber, schön, hübsch.
 Sübiche, Eigennamen; ungetreuer Rath Ermenrichs, Feind Dietrichs von Bern.
 suckenie, Oberkleid, Lalar.
 suellen, vor Hunger oder Durst sterben.
 süen, Gericht, Veröhnung, Friede.
 süenære, Mittler, Veröhner.
 süenærin, Mittlerin, Veröhnerin.
 süenen, richten; veröhnen.
 süeze, süezze, süezellich, süezlich, angenehm, lieblich, mild, süß, schön.
 süeze, Lieblichkeit, Annehmlichkeit.
 süezen, angenehm machen, erheitern, versüßen.
 süsen, schlürfen, essen; si süsenz, sie schlürfen, essen das.
 sùt, Seufzer.
 sügen, saugen.
 suht, Krankheit.
 sühten, seufzen.
 sùl, Säule, Stab, Stûge.
 ich sùl, ich soll, solle.
 sulh, sulch, sulich, so beschaffen, solch.
 sulke, nd., solche.
 suln, sùln, sollen, müssen, schuldig sein; wir suln, sul-len, sullen, sùln, wir sollen; si sulnt, sùnt, sie sollen; du sult, sùlt, du sollst; ich sùl, ich solle.
 sulve, sulven, nd., selbst.
 sulver, nd., Silber.
 sulwir, sollen wir.
 sum, irgend einer, ein gewisser.
 sumelich, irgend einer, mancher, etliche.
 sùmen, aufhalten; sich sùmen, sich aufhalten, verspäten, zögern.
 sumer, Sommer.
 sumerlate, junger Baumreis, Sommerlade.
 sumerlich, sumerlichen, sommerlich.
 sumertac, Sommertag.
 sumerwise, Sommerlied.
 sumerwunne, Sommerfreude.
 sumerzit, Sommerzeit.
 sùmlich, mancher, etliche.

summer, so (wahr) mir (Gott helfe).
 sun, Sohn.
 sie sun, sùn, sie sollen.
 sundære, sündære, sùnder, Sünder.
 sünde, sunde, Sünde.
 sündebære, sündec, sündelich, sündig, sündlich.
 sünden, sündigen.
 sunder, 1) Adj. abgesondert, besonders, allein; 2) Adv. einzeln, besonders; 3) Pröp. sonder, ohne, außer; 4) Conj. sondern, aber; alsunder, ganz ohne.
 sunderkâmer, abgesondertes Zimmer.
 sunderlich, besonder.
 sundern, sondern, trennen.
 sunders, besonders, einzeln.
 sundersiz, besonderer Sitz.
 sundersprâchen, sich beim-sich besprechen.
 sunderstat, abgesonderter Ort.
 sùne, nd., Sûbne.
 sungiht, Sonnenwende.
 sunig, versöhnlich.
 sunne, Sohn.
 sunne, Sonne, Sonnenschein.
 sunneclich, sonnig, strahlend.
 sunnenbære, sonnenklar, hell.
 sunnebernde, Licht bringend, erleuchtend.
 sunneschin, Sonnenschein.
 sunnenvar, strahlend.
 wir suns, wir sollen das, wir sollen sie.
 ir sunt, sùnt, ihr sollt, müßt.
 sunt, nd., Gesundheit.
 suntag, Sonntag.
 suntig, sündig.
 suochen, suchen, forschen; auffuchen, heimsuchen, anfallen, bekriegen, versuchen, verlangen, fordern.
 suochhunt, Spürbund.
 er suchte, er suchte, si suolten, sie suchten.
 suon, Sohn.
 suon, suone, Gericht, Veröhnung, Frieden.
 suonon, nd., richten, veröhnen.
 suonerinne, Veröhnerin, Mittlerin.
 suontac, Sûbntag, der jüngste Tag.
 suoz, suoze, suozze, suozlich = süeze u. s. w.
 supfen, schlürfen, trinken.
 sûr, sauer, herb, bitter; unangenehm, schmerzlich; bestrig, streitsüchtig, böse.
 sûr, das Saure, Bitterkeit.
 sûren, sauer werden.
 surgant, Diener, Gerichtsdiener.
 sus, sust, so, also, auf diese

Belfe; so sehr, in solchem Grade; sonst, nur so; umbe-
sust, umb sus, vergebens, um-
sonst; noch sus noch sō, we-
der in dieser noch in jener Sin-
sicht.
sūs, Saus, Braus.
suster, nd., Schwester.
sūtære, sūter, Nāher, Schuh-
macher.
si suten, sie sotten, kochten.
suz, nd., sonst.
sv, als Anlaut f. v. a. sw, schw.
sve = swer.
svegele, Nöhre, Speiseröhre,
Pfeife, Flöte.
sviu, womit, worin.
se svören, sie schwuren.
swā, wo immer, wenn irgend
wo, da wo; swā sō, swā hin,
wohin auch; swā mite, womit
auch.
swach, swache, gering, werth-
los, ruhmlos, schlecht, schmä-
lich; die edeln swachen, die
Leute vom niedern Adel.
swachen, gering sein, abneh-
men, verringern, herabsetzen;
sich swachen, sich erniedrigen.
schwachgemuot, schlecht ge-
sinnt.
swal, swalme, Schwalbe.
swanc, Schwung, Streich, lus-
tiger Streich, scherzhafte Er-
zählung.
swane, Schwan.
swanger, schwanger.
swanne, wenn je, sobald als,
wenn.
er swant, er schwand.
swanz, Schwanz, Schleppe.
swanzen, stolz, geziert einher-
schreiten.
swar, wenn irgend wohin, wo-
hin.
swarbe, ein Vogel.
swære, nd. swär, swäre, schwer,
drückend, beschwerlich, gewich-
tig, vornehm, betrübt, zuwi-
der, schmerzlich.
swære, Schmerz, Leid, Sorge,
Kummer, Beschwerte, Schwere.
swären, schwer sein, schwer
werden.
swären, swären, drücken,
fränken.
swärheit, Schwere.
swærlich, Adj. swærlichen,
schwer, schmerzlich.
swarte, behaarte Haut, besen-
ders Kopfhaut; Schwarte.
swarz, schwarz; swarzin buoch,
Zauberbücher.
swaz, was, welches, was im-
mer, was irgend, alles was;
swaz sō, was auch.
swazen, swatzen, schwägen,
plaudern.

swazunde, schwägend.
swebel, Schwebel.
sweben, sich bewegen, schweben,
schwimmen, fliegen.
he swēch, nd., er schwieg.
sweder, wer von Zweien.
swederhalb, an welcher von
beiden Seiten.
sweler, Schwiegervater.
sweiben, schweben.
er sweic, sweich, er schwieg,
ruhte; sweic, mache schweigen!
geschweige!
sweif, Schweiß.
sweisen, winden; seggen; schwin-
gen, werfen.
sweigen, schweigen machen, ge-
schweigen, zum Schweigen nö-
thigen.
sweim, sweime, Bewegung,
Flug.
sweimen, schweben, fliegen.
sweiz, Schweiß.
sweizic, schweißig.
swelch, swelich, welcher, im-
mer, wer irgend.
swellen, schwellen.
swem, swemme, Schwemme.
swem, wem auch; swen, wen
auch.
swen = swenne.
swenden, zu Grunde richten,
verschwinden, vertreiben.
swenken, beugen, bewegen,
werfen, heftig schwingen, um-
herschweifen; sich bewegen.
swenker, beweglicher.
swenne, wenn irgend, wenn je,
sobald als, wenn, wann.
swenner, wenn er.
swenz, wen es.
swenzel, Stück des weiblichen
Kopfschmucks.
swer, wer irgend, jeder der.
swerā, schwöre.
swerde, Schmerz, Kummer.
swère = swære.
swërlichen, schmerzlich,
schwer.
swern, schmerzen, schwären.
swern, schwören, beschwören;
zuschwören, buldigen.
swert, Schwert; swert geben,
zum Ritter machen.
swertleite, Schwertsführung,
Empfang des Schwerts beim
Ritterschlag.
swertsclac, Schwertschlag.
swerz, wer es.
swerzen, schwärzen.
swester, Schwester.
swibelen, taumeln.
swic, schweige!
swich, Kästung.
swichen, entweichen, schwin-
den, sich zurückziehen, im Stich
lassen; abtrünnig werden, ver-
lassen.

swie, wenn irgend wie, wie im-
mer, obgleich, wiewohl wenn.
er swief, er segte, wendete,
warf.
swiez, wie es auch.
swigen, schweigen, verschwei-
gen, stille sein.
swiger, Schwiegermutter.
swimmen, schwimmen.
swin, Schwein.
swinin, schweinen.
swinde, schnell, geschwinde,
heftig, gewaltig.
swinden, vergehen, verschwin-
den; in Ohnmacht fallen.
swinen, schwinden, abnehmen.
swingen, schwingen, schlei-
dern, sich schwingen, fliegen,
neigen; abe swingen, abbauen.
er swirt, er schmerzt, schwärt.
swister, Schwester.
switzen, schwitzen.
swonner, wo er.
swuorens, schwuren sie.

T.

tabig, rasend.
tac, tach, tag, tak, Tag,
Zeit, Frist; Lebenszeit, Leben;
Zusammenkunft; des tages, an
diesem Tage; eines tages, eintig;
allen den tac, die ganze Zeit;
bi minen tagen, seit ich lebe;
bi kurzen tagen, vor kurzer
Zeit; in kurzen tagen, in we-
nig Tagen.
tach, Ueberzug, Decke, Dach.
tadel, Gebrechen, Fehler, Man-
gel.
tageding, gerichtliche Verhand-
lung, Streit, Proceß, Termin.
tagedingen, vor Gericht la-
den, verhandeln, entscheiden.
tageliet, Morgenlied.
tagen, tagen, Tag werden lassen.
tageweide, Tagereise.
tagewise, Morgenlied.
tagewurche, tagewürke,
Tagelöhner, Tagelöhnerin.
tagezit, Tageszeit, Tag.
tal, nb., Zahl.
tal, Thal; ze tale, zetal, al ze
tale, hinab, nieder, bergab.
tālane, tālinc, den ganzen
Tag.
tāle trunc, Nachtrunk, Schlaf-
trunk.
talgen, kneten.
tam, Damm.
tamph, tempf, Dampf, Dunst.
tan, Tannenwald, Wald.
tanboum, Tannenbaum.
tank, Dank.
tant, nb., Tand, Spaß.
tanz, Tanz; einen tanz treten,
tanzen.
tanzwise, Tanzlied.

tapfer, schwer, gewaltig, tapfer.
 ich tar, ich darf, ich wage; du tarst, du wagst.
 tarnhüt, unsichtbar und stark machender Mantel.
 tasten, *nd.*, greifen; to tasten, zugreifen.
 tát, That, Werk.
 tauchen, drücken, sich drücken, gebückt gehen, schleichen.
 tavel, tavele, távele, Tafel, Tisch.
 távelrunde, runde Tafel des Königs Artus.
 tawen, thauen.
 he tèch, *nd.*, er zieh, beschuldige.
 ik tède, ich that, thäte.
 tegedinc = teidinc.
 tegel, Tegel.
 tegelich, *Adj.*, tegeliche, tegelich, *Adv.*, täglich.
 teidinc, gerichtliche Verhandlung, Streit, Termin.
 teidingen, verhandeln.
 teidinger, Vermittler, Schiedsmann.
 teil, Theil, Stück, Antheil, Anzahl; ein teil, etwas, ein wenig, zum Theil.
 teile, Theilung, Theil.
 teilen, theilen, zerlegen, ordnen, zutheilen, geben, austheilen.
 theilhaft, zutheilend.
 teinde, *nd.*, zehnte.
 tèken, *nd.*, Zeichen.
 temeren, hämmern, klopfen.
 templeise, Ritter des Grals.
 ten, den.
 tenc, *Gen.*, tenges, sink.
 tengeln, hämmern, schmieben.
 tene, *nd.*, Röhne.
 Tene, Dänemark.
 tèpch, Teppich.
 ich tete, ich that, thäte.
 teter, that er; teter, that er den, ihnen; teter, that er es.
 tetig, thätig, thuend; übel tetige lute, Uebelthäter.
 teuschen, betrügen, hintergehen.
 teutte, Zauberin, Hexe.
 than, Wald, Forst.
 tich, Leich, Fischteich.
 tier, Thier.
 tierlin, Thierchen.
 tiet, *nd.*, Zeit.
 tievel, tievil, Teufel.
 tiezzen, tönen, lärmern, rauschen.
 tihtære, Dichter.
 tihte, das Dichten, Gedicht.
 tihten, tichten, schaffen, abfassen, schreiben, dichten.
 tihter, Dichter.
 tymiäma, Thymian.

timpfen, dampfen.
 tinthorn, Dintensaj.
 tintinnabulä (latein.) Klinggen, Schellen.
 tirme, Schaar.
 tisch, tisk, Tisch.
 tistel, Distel.
 tyt, *nd.*, Zeit.
 tiur, tiure, 1) *Adj.* selten, theuer, kostbar, vortreflich, ausgezeichnet; 2) theuer; dringend.
 tiuren, erheben, ehren, verherrlichen.
 tiurlich, ehrenvoll, kostbar, herrlich, ausgezeichnet.
 tiurre, theurer.
 tiusch, tiutsch, deutsch.
 tiusche, Spiel, Scherz, Zeitsvertreib.
 tiutære, Ausleger, Erklärer.
 ze tiute, zu deutsch.
 tiute, Erklärung, Deutung, Auslegung, Erzählung.
 tiuten, deuten, auslegen.
 tiuvel, Teufel, Versführer.
 tiuvelinne, Teufelin.
 tiuvelliche, tiivellichen, teuflisch.
 tiwere, tiwer, theuer, kostbar, ausgezeichnet, selten.
 tiwerlich, werth, theuer, ausgezeichnet.
 tjost, Zweikampf (mit Speeren).
 tjostieren, tjostieren, im Zweikampf kämpfen.
 tò, *nd.*, zu, in.
 tobel, Waldbthal, Schlucht.
 tobelichen, rasend, wüthend.
 toben, rasen, wüthten.
 tobie, töbie, tobig, rasend, toll, wüthend.
 tobreken, *nd.*, zerbrechen, verhindern.
 tocke, Dode, Puppe.
 togen, *nd.*, zeigen.
 se togen, *nd.*, sie zogen.
 togint, *nd.*, Jugend.
 tòhoren, *nd.*, angehören.
 ich tohte, töhte, ich taugte.
 tòkomen, *nd.*, zugehen, sich ereignen; tò komen enem von blode, Einem blutsverwandt sein.
 tol, thöricht, übermüthig.
 tolyke, *nd.*, zugleich.
 tom, *nd.*, zu dem.
 tòn, *nd.*, thun.
 tòn, Ton, Gesangsweise, Lied.
 tònren, tönen, klingen, singen.
 tónygen, *nd.*, zuneigen, sich verneigen.
 topel, Würfelspiel.
 topeln, würfeln.
 topelspil, Würfelspiel.
 topelt, gewürfeltes Zeug.
 topfknabe, ein Knabe, der noch mit dem Kreisel spielt.

tor, Thor, Thüre.
 tór, tóre, Thor, Rarr.
 tórecht, tóreht, thöricht, närrisch.
 tórel, kleiner Thor.
 tóren, Thörin, Alberne.
 tóren, zum Thoren machen, betören, betrügen, verführen.
 tórheit, Thörheit, Rarrheit.
 tórinne, Thörin, Rárrin.
 tórna, die Thoren.
 tórna, *nd.*, Born.
 tórn, betören.
 tórperheit, häurisches Benehmen, Rohheit.
 tórsch, thöricht, närrisch.
 ich torste, tórste, ich wagte, durfte, dürfte.
 torstlich, *nd.*, sühn.
 torwarte, torwehtære, Thormächter, Thürbüter.
 tostören, *nd.*, zerstören.
 tót, Tod.
 tót, gestorben, todt.
 tót, das Sterben, Tod, Uebergang.
 er tæ, er tödtete.
 tótgevar, tobtentlaß.
 tote, Tauspathé.
 tóten, todin, *nd.*, tödten.
 totlich, tælich, tödtlich, sterblich.
 tótvar, tobtentlaß.
 tou, Thau.
 toub, stumpfsinnig, thöricht.
 touben, öder, wüster.
 touben, betäuben.
 toubieren, singen, schlagen (von der Nachtigall).
 ich touc, ich taugte, taugte.
 touc, Geheimniß.
 tóude, sterbend.
 touf, toufe, Taufe.
 toufbære, getauft.
 toufbrunne, Taufwasser.
 toufen, taufen.
 tougen, tougenlich, *Adj.* tougen, tougenliche, *Adv.*, geheim, heimlich, verborgen.
 tougen, Geheimniß, Wunder.
 tougenliche, heimlich, geheim.
 toum, Dunst, Rauch.
 tóun, sterben.
 tounaz, bethaut.
 toup, empfindungslos, stumpfsinnig, taub, thöricht; öde, wüst.
 touwe, Thau.
 touwee, bethaut.
 touwen, thauen, von Thau be-
 neht werden.
 touwen, töuwen, sterben.
 toveren, *nd.*, zuror, vorber.
 towec, bethaut.
 towedderen, *nd.*, zumider.
 träch, *nd.*, träge.
 trache, Drache.
 tråcheit, Trågheit.

tracht, Gericht, Speise.
se træden, sie traten.
 treffen, treffen.
 träge, *Adj.*, träge, *Adv.*, lang-
 sam, träg, verdrossen, spät;
 nicht.
 tragen, tragen, ertragen, fäh-
 ren, leiten, bringen; sich tra-
 gen, sich richten, erstrecken, be-
 laufen; vortragen, zeigen; vür
 tragen, vorziehen, fördern,
 nützen.
 trager, Träger.
 trahen, træher, Tropfe.
 Thräne.
 trahenen, von Thränen voll
 sein, überfließen.
 trahie, 1) Gericht, Speise;
 2) Erwägung, Sinnen, Stres-
 sen, Trachten.
 trachten, streben, trachten; er
 trahie, er trachtete.
 traid, Getreide.
 trake, Drache.
 trakeit, trakheit, Trägheit.
 tråme, Balfen, Blod.
 trån, tragen.
 trån, Flüssigkeit, Kluth.
 tranc, Trank, Getränke.
 ertrancie, tranhie, ertrånkte,
 gab zu trinken.
 trappe, Traube; Tappe (Be-
 gel).
 tråt, eilig, schnell, sogleich.
 tratz, traz, Troß, Feindselig-
 keit, Aufreizung.
 trawen, trauen, hoffen.
 trawen, in Wahrheit, traun.
 tråuwen, drohen.
 trechtin, Herr (Gott, Christus).
 trækken, *nd.*, ziehen.
 tref, Schlag, Streich.
 trehene, Thränen.
 trehtin, Herr (Gott, Christus).
 trei, Wams.
ich treip, ich trieb.
du treist, du trägst; er treit,
er trägt.
 trem, Träume.
 trenken, tränken.
 treschen, Dreschen.
 tresekamer, Schacklammer.
 treten, treten, mit Füßen stam-
 pfen; den reigen treten, tan-
 zen; abe treten, abtreten, ver-
 wischen.
 tretzig, zornig.
 trewzen, lieblos.
 triakel, Thierak.
 triben, treiben, antreiben, be-
 treiben, vertreiben.
 triben, Treiben, Wirken.
 trieknen, trocknen.
 triefen, tropfen, triefen.
 triegen, betrügen.
 trieger, Betrüger.
 trinität, Dreieinigkeit.
 trinken, trinchen, trinken.

trinken, Getränk.
 trischuble, Thüschwelle.
 triskamer, Schacklammer.
 tritt, Tritt.
 triu, treu.
 triulich, triulichen, treu-
 lich, ordentlich.
 triuten, lieblosen, herzen, lieben.
 triutinne, Geliebte, Gemahlin.
 triuwe, Zuverlässigkeit, Wahr-
 haftigkeit, Treue; triuwe ge-
 ben, verschern; in triuwen,
 triwen, wahrhaftig.
 triuwen, glauben, trauen; sich
 getrauen, zutrauen.
 troc, Korb, Trog.
 troie, Wams.
 tropfe, Tropfen.
 tröpfel, Tröpfchen.
 troist, *nd.*, Trost.
 trôn, trônus, Thron.
 trofsen, tröpfeln.
 tropfwurz, Engelsfuß.
 trophelin, Tröpflein.
 troschel, Drossel.
 tröst, Vertrauen, Zuversicht,
 Hoffnung; Trost, Hülfe.
 trösterinne, Trösterin.
 træstelin, kleiner Trost.
 trösten, træsten, trösten,
 helfen; versprechen; durchtræ-
 sten, um Trost zu erlangen; sich
 trösten, seine Hoffnung setzen
 auf.
 tröstlich, tröstlich.
 tröstunge, Trost.
er trouc, er betrog.
er trouf, er tropfte, tråufte.
 troufe, Traufe.
 troufen, träufeln.
 troum, Traum.
 troumen, träumen.
 troumskeide, Traumdeuter.
 trouwe, Zuverlässigkeit, Treue.
 trouwen, tröwen, trauen,
 getrauen, hoffen.
 tröuwen, drohen.
 trübe, Traube.
 truc, Betrug.
 truchentlichen, trocken, mit
 trockenen Worten.
 trucken, trocken.
 trüebe, trüb, finster.
 trüebe, Dunkelheit.
 trüeben, traurig machen.
 trüebesal, Trübsal.
 trugeheit, trügenheit, Be-
 trügerel.
 trügelich, betrügerisch.
 trügerære, trügener, Be-
 trüger.
 trügenheit, Betrügerel.
 trügesam, trügerisch.
 truhæze, Truchseß.
 trüsen, verkuppeln.
 truhtin, Herr (Gott, Christus).
 truoben, trüb machen, trüb sein.
 trüllen, kuppeln.

trüller, Kuppser.
 trüllerin, Kuppse.in.
 trunken, betrunken.
 trunkvaz, Trinkgefäß.
 truobe, trübe, finster.
 truoben, dunkel, finster wer-
 den, sich trüben.
ich truoc, ich trug.
 trüre, Trauer.
 trüre, trürec, trüric, trü-
 rich, traurig.
 trüreclich, trüriclich, *Adj.*,
 trüreclichen, trüriclichen, trau-
 rig.
 trüren. *nd.* trürin, trauern.
 trüren, Traurigkeit.
 trürlichen, traurig.
 trüt, lieb, traut, Geliebter,
 Lieblich; der Gotes trüt, der
 Lieblich Gottes.
 trütel, Liebchen.
 trütgemahel, liebe Braut.
 trütgeselle, lieber Gesell.
 trütgespil, liebe Freundin.
 trütlich, liebevoll.
 trüwelike, *nd.*, traulich.
 trüwe, treu.
 tråwen, trauen, hoffen.
 tschoie, Freude.
 tualm, Betäubung, Schlummer.
 tûbe, Taube.
 tûbil, tûbel, Teufel.
 tuc, *Pl.* tücke, schnelle Bewe-
 gung, Schlag, Stoß, Kunst-
 griff, Streich, Tücke.
 tucht, *nd.* Zucht.
er tûeje, er thue.
 tûfel, Teufel.
 tuft, Rebel, Reif.
ich tûge, ich taugte; wir tugen,
wir taugen.
 tûge, *nd.*, Zeuge.
 tugen, tügen, passen, ange-
 messen, hinreichend sein, tau-
 gen, nützen, helfen, ziemen, an-
 stehen.
 tügen, *nd.*, zeugen.
 tugent, tugende, Tuglich-
 keit, Kraft, Macht, Vortref-
 flichkeit, Tapferkeit, Bildung,
 hässliche Sitte.
 tugentbære, tugenthast,
 tugentliche, tugentri-
 che, tugentsam, tüchtig,
 vortrefflich, edel, von feiner
 Sitte, tugendhaft, würdig,
 wader.
 tugentliche, tugentlichen,
 tüchtig, vortrefflich, edler, sei-
 ner Sitte gemäß.
 tulllich, feistlich, feierlich.
er tulwatzst, er schwägt tolles
Zeug.
 tumb, tump, unerfahren, un-
 gelehrt, ungebildet, dumm, ein-
 fältig.
 tumpheit, Unerfahrenheit,
 Thorheit, thörichtes Wesen.

tumplich, thöricht.
tunc, Föhle.
tunkel, 1) *Adj.* dunkel, trübe, unklar; 2) *Subst.* Dunkelheit.
tunkeln, dunkel werden, trüben, verdunkeln.
tunkelsterne, Abendstern.
tunre, Donner.
tuo, thue! ich tuo, ich thue.
tuoch, Tuch.
tuocher, Tuchsheerer, Tuchhändler.
tuom, unerfahren, einfältig.
tuom, That, Werk, Macht, Würde.
tuom, Dom.
tuomherre, Domherr.
tuon, thun, machen, schaffen, geben, verschaffen, handeln, leben, sich benehmen; zu Leide thun; ich tuon, ich thue; ze tuonne, zu thun; schin tuon, zeigen; helle schin tuon, helfen; tuon zuo, helfen; sich tuon ze, sich an Etwas machen.
Tuonowe, Donau.
tuoz, thue es.
tur tür, türe, Thüre.
türe, theuer, kostbar, ausgezeichnet, selten.
türigst, theuerst.
türlich, nb., ruhmvoll, kostbar.
turn, Thurm.
turnei, Turnier.
turren, türren, wagen, dütsen; *Part.* gewagt, ich turre, türre, ich wage; wir turren, wir wagen.
türese, Riese.
turstig, verwegen.
tüschen, Schelmerei.
tüscherie, nb., Schelmstück.
tüsent, tausend.
tütsch, deutsch.
tüsken, nb., zwischen.
tüwel, Teufel.
tüwerlich, theuer, ausgezeichnet.
twahen, waschen.
twäle, twäl, Verzug, Versäumnis; sunder twäl, unge-säumt.
twälen, bleiben, verweilen, säumen.
twalf, nb., zwölf.
twalm, Betäubung, Schummer.
er twanc, er drückte, presste, bedrängte.
twanchsal, Bedrückung, Gewaltthätigkeit.
twär, nb., wahrlich.
twä, zwei, nb., zwei; twärer, zweier.
twehele, Waschtuch, Sandtuch.
twellen, tweln, zögern, säumen, verweilen, sich aufhalten.
twerc, *Gen.* twerges, Zwerg.
twergelin, Zwerglein.

twersch, *Gen.* twerhes, schräge, quer; twerges, in der Quere.
twinclich, bedrängend, zwin-gend.
twingen, zwingen, einengen.
twingen, zusammenpressen, drücken, zwingen.
twintich, nb., zwanzig.
twiunge, nb., Entzweiung.
ich twunge, ich zwänge.
ich twuoc, ich twuoch, ich musch; wir twuogen, wir mus-schen.

U.

ü, nb., euch.
üb, ub, ube, wenn, ob, daß; waz ub, wie wenn.
übel, 1) böse, übel; 2) Böses, Uebel, Unheil.
übel, übele, ubele, ubel, übel, schlimm; übel schinen läzen, nicht offenbar werden lassen.
übele, ubele, Bosheit.
übelliche, übellichen, böse, schlimm.
über, über; nach; über al. ganz-sich; über daz, überdies, denoch; über werden, übrig blei-ben, überhoben werden.
überbilden, mit Bildern be-decken.
überbrehten, überschreien.
überfluot, überfluz, Ueber-fluß.
überflüzeclich, überflüssig, reichlich.
übergän, übergän, überge-hen, überfließen, besiegen, zwingen.
er übergap, er gab sich auf.
übergeben, vergeben, aufge-ben, verrathen.
übergelt, Zins.
übergelten, übertreffen.
er übergie, er floß über; er zwang, besiegte.
übergiuden, übermäßig prah-sen.
übergnöz, von höherem Stand, übertreffend, vorragend.
übergnuht, Ueberfluß.
übergulde, höherer Werth.
überguot, höheres Gut.
überherre, der höchste Herr, Gott.
überhæhen, übertreffen.
überhæren, vollständig anhö-ren, nicht hören.
überic, überflüssig.
überkomen, erreichen, ergrei-sen.
überkraft, Uebermacht, zu große Menge, Ueberfülle.
überkræhen, überschreien.
überkrefteclich, übermäch-tig, überlegen.

überkumen, erreichen, ergetel-sen.
überladen, zu schwer beladen.
überlaidig, sehr betrübt.
überlanc, nach einer Weile, endlich.
überlast, zu große Last.
überlasten, überladen.
überlegen, überlästig, unge-legen.
überlegenheit, Ungelegen-heit.
überliuchten, überstrahlen.
überlüt, außerordentlich laut.
übermaln, zerreiben.
übermezzen, das Maas über-schreiten.
übermüete, übermuot, Ue-bermuth.
überreden, überführen, über-weisen.
überreit, überführt.
überschiezen, darüber weg-schießen.
überschinen, bescheinen.
übersehen, über Etwas sehen, nicht sehen, Nachsicht haben.
übersetzen, versäumt.
übersitzen, versäumen, ver-sigen.
sich übersprechen, unüber-legt sprechen, zu viel sagen.
übersterken, übertreffen.
überstreben, überwinden.
überstriten, überwinden, über-treffen.
übersüezen, lieblicher sein als, an Lieblichkeit übertreffen.
übertheilen, verurtheilen, über-vorthellen.
übertragen, auf sich nehmen.
überheben, Nachsicht haben, ver-schonen.
übervarn, vorüber, hinaus ge-hen, übertreten.
überveheten, überwinden.
überwachsen, überwachsen.
überwal, Ueber-schwall.
überwiegen, überwiegen.
überwinden, überwinden, ver-win-den, verschmerzen.
ubile, übel, schlimm, böse.
übrig, überflüssig, übertrieben.
üch, nb., euch.
üeben, gebrauchen, ins Werk setzen, pflegen; sich üeben, seine Kräfte gebrauchen.
üf, 1) *Præp.* auf, bis auf, in Be-ziehung auf; 2) *Adv.* auf, auf-wärts, hinauf.
üf binden, hinaufbinden; den helm üf binden, den Helm auf-setzen.
üf dringen, in die Höhe drin-gen.
üse, üsen, auf.
üsen, auf den.
üsen, erheben, häufen.

üferstendunge, Auferstehung.
uffenbare, öffentlich.
üffin, auf den.
üfgeben, übergeben.
üfgeleit, aufgelegt, aufgelegt.
üfgerichte, aufrecht.
üfhalt, aufgerichtet, stehend.
üfhaltunge, Erhaltung.
üfreh; aufrecht, stehend.
üfsatz, Nachstellung, Betrug.
üfscub, Aufschub.
üfstän, darauf stehen, liegen.
üfstende, Auferstehung.
üfstürzen, aufsetzen.
üfst rōuwen, besetzen (ein Kleid).
üfswenken, rasch emporheben.
üftragen, sich erheben.
üfwert, aufwärts.
üher, nd., euer.
uyss, ndr., aus.
uysszōweden, ndr., aus-
zurollen.
ule, nd., Gule.
ültheit, eine Krankheit.
ulmic, verfault.
umbe, umb, *Präp.* um, herum,
für, wegen; *Adv.* um, herum.
umbechreiz, Umlreis.
umbehang, 1) Umlhang, Vor-
hang, Decke, Teppich; 2) Zelt.
umbein, um einen, um ein.
umben, um den, für den.
umberede, Umlschweif.
umbereise, Umlreise.
umbereit, nicht fertig.
umberinc, Umlreis.
umberüeret, unberührt.
umbes, um des, für des.
umbesæze, Umwohner, Nach-
bar.
umbescheiden, 1) *Adj.* ruf-
sichtslos; 2) *Subst.* Unbeschei-
denheit.
umbeswanc, Umlschwung.
umbesweisen, umfassen.
umbetwungen, frei, uneinge-
schränkt.
umbevāhen, umfassen, um-
fangen.
umbevarn, (Etwas) umgeben.
umbevar, Umberwandern.
umbewegen, schwingen.
umbewert, unbewaffnet.
umbez, um das.
umbin, um ihn herum.
umblegen, belagert.
se umboden, nd., sie sagten ab.
umbrüeren, umfassen.
umbasosse, Umwohner, Nach-
bar.
umbasweif, Umlschwung.
umbtrint, ungefähr um.
umme, nd., um.
ummedryven, nd., hinter-
treiben.
ummeganc, freiförm. Gang.

ummegewent, nd., umgewen-
det.
umme kopen, nd., bestechen.
ummetrent, nd., rings herum.
ummer, nd., immer.
ummesweif, Umlschwung.
un, nd., ihn.
un, nd., und.
unahitber, unachtsam.
unahtsamkeit, Vernachlässi-
gung.
unangestlichen, ohne Angst.
unbedrozzen, unverdrossen.
unbehende, Ungeschicklichkeit.
unbehuot, unbesüht, unsicher.
unbekantlichen, unbegreif-
lich.
unbekennende, ohne Erkennt-
niß.
unbenennet, unberufen.
unberäten, unverseht, unbe-
schüht.
unberhaft, unfruchtbar.
unbescheiden, rücksichtslos,
unanständig.
unbescheidenheit, Unan-
ständigkeit.
unbeschezet, unschätzbar.
unbesinnet, unbesonnen, ge-
dankenlos.
unbesprochenliche, nicht
besprochen, nicht verläumdet.
unbetelichen, unverschämt.
unbetwungen, frei, uneinge-
schränkt, ungebunden.
unbewant, vergänglich.
unbewollen, unbesetzt, rein.
unbilde, Unrecht, Unbill.
unbilden, Unrecht thun.
unbillich, unrecht, unschicklich,
unbillig.
uneristin, Nichtkriste, Selde.
undanc, Undank.
undære, Unansehnlich, klein.
undāt, nd., Unthat.
unde, und, und auch, und zwar,
nämlich.
unde, unde, Boge, Fluth, Meer.
unde, unter, unten.
unden, unten.
under, 1) *Präp.* unter, unter-
halb, zwischen; 2) *Adv.* unten,
unterseß, dabei, dennoch.
underbint, Unterschied, Tren-
nung, Hinderniß.
underdān, unterthänig, un-
terworfen.
underdes, underdiu, unter-
dessen.
underdringen, dazwischen-
dringen, verdrängen.
underfāhen, auf sich nehmen,
unternehmen.
underflehten, durchflechten.
undergān, abschneiden, ent-
ziehen.
undergrifen, hinuntergrei-
fend erfassen.

sich undergrüezen, sich ge-
genseitig grüßen.
underkomen, unterbleiben,
abstellen.
underlāz, Unterlassung.
undermiten, vermischt.
underneigen, unterwerfen,
unterdrücken.
underrihten, unterrichten, leh-
ren.
undersagen, mit Bescheide-
den sagen, sich besprechen.
undersatz mit, ruhend auf.
underscheiden, absondern,
trennen, unterbrechen, unter-
scheiden, aufmerksam machen.
underscheit, Mannigfaltig-
keit, Unterschied, Auszeichnung.
sich undersehen, sich einander
sehen.
undersetzen, eine Unterlage
geben.
underslahen, durchschlagen,
durchweben; unterdrücken.
undersliu fen, darum bringen.
undersniden, beim Zuschnei-
den mit andern Stoffen vermi-
schen, bunt machen, besetzen,
sticken.
underspringen, dazwischen
springen.
understān, understēn, un-
ternehmen, sich unterstehen,
verbindern, abwenden.
under stōzen, darunter sto-
ßen; unterbrechen.
undertān, undertānie, un-
terworfen, unterthan.
undertreten, unterdrücken,
verbindern.
undertuon, bei Seite legen.
er undervant, er unterschied,
sah heraus.
undervarn, dazwischen kom-
men, unterbrechen, verbindern.
underviz, Zwischenraum.
underwilent, bisweilen.
sich underwinden, sich ein-
lassen, sich annehmen, sich un-
terziehen; ergreifen.
underwissen, zurecht weisen.
unterrichten.
underzuachen, anlassen.
under zūcken, den Fuß unter
dem Leibe wegnehmen.
undez, und es.
undir, und ihr.
undir, unter.
undirdige, Verwendung.
undætlich, unsterblich.
undürtic, nicht bedürftig.
unebene, uneben, ungleich,
unpassend.
unedel, *Adj.*, unedelliche,
Adv., unedel, nicht von Adel.
unedeln, unedel machen.
unendehaft, unendlich, un-
ermesslich.

unerbermic, *Adj.* unerber-
meelichen, unbarmh. zig.
unerborn, nicht entsprossen,
nicht von hohem Stamm.
unère, schändlich.
unère, Schande.
unèren, schänden, verunehren.
unerkant, unbekannt.
unerkèret, nicht abgewendet.
unerschrockenlich, uner-
schroden.
unertoubet, nicht gornig, nicht
wüthend.
unervorht, furchtlos, kühn.
unfrideliche, feindlich.
unfrò, unfrölich, unerfreut,
betrübt.
unfroude, unfroude, un-
frowede, unfreude, Be-
trübniß, Leid.
unfuoge, Unschicklichkeit, rohes
Betragen.
unfuogen, Unrecht thun, Un-
fug treiben.
unfuore, üble Aufführung.
ungæbe, schlecht, verächtlich.
ungæbeliche, schlecht, unan-
nehmlich.
ungebærde, ungebære, un-
freundliches Benehmen, Jam-
mer, Verzweiflung.
ungebære, unangemessen, un-
schicklich, häßlich.
ungedult, nd. ungedolt, Un-
geduld, Unrecht.
ungefriunt, unbefreundet.
ungefüege, unschicklich, unan-
ständig, heftig; ungebeuer groß.
ungefüege, Unschicklichkeit,
Unfug.
ungefüege, Ungemach.
ungehabe, Leidwesen, übles
Gefehren.
ungehit, unverheirathet.
ungehiure, unangenehm, un-
heimlich, schrecklich.
ungehæret, unerhört.
ungelachsen, unbequem, un-
passend.
ungelâz, übles Aussehen, Leid-
wesen.
ungelich, *Adj.*, ungeliche,
Adv., ungleich, unähnlich.
ungelicheit, Unähnlichkeit.
ungelimpf, Unziemlichkeit.
ungelinge, Mißgeschick, Un-
glück.
ungeloube, Unglaube, Aekerei.
ungeloubet, ohne Laub.
ungelt, Unlosten, Abgabe, Um-
geld.
ungelòvege, nd., Ungläubige.
ungelòvich, nd., ungläubig.
ungelt, außerordentliche Ab-
gabe (Umgeld).
ungelucke, Unglück.
ungemach, ungemah, nicht

gemacht, untauglich, unbequem,
störend, zerstörend.
ungemach, Unbequemlichkeit,
Unruhe, Bedrängniß, Leid.
ungemæze, unpassend, unbe-
quem.
ungemelich, ungemuenlich,
unerfreulich.
ungemüet, unangefochten.
ungemüete, Berstimmung,
Wuthmuth, Zorn.
ungemuot, verstimmt, aufges-
bracht, gornig.
ungenåde, Unruhe, Noth, Un-
glück.
ungenædeclich, abhold, un-
gnädig.
ungenæme, ungenème, un-
annehmlich, zuwider, wertbles.
ungenande, Muthlosigkeit.
ungenesen, ungeheilt, unheil-
bar.
ungenozzen, unbenuzt.
ungenuht, Ungenügsamkeit,
Zügellosigkeit, Uebermaß.
ungepflegen, unbeforgt.
ungerade, ungrad, ungleich.
ungeräten, rathlos, hülflos.
ungereit, unbereit.
ungerète, Hülflosigkeit, Un-
glück.
ungerichte, ungeriht, Un-
recht, Verbrechen, Friedenes-
bruch.
ungeriht, unbestraft.
ungeriten, unberitten.
ungesamnet, nicht vereinigt,
verschieden, abweichend.
ungesceiden, ungeschieden,
nicht erklärt.
ungeschaffen, unerchaffen,
häßlich, gräßlich.
ungescheiden, ungeschieden.
ungeschriben, nicht zu be-
schreiben, unbeschreiblich, un-
beschrieben.
ungeschròten, unzer schnitten.
ungeselleclich, ungesellig,
ohne Gesellschaft.
ungesellet, allein.
ungeseret, unverletzt, unver-
seht.
ungeslaht, schlecht geartet,
bödsartig.
ungespart, unverschont, un-
gespart.
ungestillet, nicht zum Schwe-
gen gebracht.
ungestriten, ohne gekämpft
zu haben, ohne Streit.
ungesühte, Krankheit, rheu-
matisches Uebel.
ungesunt, Krankheit.
ungetan, mißgestaltet, häßlich.
ungetriuwe, ungetriuwe,
Adj., ungetriuweliche, *Adv.*,
treulos, ohne Treue.

ungetrunken, ohne getrunken
zu haben.
ungevar, von übler Farbe.
ungevel, ungevelle, Un-
glück, Unfall, Mißgeschick.
ungeverde, ungeverte,
unwegsame Gegend, beschwer-
liches Reisen.
ungevolgich, unfolgsam.
ungevuoc, Unschicklichkeit, Un-
fug.
ungevuoge, ungeschlacht, un-
höflich.
ungewert, nd. ungewaret, un-
gewährt, ohne Gewährung.
ungewin, Schaden, Verlust.
ungewis, unsicher, unzuver-
lässig.
ungewiter, Unwetter, schlech-
tes Wetter.
ungewizzen, unbekannt, un-
bewußt.
ungewon, ungewohnt.
ungezelt, unzählig.
ungezogenlich, ohne Zucht,
unanständig.
ungezzen, ohne gegessen zu
haben.
ungruezlich, ohne Gruß, un-
begrüßt.
unguot, *Adj.*, unguotliche,
Adv., böse.
unhabe, Leidwesen, Klage, übles
Gefahren.
unhò, nicht hoch, gering; unhò
heben, für gering achten.
unholde, Teufel, teuflischer
Mensch, Peze.
unhövescheit, Mangel an
feiner Sitte, Unhöflichkeit.
unkiusche, unkeusch, unrein.
unkiusche, Unkeuschheit.
unklagebære, nicht zu beklä-
gen.
unkraft, Ohnmacht, Schwäche.
unkünde, Unbekantschaft, Un-
kunde.
unkündic, unbekannt.
unkunst, Unwissenheit, Unge-
schicklichkeit.
unkunt, unbekannt.
unkust, Schlechtigkeit.
unlanc, nicht lang, kurz.
unlange, kurze Zeit.
unlange, Kürze.
unlounen, ungelogen.
unlust, Widerwillen, Uel, Ab-
scheu.
unmah, Kraftlosigkeit,
Schwäche.
unmanheit, Unmännlichkeit,
Freiheit.
unmære, unmère, nicht der
Nede werth, gleichgültig, un-
werth, unberühmt, gering, un-
lieb, zuwider, verächtlich.
unmærgen, zuwider, verächtlich
werden.

unmäze, Maßlosigkeit, Uebermaß.
 unmäze, *Adv.* unmäzen, mit unmäzen, unmäßig, über die Mäßen.
 unmäzlichen, unermesslich.
 unmër, gleichgültig, verächtlich.
 unmëzig, unmezlich, unermesslich, außerordentlich.
 unminne, Feindschaft, Lieblosigkeit.
 unmuëzec, beschäftigt, rastlos.
 unmüezekeit, Geschäftigkeit, Beschäftigung.
 unmügelich, unmöglich, unvermögend, schwach.
 unmuot, unmüt, *nd.*, Mißmuth, Betrübnis; unmuotes, mißmuthig.
 unmuoze, Beschäftigung, Geschäftigkeit.
 unnäch, unnähen, weit entfernt, bei weitem nicht.
 unnöt, nicht Roth.
 unnöttec, ungenötigt, ohne Roth.
 unpris, Schimpf, Tadel.
 unrät, Dürftigkeit, Elend, Mangel, Hüßlosigkeit, Rathlosigkeit.
 unrätsamkeit, Mangel an Ueberlegung.
 unrechtvertig, nicht gerechtfertigt.
 unrede, schlimme Rede, Tadel.
 unreht, unrecht, ungerecht.
 unreht, Ungerechtigkeit, Unrecht.
 unrehte, mit Unrecht, ohne Grund.
 unrekant, unerkannt.
 unrewert, unverwehrt, unbekommen.
 unruoch, Gleichgültigkeit.
 unsælde, unsælde, Unglück.
 unselec, unsælic, unglücklich, heillos.
 unsanfte, unbequem, unfreundlich, schmerzlich.
 unschadebare, unschadebare, Gewinn bringend.
 unschamelich, unschemelich, keine Schande bringend.
 unschöne, häßlich.
 unschulde, unschult, Schullosigkeit.
 unschuldic, schullos.
 unse, unfer.
 unsenfte, schwer, unlieblich, unerfreulich, unbequem.
 unsenfte, Unannehmlichkeit.
 unseftecliehe, unfreundlich, schmerzlich.
 unsich, uns.
 unsihtic, unsichtbar.
 unsin, Unverstand, Iherbeit, Raserei.
 unsinne, thöricht, wüthend.

unsite, rohes Betragen, Zorn, Wuth.
 unsitelichen, unfreundlich, grob.
 unsiten, sich grob betragen, toben, wüthen.
 unsorglichen, zuversichtlich, sicher.
 unspehende, nicht zuerspähen.
 unsprechend, sprachlos, stumm.
 unsprechentlich, unaussprechlich.
 unstate, ungünstige Lage, Unbequemlichkeit, Hüßlosigkeit.
 unstæte, unstete, unstate, unstetikeit, unstetikeit, Unbeständigkeit, Untreue; ze unstaten komen, Schaden bringen.
 unstæte, unstætelich, unbeständig, unsicher, untreu.
 unsüber, unrein.
 unsüeze, unsuoze, unangenehm.
 unt, und.
 unter — *s.* auch under.
 unterkomen, verhindern.
 unterliche, unter, unterhalb.
 untersturz, Untergang.
 ungelten, entgelten.
 untarsitzen, dazwischen sitzen.
 untarrinnen, von einander trennen, entreißen.
 unterzvisken, dazwischen.
 unterwinden, sich einlassen, sich annehmen, sich unterziehen.
 untine, unten.
 untogintlichin, *nd.*, schändlicher Weise.
 untötliche, untætliche, unsterblich.
 untriwe, untriwe, Treulosigkeit, Untreue.
 untröst, Hoffnungslosigkeit, Entmutigung, Muthlosigkeit.
 untræsten, der Hoffnung berauben, entmuthigen.
 untrunken, ohne getrunken zu haben.
 untougen, öffentlich.
 untugent, schlechte Eigenschaft, Mangel an feiner Bildung, Grobheit, Unartigkeit.
 untvongen, *nd.*, empfangen.
 untz, und das.
 unvalschlich, redlich.
 unvarend, unbeweglich, nicht auf den Füßen.
 unverbolgen, ohne Zorn.
 unverborn, nicht aufgegeben.
 unverdäht, unbedachtam, unüberlegt.
 unverdrozen, nicht überdrüssig, unverdrossen.
 unverebenet, unbezahlt.
 unvereinet, verbunden.
 unvergessen, eingedenk.

unverhert, unverwundet.
 unverhouwen, nicht gerissen, ungespalten, unverwundet, unbeflegt.
 unverhuot, unbehütet, unbekacht.
 unverirt, ungestört, ungehindert.
 unverlegen, gewandt, rüstig, thätig.
 unvermeldet, unverrathen, ungemeldet, unangemeldet.
 unvermessenleich, feig, unrühmlich.
 unverre, nicht weit, unfern.
 unververschart, unberhauen.
 unverschröten, ungerhauen, unverlegt.
 unverseit, unversagt, unverwehrt.
 unversmogen, ungebogen.
 unversmogen, unverborgen.
 unverspart, ungespart, reichlich.
 unverstat, unentstellt.
 unversunnen, bewußtlos, ohne Besinnung.
 unvorvert, *nd.*, unerschrocken.
 unverwände, unvermuthet.
 unverwant, unverrückt, unbektheiligt.
 unvorwerde, *nd.*, Unereschrockener, Unbefangener.
 unverzaget, unverzeit, muthig, furchtlos, unverzagt, hoffnungsvoll.
 unverzihen, unversagt.
 unvlät, Häßlichkeit, Unfauberkeit.
 unvrude, Friedensbruch, Aufbruch.
 unvruntliche, unfreundlich; unvruntliche schinen län, *s.* v. a. nicht zeigen.
 unvollobet, nicht genug gepriesen.
 unvrö, unerfreut, betrübt, freudelos.
 unvrömede, nicht fremd, heimlich.
 unvröt, *nd.*, unflug, thöricht.
 unvröude, Betrübnis, Leid.
 unvrüot, unflug, thöricht; traurig.
 unvüege, ungesüg, unpassend.
 unvuoge, unflug.
 unwæge, unnütz, unvortheilhaft, ungenutzt, ungnützig.
 unwæhe, häßlich.
 unwahsen, unerwachsen.
 unwandelbare, unveränderlich, untadelhaft, ohne Tadel, ohne Fehl.
 unwende, unwendec, unwendic, unabwendbar, nicht zu ändern.
 unwerdecliehe, werthlos, unbeachtet, unlieb, verächtlich.

unwerdekeit	Wörterverzeichnis.	wan
unwerdekeit, nd. unwürdigkeit, Unwerth, Schmach.	auslauf, Ausgang.	wägen, in die Wage legen.
unwert, werthlos, unlieb, verächtlich.	usse, heraus.	wägen, wägen.
unwertliche, mit Geringschätzung.	üt, nd., aus.	wagenare, Fuhrmann.
unwipheit, was der Frauenwürde zuwider ist, Unweiblichkeit.	utermate, nd., übermäßig.	wäger, passender, nützlich.
unwirde, Unwerth, Unwille, Entwürdigung, Schmach.	üwe, üwer, nd., euer.	wägest, passendst, nützlichst, best.
unwirdecliche, unwirdliche, werthlos, unwillig; unziemlich.	üz, 1) <i>Präp.</i> aus, von, von — her; <i>Adv.</i> hinaus, heraus, davon.	wähe, künstlich, kunstreich, zierlich, fein, schön, lieblich.
unwise, unflug, thöricht, einfältig.	üze, außen.	wahen, erwähnen.
unwitze, Unflugheit, Thorheit.	üzem, aus dem.	wähen, schön machen, verschönern; sich wähen, lieblich sein.
unwizzen, unbewußt.	üz en, 1) außen; 2) außer, wenn nicht; aber, sondern.	wahs, scharf, raub, streng.
unwizzende, unwissentlich.	üz er, üzir, aus, von, außer; über mäzen, übermäßig.	wahs, Wache.
unze, 1) <i>Präp.</i> bis; 2) <i>Conj.</i> bis, so lange, so lange als.	üzer, außer.	wahsen, wachsen, zunehmen, heranwachsen; abstammen.
unzerworht, unzerlegt.	üzerhalb, überthalben, außen, draußen.	wahter, wahtere, Wächter.
unzimlich, unschidlich, verwerflich.	üzewendig, auswendig.	er wahte, er wachte.
unzuht, unzuhte, Angebührendes, Muthwiller, rohes Wesen, Unfittlichkeit.	üzhen, hinaus.	waiben, sich drehen.
nosezzel, Lehnstuhl, Rückstuhl.	üzman, außerhalb Behnender, Fremder.	waidenleich, weiblich, lustig.
üp, auf.	üzrent, außerhalb.	wail, ndsch., wohl.
updragen, nd., auftragen; se usdrogen, sie trugen auf.	üzscheiden, ausscheiden, ausschließen.	wäjen, wehen, blasen.
ez upgät, nd., es aufgeht.	üzsetze, Ausläßige.	wal, Schlachtfeld, Kampfsplatz, Wahlstatt, Schlacht.
uphalen, nd., herausholen.	üzwirren, entwirren.	wal, Wahl; das hat gen frauen doch kein wal, das hält doch mit den Frauen keine Vergleichung aus.
upholden, nd., aufhalten.		wal, das Aufwallen.
üppec, üppic, <i>Adj.</i> , üppelichen, <i>Adv.</i> , überflüssig, eitrel, vergänglich, unnütz, eingebildet, leichtfertig.	V. s. F.	wal, Erhöhung, Wall.
üppekeit, Eitelkeit, Einbildung.	W.	wal, Wallfisch.
üprichtig, nd., aufrichtig, bieder.	wä, 1) <i>Präp.</i> wo; 2) <i>Conj.</i> wenn: wär mite, womit.	wal, wohl, Wohl.
upsatz, nd., Aufstand, Anschlag.	waatman, Kaufmann.	Walch, Italiener, Welscher.
ür, euer.	waben, Honigscheibe.	er waldes, er beherrschte es.
ür, üre, Auerochs.	er wac, er neigte sich.	waldiger, gewaltiger.
urborn, sehen lassen, zeigen.	wäc, wäch, Wege, Fluth, Wasser.	waldindiger, gewaltiger.
urhab, urhap, Anfang, Ursprung.	wach, wehe!	walgen, wälzen, rollen, sich wälzen.
urfech, unbeschiedet, unangefochten.	wachä, wach auf!	Walhen, die Welschen, Italiener.
urkunde, urkunde, Kennzeichen, Zeugniß.	wache, Wache.	walken, rollen, wälzen.
urlap, Erlaubniß.	wachen, wachen.	walläre, walläre, Waller, Wanderer, Pilger.
urliuge, urlouc, Kampf, Krieg, Streit.	wachten, nd., warten.	wallebruder, Pilger, Reisegefährte.
urliugære, Kämpfer, Krieger, Streiter.	wacker, munter, fleißig, tüchtig, brav.	wallen, wandern.
urliugen, kämpfen, streiten.	wadel, Schwanz.	wallen, aufwallen, überfließen.
urloup, Erlaubniß, Urlaub.	wäfen, Waffen, Schwert, Wapen.	wallkappe, Pilgerkleid.
ürrint, Auerochs.	wäfen, wäfenä, ach! weh!	walt, Wald; swende den walt, vertheid, zerbreche Speere.
ursprich, Redseligkeit.	wäfenen, wäfen, waffen, bewaffnen, wappnen.	walten, herrschen, lenken, befehlen, sorgen, treiben.
ursprinc, ursprung, Ursprung, Entstehung; Quelle.	wäfengeziue, Rüstung.	waltgevelle, eine durch umgefallene Bäume unwegsame Gegend.
urstende, Auferstehung.	wäfenkleit, wäfenroc, Ritterrock, Waffentrock.	waltman, Waldmensch.
ursuoch, Forschung, Versuch.	wäge, Biege.	waltpote, Gewaltbote, der Gesandte des Herrschers.
urteil, Urtheil, Gottesurtheil, Entscheidung, Gericht.	wäge, Wage; äne wäge, reich, sich.	waltsmed, nd., Waldschmied.
	wäge, Wagniß, Gefahr; er liez an die wäge, er setzte auf das Spiel; üf der wäge stön, auf dem Spiele stehen.	waltstat, 1) Ortschaft im Walde; 2) Wahlstatt, Schlachtfeld.
	wäge, passend, tüchtig, nützlich, geneigt, gewogen, hold, theilhaft, gut.	walzen, sich wälzen, rollen.
	wagen, sich bewegen, flattern, wiegen, sich wiegen.	wambe, wamme, Bauch; Futter.
	wagen, Wagen.	wamme, Wams.
		wan, denn, weil.
		wan, 1) außer, aufgenommen.

nur, bloß; 2) sondern, aber;
 wan daz, wäre nicht.
 wan, man.
 wân, Vermuthung, Meinung,
 Wille, Hoffnung; Täuschung.
 Wahn; wân werden, beraubt
 werden; wân hân, Willens
 sein; nâch wân, auf Gerathe-
 wohl; sunder wân, âne wân,
 ohne Zweifel, sicherlich.
 er wan, nd., er gewann.
 wanc, Wanken, Abweichung,
 Schwanken, Zurückgehen.
 wanchen, wanken, schwanken,
 weichen.
 wande, wand, 1) warum,
 warum nicht; 2) denn weil.
 er wände, er wählte, glaube;
 wând ich, wählte ich.
 er wande, er wendete, wandte.
 wandel, 1) Gang, Verkehr, Le-
 bensweise; 2) Verwandlung,
 Aenderung; Verschlimmerung,
 Fehler, Besserung, Buße,
 Genugthuung, Schabenerß;
 wandels bar, wandels vri,
 wandels blöz, wandels eine,
 untadelhaft.
 wandelbære, fehlerhaft, sünd-
 haft.
 wandelieren, wandeln, ver-
 wandeln, ändern, besser machen.
 wandeln, verwandeln, verân-
 dern; wandern.
 wandelunge, Verwandlung,
 Umänderung.
 wander, Lebensweise.
 wandern, denn er ihn; denn er
 nicht.
 wandering, Wandel.
 wandes, denn sie.
 wandher, denn er.
 wandich, denn ich, da ich.
 wankel, wankend, unbeständig.
 wanken, schwanken, weichen.
 wankliche, schwankend, unsät.
 wænen, wânen, meinen, wâ-
 nen, hoffen; wæn ich, glaube
 ich, doch wohl.
 wanne, warum denn; wann,
 wenn.
 wanneht, wann wohl.
 wannen, woher, warum, we-
 halb, wie.
 want, warum; dann, weil.
 want, Wand.
 er want, er hand, umwand.
 er wante, er wendete.
 wante, nd., biß.
 wânhopeninge, nd., falsche
 Öffnung.
 wanz = wan ez, denn es.
 wâpen, Waffe, Bewaffnung,
 Schwert; Waffe.
 wâpen, wâpenen, bewaffnen,
 waffnen.
 wâpenkleit, wâpenroc, Rit-
 terkleid, Waffenrock.

wâpner, Schildträger.
 war, wohin; anders war, an-
 ders wohin; wâr umbe, war-
 um; war zuo, wozu.
 war, Anschauung, Beachtung,
 Aufmerksamkeit, Acht; war ne-
 men, Acht haben, beachten,
 wahrnehmen, bemerken, sich ab-
 geben; war tuon, auf Etwas
 achten.
 wâr, wo.
 wâr, wahr, wirklich.
 wâr, Wahrheit, Recht.
 wâr haben, Recht haben; daz
 liez er alles wâr, das erfüllte
 er Alles; ze wære, wahrlich.
 ware, Eigenthum, Waare.
 du wære, du warst; wærer,
 wäre er.
 wârheit, Wahrheit, Recht, Ver-
 sicherung, Bestätigung.
 wark, nd., Werk, Arbeit.
 wærliche, wærllich, wâr-
 liche, wahrhaftig, wahrlich,
 in Wahrheit.
 warnen, aufmerksam machen,
 warnen; sich warnen, sich in
 Acht nehmen, sich versehen, sich
 schützen, sich in Vertheidigungs-
 stand setzen, rüsten, waffnen.
 warnen, wehren, verweigern.
 warnunge, Warnung, Vorsicht.
 wârre, wahrer, wahrhaftiger.
 wærsn, wäre dessen nicht.
 wart, nd., gegen — wârte.
 wartâ, schau, sich nur!
 warte, Aufsicht, Pflege, Lauer;
 Warte.
 warten, schauen, beobachten,
 hüten, wachen; harren, erwar-
 ten; aufpassen, nachstellen.
 wårtêken, nd., Wahrzeichen.
 wartman, Wächter, Schild-
 wache.
 warumbe, warum.
 ich wât, ich war.
 was, scharf.
 was, Rasen.
 wase, Bafe.
 wase, Rasen.
 waste, Wüste.
 wasten, verwüsten.
 wat, nd., was.
 wât, Gen. wâte, Kleidung,
 Kleid, Gewand.
 ez wât, wâte, es wehte, blies.
 waten, kleiden.
 waten, geben, waten.
 wætlich, wohlgekleidet; schön,
 stattlich.
 wætliche, Schönheit, stattliches
 Aussehen.
 wattan, nd., was denn?
 waun, Wahn.
 waz, Wacke.
 waz, was, wozu, wiefern; waz
 ob, waz obe, ob wohl, ob
 vielleicht, vielleicht wer weiß

ob nicht, wie wenn, wie wäre
 es wenn; waz dar umbe, war-
 um; waz (mit dem Gen.), wie
 viel, was für; waz mannes,
 was für ein Mann.
 wazzer, Wasser.
 wazzermüede, von langer
 Seefahrt müde.
 wazzerreich, wasserreich.
 wê, wehe; mir ist wê, ich habe
 Schmerzen, ich leide; mir ist
 wê nâch, ich sehne mich nach;
 wê geschehen, wê tuon, wê
 werden, schmerzen.
 wê, Schmerz, Leid.
 we, wie.
 webe, Gewebe.
 wec, Gen. weges, Weg; alle
 wege, allwegen, überall, im-
 merdar; en wec, hinweg; ze
 wege, auf den Weg, entgegen;
 under wegen, unterwegs.
 wech, nd., 1) Weg; 2) weg,
 fort.
 wechssin, wächsern.
 wechvoren, nd., wegführen.
 wecke, Reil.
 wecken, erwecken.
 wedeln, wehen, flattern.
 weder, welcher von beiden.
 weder, wedir, nd., wider,
 gegen; wieder.
 wederhalb, auf einer von bei-
 den Seiten.
 wederparthye, nd., Gegen-
 partel.
 wedirsacz, nd., Widerseßlich-
 keit.
 weg, Weg; einen weg, weg,
 fort; gleich; halben weg, die
 halbe Zeit; alle wege, alle
 Zeit, überall; under wegen,
 unterwegs; under wegen län,
 zurücklassen, ungethan lassen.
 wegelos, verirrt.
 wegemüede, müde von der
 Reise.
 wegen, 1) in Bewegung setzen,
 schwingen; wâgen, schâgen, zu-
 wâgen, zuthellen; ez wigtmich
 ringe, es kümmt mich wenig;
 2) vorhanden sein, wiegen, sin-
 ken, herabfallen
 wegen, emporheben, helfen.
 wegen, den Weg machen.
 wegen, bewegen, wiegen, schüt-
 teln, schwingen, zittern.
 wêgen, wehen.
 weger, besser, nützlicher.
 wehsel, Tausch, Wechsel.
 wehseln, wechseln, tauschen,
 verändern.
 wehselrede, Zwiegespräch.
 er wehset, er wächst.
 weich, weich, nachgiebig,
 schwach.
 ich weich, ich wich.

weichen, weich machen, weich werden.
weydasche, Pottasche.
weide, Waide, Gang.
weidegane, Gang auf d. Jagd.
weidelich, jagdgemäp, statlich, wader, rüstig, munter.
weidman, Jäger, Waidmann.
weinde, weinend; al weinde, in Thränen zerfließend.
weiner, weinender.
weinich, wenig, nd., wenig.
weininde, weinend.
weinter, beweinte er.
weinunde, weinend.
weise, verwaist, beraubt.
weise, Waife; der kostbarste Edelstein in der Krone der deutschen Könige; diese Krone selbst.
weisenbare, verwaist.
weissage, Pterhet.
weitze, weize, Weizen.
weke, nd., Wache.
wel, rund.
welben, wölben.
welch, was für, welch.
welde, Pl., v. walt, Wälder.
wele, welke, nd., welche, einige.
welen, wählen.
welf, das Junge (von Funden u. f. w.)
welle, Reisbündel.
wellen, wellen; wir, si weln, wellen, wir, sie wollen; ir wellet, ihr wollt; si wellent, sie wollen (man sagt); ich welle, ich wolle.
wellen, wählen.
weller, Pilger.
weltpodin, Weltbote.
welzen, wälzen.
wen = weune.
wir, si wend, wir, sie wollen.
wende, Wand.
wendec, wendig.
wenden, wenden, lehren, richten; abwenden, abbringen; verhindern, schützen; sich wenden.
wene = weune.
wēnec, kläglich, beweinenes; werth, erbärmlich, unglücklich, gering, klein; wenig.
wenen, glauben.
wenen, gewöhnen.
wengel, Wänglein.
wenicheit, Glend.
du wēnia, du wähest.
wenke, wenkel, Veränderlichkeit.
wenken, wanken, weichen, abweichen, fehlen.
wenken, Wanf.
wenne, 1) außer, ausgenommen, nur, bloß; 2) sondern, aber; 3) wann.
wenschlieren, siebeln?

si went, sie wollen.
wente, nd., denn.
wēr — esse, nd., weder — noch.
wer, wer.
wer, (Gewähremann, Bürge.
wer, (Gegenwehr, Verteidigung; Schusswehr, Befestigung.
werbe, nd., Wiederkehr, Mal.
werben, 1) sich lehren, wenden, zurückschicken, streben; besorgen, handeln, arbeiten; 2) treiben, betreiben, ausrüsten, stiften, thun, sich bewerben.
werce, werch, Werk, That, Arbeit, Kunstwerk.
wercken, werchen, wirken, arbeiten, handeln, thun.
werde, werth.
werdeulich, Adj. werdeulichen, würdig, herrlich.
werdekeit, Berth, Würde.
werden, zufallen, zu Theil werden, ausschlagen, gereichen; werden, entstehen, geboren werden, wachsen; vor sich gehen, anfangen, geschehen.
her werdit, nd., er wird.
were, Verteidigung.
wereltlich = werltlich.
se weren, nd., sie waren.
werken, werfen, treffen, tödten.
werh, Werk, That, Arbeit.
werilde, Welt.
werken, wirken, arbeiten.
werlich, wahrhaftig, wahrlich, in Wahrheit.
wërlich, werlich, Adj., wërliche, Adv., bewaffnet, streitbar, kämpfend, mannbast.
werlt, Menschenalter, Zeitalter, Menschheit (die Leute), Erde, Schöpfung, Welt; der werlderiwe, ein ungeheurer Schmerz; werltlich, weltlich, irdisch.
werltzage, weltkundiger Zeigling.
werme, Wärme.
wermen, wärmen.
wern, 1) leisten, gewähren, bürgen, vergeben, verschaffen; 2) dauern, wahren, am Leben bleiben.
wern, verteidigen, wehren, schützen, gewinnen; verwehren, abhalten; sich wern, sich verteidigen, sich weigern.
werre, Schade, Störung, Verwirrung; Wirren.
werren, schaden, stören, Schmerz verursachen, verwirren, hindern.
ir wert, ihr werdet; ir wert äne, ihr werdet beraubt.
he wert, nd., er wird.
wert, käuflich, werth, würdig; werthvoll, lieb, herrlich, edel, geachtet.

wert, Kaufpreis, Berth, Geltung, Ansehen.
wertsam, werth, schätzbar.
wert, Strand, Insel, Verder.
wert, nd., gegen, gerichtet.
— warts.
werve, Mal.
werwort, Entschuldigung, Ausrede, Vorwand.
wes, wessen; weshalb, warum.
wes, weshalb.
weschinne, Wäscherin.
weselich, Wesen habend.
weselken, nd., Wiesel.
wesen, wesen, wahren; sein, leben, werden, geschehen; ir weset, wesit, ihr seid etc.; weset, seid! hina wesen, sterben; hin üz wesen, hinausgehen; an wesen, dabei sein; äne wesen, los sein, frei sein; bi wesen, bei einem sein; dahin wesen, weg sein; mit wesen, bei oder um (Jemanden, Etwas) sein; wider wesen, entgegen sein, widerstehen; über wesen, überhoben sein.
wesen, Wesen, Gegenstand; Aufenthalt, Wohnort. Thun und Treiben, Leben.
wesenlich, wesentlich, Wesen habend.
wesenlichen, dem Wesen nach.
ich wesse, ich wußte, wußte.
wesseling, nd., Wechsel.
ich weste, ich wußte, wußte.
westen, von Westen her; westwärts.
wester, wußte er, wußtet ihr; westez, wußte es.
westert, westwärts.
wët, nd., weiß.
wëtac, wëwetac, wëtage, Schmerz, Krankheit.
weten, binden, fügen, ine Joch binden.
weter, wetter, Wetter, Gewitter.
wette, Pfand, Pfandvertrag, Bette; en wette, ze wette, um die Bette.
wette, wettt, quitt.
wetten, ein Pfand geben.
wetzen, scharf machen. wezen, anfeuern.
wever, nd., Weber.
wezzen, wissen.
wy, nd., wir.
wib, Weib, Frau, Dienerin.
wiben, 1) der Frauenwürde angemessen sein; 2) heirathen.
wibin, weiblich.
wiblupe, Zauberei.
wic, Gen. wiges, Kampf, Streit, Schlacht.
wigeroufte, Kriegsbeute.
wicgewant, wicgewete, Kriegsgewand, Rüstung.

wichast, streitthast.
 he wichte, nd., er wich.
 wichen, weichen, räumen.
 wichtuom, Krieg.
 wicke, Binde.
 wicstat, Kampfsplatz.
 wide, Baumreis, Band, Kessel,
 Strang; bi der wide, unter
 Androhung des Hängens.
 widemen, bestimmen, Stelle
 anweisen.
 wider, Widder.
 wider, 1) *Präp.* gegen, gegen-
 über, zu, an; 2) *Adv.* gegen,
 entgegen; wieder, zurück; wi-
 der unde dan, hin und her.
 widerbieten, aufständigen.
 widerblic, Blick.
 widerdöz, tobender Wider-
 stand.
 widerdriez, Verdruß, Ueber-
 druß.
 widere, entgegen, zuwider, zu-
 rück.
 widerfang, entgegengesetzte
 Bewegung.
 widerfaren, begegnen, wider-
 fahren, zurückfahren.
 widergân, widergên, be-
 gegnen; zurückkehren; aufge-
 hen; widerfahren.
 widergelt, Erfaß, Vergeltung.
 sich widerhaben, zurückhal-
 ten, entgegenstemmen.
 widerhap, Gegenstemmen, Zu-
 rückhaltung.
 widerkempfe, Gegner.
 widerkere, Rückkehr.
 widerliuchten, widerstrahlen.
 widerlouf, Entgegengehen.
 widermüete, Belcidigung.
 widermuot, Betrübniß.
 widerpart, Gegenpartei, Feind-
 schaft.
 widerråten, abrathen.
 widerrede, Gegenrede, Wider-
 spruch.
 widerreden, gegen (Jeman-
 den) reden, entgegen.
 widerreiten, zurückerritten.
 widerriten, im Reiten bege-
 nen.
 widersache, Gegner.
 widersagen, auffagen, ver-
 sagen, Krieg ankündigen, wi-
 derrufen, widerrathen.
 widersatz, Gegenpartei.
 widersæze, widersätzlich.
 wider sin, entgegen sein, ver-
 weigern.
 sich widersitzen, sich wider-
 setzen; sich entsetzen.
 widerslac, Gegenhieb, Er-
 widerung.
 widerspenig, nd. widerspe-
 nisch, widerständig.
 widersprache, Berantwor-
 tung.

widerstân, widerstehen, im
 Wege sein, sich widersetzen; zu-
 wider sein, anekeln.
 widerstich, Gegenstich, Ge-
 genhieb.
 widerstrit, Gegenkampf, Wett-
 streit; Widerpruch, Weige-
 rung; en widerstrite, ze wi-
 derstrite, um die Wette.
 widerstriten, sich widersetzen,
 entgegenkämpfen.
 widerstân, ungethan gemacht,
 zurückgenommen.
 widerter, widriges Geschid.
 widerteilen, durch Urtheils-
 spruch nehmen.
 widertriben, zurücktreiben.
 widertuon, ungethan machen,
 aufheben, zuwider thun.
 widertzem, unangenehm, an-
 stößig, unziemlich, widerlich.
 widervæhtære, Gegner,
 Feind.
 widervarn, in den Weg kom-
 men, begegnen, widerfahren;
 zurückfahren.
 widervart, Wiederkehr, Selb-
 reife.
 widervechte, Gegner, Feind.
 widerwanc, Rückkehr.
 widerwart, zuwider, feindlich.
 widerwart, Gegner, Wider-
 sacher.
 widerwegen, aufwiegen, er-
 setzen, wiedergeben, vergelten.
 widerwende, Streit, Fank;
 Rückkehr.
 widerwertig, feindlich.
 widerwinden, zurückwenden,
 abbringen.
 widerwürken, entgegenwir-
 ken, vernichten.
 widerz, wider das, gegen das.
 widerzæme, unangenehm, wi-
 derlich, anstößig, mißfällig,
 unziemlich.
 widhoff, Wiedehopf.
 wie, wie, wenn, als ob, warum.
 wiech, wie ich; wiechz, wie
 ich es.
 wiede, nd., weit.
 ich wief, ich jammerte.
 er wief, er waltte auf, brauste
 auf.
 er wief, er waltte.
 er wief, er waltete, beherrschte.
 wier, wie er.
 wies, wie sie.
 wiest, wie ist.
 wicz, wie es.
 wift, 1) Gewebe; 2) Wabe.
 wigant, Krieger, Feld.
 wige, Weibe.
 wigen, sich bewegen, schaukeln.
 wiger, Weiber.
 er wigt, er wiegt; wägt.
 wigunge, nd., Weibung, Sal-
 bung.

wihe, Weibe, Segen.
 wihen, weihen, segnen, heili-
 gen; volwihen, vollständig
 segnen.
 wihennacht, Weihnacht.
 wiher, Weiber, Reich.
 wihrouch, Weibbrauch.
 wiht, Sache, Ding, Etwas, Je-
 mand; Wicht.
 ich wil, ich will; du wil, du
 willst.
 wild, wild, ungezähmt, unbe-
 baut, fremd, unbekannt, son-
 derbar.
 wilde, Bildniß, Wildheit; Un-
 gebundenheit.
 wildenære, Jäger, Wildschuß.
 wilder, wollt ihr.
 wile, Weile, Zeit, Zeitpunkt,
 Zeitdauer; die wile, al die
 wile, während, so lange, die-
 weil; in aller wile, diese ganze
 Zeit her; bi den wilen, bi wi-
 len, unter wilen, unterbreffen,
 zuweilen, bisweilen; wilen —
 wilen, bald — bald.
 wilent, vor Zeiten, einst, weis-
 land.
 wille, Wille, Gebot, Wunsch;
 mit willen, bereitwillig, gern;
 willen hân, gern wollen.
 willec, willig, williglich,
 williglich, willig, bereit.
 willekomen, wilkomen,
 willecome, willekume,
 willkommen.
 willekür, freier Wille, Ent-
 schluß.
 willen, wollen.
 wils, will sie.
 wilt, Wild.
 du wilt, du willst.
 wiltbræte, Wildpret.
 willlich, wild.
 wiltu, willst du.
 wilunt, einst.
 win, Gewinn, Besiß.
 win, wijn, Wein.
 wind, Windhund.
 windelbant, Wickelband.
 winden, drehen, sich drehen,
 umkehren, wickeln.
 winder, Winter.
 wine, Freund, Gesiebter, Gatte.
 wingarte, Weinberg.
 wing, kläglich, erbärmlich, ge-
 ring, klein; wenig.
 winescaft, Pl. winiseste, Ries-
 besbund.
 winkouf, Weintrunk (als Zei-
 chen eines Kaufs), Leiblauf.
 winman, Weinverkäufer.
 winnen, nd., gewinnen.
 winster, linf.
 wint, Wind; (bildlich) Nichts.
 wint, Windhund.
 wintrube, Weintraube.

winwahn, Weinwachs.
wip, Weib, Dienerin, Frau, Mutter.
wipheit, Weiblichkeit.
wiplich, *Adj.*, wiplichen, *Adv.*, weiblich.
wirlichen, thätiger Weise, mit Werken.
ich werde, ich werde.
wurde, Wirdekeit, Werth, Achtung; Würde, Trefflichkeit, Ansehen, würdiges Benehmen, Schicklichkeit.
wirdeclichen, werdenelichen, würdig, herrlich.
wurden, schäpen.
wirdic, theuer, würdig, herrlich, werthvoll.
wirdich, werde ich.
wirken, bewirken, ausführen, thun, bereiten, arbeiten.
wirouh, wirouch, Weibbrauch.
ez wirret mich, es verdrückt mich, hindert mich.
wirs, wirser, schlechter, schlimmer.
wirs, wir sie.
wirste, schlimmster.
er wirt, er wird; wirt, werde!
wirt, Herr, Hausherr, Gatte.
Wirth.
wirtscaft, wirtscaft, Bewirthung, Mablzeit, Fest.
wirz, wir es.
wis, sei.
wis, nd., gewiß.
wis, wise, erfahren, verständig, gelebrt, klug, weise.
wisdum, nd., Verstand, Weisheit.
wise, Wiese.
wise, Weiser, Gelehrter.
wise, wis, Art, Weise; Melodie, Lied, Gewohnheit, Uebung; ander wis, auf andere Art; neheine wis, deheinen wis, auf keine Weise; alle wis, in aller wis, in jeder Begiehung, auf jede Art; manige wis, auf mancherlei Art.
wisel, Leiter, Führer.
wiselos, ohne Führer, werthlos, hüßlos, unerforschlich.
wissen, zeigen, leiten, lehren, unterweisen.
wysen, nd., verurtheilen; gewysset van aller ere, chriß gemacht.
wisent, Büffel, Bison.
wisenthorn, Büffelborn.
wisheit, Verständigkeit, Erfahrung, Weisheit.
wislich, *Adj.*, wisliche, *Adv.*, verständig, weise, klug.
wissage, Prophet.
ich wisse, ich wußte, wüßte.
wisse, nd., fest, tüchtig.
er wist, er wies an.

ich wiste, ich wußte, wüßte.
wistes, wußte sie.
wistich, wußte ich, wüßte ich.
wistuom, Verstand, Weisheit.
wisunge, Weisung, Leitung, Führung.
wit, ausgebehnt, weit, verbreitet, groß, weithin bekannt.
wite, Ausdehnung, Breite, Umfang.
wite, witen, witene, weithin, weit und breit, fern, weithin.
wite, Umfang, Raum, freier Platz, Weite, Ferne.
witewe, Wittwe.
witewen, zur Wittwe machen.
witlik, nd., kund, offenbar.
witte, Holz.
witweide, weithin gehend, weithinläufig, umherichweifend.
wicz, witz, witze, wizze, Kenntniß, Verstand, Klugheit, Weisheit, Geschicklichkeit; ane wizze, sinnlos, ohnmächtig.
witzeliche, klug, verständig.
wiz, weiß, glänzend, schön.
wize, weiße Farbe.
wize, Pein, Qual, Strafe.
wizen, rügen, verweisen, vorwerfen, bestrafen; wahrnehmen.
wizzen, wissen, weise sein.
wizzenlich, bewußt, bekannt.
wizzic, klug, verständig.
wo, nd., wie.
wô, 1) wo; 2) wenn.
wol, wola, wohl, gewiß, recht, beinahe; wohl an; wol her, nur herbei!
wolder, wollte er.
wolgemuot, freundlich gesinnt, heiter.
wolgestalt, schön gestaltet.
wolgetæne, Schönheit.
wolweile, in Menge.
wôn, Bahn.
wonde, Wunde.
si wondent, sie wählten.
wonen, gewohnt sein, sich gewöhnen, bleiben, verweilen, wohnen; bi wonen, bei (Jemanden) sein, sich mit Jemanden einlassen.
wont, verwundet.
wôr, nd., wohin.
wôr, wahr.
he worde, nd., er würde.
se wôren, nd., sie waren.
worgen, schlucken, würgen.
ich workte, ich arbeitete.
worhter, arbeitete er, machte er.
worp, Handhabe.
wort, Wort, Befehl; in den Worten, in der Absicht, unter der Bedingung; ein gesprochenes Wort, Sprichwort; wort geben, bitten.

wörtelin, Wörtchen.
wortwise, berecht.
wôsteny, nd., Wüstenei.
he woulde, er wollte.
wowol, nd., obgleich.
wrake, nd., Rache.
wreken, nd., rächen.
wringinde, nd., ringend.
wrogen, nd., anklagen.
wüefen, jammern, klagen, weklagen.
er wüehse, er wüchse.
wüeste, wüßt, leer; garrig, häßlich, unsauber.
wüeste, wüestenunge, Wüste, Wüdnis.
wüesten, verwüsten; häßlich machen.
wüestin, Wüste.
wüeten, wüthen.
sic wûltin, sie klagten, jammerten.
wulf, nd., Wolf.
wulfin, wölflisch, von einem Wolf, wild.
wûflin, Junge von e. Wolf, Hund, Hündlein.
wûlkom, willkommen.
wûllin, wollen, von Wolle.
wûlpin, wûlpinne, Wölfin.
Gûndin, ruchloses Weib.
wulve, nd., Dat. dem Welf.
wunden, verwunden.
wunder, er wunderte sich.
wunder, Bewunderung; Wunder; große Menge.
wunderbald, sehr süß.
wunderbalde, sehr schnell.
wunderbære, wunderbar.
wunderbunt, sehr bunt.
wundergern, sehr gern.
wunderhaft, wunderbar.
wunderbar, seltsam, sonderbar, wunderbar.
wunderlichen, außerordentlich.
wundern, Wunder thun; sich verwundern.
wundernalde, sehr schnell.
wunderngern, sehr gern.
wundernhart, sehr hart.
er wunderôt, er wunderte.
he wunderte, verwunderte sich.
wunders, wunderbar, außerordentlich.
wundersât, wunderbare Saat.
wunepar, wonnevoll.
wunne, wünne. 1) Wiesenland, Wiese, Weide; 2) Weide, Freude, Lust, Genuß, Sonne.
Anmuth, Lieblichkeit.
wünnenbære, wünnerebære, wünneclich, wünnelich, wünnesam, *Adj.*, wünnecliche, wünnecliches.
Adv., lieblich, erfreulich, weniglich, anmuthig, angenehm.

wunnen, Freude, Sonne be-
reiten.
wunsch, Wunsch, Verlangen.
Begehren; Inbegriff des Schön-
sten, Besten, Vollkommensten;
nach wünsche, wie man es sich
nur wünschen kann, vortrefflich.
wunshegerte, Wunschels-
ruthe.
wünschen, wunsken, wün-
schen, erbitten.
wunscheleben, das schönste,
herrlichste Leben, das man sich
wünschen kann.
wunschlich, so vollkommen,
als man wünschen kann.
wunt, verwundet.
wuocher, Ertrag, Fruchtbar-
keit, Frucht, Gewinn, Wucher.
wuocherer, Wucherer.
wuocherhaft, fruchtbar, ein-
träglich.
wuochret, gewachsen, gewon-
nen.
wuof, Geschrei, Jammer, Weh-
klage, Geheul.
wuofen, jammern, wehklagen,
weinen.
ez wuorde, es wurde.
si wuorfent, sie warfen.
wuort, Wort.
er wuos, er wuchs.
wuoste, Wüste.
er wuot, er watete, ging.
wuotgrimme, von Wuth ent-
flammt.
wuotic, wüthend.
wür, Behr (bei Mühlen).
wurchen, arbeiten, machen,
bewirken, bauen.
würfelbein, Würfel.
du wurft, du wirfst.
würgen, erdrosseln, erwürgen,
ersticken; sich würgen, sich ab-
mühen.
ich wurhte, ich arbeitete; sie
wurhten, sie arbeiteten, mach-
ten.
würken, bewirken, machen,
schaffen, thun, arbeiten, wirken.
würklich, wirkend, thätig.
wurm, Wurm, Drache, Schlange.
si wurn, sie wurden.
er würre, er verwirrte, irrte.
wurtel, nd., Wurzel.
wurz, wurze, Wurzel, Kraut.
wurzelhaft, wurzelschlagend,
fruchttragend, fruchtbar.
wüstenunge, Wildniß, Wüste.
si wuten, sie wadeten.

Z.

z — am Anfang eines Wortes
f. v. a. zu; — z am Ende eines
Wortes f. v. a. das, es.
zabel, Würfeltisch, Spiel, Wür-
fel.

zabelen, zappeln.
zadel, Mangel; mit zadele,
ärmlich.
zäfen, zaffen, jieren, schmü-
den.
zage, feigherzig.
zage, Feigling.
zagehaft, feige.
zageheit, Feigheit.
zagal, Schwanz.
zagen, zagen, verzagen.
zäger, Feiger.
zaher, zahere, Tropfen.
Thräne, Zähre.
zäh, hei!
zähle, in die Acht.
zäh, hei!
zal, zale, Zahl, Anzahl, Men-
ge, Reihe, Ordnung.
zäl, zäle, Gefährdung, Nach-
stellung, Gefahr.
zallen, zu allen.
zaln, erzählen, aufzählen.
zalsö, zu also.
zam, zahm, vertraut.
zam, zahmes Fleisch.
zäme, geziemend, angenehm.
zamen, zähmen, loden.
zamen, zusammen.
zan, Zahn.
zanlös, zahnlos.
zanswer, Zahnweh.
zant, Zahn.
zapfe, Zapfen.
zapfenære, Schenkwirth.
zart, zart, schön; lieb, geliebt.
zart, Zärtlichkeit, Liebsosung.
si zart, sie zerrte.
zawen, vorwärtskommen.
zechuch, nd., ziehe.
ze — als Vorsylbe: zer —, zu.
ze, nach, zu, nebst, außer, über,
um so, desto, in, an; betreffend;
ze jungest, zuletzt; ze rehte,
wie es sich gebührt.
zeblowen, zer schlagen; sie ze-
blou, sie zer schlug.
er zebrast, er brach, zerbrach.
zebrechen, brechen, bersten,
zerbrechen, verlegen.
zebresten, zerbrechen.
er zëch, er sagte, meldete, be-
schuldigte.
zëchen, Zeichen, Feldzeichen.
zechlieben, zerpalten, zer-
splintern.
zefüeren, zerstreuen, zer-
ren, vernichten; er zefuort, er
zerstörte, vernichtete.
zegän, verschwinden, vergehen.
zege, nd., Ziege.
zeglich, Adj., zegelichen, ze-
gleich, Adv., zaghaft.
zehant, sogleich, bei der Hand.
zehe, Fußzehe.
zehen, zehn.
zeher, Thräne.
si zehiuwen, sie zerhieben.

zeigen, zeigen, weisen; er zeigt,
er zeigte.
zeimäl, auf einmal.
zeim, zeime, zu einem.
zein, Reis, Stäbchen, Pfeil,
Draht.
zeinde, zeine, Zähne.
zeine, Korb.
zeinem, zu einem.
zeines, zu eines.
zeinitzen, im Einzelnen.
zekiuwen, 1) Inf. zerläuen,
zerreißen; 2) Part. zerläut,
zerrißen.
zeklieben, zerhauen, zerpal-
ten.
zekrumt, zertrakt, zerhackt.
zelge, Ast, Zweig.
zeln, zelen, zellen, zählen,
rechnen, aufzählen, erzählen,
berichten, verkünden, nennen;
zuzählen, zuerkennen, bestim-
men.
zem, zeme, zu dem.
zemäl, ganz und gar.
czemelich, geziemend, ange-
nehm.
zemen, ziemen, gebühren, wohl
ansehen, sich schiden, gefallen.
zemen, zähmen, loden.
zen, zu den.
zën, zehen.
zendäl, Sendel, ein halbseide-
ner Stoff.
zende, zu Ende.
zende, Zähne.
zenbinden, zu entbinden.
zenge, zu enge.
zent, Centner.
zënzic, zwanzig.
zer, zu der.
zerbarmen, zu erbarmen.
zerbern, zerstampfen.
er zerbrast, er zerborst.
zere, Unkosten.
zere, auseinander ziehen.
zëren, zu Ehren, zu ehren.
zergän, vergehen, verschwin-
den.
zerhouwen, zerhauen.
zerinnen, zerfließen, ausgehen.
er zerklückte, er zerborst, zer-
schnitt.
zerlän, zerläzen, vergehen,
auseinander gehen, sich auflö-
sen, zu Ende gehen; er zerlie,
zerliezt, er verging u. s. w.
zern, zehren, verzehren, ver-
brauchen.
zerren, reißen, abreißen, zer-
reißen.
zerrunnen, verfloßen, ausge-
gangen, ausgeronnen.
zerschütten, zerstreuen, zer-
stören.
zerslëfen, zer schmelzen, zer-
gehen; er zersleif, er verging.
ich zertrite, ich zertrete.

zerüeret, aufgewüßt.
 zernung, Speise, Ausgäbe.
 zerspreiten, ausbreiten, auseinanderbreiten.
 zersprengen, zertheilen, zerstreuen.
 zersweigen, zum Schweigen bringen.
 zerteilen, theilen, vertheilen.
 zertriben, auseinander treiben, breit treten; zertriben, auseinander getrieben.
 zertuon, aufthun, ausbreiten.
 zervallen, sie zerbrachen, nahmen auseinander.
 zervüeren, auseinander nehmen, zerstören, berauben.
 sich zerwerfen, sich entzweien, in Streit geraten.
 zesamene, zusammen.
 zeslagen, zer schlagen.
 er zesleif, er verschwand, ging auseinander.
 zespringen, zer springen.
 zestören, zerstören.
 zestunt, sogleich.
 zeswe, recht; zer zeswen hant, rechter Hand.
 zeswellen, anschwellen, aufschwellen; er zeswal, er schwoll an.
 zeswenthalben, zeswenthalp, zur rechten Seite.
 zetäl, herunter, hinab; bergab.
 zetrennen, zertrennen.
 zetreten, zertreten, zerstampfen.
 zevallen, zerfallen, zusammenstürzen.
 zevellen, zerlegen, zerbrechen, zer schmettern, zerstören.
 zeumen, das Pferd führen.
 zevüeren, zerstören.
 zewäre, wahrlich, in Wahrheit.
 du zewhest, du ziehst.
 si zewurfen, sie gerietben in Streit, sie rissen auseinander.
 zezerrn, zerreißen.
 zhimel, in den Himmel.
 zicken, stoßen, antreiben, streben.
 zidin, Zeiten.
 ziehen, führen, bringen; aufziehen, pflegen; einen Weg einschlagen, sich begeben.
 ziere, schön, zierlich, ehrenvoll.
 ziere, zierde, zierheit, Pracht, Schmuck, Verzierung.
 zieren, schmücken.
 zierter, Vordeichsel.
 ich zige, ich ziehe, beschuldige; sie zigen, sie beschuldigten.
 zige, Ziege.
 ziger, Wollen.
 zihen, sagen, melden, zeihen, beschuldigen.
 zil, Ziel, Endpunkt, Zweck, Absicht; Art u. Weise; Zeitraum.

Termin; üf ein zil, bis zu Ende, gründlich; in kurzem zil, bald; in — zil, wie; an diseme zil, damals; näch — zil, üf — zil, in Rücksicht auf; zil geben, eine Zeit bestimmen, eine Frist setzen; sich ein zil nemen, sich vornehmen.
 zile, Zeile, Reihe; Gasse.
 zilm, zielen, eilen.
 zilstat, Ziel; Schießhaus.
 zimber, Gebäude, Zimmer, Gemach.
 zimbern, bauen, zimmern.
 zim, zime, zu ihm.
 ich zime, es ziemt, gebührt mir.
 zime, geziemend.
 zimër, zimier, zimierde, Zierde, Helmschmuck.
 zimieren, mit Helmschmuck versehen, schmücken; si zimierten, sie schmückten.
 zin, zu ihnen.
 zin, Zinn.
 zin, ndr., zehn.
 zindäl, Zindel (ein halbseidener Stoff).
 zins, Abgabe, Zins.
 zinshaft, zinspflichtig.
 zinslich, zur Abgabe gehörig.
 zir, zu ihr.
 zire, schön, zierlich, ehrenvoll.
 zirheit, nd. zyrheit, Pracht, Schmuck, Zierat, Verzierung.
 cirkel, Kreis, Ring, Reif.
 zirken, 1) mit dem Rirkel messen; 2) einen Kreis, die Kunde machen, umgeben, umringen.
 zyrliken, nd., zierlich.
 zise, zisel, zisie, Zeißig.
 zit, Zeit; Zeitabschnitt, Lebenszeit; Zeitmaß; rechte Zeit; eines zites, zeinen ziten, einmal; bi disen ziten, jetzt; die zit, jetzt; damals; in allem zite, den ganzen Tag, immer fort.
 zite, zeitig.
 zitee, zeitig.
 ez zitet, es ist Zeit.
 zitelose, Zeitlose.
 ziter, zeitiger.
 zitere, Zither.
 Zitherone, Cithere.
 ziu, zu euch.
 ziu, wezu, weshalb.
 ziugen, hervorbringen, beweisen.
 ich ziuhe, ich ziehe; ziuhih, ziehe ich.
 ziunen, umzäunen, flechten.
 ziweisen, zerstören.
 zmitten, mitten hin.
 zö, tzo, zu.
 zobel, Zobelpelz.
 zocken, zogen, ziehen, zuden, zerren; zagt wir, zogen wir; er zogte, er zog.

er zoich, ndr., er zog.
 zol, Zoll, Abgabe.
 zoln, besteuern.
 zören, zu Obren.
 zorn, Unwillen, Zorn; Leidenschaft. Wuth.
 zornliche, zorneeliche, zornig.
 zornvar, zornfunkelnd.
 zouber, Zauberei, Zauber.
 zouberere, Zauberer.
 zouberlist, Zauberkunst.
 zougen, zowen, von Statten geben, gesingen.
 zseil = daz seil, das Seil.
 zswert = daz swert, das Schwert.
 zu — als Vorstufe s. v. a. zer—
 zübele, das Uebel.
 züber, zuber, Wassergefäß mit zwei Griffen.
 zuc, Zuden; zue tuon, ziehen.
 zuchter, zog er.
 zucken, ziehen, zuden, zerren; sich an zucken, annehmen.
 zuckerviolet, Zuckerviolet.
 er zuchten, er zog den; er zuciez, er zog das.
 zu führen, zerstreuen, zerstören, verwüsten, vernichten; si zu fuorten, sie verwüsteten.
 zug, Zeuge.
 zug, Zug, Gefolge.
 zugän, vergeben, verschwinden.
 wir zugen, wir zogen.
 zugeweich, schwank, biegsam.
 ez zugine, es zerging, ging auseinander.
 zuher, herbei.
 zuht, Erziehung, seine Zitte, Anstand, Zucht; Lehre, Züchtigung, Strafe; mit zühten, mit Anstand.
 zuhtbare, zühtec, zühtee-lich, wohlgezogen, anständig.
 zühtegen, züchtigen.
 zuhten, seine Zitte zeigen, seine Zitte lehren.
 zuhtenheite, Anstand, seine Zitte.
 zühterich, anständig.
 zuhtmeister, Erzieher.
 zukratzen, zerkratzen, zerreißen.
 zume, zu ihm.
 zunn, Jaun.
 zunft, Anstand, Würde.
 zunserm, zu unserm.
 zuo, zu, bei, an, in, nach; znozim, zu ihm; zuo zin, zu ihnen; zuozir, zu ihr.
 zuodienen, befördernd dienen.
 zuokunft, Ankunft.
 zuosprengen, heranlaufen, herbeifahren.
 zuovart, Ankunft, Eingang, Zugang.
 zuoversiht, Aussicht, Ueber-

tung, Hoffnung, Hilfe, Unterstützung.
 zuovliezen, hinausstießen.
 zureissen, zurizen, zerreißen.
 zürnic, zornig.
 zurumpen, zuschrumpfen.
 zuspalten, zerspalten.
 zuster, vernichtet.
 si zutrat, sie gertrat.
 zuversicht, Erwartung.
 zwà, zwei.
 zwàre, wahrhaftig, in Wahrheit.
 zwè, zwei, zwei.
 sich zweien, zweigen, sich paaren, sich entzweien.
 zweiger, Gen. v. zwei, zweier;
 Dat. zweigen, zweien.

zweinzec, zwènzec, zwènzic, zwanzig.
 zweinzigest, zweinzigöst, zwanzigst.
 zwelf, zwölf.
 zwelfhote, Apostel.
 zwène, zwèn, zwei.
 zwi, Zweig.
 zwibel, Zweifel.
 zwiberstange, Zuberstange.
 zwic, Zweig.
 zwic, Peitschenhieb, Ruthenstreich.
 zwicken, zupsen, reißen.
 sich zwien, pflanzen, pflanzen, vermehren.
 zwier, zweier.
 zwier, zwiger, Zweige.

zwig, Zweig.
 zwinken, blinzeln.
 zwir, zwier, zwirent, zwirnt, zweimal.
 zwirn, Zwirn.
 zwirten, umbrehen.
 zwu, wozu, weshalb.
 zwivalt, zweifach, doppelte.
 zwivel, Zweifel, Ungewißheit, Verzweiflung.
 zwivelære, Zweifler, Berzweifler.
 zwivelen, zweifeln.
 zwivellich, zweifelhaft, ungewiß, hoffnungslos.
 zwivellop, zweifelhaftes Lob.
 zwuo, zwò (fem.) zwei.
 zwürent, zweimal.

APR 21 1943

